image
not
available

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1836.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 183—366, Beilagen Nr. 13—18, literarische Anzeiger Nr. XX—XXXXIX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus

1836

Digitized by Google

830.6
B
1836
July-Dec

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 183. —— 1. Juli 1836.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die kaiserlich-russische Kriegsmacht im Jahr 1835, oder meine Reise nach St.-Petersburg. Von dem Generallieutenant Grafen von Bismark. Mit drei Stahlstichen. Carlsruhe, Kreuzbauer. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese kleine Schrift verdient in mehrfacher Beziehung ausgezeichnet zu werden; sie tritt den gewöhnlichen Begriffen, Meinungen und Vorurtheilen vieler deutschen Leser gradezu entgegen; sieht eine Art Despotismus in dem Drängen des repräsentativen Systems und entdeckt eine gewisse Freiheit in den Sitten und in der Entwickelung eines, durch absolute Gewalt regierten Staats; sie lobt, wie es auf der Oberfläche scheinen mag, unbedingt die Einrichtungen eines Reiches, über dessen Barbarei und Despotismus zu jammern oder zu schelten vorzüglich unter Leuten Mode geworden, welche jenes Land nicht kennen und gleichwol dasselbe mit den Wohlthaten ihrer von Freiheit träumenden Unkunde beglücken möchten; die Schrift ist endlich in einer eigenthümlichen Schreibart abgefaßt, welche manchem Professor, vielleicht auch manchem Kriegsminister, falls er ein lesender ist, wunderlich scheinen mag, indem hier geistreiche Auffassung und poetischer Schmuck in der Darstellung von Gegenständen sich finden, die man sonst nur mit materiellen Händen anzufassen gewohnt ist, ohne dem Geiste und der schöpferischen Einbildungskraft dabei eine Stimme zu geben. Unter diesen Umständen würde es von einem anonymen Ref. eine unverzeihliche Kühnheit sein, wollte er eine Oppositionsschrift, in dem angedeuteten Sinne, zu loben sich unterfangen und Theil an dem Kampfe nehmen, den sie selbst nach der Voraussicht ihres Verfassers hervorrufen muß. Am Ende der Schrift heißt es:

Mich beschlich leise die Ahnung, daß der Misgunst böse Laune mit weitaufgemachtem Munde den Antrag stellen werde: „Kreuzige, kreuzige ihn!"

Ref. hält nicht für nöthig, solcher Misgunst ihre Thorheit nachzuweisen, und ebenso wenig maßt er sich an, durch Belobung der Schrift dem Verf. seinen Kampf erleichtern zu wollen. Den Parteien tritt er nicht in den Weg.

Es gibt aber Männer, welche das Unglück haben, keiner Partei anzugehören, weil ihnen die Natur das Talent versagte, in der Einseitigkeit ihr Glück und ihre Würde zu finden, und welche eben deshalb die Nothwendigkeit anerkennen, sich mit dem Geiste einer jeden Partei bekanntzumachen. Solchen Männern glaubt Ref. versichern zu können, daß sie die Schrift des Herrn Grafen Bismark mit Interesse lesen und darin Urtheile und Schilderungen finden werden, die einen Ausweg aus der gewöhnlichen, nachgrade etwas langweiligen Tagespolitik eröffnen. Die große Rolle, welche Rußland in der nächsten Zukunft zu spielen durch die Natur seiner Macht und durch die Gewalt der Dinge berufen ist, wird ihre denkende Aufmerksamkeit beschäftigen; sie werden ohne Neid und ohne Schrecken sehen, wie das jüngste Familienglied unsers Welttheils alle Keime europäischer Civilisation in sich aufgenommen, gepflegt und beschützt hat; wie riesenhaft in dem jugendlichen, von Feudaltrümmern und von der Stickluft des religiösen Fanatismus freien Boden seit einem Jahrhundert die Saat aufgegangen ist, und es wird ihnen klar werden, daß Rußland nur gegen sich selbst und sein Lebensprincip wüthen würde, wollte es die glücklich gewonnenen Kräfte zur Unterdrückung Europas und dessen Civilisation anwenden; daß sein erhabener Beruf vielmehr dahin sich richtet, im Dienste der europäischen Civilisation für diese in Asien Provinzen zu erobern, die einst herrlich blüten, ehe sie eine Beute unverbesserlicher tatarischer Barbarei wurden, und die in geordnete Verbindung mit Europa zu bringen von allgemein wohlthätigen Folgen sein muß. Mit solchen Ahnungen und Ideen sich gegenwärtig in den Stagnationen des öffentlichen Lebens zu trösten und zu stärken, thut Noth für Jeden, der in dem Katzenjammer der Revolutions- wie

Digitized by Google

der Befreiungskriege nicht allen Glauben an die Zukunft verloren hat; solchen Ahnungen und Ideen sich hinzugeben, war die angezeigte Schrift wenigstens für den Ref. ein wohlthuender Anlaß; er kann nicht glauben, daß er in dieser Beziehung einsam und allein stehen sollte mit seiner Erwartung eines neuen großartigen Lebens auf dem Schauplatz der politischen Welt.

Wie dem auch sei, und wenn der bedeutete Gesichtspunkt keine Anerkennung fände, sollte nicht selbst den Lesern der liberalen Partei zu rathen sein, mit den Ansichten ihrer Gegner sich bekanntzumachen? Sollte eine Gelegenheit zu solcher Bekanntschaft ihnen nicht erwünscht sein? Nun, sie finden in der Schrift des Grafen Bismark die Äußerungen eines Mannes, der den höhern Ständen angehört und den Muth hat, in unsern constitutionnellen Tagen seine Meinung unverhohlen auszusprechen, ohne Dem, was man öffentliche Meinung nennt, im Geringsten zu schmeicheln, der vielmehr im Widerspruch mit derselben zu einer selbständigen Überzeugung und selbst zu Vorurtheilen edel und freimüthig sich bekennt, von denen er sich nicht frei wähnt. Einen solchen Mann zu hören und seine Aussagen zu wägen, wird nützlicher sein als in den Tag hinein zu glauben, es vertrage sich nicht mit der liberalen Civilisation, in den Fortschritten der russischen Macht etwas Anderes als die drohende Annäherung der Barbarei und des Despotismus, es sei nicht erlaubt, in ihr die Bürgschaft für größere Ausdehnung und Erweiterung der europäischen Civilisation zu sehen. Oder fürchten die Antirussen, den wahren Gründen der riesenhaften Fortschritte jener Macht nachzuforschen? Wollen sie sich durch Phrasen sichern, die solche Fortschritte für Blendwerk erklären? Die Geschichte lehrt, daß kein Staat groß wurde, ohne einen tiefen Fonds geistig-moralischer Größe in sich zu tragen. Es muß auch in der russischen Macht ein solcher Fonds ihre Fortschritte begünstigen, weil in der politischen Welt so wenig als in der materiellen eine Wirkung ohne Ursache anzunehmen, und weil ohne geistiges Element überall keine politische Größe möglich ist. Das Räthsel der russischen Macht erklärt sich auch leicht aus dem Umstande, daß die russische Regierung die Civilisation als ihr Lebensprincip anerkennt, mit dessen Hülfe allein sie ihre ans Unglaubliche grenzenden Fortschritte möglich gemacht hat. Und a priori ließe sich behaupten, daß ein Staat, der bei der heutigen Civilisation sich im Zustande des Sinkens und der Abnahme befände, dieses nur seiner, der Civilisation abholden Regierung zu danken haben würde. Vielleicht finden sich in den südlichen Halbinseln Europas bestätigende Beispiele dieser Wahrheit. Sonach wäre die Furcht vor Rußlands Übermacht ein Geständniß der eignen Verkehrtheit; denn offenbar sind die westlichen Völker civilisirter als die russischen, und diese könnten jenen nur überlegen werden, wenn die civilisirten Völker nicht zugleich einer civilisirtern Regierung unterworfen wären. Jede Schrift, welche auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen geeignet ist, verdient Achtung und Aufmerksamkeit. Dies werden die Liberalen nicht ableugnen wollen. Sollten sie aber in der „Reise" des Grafen Bismark Anstoß daran nehmen, daß der Verf. gradezu behauptet, die Freiheit in Rußland gefunden zu haben, so wird es dem Ref. erlaubt sein, an den relativen Begriff der Freiheit zu erinnern. Ein Volk, das seinen Sitten, Ideen und der Stufe seiner Ausbildung gemäß, nicht nur ungehindert, sondern von seiner Regierung darin begünstigt sich civilisiren kann, wird uns freier zu sein scheinen als ein anderes, bei welchem die Volksbildung mit der Barbarei seiner Regierung im Widerspruche stände, und wo das Volk seine besten Kräfte zum Vortheil barbarischer Institutionen opfern müßte.

Ein großer Theil der Schrift des Grafen Bismark bezieht sich auf rein militairische Gegenstände, über welche Ref. kein Urtheil zu haben eingesteht. Nur so viel sei ihm zu sagen erlaubt, daß überall, wo der Verf. von den gewöhnlichen Begriffen der Militairs abweicht, er durch eine Idee geleitet wird, welche vielleicht der hinreichende Grund des Widerspruchs ist, den er hier oder dort gefunden zu haben scheint; denn die Routinemenschen erschrecken vor jeder Idee. Diese Vermuthung wird durch eine Anmerkung S. 103 bestätigt, wo es heißt:

Dem Verf. wurde von einem Dienste erzählt, wo der Chef der Kriegsadministration immer sein Verwaltungssystem gerühmt und das bestmöglichste aller constitutionnellen Staaten genannt habe. Mit diesem Selbstlobe habe er jede Erörterung umgangen und alle Klagen der Militair-Oberoffiziere parirt, wie weiland Voltaire's Candide, der des Gassenlaufens, dem er ausgesetzt war, und des eingebüßten Hinterbackens ungeachtet dabei blieb: seine Welt sei doch die bestmöglichste aller Welten!!!

Ach, es gibt solche weise Leute, die es dem bösen Willen zuschreiben, wenn „sachverständige Männer Mängel sehen und nachweisen"; eine vorgeschlagene Verbesserung ist ihnen der Beweis einer revolutionnairen Gesinnung, und ihre Constitutionalität ist so viel als der Bestand ideenloser Mittelmäßigkeit. Diese weisen Leute werden denn auch gewaltig viel gegen die Schrift des Grafen von Bismark anzubringen haben. Wer weiß, das „kreuzige ihn!" ist vielleicht eine Prophezeiung ihres geneigten Wohlwollens. — Indem Ref. einer einseitigen Opposition gegen jede Verbesserung widerspricht, muß er auf den Einwurf gefaßt sein, daß in der Bismark'schen Schrift das allgemeine Lob aller russischen Einrichtungen eben auch als eine Einseitigkeit erscheine. Ein solcher Tadel aber sollte durch Thatsachen gerechtfertigt werden. Ref., der in der Lage war, Rußland näher kennen zu lernen, hat bei der Lecture dieser Schrift keine auffallende Unrichtigkeit in derselben bemerkt. Wenn ihm nun auch die Anpreisung bisweilen parteiisch schien, so durfte er nicht vergessen, daß ein Mann in der Stellung des Grafen Bismark nicht wie ein kühner weltverbesserner Recensent schreiben durfte. Die Sprache der feinen Welt, um welche popularisirende Schriftsteller sich wenig bekümmern, befolgt andere Gesetze und weiß bisweilen den Tadel oder die Belehrung in das Gewand des Lobes zu kleiden, ohne darum für wahrhaft gebildete Geister weniger verständlich zu sein. Überall thut es Noth, daß der

Digitized by Google

Leſer aus gleich hohem Geſichtspunkte wie der Schriftſteller die Gegenſtände beurtheile.

Nach dieſen Andeutungen gegen mögliche Einreden der Einſeitigkeit erwartet man vielleicht einen Auszug aus der in Frage ſtehenden Schrift. Da aber ein ſo weitverbreitetes Blatt als die „Allgemeine Zeitung" bereits einen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit genügenden Auszug geliefert hat, ſo würde ein ähnlicher hier um ſo überflüſſiger ſein, als mit Recht zu erwarten iſt, daß die Schrift bereits in den Händen ſolcher Leſer iſt, welche die hohe Wichtigkeit des in derſelben behandelten Gegenſtandes anzuerkennen Geiſt und Beruf haben. 91.

Correſpondenznachrichten.

Paris, Ende Mai 1838.

Herr Fulchiron iſt Deputirter, Spaßmacher oder Loustic, wie die Franzoſen ſagen, und tragiſcher Dichter; das Théâtre français hat Unrecht, ſeine Tragödien in den Cartons gefangen zu halten: es könnte goldene Berge damit verdienen. Und ſchritten ſie ſo düſter und ſchwermüthig über die Bühne wie Hamlet über den Kirchhof, man würde ſich zu Tode darüber lachen mögen. Der „Charivari" hat den Mann ſo zugerichtet, daß man ſeinen Namen kaum ohne Lachen ausſprechen kann. Seine erſte Tragödie hat Hr. Fulchiron vor 37 Jahren geſchrieben: ſeitdem iſt ſie unbeweglich in Théâtre français geblieben, ſie hat das Conſulat erlebt, die kaiſerliche Regierung, die Reſtauration, die hundert Tage, die zweite Reſtauration und die zweite Revolution: Städte ſtürzten ein und Berge, aber ſie ſtand, Reiche vergingen, Napoleon fiel, aber ſie ſtand ſtarr und unbeweglich. Wie ſie heißt, weiß kein Menſch zu ſagen, das Kunſtwerk iſt unter mythiſchen Wolken verſchwunden, es iſt irgendwo vorhanden, aber wie ein Götterbild, das im Staube begraben liegt und über welches die Vandalen in ſtupider Gleichgültigkeit wegſchreiten. Nur durch die Tradition eines Lampenputzers weiß man, daß das Sujet die Befreiung der Schweiz iſt oder war. Im Jahre Eilf der Republik wurde das zweite dramatiſche Werk des Hrn. Fulchiron von dem Leſecomité angenommen, es führt den Titel: „Pizarre", das dritte heißt „Boemond". Mit dieſem iſt das dichteriſche Streben des Hrn. Fulchiron in Stocken gerathen, ſeitdem trauert er um ſeine Trauerſpiele; wie ſie in Schmerzen erzeugt worden, ſo erzeugen ſie ihm unvergängliche Schmerzen, denen er kürzlich in der Kammer der Deputirten auf eine höchſt originelle Art Luft gemacht.

Es werden jährlich zur Aufmunterung der dramatiſchen Kunſt in Frankreich 1,300,000 Francs bewilligt. Dieſe Veranlaſſung ergreift der unglückliche Dichter, um die glücklichen anzugreifen. Nach drei Verſuchen in der tragiſchen Gattung, wagte ſich Hr. Fulchiron ins Gebiet der Farce, und diesmal mit allem Glücke: es iſt wahr, daß er ſelbſt als Schauſpieler auftrat, und doch iſt es wieder ein Glück für ihn, daß er 37 Jahre lang vergebens auf Schauſpieler für ſeine Tragödien gewartet hat; wer würde ſonſt noch davon reden?

Die Discuſſion über die 1,300,000 Francs, welche jährlich von der Kammer zu Aufmunterung der dramatiſchen Kunſt in Frankreich bewilligt werden, hatte aber auch ihre ernſthafte Seite. Die Beſchlüſſe der Kammer werden oft mit der leichtſinnigſten Indifferenz gefaßt, nicht die Meinung ſiegt, welche die beſten Gründe, die bewährteſten Thatſachen anführt, ſondern die, welche ſich am keckſten producirt, ſich bläht und Wind macht, und drunter und drüber Facta und Zahlen auseinander wirft, daß den Deliberirenden angſt und bange wird. Am anderen Morgen findet ſich, daß man auf eine falſche Angabe hin notirt hat, aber es iſt zu ſpät. Das Geſetz iſt da und Niemand hat die Macht, es zu zernichten. So behauptete Hr. Fulchiron, der den Societaires des Théâtre français jährlich zufallende Antheil betrage nur 1200 Francs, nach Hrn. Auguis bezögen ſie 3 bis 4000 Francs, beides iſt falſch; ſeit mehren Jahren ſind einem jedem Sociétair des Théâtre français 10,000 Francs zugeſichert, die ihnen pünktlich ausgezahlt werden. Ferner führte Hr. Auguis, die Entbehrlichkeit der Beiſteuer von Seiten der Kammer erweiſend, die londner Theater an; allerdings werden dieſe von der Regierung nicht unterſtützt; aber dafür ſind ſie auch in der Sommerſaiſon geſchloſſen und befinden ſich fortwährend im Zuſtande des Bankrotts, und dann gibt es in London keine einzige Bühne mehr, auf welcher die Dramen von Shakſpeare gegeben werden. Um die Oper iſt es daſelbſt ſehr ſchlecht beſtellt; die pariſer oder vielmehr italieniſchen Virtuoſen müſſen ſich gefallen laſſen auf der londner Bühne neben den erbärmlichſten Stümpern zu ſingen. Außer Fulchiron und Auguis, trat noch ein Dritter auf, Amilhau, Präſident an einem königlichen Gerichtshofe; ein Magiſtrat braucht nicht zu wiſſen, was hinter den Couliſſen vorgeht, er ſoll es gar nicht wiſſen, ſoll aber auch nicht darüber vor einer geſetzgebenden Verſammlung ſprechen. Hr. Amilhau behauptete mit einer unglaublichen Dreiſtigkeit, die komiſche Oper brauche mehr für Beleuchtung, Decorationen und Coſtume als die Académie royale de musique. Es fand ſich Niemand, dieſe abſurde Behauptung zu widerlegen. Ohne hier die Summen, welche beide Theater zu dieſen Zwecken verwenden, einander gegenüberzuſtellen, bemerken wir blos, daß die Beleuchtungskoſten der großen Oper, welche dreimal die Woche ſpielt, jährlich 90,000 Francs betragen, und daß das in Scene Setzen der „Jüdin" und der „Hugenotten" zuſammen auf 250,000 Francs koſtet.

Hr. Amilhau fragte unter Anderm auch, was von der Opéra-comique in 50 Jahren übrigbleiben würde? Das iſt in der That eine wunderliche Frage; was wird in 50 Jahren vom Appellationsgerichte des Hrn. Amilhau übrigbleiben? Vielleicht noch weniger als von dem erwähnten Theater. Von dieſem werden wenigſtens einige Tonſetzer noch genannt werden. Die „Dame blanche" und der „Pré aux clercs" ſind dann vielleicht vergeſſen, nicht aber Boyeldieu und Herold. Die heutigen komiſchen Opern ſind Werke von ganz anderem muſikaliſchen Gehalte als Alles, was Méhul und Grétry hervorgebracht; wer verſagt aber dieſen Namen die ſchuldige Achtung? So ſind aber die Pariſer, unſtet in Allem, leidenſchaftlich in Allem, beſonders wenn die Eitelkeit im Spiele iſt, wenn es ſich um Ruhm und Ruf in Kunſt und Krieg handelt. Die Redner in der Kammer ſagen: Frankreich hat keinen einzigen großen Schauſpieler mehr; morgen lieſt man in einem Feuilleton, die Dorval hat die Zuſchauer durch ihr meiſterhaftes Spiel entzückt, oder Bouffé iſt der erſte Komiker ſeiner Zeit. Das iſt er aber auch, in Frankreich wenigſtens; leider befindet er ſich in ſehr bedenklichen Geſundheitsumſtänden, man gibt ihm nur noch einige Jahre zu leben, das mag ſeine Neider und Rivalen tröſten; ſeine Collegen ſind ihm daher alle gut; nach der erſten Vorſtellung des „Gamin de Paris" trugen ſie ihn im Triumphe über die Bühne.

Aber wo bleibt Hr. Fulchiron und ſeine Komödie? Doch der Mann mag es gut meinen, und eine gewiſſenhafte Überzeugung verdient Rückſicht und Schonung. Mögen die pariſer Feuilletons ſich über ihn luſtig machen, wir wollen die Sache ernſthaft nehmen, wie es ſich ziemt, wenn die literariſchen Intereſſen einer geiſtreichen Nation im Spiele ſind, die von jeher Europa ſo mächtig anregte. „Dieſe Bühne heißt Théâtre français", ſagt Hr. Fulchiron, „weil man Franzöſiſch daſelbſt ſpricht, das iſt die Bedingung sine qua non." Seitdem Franzöſiſch geſchrieben wird, hat dieſe Sprache vielfache Umgeſtaltung erlitten; wer z. B. an das Franzöſiſch von Rabelais gewohnt war, mochte große Augen machen, als Montaigne anfing zu ſchreiben, zwiſchen dieſem und Malherbe iſt ebenſo wenig Analogie wie zwiſchen den Odendichtern aus der Kaiſerzeit und Lamartine. Wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, einige Worte von Dumas in Erwiderung auf Hrn. Ful-

chiron's Ausfälle hier anzuführen, nicht sowol weil sie als eine kritische Antwort gelten sollen, als weil sie dem Dichter, der seinen Rivalen so vollkommene Gerechtigkeit widerfahren läßt, zur Ehre gereichen. „Der erste Vorwurf, den Hr. Fulchiron dem Théâtre français macht, ist, daß man daselbst nicht mehr Französisch spreche; dieses ist besonders auf V. Hugo abgesehen. Unter den Schülern Châteaubriand's, dessen Sprache alle Vorhergehenden beerbt hat, ist keiner, der sie mit so viel Geschick zu handhaben weiß als Hugo. Hätte Hr. Fulchiron die „Balladen" und „Orientalen" gelesen, so würde ihm eingeleuchtet haben, daß Hugo nicht allein ein großer Dichter, sondern auch ein großer Sprachkenner ist; wenn Hr. Fulchiron „Notre Dame de Paris" gelesen, so würde ihm klar geworden sein, daß Hugo auch als Prosaist groß ist. Es ist dieses nicht meine Ansicht allein, es ist auch die der Herren Guizot, Lamartine, Rodier, Châteaubriand, die Hr. Fulchiron mir erlauben wird in dieser Sache als gültige Richter aufzustellen." Fahren wir nun in Beleuchtung des Plaidoyers des Hrn. Fulchiron gegen die Romantiker weiter fort: „Man spielt auf dieser Bühne Stücke, welche alle Regeln des Anstandes über den Haufen werfen. So hat man da ein Stück gesehen, in welchem eine Hetäre (femme impudique) den Sieg über die rechtmäßige Gattin erringt („Angelo"); ein anderes, in welchem ein junger Mann erscheint, der, von einem grimmigen Dichterstolz getrieben, der Gesellschaft flucht und sich erdolcht; er hätte gescheiter gethan zu arbeiten („Chatterton")." Vielleicht ist letztere Behauptung, so philiströs sie auch klingt, sehr richtig; wenn aber Alle thäten, was sie sollten, wie wären die Menschen auf die Idee gekommen, Trauerspiele zu schreiben? Wenn alle Ideen nach der Schnur gezogen wären, wenn Jeder seine Gefühle und Leidenschaften in Reihe und Glied in sich herumtrüge und sie aufs Commando traben, galopiren oder Halt machen ließe wie ein Kürassieroberst sein Regiment, wo kämen dann die Schlachten her, die großen Verbrechen und der Kampf des Menschen gegen das Schicksal? Und wer zum Henker möchte in einer so correcten Welt leben? Und haben denn die französischen Romantiker den Ehebruch . . die Nothzucht erfunden? Zu welcher Zeit hat man Tragödien mit Rosen und Turteltauben und Schäferinnen am klaren Bache und Nachtigallen gesehen? Die Pelopiden verstehen sich so gut aufs Schlachten wie nur irgend ein Held der neuern französischen Dramen; und gibt es eins darunter, in welchem ein Wütherich seinen Neveu zu Beefsteaks zerhackt und seinen Bruder damit tractirt? Hernani stirbt, um ein gegebenes Wort zu halten, die Herzogin von Guise gesteht ihrem Geliebten erst im Augenblicke des Todes, daß sie ihn liebt, Orestes tödtet seine Mutter absichtlich mit vollem Bewußtsein; erst nachdem Lucrezia Borgia von ihres Sohnes Dolch getroffen ist, ruft sie aus: „Je suis ta mère."

„Ich verlange nicht", sagt Hr. Fulchiron, „daß man nur Theaterstücke schreibe wie Corneille, Molière und Racine; indeß da die Regierung die Oberaufsicht hat und Geld zuschießt, so sollte sie die Darstellung von Theaterstücken untersagen, welche dem guten Geschmack und der Moral zuwider sind; das Théâtre français sollte die guten Traditionen aufrechterhalten, dann würde man auch bald alle literarischen Ketzereien los."

Auf diesen Theil seiner Diatribe antwortete Hr. Thiers. Als er zum Ministerium gelangte, stand das Théâtre français auf dem Punkte, Bankrott zu machen; er hoffte es mit Hülfe des alten Repertoires zu retten, daher gab er Befehl, Corneille, Racine und Molière so oft als möglich und mit Ausschluß der modernen Dramen aufzuführen. Hr. Thiers hat sich regelmäßig die Register des Theaters vorlegen lassen und daraus ersehen, daß die Einnahmen, Eins ins Andere gerechnet, sich nicht über 7—800 Francs beliefen, also ungefähr 7—800 Francs weniger als die Kosten. Somit hätte die Geldbewilligung auf 600,000 Francs müssen gesteigert werden, um das Théâtre français in dieser Richtung fortzuführen. Hierauf entschloß sich der Minister, die Ketzerdramen, die Producte der Barbaren, die dem Deutschen und Englischen nachgebildeten Ungeheuer zu Hülfe zu rufen, ohne welche es platterdings unmöglich würde gewesen sein, die großen Muster aufrechtzuerhalten. „Henri III." und „Hernani" trugen dem Theater in einem Jahre 420,000 Francs ein, also 200,000 Francs mehr, als der Zuschuß der Regierung beträgt. Gegen solche Gründe ließ sich nichts einwenden, die Romantiker behielten auch diesmal Recht und ihren Dramen steht das Théâtre français offen, nach wie vor.

Der „Charivari" ließ nicht lange auf sich warten, schon am andern Tage war die Rede des Hrn. Fulchiron in Versen parodirt; Tags darauf, nämlich vorgestern, erschien eine „Tragédie parlementaire". Man hat viel von den sieben Tragödien des Hrn. Fulchiron gesprochen, heißt es in der Einleitung, und namentlich von „Le cataplasme", die, obgleich nicht die längste, doch gegenwärtig die berühmteste ist; wahrscheinlich wünschte Hr. Fulchiron, daß die dramatische Literatur auf diesem Wege, mittels Gendarmen und Subventionen weiter geführt werde. Der vollständige Titel lautet: „Le cataplasme, tragédie en trois actes et en vers, par M. Fulchiron, mise à l'étude le 22 Fevrier 1799, et *non représentée* au théâtre français." Erster Aufzug. Das Theater stellt das Schlafzimmer der Königin Plasme vor, Frau des Königs Canut. Der junge Zard, Stallmeister des Canut, küßt der Königin die Hand.

Zard. Pourquoi donc te plonger dans ce sombre marasme.
Plasme. Ah! peux-tu demander, cruel, ce *qu'a ta plasme.*

Plasme ist eifersüchtig, Zard beruhigt sie; sie fürchtet die Rache ihres Mannes; Zard macht die scharfsinnige Bemerkung:

Dieu n'a pas permis, dans son calcul profond,
Que les yeux d'un mari puissent voir sur son front.

Canut erscheint, Zard versteckt sich in den Uhrkasten; Canut sagt der Königin, er wolle um 11 Uhr im Staatsrath präsidiren, Zard läßt kurz darauf elf schlagen; Canut entfernt sich, hierauf springt Zard zum Fenster hinaus. Der König erscheint, tritt kurz darauf wieder ab und wird im Gange verwundet; hiermit schließt der erste Act. Im zweiten Acte liegt der König Canut zu Bette; Zard wird als Königsmörder angeklagt; „Hi, que c'est laid, Zard" (lézard), spricht der König zu ihm und verdammt ihn zum Tode. Im dritten Acte bringt das Volk einen tollen Hund herein; von diesem ist Canut gebissen worden und es zeigt sich, daß der Hund am Schwanze verwundet ist; der König hatte früher erzählt, er habe nach seinem Mörder gestoßen, Canut stirbt an der Wasserscheu; der Hofnarr macht die Bemerkung, es sei eine gerechte Züchtigung des Himmels: „Il a fait enrager son peuple si souvent." Wir haben vergessen zu berichten, daß Zard beim Springen aus dem Fenster sich am Arme verwundet; Plasme, Canut's Witwe, will ihre Verbindung mit Zard verschieben, bis dessen Wunde geheilt ist; Non, entgegnet Zard,

Non! je veux au plutôt être l'époux de Plasme
L'hymen sera pour moi le meilleur cataplasme.

Canut ist in Lyon ein Spitzname der Seidenfabrikanten; Fulchiron besitzt Seidenfabriken zu Lyon. Zard bedeutet nichts und dient nur, das Wortspiel laid Zard (lézard) herbeizuführen.

41.

Notiz.

Der ausgezeichnete englische Maler W. Linton hat ein höchst großartiges Bild ausgestellt: das alte Jerusalem während der hereinbrechenden Finsterniß, welche die Kreuzigung begleitete, das wol das schönste Stück der neuerlichen londoner Kunstausstellung gewesen sein möchte. Das Sujet ist genial; man muß es als das größte Nachtstück bezeichnen, das es geben kann; auch hat der Maler sein ganzes Talent aufgeboten, um das Bange, Dunkle, Nächtliche jener großen, aber finstern Stunde recht energisch darzustellen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 184. — 2. Juli 1836.

Faust, ein Gedicht von Nikolaus Lenau. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Von allen mythischen Geschichten und Sagen, welche die christlichen Völker und Jahrhunderte durchzittern, ist die Faustsage die reichste, allgemeinste und innerlich-gewaltigste. Denn obschon die Sage vom ewigen Juden sich unmittelbar auf die Religion der Welt und des Geistes selbst, mithin auf das Höchste und Heiligste bezieht, was gedacht werden kann, so ist doch dieser Bezug, gegen die Art und Weise, wie die Faustsage von ihrem Inhalt durchdrungen wird, nur ein äußerlicher zu nennen. Denn in dieser liegt die allgemeine Geschichte des Gedankens selbst, hier zwar in der besondern Form dargestellt, daß er als Zweifel zur Hölle führt, jedoch so, daß alles Denken überhaupt und alle Objecte des Denkens, mithin das ganze menschliche Dasein in diesem hinabwärtsführenden Skepticismus mitenthalten ist. Weil aber das menschliche Sein zugleich das Göttliche ist und Gottes Macht und Existenz nicht außerhalb der Welt und hinter der Welt zu suchen ist, so ist auch in der Faustsage das Wirken und Sich-Manifestiren der Gottheit mitenthalten, dieser erhöhte Inhalt aber nicht als ein ruhiges Abspiegeln des Göttlichen im Menschlichen zu begreifen, sondern wie zuerst das Menschliche als Subjectives und Einzelnes der Gottheit gegenübertritt und in diesem Hohn seinen böſen Willen offenbart, so stellt sich nun im Verlauf des Ganzen das Böse dem Guten, Mephistopheles dem Herrn, der Teufel der Gottheit feindselig gegenüber und das Verhalten beider Mächte zueinander wird zum wahren Kampf. Erscheint also gleich in dem „Prolog im Himmel" Mephisto als ein bevollmächtigter Abgesandter des Herrn, der ihm frei gibt, auf Erden und gegen Faustum seine böse Macht und Willen zu manifestiren, so ist doch dieser Act der Freilassung andererseits ebenso sehr als der Abfall des Bösen vom Guten und als die Selbständigkeit des Bösen in sich zu fassen, welche freilich, weil das Gute die absolute Wahrheit ist, nur ein Schein ist, deren Wirklichkeit jedoch besteht und nicht geleugnet werden kann, so lange der Kampf währt. In diesem, der nicht als allgemeine Weltmacht, aber in dem Einzelnen, in dem Subject, in den Fausten der Jahrhunderte ein ewiger ist, rechtfertigt und beweist das Böse fortwährend seine Existenz, sowie in dem Ende des Kampfes, wo sich das Böse stets als überwunden zeigt, das Gute und Göttliche immerdar sein Gericht hält. Weil aber nicht der Kampf selbst, der als solcher nur Einzelnes und Besonderes zeigt, sondern erst des Kampfes Ende das Allgemeine ist, so erscheint als unabänderliches Schlußresultat der Faustsage immer der Gedanke, daß nur das Göttliche das Allgemeine ist. Mithin beschließt sich die Sage im Absoluten selbst, und die Allmacht Gottes erscheint als leuchtende Schlußtrophäe in der reinbiblischen und religiösen Frage: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Es ergibt sich hieraus, daß, im Vergleich beider Sagen, der Gegenstand der Ahasverussage: der Glaube, der Gegenstand aber der Faustsage: das Denken, oder richtiger der Gedanke ist. Denn Ahasverus wird verflucht und verdammt, weil er nicht glaubt, weil es in der Schrift heißt: der Glaube macht selig, darum ist er unselig; seine Unseligkeit aber wird alsobald von ihm genommen werden, wenn er zum Glauben sich wendet; in dieser steten Aufgabe, deren rechten Sinn Ahasverus selbst nicht kennt, beruht seine Identität mit dem jüdischen Volk, dessen Messias nicht kommt, so lange Israel währt, aber erscheinen wird in dem Augenblick, wo Israel sich von sich selbst scheidet, d. i.: an Christum glaubt. Hingegen Faust's Fluch ist nicht der Unglaube, sondern das Wissen und Essen vom Baum der Erkenntniß. Durch das Denken führt sich Faust zur Sünde, mithin ist es die Wahrheit selbst, die seinen Abfall bewirkt. Auf diesem ewigen Bewußtsein Faust's, daß es die Wahrheit ist, von der er ausgegangen, beruht sein Trotz, in welchem er den freiwilligen Abfall von Gott nicht als ein Vergehen, vielmehr als Nothwendigkeit betrachtet und sich deshalb mit Selbstbewußtsein und klarer Einsicht in sein Thun dem Teufel übergibt.

Es liegt in dem Wesen der Faustsage selbst, daß sich die Poesie ihrer als Objectes fort und fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk bemächtigen und dies unerschöpfliche und ewige Thema, weil es ein ganz unendliches ist, hierhin und dorthin variiren wird. Weil also das ewige Faustgedicht beiweitem noch nicht abgeschlossen ist und folgende Zeiten und Epochen noch manchen Faust bringen werden; weil hier eben wieder ein neu Gedicht aus diesem geschlossenen Kreise vorliegt, so ist es erfoderlich und nothwendig, genau und fest den

ursprünglichen Sinn und Begriff dieser Sage sich aufzustellen und festzuhalten, um zu sehen, ob das Neue, was hier geschieht, entsprechend sei und einen Progreß des poetischen Gedankens enthalte. Zu diesem Ende soll hier in wenigen Zügen der wahre und reine Begriff der Faustsage entwickelt werden. Es ist nicht allzuleicht, ihn herauszuarbeiten, denn manche stürmische, wol gar unfähige Geister haben das reine Object sehr getrübt.

Eine Nebenbetrachtung wird uns auf das Centrum führen: Ein deutscher Dichter hat die Faustsage mit der Don Juansage verbunden. Ist die Ausführung dieses Gedankens gleich nicht entsprechend gewesen, so ist doch der Gedanke selbst tief, großartig und berechtigt und zeigt einen wesentlichen Fortschritt des Gedankens der Sage selbst. Denn in der Faustsage selbst schon liegt der ganze Don Juan als secundaires Element, oder besser als ein zweites Moment, das aber in der Faustsage wiederaufgehoben wird. Jener Dichter nun hat in seinem höchstkühnen Gedicht eigentlich nichts gethan, als beide Momente, das Haupt- und das Nebenmoment, geschieden, nebeneinandergestellt, jedes für sich in seiner Besonderheit entwickelt und endlich beide wieder zusammenfallen lassen. Unser Begreifen der Sache wird einen Schritt weiter thun, sobald wir uns fragen: Was fehlt dem Don Juan, um Faust zu sein? Hierauf wird geantwortet: der Gedanke. Was Faust in sich darstellt, nachdem er ein Strebender nach Wissenschaft, ein Zweifelnder und Verzweifelnder, ein Abgefallener vom Guten, ein Eigenthum des Teufels und somit ein um seine selbständige Geistesruhe Betrogener geworden ist, nachdem er mithin diese ganze Vergangenheit, so unendlich inhaltreich, zurückgelegt hat, — das ist Don Juan von Haus aus. Faust ist nämlich nun der wüste Gesell, der das Leben und die Lebenslust im Genuß ohne Rücksicht und Rückhalt hinabschlingt. In dieser Epoche von Faust's Geschichte ist der Gedanke gemordet. Der Wüstling ist gedankenlos. Er ist der leibhafte Don Juan, aber geistig hat er eine Potenz mehr, weil Don Juan keine Vergangenheit hat. Darum kündigt sich in Faust jene wüste, Alles in Lust verschlingende Periode sogleich als eine Durchgangsepoche an, denn im Genuß hat er ja nur die Begierde, während Don Juan in der Begierde schon den Genuß und in dem Genuß die Freude an der Sünde hat. Don Juan hat die freie Lust, Faust die Lust der Verzweiflung; darum wird Faust wieder der Mörder seiner Lust, Don Juan aber wird in der Lust von den Rachegöttern gemordet. Hier deckt das Grab den Bösewicht und die Geschichte ist aus; dort hebt, nachdem der Teufel ihn hingenommen, erst der allgemeine Bezug des Verdammten auf die Menschheit an.

Wir stehen auf demjenigen Punkt der Faustsage, wo so manches Talent gescheitert ist, wo auch Lenau in diesem seinem Gedicht, das viel Schönes im Einzelnen enthält, die Wahrheit verloren hat. Die Einen nämlich lassen Faust in der Lust untergehen; die Andern lassen ihn nicht einmal die Lust voll genießen. Unter den Letztern Lenau. Ergreifen wir sogleich das Centrum; welches ist dies? Dies ist der tiefsinnige, denkende Mensch im Gegensatz zur objectiven Wahrheit, und der Anfang der Geschichte ist da, wo in dem Denker, in Faust, das Sinnen zum Grübeln wird. Der Einzige, der diesen Anfangsmoment richtig ergriffen hat, ist Göthe. Seines Gedichts Beginn zeigt Faust im Studirzimmer. Dieser Anfang im Studirzimmer ist ein so wesentlicher Punkt, daß in jedem andern die wahre Genesis des Faustischen Abfalls verloren geht. So bei Lenau, der uns Faust zuerst auf einem Morgengang, zweifelnd an der Natur, hiernächst aber im anatomischen Saal, verzweifelnd an der Wissenschaft vorstellt; vielmehr aber ist die Verzweiflung an der Wissenschaft bei ihm schon vollbracht, denn die Wissenschaft liegt, symbolisch, als Leichnam vor ihm. Der Gedanke, wie die ganze Scene, die Mephistopheles unterbricht, ist schön, allein als Anfangspunkt zu verwerfen.

Verlieren wir aber bei diesem Hinblick auf die Dichter nicht das Centrum der Sage, woraus sich deren eigenster Begriff ergeben muß: des grübelnden Denkers erster Schritt nämlich ist das Aufgeben der abstracten Wissenschaft und die Hinwendung auf die Natur und deren Inneres, an welcher in dem vorliegenden Gedicht der Dichter schon im Voraus Faustum verzweifeln läßt. Worin also, dies eingesehen, der tiefsinnige Progreß des Verfalls und Abfalls besteht, ist, daß Faust nicht den Teufel (wie bei Lenau u. A.), sondern den Erdgeist beschwört, den Geist der Natur, für welchen aber Mephistopheles erscheint. Faust hat nun zwar den Satan selbst, aber noch ist er nicht schuldig, denn er hat ihn nicht gewollt; dennoch aber war dessen Kommen eine Nothwendigkeit, denn Faust gab sich unwillkürlich, im dunkeln Drange dem Bösen hin, indem er den Irrthum beging, Erkenntniß von den Mächten der Natur und nicht vom Geist Gottes zu begehren. Dieses wichtige und tiefe Moment hat abermals Göthe festgehalten, unser Verf. aber gänzlich fallen lassen. In dem fernern Progreß nun hält Faust immer noch die Erkenntniß und das Streben darnach fest, und zwar mit solcher Gewalt (denn der Gedanke läßt sich nicht mit einem Streich todtschlagen), daß Mephistopheles die Einsicht gewinnt, er müsse, um jenen ganz zu besitzen, ihm zu Leibe gehen. Der Leib nämlich hatte zeither in Faust gänzlich geschwiegen, weil ihn der grübelnde Gedanke ganz beherrschte; nun aber erweckt Mephisto diesen Leib aus seinem Schlummer, indem er ihm seine volle Gewalt einräumt und die unbändige Lust in ihm erregt. Sein Ziel verlierend, verschreibt sich also Faust. Weil jedoch von ihm, da er sein Denken und Streben und in diesem die Wahrheit selbst aufgibt, nur das Göttliche selbst verschmäht wird, das ja der Inhalt aller Erkenntniß ist, so kehrt dies verschmähte Göttliche ihm auf seiner nun beginnenden Lasterbahn, in anderer Form, als rein religiöses Mysterium, als Heiliges, Geglaubtes, als Orgelton und Osterfeier, als wehmüthige Erinnerung an gläubige Kinderzeit wieder. Aus diesen Klängen spricht der Himmel, aus diesem aber Gott und die Wahrheit. Mephi-

stopheles aber hat das irdische Theil und potenzirt fort und fort durch Erregung die Macht des Leibes. Auch diesen bedeutungsvollen Inhalt hat unser Verf. und darin eben das Wesen Satans ganz verkannt; denn bei ihm vergällt ja fortwährend der Teufel dem Faust seine Lust, weshalb dieser endlich durch Selbstmord untergeht, ohne je die Lust genossen zu haben. Ein ungeheuerer poetischer Irrthum! So springt denn endlich, und ganz natürlich, Faust aus Mismuth und Ekel in das Nichts, nachdem ihn der Teufel abscheulich geprellt, was er jedoch nicht gemerkt hat. Dieses Ende Faust's ist die schwächste Partie in Lenau's Gedicht. Der Faust, der sich umbringt, ist nicht mehr Faust, sondern in dem Begriff der Faustsage liegt es nothwendig, daß ihn der Teufel hole. Denn sein Abfall von der Wahrheit und dem Gottesinhalt der Welt rächt sich eben dadurch, daß Faust nicht zu Gott hinüber begehren, und eben weil er alle Mächte des Himmels in seinem Bewußtsein verloren, von der Erde nicht lassen kann. Ja, das Heilige selbst, dessen Glauben und Wissen zwar er verloren, das aber dennoch seine negative Macht an ihm nicht verloren hat, fesselt ihn an die Erde und manifestirt diese Macht in der irdisch-reinen Liebe Gretchen's, welche Faust mit seiner letzten Willenskraft und Teufelsgewalt befreien will. Auch diesen Hauptmoment, dieses irdische Band, das am Schluß der Faustsage den Himmel mit der Hölle verbindet, hat der moderne Dichter ganz übersehen. Sein „Faust" hat kein Gretchen. In diesem Mangel liegt ein abermaliges großes Verkennen. Denn was, dem Inhalt und Sinn der Sage nach, Fausten von der Erdenlust, die er in ungeheuern Zügen genossen, die ihn aber nicht befriedigt hat, so wenig, daß dadurch nicht einmal der Pact mit dem Satan ganz erfüllt worden, was ihm zuletzt von dieser Lust, die Faust selbst im Genuß verachtet, übrig bleibt, ist eben Gretchen, die Trägerin der reinen Erdenliebe, die in der Verführung und im Verbrechen sich rein erhaltende und in Todesnoth dem Himmel sich übergebende Seele. Weil Gretchen ist und gefangen ist, kann Faust nicht von der Erde lassen. Aber der Teufel übt seine Teufelskunst und entrafft ihn. Wohin? Das ist nicht darzustellen; denn die Faustsage ist ihrem Wesen nach ein Fragment. Aber in das Nichts auf keinen Fall, denn Satan kann nicht vernichten. Fassen wir nun das Einzelne, was hier über den wahren Sinn der Sage in Bezug auf Lenau's Gedicht gesagt worden, in eine geistige Summa zusammen, so erhalten wir als Schlußgedanken die Frage: Wird es für Faust, den der Teufel geholt, ein Drüben geben? womit wir auf den Anfang der Sage zurückgewiesen werden. Weil dieser Anfang das Grübelnde, Erkenntniß, Wahrheit suchende Denken des Subjects war, so wird es nun so lauten müssen: Hat Mephistopheles Faust's Denken zu Grunde gerichtet? Die Antwort lautet: Nein. Die Offenbarung aber und wahre Deutung der Sache möchte diese sein: Ganz gleichgültig nämlich ist es, was, nachdem Beide, Faust und Mephisto, auf schwarzen, feuerflammenden Rossen in den Lüften zerflossen sind, nunmehr aus Faust's Dasein und seinem Denken geworden sei oder werden könne; denn die fragmentarische Geschichte ist jetzt in der That aus und die allgemeine Betrachtung tritt ein. Faust hat sich durch seinen Pact mit dem Bösen, auf dessen mehrem oder minderm Erfülltsein es eben wieder nicht wesentlich ankommt, alles Heiligen und Göttlichen begeben, sowie allen Segnungen desselben. Er hat die Wahrheit da gesucht, wo nur die Lüge hauft. Sein Irren ist seine Sünde. Aber dennoch ist, weil er nun nicht mehr in Gott und in der Wahrheit ist, sein ganzes Dasein zur Lüge geworden, nach dessen Bedeutung, Wesenheit, Fortsetzung und Folge man eben deshalb nicht ferner fragen muß. Aber weil sein Irrthum der reine des Menschseins und des Denkens ist, so ist der Inhalt seines Daseins und seiner Schuld als ein rein geistiger und allgemein menschlicher der Menschheit unverloren, und seine Geschichte erscheint mithin für diese als die allgemeine Geschichte des im Denken und der Erkenntniß sich verirrenden Subjects überhaupt. Wer kann noch zweifeln, daß diese Geschichte nun ein allgemeines Eigenthum der Menschheit wird? Wie Christus, der Herr, der gen Himmel Gefahrene und seines Daseins freiwillig sich Enthebende, in dem Bewußtsein und durch das Bewußtsein der christlichen Gemeinde lebt und ewig lebt, so lebt Faust, der am Denken und an der Macht des Bösen Gescheiterte, ewig in dem Selbstbewußtsein aller nach Erkenntniß strebenden Subjecte, deren mögliches Schicksal er in seinem Schicksal vorausverkündigt, die er aber darin vor dem versteckten Walten des Bösen, vor der Nacht- und Höllenseite aller Wissenschaft gewarnt, denen er den Punkt aufgezeigt hat, wo in der Welterkenntniß die Verdammniß hauft. Er ist verdammt, damit wir selig werden. Wer fragt noch nach Faustum, seinem Fleisch und Blut und seiner armen Seele? Aber sein Denken, seine Gedanken sind gerettet, sie sind unser, unsers Wesens, und sie zeugen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht in unserer Wissenschaft und Poesie und ganzen weitergreifenden Erkenntniß.

Einer solchen Ewigkeit in der denkenden Gemeinde würde jedoch die Faustsage entbehren, wenn sie Das wäre, als welches sie hier in dem Gedicht Lenau's erscheint. Hören wir seinen Faust in folgenden kraftvoll-tiefsinnigen, aber unwahren Strophen verzweiflungsvoll, durstig nach dem Nichts, sich also äußern:

Ein unermeßliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo Keines sich des Andern kümmert.
So lang' ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang' ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang' ich nicht allwaltend bin,

Wär ich viel lieber ganz dahin. —
Ha, wie das Meer tobt himmelwärts,
Und widerhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle —

so faßt uns selbst ein Schauder des Denkens; denn solch ein schreckenvoller Sinn hauste niemals in der Faustsage. Faust ist freilich von Anbeginn der nach Erkenntniß Ringende, nach Wissen Durstige; aber so weit geht der Sinn dieses Ringens nicht, sich zu einem Mikrokosmus des Makrokosmus zu machen und der Brennpunkt alles Dessen zu sein, was im Himmel und auf Erden Strahlen wirft. Es ist die Eitelkeit der Zeit, die der einfach-großen Sage solche Interessen unterlegt. Und was wäre der Geist Gottes und der Geist der Welt, wenn das Erkennen selbst, das ἓν καὶ πᾶν der Schöpfung, sein Ende in dem Nichtsein fände! 71.

Das Lesezimmer im britischen Museum.

Die Bibliothek des britischen Museums ist besonders seit der Vermehrung, welche sie durch die Sammlung Georg III. erhalten hat, eine der bedeutendsten in Europa. Die Zahl der Besucher, welche diese Schätze benutzen, hat seitdem so sehr zugenommen, daß in dem Lesezimmer viele Personen angestellt sind, um die Wünsche derselben schnell zu erfüllen. Es liegt am Ende der Bibliothek, mit welcher es durch eine Thüre zusammenhängt, doch gehen die Leser nie durch den Büchersaal, außer wenn sie in diesem sich herumführen lassen, sondern durch eine besondere Thüre, zu welcher eine Seitentreppe führt. Im Vorsaal des Lesezimmers befindet sich ein Bibliothekdiener, welcher die Zahl der Hereintretenden aufzeichnet. Jeder Leser erhält zwar eine Eintrittskarte, die von 6 zu 6 Monaten erneuert werden muß, aber nicht immer dem Aufseher vorgezeigt wird, der die zum Eintritt berechtigten Personen nach einigen Besuchen kennen lernt. Das Lesezimmer ist geräumig und hoch, erleuchtet durch eine Reihe großer Fenster, die sich alle in dem obern Stockwerke befinden, da das Zimmer durch eine rings um dasselbe laufende Galerie in zwei getheilt ist. Eine Abtheilung trennt den Raum in zwei ungleiche Hälften. Der ganze Raum unter der Galerie ist mit vergitterten Wandschränken besetzt, worin sich encyklopädische Werke, Wörterbücher, Sprachlehren, biographische Wörterbücher, die Geschichten der englischen Grafschaften, die auf Befehl des Parlaments gedruckten Schriften und andere Werke befinden, die so häufig nachgeschlagen werden, daß es unbequem sein würde, sie erst verlangen zu müssen. Die Schränke werden an jedem Morgen geöffnet und es steht jedem Besucher frei, die Werke herauszunehmen, die er braucht, ohne sich an den Aufseher zu wenden. In einige andere leere Schränke können die Leser diejenigen Bücher legen, welche sie am folgenden Tage wiederbenutzen wollen. Zwei Reihen langer und breiter, mit grünem Tuche bedeckter Tische nehmen die Mitte des Zimmers ein, durch einen breiten Gang getrennt, und schmalere Gänge trennen sie von den Wandschränken. Jeder Tisch hat acht gepolsterte Stühle und überdies sind noch hier und da kleinere Sitze angebracht. Dies reicht jedoch für die große Anzahl der Besucher beiweitem nicht aus. Wer nach ein Uhr kommt, findet selten einen Platz leer. Nach der Zahl der Stühle kann man jedoch keine richtige Schätzung der täglichen Besucher machen, da die früher angekommenen nach zwei bis vier Stunden gehen und andern Platz machen. Im Durchschnitte rechnet man täglich 235 Besucher. Im J. 1834 war die Zahl der Leser überhaupt 70,266, aber 1835 hatte sie um 11,466 zugenommen. Der Katalog der Bibliothek ist ein alphabetischer nach den Namen der Verfasser und nur anonyme Werke werden nach dem ersten Titelworte eingetragen. Die verlangten Bücher müssen nach der im Katalog angenommenen Form des Titels aufgezeichnet werden, und wer den Namen des Verfassers eines Werkes nicht kennt, muß sich zuvörderst in Watt's „Bibliotheca britannica" umsehen, welche in der einen Hälfte die Werke nach den Namen der Verfasser, in der andern nach den Gegenständen alphabetisch aufführt. Die in der angegebenen Form geschriebenen, mit dem Namen des Lesers unterzeichneten Verlangzettel werden auf einen Tisch gelegt, wo sie Diejenigen abholen, welche die Bücher in der Bibliothek suchen und in das Lesezimmer bringen, wo andere stets gegenwärtige Aufseher dieselben in Empfang nehmen und den Lesern übergeben. 89.

Literarische Anzeige.

Encyklopädie
der
gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie.

Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands
herausgegeben von
GEORG FRIEDRICH MOST.

Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände, die in Heften von 12 Bogen erscheinen. Gr. 8. Jeder Band gegen 60 Bogen. Preis jedes Hefts auf weissem Druckpapier 20 Gr.

☞ Ein Prospect dieses Werks, von dem das erste bis dritte Heft bereits erschienen sind, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Noch sind keine vollen zwei Jahre verflossen, als die erste Auflage dieser für jeden praktischen Arzt und Wundarzt so wichtigen Encyklopädie in unserm Verlage erschien, wobei wir bemerkten, dass durch dieses umfassende und wahrhaft zeitgemässe Werk, abgefasst im echt praktischen Sinne und von einem längst als tüchtigen Schriftsteller bekannten, seit zwanzig Jahren in thätiger Praxis sich bewegenden Arzte, einem lange gefühlten Bedürfnisse der Gegenwart abgeholfen sei. Der schnelle Absatz der sehr starken ersten Auflage, die fortwährende Nachfrage, welche diese zweite Auflage nöthig machte, beweisen, wie gegründet dies war. Es bedarf also keiner weitern Anpreisung dieses nützlichen Buchs, oder einer ausführlichern Darlegung des in demselben befolgten Plans.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Anzeige-Blätter.

Redigirt von Dr. Ludwig Bäuerle.

Erscheinen wöchentlich zwei Nummern.

Ausgestellte unter einem reichen Blicke zu vereinigen und entweder, wie in Luden's riesigem Werke, Alles, auch die geringern Momente der Forschung in ihrer Bedeutung zusammenzufassen, oder für die gebildete Lesewelt, für Haus und Schule, die Résumés des Neugeschaffenen in artiger Form zur Anschauung zu bringen. So erhielten wir eine neue Reihe von Arbeiten; zu ihnen, Pfister, Wolfgang Menzel, K. A. Menzel (dessen größeres, noch nicht beendetes Werk eine eigenthümliche polemische Tendenz verfolgt), tritt neuerdings auch Hr. Prof. Böttiger, Verf. des „Versuchs über Heinrich den Löwen", mehrer verdienten Schulbücher, einer „Geschichte Baierns" und einer anerkannt tüchtigen „Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen", und berechtigt zu ungewöhnlichen Erwartungen.

Die eben gegebene flüchtige Skizze der allgemeinen Historiographie Deutschlands war nöthig, um unserm Buche die Stellung anzuweisen, welche es sich vindicirt, nämlich (Vorrede S. VI) „was in unsern neuern, zum Theil sehr umfassenden, zum Theil nur für Gelehrte berechneten Werken an allgemeingültigem Stoffe gewonnen worden ist, in einem Werke von geringerm Umfange und Preise und allgemeinfaßlich, dem gebildeten deutschen Landsmanne darzubieten, damit er wisse, was seine Gelehrten, welche er durch den Staat bezahlt, in diesem Fache gewirkt und geschaffen haben". Unser Collega Professor übernimmt demnach das Compte rendu an den deutschen, für vaterländische Geschichte sich interessirenden Demos; ein Commissorium, zu welchem den Verf. eine in fast „18,000" Exemplaren verbreitete „Deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen" wohl empfiehlt. Da nun Hr. W. Menzel mit seinem neuesten Geschichtswerke, welches Ref. in Nr. 278—81 d. Bl. f. 1836 zur Sprache brachte, ungefähr dasselbe bezweckt hat, so ist es anziehend, die Leistungen Beider hier und da zusammenzustellen.

Im Ganzen hat auch Hr. Böttiger sich seines Unternehmens, so weit aus dem vorliegenden ersten Bande ersehen werden kann, löblich und auf eigenthümliche Weise entledigt. Der recipirte Thatbestand der deutschen Geschichte, wie ihn die Mühen so vieler fleißigen Gelehrten gesichtet und festgestellt haben, ist in faßlicher Kürze, in einer kräftigen Sprache erzählt. Die Ansichten räthselhafter Charaktere oder vieldeutiger Ereignisse und historischer Complexe sind überall nach Forschungen, über welche die Öffentlichkeit zu Gericht gesessen hat, gegeben. So weit sind wir nämlich mit der ältern deutschen Geschichte gekommen, daß alle hervorragenden Erscheinungen, alle Hauptmomente ihr bestimmtes Verständniß gewonnen haben und Niemand von der Vulgata abweichen darf, ohne seine Keckheit mit einem ganz neuen apologetischen Apparate wappnen zu müssen. Über die Würdigung der alten Heroen, Dietrich, Klodwig ist kein Zwiespalt mehr; wir sind einig über Karl den Großen, Heinrich I., Heinrich IV. und Gregor VII., über die Kreuzzüge und die Hohenstaufen, über Karl IV., Sigismund u. s. w. Für die drei letzten Jahrhunderte ist freilich die Controverse noch offen, keine Allgemeingültigkeit erzielt; Karl V. möchte nach Raumer und Ranke dem Streite so ziemlich entrückt sein; aber Philipp der Großmüthige, Maximilian von Baiern, Wallenstein, vor Allen Gustav Adolf sind noch nicht gerichtet, und manche Feder wird noch stumpf geschrieben werden, ehe die Lehrer in den Schulen das ausgesiebteste, gebeutelte Resultat, wie Lucian vor die Königsschlösser, so sie in ihren Heften niederlegen können.

Also hat auch unser Verf., wie Hr. Menzel, die olympischen Siegesmühen in seine Arbeit verständig aufgenommen. Für die ältere deutsche Geschichte bis auf die Ausbildung des Frankenreiches hat nun freilich unsere Zeitgenossenschaft nicht mehr erbeutet, als schon vor 100 Jahren da war; wir sind nämlich im Allgemeinen noch bei dem vortrefflichen Johann Jakob Mascov, dem Muster eines gründlichen und bescheidenen Gelehrten, stehen geblieben, was nicht getadelt werden darf, da es sich ergibt, daß wir mit menschlichen Kräften nicht weiter gelangen konnten; nur die nähere Kenntniß des Slawenthums, die Reciprocität des Germanischen und Scandinavischen, die wissenschaftliche Kunde der leges barbarorum und die neuesten Localforschungen am Rhein und an der Donau sind zu dem von Mascou beherrschten Gebiete hinzugekommen; ein Gebiet von so unerschöpflichem Reichthume, daß selbst der selige Prälat Pfister schweigend sich Mannichfaltiges daraus aneignen konnte. So weit wir demnach Anschauliches und Gewisses über die älteste Geschichte unsers Volkes haben können, ist es hier gegeben; doch wundert uns, wie der Verf., welcher überall gut unterrichtet ist (man lese z. B. S. 45 die interessanten Details über den Pfahlgraben), den Leser häufig durch in Fragezeichen angedeutete Ungewißheit ohne Noth irrt und peinigt. Dies Schwanken, aus sonst löblicher Bescheidenheit hervorgegangen, begegnet uns misfällig fast überall, wo dem Leser mit Positivem oder gradezu Verneinendem gedient ist. Warum wird bei Hertha die oft bespöttelte Grille Luden's Mährthum in Parentheſe erwähnt? Hertha als Isis nur bezweifelt? der heilige Hain der Göttin von Rügen, an welchen der Hr. Prof. B. so wenig als Ref. Glauben hat, nicht mit Sicherheit fortverlegt, sei es nach Seeland oder sonst wohin? Solche leise auftretende Halbheit ist in unserm Geschichtsbuche nicht angewandt; von ihr hat Hr. Menzel in preiswürdiger Entfernung sich verhalten, bei ganz desperaten Conjecturen immer die Miene der Selbstüberzeugtheit behauptet. Vermissen wir nun diese Festigkeit in Dingen, wo Hrn. B. gewiß ein verwerfendes oder bekräftigendes Urtheil zusteht, so hat jedoch diese schriftstellerische Behutsamkeit ihn vor einem Vorwurfe bewahrt, welchem das Menzel'sche Werk in vielen Stücken unterliegt. Alles erzählte Factische ist wahr und richtig, richtig an und für sich und im Zusammenhange; Ref. hat keinen Irrthum in einem so weiten Gebiete wahrnehmen können, eine schiefe Auffassung höchstens da, wo er aus besonderer Liebhaberei und wissenschaftlichem Interesse einem historischen Gegenstande über die gewöhnliche historische Projectionslinie nahe getreten ist. So trägt denn vorliegendes Werk den Stempel des Quellenstudiums in Hauptpartien, wie über Sachsen, Baiern, Heinrich den Löwen u. s. w.,

[illegible] [illegible] [illegible] [

Wendelstein, als er im Jahre 1554 das Nonnenkloster zu Rosleben in eine Knabenschule umbildete, von dem Gefühle geleitet worden sein möge: nirgends schöner als in diesem Thale könne die Rosenzeit des Lebens zugebracht werden. Rusteleiwa, Rüsteleben, wo der Mensch zur Rüste oder Ruhe geht, oder Rosenleben, wo die Rosentage der Jugend aufgehen, es kommt auf den Namen nichts an, aber die Sache ist da, und die Nonnen führten einst schon Schlange und Rose in ihren Wappen.

Vor etwa 120 Jahren brannte das Kloster Rosleben ab und es wurde nicht ein altgothischer, finsterer Jungfernzwinger, sondern ein heiteres, palastartiges Gebäude an die Stelle gesetzt. Die Herren von Witzleben boten alle Kräfte auf, die herrliche Stiftung*) zu erhalten; es gelang ihnen, und nur der siebenjährige Krieg und die pedantische Steifheit der Zeit verhinderten das völlige Wiederaufblühen der Anstalt. 40 Jahre lang hatte das Kloster in Asche gelegen.

Endlich ward im Jahre 1786 ein Jüngling an Kraft und ein Mann an Weisheit an diese Anstalt berufen. Es war der damalige Student, Benedict Wilhelm aus Augsburg**), welcher von Leipzig aus zufällig die Anstalt besucht hatte und deren Lehrern werth geworden war. Ihm war bereits das Licht aufgegangen, welches Pestalozzi den Erziehern der Jugend angezündet hatte. Der Geist des griechischen und römischen Alterthums war auf ihn ausgegossen und das Christenthum hatte seine erwärmenden Strahlen in sein Herz geworfen. Mit diesen Eigenschaften ging er damals als Erzieher und Lehrer seiner Zeit voraus und brachte die Anstalt bald in großen Ruf.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts kenne ich diesen Mann. Es wohnt in ihm jene reichsstädtische, oder vielleicht besser urdeutsche Kernigkeit und Kraft, die wir an ausgezeichneten Männern unseres Vaterlandes so hoch zu schätzen wissen. Sein Sinn für die Natur, sein praktischer Verstand, sein psychologischer Scharfblick, Anlagen, welche er sorglich in sich ausgebildet hat, haben ihn zum Erzieher, Lehrer und Lenker einer so großen Anstalt, wie diese Schule, gestempelt. Hier einmal heimisch, hat kein Ruhm und kein Gewinn ihn verlocken können, eine andere Stelle anzunehmen. So ist ihm hier ein halbes Jahrhundert hingeflossen und gegen 800 Schüler hat er dem Vaterlande zugesendet, wovon die Mehrzahl außer tüchtigen Kenntnissen jenen praktischen Sinn sich zu eigen gemacht hat, womit im Leben bekanntlich mehr ausgerichtet wird als mit griechischen und lateinischen Brocken.

Sie wissen, daß ich stolz bin, ein Schüler dieses Mannes zu sein, dessen 50jähriges Jubelfest am 17. Mai in Rosleben gefeiert worden ist. Am Vormittag des 16. begann bereits der Zusammenfluß von Schülern und Freunden des Ehrenmannes; der Spielplatz vor Rosleben mit seinen hohen Linden war gedrängt voll Menschen, die mit der brüderlichsten Liebe sich begrüßten. Ein Geist beseelte alte und junge Schüler; alle begegneten sich wie Zeitgenossen. Der Jubelsamulus des Jubilars, fast ebenso alt wie er, trat in seinen alten Dienst. Ein Abendgebet unter dem Dome des Himmels, gesprochen mit fester Stimme von dem Jubilar, vor mehr als 1000 Menschen, schloß diesen ersten Tag.

Kaum dämmerte das Licht des 17. Mai, als neue Massen von Schülern und Freunden sich einfanden. Man beglückwünschte den Greis von allen Seiten; reiche Geschenke und Ehrenauszeichnungen folgten rasch aufeinander; die ersten Staatsmänner Preußens und Sachsens begrüßten den Jubilar schriftlich. Gegen 10 Uhr ward in der Klosterkirche eine feierliche Versammlung gehalten; es wurde deutsch und lateinisch vortrefflich gesprochen und mit gerechter, tiefgefühlter Anerkennung von dem würdigen Erbadministrator, Herrn Geheimenrath von Witzleben, und von dem Redner der ehemaligen Schüler des Jubilars der Dank ausgedrückt, der in ihren Herzen lebte. Der geistliche Exphorus der Schule sprach nach einer gehaltreichen Rede seinen Segen über den Greis und ein besonders zu diesem Actus gedichteter Choral beschloß diese Stunde höherer Weihe.

Um 2 Uhr ward ein Mittagsmahl eingenommen und dabei treffliche Toasts ausgebracht. Die Halle, worin gespeist ward, war eigens zu dem Feste gebaut und durch Fürsorge zarter Frauen, an deren Spitze die ausgezeichnete Gemahlin des Hrn. Geheimenrath von Witzleben gestanden hatte, festlich geschmückt. Überhaupt hatte dieses edle Paar mit einer solchen Aufmerksamkeit alle Anstalten zum Feste vorbereitet, daß es wahrlich nicht ihre Schuld war, wenn die Befriedigung Aller nicht gelungen ist. Die Details der Ausführung bei großen Gastmählern gehören natürlich Wirthen und Köchen, und diese verstehen oft ihren Vortheil weit schlechter als das wohlmeinende, aber nicht durchgängig reiche Publicum. Nachdem hier 300 Gäste für vieles Geld mit der Geduldscur behandelt worden waren, löste sich die Gesellschaft bis zur Dämmerung in freien Verkehr auf und nun begann in der Halle ein Ball, während der Platz vor derselben mit Lampen beleuchtet ward.

Sobald die Sonne von Neuem heiter und mild das Thal beleuchtete, trat die Gesellschaft eine Wallfahrt nach der Knabeneiche im nahen Walde an, und endlich bewirthete der Jubilar Mittags die noch gegenwärtigen Gäste in der erwähnten Halle.

Dieses ganze dreitägige Fest ward mit solcher Herzinnigkeit begangen, daß man entweder dabei, oder Schüler in Rosleben gewesen sein muß, um den brüderlichen Sinn zu begreifen, welcher durchaus waltete. Es schienen die zahlreichen Söhne und Enkel eines gemeinsamen Stammvaters sich um diesen versammelt zu haben; reife Männer und hoffnungsgrüne Jünglinge waren sich einander gleich nahe gerückt. Ich habe gegen 150 Schüler des Jubilars allein an der Tafel gezählt, schätze aber die Zahl der Anwesenden nahe an 200; denn die Lebhaftigkeit der Versammlung, das häufige Begrüßen von Schulfreunden, die sich jetzt erst entdeckten, und das Gewühl von Zuschauern an den Eingängen des Saals hinderte an einer vollständigen Zählung.

Das Beste an dem Mahle waren beiweitem nicht die Speisen, sondern die Toasts und die allgemeine Freude. Es wurde mit Witz und Dank gewechselt und man vergaß darüber der Vernachlässigung des Magens.

(Der Beschluß folgt.)

Bottendorf, Schönewerda, Wolmirstedt, Allerstedt u. a. Ein großer Theil dieses Reichthums ist in Stiftung und Erhaltung des Klosters und der Schule zu Rosleben aus den Händen dieser hochachtbaren Familie gekommen. Noch jetzt lebt im Munde des Volkes der Aue über die adeligen Geschlechter, welche darin saßen, der Spruch:

Von Wangenheim die ältsten,
Von Werthern die stöhzsten,
Von Seckendorf die meisten,
Von Witzleben die reichsten.

*) Schon in der Grabschrift auf Heinrich von Witzleben heißt es:

„Eine schöne Schul er richtet an,
Welch's ihm han wenig nachgethan."

**) Geb. 1753, bis 1800 Conrector, seitdem Rector und Professor, Dr. der Theologie und Philosophie, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe mit der Schleife.

Notiz.

Wir erinnern uns des vortrefflichen Panorama, das Herr Burford in London von dem Kirchhof des Père Lachaise aufgestellt und das in jener Hauptstadt so außerordentlichen Beifall fand. Hr. Burford scheint wirklich der wahre Panoramenvirtuose dieser Zeit zu sein, denn sein neustes Stück dieser Art: Rundgemälde von Lima, erregt wieder allgemeines Entzücken. Außerordentlich malerisch ist der Hintergrund der vorgestellten Stadt mit seinen herrlichen Gebirgen, und die Beleuchtung sowie das lebendige Colorit des Ganzen soll kaum etwas zu wünschen übrig lassen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 186. — 4. Juli 1836.

Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt. Von Karl Wilhelm Böttiger. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 185.)

Mit dem großen Interregnum schließt das deutsche Mittelalter und beginnt (zweites Buch, zweite Hauptabtheilung) geistiges und politisches Fortschreiten zur neuern Zeit. Die Schilderung des Reichshaushalts Rudolf's von Habsburg und seiner Persönlichkeit hat uns hier beiweitem mehr befriedigt als bei Menzel; Ludwig des Baiern Bild gewinnt anderseits an heroischem Relief; man möchte darin die Vorliebe eines Unterthanen Wittelsbach's wahrnehmen. Über Karl IV., den „römischen Reichsstiefvater", stimmen beide Geschichtsschreiber fast auch in Worten überein; neben der Kaisergeschichte, welcher der Charakter des Heldenmäßigen allmälig abgeht, finden die gewichtigen Partien des Volkslebens, Hanse, Städtewesen, Eidgenossenschaften, ihre verdiente Stelle, auch die Geschichte des deutschen Ordens ihren ebenmäßigen Platz. Aber in der Geschichte des 15. Jahrhunderts, wo die Würde des Reichs vom Haupte sich trennt und die sieghafte Bedeutung der Volksgeschichte, des Bürgerthums, beginnt, eilt unser Verf. mit derselben unerfreulichen Hast vorwärts wie Menzel im gleichen Stadium. Der deutschen Fürsten verkehrtes, haltungloses Treiben erfüllt das Vaterland mit vielfachem Jammer, den Leser darum mit Misbehagen; aber wollen wir nicht einseitig ungerecht sein gegen ein Leben, das auch in den zerschnittenen Polypengliedern ein Übermaß von Kraft offenbart, so bedarf das 15. Jahrhundert einer ganz andern Behandlung, als Ref. sie in allen bisherigen Bearbeitungen gefunden hat. Wie die auf gefaltetes Pergament gemalten Gesichter, die wir den Kindern zum Spielwerk geben, in der Perspective von der einen Seite einen runzelvollen, grämlichen, verzerrten Pantalon, von der andern Seite einen blühenden Heldenkopf zeigen, so sehen wir in Deutschland, von obenher als Reich betrachtet, eine klägliche Abgelebtheit; betrachten wir es aber im horizontalen Aufschnitt, so erstaunen wir über das Gewimmel von einzelnen, durcheinander bedingten Kräften. Soll nun das Abbild des Lebens nicht eine Lüge sein, wie wenn wir das starre Knochengerüst der Reichs- und Kaiserhistorie allein hinstellen, so müssen diese Partien der deutschen Lebensthätigkeit vor jenem Tode hervorgehoben, die Bürgerkämpfe in den Städten, das unbestimmte Schwanken des Regiments zwischen Aristokratie und Demokratie, die Selbsthülfe der von der höchsten Reichsobrigkeit drohendem Geschicke preisgegebenen Gemeinen, die Bündnisse der Adelsgeschlechter, ihre Fehden und Tagefahrten, Einigungen, wie z. B. der schwäbischen Ritterschaft, um das alte Recht des Vorstreits zu verfechten, nicht so unbestimmt und allgemein als vorhandene Objecte angegeben, sondern in ihrer concreten Erscheinung, wie es unter den Hansen, in Pommern, in Preußen, in der heiligen Stadt zu Köln, wie es in Elsaß und den Alpenthälern herging, in nie ermüdendem Wechsel nachgewiesen werden. So entsteht eine ganz andere Geschichte des 15. Jahrhunderts; wie wir in der Scheibe des Mondes mit blödem Auge nur die uns längst bekannten dunkeln Flecken und Lichter, den trübseligen Mann im Monde, sehen, dem geschärften Auge dagegen die Wunderpracht der Mondkugel mit ihren tiefschattigen Thälern, den glänzenden krausen Gipfeln, den Kratern, Rinnen und Ringen, den stillen Seen und Wüsten zu schauerlicher Lust entgegentreten. Ref. bildet sich nicht ein, der Erste zu sein, der Kunde hat von solcher zauberischer Welt; die Herren Menzel und Böttiger wissen es ebenso gut, aber sie haben den schwierig zu schildernden Mikrokosmos nicht in ihr Buch aufgenommen und dennoch ihren Verdruß über Das, was fehlt, ausgesprochen. Menzel, Fürsten und Kaiser verhöhnend, beleidigt weniger, weil er nach einer zurückgelegten Jammerperiode des Reichs mit glühender Liebe die Innerlichkeit, das Geistesleben erfaßt und sich zur Befriedigung verhilft; Hrn. Böttiger's ruhigere Weise dagegen deckt uns die Übelstände, das große Verderben, die politische Todtenhaftigkeit auf und gewährt uns anderseits keine Entschädigung, indem jene innere Welt nicht in Blitzen des Gedankens erhellt, sondern partienweise nacheinander vorgeführt wird. Übrigens bietet die Schilderung jenes städtischen und adeligen Krimskrams nicht ein Aggregat von unvermittelten Einzelheiten und schwellt einen Abschnitt nicht unverhältnißmäßig mit Wiederholungen an; Eine unterirdische Erschütterung, oder besser Ein Strich des Geigenbogens an der Glasscheibe läßt die hüpfenden Körnchen in ihren wechselvollen Figuren

tanzen; Ein Princip liegt den Bewegungen zum Grunde, und mit wenigen Strichen entwirft eine verſtändige Hand die anziehendſten Bilder der oft toll ſich ſchwingenden Kräfte. So haben beide Verfaſſer gleich zu Anfang der Regierung des trägen Friedrich III. einen hervorſtechenden Zug rüſtiger Bürgernothwehr bei der Schlaffheit, dem ſchändlichen Verrathe kaiſerlichen Regiments und landesfürſtlicher Macht übergangen: den Armen Gecken Krieg, welcher in des Ref. Beurtheilung des Menzel'ſchen Werkes in einen Armen Groten Krieg ſich verwandelt hat; wie nämlich Strasburg und die elſaſſiſchen Städte, nach der Abweiſung der Armagnaks bei St.-Jakob, ſich ihrer von den „Schindern" geplagten Nachbarn und Hinterſaſſen annahmen, zu Haufen auszogen gegen den Dauphin, dem damals zuerſt die Rheingrenze in die Augen ſtach; ſelbſt Peter, der Orgeler des Münſters, blieb nicht daheim; man ſchlug das Schandgeſindel todt, erſäufte es im Strom und zwang es zum Abzug, als Niemand half, Kaiſer und Fürſten vielmehr auf leibliche Winterquartiere mit den Gecken theidigten. Was da Alles geſchah, lehrt im reichſten Detail eine zeitgenoſſiſche Schilderung hinter Schilter's Ausgabe der Chronik Jakob Twinger's von Königshoven.

Bei dieſen Mängeln konnten uns dann am allerwenigſten der weitere Verlauf der Geſchichte unter Friedrich III. und Maximilian I. zuſagen. Bogislav X. von Pommern iſt faſt ganz übergangen und hätte allein ſchon ein erfreuliches Leben über eine düſtere Partie verbreitet. Zur Charakteriſtik der eigenthümlichen Stellung des Reichsadels mußte Franz von Sickingen, ſeine Fehden gegen Worms u. ſ. w., ſowie das Walten des ſchwäbiſchen Bundes hervortreten. Die politiſchen Verwickelungen Europas, der Antheil der Deutſchen an den Kämpfen um Italien entbehren der Anſchaulichkeit, und für das haſtige Hineilen zum Ende entſchuldigt kaum das lange 19. Hauptſtück, obgleich es, an und für ſich ein wohlgelungenes Gemälde voll pikanter Züge, die gründliche Beleſenheit des Verf. glänzend bezeugt.

Indem wir in der Fortſetzung des Werkes einen ähnlichen Übelſtand nicht erwarten, weil die Intereſſen der neuern Geſchichte nicht in ein Gewirre zerrinnen, ſondern in welthiſtoriſchen Gipfelungen ſich zuſammendrängen, ſchließen wir mit zwei Bemerkungen, von denen die eine gewiß berückſichtigt werden wird. Bei dem Gedankenreichthum des Verf., ſeiner Herrſchaft über die Sprache, ſeiner Vertrautheit mit allen Proſaikern und Dichtern hat uns befremdet, wie er, auf eigne Kunſt freiwillig verzichtend, unnöthig und unſchön, wo es auf ſogenannte glänzende Ausgänge ankam, Fremdes, Abgebrauchtes borgt und mit wohlfeilen Tiraden den für Beſſeres berechtigten Leſer abſpeiſt. Daß einmal eine Stelle aus Johannes Müller und dann aus einem Neuern in den Text eingerückt iſt, wollen wir noch hingehen laſſen; unleidlicher war es, zweimal die Phraſe: „beſſer ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende", leſen zu müſſen; am widerwärtigſten aber, als beim Schluſſe des Abſchnitts über Rudolf von Habsburg der Verf., ſtatt, wollte und mußte er ein Verslein hinzufügen, eins aus Frauenlob oder einem der letzten Minneſänger zu wählen, uns Schiller's Gedichte in die Hand ſchiebt S. 183, und der Dichter ſingt mit Recht:

> Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
> War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
> Und ein Richter wieder auf Erden.

Ein angehängtes u. ſ. w. macht es dem Leſer zur angenehmen Pflicht, wenn ſein Gedächtniß ihm nicht treu iſt, mit der Lecture der Schiller'ſchen Romanze von Rudolf Abſchied zu nehmen.

Ein Buch, welches für Schule und Haus, alſo für ein wiſſenſchaftlich mittelloſes Publicum verfaßt iſt, muß nothwendig correct gedruckt ſein. In den 24 erſten Bogen ſind faſt alle nicht ganz gewöhnlichen Eigennamen durch Druckfehler entſtellt. Es ſcheint, als habe der Setzer den Scharfſinn der Leſer prüfen und üben wollen und deshalb abſichtlich die Namen verhunzt. Denn daß der ſchalkhafte Mann nicht ſo unwiſſend iſt, als man nach den Verunſtaltungen des Textes glauben ſollte, lehrt die weiſe „Anmerkung des Setzers" S. 150. Es iſt vom Handel mit Sklaven nach Spanien die Rede, „die man ſogar entmannte, um ſie angenehmer zu machen". Das ganz unnöthige Fragezeichen in Parentheſe veranlaßt den Herrn zu der Anmerkung: „Natürlich als Sänger und Haremsdiener!"

Möge der geehrte Hr. Verf. die kleinen Rügen des Ref., welcher gründliche Wiederholung und angenehmes neues Detail als Frucht der Lecture erntete, z. B. die hiſtoriſch-phyſiologiſche Belehrung, woher die hervorſtehende habsburgiſche Unterlippe ſtamme (wer es mit dem Ref. nicht gewußt hat, dem will er es in parenthesi mittheilen: von der maſoviſchen Limburgis, Friedrich III. Mutter)? nicht unwillig auf-, dagegen die ehrliche Verſicherung hinnehmen: daß ſein Geſchichtswerk unzählige Häuſer und Schulen geöffnet finden wird, vor deren Thüren Engel mit flammenden Conſiſtorialgeſichtern, den Nebenbuhler Wolfgang Menzel zurückzuweiſen, ausgeſtellt ſind.

F. W. Barthold.

Correſpondenznachrichten aus Schloß Wendelſtein a. d. Unſtrut.

(Beſchluß aus Nr. 185.)

Das ſchönſte, wärmſte Wetter war ſeit Montag eingetreten und begünſtigte das ganze Feſt, inſonderheit auch den Zug in den Wald, an welchen alle anweſende Damen ſich freundlich anſchloſſen. Ein Feſtlied an die Knabeneiche von dem Stadtgerichtsactuar Vater in Dresden*) hatte tauſend ſchöne Erinnerungen angeregt:

> Du trautſter aller Bäume
> Im weiten Weltgebiet,
> Weckſt meine Jugendträume,
> Stimmſt mir das Herz zum Lied!
>
> In deiner Zweige Rauſchen
> Weint' ich der Thräne Schmerz,
> Lernt ich die Freundſchaft tauſchen,
> Schwoll Freude mir das Herz!

*) An die Knabeneiche. Ein Gruß zum 17. Mai 1836, dem Ehrentage des geliebten Lehrers.

**Ⅱ. Ⅱ. Ⅱ.

und manches Wort zu seiner Zeit darin gesprochen. Ein anderer Schüler des Jubilars, Prof. Jacob zu Schulpforta, ist würdig in einer Abhandlung, die er im Namen einiger Schüler überreichte, diesem an die Seite getreten.*) Durch eine wohlgelungene, durch Fräulein Angelika Facius zu Weimar geschnittene Denkmünze mit dem sehr ähnlichen Brustbilde des Jubelgreises und einer passenden Allegorie auf dem Revers nebst der Inschrift: Non scholae sed vitae, wurde jedem Schüler und Freunde des Jubilars ein erfreuliches Andenken gestiftet, und ich freue mich, durch diese äußern Zeichen täglich in mir die Erinnerung an dieses Fest, das schönste, welches ich jemals mitgefeiert habe, neu beleben zu können.**)

Ja, mein Freund, Sie müßten in diesem Thale, in diesen heitern Klostergängen sechs Jahre Ihrer Jugend verlebt haben, um jugendlich mit mir wiederzuempfinden und Denen so herzlichen Dank zu sagen wie ich, welche dieses sinnige Fest der Pietät und Bruderliebe erdacht und ausgeführt haben. An solchen Tagen erfahren wir, daß in Germaniens Gauen noch ein Herz und eine Seele waltet, und in der frohen makellosen Begeisterung solcher Feste wird des Mannes Muth wieder frisch genug, um auch das mühevollste Leben dankbar weiter zu leben. Ich zweifle, daß außer Rosleben eine der mir bekannten Schulen ein solches Fest in einem solchen Geiste zu feiern im Stande sei, und wenn ich mir diese Thatsache auch nur ahnend erklären kann, so macht es mir doch um so größere Freude, ein Schüler dieser Anstalt unter Wilhelm's Leitung gewesen zu sein.

Dies, mein theurer Freund, die nächste Nachricht von dem Feste und von meinem entzückten Herzen, und nur noch einen Gruß unaussprechlich heitrer Liebe. 92.

Bibliographie.

Actenstücke, die landständischen Anklagen wider den Kurfürstlich Hessischen Staatsminister Hans Dan. Ludw. Friedr. Hassenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuern deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Professor Dr. R. Mohl in Tübingen. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Album der Schüler zu Kloster Rosleben seit dem 17. Mai 1786. Dem Herrn Rector und Professor D. Benedict Wilhelm, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe, fünfzig Jahre Lehrer der Anstalt, überreicht den 17. Mai 1836. 4. Jena. 15 Gr.

Bülow, von, Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von ꝛc. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. 3ter Theil. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Bulwer, H. L., Frankreich, in socialer, literarischer und politischer Beziehung. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowsky. 2te Abtheilung. 3 Bändchen. Auch u. d. T.: Die Herrschaft der Mittelclassen. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Cramer, F., Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von ꝛc. 1ster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. — 2ter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Dürrbach, G., Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet. Gr. 8. Zürich, Schulthess. 1 Thlr. 21 Gr.

Falk, J., Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von ꝛc. 2te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Gaudy, F. Freiherr, Mein Römerzug. Federzeichnungen von ꝛc. 3 Theile. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 3 Thlr. 18 Gr.

Hartenstein, G., Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Hauch, J. C., Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Leipzig, Brockhaus. 20 Gr.

Hehl, J., Der Begleiter auf der Donaufahrt von Wien bis zum schwarzen Meere. Mit besonderer Rücksicht auf die bestehende Dampfschiff-Fahrt auf diesem Flusse. Mit 1 Stromkarte. 16. Wien, Gerold. 16 Gr. Velinp. 1 Thlr.

Hirsch, R., Dramatische Studien. 1stes Bändchen. Rafaele. — Auch u. d. T.: Rafaele. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Gr. 12. Wien, Wallishausser. 9 Gr.

Hersch, L., Religiöse Gedichte. 1ste, 2te Sammlung. 8. Bonn, Habicht. Jedes Bändchen 6 Gr.

Heynert, H., Anton, König von Sachsen; sein Leben und sein Sterben. Eine kurze biographische Skizze. Mit dem Portrait des höchstseligen Königs. 8. Leipzig, Meser'sche Verlags-Exped. 4 Gr.

Österreich, Der Kaiserstaat, unter der Regierung Kaisers Franz I. und der Staatsverwaltung des Fürsten Metternich. Mit besonderer Rücksicht auf die Lebensgeschichte der Beiden. 1ste Lieferung. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 12 Gr.

Österreichs Ehrenspiegel. National-Prachtwerk, herausgegeben von *Bl. Höfel*, Ritter von *Bohr* und *A. Reitze*. 1stes bis 4tes Heft. Schmal 4. Wien. Prän.-Pr. für 1stes bis 6tes Heft 5 Thlr. 8 Gr.

Platner, E., Vorlesungen über Ästhetik. In treuer Auffassung nach Geist und Wort wiedergegeben von dessen dankbarem Schüler M. M. E. Engel. Mit E. Platners Portrait. 8. Zittau, Nauwerk. 1 Thlr.

Reilstab, L., Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. 2 Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 8 Gr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. 44ster, 45ster Band. Enthält: Tag und Nacht. I, II. — Auch u. d. T.: Tag und Nacht. Erzählungen. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 6 Gr.

Told, F. X., Abendstunden. Erzählungen und Novellen. 6 Bände. Gr. 12. Wien, Tendler. 3 Thlr.

Weissenthurn, J. F. v., Neueste Schauspiele. 14ter Band, oder eine neue Folge 6ter Band. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr. 18 Gr.

Wienbarg, Ludolf, und die junge Literatur. Programm zu dem Programme der deutschen Revue. 8. Marburg, Garthe. 2 Gr.

Wihl, L., Gedichte. 8. Mainz, v. Zabern. 1 Thlr.

Zedlitz, J. Ch. Baron v., Dramatische Werke. 4ter Theil, enthaltend: Cabinets-Intriguen. Liebe findet ihre Wege. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

---

nente Christiano Gulielmo Weber Weissenseeano, phil. doctore et Gymnasii Magdeburgensis Professore. — Commentatio est de illo: non scholae sed vitae, quod in nummo in memoriam hujus diei caso expressum est. Vimariae MDCCCXXXVI.

*) Epistola qua Viro gravissimo, doctissimo, dilectissimo Benedicto Wilhelmo etc. etc. solemnia muneris semisecularis etc. gratulantur aliquot ejus disciplinae quondam alumni, interprete Carolo Georgio Jacob Prof. port. Subjecta est brevis disputatio de usu vocab. *levis* et *lenis* apud poetas latinos.

**) Die sämmtlichen Festschriften, welche hier mit ausführlichem Titel aufgeführt sind, kann man billig bei Friedrich Frommann in Jena und in jeder soliden Buchhandlung beziehen. Das Album kostet 10 Gr., obwol es mit dem Bilde der Schule Rosleben geziert ist; Weber's Festprogramm wird für 8 Gr. verkauft; die Knabenreiche und die Cantilena kosten zusammen 2 Gr.; die Münze in guter Bronze 1 Thlr., in Silber 3 Thlr. 8 Gr. Auch sind in Kloster Rosleben Exemplare zu haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 187. — 5. Juli 1836.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Sicilien, Malta. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Nicolai. 1834. Gr. 12. 2 Thlr. *)

Wenn man das diesem Buche angehängte, 39 enggedruckte Seiten umfassende Verzeichniß von Schriften über Sicilien ansieht und darunter eine bedeutende Menge historischer Werke findet („fast jede Stadt in Sicilien", heißt es auf S. 411, „hat ihre Specialgeschichte, welche, von irgend einem gelehrten Einwohner zusammengetragen, in den öffentlichen oder Privatbibliotheken handschriftlich aufbewahrt wird"); wenn man Domenico Scinà's, des gelehrten Naturforschers, treffliche Literargeschichte der Insel vergleicht und auf die bedeutende Masse eigentlich localer Literatur stößt, so möchte man beinahe glauben, daß die Schriftsteller dieses Landes sich mit einer Art patriotischer Verzweiflung auf die Erforschung der Vergangenheit geworfen haben, um in ihrem Glanz und ihrer Größe die Kleinlichkeit und das Elend der Gegenwart zu vergessen. An Patriotismus fehlt es gewiß dem Sicilianer nicht; jemehr er im Durchschnitt auf seine nähere Umgebung beschränkt ist, desto fester scheint die Liebe zum heimatlichen Boden ihn an diesen zu binden, desto mehr läßt sie ihm Alles von Werth erscheinen, was mit diesem in Berührung oder Beziehung steht. Nicht blos der eigentliche Gelehrtenstand — unter dem man namentlich früher gewöhnlich die mittlere Classe der Gesellschaft verstand — zeichnet sich durch eine solche Gesinnung aus, auch in die höchsten Stände ist sie gedrungen; dem noch immer im besten Andenken stehenden Fürsten Biscari, dessen „Viaggio per tutte le antichità della Sicilia" noch immer brauchbar ist, ist in unserer Zeit der Herzog von Serradifalco gefolgt, welchen die Liebe zum Vaterlande und zu den Alterthümern, in deren Erforschung er seine Landsleute von Fremden weit übertroffen sah, zu großartigen Bemühungen und einem ruhmvollen Unternehmen anspornte. So viel nun aber auch schon von Nordländern über Sicilien geschrieben worden (unter denen Fr. Münter sogar die Ehre einer italienischen Übersetzung zu Theil ward), so bleibt doch noch Raum genug für neue Beobachtungen auf einem Felde, welches dem Historiker wie dem Antiquar, dem Geologen wie dem Künstler, dem Landbaukundigen wie dem Leben und Sitte studirenden Reisenden so reiche Ausbeute darbietet. So heißen wir denn auch die vor uns liegende Schrift willkommen (welcher sich der poetischen Epistel am Eingange zufolge eine Reise durch Ägypten und einen Theil Nubiens, durch Palästina und Syrien, und aufwärts bis Konstantinopel anschließen wird), deren Verfasser keinen speciellen Zweck verfolgt, Heutiges und Vergangenes, Land und Menschen, Kunst und Alterthum in seinen Plan aufnimmt. Ohne seinem Buche das Ansehen eines gelehrten zu geben, ohne durch viele Nachweisungen den Leser zu schrecken und zu ermüden, hat er neben dem blos Erzählenden oder Beschreibenden Vieles einfließen lassen, welches ein tieferes Eingehen, namentlich in historische und topographische Gegenstände, zeigt und, gut und faßlich vorgetragen, wirklich belehrend ist. Seinen Schilderungen mangelt es keineswegs an Lebendigkeit, wenn sie auch nicht in der jetzt so beliebten effectreichen Manier geschrieben sind, welche an die, wol auf den ersten Anblick blendende, einer eindringlichern Kritik aber nicht Stand haltende Ausführung mancher englischen und französischen Aquarellbilder erinnert; seine Darstellungsweise ist ungezwungen und natürlich. Fände man irgend etwas an dem Werke auszusetzen, so wäre es der Umstand, daß es etwas ungleich geschrieben ist; daß über Einiges von Bedeutung zu rasch hinweggegangen wird, während bei Anderm längeres Verweilen stattfindet. Dies mag indeß in den Umständen einer Reise liegen, wobei Zeit und Gelegenheit nicht immer von dem Willen des Einzelnen abhängig sind. Die Zeit, wo diese Briefe geschrieben, oder wenigstens die Wanderung gemacht wurde, sind die Monate Mai bis August des Jahres 1822. In manchen Ländern würde seitdem die Physiognomie der Dinge sich sehr geändert haben; weniger in dem abgeschiedenen Sicilien, wo so Manches stationnair ist, wenn auch freilich selbst hier in diesen oder jenen Verhältnissen ein Wechsel eingetreten ist.

Mit Palermo und Monreale beginnt die Reise, und nachdem wir eine Schilderung der Hauptstadt und ihren reizenden Umgebungen erhalten, nebenbei Details über die palermitaner Lohgerberrevolution vom Juli 1820 (welche vom General Coletta, der später im Exile die Geschichte seines Vaterlandes schrieb, nur halb, erst von den Öst-

*) Der Bericht über dieses interessante Werk ist ohne Schuld der Redaction und des jetzigen Ref. so sehr verzögert worden.
D. Red.

reichern 1821 nach der Einnahme der beiden Hauptstädte gänzlich unterdrückt ward) und die sonderbaren Schicksale des noch lebenden Fürsten Butera gelesen haben (dessen äußere Erscheinung, wie Ref. vor ein paar Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht den hanöverschen Sous-lieutenant vermuthen lassen sollte), begeben wir uns auf den Weg nach dem westlichen Ende der Insel. Doch wollen wir erst die Ansichten eines seit lange ansässigen Deutschen über den sittlichen und bürgerlichen Zustand des Landes vernehmen.

Von der frühesten Jugend an — heißt es — sind sie in den Händen der Geistlichen, welche ganz allein die Erziehung besorgen, die fast nur im Religionsunterricht besteht; wer sich nun später von diesem Einflusse losmacht, der wirft auch gewöhnlich mit der Religion die Moral zum Fenster hinaus und hält Alles für erlaubt, was er durchsetzen kann. Daß die Ehen hier nicht viel besser beschaffen sind als in Italien, erklärt sich schon aus dem noch heißern Himmel. Der Rechtszustand ist kläglich; alle Gerichtshöfe sind käuflich, und Processe kann man nur dann führen, wenn man Geld genug hat, die Richter nach der Reihe zu bestechen. Ein falscher Schwur gehört unter die läßlichen, nicht unter die Todsünden; er wird daher zur Gewinnung eines Processes erkauft, ja, was noch ärger ist, es gibt anerkannte Mäkler für falsche Eide. Ebenso traurig ist der Zustand der Finanzen. Da die Geistlichen von Abgaben frei sind, so werden die andern Classen desto stärker besteuert. Die wohlgemeinten Maßregeln der Regierung zur Verhütung einer Hungersnoth, welche durch zu starke Ausfuhr des Getreides eintreten könnte, werden auf das ärgste gemißbraucht. Dieser Mißbrauch ist jetzt auf eine solche Höhe getrieben, daß die ärmere Classe nicht im Stande ist, sich ihr Brot zu verschaffen, und den ganzen Sommer hindurch lebt ein großer Theil der Bevölkerung von den Früchten des großblättrigen Cactus (C. ficus indica), der an allen Wegen im größten Überflusse wild wächst *) und den man den Brotfruchtbaum von Sicilien nennen kann. Dies Unkraut läßt sich freilich nicht besteuern, sonst würde es längst geschehen sein. — Schon lange hat man das Bedürfniß von fahrbaren Straßen zur Belebung des innern Verkehrs gefühlt, es wird auch schon seit vielen, vielen Jahren eine bedeutende Abgabe dafür erhoben, aber noch ist weiter nichts fertig als die Strecke von Palermo nach Alcame. Es traten vor Kurzem mehre Städte der Insel zusammen und erboten sich, auf ihre Kosten die Chausseen bauen zu lassen; diese Erlaubniß wurde von Neapel aus verweigert, die Abgaben aber forterhoben. Nimmt man nun dazu, daß alle diese Übelstände in der neuesten Zeit noch durch das Elend politischer Verfolgungen, Einziehungen und Verbannungen vermehrt worden sind, so könnte Einem wol durch solche Betrachtungen der Aufenthalt in der schönsten Natur verleidet werden.

Die erste Wanderung führt uns nach Alcamo und den Trümmern des alten Segesta (Egesta). Der dorische Tempel ist weltberühmt **); das Theater war zur Zeit, als der Verf. den Ort besuchte, und auch dann, als Hittorff und Zanth es für ihre „Architecture antique de la Sicile" vermaßen und zeichneten, großentheils von Schutt und Gestrüpp bedeckt; um so erfreulicher ist es uns, jetzt, nachdem es durch die Bemühungen der Antiquitätencommission so viel als möglich gereinigt worden ist, eine genaue Beschreibung und Darstellung desselben durch den Herzog von Serradifalco zu erhalten, welcher den ganz vor Kurzem erschienenen ersten Band seines Werkes (der zweite, über Selinus, war vorausgegangen) Segesta gewidmet hat. *) Der Durchmesser des Theaters, welches an dem nördlichen Ende der Stadt auf der höchsten Stelle des Berges liegt, beträgt 244 Palmen, wovon 64 auf die Breite des Orchesters, 90 auf jede Seite des Zuschauerraumes kommen. Die Cavea wird durch sechs Treppenreihen in sieben Abtheilungen (cunei) geschieden, sowie durch eine Präcinction in zwei Hälften, wovon die untere 20 ganz erhaltene Sitzreihen, in den Felsen gehauen, zählt; die obere, auf Mauern sich stützend, ist mehr zerstört; hier waren die Bänke von Kalkstein, die Stufen von einer härtern, dem römischen Travertin ähnelnden Steinart. An der äußern obern Umschließung (wo keine Spur von einem Porticus und kein Raum dazu vorhanden) waren zwei Eingänge, der eine dem Centrum näher als der andere. Die Mauer, welche die eigentliche Bühne (κοίλον) einschloß, bestand aus großen behauenen Steinen von ungleicher Länge, mit Kalk aneinandergefügt. Die ganze Breite der Bühne betrug 107 Palmen; ihre Fundamente sind vorhanden sowie ein Theil des Postsceniums, der Prospect aber ist völlig verloren. Einzelne Reste zeigen, daß die Arbeiten an der Bühne zum Theil aus den römischen Zeiten stammen, sodaß man zur Annahme berechtigt ist, daß dies griechische Theater nach dem Falle der Stadt wahrscheinlich verwüstet, in spätern, ruhigern Tagen wiedererneuert wurde. **) Sonst hat man in dem Umkreise der Ruinen wenig Reste gefunden; drei griechische Inschriften von hier sieht man an der Wohnung des Arciprete in dem nahen Calatafimi.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der knotige Stamm dieser indischen Feige, wie man sie auch auf Malta, auf den Küsten von Albanien, auf den ionischen Inseln ꝛc. in großer Menge sieht, erreicht oft eine außerordentliche Dicke, und über ihm erhebt sich das Gewirre der fleischigen Blätter. Die röthliche Frucht ist fad-süßlich.

**) Segesta lag auf dem Rücken einer Anhöhe, jetzt Barbara oder Barvaro genannt, drei Miglien nördlich von Calatafimi. Am Fuße strömt der Fluß San Bartolommeo, an seiner Quelle Galemici genannt, in welchem der Geschichtschreiber Fazello den Crimisus erkannte. In der Nähe findet man die bei Diodor erwähnten Aquae Egestanae oder Pineae, sechs verschiedene Quellen. Der Tempel liegt auf einem unbedeutenden Hügel, ganz nahe der Stadt im Westen. Er ist ein Peripteros-Hexastylon, mit 14 Säulen auf jeder langen Seite. Die Säulen sind ohne Canneliurungen und stehen auf einer Grundlage, zu der vier Stufen führen, die aber nur auf der Nordseite ganz vollendet sind. Die Basis bildet ein Parallelogramm von 237,¹ Palmen Länge, 102,⁶ P. Breite. Die Gesammthöhe des Prospects bildet fast ⅞ der Länge. Die Steinart des ganz erhaltenen Peristyls ist Sandstein. Der Tempel ward nie ganz vollendet, wie zuerst Desnon bemerkte; die Zeit der Erbauung setzt Serradifalco von 418—409 v. Chr. (Vgl. auch des Obersten Leake „Travels in the Morea", London 1830, 3. Bd., S. 280. Hittorff u. Zanth's „Architecture antique de la Sicile", Heft 1, Blatt 1—6.)

*) „Antichità della Sicilia, esposte ed illustrate per *Domenico lo Faso Pietrasanta Duca di Serra di falco*". Bd. I. Palermo 1834 (erst Ende 1835 erschienen), 144 S. Fol. mit 16 Kupfertafeln, wovon Nr. 1 die Karte des alten Siciliens, 2 die Chorographie von Segesta, 3—8 den Tempel, 9—16 das Theater enthalten.

**) Vgl. Hittorf und Zanth, 1, 7, 11, 8—9.

Anmerkungen des Recensenten.

Alexander Dumas über Casimir Delavigne.

Alexander Dumas, der Verf. von „Henry III.", hat die Ehre gehabt, den Classikern das erste Gefecht auf der Bühne zu liefern, nachdem man sich lange genug in den Journalen herumgestritten. „Hernani" war damals schon geschrieben, allein, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht aufgeführt worden. Fehlt es Dumas an Tiefe des Gedankens, an besonnener, mit logischer Consequenz durchgeführter Charakteristik, so ist ihm Energie des Gefühls, rascher Dialog, die Macht, das Gemüth zu erschüttern, sowie umsichtige Berechnung der Bühneneffecte nicht abzustreiten. Die Hugo'schen Dramen, die von überlegener Kraft zeugen, können sich in Hinsicht der theatralischen Wirkung mit „Antony", „Christine" und „La tour de Nesle" nicht messen. Dumas steht jedenfalls als dramatischer Dichter nicht weit von Hugo ab, wo nicht mit ihm auf einer Stufe. Es ist demnach nicht ohne Interesse, zu hören, was dieser ausgezeichnete junge Mann von den Classikern überhaupt, und insbesondere von Delavigne denkt. Um so mehr, da dieses Glaubensbekenntniß, welches Dumas in einer Reihe Feuilletons im Journal „L'impartial" niedergelegt, uns den vollständigsten Aufschluß über die kritischen Ansichten der neuern literarischen Schule in Frankreich gewährt.

Drei Hauptfiguren sind es vor Allem, die Dumas am französischen dramatischen Horizonte erblickt. Drei gigantische Figuren, wie er sich ausdrückt: Corneille, Molière und Racine; sodann, aber durch einen unermeßlichen Zwischenraum von diesen geschieden, kommen Voltaire und Beaumarchais. Wir finden nicht, daß Voltaire so weit hinter Racine stehen müßte, noch Beaumarchais so nahe bei Voltaire.

Corneille, gedrängt durch Richelieu von der einen, durch die Académie française von der andern Seite, wirft zwischen Beide den „Cid", der wie eine Haudike unter sie fährt und zugleich den Minister und Chapelain verwundet. Er ringt mit der Macht und der Intrigue wie Laokoon mit den Schlangen; allein die Schlangen werden diesmal besiegt. Nach diesem Kampfe erhebt er sich in solcher Größe, daß er erstickt in der Poetik des Aristoteles. Dann kommt Molière, minder ernst, aber nicht minder verdienstlich. Er entzieht sich dem beengenden Einflusse Ludwig XIV. und Boileau's, indem er in die Provinz flüchtet. Auf Beide folgt Racine, „enfant sublime", um mich des Ausdrucks Dumas' zu bedienen. Ludwig XIV. und und Boileau führen ihn am Gängelbande. Stets schön und rein, ist er ebendeshalb wenig dramatisch; seine Poesie ist wie ein Milchstrom, wie deren in dem Paradiese der Dichter fließen. Die Homerischen Kolosse schmelzen ihm unter den Händen zusammen und werden so klein, daß sie durch die engsten Thüren von Versailles eingehen können.

Voltaire schrieb Tragödien; allein er konnte kein Lustspiel zuwegebringen. Beaumarchais machte Komödien; aber das Trauerspiel wollte ihm nicht gelingen. Keiner von Beiden schafft das Drama. Voltaire ist der fecale Reflex Ludwig XV., das Haupt der Philosophie. Seine Philosophie ist bitter, ironisch; sie tröstet nicht, sie entmuthigt; sein Scherz thut weh, denn er verwundet stets einen Gott oder einen Menschen. Wie der Teufel blickt er auf die Welt von unten nach oben, halb versunken in den höllischen Feuerpfuhl Virgil's oder in Dante's gefrorenen Blutsee. Zu einem Heldengedichte bedarf er einer burlesken Heldin; welche erwählt er? Frankreichs Retterin! Die reine, kindliche Jungfrau von Domremy. In ihr ist eine himmlische Poesie, die er nicht versteht: deswegen besudelt er sie durch die seinige; er vergißt, daß, um zu ihr zu gelangen, seine frevelnden Sarkasmen durch die Flammen des Scheiterhaufens dringen müssen, auf welchem sie stirbt, weil sie Frankreich gerettet: das war ihr Verbrechen! dieses Urtheil!

Im Theater besonders verfolgt Voltaire den großen Zweck seines Lebens, den Glauben zu zerstören. Hier entsagt er absichtlich der Wahrheit; sein Ton ist sententiös und pedantisch belehrend. Die Absicht einer jeden Scene wird in einer Maxime resumirt, die jede als Aufschrift auf die Fahne einer Partei passen. Sein Theater ist ein System, dessen letztes Argument 89 ist. Beaumarchais setzt Voltaire's Werk fort: dieser hat die Religion vernichtet, Beaumarchais befehdet den Adel.

Auf die Vorgenannten folgen Laharpe, caporal du goût, der Alles in Reihe und Glied zurücktreibt, was nicht mit den drei Einheiten im Schritte geht; Ducis, welcher Shakspeare bearbeitet, ohne ihn zu verstehen, wie die Peruaner Goldstaub auflasen, ohne in das Innere der Minen hinabzusteigen; Chénier, der eifrigste und beste Schüler Voltaire's, der originell hätte sein können und sich aufs Copiren beschränkte.

Somit wären wir in der neuesten Zeit angelangt. In dieser hebt besonders Dumas den entschiedensten Gegner der Romantiker, Duval, aus, über dessen polemische Schrift gegen V. Hugo wir zu seiner Zeit berichtet haben. Die Mäßigung, die schätzende Unparteilichkeit, mit welcher Dumas sich über diesen Veteranen ausspricht, der selbst so wenig Mäßigung und einen so groben Fanatismus gezeigt, müssen um so mehr erfreuen, da Dumas im Leben ist wie im Dichten, ein leicht aufbrausender Kopf, der im Streite rasch nach dem Degen greift. Der Kritiker erkennt Al. Duval für einen geschickten dramatischen Architekten an. In dem Gerüste seiner Stücke findet man stets die Hand des Meisters; seine Plane sind lange und tief durchdacht; die Scenen entwickeln sich mit vieler Gewandtheit; auch ist Duval Maler, doch hat sein Pinsel mindere Fertigkeit als sein Cirkel; er versteht weder die Sprache der untern Volksclassen noch der Großen, nur die Leute aus dem Bürgerstande versteht er zu schildern. An eigentlicher Poesie fehlt es noch mehr als an Malerei. Auf die kritische Beurtheilung der einzelnen Stücke und namentlich des letzten: „Le testament", welches vor einigen Tagen aufgeführt worden, können wir uns um so weniger einlassen, da es Zeit ist, uns nach Delavigne umzusehen.

Die Ansicht Dumas' über den Verfasser des „Paria" und „Marino Faliero" spricht sich sehr bündig und treffend in Folgendem aus: Delavigne ist die Brücke, die von der classischen Schule zu der neuern führt und die sich einerseits auf das Kaiserreich, andererseits auf die Restauration stützt. Sein erstes Product war ein Dithyramb auf die Geburt des Königs von Rom; 1816 und 1817 erschienen die „Messeniennes". Zwischen beiden Epochen war ein Abgrund, in welchem der Ruhm Frankreichs untergegangen, aus dem aber Frankreichs zukünftige Freiheit aufgestiegen ist.

Dumas ist ein Republikaner, ihm ist demnach Frankreich nicht frei genug, oder eigentlich gar nicht frei; daher die seltsame Wendung, daß die Schlacht von Waterloo den Franzosen die zukünftige Freiheit gebracht hat.

Delavigne's erste Gesänge hallten in ganz Frankreich wieder; es war ein Widerschein der frühern Siege, ein Trauerflor, den ein frommer Sohn um den zerbrochenen Degen seiner Mutter (d. i. des Vaterlands) schlang. Die Sieger hatten Lamartine, die Besiegten Delavigne. Damals war die Opposition populair, heutzutage ist sie aristokratisch. Die „Vêpres siciliennes" verdankten ihren Erfolg zunächst der Stellung, die der Dichter genommen. Von dieser Zeit an wurde zwischen dem liberalen Dichter und der liberalen Partei ein stillschweigender Contract geschlossen, durch welchen jener sich verband, Frankreichs Ruhm zu verherrlichen, diese, dem Dichter zu applaudiren. „Les comédiens" sind das originellste seiner Werke: es war eine Satire gegen die Schauspieler, welche ungerecht und unartig gegen den Dichter gewesen. „Le paria" ist eine dramatische Elegie, Bernardin de St.-Pierre's „Chaumière indienne" nachgebildet. Die „Ecole des vieillards" enthält unter allen Dramen unsers Dichters die meisten Schönheiten und die wenigsten Mängel. Bonnard ist eine der ergötzlichsten und komischsten Schöpfungen, die seit Molière auf die Bühne gebracht worden. In der Rolle der Hortense zeigt sich mehrmals Unkenntniß des weiblichen Herzens. Danville ist mit vieler Würde gehalten. Der Herzog ist ein erbärmlicher Wicht. Die Rolle der Mutter verletzt den Anstand. Ungeachtet dieser

kleinen [illegible] „l'école des vieillards" zu den schönsten Erzeugnissen unserer Zeit, und ich glaube nicht, setzt Hr. Dumas hinzu, daß bei aller Eigenliebe der lebenden Dichter ein Einziger unter ihnen ist, der nicht gestehe, daß er glücklich und stolz sein würde, seinen Namen auf dem Titel dieses herrlichen Lustspiels zu sehen.

Um diese Zeit fing der Einfluß des Auslandes auf die französische Literatur zu wirken an. Der Friede, welcher durch ganz Europa herrschte, die Handelsverbindungen, welche die Nationen unter sich angeknüpft hatten, der Ideenaustausch, welcher eine nothwendige Folge davon war, fingen an einigen Widerschein auf Frankreichs sociales Leben zu werfen. Der Nationalhaß war erloschen, die jüngere Generation, ernst und fleißig, hatte fremde Sprachen gelernt; fast unbekannte Namen begannen am literarischen Horizonte aufzusteigen und zeigten sich plötzlich wie jene den Römern unbekannten Völkerschaften, welche zugleich von Norden, Süden und Westen hereinbrachen, das römische Reich zu stürzen. Shakspeare, W. Scott, Byron, Göthe und Schiller waren die Attilas, die Alarichs und Genserichs dieser neuen Invasion, welche die französische Literatur von Grund aus umstürzen sollte.

Wir folgen hier dem französischen Kunstrichter Schritt vor Schritt, und es ist sehr interessant, einen Franzosen zu vernehmen über ein Ereigniß, das trotz des heftigsten Widerstandes seiner Landsleute vor sich ging, das die französische Eitelkeit anfangs so tief verletzte, und auf welches sie später keck den Fuß gesetzt, um sich in eine höhere Kunstregion zu schwingen.

Es waren, man muß es gestehen, sagt Hr. Dumas am Schlusse seiner „Etudes dramatiques", es waren in der That sehr fremdartige und wilde Wesen für ein Volk, das wie wir an Demoustier's fade Mythologie gewöhnt war, an die Helden von Pigault-Lebrun, an die aristokratischen Heldinnen der Frau von Duras, an die galanten Türken der Madame Cottin und an die Conspiratoren Arnault's, es waren fremdartige und barbarische Wesen dieser Richard III., Othello, Hamlet, der Oberst Claverhouse, Faust, Götz mit der eisernen Hand, der Giaour, Childe Harold, Karl Moor, Wallenstein und Wilhelm Tell; und als sie erschienen, in ihre rauhe, wahre, tiefe Poesie gehüllt, wirkten sie auf uns wie jene langhaarigen Tataren mit ihren langen Lanzen, die ihre Pferde in der Seine gebadet hatten. Die petites-maîtresses schrien laut auf, die starken Männer gingen ihnen entgegen und beugten sich bald vor ihnen, wie man sich vor überlegenen Wesen beugt. Die Männer stellten sie ihren Frauen, die Brüder ihren Schwestern vor, und diese Fremdlinge, die uns zuerst so sehr erschreckt, werden zuletzt eingeladen und bleiben bei uns als Freunde, die uns unentbehrlich geworden. Bald fand man nichts mehr schön in der Literatur, als was aus Deutschland oder England kam. So sind wir Franzosen, in Allem übertrieben, in der Liebe wie im Hasse, aber zum Glücke in beiden unbeständig.

Auf die Übersetzungen und Nachahmungen folgten Originalwerke, Mérimée schrieb „Le théâtre de Clara Gazul"; Vitet seine „Barricades", Cave und Dittmer ihre „Soirées de Neuilly. Delavigne selbst wurde mit fortgerissen: „Marino Faliero", „Les enfants d'Edouard" und „Don Juan d'Autriche" sind unter dem Einflusse der romantischen Lehrer geschrieben. Vor dem Forum der theoretischen Kunstkritik mögen vielleicht diese Werke keine große Bedeutung haben; allein sie gefallen, sie spannen, sie zeichnen sich durch mannichfaltige Vorzüge aus und stehen den besseren Geistesprodukten unserer Zeit an der Seite. 41.

Abwehr der Anklage von theologischem Unfug, der angeblich nach dem Allgemeinen Anzeiger 1836, Nr. 78 auch in d. Bl. sich finden soll.

Diese Blätter sind nicht blos „zum Beplaudern in eleganten Theecirkeln" bestimmt, sondern sie stehen höher für alle denkende und gebildete Leser, die das Homo sum etc. zum Wahlspruche haben. Toilettenfreunde haben ihre eigenen Zeitschriften; sie sind auch hier nicht von aller Befestigung ausgeschlossen, aber ihr Hauptdessert, Theater- und Concertrecensionen ꝛc. ist nicht vorhanden. Dagegen freuen sich Gelehrte aus allen Facultäten, Gebildete aus allen Ständen über die Berichte von Erscheinungen auf dem großen Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Betriebsamkeit, wenn diese Erscheinungen nur nicht blos ganz speciell für ein Fach sind, sondern ein rein menschliches Interesse haben. Man fragt daher z. B.: Wie steht es bei den Juristen mit der neusten Straftheorie? bei den Ärzten mit dem Kampfe der Homöopathie gegen die Allopathie? wie bei den Philosophen mit ihren streitigen Punkten? u. s. w. Sucht man auch nicht mathematische Auflösungen und philologische Varianten, so haben doch d. Bl. auch wol hier manche einschlagende neue Entdeckung und Bereicherung zum Vergnügen vieler Leser mitgetheilt. Sollte aber die Theologie nicht auch ihre Wissenswürdigkeiten haben, wo dem Denkenden, der in der Regel die theologischen Journale nicht liest und in Literaturzeitungen oft erst nach Jahren eine Kritik erhält, daran liegt, eine Nachricht über eine vielbesprochene literarische Erscheinung zu erhalten, und wo es sich auch der Mühe verlohnt, richtige Ansichten darüber in diesem literarischen Sprechsaale fördern zu helfen? Von Kritiken über eine Wegscheider'sche Dogmatik, Tholuck'sche exegetische Commentare, hebräische und griechische Wörterbücher und dgl. haben sich ja wol diese Blätter immer frei erhalten. Aber ein Werk wie das Strauß'sche, wovon in den ersten Stücken des Märzmonates die Rede ist, das solches Aufsehen erregt hat, von politischen und vielen nicht theologischen Blättern erwähnt, von den freisinnigsten Männern, die seine Ansicht und Absicht nicht billigen, doch ein Werk der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns genannt wird, dem ein frommer Neander in seinem kurzen, aber vortrefflichen Gutachten nur wissenschaftliche Entgegnung wünscht; ein Werk, das Andere freilich als eine teuflische Gotteslästerung ansehen, verdiente auch in d. Bl. eine tüchtige Würdigung. Ob sie nicht kürzer, für Laien in der Theologie noch faßlicher sein könnte, mag dahin gestellt sein. Aber hierin müssen wir miteinander Geduld haben. Wir bekommen in allen Bl. eine Menge Dinge zu lesen, die man kaum flüchtig ansieht, und auch der so schätzenswerthe „Allgem. Anzeiger" hat zu viele theologische Aufsätze, die weder kalt noch warm sind, wie neulich eine Predigt, angeblich eines Amerikaners, über die Vergebung der Sünden, ganz unklare und verwirrte Ideen vortrug, und die doch selbst der Herr Redacteur lobte; flacher, oft einander widersprechender Aufsätze über Mysticismus nicht zu gedenken. Das tadelt der Verfasser im „Allgemeinen Anzeiger" mit Recht, daß (namentlich der ehemalige leipziger Dr. Hahn) die Theologen ihre Kämpfe vor das nicht theologische Publicum gezogen haben, und dieser sonst ehrenwerthe Gottesgelehrte sieht nun selbst, wohin sein Princip führt und wie schwer ein irregeführtes Völkchen aus seinem Labyrinth zurückzubringen ist. Aber darin hat unser Tadler unrecht, daß er die schlesischen kirchlichen Unruhen den auch Theologica mit vorbringenden Zeitschriften beimißt. In Schlesien ist bei den eifernden Lutheranern, die aber doch auch ein Recht, ihre alte Agende beizubehalten, hatten, Alles den Fehlgriffen der Behörden zuzuschreiben, die, wie Eylert, erst die preußische Agende ein herrliches Beförderungsmittel der Union nannten und in Schlesien sagten, daß sie davon ganz verschieden sei, Früchte abschütteln wollten, ehe die Zeit sie gereift hatte. Was der Tadler sonst noch für strenge Urtheile gegen den uns unbekannten Recensenten ausspricht, mag dieser selbst verantworten; nur soll man nicht gleich mit theologischen Unfug um sich werfen, zumal wenn ein so Aufsehen erregendes Werk wie das Strauß'sche mit Gründlichkeit in einem Blatte gewürdigt wird, durch welches auch Leser von Einfluß zu einer richtigen Ansicht über dasselbe gelangen.

Ein friedlicher Theolog.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 188. — 6. Juli 1836.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Die Geschichte Segestas, dieser Pflanzstadt von Ilion, vermag nur traurige Rückerinnerungen zu wecken. Die Feindschaft mit dem benachbarten Selinus (die Grenze bildete der Mazaro) rief erst die Athener (unter Alcibiades, Nicias, Lämachus) nach Sicilien, und nach dem unglücklichen Ausgange dieser Expedition die Karthager, deren frühere Unternehmungen (in der 60. und 75. Olympiade) mißglückt waren, die nun aber, 100,000 Mann unter Hannibal, Gisco's Sohn, stark, im vierten Jahr der 92. Olymp. (407 v. Chr.) Selinus eroberten und zerstörten und 16,000 seiner Einwohner niedermetzelten, aber auch, Bundesgenossen mit punischer Treue, Segesta unterjochten, sodaß Blüte und Wohlstand schnell schwanden. Die spätere Geschichte, welche uns die Stadt bald frei, bald unterworfen zeigt, ist nur eine trübe Erzählung von Unglück, Mishandlung, Verwüstung. Unter den Römern hob sich Segesta wieder in Etwas. Die Zeit der völligen Zerstörung ist nicht gut zu bestimmen, wahrscheinlich ward sie durch die Sarazenen herbeigeführt. Im 4. Jahrhunderte nach Christus wird die Stadt noch erwähnt, im 11. war sie gänzlich verschwunden.

Der Weg von Alcamo nach Trapani führt über eine wüste Hochebene, wo man auf einer Strecke von 21 Miglien weder Haus noch Baum sieht. Trapani, 6 Miglien vom Monte San Giuliano (Mons Eryx) entlegen, hat 24,000 Einwohner; auf dem Berge liegt das gleichnamige Städtchen. Hier erhielt der Verf. einige Auskunft über die Ursachen der Verödung der Gegend.

Das Grundeigenthum in Sicilien ist größtentheils in den Händen der Geistlichkeit und des Adels, von denen es in kleinen Theilen verpachtet wird. Diese Einrichtung hindert nothwendigerweise ebensowol den Zuwachs der Bevölkerung, als auch die Verbesserung der Ländereien; denn der Pachter nimmt nie einen solchen Antheil an der von ihm bearbeiteten Scholle als der Eigenthümer. Außerdem besitzen auch die Städte sehr weitläufige Ländereien, Communi genannt, welche niemals urbar gemacht werden, da jeder Bürger das Recht hat, darauf Holz zu sammeln und zu hüten. Einiges von diesen Communi wird wol verpachtet, aber immer auf ganz kurze Zeit, ein oder ein paar Jahre; denn diese städtischen Angelegenheiten werden von einem Ausschuß geleitet, der nur dem Namen nach i giurati, die Geschwornen, heißt. Um den geringen Vortheil der Pacht recht oft unter sich wechseln zu lassen, setzen sie die Zeit derselben so kurz als möglich an und hemmen alle Verbesserung des Grundeigenthums. Der Landstrich zwischen Alcamo und Trapani besteht großentheils aus solchen Communi und ist überdies eine wasserlose Hochebene, die von den stürmischen Nordwestwinden unmittelbar bestrichen wird. Hier könnte nur durch den beharrlichen Fleiß einer großen Volksmenge dem Boden etwas abgewonnen werden. Die Regierung hat den ersten Schritt zu einer Verbesserung gethan, indem sie angeordnet, daß sowol die wüsten Communi an arme Bürger überlassen werden sollen, als auch, daß ein höchst lästiges Herrenrecht aufgehoben werde, wonach es dem Edelmann erlaubt war, zu gewissen Zeiten des Jahres auf den Feldern seiner Bauern zu hüten. Mitten im Sommer konnte es ihm also einfallen, seine Heerden über das reifende Kornfeld zu treiben, und wenn auch solche äußersten Fälle selten oder nie mögen vorgekommen sein, so war doch diese veraltete Lehneinrichtung Schuld daran, daß viele Felder, auf denen das Recht haftete, ganz unbebaut liegen blieben. Der Vortheil dieser theilweisen Ablösung des Grundeigenthums ist in die Augen fallend, und hat bei manchen Orten alle Erwartung überstiegen. Das Städtchen S. Giuliano auf dem Eryx besitzt 5000 Salmen Communi (ungefähr fünf geographische □Meilen) von dem wüsten Landstrich nach dem Innern zu, und zog daraus bisher für die Pachtungen jährlich 1000 Unzen (3333 Thlr. C. G.); jetzt hat sich dieser Ertrag schon auf 2400 Unzen gesteigert und wird noch immer zunehmen, je weiter die Parzellirung der Ländereien fortschreitet.

Über Marsala (Lilybäum), dessen Wein jetzt mit dem Madeira wetteifert und in großen Quantitäten nach dem Auslande geht (sowol nach der Levante als nach Oberitalien, England u. s. w.), und Mazzara führt der Weg zu den Trümmern von Selinus (Torre de li pulci). Dieser wichtige Punkt des alten Siciliens wird von dem Verf. ziemlich flüchtig behandelt; er redet nur von drei Tempeln (wahrscheinlich die auf der Ostseite) und versucht keine genauere Schilderung der Örtlichkeit. Wir halten es daher für angemessen, hier etwas länger zu verweilen, da die schönen, neuern Arbeiten über Selinus so reichen Stoff darbieten *); in eigentliches Detail einzugehen, ver-

*) Der größte Theil von Hittorf's und Zanth's Werke (Heft II, Bl. 10—15, Heft III—VII, Bl. 14—45) ist den Tempeln von Selinus gewidmet; noch fehlt aber der am nördlichsten gelegene große hypäthrische, welcher auf der daselbst mitgetheilten Karte mit T, bei Serradifalco mit G bezeichnet ist. Im zweiten Bande des Werkes dieses Letztern (Palermo 1834, 110 S. Fol. mit 35 Kupfern und Steindrücken) ist Selinus vollständig enthalten. Wir werden mehrmals darauf zurückkommen. In der fleißigen Monographie des Dr. H. Reinganum „Selinus und sein Gebiet“ (Leipzig

bietet uns indeß ebensowol der Raum, als es dem Zwecke dieser Bemerkungen unangemessen sein würde. Die Ruinen nehmen nach Westen die Spitze eines niedern Hügels, nach Osten einen Theil einer weiten Ebene ein. Eine Einsenkung scheidet sie *); in einiger Entfernung westlich fließt der Selinos, jetzt Madiuni in vielen Krümmungen. Auf dem Hügel hatten wahrscheinlich die ersten Colonisten, von Megara kommend, ihre Wohnsitze **), die spätere Stadt ihre Akropolis; nach der grausigen Verheerung durch die Karthager (s. oben) ließ sich dort der aus seiner Vaterstadt vertriebene Syrakuser Hermokrates nieder, welcher einen Theil der Stadt wiederaufbaute. Die Mauerspuren rühren wahrscheinlich aus seiner Zeit her. In dieser Akropolis finden sich die Reste von vier Tempeln. Drei derselben sind peripterische Hexastyle dorischer Bauart, 13—17 Säulen an den langen Seiten, zum Theil mit ungewöhnlichen Verhältnissen. Im Schutt des einen derselben (B) entdeckten 1823 die englischen Architekten Harris und Angell die drei merkwürdigen Metopen (an der Façade die 3.—5., von der linken Seite an gerechnet; auch die Hinterseite scheint verzierte Metopen gehabt zu haben), welche sie in ihrer Schrift: „Sculptured metopes discovered at Selinus" (London 1826), bekanntmachten und welche sich bei Hittorff, Bl. 24 u. 25, bei Serradifalco, Bl. 25—27, dargestellt finden. Die Gegenstände derselben sind: Herkules, den Candalus und Atlas gefesselt tragend; Perseus, die Medusa tödtend; ein zum Wettrennen bereitstehendes Viergespann mit dem Lenker und zwei andern Figuren. Die Vereinigung ägyptischer Darstellungsweise mit den Anfängen griechischer Naturnachahmung ist unverkennbar. Diese Bildwerke müssen noch um ein Bedeutendes älter sein als die Ägineten. ***) Noch findet man in der Akropolis die Reste eines kleinen Tempels, der, in antis, auf leichtgelber Grundfarbe roth, blau, weiß und schwarz gemalt war (Serradifalco, Bl. 7), und in dessen Construction Hittorff, der ihm ionische Säulen gibt und zu einem Tetrastylon als Tempel des Empedokles restaurirt, von seinem Nachfolger bedeutend abweicht. *) Im östlichen Theile der Stadt sieht man die Ruinen dreier Tempel. Die beiden kleinern sind wieder peripterische Hexastyle. An dem ersten, dem Meere zunächstgelegenen, hatten Pronaos und Postikon Metopen mit Hautreliefs, fünf von diesen wurden im Mai 1831 gefunden (Serradifalco, Bl. 30—34). Sie stellen dar: Apollo und Daphne (sehr beschädigt), Athene mit dem Giganten Pallas kämpfend, Artemis und Aktäon, Jupiter und Semele (nach Göttling Here **), Herkules und Hippolyta. Die nackten Theile der weiblichen Figuren sind von weißem Marmor, der Rest, wie auch die früher genannten Metopen von weißlichem Kalkstein aus der Gegend. ***) Im Schutte des mittlern Tempels waren schon 1823 zwei Metopen entdeckt worden, an denen der obere Theil fehlte, und die man als den Kampf der Athene mit Pallas, der Artemis mit Gration (nach Göttling der Athene mit Enceladus) erklärt. Sie erinnern an den Styl der Ägineten, die vorerwähnten an die Zeit des Phidias, am meisten aber an die Bildwerke zu Olympia; auch die Verhältnisse des zweiten Tempels setzen ihn in eine frühere Zeit, als man bei dem ersten annehmen muß. An beiden zeigen sich starke Spuren von Farben. Der dritte, hypäthrische Tempel, von dem man glaubt, daß er dem olympischen Jupiter gewidmet gewesen, war einer der größten des Alterthums. Die Fronte hatte einen doppelten Porticus, die Seiten 17 Säulen, deren Höhe 68' Palmen betrug. Gleich dem großen zu Agrigent war er wahrscheinlich zu derselben Zeit mit den Tempeln zu Olympia, Argos, Phigalia u. s. w. errichtet worden, der Epoche, wo Gelon bei Himera die Karthager aufs Haupt schlug (480 v. Chr.). Er ist nie ganz vollendet worden, wie die Säulenreste zeigen. Die übrigen Reste von Gebäuden, die man in Selinus findet, sind unbedeutend; von Bildwerken sind einzelne Bruchstücke, Köpfe, Füße u. s. w. entdeckt worden, von denen die schon mehrgenannten Werke Abbildungen geben.

(Der Beschluß folgt.)

1827) ist der geschichtliche und topographische Theil mit großer Sorgfalt ausgearbeitet; die Beschreibungen der Monumente, wobei er vorzüglich Houel folgte, sind wenig bedeutend.

*) Göttling („Kunstblatt" 1836, Nr. 7) bemerkt, er sei von dem auf den Karten angegebenen Flüßchen nichts gewahr geworden.

**) Ottfried Müller und Serradifalco setzen die Erbauung der Stadt in das Jahr 629 oder 628 v. Chr., derselben Meinung ist Reinganum (S. 101); Göttling hält dies für zu früh. Nach des Hermokrates Zeit kommt Selinus noch einige Male in der Geschichte der karthagischen Kriege vor, scheint aber keine eigentliche Bedeutung mehr erlangt zu haben. Das Ende des ersten punischen Krieges brachte der Stadt den Untergang. Die Karthager zerstörten sie gänzlich 249 v. Chr. und führten die noch übrigen Einwohner nach Lilybäum. Serradifalco erklärt sich gegen die Meinung, daß Selinus unter den Römern wiederaufgebaut und endlich durch die Sarazenen zum dritten Male zerstört worden sei.

***) Leake (a. a. O. S. 282) setzt die Erbauung des Tempels ungefähr in das Jahr 600 v. Chr.

*) Es hat sich darüber zwischen Hittorff und Raoul-Rochette, welcher Serradifalco's Werk im „Journal des savans" (Jan. 1835) angezeigt hatte, ein Streit erhoben („Journal des savans", Mai 1835).

**) Panofka („Preuß. Staatszeitung", 1836, Nr. 24) spricht die Vermuthung aus, diese Metope stelle den Heilgott Asklepios und seine Gattin Epione (die Lindernde) dar, wie sie zu Epidaurus verehrt wurde, und der ganze Tempel sei vielleicht diesem Gotte geweiht gewesen. Diese Annahme ist allerdings wahrscheinlich, da es bekannt ist, daß Asklepios zu Selinus einen Tempel hatte. Er nimmt dabei als Zeit der Erbauung ungefähr die 85. Olympiade an (der Jupitertempel zu Olympia ward gegen die 86. Olymp. vollendet) und deutet die Nymphe der ersten Metope nicht als Daphne, sondern als Koronis, Asklepios' Mutter, und den Giganten auf der zweiten als Enceladus.

***) Drei Stunden von Selinus entfernt liegen die Steinbrüche, welche man jetzt die von Campobello nennt, wo man noch eine Menge von Steinblöcken findet, welche für die Tempel und andere Gebäude der Stadt bestimmt waren.

der sich schon einmal gezeigt, als man ihn am wenigsten erwartete, unter sichere Obacht von allen Seiten nehmen müsse. Ascension, nur 90 deutsche Meilen von Helena entlegen, bot sich natürlicherweise als gelegenster Punkt für einen politisch-telegraphischen Wachtposten dar, und die Engländer, eine Alles berechnende Nation, konnten diesen wol am allerwenigsten ihrer Aufmerksamkeit entschlüpfen lassen. So wurde denn gleich im J. 1815 die kleine Insel von einer britischen Colonie kriegerischer Seeleute besetzt. Diese waren natürlich zuerst nur darauf bedacht, sich ihre nicht zu glänzende Existenz so comfortable als möglich zu machen. Es wurden auf der felsigen Küste einige wenige Hütten angelegt und das zunächst um diese liegende Land zu bebauen angefangen. Nur dürftig reichte dies aus für die Bedürfnisse der kleinen Garnison, deren Beschäftigung blos darin bestand, ein wachsames Auge auf die Umgegend zu richten. Erst seit dem Tode Napoleon's fing man an, die Insel als eine regelmäßige Niederlassung zu betrachten, und es erfolgten von England aus neue Colonistensendungen. Die Regierung hatte nun beschlossen, die Insel zu einem Erfrischungshafen und Depot für die zu Unterdrückung der Sklavenhandels bestimmten afrikanischen Kreuzer zu machen. Es wurden deshalb größere Strecken des Gebirgslandes urbar gemacht und, nicht ohne Beschwerlichkeit, Straßen angelegt. Allein jetzt begann es an dem nöthigsten Bedürfniß, am Wasser, zu fehlen. Es war davon kein Vorrath vorhanden, als den einige Traufen oder Quellen darboten, die ihren Ursprung dem durch den Boden tröpfelnden Regenwasser verdankten. Nach und nach gelangte man auf die Spur, daß diese Wasserquellen, durch mehre Thonschichten hindurchsickernd, sich auf einem entferntern Punkte verstärkten, wo man es sich nun angelegen sein ließ, Cisternen anzulegen. Von hier aus schaffte man den Wasservorrath täglich auf Mauleseln in kleinen Gefäßen nach der Niederlassung auf der Küste, eine Strecke von sechs Meilen, wodurch jedoch bei trockener Jahreszeit dem Wassermangel noch immer nicht abgeholfen war, sodaß, um die kleine Garnison nicht verschmachten zu lassen, man häufig aus den Schiffen Wasser ans Land nehmen mußte. In den nächstfolgenden Jahren entdeckte man zum Glück immer neue Quellen, sodaß die Insel von Jahr zu Jahr in der Civilisation erhebliche Fortschritte machte. Ziegen und Federvieh vermehrten sich unglaublich schnell; es wurde auch von Guinea aus Geflügel hieher verpflanzt, welches sich auf der Insel ohne Schwierigkeit akklimatisirte. Seit dem J. 1829 interessirte sich die englische Regierung für den Fortschritt derselben noch lebhafter. Um diese Zeit sandte man einen sachkundigen Ingenieuroffizier nach der Insel, um dort den Plan einer künstlichen Wasserleitung zu realisiren. Das Wasser sollte von den Bergen aus mittels einer zusammenhängenden Reihe von Röhren durch einen Tunnel von 935 Fuß Länge in möglichst gerader Richtung nach einem großen in der Niederlassung selbst befindlichen Behälter geleitet werden. So schnell, als es das Material der Umgegend erlaubte, wurde dieser Bau vollendet, und das Resultat ist nun vollkommen befriedigend; denn die Niederlassung bezieht jetzt blos aus dieser Quelle so viel Wasser täglich, daß die Insel den sämmtlichen landenden Fahrzeugen mit ihrem Vorrath aushelfen kann und außerdem einen Ueberschuß von etwa 1500 Tonnen behält. Nachdem so dem wesentlichsten Bedürfniß abgeholfen war, bereicherte man den Küstenflecken mit den zur Bequemlichkeit nöthigsten Gebäuden: ein Hospital, mehre Vorrathshäuser und Magazine für Lebensmittel, Baracken und Wohnungen für die Offiziere wurden aufgeführt und die Niederlassung selbst durch passende Befestigungen zu einem Fort gemacht. Es fehlt demselben mithin jetzt nicht mehr an dem Wesentlichsten, obgleich nicht alle von der Regierung beabsichtigten Einrichtungen vollendet sind. Dem Bergdistrict fehlt es nicht an für die Schiffe nutzbaren Vegetabilien; die afrikanischen Kreuzer, welche in der Bai einlaufen, um Lebensmittel einzunehmen, oder Ausbesserungen vorzunehmen, erhalten auf Befehl ihre bestimmten Rationen an Ziegen, Schafen, Ochsen und Turtelkauben; von den letztern, welche im Überflusse vorhanden sind, so viel als ihnen beliebt. Auch Kauffartheischiffe können gegen eine mäßige Abgabe an die Regierung dieselben Vortheile genießen. Die Cultur auf den Bergen hat allerdings wegen der Unbestimmtheit der regnigen Jahreszeit auf der Insel mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man kann hier nicht mit solcher Sicherheit auf den Eintritt der periodischen Regen zählen wie auf der afrikanischen Küste, sodaß durch dies Ausbleiben öfters ganze Ernten zu Grunde gehen. Da jedoch ein großer Theil des Landes dem Anbau der Pataten gewidmet ist, welche fast nie eine Misernte geben, auch der Kürbiß auf der Insel im Überfluß wächst, so kann man allenfalls den Miswachs der anderen Vegetabilien einmal verschmerzen.

Als ein erstaunenswürdiges Beispiel der Vegetation, ein Ereigniß, das in der Geschichte der Botanik sich nicht oft wiederholen mag, muß hier schließlich bemerkt werden, was man innerhalb der 20 Jahre, daß diese kleine Insel bewohnt ist, gethan und erreicht hat, um sie aus einem fast wüsten Lavagefild zu einem durch Gewächse aller Art, die alle vortrefflich gedeihen, ausgezeichneten Landstrich zu machen. Man hat seit dieser Zeit auf Ascension gegen 170 fremde Gewächse eingeführt und akklimatisirt, und hier, wo es sonst nur wenige dürftige Kräuter gab, sieht man jetzt die englische Eiche, die schottische Fichte, den schwarzen Hollunderbaum, die Cypresse, den Citronen- und Orangebaum, den Maulbeerbaum (vom Cap), den Pfirsich- und Melonenbaum u. a.; Akazien, Rosen, Oleander, Myrten, gedeihen vortrefflich. An Küchengewächsen, Sträuchen und Kräutern: Kohl, Spinat, Kartoffeln, Rüben, Möhren, Salat, Kresse, Endivien, Radieschen, Zwiebeln, Bohnen, rothe Rüben, Lauch, Gurken, Blumenkohl, Johannis- und Stachelbeeren; ferner Majoran, Thymian, Brifuß, Ysop und andere Gewürzkräuter. Rechnet man hierzu noch die mannichfachen schönen Blumen: Geranium, Iris, Rosenpappel, Lilien, Convulvulus, Passionsblume und die besonders schönen Aloes, so muß man in der That erstaunen über die Schnelligkeit, mit welcher menschliche Betriebsamkeit ein wüstes, unwirthliches Eiland in ein fruchtbares und reizendes Paradies umgeschaffen hat. 80.

Literarische Anzeige.

Die kürzlich erschienene **neunte** Lieferung des

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

wird aufs Neue den Beweis liefern, daß die Redaction und Verlagshandlung fortwährend mit günstigem Erfolge bemüht sind, ein nützliches, unterhaltendes und belehrendes Werk bei einem sehr billigen Preise zu liefern. Die neuerdings möglich gewordenen Einrichtungen setzen die Verlagshandlung zugleich in Stand, ein schnelleres Fortschreiten des Werkes zu versprechen, als die Umstände bisher erlaubten.

Die ersten neun Lieferungen umfaßten die Artikel Aachen bis Deutschland, 67 Bogen in gr. 4., mit 223 Holzschnitten und 15 in Kupfer gestochenen Karten, zu dem Preise von nur 2 Thlr. 6 Gr.

Die bisher erschienenen Lieferungen sind in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorräthig.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 189. — 7. Juli 1836.

Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Es ist nun Zeit, daß wir uns nach dem nicht fernen Girgenti (Acragas, Agrigentum) wenden, und von jetzt an können wir uns um so kürzer fassen, je mehr der Verf. in die Details eingeht. Die gegenwärtige Stadt liegt auf dem Hügel, auf welchem wahrscheinlich die Burg der alten stand, welche sich in die Ebene hinunter nach dem Meere hinzog, wie die gewaltigen Tempelruinen zeigen. Eine halbverfallene Mauer umschließt die schlechtgebaute und schmuzige Stadt, zu welcher man durch ein mittelalterliches Spitzbogenthor gelangt — welche Veränderung, wenn man an das Agrigent denkt, das 800,000 Einwohner gehabt haben soll, und das von 411—211 v. Chr. fünfmal vom Feinde genommen und dabei zweimal von den Karthagern, die sich auf Sicilien als die schonungslosesten, gegen die Menschen wie gegen die Steine wüthenden Barbaren zeigten, geplündert und verwüstet ward. Die Ordnung, in welcher die Tempel beschrieben werden, ist folgende: Tempel der Concordia (von den Römern so genannt), der Juno Lucina (beide stammen, ihren Verhältnissen nach zu urtheilen, aus derselben Epoche; die Säulen haben als Höhe das 4'fache ihres Durchmessers), des Herkules, wo der Scandal mit den Knechten des Verres vorfiel, welchen Cicero in der vierten Rede erzählt; endlich jener pseudoperipterische des olympischen Zeus, ein Riesenbau, dessen schon oben gedacht ward und dessen letzte Reste 1401 zusammenstürzten. Wir wissen aus Diodor, daß die karthagischen Kriege die Vollendung hinderten, und daß das Gebäude 340 Fuß lang, 60 (160) breit, 120 hoch war. Die Erbauung fällt in die Regierungszeit Theron's, welcher 472 v. Chr. starb; die zu Himera 480 gefangengenommenen Karthager mußten bei der Arbeit Dienste leisten. (Vgl. Leake a. a. O. S. 283.) Die übrigen Ruinen sind von geringerer Bedeutung *), doch läßt sich nicht leugnen, daß hier noch Manches zu thun und zu untersuchen wäre, und man kann nur wünschen, daß die mehrerwähnten Werke, die jetzt im Erscheinen sind, sich bald auch über Acragas verbreiten mögen, wo die vereinzelten Kräfte des Hrn. Raffael Politi nicht ausreichen.

Nach einem Besuche des benachbarten Schlammvulkans, Moccaluba, verlassen wir nun die Küste und gelangen durch getreidereiche Gegenden erst nach Calatanisetta, dann nach Castrogiovanni, im hohen Gebirge des Innern.

Der Ort selbst liegt, weit höher als Girgenti, auf einem der steilsten Felsabhänge, an dem unsere Thiere zu klettern bekamen. Als wir den Gipfel mit Mühe erreicht, zeigte sich die wunderbare Lage des Ortes. Der Berg nämlich, welcher bis dahin gleichmäßig ansteigt, hat auf der Spitze eine Menge unregelmäßiger Einsenkungen, tiefe senkrechte Klüften, in denen die Häuser neben- und übereinander kleben; dazu sind alle freien Stellen des Felsen mit den breitblätterigen, indianischen Feigen bewachsen, die theils wie schwere Fruchtgewinde von einer obern Straße auf die untern Dächer hinabhängen, theils die einzelnen Häuser auf die fremdeste Weise verbinden. Viele Einwohner hausen sogar in den natürlichen alten Felshöhlen, die, von Rauch und Dampf geschwärzt, ein vollkommenes Bild vom Eingange in die Unterwelt geben. Ich schaute oben vom steilen Rande mit Verwunderung auf den sonderbaren Bau und die Nachtmützen der herumwandelnden Troglodyten, welche mit nicht weniger Verwunderung zu dem am jähen Abhang stehenden Fremdling hinaufsahen. Dies ist aber nur der geringere Theil der Stadt; weiter oben, auf dem schmalen Rücken des Gebirges und gegen Norden sich hinabsenkend, liegt die bessere Hälfte mit etwas breitern Straßen, dazu Klöster, Kirchen und selbst einige Paläste. Von dem alten Enna, dem Nabel Siciliens, welches an dieser Stelle lag, finden sich wenig Überbleibsel aus der griechischen Zeit. Es scheint, daß die Zerstörung durch die Römer im Sklavenkriege den spätern Barbaren nichts übrig ließ.

War schon auf der Küste für Reisebequemlichkeiten schlecht gesorgt, so nahm das Übel noch zu im Innern des Landes, wo elende Klöster häufig die Stelle elender Kneipen vertreten müssen, wenn es letztere überhaupt gibt (in Modica, einer Stadt mit 19,000 Einwohnern, fand sich nur ein Stall als Absteigequartier). Darin stim-

*) Man zählt noch vier, die man dem Äskulapios, Vulcan, der Ceres, dem Kastor und Pollux gewidmet glaubt, einige Reste im Kloster St.-Nicolas und das sogenannte Grabmal des Theron (auch des Falaris genannt), über dessen Erbauer und Epoche man ungewiß ist. (Hirt setzt es ungefähr in die 90. Olympiade, Quatremère de Quincy sagt, es gehöre dem guten Zeitalter der hellenischen Architektur nicht mehr an.) Die Säulen haben ein ionisches Capitäl mit attischer Basis und dorischem Gesimse. (Vgl. auch Quatremère de Quincy in „Dictionnaire historique d'architecture". I, 14.) Abbildungen und Details der Ruinen zu Agrigent findet man in Houel's „Voyage pittoresque", Bd. 4, Tafel 215—234.

men alle Reisenden überein. Am Lago Perguſa vorbei, wo Proſerpina geraubt ward, gelangen wir nach Piazza, nach Calatagirone, nach Palazzuolo, wo das Antiquitätencabinet des Baron Judica, nach Modica und dem Val d'Ispica, deſſen merkwürdige Troglodytenwohnungen an die Felſenkammern von Petra (Selah) im Lande Edom erinnern müſſen. Über Spaccafurno erreichen wir ſodann die Südſpitze der Inſel, Cap Paſſaro, und ziehen nun nördlich über Noto nach Syrakus. Der Topographie und Geſchichte dieſer berühmten Stadt hat der Verf. beträchtlichen Raum gegönnt (S. 162—221), und wir glauben dieſen Theil als den intereſſanteſten und am ſorgfältigſten ausgearbeiteten des Buches bezeichnen zu können. Nun folgt die Reiſe nach Catania und die Beſteigung des Ätna, wobei wir nicht unterlaſſen wollen, eine lebendige Schilderung einer ſolchen Expedition vom Grafen Tilly, der ſie im Mai 1834 unternahm (vgl. „Morgenblatt" 1835, Nr. 185 fg.), in Erinnerung zu bringen. Neuere geologiſche Bemerkungen über die Region des Ätna und die Gegend von Taormina enthält ein im Febr. 1831 zu Catania geſchriebener Brief des kürzlich zu Berlin verſtorbenen Prof. Fr. Hoffmann (in der florentiner Zeitſchrift „Antologia", 42. Bd., S. 30 fg.), welcher die Höhe des Monte Zoccolaro über dem Niveau des Meeres auf 5486 Fuß, der Montagnuola auf 8225, der Grenze der Vegetation im Val di Bove auf 8628, und endlich den höchſten Punkt dieſes Thals auf 8808 Fuß angibt. Endlich gelangen wir nach dem oft beſchriebenen und gezeichneten Taormina, dann nach Meſſina, der durch ihre Lage begünſtigten, durch Handel blühenden alten Hauptſtadt unter den normanniſchen und hohenſtaufiſchen Herrſchern. Leſenswerth ſind auch die Ausflüge nach der calabriſchen Küſte und nach Stromboli, wobei es am Ende heißt, der Verf. freue ſich zwar die Fahrt gemacht zu haben, möchte ſie aber ſo um keinen Preis wiederholen: ein Geſtändniß, das mancher Reiſende nach einer überſtandenen Expedition ſich ſelbſt im Stillen ablegt, aber ſelten laut werden zu laſſen ſich erkühnt.

Die große Ausdehnung des erſten Theils dieſer Bemerkungen, wo die Ergebniſſe der neuern Forſchungen uns erlaubten, einige Nachträge zu dem vor uns liegenden Buche mitzutheilen, hat uns genöthigt, das Übrige deſto kürzer zu faſſen. So können wir auch faſt nur hinweiſen auf die, wenn auch keineswegs erſchöpfenden, doch dankenswerthen Angaben über Naturerzeugniſſe, Verwaltung, Sprache, Poeſie, Volkscharakter, Handel — über die Hinderniſſe, welche den Aufſchwung des leztern lähmen, namentlich die an den Küſten gehandhabte Quarantaine, welche freilich nothwendig iſt, aber vernünftiger eingerichtet ſein könnte. Nur über den wichtigen Kornhandel mögen hier noch einige Worte ſtehen:

Das Korn hat von jeher den Reichthum der Inſel ausgemacht, obgleich es ſcheint, daß nach einer mehr als 2000jährigen Bearbeitung der Boden etwas von ſeiner Ertragsfähigkeit verlorn habe; wenigſtens ſcheuen viele Schiffe den weiten und gefährlichen Weg nach Odeſſa nicht, um von dorther die Erzeugniſſe einer kräftigern Scholle zu holen. Doch würde dies dem ſiciliſchen Kornhandel nicht ſchaden, wenn die Ausfuhr nach billigern Geſetzen eingerichtet wäre. Früher herrſchte eine größere Freiheit des Verladens; als aber 1782 der bedenkliche Fall eintrat, daß nach einer dürftigen Ernte nicht genug Korn für den eignen Bedarf vorhanden und eine Hungersnoth zu beſorgen war, da wurde der Handel unter Aufſicht der Regierung geſtellt. Es durfte nur an fünf beſtimmten Plätzen der Inſel, nur bei einem gewiſſen Preiſe das Korn verladen werden; eine Einrichtung, gegen die ſich gar nichts ſagen ließe, wenn ſie nicht zu den entſetzlichſten Misbräuchen Veranlaſſung gegeben und endlich den ganzen Handel ſo gut wie vernichtet hätte. Der edle Vicekönig Caracciolo, dem Sicilien in anderer Hinſicht ſo viel verdankt, unter dem 1785 die Inquiſition aufgehoben und eine beſſere Schulordnung eingeführt wurde, iſt wegen der Kornſperre (ſo nennen ſie es) auf das Äußerſte verhaßt; ja, einige ſiciliſche Schriftſteller gehen in ihrem blinden Eifer ſo weit, daß ſie behaupten, jene Hungersnoth ſei gar nicht vorhanden, ſondern künſtlich von Caracciolo angelegt geweſen, um die neuen drückenden Korngeſetze einzuführen.

Wir ſind jetzt zum zweiten kürzern Theile des Buches gelangt, welcher ſich mit Malta beſchäftigt. Der Contraſt zwiſchen dem, mit Ausnahme von etwa drei Städten, halbverwilderten Sicilien und dieſer, beinahe mehr Afrika als Europa angehörenden, aber in ihrer ſchönen Hauptſtadt alle engliſchen Comforts darbietenden Inſel kann nicht ſtärker ſein. Selbſt auf den vom italieniſchen Feſtlande Kommenden macht das britanniſirte Lavalette, dieſe, die eigenthümlichſte, vielleicht einzige Lage, und die ſolide Pracht der Zeiten der Religione mit den modernen Zuthaten ihrer überſeeiſchen Beherrſcher vereinende Treppen- und Baſtionenſtadt, den eigenthümlichſten Eindruck. Alles iſt reinlich, wohnlich, freundlich, unſern Bedürfniſſen entgegenkommend, und doch hat die Stadt ihren Charakter nicht verloren. An ſchroffe Übergänge gewöhnt man ſich hier vielleicht mehr denn anderswo; man ſtelle nur den ſchlanken Nordbriten mit weißem Teint und röthlichem Haar neben den unterſetzten, dunkelbraunen, halbmauriſchen Malteſer. Die Schilderung der Stadt und ihrer Umgebungen und der ganzen nackten, faſt baumloſen Inſel, in deren Mitte der ehemalige, jetzt nur von Wenigen bewohnte Hauptort, Città notabile genannt, liegt, iſt treu und gewährt ein gutes Bild dortiger Zuſtände, während das Hiſtoriſche in leichten Skizzen nebenbei mitgetheilt wird. Was der Verf. über die Hize eines malteſiſchen Auguſtmonats ſagt, glauben wir gern; hat doch ſelbſt im November die Sonne hier ihre Kraft nicht verloren! Ein reichhaltiges Verzeichniß der von dieſer Inſel handelnden Schriften iſt eine dankenswerthe Zugabe, ſowie auch die beigefügten ſiciliſchen und malteſiſchen Volkslieder mit Muſikbegleitung Manchen erfreuen werden.

Indem wir nun den Reiſenden am Bord der nach Alexandria beſtimmten venetianiſchen Brigantine „Il velleggiatore" verlaſſen, ſprechen wir die Hoffnung aus, ihn bald am Ufer des Nil wiederzufinden und Luxor und File mit ihm zu beſuchen. 6.

Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter und Novelliſten. Herausgegeben von E. Mörike und W. Zimmermann. Stuttgart, Balz. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Gemenge von Novellen, Liedern, Märchen, Epigrammen, Zueignungen, Titelkupfererklärungen, von talentvollen und nicht talentvollen Leuten verfaßt! Man könnte das Unter-

nehmen im Ganzen einen Schwabenstreich nennen, wenn nicht im Einzelnen Genieſtreiche und Talentproben ſich bemerkbar machten. Auf keinen Fall dürfte es räthlich ſein, zwiſchen dieſem ſchwäbiſchen „Jahrbuche" und den römiſchen Jahrbüchern, welche Tacitus ſchrieb, eine Parallele zu ziehen! Wir werden noch viel Geſchichte erleben und durchmachen müſſen, ehe wir von dieſem literariſchen Detailhandel der Taſchenbücher uns losringen und aus Krämerſeelen zu Großhändlern und literariſchen Großmächten uns heranbilden! Dieſe Jährlinge von Taſchenkalendern und Taſchenbüchern, die ſo mächtig wuchern wie eine üppige Schonung, die kaum noch Schonung verdient, ſtellen ſich bis auf wenige außerhalb der Literaturgeſchichte; ſie werden meiſt geleſen, um vergeſſen zu werden, und bieten nichts weiter als eine Flichlecture, eine Augenblicksliteratur, zur Füllung müßiger Stunden, deren wir modernen Traummenſchen mehr haben, als löblich und gut iſt. Was Form, Vers, Sprache und Darſtellung betrifft, ſo iſt an dieſem ſchwäbiſchen „Jahrbuch" nichts weiter auszuſetzen, als eine faſt zu bedeutende Gewandtheit, ein Uebergewicht der Form — faſt das einzige Reſultat, was uns nach ſo vielen und ungemeinen literariſchen Kraftanſtrengungen übrig geblieben iſt. Es iſt leider kein Verdienſt mehr, gewandt zu ſchreiben, die Sprache zu handhaben, den Meiſel zu führen, zu ründen und zu glätten — das Alles macht ſich wie von ſelbſt! Wir haben Moſes und die Propheten, von denen wir lernen können! Wir leſen ſo unſaglich viel, und es wird unſerer Leſeſucht ſo vorzüglich in die Hände gearbeitet, daß es eine Schande wäre, wenn wir mit der Originalität zugleich die Fertigkeit, gewandt und für das große Leſepublicum genießbar zu ſchreiben, verloren hätten. Ja, wir leſen, um ſchreiben zu lernen; es wäre beſſer, wir ſchrieben, um leſen zu lernen; wir ſchrieben in der Urſprünglichkeit unſerer Empfindung und Anſchauung, nicht in einer aus unſerer Lecture abgeleiteten Schreibart — und das Vielleſen, nach eigenſter wähligſter Wahl, und nachdem unſer Styl ſich eigenthümlichſt abgerundet, käme nach! Der Mehrzahl der in dieſer Sammlung enthaltenen proſaiſchen und poetiſchen Stücke kann eine gewiſſe Friſche nicht abgeſprochen werden; und wir müſſen abermals bedauern, daß grade das bedeutendſte Talent, welches in dieſem „Jahrbuche" auftritt, A. Treuburg, zu gleicher Zeit ſeinen Muſtern und Vorgängern am meiſten abgelernt und ſich accommodirt hat, in der Novelle ſeinem Vorbilde Tieck, im Liede ſeinem Meiſter Göthe. Wir bedauern dieſes Nachahmungstalent um ſo mehr, da in ſeinen Novellen „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner" und „Cordelia" viele eigenthümliche und aus ſeiner innerſten Natur ſich hervorhebende Klänge bemerkbar ſind — Partien, welche grade den anziehendſten Theil in dieſen Novellen abgeben. Die erſte beſonders zeichnet ſich durch Neuheit der Charaktere und Situationen aus; ſie iſt wacker gearbeitet und mit einer hinlänglichen Fülle von Humor und Ironie verſetzt und verflochten, erinnert aber in ihren Details zu ſehr an die Manier Tieck's, ins Kleine zu arbeiten, eine Manier, die eben als eine erlernte, abgeleitete, ihren vorzüglichſten Reiz verliert. Auch in der zweiten: „Cordelia", treten die Charaktere ſcharf und markirt heraus; aber die Breite, die eingeflochtenen Raiſonnements ermüden, und der abgeſpannte Leſer wird durch den tragiſchen Ausgang, den er aufs deutlichſte vorausſah und der ihn nicht mehr überraſcht, keineswegs befriedigt. Und was ſollen dieſe eingeflochtenen Aphorismen Chriſtoph's, die der Verfaſſer philoſophiſch nennt, und die augenſcheinlich nichts Anderes ſind als Abſchnitzel aus des Verfaſſers Tage- und Notizenbuch, müßige Erzeugniſſe einer überaus müßigen Stunde? Da finden wir Trivialitäten wie dieſe: „Wer einem Menſchen auf der Straße begegnet, der eine Laſt trägt, und demſelben nicht ausweicht, der gibt einen unverkennbaren Beweis von Roheit." Oder: „Die Fliegen habe ich vielfach beobachtet. Sie leiden an partiellem Wahnſinn und haben viel Humor ꝛc." Oder: „Man kann den Wahnſinn doch niemals ganz begreifen. Hätte man ihn begriffen, ſo wäre es kein Wahnſinn mehr." Oder: „Wenn ich mir die Kreuzzüge vergegenwärtige, ſo habe ich eine ſonderbare Empfindung, die ich nicht gut bezeichnen kann. Ich meine, die Kreuzfahrer hätten ſich geniren ſollen u. ſ. w." Solche Aphorismen gibt der Verf. als philoſophiſche aus! Es iſt in der That mit uns Deutſchen weit gekommen, wenn wir ſolches triviales Gezeuge nicht blos denken und aufſchreiben, ſondern auch drucken laſſen! Und noch trauriger, wenn ſich Leſer finden — und ſie finden ſich — welche dergleichen ungemeine Gemeinplätze für etwas ungemein Ungemeines, für etwas unſaglich Geiſtreiches zu halten im Stande ſind! Eine dritte Erzählung, „Der Schatz", Märchen von Eduard Mörike, legt ebenfalls von einem bedeutenden Erzählungstalent Zeugniß ab und erfreut ſich eines zarten Anhauchs von Poeſie. Neben einer ſehr gefälligen natürlichen Naivetät entwickelt ſie jedoch in andern Partien auch eine forcirte, gemachte. Die Ereigniſſe liegen außerdem zu gepackt übereinander, und das Märchen- und Nichtmarchenhafte iſt ſo innig verſchmolzen, daß man ſich gar nicht mehr zurechtfinden kann. Wenn man auf dem Boden der Realität feſten Fuß zu faſſen glaubt, was alle Augenblicke geſchieht, ſo weicht und wankt es unter Einem, der Abgrund thut ſich auf, der Abgrund der Fabel, der den hin und herſchwankenden Leſer verſchlingt. Der Schluß dieſes Pfuſchmärchens leidet noch weniger als der intereſſante Anfang verſprecht. Außerdem trifft man hier eine bedeutende Anzahl von Gedichten, worunter es, außer wenigem Erquicklichen, des Unerquicklichen viel gibt. Julius Krais laßt den Marius auf den Trümmern Karthagos ſitzen und von hieraus über eignes und fremdes Glück und Unglück hinlänglich breit und mehre Seiten hindurch raiſonniren; die Form iſt bei ihm wie bei Bauer und Mörike ausgebildet, der Vers immerdar im Fluß und voll Wohllaut. Das letztere Gedicht „Erſtes Liebeslied eines Mädchens" iſt eine Nachahmung Göthe'ſcher Dichtweiſe, wie ſie nur je ſtattgefunden und ſtattfinden kann. Es iſt wahrlich ſchön von einem deutſchen Jüngling, der ſich in die Seele eines 15 — 16jährigen Mädchens verſetzt und ſie aus dieſem angenehmen Verſteck ein erſtes Liebeslied ſingen läßt, worin die Liebe mit einem Aal oder einer Schlange verglichen wird, die ihr ins Herz ſchlüpft und dort wonniglich gräbt und ſie umbringen will — ſodaß die Gequälte nach Gift ruft! Von Karl Mayer finden wir Lieder, welche zu ſeinen beſſern gehören und ſich als ſehr anmuthige Miniaturbilder darſtellen. Nach Kern und Inhalt wird man auch hier, wie in allen übrigen Erzeugniſſen der Mayer'ſchen Muſe, vergebens ſuchen. Die Epigramme von Wagner hatten ein Verdienſt haben können, nämlich das, ungedruckt zu bleiben — wenn ſie es hätten. Treuburg's Gedichte göthiſiren zum Theil, haben jedoch ſchöne poetiſche Anklänge. Vortrefflich iſt W. Zimmermann's Zueignung, anſprechend ſeine beiden Lieder, womit das „Jahrbuch" ſchließt. Die äußere Ausſtattung iſt ſo freundlich, wie der Inhalt — wenn und wem mit der bloßen Freundlichkeit gedient iſt. 45.

Das germaniſche Europa. Zur geſchichtlichen Erdkunde. Von G. B. Mendelsſohn. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 1 Gr.

Ritter hat für die Erdkunde ein ganz neues wiſſenſchaftliches Gewand zugleich damit geſchaffen, daß er dieſer Disciplin eine neue und weit beziehungsreichere Stellung zu andern Wiſſenſchaften, namentlich zur Naturkunde und zur Geſchichte, gegeben hat. Die ſegensreichen Früchte dieſer Ausſaat ſind tauſendfältig jetzt auf den verſchiedenſten Seiten zu erblicken. Indem er die Erdkunde aber zu einer Bedeutung erhob, die ſie früher nie gehabt, drückte er ihrer Behandlung auch vielfach den Stempel ſeiner Individualität auf, und namentlich prägte er für geographiſche Auffaſſungen eine ganz neue Ausdrucksweiſe aus. Dieſe iſt uns an Ritter überall gerecht, denn ſie erſcheint an ihm eigenthümlich und natürlich; aber wir leugnen nicht, daß ſie, und mehr noch die auf ſie gepfropfte weitere bom-

daktische Ausbildung derselben, uns an Andern, wo sie als Kleidungsstück umgeschlagen ist, recht anwidert. Unser Schriftsteller z. B. will sagen, es ziehe sich von dem Punkte, wo die Seealpen sich zum mittelländischen Meere herabsenken, bis zu den nördlichst gegen die Niederlande hindringenden niederrheinischen Höhen ein Gebirgszusammenhang der Alpen, des Jura, der rheinischen Gebirge. Wie drückt er die einfache Sache aus; man höre:

„Der Westflügel der Alpen, vom Genfersee bis da, wo das mittelländische Meer seine letzten Felsenriffe bespült, scheidet die Ebenen der Lombardei von den Küstenlandschaften des südlichen Frankreichs. Auf derselben Streichungslinie erhebt sich weiter gegen Mitternacht das rheinische Gebirgsland. Beide verbindet die hohe Mauer des schweizer Jura, die sich am Ostende des Genfersees von den Alpen ablöst. Auf solche Weise bildet sich ein aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter, aber kaum unterbrochener Gebirgswall, von den Felsgestaden Liguriens bis zu den Niederungen des deutschen Meeres."

Begegnen wir dieser von Ritter allerdings zuerst für die Geographie in Gang gebrachten Anwendung von Bildern und poetischen Auffassungen, die wir uns aber an ihm gern gefallen lassen, weil wir einsehen, wir hätten ohne dieselbe auch seine Werke nicht, — begegnen wir dieser Ausdrucksweise nun in den geographischen Partien des vorliegenden Buches, zuweilen überdies unleidlich mit romanischen Wörtern gespickt, sodaß wir uns gefallen lassen müssen, von der „maritimen Infériorität Frankreichs", von atmosphärischen und „marinen Strömungen" u. dergl. fast auf allen Seiten zu lesen, so tritt uns dagegen in den mehr geschichtlichen Abschnitten ein anderes Muster nicht minder pikant copirt entgegen, ein Muster, dem wir in seiner Ursprünglichkeit ebenso sehr als Ritter alle die Achtung und Anerkennung zugestehen, welche uns eine ausgezeichnete wissenschaftliche Eigenthümlichkeit abnöthigt, dessen Ausdrucksweise aber von einem Andern verwendet zu sehen, uns auch dieselbe Empfindung verursacht, wie bei der Ritter's, weil sie ebenfalls ganz individuell ist; wir meinen Ranke. Man lese z. B. S. 71 über Großbritanniens oceanische Größe Folgendes, was in der ganzen Gliederung und Anlage des Stoffes ganz entschieden an Ranke erinnert: „In den Zeiten, welche auf Elisabeth folgen, entwickelt sich die oceanische Macht Großbritanniens zusehends und geht der Reife entgegen. Zweierlei Richtungen sind es, in welchen sie sich thätig erweist, zweierlei Functionen, welche sie ausübt. Zuerst Vermittelung und Beherrschung des Weltverkehrs, nicht blos Europas mit den neu entdeckten Welttheilen, sondern auch des Verkehrs der verschiedenen Länder Europas untereinander, der in dieser Zeit immer umfassender, in die innern Verhältnisse der Völker eingreifender und dabei von der Seefahrt abhängiger wird. Gewinnt England hierdurch eine großartige Stellung gegen Europa, einen gewichtigen Einfluß auf dessen inneres Leben, so zeigt es sich zweitens berufen, die Zukunft europäischer Art und Bildung zu sichern, indem es ihr einen neuen Boden, jenseits des Oceans, gewinnt. Um den Vorrang in der ersten, seebeherrschenden Thätigkeit hat es vorzüglich mit Holland zu kämpfen, das ihm sogar den Vorsprung abgewonnen hatte; in der zweiten, colonisirenden, stehen ihm Spanien und Portugal zur Seite. Kannte man Britannien früher als deutsches Vorland, deutsche Mark gegen die Celten betrachten, so wird es nun germanisches Weltergan. Spanien und England fassen die Elemente europäisch-mediterraneischen Lebens zusammen, um sie nach der neuen Welt zu verpflanzen." u. s. w.

Wir glauben allerdings nicht, daß der Verf. geistlos genug sein könnte, nachahmen zu wollen, aber solches Entwickeln von Gegensätzen aus Gliederungen wie hier hat etwas Anreizendes in sich, grade wie jene Verwendung bilderreicher Wortfügungen für die trocknen Angaben der Geographie, und wie sich pikante Manieren einzelner ausgezeichneter Männer in der Gesellschaft ansteckend weiter verbreiten, so findet etwas Analoges in der Literatur statt. Immer freilich gelingen diese Gewürzzuthaten von Vergleichungen und Auseinanderhaltungen nicht, wie denn der Vergleich des britannischen Landes mit dem griechischen in seinem ersten Theil vollkommen klingt wie: „Pflaumen malt man wie Kirschen", und im zweiten wie: „nur ganz anders".

Rechnen wir nun dieses Störende in der Einhüllung des Stoffes ab, und dies, daß wir es mit einem Werke des Dilettantismus zu thun haben, was die Vorrede, freilich preciös genug, im Grunde selbst ausspricht, so können wir hinzufügen, es sei hier übrigens ein recht geistreicher Dilettantismus, der uns begegne; wenigstens immer noch weit geistreicher, als Herr Edgar Quinet und dergl. bei unsern Nachbarn bei geographisch-historischen Gegenständen auszukramen weiß, und auch der auf eigentlich wissenschaftliche Zwecke Ausgehende dürfe in dieser bald geographischer bald historischer Seits einen großen Theil Europas abhandelnden Schrift manche Anregung, auf jeden Fall leibliche Unterhaltung finden. 49.

Notiz.

Merkwürdig ist die Annonce oder Betrachtung, welche die „Literary Gazette" ihrer 1000sten Nummer (19. März 1836) vorausschickt. Die gute Alte meint, es bringe selten ein Journal es zu solcher Dickleibigkeit; 1000 Wochen seien ein hübsches Feld und 20 Quartbände ein artiges Volumen, auf das man gern zurückblicke. „What a picture do they furnish of English literature!" ruft die „Literary Gazette" aus. Je nun, die Größe dieses Gemäldes möchte sich wol moderiren lassen, und sicherlich wäre es weit zeitgemäßer, wenn ein Journal dieser Kategorie nicht blos seiner Vergangenheit, sondern auch seiner Zukunft gedächte und die literarischen Interessen der Gegenwart etwas fester im Auge behalten und energischer vertreten wollte. Die „Literary Gazette" kommt mir nicht viel anders vor, als die Royal society, beinahe ebenso ergraut, beinahe ebenso verhelzt und im Schlendrian eingerostet, immer rückwärts schauend nach den 20 mächtigen Quartanten, aber selten vorwärts nach dem Felde der jungen grünen Saat. Die „Literary Gazette" thut sich zwar etwas darauf zugute, daß sie fast alles Große im Felde der englischen Literatur eingeführt habe, daß die Leute, auf welche sie kritisch aufmerksam gemacht, auch wirklich in der Folge tüchtige Leute geworden seien; allein diese Reden enthalten weiter kein Verdienst. Wenn man ein vollständiges Repertorium, einen kritischen Katalog aller nationalen Literaturerscheinungen gibt, so kann es freilich nichts geben, was diesem Kriterium entgehen könnte, und es wird sich in Folge dessen auch zufällig treffen, daß das wahrhaft Gute gerühmt, von dem Besten das Rechte und von dem Vorzüglichern grade nichts Einfältiges gesagt wird. Allein solcher Ruhm ist denn doch für ein nationales Institut, wie es die „Literary Gazette" sein will, immer sehr wohlfeil. Folgendermaßen lautet der Schluß jener in Nr. 1000 enthaltenen Apostrophe an das Publicum: „In lesser things we have had our amusements too. Many anxieties have we had it in our power to relieve — of many first efforts of the muse have we lisped the wing — even first sighs of love have been successfully breathed in our poets' corner — and there are, therefore, we hope, thousands of our fellow-creatures who will join in congratulating and being happy with us at the end of our thousand weeks — and wishing well to all that may follow Nr. 1000. Dies ist allerdings ein christlicher Wunsch, und wir theilen ihn aufrichtig; aber nebenbei wäre der Wunsch nicht zu übersehen, daß eine kleine Metamorphose im 20sten Lebensjahre der guten altenglischen Jungfrau uns noch begieriger machen möchte, derinst ihr Jubiläum zu feiern. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 190. — 8. Juli 1836.

Über Begriff und Möglichkeit der Philoſophie. Andeutungen zu einer Kritik des Erkennens und Denkens. Von Eduard Schmidt. Parchim, Hinſtorff. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Eine der Hauptfragen, um die ſich im gegenwärtigen Augenblicke der philoſophiſche Parteienkampf dreht, iſt die Frage nach der Bedeutung des Wiſſens und nach ſeinem Verhältniſſe zum Sein. Die Schule Hegel's behauptet, zuerſt und allein unter allen philoſophiſchen Syſtemen auf der Höhe des Wiſſens angekommen zu ſein, und gründet dieſen Anſpruch ausdrücklich darauf, daß ſie zuerſt die abſolute Erhabenheit des Wiſſens über das Sein vollſtändig nachgewieſen, zuerſt das Sein dem Wiſſen zur abſoluten Immanenz gebracht, vollkommen in das Wiſſen habe aufgehen laſſen. Es ſoll nach ihr für den Philoſophen fortan im eigentlichſten und ſtrengſten Sinne nichts, als Gedanken und Wiſſenſchaft geben, alles Sein ſoll in dem Wiſſen, dem reinen Denken, verklärt und aufgehoben ſein. Gegen dieſe Behauptung einer abſoluten Immanenz des Seins in dem Wiſſen hat ſich eine doppelte Oppoſition erhoben. Die eine von Seiten jener ältern Syſteme, welche Sein und Wiſſen voneinander getrennt halten, das Sein dem Wiſſen unerreichbar oder undurchdringlich, das Wiſſen dem Sein gegenüber unzureichend und ohnmächtig glauben. Dieſe Lehre wird von den Anhängern Hegel's als Dualismus bezeichnet: mit Recht, denn es iſt wirklich die Annahme einer urſprünglichen Zweiheit, eines ſchlechthin untilgbaren und unverſöhnlichen Gegenſatzes, von dem ſie ausgeht. Aber neben dieſer Oppoſition gibt es noch eine andere, eine ſolche, die, nicht weniger als die Lehre Hegel's ſelbſt, einen abſoluten Monismus, oder beſſer, wie ein großer Denker es neuerdings ausgedrückt hat, Monotheismus, eine abſolute Immanenz annimmt; nur daß ſie für das Princip dieſes Monismus eine andere Stelle, als in dem reinen Denken, dem reinen Wiſſen ſucht, nur daß ſie nicht ſowol das Sein dem Wiſſen, als vielmehr umgekehrt das Wiſſen dem Sein immanent erklärt. Kein wahrhaftes Sein, dem nicht das Wiſſen, das Denken, immanent wäre, welches nicht von dem Principe des Begriffs, des Gedankens, beſeelt und durchdrungen wäre. Durch dieſen Satz unterſcheidet ſich dieſe antihegel'ſche Lehre von allem und jedem Dualismus, und es iſt nur Misverſtand, ja hin und wieder baarer Unverſtand, wenn auch ſie von den Anhängern Hegel's als Dualismus bezeichnet wird. Solche Beſchuldigung des Dualismus und der Nichtimmanenz, welche noch immer gegen Schelling und ſeine Schüler, gegen den jüngern Fichte und gegen den Schreiber dieſes erhoben wird, iſt um ſo thörichter und gehäſſiger, als nicht wenige Glieder der Hegel'ſchen Anhängerſchaft, und grade diejenigen, welche in jenem Geſchrei die lauteſten ſind, am meiſten ſich ſchon längſt derſelben Sünde, wie die von ihnen Angegriffenen, ſchuldig gemacht haben. Auch bei ihnen nämlich iſt jene Umkehrung des Verhältniſſes vom Sein zum Wiſſen innerhalb der Identität beider, der That und Wirklichkeit nach, wiewol unbewußter, alſo unwiſſender und unwiſſenſchaftlicher Weiſe, bereits erfolgt, welche die Gegner mit wiſſenſchaftlichem Bewußtſein und Methode zu vollziehen trachten. Oder will man uns überreden, daß jene Behauptungen von Perſönlichkeit Gottes und perſönlicher Unſterblichkeit u. ſ. w., mit denen jene Pſeudo-Hegelianer ſo keck um ſich werfen, wirklich nichts Anderes, als unmittelbare Folgerungen aus dem Princip des „abſoluten Wiſſens" und des „Monismus des Gedankens" ſind?

Das vorliegende Werk behandelt ſeinerſeits jene Grundfrage der Speculation nicht von dem Standpunkte aus, auf welchen die höhere philoſophiſche Entwickelung der neueſten Zeit dieſelbe geſtellt hat, ſondern von einem untergeordneten, einem ſolchen, den man mit mehrem Rechte, als den Standpunkt der zuletzt erwähnten Forſchungen, einen dualiſtiſchen nennen kann. Sein, wie es ſcheint, noch jugendlicher Verf. hat ſich ſchon durch eine Reihe früherer Schriften auf dem Gebiete der Philoſophie bekanntgemacht, beſonders durch ſeine Abhandlung „Über das Abſolute und das Bedingte", die durch die Eigenthümlichkeit ihrer Anſicht und durch ihre klare und entſchiedene Darſtellung auch Solchen, die auf einem andern philoſophiſchen Standpunkte ſtehen, wenn ſie nämlich nicht, was leider allzuoft der Fall iſt, gegen alles fremde Verdienſt ſich verblendet haben, ein nicht geringes Intereſſe gewährt. Daſſelbe iſt, vielleicht in noch höherem Grade, auch von der gegenwärtigen Schrift zu ſagen. Die völlige Unabhängigkeit der philoſophiſchen Forſchung, das ſelbſtändige Zurückgehen auf die ſpeculativen Grund-

probleme und die gediegene Durchführung einer Ansicht, welche Dem, der von jenen Problemen ausgeht, unleugbar auf dem Wege liegt, wird stets ein Verdienst bleiben, besonders wo es mit so umfassender Kenntniß und verständiger Berücksichtigung der philosophischen Literatur in allen oder den meisten ihrer Hauptrichtungen vergesellschaftet ist, wie bei unserm Verf. Die höhere philosophische Wissenschaft unserer Tage hat Unrecht, wenn sie Gegner solcher Art geringschätzt und ignorirt; denn nur im Kampfe mit Solchen kann jene Philosophie die höhere formale Vollendung, die größere Deutlichkeit ihrer Gedanken und Eindringlichkeit ihrer Darstellung erreichen, welche ihr, wenn sie ihre Wirkung über die weitern Kreise erstrecken will, die für sich zu gewinnen sie keineswegs aufgeben darf, unerlaßliches Bedürfniß ist.

Der Verf. bezeichnet seine philosophische Lehre als Skepticismus, wiewol er zugleich bemerkt, daß sie von Demjenigen, was man sonst Skepticismus nannte, in mehren Hauptpunkten wesentlich verschieden ist. Was ihn zu dieser Namenbezeichnung veranlaßt, ist die von ihm aufgestellte und durchgeführte Grundansicht, daß Denken durchaus und radical verschieden von Erkennen sei und beides schlechterdings nicht zusammenfalle. Vom sonstigen Skepticismus aber (insbesondere, müssen wir hinzusetzen, von dem strengphilosophischen oder eigentlich speculativen Skepticismus, dem Skepticismus der Alten, des Pyrrho und der Akademiker, — in neuerer Zeit sind manche Lehren schon unter diesem Namen aufgetreten, die sich der Ansicht des Verf. mehr oder weniger annähern; aber keine unter diesen war bisher noch so wissenschaftlich durchgeführt, wie die Lehre unsers Verf.) unterscheidet sich diese Lehre dadurch, daß sie ein Erkennen, eine Erkenntniß darum nicht überhaupt für unmöglich oder für den Menschen unerreichbar erklärt. Sie gibt eine Erkenntniß zu, aber nur in Gestalt der das Denken ausschließenden Unmittelbarkeit, in Gestalt der sinnlichen, sei es äußerlichen oder innerlichen Wahrnehmung, der Erfahrung. Sie behauptet, daß es ein Gefühl, ein Bewußtsein gebe, welches uns von der Wahrheit, von dem objectiven Dasein des in der sinnlichen Wahrnehmung Gegenwärtigen versichere, aber sie beharrt zugleich darauf, daß dieses Gefühl mit dem Denken als solchem nichts zu schaffen habe, diese Wahrheit eine von der Wahrheit des Denkens völlig verschiedene, mit der letztern gar nichts gemein habende sei. Dasjenige, was für das Denken als solches Wahrheit heißt, ist nach dem Verf. etwas lediglich Formales, die bloße Übereinstimmung des Gedachten mit sich selbst, die Abwesenheit des Widerspruchs. Nun kann zwar auch Das, was Inhalt des Erkennens ist, Object des Denkens werden, aber es gewinnt dadurch nichts an derjenigen Wahrheit, die es als Object des Erkennens hat, und was nicht auf unmittelbare Weise, durch Gefühl und Erfahrung, dem Erkennen gegeben ist, kann durch Denken nie und nimmer für die Erkenntniß gewonnen werden. Dagegen hat das Denken seinen eigenthümlichen Werth und Würde darin, daß es den gesammten Inhalt unserer Vorstellungen, den möglichen sowol als auch den wirklichen, den, der zugleich Inhalt eines Erkennens ist, und den, der es nicht ist, in eine Begriffseinheit, in ein Denksystem verarbeitet. Von dieser Einheit darf man sich zwar nicht einbilden, daß sie eine objective, außer uns und unabhängig von uns wirkliche sei, sie ist Das, was sie ist, nur in unserm Denken und für unser Denken, und steht zu den Dingen, wie sie an sich selbst sind, schlechterdings in keiner Beziehung. Aber auf gleiche Weise mit andern Kunsttrieben ist dem Menschen auch der Kunsttrieb des Denkens oder der verständigen Begriffsbildung gegeben, und die Befriedigung dieses Triebes, d. h. die Philosophie, hat ganz dieselbe Berechtigung und Würde für sich anzusprechen wie die Befriedigung anderer Kunsttriebe, auch wenn sie für das eigentliche, objective Erkennen völlig nutzlos sich erweisen sollte.

So unser Verf. Sein gegenwärtiges Werk gibt sich nicht für die Wissenschaft der Philosophie selbst; diese nämlich würde nach ihm allerdings das ganze Gebiet unserer Vorstellungen und Gedanken umfassen, sie würde, von dem Gedanken des Allgemeinsten anhebend, an dem Faden contradictorischer Gegensätze und Unterscheidungen durch alle denkbaren Besonderheiten zu dem Einzelsten herabsteigen; sondern nur für eine der eigentlichen Philosophie vorangehende Kritik des Denkens und Erkennens, für eine den Begriff der Philosophie und ihr Verhältniß zu andern Geistesgebieten feststellende Propädeutik zur Philosophie. So betrachtet, kann zwar seine große Ausführlichkeit (es enthält 411 enggedruckte Seiten) einigermaßen Wunder nehmen, wenn man sie an die Einfachheit des Grundgedankens hält, um dessen Durchführung es dem Verf. einzig zu thun scheint. Indessen müssen wir diesem das Zeugniß geben, daß die Ausführlichkeit seiner Darstellung keineswegs in eine müßige und gehaltlose Breite ausartet. Er hat es verstanden, das Thema, welches er behandelt, zum Vehikel einer umfassenden Betrachtung der menschlichen Geistesthätigkeiten zu machen, auf eine Weise, die durchaus als ungezwungen und kunstlos erscheint. Dennoch ist zugleich Gang und Fortschritt der Untersuchung ein kunstvoll gegliederter, sodaß der Verf. durch sein eignes Beispiel Das, was er von der Kunstwürde des philosophischen Denkens gesagt hat, zu bethätigen scheint. So stehen wir denn nicht an, sein Buch den bestgeschriebenen, lesbarsten und namentlich für Anfänger in der Philosophie lehrreichsten beizuzählen, welche die neuere Zeit geliefert hat. Freilich hatte der Verf. auf seinem Standpunkte leichtere Arbeit, ein solches Buch zu liefern, als Andere auf dem ihrigen; indessen ist darum die Treue und Gewissenhaftigkeit der Ausarbeitung, ebenso wie die Leichtigkeit und Gewandtheit seines Talentes der Darstellung nicht minder anzuerkennen. Nur wer an Werken solcher Art sich die Aufgabe einer wirklich belehrenden und ihren Gegenstand erschöpfenden Darstellung zum klaren Bewußtsein gebracht hat, wird, wenn er Etwas von tieferer Anlage und reicherem Ideengehalt zu geben unternimmt, wenigstens annäherungsweise sich der Erfüllung jener an die Philosophie so dringend zu stellenden Foderungen befleißigen.

Was nun die Sache selbst betrifft, so findet Ref. die Bedeutung des vorliegenden Werkes wesentlich darin, daß es sich einreiht unter die Reactionen gegen jenen Monismus, der alles Sein in dem Erkennen und alles Erkennen in dem reinen Denken aufgehen läßt. Zwar macht sich der Verf. keineswegs ausschließlich oder auch nur vorzugsweise mit der Philosophie Hegel's zu thun; er berücksichtigt dieselbe überall nur gelegentlich und in gleicher Reihe mit andern philosophischen Lehren. Dennoch können wir nicht anders als dafürhalten, daß auf die Gestaltung der Probleme und den Gang der Untersuchung in seinem Werke jene Philosopheme, welche in unserer Zeit alle Speculation auf ihren höchsten Gipfel, auf ihre letzte Spitze herangebracht zu haben prätendiren, von durchgreifendem Einflusse gewesen sind. Ihnen gegenüber fällt nun allerdings die gegenwärtige Untersuchung nach entgegengesetzter Seite in ein Extrem. Wie dort das Denken, das reine, allen Inhalt in sich aufzehrende Denken Alles in Allem sein soll: so wird hier dem Denken für sich selbst aller und jeder Inhalt abgesprochen. Wie dort alle Unmittelbarkeit des Seins und die in dem Geiste des Menschen dieser Unmittelbarkeit entsprechende Unmittelbarkeit des Gefühls, der äußern und innern Erfahrung, als das Unwahre und Schlechte unter das Denken herabgestellt ward, durch dessen absolute Vermittelung das Element jener Unmittelbarkeit, der gegebene Stoff, erst zu seiner Wahrheit kommen soll, so erhält hier dieses Element eine von dem Denken losgetrennte, völlig von ihm unabhängige Wahrheit. Es ist klar, daß hiermit die Lehre des Verf. wirklich zu Dem wird, wozu die Schüler Hegel's gern Alles, was von irgend einer Seite her ihnen entgegentritt, stempeln möchten, zum Dualismus. Denn indem sie dem Denken die Gemeinschaft mit der realen Wahrheit, welche Inhalt des Erkennens sein soll, abspricht, so ist sie wider ihren Willen genöthigt, ihm eine eigenthümliche Wahrheit zuzusprechen, die mit jener Wahrheit sonst nichts als nur den Namen gemein hat. Sodaß wir also, statt Einer Wahrheit, zwei Wahrheiten haben, eine Wahrheit des Denkens und eine Wahrheit des Erkennens; worin eben der Dualismus besteht.

Auf Rechnung dieses Dualismus ist es zu schreiben, wenn der Lehre des Verf., wie er selbst richtig bemerkt, die entgegengesetztesten Prädicate zukommen: die des Skepticismus und des Idealismus einerseits, die des Realismus und des Empirismus anderseits. Sie kommen ihr zu, nicht als wäre in ihr, wie es in einer wahrhaft vollendeten Philosophie der Fall sein müßte, die höhere Einheit für alle diese Gegensätze gegeben, als wären die Gegensätze in ihr aufgehoben; sondern grade umgekehrt, weil in ihr die Gegensätze nebeneinander, als gleich nahe und gleich berechtigt, und dennoch einander ausschließend gesetzt sind. Da übrigens Das, was der Verf. Philosophie nennt, durchaus auf die eine Seite fällt, die Philosophie als Wissenschaft des Denkens nach ihm durchaus idealistisch und skeptisch ist, so fällt sein Empirismus und Realismus aus der Philosophie heraus; er erkennt, nicht als Philosoph, sondern vor der Philosophie, eine andere Wahrheit neben der philosophischen an. Diese Wahrheit trifft im Wesentlichen mit derjenigen zusammen, welche schon die alten Skeptiker, und unter den Neuern besonders Jacobi, auf den sich auch der Verf. ausdrücklich bezieht, als Glaubenswahrheit neben die Wahrheit des Wissens stellten. Von einer philosophischen Begründung dieses Realismus kann bei unserm Verf. ebenso wenig wie bei Jenen die Rede sein. Das Denken würde, wenn es solche Begründung unternehmen wollte, eben dadurch factisch über dasjenige Gebiet hinausgehen, welches der Verf. ihm angewiesen hat; es würde sich selbst ein Vermögen der Erkenntniß des Objectiven anmaßen. Freilich liegt es nahe genug, dem Verf. die Frage vorzulegen: wodurch denn Er seinerseits anders, wenn nicht durch Denken, auf diesen verneinenden Satz gekommen sei: daß das Denken die objective Realität zu erfassen nicht vermöge; sowie, damit im unmittelbaren Zusammenhange, auf den bejahenden: daß es eine andere Geisteskraft in uns gebe, welche diese Realität zu erfassen allerdings vermöge? Indem aber solchergestalt das Denken den Gedanken solcher Realität nicht nur überhaupt denkt, sondern sich ausdrücklich seiner Wahrheit als einer nicht in ihm, sondern außer ihm seienden bewußt wird: so zeigt es durch die That, daß ihm diese Wahrheit nicht verschlossen oder unzugänglich ist, es sagt also, dem Verf. unbewußt, das grade Gegentheil Dessen, was der Verf. es sagen läßt.

Und hier nun ist der Ort, wo wir uns nicht enthalten können, den Wunsch auszusprechen, daß es dem Verf. in seinem fernern philosophischen Streben gelingen möge, über die Einseitigkeit, die ihn jetzt noch in dem Gegensatze zwischen Denken und Erkennen befangen hält, hinauszudringen und, ohne die Wahrheit aufzugeben, die in diesem Gegensatze liegt, welche geltend gemacht zu haben sein unleugbares Verdienst bleibt, sich zu der höhern Einheit beider zu erheben. Wir können nicht glauben, daß es sich ihm auf die Länge verbergen sollte, wie das Denken, obgleich es sich, wie er richtig gesehen hat, zu dem Erkennen wie Form zum Inhalt verhält, doch an sich selbst schon einen Inhalt hat, der es erst fähig macht, Form für einen anderweiten Inhalt zu werden, ja, der es zur nothwendigen Form für die Erkenntniß der realen Wahrheit macht, darum weil er selbst, der reine Denkinhalt, an sich die Form jener realen Wahrheit ist. Fast scheint es, als sei der Verf. in seiner frühern Abhandlung: „Über das Absolute und das Bedingte", der Einsicht in die Natur dieses reinen Denkinhaltes näher noch gewesen, als er es in der gegenwärtigen ist. Dort nämlich kennt und behandelt er ausdrücklich einen reinen Denkbegriff des Absoluten, an den sich mittels einer keineswegs (nach den Prämissen, welche die Philosophie unserer Zeit dafür gegeben hat) schwierig aufzufindenden Wendung die Gesammtheit der reinen Denkbegriffe oder Kategorien als nothwendiger und ewiger Formen des Seienden und Realen würde haben knüpfen lassen. Jener Begriff des Absoluten, den dort der Verf. richtig dem Denken als

solchem vindicirt und von allem und jedem Erfahrungsinhalte ein für allemal unterschieden wissen will, hätte ihm ein Beispiel dafür sein können, wie das reine Denken an sich selbst betrachtet keineswegs leer oder von allem Inhalte entblößt ist. Es hat seinen Inhalt, einen Inhalt, der, obwol er in dem Denken des gemeinen Lebens nur unbewußt und unerkannt, nur als Potenz, nicht als Actus, gegenwärtig ist, doch seinerseits Gegenstand eines Erkennens werden kann und in der wahrhaften Philosophie wirklich wird; sodaß es in der That ein Denken gibt, welches, ohne irgend einen Erfahrungsinhalt hinzuzunehmen, als reines Denken schon Erkennen ist. Wird nun solchergestalt das Denken an sich schon zur Natur des Erkennens erhoben, so ist damit der Weg gebahnt, das Denken auch als Dasjenige zu erkennen, dessen Immanenz in dem empirischen Erkennen das Moment der Wahrheit ausmacht. Eine aufmerksame Reflexion auf die Natur der Erfahrung müßte den Verf. überzeugen, daß, wenn auch, was wir ihm keineswegs bestreiten, in der Erfahrung mehr, als in dem bloßen Denken ist, ja wenn auch nur in der Erfahrung, aber nicht in dem bloßen Denken, eine eigentliche, objective Realität gegenwärtig ist, doch Das, was die Erfahrung zur Erkenntniß macht, überall nur das Denken ist. Oder will der Verf. auch den Thieren Erkenntniß zuschreiben? die sich von den Menschen doch offenbar nicht durch den Mangel des Gefühls und der sinnlichen Wahrnehmung, durch den Mangel jener unmittelbaren Gewißheit unterscheiden, in welche unser Verf. die Erkenntniß setzt, sondern durch den Mangel des Denkvermögens und der Begriffsallgemeinheit. Dies möge der Verf. bedenken, und er wird alsdann den Weg finden, seinen Dualismus zum Monismus zu verklären; nicht zu jenem Monismus, der alle Realität im reinen Gedanken aufgehen läßt, sondern zu dem wahrhafteren, der wahre Realität nur da erkennt, wo er die Gesammtheit Dessen, was er als reinen und nothwendigen Denkinhalt zum Bewußtsein gebracht hat, dem erscheinenden Dasein eingebildet findet. C. H. Weiße.

Briefe geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein, durch Belgien nach Paris. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

„Dies Buch ist ein Stück Leben und so wünschte ich es auch betrachtet zu wissen; ich habe in diesen Briefen gleichsam den innersten Menschen herausgekehrt u. s. f.", sagt der Verf. in dem Vorworte. Wir waren in der That neugierig, das Innerste des Hrn. Verf., seine Meinung über sich und Andere einmal aus einem seiner Werke kennen zu lernen, nachdem er uns schon auf so vielfältige Art mit seinem äußern Wirken und Wollen bekanntgemacht, möchten aber doch bezweifeln, ob er sich einen Dienst geleistet, den Leser selbst dazu aufzufodern, diese „Briefe" als die wahre, unumwundene Äußerung der Gedanken und Gefühle des Schreibenden zu betrachten. Sie machen, wie er selbst ganz richtig bemerkt, keinen Anspruch auf künstlerischen Werth, sondern geben die bunt durcheinander gewürfelten Ansichten eines Mannes, dem man allerdings große Belesenheit, gutes Gedächtniß und eine leichte und gewandte, wenn auch nicht tief gehende Auffassungsgabe nicht absprechen kann. Das, was er uns in diesen Briefen als sein Innerstes herauskehrt, sieht einer bunten Jacke nicht unähnlich, an welcher keine Grundfarbe zu erkennen ist; wir wollen daher gern annehmen, daß er sich in der Kenntniß seiner selbst getäuscht und die wechselnde Außenseite für den bleibenden Kern seines Innern genommen habe. Wir finden in diesen Briefen eine Reihe von Anekdoten, Citaten und oberflächlichen Ansichten über Leben und Kunst, Literatur und Wissenschaft, auf einer höchst flüchtigen Reise gesammelt, auf welcher er kaum Zeit hatte, zu sich selbst zu kommen, und mit großer Selbstgefälligkeit vorgetragen. Vergeblich suchten wir in dem Buche nach neuen und großen Gedanken, nach Stellen, die als der Gefühlsausdruck eines tiefen Gemüthes oder als die Entfaltung eines reichen Geistes gelten könnten; stoßen wir auf Etwas, was uns beim ersten Anblicke überrascht, so finden wir bald, daß es Diesem oder Jenem abgelauscht, oder daß wir selbst schon etwas Ähnliches gelesen. Wir führen z. B. die weitläufige Abhandlung über die französischen Maler an, die der Verf., wie er selbst sagt, großentheils aus einem französischen Buche geschöpft hat. Wie gewöhnlich und aller Orten schon ausgesprochen ist Das, was er über die neuere französische Dichterschule sagt, wie seicht, was er mit selbstgefälliger Miene über seinen Freund Heine, wie er ihn nennt, wie tadelnswerth, was er gegen Börne vorbringt! Welche Poesie in den in Heine'scher Manier gemachten Gedichten! z. B. französische Höflichkeitsregeln. Bei der Flüchtigkeit seiner Reise konnte er natürlich das Volksleben nur obenhin kennen lernen; dafür erfahren wir aber Mancherlei über Gasthöfe, Miethwagen u. dgl. Wer ein buntes Allerlei von Gedanken und Einfällen und leichte Beschreibungen der verschiedenartigsten Dinge liebt, dem empfehlen wir dieses Buch, das sich bei seinem fließenden Style rasch liest, als eine unterhaltende Lectüre. 48.

Notizen.

Die Societät für französische Geschichte hat soeben den ersten Band der Geschichte des Gregor von Tours im Original mit gegenüberstehender französischer Übersetzung herausgegeben. Guadet, dessen Fleiß man diese Arbeit verdankt, hat durch Vergleichen bisher unbenutzter Handschriften einen berichtigten Text geliefert. Ravenel veranstaltete u. d. T.: „Lettres de Mazarin, écrites en 1651 et 1652", nach den in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Originalen eine interessante Sammlung ungedruckter Briefe des mächtigen Cardinalministers aus der Periode seiner Entfernung vom Hofe. Der Verleger hat einen Schlüssel zu den Chiffren beigegeben, worunter Mazarin die Eigennamen verbarg.

Eine bereits angestellte Hebamme trug, zu Vollendung ihrer medicinischen Studien, bei den Facultäten von Paris und Montpellier auf Inscription und Zulassung zu dem regelmäßigen medicinischen Cursus an, um sich dann, nach unserer Art zu reden, den Baccalaureats- und Doctoratsprüfungen zu unterwerfen. Die Neuheit des Falls bewog die genannten beiden Facultäten, dem Gesuch nicht zu willfahren, und nöthigte durch diese zweifache Abweisung die Bittstellerin, sich, unter Anführen, daß ihrem Begehren keine Bestimmung der Universitätsgesetze entgegenstehe, an den Minister des Unterrichts zu wenden, dessen Entscheidung in dieser etwas prieklichen Angelegenheit zu erwarten steht.

Die französische Geistlichkeit zählte am Ende des J. 1835 14 Erzbischöfe, 66 Bischöfe, 174 Generalvicare, 660 Canonici, 36,361 wirkliche Priester und Vicare. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 191. —— 9. Juli 1836.

Alma. Ein Roman von L. Starklof. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. Kl. 8. 3 Thlr.

Bevor wir zu einer Beurtheilung dieses Romans übergehen, sei es uns erlaubt, den Faden der Erzählung unsern Lesern mitzutheilen. Dieser ist folgender.

Als die Franzosen 1830 Algier erobert haben, finden sich im Bagno unter andern Christensklaven zwei junge Männer vor, mit denen die Natur ein so wunderbares Spiel getrieben hat, daß sie sich in Gesicht, Gestalt, Haltung und Benehmen, ja sogar in ihrer Stimme auf eine Weise gleichen, die es selbst dem schärfsten Sinne gradezu unmöglich macht, sie voneinander zu unterscheiden. Der eine dieser jungen Männer ist ein deutscher Edelmann, Namens Otto Soltar, der andere sein natürlicher Halbbruder von väterlicher Seite, mit umgekehrtem Namen, Otto Ratlos. Beide haben, ersterer als Offizier, letzterer als gemeiner Husar, unter Napoleon in Rußland gedient und sind nach dessen Katastrophe gefangen genommen worden. Nach dem Frieden bei der allgemeinen Auswechselung vergessen werdend, gelangen sie zu den donischen Kosacken, wo sie es sich müssen viele Jahre lang gefallen lassen, und entkommen zwar endlich nach Konstantinopel, werden aber mit dem Schiffe, welches sie in ihre Heimat führen soll, nach Algier aufgebracht. Wir werden nun alsbald nach dem ersten Auftreten Beider durch ein Gespräch zwischen ihnen davon in Kenntniß gesetzt, daß sie in einem feindlichen Verhältnisse zueinander stehen. Der Baron ist ein gewöhnlicher junger Edelmann, der gegen den Andern den großen Herrn und Beschützer spielen will, weil er glaubt, daß derselbe ganz von ihm abhängt, der dereinst der Erbe eines großen väterlichen Vermögens wird. Dieser dagegen ist voller Bitterkeit darüber, daß sein brüderlicher Doppelgänger, der sich ihres Verwandtschaftsbandes schämt, von dem Schicksale gegen ihn so bevorzugt und zum reichen Manne geschaffen sei, während er sich als der Sohn desselben Vaters, der ihn freilich jederzeit vernachlässigt zu haben scheint, und als sein Ebenbild, doch ebenso viel wie er zu sein bedünkt, und pocht nun grade auf ihre beiderseitige, ihm um so gleicher vorkommende Geburt, als ihre 18jährige gemeinsame Gefangenschaft allerdings jeden Unterschied zwischen ihnen in der Wirklichkeit aufgehoben, und er selbst seinem echten Bruder derweil dreimal das Leben gerettet hat. Dieser Bastard ist nun freilich eine ebenso unerfreuliche Natur als sein Bruder; wir sind aber geneigt, ihn um der Ungerechtigkeit seines Schicksals willen nachsichtiger als diesen aufzunehmen, und in seinem Charakter ist grade das Bastardartige, nämlich das Gemisch von adeligem Sinn und Streben des Vaters und einer gewissen wilden, aber edlern Kraft mütterlicher Gemeinheit, wie es häufig vorkommt und bei sorgfältiger Erziehung zur schönsten Blüte ausgebildet wird, trefflich gezeichnet.

Die beiden Befreiten entschließen sich, auf dem kürzesten Wege in ihr Vaterland zurückzukehren, weil sie für den Augenblick natürlich aller Hülfsmittel beraubt sind, werden von einem englischen Fahrzeuge mit nach London genommen, wo sie in Erfahrung bringen, daß ihr Vater, der alte Baron, unterdeß gestorben ist und seinem einzigen ihn überlebenden echten Sohne sein ganzes Vermögen hinterlassen hat, und wir finden sie auf einer einsamen Klippe auf den Höhen von Dover wieder, wo sie das Dampfschiff erwarten, welches sie nach Calais überführen soll. Hier nun kommt die peinliche Spannung zwischen ihnen zum Ausbruche. Erbittert über des Barons Hochmuth und Stolz und neidisch über dessen glänzendes Schicksal, will ihm der Bastard für sich die bestimmte Zusicherung einer unabhängigen Lage in der Zukunft abtrotzen, erlangt aber nichts weiter als leere Versprechungen und wird am Ende, als ihm der Baron sogar seine uneheliche Geburt vorwirft, dermaßen von ihm gereizt, daß er einen Stein nach ihm wirft. Der Baron will ihm dagegen einen Dolch, der abgleitet, in die Brust stoßen, sie kommen zum Handgemenge und Einer ermordet, ohne es zu wollen, den Andern.

Wir sollen nun zwar in Ungewißheit bleiben, welcher von Beiden der Überlebende ist; indessen geht doch aus dem Verlauf der Geschichte hervor, daß es nur der Bastard sein kann. Dieser nämlich, ohne daß Jemand seinen Bruder vermissen kann oder dessen Mord ahnet, setzt seine Reise nach der Heimat als Baron Soltar fort, macht sich dort als der längst Verschollene geltend, dessen Güter ein Vetter von ihm soeben hat in Besitz nehmen wollen, entreißt diesem auf gerichtlichem Wege die Güter, und wird also von Jedermann unbedingt als sein Bruder anerkannt. Die Geschichte des Lebens, welches er nunmehr an dem

kleinen Hofe des Fürsten führt, in dessen Ländchen er ansäßig ist, macht den Hauptinhalt des Buches aus. Es ist ein Gewebe von kleinen Ereignissen und Intriguen, die wir bei Abwickelung des Fadens der Erzählung hier füglich übergehen dürfen und auf die wir späterhin in anderm Betrachte zurückkommen werden. Das Endergebniß ist, daß zunächst seine finstere, durch Gewissensbisse getrübte Laune, seine verwilderte hochfahrende Natur und dann auch sein politisches Betragen als Landstand in der damaligen, durch die unmittelbar vorangegangene Julirevolution hochaufgeregten Zeit, die ihn seinen Grundsätzen gemäß zu der Opposition reiht, ihm die mächtige Hofpartei zu Feinden machen, die sich denn, an ihrer Spitze jener verschuldete Vetter, den er durch sein unverhofftes Erscheinen um die reiche Erbschaft geprellt hat und der ihn in seinem Hasse beharrlich für einen Abenteurer hält, zu seinem Untergange verschwört.

Mittlerweile hat sich zwischen dem falschen Baron und einer jungen Dame, Namens Alma, nach der der Roman mit Unrecht benannt ward, da der Betrüger der eigentliche Held ist, ein ernstes Liebesverhältniß gebildet. Alma gilt für die verwaiste Enkelin des Ministers, in dessen Hause sie freilich darum noch nicht recht anerkannt lebt, weil ihr angeblicher Vater, ein französischer General, von ihrer Mutter vor ihrer beabsichtigten Trauung durch Dienstpflicht getrennt worden war. Sie ist aber in der That, ohne daß es außer ihrer Mutter Jemand weiß, die uneheliche Tochter des wirklichen jungen Barons Soltar und einer ehemaligen Kammerfrau, die jetzt halb wahnsinnig in der Gegend umherirrt und dereinst das Kind der Ministerstochter, mit der sie fast zu einer Zeit niedergekommen und das gleich nach der Geburt gestorben war, mit dem ihrigen vertauscht hatte, um diesem ein besseres Loos im Leben zu bereiten. Dieses Weib hört mit Entsetzen, daß Baron Soltar, ohne es zu wissen, in Alma seine eigne Tochter heirathen wolle. Sie entdeckt ihm ihr Geheimniß, da er aber recht gut weiß, daß sie nicht seine Tochter ist und also keine Rücksicht auf das ihn mit seinem Doppelgänger verwechselnde Weib nimmt, so droht sie das Geheimniß in der ganzen Stadt auszuschreien und versetzt ihn dadurch in solche Wuth, weil er auf seine Weise bedenkt, wie sie ihm also fast jede Möglichkeit rauben würde, sich Alma vermählen zu können, daß er sich an ihr vergreift, und als ihn die Wahnsinnige ihrerseits zu erwürgen droht, ohne es gleichfalls zu wollen, sie ermordet. Er verbirgt zwar auch dies Verbrechen, indem er ihren Leichnam in den nahen See versenkt; kurze Zeit darauf erreicht ihn aber dennoch sein Verhängniß, denn sein, wie er fälschlich glaubte, von ihm ermordeter Bruder, der von den empfangenen Wunden in England langsam wiederhergestellt worden ist, kommt plötzlich an und erweist seine Echtheit als Baron Soltar durch Mitwissenschaft eines wichtigen Geheimnisses der fürstlichen Familie. Verzweifelnd und entlarvt stürzt nunmehr Otto Ratlos, der bereits den Entschluß gefaßt hatte, den ihm allmälig unerträglich gewordenen heimatlichen Verhältnissen mit seiner Geliebten nach Amerika zu entfliehen, zu Alma, der er seine Verbrechen und ihre Geburt entdeckt, und die er, da sie dessenungeachtet fortfährt ihn zu lieben, beredet, ihm den Dolch in das Herz zu stoßen. Alma selbst, der nach solchen Ereignissen das Leben nur eine Last ist, stürzt sich in den See, womit die Sache ein Ende hat.

Durch diese getreue Darlegung des Grundrisses des Romans glauben wir uns hinlänglich gerechtfertigt zu haben, wenn wir denselben als Ganzes verwerfen. Wie sehr sich auch der Verf. bestrebt, ihn zu entschuldigen, so ist und bleibt doch der Held ein Verbrecher, für den wir uns unmöglich zwei Theile hindurch interessiren können; der ganze Roman erregt das peinliche Gefühl einer Criminalgeschichte, oder einer Novelle aus der neuesten französischen Dichterschule, die offenbar einen bedeutenden Einfluß auf unsern Autor ausgeübt hat, und macht durchaus einen unpoetischen Eindruck. Es wäre wol eine Aufgabe für den Dichter, zu schildern, wie ein ähnliches Misverhältniß, wie das in diesem Romane vorkommende, demgemäß von zweien Söhnen eines Vaters der unehelich geborene, der dagegen vielleicht grade die edlern Eigenschaften des väterlichen Geistes und Herzens geerbt hätte, blos durch seine von ihm unverschuldete Geburt zum Diener seines verächtlichen Bruders herabgewürdigt und aller Erbrechte beraubt würde, diesen allmälig dahin brächte, zu verzweifeln und unterzugehen. Dann müßte aber eben die lebendige Darstellung dieses Misverhältnisses der Hauptvorwurf des Autors werden, und es müßte ihm gelingen, den verbrecherischen Helden so viel als möglich zu entschuldigen. Beides ist hier nicht der Fall. Von dem ungerechten Verhältnisse selbst wird nur angedeutet, daß es bestanden habe, und aus dem kurzen Wortwechsel der Brüder miteinander geht nichts Anderes hervor, als daß Beide rohe und unedle Menschen sind. Wie sollen wir nun an der sentimentalen Liebe des Mörders und Betrügers, oder etwa an dem Schicksale des scheinbar Gemordeten Antheil nehmen, den ein 18jähriges Elend und ein gemeinsames Erdulden desselben mit seinem Bruder nicht gebessert hat? Und wie kann der Verf., der in einem Doppeltitel Otto Ratlos zum Helden des ersten, Alma zur Heldin des zweiten Theiles gemacht hat, von uns verlangen, daß wir es mit der ausgesprochenen Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens vereinbarlich finden sollen, wenn er von ihr aussagt, sie könne wol fähig gewesen sein, ihren Großvater zu ermorden, der unter den genannten Umständen aus Charakterschwäche angestanden habe, sie als seine Enkelin förmlich anzuerkennen, oder sie gar gegen den Schluß hin es ihrem Geliebten zum Vorwurfe machen läßt, seinen Bruder nicht völlig ermordet zu haben? Alma's Charakter, an dem allerdings auch das Bastardartige wie in dem des unechten Bruders gelungen ist, wird in dieser Erbitterung als ein weiblicher dennoch Caricatur. Wir möchten fast sagen Schade darum! denn außer ihr und dem Verhältnisse der beiden Brüder zueinander und den Charakteren derselben ist eigentlich nichts Carikirtes im ganzen Roman, der einem andern Autor

hundertfältige Gelegenheit zu Verzerrungen geboten haben würde. Nur sind aber hingegen eben diese Dinge die Basis der ganzen Geschichte, nach deren Verwerfung Alles auseinanderfällt. An einem seltsamen Gebrechen laborirt übrigens, beiläufig gesagt, das Buch vom Anfange bis zu Ende in dem Umstande, daß das besagte Naturspiel der unbegrenzten Ähnlichkeit zwischen beiden Brüdern, auch davon abgesehen, daß es schon, weil sie verschiedene Mütter hatten, eine halbe Unmöglichkeit war, bei ihrer angedeuteten Charakterverschiedenheit nicht füglich bestehen konnte; und es würde sich diese Unmöglichkeit noch entschiedener geltend machen, wenn der Verf. wirklich dazu gekommen wäre, Charaktere anstatt Caricaturen zu zeichnen, und etwa den echten Baron aus dem Nebel zu ziehen, in den er ihn vor unsern Augen hüllt.

Die Rüge eben dieses Übelstandes führt uns auch noch zu dem andern über, daß das Äußere des falschen Barons gewissermaßen als versteinert hingestellt wird. Derselbe hat nämlich als blutjunger Mensch seine Heimat verlassen, sich 18 Jahre lang in den außerordentlichsten Verhältnissen im Oriente herumgetrieben, also während einer Lebensperiode, in der das Innere wie das Äußere eines Menschen gewöhnlich erst seine Bildung zu erlangen pflegt. Er kehrt zurück, und Jedermann erkennt ihn augenblicklich wieder, ja findet nicht allein, daß sein Gesicht noch Zug für Zug das alte ist, sondern daß auch die allergeringfügigsten Dinge in seinem Wesen und Betragen dieselben geblieben sind, ohne daß Hunger und Kummer, Alter und Gesinnung in Einem wie dem Andern das Mindeste verändert hätten. Das ist im höchsten Grade verwunderlich und fabelhaft und hebt den Roman auch hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit auf, gesetzt, daß er in dem poetischen Hauptbetrachte sich ebenfalls nicht schon selbst vernichtet hätte.

Sonderbar, daß der Autor in der Ermordung der alten Frau so unnöthigerweise noch ein zweites Verbrechen seinem Helden aufbürdet. Wollte er nur dadurch seine Motive zum tragischen Ausgange desselben verstärken? oder geschah es, um der Bewahrheitung der angeführten Worte Schiller's willen: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären?" In dem letztern Falle müßten wir es tadeln, daß der Verf. diesen bedeutenden Gedanken bei der Ausführung nur secundair behandelt habe. Wir halten diesen Fehler überhaupt für eine der größten Autorensünden. Man muß sich wohl hüten, einem Kunstwerke auf solche Weise zwei Hauptgedanken zum Grunde zu legen. Denn der Natur der Sache nach muß dann der eine, der an und für sich die volle Aufmerksamkeit des Künstlers ebenso wie der andere anspricht, dem andern aufgeopfert und um seinetwillen vernachlässigt werden, was er doch wieder nicht verträgt, und es hebt also dieser scheinbare Reichthum sich in sich selbst zur Armuth auf. Ebenso darf ja auch der Dichter sich nicht erlauben, wie Tieck einmal gerügt hat, große historische Namen ohne Noth und etwa als Nebenpersonen aus der Vergangenheit heraufzubeschwören.

Ein anderer Punkt, der unserm Romane schadet, ist, daß der Held seine beiden Mordthaten, die wirkliche und vermeinte, aus Zufall verschuldet haben soll. Dies macht nun einen gar übeln Eindruck auf das Gemüth des Lesers, denn erstens entschuldigt es den Helden nicht, und dann, wofern dies ja der Fall wäre, fiele der Theil der Schuld, der dem Helden genommen würde, doch nur auf den Autor zurück, der sich hätte anders dabei benehmen müssen, wenn er Spiele des Zufalls hätte zum Gegenstande seiner Darstellungen machen wollen. Endlich müssen wir, um die Summe unsers Tadels zu erschöpfen, uns ganz entschieden gegen den Schluß und die Entwickelung auflehnen. Die Art und Weise nämlich, wie der Autor auf einmal den wirklichen Baron Soltar wieder zum Vorschein bringt und, ohne daß es der Leser vorher merkt, dem falschen unterschiebt, macht zwar seiner Gewandtheit alle Ehre, ist aber doch nur, mit seiner Erlaubniß, ein Theaterknalleffect, der nicht überrascht, sondern erschreckt. Eines Dichters ist es aber stets unwürdig, solche Mittel zu Hülfe zu nehmen, um zu interessiren. Er muß Alles, was er geschehen läßt, wenn auch noch so unmerklich vorbereiten, gleichwie der Maler eine Farbe in die andere harmonisch überfließen läßt. Unser Dichter schadet sich durch dies Versehen ungemein, denn der Leser muß darauf Göthe's Worte anwenden:

Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt!

Wir hatten dabei die nämliche Empfindung, wie kürzlich beim Durchlesen des Manuscriptes einer sonst gutgeschriebenen Novelle, in der sich der Autor den Spaß mit seinem Leser macht, nachdem er eine Reihe romantischer Begebenheiten vorgeführt und ihn dafür interessirt hat, ihm beinahe erst auf dem letzten Blatte zu erklären, daß Alles nur eine ausdrücklich angestellte Maskerade gewesen sei, um einen vornehmen Mann abzuhalten, eine gewisse Sache zu thun!

Hiergegen können wir nun aber auch nicht umhin, dem großen Talente des Verf. zur Darstellung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Schreibart ist immer gewandt und kann vielen Autoren, die die große Nachsicht des Publicums gelten läßt, als musterhaft gegenübergestellt werden; ja, wenn die frühern Bücher des Hrn. Starklof, die wir nicht kennen, ebenso unterhaltend geschrieben sind als dieses, so ist es unbegreiflich, warum er in der Gunst des großen Publicums nicht höher steht und den ihm gebührenden Rang vor andern Lieblingen desselben einnimmt? Der Dichter kennt die Verhältnisse, die er schildert, genau, er ist immer treu und wahr, er hat die Menschen, die er handelnd auftreten läßt, nach der Wirklichkeit charakterisirt und wir begegnen in ihnen einem Bekannten nach dem andern. So stellt er auch die gesellschaftlichen Schwächen kleiner Residenzen, die Misere der vornehmen Welt überhaupt, in der sich die Gesellschaft natürlicherweise ebenso wie anderwärts in gute und schlechte theilt, welche letztere er denn wol aus eigner Erfahrung also kennen lernen, grade dadurch in das hellste Licht, daß er sie nicht anders schildert, als sie ist, und sich all der Übertreibung enthält, der sich vor ihm so viele

Romanciers in diesem Falle aus Unkenntniß der Sache befliſſen haben. Wir glauben für gewiß, die Bälle, Geſellſchaften, Viſiten, Landpartien, Jagden, Duelle, Feſtmahle, Tete-à-Tetes u. ſ. w., die in dem Romane vorkommen, mitzuerleben, die dabei betheiligten Perſonen ſprechen zu hören und vor uns ſtehen zu ſehen, ſo gar nirgends verſtößt der Autor gegen die Wirklichkeit. Denn die hier und da vorkommenden, in dem Munde vornehmer Leute allzu kräftig und vulgair erklingenden Ausdrücke wollen wir damit entſchuldigen, daß der Roman in Süddeutſchland zu ſpielen ſcheint, wo man auf die äußere Politur des geſellſchaftlichen Betragens nicht durchweg einen ſo übermäßigen Werth als bei uns im Norden legt. Der Hofmarſchall Giernau iſt ganz der verdrießliche, ängſtliche, inconſequente, bornirte, unruhige, kleinliche Mann, wie er Einem wol ſchon hier und da unter den nämlichen Verhältniſſen vorgekommen iſt und wie ſie ſich das Leben an Höfen am Ende auch aus edlern Naturen bildet, wenn ſie nicht von Hauſe aus recht taktfeſt waren. Der dirigirende Miniſter Giernau iſt ein wie nach der Natur gezeichnetes Bild gutwilliger miniſterieller Unfähigkeit. Der Hofprediger Blag, der Bankier Meltak, der Rittmeiſter Soltar, Legationsrath Stahl, Frau v. Runold und ihre Tochter, ſo auch der Schulze Staring und die Domeſtiken leiden und leben, ſowie ſie hier ſind. Sehr gelungen und komiſch iſt der ultraliberale junge Edelmann, den der Kammerherrnſchlüſſel im Nu ſervil macht. Am feinſten ſind aber faſt die drei Prinzen Ferdinand, Arnold und Hugo in ihren verſchiedenen Stellungen charakteriſirt. Aus den wenigen Worten, die der Erbprinz Ferdinand ſpricht, erkennt man gewiſſermaßen die neueſten Ereigniſſe in mehr als einem kleinen Staate. Als wahrhaft gemüthliche Charaktere reiht der Verf. neben dieſe unheimlichen die der Generalin Rawyl, und vorzüglich die des Jägermeiſters Herborn und ſeiner Frau. Die Häuslichkeit dieſer ehrenwerthen Familie iſt ebenfalls nach der Natur gezeichnet, aber wie poetiſch! Wir kommen dabei unumgänglicherweiſe noch einmal auf unſern Tadel zurück. Dieſes letzterwähnte Verhältniß iſt nämlich nicht blos um ſeiner Gemüthlichkeit, ſondern auch um deswillen poetiſch, weil es als ein beruhigender Gegenſatz zu den wilden Verſtimmungen des Helden am rechten Platze ſteht, wogegen jene andern Geſtalten trotz der trefflichen Auffaſſung doch ſtören, weil ihr Thun und Weſen zu viel Raum in dem Ganzen einnimmt und als Nebenſache zu ſehr hervortritt, weswegen alſo dieſe umſtändlichen Schilderungen am unrechten Orte ſtehen. Es iſt überhaupt, wie wir behaupten möchten, an und für ſich nichts unpoetiſch und alſo für den Dichter undarſtellbar, wenn es nur am rechten Orte ſteht, wie ja auch in einer muſikaliſchen Compoſition Diſſonanzen harmoniſch erklingen, ſobald ſie der Künſtler mit Einſicht anwendet. Wären nun jene lebendigen Weſen, wie ſie unſer Autor geſchaffen hat, als Außenwerke um ein haltbares Innere geſtellt, ſo würden ſie ſich zu einem ſchönen Ganzen gruppiren; ſo aber, da es uns an einem höhern Intereſſe in dem Buche gebricht, wenden wir uns auch von dieſer, mit Tieck zu reden, „ſogenannten Wirklichkeit" am Ende mit dem Bedauern ab, daß die Kunſt des Autors nicht im Stande war, dieſe anmuthigen einzelnen Theile zum Ganzen zuſammenzufügen und damit mehr als eine flüchtige Unterhaltung und einzelne poetiſche Momente zu gewähren. 56.

Notiz.

Napoleon'ſche Policei.

Graf Röderer, deſſen Name auch in der neuern Zeit wieder auf dem politiſchen Schauplatz erſchienen iſt, war bekanntlich während der ſogenannten hundert Tage als außerordentlicher Commiſſair in Function geſetzt. Unter den zahlreichen Inſtructionen, welche er damals nach allen Richtungen auszutheilen hatte, iſt folgende an Frechet, Präfecten der Rhonemündungen, zur Öffentlichkeit gekommen. „Sie ſchreiben mir, Sie verſtänden ſich nicht darauf, Policei zu machen. Ich kann mir das wol denken, inſofern man unter Policei die Kunſt verſteht, verbrecheriſche Handlungen zu entdecken und die als Urheber Verdächtigen in Haft zu bringen; aber inſofern unter allgemeiner Policei die Kunſt zu verſtehen iſt, die herrſchende Stimmung im Ganzen und die in Oppoſition befindliche im Einzelnen zu erforſchen, die Urſachen aufzuſuchen, welche dieſen verſchiedenen Arten von Stimmung zu Grunde liegen, die Perſonen kennen zu lernen, welche ſie geltend machen, die Kräfte der von abweichendem Geiſte beſeelten Parteien zu bemeſſen und zur Vergleichung zu bringen, dem ſchwächern Theile, wenn er der gutgeſinnte iſt, die Mittel an die Hand zu geben, um die zahlreichere und ſtärkere Partei zu überwiegen oder ihr das Gleichgewicht zu halten: damit werden Sie beſſer umzugehen wiſſen als ein mechaniſch eingeſchloſſener Querkopf von Policeilieutenant. Um in Marſeille eine ſolche höhere Policei zu führen, muß man ſich Agenten anſchaffen, welche ſich gar nicht einfallen laſſen, daß ſie das ſind, und dieſe Agenten nimmt man ſich aus den Ständen, welche in täglichen und vertraulichen Berührungen mit allen übrigen ſtehen. Man hat für Krankheitsumſtände, die man hat oder nicht hat, ſeinen Arzt und ſeinen Chirurgen, die man glänzend honorirt und die es nicht beſſer verlangen, als dem eingebildeten Kranken häufige Beſuche abzuſtatten: ſie ſchmeicheln ſich, man bezahle den Beiſtand ihrer Wiſſenſchaft und man kauft blos ihre Neuigkeiten. Man hat einen Advocaten oder noch beſſer zwei, und ſodann einen Geſchäftsführer für beſondere Angelegenheiten und Adminiſtrationen, auf die man Gewicht zu legen ſcheint: das ſind wieder Plauderer, die man zu Tiſch hat. Man hat einen Notar für Geſchäfte, die einem ſtets im Kopfe herumgehen und die man niemals ausführt; — man hat den Hrn. Pfarrer des Kirchſpiels, um den Hausarmen Geld zukommen zu laſſen, das er für ſich behält (sic!) und wofür er ebenfalls mit Neuigkeiten quittirt; — endlich, möchte ich zu ſagen wagen, hat man eine Geliebte oder zwei aus der guten Geſellſchaft, und wenn Sie nur nicht grade die Schönſte haben wollen und auf die in die Jahre Kommenden reflectiren, ſo wird ſie die dienſtfertigſte und geſchwätzigſte unter Ihren Neuigkeitskrämern ſein. Ich würde ſo weit gehen, mich alle Tage von einem Damenfriſeur kämmen zu laſſen; dieſe drolligen Jungen ſind die bewandertſten aller Geſchichtenträger und wiſſen am beſten, was in den Köpfen vorgeht, die ſie unter die Hände bekommen. Mit einer ſolchen Maſchine wollte ich Alles wiſſen, was gethan und gedacht wird, und würde wiſſen oder glauben, hoffen oder fürchten, was nur irgend nützlich ſcheine mir beizulegen. Faſt hätte ich vergeſſen, noch einen Bankier und zwei Wechſelagenten dazu zu thun; wenn man ſich alle Morgen erklären läßt, warum die Papiere hinauf- oder heruntergehen, wie wenn ein Speculations- oder Handelsintereſſe dabei im Spiele wäre, ſo werden Sie hunderterlei Dinge von politiſchem Intereſſe herausbekommen." 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 192. — 10. Juli 1836.

Der Schlaf in allen ſeinen Geſtalten. Aus dem Engliſchen des Robert Macniſh, von *r. Leipzig, Voß. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wie der Sinn des Engländers vorzüglich aufs Praktiſche hingewendet iſt, ſo pflegt er es auch mit der Philoſophie und alle Dem zu halten, was einer philoſophiſchen Betrachtung unterworfen werden muß. Er ſucht ſich vor Allem der vorhandenen Thatſachen zu verſichern, ſtellt das dem Gegenſtande Zugehörige und mit ihm Verwandte zuſammen, wägt Wahres und Falſches gehörig ab, reflectirt auf ſeine eigne, nüchterne Weiſe darüber, indem er ſich allenfalls noch der Induction und Analogie als Mittel zur weitern Forſchung bedient, und ſchließt dann am Ende mit der Nutzanwendung. Uns Deutſchen will denn freilich eine ſolche Art zu philoſophiren nicht immer genügen, wir fühlen uns dabei oft beengt ums Herz, und da wo der Engländer mit ſeinen Geiſtesoperationen am Ende zu ſein ſcheint, fangen die unſerigen erſt an. Indeſſen wie jede geiſtige Behandlungsweiſe irgend eines Stoffes, wenn ſie mit Fleiß und Conſequenz durchgeführt wird, wol auch ihre anziehende Seite hat und, ſei es auch nur als Material, zu weitern Forſchungen benutzt werden kann, ſo iſt es auch mit dieſer Art des Philoſophirens der Fall. Verſetzen wir uns dabei unter das Volk, von dem ſie ausgeht, und legen wir nur nicht den Maßſtab einer Philoſophie daran, wie wir ſie in Deutſchland unter dieſem Worte begreifen, ſo können wir uns ſchon damit befreunden.

Obiges findet nun auch ſeine Anwendung auf das am Eingang genannte Buch über den Schlaf von Macniſh. Der Verf. hat es „The philosophy of sleep" betitelt, obwol von einer eigentlichen philoſophiſchen Behandlung des Gegenſtandes nicht die Rede ſein kann. Es ſind vielmehr Gedanken oder Betrachtungen über den Schlaf und ihm verwandte Zuſtände. So würde vielleicht auch der Überſetzer den Inhalt des Buches treffender haben bezeichnen können als mit dem Titel: „Der Schlaf in allen ſeinen Geſtalten", denn die Schlafloſigkeit, der Scheintod, die Täuſchungen der Sinne, die Zerſtreuung und die Geiſtesabweſenheit, Zuſtände, die hier gleichfalls mit abgehandelt werden, gehören ja nicht zu den verſchiedenen Formen oder Geſtalten des Schlafes. Der Inhalt des Buches ſelbſt hat übrigens viel Anziehendes, zeugt von Beobachtung und Nachdenken, und die Darſtellung iſt ſo klar und faßlich, daß es ſchon als unterhaltende Lecture jedem gebildeten Leſer empfohlen werden kann. Eine überſichtliche Skizze des Ganzen wird dieſes Urtheil am beſten zu beſtätigen vermögen.

I. Einleitung. II. Der Schlaf im Allgemeinen. Jedes Thier bringt dem Verf. zufolge einen Theil ſeiner Zeit ſchlafend zu, was indeſſen doch wol nur von den höhern gilt, denn namentlich die niedern unter ihnen, welche keine beweglichen Augenlider haben, genießen auch keinen vollkommenen Schlaf. Die Art (auch die Zeit) des Schlafens und der Grad der Feſtigkeit iſt bei den einzelnen Arten weſentlich verſchieden. Mit Recht hält der Verf. die Behauptung mancher Naturforſcher, daß das Bedürfniß des Schlafes mit der Größe des Gehirns im Verhältniß ſtehe, für unbegründet. Bei dem Menſchen gehen die Erſcheinungen des Schlafes in viel größerer Ordnung und Vollkommenheit von Statten als bei allen andern Thieren. Der Schlaf ſcheint ihm unumgänglich nothwendiger als jedem andern Weſen; ein jeder Eingriff in das eine regelmäßige Wiederkehr der Ruhe bedingende Geſetz iſt ihm ungleich weniger gleichgültig; es ſteht weniger in ſeiner Macht, ein fortgehendes Wachen zu beſtehen, oder in einem fortdauernden Schlafe zu beharren; es iſt ausgemacht, daß ihn die Ruhe mehr erquickt und der Mangel an Schlaf in höherm Grade erſchöpft. Im Ganzen ſtellt ſich der Schlaf, als ein Proceß der Natur, ohne ſehr auffallende Veranlaſſung ein. Er wird gleichſam eine Gewohnheit, der wir uns zu beſtimmten Stunden, ohne es zu bemerken, überlaſſen, wie wir es bei andern angeborenen oder angeeigneten Gewohnheiten auch thun. Allein von den letztern unterſcheidet er ſich dadurch, daß man ſeiner in keinem Falle völlig entbehren kann, wenn wir es auch durch Gewohnheit dahin bringen, mit einer geringern Menge vorlieb zu nehmen. Es gibt manche Verhältniſſe, welche den Schlaf herbeiführen oder verſtärken, ſo namentlich die Wärme des Sommers. Die Wärme in einer Kirche und eine langweilige Predigt bringen beinahe ſicher den Schlaf hervor. Es gibt nicht viel Menſchen, deren Kraft ausreichte, der vereinten Wirkung dieſer zwei mächtigen Einflüſſe zu widerſtehen, denn ſie ſind darin den betäubenden Mitteln gleich; der Menſch ſcheint in eine Wolke

von Aconit oder Belladonna gehüllt. Der Wärme in der Kirche ließe ſich noch allenfalls Widerſtand leiſten, aber die Predigt iſt unwiderſtehlich. Auch die Kälte bringt wie die Wärme Schlaf hervor, doch gehört eine ſehr niedrige Temperatur dazu, beſonders bei den Menſchen, denn iſt die Kälte nicht ſehr bedeutend, ſo verhindert ſie mehr den Schlaf, ſtatt ihn zu erregen. Ferner wird der Schlaf befördert durch Befriedigung eines jeden heftigen Triebes, durch Aufreizung und daher erfolgende Erſchöpfung, ferner durch jede Art von Einförmigkeit, durch Alles, was mechaniſch das Blut nach dem Gehirn leitet, durch eine ſtarke Mahlzeit u. ſ. w. Der Schlaf bringt verſchiedene Veränderungen im Körper hervor, namentlich wird der Puls und das Athmen langſamer, und alle Ausſonderungen vermindern ſich. Irrig iſt die Annahme des Verf., daß die Hautausdünſtung davon eine Ausnahme mache; ſie iſt ebenſo gut wie jede andere Ausſcheidung vermindert, nur gegen Morgen nimmt ſie zu. Der Schlaf wird ſehr durch Gewohnheit beſtimmt. So genießt oft ein alter Kanonier einen ruhigen Schlaf, während das Geſchütz um ihn donnert; ein Ingenieur war in einem Keſſel eingeſchlafen, während ſeine Kameraden mit ihren mächtigen Hämmern darauf arbeiteten. Ebenſo ſtört das Geräuſch der Mühle keineswegs den Schlaf ihres Müllers. Dem Poſtillon iſt es etwas Gewöhnliches, auf dem Pferde zu ſchlafen; bei Kutſchern iſt es das Nämliche auf ihrem Bocke. Während der Schlacht bei Abukir waren einige junge Matroſen ſo erſchöpft, daß ſie unter dem betäubenden Donner der Schlacht mitten auf dem Verdecke einſchliefen. Ja, die Stille ſelbſt kann ein Aufregungsmittel werden, während der Laut aufhört es zu ſein. So ſtellte man einmal, als ein Müller ſehr krank war, ſeine Mühle, daß er vom Klappern nicht geſtört werden ſollte; allein ſtatt daß dies Schlaf herbeigeführt hätte, hinderte es ihn nur, und es kam dieſer nicht eher, bis die Mühle wieder im Gange war. Matroſen und Soldaten im Dienſte können ſchlafen, wenn ſie wollen, und wachen, wenn ſie wollen. Der Kaiſer Napoleon war ein auffallendes Beiſpiel von dieſer Thatſache. Als Capitain Barclay ſeine außerordentliche Wette unternahm, tauſend Stunden hintereinander eine engliſche Meile in der Stunde zurückzulegen, machte er ſich ſo ſehr zum Meiſter ſeiner ſelbſt, daß er im Augenblicke einſchlief, wie er ſich niederlegte. Einige Menſchen verſtehen die Kunſt, eine lange Zeit zu ſchlafen. Dies war der Fall bei dem berühmten Schauſpieler Quin, welcher 24 Stunden hintereinander ſchlief; mit Eliſabeth Orvin, welche drei Viertheile ihres Lebens im Schlafe hinbrachte; mit Eliſabeth Perkins, welche manchmal eine Woche bis 14 Tage lang ſchlief; mit Maria Lyall, die daſſelbe ſechs Wochen hintereinander that. Beattie erzählt einen merkwürdigen Fall von einem Dr. Reid, der gleich hintereinander ſo viel ſchlafen und eſſen konnte, als für zwei Tage hinreichend war. Dagegen gibt es auch Menſchen, die bei einer erſtaunlich geringen Menge Schlaf leben können. Der berühmte General Elliot ſchlief nie mehr als vier von den 24 Stunden des Tages. In jedem andern Betrachte war er auch auffallend enthaltſam; ſeine Speiſe beſtand nur aus Brot, Waſſer und Pflanzenſpeiſen. In einem Briefe von John Gordon an John Sinclair wird eines Jakob Mackay's gedacht, der 1797 im 91. Jahre ſtarb und im Durchſchnitt täglich nur vier Stunden ſchlief, aber doch ein ausgezeichnet kräftiger und geſunder Mann war. Friedrich der Große und der berühmte Wundarzt John Hunter ſchliefen in der nämlichen Zeit nur fünf Stunden. Der berühmte Pichegru verſicherte dem Engländer Gilbert Blane, daß er während eines ganzen Feldzuges nicht über eine Stunde von 24 geſchlafen habe. Der Verf. kennt eine Dame, welche nie länger als eine halbe Stunde ſchläft und deren ganzer Schlaf kaum drei oder vier Stunden von 24 beträgt.

II. Der Traum. Die Beobachtungen und Reflexionen des Verf. über dieſen Gegenſtand ſind zum Theil recht intereſſant, obgleich wir nicht allenthalben damit einverſtanden ſein können. So iſt er offenbar im Irrthume, wenn er das Träumen aus einem Wachbleiben eines oder mehrer Organe des Gehirns in Folge eines innern Reizes erklärt, denn im Traumzuſtande ſind alle Seelenkräfte thätig, wenn auch in beſchränkter Weiſe, und auch im Wachen gebrauchen wir zuweilen eine oder die andere dieſer Kräfte iſolirt, ſodaß alſo zwiſchen wachem und träumendem Zuſtande kein Unterſchied ſtattfände. Ob es wirklich Menſchen gibt, die nie träumen, iſt noch ſehr die Frage, wenigſtens muß man annehmen, daß in ſolchen ſeltenen Fällen wol nur keine Rückerinnerungen aus den Träumen geblieben ſind. Die Träume im kindlichen Alter ſollen mehr ſchreckender Art ſein als in ſpätern Lebensjahren, was wol noch ſehr der Beſtätigung bedarf. Da ſich heftige Eindrücke dem Gedächtniß der Kinder ſo tief einprägen, ſo müßten die Erinnerungen an dergleichen Träume nicht ſo ſelten ſein, als ſie es in der That ſind. Wichtig und der fernern Prüfung werth ſcheint uns die Annahme des Verf., daß Träume allemal das Wiedererwachen, die Wiederverkörperung von Gedanken ſind, welche bereits in einer oder der andern Geſtalt den Geiſt (wol durch einen Druckfehler ſteht: „den Körper") beſchäftigen. Er zweifelt deshalb, ob ein Menſch im Traume einen Gedanken haben könne, deſſen Elemente ihn nicht in irgend einer Geſtalt ſchon in früherer Zeit beſchäftigt haben. Daß hingegen diejenigen Gegenſtände, die uns am Tage beſchäftigen, beſonders geeignet ſein ſollen, ſich in einen Traum aufzulöſen, widerſpricht der täglichen Erfahrung. Grade ſolche Dinge, an die wir am Tage gar nicht dachten, machen am gewöhnlichſten das Gewebe des Traumes aus. Wer ſchlecht verdaut, wer beſonders Hypochondriſt iſt, wird von Träumen der ſchrecklichſten Art gequält. Die berühmte Schriftſtellerin Radcliffe ſoll, um ihren Schlaf mit ſolchen trüben Schattenbildern zu füllen, Abends die unverdaulichſten Speiſen genoſſen haben, während Dryden und ein minder bekannter Schriftſteller aus grade entgegengeſetzter Abſicht, um glänzende Träume zu haben, rohes Fleiſch genoſſen. Wie Träume oft aus Eindrücken entſtehen, welche während des Schlafes auf die Sinne wirken, davon führt der Verf. mehre ſprechende Beiſpiele an. Beattie

edel, einfach und ohne Ansprüche, fast erzählend. Mit wenigen Ausnahmen (des „Odysseus" und „Theseus") concentrirt der Verf. seine Mittel für ein Hauptmotiv und gewinnt somit eine abgerundete Darstellung.

Einige Sprach- und metrische Unrichtigkeiten wären leicht zu vermeiden gewesen: Proserpina kommt öfter mit langer Penultima vor; ebenso Ciriope (S. 28); Pasiphaë wird als Pasiphá aufgeführt (S. 85). „Ein armlos Hemd" (S. 63) statt ein ärmelloses ist nicht zu rechtfertigen und „heller's Klingen" (S. 7) statt helleres oder hell'res Klingen wenigstens eine Härte. Daß überall „Pferde" statt „Rosse" gesagt ist, läuft etwas wider den dichterischen Sprachgebrauch. Wol nur ein lapsus calami ist es, wenn Troja (S. 59) in die Hände des Peliden fiel. 36.

Sierra Leone.

Sierra Leone galt und gilt noch für eine Gegend, die allem Menschlichen, wenigstens allem europäischen Menschlichen tödtlich ist. In England ist der Name Sierra Leone fast gleichbedeutend mit Pest und Tod, und man könnte es sonach das Giftland par excellence nennen, sowie es auf Java ein Giftthal gibt, in welchem Alles, was athmet, umkommen soll. Um diesem Vorurtheil gegen jenen Landstrich zu begegnen, tritt nun in dem Verf. der Schrift: „The white man's grave; a visit to Sierra Leone in 1834, by *F. Harrison Rankin*" (2 Bände. London 1836) für dasselbe ein Vertheidiger auf. Der Verf. dieser Schrift reiste nämlich nach dem „Grabe des weißen Mannes", wie man die Sierra Leone zu nennen pflegt, von Indien aus, um seine Gesundheit zu befestigen, was ihm, wenn man seinen Versicherungen Glauben schenken darf, auch gelungen ist. „Melancholische Betrachtungen", äußert er, „drängen sich dem Fremden auf, wenn er einen Schauplatz der Natur voll Liebenswürdigkeit, Schönheit und Friedlichkeit betrachtet, wo es sich vortrefflicher leben lassen muß als an irgend einem andern Orte der Welt, wo Alles in üppiger Fruchtbarkeit gedeiht, Alles, und nur der Mensch in Kurzem seinem gewissen Untergang entgegensieht. Dennoch reicht eine kurze Bekanntschaft mit den in jenen Gegenden sich aufhaltenden Europäern hin, um diese Betrachtungen sehr zu modificiren. Der Zustand und die Verfassung der Bevölkerung bietet wenig, was man Anzeichen des Todes nennen könnte. Thätige Ackerleute, betriebsame Kaufleute, heitere Beamte regen sich überall mit der Miene der Gesundheit, welche mit Schrecknissen des Fürsten der Unterwelt nicht zusammenstimmt. Die Kirche, sollte man denken, müßte mit Leuten gefüllt sein, die stündlich ihrer Auflösung entgegensähen. Wer sie aber besucht, der findet sie fast leer. Es sind einige schwarze Soldaten, einige schwarze Sklaven und eine tüchtige Heerde von Sonntagsschulkindern darin, aber nur sehr wenige von jenen übelberathenen Weißen, von denen man glauben sollte, daß sie sich auf ihr prädestinirtes Ende vorbereiten müßten. Wo aber sind diese? Sie befinden sich in ihren lustigen Häusern, wo sie sich von den Arbeiten der Woche erholen. Sie reiten spazieren, machen eine angenehme Wasserpartie nach der Piraten- oder Cockle-Bai, oder schwatzen daheim. Was thut nun der noch immer vorurtheilhegende Reisende? Er wirft sein Auge nach den Kirchenwänden, um die Inschriften zu entziffern, die ohne Zweifel das Andenken von unzähligen europäischen Opfern erneuern werden. Allein auch hierin täuscht er sich. Er bemerkt blos zwei Marmorsteine, einen auf jeder Seite des Chorgangs. Er liest die Aufschriften auf denselben, welche besagen, daß beide zu Ehren eines und desselben Individuums errichtet worden, und noch dazu ist auch dies eine Individuum nicht einmal ein weißer Märtyrer des Klimas, sondern ein junger Farbiger, der in der Schlacht am Gambia getödtet worden" u. s. w. Auf diese neue Autorität hin, wird man geneigt zu glauben, daß trotz Allem, was über die Ungesundheit von Sierra Leone geäußert worden, trotz allen Berichten von tausend hübschen Burschen, die von dannen nicht wiederkehrten, beklagenswerthen Andenkens, Sierra Leone das Montpellier von Afrika sei. Nichtsdestoweniger liefert der Verf. selbst auch für Denjenigen, der dies anzunehmen geneigt sein möchte, einige Details, die unmöglich anspornen können, einen so reizenden Aufenthalt zu besuchen. Von seiner Ankunft sagt er: „Fern von dem kühlen England war der Schlaf lange Zeit dem weißen Manne versagt, der auf seiner harten Matratze, nur mit einem leichten Stück Zeuch gedeckt (und auch dies war noch lästig genug), schlummerlos sich umherwarf; schlummerlos schon darum, weil die Sorge, es möchte sich ein tückischer Skorpion, oder ein greulicher, lauernder Hundertfuß in der Nähe seines Ruhekissens versteckt haben, ihm keine Ruhe gönnte. Die Nacht, sonst die Freundin der Müden, wird in diesem Klima zu seiner Feindin und erweckt ihm eine Armee von Gegnern, die ihm nicht ein Auge zuthun lassen. Da kriecht die gigantische Brotschabe (blatta orientalis) über seinen Leib und nagt ihm, wenn sie dazu kommen kann, die Fingerspitzen; ganze Schwärme von Mantis, ein fettes, ekelhaftes, grünliches Insekt, vor welchem die Schwarzen in großer Furcht schweben, weil sie glauben, daß es sich in die Augen kneife und Blindheit verursache, umgeben den Schläfer. Muskitos sind allerdings nicht häufig, denn das Klima von Sierra Leone ist diesen Erbfeinden der Menschen und des Schlafes nicht günstig, ja tödtlich; allein es reicht auch schon ein einziger Muskito, der sich im Schlafgemach befindet, hin, um alle Hoffnung auf Nachtruhe zu rauben. Eine Art von kleinen Ameisen findet sich zu Hausen in den Häusern, zernagt das Holzwerk und überzieht das Ruhebett; große Taranteln fallen von den Planken herab auf den Schläfer, und riesenhafte schwarze Heuschrecken kriechen ihm in die Höhlung des Ohrs und erheben dort ihr Gezwitscher. Über das Alles aber kommt die ungeheuere Hitze, welche ihm tausend Beschwerden verursacht und auf sein ruheloses Lager die Verzweiflung bannt." Nach diesen Drangsalen zu urtheilen, möchte denn doch wol das Urtheil über Sierra Leone so ziemlich beim Alten bleiben, obwol viel Übertreibung in Betreff dieses Landes und seines Klimas zeither stattgefunden haben mag. Gewiß gehört von Seiten des Europäers eine kernhafte, zähe und ausdauernde Natur dazu, wenn jener verrufene Landstrich nicht, besonders bei einem längern Aufenthalte daselbst, wirklich das Grab des weißen Mannes werden soll. 11.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik,

dargestellt von

G. Hartenstein,

außerord. Prof. der Philos. an der Universität zu Leipzig.

Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. bekennt sich zu derjenigen Richtung philosophischer Untersuchungen, welche in neuerer Zeit Herbart eingeschlagen hat. In dem vorliegenden Werke ist die Darstellung der metaphysischen Probleme in einer solchen Weise mit der Entwickelung der aus ihnen hervorgehenden Lehrsätze verbunden, daß der ganze Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft bis zu dem Punkte, wo die allgemeinen Untersuchungen in die Specialitäten der Naturphilosophie und Psychologie übergehen, mit vollkommener Klarheit vor Augen liegt.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 193. — 11. Juli 1836.

Der Schlaf in allen ſeinen Geſtalten. Aus dem Engliſchen des Robert Macniſh, von *r.

(Fortſetzung aus Nr. 192.)

Mit Recht bezeichnet es der Verf. als eine Eigenthümlichkeit des Traumes, daß eine Fülle der mannichfaltigſten Bilder in der kürzeſten Zeitfriſt vor unſerer innern Anſchauung vorüberfliegt. Ein Pochen an die Thüre, das Erſcheinen eines Lichtes im Schlafzimmer vermag eine Reihe von Vorſtellungen zu erregen, von denen wir kaum begreifen, wie ſie in den wenigen Momenten von da bis zum Erwachen haben Platz greifen können. Bei dieſer Gelegenheit gedenkt der Verf. noch eines andern ähnlichen Umſtandes, der zwar im Wachen vorkommt, aber Folge einer beſondern Einwirkung des Schlafes auf den Geiſt iſt.

Wenn wir in einer düſtern Stimmung erwachen, welche wahrſcheinlich Ergebniß irgend eines peinlichen Traumes ſein mag, ſo wandelt uns oft der Gedanke an alle unſere frühern Handlungen, beſonders die von ſchlimmer Art an, wie wenn er aus finſterer ſtürmiſcher See aufſteige. Es iſt etwas der Art im Rauſche auch wahrzunehmen. Leute, die aus ihm wieder zu ſich kommen, behaupten, daß während einer einzelnen Minute faſt ein jedes Ereigniß ihres Lebens ihrer Erinnerung vergegenwärtigt worden ſei. Sie alle kommen dann nicht einzeln, eines nach dem andern, ſondern gleich einem geſchloſſenen Phalanx vereint, als wollten ſie das Gewiſſen mit Sturm einnehmen und unter ihrer Eindruck machenden Fronte zermalmen. Der ganze Raum unſers Daſeins von der Kindheit an ſendet ſie herauf; die Vergeſſenheit öffnet ihren Schlund und treibt ſie vorwärts; der Geiſt iſt von einer Unglückswolke eingehüllt, ohne daß ein Strahl der Hoffnung die Finſterniß derſelben erhellte. Im gewöhnlichen Leben beſitzen wir nicht die Fähigkeit, die entfernteſten und nächſten Ereigniſſe des Lebens ſo augenblicklich zuſammenzuſtellen; wir müſſen den Zauber des Gedächtniſſes beſchwören, ſie aus der Vergangenheit allmälig heraufzurufen. Dann gleiten ſie wie Schatten vor uns hin, mehr oder minder deutlich, je nachdem ſie uns fern liegen oder weniger Eindruck auf unſern Geiſt gemacht haben. Dagegen in dem hier in Rede ſtehenden Falle ſtürzen ſie auf einmal aus dem Buſen der Zeit hervor und überwältigen den Geiſt mit einem Heere der trübſten wie der furchterregendſten Erinnerungen. Im Schmelztigel unſerer verdrehten Einbildungskraft wird faſt jedes Ding vergrößert und mit ſchwärzern Farben bekleidet, als ihm gebührt. Wir ſehen mit einem Blicke die ganze Laufbahn des Lebens hinab, und jedes Ereigniß deſſelben iſt hier mit ſchwarzen unheilverkündenden Buchſtaben aufgezeichnet. Daher nun jene Muthloſigkeit des Geiſtes, die unter ſolchen Umſtänden eintritt, ja ſelbſt die Reue, welche wie ein bitterer, erquickungsloſer Thau aufs Herz fällt.

Fürwahr ein ſonderbarer Seelenzuſtand, von dem Ref. glücklicherweiſe weder ſelbſt je etwas an ſich verſpürt hat, noch an Andern wahrgenommen zu haben ſich erinnert! Sollte er vielleicht nur ein dem Spleen verwandtes Erzeugniß des trüben engliſchen Himmels ſein? Doch wir brechen hier ab, um dem Verf. zu III., den prophetiſchen Träumen, zu folgen. Es läßt ſich im Voraus erwarten, in dem Verf. hier keinen Gläubigen zu finden. Der kalte, reflectirende Verſtand des Engländers perhorreſcirt Alles, was an das Gebiet des Wunderglaubens grenzt. Und doch iſt der prophetiſche Traum grade nicht wunderbarer, als wenn der Zugvogel bei herannahendem Frühling von ſeiner Wanderſchaft zurückkehrt und ſein altes Neſt wiederaufſucht, oder wenn der Storch ſein altes Neſt verläßt, weil dem Hauſe, auf dem es ſteht, eine Feuersbrunſt bevorſteht. Der Glaube an prophetiſche Träume iſt ſo alt als die Welt und findet ſich ſowol bei den Iſraeliten, Griechen und Römern der alten, als bei uncultivirten Völkern der neuen Welt. Wenn der Verf. meint, dergleichen Träume gehörten, wenn ſie vorkämen, zu den Wundern, und Wunder werde Gott ſolcher geringfügigen Urſachen wegen wol nicht zugeben, ſo verſperrt er ſich den Weg zur weitern Unterſuchung gleich von vorn herein, denn eine Sache, die man nicht auf bekannte Naturgeſetze zurückzuführen vermag, iſt deshalb noch kein Wunder. Vorausſagende Träume a priori für Fabeln zu erklären, ſagen wir mit Brandis, iſt zwar der leichteſte, aber nicht der ſicherſte und billigſte Weg. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß ſich dieſer Sache mehr die Pſychologen und Naturforſcher annähmen, als es bisher geſchehen; nur aber nicht die Myſtiker und Schwärmer!

Obgleich nun der Verf. den Glauben an dergleichen Träume gradezu verwirft und ſie dem Aberglauben oder dem Zufall preisgibt, ſo theilt er uns doch ſelbſt deren mehre mit, die ſo merkwürdig ſind, daß wir ſie unſern Leſern unmöglich vorenthalten können.

Eine junge Dame liebte in hohem Grade einen Offizier, der dem General Moore in den Pyrenäenkrieg folgte. Die ſtete Gefahr, welcher er ſich preisgeben mußte, hatte auf ihre Gemüthsſtimmung offenbaren Einfluß. Sie wurde bleich und tiefſinnig, indem ſie ſtets über ſein Geſchick brütete. Was auch immer die Vernunft dagegen ſagte, ſo blieb ſie doch feſt überzeugt, daß ſie, als ſie ſich von dem Geliebten trennte, von

ihm für immer Abſchied genommen habe. Man verſuchte umſonſt jedes Mittel, ihr die traurige Vorſtellung aus dem Sinne zu bringen; vergeblich entfaltete man vor ihren Augen all den Prunk, über welchen der Reichthum gebieten kann. Mitten in allem Glanze, aller Luſt, wenn Muſik und Lachen rings um ſie her laut waren, wandelte ſie wie ein Geiſt ſinnend umher, und über ihrem Haupte ſchien eine drohende geheimnißvolle Macht zu ſchweben. Die zärtlichen Ältern führten ſie nach Edinburg und hier in alle fröhlichen Kreiſe dieſer Hauptſtadt; aber nichts konnte ſie wiederaufrichten, oder ihrem Herzen die unerträgliche, es vernichtende Bürde abnehmen. Umſonſt verſuchte man Geſang und Tanz; ſie vermehrten nur ihre Leiden und ſchärften die bittere Verzweiflung in noch höherm Grade. In erſtaunlich kurzer Zeit nahm die anmuthige Geſtalt alle jene traurigen Zeichen einer tödtlichen Krankheit an; ſie ſchien ſchnell dem Grabe zuzueilen, als ein Traum die ſchon ſo lange erlittene Angſt beſtätigte und ihrem Schmerze den letzten Stempel aufdrückte. Als ſie einmal in der Nacht eingeſchlafen war, bildete ſie ſich ein, den Geliebten bleich, blutend und in der Bruſt verwundet in ihr Zimmer treten zu ſehen. Er zog die Bettvorhänge auseinander und ſagte ihr mit dem freundlichſten Blicke, daß er in der Schlacht umgekommen ſei. Zugleich bat er, daß ſie ſich faſſen und ſeinen Tod nicht zu Herzen nehmen möchte. Welche Folge der Traum auf ſo ein mit Schmerz erfülltes Weſen hatte, darf wol nicht erſt bemerkt werden. Sie verfiel gänzlich; nach einigen Tagen ſtarb die Unglückliche, doch nicht ohne ihre Ältern zu bitten, den Tag, wo der Traum ſtattgefunden hatte, anzumerken und zu ſehen, ob es ſich beſtätigen werde, wie es ihrer Verſicherung nach ſicher geſchehen müſſe. Und ihre Ahnung war richtig; bald ging die Nachricht ein, daß der junge Mann in der Schlacht bei Corunna erſchlagen ward, die an dem Tage geliefert wurde, wo in der Nacht die Geliebte den Traum gehabt hatte.

Einen zweiten Traum dieſer Art erzählt der Verf. von ſich ſelbſt, wobei wir beſonders auf die mit ſeiner Skepſis in Widerſpruch ſtehende innere Unruhe aufmerkſam machen müſſen, wie ſie ſich ſeiner am Tage nach dem gehabten Traume bemächtigt hatte. Sie bezeichnet auf eine ſehr ſprechende Weiſe die tief in der Natur des Menſchen liegende Zweiheit als Gefühls- und Verſtandesmenſchen.

Im Auguſt 1821 war ich in Caithneß und träumte, daß ein naher Verwandter von mir, der wol an 120 Stunden entfernt war, plötzlich geſtorben ſei. Gleich nachher wachte ich, über alle Beſchreibung erſchrocken, ungefähr wie man nach dem Alpdrücken zu ſein pflegt, auf. Ich hatte am nämlichen Tage grade nach Hauſe zu ſchreiben und erwähnte der Sache halb im Scherze, halb im Ernſte. Aufrichtig zu ſprechen, ſo ſcheute ich mich ernſt zu ſprechen, damit ich nicht ausgelacht würde, wenn ich einem Traume Glauben beimäße. Indeſſen blieb ich während der Zeit, die zwiſchen dem Briefe und der Antwort lag, immer in einer ſehr unangenehmen Spannung. Ich hatte immer eine Ahnung, daß mir ein Unfall begegnet ſei oder begegnen werde, und konnte ich mich auch nicht enthalten, mich wegen meiner kindiſchen Schwäche bei dieſem Gefühle auszuſchelten, ſo war ich doch nicht im Stande, die unangenehme Vorſtellung, welche ſich in meinem Kopfe ſo eingewurzelt hatte, ganz los zu werden. Drei Tage nachher, wo ich meinen Brief abgeſendet hatte, bekam ich zu meinem großen Erſtaunen einen, einen Tag ſpäter als den meinigen geſchriebenen Brief mit der Meldung, daß der Verwandte, von welchem ich geträumt hatte, Tags zuvor von einem tödtlichen Schlagfluſſe getroffen worden ſei, d. h. an dem Tage, an welchem ich des Morgens die Erſcheinung im Traume gehabt hatte. Meine Freunde erhielten meinen Brief zwei Tage nach Abſendung des ihrigen und verwunderten ſich natürlich nicht wenig über den Umſtand. Ich muß noch bemerken, daß mein Verwandter vor dem Anfalle vollkommen geſund war. Es traf ihn der Schlag wie ein Blitz, zu einer Zeit, wo er auch nicht die geringſte Gefahr ahnen konnte.

Einen nicht weniger merkwürdigen Traum theilt der Verf. aus dem „Edinb. Magaz." XIX. S. 73 mit.

Ich war einmal in Geſellſchaft, als das Geſpräch auf Träume kam, und ſo theilte ich einen mit, für deſſen Wahrheit, da ihn mein Vater ſelbſt hatte, ich ſtehen kann. Etwa im Jahr 1731 kam mein Vater aus der Grafſchaft Cumberland nach Edinburg, um das Gymnaſium zu beſuchen, weil er hier den Vortheil hatte, einen Onkel zu finden, der in dem auf dem Schloſſe liegenden Regimente diente. Er ſtand unter der Aufſicht deſſelben und ſeiner Tante den ganzen Winter über. Als der Frühling kam, machte er mit drei oder vier jungen Leuten aus England, ſeinen vertrauten Freunden, Ausflüge, die benachbarten Orte und Gegenden kennen zu lernen. Einſt kehrte er Abends von einem ſolchen zurück und ſagte: „Wir haben morgen eine Waſſerpartie nach Inch-Leith verabredet, wenn der Morgen ſchön iſt. Das Fahrzeug iſt ſchon beſtellt; um ſechs Uhr geht es fort!" Onkel und Tante hatten nichts dagegen; man trennte ſich. Nicht lange aber hatte die Tante geſchlafen, als ſie aufs Heftigſte bewegt ausrief: „Das Boot ſinkt! rettet, rettet ſie!" Der Major weckte ſeine Gattin und fragte: „Steht dir vielleicht die Waſſerpartie nicht an?" — „Ach, ich habe nicht einmal daran gedacht!" gab ſie zur Antwort. Sie beruhigte ſich und ſchlief bald wieder ein. Aber eine Stunde nachher fuhr ſie von Neuem ganz erſchrocken auf: „Ich ſehe das Boot untergehen!" Der Major ermunterte ſie, und nun ſagte ſie: „Ich habe einen andern Traum gehabt; trage aber gar keine Sorge deshalb!" Sie ſprachen noch Einiges und ſchliefen wieder ein, ohne daß ſie ruhig bleiben konnte, denn mit entſetzlicher Angſt rief ſie nochmals: „Sie ſind untergegangen; das Boot iſt geſunken!" Als der Major ſie wiedergeweckt hatte, erklärte ſie: „Ich kann nicht ruhen, der Neffe darf nicht gehen; thäte er es, ſo weiß ich, daß mich bis zu ſeiner Heimkehr die Gedanken daran tödten würden!" Sie ſtand gleich auf und warf den Mantel über, um ans Bett des Neffen zu treten, deſſen Zimmer an das ihrige ſtieß, und mit großer Mühe nahm ſie ihm das Verſprechen ab, zu Hauſe zu bleiben. „Was ſoll ich denn aber meinen Freunden ſagen, denen ich das Wort gab, um 6 Uhr bei ihnen zu ſein?" — „Du kannſt ihnen mit Wahrheit verſichern, daß deine Tante krank ſei; denn ich bin es auch jetzt in der That! Denke, daß du der einzige Sohn biſt und unter unſerer Aufſicht ſtehſt. Sollte dir etwas begegnen, ſo wäre es mein Tod!" Mein Vater ſchrieb ſogleich ein paar Zeilen an ſeine Freunde, worin er ihnen meldete, daß er abgehalten ſei, und ſendete den Bedienten damit nach Leith. Der Morgen war herrlich; das Wetter blieb ſo bis drei Uhr Nachmittags, da kam plötzlich ein Sturm, und in einem Augenblicke ging das Boot mit Allen, die darauf waren, unter, daß man nie wieder davon etwas geſehen und gehört hat.

Ein ebenſo eigenthümlicher Fall findet ſich in den Denkwürdigkeiten der Lady Fanſhawe.

Meine Mutter — erzählt ſie — lag drei Monate nach meiner Geburt an einem Fieber darnieder, und dies veranlaßte ſie, mir nicht länger die Bruſt zu geben. Ihre Freundinnen, ihre Mädchen hielten ſie dem äußern Scheine nach ſchon für todt und ſie lag faſt zwei Tage ſo da. Der Arzt Winſton kam indeſſen, meinen Vater zu tröſten, und ging ins Zimmer meiner Mutter. Als er ihr ſo recht prüfend ins Geſicht ſah, ſagte er: „Sie war ſo hübſch und ſieht noch ſo lieblich aus; ich kann gar nicht glauben, daß ſie todt iſt!" Schnell nahm er eine Lanzette aus ſeinem Bindzeuge und machte ihr einen Schnitt in die Fußſohle, welche Blut von ſich gab. Gleich auf der Stelle ließ er ſie wieder ins Bett bringen, reiben und Alles thun, daß ſie wieder zum Leben kam und die Augen aufſchlug. Jetzt ſah ſie zwei Verwandte mit großen weiten Ärmeln, wie ſie damals Mode waren, neben ſich ſtehen und redete ſie an:

„Verspracht ihr mir nicht 15 Jahre und kommt schon wieder?" Man verstand dies nicht und redete ihr zu, sich ruhig zu verhalten, da sie in so schwachem Zustande sei. Einige Stunden nachher bat sie, daß mein Vater und der Dr. Howlsworth mit ihr allein gelassen würden, und theilte ihnen mit: „Ich will Ihnen nur eröffnen, daß ich während meiner Ohnmacht ganz ruhig, aber an einem Orte war, den ich weder beschreiben, noch angeben kann; nur der Gedanke, mein Mädchen zurückzulassen, das mir lieber als alle meine andern Kinder ist, erhielt meine Sinne in Unruhe. Plötzlich sah ich zwei Wesen in langen weißen Gewändern zu meiner Seite und mich dünkt, daß ich auf mein Angesicht in den Staub fiel, und sie fragten, warum ich in solcher Seligkeit doch so beunruhigt sei? Ich antwortete: O gebt mir das Pfand, das Hezekiah erhielt, in 15 Jahren meine Tochter als ein Weib zu sehen. Darauf antworteten sie: Es sei also! und in dem Augenblicke kam ich aus der Ohnmacht zu mir." Howlsworth versichert noch, daß sie grade an dem nämlichen Tage 15 Jahre nachher starb.

Einen der merkwürdigsten vorhersagenden Träume aber erzählt W. Scott in seinen Anmerkungen zur neuesten Ausgabe des „Alterthümlers".

Ein Gutsbesitzer im Galathale war wegen einer ansehnlichen Summe verklagt, die auf rückständigen Zehentgefällen beruhte. Er sollte dieselben einer angesehenen Familie schulden, welche darauf ein Recht hatte. Der Mann war fest des Glaubens, daß sein Vater nach einer in schottischen Gesetzen gültigen Form die Besitzungen vom frühern Eigenthümer gekauft habe und die jetzige Foderung grundlos sei. Allein ein genaues Nachsuchen in des Vaters Papieren, ein Nachschlagen in den Acten, ein sorgfältiges Nachfragen bei Allen, die für seinen Vater Rechtssachen verhandelt hatten, ließ doch keinen Beweis zu Gunsten seiner Vertheidigung finden. Der Termin war vor der Thüre, wo er seinen Proceß unvermeidlich verloren gehen sah, und er hatte sich schon vorgenommen, am nächsten Tage nach Edinburg zu treten, um die Sache im Wege des Vergleiches abzumachen. Mit diesem Entschlusse legte er sich zu Bette, und den Kopf mit allen Umständen des Processes angefüllt, hatte er einen Traum folgenden Inhalts. Sein Vater, der schon viele Jahre todt war, erschien ihm, wie er meinte, und fragte, warum er denn so bekümmert sei? Im Traume wundert man sich nicht über solche Erscheinungen, und so kam es ihm vor, als theile er dem Vater die Ursache des Kummers mit, wobei er noch äußerte, daß ihn die Zahlung einer ansehnlichen Summe um so mehr schmerze, als er überzeugt sei, wie er sie nicht schulde, nur vermöge er nicht einen Beweis zu Gunsten seiner Überzeugung beizubringen. „Du hast recht, mein Sohn!" gab der Schatten des Vaters zur Antwort; „ich habe diese Zehnten, wegen deren du jetzt verklagt wirst, rechtmäßig an mich gebracht. Die Papiere über den Kauf befinden sich in den Händen eines Herrn N. N., eines Sachwalters, der sich jetzt von der Praxis zurückgezogen hat und in Inveresk bei Edinburg lebt. Aus einer besondern Ursache trug ich ihm jene Sache auf, denn sonst hat er mir bei keiner andern Gelegenheit gedient. Es ist leicht möglich, daß auch er sie vergessen hat, weil es nun sehr lange her ist; aber du kannst seiner Erinnerung durch den Umstand zu Hülfe zu kommen, daß, als ich seine Rechnung bezahlen wollte, es Mühe machte, ein portugiesisches Goldstück zu wechseln, und wir den Überschuß vertrinken mußten." Der Gutsbesitzer machte früh mit allen Worten des Traumes im Gedächtnisse auf, und dachte, daß es sich doch der Mühe verlohne, über Inveresk den Weg zu nehmen, statt gerade nach Edinburg zu gehen. Als er hinkam, besuchte er den im Traume genannten Sachwalter, einen sehr alten Mann. Ohne ihm ein Wort vom Traum zu sagen, fragte er ihn, ob er sich wol erinnere, für seinen Vater eine Sache abgemacht zu haben. Erst konnte sich der Greis den Fall nicht recht ins Gedächtniß rufen, aber wie er an die portugiesische Goldmünze erinnert wurde, war ihm das Ganze klar; er suchte auf der Stelle nach den Papieren und fand sie, sodaß der Gutsbesitzer die Documente mit nach Edinburg brachte, welche ihm den Proceß, der eben verloren gehen sollte, gewinnen ließen.

Ref. könnte leicht die Zahl solcher Träume aus seiner eignen Erfahrung noch ergänzen, wenn hier Raum dazu wäre; wenn nicht der klügelnde Verstand die ganze Lehre von den vorhersagenden Träumen vornehm aus dem Wege geräumt hätte und man nicht fürchten müßte, mit dem Glauben daran für abergläubisch verschrien zu werden, so würden ohne Zweifel noch merkwürdigere, für die Erforschung des innern Seelenlebens noch ersprießlichere Facta zu Tage kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Champollion's des Jüngern Briefe aus Ägypten und Nubien, geschrieben in den Jahren 1828 u. 29. Vollständige, mit drei Abhandlungen und mit sieben Tafeln Abbildungen versehene Ausgabe. Aus dem Französischen übersetzt von E. von Gutschmid. Quedlinburg, Basse. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das gute Buch war der guten Übersetzung werth. Eine Reise nach Ägypten war für Ch. das Hauptaugenmerk schon im 15. Jahre, mit ihr hat er seine rühmliche Laufbahn leider schon im 41. beschlossen. Im Juni 1828 gelang es ihm, durch Vermittelung des wissenschaftlichen Herzogs von Blacas, die Geldunterstützung der Regierung und die Überfahrt auf einem Staatsschiffe zu erlangen. Die Minister Ferronais, Martignac, Hyde de Neuville und die betheiligten Behörden wetteiferten das Unternehmen zu befördern. Ch.'s Vorkehrungen waren wohl überlegt und wurden glücklich ausgeführt. Er hatte sich einen Architekten und fünf Zeichner ausgewählt, zu denen sich eine toscanische Commission unter Rosellini gesellte, und die Reisegefährten schickten sich für einander. Sie konnten schon am 31. Juli auf der Corvette Egle von Toulon unter Segel gehen. In Alexandrien miethete Ch. zwei Nilbarken mit der nöthigen Mannschaft, und der Vicekönig von Ägypten gab ihm zwei Janitscharen als Schutzwache mit. Den Anfang des Buchs macht Ch.'s Plan zu seiner Reise, welchen der Herzog von Blacas Karl X. vorlegte und der dessen Begünstigung erhielt. Einige Auszüge aus Briefen, theils noch in Frankreich, theils zur See, bis zur Landung in Alexandrien geschrieben, haben wissenschaftliches Interesse und machen die Reise vollständig. Von 31 mitgetheilten Briefen sind die ersten 19 bereits nach und nach, theils ganz, theils in Bruchstücken im „Moniteur" und andern Zeitschriften abgedruckt; aber es ist angenehm und wichtig, sie hier unverstümmelt und im ununterbrochenen Zusammenhange zu übersehen. Ch. erreichte Alexandrien am 18. August 1828, ward mit seinen Gefährten von dem französischen Generalconsul Drovetti freundlich aufgenommen und bezog eine Wohnung im französischen Hôtel, dem alten Hauptquartier der französischen Armee. Gnädige Audienz beim Vicekönig erhielt er am 24. August um acht Uhr Morgens. Die Reisenden verließen Alexandrien am 14. September auf Nilbarken, besichtigten am 16. die Ruinen von Sais wie alle Merkwürdigkeiten der Gegend und erreichten am 20. Kairo. Ch. fügte sich mit Glück in die Sitte des Landes, kleidete sich wie die Moslemin, und fing an geläufig Arabisch zu sprechen. Die wißbegierige Gesellschaft verließ Kairo am 30. September und erreichte die Ruinen von Memphis am 3. October. Da gab es viel zu sehen und in kurzen, aber anziehenden Andeutungen zu bezeichnen. Am 8. October befanden sie sich am Fuß der großen Pyramide von Gizeh, die sie am 11. verließen, und erreichten am 23. Benihesta, dessen mit Gemälden in Wasserfarben von bewundernswürdiger Feinheit, Schönheit und Treue, die copirt werden mußten, angefüllte Grabmäler sie

14 Tage lang festhielten. Die Ausbeute dieses Aufenthalts waren mehr als 300 Zeichnungen. Am 9. November waren sie zu Assiuth, Lykopolis, am 16 zu Denderah, dessen Tempel Meisterstücke der Baukunst, dessen Bildhauerarbeiten abscheulich sind, da sie aus einer Zeit des Verfalles der Kunst herrühren, unter dem Kaiser Augustus und sogar unter Nero. Erst am Morgen des 20. Novembers landeten sie, durch Gegenwinde aufgehalten, in Theben. Dieser Name stand schon bedeutend groß vor der Seele Ch.'s und ward kolossal, seitdem er die Ruinen der alten Hauptstadt durchforscht hatte, die er für die älteste aller Städte der Welt erklärt. Er eilte vier Tage lang von einem Wunder zum andern und spricht mit Begeisterung von ihnen. Das angebliche Grabmal des Osimandyas und dessen Koloß gehören nicht ihm, sondern, wie die Inschriften unwiderleglich beweisen, Rhamses dem Großen, Sesostris. Der Palast von Karnak ist der prächtigste, der jemals aufgeführt worden. Vor seiner Riesengröße sinkt die Einbildungskraft der Europäer zu Boden. Ein Saal wird von 140 Säulen getragen. Die Bildnisse der Pharaonen sind wirkliche Portraits, die sich auf allen Basreliefs gleich bleiben und nie mit andern verwechselt werden können. Am 26. November verließ er Theben vorläufig und besuchte zu Hermuthis den Tempel, welchen Kleopatra, Cäsar's und Antonius' Geliebte, errichtete. Am 30. Edfu, Apollonopolis magna; am 31. December die Steinbrüche von Silsilis, reich an pharaonischen Bildnissen und Inschriften der 18. Dynastie. Am 4. Januar erreichte er Syene, die letzte ägyptische Stadt nach Süden zu. Die beiden Tempel der Insel Elephantine sind leider zerstört. Im Tempel zu Syene fand er zum ersten Mal die Namensschrift des Nerva. Am 5. erreichte er Philä, die heilige Insel des Osiris, und befand sich mitten unter den schwarzen Äthiopen. Hier endlich erhielt er die ersten Briefe aus Europa, vom August und December. Am 1. Januar 1829 stand er im Ouadi am zweiten Wasserfall, dem Endpunkte seiner Reise, weil jenseits nur unerhebliche Denkmäler anzutreffen sind. Schon hatte er mehr als 600 Zeichnungen in seiner Mappe, und doch glaubte er seine eigentliche Arbeit erst zu beginnen, denn er wollte Nubien im Januar durchsuchen, von der Mitte Februars bis in die Mitte August sich in Theben einquartieren, dann den Nil schnell überschiffen und auf seiner Fahrt nach Kairo und Alexandrien nur in Denderah und Abydos anhalten. In Ilsambull befinden sich die schönsten Denkmäler Nubiens. Der große Tempel ist ein unvergleichliches Wunderwerk der Kunst; aber ohne die Schranken dieser Blätter zu überschreiten, können wir uns nicht darauf einlassen, die reiche Ernte von Entdeckungen und Beobachtungen auch nur anzudeuten, welche das Buch jedem empfänglichen Leser darbietet, und müssen ihn auf eigne Ansicht verweisen. Die religiöse sowol als die politische und Kunstgeschichte Ägyptens wird wesentlich dadurch gefördert, und die Ergebnisse einer historischen Kritik, die so anschauliche und handgreifliche Zeugnisse für sich aufstellen kann, dürften im Ganzen und Wesentlichen schwerlich zu erschüttern sein. Ch. landete zu Theben am 3. März und durchforschte den Palast von Luxor bis zum 29. Darauf besuchte er Biban al Moluck, wo sich die Gräber der Könige aus der 18. u. 19. Dynastie befinden, und bewunderte des Rhamses Sesostris prachtvolles Denkmal. Die Schakals und Hyänen seiner Nachbarschaft verzehrten den Esel seines Bedienten. Hier sammelte er Ruinen aller Art, von denen er doch nur die griechisch-ägyptischen aufnahm, weil sie zugleich griechische und auch in der Volks- und Priesterschrift abgefaßte Inschriften hatten. Der berühmte Tempel zu Esneh, Denderah, den man für einen der ältesten halten wollte, ergibt sich aus seinen Inschriften grade als der allerneueste. Seine Mauern wurden unter Kaiser Claudius errichtet, die erste Säulenreihe unter Vespasian und Titus beendigt, die hintern Theile unter Antonin, Marc Aurel und Commodus, Bildhauerarbeit unter Trajan, Hadrian und Antonin, Septimius Severus und Galba. Der Zeit des Caracalla gehört der vielbesprochene Thierkreis. In den palastähnlichen Gebäuden von Luxor sammelte Ch. bedeutende Aufschlüsse über die Astronomie in Ägypten, die mit Astrologie und Religion unzertrennlich verbunden war. Der eigentliche, echtägyptische Name des sogenannten Memnoniums, des vorgeblichen Grabmals des Osimandyas, ist Rhamesseion, weil ihn Theben der Freigebigkeit des Sohnes Rhamses des Großen, Sesostris, verdankt. Ch.'s Beschreibung desselben ist ausführlich und hinreißend. Seine Untersuchungen ergeben, daß die ägyptische Kunst sich selbst Alles verdankt, was sie Großes, Neues und Schönes hervorbrachte, und durch die Herrschaft der Griechen in Ägypten nicht an Vollendung gewonnen, sondern verloren hat. Er ist der festen Überzeugung, die Künste in Griechenland hätten mit einer Nachahmung der Künste Ägyptens begonnen. Er schrieb dieses Glaubensbekenntniß Angesichts der Basreliefs, welche die Ägypter mit der geschmackvollsten Feinheit der Arbeit 17 Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung vollendeten. Wie stand es damals mit den Griechen? Die sogenannte Memnonssäule ist, wie deren Inschrift angibt, das kolossale Bildniß des Pharao Amanothph. Ch. hat mehrmals im ersten Schimmer der Morgenröthe auf dessen ungeheurem Knien gesessen, aber keinen tönenden Laut aus seinem Munde vernommen. Die schlechtesten unter allen in und um Theben zum Theil erhaltenen Denkmälern gehören der Zeit der römischen Kaiser Otho, Domitian, Hadrian und Antoninus Pius an, und tragen den Stempel der bis zum Äußersten gesteigerten Barbarei. Bis zum 7. Juli erstrecken sich die theilweise früher bekannt gewordenen Briefe. Zunächst beschäftigte Ch. das Denkmal von Kurna aus den Pharaonischen Zeiten, und vom 1. August an die von Karnak und Luxor. Der Erzbischof von Jerusalem sandte Diplome nach Alexandrien, um Ch. und seine Gefährten zu Rittern des heiligen Grabes zu erklären; da aber jedes Diplom 100 Louisd'or kosten sollte, so blieben sie uneingelöst. Am 4. September verließen die Reisenden Theben, befanden sich am 5. unter dem Portieus von Denderah und trafen am 12. zu Kairo ein, wo Ch. einen Sarkophag von grünem Basalt für das königliche Museum erstand, den und dessen Basreliefs er für das schönste Kunstwerk erklärt, das jemals aus Ägypten nach Europa geschickt worden. Am 20. traf die Gesellschaft in Alexandrien ein, wo sie bis zum 3. December harren mußte, weil die zu ihrer Rückkehr bestimmte Corvette Astrolabe ihre Ankunft bis dahin verzögerte. Am 25. befanden sie sich in der Quarantaine von Toulon, von wo die Astrolabe mit den kostbarsten großen Kunstwerken nach Havre segelte, die von dort nach Paris verschickt wurden. Ch. traf über Aix, Toulouse und Beaulieu am 5. März 1830 in Paris ein, von dem er grade 20 Monate und 20 Tage abwesend gewesen war. Zwei Jahre später, Tag für Tag, ist er gestorben. Der Anhang enthält einen kurzen, aber inhaltreichen und anschaulichen Abriß der ägyptischen Geschichte für den Vicekönig Mehmed Ali, auf dessen Befehl ad usum Delphini geschrieben; eine Eingabe an den Vicekönig wegen Erhaltung der Denkmäler Ägyptens, die in unsern Tagen nachgewirkt hat, und zwei sehr originelle und freundschaftliche Briefe Mohammed's, Vorstehers von Tanta, an Ch., dessen Antwort beweist, wie erkenntlich er gegen die Gastfreundschaft des ehrlichen Moslem war, wie fest sein Entschluß, ihn von Neuem zu besuchen, und wie wohl er sich darauf verstand, sich mit Fremden auf ihre Weise zu unterhalten. Die wohlgerathenen Steintafeln enthalten eine Ansicht von Sais, ihre Ruinen, wie sie jetzt sind und wie Herodot sie beschreibt, das Bild des Sesostris zu Memphis, Säulen vorderischer Ordnung, das personificirte Königreich Juda, die Widmung des Tempels zu Amada und das Dreschlied. Noch haben wir das Tagebuch Ch.'s zu erwarten; aber schon aus dieser Briefsammlung und seinen frühern Schriften geht hervor, daß kein europäischer Forscher so viel zuverlässige Aufklärungen über geographische, künstlerische, chronologische und politische Verhältnisse der oberägyptischen Vorzeit verbreitet habe als er. Wir sehen Allem mit Verlangen entgegen, was sich etwa unter seinem literarischen Nachlaß befinden mag. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 194. — 12. Juli 1836.

Der Schlaf in allen ſeinen Geſtalten. Aus dem Engliſchen des Robert Macniſh, von *r.

(Beſchluß aus Nr. 193.)

V. Das Alpdrücken. VI. Der Alp am Tage. VII. Das Nachtwandeln. Merkwürdig iſt es, daß in dieſem Zuſtande zuweilen die Sehkraft aufgehoben iſt, bei fortdauernder Thätigkeit des Gehörſinnes, in andern Fällen dagegen grade das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet, wovon der Verf. mehre Beiſpiele anführt. Ein außerordentlicher Fall eines Nachtwandlers kam aber vor einiger Zeit in einer Stadt an der Küſte von Irland vor. Um zwei Uhr früh erſtaunten die Uferwächter nicht wenig, als ſie einen Menſchen wol 100 Ellen weit von der Küſte im Waſſer ſpielen ſahen. Sie benachrichtigten ſogleich die Bootsleute, und dieſe ſtießen ab, worauf ſie ſeiner glücklich habhaft wurden, ohne daß er von ſeiner gefährlichen Lage nur eine Ahnung gehabt hatte. Sie konnten ihn nur mit der größten Mühe überreden, daß er nicht noch im Bette ſei. Das Merkwürdigſte bei dieſem Abenteuer aber war, daß der Menſch, wie ſich nachher ergab, um Mitternacht ſein Haus verlaſſen und einen beſchwerlichen, für ihn gefährlichen, wol eine halbe Stunde langen Weg gewandert, hierauf aber mehr als eine Viertelſtunde weit geſchwommen war, bevor er glücklich entdeckt und aufgefiſcht wurde. Auch bei Breſt ſah man vor nicht langer Zeit einen Menſchen bis an die Bruſt in Waſſer ſitzen und angeln. Als man zu ihm kam, ſah man, daß er feſt ſchlief. VIII. Das Reden im Schlafe. Mehre der hier erzählten Fälle gehören ohne Zweifel in die Kategorie des Idioſomnambulismus. IX. Schlafloſigkeit. Die Mittel, welche der Verf. gegen dieſen läſtigen Zufall empfiehlt, dürften wol nur in ſeltenen Fällen genügen. X. Schlafſucht. XI. Langer Schlaf. XII. Der Schlaf als Wirkung der Kälte. XIII. Der Scheintod. XIV. Träume im wachen Zuſtande; Bilder einer luxuriöſen Phantaſie, wie ſie beſonders bei jungen Leuten und Dichtern vorkommen, gehören gewiß nur uneigentlich in eine Philoſophie des Schlafes. XV. Täuſchungen der Sinne. Der Verf. zeigt ſich hier als ſtrenger Anhänger des Gall'ſchen Syſtems, indem er die Täuſchungen der Sinne aus einer Aufregung einzelner Perceptionsorgane, namentlich des Organs der Individualität, des Zufälligen, der Form, der Größe, des Gewichts, des Farben-, Orts-, Zeit- und Zahlenſinns u. ſ. w. erklärt. Selbſt ein Wunderorgan ſpielt dabei eine Rolle. XVI. Zerſtreuung. Das in ſeiner Art merkwürdige Beiſpiel, welches hier von unſerm Spalding erzählt wird, ſcheint Ref. nicht hierher zu gehören, ſondern einer Art Lähmung einzelner Geiſtesvermögen ſeine Entſtehung gedankt zu haben. Die Aufmerkſamkeit, welche Spalding dieſem ſeltſamen Seelenzuſtande zuwendete, die Gewalt, die er ſich anthat, ſich davon loszureißen, ſowie die geiſtige Abſpannung, durch die er herbeigeführt wurde, laſſen darüber kaum einen Zweifel übrig. XVII. Geiſtesabweſenheit. Unter dieſem Worte verſteht der Verf. Das, was wir unter dem Worte: Zerſtreuung, begreifen. Man findet dergleichen Zerſtreute am häufigſten unter den Gelehrten, und ihre ſeltſamen Streiche dienen bekanntlich allenthalben der lachluſtigen Welt zur Unterhaltung und Beluſtigung. Auch der Verf. gibt uns einige ſolcher Geſchichten zum Beſten.

Der berühmte und geiſtreiche Hogarth hatte einen neuen Wagen bekommen und fuhr darin nach dem Rathhauſe, um dem Lordmayor einen Beſuch abzuſtatten. Indem er wieder fortging, kam er zu einer andern Thüre heraus, wie die war, durch welche er eintrat, und ſah, daß es tüchtig regnete. Deſſenungeachtet ging er nach Hauſe und erreichte ſeine Wohnung bis auf die Haut durchnäßt. Seine Gattin ſah ihn kaum in ſolchem Zuſtande, als ſie ihn fragte, wie denn dies zugehe? was denn mit dem Wagen geworden ſei, da er nicht in dieſem zurückkomme? Kurz, er hatte es vergeſſen, daß er einen ſolchen beſitze oder darin hingefahren war.

Robert Hamilton, Verf. eines berühmten Werkes über die Nationalſchuld Englands, iſt ſo ausgezeichnet durch ſeine Schriften, daß man nicht weiß, was man darin am meiſten bewundern ſoll, die tiefe, genaue Kenntniß, oder die ſchöne Ordnung, oder den klaren Ausdruck. Allein im gewöhnlichen Leben iſt der Mann ein Schatten ſeiner ſelbſt. Er zieht vor der eignen Gattin den Hut auf dem Markte ab und entſchuldigt ſich, daß er nicht das Vergnügen habe, ſie zu kennen; er geht in die Vorleſung, wenn es früh ganz finſter iſt, an dem einen Beine einen weißen, am andern einen ſchwarzen Strumpf; oft bringt er die ganze Stunde des Collegiums damit zu, daß er die Hüte der Studenten von der Tafel wegräumt, die immer wieder hingelegt werden. Manchmal bittet er ſie, ihn zu beſuchen, und dann beſchuldigt er ſie, ihn inſultirt zu haben. Er konnte an eine Kuh auf dem Wege ſtoßen, ſich umdrehen und ſie um Verzeihung bitten: „Ich habe Ihnen doch nicht Schaden gethan, Madame?“ Ein ander Mal ſtößt er ſich gegen einen Pfahl und ſchimpft, daß er nicht aus dem Wege geht. — Der Fiſchmarkt iſt vielleicht noch jetzt zu Aberdeen nahe an der Dee, und mittendurch fließt ein Waſſer in den letztern Strom. Die Fiſchweiber bieten hier ihre Waare in großen Wannen feil.

Unſer Freund kam eines Tages auf dieſen Platz, und ſeine Aufmerkſamkeit wurde durch einen wunderlich gebildeten Stein in einer Reihe von Schornſteinen rege gemacht. Er ſchritt darauf zu, bis ihn eine Bank abhielt; von dieſer aber warf er nun eine Wanne in das Waſſer, welches die Fiſche ihrem natürlichen Elemente zuführte. Das Geſicht der Fiſcherin glühte im Augenblick und ihre Stimme donnerte laut. Allein der Gegenſtand ihres Zornes war für den ärgſten Lärm taub und für die ſchrecklichſte Farbe blind. Sie ſtampfte, arbeitete mit den Händen, ſchimpfte, zog eine Menſchenmenge zuſammen, welche den Platz füllte; aber der Philoſoph ließ nicht ab den Stein zu betrachten und ſeine Gedanken darüber zu ordnen. So lange bei dem Weibe der Athem zulangte, achtete ſie darauf nicht, allein endlich ging ihr dieſer aus, und weil ihre Wuth auch nicht einen Muskel im Geſichte ihres Feindes in Bewegung ſetzte, kannte ihre Heftigkeit keine Grenzen mehr. Sie packte ihn bei der Bruſt und kreiſchte in verzweiflungsvollem Tone: „Rede doch, ich berſte ſonſt", und hiermit ſtürzte ſie völlig erſchöpft unter ihre Fiſchtonnen nieder. Bevor ſie ſich wiedererholt hatte, war auch der Gelehrte aus ſeinem Traume erwacht und ſeiner Wege gegangen.

XVIII. Der Schlaf der Pflanzen. Das Wenige, was hier über dieſen Gegenſtand geſagt wird, iſt zwar gut, hätte aber aus deutſchen Schriften noch reichlich ergänzt werden können. XIX. Die Berückſichtigung des Schlafes im Allgemeinen. Der Verf. ſpricht hier von den Bedingungen, unter denen der Schlaf zum Wohlſein und zur Geſundheit des Menſchen beitragen kann, und ertheilt mehre darauf Bezug habende Regeln, denen wir unſern vollen Beifall ſchenken müſſen. Neu war uns die Bemerkung, daß man in einigen Spitälern, um das Durchliegen zu verhüten, Betten eingeführt hat, welche mit Waſſer gefüllt ſind. Die Luftkiſſen verwirft der Verf., weil ſie ſich ſehr ſchnell bis zu einem ſo unangenehmen Grade erhitzen, daß es ganz unmöglich werde, mit Behaglichkeit darauf zu liegen. Zum Beweis, wie nachtheilig es ſei, ſelbſt in der heißeſten Jahreszeit in der Nacht zu reiſen, wird folgende Thatſache angeführt:

Zwei Oberſten in der franzöſiſchen Armee ſtritten ſich mit einander, ob es beſſer ſei, in der Hitze des Tages oder des Abends zu marſchiren. Um die Sache auszumitteln, verſchafften ſie ſich vom Commandanten die Erlaubniß, ihren Wunſch ins Werk zu ſetzen. Der eine marſchirte demnach mit ſeiner Truppenabtheilung am Tage, ob es ſchon im heißen Sommer war, und machte alle Nächte Halt. Der andere ließ am Tage ſchlafen, und Abends ſowie einen Theil der Nacht marſchirte er. Das Ergebniß war, daß jener weit über 100 deutſche Meilen marſchirte, ohne einen Mann oder ein Pferd zu verlieren, während der letztere viele Pferde und mehre Mann einbüßte.

Durchdrungen von dem großen Nutzen des frühen Aufſtehens, ſetzte James, Sergeant im Städtchen Leiceſter, folgende Klauſel in ſein Teſtament:

Da meine Neffen gerne lange früh Morgens im Bette bleiben, und ich wünſche, daß ſie, ſo lange ſie jung ſind, ihre Zeit gut anwenden, ſo verordne ich, daß ſie dem Vollſtrecker meines Teſtaments gehörig darthun, wie ſie des Morgens aufgeſtanden ſind und ſich entweder beſchäftigten oder im Freien ſpazieren gingen. Früh von 5 Uhr an alle Tage vom 5. April bis zum 10. October, und von 7 Uhr an vom 10. October bis 5. April zwei Stunden an jedem Morgen, zwei ganze Jahre hindurch. Und ſoll dies zwei Jahre lang von den erſten ſieben Jahren zur Zufriedenheit meines Teſtamentsvollſtreckers geſchehen, welcher, wenn ſie unwohl ſind, Nachſicht üben mag; doch muß die Sache ſtattfinden, ſobald ſie geſund ſind, und wollen ſie dies nicht thun, ſo ſollen ſie an meinem Vermögen keinen Antheil haben.

So närriſch der Einfall an ſich iſt, ſo liegt doch eine ſo weiſe und gutmüthige Fürſorge für das Wohl der beiden Erben darin, daß wir ihr unſere Achtung nicht verſagen können. 32.

Franceska Carrara. Aus dem Engliſchen von C. W. Geisler. Drei Bände. Bremen, Geisler. 1835. Gr. 16. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Autorname fehlt; aber daß es ein Roman von Damenhänden iſt, läßt ſich nicht verkennen. Engliche Damen arbeiten anders als deutſche, gewiſſe charakteriſtiſche Kennzeichen führen indeſſen bei beiden zurecht. Bei den Engländerinnen iſt das Thema nicht ſo unbedingt Liebe und Entſagung; ſie fühlen ſich noch mehr nach guter alter Art gedrängt die treue Liebe zuletzt durch das Kriegen zu belohnen. Verfaſſerin des Gegenwärtigen ſcheint ein juste-milieu zu wählen. Sie läßt die Geliebte den Geliebten zwar erhalten, aber bald darauf und zum Schluß des Romans gehen beide miteinander bei einem Schiffbruch unter. Es heißt: „Mögen die Wellen über ſie hinrollen! Beſſer ſind die dunkeln, ſtillen Wogen des Oceans als die unruhigen Lebenswogen. Es gibt Manche, deren Daſein hienieden ſo kurz, als traurig iſt. Für ſolche bewahrt die Erde verſchwendete Herzlichkeit, zerſtörte Hoffnung, Energie, die ſich ſelbſt verzehrt, theilnehmende Gefühle, die unerwidert bleiben, und Liebe, die Glück ſucht und Verzweiflung oder Tod findet. Die Looſe in dieſem Leben ſind ungleich vertheilt. Manche ſind auf ihrem Lebenswege zu Traurigkeit und Thränen beſtimmt. Hat nicht für die Edelſten, die Liebenswürdigſten und Beſten das Leben aus ſeiner dunkelſten Schale geſchöpft? Mußten ſie nicht ein gebrochenes Herz und ein frühes Grab kennen lernen? Solche gehören nicht unſerm Boden, ſie gehören einer andern Welt an u. ſ. w." Den Leſern will ich nicht vorgreifen, zu entſcheiden, ob die Heldin und der Held von Anbeginn ſo organiſirt wurden, daß ihr Tod in Wind und Wetter bedingt war. Aber jene Anführung genügt, um zu beweiſen, wes Geiſtes Kind die Dichtung iſt.

Um deshalb erwarte man jedoch keinen durchaus threnodiöſen Roman. Im Gegentheil iſt er reich an Begebenheiten und lebendigen und intereſſanten Situationen. Zwar ſcheint der Anfang in Italien einen äſthetiſchen Künſtlerroman zu verſprechen, etwa wie die „Bildhauer" der Frau von Woltmann; dies Element iſt aber den Engländerinnen zu fremd, und aus der italieniſchen Künſtlerfamilie, wo das innere Leben kaum erſt angefangen hat ſich zu entwickeln, werden wir ſehr bald in die ſehr contraire Welt des engliſchen Bürgerkriegs verſetzt. Hier ſind Engländer und Engländerinnen zu Hauſe, ſchade nur, daß Scott das Beſte ſchon abgeſchöpft hat und die Redensarten der Rundhüte, den Interpendenten, dann von der fünften Monarchie, ſowie die frivolen Witze der Cavaliere uns ſo bekannt ſind, daß es mehr Geſchick und Zuthat vom Eignen bedarf, ſie uns neu zu machen, als die Mitgift der Verfaſſerin iſt. Dafür führt ſie uns aber auch in buntem Wechſel hier- und dorthin, in Hütten, Schenken und an die Höfe der Stuarts und Bourbons. Neben engliſcher Frivolität und Pruderie wird uns die Intriguenkunſt der Italiener und Franzoſen vorgeführt, Alles jedoch mit der Manier, welche in der Romanſchreibekunſt leider nicht den Frauen allein zur Laſt fällt, ſondern auch manchen gerühmten Scribenten, daß ſie die hiſtoriſchen Facta und Momente wie hübſche Steine und Zierathen, die ſie zufällig aufgeleſen, einſetzen und aufkleben, wo ſich grade Gelegenheit findet, und überall ein hübſcher hiſtoriſcher Putz ſichtbar wird, aber kein ſolches Fundament im Organismus des Baues. Zu ſolchen Zierathen der beſſern Art rechnen wir zum Exempel folgende

Effenberger, F. F., Erbauung in sittlich religiösen Dichtungen. 8. Prag, Kronberger u. Weber. 1 Thlr.

Erinnerungen an Ulrich Goßner. Herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Gr. 8. Sulzbach, von Seidel. 1 Thlr. 8 Gr.

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen aus der Sammlung des Herausgebers. Bekannt gemacht und mit historischen Erläuterungen begleitet von *W. Derow*. Gr. 4. Berlin, Sachse u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Haller, C. L. von, Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reform des Kantons Bern und umliegender Gegenden. Gr. 8. Luzern, Gebr. Räber. 1 Thlr.

Heller, J., Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler, oder Lexicon der vorzüglichsten und beliebtesten Kupferstecher, Formschneider und Lithographen, nebst Angabe ihrer besten und gesuchtesten Blätter, des Maasses und der Preise derselben in den bedeutendsten Auctionen des In- und Auslandes. 3tes und letztes Bändchen. 8. Bamberg, Sickmüller. 1 Thlr.

Jaspis, L. S., Der Schutzgeist edler Weiblichkeit. Ein Geschenk für erwachsene Töchter. 8. Meißen, Goedsche. 18 Gr.

Kaufmann, Dr., Das dringendste Bedürfniß der Rheinprovinz, oder, Beantwortung der Frage: wie können mittelst unbedeutender Opfer von Seiten der Regierung dem Preußischen Rheinlande mehre Millionen gewonnen und erhalten werden? von ꝛc. Gr. 8. Bonn, Habicht. 8 Gr.

Kichora Komara. Trauerspiel. 8. Meißen, Goedsche. 20 Gr.

Krause, C. C., Fußwanderung in das Salzburgische Gebirge. Ein Alpengemälde für Alle, welche das Salzburger Hochland besuchen wollen. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr.

Lardner, D., Die Dampfmaschine, faßlich beschrieben und erklärt, insbesondere in ihrer praktischen Anwendung auf Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nebst Winken über Eisenbahn-Anlagen und deren Bedingungen. Nach der fünften umgearbeiteten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Mit veranschaulichenden Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Volckmar. 2 Thlr.

Lax, L., Der Abfall der belgischen Provinzen von Östreich. 8. Aachen, Mayer. 1 Thlr. 12 Gr.

Mirbach, O. von, Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. 2 Theile. 8. Mitau, Reyher. 1835. 3 Thlr. 6 Gr.

Müller, A., Staatswissenschaftliche Studien für Gesetzgebung, geistige Entwickelung, staatsbürgerliche Wohlfahrt und persönliche Freiheit. Gr. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Müller, E., Das Lied von Gott. Ein lyrisch-didactisches Gedicht in vier Gesängen für denkende Religionsfreunde. 8. Leipzig, G. Wigand. 16 Gr.

Nachtwandler, Der. Lustspiel. 8. Meißen, Goedsche. 16 Gr.

Plieninger, Th., Kurzer Bericht über die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über Eisenbahn-Anlagen überhaupt, und einer geordneten Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit 1 Steintafel. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 6 Gr.

Preusker, K., Förderungsmittel der Volkswohlfahrt in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Leben. Haus- und Handbuch für Jeden, welcher für sein und Anderer Wohl zu wirken wünscht. Staats- und Gemeinde-Beamten, Bildungsanstalten, Gelehrten-, Kunst-, Gewerbs-, Wohlthätigkeits- und Lesevereinen, wie allen Vaterlands- und Menschenfreunden insbesondere gewidmet von ꝛc. Zugleich als Fortsetzung der Bausteine; Andeutungen über Sonntags- und Realschulen, Gewerbsbildung u. s. w.; 2te Auflage. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 20 Gr.

Samachscharis goldne Halsbänder, von neuem übersetzt, mit kritischen und exegetischen Noten zur Erklärung der von Herrn v. Hammer mißverstandenen Stellen, nebst Verbesserung des Textes nach einem in Kahira aufgefundenen Manuscripte. Von G. Weil. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. 12 Gr.

Sand, G., Ausgewählte Schriften. Aus dem Französischen. 1ster Theil. (1ste, 2te Lief.) — Auch u. d. T.: Rose und Blanche oder Schauspielerin und Nonne. Ein Roman. Aus dem Französischen von Dr. Adelbert Keller. 16. Stuttgart, K. Erhard. Jede Lief. 5 Gr.

Satori (Neumann), J., Novellenkranz. 3ter Band enthaltend: Elisabeth, Gräfin von Swedenbrock. Eine Erzählung aus der schwedischen Geschichte. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr. 3 Gr.

Schick, L., Humoristische Kleinigkeiten. Gr. 12. Wien. 1835. 16 Gr.

Schiller, Turandot, princess of China; A Tragi-Comic Drama, in five Acts. From the German of etc.; with considerable alterations and the introduction of new characteres; with the view of its adaptation to the English Stage. by *Archer Thompson Gurney*. Gr. 8. Frankfort o. M. 18 Gr.

Schlosser, F. C., Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 1ster Band. Das achtzehnte Jahrhundert bis zum Belgrader Frieden. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 3 Thlr. 8 Gr.

Sertet, Das schnurrige, oder: Lachen erregender Wettstreit nationaler Witzfunken, Aus- und Einfälle, Anekdoten, Naivetäten, Späße, Bonmots und allerlei, das Zwergfell erschütternder Possen und Schnaken Wopuchlei's des Böhmen, Istvanfy's des Ungarn, Häseli's des Schwaben, Staberl's des Östreichers, Nante des Berliners, und Isak Fleckeles des Juden. An's Licht gestellt durch Semper Lustig Dr. der praktischen Lebensweisheit, Magister der Fröhlichkeit und Accoucheur der Hypochondristen und Mysanthropen. 8. Leipzig, Vetter u. Rostosky. 18 Gr.

Siechthum, Das, unsrer jetzigen Jugend und frühe Hinsterben neugeborner Kinder. Ursachen desselben und Mittel dagegen. Eine Preisschrift für Ärzte und Laien. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 9 Gr.

Simons, P., Johann de Witt und seine Zeit. Aus dem Holländischen übersetzt, und mit eigenen Anmerkungen und Erläuterungen versehen von *Ferd. Neumann*. 2ter Theil. Gr. 8. Erfurt, Otto. 1 Thlr. 8 Gr.

Stegmayer, C., Klänge aus der Teufe. Bergmännische Gedichte und Aphorismen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. Wien, Tendler. 12 Gr.

Tietz, C. F., Der Herr mein Hort. Christliche Lieder für häusliche Andacht. Eine Festgabe. 8. Berlin, Herbig. 12 Gr. Velinpap. 15 Gr.

Über die Nothwendigkeit der Trennung von Gymnasien und Realschulen und einer Reform des Gymnasialunterrichts. Eine Abhandlung veranlaßt durch Lorinser's Aufsatz „zum Schutz der Gesundheit auf Schulen" von G.....r. Gr. 8. Berlin, Hold. 6 Gr.

Vigny, Graf A. de, Erinnerungen aus dem Leben eines Kriegers. Frei nach dem Französischen von F. Steger. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 8 Gr.

Wangenheim, F. Th., Dr. Francia. Analytisch-historischer Roman. 3 Theile. 8. Hamburg, Berendsohn. 3 Thlr. 12 Gr.

Wiese, F. A., Indien oder die Hindus, nach den neuesten und besten, vorzüglich englischen Werken bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 1. Band. (1ste Abth.) Gr. 12. Leipzig, Baumgärtner. 18 Gr.

Wittmann, D. J., Die Erfahrungsseelenlehre in ihren Hauptumrissen dargestellt. Gr. 8. Wien, Gerold. 12 Gr.

Zumala-Carregui oder der Tod des Helden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von S. F. L. G. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 195. — 13. Juli 1836.

Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24 von Paul Wilhelm, Herzog von Würtemberg. Stuttgart, Cotta. 1835. Lexikon-8. 2 Thlr.

Obschon in d. Bl. ein gedrängter Auszug aus dem vorliegenden Reisewerke mitgetheilt war*), so glaubt sich Ref. doch durch den darin enthaltenen Reichthum an ethnographischen und naturhistorischen Bemerkungen sowie durch das hohe Interesse, welches sich an jene noch so wenig gekannten Gegenden knüpft, berechtigt, die Aufmerksamkeit des Publicums bei dem nunmehrigen Erscheinen des Buches von Neuem auf dasselbe zu lenken und jenem Berichte, der mehr historisch den Reiseplan des Herzogs verfolgt, aus dem Werke selbst einiges Interessante hinzuzufügen. Seit geraumer Zeit ist auf dem fruchtbaren Gebiete der Reisebeschreibung keine so durchaus erfreuliche und von einem gesunden, vorurtheilslosen Beobachtungsgeiste zeugende Erscheinung hervorgetreten als die hier besprochene, und die liebenswürdige, höchst anspruchlose Bescheidenheit, womit der hochgestellte Verf. seine schätzbaren Beobachtungen mittheilt, müßte, wenn dies überhaupt hier nöthig wäre, selbst die tadelsüchtigste Kritik zum Schweigen bringen. Wenn wir auch einräumen müssen, daß nicht leicht einem gewöhnlichen Reisenden so ausgedehnte Mittel zur Realisirung seiner Plane zu Gebote stehen als einer fürstlichen Person, so können wir doch auf der andern Seite nicht umhin, der ausdauernden, keine Beschwerden und Mühsale scheuenden Beharrlichkeit sowie dem vor keiner Gefahr zurückbebenden Muthe — Eigenschaften, die dem Herzoge in seltenem Grade eigen sind — unsere vollste Anerkennung zu zollen. Der kräftige, für alles Schöne in der Natur wie im Menschenleben empfängliche und zur Auffassung fremder Eigenthümlichkeit ganz geschaffene Geist des Verf. bewahrte ihn vor jenen miltzsüchtigen und in ihrer eignen Übertreibung sich aufhebenden Declamationen gegen nordamerikanisches Leben und Denkweise, wie wir sie in letzterer Zeit bis zum Überdrusse anhören mußten, und ließ ihn die in jenen Urwäldern neu entstehende Civilisation vom Standpunkte der Fortpflanzung europäischer Gesittung nach dem fernen Westen nur mit freudigem Stolze betrachten. Seine Schilderung der großartigen Naturscenen der amerikanischen Urwälder entspricht durch schmucklose und ungekünstelte Einfachheit dem Bilde, das sich die Phantasie von jenen Wundern der organischen wie der unorganischen Natur geschaffen hat, vollkommen, und erinnert an jene unübertroffenen Gemälde der Tropenländer, mit denen A. von Humboldt die Naturwissenschaft bereichert hat. Indem wir den Leser, was den äußern Verlauf der Reise betrifft, auf jene frühere Anzeige verweisen, wollen wir hier versuchen, die ethnographischen, historischen und in das weite Feld der Industrie und des Handels einschlagenden Resultate des trefflichen Werkes hervorzuheben, und müssen die reiche Ausbeute, welche die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft in vollem Maße hier finden, den speciellen Journalen überlassen.

Nach einer von Stürmen zwar beunruhigten, im Ganzen doch glücklichen Überfahrt finden wir den Herzog am 21. Oct. 1822 auf der Rhede von Neuorleans, einem „zweiten Calcutta, welches das Gemisch von Menschen und Gebräuchen vermengt, die ebenso durch ihre Farbe als Sprache verschieden und nur durch das große und allgemeine Interesse des Weltverkehrs verbunden sind". Ein betrübendes Gemälde stellt der Verf. von den Überbleibseln der einzelnen Chacta- und Creek-Indianer auf, die, von Schmuz und Ungeziefer starrend, halb nackt und zerlumpt die Stadt durchziehen und außer ihrer Hautfarbe wenig Zeichen ihrer Nationalität mehr an sich tragen. Die ungemein günstige Lage von Neuorleans an dem riesenhaften Mississippi würde dem Handel und der Bevölkerung eine außerordentliche Ausdehnung geben, wenn nicht vom Juni bis November alle Fremden den tödtlichen Wirkungen des gelben Fiebers zu entfliehen suchten. Der Verf. kann die mit französischer Höflichkeit gepaarte naive Gutherzigkeit im Charakter des Creolen nicht genug rühmen und findet nur Eins tadelnswerth, nämlich die Abgeschiedenheit der Farben, welche ungünstig auf die Sittlichkeit der Farbigen, die immer mehr abnimmt, wirken muß.

Der Herzog benutzte die kurz nach der Einführung der Verfassung in Spanien den Reisenden gestattete Freiheit, das Innere der Insel Cuba zu betreten, und beschenkt uns mit einer sehr genügenden und sorgfältigen Schilderung des physischen wie des socialen Zustandes dieses reichen

*) Vgl. Nr. 274—277 d. Bl. f. 1835, sowie einen zweiten Artikel über die zweite Reise des Herzogs in den Jahren 1829—31 in Nr. 358—360 f. 1835. D. Red.

Eilandes. In der Kathedrale der Hauptstadt Havana (nicht Havannah), der Pfarrkirche des Bischofs, dem einzigen im bessern Geschmacke erbauten Tempel, befinden sich die Asche und die Ketten des Columbus, „mit welchen dieser Seeheld durch die gröbste der Undankbarkeiten zum Lohne seiner außerordentlichen Thaten belastet wurde". Die Inschrift des Mausoleums ist kurz und einfach:

O restos e ymagen del grande Colon
Mil siglos durad unidos en la urna;
Al codigo santo de nuestra nacion.
Z. fecit Habanae MDCCCXXII.

In der argen Unreinlichkeit der Straßen und dem schlechten Trinkwasser sucht der Verf. die Ursache der unsaglichen Fiebermiasmen, die das ganze Jahr hindurch, vorzüglich aber in den heißen Monaten, die Havana heimsuchen; auch rügt er die schlechte Aufsicht der Policei, die sich in der großen Unordnung, den Verkauf der verschiedenen rohen Nahrungsmittel betreffend, äußert, und wodurch häufig mephitische Ausdünstungen veranlaßt werden. Befremden muß die große Unsicherheit erregen, welche in den Vorstädten und der umliegenden Gegend damals herrschten, sodaß keine Nacht verging, ohne daß nicht mehre Mordthaten und gewaltsame Diebstähle stattgefunden hätten. — Die statistischen Notizen, welche der Verf., die treffliche „Reise in die Äquinoctialgegenden der neuen Welt" von A. von Humboldt benutzend, mittheilt, sind für den Geographen von besonderm Interesse, und wir wollen hier Einiges herausheben. Die Einwohner der Havana sowie die von Cuba überhaupt bestehen aus Creolen oder Eingeborenen von weißer Hautfarbe, Spaniern, Fremden von allen Nationen, hier Transuentes genannt; den freien Farbigen (Pardos), worunter alle Mischlinge zwischen Weißen und Negern verstanden sind; freien Schwarzen (Morenos oder Negros) und Sklaven, sowol farbigen als schwarzen. Eine andere Menschenrace, die Zambos, von Indianern und Negern erzeugt, vermißt man jetzt allgemein. Die Mehrzahl der Einwohner bilden durchaus die Farbigen. Im J. 1810 begriff die ganze Bevölkerung der Stadt ohne Vorstädte 43,000 Seelen, von welchen 18,300 Weiße, 10,290 freie Farbige und Schwarze und 14,500 Sklaven, mit Indegriff der Vorstädte aber, wohin nun auch la Regla gerechnet wird, im Ganzen 96,000 Seelen, wovon Weiße 41,000, freie Pardos und Schwarze 26,350 und Sklaven überhaupt 28,700. Im J. 1825, behauptet Hr. v. Humboldt, habe die Bevölkerung mit Einschluß des etwa 6000 Mann betragenden Militairs, der vielen Ausländer, der Mönche und Ordensleute, wol 130,000 Seelen ausgemacht. — Das Gesetz für die Schwarzen (code de los negros) zählt der Verf. zu den trefflichsten und philanthropischsten Instituten, welche die Geschichte des Colonialwesens bezeichnen, und fügt hinzu, daß die Spanier durch ihr mildes Betragen gegen die Schwarzen den Himmel mit den Grausamkeiten ausgesöhnt haben, durch welche wilder Kriegssinn und Raubsucht der Conquistadores sich an dem rothen Urblut Amerikas versündigten. Die Betrachtungen, welche der Herzog über die Politik Spaniens seinen Colonien gegenüber hier mittheilt, sind durchaus treffend und in das innerste Wesen dieser so wenig gekannten Verhältnisse eingehend und widerlegen die schlechtbegründeten Vorwürfe, welche aus Unkenntniß der Sache dem spanischen Cabinete gemacht wurden. Für den Physiologen werden jene Beobachtungen einen besondern Reiz haben, welche der Verf. an Individuen roher Negerstämme anstellte, die sich durchaus von den Creolennegern unterscheiden.

Das Interesse, welches neuerdings, namentlich in der französischen Kammer, die Erörterungen über die Sklavenemancipation in Anspruch genommen haben, berechtigt uns, das besonnene Urtheil des Verf. über diesen hochwichtigen Gegenstand, der noch lange nicht seine Erledigung finden wird, ausführlicher mitzutheilen.

Die Sklaverei ist gewiß nicht das traurigste Loos des Negers, wol aber die alle menschliche Gefühle empörende Art des Transports und die Gefahr, welche diese Unglücklichen bedroht, wenn aus verkehrter Menschlichkeit die bewaffneten Fahrzeuge der europäischen Nationen auf ihren Kreuzzügen die Negerschiffe verfolgen. Die greulichen Scenen, welche zur See bei solchen Jagden vorfallen, wiegen allein schon alle Vorzüge auf, die von den Unterdrückern des Negerhandels erreicht wurden. Die Sklaverei wird man leider in Afrika selbst nie abschaffen, und Alles, was durch die menschenfreundlichste Theorie erreicht werden konnte, beschränkt sich darauf, daß dem Sklavenhandel eine andere Richtung gegeben wurde und das Loos der Schwarzen in Afrika jetzt trauriger ist als zuvor. Wenngleich die Stimme der Menschlichkeit und ein wahrhaft edles Bestreben jene Gesellschaften leitete, welche sich in England und den Vereinigten Staaten bildeten, um die Lage der Schwarzen durch Abschaffung des Negerhandels zu erleichtern, so wird dem Übel selbst durch das Verbot der Ausfuhr der Schwarzen aus Afrika und der Einfuhr derselben in den Sklavenländern nicht abgeholfen. Durch viele Jahrhunderte ist der Gebrauch der schwarzen Sklaven unter dem heißen Erdgürtel so zur gebietenden Nothwendigkeit geworden, daß durch das plötzliche Emancipiren der Neger die wichtigsten, ich möchte sagen die unglücklichsten Folgen für die Besitzer der Sklaven sowie für die Sklaven selbst entstehen würden, indem bei dem völligen Ruin der einen Bevölkerung die andere nicht bestehen würde und der Handel mit den wichtigsten Producten der Tropenzone völlig gelähmt werden müßte. So sehr ich den Sklavenhandel selbst verabscheue und unter die entwürdigendsten Handlungen, welche die Menschheit beflecken, zählen muß, so muß ich befürchten, daß übereilte Maßregeln, die Emancipirung der Schwarzen betreffend, die traurigsten Folgen selbst für Letztere nach sich ziehen könnten. Das wahre Mittel aber, nach und nach der Sklaverei unserer schwarzen Mitbrüder ein Ende zu machen, besteht in Gesetzen, welche diese Unglücklichen vor jeder willkürlichen Behandlung beschützen und äußerst harte Strafen gegen solche Herren festsetzen, welche sie mishandeln; ferner, daß man den Schwarzen, sowie sie sich fähig fühlen, ihren Unterhalt selbst zu gewinnen, alle möglichen Mittel an die Hand gebe, ihre Freiheit zu erkaufen. Was aber den Menschenhandel mit der Goldküste betrifft, so kann ich diesen, als das sittliche Gefühl empörend, niemals billigen, glaube jedoch zugleich, daß alle bisjetzt angewendeten Zwangsmittel ihren Zweck nie erreichen werden, da in Afrika die Eingeborenen von ihren Beherrschern mit der größten Grausamkeit unterdrückt und in der tiefsten Sklaverei erhalten werden. Es wird auch dieser schändliche Handel nicht eher ein Ende nehmen, bis aller übrige Verkehr mit der Westküste Afrikas und Mosambique aufgehoben würde, welches nie geschehen wird und nie geschehen kann.

Zu den belebtesten und farbenreichsten Gemälden gehört die Schilderung eines Marktes auf Guanabacoa, wo sich alle Sitten, Trachten und Gebräuche der Insel dar-

stellen und die Gewohnheiten und Belustigungen der spanischen Bevölkerung mit denen der gesitteten Europäer und der rohen Neger durchkreuzen.

Nachdem der Herzog von seinem Ausfluge nach der Havana wieder glücklich in Neuorleans angekommen war, traf er die Vorbereitungen zu seiner beschwerlichen und langwierigen Reise nach dem innern nordwestlichen Theile Amerikas, welche er am 19. März 1823 am Bord des vortrefflichen Dampfbootes „die Feliciana" antrat. Vor Allem nimmt hier das Flußgebiet des Mississippi die Aufmerksamkeit des Ethnographen in Anspruch, und mit Recht bemerkt der Verf., kein Strom in der Welt habe wol so viele Ausflüsse und Wasserverbindungen unfern seiner Mündung aufzuweisen als der Mississippi; das ganze Gebiet zwischen ihm und dem Acheffalaya bis zu den Ausflüssen beider Ströme, die Seeküsten mit eingerechnet, wird durch eine Menge Seen und diese verbindende Kanäle durchzogen, welche alle, dem Inundationssystem des Mississippi gehorchend, von dem höhern oder niedrigern Wasserstande des Stromes abhängen, dennoch aber nur für kleinere Fahrzeuge und Boote schiffbar sind. Interessant für den Beobachter der Menschennatur unter den verschiedenen Zonen sind die Mittheilungen des Verf. über die Aufmerksamkeit, welche der Creole den unendlich zahlreichen Reptilien jeder Art zollt, sodaß er die Geschichte des Krokodils und der Giftschlangen mit allen jenen Eigenthümlichkeiten, welche ihren Lebenslauf auszeichnen, zur Genüge kennt, während er die Benennung der gewöhnlichsten Vögel und Pflanzen kaum ahnt. Noch jetzt bieten sich hier ganz analoge Erscheinungen wie im alten Ägypten dar, welche allerdings in der Bemerkung ihre Erklärung finden, daß die Aufmerksamkeit des Menschen bei Betrachtung des ihn umgebenden Thier- und Pflanzenreichs hauptsächlich bei solchen Individuen stehen bleibt, welche durch Nutzen und Schaden, durch auffallende Gestalt oder als Anlaß zu abergläubischen Muthmaßungen besondere Aufmerksamkeit erregen. An der Fausse Rivière in der Gegend der Tunica wohnte der Fürst in einem majestätischen Urwalde einer Jagd auf Tannhirsche bei, welche, ebenso originell als gefährlich, ihm einen hohen Genuß gewährte und den Stoff zu einem gelungenen Jagdgemälde lieferte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue französische Literatur nebst Proben.

1. Histoire monarchique et constitutionnelle de la révolution française, par *Labaume*. Drei Bände.

Diesem Werke schreibt das öffentliche Urtheil in Frankreich die größte Unparteilichkeit und Genauigkeit zu. Was die erstere anlangt, so hat sich der Verf. ebenso wol gegen die Vorurtheile altmonarchischer Erinnerungen als gegen revolutionnaire Blendwerke verwahrt. Thiers' Werk war ein Angriff gegen das Gebäude der Restauration; de Conny's Arbeit läßt im Hintergrunde das Dogma der Legitimität erblicken. Labaume hat sich nur treu an die Geschichte halten wollen; er hat daher auch mit einer seltenen Gründlichkeit die ungeheure Literatur dieses Gegenstandes durchgearbeitet, die verschiedensten Meinungen miteinander verglichen, sich zur Aufhellung mancher Zweifel mit Personen, welche in verschiedenen Epochen der französischen Revolution eine Rolle gespielt haben, in Verbindung gesetzt, Reisen nach verschiedenen Punkten Frankreichs hin gemacht und sich durch kein Hinderniß abschrecken lassen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Hierdurch ist es ihm gelungen selbst bisher noch unbekannte oder nicht hinreichend erklärte Thatsachen zu gewinnen und die vollständigste und sorgfältigste Arbeit aufzustellen. Sein Lob ist ohne Übertreibung, seine Anklagen sind ohne Haß, sein Tadel ist ohne Leidenschaftlichkeit; er weiß, daß in Zeiten der Revolutionen viele Menschen nur Verirrte und Getäuschte sind, und spart seinen Unwillen nur für die verkehrten und böswilligen Naturen auf, welche stets bereit sind, von den Ereignissen für sich Vortheil zu ziehen und die größten Verbrechen unter dem Schirme der Straflosigkeit zu begehen.

Das Werk enthält nebst einer Einleitung ein Gemälde der Regierung Ludwig XVI. bis zur Eröffnung der Generalstaaten in den zwei ersten Bänden, der dritte die Ereignisse seit Eröffnung der Generalstaaten bis zum 6. October einschließlich.

Wir geben hier aus dem Werke das Portrait des Abbé Maury.

„Dieser berühmte Mann, aber von unreinen Sitten, war zugleich Akademiker und Hofprediger. Unter diesem doppelten Titel hatte er sich Recht auf Ruf und Gunst bei Hofe erworben. Eine südliche Einbildungskraft, angewendet auf die Kanzelberedtsamkeit, unterstützte bei ihm jene rednerischen Bewegungen, jene starken Bilder, jene glänzenden und starkaufgetragenen Deklamationen, zu denen die gebieterische Sprache einer geoffenbarten Religion berechtigt. Ein starker Körper, ein gesundes Urtheil, ein schneller, eindringender Verstand setzten ihn in den Stand, über Alles, was zum Bereiche der Geschichte, der Theologie, der Finanzen und der Politik gehörte, auf der Stelle mit Bestimmtheit zu sprechen. Seine Aussprache war wohlklingend und angenehm, sein Vortrag hinreißend, seine Reden voll Kraft und Harmonie."

„Bei den ersten Staatsbeamten eingeführt, fand er sich in politische Discussionen hineingeworfen; darauf zum Deputirten der Nationalversammlung erwählt, trat er in die legislative Laufbahn ein mit einem unmäßigen Ehrgeiz und einem Charakter, dessen Heftigkeit er unter der Form einer großen Geistesunabhängigkeit verbarg. Da er in niedrigen Verhältnissen der Gesellschaft geboren war, so hätte man glauben sollen, er würde sich über die Verbesserungen, welche die Bedürfnisse der Zeit foderten, aussprechen; aber er genoß reiche Pfründen, und daher ward er der beredteste Vertheidiger der Misbräuche, welche sich in Kirche und Staat eingeschlichen hatten."

„In seine Ansichten drang kein Gedanke über die Zukunft Frankreichs ein; seine Aufmerksamkeit war nur mit der Wirkung beschäftigt, welche seine Reden in Rom hervorbringen würden; das Schicksal, was er davon erwartete, mußte sein Betragen regeln und bestimmen. Er zeigte sich abwechselnd als gewandter, geübter, unerschöpflicher Redner, mit kriegerischem Muth und apostolischer Kaltblütigkeit ausgerüstet, die er aber aus seinem Charakter, nicht aus dem Geiste der Religion schöpfte. Niemand verstand häufiger und länger zu widersprechen als er, Niemand tüchtige Gründe durch künstlich verflochtene oratorische Formen zu ersetzen. Aber seinem Talent mangelte die innere Überzeugung, die Alles belebt und belebt. Er verstand, dem Aufruhre die Stirn zu bieten, aber widerstand auch dem klarsten Augenscheine und bot oft selbst mit Keckheit den Waffen der Vernunft Trotz."

„Wenn er auf seinem Platze sprach, so hatte er alles Feuer und alles Beißende von Beaumarchais; bestieg er die Tribune, so besaß er die Dialektik eines Barnave und oft sogar die Beredtsamkeit und Kraft eines Mirabeau. Mit der Kunst des Redners verband er die Leidenschaft des Parteimenschen und die Unverzagtheit des Kriegers. Ein wahrer Soldat der streitenden Kirche, verstattete er dem Feinde wenig Ruhe, wenn er zu Felde zog. Sein Angriff war schnell und stürmisch. Er besaß besonders das Talent, sein Gebiet genau zu kennen und seine Kräfte nach Belieben in Massen oder getheilt zu bewegen,

Ayer's Cherry Pectoral

FOR THE CURE OF

COUGHS, COLDS, CROUP,

Whooping Cough, Bronchitis, Asthma,

Incipient Consumption,

AND FOR THE RELIEF OF CONSUMPTIVES

FAR ADVANCED IN THE DISEASE.

PREPARED BY

DR. J. C. AYER & CO.,

LOWELL, MASS.

Sold by all Druggists and Dealers in Medicine.

Personal-Nachrichten

Ernennungen, Beförderungen, Versetzungen

Der Kaiserliche Gesandte in Peking, Wirkl. Legationsrath Dr. Conrad, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Bangkok, Wirkl. Legationsrath Graf Rex, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Tanger, Wirkl. Legationsrath Graf Tattenbach, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Caracas, Wirkl. Legationsrath Dr. Pilgram, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Quito, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Montevideo, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Asunción, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Bogotá, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Lima, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Santiago, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Guatemala, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Tegucigalpa, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in San Salvador, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Managua, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in San José, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Port-au-Prince, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Monrovia, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Addis Abeba, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Teheran, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kabul, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kathmandu, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Lhasa, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Ulan Bator, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Urga, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kobdo, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Uliassutai, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Hami, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Turfan, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kuldscha, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Urumtschi, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Schihezi, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Karamai, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Barkul, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Ili, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Tarbagatai, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Altai, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kaschgar, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Yarkand, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Khotan, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Aksu, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Uschturfan, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kutscha, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Karaschar, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Turfan, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Hami, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Barkul, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Ili, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Tarbagatai, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Altai, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kaschgar, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Yarkand, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Khotan, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Aksu, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Uschturfan, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Kutscha, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

Der Kaiserliche Gesandte in Karaschar, Wirkl. Legationsrath Dr. Graf Quadt, ist zum Ministerresident ernannt worden.

zunehmenden Tendenz eines Ausfuhrhandels durch die südlichen Häfen der Vereinigten Staaten, von denen Neuorleans der beträchtlichste Stapelplatz ist; bei dem hohen Grade zunehmender Cultur, welche, mit Riesenschritten sich ausbreitend, die vor 30 Jahren noch wilde Einöden darbietenden Ufer des Ohio in volkreiche Staaten umzuwandeln vermochte, welche heute in ihrer Civilisation vielen Ländern der alten Welt als Muster dienen könnten; bei jenem nach Nordwest hinstrebenden Drange der Bevölkerung, welche auch nach Verlauf weniger Decennien ein nur noch von wilden Stämmen durchstreiftes Land einnehmen wird, welches durch den Missuri und Mississippi mit dem hohen Norden und den endlosen Grassteppen in genauer Berührung steht, läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß nach und nach dieser fruchtbare, von der Natur so reichlich ausgestattete und dem Klima des gemäßigten Europa so analoge Theil der neuen Welt einst der Schauplatz werden wird, welcher den durch moralische Kraft ausgezeichneten Staaten der alten Welt in Betreff innerer Stärke nichts nachgeben wird. Dem forschenden Geiste müssen diese nur noch in ihrer Entwickelung begriffenen Länder der neuen Welt, in welchen wir immer mehr ein Ziel erblicken, dem die Kräfte des alten Europa zuströmen, zu einer reichen Quelle des Nachdenkens werden, in welcher genug Stoff zu speculativen Aussichten in die Zukunft, die Geschichte der Menschheit in ihrer fortschreitenden Bildung, verborgen liegt. Wer könnte zweifeln, daß in Amerika, wo im Reich der fortschreitenden Civilisation in den letzten 50 Jahren schon so Vieles geschehen ist, in fernen Zeiten, welche vielleicht erst unsern spätesten Enkeln vorbehalten sind, nicht eine noch weit erhabenere Epoche des Menschengeschlechtes sich vorbereiten dürfte, die unser nun veraltetes Europa weit hinter sich lassen wird.

Ref. hat zur Bestätigung seiner im Eingange dieser Anzeige über den Standpunkt des Verf. bei Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse aufgestellten Behauptung um so lieber diese ganze Stelle mittheilen wollen, als sie den besonnenen, alle Umstände unparteiisch würdigenden Charakter dieser Reisebeschreibung in ein helles Licht setzt und zugleich jenes seichte Modegeschwätz von Engländern wie von Deutschen schlagend widerlegt, welche in der amerikanischen Civilisation nur Dampfwagen und Eisenbahnen, nicht aber das edlere und wahrhaft geistige Element, die Besiegung der rohen Naturgewalt durch Erfindungskraft und Ausdauer erblicken wollen. Während seines Aufenthalts in Louisville, der Hauptstadt von Kentucky, hatte der Herzog Gelegenheit, sich den großen Unterschied der südlichen und nördlichen Staaten der Union zu veranschaulichen; dort wird die Hauptbevölkerung nur aus Pflanzern gebildet, deren Reichthum in leibeigenen Farbigen besteht. Das ungesunde Klima erschwert das Zusammenleben in großen Orten, und den Handarbeitern ist es unmöglich, in einem heißen Himmelsstriche für denselben Preis zu arbeiten, für welchen die ebenso brauchbaren Fabrikwaaren entfernter Städte geliefert werden können. Ganz anders aber verhält sich dieses in den nördlichen und östlichen Staaten, wo der billigere Lebensunterhalt Handwerker und Fabriken unterstützt, und diese im Vereine mit dem Handelsstande größere gesellschaftliche Vereine in Gestalt bedeutender Ortschaften bilden konnten. Den Charakter der Kentucker, als Abkömmlinge der alten Virginier, bezeichnet der Verf. als stolz, kühn und kriegerisch; in allen männlichen Übungen ausgebildet, zeichnen sie sich durch Thätigkeit und eine ganz besondere Ausdauer in langwierigen Arbeiten, besonders auf Reisen aus; sie sind als vortreffliche Bootsleute auf allen Gewässern der Vereinigten Staaten bekannt, und als Büchsenschützen (Rifflemen) waren sie von jeher der Schrecken der Feinde und der wilden Thiere. Zur besondern Ehre gereicht den Kentuckern, daß sie, obgleich die Sklaverei bei ihnen noch nicht aufgehoben ist, öfters den Negern der benachbarten Staaten zur Flucht verhelfen. Der Hauptreichthum des Landmanns besteht hier wie beinahe in allen nördlichen Staaten in einem bedeutenden Viehstande; die Pferdezucht jedoch ist noch nicht so weit vorgerückt, als es die Lage des Bodens und des Klimas gestatten möchte. Das Leben in Louisville schildert der Herzog als ungemein munter; Gesundheit und Frohsinn der Einwohner leuchten überall hervor, sodaß sich an deren Wohlhabenheit und Zufriedenheit nicht zweifeln läßt. Bei dem Anblicke des Großen Thurmes (the grand Tower, la Tour du rocher), einer über 150 Fuß aus dem Mississippi hervorragenden Felsmasse, die sich der Mündung des kleinen Flusses Obrazo beinahe gegenüber befindet und wahrscheinlich durch eine große Erdrevolution von dem Ufer losgerissen wurde, nimmt der Verf. Veranlassung, einige Worte über die religiösen Ansichten und die Gottesverehrung der Indianer zu sprechen, welche eine auffallende Übereinstimmung mit denen der Völker des Alterthums zeigen, und mit Recht setzt er hinzu:

Hätten die Sagen und Überlieferungen der Urvölker mit mehr Vollständigkeit gesammelt werden können, so würde man bestimmt auf sichere Spuren einer frühern und größern Bildung jener ehemaligen Beherrscher des nordamerikanischen Continents zurückzukommen Gelegenheit gefunden haben. Alle Traditionen der rothen Völker deuten auf längst verschwundene, aber größere Epochen dieser Race, die, in der Nacht der Zeiten sich verlierend, nur noch mangelhaft aufgegriffene Vorstellungen und mythische Hindeutungen bei ihren viel rohern Nachfolgern hinterlassen hat. Der große Unterschied, welcher noch heute einzelne Stämme in Betreff der Gesittung und moralischen Ausbildung vor andern deutlich bezeichnet, die Ähnlichkeit, welche in den Grundzügen des Charakters oder in religiösen Begriffen einzelne Nationen mit solchen Völkern haben, die in ihrer Art zur Zeit der Entdeckung und Eroberung der neuen Welt einen kräftigern Staatskörper bildeten, lassen wenigstens nicht eine Gemeinschaft mit diesen bezweifeln, wenn dieselbe auch vielleicht in weit entferntere Jahrhunderte zurückreicht, als diejenigen sind, über welche wir uns durch wirkliche historische Notizen auszuweisen vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue französische Literatur nebst Proben.

(Beschluß aus Nr. 125.)

In Avignon erscheinen von und bei dem Redacteur des „Echo de Vaucluse", Alphonse Rastoul:

3. Chroniques de Vaucluse.

Diese Chronik eröffnet ein historischer Roman: „Petrarque", aus dem zweiten Capitel, der die Jugend Petrarca's betrifft, entlehnen wir folgende Schilderung:

„Von Ravenna, wohin er sich geflüchtet hatte, erfuhr Dante bald die beklagenswerthen Umstände, welche das Conclave gestört und die Cardinäle zerstreut hatten. Der Dichter verschwand vor dem Bürger; er unterbrach die große Arbeit, welche seinem Herzen die Bitterkeit des Exils versüßte; er schrieb an die Mitglieder des heiligen Collegiums und bat sie inständig, sich wieder zu vereinigen und dem Leiden der Kirche ein Ende zu machen."

„Diesen Brief, in welchem er sich zur höchsten Beredtsamkeit erhob, übersendete er dem Vater des Petrarca, seinem alten

abgekommen war; es war ihm vorbehalten, der Erste zu sein, der die feierlichste Huldigung genießen sollte, welche die Bewunderung des Volkes einem Manne zugestehen kann. Er hatte zu wählen zwischen den Ehrenbezeigungen in Rom und Paris; aber die, welche sein Vaterland erweisen wollte, hatten in seinen Augen den größten Werth; er entschied sich unmittelbar für die Krönung auf dem Capitol. Doch wollte er noch Italien durchlaufen und wendete sich 1341 nach Neapel."

„Als er in dieser Hauptstadt angekommen war, unterzog er sich freiwillig einer öffentlichen Prüfung über die wichtigsten Fragen in der Theologie und Geschichte und zwar in Gegenwart des Hofes. Der König von Neapel, Robert, bekannt wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit, war über den Umfang seiner Kenntnisse und die Kühnheit seiner Einfälle so verwundert, daß er, nachdem er ihn der Dichterkrone für würdig erklärt hatte, sich selbst in einer Aufregung der Begeisterung seines königlichen Mantels entkleidete und unter großem Beifallsgeräusch der Menge Petrarca damit schmückte."

„Hierauf begab sich Petrarca nach Rom, wo ihn die glänzendste Feierlichkeit erwartete. Vor der Krönungsceremonie wurde eine Messe gehalten, welcher alle berühmte Männer Roms beiwohnten. Er wurde darauf mit Kleidern angethan, die für dieses Fest besonders geweiht waren und von welchen die Geschichtschreiber der damaligen Zeit eine glänzende Schilderung machen. Seine Fußbekleidung bestand aus violetten Halbstiefeln mit blauem Band umwunden; Violett sollte die Liebe bedeuten und Blau die davon unzertrennliche Eifersucht. Sein ganzes Costum bestand aus poetischen Emblemen. Ein langes Gewand von grüner Seide stellte die Frische seiner Ideen dar; ein anderes von weißem Atlas, ähnlich dem Gewande, was einst die triumphirenden Feldherren trugen, sollte an die Reinheit seiner Tugenden erinnern; zu diesem Schmucke kam eine Lyra, die ihn als Dichter darstellte. Ein junges Mädchen mit verworrenem Haar ging mit nackten Füßen hinter ihm her und trug ihm die Schleppe; in der andern Hand hielt sie eine Fackel und stellte so die Thorheit vor, die oft heller sieht als die strenge Vernunft. In einem Wagen, von Goldstoff überzogen, auf welchem die poetischen Gottheiten dargestellt waren, führte man ihn auf das Capitol mitten unter dem freudigen Zurufe der Menge. Frauen begleiteten seinen Zug. Der Name Laura schwebte auf jedem Munde, und noch nie ward der Ruhm eines Weibes so beneidet."

„Angelangt auf dem Capitol, hielt Petrarca eine Rede und verlangte für sich die Krone. Ein Mitglied des Senats erklärte im Namen der Bevölkerung Roms, daß die für Petrarca beschlossene Ehre nur die Belohnung seiner Verdienste sei und nicht einmal zureiche, sein Genie zu ehren. Hierauf bekränzte man seine Stirn mit Lorber, Myrte und Epheu — mit Epheu, weil mit diesem Bacchus den ersten Dichter bekränzte. Petrarca bestieg hierauf wieder seinen Wagen und ließ sich in die Kirche zu St.-Peter fahren, wo er seine dreifache Krone ablegte, wie einst die Triumphatoren, indem sie den Göttern Dank sagten, die Zeichen ihres Sieges auf den Altären der Götter niederlegten."

„Nach diesen Ehrenbezeigungen glaubte Petrarca seinen Aufenthalt in Rom nicht weiter verlangern zu müssen. Sein Name ertönte in der ganzen Welt wieder. Nach einem kurzen Aufenthalte in Parma ging er nach Avignon zurück, um seine Laura wiederzusehen u. s. w."

Man sieht schon hieraus, daß es in diesem Schriftchen nur auf eine elegante Schilderung abgesehen ist.

Von einem ganz andern Interesse ist der an demselben Orte erscheinende

5. Code de la presse,

welcher alle diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Gesetze gesammelt enthalten soll. Die Arbeit ist von einem ausgezeichneten Advocaten. Ihr geht eine historische Analyse der Schicksale vorher, welche die Presse bis auf das neueste Gesetz in Frankreich erfahren hat. Aus dieser Analyse geben wir folgendes Bruchstück über die Presse unter der alten Monarchie.

„Wenn man die Documente, welche uns die alte Monarchie überliefert hat, befragt, so findet man, daß die Presse stets in Sklaverei gehalten worden ist; man weiß, daß keine Schrift ohne Autorität des Königs gedruckt oder wiedergedruckt werden konnte bei harten Strafen gegen die Verfasser und Drucker, und daß die Erlaubniß nur unter unendlichen Vorsichtsmaßregeln bewilligt wurde. Man findet in einem Befehl des Conseils vom 10. April 1725, daß kein Privilegium zum Drucke neuer Bücher bewilligt werden solle, wenn nicht vorläufig der Siegelbewahrer Schrift und Papier der Ausgabe genehmigt habe. Eine andere Verordnung des Conseils vom 10. Juli 1725 will, daß die Blätter des Manuscripts oder des Exemplars beim Wiederabdrucke mit den Handzeichen Derer, welche das Werk genehmigt hatten, versehen sein sollten. Die Censur wachte stets mit Aufmerksamkeit; sie ward im Namen der Universität ausgeübt und war argwöhnisch und rauh. Der Abbé Fleury mußte seine „Reden über die Freiheiten der gallicanischen Kirche" durch offene Briefe unterdrücken sehen; die Herausgeber der „Encyklopädie" sahen das Privilegium, welches ihnen bewilligt worden war, durch einen Befehl des Conseils widerrufen und Montesquieu war genöthigt, sein bewunderungswürdiges Werk „über den Geist der Gesetze" in Genf drucken zu lassen."

„Man muß eingestehen, daß die auf diese Weise beschränkte Freiheit zu schreiben, weit entfernt, besiegt zu sein, mehr als einmal den Charakter der Ungebundenheit annahm. Die List kam der gefesselten Presse zu Hülfe; der Betrug wurde selbst durch die Mittel erweckt, welche die Autorität anwendete, sie zu unterdrücken. Je strenger die Gesetze waren, desto mehr suchte man sie zu verletzen, und man kannte kein Bedenken gegen Gesetze ohne Maß. Die Civilisation machte ungeheuere Fortschritte; sie kämpfte mit den Hindernissen, die man ihrer Entwickelung entgegenstellen wollte; die präventiven Maßregeln, die schreckenden Strafen boten nicht mehr hinreichenden Schutz dar und, was bemerkbar ist, die Parlamente, welche bisher im Staate eine Macht gewesen waren, die gar oft durch ihre Gewalt die Rechte des Volks gegen die Unternehmungen des Königthums unterstützte, waren dennoch die hitzigsten Gegner der Freiheit der Presse."

„Man begreift wol, daß die periodische Presse nicht mit größerer Gunst behandelt wurde. Die Erscheinung eines Journals war ein Ärgerniß, welches man kaum duldete. Das Parlament zu Paris hatte durch eine Verordnung vom 18. Mai 1745 Jedermann verboten, Schriften irgend einer Art, welche den Charakter einer Zeitung oder geschriebener Neuigkeiten trügen, unter welchem Titel es auch sei, zu verfassen oder auszugeben, bei Strafe des Staupbesens und der Landesverweisung für das erste Mal, und der Galeeren beim zweiten Male. Was konnten übrigens die Journale für ein Interesse darbieten? Ein unbedingtes Stillschweigen über Alles, was den Staat, die Kirche, die Finanzen, die Corporationen, die Agenten der Gewalt oder der Autorität berührte, war anbefohlen; es war nicht einmal erlaubt, die Entscheidungen der Gerichte ohne ihre ausdrückliche Genehmigung zu veröffentlichen."

„Eine neue Ordnung der Dinge entstand mit den neuen Institutionen. Die gesetzgebende Versammlung erkannte in ihrer Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers vom 14. Sept. 1791, daß die freie Mittheilung der Gedanken und Meinungen eines der köstlichsten Rechte des Menschen sei, und daß jeder Bürger frei sprechen, schreiben und drucken dürfe, jedoch für den Misbrauch dieser Freiheit verantwortlich bleibe, und so war die Censur oder eine Aufsicht über die Schriften vor ihrer Bekanntmachung aufgehoben."

Ein anderes, die Gesetzgebung Frankreichs betreffendes Werk sind die bei Levrault in Paris erschienenen

6. Études scientifiques sur les gouvernemens de la France depuis 1789 jusqu'à nos jours par Mr. *Gustave Albitte.*

Der Verf. hat in diesem Buche ein lebendiges Gemälde aufgestellt, welches die Geschichten über die Revolution ergänzt und durch seine Resultate von selbst auf eine Regierungswissenschaft hinführt. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 197. —— 15. Juli 1836.

Erſte Reiſe nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24 von Paul Wilhelm, Herzog von Würtemberg.

(Fortſetzung aus Nr. 196.)

Bei Beurtheilung des Charakters und der Sitten der Indianer, über welche Reiſende ſo oft die ungünſtigſten Berichte mittheilten, kommt es vor allen Dingen darauf an, daß man genau zwiſchen denjenigen unterſcheidet, die entfernt von den Weißen in ihren mitten in Wäldern und Einöden gelegenen Dörfern wohnen, und jenen, welche ſich trunken in Handelsfactoreien oder in Geſellſchaft ebenſo entwürdigter Menſchen europäiſcher Abkunft herumtreiben. Unter Erſtern, verſichert der Herzog, die Bekanntſchaft von Männern gemacht zu haben, die nicht allein Anſprüche auf die Ehrfurcht ihrer indianiſchen Stammgenoſſen machen können, ſondern deren hochherziger und edler Charakter auch ſeine Achtung und die aller Regierungsagenten, welche mit ihnen in Verhältniſſe geriethen, in vollem Maße verdiente. Die Hauptleidenſchaft, welche den Indianer beherrſcht, iſt der Hang zum Genuſſe des Whiskys, und die nordamerikaniſche Regierung verdient alles Lob, daß ſie durch ſtrenges Verbot, berauſchende Getränke unter die Wilden einzuführen, dieſem Laſter mehr und mehr geſteuert hat.

Der Indianer, der ein würdevolles ernſthaftes Weſen mit ruhiger und kalter Überlegungskraft als Symbol männlicher Stärke betrachtet, iſt betrunken ganz das Gegentheil. Die wilde Leidenſchaft verleitet ihn leicht zu jeder Handlung, und ſein ohnehin kriegeriſches Gemüth läßt ihn in roher Tapferkeit die Waffen gegen den Freund führen, deſſen Leben er nüchtern mit dem letzten Blutstropfen vertheidigt hätte. Der Wilde büßt auf das ſtrengſte jede ſelbſt im Trunke geſchehene Störung der Ruhe in der Mitte von Blutsverwandten, und ein unvermeidlicher Tod iſt das freiwillige und gewiſſe Sühnopfer Deſſen, der im Rauſche den Freund getödtet hat. Dieſer Zug im Charakter der Indianer beweiſt deutlich, wie ſehr ſie die Folgen der Ausſchweifung verabſcheuen, und nur Verführung und dargebotene Gelegenheit konnte die nun ſchon geſunkenen Horden dahin führen, einem Glaſe Branntwein Alles aufzuopfern.

Der General Clarke, einer der ausgezeichnetſten Militairbeamten der Vereinigten Staaten, verſchaffte dem Herzoge die angenehme Gelegenheit, einer Verhandlung mit den Häuptlingen und angeſehenſten Kriegern der Poukowatomi beizuwohnen, und der Leſer wird mit hohem Intereſſe der Schilderung folgen, welche der geiſtvolle Verf. von dieſer in jeder Beziehung originellen Verſammlung gegeben hat. Zu gleicher Zeit hatte ſich auch ein Haufen Oſagen (von den Creolen les grands Os genannt, da dieſelben die meiſten indianiſchen Stämme nur mit der Anfangsſylbe ihres Namens benennen) in der Nähe von St.-Louis eingefunden, welchen der Herzog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Alle Individuen dieſer den großen Strich Steppenlandes weſtlich vom Miſſiſippi und Miſſuri zwiſchen dem 32—41° nördlicher Breite bewohnenden Nation, welche der Verf. zu ſehen Gelegenheit gefunden hatte, zeichneten ſich durch einen ſehr ſtarken und muskulöſen Bau aus und ſchienen durch Ähnlichkeit ihrer Sprache, durch Analogie der Geſichts- und Körperbildung ſowie durch ihre Lebensart und Sitte einem Hauptſtamme anzugehören, zu dem man die Comazen, Arkanſas, großen und kleinen Oſagen, Kanzas, Omahas, Ponkaras und wahrſcheinlich noch einige andere kleinere Völkerſchaften zählen kann, über welche aber, weil ſie in den entfernten weſtlichen Steppen leben, es noch völlig an beſtimmten Nachrichten mangelt. Der Herzog fand unter dieſen Nationen vielen Biederſinn und wähnte ſich manchmal unter einem Haufen Beduinenaraber; ungeachtet aller ſeiner Bemühungen war es ihm nicht möglich, genauere und zuverläſſigere Notizen über die Abſtammung der einzelnen Völker ſich zu verſchaffen, und das Einzige, worin ſie übereinkommen, iſt, daß unter ihnen durch Überlieferung die Sage fortlebe, daß vor langen Zeiten alle jene Stämme friedlich zuſammenlebend ein großes Volk gebildet hätten. Mit den Pahnis und Docata oder Sioux, benachbarten Urſtämmen, leben ſie in beſtändiger Fehde. Die Pahnis, die aus Südweſten eingewandert ſein mögen, ſind weit gebildeter als die Völker der Oſagenſtämme, und viele, beſonders religiöſe Gebräuche, namentlich ihre Menſchenopfer, beweiſen in frühern Zeiten eine Bekanntſchaft der Letztern mit den Völkern des ſüdlichen Theiles von Mexico, ja ſelbſt vielleicht mit den Azteken.

Dieſes ſcheint auch der merkwürdige Umſtand zu beſtätigen, daß ſie auf ihren Raub- und Kriegszügen ſich immer nach Südweſten wenden, während die Völker des Oſagenſtammes ihre Züge nach Weſten und Norden zu richten pflegen. Nach einem kurzen Aufenthalte in St.-Louis, dem Hauptorte des Miſſuriſtaates, von deſſen weißen wie farbigen Bewohnern er ausführliche Nachrichten

gibt, wendete sich der Herzog zu jenen merkwürdigen Hügeln, deren Entstehung längstverflossenen Jahrhunderten und einem mächtigen Volke angehört, welches, längst vom Schauplatze verschwunden, auch nicht die leiseste historische Spur zurückgelassen hat. Über ihre eigenthümliche Bestimmung, ob sie Begräbnißstätten der Indianer, oder ob sie den Manen einzelner Häuptlinge, oder vieler in der Schlacht gefallener Krieger gewidmet waren, läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden; sie bilden eine Art Kegel mit ovaler Grundfläche und bestehen aus einer festen thonigen Masse, die sich nach und nach mit Schichten von Dammerde bekleidete und nun mit einzelnen Bäumen und Sträuchern bewachsen ist. Wer nähere Details über dieselben zu lesen wünscht, findet sie in Major Long's „Account of an expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains, in the years 1819 and 1820" (Philadelphia) Bd. I, S. 59. — Am 12. Mai verließ der Herzog St.-Louis, um den Missuri stromaufwärts zu verfolgen. Der Verf. berichtet nun tagebuchartig den weitern Verlauf seiner Wanderung in jene unwirthbaren Gegenden, die nur selten von wissenschaftlich gebildeten Reisenden besucht werden, und theilt einen reichen Schatz naturhistorischer Beobachtungen, besonders in botanischer Hinsicht mit, welche zur Erweiterung unserer Kenntnisse vom entschiedensten Werthe sind. Der Herzog berichtigt hier zuvörderst einen geographischen Irrthum, daß nämlich die Länder zwischen den nördlichen Bergen und dem Meere des Mac-Kenzie, welche der englischen Nordwestcompagnie angehören, unfruchtbar, und daß vom 48° der Breite nördlich die Fluren Nordamerikas mit ewigem Eis bedeckt seien. Nach den sehr sichern Beobachtungen, welche Lewis und Clarke mit großer Pünktlichkeit angestellt haben, ist das Klima der westlichen Küste Amerikas sehr gemäßigt und nicht kälter als Europa unter gleichen Graden; wol aber ist das östliche Amerika vom 30° nördlicher Breite aufwärts kälter als Europa und Nordafrika unter gleichen Breiten. Daß aber wegen der dichten Wälder und in Folge der feuchten Atmosphäre das östliche Amerika vom 30° nördlicher Breite aufwärts kälter als Europa und Nordafrika unter gleicher Breite ist, erleidet keinen Zweifel. In dem weitern Verlauf seiner Expedition hatte der Verf. Gelegenheit, die gänzliche Unkunde der Amerikaner in Betreff alles Dessen, was Europa, das sie als ein wahres Fabelland betrachten, betrifft, kennen zu lernen.

Ich glaube mit Recht — fährt er fort — die Behauptung aufstellen zu können, daß in Betreff meines Vaterlandes mir von indianischen Häuptlingen rationellere Urtheile zu Ohren kamen als von den weißen Ansiedlern im Innern des Landes. Hieran ist der gänzliche Mangel an Schulen unter den zerstreut liegenden Colonisten und ihre große Sorglosigkeit in Hinsicht alles Dessen Schuld, was sie nicht zunächst umgibt.

Auf einem großen Felsen, Caverne à Montbrun genannt, der zur Zeit eines Krieges zwischen den Weißen und den Urvölkern eines indianischen Stammes Letztern als Schlupfwinkel diente, gewahrte der Herzog in einer beträchtlichen Höhe Spuren indianischer Malerei, worunter einige, welche Männer in kriegerischer Stellung vorstellen sollten, noch ganz erhalten waren. Der Gebrauch, symbolische Figuren von Menschen, Thieren oder Götzen auf solche Felsen, welche die Küsten der Flüsse bilden, einzugraben, scheint den Urvölkern aller Theile Amerikas eigen gewesen zu sein. Über die verschiedenen Gattungen der Schlangen theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen mit, sowie er auch das allgemein geglaubte Märchen von Zauberern und Gauklern, welche Schlangen durch Anwendung von abergläubischen Ceremonien unschädlich machen sollen, aus eigner Erfahrung widerlegt, indem es sich bei näherer Untersuchung herausstellte, daß der Schlangenbeschwörer den Schlangen die Giftzähne ausgebrochen hatte. Übrigens räumt er gern ein, daß der Geruch vieler Gegenstände, namentlich des geräucherten Leders und der Decocte vieler Blätter und Wurzeln, den Schlangen so zuwider ist, daß sie dadurch gleichsam betäubt und unvermögend werden zu beißen. — An den Osagen, deren Sitten und Lebensweise der Herzog zu wiederholten Malen zu beobachten Gelegenheit fand, mußte er besonders die Achtung rühmen, womit sie die Autorität der Häuptlinge und den Rath des Alters anerkennen; keinem indianischen Volke sind die Bande der gesellschaftlichen Verbindung so theuer wie ihnen; außer den Pahnis ehrt kein indianischer Stamm das höchste Wesen, den Herrn des Lebens, so streng wie sie, und ihre Priester stehen daher in hohem Ansehen; ohne ihren Rath zu befragen und sich durch Fasten, harte Bußen und Opfer vorzubereiten, unternehmen sie keine wichtige Handlung.

Einige englische Meilen hinter der Insel, Ile au rocher percé genannt, wurde die Reisegesellschaft des Herzogs durch eine mit Indianern des Apowastammes zahlreich bemannte Pirogue überrascht, was anfänglich dieselbe in Angst versetzte, bis sich durch nähere Verständigung ergab, daß die Apowas in der Absicht, Erkundigungen einzuziehen, gekommen waren. Wegen ihres treulosen, diebischen und grausamen Charakters leben diese Wilden in beständiger Feindseligkeit mit Eingeborenen wie mit den Colonisten, und durch die häufigen Kriege sind dieselben nunmehr auf eine Anzahl von etwa 200 Köpfen zusammengeschmolzen, und der Stamm wird wol am Ende völlig ausgerottet werden. Der Herzog brachte auf seiner Fußwanderung nach dem Flusse Kanzas einige Tage in der Hütte eines Jägers zu, der unter dem Namen Grand Louis in der ganzen Gegend bekannt ist und in seinem Charakter die Spuren des Überganges von dem Culturzustande in jenen der rohen Natur trägt. Wir müssen dem Verf., der die richtige Ansicht hat, daß es „Pflicht des beobachtenden Reisenden ist, treffende Bilder sowol von Menschen als aus der Natur aufzustellen", für das gelungene Bild dieses originellen Natursohnes aufrichtig unsern Dank zollen. Dem Orte, wo die Jägerwohnung stand, gegenüber, jenseits des Flusses, entdeckte der Herzog indianische Zelte und eine Horde der Kanzanation; er schickte sich sogleich an, das Lager derselben zu besuchen, und wurde von dem Häuptlinge Wakanzere auf das ehrenvollste aufgenommen. Diese Horde ist wie die meisten amerikanischen Urvölker in mehre Banden getheilt, die sich nur selten vermengen, wenn sie auf der Jagd sind; auch in ihrem großen Dorfe,

worunter man sich natürlich keinen ganz steten Wohnsitz denken muß, nur dann sich unter ein Haupt stellen, wenn es die höchste Gefahr erfodert. Wakanzere war bei den Weißen besonders geschätzt, weil er einer der ersten Indianer seines Stammes war, welcher die Kanzas, ein früher gegen die Ansiedler und Pelzhändler feindselig gesinntes, grausames Urvolk zu mildern Verfahren und zum Verkehr mit den Europäern stimmte. Der Herzog schildert ihn als einen Mann über 40 Jahre, von großer, etwas beleibter Gestalt und einem ernsten, gebietenden Zug in seinem Gesichte, der auf Anstand und jene ruhige Haltung deutet, die sich so vortheilhaft im Charakter der Urvölker Amerikas ausspricht. In seinem Benehmen zeigt er, daß er die Vortheile europäischer Gesittung wohl erkennt, aber dennoch die Gesetze der Europäer als unpassend für die Völker betrachtet, die dem Naturzustande noch so nahe stehen und daher den plötzlichen Übergang zur Gesittung nicht ertragen können. Der Verf. entwirft in lebendigen Farben ein Gemälde von dem Aussehen des Lagers und seiner Bewohner, welches durch die Neuheit des Gegenstandes unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nimmt. — Unterhalb des Flusses Nischnanbatona erreichte der Herzog die Savane, auf welcher sich Banden von Apowas und Saks herumtreiben; das rechte Ufer des Missuri vom flachen Fluß (Rive platte) bis Namaha dient den friedlichen Otos zum Jagdrevier. Die Apowas leben in ewigem Kriege mit den westlichen Indianern zwischen dem Missuri und dem Rio bravo del Norte, wozu vornehmlich, zu einem Urstamme sich rechnend, die großen und kleinen Osagen, die Arkanzas (Apachos), die Kanzas und andere Indianer, von den Spaniern Neumexicos mit dem Namen: Indianos llaneros bravos benannt, gehören. Die Apowas gehören zum O-Tshan-gra-Minnebagostamm, mit ihnen die Füchse, Saks, Otos und andere zwischen dem Mississippi und Missuri streifenden, aber friedlichen Indianer. Zu dem Nadoweß Dakota oder dem Siourstamme gehören alle Horden, welche von den Franzosen im Allgemeinen Siour genannt werden. Dieses sind noch die volkreichsten Stämme. Die Pawnis und Ara Ricara scheinen Stämme zu sein, die von den westlichen Gegenden, Neuspaniens Grenzen, vertrieben worden sind und vielleicht einst die Gebirge von Sierra de las grullas bewohnt haben, da die dort hausenden Indianer vieles Eigenthümliche mit ihnen gemein haben sollen. Die Ricaras (Ris), obgleich von Stämmen anderer Racen sie befeindender Urvölker umringt, scheinen mit den nördlichen Indianern nicht verwandt zu sein und sprechen eine der Pawnisprache mehr verwandte Mundart. Die Charakterzüge, welche der Herzog an den Apowas wahrnahm und unter die er vorzüglich ihr strenges Halten auf eheliche Treue, ihre Wachsamkeit auf die Keuschheit ihrer Töchter und die Liebe der Ältern zu den Kindern und der Verwandten untereinander rechnet, zeichnen diesen Stamm vortheilhaft vor allen übrigen aus und bestärken ihn in der Ansicht, daß es nur zweckmäßiger Bildungsmittel bedürfte, um diese noch so roh scheinenden Völker für eine bessere Gesittung empfänglich zu machen. Die Beobachtungen, welche der Verf. durch einen längern Aufenthalt unter diesen Wilden anstellen konnte, sind ein reichhaltiger Beitrag zur Geschichte der Urvölker, um so schätzbarer, als sich hier lebendige Auffassung mit einem scharfen Blicke vereinigt zeigt.

(Der Beschluß folgt.)

Russisches Conversations-Lexikon.

Unter obigem Titel können wir mit Fug und Recht das „Encyklopädische Lexikon", welches in Petersburg von einem Vereine Gelehrter in russischer Sprache herausgegeben wird, unsern deutschen Lesern vorführen. Denn auch dieses kann als ein Kind des weit verbreiteten deutschen Mutterwerkes angesehen werden. Der erste im Juni 1835 erschienene Theil liegt vor uns. Wir haben begreiflicherweise nicht die Absicht, uns auf eine ins Specielle gehende Beurtheilung des Unternehmens und der vorliegenden Probe der Ausführung einzulassen. Einige Notizen darüber werden aber gewiß nicht unwillkommen sein.

Das Bedürfniß eines Werkes, in welchem man sich über die Gegenstände des geselligen Verkehrs unter Gebildeten ohne langes und beschwerliches Suchen unterrichten könne, war vielleicht in Rußland noch fühlbarer als anderwärts. Die Art der Bildung der höhern Stände, die Abneigung derselben gegen Zeit und Anstrengung fodernde Nachforschungen, die Höhe der Bücherpreise und mehres Andere mußten einem Werke Beifall und weite Verbreitung versprechen, welches Vielen eine kleine Bibliothek ersetzen konnte. Und in der That wurde namentlich die Brockhaus'sche „Real-Encyklopädie" in vielen Exemplaren auch über Rußland verbreitet. Die Censur nahm zwar an einigen Artikeln in derselben Anstoß und erlaubte nur den Verkauf solcher Exemplare, in denen jene Abschnitte getilgt waren; aber selbst so verstümmelt war das Werk willkommen, und überdies fand man Mittel genug, zum Besitz vollständiger Exemplare zu gelangen, die dann gewöhnlich um hohe Preise verkauft wurden. In neuern Zeiten wurde jedoch größere Strenge von Seiten der Censur und der Zollbehörden geübt, und die Begierde, grade die Artikel zu lesen, welche verpönt waren, konnte immer weniger befriedigt werden. Dazu kam, daß in den ausländischen Werken dieser Art natürlich nicht vollständig das Bedürfniß des Russen befriedigt war. Es fehlte an vielen geschichtlichen, biographischen, geographischen, statistischen, literarischen und andern Artikeln, über welche dieser vorzüglich belehrt sein wollte. Die Schwierigkeit, zuverlässige Nachrichten zu erhalten, hatte in andern vorhandenen, Rußland näher angehenden Artikeln manche Unrichtigkeiten sich einschleichen lassen. Diese Umstände waren es, welche im Allgemeinen die einheimische Unternehmung eines solchen Werkes veranlaßten. Wie überhaupt von Seiten der Staatsbehörde in neuern Zeiten die Berücksichtigung des Nationellen ein Übergewicht erhielt über die vielleicht zu hastige Nachahmung des Ausländischen, so sollte auch diese literarische Unternehmung ein nationelles Gepräge erhalten. In Folge dessen mußte die Anzahl der Artikel, welche für den Russen ein besonderes Interesse hatten, bedeutend vermehrt und die Bearbeitung der meisten in andern ähnlichen Werken vorhandenen Artikel aus einem andern Gesichtspunkte und in einem andern Geiste vorgenommen werden. Wurden daher auch die meisten (in der Vorrede zum ersten Bande zum Theil genannten) ausländischen Werke dieser Art zu Rathe gezogen, so beschränkte man sich doch fast bei keinem Artikel auf bloße Übersetzung. An Mitteln, das Unternehmen nach diesem Plane zu Stande zu bringen, fehlte es nicht. Es wurden alle literarische Notabilitäten, kleine und große, ins Interesse gezogen. Berühmte Namen glänzten unter den in der Ankündigung genannten Mitarbeitern. Es sollen sogar einige derselben, wie behauptet wurde, sich blos als Köder fürs Publicum zur Schau haben stellen lassen, ohne ihre Mitwir-

kung zuzusagen. Dieses Gerücht, mag es wahr oder ungegründet sein, kann indeß nicht hindern, daß manche tüchtige Arbeit zu erwarten steht, da uns unter den wirklichen Mitarbeitern Männer bekannt sind, die auch in Deutschland einem solchen Werke zur Zierde und Empfehlung gereichen würden.

Der auch im Auslande bekannte und um die russische Literatur verdiente Staatsrath Gretsch übernahm die allgemeine Redaction. Außerdem erhielten die einzelnen Fächer ihre besondern Redactoren (gegen 24). Wir nennen aus ihrer Mitte Staatsrath Arsenieff, die Akademiker Ostrogradsky und Schmidt, die Professoren Besser und Stöckhardt. In gemeinschaftlichen Conferenzen derselben wird über die wichtigern Redactionsangelegenheiten Berathung gepflogen und entschieden. In der Vorrede zum ersten Bande werden über 180 Mitarbeiter genannt, darunter die wirklichen Staatsräthe Adelung und Baron Schilling von Kanstatt, die Akademiker Bongard, Brandt, Fuß, Hrß, Hermann, Kupfer, Lenz, Parrot, Struve, Trinius, Admiral Greigh, Viceadmiral Ricord, der Flottencapitain erster Classe Lütke (jetzt Contreadmiral und Erzieher des Großfürsten Konstantin), der Vicepräsident der Akademie der Künste Graf Tolstoi, der Vicepräsident der moskauer Abtheilung der medicinisch-chirurgischen Akademie Fischer (von Waldheim), der Director des botanischen Gartens Fischer, die Professoren Lorenz und Charmoy, der Collegienrath Köppen, Bulgarin, deren Namen auch im Auslande nicht unbekannt sind. Das Ganze ist auf 24 Theile berechnet, für welche der Preis von 240 Rubel Papier festgesetzt ist. Jährlich sollen 4 Theile erscheinen, sodaß das ganze Werk binnen 6 Jahren vollendet sein würde. Der erste Theil, im Format dem Brockhaus'schen Lexikon ziemlich gleich, hat gegen 1140 Artikel auf 557 in zwei Spalten getheilten Seiten. Er reicht von A—ALM. Das Äußere ist sehr empfehlend: schönes weißes Papier, scharfe und geschmackvolle Lettern, hier und da eingedruckte Abbildungen. Die Zahl der längern Artikel ist nicht groß. Nur 12 umschließen mehr als 4 Seiten. Es ist also offenbar den Herausgebern mehr um Vollständigkeit der Artikel, als um Ausführlichkeit einzelner wichtigerer zu thun. Doch ist es uns vorgekommen, als ob es hier und da an Gleichmäßigkeit in der Ausführung, an strenger Festhaltung eines bestimmten Princips fehle. Die Länge einiger unwichtigen Artikel scheint uns in keinem rechten Verhältnisse zur Bearbeitung der wichtigern zu stehen. Doch geben wir gern zu, daß in der Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Artikel zueinander eben die Hauptschwierigkeit eines solchen Unternehmens liege. Übrigens sind am Ende der meisten Artikel in diesem ersten Bande die Verf. genannt. Wir bemerken schließlich noch, daß demselben die Abbildung eines Kriegsschiffes von 84 Kanonen beigegeben ist. Der Verleger Pluchart wurde bei Überreichung desselben von der Kaiserin mit einem kostbaren Brillantring beehrt. 43.

Briefe eines Liebenden von Leopold Bornitz. Eingeleitet von Friedr. Schleiermacher. Köln, Kohnen. 1836. 8. 20 Gr.

Das ganze Buch klingt in seiner blumigen Fassung und Sprachweise nach einer Portion Mystik; schon die soi-disant Schleiermacher'sche Einleitung sieht nach einer kleinen Mystification aus. Zwei abgerissene Stellen, jede aus einem Briefe, von Schleiermacher an den Verf. über die Frage geschrieben, ob das in Manuscript eingereichte Buch der Empfehlung und des Druckes werth sei, sollen für eine Einleitung gelten. Schleiermacher erkennt das darin vorwaltende christliche Gemüth sowie die Kindlichkeit der im biblischen Tone gehaltenen Sprache, nicht minder die im Buche vorkommende kosmopolitische Satire und Ironie an, mag sich aber mit dem in vollkommene Mystik ausartenden überschwänglichen Gefühle des Verf. nicht befreunden und warnt diesen schließlich vor jeder Anwandlung von Quietismus. Leider machen sich hin und wieder Spuren davon bemerkbar. Schleiermacher's Warnung vor dem Quietismus kann schon als ein leiser Tadel des bereits vorhandenen angesehen werden. Es ist in der That eine Ruhe in dem Buche, ein Stillstehen der Empfindung, eine träumerische Abgeschlossenheit der religiösen Gefühle, daß die Bewegung, die noch etwa stattfindet, nur innerhalb der Grenzen, welche die Subjectivität des Verf. in den engsten Raum zwängen, abläuft, mehr einem innern Erbeben, einem Vibriren der Nervenenden ähnlich, als einer den ganzen Organismus des Verf. in Bewegung setzenden Thätigkeit. Bei alledem ist es ein freundliches gemüthreiches Buch, das jedoch, wie auch Schleiermacher voraussieht, nur einen kleinen Kreis von Lesern finden wird. So fein, zart und religiös gebaute Gemüther, wie dies Buch, wenn es recht genossen werden soll, verlangt, gibt es zur Zeit nur wenige. Für die Pietisten und Mystiker ist es eigentlich auch nicht, weil sich noch allerlei Weltliches einmengt und die Briefe eines Liebenden schon an sich etwas Verdächtiges in sich haben. Hat man sich erst eingelesen und mit des Verf. Sinn und Gemüth befreundet, so wird man von dieser flüssigen und quellenden Sprache von selbst fortgetragen. Man sieht, daß der Verf. seine Studien durchgemacht hat. Er entwickelt schöne philosophische und Naturkenntnisse und gibt manche brauchbare Sentenzen und Andeutungen, die leider in dieser blumigen, biblischen und nicht eben zusammengehaltenen Sprache wenig hervortreten. Im Ganzen verschwimmt der Verf. in seinen Gefühlen, statt obenauf zu schwimmen. Er vergriff sich im Ton und nahm ihn zu weich. Was hilft die reiche Fülle von Poesie, die hier wogt, wenn Form und Gestaltung fehlen? Göthe äußerte zu Eckermann: „Unsere Zeit ist eine subjective, also eine rückschreitende." Freilich! wenn Jeder so in seiner Subjectivität verharren und nicht aus sich selbst heraustreten will wie Bornitz, so ist an einen Gesammtanbau auf dem Gebiete der Literatur gar nicht mehr zu denken; so kriecht Jeder mit dem Häuschen seiner Individualität herum wie die Schnecke und verkriecht sich wie diese in sich selbst; so baut Jeder auf seiner kleinen Scholle Talent ein Blümchen, ein Pflänzchen oder Kräutchen an, und es ist Keiner, welcher deren Duft genießen mag als eben der Verf. selbst, der nichts weiter als sich selbst versteht und ebendeshalb von Keinem sonst verstanden wird. 45.

Notizen.

Unter dem Titel „l'Italiano" hat in Paris eine in italienischer Sprache verfaßte literarische Zeitschrift begonnen, welche mehre der bedeutendsten italienischen Schriftsteller mit Beiträgen unterstützen. Am Schlusse jeden Monats wird ein Heft dieser neuen Zeitschrift ausgegeben; das bereits erschienene erste enthält nach dem Urtheil französischer Blätter geistvolle und schön stylisirte Aufsätze. In Marseille wird jetzt ein italienisches Blatt anderer Art: „Il veloce", gegründet, das wöchentlich zweimal herauskommen und sich mit Gegenständen des Handels und Gewerbfleißes beschäftigen soll.

Der polnische General, Graf Roman Soltyk hat soeben ein interessantes Buch: „Napoléon en 181[illegible]", herausgegeben. Es liefert eine sorgfältige und treue Schilderung der Begebenheiten des merkwürdigen Feldzuges von dem Übergange über den Niemen bis zur Abreise Napoleon's nach Paris. Manche bekannte Thatsache erscheint hier unter einem neuen Gesichtspunkte. Der Verf., der oft Gelegenheit hatte, sich Napoleon zu nähern, bringt eine Menge noch nicht bekannter Anekdoten und merkwürdiger Züge bei, welche zur Ergänzung der vielen Mittheilungen über jene Ereignisse dienen können.

Madame Malibran erhält nach einer Angabe der englischen Zeitschrift: „Globe and Traveller", für jede ihrer Vorstellungen auf dem Drurylanetheater das ungeheure Honorar von 125 Pf. St.

Von Balzac ist soeben ein neuer Roman in zwei Bänden: „Le lis dans la vallée", erschienen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage
zur Allgemeinen Musikalischen Zeitung.

Nro. 1.

Leipzig, den 1. Januar 1834.

Ueber Tonkünstler-Vereine.

Es ist eine Erscheinung unserer Zeit, daß sich Vereine bilden, um Gutes zu stiften, oder Gutes zu befördern. Wenn man nun auch nicht immer mit dem Zweck und den Mitteln einverstanden ist, so kann man doch nicht leugnen, daß sie oft sehr wohlthätig wirken, und daß sie, wenn sie auch nicht immer ihren Zweck erreichen, doch immer Gutes stiften. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch die Tonkünstler sich zu Vereinen bilden, um ihre Kunst zu befördern, und ihre Lage zu verbessern. Ob sie aber immer ihren Zweck erreichen, ob sie immer Gutes stiften, ob sie immer ihre Lage verbessern, das ist eine andere Frage, die wir hier nicht beantworten wollen. Wir wollen nur einige Worte über solche Vereine sagen, und dann unsere Leser mit einigen Nachrichten über solche Vereine unterhalten.

Es ist eine Erscheinung unserer Zeit, daß sich Vereine bilden, um Gutes zu stiften, oder Gutes zu befördern. Wenn man nun auch nicht immer mit dem Zweck und den Mitteln einverstanden ist, so kann man doch nicht leugnen, daß sie oft sehr wohlthätig wirken, und daß sie, wenn sie auch nicht immer ihren Zweck erreichen, doch immer Gutes stiften. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch die Tonkünstler sich zu Vereinen bilden, um ihre Kunst zu befördern, und ihre Lage zu verbessern. Ob sie aber immer ihren Zweck erreichen, ob sie immer Gutes stiften, ob sie immer ihre Lage verbessern, das ist eine andere Frage, die wir hier nicht beantworten wollen. Wir wollen nur einige Worte über solche Vereine sagen, und dann unsere Leser mit einigen Nachrichten über solche Vereine unterhalten.

den Erscheinungen, daß sie Prüfungen zu bestehen haben, um zu constatiren: ob sie denn auch wirklich die wunderbaren Erfolge, welche ihnen nacherzählt werden, hatten? Auf diesem Wege geht gewöhnlich die schnell erlangte Celebrität wieder verloren, und die Helden derselben finden es gerathen, sich von dem Wunderthäter zurückzuziehen. Auch der Fürst von Hohenlohe folgte diesem Wege, nachdem wider die Behörden zu Bamberg noch die päpstliche Curie seine Kuren durch Gebetskraft als Wunder im kirchlichem Sinne konnten gelten lassen. Über ein Jahrzehnd ist seitdem verflossen; aber der Fürst sucht nicht die Verborgenheit, sondern, seiner guten Sache gewiß, „den Stab des Glaubens ergreifend", tritt er hervor, mit dem Bekenntnisse: „Oft wähnt man sich selbst ein Räthsel unter den Zeitgenossen, von welchen man erkannt und verkannt wird, mit Recht oder mit Unrecht. Dem Weltmeere preisgegeben, wird man bald bei vollen Segeln hin und her geflutet, wofern nicht etwa Windstille eintritt. Selig der Erdenpilger, welcher mit dem Apostel sprechen kann: Es ist mir ein Geringes, daß ich von Menschen gerichtet werde; der Herr ist's, der mich richtet! Nur mein schwaches, doch redliches Streben, besser zu werden, konnte mich zu dem Entschlusse bestimmen, mein Leben und so manche meiner damit verwebten Erfahrungen aufzuzeichnen, die dessen mich würdig bedünkten, weil sich daraus ergibt, was und wie mit den Verhältnissen meiner Zeit und dem Wechsel meiner Schicksale etwas aus mir geworden ist, oder vielmehr etwas hätte werden können. Was getreulich hier aufbewahrt wurde, bleibe ein freundlicher Nachlaß für meine Freunde; meine Widersacher aber können daraus den Menschen erkennen, der ich war, blieb und sein werde, bis meine Seele ihr pilgerndes Staubgewand ablegt und dann der Geist geistig die Wahrheit erschauen wird, die leider ein Fremdling auf Erden ist."

Der Verf. gibt zuvörderst eine kurze Selbstbiographie in mildem Farbentone, ohne polemische Schroffheit. Die Hauptmomente dieses Lebens sind bekannt (Siehe das „Conversationslexikon", 8. Aufl., Bd. 5, S. 359). Die Ansichten, nach welchen er seinem Priesterberufe nachzukommen sucht, sind schwer unter Einem Gesichtspunkte zu vereinen. So liest man hier auf einer Seite (xxxix) Sambuga's Ausspruch gepriesen: „Proselytensucht der Priester ist keine Sucht, sondern ein heiliger Eifer; keine Schande, sondern Ehre; kein Tadel, sondern Wohlthat," und die Worte: „In unserer so bewegten Zeit, bei dem Wechselbunde, in dem Kirche und Staat stehen und wirken müssen, um Herrscherrechte zu befestigen und Völkerglück zu bezwecken, Eintracht und Toleranz, der Religion schönstes Ziel, zu erhalten, ist es Pflicht eines jeden Priesters, in Wort und That das Seine beizutragen. (Doch wol nicht durch den heiligen Eifer, durch die Ehre und Wohlthat der Proselytensucht?) Ich bekenne frei, so sehr ich wahre Aufklärung schätze, so bin und werde ich in den einmal bestehenden Formen des Katholicismus nie anders denken, handeln und reden, als es nach dem strengen Sinne der Kirche gedacht, gesprochen und gehandelt werden soll." Die Erzählung des Fürsten von seiner Bekanntschaft mit dem frommen Landmanne Martin Michel aus Untrewittichhausen, von der Art, wie der Verf. durch ihn von heftigen Halsschmerzen geheilt wurde, und wie die bekannte Wundergeschichte mit der jungen Fürstin Mathilde von Schwarzenberg sich zugetragen, wiederholen wir nicht, da keine neuen Thatsachen beigebracht, sondern nur die in dem bald vergessenen Rechtfertigungsschriften erzählten Wundererfolge des Gebetes wiederholt werden. Unmittelbar nachdem Fürst Hohenlohe in Bamberg durch seine Gebetkuren viel Aufsehen erregt, geht er nach Wien, wo ihm der umsichtige Weihbischof Steindl den Prof. der Dogmatik Ziegler zum Begleiter und Beobachter gibt und die weltliche Behörde, „in Ansehung der Heilungen weder etwas dafür, noch dagegen sich erlaubend, ihren ruhigen, unparteiischen Gang ging, schonend gegen Denjenigen, den zu beobachten sie alles Recht hatte". Kaiser und Kaiserin empfangen ihn gnädig, und Kaiser Alexander, der ihm 1822 eine Audienz verleiht, läßt sich von ihm segnen. Bis zum Jahre 1825 wird ihm Gelegenheit, den hohen Adel Östreichs, vorzüglich weiblichen Geschlechtes, genau kennen zu lernen und von dessen religiösem Sinne und moralischem Wandel ergriffen zu werden. Die Versetzung nach Großwardein als Domherr entsprach, wie es scheint, seinen Erwartungen nicht, wenigstens waren die Jahre seines dortigen Aufenthaltes „grade nicht die erfreulichsten seines Lebens". Doch wurde ihm dort Zeit und Muße, die Resultate seiner Erfahrungen, Erlebnisse und Lebensmaximen zu Papiere zu bringen. Was davon hier mitgetheilt wird, ist in elf Abschnitten zusammengetragen, mit folgenden Überschriften: „Unsere Zeit", „Die Religion", „Nothwendigkeit der Selbstbildung", „Der Priester im Sinne der Kirche", „Vom Umgange mit der Welt", „Von Krankenbesuchen", „Die Welt und ihr Treiben", „Über gewisse Charaktere", „Der Jesuitenorden und die Jesuiten", „Freie Aufsätze" und „Bemerkungen über den Einfluß der Bibelgesellschaften in Rußland". Die Behandlung der meisten dieser Aufsätze weist unmittelbar auf den Priesterberuf und gibt für denselben Rathschläge und Musterbilder, mit herzgewinnender Einfalt vorgetragen, ohne die feine Vorsicht des Priesters und den sittlichen Anstand höherer Stände vermissen zu lassen. Auch Ref. könnte, wenn er hier ausführlich die einzelnen Abschnitte besprechen dürfte, des Verf. Ausspruch sich zur Norm machen, wo er in Bezug auf den Beichtstuhl sagt: „Beim Adel halte ich mich gewöhnlich bei den Unterlassungssünden auf, weil hierin die Meisten sich versündigen." (S. 218.) Diese Worte sind aus dem fünften Abschnitte entlehnt, „Vom Umgange mit der Welt", welcher in sechs Unterabtheilungen zerfällt: „Regeln des Umganges mit Standespersonen", „Verhaltungsregeln im Umgange mit Damen", „Mein Betragen gegen den Priesterstand", „Gegen meinen Monarchen, seine Minister und Beamten", „Von der Wahl der Freunde", „Von Freunden überhaupt und dem vertrauten Freunde insbesondere". Mit Recht empfiehlt der Verf. beim Umgange mit Damen Klugheit und Vorsicht, wenngleich „der Umgang mit den Zierden des zweiten Geschlechtes nicht wenig dazu beiträgt, die Männer auf den rechten Weg des Heiles zu leiten" (S. 219); aber „der alte Adam schläft nie; er legt sich mit uns nieder, und steht mit uns auf. Man traue auch der Gnade nicht, die man von Gott empfangen hat; denn man muß in der Demuth sehr fest begründet sein, um nicht sogar von der glänzendsten Höhe in eine furchtbare Tiefe zu fallen. Kein Ort gewährt Sicherheit; Adam fiel im Paradiese, David auf dem Throne, Lucifer sogar im Himmel selbst." „Ich selbst machte in dieser Hinsicht manche traurige Erfahrungen, die mich bittere Thränen kosteten, mir böse Nachreden zuzogen und meinem Herzen tiefe Wunden schlugen. Hat man indeß das Bewußtsein eines guten Gewissens, dann gehe man ruhig seiner Wege und lasse die Hunde bellen und die Wölfe heulen." Auch der Umgang mit dem Priesterstande hat sein Ärgerniß. Traurige Erfahrungen von 20 Jahren, die der Verf. im geistlichen Stande verlebte, haben ihn gelehrt, daß ein Mann von Geburt nicht sonderlich von seinem Amtsgenossen geliebt wird, eine Schwäche, von der sich kaum die Besten loswinden können. „Was hatte ich nicht Alles in dieser Hinsicht zu dulden", ruft der Verf. aus. „Dies ist Gott allein bewußt und lieber will ich diese Armseligkeiten mit dem Mantel der Liebe bedecken als weiter davon sprechen; denn es wäre Vieles darüber zu sagen." (S. 226.) Die Maximen über den Umgang mit Monarchen, mit Personen in der Thronnähe und mit Vorgesetzten zeigen von feiner Vorsicht und Weltklugheit, ohne das Gefühl priesterlicher Würde und eignen Werthes hintanzusetzen durch niedrige Schmeichelsucht, welche in den Vorträgen der evangelischen Prälaten des neuesten Zuschnittes leider oft so unwürdig hervortritt. Die unter der Überschrift: „Von Krankenbesuchen", mitgetheilten Vorträge und Gebete bei der Ertheilung der heiligen Weggehrung bekunden ein ausgezeichneteres Talent, priesterliche Amtsverrichtungen erbaulich zu machen. In dem Abschnitte: „Über gewisse Charaktere", ist uns beim Ehebrecher

folgende Bemerkung des Verf. auffallend gewesen: „Abgesehen von dem Unfrieden und der trostlosen Verwirrung, die das eheliche Leben des Ehebrechers zur Hölle machen, muß er auch fürchten, keine Nachkommenschaft zu hinterlassen. Und gewiß ist dies die Ursache, warum so manche große Familien gänzlich erloschen; denn nicht umsonst sagt die Schrift: Die Kinder der Ehebrecher gedeihen nicht; und abermal: Ihre Kinder werden nicht wurzeln und ihre Zweige werden keine Frucht bringen." In dem ganzen Buche spricht der Verf. frei und offen aus, welcher Sphäre er angehört; nirgend verleugnet er die Schule, deren Vertheidigung er dankbar übernimmt in dem Abschnitte: „Der Jesuitenorden und die Jesuiten." Ein erbärmliches Geistesproduct: „Unsere Zeiten", so erzählt der Verf., gab ihm Stoff zu ernstlichen Betrachtungen über die Riesenschritte des Unglaubens. „Weinen möchte man über die Connivenz so mancher Monarchen, die unter ihren Augen, in ihren Residenzstädten Libellen den Druck nicht verweigern, die offenbar auf die Zerstörung der Altäre und Throne hinzielen, mit lauter Stimme den Umsturz des katholischen Priesterthumes und die Zerstörung des Jesuitismus predigen." „Die Verbannung der Jesuiten unter Ludwig XIV. war das Vorspiel der Revolution und die Ouverture zu der Tragödie Ludwig XVI. Man kann wirklich sagen, die Geschichte der Jesuiten in Frankreich ist die Geschichte der vorbereiteten französischen Revolution; nicht in dem Sinne, als hätten die Jesuiten selbst die Revolution vorbereitet und bewirkt, wie es unter Andern auch der dänische Wiester zu Göttingen in der Albernheit seines Geistes meinte; sondern die Revolution ward dadurch vorbereitet, daß man die Jesuiten verbannte; sie kam darum zu Stande, weil keine Jesuiten mehr da waren, welche dieselbe hätten verhindern können." Man braucht die hier ausgesprochenen Voraussetzungen nur anzunehmen, um den Schlüssel der Staatsweisheit, welcher jetzt gesucht wird, in der Wiederherstellung der Jesuiten und hiermit in der Sicherstellung vor Revolutionen zu finden. Der dänische Wiester zu Göttingen, dessen Albernheit der Verf. rügt, ist wol der berliner Wiester (er war ein geborner Lübecker); Göttingen, wo er in der Jugend studirte, wird vielleicht jesuitisch darum sein Wohnort genannt, um auf die demagogischen, staatsgefährlichen Umtriebe der deutschen Hochschulen hinzudeuten. Mit den Namen wird es so genau nicht genommen, mit den Thatsachen noch weniger. Seite 321 soll Choiseuil wol Choiseul, Tanüni Tanucci heißen. In den auf Verlangen dem Kaiser Alexander 1822 überreichten „Bemerkungen über die Bibelgesellschaften in Rußland" trifft der Verf. gleich die rechte Stelle, um das Bibellesen des Volkes zu verdächtigen, indem er dasselbe als politisch gefährlich schildert.

Bei vielen der hier besprochenen religiösen und kirchlichen Gegenständen werden die mit dem Prinzen von Hohenlohe nicht übereinstimmenden Anhänger des Christusglaubens Gelegenheit finden, ihm das Motto zurückzugeben, welches er den Gegnern der Jesuiten zuruft: Calumniare audacter, semper aliquid haeret.

Schließlich verwahrt sich Ref. feierlich, daß er nicht zu Denjenigen gehört, welche nach S. 348 das sechste Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen", auf den Taback beziehen, wie hier von einer mit uns verwaffenbrüderten russischen Kirchenpartei erzählt wird. Se non è vero, è ben trovato. 25.

Notizen.

Die Stadt Christiania in Norwegen zählt gegenwärtig 6 Buchhändler und 11 Druckereien, welche fast ausschließlich von Schulbüchern, Broschüren und periodischen Schriften in Anspruch genommen werden. Unter den letztern haben die meiste Verbreitung die beiden „Pfennigmagazine", welche wöchentlich ausgegeben werden und in der Regel nur Übersetzungen aus den ähnlichen deutschen Werken enthalten. Übrigens hat sich die Anzahl der Zeitschriften in Norwegen innerhalb der letzten drei Jahre nicht vermehrt. Das „Norwegische Morgenblatt" fährt fort das am meisten begünstigte Journal zu sein. Es war neuerdings wegen eines darin enthaltenen Artikels über die dänischen Provinzialstände in Dänemark verboten, was jedoch dem Absatze des Blattes keinen Eintrag that. Auch erfolgte nach Beendigung des bei dem dänischen Gesandten in Stockholm anhängig gewesenen Processes eine völlige Freisprechung. Die „Sammlungen für die Geschichte des norwegischen Volks und seiner Sprache", ein Werk, das in vierteljährigen Nummern erscheint, und dessen Zweck ist, die archäologischen Studien zu befördern, schreiten mit Eifer und Thätigkeit vorwärts. Justitiar Bergcapitain Munthe und Professor Lund sind die vorzüglichsten Mitarbeiter an diesem gelehrten Unternehmen. Mit Auszeichnung verdient auch die in diesem Jahre begonnene Zeitschrift: „Den Constitutionelle. Et Dagblad. Redigeret af Karl Fougstad, U. A. Motzfeld og A. Schweigaard", politischen und literarischen Inhalts, genannt zu werden. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß zu Ende des Jahres 1834 die erste in Norwegen gedruckte Bibel mit vorzüglicher typographischer Eleganz bei Gröndahl in Christiania erschienen ist.

Unter dem Titel: „The vale of Lanherne and other poems", von Henry Sewell Stokes, ist in London eine Sammlung von ländlichen beschreibenden Gedichten erschienen, welche nach Maßgabe der englischen Kritik die Aufmerksamkeit des Lesers, besonders wegen ihrer malerischen Schilderungen, verdienen sollen. Es möge eine Strophe aus dem einen Gedichte hier als Probe stehen:

> The chestnut grove in all its leaves how fair!
> Waving in light and shadow to the breeze
> Of ocean, soften'd to a summer air;
> While 'neath the shelter of these graceful trees,
> Myriads of blue-bells woo the honey-bees,
> And with their perfumes lade the gentle gale;
> And round each cot the admiring stranger sees
> Geraniums clustering as in southern vale,
> And scarce believes he roams a sea-girt Cornish dale.

Wir wollen es dem Urtheile unserer Leser anheimstellen, ob ihnen dergleichen Pröbchen der englischen pittoresken Lyrik mehr Erfreuliches, Gediegenes und wirklich Poetisches darbieten als die Excursionen unserer deutsch-modernen Landschaftsdichter, in deren poetischem Leben wol auch selten eine Stunde der Weihe vorkommt, die etwas mit dem seligen Matthisson Vergleichbares darböte.

Soeben ist ein für die Geschichte der Literatur des Mittelalters merkwürdiges und seltenes Werk in Paris herausgekommen, nämlich eine Ausgabe des Katalogs der Manuscriptbibliothek des Louvre, im Jahr 1373 gefertigt, mit historischen und kritischen Noten. Was dabei merkwürdig ist, ist, daß derselbe zwei Abschriften des Romans von Eustache, dem Mönch, enthält, die beide von der bisher einzigen Abschrift abweichen, nach welcher Francisque Michel seine Ausgabe veranstaltet hat. Dies beweist, wie volksthümlich einst dies Gedicht gewesen sein muß.

Englische Blätter eröffnen eine Subscription zu Gunsten der nachgelassenen Familie des Ettrick-Schäfers. „Der geniale Mann", sagt die „Literary gazette", „der sich auf die Staffel der ausgezeichnetsten Zeitgenossen aus dem niedrigsten Stande und ganz aus eignen Mitteln erhob, hat den Seinigen nichts hinterlassen. Er hat das Weib seines Herzens und die Kinder seiner zärtlichsten Liebe hülflos zurückgelassen. Wird es noch mehr bedürfen, um der Nation vorzustellen, was sie dem Todten und seinen Lebenden schuldig ist?" 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 199. — 17. Juli 1836.

Memoirs of Lord *Bolingbroke*. By *Geo. Wingrove Cooke*, Esq. Zwei Bände. London 1835.

Mit Recht verwundert und beklagt sich der Verf. darüber, daß bisjetzt keine erträgliche Lebensbeschreibung seines Helden vorhanden war. Ein Charakter, der so viele interessante Seiten darbietet, der der politischen und der Geschichte der Literatur in gleichem Maße angehört, konnte bei der Vorliebe unserer Zeit für historisch-biographische Werke nicht leicht übersehen werden. Wenn sein Leben vernachlässigt ward wie seine Schriften, so mag der Grund wol in seinen philosophischen und theologischen Ansichten liegen. Wie sich in der Schweiz am längsten das ärgste aller gemeinen Schimpfwörter: du Ketzer! erhalten hat, so gibt es noch immer für die gute Gesellschaft in England kein ärgeres Wort des Bannes, keins, bei dem mehr Wangen roth und bleich, mehr Bücher verpönt oder verleugnet werden als „infidelity". Widerlich wird diese Ketzermacherei, wenn man sieht, wie engherzig und lieblos die Sache betrieben wird, und wie eng sie mit der Selbstgefälligkeit der Engländer, die sich das einzig moralische und religiöse Volk der Erde dünken, zusammenhängt. Die Unverständigen sind ängstlich, um nicht Schaden zu nehmen; die Denkenden sind es nicht minder, um nicht Anstoß zu geben. Glücklich, wenn es bei der löblichen Vorsicht bliebe! Aber es hat sich daraus eine Gewohnheit der Unwahrheit und Heuchelei erzeugt, die an Verderblichkeit dem leichtsinnigen Unglauben nichts nachgibt. In allen Verhältnissen, in der geselligen Unterhaltung wie in der literarischen und der politischen Discussion werden Phrasen gebraucht, deren einziger Zweck ist, dem Verdacht der entferntesten Berührung mit Allem, was ungläubig heißt, vorzubeugen. Wer in England gelebt hat, kann bezeugen, wie sehr solche Phrasen zur bloßen äußern Form gehören, wie streng sie gefodert, wie sie nur mit Kopfschütteln oder einem Verdammungsurtheil vermißt werden. Die habituelle Unwahrheit ist unstreitig der größte Nachtheil jener übertriebenen Scheu. Eine weitere Folge ist, daß die wissenschaftliche Untersuchung auf solchen Gebieten nur selten sich frei zu bewegen wagt, und daß gewöhnlich nur Diejenigen unverblümt reden, die jeder Rücksicht entsagt haben und deren crasse Manier des Vortrags dem Inhalt ihrer extremen Behauptungen entspricht, sodaß zwischen Ängstlichkeit und Frechheit kein Mittleres sich kundgibt. Wenn dennoch einige Schriftsteller, die das Hergebrachte eben nicht schonten, sich zu großer Popularität durchgearbeitet haben, so war es, wie der Verf. an den Beispielen von Hume, Gibbon, Byron nachweist, nicht durch die Macht ihres Geistes allein, sondern auch durch die Gunst der Verhältnisse, indem der Gegenstand, den Jeder auf seine Weise behandelte, dem Geschmack und der Richtung der Zeit an und für sich zusagte. Mit Bolingbroke's Speculationen war dies und ist es nicht der Fall. Sein Name ist ein Wahrzeichen und ein Wort des ungemilderten Schreckens geblieben, so sehr, daß der Herausgeber der „Marchmont papers" sich eigends glaubte entschuldigen zu müssen, wenn er etwas aus der Feder eines so gefährlichen Autors (ungedruckte Briefe von Bolingbroke) der Öffentlichkeit übergab. Und diese Briefe, die noch dazu ganz harmlos sind, gehören zu den werthvollsten Theilen der Sammlung, die Herr Rose aus seinem Familienarchive hervorgezogen hat. Unser Verf. hat sich nicht abschrecken lassen. Er hat sogar der Kritik von Bolingbroke's philosophischen Schriften mehre Capitel gewidmet, in welchen er nicht nur das ursprünglich Verkehrte in dessen Ansichten, sondern auch die Art ihrer Entstehung und die innere Consequenz derselben von B.'s Standpunkt aus darzulegen sich bemüht. Diese Kritik hat nichts Kleinliches, und im Bewußtsein einer wohlbegründeten Überzeugung vermeidet sie nicht, einem Gegner von so überlegenem Talent ins Auge zu sehen. Wenn von dieser Seite die Arbeit des Verf. billige Erwartungen erfüllt, so ist die Darstellung von B.'s politischem Wirken noch besser gelungen. Ungedruckte Materialien, wie sie neuerdings reichlich genug für die Geschichte jenes Zeitraums ans Licht gestellt worden, standen dem Verf. nicht zu Gebot, wol aber solche, die erst seit Kurzem vorliegen und zum Theil (wie namentlich die „Marchmont papers") noch von keinem Historiker benutzt sind.

Bolingbroke's politische Laufbahn bietet vielleicht ohne Ausnahme das warnendste Beispiel für den Ehrgeiz, der auf eine Partei sich stützt und mit deren Interessen sich identificirt, der keine Mittel scheut, um Macht und Ansehen für diese Partei ausschließlich zu erlangen, und der rastlos geförderte, dem Gemeinwohl wirklich ersprießliche Maßregeln eben auch nur als Mittel betrachtet, Ruhm

und Einfluß ſeiner Partei zu erhöhen. B. hat ſchwer gebüßt, weit ſchwerer, als wenn ſein Haupt, wie die Feinde ernſtlich genug drohten, unter dem Beile gefallen wäre. Denn als das Opfer der einen, wäre er zugleich der Märtyrer der andern Faction geworden; die Zeitgenoſſen hätten ſeinem Andenken ihre Sympathie nicht verſagt, und die Geſchichte würde die geſetzliche Geltung eines Richterſpruchs, wenn er blutig vollzogen wäre, ſchärfer geprüft haben. Aber er lebte, um in der äußerſten Verblendung durch den Fehltritt eines Augenblicks zugleich den Ruf der wohlberechneten Politik ſeines Benehmens und das Vertrauen ſeiner Partei unwiederbringlich zu verſcherzen, um dann enttäuſcht in der Verbannung und ſpäter als geduldeter Fremdling in der Heimat, verlaſſen von den Seinigen, Lehren der Weisheit zu predigen, die er ſelbſt ſo wenig geübt, die im Getümmel der Factionen nicht gehört und erſt von der ſpäten Nachwelt erkannt und gewürdigt wurden.

Bolingbroke hat ſein erſtes Votum im Parlament als einen politiſchen Misgriff bezeichnet. Es betraf den Tadel gegen das Whigminiſterium, das unter Wilhelm III. den Namen zu den Verträgen über die projectirte Theilung der ſpaniſchen Monarchie hergegeben hatte. In ſeinen „Briefen über die Geſchichte" (London 1752, 8. Brief, S. 268) ſagt er von dem frühern Parlament, das nach dem ryßwicker Frieden eine ſtehende Armee mehr zu fürchten ſchien als die Vergrößerung Frankreichs:

Ich habe manchmal gedacht, was ich wol gethan haben würde, wär' ich Mitglied jenes Parlaments geweſen. Ich konnte nicht umhin, mir zu geſtehen, daß ich für die Auflöſung der Armee geſtimmt haben würde, wie ich im nächſten Parlament für die Misbilligung der Theilungstractaten ſtimmte. Ich weiß noch zu gut, wie mangelhaft meine Anſicht über die Lage Europens in jener außerordentlichen Kriſe war, und wie ſehr ich die Intereſſen meines Vaterlandes in einem halben Licht anſah. Aber, Mylord, ich ſchäme mich noch jetzt, dies zu geſtehen; denn in Wahrheit, nichts konnte abſurder ſein als unſer damaliges Benehmen.

„Unſer Benehmen" — das der Tories, denen er von Anfang, ohne ihre Grundſätze zu theilen (wie er denn auch in ganz andern auferzogen war), ſich angeſchloſſen hatte, weil er von dem Siege einer Oppoſition, die ſeine Talente zu ſchätzen verſtand, ſich mehr Ehre verſprach als von der Vertheidigung des Beſtehenden. Die Schrift, die der Verf. anführt, um zu beweiſen, daß B. dem Glauben der Tories an das göttliche Recht der Könige nicht zugethan war, gehört zwar einer ſpätern Periode an; aber man wird nicht nachweiſen können, daß B. jemals zu jenem Glauben ſich bekannt. Wenn er harte Maßregeln gegen die Diſſenters vorſchlug, ſo werden wir ſehen, aus welchen politiſchen Motiven es geſchah, und offenkundig iſt, was er von der engliſchen Kirche hielt, ſodaß auch dies für ſeinen Toryglauben nichts beweiſt. Endlich würde er, der ſeiner politiſchen Irrthümer ſich ſo oft anklagt, auch dieſen, wenn er ihn je gehegt hätte, nicht verſchwiegen haben. Bereits war es auch mehr das gemeinſame Ziel der Ambition als die Überzeugung, was die Partei zuſammenhielt.

Bolingbroke oder, wie er damals noch hieß, St.-John, ward Kriegsſecretair im erſten Miniſterium unter der Königin Anna. Er trat mit Robert Harley ein, vielleicht durch deſſen Einfluß. Aber St.-John war für jedes Miniſterium eine treffliche Acquiſition, und Harley hatte, nach Dem, was weiterhin zwiſchen den Beiden vorgefallen, um ſo weniger Recht, von „ſchnödem Undank" zu reden, da ſeine eigne Handlungsweiſe den vollendeten Egoismus an der Stirn trägt.

Die Geſchichte von Harley's Intriguen, wie er die Königin, ein ſchwaches, eitles, eigenſinniges Weib, gegen die Marlboroughs einzunehmen wußte und, als er ſich nicht im Miniſterium halten konnte, durch die Hinterthür ſich wieder einſchlich, während St.-John nach ſeinem Austritte ſich vom Hofe fern und in den Reihen der Oppoſition als ein geachteter Sprecher hielt — dies Alles gehört nicht hierher. St.-John's glänzende Thätigkeit, ſein Verdienſt und ſeine Schuld fällt in die vier letzten Regierungsjahre der Königin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Harmonia. Ein Roman in drei Bänden. Berlin, Fincke. 1835. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Es gibt Menſchen, welche der Kunſt, ihr Daſein zu verumſtändlichen, des Talentes, das umgebende Leben in die Breite zu drücken, in ſo hohem Grade mächtig ſind, daß man ihre ganze Exiſtenz als eine fortwährende Paraphraſe ihrer ſelbſt anſehen kann. Läßt man in dem menſchlichen Daſein das quantitative Verhältniß verwalten, ſo kann man behaupten, daß ſolche umſchreibende Naturen doppelt und dreifach jene von den Göttern vorherbeſtimmte Lebensfriſt, welche, „wenn es hoch kommt, achtzig währet", durchmeſſen haben.

Von hoher Eigenthümlichkeit in der That iſt die Art und Weiſe, das savoir vivre eines ſolchen lebensumſtändlichen, daſeinverdünnenden Mannes. Jeder Fußbreit Landes, den er weiter mißt, jeder Zoll Weges, den er erobert, jede Ausſicht, die er, ſei es auch nur in der Vogelperſpective, beſtreitet, jeder point de vue, zu dem er gelangt, kurz jeder räumliche und zeitliche Schritt, der als ein Fortſchritt ſeiner Exiſtenz angeſehen werden kann, Alles iſt vorher-bedacht, vorher beſtimmt, vorher beaugenſcheinigt, vorher präparirt, ſecirt, diſtinguirt, anatomiſirt, rectificirt und inſoweit amplificirt, daß man ſicher annehmen kann, es ſei nun kein plus ultra mehr denkbar. Auf dem Standpunkte, welchen der lebensumſtändliche Mann eben einnimmt, gibt es kein Sandkorn, keinen Grashalm, kein Liliput der Schöpfung, worin er ſich nicht dreimal und dreißigmal hinein- und hinausreflectirt hätte. Dieſes In-ſich-ſelbſt-abſorbiren der Stoffe und hiernächſt Wiederkäuend-herausvomiren der Subſtanzen iſt für den Lebenskünſtler die wahre pointe, Weisheit und Befriedigung des Lebens. In dieſem beſteht die Diplomatie des Menſchſeins, das iſt die philoſophiſche Kunſt, in der Leerheit der Lebenslangenweile ſein Vergnügen zu finden, oder, negativ ausgedrückt, ſich über nichts zu langweilen, was langweilig iſt. Dieſes fein-phlegmatiſche Sich-Breitquetſchen in dem Leben, das an ſich ſchon breit genug iſt, ſteht inſofern noch über der philoſophiſchen Ataraxie des Stoicismus, weil in ihm die abſolute Unmöglichkeit liegt, über Etwas in der Welt zu verzweifeln.

Dem lebensbreiten Manne muß man eine Weile zuſchauen, um ihn recht zu verſtehen und zu beurtheilen. Es iſt überaus lehrreich, ihn nur einen Tag in ſeiner Häuslichkeit — und die ganze Welt iſt ſeine Häuslichkeit — zu beobachten. Wenn er früh aufſteht, ſo geſchieht es mit Vernunft; wenn er ſein Frühſtück zu ſich nimmt, ſo findet es ſtatt mit Sachkenntniß; wenn er die Beinkleider wechſelt, ſo thut er es, indem er den Werde-

act derſelben, den „großen Gedanken ihrer Schöpfung“ noch einmal denkt; wenn er ſich im Spiegel beſieht, um Toilette zu machen, ſo vollbringt er es unter ſeelenruhiger Bewunderung der Züge, welche das Leben zu genießen verſtehen. Stößt ihm auf der Straße eine rohe Menſchenmaſſe entgegen, welche ſeinen Weg hemmt, ſo weiß er mit gehörigem Anſtand die Ellbogen einzuſetzen; iſt es kothig auf den Gaſſen, ſo duldet er mit großartiger Ruhe, daß ihm ſein Gewand bekleckſt werde; wird er irgendwo zur Tafel geladen, ſo genießt er mit der Idealität des vollkommenſten Selbſtbewußtſeins Tauben, Hühner, Leberpaſteten, Compots und Schellfiſche, Alles durcheinander, und wiewol alles dies Heteregene und ſpecifiſch Verſchiedene in einen und denſelben Magen kommt, ſo weiß es ſein ſelbſtbeſtimmendes Handeln, ſein umſichtig-berechnendes Hinabſchlingen doch alſo einzurichten, daß es innerhalb der präſtabilirt-harmoniſchen Maſchine niemals zu einem ſubalternen Bauchgrimmen kommen kann. Geſättigt erhebt ſich der Lebenskünſtler von der Tafel; er hat ſechsmal ſo viel gegeſſen als alle Andere, aber dennoch iſt ihm der Appetit nicht vergangen und er wiſcht ſich den Mund nach geendigter Mahlzeit ganz mit derſelben Wolluſt wie ein Anderer, wenn er zur Mahlzeit ſchreitet. Wie groß, wie ſchön iſt dies und wie beneidenswerth!

Nirgend jedoch erſcheint der lebensumſtändliche und lebensvorſichtige Mann in ſchönerm Lichte, als wenn er nach wohlgetroffenen vorbereitenden Einrichtungen ſich anzuſchicken beginnt zum Schriftſtellern. Das Schriftſtellerthum iſt der Culminationspunkt des Lebensdiplomaten. Denn durch eigne, genußvolle Selbſtbeſtimmung ſich hierzu, als zu ſeinem nicht zu verkennenden Beruf, veranlaßt fühlend, ſehen wir ihn ſogleich in höchſt behaglicher Weiſe, wiewol mit vollkommener geiſtiger Beweglichkeit vor ſeinem Mahagony- oder reſpectiven Marmorſchreibtiſch ſitzen. Seine conſiſtente und comfortable Geſtalt ruht in einem Lehnſtuhl, deſſen Modell von dem daſeinſchlürfenden Philoſophen als ein glänzendes Reſultat langer Erfahrungen im Bequemſitzen dem Täſchner und Polſterer vorgedacht wurde. Kein Sultan ruht auf ſeinem Divan bequemer als auf dieſem idealiſchen Meiſterſtücke der durchaus idealiſche Schöpfer deſſelben. Vor ihm liegen Schreibfedern, goldene, ſtahlblaue, bronzene, hamburger gezegene und ungezegene; vor ihm ſtehen Schreibzeuge, eins, zwei, drei, vier, fünf, antike, moderne und mittelalterlich romantiſche. Griechiſche Vaſen von überaus niedlichen Formen enthalten kaleidoſkopiſchen Goldſtaub, um den durchſichtigen Gedanken, wenn ſie noch im Zuſtande feuchter Geneſis ſich befinden, ſeelenvolle Trockenheit und zugleich den äußern Glanz, welcher ihrem Innern entſprechend ſei, in anmuthigſter Lebensbeſchränkung mitzutheilen. Und ſo ergreift denn der azurblaue Schlafrock, die purpurrothe Nachtmütze, ergreifen die meergrünen Pantalons und die ſiriſternbeſäten Klappantoffeln, welche zuſammengenommen den vom innerſten Leben weiſſagenden Lebenskünſtler bilden — ſo ergreifen ſie nach langem und ſchmunzelndem Bedenken die ſcharfgeſpitzte Feder, und ſie eilt, langſam und anmuthig, glänzend ſchwarze Spuren zurücklaſſend, über den Alpenſchnee des Königspapiers, und dann wieder ſteht ſie ſtill und ſchaut ſich gedankenvoll um, ob auch nicht ein kleines Miniaturhauptheilchen des Inhalts vergeſſen ſei, ob auch der Blick Alles erſchöpft habe, ob auch die Form in ſanfter, ſchmiegſamer Gedehntheit und ſüßer Wellenweichheit ſich als Zartes und Inniges dem Zarten und Innigen anſchmiege und ſolchergeſtalt entſprechend ſei. Einſtweilen hat der Bediente die Chocolate gebracht, und beim Schreiben, Bedenken, Zaudern, Feilen und Wiederfeilen hat ſie der Lebenskünſtler ausgetrunken. Jetzt iſt es die rechte Stunde, der Dame vom Hauſe einen guten Morgen zu wünſchen. Während dies geſchieht und der Schriftſteller im häuslichen Pathos mit der Würde der verdoppelten Lebensklugheit zur Gemahlin ſchreitet, überlaufen wir die Reſultate ſeiner Morgenbeſchäftigung. Wir finden ſie in den nachſtehenden Perioden, womit der Verfaſſer, in einer Stunde der echten Weihe und ſich vergötternden Paraphraſirung, ſeinen neuſten Roman in drei Bänden durchaus behaglich eröffnet: „Die Vorzimmer des fürſtlichen Palaſtes zu Spirau waren um die gewöhnliche Morgenſtunde von Beamten, Hofleuten und Vornehmen gefüllt, wie es die Etikette gebot, welche von einer Seite ein ſteifes und leeres Ceremoniel mit großer Strenge vorſchrieb, während ſie von der andern den Ton einer freien geiſtreichen Umgangsſitte, welche der höhern geſellſchaftlichen Sphäre heutigen Tages eigen iſt, zuließ, ſodaß an dieſem Hofe nicht blos der Charakter eines großen und kleinen ſonderbar ſchroff zuſammengeſtellt war, ſondern auch noch ein drittes, an beiden ſeltnes Element, das eines ausgedehnten Familienlebens, ſich vorzüglich bemerkbar machte. Dieſe Erſcheinungen hatten nicht blos in den Grundſätzen, Gewohnheiten und Neigungen des Fürſten ihren Grund, ſondern waren nichts als das äußere Abbild ſeines Charakters, wie überall ſo war auch hier der Hof wie der Fürſt. Die erſte Hälfte eines jeden Tages widmete dieſer den Geſchäften und ertheilte in ſeinem Cabinet allen Denen Audienz, welche vermöge ihrer Stellung und ihres Amtes oder eines beſondern Vorzugs, deſſen ſie gewürdigt wurden, darauf Anſprüche hatten, oder welche irgend ein Geſuch perſönlich vorzutragen wünſchten. Außerdem mußten aber Alle, welche zur Claſſe der höhern Beamten und zum Hofe ſelbſt gehörten, täglich ſich in den Vorzimmern verſammeln, ihre Gegenwart mochte nun nöthig ſein oder nicht; und der Fürſt hielt mit deſto größerer Strenge auf die Erfüllung dieſer Pflicht, als er wußte, daß die Mehrzahl von Denen, welchen dieſer Dienſt oblag, in dem Umſtande, daß ſie faſt täglich nach mehrſtündigem Warten, ohne irgendwie in Anſpruch genommen worden zu ſein, entlaſſen worden, einen Vorwand, ſich dieſer Form zu entziehen, finden würden, wenn auch dagegen Andere aus wahrhaft höfiſchem Ehrgeiz niemals dem Vorrecht und der Auszeichnung, ſich in den Vorzimmern einfinden zu dürfen (denn als ſolche galt es beſonders in den Augen der Fürſten), entſagt haben würden u. ſ. w.“

Ref. iſt der Meinung, daß es nur der Anführung dieſer einzigen, den Anfang des Romans bildenden Stelle bedarf, um Das, was über die lebensumſtändlichen Autorengeiſter vorher Einleitendes geſagt wurde, in den Augen der Leſer gerechtfertigt zu ſehen. Denn aus dieſer kurzen Stelle, die jedoch bei gleichem Inhalt unfraglich um drei Theile kürzer ſein könnte, blickt Alles und Jedes hervor, was unſere das menſchliche Leben breitquetſchenden Schriftſtellernotabilitäten bezeichnet. Mit azurblauen Augen lauſcht hinter dem Strauch der azurblaue Schlafrock hervor, desgleichen blinzelt die purpurne Schlafmütze, es glimmt das dunklere Meergrün der Pantöffelchen, ja hinter Blättern und Blüten der unverkünſtelten ſchlichten Natur wogt und nebelt in ihren abenteuerlich-umſtändlichen Umriſſen die ganze weiſſagungenſchwangere Geſtalt eines unerſchöpflichen, aber leider unerſchöpflichen, moderniſirten Baki. Sie ſpielt mit dem Leſer Verſteckens, ein liebes unſchuldiges Spiel, wäre nur nicht die Hauptpointe deſſelben das Immerwiederzumvorſcheinkommen.

Aber der Ernſt der deutſchen Kritik ſpielt kein Verſteckens mit dem deutſchen Autor, ſtelle ſich dieſer nun geberdig oder ungeberdig, vornehm oder ſansculottiſch, behäbig oder tölpelhaft. Wäre die deutſche Kritik erſt dahin gekommen, daß ſie mit den Perſonen und Perſönchen Derer, die ſie hart anzureden berufen iſt, ſpielend tändelte und tändelnd ſpielte, dann hätte ſie ihre Würde, ſowie ihren Werth in der That eingebüßt. Niemand kann fürchten, daß es je dahin kommen werde. Wir wollen jedem Autor, der ſich berufen fühlen möchte, in etwa durchaus behaglichen Seelenzuſtänden einen Roman wie dieſe vorliegende „Harmonia“, zu ſchreiben, die Frage aufwerfen: Wozu und abermals wozu dieſe ſterilen Umſtändlichkeiten? dieſe tauſendfach verdünnten Flüſſigkeiten ohne nährenden Saft? dieſe breitgedrückten, gleich Citronen ausgequetſchten und ausgequälten Geſellſchafts-, Hofs- und leeren Gemüthszuſtände? Wozu ſollen uns die kleinen abgemalten Miniaturfürſten helfen, dergleichen nun ſchon ſeit 60 Jahren in der deutſchen Literatur herumſpuken? Schildert uns die Thaten, die Geſinnungen, die Saaten und die Ernten großer Könige und erhabener Kaiſer,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 200. — 18. Juli 1836.

Memoirs of Lord *Bolingbroke*. By *Geo. Wingrove Cooke*, Esq. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Der rechte Augenblick, den spanischen Erbfolgekrieg zu Ende zu bringen, war versäumt worden. Eine bis dahin beispiellose Schuldenlast drückte das Volk und mehrte sich fortwährend. Dazu war die Rechenschaft über die Verwendung der öffentlichen Gelder unvollständig und ungenügend. Wessen Interesse es war, diesen Zustand der Dinge fortdauern zu lassen, darüber konnte kein Zweifel sein. Zunächst das Interesse Derer, die im Kriege Ruhm und Gewinn ernteten. Daß Marlborough neben der Gelegenheit, sich auszuzeichnen, auch die, sich zu bereichern, wahrnahm, ist ausgemacht. B. konnte mit Fug und Recht ihm drohen lassen: sobald er die Gunst des Hofes verliere, werden Dinge zu Tage kommen, die kein Siegesglanz mit täuschendem Blendwerk überkleiden könne. Wie sehr Marlborough's Geldliebe sprüchwörtlich geworden, ersieht man am besten aus der famösen kleinen Rede, durch die der Graf von Peterborough sich rettete, als der Pöbel ihn einmal für Marlborough nahm und insultiren wollte: „Ihr Herren, daß ich nicht der Herzog von Marlborough bin, will ich Euch alsogleich bündig beweisen: erstlich hab' ich nicht mehr als fünf Guineen in der Tasche, und zweitens stehen Euch die fünf Guineen zu Dienste von ganzem Herzen." Damit warf er das Geld unter den jubelnden Haufen. Aber Geldliebe war nicht der unwürdigste Zug in Marlborough's Charakter. Durch die neuern Forschungen hat kein Held mehr als er von der Bewunderung eingebüßt, die man ihm lange gezollt. Die Beschuldigung seiner bittern Feinde, daß er selbst nach der Krone getrachtet, ist albern und kommt wenig in Betracht gegen Dasjenige, was jetzt erwiesen ist. Die Intriguen sind ans Licht gebracht, die er beständig mit den verbannten Stuarts unterhalten, denen er auf eine Weise verwandt war, die seinem Hause wenig Ehre bringen konnte (der Herzog von Berwick war ein natürlicher Sohn Jakob II., seine Mutter war eine Schwester von Marlborough) und zu deren Sturz er wesentlich beigetragen, indem er den Oberbefehl übernahm, während er schon der Verschwörung gegen Jakob II. sich angeschlossen hatte. An den vertriebenen König schrieb er später reuige Briefe, voll ekelhafter Demuth und eitler Versprechungen. Wir wissen jetzt, daß ihm der Lohn des Verräthers geworden. Wilhelm III. behandelte ihn auf eine Weise, daß schwer zu sagen ist, ob mehr Widerwillen oder Verachtung darin liegt, und Jakob II., dessen Vertrauen er nie wiedergewonnen, spricht in seinen Memoiren von ihm mit verdienter Geringschätzung. Diese Intriguen aber ahnten damals die Wenigsten. Durch seine Gemahlin beherrschte er, bis die Frauen sich entzweiten, die Königin Anna, und sein Feldherrnruhm schmeichelte dem Stolze der Nation. Indessen wär' es ihm doch schwerlich gelungen, sich so lange zu halten, hätte er nicht mit Godolphin den Whigs sich immer mehr angenähert, die ihre Hoffnungen als Partei daran knüpften, daß sie durch parlamentarische Beschlüsse dem Feldherrn die Mittel zu stets neuen Feldzügen verschafften. Außerdem gab es eine Classe von Menschen, die ein ganz entschiedenes, materielles Interesse an der Fortdauer des Krieges hatten: die Capitalisten, die bei dem neuen Systeme der Staatsschuld ihre Rechnung fanden und, je größer die Noth, desto vortheilhaftere Bedingungen machen konnten.

Wenn unter diesen Umständen eine Anzahl von energischen, redlichen Männern ins Cabinet kam, die nur die Interessen des gemeinen Wesens im Auge hatten, so konnte durch den Ministerwechsel der Staat gerettet werden.

Hören wir Bolingbroke's eignes Geständniß (in dem Sendschreiben an Sir William Windham, S. 19 fg.), mit welchen Absichten die Tories ins Ministerium traten:

Ich fürchte, es läßt sich nicht leugnen, daß wir mit denselben Gesinnungen an den Hof kamen, wie noch jede andere Partei; die Haupttriebfeder unserer Handlungen war der Wunsch, die Staatsregierung in unsern Händen zu haben; unser hauptsächliches Ziel war, diese Gewalt zu behaupten, bedeutende Stellen für uns selbst und bedeutende Gelegenheiten zu erhalten, Die, die zu unserer Erhebung mitgewirkt, zu belohnen, und Denen, die uns entgegenarbeiteten, zu schaden. Doch ist es wahr, daß zu diesen Beweggründen des Privat- und Parteiinteresses noch andere sich gesellten, deren Ziel das Wohl des gemeinen Wesens war, wenigstens was uns als solches erschien.

Weiterhin sagt er:

Unsere Absicht war, uns der Gunst der Königin zu bedienen, um die geschlossenen Reihen der Whigs zu brechen, ihnen die Stützen zu entziehen, welche die Verhältnisse ihrem Einflusse darboten, und alle Stellen im Königreiche bis herab zu den geringsten mit Tories zu besetzen. Wir dachten, solche Maßregeln, im Verein mit dem Einfluß unserer Anzahl und unsers Besitzthums, müßten uns gegen jeden feindlichen Versuch,

so lange die Königin regierte, sicherstellen, und wir müßten bald mächtig genug werden, um für jeden Fall, der sich nachher zutragen möchte, unsere Bedingungen machen zu können; wie es aber nachher werden sollte, darüber waren in der That, wie ich glaube, Wenige von uns oder Keiner zu einem ganz festen Entschlusse gekommen.

Es ist hier von der Thronfolge die Rede, die zwar durch Parlamentsacten festgesetzt, aber doch, so lange es in England Misvergnügte und draußen einen Prätendenten gab, noch zweifelhaft war. Es ist der stärkste Ausdruck für das Selbstgefühl und das dictatorische Auftreten einer Partei, wenn sie die Entscheidung über Verhältnisse, die das Gesetz bereits geordnet hat, als von ihrer Entschließung abhängend darstellt und sich mächtig genug erachtet, um selbst den gesetzlichen Herrscher, wenn sie diesen nicht ausschließen kann oder will, zu zwingen, daß er vor allen Dingen mit ihren Häuptern capitulirt.

Die Zweckmäßigkeit, die Nothwendigkeit, die Wohlthat des Friedens wird nun entwickelt, und es heißt: „Aus diesen Gründen waren wir entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um Frieden zu machen; wir glaubten, es sei dies im Interesse des Vaterlandes, und alle Welt glaubte, wie wir selbst, es sei im Interesse unserer Partei." Noch einmal: „Das Gelingen des Friedenswerkes war gleich wichtig für Europa, für das Vaterland, für unsere Partei, für unsere Personen, für die Mitwelt und für kommende Geschlechter." Die Hauptsache war doch immer, daß die Tories, und nur die Tories, Europa, dem Vaterlande, der Mitwelt und Nachwelt den Frieden geben sollten. „Der Friede galt mit Recht für die einzig sichere Grundlage, auf welcher wir ein Torysystem errichten konnten." Harley, der jeder Partei den Sieg versprach, wenn sie nur ihn unterstützen wollte, wußte auch dies geltend zu machen: „vom Frieden sollte eine neue Administration, sollte der Beginn des tausendjährigen Reichs des Torysmus datiren".

Diese Geständnisse sind ganz hinreichend, um die Art zu erklären, wie die Unterhandlung betrieben, der Frieden abgeschlossen ward. Wenn Parteirücksichten auf diese Weise sich vordrängen, so konnte andern wesentlichen Rücksichten nur so viel Geltung eingeräumt werden, als geschehen mußte, um nicht das eigne Werk zu zerstören und die Partei ganz unheilbar zu compromittiren. Es konnte nicht fehlen, der Friede von Utrecht, sowie er vorbereitet worden, sowie er ausfiel, mußte vom Standpunkte der Tories gutgeheißen oder doch entschuldigt, von jedem andern vielfach getadelt, vom Standpunkte der Whigs aus verdammt werden. Nichts ist bekannter, als daß dies wirklich geschah, und daß die Minister vom ersten Parlament Georg I. darüber des Hochverraths angeklagt wurden. Der Verf. hat die Artikel des impeachment gegen Bolingbroke und Oxford (Harley) sammt Oxford's Vertheidigung im Anhang abgedruckt und im Werke selbst ausführlich beleuchtet. Was ein unbefangenes Urtheil noch jetzt am utrechter Frieden insbesondere tadelnswerth findet, läßt sich schwerlich bündiger zusammenfassen, als Hallam („Geschichte von England", Cap. 16; II, 571 der Quartausg.) gethan hat:

Daß ein englischer Minister sich bei der ersten Eröffnung der Unterhandlungen diesem noch immer gefährlichen Feind (Ludwig XIV.) in die Arme warf; daß er Lille herausgab und sich beinahe bemühte, auch Doornik zu überliefern; daß er im Laufe der ganzen Correspondenz und in allen Unterredungen mit Torry die triumphirende Königin von Großbritannien ungeduldiger den Frieden suchen ließ, als ihr besiegter Gegner that; daß die beiden Höfe der Sache nach im Einverständniß agirten gegen die Verbündeten, ohne die wir uns verpflichtet hatten auf keinen Vertrag einzugehen; daß wir mitten im Feldzuge unsere Truppen zurückzogen und selbst der Städte unserer Alliirten uns bemächtigten, während wir diese so bloßgestellt dem ungleichen Kampf mit der Übermacht preisgaben; daß wir zuerst diese Alliirten hintergingen, indem wir durch die entschiedenste Unwahrheit unsern geheimen Vertrag ableugneten und nachher ihnen dessen Annahme vorschrieben: dies sind die Thatsachen, die für Bolingbroke so schmachvoll erscheinen und in etwas geringerm Maße auch für Oxford, daß sie kaum zu beschönigen sind, wenn man auch den Vertrag selbst für räthlich unter den Umständen erklärt.

Bolingbroke legt die ganze Arbeit und das Verdienst der Unterhandlungen sich selbst bei; billig ist, daß er auch den Haupttadel tragen muß, zumal, da sein und seiner Freunde Bericht über seine Thätigkeit nicht übertrieben scheint. Er war der Einzige am Hofe, der geläufig Französisch sprach und schrieb. Pope erzählt, er habe in drei Wochen der spanischen Sprache sich so bemeistert, daß die Correspondenz mit den spanischen Ministern in ihrer Sprache geführt werden konnte. Dies ist wol so zu nehmen, daß er spanische Depeschen ohne Dolmetscher verstand und etwa die Treue eines Übersetzers controliren konnte; und dann ist es eben kein so großes Wunder, da er vorher Italienisch wußte, und da für sein Sprachtalent auch Voltaire ein vollgültiges Zeugniß ablegt. Er selbst sagt:

Die Instructionen, die Befehle, die Denkschriften waren von mir entworfen, die Correspondenz in Frankreich und sonst überall von mir geführt worden; von den Papieren, die im Laufe der ganzen Unterhandlung aufgesetzt worden, war fast keines, das nicht meine Unterschrift trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter der Große in seinem Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des Wachsthums und der Versittlichung des russischen Reiches und Volkes. Dargestellt von Karl Große. Zwei Bände. Meißen, Gödsche. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Schon der mäßige Umfang zweier kleinen Bände läßt in der vorliegenden Schrift keine ausführliche Geschichte Peter's des Großen und seiner Zeit oder wenigstens des russischen Reiches unter ihm erwarten, obschon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß sich auch in zwei Bändchen viel Geistreiches und Schönes über einen großen Herrscher hätte sagen lassen. Die vorliegende Schrift gehört vielmehr in die Classe derjenigen literarischen Erzeugnisse, welche darauf Anspruch machen, historische Kenntnisse in einer gefälligen Einkleidung und ohne weitläufige Forschungen, die viele Leser gern für pedantisch oder unnütz halten, unter die Leute zu bringen und ein historisches Lesebuch zu sein, dem in einem höhern oder geringern Grade die französischen Résumés und Abrégés zum Vorbilde gedient haben. Indessen müssen wir zur Ehre des Hrn. Große gestehen, daß er sich von jenen Mustern doch möglichst fern zu halten gesucht und nicht ohne eigentliche Kenntniß der Geschichte Peter's des Großen und ohne Vorliebe für seinen Gegenstand gearbeitet hat, zwei Eigenschaften, die sich weder den französischen Résu-

kommt Alles auf Eins heraus. Letztere finden sich häufig hier ein; an schönen Tagen sieht man die vornehmste Welt in der Allée des orangers. Bei den pariser Schönen sind ungraziöse Taillen ebenso selten als ganz regelmäßige Züge und Physiognomien voll Geist und Anmuth. Man findet oft sehr große schwarze, aber nichtssagende Augen, wenigstens für das Gemüth, und fast immer einen sehr feinen kleinen Mund, der aber sehr viel sagt, denn er steht nie still. Ein häßlicher Zug entstellt die Französinnen: die Liebesverhältnisse laufen meist auf eine Geldsache hinaus; ihre Myrtenstaude ist eigentlich das Tausendgüldenkraut. Da sah ich vor einigen Tagen ein Vaudeville: „Les deux maîtresses." Ein junger Mann unterhält eine Grisette; sie kostet ihm jährlich 100 Thaler; daneben macht er einer vornehmen Dame den Hof; diese läßt sich gratis anbeten und ist die Theuerste. Bald verbrennt sie einen Shawl, den der arme Junge ersetzen muß, bald wünscht sie Pferde, bald eine Loge in der großen Oper. Die Verlegenheiten des jungen Mannes werden von der Grisette in der zweiten Galerie und von der Dame in der Loge beklatscht; beide erkennen die Wahrheit des Tableaus. Nur ist das Vaudeville noch glimpflich: in diesem bietet die Gräfin ihrem ruinirten Liebhaber Hand und Vermögen an; in der Wirklichkeit wird ihm die Thüre gewiesen. Sonst sind die Pariserinnen harmlose Geschöpfe, so lange man ihnen nichts in den Weg legt. Sie haben eine Wespentaille und allerliebste Füßchen. Sie sehen Einem dreist ins Gesicht, aber mit einem so lieblichen Lächeln, daß man sichs gern gefallen läßt. Sie schminken sich roth, blau und weiß, wol aus Patriotismus: es sind die Nationalfarben. Im häuslichen Kreise bleibt die Schöne bis zum Kinne in einen weiten Pudermantel gehüllt; in größerer Gesellschaft wird die Robe schon kürzer; auf Bällen schrumpft sie dergestalt zusammen, daß dem Körper die Übermacht über die Hülle bleibt; das ist zugleich sehr ökonomisch und sehr logisch: je mehr Zuschauer, je mehr wird zum Besten gegeben.

Im Sommer ist der Tuileriengarten gleichsam ein großer Salon. Die Spiegel sind die marmornen Bassins, in welchen Schwäne kreisen; als Plafond haben sie die dunkeln frischen Laubgewölbe oder den blauen Himmel; statt der Flacons hauchen die Blumenkelche Wohlgerüche. Unzählbare Statuen zeigen die schönsten Formen; manche, vor allen der Spartacus, sind von imposantem Effect. Ich kenne keine Statue von solcher Energie; lang verhaltene Entrüstung bricht in dem edeln Antlitz los; auf den verächtlich aufgezogenen Lippen schweben rachdürstige Verwünschungen; jede Muskel des kalten Marmors glüht vom schwellenden Zorne; im gewaltigen Sturme der Leidenschaft, der durch dies Kunstwerk braust, bleibt die Harmonie der Linien, das Gleichgewicht der großartigsten Verhältnisse unversehrt. Spartacus ist mit dem Gesichte gegen die königlichen Gemächer gewendet; in der Rechten hält er das Schwert, am linken Arme schwebt eine zerbrochene Kette: man glaubt den personificirten Volkssturm der Julitage zu sehen.

Dieser Salon von 72 Arpents hat stets große Gesellschaft. Der Reiche besucht ihn nur auf kurze Zeit; des Abends erholt er sich unter den stärker duftenden Orangebäumen von den Genüssen des Tags. Der Unbemittelte bleibt vom Morgen bis in die Nacht. Manchmal wandert die ganze Familie dahin; die Kinder springen übers Seil, worin sie eine große Gewandtheit besitzen, die erwachsene Tochter stickt oder näht und schielt über ihre Arbeit weg nach einem Liebhaber und spielt einen Roman, während die Mama neben ihr einen liest. Die Sitze entsprechen dem übrigen Ameublement nicht. Selbst Fürstinnen und Herzoginnen müssen mit den kleinen unbequemen Strohstühlen vorliebnehmen, die für zwei Sous vermiethet werden; sonst hat man nur kalte steinerne Platten und schlechte hölzerne Bänke. Alle diese Sitze sind besetzt. Die mannichfaltigsten Gruppen bieten sich dar. Wir heben einige der charakteristischen aus. Sehen Sie den alten Herrn in alles de pigeon, Schuh und Strümpfen und kurzen Beinkleidern: es ist ein Karlist, er trägt eine grüne Cravatte, die Farbe des Herzogs von Angoulême; in die Ecken seines Taschentuchs sind Lilien eingestickt, die jungfräulichen Lilien Heinrich IV., vor dem jedes Weib flüchten mußte, das ehrlich bleiben wollte, wie Tallemant des Reaux berichtet; die Lilien, welche an Ludwig XIV. ehebrecherischem Alkoven prangten und in den Gemächern des Parc aux cerfs, wo dessen Enkel nackte Mädchen im Katechismus unterrichtete. Unser Legitimist liest die „Quotidienne"; sie erzählt ihm vom Complotte der Brüder Chauveau, die beinahe glücklicher gewesen wären als Fieschi. Von Zeit zu Zeit zieht er eine Tabaksdose mit dem Portrait des Herzogs von Bordeaux aus der Tasche; gerührt beschaut er die Züge des enfant du miracle, das mit Wasser aus dem Jordan getauft wurde, und blickt dann zum Himmel auf, als wolle er sagen, es gäbe dort oben keine Religion mehr und Gott Vater sei ein Liberaler geworden! Dieser graue Alte, mit dem blauen Oberrocke, der bis zum Kinne zugeknöpft ist, ist ein grognard aus der Kaiserzeit. Das rothe Bändchen und ein lahmer Fuß, das ist Alles, was er von seinem Ruhme erübrigt hat; er liest in einem Bande der „Victoires et conquêtes" und dreht den Tuilerien den Rücken. Die grognards sind Ludwig Philipp nicht gut; ihnen gährt noch der Kopf von den Kaiserschlachten. Es sind verlegene Helden, die mit der Gicht in Hand und Fuß Europa aufs Neue durchziehen und zusammenhauen wollen.

Nicht weit davon sehen Sie ein großes junges Frauenzimmer, eine Clorinde an Wuchs und Zügen; sie liest den „National". Schade um das süße Gesicht, daß politischer Haß es verbittert. Das schwarze Kleid deutet auf Trauer; es ist eine Republikanerin; wahrscheinlich ist ihr der Bruder oder der Geliebte in den Junitagen geblieben. Die Junitage sind die schrecklichste Katastrophe seit der Schreckenszeit; edles Blut ist fürwahr im Cloître St.-Méry geflossen. Die Dreihundert in den Thermopylen waren nicht größer. Nur fielen die Helden der Junitage als Opfer eines unglücklichen Wahnes. Die Republik wurde 1793 von Robespierre guillotinirt. Die heutigen Jakobiner meinten, sie wieder ins Leben gerufen zu haben, weil die Leiche unter der galvanischen Rhetorik der „Tribune" gezuckt hatte.

Sehen wir uns nach freundlichern Bildern um. Dort kommt eine fein gekleidete Bonne mit ihrer Demoiselle. Die Bonne ist vom Lande, das sieht man am derben Fuße und am Wuchse; sie hat knappe Schuhe, ein knappes Mieder, ein schwarzseidenes Schürzchen, Ringe und eine goldene Uhr, Alles, was ihr die Hauptstadt geben konnte; dafür hat sie ihr das Unersetzliche genommen: die frischen Augen und die glatten Wangen. Neben der verwelkten Gestalt blüht die Kleine munter und heiter. Das ungeschminkte Gesicht hat die Marmorweiße, welche man an den Frauenzimmern höhern Standes hier bemerkt; die feinen Lippen brennen wie die Purpurstreifen durch die aufbrechende Rosenknospe. Durch die kindliche Anmuth leuchtet zuweilen das anglimmende Feuer eines frühreifen Temperaments; dann läßt sich nichts Lieblicheres denken; es ist die Unschuld mit dem Lächeln der Wollust. Das Costume ist, wie überhaupt bei den pariser Kindern, allerliebst: lange weiße Pantalons, Stiefelchen, ein himmelblaues Kleidchen, ein braunes Mäntelchen; unter dem weißen Filzhute weg fließt das Haar in großen schwarzen Ringen. Die Bonne hat dem Kinde einen gâteau de nanterre gekauft; sie füttert damit die Sperlinge, die in zahlreichen Scharen durch den ganzen Garten flattern und einen großen Lärm verführen. Die Kleine lockt mit so süßer Stimme, daß die Spatzen, dünkt mich, herbeifliegen müßten, auch wenn sie der Kuchen nicht reizte. Nur zuweilen stampft Mamsell mit dem Fuße und wird ungeduldig; ein dicker böser Spatz beißt die übrigen weg; sie ruft ihm erbost zu: „Allons, monsieur!" So reden hier die Damen ihre Hündchen mit Mamselle oder Monsieur an, um zu schmälen, damit andeutend, daß die Bestien uns Menschen am nächsten kommen, wenn sie unartig sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

um so vollständiger im Licht einer Parteimaßregel, einer Hofcabale, daß er eine Bill zu harten Maßregeln wider die Dissenters einbrachte. Wohlverdient war der bittere Hohn, mit welchem der Graf von Wharton — Bolingbroke nannte ihn nur den Dreckfeger (the scavenger) — seine Verwunderung ausdrückte, daß Minister, die selbst in einer Dissenterschule auferzogen seien (dies war sowol bei Bolingbroke als Oxford der Fall), jetzt den Dissenters verbieten wollen, Schulen zu halten; es müsse wol der Grund darin liegen, daß man fürchte, diese Schulen möchten inskünftige noch größere Genies zu Tage fördern, die das Verdienst der jetzigen Minister verdunkeln könnten.

Endlich schien Bolingbroke gewonnen zu haben; endlich hatte Oxford, dessen Benehmen nicht zu vertheidigen ist, das Maß seiner Übertretungen vollgemacht, die königliche Majestät durch einen heftigen Wortwechsel mit seinen Collegen in ihrer Gegenwart schwer beleidigt und seine Stelle verwirkt. Was war für Bolingbroke der Preis so vieler Anstrengungen, der Lohn der Parteikämpfe? Am 3. August 1714 schrieb er an Swift: „Der Graf von Oxford ward entlassen am Dienstag; die Königin starb am Sonntag. Welch eine Welt ist dies, wie spielt mit uns das Glück!"

Georg I. glaubte sehr natürlicherweise bei den Whigs seine Interessen besser geborgen als bei den Tories. Kaum war das Parlament aufgelöst, so ward Bolingbroke entlassen. Man hätte ihm wenigstens die Demüthigung ersparen können, daß er eine Weile mit seinem Portefeuille an der verschlossenen Thür des Bureaus warten mußte. Oxford ward vom Könige mit ausgezeichneter Ungnade empfangen, Bolingbroke gar nicht zum Handkuß vorgelassen. Er schrieb an den Bischof von Rochester:

Meine Entlassung überraschte mich nicht und kümmerte mich nicht; nur die Art, wie man mich entfernte, ärgerte mich mindestens für zwei Minuten..... Nicht im Geringsten schreckt mich die Betrachtung, wie erbost und mächtig die Whigs sind. Aber meine Seele ist tief bekümmert über das Eine, daß die Torypartei dahin ist. Die uns früher offenkundig verließen, reden und handeln noch mit denselben Principien, denselben Leidenschaften; Viele sind noch mit uns und ihre Zahl wird durch Diejenigen vermehrt werden, deren Erwartungen getäuscht sind; aber wo sind die Geschäftsmänner, die jetzt zusammenstehen und zusammenhalten würden? Sie kennen, Mylord, meine Gedanken wie ich die Ihrigen. Nichts soll mich verlocken und nichts zurückschrecken von der Verfolgung Dessen, was ich als recht erkenne für die Kirche und die Nation; aber ich fürchte, die Maßregeln müssen verändert werden.

Seine erste Maßregel war, daß er nach Frankreich entfloh, sobald an der Hochverrathsklage nicht mehr zu zweifeln war. Die Flucht kann man billigerweise nicht als Bekenntniß seiner Schuld auslegen; die Partei, die er unversöhnlich beleidigt, war jetzt übermächtig und schien entschlossen, an ihm Rache zu nehmen.

In der neuen Administration und dem neugewählten Parlament war kein Mann von größerm Einfluß als Robert Walpole. Dieser war, nicht ohne kräftiges Mitwirken von Bolingbroke, aus dem frühern Parlament ausgestoßen und nach dem Tower gebracht worden „wegen notorischer Bestechung". Wenn man die für Walpole günstigste und in der That seine eigne Erklärung der wider ihn angeführten Thatsache annimmt, so hatte er sich eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lassen, die ein Parteihaupt selbst beim besten Gewissen vermeiden, oder die schlimmste Deutung gewärtigen mußte. Walpole war es jetzt, der die Hochverrathsklage wider Bolingbroke zuerst vorschlug.

Nur zwei Stimmen erhoben sich für den Angeklagten in der Versammlung, deren Vorgänger seinem „Jagdruf" so oft und freudig gefolgt waren. Hungerford wagte nicht, sein Verfahren zu vertheidigen; nur die Beschuldigung des Hochverraths schien ihm zu hart und unverdient. General Roß, ein genauer Freund Bolingbroke's und diesem für manche Gunst verpflichtet, stand auf, um zu reden; aber die Neuheit des Falls und innere Bewegung ließ ihn keine Worte finden. Als er, ohne gesprochen zu haben, sich niedersetzte, ermunterte ihn lauter Zuruf von allen Seiten — „selbst die Parteiwuth konnte der Freundschaft ihren Tribut nicht versagen". Der General faßte sich einen Augenblick und drückte seine Verwunderung aus, daß nicht hundert Stimmen sich Dessen annahmen, dem so Viele zur Freundschaft und zum Dank verbunden seien; aber weiter zu reden war ihm nicht möglich, er sagte, er habe noch Vieles für seinen Freund anzuführen und wolle es für eine andere Gelegenheit sich vorbehalten. Wieder setzte er sich nieder unter allgemeinem Zuruf, und zu seinem Nachbar sagte er: „Es ist doch sonderbar, daß ich nicht für ihn sprechen kann; wie gern wollt' ich mich nicht für ihn schlagen!"

Der Verf. unterwirft die verschiedenen Punkte der Anklageacte einer sorgfältigen Prüfung. Am eifrigsten ist er bemüht, den Argwohn zu widerlegen, der gegen Bolingbroke die Meisten von der gemäßigtern Partei bewaffnet hatte: daß nämlich das vorige Cabinet und namentlich Bolingbroke den Plan gehabt habe, die Thronfolge zu ändern und den Prätendenten zum Könige zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliophilen und Bibliotheken in Polen.

Man kann von keiner Seite her einen Blick nach Polen hineinthun, ohne von Wehmuth ergriffen zu werden. Wenn auch bei der jetzigen politischen Stellung Polens noch eine Beruhigung in dem Gedanken liegt, daß die Unterjochung nicht ohne Selbstverschulden geschehen und die Knechtschaft durch das Übergreifen in der Freiheit von den Polen selbst bereitet sei, so trifft es doch das innerste Herz, wenn die edelsten glühendsten Bestrebungen für die Wissenschaft in den Strudel mit hineingezogen werden und in den Abgrund versinken. So ist die Geschichte der Bibliotheken in Polen äußerst betrübend. Unermüdlich war der Sammler Fleiß, unendlich die Hingebung; aber fast jedes Mal, sobald wieder ein mit unsäglicher Mühe aufgeführtes Gebäude dastand und nun anfangen sollte durch seine geistigen Schätze das Volk zu veredeln und zu belehren, so ward es entweder von der Gewalt auseinandergerissen und die einzelnen Werkstücke wurden zerstreut und vernichtet, oder, was dem Landsmanne geweiht war, wurde in fremdes Land gebracht und in eine unzugängliche Ferne auf immer entrückt.

Die ältesten Bibliotheken in Polen entstanden nach der Einführung des Christenthums in den Klöstern, sie enthielten fast nur von den Geistlichen mitgebrachte lateinische Manuscripte

so ausgesuchte Bibliothek, für eine gute Prise zu erklären. Daher erfolgte bald die Bestimmung, die Bibliothek sei nach Petersburg zu schaffen. Sie zählte damals 262,460 Bände und 24,574 Kupferstiche. Nun wird erzählt, daß es in den Tagen, als die Fortführung geschah und die Bücher ohne weitere Emballage auf Wagen geworfen wurden, überaus kothig in den Straßen von Warschau gewesen sei, und daß die Kosacken sowol bei dem Aufladen als auch bei dem Fortführen sich gewöhnlich von der Mühe, ein in den Koth gefallenes Buch aufzuheben, durch einen Fußtritt auf dasselbe befreit hätten (habent sua fata libelli!), daß so manches Buch in dem Kothe versunken, manches aber auch noch in den Straßen von Warschau für wenige Groschen verkauft worden sei. Wieviel auf solche Weise bis nach Petersburg gekommen sein mag, läßt sich vermuthen. Das Gebäude ward zum Aufschütten von Getreide benutzt, bis es 1807 abbrannte. Noch lange zeigte man die Ruinen; auch diese sind jetzt verschwunden. Wenn aber so glühender Eifer, wenn solche Hingebung solchen Ausgang hat, welches für die Wissenschaft empfängliche Gemüth kann da ungerührt bleiben?

Zaluski hat noch das große Verdienst, daß er zuerst wieder zum Sammeln der so lange vergessenen literarischen Schätze Polens angeregt hat. Insbesondere folgte der König Stanislaus August Poniatowski selbst dem gegebenen Beispiele und brachte eine aus lauter ausgesuchten und seltenen Werken bestehende Bibliothek von 20,000 Bänden zusammen, welche sein Bibliothekar, der obengenannte Bischof Albertrandy, wohl zu benutzen verstand, und aus welcher auch Naruszewicz die Materialien zu seiner großen polnischen Geschichte geschöpft hat. In diese Bibliothek kamen dann die sehr bedeutenden von Albertrandy in Schweden gesammelten Collectaneen zur polnischen Geschichte, sowie die handschriftlichen historischen Arbeiten Naruszewicz's, und auch dessen authentische, nach den Acten abgefaßte Darstellungen der ersten Verhandlungen über die Theilung Polens. Diese und andere handschriftliche Sammlungen füllten mehre Hundert Folianten an.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In dem von einem Engländer neuerdings herausgegebenen Skizzenbuche über Deutschland und die Deutschen („Sketches of Germany and the Germans, with a glance at Poland, Hungary and Switzerland, in 1834, 1835 and 1836, by an englishman, resident in Germany", 2 Bände) lesen wir folgende Bemerkungen über den Nationalcharakter der Schlesier. „Die Schlesier", heißt es darin, „sind in Vergleich zu den Preußen, Pommern und andern Völkern des nördlichen Deutschlands ein sehr lebhaftes Volk, eine Eigenschaft, welche sie wahrscheinlich dem Umstande verdanken, daß das Land, welches sie bewohnen, weit malerischer und von milderm Klima und der Boden viel fruchtbarer ist. Die Schlesier sind der Musik und dem Tanz leidenschaftlich ergeben, und da sie römisch-katholischer Religion sind, so findet ihre Neigung zum Vergnügen mehr Ermuthigung, als dies bei den obengenannten Völkern, die meistentheils strenggläubige Lutheraner und Calvinisten sind, der Fall ist. (Es scheint fast, als wüßte der Verf. nicht, daß mehr als die Hälfte der Einwohner Schlesiens Protestanten sind, und als wollte er die deutschen Protestanten zu englischen Puritanern machen.) Außerdem ist das schlesische Volk ausgezeichnet durch eine große Leutseligkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit der Manieren, welche sie besonders gegen den Fremden an den Tag legen. Wahrscheinlich hat hierin die östreichische Regierung heilsam auf sie gewirkt, deren Unterthanen unstreitig die höflichsten und verbindlichsten Leute in ganz Deutschland sind. Ich kann hier aus eigner Erfahrung sprechen, denn ich empfing in allen schlesischen Städten die freundlichsten Grüße von Leuten, die ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, und niemals trat ich in den Saal meines Gasthauses, ohne von mehren Seiten mit einem „Guten Morgen" oder gar mit einem „Recht schönen guten Morgen" begrüßt zu werden, und das nicht allein von den in das Haus gehörenden Leuten, sondern von allen anwesenden Gästen. So erinnere ich mich nicht, bei meiner Reise durch dies Land in irgend ein Wirthshaus gekommen zu sein, wo man mich nicht „gar schön willkommen" geheißen hätte, sowie überhaupt das Wort: schön, dort ganz national zu sein scheint. Bei der geringsten Sache, die ich verlangte, und wenn es eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wasser war, erhielt ich immer die Antwort: „schön", anstatt des englischen yes Sir, das viel kälter und abgemessener klingt. Was man aber in diesem vortrefflichen Lande wirklich schön nennen kann, das sind die Kirchhöfe, die ich in keinen andern Gegenden mit solcher Nettigkeit ausgestattet fand. Die Deutschen, die durchgängig Blumenfreunde sind, haben diese zu Symbolen der Zuneigung für ihre abgeschiedenen Freunde gemacht, und jedes Grab findet man bepflanzt mit ganzen Haufen von Lilien, Schlüsselblumen, Veilchen und Vergißmeinnicht, durchflochten mit Immergrün. Diese Art, das Andenken der Geliebten zu ehren, ist ebenso einfach als freundlich und rührend. Die Hand des Trauernden pflegt diese hinfälligen Embleme des menschlichen Lebens; er vermischt seine Thränen mit dem Thau des Himmels, der auf ihren Blättern perlt, und wenn ihre Blüten hinwelken und verdorren, so gedenkt er der Auferstehung, von welcher die ganze Natur ein Typus ist, und ist getröstet."

Die königliche Bibliothek zu Madrid enthält jetzt ungefähr 150,000 Bände und ist durch die Thätigkeit und einsichtsvolle Verwaltung des jetzigen Bibliothekars Patino, durch vorzüglichere Einrichtungen und durch Herstellung eines vollständigen Katalogs in neuesten Zeiten dem Publicum weit zugänglicher gemacht worden. Auch hat man von auswärts neue Bücher angeschafft, nachdem früherhin binnen einem Zeitraum von 30 Jahren fast gar keine literarische Verbindung mit dem Ausland in dieser Hinsicht stattgefunden hatte. Auf Antrag des Bibliothekars sind die Archive des Don L. Salazar de Castro, die früherhin in dem aufgehobenen Kloster vom Montserrat in Madrid aufbewahrt wurden, neuerlich in einem der Zimmer niedergelegt worden, welche die Manuscripte der königlichen Bibliothek enthalten. Die sehr schöne Sammlung von Münzen ist, obgleich sie nicht 146,000 Stück umfaßt, wie der Bibliothekar Gonzalez den vorigen König Ferdinand VII. in einer an diesen Monarchen gerichteten Adresse versichert hatte, dennoch eine der umfassendsten und vollständigsten in Europa. Es hatte aber in der letzten Zeit eine ungemeine Verwirrung in derselben überhandgenommen, welche jedoch durch die eifrigen Bemühungen von de Quevedo innerhalb des letzten Halbjahrs beseitigt worden ist. Die Sammlung besteht aus 90,227 Münzen, worunter 2672 goldene, 30,672 silberne, 51,186 kupferne, 366 bleierne und 50 hölzerne Münzen; dazu kommen noch 835 Abdrücke in Wachs und 4586 in Gips.

James Rich in seinem Werke über Kurdistan erzählt Folgendes: „Die Mohammedaner glauben, daß Elias noch keineswegs gestorben sei, sondern bis heute auf der Erde lebe, wo er so lange bleiben werde, bis Jesus Christus kommt. Sie geben ihm den Namen: Kidder, welches „Immergrün" bedeutet, als Anspielung auf das ewige Leben, dessen er sich erfreut, und weil er den Vorzug einer immerwährenden Jugend genießt, in einem Paradiese, welches, wie sie sagen, man für den Himmel selbst nehmen kann. In Bezug hierauf äußert sich ein türkischer Dichter: „Hütet euch wohl, zu glauben, daß diese Welt euere Heimat sei! Diese ist vielmehr allein der Himmel; bestrebt euch deshalb, so tugendhaft als möglich zu sein, damit ihr den Ort erreichet, wo Elias sich aufhält und wo dann ein Platz für euch bereitet sein wird." H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 202. — 20. Juli 1836.

Memoirs of Lord *Bolingbroke*. By *Geo. Wingrove Cooke*, Esq. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 201.)

Bolingbroke ſelbſt behauptet aufs beſtimmteſte und in mehren der Zeitfolge nach weit voneinander abſtehenden Schriften, die Torypartei habe vor dem Tode der Königin keinen ausgebildeten Plan gegen die Thronfolge Georg I. gehabt. Wenn Einzelne mit dem Prätendenten ſich eingelaſſen, ſo haben ſie es eben nur als Individuen, nicht als Tories, nicht als Miniſter der Königin gethan; daß es geſchehen, habe er zur Zeit nicht gewußt, wenigſtens nicht mit der Sicherheit und den Details, wie er ſie nachmals erfahren.

Man hat früher behauptet, die Königin Anna ſelbſt ſei der Thronbeſteigung des Prätendenten, ihres Bruders (denn das Märchen von einem untergeſchobenen Prinzen iſt durch die hiſtoriſche Kritik beſeitigt), nicht abgeneigt geweſen. Daß ſie die Hanoveraner nicht liebte, iſt ausgemacht. Daß ſie als Prinzeſſin unter ihres Schwagers Regierung ſich mehrmals reuig an ihren vertriebenen Vater gewandt, wiſſen wir aus dem „Leben Jakob II.", das 1816 zum erſten Mal (von Clarke in zwei Quartbänden) herausgegeben iſt. Dort findet ſich auch, freilich durch Lücken im Text und Andeutungen verhüllt, aber nicht unkenntlich gemacht (II, 559), die Notiz, daß Anna ihren Vater um Erlaubniß gebeten, die Krone anzunehmen, wenn ſie ihr angeboten werde, mit dem Verſprechen, ſie ihrem Vater bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit abzutreten. Jakob II. ging nicht auf dieſe Anſicht ein: „er wußte, daß keine Reſtitution ſchwieriger von Statten geht als die einer Krone". So hat er auch verweigert, zu Gunſten ſeines Sohnes ſeinem eignen Rechte zu entſagen (II, 575), als Wilhelm III. vielleicht nicht abgeneigt war, dieſem die Thronfolge im Fall ſeines Todes zu überlaſſen; und ſelbſt das Anerbieten der polniſchen Krone, ob es nun Ludwig XIV. Ernſt damit war oder nicht, wies er, um nicht ſeinem Rechte auf England etwas zu vergeben, unbedingt zurück (II, 561). Es ſcheint, den Stuarts war dieſe Conſequenz gegeben, damit recht klar werde, wie eitel die Berufung der Herrſcher auf ein abſolutes und ein anderes Regierungsrecht iſt als das, welches ſich auf gegenſeitig beſchworene und eingehaltene Verpflichtungen gründet.

Aus den Papieren in Macpherſon's Sammlung („Original papers", II, 327 fg.) geht hervor, daß Anna als Königin noch in ihren letzten Jahren (1712) am meiſten Anſtoß nahm an ihres Bruders Katholicismus, und daß ſie gegen ſeinen Agenten, den Herzog von Buckingham, ſich beklagte, er wolle ihr durchaus den Gefallen nicht thun (Proteſtant zu werden, wie es ſcheint). Der Prätendent wird insgemein und beſonders von Bolingbroke als ein nicht minder bigotter Katholik geſchildert, als ſeine Schweſter bigott für ihre angliceaniſche Kirche war. Ein Brief des Prätendenten an ſeine Freunde in England (bei Macpherſon, II, 225) ſpricht in einem freiern und würdigern Tone:

> Offenheit iſt das Beſte, beſonders in Religionsſachen; ich bin entſchloſſen, niemals eine Überzeugung zu heucheln, und werde niemals Andere in Verſuchung führen, es zu thun; ſo ſehr ich von der Wahrheit meines Glaubens überzeugt bin, ſo werd' ich Niemanden ungünſtiger deshalb anſehen, weil es ſich trifft, daß er darin mit mir nicht übereinſtimmt; auch werd' ich zu rechter Zeit, am rechten Orte nicht verweigern, anzuhören, was man mir darüber zu ſagen hat. Aber man muß mir nicht übel nehmen, wenn ich mich der Freiheit bediene, die ich Andern zugeſtehe, bei der Religion zu bleiben, die ich in meinem Gewiſſen für die beſte halte, und ich kann billigerweiſe erwarten, daß man mir die Gewiſſensfreiheit einräumt, die ich Keinem vorenthalte.

Aber der Königin Anna war mit ſolchen Verſicherungen nicht gedient, ſo lange ſie mit ſolcher Feſtigkeit verbunden waren; ihre Kirche wollte und will nicht Gewiſſensfreiheit, ſondern ausſchließliche Herrſchaft.

Von Oxford behauptet Bolingbroke, daß durch ihn beim Friedensſchluß dem Prätendenten Ausſichten auf die Thronfolge eröffnet worden ſeien. Damit gibt er nur die Beſchuldigung zurück, die Oxford's Freunde gegen ihn ſelbſt, B., erhoben hatten in einer Flugſchrift über die Unterhandlungen mit Mesnager, deren Echtheit Hallam (II, 576) aus innern Gründen in Zweifel zieht, und von welcher der Verf. nachweiſt, daß ſie gleich anfangs für eine bloße Fabrication galt.

Was nun die Beſchuldigung gegen Bolingbroke betrifft, ſo iſt immer der Hauptgrund dawider derjenige, den B. ſelbſt anführt: daß die geheime Committee des Parlaments, die die Anklageacte entwarf, keine Beweisgründe dafür aufgefunden. Dieſer Committee ſtanden nicht nur die geſammten Papiere des Miniſteriums zu Gebote, ſondern ſie hatte auch ſolche Privatpapiere der Königin vor ſich, die Anna ſelbſt verſiegelt und beſtimmt hatte

nach ihrem Tode verbrannt zu werden. Dabei gereicht es Bolingbroke zur Ehre, daß er Briefschaften, die sein Untersecretair erst bei Seite gebracht, weil er sie für bedenklich hielt, aus freiem Antriebe wieder herausgab.

Coxe selbst, der von Bolingbroke sehr ungünstig urtheilt, hat (in seinem „Leben Walpole's", S. 69 der Quartausgabe) zugestanden, daß die Committee nur „vage Vermuthungen und indirecte Indicien" vor sich hatte. Wenn aber Coxe von fernern Verdachtsgründen und später bekanntgewordenen Zeugnissen spricht, so sucht der Verf. diese einzeln zu entkräften, und es ist ihm ziemlich so wohl gelungen, als bei einer negativen Beweisführung zu erwarten ist. Vielleicht könnte Ref. noch bestimmter sich ausdrücken, wenn die Memoiren des Herzogs von Berwick, auf die Coxe sich bezieht, ihm im Augenblick zur Hand wären.

Als directer Gegenbeweis aber ist nicht zu betrachten, was der Verf. aus den „Marchmont papers" entlehnt: daß Bolingbroke einen Brief des Prätendenten dem Abbé Gaultier uneröffnet zurückgab und diesen bedräute, wenn er je wieder dergleichen versuche, so solle er keine 24 Stunden in England bleiben. Der Verf. hat gegen seine Gewohnheit die Stelle der „Marchmont papers" nicht citirt. Ref. hat sie leicht aufgefunden, sie steht daselbst II, 241. Es ist nicht löblich, daß der Verfasser verschwiegen hat, auf welcher Autorität die Notiz beruht, nämlich auf Bolingbroke's eignem Zeugniß, der sie dem Grafen von Marchmont erzählt, der sie wieder Hrn. Rose (dem Vater) erzählt, welcher sie auf den Rand seines Exemplars von Coxe's „Walpole" geschrieben, woraus denn endlich der Herausgeber der „M. papers", Sir Geo. Henry Rose, sie abdrucken lassen. Wollte der Verf. diese Anekdote anführen, so hätte er auch eine andere nicht zurückhalten müssen, die ganz aus derselben Quelle geflossen ist („M. papers", II, 192) und der ganz dasselbe (wenn irgend einiges) Gewicht zukommt.

Lord Bolingbroke erzählte dem Grafen von Marchmont, kurze Zeit vor dem Tode der Königin seien die Minister unentschlossen gewesen, ob sie die Thronfolge des Hauses Hanover, oder die des Prätendenten befördern sollten; sie haben über diesen Punkt Lord Oxford zu keiner Entscheidung bringen können. Nachdem man mehrmals ihn privatim sondirt, ward der Herzog von Shrewsbury von Andern abgeschickt, ihn um einen Entschluß zu ersuchen, an welchen Hof man sich wenden solle, und ihn zu versichern, daß sein Entschluß den ihrigen bestimmen werde; der Herzog that dies in einer Cabinetssitzung mit großem Ernst und mit Thränen in den Augen; aber er war nicht im Stande, den Lord Oxford zur Entscheidung zu bewegen; von der Zeit an beschloß man, sich seiner zu entledigen.

Dies stimmt nicht übel zu Bolingbroke's eigner Äußerung (s. oben), die Tories hätten keinen festen Plan gehabt, wie es in Zukunft werden sollte. Und das war ohne Zweifel Bolingbroke's Hauptverschuldung in dieser Hinsicht, daß er glaubte, es müsse von dem Wunsch und Willen der Torypartei abhängen, ob die parlamentarisch geordnete Thronfolge gelten solle oder nicht.

Aber was nicht war, das konnte noch werden, und Bolingbroke sollte noch schwerer büßen. Verbannt und geächtet, ließ er in Frankreich mit dem Prätendenten sich wirklich ein. Man kann die Unternehmung nicht als unverständiger und alberner darstellen, als B. selbst gethan. Jeder Umstand zeigt, daß der Prätendent war, was hier Sir Will. Windham (bei Macpherson, II, 530) von ihm sagte: ein Mensch, mit dem nichts aufzustellen war („an impracticable man"). B. hat nur zwei Entschuldigungsgründe dafür, daß er einen Augenblick sich hatte hinreißen lassen: er war persönlich gereizt, „der schneidende Ton der Achtserklärung zerriß noch sein Ohr", und er glaubte seiner Partei zu dienen, glaubte, indem er die Fahne der Rebellion erhob, das Panier aller Tories zu tragen.

Nach wenig Monaten ward B. vom Prätendenten in Ungnade entlassen und von den Tories beschuldigt, er habe ihre Sache, er habe seine Partei verrathen.

Den traurigen Rest von B.'s politischer Laufbahn hat Ref. an einem andern Orte aus den Quellen erzählt. Um sich nicht im Einzelnen zu wiederholen und um diesen langen Bericht zu Ende zu führen, faßt er das Wesentliche in wenigen Worten zusammen.

Bolingbroke bemühte sich, den Tories seine Schuldlosigkeit und das Unverständige Jakobitischer Unternehmungen darzuthun. Er suchte der Regierung Georg I. sich zu nähern und ward nicht allein begnadigt, sondern erhielt auch durch Bestechung der Herzogin von Kendal (11,000 Pf. war der Preis) eine königliche Zusage der Wiedereinsetzung in seinen vorigen Stand; eine Zusage, die ihm durch den Grafen v. Winchelsea überbracht, aber nicht erfüllt ward. So blieb ihm jede politische Thätigkeit abgeschnitten bis auf die des Oppositionsschriftstellers. Diese beschäftigte ihn denn auch vorzugsweise neben seinen philosophischen und historischen Untersuchungen, den Früchten einer unwillkommenen Muße. Mit den Tories entzweite er sich aufs Neue, als ihre Heftigkeit ihm die Bemerkung abdrängte, eine solche Opposition diene nur, die Regierung zu verstärken; denn alle Freunde der gesetzlichen Ordnung müßten zusammenwirken, die Regierung mit ungewöhnlicher Vollmacht auszurüsten, um ein so verderbliches Treiben niederzuhalten. Seine politischen Grundsätze waren, während er sich noch immer einen Tory nennen ließ, dem Wesen nach die der Whigs. Doch war er dahin gelangt, von Verfassungsformen wenig Heil zu erwarten, so lange die Menschen nicht anders, nicht uneigennütziger, leidenschaftloser, besser würden. Sein politisches Vermächtniß war die Lehre, die er in Briefen und in einem ausgearbeiteten Werke mit seltener Beredtsamkeit entwickelt: daß durch Parteien der Staat zu Grunde geht, weil Parteien nur ihren eignen Triumph, Parteihäupter nur ihren persönlichen Einfluß und Ruhm im Auge haben.

C. F. Wurm.

Bibliophilen und Bibliotheken in Polen.

(Beschluß aus Nr. 201.)

Der berühmteste Nachtreter Zaluski's war Thaddäus Czacki, geb. 1755 in Poryck in Volhynien aus edlem Geschlechte. Seine erste Erziehung genoß er unter den Augen seines Vaters; als dieser aber auf einige Jahre nach Rußland fortgeführt wurde, fand er bei einem Onkel in Danzig eine Zuflucht und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ertheilte ihm der König Stanislaus August eine Stelle bei

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 203. — 21. Juli 1836.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Herm. Ulrici. Erster Theil. Epos. Zweiter Theil. Lyrik. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieses schätzbaren Werks hat vielleicht nicht viel über die Hälfte der von ihm angekündigten Laufbahn zurückgelegt, aber wir fühlen uns ihm verbunden für eine Ausführlichkeit, welche die Reichhaltigkeit des Gegenstandes rechtfertigt und sein Vorsatz unvermeidlich macht, den Organismus hellenischer Dichtkunst klar zu entfalten, den Gang ihrer leitenden, schaffenden und bildenden Ideen überall nachzuweisen und das Wesen, die Entwickelung und Fortbildung jener geistigen Kraft in ihren Hauptmomenten und an ihren Hauptschöpfungen zu offenbaren. Das Kriterium der Wahrheit ist hier die Harmonie der Schönheit; je höher die Kunstbildung einer Nation, desto schöner auch der Organismus ihrer Entwickelung und Geschichte. Diese Ansicht ist eines philosophisch-kritischen Jahrhunderts vollkommen würdig, der Verf. hat sie fest ins Auge gefaßt und sichern, geübten, doch bescheidenen Geistes durchgeführt. Daß er nie zu wenig gesehen habe, bezeugen wir ihm mit Zuversicht; ob nicht vielleicht hier und da etwas zu viel, mögen Die entscheiden, denen ein Recht zukommt, das wir uns nicht anmaßen. Wir vertrauen jedoch dem Gegentheil, da wir sehen, daß er die Forschungen seiner würdigen Vorgänger studirt, benutzt und überall angeführt hat, daß er dem Alten wie den Alten treu geblieben, wo er gekonnt, ohne von der ihm erwiesenen Wahrheit abzuweichen, und der Sucht nirgends nachgegeben hat, neu und ursprünglich zu scheinen. Es ist überhaupt ungleich angenehmer, den Geschichtschreiber wirklichen Verdienstes mit der Achtung und Schonung wie hier reden zu hören, die vom Parenthyrsus weit entfernt ist, als auf jedem seiner Schritte einem Tadel zu begegnen, der in Krittelei ausartet, und von dem Menschen, dem Kinde seiner Zeit, seines Volks und seiner Verhältnisse begehrt, was von ganz Andern gefodert werden darf.

Das Werk zerfällt in Vorlesungen, deren beide erste des ersten Theils die ästhetische Einleitung gewähren, welche uns fast besorgen ließ, der Verf. wolle nur die ernste und heilige Seite der Dichtkunst mit diesem Namen belegen und Alles von ihr ausschließen, was das Leben von seiner heitern, fröhlichen und scherzhaften Seite geltend macht und wir nie über uns gewinnen werden, für Nichtkunst zu erklären. Da uns aber seine geschichtliche Darstellung selbst glücklicherweise vom Gegentheil überführt, so danken wir ihm für diese Herablassung und finden uns nicht berufen, mit seiner uns nicht ganz einleuchtenden Philosophie und ihren Definitionen zu rechten:

(S. 10) Die Kunst ist ein unmittelbares, unendliches Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, oder eine unendliche Beziehung des menschlichen Wesens auf Gott. Die absolute Natur, oder das Weltall selbst in seiner absoluten Universalität, ist nicht wesentlich identisch mit Gott und nur formell verschieden, sondern es ist wesentlich und formell zugleich Eins und verschieden mit Gott, d. h. es ist ein Gedanke Gottes, eine unendliche, ewige, absolute Beziehung Gottes auf sich selbst, in der Anschauung seiner selbst. — (S. 16) Die Kunst ist Phantasie des Unendlichen, Verwirklichung des Unendlichen und Göttlichen in der einzelnen Erscheinung.

Auf diese Vorlesung folgt eine Entwickelung der verschiedenen Kunstzweige in ihrer Nothwendigkeit. Mit S. 37 beginnt die historische Einleitung über den Charakter des hellenischen Volks, seine Geschichte und die ersten Anfänge der letztern. Der erste Anfang der Kunst in der Zeit kann nie mit Sicherheit angegeben werden, denn schon das kindische Spiel mit nassem Sande oder ein Kreisangeben im Staube mag dafür gelten. Daß sie aber nur allmälig fortschreitet, liegt in der Natur. Von der bei den Ägyptern, Indiern und Morgenländern überhaupt scheint Hr. U. eine geringere Meinung zu hegen, als ihnen nach den neuesten Entdeckungen schon jetzt gebührt und von der Zukunft nicht ohne Wahrscheinlichkeit noch erhöht werden wird. Champollion hat durch Denkmäler erwiesen, daß Ägypten nicht blos für das Ungeheuere, Mächtige und Gewaltige, sondern auch für das Schöne Sinn hatte, und daß die Werke der griechischen und römischen Beherrscher Ägyptens, die sich denen des Sesostris und seiner Zeitgenossen zur Seite stellten, auch in Rücksicht der Vollendung und Angemessenheit tief unter ihnen stehen. Mit Recht setzt Hr. U. die Eigenthümlichkeit der aus verschiedenen Völkerstämmen zusammengesetzten Griechen in eine große Beweglichkeit und Lebendigkeit, durch Natur und Zeit begünstigt. Der griechische Geist bildete sich seine Götter menschlich, dachte sich sich nur in menschlicher Bildung, ohne ihre ursprüng-

liche Naturbedeutung völlig aufzugeben, und verwandelte diese vergötterten Naturzwitter in Wesen menschlicher Natur.

Pelasger waren von Norden eingewanderte, nicht ganz ungebildete Horden. Hellenen, nach Hellen's Sohn Dorier genannt, ursprünglich in Thessalien angesessen, ließen sich zuletzt nieder im Peloponnes. Deukalion, aus Lykaonien am Parnaß geflüchtet, setzte sich in Attika, wo sein zweiter Sohn, Amphiktyon, die Herrschaft gewann. Deukalion's Geschlecht ward das älteste Königshaus. Hr. U. erblickt in der griechischen Religion den fortwährenden Kampf des menschlichen Willens und seiner Freiheit gegen die Naturgewalt, woraus die Idee der Nemesis und ihrer Versöhnung entstand. Das hellenische Volk theilte sich in vier große Hauptäste: Aeolier, Dorier, Jonier und Achäer. Die Jonier bildeten an der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste in zwölf blühenden Städten ein neues Jonien. Die einzelnen Stämme sonderten sich mehr und mehr voneinander ab, in ihrem Wesen wie in Sprache und Dialekt. So entstanden der äolische, der ionische und der dorische Dialekt. Homer ist Dichter und trug aus der Heldenzeit viel Wahres vor, aber unstreitig auch viel Erhöhtes und Ausgeschmücktes. Der historisch-kritische Sinn muß Vieles ersetzen, und Hr. U. ersetzt es nach seinen Grundsätzen, die aller Achtung werth sind. Schon in den ersten Keimen hellenischer Cultur waren Kunst und Religion aufs innigste verbunden. (Das waren sie mehr oder weniger überall; denn auch der Fetischglaube, auch der Schamanenrausch stützt sich auf religiöses Gefühl. Der Mensch bedarf des Übermenschlichen und wähnt sich zu ihm zu erheben, indem er es zu sich herabzieht.

Sterblich sein Loos, Unsterbliches sein Ziel!)

Die zweite Richtung hellenischer Poesie und Kunst war ihre historische, politische Bedeutung. (Auch die findet sich überall, nur nicht mit hellenischer Wissenschaft.) Verschiedenheit der dorischen und ionischen Geistesrichtung, jene in Sparta, diese in Athen vorwaltend und in ihren Kunsterzeugnissen nachgewiesen. Aus einer reichen mythischen Vorzeit erblühte die epische Poesie, aus einer lebendigen Entwickelung der Gegenwart die lyrische, in der dramatischen waren beide verbunden und vollendet. Alle drei erreichten ihre volle Blüte im Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, dem großen Wendepunkt im Leben des griechischen Volks, den der peloponnesische Krieg und dessen Ausgang bezeichnet. Von ihm an allmäliger Verfall und Untergang. Bis dahin will Hr. U. die Geschichte jeder dieser Gattungen besonders durchführen. Der Reichhaltigkeit des Stoffs wegen können wir wenig mehr als dessen Hauptmomente andeuten. Dichtkunst ist Kunst des Gemüths und wird nur dadurch dichterisch, daß sie Gemüthsbewegungen bezeichnet. Epos ist Darstellung dieser Bewegungen nach Außen, wodurch sie That und Handlung werden. Daher besteht sie von Anfang an neben der Lyrik, der Bezeichnung des Innern, und beide fließen nothwendig oft ineinander. Sie trennen sich nach und nach mehr und mehr und werden mit freier Besonnenheit und Bewußtsein wiedervereinigt, was die eigentliche Kunstpoesie bildet. Repräsentant der mythischen Vorzeit der hellenischen Poesie ist Orpheus. Wir besitzen nichts mehr von ihm; aber die Bruchstücke, welche die Nachwelt nach seinem Namen benennt, beweisen, daß Staat und Religion schon in den frühesten Zeiten die Hauptrichtungen der Dichtkunst gewesen. Staat und Religion, Heldenleben und Priesterthum gingen Hand in Hand und durchdrangen sich gegenseitig. (Wo thun sie das nicht? Wo können sie vermeiden, das zu thun? obgleich überall mit verschiedenen Modificationen und nur in Griechenland mit so entschiedenem Glücke.) Homer und Hesiod haben nicht geschaffen, sondern nur ausgebildet. Doch erklärt Hr. U. mit allem Rechte, was uns unter dem Namen Orphische Erzeugnisse erhalten worden, für Nachahmungen der alexandrinischen Dichterschule der spätern Metriker. Homer und Hesiod erwähnen mit keinem Worte des Orpheus oder einer Priesterpoesie; aber das Homerische Epos setzt eine lange Vergangenheit epischer Dichtungen und das Hesiodische ältere religiöse Dichtungen voraus. Den Beweis hat der Verf. siegreich geführt, sowie den, daß die Dichtkunst von Thracien aus, zu welchem Macedonien und Thessalien gehörten, sich in Hellas verbreitet habe. Auch Orpheus galt wie Thampris und Linos für einen Thracier. Sie fallen in die mythologische Zeit, gegen den Anfang des 12. vorchristlichen Jahrhunderts. Hymnisch sind überall die ersten Anfänge in Gesang und Dichtung. Der Päan, der geregelte Hymnus auf Apollo, ward schon bei Homer von dem Heere aller Achäer gesungen. Linos' Wiegenlied war schon Volksgesang, Poesie und Musik waren verschwistert, die Gesänge und ihre Melodien hießen Nomen, Gesetze. Epen hießen alle Gedichte im gleichmäßigen Versmaße, vorzüglich des Hexameters, der mehr als jedes andere Abwechselung der Erzählung begünstigt und, einmal gefunden, schwerlich wiederaufgegeben wird. Der Dionysische, am spätesten in Hellas eingeführte Gottesdienst ward Haupt- und Mittelpunkt religiöser Geheimlehren, von denen Homer noch nichts weiß und Hesiod nicht viel mehr. Nur in der echthellenischen Vergötterung der Menschennatur, nicht im morgenländischen Naturdienst und in der mystischen Weisheit indischer und ägyptischer Priester, erblickt Hr. U. den geschichtlichen Übergangspunkt vom Heidenthume zur christlichen Lehre. Das künstlerische Epos der Griechen entwickelte sich aus dem Heldenthume und fand in dessen Sagen einen fruchtbaren Boden. Sein Gipfel- und Wendepunkt war der trojanische Krieg, dessen Helden es in unmittelbare Beziehung zur Gottheit stellte. Der eigentliche Zeitpunkt seiner Entstehung läßt sich nicht bestimmen. Schwerlich war es früher als der erwähnte Krieg und erreichte seine Vollendung erst nach dem Untergange des Heldenthums. Ganz Hellas war seine Wiege, Rhapsoden fanden sich dort überall und mit den Nachkommen der verbannten Fürstengeschlechter wanderten sie nach der schönen Küste Kleinasiens. Die bewußtlose Verschmelzung des lyrischen und epischen Elements in der Urpoesie zertheilte

sich, das Heldenthum gab dem Homerischen Epos seine eigenthümliche Form. Von dem eigentlichen Historischen ist nur das Homerische erhalten. Treffliche Schilderung desselben. Es hat nichts erfunden, Alles der wörtlichen Überlieferung angeschmiegt, ist Volksbelehrung im erhabensten Wortsinne. Jeder Reiz der spätern hellenischen Cultur liegt in ihm als Keim und dadurch ward es zur hellenischen Bibel. In der Meinung des Alterthums stand die Ilias so hoch über der Odyssee als Achill über Odysseus (und es ist ein Triumph des menschlichen Gefühls, daß selbst Griechen Achill mehr galt als das ewige Vorbild ihres Nationalcharakters, Odysseus.

Video meliora proboque, deteriora sequor.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Economie politique chrétienne, ou Recherches sur la nature et les causes du paupérisme, en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir; par M. le vicomte *Alban de Villeneuve-Bargemont*. Drei Bände. Paris, 1835.

Man begreift auf den ersten Blick nicht wohl, welche Bewandniß es mit einer christlichen Staatswirthschaft haben möge, deren systematische Entwickelung der Titel des Werks verkündigt. Zwar finden wir den Kirchenbesuch und andere religiöse Übungen des Christenthums keineswegs unvereinbar mit den Bestrebungen der Industrie; ja, wir geben sogar zu, daß einem Manufacturisten oder sonstigen Gewerbsmanne, selbst in materieller und blos nützlicher Hinsicht, ein sehr wesentlicher Vortheil ganz absichtslos aus jenen Übungen erwachsen kann. Denn hat er denselben mit wahrer Andacht beigewohnt, so wird er, aus der Kirche nach Hause zurückgekommen, sich in seinem Gemüthe nur um so beruhigter fühlen; er wird dadurch zum Arbeitsfleiße noch mehr ermuntert, in seiner gewissenhaften Redlichkeit bestärkt und, wenn man will, den Ideen der Ordnung und einer weisen Sparsamkeit desto zugänglicher werden. Allein alle diese Eigenschaften können auch seinen Concurrenten zugefallen und aus einer minder reinen, keineswegs göttlichen, Quelle geschöpft sein, die indessen ebenfalls gesetzmäßig, nicht minder reich an Wundern der Arbeit, nicht minder unerschöpflich und dabei Allen zugänglich ist: wir meinen das wohlverstandene persönliche Interesse. Zudem knüpft sich der Erfolg jeder Arbeit, wie groß auch die Frömmigkeit des Producenten sein, oder welchem religiösen Glauben er angehören mag, an die unerläßlichen Bedingungen der Geschicklichkeit, der Achtsamkeit, der speculativen und praktischen Thätigkeit. Die Religion gewährt in dem Falle keinen erklecklichen Beistand mehr; der Mensch, um emporzukommen, muß in seinen eignen Kräften Hülfe suchen. Und stehen nicht die Lehren des Christenthums insbesondere gewissermaßen im Widerspruch mit der ganzen theoretischen Wissenschaft des Reichthums? In der That weisen uns jene Lehren zur Selbstverleugnung, zur Entsagung der Welt und der irdischen Güter an. Weit entfernt, uns zu zeigen, wie Reichthümer entstehen, sich vertheilen und verbraucht werden, lehrt uns das Christenthum vielmehr, dieselben zu verachten, oder wenigstens sie zu erwarten, ohne ängstlich bekümmert zu sein, sie den kargen Händen der Natur zu entreißen, es verheißt uns in förmlichen Worten, daß mit dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit alles Heil dem Menschen im Übermaße zu Theil werden solle. Dagegen strebt die vorerwähnte Wissenschaft, d. i. die Staatswirthschaft, dahin, die Bedürfnisse des Menschen hervorzurufen und auszudehnen, um ihn zum Produciren aufzustacheln; ihres Dafürhaltens ist derselbe geschaffen, um seiner Existenz und seinen Facultäten, den physischen sowol wie allen andern, ja erstern vielleicht noch mehr, die größtmögliche Entwickelung zu geben; und ihrer Meinung nach erreicht er diesen Zweck um so vollständiger, je mehr er producirt und consumirt. Sie erklärt sogar, daß der Mensch durch Beschränkung seiner Begierden sich unwillkürlich dem unvernünftigen Thiere nähert, das nur der Güter genießt, die ihm Gott sendet, und ohne Murren diejenigen entbehrt, die ihm der Himmel versagt, während der Schöpfer zu Gunsten des Menschen weit mehr gethan, indem er ihn mit den Kräften und dem Willen begabte, diejenigen Dinge zu vervielfältigen, die seine Bedürfnisse befriedigen oder ihm auch nur Vergnügen gewähren können. Vermögen wir nun zwischen einer solchen Doctrin und den Vorschriften des Christenthums nichts Gemeinsames zu gewahren, und erachten wir die Vereinbarung dieser beiden Extreme in einem Buche, in einer Theorie, in einem System, dessen Haupterforderniß eine gewisse Einheit ist, für unmöglich, wennschon wir gern zugeben, daß jene beiden Doctrinen nebeneinander bestehen können, so wollen wir nach diesen Vorausschickungen jetzt in Kürze zeigen, was der Verf. unter seiner christlichen Staatswirthschaft versteht und wie er die ganz unvermuthete Verbindung zweier Worte, die man sonst selten beieinander findet, zu rechtfertigen versucht.

Um desto freiere Hand zu haben, eröffnet der Verf. sein Werk mit Beleuchtung aller seither bekannten staatswirthschaftlichen Systeme, von deren Hauptlehren wir soeben eine flüchtige Skizze entworfen. Die Wissenschaft aber, welche so lange Jahre hindurch Gegenstand der sorgfältigsten Forschungen eines Adam Smith, J. B. Say, Malthus und anderer ausgezeichneten Köpfe unter den civilisirten Nationen der neuesten Zeit war, diese freilich ganz materielle Wissenschaft, weil sie die Nothwendigkeit zerkleinert, die Mittel zur unaufhörlichen Beförderung der allgemeinen Weltproduction aufzusuchen, um die Consumtion und die positiven Genüsse der Welt möglichst zu vermehren: eben diese Wissenschaft nennt derselbe die englische Staatswirthschaft, nicht blos weil sie in diesem Lande ihren Ursprung genommen, sondern auch, weil sie dort, wie einerseits die größten Wunder verrichtet, so andererseits auch zugleich das größte Elend verbreitet habe. In der That hat solche daselbst eine unermeßliche Productionsbewegung hervorgerufen und eine Überströmung von Reichthümern, vornehmlich mittels der beiden Quellen des Handels und der Fabrikindustrie erzeugt. Allein in Vergleichung mit diesem Überfluß, der dem Verf. nur erkünstelt und verderblich erscheint, stellt derselbe eine Übersicht des Armenwesens (paupérisme) in England, wie auch in allen übrigen Staaten Europas auf. Hierdurch gelangt er dann, man weiß nicht recht auf welchen Wegen und kraft welcher Gewährschaften, zu dem, seiner Behauptung nach, unzweifelhaften Resultate, daß Großbritannien die Last von 3,900,000 Armen zu ertragen habe, sohin etwa des sechsten Theils der ganzen Bevölkerung, die auf etwa 24 Millionen geschätzt wird. Bei Zugrundlegung dieser Berechnung nun wären Italien und Spanien, die von der Plage des Pauperismus nur hinsichtlich $^1/_{12}$ und respective $^1/_{20}$ ihrer Gesammtbevölkerung betroffen werden, beiweitem blühender, mächtiger und glücklicher als England. Alle übrigen europäischen Völker aber, nimmt man den Pauperismus als oberstes Kriterium an, befänden sich ebenfalls in einer ungleich günstigern Lage, ohne davon selbst die europäische Türkei auszunehmen, wo man auf je 40 Menschen nur einen Dürftigen zählt. Ohne uns jedoch auf die nähere Erörterung oder Widerlegung aller dieser Behauptungen einzulassen, wollen wir sofort zur Darstellung jener Theorie übergehen, mittels deren Ausführung unser Verf. allen Leiden der Menschheit abzuhelfen gedenkt.

Die beiden Hauptbasen, worauf der Verf. seine christliche Staatswirthschaft gründet, sind Arbeit und Barmherzigkeit (charité). Arbeit ist nun freilich nichts Neues; Adam Smith und die Anhänger seiner Schule gewahren in ihr gleichfalls die Quelle allen Reichthums. Allein zwischen Arbeit und Arbeit ist ein Unterschied, wie uns sofort gezeigt wird. Im Namen irgend einer uns nicht recht bekannten Menschenwürde

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 204. — 22. Juli 1836.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Herm. Ulrici. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 203.)

Hr. U. bietet scharfsinnige Gründe auf, um das alte Vorurtheil zu unterstützen, daß Homer der einzige Verfasser der nach ihm genannten beiden Epopöen und aller ihrer Theile gewesen sei. Ohne uns grammatische Bedenklichkeiten anzumaßen, scheinen uns Verschiedenheit der Religionsbegriffe und besonders die auffallende Zunahme des Wunderglaubens den Dichter der „Odyssee" nicht nur als einen andern, sondern auch als einen spätern zu beurkunden als den der „Ilias". Darin stimmen wir jedoch dem Verf. völlig bei, daß beide Epopöen schon früh im Wesentlichen dieselbe Gestaltung und denselben Umfang gehabt haben, in welchem wir sie, obwol im Einzelnen mannichfaltig verändert und wahrscheinlich erweitert, noch jetzt besitzen. Homer lebte wenigstens einige Menschenalter vor Hesiod. Der Wettstreit zwischen Beiden, von dem eine alte Sage berichtet und in welchem der Letztere obgesiegt haben soll, kann sich daher, insofern er wahr sein sollte, nur auf einen Wettstreit unter ihren Kunstschulen beziehen. Über die Art und Weise ihres Vortrags, über deren Vorzüge und Mängel, über Pisistratus' Verdienste im Sicherstellen gegen die letztern, viel Schönes und Einleuchtendes. Hr. U. belegt mit triftigen kritischen Gründen, daß Homer's Blütenzeit gegen das 9. vorchristliche Jahrhundert, 280 Jahre nach dem trojanischen Kriege, 140 Jahre nach Gründung der ionischen Colonien in Kleinasien, und Chios, der Sitz des Sängergeschlechts der Homeriden, als sein Geburtsland anzunehmen sei. In den dorischen Staaten des Peloponnes entfaltete sich die ethisch-religiöse Richtung der Dichtkunst, besonders durch den Cultus des Apollo. In Mittelgriechenland, namentlich in Böotien, galt zwar diese epische Richtung auch, doch ohne die Naturanschauung der ältesten heiligen Priesterpoesie zu verdrängen. Als Vertreter dieser Bildung erscheint der böotische Sänger Hesiod. Homer und er sind die beiden Pole der hellenischen epischen Dichtkunst. Hesiod war in Askra am Fuße des Helikon geboren, sein Vater ein wohlhabender Ackerbauer.

Askra, wo bös ist der Winter und schlecht der Sommer, und nichts gut,

hielt ihn nicht lange; er kam zu einigem Vermögen in Orchomenos, wo man sein Grabmal zeigte. Seine Dichterschule verdient den Namen der thracisch-arkadischen, im Gegensatz der asiatisch-ionischen des Homer. Seine Zeit bestimmt Hr. U., mit Herodot, um die erste Hälfte des 9. vorchristlichen Jahrhunderts, und die „Theogonie" wie die „Hauslehren" hält er im Ganzen für das Werk eines Meisters. Seine ästhetisch-kritische Würdigung derselben ist vortrefflich. Alle Hesiodischen Gedichte sind mannichfaltig interpolirt, besonders der „Schild des Herakles", dessen Ton und Haltung ein jüngeres Zeitalter verrathen. Das epische Element seiner Schule hatte eine priesterlich-didaktische Färbung und näherte sich allmälig dem aufkeimenden Mysticismus des Dionysiusdienstes. Wahrscheinlich war auch ihr Vortrag nicht musikalisch, gleich dem der Homerischen Gesänge, sondern rhetorisch. Jener Begleiterin war die Kithara, dieser das Skeptron, der Stab. Die cyklischen Dichter vereinigten und vermischten beide Arten der epischen Declamation. Wir konnten nicht über uns gewinnen, weniger von einem Gegenstande anzudeuten, der keinem Gebildeten fremd ist. Die folgenden Vorlesungen beschäftigen sich mit Dichtern und Dichtungen, von denen keine Denkmale, oder nur sehr verstümmelt, auf uns gekommen sind. Hr. U. hat daher nur die zuverlässigsten Nachrichten, die Urtheile und Vermuthungen der bewährtesten alten und neuen Kunstrichter über sie sammeln und sein eignes Gutachten hinzufügen können. Das ist überaus belehrend und anziehend in seiner gedrängten und faßlichen Darstellung, aber keines Auszuges fähig, sodaß wir uns fast nur auf dürre Inhaltsanzeige beschränken. Homeriden und Cykliker. Ihnen gebührt die Einführung der lyrischen Vorreden zu Homerischen Gesängen und die Entstehung der Homerischen Hymnen. Den auf Aphrodite erklärt der Verf. für den ältesten und schönsten, den auf Demeter für Hesiodisch, wiewol ihm Pausanias' Zeugniß entgegensteht, das lustige Bettlerlied „Eirestone" für ein althellenisches Volkslied. Sehr zu bedauern ist der Verlust des komisch-parodischen Gedichts „Margites". Die cyklischen epischen Dichter waren Nachahmer Homerischer oder Hesiodischer Formen und verarbeiteten den Stoff, welchen jene Meister nur angedeutet hatten. Später geschah das auch in Prosa, deren Cykliker historische genannt wurden. Sie sind, bis auf einige Bruchstücke, sämmtlich untergegangen. Das

ſpätere ethiſch und myſtiſch-religiöſe Epos: Ariſteas und Abaris, Epimenides, Onomakritos. Lyriſche Abarten der epiſchen Kunſt: Steſichoros, Onomakritos, Xenokrates, Sakadas, Erinna. In dieſe Periode des Wunderglaubens fallen beſonders die Auffriſchungen und Ausbildung der Orphiſch genannten Dichtungsart. Das helleniſche Kunſtepos ſeit Piſander von Knidos: Panyaſis, Chörilos, Antimachos. Es unterſchied ſich durch größere Abweichung von den früher überlieferten Götterſagen und eigne Erdichtungen mancher Art. Kritiſch beſtimmt erreicht Piſander kaum die Hälfte des 6. vorchriſtlichen Jahrhunderts. Die lyriſch-dramatiſche Kunſt verdrängte das Übergewicht des Epos. Dieſes fing an, hiſtoriſche Sagen der Gegenwart zu behandeln und die mythiſchen der Vergangenheit zu verlaſſen. Sie dichtete nicht mehr für das Volk, ſondern für Gelehrte. Daher galt ſie auch viel bei den Alexandrinern, und Hadrian ſchätzte Antimachos höher als Homer. Chäremon's „Centaur" ſcheint ein epiſch-lyriſch-dramatiſches Allerlei geweſen zu ſein. Die parodiſche, didaktiſche und lyriſch-religiöſe Dichtgattung in äußerlich epiſcher Form. Die parodiſche war weſentlich ſatiriſchen Gehalts, nicht gegen den Dichter, deſſen Form ſie nachahmte, ſondern gegen das wirkliche Leben.

Den zweiten Theil eröffnet die Entwickelung der lyriſchen Kunſt der Griechen im Ganzen und in ihren Hauptmaſſen. Das Weſen derſelben im Allgemeinen ſetzt der Verf. in die dichteriſche Darſtellung des innern menſchlichen Lebens, in ſeine Beziehung auf das Unendliche. Unglücklicherweiſe ſind von dem überſchwenglichen Reichthum lyriſcher helleniſcher Dichtkunſt, trotz der Maſſe einzelner großer Stücke, nur wenige Reſte von Bedeutung für das Ganze auf uns gekommen. Ihr Keim lag in den alten heiligen Dichtungen Orphiſcher Prieſterſänger. Als ſich das epiſche Weſen von ihr trennte, trat ſie minder geehrt in den Hintergrund; auch ward der Sitz ihrer Bildung nicht die helleniſche Küſte Kleinaſiens, ſondern das eigentliche Griechenland mit den Inſeln, und die Träger derſelben weniger die Völker ioniſchen Stammes als die doriſchen und äoliſchen. Um die Zeit Lykurg's ſingen auch Lyriker an, nicht mehr unmittelbar den Prieſtern anzugehören; auch verdankten ſie ihr Daſein dem erwachten Volksleben junger Freiſtaaten; denn nun trat die Individualität, die Seele der Lyrik, und die Bewegung der Parteien, ihr Stoff, bedeutend hervor. Durch den Apollodienſt ward die geiſtig-ethiſche Richtung der Religion in der Dichtkunſt gefördert und um Vieles menſchenliebender und reiner. Geſang, Muſik und Tanz waren von jeher in der älteſten Prieſterpoeſie verbunden, Rhythmus, abgemeſſener Sylbenfall kam hinzu. Klanggeſchlechter gab es drei, das diatoniſche, chromatiſche und enharmoniſche. Die älteſten Tonarten waren die doriſche, phrygiſche und lydiſche. Später entſtanden die ioniſche, äoliſche und mehre andere. Was wir Melodie und Harmonie nennen, war bei den Griechen dem Sylbenmaß untergeordnet und beſtand nicht in ſeiner Freiheit. Reine Inſtrumentalmuſik verwarfen ſie. Tanz war Mimik. Form und formelle Schönheit ſcheinen eine gewiſſe Übergewalt über den Gedanken und geiſtigen Gehalt behauptet zu haben. Bedeutung des Apolliſchen, Bacchiſchen und Muſendienſtes für die griechiſche Lyrik. Neben dem geregelten und ernſten Apollo- und Muſendienſte zeigte der Cultus des jüngſten der griechiſchen Götter, des Bacchus, die maßloſe, orgiaſtiſche Bildung aller morgenländiſchen Naturverehrungen, und trat dem des Apollo feindlich entgegen. Die gellende Flöte verdrängte die beſänftigende Kithara. Beide Gottheiten wohnten endlich in einem Tempel, doch nicht ohne Verluſt für die Prieſter Apollo's. Aus beiden erwuchſen die Kunſtformen der Komödie und Tragödie. Muſen waren Seelenkräfte, die den Naturgewalten vergöttert entgegentraten. Aus drei urſprünglichen, Melete, Mneme und Aoide, Erfindung, Erinnerung und Geſang, wurden zuletzt acht und neun. Zweitens entwickelte ſich die griechiſche Lyrik aus dem beſondern Leben und Weben ihrer verſchiedenen Volksſtämme. Die drei Hauptäſte waren die doriſche, äoliſche und ioniſche und bildeten ihre choriſche, meliſche (muſikaliſche) und elegiſche Dichtkunſt. Vor allen waren ihnen die Muſen, Dionyſos und Apollo geheiligt. Die Elegie iſt der Grenzſtrich zwiſchen der epiſchen und lyriſchen Poeſie, der an das epiſche Reich am weiteſten vorgeworfene Punkt des lyriſchen Gebietes und bezeichnet die epiſche Auffaſſung eines äußern Gegenſtandes mit der innern Stimmung des Dichters. Die Bedeutung des Schmerzes und der Trauer iſt ſpäter und fällt wahrſcheinlich erſt in das 6. Jahrhundert v. Ch., durch Mimnermus. Der Pentameter unterſchied dies Versmaß vom Epos. Dichtgattungen und Style der lyriſchen Kunſt. Höchſt belehrend und anziehend, aber, um es zu bleiben, keines Auszugs fähig. Zur elegiſchen Gattung gehörig und ihrer Form ſich nähernd, Satire, die den Jambus annahm, gnomiſche Poeſie, Epigramm, Apolog, politiſch-didaktiſche Dichtung. Zur meliſchen (geſungenen) Lyrik, die choriſche, das Lied der Freude, der Feſte, des Scherzes und der Liebe, der Hymnus, die Ode, der Päan. Diaſtaltiſcher, heſychaſtiſcher, ſyſtaltiſcher, erhabener, anmuthiger, üppig-weicher Styl. Der jüngſte Styl der helleniſchen Lyrik, von Neuern der attiſche oder dithyrambiſche genannt, iſt in ſeinem Urſprunge ebenſo alt als der Dionyſosdienſt, der ihn beförderte. Über ihm ſchwebt Pindar mit meiſterhafter Freiheit, die bald nachher in eigentliche Willkür ausartete, doch, wie nichts Neues unter der Sonne geſchieht, dem Volksſinne grade recht war. Dieſer Feſſelloſigkeit konnte natürlicherweiſe nichts folgen als Untergang. Alte nomiſche Dichter bis auf Terpander und Klonas. Ihr erſtes Aufblühen fällt in die mythiſch-vorhomeriſche Zeit der Prieſterpoeſie. Nach ihr entſtanden Wettkämpfe der heranreifenden Kunſt, welche in das Zeitalter des trojaniſchen Kriegs fällt, und denen wahrſcheinlich der meliſche Vortrag gehört, der die Flötenmuſik ſpäter begünſtigte, welche viel jünger als die Kithara und erſt durch den Dionyſosdienſt aus Phrygien eingeführt ward. Threnen waren Anfänge der klagenden Elegie. Elegeion bezeichnet urſprünglich das Versmaß des Pentameters, und

Schrift machen die Kleider Moden, in der Welt ist es ebenso. Wenn man sich nicht nach der Mode kleidet, wird man verlacht. Ebenso ist es mit der Schrift. Wer Deutsch in lateinischer Schrift schreibt, wird verlacht. Wer Deutsch in deutscher Schrift schreibt, wird nicht verlacht.

Die Schrift hat

Deutsche Art. Die deutsche Schrift hat eine Geschichte von mehr als tausend Jahren. Sie ist aus der Runenschrift entstanden. Sie ist eine deutsche Schrift. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Sprache gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserem Volke gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Art gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Geschichte gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Kultur gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Zukunft gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Ehre gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Freiheit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Einheit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Stärke gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Größe gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Macht gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Herrlichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Ewigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Unsterblichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Göttlichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allmacht gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allwissenheit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgegenwart gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgüte gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgerechtigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allbarmherzigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgnade gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allliebe gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allfreude gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allseligkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allherrlichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allewigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allunsterblichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgöttlichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allmacht gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allwissenheit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgegenwart gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgüte gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgerechtigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allbarmherzigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgnade gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allliebe gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allfreude gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allseligkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allherrlichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allewigkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allunsterblichkeit gehört. Sie ist eine Schrift, die zu unserer Allgöttlichkeit gehört.

beth ritterlich kämpfte. Ein politisches Gefecht wird nebenher zwischen dem verächtlichen Reformer und Heuchler Wortley und dem geraden und biedern Conservativen Knowles geliefert, und in diesem zeigen sich die politischen Tendenzen der Verfasserin in ihrem eigenthümlichen Lichte. Das Interesse des Romans wächst von Blatt zu Blatt; die Parteien stehen sich gegenüber, eine furchtbare Katastrophe, die das bis dahin glückliche, im sichern Glanz strahlende Verbrechen der Strafe überliefere, steht in jedem Augenblick zu erwarten.

In dieser Partie des Romans feiert die Kunst der Situation und die hiermit zu erreichende Wirkung in der That einen hohen Triumph, und die ungemein feinen Abwägungen, auf denen Alles beruht, die innere Geschichte der Leidenschaft, in der sich die Verfasserin wahrhaft groß, wahrhaft prophetisch zeigt, müssen ihr jedes Gemüth gewinnen, das eben für feinere Abwägungen Sinn und Genußfähigkeit behauptet hat. Der kühne Gang der Geschichte nimmt überdies hier einen poetischen Schwung an. Augusta's Verbrechen wird an ihr dadurch gerächt, daß ihr Schlachtopfer es ist, das ihr das Herz Arondel's, ihres Verlobten, wider ihren Willen abwendet. Zwischen Liebe und Rache hin- und hergeschleudert ist das Bild, das uns von Augusta's Seele geliefert wird, eine der vortrefflichsten Leistungen, die der Roman je hervorgebracht hat, und die Scene mit Arondel in ihrer Bibliothek zu London gehört in Bezug auf Beobachtung des stürmenden Seelenmeeres, in Bezug auf Darstellung zu dem Feinsten und Trefflichsten in diesem Gebiet, das uns je geboten ist. Hier ist Richardson und Fielding erreicht, wenn nicht geradezu überboten.

Es ist immerhin ein bemerkenswerthes Phänomen unserer Zeit, daß der psychologische Roman fast ganz in die Hände der Frauen übergegangen zu sein scheint, während die Männer sich der rohen chaotischen Stoffe, der Schrecken und der grimmigen Abenteuer, höchstens der feinern politischen Elemente und Fäden ausschließlich bemächtigt haben. In England, in Frankreich ebenso wie in Deutschland ist das Departement des psychologischen Romans den Frauen anheimgefallen. Miß Trollope, Sand und unsere Hanke, Schopenhauer u. s. w. sind die nennenswerthesten Stützen dieses Kunstgebietes. Doch zurück zu unserm „Tremordyn-Cliff". Wer sich an feiner Beobachtung der Gesellschaft und ihrer Sitten erfreut, der muß in dieser reichen, fast zu reichen Galerie von Portraits den Dichter Charles Rice, die Sängerin Miß Craddock, die feine Verleumderin Busby, Knowles, Wortley, Miß Morray, Marie Arondel, Lord und Lady Mortlake u. s. w. verfolgen. Alle diese Zeichnungen sind wirklich classisch und geben ein Bild der englischen Gesellschaft, das alle Briefe Verstorbener und Lebender gern vergessen läßt. Ist der Vortrag einer Ode durch einen Dichter, der in aller Einfalt glaubt, geboren zu sein, um ein Nachfolger Byron's zu werden, je richtig gezeichnet, so geschieht dies z. B. im zweiten Bande S. 50. Das Bild ist sprechend.

Indessen naht die Katastrophe heran. Augusta eilt herbei, jene Maxwell zu sehen, zu vernichten, die ihr das einzige Gefühl von Glück, dessen sie je im Leben genossen, geraubt hat, während Arondel, von ihr frei gegeben, an den feinsten Fäden der Dankbarkeit festgehalten wird. Beim ersten Zusammentreffen ist ihr Triumph vollständig. Der hohen, allbewunderten Gräfin ist es ein Leichtes, die zarte Katharina Maxwell, „welche Niemand kennt", das schrecklichste Wort, das in England von einer Frau gesagt werden kann, in den Augen der Gesellschaft zu vernichten. Die Aermste gilt für die Maitresse ihres Bruders und alle Welt, außer dem edeln Knowles, flieht sie gleich einer Pestkranken. O, Altengland! rufen wir hier aus, gepriesenes Land der Freiheit, bist du auf ewig verdammt, unter dem schrecklichen Joch der albernsten Convenienz zu seufzen? Wird der Tag der Emancipation der Tugend niemals für dich anbrechen? Wirst du es nie wagen, das Achtbare zu achten, wenn ihm der Silberstempel der Gesellschaft fehlt?

Doch Augusta's Triumph ist kurz. Ihr Geliebter schaut in den Grund ihrer furchtbaren Seele. Er sagt sich los von ihr. Zum ersten Mal fühlt Augusta nun ihr Leben verloren, sie steht im Begriff, von der Liebe wiedergeboren zu werden. Hier nun hätte die Verfasserin Zeugniß vom Genius ablegen sollen. Einen Schritt weiter, als sie geht, und ihre Arbeit wäre eine classische geworden. Uns dünkt, sie hätte diesen Schritt thun müssen, sie hätte Augusta durch die Liebe, die sie nun erst kennen lernt, läutern sollen. Hier mußte ihre Usurpation enden, sie mußte Arondel's werth werden. Doch ein solcher Ausgang dünkt unsern heutigen Romandichtern zu einfach, weil er natürlich ist. Die Verf. läßt ihre Augusta im Trotze beharren; aber sie läßt sie nun — einfältig werden. Sie läßt sie sich einem unglücklichen Mädchen, Lucy, entdecken, dieser das Certificat zeigen und seinen Aufbewahrungsort, und diese mit dem kostbaren Schatz entfliehen. Augusta, entlarvt, stürzt sich von derselben Klippe ins Meer, auf der sie als 14jähriges Mädchen ihren furchtbaren Lebensplan entwarf; Arondel gewinnt Marien und der edle Knowles die thatkräftige Cousine, deren langerwarteter Bruder aus Indien als eine ganz müßige Person durch den Roman läuft.

Der Grundfehler dieses ausgezeichneten Werks ist daher ein negativer, ein Mangel an Kühnheit, ein unterlassener Flügelschlag des Genies. Edler, größer und schöner, wenn auch vielleicht schwerer, wäre derjenige Ausgang der Erzählung gewesen, welcher uns klar gemacht hätte, daß das Weib erst durch die Liebe seine Natur erfüllt, seine Aufgabe löst, und daß das weibliche Herz ohne Liebe Zerstörung eines Naturgesetzes sei. Den schönsten Schluß, das fertigste Gemälde, ein ganzes Kunstwerk hätten wir so erlangt, während entweder Mangel an Muth, oder Hingebung an das Herkommen, das den Schuldigen durchaus bestraft sehn will und keine Reue kennt, den edeln majestätischen Schritt der Verf. zum Gewöhnlichen niedergedrückt hat. Doch nein, es bleibt genug übrig, dies Werk, das uns in einzelnen Partien gegen die Horazische Lehre zur Bewunderung hingerissen hat, zu einem sehr ungewöhnlichen zu stempeln.

21.

Notizen.

Der Verfasser des bereits in Nr. 201 d. Bl. erwähnten Werks: „Sketches of Germany and the Germans, by an englishman, resident in Germany" (London 1835), gibt in demselben bei Gelegenheit der Schilderungen aus der Niederlausitz folgendes Urtheil über die Wenden: „Als wir in die Niederlausitz oder, wie die Deutschen das Land nennen, die wendische Tartarei herabkamen, machte mich mein Freund auf die nationalen Züge der Wenden aufmerksam. Sie beschäftigen sich sämmtlich und ausschließlich mit dem Ackerbau und zeichnen sich durch eine unüberwindliche Abneigung gegen Handelsgeschäfte und mechanische Künste aus. In Bildung, Gebräuchen und der ganzen äußern Erscheinung unterscheiden sie sich vollkommen von den in ihrer Nähe lebenden Deutschen. Es kam mir vor, als sprächen sie durchgängig die slawische Sprache sanfter und wohllautender als die Czechen in Böhmen. Die Männer sollen gute Soldaten, aber auf Diebereien aller Art sehr erpicht sein. Ihre äußere Gestalt ist nicht einnehmend; weit vortheilhafter ist die Tracht der Weiber, welche zu den hübschesten in ganz Deutschland gehören." Derselbe englische Reisende machte auch der Fürstin Pückler-Muskau seinen Besuch, und ergeht sich in Lobsprüchen über den Park des Fürsten, dessen sinnvolle Anordnung er nicht genug zu rühmen weiß.

Laut einem Schreiben aus Ägypten soll der Pascha Befehl gegeben haben, die Pyramiden von Gizé niederzureißen, um daraus Baumaterial zu einigen vorhabenden Gebäuden zu gewinnen. Das Gerücht scheint unglaublich; unmöglich kann selbst ein Pascha von Ägypten einen so wahnsinnigen Gedanken hegen.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 205. — 23. Juli 1836.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Herm. Ulrici. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Eine Nebenlinie der alten dorischen Lyrik war die spätere priesterlich-religiöse Poesie der Reinigungs- und Sühngesänge, Weihelieder und Schauspiele. Der Anfang ihrer Blüte fällt in das 8. und 9. Jahrhundert vor Ch., das Zeitalter des Wunderglaubens. Das Haupt dieser Richtung war gegen das Ende des 7. Jahrh. Epimenides von Kreta, dessen Zeitgenosse Onomakritos die Dionysischen Orgien ordnete. Als vollendeter philosophisch-religiöser Mystiker tritt Empedokles von Agrigent hervor, um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Ch. Die ionische Lyrik unterscheidet sich durch Eigenthümlichkeit des Einzelnen; die Religion hatte weniger Einfluß auf sie als das Volksleben; die Aulodia, die Flötenmusik, eine Tochter des Morgenlandes, war bei ihr vorwaltend wie die hellenische Elegie. Kallinos aus Ephesus, der um die erste Hälfte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts lebte, wird als ihr Erfinder genannt. Bald auf ihn folgte Archilochos, der Parier, als Dichter und Tonkünstler so ausgezeichnet, daß ihm Keiner zu vergleichen ist. Unter den Jambendichtern war er beiweitem der vorzüglichste und erfand die schöne metrische Form der Epode, welche die ganze Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der lyrischen Kunst entfaltet. Kaiser Hadrian setzte ihn noch über Homer. Tyrtäus, der Attiker, ist durch seine Verdienste um die Siege der Spartaner über die Messenier berühmt und seine Kriegsgesänge glücklicherweise nicht ganz verloren, aber von den anapästischen Marschliedern und von den belehrenden Gesängen ist leider nichts Bedeutendes erhalten. Klonas, der arkadische Dichter, war als Flötenspieler ausgezeichnet und vervollkommnete die theoretisch-elegischen Nomen. Nebenbäume der elegischen ionischen Lyrik wurden das Epigramm, die Satire und die Parodie. Die längsten auf uns gekommenen Bruchstücke der althellenischen Satire gehören dem Simonides von Amorgos. Ethisch-politisch waren die Jamben des Gesetzgebers Solon. Etwa 50 Jahre nach ihm trat der fruchtbare Satiriker Hipponax von Ephesus hervor. Timon von Phlios bildete im 3. Jahrhundert vor Ch. die parodischen Sillen aus. Timokreon von Rhodos, Themistokles' Zeitgenosse und Anfeinder, war als Athlet und Satiriker gleich gefürchtet. Im 5. vorchristlichen Jahrhundert bemächtigte sich die Komödie des ganzen Reichthums poetischen Witzes und Spottes, der epische Effect der elegischen Lyrik wich dem dramatischen, und auch in diesem fand die Parodie eine fruchtbare Ernte. Der lesbisch-äolische Styl hielt die Mitte zwischen dem dorischen und ionischen und huldigte dem aus dem Innern strömenden Gefühl. Terpander aus Antissa blühte gegen Ende des 7. vorchristlichen Jahrhunderts. Sparta berief und ehrte ihn. Er erfand die Leier mit sieben Saiten, nach Pindar auch das Barbiton und war ein Zögling der asiatischen Musikschule. Er soll zuerst den Gedichten Melodien untergelegt haben und vielleicht gehört ihm die Bildung der einfachen Strophe. Arion von Methymna stammte aus seiner Schule. Alkäos von Mitylene lebte im 6. Jahrhundert vor Ch. Seine Zeitgenossin, Landsmännin und Geliebte, Sappho, hat viel verleumderische Nachreden attischer Komiker über sich ergehen lassen, die Aristoteles und Lucian mit Verachtung übergehen. Platon zählt sie zu den weisen Frauen der Vorzeit. Selbst Solon äußerte, als er eines ihrer Lieder singen hörte, er möchte nicht sterben, ohne dieses Lied gelernt zu haben. Wir erkennen uns Hrn. U. sehr verbunden, daß er lange, liebevoll und gerecht bei ihrem Gedächtnisse verweilt, an dem sich Bosheit, Schuldefangenheit und Nachbeterei zu oft versündigt. Erinna von Teos war ihre Freundin und, obgleich schon im 19. Jahre gestorben, die nächste nach ihr. Ihr Gedicht, die Spindel, war allberühmt. Entstehung der Skolien, Tischgesänge, und ihrer verschiedenen Arten, in denen der Rhythmus häufig wechselte. Der lokrische Dorier Alkman, aus dem 7. Jahrhundert v. Ch., steht an der Spitze aller ausgezeichneten Lyriker. Er zuerst gab dem Chorgesange die antistrophische Bildung, das von der Strophe verschiedene Sylbenmaß; doch behielt er noch den kurzen lesbischen Bau. Die größte Zahl seiner Lieder waren erotisch und hießen Parthenien, weil sie von Jungfrauen gesungen und getanzt wurden. Großgriechenland erhielt seinen Glanz durch den Himeräer Stesichoros. Er fügte der vorschreitenden Strophe, der rückschreitenden Antistrophe die stehend gesungene Epode hinzu. Seine Dichtungen waren von veränderten und umgestalteten Sagen des Heldenlebens durch ogen und er erscheint als Vorgänger Pindar's. Auch

in Apologen versuchte er sich mit vielem Glücke. Ibykos war zu Rhegion in Großgriechenland geboren und seine erotischen Gesänge vorzüglich beliebt. Mimnermus', des Kolophoniers, erotisch-threnetische Gesänge wurden sehr geschätzt. Von den philosophischen und politischen Elegien des Gesetzgebers Solon haben sich Bruchstücke erhalten. Auch der berühmte Stifter der eleatischen Philosophenschule, Xenophanes von Kolophon, war ein didaktisch-gnomischer Dichter, und den vollendeten Gipfelpunkt dieser Dichtart erreichte Theognis von Megara im 6. Jahrhundert vor. Ch. Dessen berühmter Zeitgenosse, Phokylides von Milet, trägt mehr sanftes ionisches Gepräge. Die Äsopische Fabel oder der Apolog bildete sich zu einer eignen Dichtgattung, deren Tendenz sich zur Satire neigte. Äsop blühte um die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Ch. Er war ein Sklave, wahrscheinlich aus Libyen oder Phrygien stammend, mit den Fabeln des Morgenlandes vertraut, die er der hellenischen Sinnesweise anpaßte, eigne Erfindungen hinzufügte und ethische Belehrung zu ihrer Hauptrichtung erhob. Dichterische Form gab er ihnen nicht, sie ist das Werk Späterer, wie sich denn selbst Sokrates in seinem Kerker damit beschäftigte, und im elegischen Versmaße. Babrios, im ersten Jahrhundert v. Ch., erwählte den der Satire verwandten Jambus. Die großgriechischen Sybariten erlaubten sich aus der Thierwelt in die Menschenwelt überzugehen. Der lokrische Styl war der äolischen Lyrik verschwistert, ionisch weich und sinnlich, wie dithyrambisch oder dramatisch beweglich. Eunomos war dessen ältester bekannter Lyriker; der berühmteste nach ihm, Erasippos, gehört ins 6., Theano und Mnaseas ins 5. Jahrhundert v. Ch. Der Dithyrambus ward dem Dionysos gesungen, gehörte anfangs nur der Freude, nahm erst im 7. und 6. Jahrhundert v. Ch. aus morgenländischen Religionsansichten auch tragische Richtung an und trug durch beides zur Entwickelung der Komödie und der Tragödie bei. Arion, der Methymner, im 6. Jahrhundert v. Ch., verband beide Richtungen zuerst, und Thespis aus Ikaria, Pisistratus' Zeitgenosse, fügte dem Gesange des Chores dialogische Unterhaltung hinzu und verwandelte das Ganze in mimische Darstellung. Damit schied sich nun die dithyrambische Darstellung von der dramatisch-tragischen Kunst. Die höchste Blüte erreichte der äolisch-dorische Styl mit Simonides und Pindar. Der peloponnesische Krieg vernichtete Athens weitschauende Hoheit, ohne Spartas Größe wiederherzustellen. Simonides aus Keos, im 6. Jahrhundert v. Ch. geboren, war Meister in allen Gattungen der Lyrik. In der threnetischen soll er sogar seinen großen Nebenbuhler Pindar übertroffen haben, der auch in ihr das Erhabene über das Pathetische vorwalten ließ. Pindar's, des Böotiers, unübertroffene Eigenthümlichkeit ist nicht mit Worten zu erschöpfen, wiewol der Verf. das möglichst Verdienliche erreicht hat. Uns sind leider nur seine Siegeshymnen erhalten, die eigentlich religiösen, heiligen Gesänge untergegangen. Anakreon aus Teos blühte um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Ch. Ein anderer Dichter trug einmal sogar im musischen Wettkampfe über den jugendlichen Pindar den Sieg davon. Telesilla aus Argos war Dichterin und Heldin, Praxilla aus Sikyon, die vierte Muse des alexandrinischen Kanons, was ihre Gesänge nicht vor den Flammen der byzantinischen Kirchenväter retten konnte. Jon aus Chios gehört zu den fünf classischen Tragikern des alexandrinischen Kanons und Aristophanes selbst erwähnt dieses Zeitgenossen mit Achtung. Dithyrambus und Elegie scheinen bei ihm sehr nahe gerückt. Er war der glückliche Nebenbuhler des Perikles bei Chrysilla. Viel gekünstelter und geschraubter Dionysios von Athen, ein besserer Staatsmann als Dichter. Die elegischen Dichter fingen an, sich der erkünstelten alexandrinischen Weise zu nähern. Auch Euripides schweifte in das lyrische Gebiet hinüber, besonders in threnetischen Elegien. Zu bedauern ist der Verlust der Gedichte des Sokratischen Kritias, der im Kampf gegen Thrasybulos endete. Vielleicht war er der letzte gnomische politische Elegiker. Immer mehr gewann die Herrschaft des attisch-dithyrambischen Styls. Lasos, der Hermionäer, Hipparch's Zeitgenosse, that sich vornehmlich dadurch hervor. Er war ein Neuerer in der rhythmischen wie in der musikalischen Form. Diagoras von Melos, der Gottesleugner, glänzte als kritisch-satirischer Dichter dithyrambischer Dramen. Melanippides, sein Landsmann, gab der Leier zehn Saiten und schrieb ein theoretisches Werk über Musik. Philoxenos aus Kythere, im 5. Jahrhundert v. Ch., viel bewundert und getadelt. Einer der gewaltthätigsten Neuerer war sein Zeitgenosse Timotheos, der Milesier, der, hochbejahrt, noch die Zeiten Euripides' und Philipp's von Macedonien berührte. Er scheint zuerst der vielsaitigen Kithara sich bedient zu haben und ein ungemein fruchtbarer Dichter gewesen zu sein. Polyidos und Telestes von Selinos stellten sich ihm gleich und waren die letzten ausgezeichneten Dithyrambendichter. Mit Philipp von Macedonien verwelkte auch die letzte Blüte der lyrischen Dichtkunst. Es kam, wie es kommen mußte: Natur ward Kunst, Kunst ward Künstelei, die Poesie Dienerin, die Musik Herrin, das Ohr gekitzelt, das Auge geweidet, der Geist gelähmt. Seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts hört die Geschichte der griechischen Dichtkunst auf Kunstgeschichte zu sein und wird mehr und mehr Literaturgeschichte.

Das unverkennbare Talent des Verf., den Gelehrten sowol als den gebildeten Ungelehrten zu unterhalten und kritische Untersuchungen anziehend vorzutragen, läßt uns nicht nur der Beendigung des begonnenen Werks mit Verlangen entgegensehen, sondern erweckt auch den Wunsch, er werde seine Darstellung bis dahin ausdehnen, wo von der griechischen Literatur nichts Bedeutendes mehr zu sagen ist. Die alexandrinische Kunstschule hat einen zu mächtigen Einfluß auf ihre und jede Folgezeit geäußert, um mit Schweigen übergangen zu werden. Es sind uns grade spätere Epopöen, Idyllen und Lehrgedichte erhalten, die dem Volke, von dem sie ausgingen, zur Ehre gereichen, und die ersten Anfänge des Romans gehören ohne Zweifel zur Kunstgeschichte. Die Künste der schö-

nen Rede sind so nahe verwandt und haben so viel gegenseitigen Einfluß aufeinander, daß auch die Prosa nicht übergangen werden sollte, deren Ausbildung und Meisterschaft nur durch die Fortschritte der Dichtkunst erklärlich wird. Die begeisterte, erstgeborene Tochter hellenischer Art und Kunst, die römische, verleugnet ihre Mutter so wenig, daß wir, da die Unbill der Zeit der Mutter so viel entwendet, zu Plautus und Terenz, Virgil und Horaz, dem Tragiker Seneca, dem Epiker Statius und andern Nachahmern, wie Nachahmer nicht sind, unsere Zuflucht nehmen müssen, um einigermaßen zu errathen, was wir nicht hoffen können, mit eignem Auge zu erblicken. Wer wäre zur glücklichen Bearbeitung eines ergiebigen Feldes noch berufener als Der, welcher einen Theil desselben mit so viel Fleiß und Geschick bestellt?

S.

Skizzen aus den Hanse-Städten, von Eduard Beurmann. Hanau, König. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser liefert eine Charakteristik, wenn man seine hin- und wiederschweifenden Aperçu's so nennen kann, von Hamburg, Lübeck und seiner Vaterstadt Bremen, in heinisirender Manier; er hält sich demnach in der belletristisch-modernen Grenze, über welche seit den „Reisebildern" kein Hamburger, Bremer oder Lübecker hinauskommt. Wir bekommen von daher lauter kleine Heinesetzlinge, die auf gut Glück und im Vertrauen auf die Parole ihres Herrn und Meisters die Elbe oder Weser hinaufschwimmen, um sich in dem Herzen des guten Deutschlands anzusiedeln. Herr Beurmann, der Neuissimus dieser Ankömmlinge, schildert unter andern die Lübeckerinnen in folgender Weise: „Die Lübeckerinnen harmoniren mit der Natur rings um sie. Sie sind eben und grade wie der grüne Thalgrund der Umgegend, süß und milde wie die Ufer der Wakenitz und Trave, lieblich wie die pittoresken Höhenpunkte Holsteins ꝛc. Die Lübeckerinnen sind bürgerlich, einfach, und social vielseitig; sie sind ein Kranz aus Vergißmeinnicht, Myrten und Immergrün; sie sind der sammtne Teppich der Conversation, die beiweitem nicht so holprig ist wie das Steinpflaster von Lübeck und die conversationelle Pferdehaarmatratze der bremer Theegesellschaften ꝛc. Ich liebe sie, diese milden Gestalten, mit blonden Haaren und blauen Augen, diese anmuthigen Frauen, die für eine Schauspielerin (vielleicht auch für einen Schauspieler?) begeistert werden können, die für „Werther's Leiden" und „Elisa Valberg" Thränen haben u. s. w." So etwas nennen nun die Heine'schen Spätlinge, deren letzte Seufzer wir noch lange nicht vernehmen werden, eine Darstellung. Es heißt aber in der That weiter nichts als, im vollsten Verstande, das Blaue vom Himmel herunterreden. „Steinpflaster", „Lübeckerinnen", „Pferdehaarmatratzen", „Berg und Thal", „Schauspieler", „Höhenpunkte", „Vergißmeinnichts", „Werther's Leiden" ꝛc., wahre Maccaroni-Elemente, die eine Hanswurstjacke des Styls bilden, den man nach 20 Jahren auf keinen Fall mehr geistreich nennen wird. Wir können nur in aller Kürze auf einzelne Einzelheiten der Schrift eingehen. Bei Gelegenheit des Umstandes, daß in der Stadt Lübeck selbst kein Israelit wohnen darf, spricht der Verfasser viel und Vieles über eine völlige Emancipation der Kinder Abraham's. Auch dieses ewige Judenemancipationsgerede fängt an zu ennuyiren; denn die Sache selbst ist gar nicht so verwickelt, als unsere Vertreter der Menschenrechte glauben. Eine völlige Emancipation der Kinder Israel kann sich nur im allmäligen Verlauf der Zeit und nicht ohne vorhergegangenen Zwang des Gesetzes gestalten. Dieser Zwang aber würde und müßte unzweifelhaft darin bestehen, daß von zehn Juden wenigstens neun sich den bürgerlichen Gewerben, d. i. den Handwerken, mechanischen Künsten, kurz der Industrie und Fabrikation im engern und engsten Sinne widmen müßten. So lange der Jude ausschließlich handelt, trödelt, schachert, wechselt und staatspapiert, so lange ist der Same Abraham's einer unbedingten Emancipation nicht blos unfähig, sondern auch unwürdig. Und es leidet gar keinen Zweifel: so lange der Jude noch mit dem Waarenpack auf den Schultern auf Deutschlands Messen und Märkten herumzieht und den Handel und Wandel verdirbt, ebenso lange wird auch der equivoke, charakterlose, halbgebildete, halbgeistreiche, berlinisch-, hamburgisch-, frankfurtische, getaufte und ungetaufte Judengeist die deutsche Literatur und die deutsche Wissenschaft verderben. Nichts ist unreifer und lächerlicher als jener unmotivirte Enthusiasmus für die sogenannten Menschenrechte. „Au nom de l'humanité", diese Formel war einst von Bedeutung; wie man sich jetzt ihrer bedient, wird sie zur Hanswurstiade. Man muß, wenn man vernünftig ist, der Menschheit auch nicht Dinge zumuthen, die ihr in ihrem innersten Kern und Leben störend und gefährlich sein müssen. Und wahrlich nur eine so unchristliche Zeit wie die gegenwärtige, die zur Hälfte im putrescirenden Pietismus, zur Hälfte in die extreme Lüderlichkeit des Weltlaufs versunken ist, kann das Christenthum, als die Vollendung alles Glaubens und Wissens, so gering anschlagen, um an seiner Stelle dem Mosaismus, an der Stelle der Freiheit und Liebe dem Gesetz und dem alten Zuchtmeister gleiches Recht verstatten zu wollen. Das wollen wir nicht einmal fragen: ob nicht eben unser modernes Judenthum eine große Schuld trägt an den lüderlichen Gesinnungen und frivolen Gedanken, an dem dürftigen Materialismus unserer gegenwärtigen Literaturepoche. Von seiner Vaterstadt Bremen spricht der Verf. nicht allzuvortheilhaft. „Poesie und Kunst, heißt es, finden hier keinen Anklang, und es wird wenig dafür gethan. A. Düves und Hedwig Hülle, die den Homer übersetzt hat, sind die einzigen poetischen Notabilitäten (du lieber Gott!). Es herrscht in Bremen kein Sinn für Kunst und Poesie, und die Wissenschaft ist Einzelngut. Im Theater wird der „Thurm von Nesle" mehr Glück machen als irgend eine Dichtung Göthe's und Schiller's. Die Bremer haben starke, ich möchte sagen, durchaus materielle Nerven, die ungewöhnlicher Aufregung bedürfen, die sinnlich berührt sein wollen. Es findet sich in Bremen keine Kunstanstalt von Bedeutung u. s. w." Seite 96 stößt man, was gar nicht zu erwarten stand, auf eine Recension der bereits auch durch den Druck bekannt gemachten Vorlesungen des Herrn Professor Dr. Weber. Herr Beurmann läßt sich sub hoc titulo solchergestalt vernehmen: „Jetzt soll Professor Weber daselbst (in Bremen) über Ästhetik und Literatur lesen, blühend, lebenskräftig, frühlingsduftig. Die bremer Juristen und Kaufleute werden sich die Sache mit anhören, und jene werden an die Processe, diese an Taback und Zucker denken, und an Wein. Wein, Taback, Zucker, Kaffee, Getreide sind die hauptsächlichsten Handelsartikel des Bremer, und die Ästhetik des bremer Kaufmanns besteht in einer guten Tabacksnase und in einem feinen Weingeschmack zur Weinprobe; Literatur aber und Poesie gehören nicht zu den Colonialwaaren."

In der Rubrik „Hamburg" verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich über Heine, Börne, Wienbarg ꝛc. Ob es nur wirklich in der deutschen Literatur nichts Wichtigeres zu reden gibt? Desgleichen kann es uns, die wir den Kern der Literatur und nicht ihre chronique scandaleuse festhalten, ganz gleichgültig sein, ob Herr Campe, der Buchhändler in Hamburg, sein Haar gescheitelt trägt, oder nicht, ob er wie ein Jesuit aussieht, die Hände faltet, und nichtsdestoweniger Lützow'scher Husar gewesen ist. Legt es aber Herr Eduard Beurmann darauf an, uns in dem Campe'schen Buchladen ein gymnastisches Quid pro quo, eine kleine Seiltänzervorstellung zu präsentiren, in welcher es sich um Schriftstellermisere und Buchhändlerrohheit handelt (vgl. S. 213 u. fg.), so wollen wir ihm mit Folgendem zu

Nutz und Belehrung dienen: Über Schriftstellerniederträchtigkeit und Buchhändlerkniffe zu schreiben, ist freilich ganz an der Zeit, und es wird dagegen (gegen das Eine wie gegen das Andere) gewiß gezeugt werden, ehe sich's Hr. B. vermeint. Aber diese Section und anatomische Zerlegung des faulsten Theils unserer Literatur muß mit anderm Apparat geschehen, als welchen Hr. Beurmann dazu mitbringt. Das ist nicht die Weise, ein großes Unheil zu enthüllen, dazu muß man reinsten Willens und stark von Gedanken sein, und es noch weit treuer, als mit dem eignen Wohlergehen, mit der Wissenschaft und dem heiligen Geiste der Literatur meinen. Auf diese Emancipation kommt es an. Hier handelt es sich um etwas Höheres, als der Stamm Juda ist. 71.

Lyon und seine Fabriken.

Die blutigen Ereignisse in Lyon waren viel bedeutender, als man im Allgemeinen wol geglaubt hat. In den Mauern von Lyon wurde für Frankreich eine sehr wichtige politische Frage entschieden. Blieben die Ouvriers Meister vom Schlachtfelde, so würden sich dieselben Scenen an vielen andern Orten erneuert und eine wahre politische Feuersbrunst alle Classen der Gesellschaft ergriffen haben. Es ist daher nicht ohne Interesse, diese Leute, die damals eine so große Rolle an sich gerissen, näher kennen zu lernen, und dann haben auch in commercieller Hinsicht die lyoner Seidenfabriken eine solche Wichtigkeit, daß einige Details darüber jedem Gebildeten eine höchst belehrende Unterhaltung gewähren.

Vor ungefähr 300 Jahren ließen sich zwei Genuesen, sie hießen Turquet und Nariz, in Lyon nieder, und erhielten von der Ortsobrigkeit die Befugniß, Gold-, Silber- und Seidenstofffabriken zu errichten. Der damalige Consul Matthieu de Bauzelles hatte ihr Gesuch unterstützt; seiner Fürsprache verdankten sie eine nicht unbeträchtliche Geldsumme, welche ihnen zur Bestreitung der ersten Einrichtungskosten bewilligt wurde. Sie hatten im Anfang nur zwei Metiers (Stühle); das Consulat schoß ihnen 500 Thaler vor und setzte sie in den Stand, ihre Industrie zu erweitern. Franz I. bewilligte den Arbeitern so bedeutende Privilegien und Immunitäten, daß bald darauf aus Genua, Avignon, Tours und andern Städten, wo bereits die Seidenfabriken in Thätigkeit waren, die Ouvriers scharenweise nach Lyon wanderten. Die beträchtlichen Summen, welche Turquet und Nariz in kurzer Zeit erwarben, spornten andere Kaufleute an, sich gleichfalls mit diesem Industriezweig zu befassen, und nach Verlauf von wenig Monaten waren 200 Stühle im Gange. Nun ging es rasch vorwärts, nach wenigen Jahren stand Lyon an der Spitze der französischen Fabrikstädte. Gegenwärtig bilden die Ouvriers die Mehrzahl der Bevölkerung, haben aber ihre frühern Privilegien verloren.

Lyon zählt 180,000 Einwohner, darunter 60,000 Ouvriers, von denen die Hälfte ungefähr sich zunächst mit Weben beschäftigt, die andern 30,000 haspeln die Seide, winden die Stränge u. s. w. Ein Drittel von den Ouvriers, Frauen und Kinder mitgerechnet, stirbt beinahe vor Hunger, ein Drittel entschädigt sich kaum für die Unkosten und ein Drittel lebt in einigem Wohlstande. Diese Ouvriers führen den besondern Namen Canut, der sich auf keine Weise erklären läßt. Der Canut ist ein Typus: er hat seine Art zu sein und zu leben, ein Äußeres, eine Sprache und Sitten, die ihm ein ganz eignes Gepräge aufdrücken. Meist ist er hager und bleich, durch die fortwährende Bewegung der Arme werden die Schultern allmälig nach vorn gedrängt; da er gleichzeitig mit Hand und Fuß arbeiten muß, so ist er in der Regel schlecht auf den Beinen. In seinem ganzen Wesen liegt etwas Kränkelndes, Leidendes: er spricht gewöhnlich langsam und näselt. Die Canuts, welche chefs d'ateliers (Werkmeister) sind, haben nur ein einziges Zimmer, sie mögen zwei oder vier Stühle besitzen. Sie sind, wie ehemals die Juden, in besondere Stadtviertel gepfercht und bewohnen ganze Häuser vom Erdgeschoß bis in das siebente Stock, sodaß man oft 30 Haushaltungen unter Einem Dache antrifft. Ein Canut, der zwei Metiers besitzt, zahlt jährlich 150 Francs Hausmiethe, für vier Metiers zahlt er 200 Francs. Der Vater, die Mutter, die Kinder, Lehrlinge und Gesellen wohnen alle in einer Stube. Verschläge oben an der Decke des Zimmers bilden das Halbgeschoß (soupente), welches statt der Schlafstätte dient. Die Fenster haben keine Scheiben, sie sind mit Papier beklebt. Wer sich diesem Erwerbe zu widmen gesonnen ist, muß drei Jahre Lehrzeit bestehen. Nach Verlauf des ersten Jahres weiß er Alles, was er lernen kann; allein der Meister entschädigt sich in den beiden andern Jahren für seine Vorschüsse, indem der Lehrling freie Kost, Wohnung und Wäsche hat. Nach zurückgelegten Lehrjahren wird der Ouvrier bezahlt: er bekommt die Hälfte des vom Fabrikherrn bewilligten Preises, auch hat er freies Quartier und freie Feuerung. Es herrscht zwischen dem Werkmeister und seinen Ouvriers völlige Gleichheit.

In einem Atelier, wo zwei Metiers sind, ist gewöhnlich ein einfaches, und ein métier à la Jacquard, welches weit kunstvoller und auch weit schwerer zu handhaben ist, daher die Weiber nicht daran arbeiten. Eins der letztern Art kostet neu 200—250 Francs, ein gewöhnliches nicht über 80—100 Francs, mit den Geräthschaften und übrigem Zubehör kommt das letztere auf 100—125, das andere auf 250—275 Francs.

Von den 365 Tagen des Jahrs müssen 52 Montage, nicht die Sonntage, abgezogen werden, bleiben 313 Arbeitstage. Wenn ein Ouvrier unausgesetzt 15 Stunden täglich arbeitet, so verdient er 300—400 Francs, wenn er für Rechnung eines Werkmeisters arbeitet; das Doppelte, wenn der Stuhl sein Eigenthum ist. Dies gilt von dem schlechten Seidenzeuche. Die Canuts, welche sogenannte façonnirte Stoffe fertigen, können 3, ja sogar 5 Francs des Tags gewinnen.

Der Montag wird gewissenhaft gefeiert; dann begeben sich sämmtliche Canuts in die Vorstadt St. Just, wo der Erwerb der ganzen Woche draufgeht. Kommen mehre Feiertage hintereinander, so werden sie alle pünktlich eingehalten. Auch gibt es unter ihnen wenige Haushaltungen, die nicht einen Theil ihrer Habseligkeiten versetzen. Tritt ein Stocken ein, eine sogenannte morte-saison, so ziehen die Canuts in den Straßen herum und singen fürs Geld.

Die Werkmeister und Fabrikherren stehen feindselig einander gegenüber. Die Werkmeister beklagen sich mit Unrecht; sie thun den Ouvriers Schaden. Wenn die Fabrikherren direct mit diesen verkehrten, so würde der Gewinn der Werkmeister den Ouvriers zugutekommen.

Die französischen Seidenzeuche waren lange sehr gesucht in England; jetzt liefern die Engländer Fabrikate von besserer Qualität, obgleich in der Appretur ihnen die Franzosen noch immer überlegen sind. Allein die Eingangszölle sind so ungeheuer, daß nur wenige schlechte Seidenzeuche nach England ausgeführt werden. Auch concurriren die Schweiz und Deutschland in dieser Hinsicht mit Frankreich, sogar Nordamerika, wohin sonst die lyoner Fabriken ihre Producte in Massen ausführten.

Im Jahr 1814 veranlaßten die politischen und religiösen Reactionen zu Nimes die Auswanderung von 25,000 Ouvriers. Das Elend wird früh oder spät eine ähnliche Emigration zu Lyon herbeiführen. Es war nicht der Parteigeist, welcher die Canuts zum bewaffneten Widerstande, zur Empörung antrieb, es war ihre bedrängte, verzweifelte Lage. Wer Nichts zu verlieren hat, wagt Alles, und die Canuts haben nie Etwas zu verlieren gehabt. 41.

Hierzu Beilage Nr. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 13. 23. Juli 1836.

Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik; Darstellung ihres Ursprunges, ihres Wachsthumes und ihrer stufenweisen Entwickelung; von dem 1. Jahrhundert des Christenthumes bis auf unsere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunst von R. G. Kiesewetter. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1834. Gr. 4. 2 Thlr.

Der durch die Herausgabe der gekrönten Preisschrift: „Über die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst ꝛc." (Amsterdam 1829) und durch mehre höchst interessante Abhandlungen in den verschiedenen musikalischen Zeitschriften um die Geschichte der Tonkunst so verdienstvolle und gelehrte Verf. beabsichtigt durch die vorliegende Schrift „der achtungswürdigen zahlreichen Classe der Musiker und Musikfreunde ein Werk zu liefern, welches — ohne sie erst durch das Nebelland der (todten) Musik der alten Völker, oder wenigstens jener der alten Griechen zu führen (von welcher letztern sie jedoch das Nothwendigste zu beliebigem Vor- oder Nachlesen in einem Anhange mitbekommen) — in einem mäßigen Bande beendigt, ihnen von der Geschichte ihrer Kunst eine klare Ansicht gewähre, die sie in Burney's großem, überall seltenem und schon in der fremden Sprache Wenigen zugänglichem Werke entweder nicht suchen oder vor der Menge des Stoffes kaum erlangen und in Forkel's „Geschichte", welche, mit dem zweiten Bande noch unvollendet, nicht über das Jahr 1500 reicht, schon aus diesem Grunde vermissen würden." Hiermit hat der Verf. selbst den Standpunkt angedeutet, den seine Schrift in der musikalischen Literatur einnehmen soll, und sein in der literarisch-musikalischen Welt gefeierter Name bürgt hinlänglich dafür, daß sie vollkommen Das ist, was sie sein soll. Es kann daher hier nur die Aufgabe sein, Einiges über den Plan anzuführen, der, in seiner Art neu, dem Werke zum Grunde liegt, und wir meinen diesen nicht anschaulicher geben zu können als durch des Verf. eigne Worte: „Gewöhnlich ist die Geschichte der Musik nach weltgeschichtlichen Perioden oder nach den Regierungsperioden des Heimatlandes, auch nach Ländern und Provinzen und zum Theil nach sogenannten Schulen abgetheilt." Gegen diese herkömmlichen Eintheilungen bemerkt Herr K.: „daß die Kunst in ihren Schicksalen sich selbst ihre eignen Geschichtperioden bildet, welche in der Regel mit jenen der allgemeinen Welt- und der besondern Staatengeschichte nicht zusammentreffen, auch mit diesen nichts gemein haben" — — „daß die Eintheilung nach Kunstschulen (in jenen Perioden nämlich, wo von solchen nur überhaupt eine Rede sein kann) in der Geschichte der Musik die unbrauchbarste und trügerischeste von allen ist, weil die Grenzen der (wirklichen oder vorgeblichen) Schulen nach Zeit und Art, ja zum Theil deren Existenz als solcher, schwer oder gar nicht zu erweisen sein möchte" — — „auch die Eintheilung in eigentliche große Kunstperioden (z. B. in W. Ch. Müller's „Versuch einer Ästhetik der Tonkunst". Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1830. 8.) schien für die Kunstgeschichte nicht die am glücklichsten gewählte zu sein, sie erschwert die Übersicht der gleichzeitigen Begebenheiten, führt den minder kritischen Leser leicht irre —" u. s. w. In Erwägung dieser wirklichen und von dem Lernbegierigen längst gefühlten Mängel wählt nun der Verf.: „als die einfachste, daher natürlichste und die zuverlässigste Übersicht gewährende Eintheilung der Geschichte der Musik, die nach Epochen, welche von einem der berühmtesten Männer der Zeit ihren Namen erhalten und zwar von demjenigen, welcher auf die Kunstbildung und den Geschmack seiner Zeitgenossen am kräftigsten eingewirkt und entweder durch neue Entdeckungen, durch Einführung neuer Gattungen oder eines neuen Styles, oder durch bedeutende Verbesserungen der vorgefundenen Gesarten, durch Beispiel oder Lehre, die Kunst erweislich auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gefördert hat." Auf diese Weise löst auf das Befriedigendeste der Verf. die sich gestellte Aufgabe „die allmälige stufenweise Entwickelung der Tonkunst bis auf unsere Zeit gleichsam in einem Cyklus von Vignetten, mit wenigen aber kräftigen Strichen anschaulich zu machen." Der nöthigen Vollkommenheit wegen, insoweit eine Geschichte unserer heutigen Musik diese auf einem Raum von 116 Druckseiten bei der überraschenden Menge des angeführten Stoffes zuläßt, wird von der Biographie der „Epochen-Männer" das Nöthige angezeigt, und die gleichzeitig berühmten jeden Faches werden wenigstens nach Gebühr erwähnt.

Wenngleich ein schätzenswerther Musikgelehrter unserer Zeit, Prof. Fétis in Brüssel, in seiner Recension des vorliegenden Werkes *), Manches gegen die Eintheilung in die erwähnten Epochen eingewendet, was, von einem besondern Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht ganz ohne Grund sein dürfte und worauf wir bei der Erwähnung der Epoche: Leo und Durante, zurückkommen werden, so finden wir uns doch einstweilen, Dank sei es dem so kritischen und gelehrten Herrn Hofrath Kiesewetter! endlich in den Stand gesetzt, die Geschichte unserer Musik in aller Klarheit und ohne eine wesentliche Lücke übersehen und durch sein Werk eine feste Grundlage zum weitern Selbststudium legen zu können. Möge uns die Vortrefflichkeit seines Werkes und der ganz natürliche Wunsch, es so allgemein als möglich zu machen, entschuldigen, wenn wir nun noch auf den nähern Inhalt desselben hinweisen und die Epochen anführen.

Eine kurze Einleitung, welche den Ursprung des christlichen Kirchengesangs enthält und einen Zeitraum von dem 1. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung bis gegen Ende des 9. Jahrhunderts umfaßt, geht den Epochen voran; die Verdienste Gregor's des Großen und die Einführung der Kirchentöne oder sogenannten Tonarten machen einen wesentlichen Theil der Einleitung aus, welche in ihrer Klarheit und Bestimmtheit manchen modernen Alterthumskrämern in ihrer Sucht, alles Kirchliche aus einem Griechen- und Judenthum herleiten zu wollen, endlich den richtigen Fingerzeig geben wird. Die Epochen folgen nun in dieser Ordnung: I. Epoche, 901 — 1000, Hucbald, beschreibt zuerst das Verfahren, einen gegebenen Gesang mit einer zweiten oder mit mehren Stimmen zu begleiten — Tonschrift: aufgeschichtete Sylben des Textes zwischen Linien oder eine von ihm erfundene Notenschrift nach altgriechischer Art. II. Epoche, Guido von Arezzo, 1001 — 1100, erneuert die Lehre von dem Organo. Tonschrift: die Neumen oder nota romana der frühern Periode, mit Hülfe von Linien verbessert, auch die sieben Gregorianischen Buchstaben des lateinischen Alphabets. III. unbenannte Epoche, 1101 — 1200. Erfindung der Note und glücklichere Versuche bis zu einer Art gemischten Contrapunktes, zu dessen Behufe Erfindung der Mensuralnoten — daher Ursprung der Mensural- und Figuralmusik — Urheber, Lehrer und erste Verbesserer sind bisjetzt noch unbekannt, Monumente mangeln. Zu dieser Epoche verspricht Herr Fétis am ang. O. mehre wichtige Beiträge zu liefern, da er im Besitze mancher Schriftsteller sei, die aus jener Zeit herstammen, bis jetzt aber noch gänzlich unbekannt sind; vielleicht erhalten wir durch ihn auch Monumente, die uns mit dem Stand der damaligen Praktik bekannt machen. IV. Epoche, Franco von Köln, 1201 — 1300. Fortgesetzte Versuche im Gesange mit mehren Stimmen. Verbesserung der Mensuraltheorie.

*) Revue musicale f. 1834, S. 243 fg.

Discantus. Dieser Zeitraum ist von dem Verf. in Bezug auf die Lebenszeit des Franco von Köln, den er mit Franco von Lüttich zu verwechseln warnt, bereits ausführlich in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" s. 1828, Nr. 48 — 50 besprochen worden, und es ist in der That zu bewundern, wie neuerdings noch manche musikalische Schriftsteller gar keine Rücksicht darauf nehmen, sondern den Franco viel früher datiren, ohne aber eine gewichtige Quelle für ihre Annahme und gegen den Verf. anzuführen. V. Epoche, Marchettus und de Muris, 1300—80. Allmälige Ausbreitung der Kenntniß von dem Discantus und der Mensur. Noch tiefer Stand der Praktik. Auch über verschiedene Werke des de Muris verspricht Fétis ein Näheres. VI. Epoche, Dufay, 1380 — 1450. Ältere niederländische Schule. Ausgebildeter regelmäßiger Contrapunkt. Die nunmehrige Feststellung dieses bisher immer noch sehr dunkeln Zeitraums ergänzt des Verf. obenerwähnte Preisschrift, in welcher nun noch zwei Vor-Ockenheim'sche Perioden statuirt werden müssen, eine Vor-Dufay'sche und die Dufay'sche selbst, deren Bedeutsamkeit in artificieller Hinsicht man aus den vom Verf. angeführten Beispielen „von denen bisher noch nirgend etwas vorgewiesen worden", mit wahrer Bewunderung zu ersehen genöthigt wird. VII. Epoche, Ockenheim, 1450 — 80. Neuere oder zweite niederländische Schule. Artificieser Contrapunkt. Beginnender Ruhm der Niederländer. Einzelne Niederländer als Lehrer in Italien. VIII. Epoche, Josquin, 1480 — 1520. Beginnender Flor der Niederländer über ganz Europa. Contrapunktisten erstehen in Deutschland; vortreffliche Lehrer in Italien. Einige Franzosen thun sich im Auslande hervor. Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen durch Ottavio Petrucci aus Fossombrone. Ein neuerer Aufsatz des Verf. in der „Allgem. musikal. Zeitg." s. 1835, Nr. 24 führt endlich gegen alle bisherigen Annahmen den Beweis „daß Josquin ein Picard, im engern Sinne ein Vermandois, höchst wahrscheinlich aus der Stadt St. Quentin, — ein burgundischer Niederländer war", und ist hier also als ein wesentlicher Nachtrag zu berücksichtigen. IX. Epoche, Willaert, 1520 — 60. Niederländer lehrern in Italien, ihre Kunst faßt dort Wurzel und wird mit Erfolg gepflegt. Madrigal aus der venetianischen Schule. Zum tiefern Studium dieser und der nächstfolgenden Perioden bieten die Werke von Baini über Palestrina, dessen deutsche Bearbeitung durch Kandler leicht zur Hand sein kann und das, öffentlich noch nicht nach Verdienst gewürdigte, Werk des Herrn v. Winterfeld: „Johann Gabrieli und sein Zeitalter", die reichsten Hülfsmittel. X. Epoche, Palestrina, 1560 — 1600. Beginnender Flor der italienischen Schule; Orlando Lasso beschließt die große Periode der Niederländer. Leider besitzen wir immer noch kein ausführliches Werk über diesen erstaunenswürdigen Meister und sein Wirken; möchte er doch auch bald einen Baini oder einen von Winterfeld finden! XI. Epoche, Montverde, 1600 — 40. Erste Versuche eines recitirenden Styls, Ursprung der Oper, der Monodie und des concertirenden Styls (Kirchen-Concerte). XII. Epoche, Carissimi, 1640 — 80. Erste Verbesserung des Recitativs und der dramatischen Melodie. Cantate. Einführung mit den Stimmen concertirender Instrumente. XIII. Epoche, Scarlatti, 1680 — 1720. Wesentliche Verbesserung des Recitativs und der dramatischen Melodie. Erste Ausbildung einer selbständigen Instrumentalmusik. XIV. Epoche, Leo und Durante, 1720 — 60. Neapolitanische Schule, Reform der Melodie, vermehrte Instrumente in den Orchestern. Wenn der Verf. hier vorzugsweise einer neapolitanischen Schule erwähnt, so hätte eine deutsche Schule durch Seb. Bach, deren Einfluß wenigstens in Norddeutschland noch sehr sichtbar ist, ebenfalls angeführt werden können; wenn ferner Leo und Durante als Praktiker an die Spitze gestellt werden, so hätte Rameau als Theoretiker eben den Anspruch auf dies Verdienst wie auch S. Bach und Händel wieder in ihrer Art. Es soll hiermit jedoch auch nicht im Entferntesten ein Tadel gegen Hrn. K. ausgesprochen sein, sondern wir führen es nur an, um die Schwierigkeit zu zeigen, welche der Eintheilung in Epochen nach einzelnen Künstlern dann entgegentritt, wenn die Kunst gleichzeitig durch verschiedene Heroen, die wie Fixsterne nur Glanz und Licht über andere Sterne ausströmen, nach verschiedener Richtung hin einer höhern Vollkommenheit entgegengeführt wird. Der Verf. hat indessen, diese Schwierigkeit wohl beachtend, hier eine Art der Ausführung gewählt, die bei dem trefflichen Geist seiner so gründlichen als gewissenhaften Kritik die Benennung der Epoche nach Leo und Durante vollkommen rechtfertigt und mithin die von Fétis erhobenen Zweifel gegen die Eintheilung in Epochen zurückdrängt. XV. Epoche, Gluck, 1760 — 80. Reform des Opernstyls, Einführung der Ensemblestücke und der großen Finale. Steigende Ausbildung der Instrumentalmusik. XVI. Epoche, Haydn und Mozart, 1780 — 1800. Wiener Schule. Vervollkommnete Instrumentalmusik. XVII. Epoche, Beethoven und Rossini, 1800 — 32. Über diese Epoche gibt der Verf. nur einzelne allgemeine, aber darum nicht minder tiefe Bemerkungen, indem er die eigentliche Kritik derselben einer spätern Zeit anheimstellt und den Cyklus von Vignetten zur Darstellung der Geschichtepochen unserer Tonkunst schließt.

Im Allgemeinen betrachtet, füllt das Werk des Hrn. Hofrath Kiesewetter eine bisherige bedeutende Lücke in der Musikliteratur aufs Vollkommenste aus, und sollte daher in den Händen aller Derjenigen sein, die sich mit der Kunst beschäftigen. Betrachtet man den Fleiß der Ausführung und die Gründlichkeit der Kritik, die in dem ganzen Werke vorherrscht und alles weitere Lob überflüssig macht, so dringt sich dem ruhigen Beobachter der Kunst, der ebenfalls von den andern wissenschaftlichen Werken in der Literatur der Musik Notiz genommen hat, die Bemerkung auf, wie unendlich viel in neuerer Zeit für die Ausbildung der Wissenschaft der Musik geleistet wird, während man vielleicht zu wenig daran denkt, den Musiker selbst zu bilden, der, sobald man mehr als eine bloße technische Fertigkeit in der Behandlung irgend eines erwählten Instrumentes verlangt, häufig noch ebenso wenig sich von Vorurtheilen und Misbräuchen lossagen kann, als ein unmündiges Kind von seinen Windeln und Ammen. 86.

Allgemeine Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation von Johann Schön. Leipzig, Hinrichs. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Obgleich bereits einige Jahre seit der Erscheinung dieses Buches verflossen sind, so hält Ref. es doch aus zwei Gründen nicht für unnütz, auch jetzt noch über dasselbe in diesen Blättern zu berichten, einmal weil dasselbe im gegenwärtigen Augenblicke noch ebenso sehr einem Bedürfnisse der Zeit entspricht als bei seiner Herausgabe, und sodann, weil er hofft, durch diese verspätete Mittheilung manchen Leser dieser Blätter, welchem dies Buch bisher unbekannt geblieben ist, auf dasselbe aufmerksam zu machen. In einer Zeit, welche so zahlreiche Widersprüche, so mannichfache Gegensätze enthält, in welcher die Einen mit der freudigsten Hoffnung, die Andern mit der größten, bisweilen selbst an Verzweiflung grenzenden Sorge der Zukunft entgegensehen, und in welcher dünkelhafter Vorwitz nur zu oft Das, was sich ereignet, zu deuten sich anmaßt, in einer solchen Zeit ist es im höchsten Grade verdienstlich, wenn ein Mann, welcher Kenntniß der Gegenwart und Vergangenheit mit einem unbefangenen, durch kein Vorurtheil und kein Parteiinteresse getrübten Blicke verbindet, es unternimmt, den Zustand der Gegenwart in Thatsachen, nicht in oberflächlichen Raisonnements, zu erfassen und darzustellen und auf diese Weise zu zeigen, worin die Mängel und Vorzüge, das Erfreuliche und das Betrübende der Gegenwart bestehe, und anzudeuten, auf welchem Wege Besserung und Befestigung zu suchen sei. Zur Verbreitung einer klaren und richtigen Anschauung des Zustandes Europas und der Weise, in welcher das demselben Fehlende erreicht werden könne, beizutragen, ist der Zweck des Verf., eine solche Anschauung ist fortwährend ein sehr fühlbares Bedürfniß, und so

rasch auch der Gang der europäischen Entwickelung in der neuesten Zeit ist, so ist Das, was vor einigen Jahren von demselben galt, doch jetzt nicht minder wahr. Jede der beiden Aufgaben, deren Bearbeitung der Verf. unternommen hat, gehört zu den schwierigsten Gegenständen wissenschaftlicher Thätigkeit, und es bedarf zu einer vollständigen Lösung derselben vieljähriger Studien. Dessenungeachtet kann man die Herausgabe dieses Buches keineswegs eine zu sehr beschleunigte nennen, da das Bedürfniß einer sicherern Orientirung über den Zustand der Gegenwart zu groß war, als daß nicht dem Verf. eine baldige Befriedigung desselben hätte wünschenswerth und nothwendig erscheinen sollen, und da er ein Material gesammelt hatte, welches reichhaltig genug war, um die Skizze, auf deren Entwurf sich sein Vorhaben beschränkte, mit sehr bestimmten Strichen zu zeichnen, und wenn er auch seinen Gegenstand nicht erschöpft hat und nicht hat erschöpfen wollen, so stellt er doch den Leser auf den Standpunkt, von welchem aus allein eine richtige Auffassung stattfinden kann, und zugleich regt er auch durch seine geistreiche Behandlung an, den von ihm betretenen und gebahnten Weg weiter zu verfolgen. Wir wenden uns zunächst zu dem zweiten und wichtigern der beiden Theile, in welche das Buch zerfällt, um die Eigenthümlichkeit der Behandlung des Gegenstandes und den ungeachtet der Gedrängtheit der Darstellung vorhandenen Reichthum des Inhalts anzudeuten. Wenn der Verf. nicht in eine genauere Erörterung des Begriffes der Civilisation eingeht, sondern sich auf die Erklärung beschränkt, daß er unter diesem Namen sowol die, die geistigen Kräfte und das Leben zugleich umfassende Erziehung der Menschen in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft als auch das vorhandene Product dieser Erziehung begreife, so können wir insofern darin keinen Mangel finden, als die ausführliche Erläuterung jenes Begriffes in der Statistik der Civilisation selbst enthalten ist. Die Darstellung dieser ist in sechs Bücher getheilt, von welchen die beiden ersten als Einleitung zu den übrigen betrachtet werden können. Das erste Buch gibt Andeutungen über den gegenwärtigen Zustand der europäischen Natur- und Menschenwelt, der Grundlagen der Civilisation, sowie über den wohlthätigen, veredelnden Einfluß dieser auf die Natur und den Menschen. Ausführlicher, obwol nur eine Charakteristik im Großen und Ganzen enthaltend, ist das zweite Buch, welches die vier Functionen derjenigen Thätigkeit, die der Verf. nicht nur als die erste Stufe der Civilisation, sondern auch als die Unterlage derselben bezeichnet, der Ökonomie, behandelt. Bei der Stoffgewinnung (dem Pflanzenbau, der Viehzucht und dem Bergbau) wird besonders theils die Vermehrung des Ertrages derselben, theils das Verhältniß dieses Ertrages zur Bevölkerung berücksichtigt und so durch Thatsachen die Meinung von einer Übervölkerung Europas berichtigt; der Abschnitt von der Stoffverarbeitung hebt hauptsächlich die Vergrößerung der Masse der allgemein nützlichen Producte durch Manufactur und Fabrikation und die Einwirkung der Maschinen hervor; das Capitel über den Umtrieb der Güter beachtet den Umfang des Handels und stellt merkwürdige Thatsachen zusammen, aus welchen die rasche Erweiterung desselben durch Verbesserung und Vermehrung der Communication während der neuesten Zeit sich ergibt; das letzte Capitel dieses Buches enthält einige, wegen Beschränktheit des vorhandenen Materials jedoch einseitige Angaben über die Vertheilung der Einkünfte und eine nähere, jedoch den Gegenstand noch nicht genug aufklärende, Erörterung der Ursachen der jetzt so weit verbreiteten Armuth. Nach dieser zwiefachen Einleitung geht der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Darstellung über, indem er im dritten Buche den Umfang und die Beschaffenheit der Geistesbildung unserer Zeit untersucht. Diese Untersuchung ist theils eine vergleichende, insofern die über den Zustand der Geistesbildung der verschiedenen europäischen Staaten sprechenden Angaben nebeneinander gestellt werden, theils weist sie auf Dasjenige hin, was in dieser Beziehung noch zu wünschen und zu thun übrigbleibt. Sie beginnt zunächst mit der Grundlage der Bildung, mit dem Unterrichte, sie wendet sich dann zu der, den Unterricht bei den der Schule Entwachsenen fortsetzenden, Lectüre und schließt mit der Darstellung des Zustandes der Kunstbildung und der Erörterung der Ursachen, welche den gegenwärtigen geringen Einfluß der Kunst veranlassen. Das vierte Buch faßt unter dem bürgerlichen Wesen ein Dreifaches zusammen: die Einrichtung der Staaten, die Regierung des Innern und die äußern Beziehungen der Staaten aufeinander; es enthält einen Abriß der praktischen Politik, der Politik, wie sie sich in den Zuständen der Gegenwart ausspricht. Wegen der großen Zahl der europäischen Staaten und wegen der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit in der innern Gestaltung derselben mußte sich der Verf. bei den seiner Arbeit gesteckten Grenzen auf eine Beleuchtung der Hauptpunkte beschränken, und er konnte das Einzelne nur als Beispiel und Beleg aufnehmen und auch hierbei nur die größern Staaten berücksichtigen; zugleich weist aber auch durchgehends die Beurtheilung auf die Mängel in den vorhandenen Zuständen und auf den Weg hin, auf welchem die Abstellung derselben zu suchen sei. Das fünfte Buch erörtert einen Gegenstand, bei welchem besonders die Unbefangenheit des Urtheils des Verf. als verdienstlich hervorzuheben ist, nämlich das christliche Kirchenwesen in seinen drei Hauptformen, der griechischen, katholischen und evangelischen, und in Beziehung auf jede derselben wird zuerst der Zustand des Dogma und des Cultus, sodann der Zustand der Geistlichkeit und drittens der Einfluß des Kirchenthums auf die Laienschaft charakterisirt. Das sechste Buch skizzirt den gegenwärtigen Zustand der Moralität, welche der Verf. mit Recht die Frucht aller Civilisation und den Prüfstein derselben nennt, und er faßt dieselbe in drei Richtungen auf: Erstens in Beziehung auf die Lebensart wird nachgewiesen, wie sich die Consumtion des Fleisches und des Biers vermindert und die der Vegetabilien, besonders der Luxusfrüchte, und des Branntweins vermehrt, wie die Zahl der Ehen abgenommen und die der unehelichen Kinder, sowie auch der Selbstmörder zugenommen habe; zweitens in Rücksicht auf die Criminalität wird gezeigt, daß in der neuesten Zeit die Zahl der Verbrechen gestiegen sei, und es wird die verschiedene Natur derselben in den verschiedenen europäischen Ländern beachtet; drittens in Beziehung auf die Wohlthätigkeit wird daran erinnert, daß dieselbe jetzt nicht wie früher in persönlicher, selbstverleugnender Hingebung, sondern vielmehr in milden Gaben bestehe, und daß der Zweck solcher Gaben nicht sowol wie früher Linderung körperlicher Noth, sondern meist sittliche Bildung sei, und daran schließen sich viertens Andeutungen über die Einwirkungen der Ökonomie, der Geistesbildung, des bürgerlichen Wesens und des Kirchenthums der neuern Zeit auf die Moralität. Mit einem Endurtheil über die Gegenwart, welches besonders daran erinnert, daß die jetzige Zeit nur als eine Übergangszeit aufzufassen sei, und mit einer Ansicht über die nächste Zukunft, welche in der Erkenntniß der Mängel der Zeit und in dem Bestreben, denselben abzuhelfen, die Bürgschaft für eine kommende bessere Zeit sieht, schließt diese Statistik der europäischen Civilisation. In der, derselben vorangehenden, allgemeinen Geschichte dieser Civilisation wollte der Verf. weder eine ausführliche, noch eine aus Quellen geschöpfte Darstellung liefern, sondern nur eine gedrängte Übersicht, jedoch mit eigner, weder kleinlicher noch parteiischer Anschauung der Begebenheiten, Personen und Weltzustände. Indem wir es bedauern, daß der Verf. diesem Gegenstande nicht ein genaueres Studium und eine ausführlichere, die bei der Statistik der Civilisation aufgestellten Gesichtspunkte verfolgende, Darstellung gewidmet hat, so müssen wir doch auch zugleich anerkennen, daß er das Beabsichtigte geleistet und eine geistreiche, überall die Hauptsache mit richtiger Auswahl und bestimmtem und unbefangenem Urtheile heraushebende Skizze des wesentlichen Inhalts der Weltgeschichte, des Entwickelungsganges des menschlichen Geistes, entworfen hat. 14.

Jakob Balde's mediciniſche Satiren, urſchriftlich, überſetzt und erläutert von Johannes Neubig. Zwei Theile. München, Giel. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Mancher unſerer Leſer wird ſich noch wol der freudigen Überraſchung erinnern, die ſich der ganzen deutſchen gebildeten Welt bemeiſterte, als Herder in ſeiner „Terpſichore" mit der Überſetzung einiger Oden von Jakob Balde, eines in den Jahren 1603—68 lebenden Jeſuiten und Hofpredigers des Kurfürſten von Baiern, hervortrat. Man war hingeriſſen von dem tiefen Gefühl, von der lebendigen Einbildungskraft, dem treffenden Witz und der jugendlichen Darſtellungsgabe des unbekannten Dichters, hinter dem man nicht den Mann mit der Tonſur, ſondern den gewandten und gebildeten Weltmann ſuchen zu müſſen glaubte, deſſen dichteriſche Blüten eine ſo friſche Farbe an ſich trugen, als wären ſie der jüngſten Zeit entſproſſen. Freilich war auch Herder der Geiſt, der die in dieſen mittelalterlichen Dichtungen verborgenen Schönheitsquellen aufzuſchließen und mit ſeinen eignen Blüten zu bepflanzen wußte wie Keiner. Nach ihm hat ſich, einzelne hier und da zerſtreute Oden abgerechnet, unſers Wiſſens Niemand wieder an eine Überſetzung dieſes Dichters gewagt, obwol ſein Werth und ſein ausgezeichnetes Talent von A. W. Schlegel u. A. hinreichend erkannt und gewürdigt worden war. Balde hat übrigens außer jenen von Herder ausgewählten Oden noch Vieles geſchrieben, und ſeine ſämmtlichen Werke bieten unſern deutſchen Dichtern reichen Stoff, ihren Scharfſinn und ihr poetiſches Talent daran zu verſuchen. Möge ſich aber Keiner dieſem ſchwierigen Unternehmen ohne die dazu erforderliche dichteriſche Weihe, ohne hinreichende Kenntniß der Sprache und Gewandtheit in der Nachbildung der dichteriſchen Formen unterziehen. Um Balde in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit und Schönheit wiederzugeben, muß er durchaus metriſch überſetzt werden, wie ſich Jeder leicht überzeugen wird, der nur einige ſeiner Gedichte geleſen hat. Es iſt daher ein unglückſeliger Gedanke, wenn Hr. Neubig in dem vor uns liegenden Buche einen Theil der Satiren dieſes herrlichen Dichters in Proſa wiederzugeben verſucht hat. Und in welcher Proſa! In der That, man glaubt ſich in die Zeiten Gottſched's zurückverſetzt, ſo plump, unzierlich, undeutſch und ſchwerfällig lieſt ſich Alles, und wenn Hr. Neubig der Verſtändlichkeit zu Liebe ſich erlaubt hat, Manches zuzuſetzen oder zu umſchreiben, Anderes in dialegiſche Form zu verwandeln, lateiniſche Namen in deutſche, als: Star, Schurzkurz, Gotterbarms, Rundbauch u. ſ. w. umzuſetzen, ſo hat er, weit entfernt, dadurch den Zauber dieſer Gedichte zu erhöhen, ſie nur ihres Schmuckes beraubt. Zwar hat derſelbe in der Überſetzung des erſten, urſprünglich in Hexametern geſchriebenen Gedichts: „Solatium podagricorum", hier und da gereimte Verſe in allerlei abwechſelnden Versarten der Proſa eingemengt; allein, auch ohne das Ganze mit dem Original vergleichen zu können, da es unbegreiflicherweiſe nicht mitabgedruckt worden iſt, bedarf es doch nur einiger Blicke, um einzuſehen, daß ein geiſtreiches Gedicht ſo nicht wiedergegeben werden darf.

Der zweite Theil enthält Balde's „Medicinae gloria" in 22 Satiren, ſammt dem Original. Bei der Seltenheit der Balde'ſchen Schriften muß man es dem Überſetzer Dank wiſſen, daß er das letztere hat mitabdrucken laſſen. Freilich ſieht man denn auch neben den Schönheiten deſſelben, wie übel der Überſetzer ſeinem Dichter mitgeſpielt hat. Wir geben unſern Leſern nur eine Stelle zur Probe. Der Dichter führt uns hier in ſeiner witzigen Weiſe einen jungen ruhmredigen Arzt vor, wie er ſeinen dem Tode nahen Kranken von ſeinen vielen Reiſen vorerzählt.

Praeſide cave jactes aliquem curare rogatus:
Trans Pyrenaeos et saxa cucurrimus olim
Invia, braccatis notil Gallisque comatis.
Burdegalae exortum spatiosa Lutetia pavit.
Perlustratus Iber nobis, Hispania tota.
Hispalis alluxit, nunc dicta Sivilia, quamquam
Ante alias urbes dilecta Conimbrica, mater
Alma virum Musis operantum. Murcia deinde
Granataeque vireus placuit nemus et generosa
Germina. Castiliam peragrantes multa quidem, sed
Nil mirabilius suspeximus Escuriali.
Inde datis pelago velis usque ad Baleares,
Denique nigrantes Indos lenis abstulit aura.
Plurima detinuere notari digna. Volare
Et pisces possunt. Arbor facit unica sylvam.
Unius in ramis ibi centum cercopitheces
Et corvos albos vidi. Cessa, improbe, cessa
Clamator! Jam diffindunt praecordia muros.
Jamque aegri lectica crepat. Jam rupta matella est.
Interea morbus sumsit manifesta gradatim
Incrementa, tuos dum narras histrio cursus,
Et corvos albos et centum cercopitheces.
Plena oculi jam morte natant. Decessit et alget.
Non hoc credideram, dicis post fata, futurum.
O Sapiens, Sapiens septeno, nobilis Ole,
Posterior nonaque prior! *Non ergo putabam* etc.

Das überſetzt nun Hr. Neubig folgendermaßen: „Alſo hüte dich, ſtatt zu helfen, dem Kranken nur vorzuprahlen: „Unſere Herrlichkeit iſt einſt über die Pyrenäen und unwegſames Felſengeklipp mit Lebensgefahr gelaufen. Mich kennen alle langbehaarten Franzoſen mit weiten Pluderhoſen. In Bordeaux erſchien ich wie die aufgehende Sonne. Dann beehrt' ich das große Paris mit einem Beſuch, wo es mir recht weidlich ſchmeckte, verfolgte forſchend alle Provinzen und Flüſſe von Spanien. Beſonders zog mich das alte Hispalis, jetzt Sevilla genannt, mit ſeinen Reizen an, und Coimbra (man will es zwar vor allen andern Städten für liebenswürdig ausgeben), ach! das iſt nur ein ſtattliches Muſenneſt für Gelehrte. Dann erlaubt' ich, daß mir Murcia und der grüne Hain von Granada mit ſeinen hübſchen Gewächſen gefiel. Auf meiner Reiſe durch Caſtilien hab' ich zwar viel des Schönen geſehen. Doch Eſcorial war mir das erſte Wunderwerk. Drauf ließ ich den Segelflug ſpannen bis nach den Balearen; endlich trieb mich ein günſtiger Wind zu den ſchwarzen Indern hin. Sehr viel Merkwürdiges feſſelte da meinen beobachtenden Blick. Wie mußt' ich ſtaunen, daß auch die Fiſche fliegen können! Ein einziger Baum macht ſchon einen ganzen Wald, und auf einem Aſte eines einzigen Baumes ſah ich hundert Affen, jeden mit hundert Schwänzen, und daneben ganz weiße Raben." Halt, ungeſtümer Schreier, halt! Schon zerſprengt dein unverſchämtes Prahlen Mauern und Wände. Schon zerkracht des Kranken berſtende Bettſtatt. Schon iſt gar zerbrochen der Nachttopf. Unterdeſſen iſt ganz deutlich von Stufe zu Stufe geſtiegen die Krankheit, während du als ruhmredigſcher Hanswurſt von deinen Herumreiſereien vorlügſt. Sieh, die Augen ſchwimmen ſchon in vollem Tod. Jetzt floh das Leben; es ſtarret der Leichnam. Du ſagſt nach geſchehenem Todfall: „Ich hätte freilich nicht geglaubt, daß es ſo gehen könnte." O vortrefflicher Tropf, o Flügelmann der Weisheit, du Einſchiebſel hinter dem ſiebenten Weltweiſen, du vor dem neunten! Das hätt' ich nicht geglaubt! u. ſ. w."

Welche lange, wäſſerige Brühe im Vergleich mit Balde's geiſtiger Eſſenz! Wie weit überfliegt dieſer auf ſeinem leichten geflügelten Roſſe unſern ſchweren Reiter auf ſeinem harttrabenden Fuhrmannspferde!

Wenn wir nun gleich Hrn. Neubig's Überſetzung allen poetiſchen Werth durchaus abſprechen müſſen, ſo können wir es ihm doch nicht genug Dank wiſſen, daß er dieſe herrlichen Satiren aus der Dunkelheit, in der ſie bis daher verborgen lagen, wieder hervorgezogen hat. Auch wird ſeine Überſetzung ſammt den beigefügten Noten einem künftigen Überſetzer zum Verſtändniß des Dichters erſprießliche Dienſte leiſten können. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 206. —— 24. Juli 1836.

Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters. Nach H. C. Andersen's dänischem Original: Improvisatoren. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Zwei Theile. Hamburg, Campe. 1836. Gr. 16. 2 Thlr. 8 Gr.

Im deutschen Publicum ist der junge dänische Dichter Andersen vielleicht durch die Übertragung einiger seiner lyrischen Producte, welche Herr v. Chamisso übernahm, bekannt. Sein Talent galt als ein nur lyrisches; und wer ihn, wie Schreiber dieser Zeilen, vor einigen Jahren bei seiner Reise durch Deutschland persönlich kennen lernte, mochte in ihm einen gemüthlichen Liederdichter erwarten, aber nicht mehr. Der junge Mann besaß von den liebenswürdigen Eigenschaften, welche einen reisenden Dänen charakterisiren, einen guten Theil und noch etwas darüber: die rühmliche Wißbegier, gestützt auf emsige Vorkenntnisse, das unverdrossene Streben, seine Reise nicht fruchtlos zurückzulegen und durch Besuche, Gespräche, eingesammelte Handschriften und Stammbuchblätter die Bekanntschaft namhafter Personen des Auslandes zu pflegen, welche alles Studium ihrer Werke daheim nicht verschaffen kann. Diese treffliche Bieneneigenschaft mag, wie dies wol bei einigen seiner Landsleute der Fall ist, mit manchem Unbequemen gepaart sein und, um Deutsch zu reden, die angedeutete dänische Emsigkeit mag für Diejenigen, von denen gesammelt wird, langweilig werden; bei jenem Andersen war dies nicht der Fall. Man sah in ihm die aufsprudelnde Jugendlust, nicht den todten Trieb, sondern die innige Wonne und das wahre Bedürfniß, sich mit dem Auslande zu verständigen und einweihen zu lassen in seinen geistigen Lebensproceß. Er jauchzte in sich auf, wenn er unerwartet in einer Gesellschaft auf einen namhaften Gast stieß, und die Lust war rein subjectiv, von aller Eitelkeit entfernt. Diese Echtheit ursprünglicher Jugendfrische verschaffte ihm überall Freunde, und sie gingen ihm nicht verloren, als er nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, wohin er mit Unterstützung seines Königs gereist, mit derselben Heiterkeit und den nämlichen Gesinnungen in den Norden zurückkehrend, wieder bei uns ansprach. Meine zweite Bekanntschaft mit Herrn Andersen war damals freilich noch kürzer als die erste, jedoch trat in den wenigen Augenblicken die gemüthlich weiche Seite seines Charakters, die Erregbarkeit und das leichte Aufflackern für das Empfundene auch da so heraus, daß ich von ihm recht schöne lyrische Ergüsse über Hesperien erwartet hätte, aber keinen Roman, der sich das gegenwärtige Sittenleben der Römer zur Aufgabe stelle. Einen solchen nun finde ich mit Verwunderung in dem vorliegenden „Improvisator", und meiner Kritik sei das subjective Urtheil vorangeschickt, daß ich ihn mit steigendem Interesse von Anfang bis Ende durchgelesen und vieles Neue darin, das nicht Neue aber auf eine Art vorgetragen fand, daß es mir wieder neu wurde. Unter den hundert Werken über Italien, die uns, selbst im Loben, eher zurückschrecken als anziehen, denn das Thema schien zum Überdruß erschöpft, hat dieses den Vorzug, daß es die Theilnahme immer wach erhält und einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Es ist kein eminentes Werk, weder durch besondere Eigenthümlichkeit der Auffassung, noch durch Gedankenfülle und Tiefe, die es in die Adern des vielfach durchgekosteten Gegenstandes hineingießt, aber die gemüthliche Subjectivität, die frische Phantasie des Verf. weiß auch dem Abgestandensten, den trockenen, tausendfältig wiederholten Notizen einen Reiz zu leihen. Er schildert lebendig, er erfindet artig, er reflectirt mit einer Kraft, die ich eben in dem Herrn Andersen, den ich kennen gelernt, nicht erwartet; und alles das steht auf seinem Platz, ohne Ansprüche, nicht zu viel und nicht zu wenig. Das Buch wird ihn nicht unter die Heroen der Romandichter und Reisebeschreiber erheben, aber ihm einen Ehrenplatz im Vaterlande und im Auslande anweisen; und jedenfalls hat der junge Dichter seinem Könige und seiner Regierung dadurch bewiesen, daß die zu seiner Ausbildung verwandten Kosten nicht fortgeworfen sind und es sich für einen gebildeten Staat wohl ziemt, wenn derselbe nicht allein für Maler, Bildhauer, Architekten und Musiker, sondern auch für Dichter Reiseprämien aussetzt. Bis jetzt hat nur Dänemark den Ruhm dieser Erkenntniß sich erworben — was anderwärts möglicherweise für den und jenen geschehen sein mag, gehört nur dem Zufall an — und wir freuen uns, daß der Versuch so gelungen ist.

Leser dieser kritischen Anzeige könnten fragen, was dieses Verhältniß in dieselbe gehöre, da es dem Talente des Verfassers und seinem Werke gleichgültig sei, ob derselbe ein wohlhabender Mann, auf eigne Kosten nach Ita-

lien reiſte, oder ob es in Auftrag und unter Begünſtigung und Unterſtützung Anderer geſchah. Dies Verhältniß hat aber allerdings hier Bedeutung, wie denn jedes Verhältniß, unter dem Jemand reiſt und nachher ein Buch darüber ſchreibt. Hätte einem bekannten Reiſenden ſeine Flucht durch Italien weniger gekoſtet, oder hätte er ſie auf königliche Koſten unternommen, ſo würde ſeine Reiſebeſchreibung auch vermuthlich anders ausgefallen ſein, als es der Fall iſt. Herr Anderſen gehört zu den Entzückten, und für ſeine Entzückung hat er überall den bündigſten Grund; wir fühlen mit ihm, daß er zufrieden ſein mußte. Doch dies iſt es nicht, was uns hier auf jenes Verhältniß anſpielen läßt. Wir trauen ſeinem Gemüthe zu, daß, auch wenn er ſich durchbetteln müſſen, der poetiſche Duft dem Dichter nicht entwichen wäre. Aber wir finden ihn ſelbſt und dieſes Verhältniß in dem Buche wieder, und daſſelbe leiht demſelben, abgeſehen von dem italieniſchen, ein ganz beſonders pſychologiſch dichteriſches Intereſſe. Das Buch läßt ſich chemiſch in zwei Theile ſondern, in die italieniſche Reiſe, und Den, der ſie macht. Das Geſchick, mit dem beide Theile ſo verſchmolzen ſind, daß der Leſer die Theilung nicht merkt, macht das Kunſtwerk aus, und dies iſt nicht das geringſte Verdienſt des Buches.

Der Held des Romans iſt eigentlich ein römiſches Kind, welches, vater- und mutterlos, von einer reichen Familie aufgenommen und erzogen wird, darauf den wohlwollenden Planen ſeiner Erzieher nicht entſpricht, indem es, ſtatt als Abbate die geiſtliche Carrière zu verfolgen, abſpringt, der Poeſie ſich ergibt und in der Art, wie ſie in Italien geübt wird, ſein Glück als Improviſator ſucht. Natürlich ſpielt bei dieſer Überſprungsepoche die Liebe, und zwar zu einer Schauſpielerin, eine bedeutende Rolle. Wie geſchickt nun auch in dieſer Lebensgeſchichte römiſche und italieniſche Verhältniſſe einverwebt ſind, und man der Meinung ſich hingeben darf, ſo ſei der Lebenslauf eines römiſchen vaterloſen Jungen, der von römiſchen Großen erzogen wird, ſo entgeht es doch Dem, der etwas in die Maſchinerie unſerer Novellenliteratur geblickt hat, nicht, daß der Dichter Anderſen mit dieſem vaterloſen, von Fremden erzogenen und geleiteten Improviſator Niemand anders als ſich ſelbſt geſchildert hat. Einiges bunte Flitterwerk vom Anzuge abgeſtreift, und wir mögen in dem Improviſator in Allem, was ihm begegnet, den Lebenslauf eines norddeutſchen Knaben erkennen, der um ſeines ſich zeigenden Talentes willen Gönner gefunden hat und die dornenvolle Bahn durchmachen muß, die einem jungen Menſchen vorliegt, welcher von der Gnade Anderer abhängt. Ich weiß von Herrn Anderſen und ſeinen vaterländiſchen Verhältniſſen nicht mehr, als ich oben davon anführte, aber ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich in den Perſonen, die ihn erziehen laſſen und erziehen, ſeine Gönner und Erzieher in Kopenhagen, oder wo es iſt, erblicke. Denn obwol er jene ſehr beſtimmt in die Borgheſe'ſche Familie verſetzt, ſind grade ſie mit ſo leichten und treffenden Charakterzügen hingeſtellt, daß man auf die Porträtähnlichkeit ſchwören möchte. Das gilt auch von ſeinem pedantiſchen Lehrer Habdes Dahdeh, hinter deſſen arabiſchem Namen und arabiſcher Abkunft ſich irgend eine andere orientaliſche bergen mag, ſowie ſein Haß gegen Dante ſich recht gut auf Klopſtock oder Milton übertragen ließe. Wie dem auch ſei, dieſe Romanen- oder pſychologiſche Partie des Buches iſt trefflich gehalten. Die Leiden des aufſtrebenden Jünglings, der noch fortdauernd von ſeinen Gönnern, weiblichen wie männlichen, erzogen werden ſoll, wo er ſchon die Kraft und den Beruf frei zu handeln in ſich fühlt, ſind bis ins kleinſte Detail wahr und gemüthlich geſchildert. Dieſer Kampf zwiſchen Dankbarkeit und männlichem Stolz mag für Die, welche ihn erleben müſſen, ein ſo hochtragiſcher ſein wie einer auf der Welt. Aber wir ſind gewohnt in pſychologiſchen Gemälden der Art den Stolz endlich obſiegen und das Höchſte, oder Zerriſſenheit und Verkümmerung als Folge zu ſehen. Hier ſiegt die gutmüthige Natur des Dichters; überwältigt von den Eindrücken der Dankbarkeit, kehrt der junge Menſch, nachdem er ſchon ſelbſtändig vor der Welt geglänzt, gehorſam in das frühere Joch zurück. Eine äußere Vermittelung tritt ein, ein ſcheinbares Glück zum Schluß, damit der Roman einen befriedigenden habe; aber doch iſt durch dieſen Übergang der Lebensſtamm, den er ſelbſt geſchaffen, geknickt, und ein ſchmerzliches Ereigniß motivirt, auf das der Verf. ſelbſt zu wenig Gewicht zu legen ſcheint.

Während nämlich alle Perſonen, mit denen ſein Lebenslauf uns zuſammenführt, dichteriſch wohlgerathene ſind, iſt es ihm doch gelungen, derjenigen, welche ſeine erſte Liebe iſt, ein beſonderes Luſtre zu ertheilen. Es iſt die Spanierin Annunziata, die, als Dido in der Oper auftretend, das alte und das junge Rom zu ihren Füßen ſieht. Einige ideale Tinctur iſt wol ſchon in die Färbung dieſer Geſtalt eingedrungen, der Grundton iſt indeß wahr, warme, glühende, echte Farben. Sie iſt mit dem ganzen Zauber der Liebenswürdigkeit umgoſſen, und der Dichter lieh ihr Sitte, Bildung und Würde in einem Grade, daß ihr Untergang ohne Motive zur moraliſchen und äſthetiſchen Verſündigung wird. Dieſe läßt er ſich zu Schulden kommen. Lediglich durch Misverſtändniſſe wird der Held von der Geliebten getrennt. Im Augenblicke, wo ſie ſich wiederfinden könnten, verhindert es der unglückſelige Gehorſam gegen ſeine Erzieher, und er läßt ſich als Kind leiten, wo er als Mann hätte handeln ſollen. Den Helden freilich trifft der Vorwurf nicht, er weiß es nicht, aber den Dichter. Annunziata's Bild ſchwebt jenem in leuchtender Ferne vor der Seele; es begleitet ihn ſiegreich auch während anderer Liebesſpiele, und nach Jahren findet er die Gefierte zufällig auf einem Winkeltheater Venedigs, alt, häßlich, ſtimmlos, ein „Horreur" des Publicums. Sie wird ausgeziſcht. Die Scene iſt ergreifend, dichteriſch wahr und ſchön; aber wie äſthetiſch oder moraliſch gerechtfertigt? Durch nichts. Je wirkungsreicher ſie iſt, um ſo mehr wird ſie zu einer Verhöhnung gegen Schönheit, Gefühl, Vorſehung. Einem neu romantiſchen Dichter der Franzoſen ſtände ſie trefflich an; wie aber dem zartfühlenden, ſonſt zwiſchen äſtheti-

schen Eierschalen sich fortbewegenden Dänen, der seiner Annunziata den Satz predigen läßt, daß alle Kunst nichts sei, wenn sie nicht das sittlich Reine und Edle bezwecke? Annunziata hat sich durch nichts versündigt; sie hat den Helden geliebt, nur ein Misverständniß hat ihn von ihr gerissen. Sie hat ihn unter der Hand auf der Flucht wegen einer Ehrensache unterstützt, sie hat ihm zu wissen gethan, daß es damals ein Irrthum war, als er meinte, sie liebe seinen Gegner. Als er den Brief nicht erhielt — sie konnte annehmen, er wolle nicht kommen — ward sie krank, die Krankheit verzehrte ihr Vermögen, ihre Jugend, Schönheit, Stimme. Die Noth zwang sie das Winkeltheater zu betreten und unter dem Gelächter und Gespött des Publicums ihr Leben zu fristen. Sie ist, als Antonio sie wiedererkennt und ihr in dem Dachkämmerchen, wo er sie in Lumpen trifft, zu Füßen stürzt, dieselbe edle, großdenkende Annunziata aus den Tagen ihres Ruhmes. Sie stirbt, noch einmal für ihn sich aufopfernd, im Hospital, und stirbt, ohne einmal zu erfahren, daß Antonio sie damals nicht verließ, daß er so unglücklich wie sie selbst war und ihre Botschaft für die einer Sirene hielt, die er floh. Wodurch hat dieses edelste Geschöpf des weichen Dichters ein solches Schicksal verdient, eines, wo nicht einmal ein Trost im Jenseits zu denken ist, denn er liebt darauf eine Andere — ein Ideal! Ist ihre Schuld etwa die, daß sie eine Schauspielerin war, daß sie als Weib ihren Ruhm vor der Öffentlichkeit suchte? Wir sind von der beschränkten Foderung entfernt, daß der Dichter eine strenge poetische Gerechtigkeit handhaben und die Tugend allemal glücklich werden lassen müsse; diese Grausamkeit der Entwickelung überbietet aber die Wirklichkeit, wo jedes Unglück doch die traurige Rechtfertigung hat, daß wenigstens ein Schatten von Schuld da ist. Denn welcher Mensch steht so schuldlos da, daß er bei sich sprechen kann, ich habe kein Unglück verdient? Dies kann aber des Dichters Annunziata sagen. Um deshalb war er hier unwahr oder grausam; und es ist bei ihm, dem ästhetischen und moralischen Dichter, ein arger Fehler, was bei einem Victor Hugo und Eugene Sue eine Schönheit wäre, insofern da überhaupt von Schönheit gesprochen werden darf.

(Der Beschluß folgt.)

Der Bábu. Lebensbilder aus Ostindien. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Andree. Zwei Theile. Leipzig, Schumann. 8. 1835. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein Afghanenmädchen von vornehmer Abstammung wird bei der Erstürmung der väterlichen Burg in einer der Fehden der Engländer mit den Eingeborenen durch einen britischen Offizier gerettet, nachdem ihr Vater das Leben eingebüßt. Forester, so heißt der Jüngling, und Dilafroz, die Perserin, fassen eine heftige Neigung zueinander: sie bleibt bei dem bleichen Sohn des Westens. Nach einem glücklichen Jahre wird er krank; als einziges Rettungsmittel empfiehlt man ihm eine Reise nach der Heimat, aber er will sich von Dilafroz nicht trennen. Da verschwindet diese plötzlich, und ein zurückgelassenes Blatt läßt ihn glauben, sie habe in den Wellen des Schambul den Tod gesucht. Forester verläßt sogleich Indien; im Vaterlande gewinnt er allmälig Kräfte und Gemüthsruhe wieder. Ein schönes und tugendhaftes Mädchen fesselt ihn; sie soll ihn als Gattin nach Indien begleiten, aber Krankheit des Vaters hält sie in Europa zurück. Forester tritt allein ab und erhält sein früheres Commando nach dreijähriger Abwesenheit wieder — da findet er Dilafroz, die Todtgeglaubte, mit einem Knaben, dem sie bald nach ihrer Trennung das Leben gegeben. Seine Gefühle für die Afghanin erwachen in ihrer vorigen Stärke, aber der Gedanke an seine in England zurückgelassene Braut bewegt und ängstigt ihn. In diesem Conflict der Empfindungen geht sein Seelenfriede verloren, aber von zwei Übeln glaubt er das geringste zu wählen, indem er Eva Eldridge durch eine falsche Nachricht täuscht, indem er selbst ihr unter erborgtem Namen seinen Tod meldet. — Eine eigenthümliche Verwickelung von Umständen führt dieselbe Eva, deren Vater unterdessen gestorben ist, nach Calcutta, in das Haus einer Freundin ihrer Mutter. Ein Theil ihrer Geschichte wird wenigstens einem engern Kreise bekannt, und auch in Betreff des Offiziers kommt nach und nach die Wahrheit an den Tag. Diesen läßt, sobald er von Eva's Anwesenheit in Indien vernommen, die Ruhelosigkeit seines Innern nicht in seiner Garnisonstadt — er macht sich selbst die bittersten Vorwürfe, er glaubt sich entehrt in den Augen seiner Landsleute. Verkleidet kommt er nach Calcutta, wo er Eva sieht und selbst in Gesellschaft mit ihr zusammentrifft, und sich über die Lage der Dinge und die Meinung, die man von seinem eignen Betragen hegt, zu unterrichten sucht. Aber neue Verhältnisse treten unterdessen ein: die Afghanin ist mit ihrem Knaben der Spur ihres Geliebten gefolgt und auch in Calcutta angekommen, wo ein Eingeborener, der Bábu oder Verwalter in dem Hause, wo Miß Eldridge lebt, und zugleich einer der Unterbeamten im Schatzamte, das Mittel findet, sie durch List zu entführen und nach seinem, mit einem Tempel verbundenen Landhause zu bringen. Dies ist der Wendepunkt der Erzählung, deren letzter Theil durch Dilafroz' Versuche zu entfliehen und die Entdeckung grosser Betrügereien und Bubenstreiche ihres Entführers gefüllt wird, dessen Loos Deportirung ist. Vorher aber hat er die Afghanin auf ein nach Mekka bestimmtes Schiff bringen lassen; während dieser Reise wird ihr Gemüth durch einen mohammedanischen Mollawi ganz umgestimmt, und freiwillig entsagt sie dem Manne ihrer Liebe, indem sie ihn seiner europäischen Braut wiedergibt.

Dies ist eine, wenn auch nur kurze Skizze des Hauptinhalts dieses Buches, das als Roman freilich viele Mängel hat. Man kann sich mit dem Charakter Forster's unmöglich befreunden und die schwankende Haltung der Zeichnung desselben muß unangenehm auffallen. Die Afghanin ist interessant, es ist etwas Frisches und Kräftiges in dieser Natur, aber der unterwartete Übergang ist zu plötzlich und zu wenig motivirt. Die meisten übrigen Personen sind wenig bedeutend, ob es gleich nicht an einer Menge einzelner charakteristischer Züge fehlt. Der Schluß ist zwar, wenn mans so nennen will, glücklich, aber ziemlich unbefriedigend. Was nun diesem Roman seinen Hauptwerth verleiht, ist die lebendige Schilderung des Lebens in Hindostan, unter den Europäern wie unter dem Volke, in das wir uns versetzt finden. Die vornehme Beamtenwelt, ihre geselligen Vergnügungen, Diners, Bälle, Wettrennen, die öffentlichen Auftritte und Gerichtsscenen, das häusliche Leben der Hindostaner — Alles wird uns vorgeführt. Und aus Allem ergibt sich die Bestätigung der schon oft gemachten Erfahrung, wie tief die Moral in diesem Lande gesunken ist und wie sehr die gedrückten Verhältnisse der Eingebornen dazu beitragen, sie zu verschlechtern. Die Erscheinung, welche man hier bei dem Hindostaner bemerkt, Kriechen vor den gefürchteten Herren, unersättliche Geldgier, zu deren Befriedigung alle Mittel eben gut sind, Üppigkeit, wo sie keine Beobachtung fürchten — wiederholt sich in allen Ländern, wo die eine Hälfte des Volkes unter der Botmäßigkeit der andern steht; man braucht nicht nach dem fernen Indien zu gehen, man kann sie bei den Rayahs

der ottomanischen Pforte ebenfalls beobachten. Die Verhältnisse und gegenseitigen Interessen der Briten und der Eingeborenen kommen in diesem Buche wiederholt zur Sprache, und es fehlt nicht an ernsten und eindringlichen Bemerkungen über das von England beobachtete politische System und die Behandlung und Stimmung der einzelnen Classen. Unter Anderm handelt es sich von der Maßregel, wodurch ein großer Theil des Grundbesitzes den bisherigen Eigenthümern oder Edelleuten weggenommen und unter den Ackerbauern vertheilt wurde, wobei einer der die genannte Maßregel Gutheißenden folgende Schilderung von den öffentlichen Zuständen entwirft — eine Schilderung, welche nicht grade auf glückliche und des Bestandes sichere Verhältnisse schließen läßt. „Erwägen Sie", heißt es, „unsere Maßregel von einem rein politischen Standpunkte aus. Unsere Herrschaft in Hindostan ist meiner Meinung nach jedenfalls auf die Grundlage unserer Bayonnette begründet; allein, wenn wir uns auf die bloße physische Gewalt allein stützen, so wird das Gebäude jedesmal wanken und schwanken bis in seine tiefsten Grundvesten, sobald unsere Soldaten entweder anderswo beschäftigt sind oder uns auf irgend eine Weise entfremdet werden. Die große Masse unserer Unterthanen muß uns als ihre natürlichen Beschützer betrachten und die von uns erwiesenen Wohlthaten schätzen lernen; sie muß mit einem Worte dahin gebracht werden, daß sie unsere Herrschaft nicht blos duldet, sondern schätzt und bewundert. Es walten gegenwärtig noch der Schwierigkeiten eine große Menge ob, auch mit dem vorliegenden Plane (der Gütervertheilung) sind deren verbunden, allein er muß durchgeführt werden, da mit ihm ein großer Zweck erstrebt wird. Die Mehrzahl unserer Unterthanen besteht aus Hindus, dem Urvolke des Landes, und hauptsächlich aus jenem arbeitsamen Theile, dessen Existenz an Grund und Boden bereits seit den undenklichsten Zeiten gebunden war. Diese Classe, mit ihrem stationairen Charakter, bildet den Hauptkörper des Volkes; sie verschafft uns Reichthum und Macht; aus ihr recrutiren sich unsere Heere; es kommt deßhalb Alles darauf an, sie zu unsern treuen Freunden zu machen, auf die im Nothfalle Verlaß ist; und wie könnte das zweckmäßiger geschehn als durch eine Maßregel, wodurch ihre ursprüngliche Unabhängigkeit wiederhergestellt wird? Bereits ist die Masse im Volke günstig für uns gestimmt, weil sie mehr als einmal erlebt hat, daß auf unsere Siege nicht Raub und Plünderung, sondern Ruhe und Ordnung folgt. Die Menschen aber, welche Ihnen für die Grundherren dieser Classe gelten, und in der That seither Rechte und Rang derselben besaßen, — was sind sie uns, ich meine der britischen Regierung? Sie sind Abkömmlinge der alten Familien, welche so lange Zeit hindurch uns mit den Waffen in der Hand feindlich entgegenstanden, die in Folge unserer Siege all ihren Ruhm und ihre Wichtigkeit verloren haben, die endlich, weil die Erinnerung an ehemalige Macht und frühern Glanz in ihrer Seele immer lebendig bleiben wird, auch stets nur ungern und mit dem herzlichsten Widerstreben unsere Gewalt anerkennen. Ich glaube nicht, daß zwischen uns und den Trümmern der mohammedanischen sowol als der Hindu-Aristokratie jemals ein gutes Vernehmen, eine aufrichtige Versöhnung möglich sein kann. Da wir nun leider sie nicht ganz aus dem Lande jagen und für immer entfernen können, so halte ich für das Beste, sie soviel als möglich zu erniedrigen, ihnen das Anhäufen großer Reichthümer für die Zukunft unmöglich, ihre Söhne von uns ganz abhängig, oder besser, ganz dienstbar zu machen. Dann ist auch all ihr Einfluß, den sie gegenwärtig hier und da noch haben, verloren und wir brauchen fortan keine Rebellion mehr zu fürchten." Alles dies mag wahr und in der Lage der Dinge wie in der Volksstimmung begründet sein — ist es aber nicht eine traurige Politik, die nur durch so harte Mittel den Zweck der Bewahrung und Sicherung einer Eroberung erreichen kann? 6.

Notiz.

Der „Hobartown courier" vom 28. August vorigen Jahres enthält eine Notiz über einen in der medicinischen Societät zu London gelesenen Aufsatz: über das Klima von Vandiemensland, von Dr. Dempster, der diese Gegend von Indien aus besuchte, um seine schwankende Gesundheit durch den Aufenthalt daselbst zu verbessern. Aus dieser lassen sich folgende, für das Land bezeichnende Notizen entnehmen. Das Klima von Australien hat die eigenthümliche und unzweifelhafte Wirkung, die menschliche Race sogar in der ersten Generation zu verwandeln und zu modificiren. Alle Kinder ohne Ausnahme haben schöne blaue Augen, sie sind von schlankem Wuchs und gelangen zeitig zur Pubertät. Ihr Charakter ist energisch, mit Fähigkeiten ausgerüstet und muthvoll, und es ist vielleicht nirgend eine junge Generation zu finden, welche für das Vaterland selbst zu so günstigen Erwartungen berechtigte. Dies gilt besonders von der Jugend in Sidney. Was die aufwachsende Generation von Vandiemensland betrifft, so verspricht sie ihren Nachbarn hinsichtlich des Charakters sehr ähnlich zu werden, doch ist sie von ungleich stärkerm und muskulöserm Gliederbau. Rheumatismus, sowol hitziger als chronischer, findet sich unter den Eingeborenen häufig und grassirt oft mit großer Hartnäckigkeit. Acute Inflammation der Lungen kommt gleichfalls oft vor und führt in der Regel bei nicht sorgfältiger Behandlung zu baldiger Auflösung; die Anzahl der mit Manie behafteten, sowie an fehlerhafter Organisation des Herzens und der großen Eingeweide leidenden Personen ist sehr beträchtlich; doch sind der größte Theil davon inhaftirte Verbrecher. Die Temperatur der Witterung ist insgemein sogar im Sommer sehr gemäßigt; wegen des häufigen Wechsels derselben können sich in der Atmosphäre nicht leicht miasmatische Stoffe ansammeln, weshalb das Land auch fast gar nicht von Seuchen heimgesucht wird. Im Allgemeinen fällt das Jahr hindurch hier weniger Regen als in England. Das Land liegt hoch und der Wasserüberfluß wird leicht durch die Ströme abgeleitet. Starke Winde herrschen zu allen Jahreszeiten, und die hohen, nur dünnbelaubten Waldbäume verstatten auch in den tiefer gelegenen Gegenden eine freie Circulation des Luftzugs. Der Abfall der Blätter und andere erstorbene Pflanzenmaterien werden durch die Brände verzehrt, die während des Sommers häufig in den Waldungen stattfinden. Es verdient bemerkt zu werden, daß man in diesen selten einen Baum findet, dessen Stamm nicht Spuren eines solchen Brandes trüge. 11.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Horae Belgicae. Studio atque opera *Henrici Hoffmann* Fallerslebensis. Pars tertia. — Auch u. d. T.: Floris ende Bancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von *Hoffmann* von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

— — Pars quarta. — A. u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit *Hoffmann* Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die beiden ersten Hefte der „Horae Belgicae" (1830—33) kosten 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 207. — 25. Juli 1836.

Jugendleben und Träume eines italieniſchen Dichters. Nach H. C. Anderſen's däniſchem Original: Improviſatoren. Ins Deutſche übertragen von L. Kruſe. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 206.)

Die andern weiblichen Geſtalten ſind eben wie die Männer mit geübter Hand und richtigem Blick ſo gehalten, daß wir von ihrer Wirklichkeit überzeugt werden. Die gutmüthige, aber in ihrer Pietät beſchränkte Mutter des Knaben, welche bald von der Schaubühne abtritt, die Bäuerin der Campagna, Domenica, die vornehme Franceska, welche nun ſeine Beſchützerin wird. Eine Weltdame, von der uns der Dichter ahnen läßt, daß ſie treffliche Gaben hat und ohne die Apathie der großen Welt, in die ſie ihr Stand verſetzt, bedeutender geworden wäre. Ihre mütterliche Zuneigung zu Antonio iſt edel, und ebenſo natürlich iſt die Geringſchätzung, welche ſie gegen ſeine Gaben an den Tag legt, und der immer gouvernantenartige Ton; denn für ſie iſt der Knabe ein Geſchöpf ihrer Erziehung, und ſie kann nicht in die Bewunderung der Fremden einſtimmen; wie kann für ſie Das außerordentlich ſein, was ſie unter ihrer Hand und Pflege aufwachſen ſah. Dieſe Partie des Romans iſt meiſterhaft. Auch die liebenswürdige und frivole Neapolitanerin Santa ſcheint Portrait zu ſein, aber gewiß aus dem Süden. Das unſchuldige Kind, die im Kloſter erzogene Flaminia, ſtreift auch an das Ideale; in dieſer Unſchuld iſt aber eine innere Wahrheit und ihre Erſcheinung ein Lichtpunkt in dem Romane. Dagegen hat ſich nun der Dichter in edeln Frauen erſchöpft; er braucht aber noch eine, welche ſeinen Antonio beglücken ſoll, und aus der Fabelwelt citirt er ein Ideal herauf. Gern gönnen wir dem keuſchen Improviſator ein ſo durchaus tugendhaftes, kindliches und verſtändiges, vollendet ſchönes und dabei reiches Weſen, als ſeine Lora aus Päſtum oder Griechenland iſt; Schade nur, daß alle Improviſatoren und Dichter auf der Welt, wenn ſie darauf hoffen wollen, leer ausgehen müſſen. In Deutſchland ſind wir über die Periode längſt hinweg, wo den Dichtern die Frauen aus der Wirklichkeit nicht genügten, um ihre Helden zu beglücken, und ſie Weſen aus Mondenſchein für dieſelben bildeten, in Dänemark mag dieſe Epoche noch in der Mode ſein. Auch mag dieſe Lora, deren anfängliche Blindheit in den Ruinen von Päſtum an Jean Paul'ſche Studien erinnert, nicht von Anfang an dem Helden beſtimmt geweſen ſein. Wahrſcheinlich ſollte Annunziata dazu ausreichen, was geſcheitert geweſen wäre, wie es denn den Anſchein hat, daß ſich ihr Geſchick anders entwickeln ſollte, als hernach der Fall iſt. Mehre Fäden, die darauf hindeuten, laufen bedeutungslos aus, oder werden kurz abgeſchnitten. Auch die romanhafte Art, wie Lora in die Geſchichte eingreift, und die Kataſtrophe in der blauen Grotte gehören nicht zu den Partien, um deren wegen wir dieſem Roman einen Vorzug vor vielen zugeſtanden haben. Dieſe Behandlung des Wunderbaren erinnert an die verſchollene Benkowitz'ſche Manier. Übrigens heißt der deutſche Maler, welcher Entdecker dieſer blauen Grotte von Capri, jetzt einer der größten Merkwürdigkeiten Italiens, wurde, nicht Kubitz, wie hier durch Verſehen des Autors, Überſetzers oder Setzers unrichtig ſteht, ſondern Kopiſch, aus Breslau, gegenwärtig in Berlin; ein Maler, der die ſeltſame Eigenſchaft hat, daß er eine treffliche deutſche Novelle geſchrieben hat, die in ihrer Art ebenſo bekannt zu ſein verdiente als die durch ſein Schwimmwagſtück entdeckte blaue Meeresgrotte. Ob ich den Titel buchſtäblich richtig angebe, wenn ich ſie: „Die Kahlköpfe auf Capri" nenne, weiß ich zwar nicht, da ſie mir nicht zur Hand iſt, aber Herr Anderſen könnte Herrn Kopiſch Revanche für die ihm zur Kataſtrophe ſeiner Novelle benöthigte Entdeckung geben, wenn er ſeine Landsleute durch eine getreue Überſetzung mit dieſer humoriſtiſchen Novelle bekanntmachte. Sie ſchlägt in ſein Thema ein, ein lachendes Sittenbild des italieniſchen Lebens zu liefern.

Was nun neben dem Romane die Reiſebeſchreibung anlangt, ſo iſt ſie eine der intereſſanteſten unter den neuern, die über Italien erſchienen und, ſo weit Ref. ſie controliren kann, eine durchaus getreue. Der Verf. ſchreibt keinen Wegweiſer für Die, welche Italien ſchon kennen, und braucht nicht wegzulaſſen, was ſchon bekannt wäre; er liefert Skizzen von dem ganzen Italien, ſo weit er es kennt, und ſcheut ſich dabei nicht auch Das aufzunehmen, was längſt bekannt iſt. So ſind denn viele charakteriſtiſche Züge und Anekdoten mitaufgenommen, die allerdings ſchon in die Kinderbücher über Italien übergingen; aber wie er ſie ſchildert, lieſt man ſie

mit Vergnügen wieder, und sie sind immer am rechten Orte angebracht; wie denn im Ganzen der Charakter des Willkürlichen aus dem Werke entfernt ist. Wenn wir den Aufenthalt bei den Räubern, die Theaterscenen, den Policinell und den zelotischen Mönch, der wüthend das Crucifix schwingt und der Menge zuruft: Das ist Euer wahrer Policinell, u. A. zu dem vielfach verbrauchten Stoffe zählen, so athmen andere Scenen dagegen auch die Frische des Bodens, z. B. die Schilderung des Lebens der Bauern der Campagna in einem alten römischen Grabmale, das Blumenfest zu Genzano, die Schreckensscene in den Katakomben, der Todesschreck unter der Wasserhose u. A. Als Probe der Wahrnehmung und Auffassung des Verf. stehe hier seine Schilderung der pontinischen Sümpfe.

Viele denken sich die pontinischen Sümpfe nur als einen moorigen Grund, eine öde Strecke mit stillstehendem, schlammigem Wasser, einen zur Durchwanderung traurigen Weg. Im Gegentheil, die Sümpfe haben viele Verwandtschaft mit der reichen lombardischen Ebene, ja sie sind sogar reicher an Fülle. Gras und Kräuter wachsen hier mit einer Üppigkeit und Saftigkeit, welche das Norden's (hier blieb der Übersetzer Däne) Italien nicht aufweisen kann. Auch kann kein Weg trefflicher sein als der, welcher durch die Sümpfe führt. Wie auf einer Spiegelbahn rollen die Wagen durch die lange Lindenallee hin, deren dichte Zweige gegen die versengenden Strahlen beschatten. Zu beiden Seiten streckt sich die unendliche Ebene mit ihrem hohen Grase und ihren grünen, frischen Sumpfgewächsen hin. Kanäle durchkreuzen sich und nehmen das Wasser auf, das ringsum wie Teiche und Seen mit Rohr und der breitblättrigen Wasserlilie dasteht. Zur linken Hand, wenn man von Rom kommt, strecken sich die hohen Abruzzen mit mehren kleinen Städten hin, die wie Gebirgsschlösser mit ihren weißen Mauern von den grauen Felsen herabglänzen. Rechts die grünen Ebenen gegen das Meer hin, wo das Vorgebirge Circello, jetzt landfest, ehemals Circe's Insel, wo die Sage Ulysses landen ließ, sich erhebt. Sowie ich fortging, löste sich der Nebel auf, der über der grünen Fläche schwebte, wo die Kanäle, wie Leinwand auf einer Bleiche, glänzten. Die Sonne brannte mit Sommerwärme, obgleich es in den letzten Tagen des Februars war. Heerden von Büffeln gingen in dem hohen Grase. Ein Haufen Pferde lief wild umher und schlug mit den Hinterfüßen aus, sodaß das Wasser hoch um sie her spritzte. Ihre kühnen Stellungen, ausgelassenen Sprünge und Umhertummeln konnten ein würdiges Studium für einen Thiermaler sein. Links gewahrte ich eine schwarze, ungeheure Rauchsäule, die von dem großen Scheiterhaufen herrührte, den die Hirten angezündet hatten, um die Luft um ihre Hütten zu reinigen. Mir begegnete ein Bauer, dessen bleichgelbes, kränkliches Aussehen der kräftigen Fruchtbarkeit, welche die Sümpfe darboten, widersprach; als ein dem Grabe entzogener Todter ritt er auf seinem schwarzen Pferde und hielt eine Art Lanze in der Hand, mit welcher er die Büffel zusammentrieb, die in dem moorigen Schlamme wateten. Einige legten sich ganz darein nieder, und streckten nur den schwarzen, häßlichen Kopf mit den bösen Augen hervor. Die einzelnen, zwei bis drei Stockwerk hohen, dicht an der Landstraße errichteten Posthäuser waren mit einem fetten, graugrünen Schimmel ganz bedeckt. Gebäude wie Menschen trugen das Gepräge des Anhauchs der Verwesung, die mit der reichen Üppigkeit ringsumher, dem frischen Grün und dem warmen Sonnenscheine in seltsamem Contraste sich zeigte.

Der Vetturin zieht nur vor den neuen Madonnenbildern den Hut und fährt vor den ältern, verbleichten singend vorüber. Ist dies eine allgemeine Wahrnehmung? Dann wäre es ein neues Zeichen der Zeit. Die alten unansehnlichen Bilder galten sonst in katholischen Ländern vor den neugemalten. Auch der Zug ist charakteristisch, daß der gute Beichtiger der besorgten Römerin erklärt: die Protestanten wären in der Regel rechtschaffene Leute, weil es der Teufel nicht der Mühe werth halte, sie zu versuchen, indem er ihrer Seelen ohnedies sicher sei.

Der „Improvisator" des Herrn Andersen ist keine originelle Dichtung, aber eine eigenthümliche Schöpfung. So viel uns bekannt, ist es die erste Romanarbeit dieses Genres in seinem Vaterlande. Rom, Italien ist das Sujet, dennoch ist der milde nordische Geist nicht zu verkennen, in dem es aufgefaßt ist, und der Held bleibt trotz der Begeisterung und Erlebnisse ein gebildeter Däne, wiewol die glühenden Gestalten und Bildungen, denen er begegnet, treue Abdrücke des Südens sind. Freundlichen Dank und Gruß dem Autor für den Genuß, den sein Werk dem Ref. und wahrscheinlich noch Vielen außer ihm gewährte. Fahre er so fort. Warum änderte Herr Kruse den einfach bezeichnenden Titel: Der Improvisator, in den umschreibenden, der viel matter klingt und nicht mehr sagt? H.

Die Royal society in London.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Den in dem ersten Aufsatz mitgetheilten Zügen aus der ersten Kinderzeit — um so zu sagen — der londoner Royal society müssen wir nun einige Bemerkungen über die neuern Zustände dieser bejahrten und legitimen Corporation beifügen, wie sich diese aus der angeführten eindringlichen Schrift Dr. Granville's darbieten. Mit Rücksichtnahme auf die Streitigkeit von 1830, auf Das, was Babbage neuerdings über den Verfall der Wissenschaft in England geäußert, sowie auf die scharfen Invectiven des Sir James South gegen die Societät, mit Billigung ferner der 1830 geschehenen Wahl des Herzogs von Sussex zum Präsidenten, räumt Dr. Granville allerdings vollkommen ein, daß die heutige Royal society einen sehr niedrigen Standpunkt unter den ihr ähnlichen gelehrten Instituten einnimmt; allein er sieht die Hauptgründe dieser Gesunkenheit und literarischen Verschlechterung 1) in den mannichfachen Kabalen im Innern der Gesellschaft selbst, 2) in der, um es kurz zu sagen, Reformträgheit der Mitglieder, und 3) in der Entstehung jüngerer gelehrter Vereine, welche sich auf derselben Basis erheben, die früher die Societät ausschließlich beherrschte, und welche in sehr kurzer Zeit an intensiver und universeller Bedeutung die „Old Royal" weit überflügelt haben. Dies Alles zugegeben, bleibt doch das Centrum, auf das alle diese Übelstände zurückgeführt werden müssen: der Mangel an Intelligenz und wissenschaftlichem Streben, oder die geistige Abgelebtheit der Societät im Allgemeinen.

Nur das will Dr. Granville dem heftig eifernden Babbage nicht zugeben, daß die Wissenschaft in England überhaupt gesunken sei, und allerdings wäre es ein curioses Ding, wenn man aus der Altersschwäche einer gelehrten Gesellschaft auf den mißlichen Zustand der ganzen nationalen Wissenschaft schließen wollte. Dr. Granville geräth darüber selbst in Eifer: „Ich gestehe gern", sagt er, „daß im Vergleich zu Deutschland, Frankreich und Italien die Repräsentantin unserer Wissenschaftlichkeit — was die Societät wenigstens sein sollte — sehr herabgekommen ist; allein diesen Umstand aus dem Mangel an wissenschaftlichem Eifer, aus dem Mangel an Talenten überhaupt abzuleiten, ist zu verwegen. Die wahre Ursache liegt vielmehr ganz offenbar in den Manoeuvres gewisser sich so nennender Literaten (would-be-savans), in ihren Conventikeln

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 173 u. 174 d. Bl. D. Red.

und Camarillas, in der unersprießlichen Art und Weise, wie gewisse Stellen und Chargen nur zu persönlichen Zwecken benutzt werden, in dem Widerwillen und Ekel, den die kleinlichen Ränke und das ewige Mißvergnügen Derer erregen, die nach Geld, Prämien, Ehrenstellen und Verdienstorden lungern und ihren dürftigen Personen mindestens den Schatten einer Superiorität verleihen wollen, zu welcher ihre wissenschaftlichen Bestrebungen sich nie erheben können; endlich aber in der Lauigkeit Derer, die im Stande wären — aber es nicht wollen — den allgemeinen Unwillen und den Beginn der Empörung durch zeitige Concessionen, heilsame Reformen und charaktervolles Festhalten an dem vorgesetzten Zweck zu dämpfen. Mit einem Wort: es fehlt der Royal society (und vielleicht der ganzen englischen Wissenschaft) der Kopf."

Um das mangelhafte Innere der Societät näher zu bezeichnen, gibt nun Dr. Granville eine ausführliche Liste der sämmtlichen Mitglieder und zeigt daraus, daß von 10 geistlichen Lords nur einer, der letzte Bischof von Cloyne, zu den „Transactions" der Societät Beiträge geliefert, von 63 weltlichen Lords aber gar keiner, sodaß man diese nicht als Stützpfeiler, sondern höchstens als corinthische Capitäler der Gesellschaft ansehen kann. Von den 27 Seeoffizieren, die zur Societät gehören, haben 5 zusammen 7 Artikel beigetragen. Von den 39 Offizieren der Linie sind 35 ganz unthätig und nur die übrigen 4 desto fleißiger gewesen, denn diese haben 23 Artikel gegeben, als hätten sie ihren Staat im Staate der Blame entheben wollen. Capitain Kater (mit 18) und Capitain Edward Sabine (mit 12 Artikeln) sind die Thätigsten gewesen; zwei Artikel rühren vom Oberstlieutenant Macdonald, und einer vom Oberstlieutenant George Miller her. Beispiellos träge hat sich die Geistlichkeit gezeigt; diese hat in der Societät nicht weniger als 74 Repräsentanten, von denen aber nur 5 in Summa 8 Beiträge eingaben. Die Phalanx der Juristen zeigte sich schon einflußreicher; am kräftig wirksamsten aber haben sich die Mediciner erwiesen, besonders die Chirurgen, welche, 21 an der Zahl, nicht weniger als 157 Beiträge eingereicht, von denen 109 Artikel allein von Sir E. Home herrühren. Von den nicht in obige Listen einrangirten Mitgliedern, deren Zahl 286 beträgt, sind zusammen 168 Beiträge geliefert worden. Darunter erwiesen sich am fleißigsten: Mr. Brande (mit 12 Artikeln), Mr. S. H. Christie (mit 10), Mr. Goldingham (mit 5), Mr. Hatchett (mit 16), Sir J. Herschel (mit 17), Mr. A. E. Knight (mit 24), Mr. B. Morgan (mit 7) und Mr. Pond (mit 19 Artikeln). Aus diesen Documenten, sagt Dr. Granville, überzeugt man sich, daß sehr häufig die Societät bei der Wahl ihrer Mitglieder weder das Interesse der Wissenschaft, noch ihre eigene Würde als einer Gesellschaft zu Beförderung derselben vor Augen hatte. Es ergibt sich, daß beiweitem der kleinste Theil der Mitglieder einen wahrhaft wissenschaftlichen Gehalt und gleiches Streben hat, die meisten aber sich um den literarisch-scientifischen Standpunkt und Fortschritt der Corporation, wozu sie gehören, gar nicht kümmern und ihre Stellung nur als eine äußerliche Ehre betrachten, die ihnen, wie sich hiermit darthut, allerdings mit großem Unrecht übertragen worden.

Ferner behauptet Dr. Granville, daß die Royal society schon in weit frühern und in folgenden Zeiten noch mehr häufig vorzüglichere Arbeiten verwarf, während sie allerlei geringfügiges Zeug in die Sammlungen aufnahm. Darauf besonders bezieht sich die starke Ladung, das volle gerüttelte und überflüssige, aber zugleich nicht ungerechte Maß des Unwillens, der Ironie und beißenden Witzes, womit Dr. Sir John Hill, ein überaus gewandter und witziger Kopf, schon in seinem bereits erwähnten Quartband von 1751 die Royal society bewirthete. Diese Invectivschrift zeugt von einem so glänzenden Talent des Verhöhnens, von so schonungsloser und doch zugleich überaus komischer Genialität des Spaßens, daß wir dem Leser einige Züge daraus auf keine Weise vorenthalten dürfen. Diese merkwürdige Schrift leistet mit Rücksicht auf ihre Zeit und die Verhältnisse des Angreifers zu seinem Object vollkommen Das, was unter uns Fichte's unbarmherziges Manifest gegen Nicolai geleistet hat. Grade so, wie dieser Beschränkte durch den gedankenvollsten Zeitgenossen, ist die londoner Societät hier durch den übersprudelnden Witz und scalpirenden Hohn des geistreichen John Hill gewissermaßen todtgeschlagen. Es ist eine göttliche Construction des schadhaften Körpers aus seiner eignen Insolvenz und Infirmität, ein Regiren der Sache durch sie selbst, welches Verfahren, weil es das richtigste und erfolgreichste ist, immer Freude macht, sollte es auch in seinen Formen etwas übertrieben sein. In dem Vorwort zu seiner Schrift, die er Martin Folkes Esq. widmet, sagt der Verf.: „er wünsche, daß sein Buch, worüber man allerdings werde lachen müssen, doch auch einen realen Vortheil gewähren und die Leser überzeugen möge, wie er es von einem ganz ernsten Standpunkt aus und zum Frommen der Wissenschaft geschrieben habe; der besondere Zweck und Wunsch des Verf. sei aber der, daß 1) die Societät selbst, die es am nächsten angehe, sich innerst darüber schämen, die Welt aber erfahren möge, wie er, der Verf., kein Mitglied derselben sei, es auch nicht zu werden verlange, bis daß ein solches zu sein eine wahrhafte Ehre sei". Hierauf citirt der Verf. eine Stelle aus Steele's und Addison's „Tatler", welche so lautet: „Es kann gewiß für einen denkenden Geist kaum ein entsprechenderes Studium geben als das der Naturphilosophie; allein, wie es einige unserer modernen Virtuosen handhaben, können die daraus entspringenden Resultate nur das Gemüth verengen, anstatt es zu erweitern, und als wahre Kindereien Verdruß erregen. Dies ist jetzt in England ganz besonders der Fall und wird ungemein bestärkt durch die beispiellose Umsicht, womit die Royal society ihre Wahlen anstellt. Diese Societät scheint jetzt eine wahre Verschwörung gegen alle geistvollen, gedankenreichen, productiven und durch Kenntnisse ausgezeichneten Männer zu bilden; sie wählt dafür zu ihren „fellow" solche Leute, die statt der Weisheit nur die Prätension, statt der Kenntnisse nur die Ignoranz besitzen und ihren Mangel an Witz notorisch documentiren können. Ich habe mir über diesen Punkt eine so überzeugende Erfahrung erworben, daß, wenn mir irgendwo ein Wesen vorkommt, das zwar ungemein demüthig die Wissenschaft bewundert, aber dabei etwas dümmer ist als seines Gleichen, ich es ohne Weiteres für ein Mitglied der „königlichen Societät" erkläre."

Die Art, wie John Hill weiter verfährt, ist, daß er der Societät Verhandlung für Verhandlung nachschleicht und sie, wenn er zu einer Stelle kommt, wo sie einen Bock geschossen, mit weit ausholender, aber endlich den wahren Mittelpunkt auf das Kraftvollste treffender Ironie mit der Nase darauf drückt. Die Societät gibt unter andern folgendes Mittel an die Hand, wie man Klapperschlangen erlegen kann: „Fang eine Klapperschlange, sie mag so groß und stark sein als sie will, mache sie auf irgend eine Weise fest (fix it etc.), sodaß sie sich nicht fortbewegen kann. Dann nimm einen Stock, in dessen oberes Ende du einen Einschnitt machst, und stecke hierauf in die Kerbe etwas von gestoßenem Flöhkraut. Mit dieser Waffe geh dann dreist auf das Ungethüm los und halt ihm das Kraut unter die Nase. Es wird zurückweichen, du aber gehst immer darauf los. Setze dies Verfahren eine halbe Stunde lang fort und du wirst sehen, daß das Thier schon von dem bloßen Geruch des ihm verhaßten Krautes seinen Geist aufgibt." Über dieses unumstößliche Klapperschlangenrecept gibt nun der witzige John Hill folgende Paraphrase: „Wenn es der lesenden Welt von Interesse sein sollte, diese erstaunenswürdige Entdeckung durch ein anderes paralleles Exempel der neuern Zeit erläutert zu sehen, so kann uns hierin ein ganz moderner Landsmann aufwarten, nämlich der ewig denkwürdige Erfinder des Flöhtödtepulvers. Die Methode, wie man sich dessen bediente, glich sehr der hier von dem guten Capitain hinsichtlich seines Flöhkrauts vorgeschriebenen. Man hielt den Floh nämlich herkömmlicher und bequemer Weise zwischen dem Daumen und dem Finger der linken

Hand, während man eine kleine Quantität besagten Pulvers mit Vorsicht an das Ende seines Rüssels applicirte, nach welchem Manœuvre der Floh die zweite Dosis gratis bekam, sobald ihm nachgewiesen werden konnte, daß er die Person wiederum gebissen. Es war thöricht von dem Erfinder dieser geistreichen Methode, daß er auf seinen eignen schwachen Füßen stehen wollte und nicht sogleich der königlichen Societät sein Mittel vertraute; denn unglücklicherweise fragte ein altes Weib aus der Provinz, die sich ein Quentchen davon gekauft hatte, den Erfinder in ihrer Einfalt, ob es denn nicht, wenn sie den Floh einmal zwischen den Fingern habe, ebenso gut sei, ihn mit dem Nagel zu knacken, worauf der gute Bursche die Antwort schuldig blieb und vor Bestürzung sein Mittel nicht weiter zu verbreiten wagte. So traurig kann es einem verdienten Mann ergehen, wenn er sich anstatt an gelehrte Societäten, an alte Weiber wendet."

Mit diesem einen Todtschlag nicht zufrieden, versetzt der grausame John Hill der Societät noch ein zweites Exempel, das so lautet: „Der sehr ehrenwerthe und ungemein gelehrte Mr. Lovell, Verf. des „Pammineralogico-panbotanologico-panzoologicum" (erstaune nicht, Leser, über die Länge des Titels, denn die ganze Kenntniß der Welt ist in dem Buche enthalten), empfiehlt den unglücklichen Liebhabern, die keine Gegenliebe finden können, die Hundszähne auf der rechten Seite der obern Kinnlade eines Krokodils, die in die linke Kinnlade der grausamen Dame eingeschmuggelt werden müssen, als einen unfehlbar wirkenden Talisman. Doch fügt er hinzu, wenn das Mittel seine volle Wirkung haben solle, müsse man es der gefährlichen Creatur bei Lebzeiten entreißen. Diese Procedur erschien bisher der verliebten Welt als ein riesenhaft-romantisches Abenteuer, von der Gattung derer, welche die sprüchwörtliche Redensart bezeichnet: „Einen Bär bei der Schnauze kriegen", und mancher hoffnungslose Liebhaber mag sich selbst gehängt haben, weil es ihm für solch eine Pferdecur an Courage fehlte. Hieraus mögt ihr ersehen, welch ein Unglück es ist, nicht mit den „Philosophical transactions" bekannt zu sein. Hier ist ein evidentes Remedium gegen alle solche Einwendungen. Krokodile nämlich sind von der Schlangennatur, und wir dürfen mithin dreist versichern, daß das Flöhkraut ein solches Geschöpf so gut wie das andere umzubringen vermag. Der unglückliche Liebhaber, um seinen Zweck zu erreichen, wird also am besten thun, zuvörderst ein Plätzchen zu ermitteln, wo sich ein Krokodil befindet, demnächst das Ungeheuer beim Schwanz an den ersten besten Baum zu nageln, hierauf aber mittels des Kerbstocks das Flöhkraut ihm vor die Nase zu halten, so lange bis es von dem Geruch so betäubt geworden, daß es kein Glied rühren kann. In diesem Zustande wird es dem Liebhaber ein Leichtes sein, ihm den Zahn auszuziehen, und wenn er ein so mitleidiges Gemüth besitzt wie jener berühmte Herzog, so kann er ja nach der Operation den Nagel wieder aus dem Baum ziehen und die arme Creatur laufen lassen, sowie Hr. B—r die Laus laufen ließ, wohin es ihr beliebte."

Mit der nobeln Personage und der Laus, auf welche John Hill hier anspielt, hatte es folgende Bewandniß: Der Herzog von Montagu besaß unter vielen andern vortrefflichen Eigenschaften auch eine so unbegrenzte Zuneigung zu der ganzen thierischen Schöpfung, daß ihn ein kleines bedenkliches Ereigniß innerhalb dieser aus der lustigsten Stimmung in den sorgenvollsten Ernst versetzen konnte. Hr. B—r, ein sehr ausgezeichnetes Mitglied der Royal society, hatte eines Tages den Herzog und die übrige bei diesem versammelte ehrenwerthe Gesellschaft mit der Ansicht der wurmförmigen Bewegung der Eingeweide einer Laus durch das Mikroskop sehr angelegentlich unterhalten. Als nun diese Observation beendigt war, war er im Begriff, die Laus wegzuwerfen. Allein der Herzog wandte sich an ihn mit ernster und besorgter Miene und stellte ihm vor, wie grausam und undankbar es sein würde, dieses Thier, das sich doch um die Unterhaltung einer so ausgezeichneten Versammlung verdient gemacht habe, einem ungewissen Schicksal preiszugeben oder ums Leben zu bringen. Er befahl mithin den Bauerjungen, von dessen Kopf das kleine Gezieser herstammte, herbeizuführen und ließ, nachdem er mit Lobpreisung die Zartheit und Weiche von Hrn. B—r's Fingern betrachtet, selbiges durch diesen in sein altes Territorium restituiren. Der Bauerjunge aber erhielt einen Schilling mit der gemessenen Weisung, das Thier binnen 14 Tagen nicht zu incommodiren.

Als Schlußprobe aus Hill's Schrift noch folgenden spaßhaften Auszug: „Mittel, um emporwachsende Weinstöcke über das Dach eines Hauses zu leiten. Dies ist eins der wunderbaren und erstaunenswürdigen Geheimnisse, in deren Beschreibung die Societät, wohl wissend, daß es jedwedem Christenmenschen unmöglich sei, von selbst darauf zu kommen, vorzüglich weitläufig gewesen ist. Die Methode ist nämlich diese: Laß den Weinstock an der Regentraufe des Hauses auf einem einzelnen Stengel hinaufwachsen; ist er dann einmal bis über das Dach hinaus, so wird er wol die Zweige von selbst über die Ziegel breiten. Dies wundervolle Naturgeheimniß wird mitgetheilt in Nr. 93 der „Philosophical transactions". Der Urheber desselben ist Hr. Templer, derselbe Gentleman, der in einem andern Artikel das englische Volk Karpfen zu fangen lehrt dadurch, daß man seine Finger in die Kiemen derselben steckt und sie so aus dem Wasser schleudert, ein Fang, der, wie er sagt, sehr leicht und schnell von statten geht, wenn man den Fisch vorher ein wenig gekitzelt hat."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Eine ausführlichere Kritik über französische Romanpoesie in dem „Quarterly review" schließt mit folgender, in der That merkwürdigen Stelle, die wir ebendeshalb unverändert ausheben. Der Vers. hat an der neuesten französischen Romantik keinen guten Wissen gelassen und beschließt nun seinen ganz invectivischen Artikel so: „Wir können unsere Nachbarn, die Franzosen, versichern, daß wir, was wir schrieben, keineswegs in dem Geiste eines Nationalvorurtheils schrieben, noch weniger mit nationaler Feindseligkeit. Wir lieben und achten Frankreich um seiner besondern Eigenschaften willen, die es (unter guter Regierung) zu einem der liebenswürdigsten und mächtigsten Bestandtheile der großen menschlichen Familie machen; ja, wir fühlen sogar, daß England mit Frankreich gemeinschaftliche Interessen hat. Um so schmerzlicher aber müssen wir es empfinden, wenn wir dies schöne Land als eine Beute moralischer und politischer Entzweiung wiederfinden und es so seinem Untergang entgegeneilen sehen. (Wie sieht es denn aber, ehrlich gesagt, mit Altengland aus?) Inmitten dieser unserer Bedenklichkeiten für Frankreich gründen wir unsere besten Hoffnungen auf den persönlichen Charakter seines Königs selbst. Wir wissen nicht, ob sein Betragen in manchen neuesten Verwicklungen immer tadellos war; allein wir glauben, es sei dies gewesen, und die Vergangenheit selbst spricht für diesen Glauben. Sein ganzes Leben ist eine Reihe von Prüfungen gewesen, aus denen allen er sich, ehrenhaft, tugendhaft herausgefunden. Er war ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Fürst, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir hinzufügen, daß er auch ein guter Christ war . . . . . ꝛc."

Und auch wir unsererseits glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß er über dies Alles, und ganz besonders, auch ein kluger Mann war. Und das gäbe denn am Ende, wenn Louis Philipp einmal garantiren soll, noch die beste Garantie.

Der Auctionskatalog der „Bibliotheca Heberiana" (im Druck erschienen bei Sotheby in London) enthält viele seltene Werke, im Ganzen 3490 Nummern, unter denen die Mehrzahl classische und ausländische Schriften sind. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 208. — 26. Juli 1836.

Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde von H. F. Link. Zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe. Erſter Theil. Berlin, Dümmler. 1834. Gr. 8. 2 Thlr.

Wollen wir von der Geburt und der Kindheit der Erde Kenntniß gewinnen, ſo ſchlagen wir umſonſt die Annalen der Geſchichte auf; denn wir fragen nach den Begebniſſen einer Zeit, in welcher die Geſchichte noch nicht Griffel und Pergament hatte. Doch in jener Urzeit, da die Erde ſich noch keinen Geſchichtsſchreiber geborn hatte, hat ſie ſelbſt ihre eigne Geſchichte geſchrieben.

Die älteſte Geſchichte der Erde nicht allein, ſondern auch die älteſte Geſchichte der organiſchen Schöpfung müſſen wir in der Erde ſelbſt ſuchen. Vielleicht antworten die Tiefen der Erde auf Fragen, die wir an den Himmel richten möchten.

Es iſt nur Schade, daß keine Sprache ſo ſchwierig zu entziffern iſt als diejenige, welche wir auf und in dem Grunde der Erde mit den großen Charakteren von Alpgebirgen und Rieſenknochen geſchrieben finden. Die ägyptiſchen Hieroglyphen haben unter der Entzifferungsmethode eines Sickler und Seyffarth keine verſchiedenere Deutung erfahren als die Sprache der Erde unter der Interpretation ihrer geognoſtiſchen Ausleger.

Herr Link gehört zu den beſonnenſten Auslegern der fragmentariſchen Geburts- und Kindheitsgeſchichte der Erde, und er iſt dabei mit einem ungewöhnlich reichen Apparat von Kenntniſſen ausgerüſtet, die zu einer ſolchen hiſtoriſch-kritiſchen Auslegung der älteſten Offenbarungsſchrift erfoderlich ſind. Sein Beſtreben geht aber nicht blos darauf hinaus, aus der Erde die Geſchichte der Erde ſelbſt zu entziffern, ſondern er nöthigt die Erde, ihm auch Auskunft zu geben über die Geſchichte der organiſchen Welt zu einer Zeit, von welcher weder mündliche noch ſchriftliche Überlieferung uns genügende Kunde zu geben vermag.

Herr Link muſtert zuerſt die untergegangenen organiſchen Körper, wie dieſelben von den Zeiten des Xenophanes von Kolophon, welcher Fiſchabdrücke bei Syrakus und auf Paros gefunden haben ſoll, bis zu den Elefantengerippen, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei Tonna gefunden und von dem Collegium medicum zu Gotha von Amtswegen für ein bloßes Naturſpiel erklärt wurden, und weiter herab bis auf die neueſte Zeit, wo man ganz Sibirien mit Elefantenknochen überſäet fand, aufgezeichnet worden ſind. Der Verf. iſt mit Cuvier der Meinung, daß die meiſten foſſilen Körper, welche man findet, Thieren angehören, deren Arten längſt von der Erde verſchwunden ſind, und daß in den weit ausgedehnten ältern Gebirgen nicht ein foſſiler Körper gefunden werde, deſſen Art man noch irgendwo lebend nachweiſen könnte. Selbſt in dem jüngſten aufgeſchwemmten Lande finden ſich die Überreſte von vielen Thieren, wovon keine Spur unter den noch lebenden vorkommt. Bei der großen Zahl von untergegangenen Thieren, größtentheils Landthieren, iſt es nicht zu denken, daß man ſie noch einmal in dem Innern von Afrika oder Auſtralien wiederfinden werde. Obgleich der Verf. annimmt, daß ganze Thiergeſchlechter untergegangen ſind, ſo iſt er doch der Theorie von ungeheuern Erdrevolutionen und von allgemeinen, die ganze Erde bedeckenden Überſchwemmungen entſchieden abgeneigt. Er ſucht namentlich nachzuweiſen, daß das ſogenannte Diluvium, in welchem ſich die Überreſte von Säugethieren finden, nicht (wie z. B. Buckland annimmt) von größern und allgemeinern Zerſtörungen der Erdoberfläche herrühre, ſondern ſeinen Urſprung in verſchiedenen localen Überſchwemmungen habe, welche in Verbindung mit vulkaniſchen Eruptionen, und zum Theil erſt durch dieſe ſelbſt herbeigeführt, partielle Veränderungen der Erdoberfläche bewirkten. In Italien, das entſchieden die Zeichen von einer Bildung durch Meerüberſchwemmung trägt, konnten die Erhebungen von Corſica und Elba das Meer über die Ufer des feſten Landes plötzlich in die Höhe treiben. So gingen alſo die Geſchlechter der Elefanten, Nashorne und anderer Thiere nach und nach unter, zuerſt vielleicht in Europa, zuletzt in Sibirien, wo ſie noch einen Zufluchtsort fanden, nachdem ihre Wohnplätze in Europa zerſtört waren, und wo jetzt die Überreſte derſelben ſo gemein ſind, daß die Einwohner glauben, ſie kämen von einem Thier, welches unter der Erde wie der Maulwurf lebe und das Tageslicht nicht ertrage. Die letzten ausſterbenden Thiere waren der Rieſenhirſch in Europa, deſſen Überreſte man in den Torfmooren von Lancaſhire geſehen hat, und der Maſtodon in Amerika, bei deſſen Knochen man auch noch einen Magenſack mit zerriebenen Futterkräutern gefunden haben will. Dieſe Thiere waren vielleicht noch Zeitgenoſſen des Menſchengeſchlechts.

Hr. Link vertheidigt, indem er als Gegner von allgemeinen Revolutionen der Erdoberfläche auftritt, eine Meinung, die schon Lyell, ohne daß ihn der Verf. erwähnt, und nach diesem v. Hoff, von dessen Werke der Verf. nur die zwei ersten Bände kennt, aufstellten und mit treffenden Gründen unterstützten; und wir sind überzeugt, daß diese Theorie von einzelnen partiellen, bald vulkanischen, bald neptunischen Veränderungen der Erdoberfläche unter den besonnenen Geologen immer mehr zum Durchbruch kommen wird. Schwieriger wird es sein, alle naturgeschichtlichen Erscheinungen zu erklären, ohne eine Veränderung der Temperatur der Erde, welche Hr. Link ebenfalls nicht zugestehen will, anzunehmen. Es ist zwar wahr, daß die Elefanten in Sibirien keine indischen gewesen sein mögen, sondern Elefanten im Pelz, welche ein sibirisches Klima ertragen konnten; aber ist es wahrscheinlich, daß, wie Hr. Link annimmt, die Elefanten, welche im südlichen Frankreich, in Deutschland u. s. w. lebten und von denen es sich sogar nicht nachweisen läßt, ob sie wirklich hier einheimisch sein konnten, auch noch unter den weit höhern Breitengraden Sibiriens, wohin sie nach Herrn L. vertrieben wurden, leben konnten, wenn nicht eine höhere Temperatur als die jetzige ihren Aufenthalt in jenen Gegenden möglich machte? Oder wie kamen die Löwen und Tiger nach Italien, wo man noch Überreste derselben findet? Wie konnten die Hyänen haufenweise in der Höhle von Kirkdale in England hausen, wo man noch die Zähne von 200—300 Hyänen gefunden hat? Ist es nicht zu gewagt, immer nur andere Arten desselben Thiergeschlechts anzunehmen, wenn der Breitengrad, unter welchem die Überreste gefunden werden, nicht den klimatischen Verhältnissen entspricht, unter welchen die jetzt lebenden Thiere sich finden? Wir müssen übrigens bemerken, daß der Verf. die Ausrottung ganzer Thierarten nicht blos der Gewalt von Naturrevolutionen, sondern auch dem mit- und nachwirkenden Vertilgungskrieg von Seiten der Menschen zuschreibt. In Beziehung auf die zahlreichen Höhlen, in welchen sich, wie besonders in den muggendorfer Höhlen und in der von Kirkdale, eine große Menge von Thierknochen finden, gibt der Verf. im Allgemeinen der Meinung, daß die Thiere in solchen Höhlen lebten, den Vorzug vor der Meinung, welche die Knochen hineinschwemmen läßt. Dabei muß man mit Buckland annehmen, daß ganze Geschlechtsfolgen von Raubthieren in den Höhlen lebten, denn viele zugleich würden nicht zusammengelebt haben, ohne sich einander zu tödten. Einzelne Ausnahmen, wo die Knochen eingeschwemmt wurden, gesteht der Verf. zu. Die oft besprochene Frage, ob sich Überreste von Menschen unter jenen Denkmälern der Urwelt finden, und ob sie gleichzeitig mit jenen untergegangenen Thieren lebten, verneint der Verf. Die Menschenknochen, die man an verschiedenen Orten gegraben und für urweltlich gehalten hat, will Hr. L. sämmtlich aus einer spätern Zeit datirt wissen. Selbst diejenigen Menschenknochen, welche sich, wie die bei Köstriz, mit Knochen von Hyänen, Panthern und andern Thieren vermischt finden, gelten dem Verf. daraus nicht als Beweis, daß die Menschen mit den nun verschwundenen Thieren zugleich gelebt hätten; sondern er nimmt an, daß zufällige Ereignisse, plötzliche Überschwemmungen, welche Spalten durchbrachen und Thäler ausspülten, neue Knochen zu den alten, in den Höhlen schon früher vorhandenen brachten und so die Denkmäler sehr verschiedener Jahrhunderte vermengten.

Nun stellt sich die Frage ganz anders als früher. Wir haben keinen großen Abschnitt mehr, welcher die Urwelt von der jetzigen Welt unterscheidet, wir haben Übergänge aus einer in die andere, und wir können wol fragen, ob nicht eines oder das andere untergegangene Thier bis zu den Zeiten gelebt habe, als der Mensch anfing, seine Herrschaft auszuüben, und zwar an den Orten, wo das Thier lebte.

Der Verf. stellt nun eine Vergleichung der Urwelt mit der jetzigen Welt an. Ein stufenweises Fortschreiten, ein Streben nach höherer Entwickelung erscheint als erster Zweck der Natur. Die Vorwelt liebte Übertreibungen aller Art an Größe, Masse, Wiederholung derselben Theile, Übertreibungen, welche mehr oder weniger als Zwecklosigkeit erscheinen.

In den ältern Schichten erscheinen nur unvollkommnere Thiere und Pflanzen; je mehr wir uns der jetzigen Zeit nähern, desto mehr entwickeln sich die Gestalten. Die am meisten entwickelten gehören der jetzigen Zeit an. — Mannichfaltigkeit ist zweitens ein Zweck der Natur. Immer zahlreicher werden die Arten der Thiere in der untergegangenen Schöpfung, je mehr wir uns der lebenden nähern. — Der dritte Zweck der Natur in ihrem Entwickeln war die Harmonie der Gestaltung. Die harten Übergänge ließ sie mehr und mehr weg in ihrer Erneuung; sie verwarf das Ungeheuere, die spielende Übertreibung der Formen. Das ferne Urbild ewiger Schönheit schwebte ihr vor.

(Der Beschluß folgt.)

Die Royal society in London.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Dr. Granville prüft nun ferner die Einnahmen, Ausgaben und Rechnungsablegungen der Societät, deren Finanzen nach seinem Urtheil so übel verwaltet werden, wie ihre philosophischen Verhandlungen. So unvollkommen, sagt er, ist die Societät durch ihre Schatzmeister, die unter der Leitung schlecht eingerichteter Statuten verfahren, bei der Jahressitzung von ihren Einnahmen und Ausgaben unterrichtet, daß kaum ein Mitglied eine oberflächliche, geschweige denn gründliche Ansicht von den finanziellen Beständen hat. Noch viel weniger erfahren die einzelnen Mitglieder etwas von der speciellen Verwendung der Summen oder den einzelnen Resourcen der Gesellschaft. Des Schatzmeisters und Rendanten Geldkasten und Hauptbuch sind hermetisch verschlossen und versiegelt, gleich Aladdin's Höhle, für jedes Mitglied, das nicht zum Allerheiligsten des Ausschusses gehört, und hier richtet man mit keinem: Öffne dich, etwas aus. Durch mühsame Vergleichungen — sagt der Verf. ferner — der verschiedenen sogenannten Rechnungsablegungen der Schatzmeister, wie sie in den Berichten der Generalversammlungen der Societät sich ausnehmen und der einzelnen Zahlen dieser Berichte, die aber hier fast nur als Summarien erscheinen, sei es ihm gelungen, eine vergleichende Columne der Einnahmen und Ausgaben der Societät innerhalb der letzten 30 Jahre von 1800 an herzustellen, ein Zeitraum, welcher für erstere (die Einnahmen) die Summe von 81,937 Pf. St. 15 Sh., für letztere (die Ausgaben) die Summe von 64,789 Pf. St. 7 Sh. ergibt. Das Guthaben der Societät

nach Abſchluß dieſes Zeitraumes ihres finanziellen Beſtehens betrug mithin 17,138 Pf. St. 7 Sh., einen Überſchuß, den man beträchtlich nennen könnte, wenn nicht die verausgabten 65,000 Pf. St. eine noch weit beträchtlichere Summe gewährten. Und zu welchen Zwecken, fragt ſich, hat die Societät dieſe großen Summen verausgabt? Welche Controle hat ſie über eine ſolche Ausgabe innerhalb dieſer Zeit geführt? Auf die letztere Frage iſt die Antwort leicht: Keine. Die erſte Frage iſt etwas verwickelter. Wenn nämlich die Herausgabe mehrer mit Dampf gedruckter Seiten und vieler koſtbarer Platten, die aber ganz unnöthig ſind, ein Zweck zu nennen ſind, ſo haben wir in dem Angeführten ſchon eine Antwort. Wenn die weitläufigen Abdrücke der weitläufigen Reden des Präſidenten und die Copien derſelben für die einzelnen Mitglieder, die dieſe nicht brauchen, die aber Geld koſten, ein Zweck zu nennen ſind, ſo haben wir ſchon die zweite. Die dritte liegt auf der Hand, wenn man das neue Vergelden alter Rahmen, das Überfirniſſen alter Portraits, das Aufpoliren alter Meubles, das Überziehen abgenutzter Sammetkiſſen und den Ankauf eines neuen dreieckigen Huts für den Präſidenten Endzwecke nennt. Endlich wird auch der vierte Beſcheid nicht fehlen, wenn man ſo gefällig iſt, die Beſoldungen von drei Secretairen (à 400 Pf. St. jährlich), von welchen Stellen mindeſtens eine ſchon ſeit 15 Jahren eine vollkommene Sinecure iſt, und nächſt dieſen die Gehalte eines Hülfsſecretairs, eines Commis, eines Portiers und eines Hausmanns, das freilich alles unentbehrliche Subjecte ſind, zu berückſichtigen. Nichtsdeſtoweniger muß man ſich zu ſagen erlauben, daß die Verwaltung der Finanzen bei den ähnlichen Inſtituten in Frankreich und das hieraus für die Wiſſenſchaft dort Reſultirende jene großen Ausgaben der Royal society durchaus lächerlich macht. In Bezug auf dieſe ſteht zu erwarten, daß die Paragraphen 20, 28, 30 und 34 der Anklageakte von Sir James South gegen den Präſidenten und die Beamten der Royal society ihre ſegensreiche Wirkung nicht verfehlen werden. Aus dem erſten der bezeichneten Paragraphen erfahren wir nämlich, daß die Societät mehr als 100 Pf. für „Erfriſchungen, Roſenwaſſer und Haut-Sauterne" verwendet; Nr. 2, 3 und 4 aber beſagen, daß allerlei unnütze Experimente für Glasfabrikation zu optiſchem Gebrauch mehre Tauſende gekoſtet, und endlich daß ein Sümmchen von 2600 Pf. aus den Kaſſen der Societät für unbekannte Zwecke verwendet wurden.

Dr. Granville bemerkt ferner, daß ſeit der Wahl des Herzogs von Suſſex zum Präſidenten der Societät, alſo ſeit fünf Jahren 158 neue Mitglieder gewählt worden ſind, die jedoch zuſammen nur 19 Schriften innerhalb dieſer Zeit geliefert haben, welche von 10 Gelehrten, nämlich: vom Obriſt Sykes (eine), von Dr. Marſhall Hall (drei), von F. Kiernan Esq. (eine), von Alex. Barry Esq. (eine), von T. S. Davies (eine), von J. E. Gray (zwei), von W. Snow Harris Esq. (vier), von J. J. Liſter Esq. (eine), von R. Owen Esq. (drei) und von H. R. Palmer Esq. (zwei) herrühren. Die übrigen 148 neugewählten Mitglieder waren alſo innerhalb dieſer Zeit völlig als Supernummerarien anzuſehen. Dr. Granville verſichert, daß die Beſchaffenheit der Wahlen ſich ſeitdem zwar etwas verbeſſert habe, aber doch noch lange nicht in der wünſchenswerthen Weiſe geſchehe. Die Verſammlungen ſelbſt übrigens ſeien nicht eben intereſſanter geworden, mit Ausnahme etwa der Leſungen und mündlichen Berichterſtattungen über die Beſchaffenheit und reſpective Wichtigkeit der der Societät präſentirten Denkſchriften, in Rückſicht deſſen Dr. Granville im Jahre 1830 Vorſchläge gemacht hatte. Dieſe mündlichen Discuſſionen nach den Leſungen ſcheinen bei ihm in Gunſt zu ſtehen; es iſt aber nicht wohl wahrſcheinlich, daß ſich die Wiſſenſchaft große Förderung davon verſprechen dürfe. Sie können vielmehr das wahre Gift der Societät werden, weil durch ſie eine leere Wortmacherei und Salbaderei, ein Sichſehenlaſſenwollen und bloßes Bedenken des Augenblicks, nicht der wiſſenſchaftlichen Conſequenzen überhandnehmen kann. Der engliſche Kritiker ſpricht ſich hierüber ſehr ſtark aus: „The fatal gift of the gab, the noise of shallows, the blustering of fruitless winds, the echo imperfect of original sense, the „clamor stridorque" of emptiness, the wordiness of no or the tritest meaning, the fanfarronade of oratory, the no-mind mouthing, the *ci-devantism and pseudoism of philosophy* (ja, da eben liegt in England der Hund begraben), the little conjectural attempts and *the wonderfully polite innuendos of nothings* (vortrefflich!) — what an opening for them all in such a field as the Royal society". In der That iſt das die wahre ſchwache Seite aller gelehrten Geſellſchaften; dieſe Discuſſionen ſind eben die Poltroneries, Gaſcognaden und Renommiſterien der Verſammlungen, über die ſich Niemand mehr wird zu ärgern haben als der ruhig forſchende, ſchweigende und verdienſtvolle Gelehrte, der daneben ſitzt und dem Gewäſch der Glücksritter der Wiſſenſchaft, die dadurch zu Ehren kommen wollen, zuhört. Die Wiſſenſchaft ſelbſt anlangend, ſo kann es nur leicht ſein, zu beweiſen, daß dieſe durch jene Discuſſionen weit eher retardirt als gefördert wird. Denn diejenige Anregung von Außen, die auch der tiefſinnige Gelehrte für ſeine Forſchung nöthig hat, dieſer allgemeine Geiſt, der von dem Einen zum Andern befruchtend hinüberweht, dieſer ſchwimmt nicht auf der trüben Woge unruhiger mündlicher Verhandlung einer ganzen wunderlich gemiſchten Corporation, ſondern: wo zwei und drei verſammelt ſind in meinem Namen, ſagt Chriſtus, da bin ich mitten unter ihnen. Carteſius pflegte ſich nach der Börſe zu begeben, wenn er denken wollte, weil er dort gewiß war, lauter meilenweit entlegene und ganz heterogene Intereſſen zu finden. Einen Haufen von Philoſophen ſich zu denken, wäre die abſurdeſte aller Vorſtellungen, wenn man nämlich unter Philoſophen nicht Diejenigen verſteht, die neben ihrer Wiſſenſchaft ſich noch mit ganz heterogenen Dingen befaſſen und darüber ſchreiben.

In Rückſicht auf die in den Verhandlungen ſtattfindenden Aufnahmen oder Verwerfungen der eingereichten Papiere bemerkt Dr. Granville, daß hier die Entſcheidungen häufig ganz unbefriedigend ausfallen, weil die Materien ſehr oft ungenügenden und incompetenten Individuen überwieſen werden. Auch rügt er mit Recht als unſtatthaft die Einrichtung, daß die Verf. der ungedruckten Schriften dieſe nicht zurückerhalten können (ein wahrer Unſinn!), und ſogar wenn ihnen Zeichnungen ꝛc. beigegeben ſind, ſie ſolche nur auf eigne Koſten aus den der Vergeſſenheit geweihten Archiven der Societät copiren dürfen. In Betreff der Zuertheilung der Honorare hat, nach Dr. Granville, eine bedeutend verbeſſerte Einrichtung Platz gefunden; die Verwaltung der Finanzen, incluſive der Rechnungsablegung, ſoll aber ſelbſt in neueſten Zeiten noch im Argen liegen. In Folge der obigen Bilanz von Einnahme und Ausgabe der Societät ſeit 1800 ergibt ſich für die erſten 29 Jahre ein jährlicher Durchſchnittsbetrag von 2224 Pf., der in neuſter Zeit ſogar bis auf 3734 Pf. geſtiegen iſt, ein Überſchuß alſo von 1510 Pf. Und was iſt nun, ſo fragt der Verf., mit der Verausgabung ſo beträchtlicher Summen von Seiten der Societät in dem 19. Jahrhundert für die Wiſſenſchaft geleiſtet und gefördert worden? Sie hat herausgegeben 35 Quartbände von Verhandlungen. Nehmt dieſe hinweg, was bleibt an Erheblichem übrig, womit die Societät ſich in England und in der gebildeten Welt ein bleibendes Verdienſt erworben? Wo ſind die glänzenden Entdeckungen, wo iſt die Reihenfolge wichtiger Experimente, die angeſtellt worden, wo ſind die neuen Principien, die man etwa daraus gezogen? Mit einem Wort, wo iſt die Totalſumme des erworbenen geiſtigen Gewinns, der ſich mit der Geldſumme von 85,000 Pf. St. aufwöge? Die Antwort auf dies Alles iſt, daß die Societät ihre wiſſenſchaftlichen Reſultate ungeheuer theuer bezahlt hat und notoriſch geprellt worden iſt. Denn hoffentlich wird Niemand ſichs einfallen laſſen, zu dem Ende die Sammlung ſchöner Inſtrumente zu erwähnen, die ſich im Beſitz der Societät befindet. Hierin läge unſtreitig keine Rechtfertigung, ſondern ein Vor-

wurf. Diese schöne Sammlung ist ja weiter nichts als ein unbenutztes Arsenal, das gleichsam zum Hohn auf die Trägheit der Societät existirt, deren Bestes, was sie mit diesen Instrumenten angestellt hat, noch der davon seit 1830 angefertigte Katalog ist, aus welchem doch nun die Mitglieder und das Publicum ersehen können, was mit diesen Mitteln Vorzüglicheres hätte geleistet werden können. Es bleiben mithin nur die angeführten 35 Quartanten übrig, als die reale Frucht einer incorporirten Societät von 600 Gentlemen, deren Obliegenheit es ist, die Wissenschaft weiter zu führen. Repartirt man diese 35 Quartantennotabilitäten auf die Ausgaben der 85,464 Pf. 4 Sh., so ergibt sich, daß jeder dieser Bände 2440 Pf. gekostet hat. Es gibt in der Literatur der ganzen Welt von Moses an nicht sechs Bücher, die ebenso viel gekostet haben; wie sehr müssen sich also diese Quartanten schämen!

Schließlich kommen wir auf ein Capitel, wo wir die Meinung des Dr. Granville nicht theilen können. Derselbe gedenkt nämlich bei Gelegenheit der Altersschwäche der Old Royal, der neuaufblühenden britischen Association und sagt von dieser, daß sie in Kurzem die Stelle jener, sie ganz verdrängend, würde behaupten können, wenn sie zu Ergänzung ihrer nomadenhaften Jahresversammlungen hier und dort, zu Dublin, Oxford, Edinburg, Cambridge u. s. w., es vorzöge, beständig in London zahlreichere Versammlungen, etwa je zwei in den Monaten von Januar bis Mai, zu halten, und bei diesen genau die Methode befolgte, durch welche sich ihre bisherigen Sitzungen ausgezeichnet. Schwerlich würde alsdann das Schicksal der Royal society im Unklaren sein. Denn wer sollte denn die trägen, monotonen und unprofitablen Abendsitzungen der Old Royal noch beachten, wo man weder die wissenschaftlichen Objecte, noch die wissenschaftlichen Subjecte mehr zu unterscheiden versteht, wo man fast unaufhörlich nur die Redensart vernimmt: Is it your pleasure to do so and so, wo die Mummerei eines unaufhörlichen Balotirens die Aufmerksamkeit der Versammlung in Anspruch nimmt und wo man sich auch gar keine Mühe gibt, die Zuhörer anderweitig zu fesseln, wenn man dafür die interessanten Sectionalversammlungen der British association genießen könne, welche mit Eifer und rascher Lebendigkeit jede Wissenschaft in ihrer Besonderheit erschöpfe und aus den Details neue Ansichten und frappante Lichter entwickele u. s. w.

Völlig uneinverstanden mit dieser Ansicht, müssen wir grade das Entgegengesetzte behaupten: daß nämlich die so trefflich eingeleitete britische Association grade ihren eignen Werth und ihre eigne Existenz untergraben würde, wenn sie sich zu einer solchen regulairen Societät nach älterm Styl, wie der Verf. will, umwandeln wollte. Denn zahlreichere Versammlungen würden dem wissenschaftlichen Geist und dem Streben selbst Eintrag thun. Man muß, wie gesagt, von diesem absichtlichen Cooperiren einer Corporation von Gelehrten nicht zu viel erwarten. Es enthält allerdings für den Einzelnen eine Förderung, eine Unterstützung seines Strebens, sowie einen Impuls für das Allgemeine; allein diese Anregungen sind doch sämmtlich nur äußerliche, den Geist selbst zu wecken vermag keine Association, am allerwenigsten eine gelehrte Gesellschaft, die in vier Wochen zwei Zusammenkünfte hält. Wo ein ganzes Jahr dazwischenliegt, da kann der Einzelne weit eher im Stillen sein Werk fördern, und alle Einzelnen gewinnen dann volle Zeit, ein bedeutenderes Gedankenmaterial zusammenzubringen, für welches die spätere, persönliche Versammlung selbst ein compte rendu im ausführlichen und wahren Sinn sein und gewesen sein kann; eine Rechnungsablegung des innern Fortschritts, welche alsdann auch interessant und umfassend genug sein wird, um dem Publicum auf nachdrückliche Weise zu gute zu kommen. Liegt nun der britischen Association ein solcher Sinn zu Grunde, so kann man auch nur den Wunsch hegen, daß sie ihren Statuten und einmal abgesteckten Grenzen treu und in ihrem Streben sich consequent bleibe, nicht daß sie sich umgestalte und ihre Kräfte versplittere. Den ältern Instituten aber, welche im Laufe der Zeit zurückgekommen sind, muß man nur das Eine wünschen, daß sie die Augen aufschlagen, sich umblicken und dann in sich gehen, an der kräftigern Jugend sich ein Beispiel nehmen und endlich zu der Überzeugung kommen, daß ihnen nichts als der Geist wahrer Wissenschaftlichkeit mangelt, um in ihrer Art ebenfalls vollständig und befriedigend zu sein. 80.

Aus Italien.

Über den Maler Andrea Appiani, dem die neueste mailändische Kunstschule ihren Aufschwung verdankt, gab Prof. Fumagalli am 10. Sept. 1835 in einer feierlichen Sitzung der Kunstakademie zu Mailand einige Nachrichten, die, was man bisher wußte, berichtigen und vervollständigen. Er war am 23. März 1754 nicht in Bosisio, einem Dorfe des Brianzer Paradieses, sondern in Mailand geboren. Der verbreitete Irrthum in Hinsicht des erstern Ortes stammte von Appiani selbst her, der den Stammort seines Geschlechtes dem durch Taufzeugnisse erwiesenen Geburtsorte vorzog. Von seinem Vater, einem Arzt, für die Wissenschaften erzogen, fand er nur in der Kunst sein Element, obgleich sie schlecht genug damals in Mailand gelehrt ward. Bald machte er sich von allen Lehrern frei und studirte nach eignem Plane. Von seinen frühern zahlreichen Werken, z. B. dem Roman von Amor und Psyche im königl. Palaste zu Monza, der heiligen Margarethe für Marchese Litta, der Venus im Hause Masserati, der Skizze zu dem Bilde von Jakob und Rahel in der Kirche zu Alzano, war das bedeutendere die Kuppelmalerei in San Celso zu Mailand 1795. In den folgenden Kriegsjahren wandte er sich zur Bildnißmalerei, die er mit großer Leichtigkeit ausführte. Mit der französischen ruhigern Herrschaft in der Lombardei häuften sich die Ehren und die Aufträge für Appiani. In die J. 1803—1811 fallen seine Arbeiten in den Sälen des königl. Palastes zu Mailand, die auch jetzt noch seinem Talente die vollste Anerkennung sichern. Mit großartigem Stolz hat die östreichische Herrscherfamilie in Mailand diese Kunstwerke unberührt stehen lassen. Nur ein großes rundes Deckenstück blieb leer stehen. Das Letzte, was er leistete, war eine Darstellung des Parnassus in der königl. Villa zu Mailand. Von häuslichen Leiden gebeugt, hat er sie vollendet. Bald folgte ihr (am 28. April 1813) ein Schlagfluß, der die geistigen Kräfte dieses bedeutenden Mannes der Art lähmte, daß er seitdem nichts weiter geleistet hat. Vier Jahre lang kämpfte dieser edle Geist mit dem fesselnden Körper. Nur Thränen blieben ihm, um sich zu äußern. Er verschied am 8. November 1817. Die beredte Darstellung, der diese Angaben entlehnt sind, findet sich im Novemberhefte der „Bibl. Ital." von 1835.

Die in der Lombardei heimischer werdende Schule der Romantiker kehrt alle Begriffe um. Sonst rechnete man die Improvisatoren zu den Auszeichnungen unsers glücklichen Landes, wie seine Marmorpaläste, seine Orangen, seine Carnevale und Sängerinnen, und jetzt legt man so wenig Werth darauf, daß man laut ausspricht, ein Dichter sei mehr zu beachten, als hundert solche Versemacher, denn sie thäten durch ihre Versuche nur dar, daß es fast unmöglich sei, aus dem Stegreife Das gut zu machen, was mit voller Sammlung so schwer falle. Doppelt hart wird dieser Ausspruch der lombardischen Ästhetiker, weil sie ihn bei Gelegenheit der Werke einer Dichterin: „Poesie estemporanee di *Amarilli Etrusca*" (Lucca 1835. Zwei Bände. 8.), vorbringen, und es ist zu hoffen, daß die Schäfer des parrhasischen Busches, als treue Anhänger der classischen Schule, gegen solche Ketzereien noch lange improvisiren werden. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 209. — 27. Juli 1836.

Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde von H. F. Link. Zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe. Erſter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 208.)

Der dritte Abſchnitt des Buches ſucht die Verbreitung organiſcher Körper aus den naturgeſchichtlichen Denkmalen der Vorwelt und Jetztwelt zu entziffern.

Die Flora einer Gegend enthält in den Zuſammenſtellungen der Pflanzen die Geſchichte der Gegend in Rückſicht auf das Pflanzenreich, und es iſt nur unſere Schuld, wenn wir dieſe Geſchichte nicht leſen können.

Die Verbreitung der Pflanzen durch das Zerſtreuen der Samen, das Austreiben der Wurzeln, durch den Wind, die Ströme, durch Vögel und Menſchen wird im Allgemeinen nachgewieſen und auf die Verbreitung der einzelnen Pflanzenarten angewendet. Doch will der Verf. keineswegs behaupten, daß jede Art oder jede Gattung nur an einem Orte urſprünglich ſei und von dort aus ſich verbreitet habe. Immer erſcheint aber die jetzige Welt als eine Fortſetzung der vorigen, aus den Trümmern vielleicht der vorigen entſtanden. Das Thierreich ſetzt die Reihenfolge in dem Verhalten der Natur fort, welche das Pflanzenreich angefangen hat. Es wird nachgewieſen, wie in dem tropiſchen Klima höhere Ausbildung und Entwickelung iſt als in dem gemäßigten, daß aber die weniger entwickelten Thiere weiter verbreitet ſind als die mehr entwickelten. Die Verbreitung der Thierarten von ihrem urſprünglichen Standort, die Veränderungen, welche den fortſchreitenden Geſchlechter erlitten, bieten Aufgaben dar, welche nie vollſtändig zu löſen ſind. Neuholland, „das Land der Urwelt", das die ſonderbarſten Übergänge im Schnabelthier und der Echidna und die außerordentlichſten Übertreibungen in den verlängerten Hinterfüßen des Känguru und verwandter Thiere zeigt, gibt manche Aufſchlüſſe, aber auch neue Schwierigkeiten. Es wird noch auf die Merkwürdigkeit aufmerkſam gemacht, daß manche Formen manchen Ländern eigenthümlich ſind, ohne daß man eine Beziehung auf Zweck und Ausbildung zwiſchen ihnen und dem Lande wahrnimmt. So leben faſt alle Thiere mit Wickelſchwänzen nur in Amerika, und die Affen mit Wickelſchwänzen ſind allein dieſem Lande eigen, indem Afrika und Indien voll von andern Affengeſtalten ſind, auch die Wälder dieſer beiden Welttheile den Affen mit Wickelſchwänzen bequeme Wohnſitze darbieten würden. Der Verf. iſt der Meinung, daß Pflanzen, z. B. die Onygena equina, die allein auf einem ins Freie hingeworfenen Pferdehuf keimen, ebenſo wie Thiere, z. B. die Infuſionsthiere, auch ohne vorhergehende Zeugung und ohne ihres Gleichen entſtehen können.

Aus der Zerſtörung organiſcher Körper gehen die neuen Organismen hervor; wir ſehen nirgend das Organiſche neu entſtehen, wo nicht Überreſte organiſcher Körper vorhanden waren. Eine Krankheit, eine verfehlte Zeugung (von der wir auch andere Beiſpiele haben), möchte man ſagen, bringt die Eingeweidewürmer im Thiere und die Eingeweidepilze (den Brand, den Roſt) in den Pflanzen hervor. Die Luft ſcheint das Belebende für niedere Organismen; ohne Wärme iſt alles Organiſche todt, aber ſie verzehrt auch den Organismus in eigentlicher Bedeutung des Wortes, ſie löſt ihn auf. Nur in der Nähe des Lichts iſt Leben; fern von ihm herrſcht der Tod. Aber immer fehlt noch Eines, welches hinzukommen muß, um das Organiſche hervorzurufen aus dem Ungebildeten und Rohen: die bildende Idee. Es iſt ein ſchmaler, ſchwindelerregender Pfad, der aus der Vorwelt in die jetzige Welt führt. Dürfen wir uns an den zarten Faden halten, der von einem Ufer zum andern zart geſponnen iſt, ſo würden wir ſagen: die Vorwelt ſei die Mutter der jetzigen Welt, der Himmel ihr Vater.

Der vierte Abſchnitt gibt höchſt intereſſante und eigenthümliche Unterſuchungen über „Die Verbreitung des Menſchen". Hr. Link ſtreicht den Menſchen aus der Liſte der Urweltthiere; findet man doch ſelbſt den nächſten Thierverwandten des Menſchen, den Affen, nirgend foſſil, nirgend unter den Knochen von Elefanten und Nashornen, mit welchen er jetzt vereint in den tropiſchen Wäldern lebt. Der Menſch gehört nicht der Vorwelt an, ſondern iſt ein Product der jetzigen Welt. Doch kann der Menſch nicht ſein eigner Geburtszeuge ſein; deshalb haben wir keine andern Nachrichten über die Entſtehung des Menſchen als die, welche uns religiöſe und poetiſche Kosmogonien zu geben ſuchen. Eine Frage aber, an deren Beantwortung noch eifrig gearbeitet wird, iſt die: „ob die verſchiedenen Geſtalten, welche man unter den Menſchen trifft, verſchiedenen Arten angehören, oder nur Abarten oder Abänderungen, die durch äußere Umſtände hervorgebracht ſind". Die verſchiedenartigſten und mitunter höchſt wunderlichen Hypotheſen haben auf dieſe Frage geantwortet. Die engliſche Dogge und der Dachshund, der geneigte Leſer und der Neger ſind Racenextreme, die den Naturforſchern, welche ſie von denſelben Stammältern

abzuleiten suchten, viel Pein gemacht haben. Hr. L. erklärt sich ein- für allemal gegen eine ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenarten, besonders aus dem Grunde, weil man, einmal zugegeben, daß die gegenwärtig verschiedenen Arten gleich ursprünglich von verschiedenen Menschenarten herrührten, nicht drei oder fünf, sondern eine große Menge Arten unterscheiden müßte. Hr. Link vertheidigt also die Abstammung aller Menschenarten von einer Menschenart; ob auch von einem Menschenpaar, läßt er unentschieden. Nach den oben angeführten Nachweisungen, daß sich überall in der Geschichte der Natur ein Fortschreiten vom Rohen und Niedern zum Schönern und Höhern zeige, nimmt er an, daß auch die Menschen von derjenigen Menschenart herzuleiten wären, die wir noch jetzt auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen sehen. Dies sind die Neger. Man hat nachgewiesen, daß die Körperbildung der Neger, das rohe Gesicht, die schmalen Hüften, der thierischen Bildung am nächsten steht. Auch in Rücksicht der Geistesfähigkeiten hat Sömmering den Neger unter allen Menschenarten auf die niedrigste Stufe gestellt, und man hat diesen Satz sowol physiologisch aus den groben Negernerven, als empirisch aus der Stumpfheit und Dummheit des Negers nachweisen wollen, obgleich der Neger Eliza Capitein in Guinea gelehrte Schriften in lateinischer und holländischer Sprache schrieb. Aus der fürchterlichen Rohheit und Wildheit, aus der thierischen Grausamkeit, aus dem rohen Fetisdienst, der ungebildeten Sprache der Neger wird nachzuweisen gesucht, daß sie denjenigen Menschenstamm bilden, welcher auf der niedrigsten Stufe der Menschheit, noch zunächst der Thierheit stehe.

Da nun die organischen Bildungen überhaupt von den unvollkommensten anfingen, so könnte man sagen, daß die Menschenbildung auch von der unvollkommensten angefangen habe, und das ist ohne Zweifel diejenige, welche der thierischen am nächsten stand, die Negerbildung. Aber auch von einer andern Seite gelangt man zu derselben Folgerung. In jeder Thierart ist die schwarze Abänderung die ursprüngliche, die weiße hingegen die spätere, ausgeartete. Weiße Pferde, weiße Ochsen, weiße Kaninchen, weiße Mäuse sind ohne Zweifel Ausartungen von der ersten ursprünglichen Bildung, und es gibt vielleicht kein Säugethier, dessen ursprünglicher Stamm eine weiße Farbe hat. Das wilde Schwein ist schwarz, das zahme braun oder gelblich. Diesen beiden bedeutenden Gründen mögen wir noch einen dritten hinzufügen. Nur innerhalb der Wendekreise konnte der Mensch ohne künstliche Mittel gegen die Witterung sich schützen, also der erste ursprüngliche, der nicht mit seinem Hause wie die Schnecke an das Licht trat, mußte zwischen den Wendezirkeln sein Eden finden, in Afrika oder auf den indischen Inseln, und das Stammvolk an beiden Orten sind Neger. Wir mögen demnach mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Negerstamm, das Urvolk zwischen den Wendezirkeln, der ursprüngliche Menschenstamm ist, und daß wir Europäer ausgeartete, abgeblaßte, schwächere, aber eben darum schönere und klügere Menschen sind.

Von dieser Negerwurzel der verschiedenen Menschenstämme, meint der Verf., sei die natürliche Verzweigung durch die Mongolen einerseits zu den Amerikanern, andererseits zu den Malaien gegangen. Die Entdeckung blauäugiger Völker im Innern von Asien scheint dem Verf. die Abstammung der europäischen oder kaukasischen Race von den Völkern des innern Asiens anzudeuten, und er stellt darüber sehr gelehrte Untersuchungen, auch in Rücksicht der Sprachverwandtschaften, an. Es ist sehr achtungswerth, daß Herr Link, selbst unter dem Schutze großen Scharfsinns und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, die ihm zur Vertheidigung seiner Meinung dienen, diese dennoch ohne alle Prätension nur als eine Hypothese aufstellt. Es ist ja bekannt, wie aus einer und derselben Erscheinung die verschiedensten und oft grade einander entgegengesetzten Meinungen über die Verbreitung des Menschen gefolgert werden können. So scheint es Herrn von Hoff, welcher sich zu der Theorie von einer allmäligen Abkühlung der Erde von den Polen nach dem Äquator zu hinneigt, wahrscheinlich, daß die Bewohner der Polarländer verkümmerte Überbleibsel des Menschengeschlechts sind, das sich von den immer kälter werdenden Polen allmälig nach den tropischen Gegenden hinzog, die früher wegen ihrer sengenden Hitze noch unbewohnbar waren.

Der letzte Abschnitt des Buches: „Die ersten Bedürfnisse des Menschen", enthält eigentlich eine Culturgeschichte der vorgeschichtlichen Zeit. Die Erfindung der Viehzucht, des Ackerbaus und der Metallbereitung setzt der Verf. in diese vorgeschichtliche Zeit; er leugnet sogar, daß die Geschichte irgend eines Volkes erwähne, welches das Feuer noch nicht gekannt habe. Goguet's Erzählung, daß die Bewohner der Marianen 1521 das Feuer für ein Thier angesehen hätten, welches beiße und am Holz fresse, wird als ein Märchen dargestellt. Sehr gelehrt sind die Untersuchungen über die Entstehung und Verbreitung dieser Kenntnisse, aber sie geben zwar sehr interessante, jedoch ebenso wenig genaue und bestimmte Resultate als die Untersuchung über die Entstehung der verschiedenen Gestalten von Pflanzen und Thieren und ihre Verbreitung, oder als die über die Entstehung der Menschenarten und ihre Verbreitung.

Auf zwei Länder werden wir gewiesen, wenn wir nach dem Lande fragen, woher diese Künste und Kenntnisse uns kamen, auf Ägypten und Indien. Soll ein Volk aus dem rohen Zustande herausgehen, so muß es Ruhe haben, gute Nahrung von Dem, was die Erde von selbst darbietet, Schutz vor der Witterung und vor wilden Thieren. Das Letzte gewährte nur das Feuer. Es holte den wilden, affenartigen Baumbewohner auf die Erde herab. Vor der Witterung brauchte der Mensch sich nicht zwischen den Wendekreisen zu schützen, und Nahrung fand er nur unter dem indischen Brotbaume, dem Pisang und dem afrikanischen Dattelbaume. Dadurch geschah die Vorbereitung, um die Künste des bessern Lebens nicht allein zu erfinden, sondern auch aufzunehmen und zu befördern. Reiß wurde zuerst in Indien gebaut, nachahmend folgte der Bau von Weizen und Gerste in einem unbekannten Lande, vielleicht in Ägypten, Mauritanien und Numidien, dem Lande des Atlas und der Atlantiden, dem Fabellande des Alterthums. Thiere wurden gezähmt, vielleicht zuerst der indische, gehörnige, kleinere und schwächere Buckelochse. Dann nachahmend, der Büffel; das afrikanische Rindvieh, welches auch das unsrige ist; Pferde, unbekannt, wo zuerst; Hunde von allen Sorten zusammengenommen; das Schaf und die Ziege der nordindischen Länder u. s. f., bis zu den weniger nützlichen Thieren. Es ist kein Zweifel, daß zuerst Alles von Indien ausging, und man könnte gradezu annehmen, daß die Indier sich über Ägypten und die angrenzenden Länder verbreitet und so Künste und Kenntnisse mitge-

bracht hätten. Aber die Sprache verbietet es. Die Sanskritsprache erstreckte sich weit genug, aber nicht über Ägypten und über die Länder, wo die semitischen Sprachen herrschen u. s. w.

Man wird aus diesen kurzen Andeutungen hinreichend auf den reichen Inhalt dieses Werkes schließen können, in welchem der Verf., wie er selbst sagt, Bruchstücke zu liefern versuchte zu einer Geschichte der Natur und der Menschheit in der vorgeschichtlichen Zeit, aus der wir kein Andenken mehr haben als die Erzeugnisse der Natur selbst. Der zweite Theil, welcher nicht in einer neuen Auflage erscheint, sondern zu welchem in diesem ersten Theile nur einige Zusätze und Bemerkungen gegeben werden, liefert Bruchstücke zur Geschichte der Natur in der geschichtlichen Zeit. Wir müssen an der Schrift des Verf. noch besonders rühmen, daß sie bei der tiefen Gelehrsamkeit und den schärfsten Untersuchungen doch nie die Leichtigkeit und Anmuth des Vortrags verliert, daß sie eine reiche Goldgrube für die Habsucht der Gelehrten und zugleich ein anziehendes Theater für das wißbegierige Auge des Laien ist.

Doch ein Leben müssen wir noch retten. Hr. Link läßt den kenntnißreichen K. E. A. von Hoff sterben; aber v. Hoff hat in demselben Jahre, in welchem Hrn. Link's Buch erschien, auch seinen dritten Theil der „Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche" herausgegeben und lebt noch in diesem Augenblicke. Leider hat Hr. Link diesen dritten Theil noch nicht gekannt und nimmt nur auf den ersten und zweiten Rücksicht. 26.

Neueste französische Literatur.

Jehanne Thiélemant ou le massacre de Vassy von einem Herrn V. Boreau, der, wie er sagt, früher die „Conjuration d'Amboise" geschrieben; diese Ehre wird ihm Niemand streitig machen. In dem angekündigten Werke schildert er die Lage der Hugenotten im Jahre 1562. Der Verf. will den Antheil nachweisen, den das Volk an den damaligen politischen und religiösen Bewegungen gehabt; er gehört zu den Demokraten der „Gazette de France"; das sind solche, welche auf die Republik, auf le vote universel bringen, weil sie wohl wissen, daß das der kürzeste Weg zum Despotismus ist.

Les Reistres, von demselben Verfasser und ebenfalls die Hugenotten und religiösen Streitigkeiten und Schlägereien bis 1587.

Oeuvres complètes de *Châteaubriand.*

Die Buchhändler Gosselin und Furne geben die „Oeuvres complètes" von Châteaubriand heraus; schon vor mehren Jahren erschienen solche vollständige Ausgaben, die Verleger glaubten, der Verf. würde ausruhen und die Feder niederlegen. Aber der berühmte Dichtergreis ist unermüdet; die Haare ergrauen ihm und fallen ab, und die Züge erbleichen und sinken zusammen, aber unter dem nackten Scheitel lodert der Geist fort. Seine spätern Schriften sind sogar die besten, sie haben die lebendige Farbe der Jugend und das Maß und die Besonnenheit der reifern Jahre. Die Hrn. Gosselin und Furne haben sich ausbedungen, daß vor Ablauf von vier Jahren seine Memoiren noch nicht im Auszuge erscheinen dürfen. Diese Ausgabe erscheint in wöchentlichen Lieferungen und ist mit typographischer Eleganz ausgestattet. Zwei neue Werke geben ihr besondern Werth, eine Geschichte der englischen Literatur und die Übersetzung des „Verlornen Paradieses".

Correspondance inédite de *Voltaire*, von Foisset.

Eine Sammlung Briefe an Friedrich II., den Präsidenten de Brosses und einige andere ausgezeichnete Personen. Voltaire, so meint der Herausgeber, habe diese Correspondenz nicht dem Drucke bestimmt, oder nicht vermuthet, daß sie je veröffentlicht würde; er lasse sich mit großer Offenherzigkeit über viele Menschen und Dinge aus. Wir glauben, daß Voltaire auch seinen intimsten Freunden gegenüber nie das Publicum aus den Augen ließ, und daß er viel zu lebhaft von seiner literarischen Bedeutung überzeugt war, um nicht einzusehen, daß jedes Blatt Papier, über welches er seine geistreiche Feder hatte laufen lassen, früh oder spät bekannt werden möchte. Auf Voltaire's Freimüthigkeit halten wir überhaupt nicht viel. Die Originalbriefe befinden sich in den Händen mehrer in der Vorrede von dem Herausgeber bezeichneten Personen; eine große Anzahl derselben sind bei dem Buchhändler Levavasseur niedergelegt, wo Jedermann sich von deren Authenticität überzeugen kann.

Le panorama historique, von Scipio Marin.

Das „Panorama historique" ist eine neue Erfindung, eine neue Gattung in der französischen Literatur: der wissenschaftliche Roman. Hr. S. Marin schildert die Welt, oder vielmehr die Erde, wie sie war vor der Sündflut; seine Beschreibungen stützen sich auf die Schriften Cuvier's, Werner's, Blumenbach's ꝛc. Der Roman ist in Perioden abgetheilt. In der ersten, die er „Solitudes" überschreibt, war die Luft zu schwer, zu sehr mit Kohlenstoff gesättigt, um das thierische Leben aufkommen zu lassen; dagegen war sie der Entwickelung des Schlangenreichs sehr günstig. Das Schweigen des Wassers wurde durch nichts unterbrochen als durch die krampfhaften Bewegungen der Natur. Ein feuriger Kataklysmus reinigt die Luft; das Thierreich entsteht. Die zweite Periode, die Periode der hydres sauriennes beginnt, es erscheinen der Plesiosaurus, der Mesasaurus; allmälig treten die Perioden der Paläotherien und Mastodonten ein, endlich bringt die Natur den Menschen hervor. Die Geschichte fängt an. Der Verf. mustert die merkwürdigsten alten Völker, erklärt die Eigennamen. In dem Pharao Ä-Meneph benutzt er die archäologischen Entdeckungen Champollion's; in David und Bathseba wird das jüdische Volk geschildert; in Nobega der Dhobyanide der Araber in der Wüste; in Djaffar der Barmekide der civilisirte Araber; in Nero Ahenobarbus erscheint die römische Gesellschaft. Aus den Sagas hat Hr. Marin die charakteristischen Züge der nordischen Völker gesammelt, die er in „Harold aux longs cheveux" resumirt. Dieses originelle Buch ist bereits in einer englischen Übersetzung erschienen.

Etudes historiques et politiques par Mr. *d'Herbigny.*

Herr d'Herbigny schrieb unter der Restauration politische Broschüren. Die Broschüre findet aber keinen Absatz mehr und die Tagespresse hat sie getödtet. Der Verfasser hat daher seine Studien concentrirt und ein vollständiges auf Geschichte gegründetes Werk über politische Wissenschaften geschrieben.

Oeuvres complètes de feu M. *Saint-Aubin.*

Ein lebendiger Todter, ein Schriftsteller, dessen Name vielen Lesern d. Bl. noch nicht vorgekommen, den sie doch recht gut kennen, von dem sie nichts gelesen und der sie manchmal trefflich unterhalten. Der berühmteste unter den französischen Romanschreibern, Hr. von Balzac, hat jahrelang in tiefster Obscurität vegetirt; damals nannte er sich Horace de St.-Aubin. Die zahlreichen Romane, die er unter diesem Namen in die Welt geschickt, sucht er jetzt wieder hervor und läßt sie neu auflegen. Der erste, nur erschienene, führt den Titel: „Jane la pâle", in 14 Tagen kommt die zweite Lieferung zum Vorschein, sie enthält: „La dernière fée."

Sonstige neue Erscheinungen im Gebiete des Romans sind:

Sous le froc, von Moriz Alhoy.

Die Handlung geht in der Grande-Chartreuse vor.

L'athée, von Mad. Sophie Pannier.

Der Herausgeber sagt, die Madame Pannier gehöre zu den

literarischen Notabilitäten unserer Epoche; sie habe „Le prêtre", „L'écrivain public" und eine große Anzahl anderer Werke verfaßt. Uns war diese Notabilität bisher unbekannt; wir wissen auch von L'athée weiter nichts zu sagen, als daß er auf die frommen Christen berechnet zu sein scheint, indem Fournier, der Verleger, seine Ankündigungen während der Charwoche an alle Kirchthüren kleben ließ.

Didier ou le borgne et le boiteux, von Roland-Bauchery.

Die Heldin ist eine Schauspielerin und der Verleger Hr. Roux, der ein Werk anderer Art und von ganz anderer Bedeutung ankündigt: „Bagnes, prisons et criminels", von dem bekannten Philanthropen Appert, über das wir hoffen nächstens umständlicher zu berichten.

Le cri de l'ame, von Imberbis.

Republikanische Poesien, unter den Auspicien des Abbé de Lamennais erschienen. Der Ertrag ist für die verhafteten Republikaner und deren Familien bestimmt. 41.

Notiz.

Hasse und Rabener als Schicksalsgenossen.

König Friedrich II. war ein außerordentlicher Verehrer der Hasse'schen Compositionen. Ihm genügte im Fach der Oper durchaus nur, was in Hasse's und seines Nachfolgers Graun's Styl gesetzt war. Selbst Naumann's und Schwanberg's verwandte Compositionen ließen ihn unbefriedigt, und über Gluck und die gleichzeitigen Italiener wußte er sich kaum hart genug auszudrücken. Der bekannte Schriftsteller und Componist Reichardt erhielt, wie er selbst in den Bruchstücken seiner Autobiographie erzählt, noch sehr jung die Stelle eines königlichen Kapellmeisters, weil er dem Könige eine ganz in Hasse's Styl geschriebene Oper überreicht hatte, mit der er sonst, als einer allzu auffallenden Nachahmung, gar nicht hervorzutreten wagte.

Als der Buchdrucker Breitkopf zu Leipzig kurz vor dem siebenjährigen Kriege den Notendruck mit beweglichen Typen erfunden hatte, wollte Hasse diese Erfindung zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke benutzen. Der König von Polen, Kurfürst von Sachsen, in dessen Dienst er stand, hatte ihm die Kosten des Druckes und des Papieres zugesagt. Seine Manuscripte waren geordnet, als die Preußen im Jahre 1760 Dresden bombardirten und Hasse's Papiere und Effecten durch die Wurfgeschütze desselben Königs verbrannt wurden, der seine Werke so sehr achtete. Hasse selbst hatte von der Kunstliebe des Königs eine so hohe Vorstellung, daß er sich überzeugt hielt, der König würde ihm Zeit zur Rettung seiner Compositionen gelassen haben, wenn er die Umstände gekannt hätte.

Durch dasselbe Bombardement wurden auch mehre ungedruckte Werke des Satirikers Rabener zerstört. Archenholz erwähnt diesen Umstand in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges", aber der Hasse'schen Opern gedenkt er nicht. Die Alles ebnende Zeit hat ihre Gewalt auch an diesen beiden Männern geübt; Beider Verlust kann in unsern Tagen nur noch eine schwache Theilnahme erwecken. 83.

Bibliographie.

Alschefski, C. F. S., über das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten. Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. 10 Gr.

Baco, F., Versuche moralischen, ökonomischen und politischen Inhalts. Aus dem Englischen übersetzt von A. G. Bruschius. 16. Leipzig, Steinacker. 1 Thlr.

Baggesen's, J., poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. 5 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr. 12 Gr.

Beiträge zur Philosophie des Rechts. Gr. 8. Heidelberg, Oswald. 1 Thlr. 4 Gr.

Belani, H. E. R., Der Geächtete. Geschichtlicher Roman aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr.

Bentham, Der Moralist Jer., und die Geldaristokratie der Zeit. Etwas in die Wage des gesellschaftlichen Wohls. Gr. 8. Darmstadt, J. W. Heyer's Hofbuchh. 14 Gr.

Gottbold, F. A., Herrn J. G. Hoffmann's, Wirklichen Geheimen Oberregierungsrathes u. s. w. Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen, beleuchtet. Gr. 8. Königsberg, Unzer. 6 Gr.

Heidmann, Br. Fr., Mittheilungen über die Freimaurerei. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 18 Gr.

Hering, C. W., Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, F. Fleischer. 2 Thlr. 12 Gr.

(Heynig.) — Das Heil der Welt aus Norden. Gr. 8. Zu haben bei dem Verfasser (J. G. Heynig) zu Plauen. 6 Gr.

Hirsch, R., Galerie lebender Tondichter. Biographisch-kritischer Beitrag. 16. Güns, Reichard. 18 Gr.

Jacoby, Der Streit der Pädagogen und Ärzte. Erwiederung auf die Schrift des Herrn Director Gottbold: Lorinser's Beschuldigung der Schulen. Gr. 8. Königsberg, Bon. 6 Gr.

Jungfern Köchinnen, Die. Lokalposse in einem Act. Vom Verfasser des Bürgercapitains und der Hampelmanniaden. Mit 1 Abbildung. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 10 Gr.

Krebs, J., Neueste Novellen und Erzählungen. 1ster Band. — 2ter Band. Mit d. T.: Der Mystiker. Historische Novelle. 8. Leipzig, Focke. Preis für 3 Bde. 4 Thlr. 12 Gr.

Meyer, F., Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weitern Schicksale. Ein Beitrag zur Geschichte der Schweiz im sechszehnten Jahrhundert. Nach bisher meist unbenutzten handschriftlichen Quellen. 1ster Band. Gr. 8. Zürich, Höhr. 2 Thlr. 6 Gr.

Rosen, F. E., Die Kaiserlichen zu Schweinfurt im Jahr 1549. 2 Bände. Gr. 8. Straßburg, Treuttel und Würtz. 2 Thlr. 8 Gr.

Schmidt, M., über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. Lorinser „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen". Gr. 8. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 10 Gr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Colonisten. Ein Roman. 2 Bände. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

Siona. Taschenbuch für Gebildete. 5ter Jahrg. (1837.) Enthaltend: Religiöse Gedichte. Herausgegeben von Hermann Waldow. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr.

Sternberg, K., Der Maltheser, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel. Gr. 12. Braunschweig, J. H. Meyer. 16 Gr.

— —, Das Zauberschwert (ein Gewebe von Harzsagen). Epos in dreizehn Gesängen. Gr. 12. Braunschweig, J. H. Meyer. 16 Gr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. Neue Folge. 1ster Band. 8. Leipzig, Focke. 1 Thlr. 18 Gr.

Walker, G., Anweisung zum Schachspielen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schierech. 2ter Theil. Die Spieleröffnungen des Capitain Evans, das Gambit des Muzio, Endspiele, eigenthümliche Stellungen und ausgewählte Aufgaben mit ihren Auflösungen enthaltend. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 15 Gr.

Wetter, J., Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Straßburg, und einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Harlem und vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter Junius, Meerman, Koning, Dibdin, Ottley und Ebert. Mit 13 großen Tafeln voll sehr genauer Facsimiles. Gr. 8. Mainz, Wirth. 7 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 210. — 28. Juli 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel. *)

23. Liederkranz. Seinen Freunden gewidmet von J. V. K. Gengenbach. Petersburg, Brieff. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein reicher, etwas sehr dicker Kranz (360 Großoctavseiten!) ist es, den der Verf. seinen Freunden in der Heimat, der Schweiz, der auch die Mehrzahl der Gedichte gehört, in Liebe widmet. Doch hofft er, daß auch Diejenigen sein Werkchen nachsichtig aufnehmen werden, die ihm, dem Fremdling im hohen Norden, mit Wohlwollen und Freundschaft entgegenkamen und ihn zur Herausgabe der Sammlung ermunterten. Das Erscheinen der vor dem J. 1829 geschriebenen Gedichte wird hier entschuldigt, indem sie vor des Verf. 18. Lebensjahre geschrieben sind; mithin zählt er jetzt, 1836, erst 25 Jahre: in der That scheinen sie einem an Jahren reifern Manne anzugehören; denn sie haben wenig Burschikoses, nichts Überschwengliches, und der jugendliche Gährungsproceß im Gemüthe scheint schon vorüber zu sein. Das gereiche ihnen zum Lobe. Aber in der Reihenfolge, Classificirung und Anordnung der Lieder, oder, um im Bilde zu bleiben, in dem Arrangement der Kranzblumen, hat der Verf. ein durchaus unkundiges, ungeschicktes Verfahren gezeigt, indem er Alles bunt durcheinanderwirft und die Rose neben das Melissenkraut, die Lilie neben das Leberblümchen, die Calla neben den Schlehenstrauch stellt, sodaß man nicht selten beim Lesen eingeladen wird, cross-readings nach britischer Scherzsitte zu machen. So beginnt das Buch mit der Burleske: „Schneider's Liebeswerbung"; ihr folgt ein Sehnsuchtshauch: „Der Schweizer in der Fremde"; weiterhin steht ein frommes Osterlied neben dem Schwank: „Auf den Tod einer Pastete"; auf einen „Garten der Phantasie" folgt ein zart empfundenes „Christlied" und diesem wieder — ein „Burschenlied". Ist das nicht ein wunderliches, taktloses Gemengsel? Ebenso wenig scheint ihm die Theorie der Dichtungsarten recht klar zu sein. Unter die Lieder mischt sich Epigrammatisches und Gnomisches. Ein Allerlei in Glossen, Trioletten und Sonetten geht „Thierstücken" (wunderliches Wort!) und Fabeln voran. Die leidigen Gießengedichte, die immer mehr oder weniger die Armuth des Erfindungsgeistes bekunden, schenken wir jedem Dichter gern; gern hätten wir sie auch hier vermißt. Unter den Fabeln sind diejenigen nicht ohne Werth, die sich auf Zeitereignisse beziehen. Unter den Balladen und Erzählungen zeugen einige von des jungen Poeten Geschicklichkeit, gewöhnliche Stoffe zu würdigen Objecten der Lyra zu machen und sie in die Sphäre der Poesie zu erheben. Beachtungswerth sind einige von den Gedichten, die das Vaterland besingen und wo der Verf. die neuschweizerischen Freiheitshelden mit der Geißel seines Mundes züchtigt. Man höre das „Märlein" (S. 254):

Auf ihrem Richterstuhle — vor langer, langer Zeit —
Die ernste Wage prüfend, saß die Gerechtigkeit.
Doch bleich und zitternd standen Verbrecher um sie her;
Tief sank die eine Schale, von bösen Thaten schwer.

Schon sahen sie es drohen, das ewig sichre Schwert,
Das stets, die Guten schirmend, der Frevler Brut verzehrt;
Da kam ein Weib gegangen, von grausem Anblick scheu,
Bedeckt die lahmen Glieder mit eiterndem Geschwür.

Doch alle die Gebrechen hüllt es gar sorglich ein
In seinen weiten Mantel. „Halt", rief das Weib, „halt ein!
Wol sinkt des Unrechts Schale von Sünden schwer hinab,
Doch wisse, daß zu schonen, ich höh're Rücksicht hab."

Drauf warf sie eine Büchse keck in die andre Schal',
Und in die Höhe stiegen die Sünden ohne Zahl.
— „„Was mag denn wol so Schweres in deiner Büchse sein?"" —
„Das ist die höh're Rücksicht. Doch sieh du nicht hinein!"

War's wol Pandora's Büchse? Ich will es nicht ergründen.
Genug: hoch oben schwebten die Laster und die Sünden.
Asträa frug mit Zürnen: „„Was schafft du, Weib, allhie?""
Doch Jene sprach gar trotzig: „Ich bin die Amnestie!"

„Mich schickt aus weiser Milde Frau Tagsatzung daher:
Dieweil du die Verbrecher bestrafest allzuschwer,
Soll ich das Schwert dir nehmen. Dies Röthlein da nimm hin;
Denn kleine Schelme schlägt man, und große läßt man ziehn!"

Drauf barg sie in dem Mantel die Dieb' und Mörder all',
Zertrümmert Schwert und Wage, das gab wol lauten Schall.
Darob in edlem Grimme floh die Gerechtigkeit,
Ein Wehruf ergellte im Lande weit und breit.

Jetzt sprangen alle Bande der Ordnung und der Scheu;
Es walten alle Laster im Lande frank und frei;
Zucht, Ehr' und gute Sitte, und Treu und Redlichkeit,
Die waren all' entflohen sammt der Gerechtigkeit.

Wie's dann im Land' ergangen? — mein Märlein sagt es nicht,
Sowie ihm auch zum Schlusse die Lehre noch gebricht.
Du magst sie selber suchen, du, einst voll Heldenkraft; —
Sie lautet nicht erfreulich — o Eidgenossenschaft.

Dramatische Skizzen — Räthsel — Anhang: Transeunt cum caeteris etc. Schließlich nur noch die Bemerkung, daß der Verf. Uhland kennt und schätzt.

24. Gedichte von Theodor vom See. Bremen, Schünemann. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Theodor vom See ließ uns anfänglich ziemlich gleichgültig und seine Lieder schienen viele feuchte, unerquickliche Seeluft zu athmen. Die Hand wollte ihnen schon den farblosen Stempel der Alltäglichkeit mechanisch aufdrücken, als wir bei fortgesetztem Lesen doch Besseres, echte Perlen, duftige Blüten, aus dem Sande gewaschene Goldkörner und einige reine Lyraklänge entdeckten. Die „Strandlieder" zwar und die „Lieder der Liebe an Helena" sind vom feuchten Elemente durchdrungen und schwim-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 131—34 d. Bl. D. Red.

men auf dem Strome der Alltäglichkeit; aber schon in den Balladen und Romanzen sind glückliche Würfe und Originalgedanken, z. B. „Des Knaben Heimgang" (S. 157) und „Der Mutter Traum" (S. 179). Ferner sind in den 16 Sonetten (der Triolette gedenken wir nicht) einige als höchst gelungen auszuzeichnen, und ebenso viel Talent bekundet „Der Abend", eine Phantasie, und ein Idyll: „Der Schiffer am Strande". Auch unter den angehängten vermischten Gedichten sind zwei: „Lied des gefangenen Kriegers" (S. 297) und „Wehmuth" (S. 304), die wir als Perlen bezeichnen müssen, welche glücklich aus der Seetiefe ans Tageslicht gefördert sind. Bei all dieser Anerkennung seines Talents laborirt dennoch der Verf. an einem Übel, welches uns schon in manchen Individualitäten aufgestoßen ist; es ist dies die Unzulänglichkeit der Kraft, Empfindungen, Bilder und Gedanken in ihrer ursprünglichen Reinheit zu Tage zu fördern. Er kämpft einen, dem Leser Bangigkeit erregenden Kampf, dem Stoffe die rechte Gestaltung, dem Gedanken das passende Kleid, der Empfindung das ihr zusagende Colorit zu geben. Die Empfindung überwältigt ihn und die Begeisterung wird zu überschwenglich, um das Vermögen, ruhig und besonnen zu bilden, behalten zu können. Dieses Ringen blickt hier überall durch und erzeugt barocke Wortbildungen, Bombast, Schwulst und widrige Klänge. Es war uns oft, als sähen wir vielversprechende Knospen, die aber der wohlthätige Strahl der Geistessonne nicht zwanglos öffnen kann, die nun mit roher ungeschickter Hand entblättert werden und an denen man die gewaltsame Operation merkt. Merkwürdig ist es, daß der Bildner dies auch selbst fühlt, wie wir dies aus einigen Stellen seines Buchs zeigen wollen. So heißt es S. 27 in „Dichters Bangen":

Wie der Bach dem eisgesteine
In der dunkeln Nacht entquellet
Und zum Thale niederschwellet,
Sprudelnd in dem Morgenscheine:
So auch fließen meine Sänge
In der Seele Tiefen nieder,
So auch tönen meine Lieder
Aus der Nacht nur schwache Klänge.

Noch deutlicher spricht er sich aus S. 32:

Ich stehe stumm und sinne nach
Des Schöpfers ew'ger That, —
Da braust auf mich der Ohnmacht Bach,
Ersäuft des Denkens Saat.
Und wie im mächt'gen Wirbelstrom
Das Schiff, sein Spielzeug, kreist,
So taumelt bald zum Himmelsdom,
Zum Abgrund bald mein Geist.

In den beiden Quadernarien des vierten Sonetts (S. 200) klagt er:

Der Geist wird nimmer an das Wort gebannt.
Vergebens, ach, ist all mein kühnes Ringen.
Ob Zeichen auch in Zeichen sich verschlingen,
Die Form, sie stehet — doch das Leben schwand.
Wie oft ich strebend auch mich unterwand,
Des Busens Vollempfindungen zu singen,
Dem Wort entflohen sie auf Götterschwingen
Zur Himmelshöh', zu ihrem Heimatland.

25. Gedichte von H. E. **Berthold**. Berlin, Stuhr. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Der reinste Wille und die beste Gesinnung treten in der Persönlichkeit dieses Mitbewerbers um den Lorber in freundlichen Verein; aber die hier durchgängig vorherrschende Reflexion verbreitet sich über Alltägliches und macht sich in Gemeinplätzen Luft. Mit löblicher Bescheidenheit fühlt er selbst die Unzulänglichkeit seiner Kraft, Vorzügliches zu geben, klagt in einer langen apologetischen Vorrede über die großen Ansprüche, die das Publicum an den Dichter unserer Tage mache, über den verdorbenen Geschmack der Zeit, die, nur Frivoles wollend, des Lebens Ernst zurückweise, und muthet zuletzt dem Leser zu, das Bessere in seinen Leistungen von dem Gewöhnlichen sondern zu wollen. Damit wird er aber nicht durchkommen und seine Apologie wird ihm wenig frommen. Publicum und Leser verlangen in unserer Zeit viel und müssen viel verlangen. Er wird von seinen Gedichten keinen andern Lohn haben als das Vergnügen, welches ihm das Bilden derselben in der erhebenden Stunde gewährte. Er genüge ihm.

26. Jungfer Emerentia Lorenz von Tangermünde. Legende von W. **Ribbeck**. Magdeburg, Creutz. Breit 16. 4 Gr.

Vor Zeiten lebte in Tangermünde eine reiche Jungfrau, Emerentia Lorenz, die wollte ihr Eigenthum einstmals ganz beschauen und gerieth in einen ihr zugehörigen großen Wald, den sie aber nicht kannte. Sie verirrte sich im Dickicht, und da es eben Pfingstfest war und Alle daheim der Ruhe pflogen, kam von nirgend ein Wanderer, ihr zu helfen, sodaß sie zuletzt vor Ermattung niedersank und in einen Schlaf verfiel, anzusehen wie der Vorbote des Todes. Da erschien ein Hirsch mit gar stattlichem Geweih, und gleichsam als erkennete er seine Herrin und die Noth, in der sie sei, legte er mit seinem Geweih sie sich als Bürde auf und trug sie bis an das Thor von Tangermünde. Und als man ihm allhort die Wiederverwachende abnahm, ging er doch nicht von dannen, sondern begleitete die Herrin in ihr Haus, wo er fortan gepflegt wurde, zuweilen nur vom Walde nicht lassen konnte, aber immer wiederkehrte. Er trug ein Halsband, auf dem die Worte zu lesen: Emerentia's Hirsch, und er wurde überall geschont, war auch unter jenem Namen in der ganzen Gegend bekannt. Die Jungfrau aber war von ihrer Rettung des Dankes voll und stiftete der Nikolaikirche viel Eigenthum von ihrer Habe. Sie ließ sich auch durch einen Bildner in Holz schnitzen und solch Bildniß, von einem Hirschgeweih getragen, ward in benannter Kirche aufgestellt und sollte nach Emerentia's Willen für ewige Zeiten dort aufbewahrt werden, erinnernd an Gottes Hülfe in der Noth. Dies die hier gut bearbeitete Sage. Doch ist das neueste Schicksal der Jungfer Lorenz noch anziehender. Der Prof. Rauch in Berlin machte vor einigen Jahren eine Reise nach dem architektonisch-interessanten Tangermünde, lernte dort bei dem Besuche der Stephanskirche, wohin später das Bild gebracht wurde, dasselbe und die Legende kennen. Sie veranlaßte ihn, eine Darstellung des Gegenstandes zu unternehmen, und sie ist trefflich gelungen. Außer den Gypsabgüssen, die der Künstler nach dem von ihm ausgeführten Modell hat formen lassen, ist auch ein Abguß in Bronze vollendet und das Eigenthum der Kronprinzessin von Preußen geworden. Ref. kennt jene Abgüsse und freut sich noch immer der zarten, sinnigen Ausführung des Werkes. Die Jungfrau sitzt, aus ihrer Ohnmacht erwacht, anmuthig, obwol noch schüchtern auf dem durch zarte Form des Kopfes und der Füße ausgezeichneten Edelhirsche, der sie leichten Schrittes sicher trägt, während sie ihm dankbar und beruhigt den Hals streichelt. Ihre Tracht ist die frühere mittelalterliche der Vornehmen des Bürgerstandes und ihr Haar aufgelöst.

27. **Friedrich Stapß**. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleon's. In fünf Gesängen von Karl **Buchner**. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 12 Gr.

Fr. Stapß, Sohn eines Predigers an der Othmarskirche zu Naumburg an der Saale, war dem Kaufmannsstande bestimmt, ging aber, ein 18jähriger Jüngling, im October 1809 heimlich aus Erfurt, wo er conditionirte, nach Schönbrunn, wo Napoleon grade Östreich den Frieden dictirte, drängte sich an diesen in der Absicht, ihn mit einem Küchenmesser zu ermorden, ward aber von Rapp ergriffen und in Schönbrunn erschossen. Dieses Attentat ist hier in Terzinen erzählt, in welchen unreine Reime, unpassende Bilder und unedle Ausdrücke mit unterlaufen. Indessen könnte man dies übersehen, wenn nur der Verf. die Kunst des Idealisirens verstände und diese psychologisch-interessante Criminalgeschichte zu einem poetischen Stoffe zu veredeln verstanden hätte.

28. Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres 1835. Eine Bilderreihe von L. M. Fouqué. Halle, Anton. 1835. 8. 8 Gr.

Der werthe Dichter hielt, von ehrenwerthen Männern aufgefodert, im Winterhalbjahre von 1834—35 zu Halle an der Saale Zeitungsvorlesungen oder Vorträge über die Geschichte der Zeit, denen er überall Wahrheit unterlegte; Wahrheit in rücksichtloser Mittheilung aller Ereignisse, Wahrheit in der Feststellung des Gesichtspunkts, aus welchem er die Weltgeschichte im Ganzen und Großen betrachtete, und endlich auch Wahrheit in treuer Anwendung der ausgesprochenen Grundansichten auf die vorkommenden Ereignisse. Dabei geschah es, daß die ihm beschiedene Dichtergabe aus einem so gedeihlichen Stamme des innern Lebens ihre eigenthümlichen Blüten trieb. Wir haben diese Blüten hier vor uns. Wer kennt ihre Eigenthümlichkeit nicht aus jener Zeit, wo man den ritterlichen Sänger so gern hörte und sich am Dufte seiner Blumen ergötzte? Sie haben hier ganz den Anschein, als wären sie an den Schluß jeder Vorlesung über ein Volk oder Land als ein Kranz mit angehängt worden. Ziehen wir mit der kritischen Zange Einiges und wo möglich Pikantes und Charakteristisches heraus. Von Spanien heißt's nach einem historischen Blick auf die Vorzeit:

Weh, du fran'sche Heldenschar,
Was beginnst du jetzt? —
Mit Mord-Brand
Rast durch deine blüh'nden Wälder
Eris, Opfer heischend, zahllos,
Kain's Opfer, gegen Brüder
Brüder stachelnd! —

Portugal wird also apostrophirt:

O Portugal, du schönes,
Reichblüh'ndes Hafenland voll Sanggetönes,
Deß Kinder auch mit Waffen
Sich wußten Ruhm und Ehrenpreis zu schaffen,
Sieghaft durch Lande schreitend,
Durch fernste Meere stolz die Segel breitend,
Fast kindlich lall'nd die Zunge,
Und doch von Siegen hall'nd im Heldenschwunge,
Froh grüß' ich deine Küsten.
Froh? Ach! Meist grüß' ich hier nur üpp'ge Wüsten,
Wo frisch Natur noch bildert,
Doch baar von Menschenpflege, schier verwildert ꝛc.

Von Frankreichs Revolution heißt es S. 22:

Der Gren'l-Revolution, in grimmvulcan'scher Hitze
Verödend ungestüm die Lande weit und breit,
Als Regel huld'gend nur der Regellosigkeit.
Ja, die ward zum System im systemat'schen Volke,
Wahnsinnig Blut auf Blut hinsprühend, formloser Wolke (!).
Zur Göttin, rief man, solle sie gestalten sich.
Sie wandelte sich stets und blieb stets fürchterlich.

„Großbritannien" beginnt in der Melodie: „God save the king":

Albion, du Meereshort,
Altedler Sitte Hort
Durch manch ein Jahr,
Als zu der Treue Hohn
Dämon Revolution,
Erzfeind für Hütt' und Thron,
Ward offenbar!

Über Irland ergießt der poetische Mund eine etwas schwülstige Klage in gesuchter Wortform und voll hohler Declamation. Von Holland heißt es etwas prosaisch:

Du schlägst nicht eben viel Allarm,
Brauchst, statt zu trommeln, Hand und Arm
Viel lieber gleich zu rüst'ger That,
Doch stets nach wohlerwognem Rath.
Nicht fragst du: Schwatzt man von uns viel?
Du steuerst, fest im Aug' das Ziel,
Durch die bewegte Lebensflut:
Dein Herr dir deinem Herrn du gut.

Den Schweizern ruft er warnend zu:

Schweizervolk besinn dich doch;
Zeit ist's ja wahrhaftig noch.
Denk' der Ahnen früh und spat,
Treu von Rath und stark von That.
Wo's galt eh'dem treue Wehr,
Hieß es: Schafft mir Schweizer her!
Jetzt schon, wo man treu will sein,
Heißt's für Schweizergäste: Nein!
Schweizer, liebe Schweizer, hört,
Eh der Feind euch ganz verstört!
Kehrt zur alten Biederkeit!
Zeit noch ist's, doch hohe Zeit!

Der Rhein wird recht artig also angeredet:

Alter,
Unsterblicher Jüngling,
Endlos blühender,
Herrlicher Greis,
Säftlabend Reben und Blüten
An deinem Wandergestad,
Spielend gewaltig du ein Siegerspiel
Mit Klippen und Felsen,
Wo sie sich stellen deinem fürstlichen Lauf, —
Zwingst du sie heut' nicht,
Zwingst du sie einst nach Jahrhunderten doch; —
Sinnig laß uns geleiten
Deinen bedeutsamen Lauf,
Herrlicher Wandrer,
Du alter, nimmermehr alternder
Pilgrim, o Rhein! —

In „Island" ist der Nordlandssänger à son aise, und die Expectoration ist ein Silberblick der Poesie. „Dänemark" — unbedeutend. „Schweden" über das Thema:

Wer las in altnordischer Wunderwelt
In Runen so seltsamlich gestellt,
Daß ein tapferer Gascogner herrsch' über Schweden und Norweg?

„Preußen" scheint uns aus dem Grunde gänzlich verunglückt, weil der Dichter sein überschwenglich-patriotisches Vollgefühl in die — Weise des dessauer Marsches gießt! — „Der deutsche Bund" wendet sich gegen den Schluß zu einem frommen Gebet. „Östreich" bietet ein schimmerndes Enkomium und eine Ränke um Franz. An die „siebengehügelte Stadt, Weltsiegerin, Romul-Entsprossene, Numa-Gesetzte, dann in consulischer Kraft weitausherrschende, zuletzt mit Cäsar's üppigstem Lorber prangende" Roma ergeht die Frage:

Roma, legst nun auch du den zornig beherrschenden Trotz ab?
Beutst nun auch brüderlich du christlichen Brüdern die Hand?

und den darauf folgenden Worten nach:

Huldvoll neiget dein Hirt und segnend, scheint es, den Krummstab,
Wie seinem eignen Volk, friedlicher Bischof, auch uns —

scheint der Verf. die Erfüllung des fragenden Wunsches zu hoffen, was uns freilich noch zweifelhaft dünkt. „Neapel und Sicilien" bietet wenig Reelles. Das erstandene Hellas hat zwei Nummern. In „Ägypten" heißt's wunderlich:

Muse, nicht so staunend!
Muse, nicht so scheu!
Regt sich's drunten raunend,
Wunderlich rasaunend (ja wohl!),
Bald markirt's posaunend
Sich modern und neu.
Da herrscht Exerciren
Nach europ'scher Art,
Droht Exper'mentiren
Menschen bald, bald Thieren,
Gilt's auch kahl rasiren
Der Altvordern Bart.

Muse, was mißfällt dir?
Ja, dein Ahnungswort,
Wird hier schlimm vergällt dir.
Kunst, auf Kauf bestellt hier,
Wird dressirt als Wetthier. —
Muse, mach' dich fort!

In „Türkei" klingt Ähnliches, doch rasaunt es nicht so. „Polen" hat das Thema: Wer steht, bewahr' sich klüglich vor dem Falle, und damit ist des Dichters ganzes politisches Glaubensbekenntniß abgelegt. „Rußland" gibt viel Worte und wenig Gedanken. „Amerika" ist poetischer, und den Beschluß macht ein Blick auf das einsame Grab auf St.-Helena. Zum Schlusse nur die Bemerkung: Es gehört viel Scharfblick und Takt dazu, um den zarten Faden der Poesie, der sich zwischen Politik und Geschichte oft kaum sichtbar hindurchzieht, stets zu bemerken und also festzuhalten, daß er sich nicht in ein Gewebe fremdartiger Stoffe eindrehe; überdies nehmen sich geschichtliche und politische Betrachtungen in Prosa immer besser aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Nirgend hat sich der abgeschwächte Spiritualismus der französischen Romantik auf eine schönere und schlagendere Weise selbst ironisirt als in folgender Stelle aus der „Lelia" der Madame Dudevant. „Eh bien", sagt Pulcherie, die verwegenere Messalina unter den beiden Schwestern, zur Lelia, „puisque vous ne pouvez pas vous faire religieuse, faites-vous courtisanne." „Avec quoi?" dit Lelia d'un air égaré. „Je n'ai pas de sens." „Il t'en viendra, dit Pulchérie en souriant." Versteht man diese vier Worte: „Il t'en viendra", recht, und setzt man sie in die richtige Gedankenverbindung, von welcher freilich die spiritualistische Sinnenlosigkeit der Madame Dudevant nichts weiß, so machen sie ihren ganzen Roman zu nichte. Mit diesen Worten ist der ganze Roman wirklich ausgestrichen. Denn wenn es gewiß ist, wie es denn gewiß ist, daß allen, auch den verblasensten Menschen und Menschinnen die Sinne kommen werden, warum existirt denn diese Lelia, die nichts sein soll als das Privativum der Sinne? — Noch auffallender in einem Bezuge, den wir gleich angeben wollen, ist folgende Stelle aus derselben „Lélia": „Dieu te gardait", heißt es, „ame inviolable et sainte! Nulle orgie, nulle femme amoureuse — nulle amitié t'a possédée, tu es restée vierge dans un corps prostitué à toutes les débauches." Dies ist grade auch der Inhalt von E. Scávola's in mancher Hinsicht gut angelegtem Roman: „Learosa". Auch diese ist eine solche „ame inviolable, sainte vierge dans un corps prostitué". Aber wer heißt es denn — so fragt man billig — dem Dichter, den Körper seiner Heldin so sehr zu prostituiren, wenn er durchaus ihre spirituelle Jungfräulichkeit salviren will? Der Geist der wahren Poesie heißt es ihm gewiß nicht, sondern vielmehr die Verblasenheit und Abgelebtheit der socialen Verhältnisse. Überhaupt steht E. Scávola unter allen modernen Novellisten der französischen Romantik am nächsten. Wie Balzac greift er aus der Societät des Lebens die abgeschabten Züge, die durchlöcherten Interessen und die ausgemergelten, schabhaften Zustände des Cliquenwesens u. s. w. mit Vorliebe heraus, um sich unter der Arbeit seiner eignen Hände zu ergötzen; und wie George Sand schraubt er zuweilen seine Individuen zu einer solchen spiritualistischen Luftigkeit und Fadheit hinauf, daß sie, genau genommen, alle Ansprüche individueller Wesen verlieren. Er besitzt dieselbe hyperpoetische Dialektik wie die seinem unter den französischen Romantikern, die ihren Gegenstand, ihre Kunstgestalt so lange mit der Idiosynkrasie eines Anatomen unter den Fingern formt, reibt und tractirt, bis sie aufgerieben sind und nur das caput mortuum davon zurückgeblieben ist. Eben darum ist Scávola eine der wichtigsten poetischen Erscheinungen der Gegenwart, über die man nicht im Unklaren bleiben darf und der man ihren Platz anzuweisen verstehen muß.

Petrarca beklagt sich in einem seiner vertrauten Briefe auf das bitterste über die zu seiner Zeit täglich mehr überhand nehmende Dichtwuth. „Es regnet Verse auf mich", schreibt er, „von allen Theilen der Welt. Wenn ich sie scharf mitnehme, so schilt man mich einen übelwollenden Kritiker; wenn ich sie mir gefallen lasse oder gar lobe, heißt man mich einen gewissenlosen Schmeichler. Dies möchte jedoch noch hingehen, wenn nicht auch schon die allgemeine Ansteckung den römischen Gerichtshof erreicht hätte. Was soll man von unsern heutigen Juriseonsulten und Medicinern sagen? Sie fragen nicht mehr ihren Justinian oder Äskulap um Rath, sie bekümmern sich nicht im mindesten um ihre Kranken und Clienten, sondern lesen und sprechen nur von Homer und Virgil. Sogar die Arbeitsleute, die Maurer und Zimmerleute werfen ihren Hammer und Kelle in den Winkel und legen sich auf Apollo und die Musen. So wie ich einen Fuß über die Schwelle meines Hauses setze, sehe ich mich von versemachenden Narren umringt, die mich um Rath fragen, mir Probleme und Theses zum Disputiren stellen. Eines Tages begegnete mir ein weinender Vater, der vor Schmerz ganz außer sich war: „Ihr seid an meinem Unglücke schuld", sprach er zu mir; „Ihr habt mir meinen einzigen Sohn verführt." Wie soll dies zugehen, antwortete ich ihm, da ich weder Euch noch Euern Sohn kenne? „Darauf kommt auch gar nichts an", entgegnete mir der alte Mann, „es ist genug, daß er Euch sehr gut kennt. Ich hatte es mir mein Hab und Gut kosten lassen, um ihn die Rechte studiren zu lassen, und nun auf einmal erklärt er mir, daß er damit nichts mehr zu schaffen haben und nur Euern Spuren folgen wolle. So sehe ich mich um alle meine schönen Hoffnungen betrogen, denn ich muß nun fürchten, daß weder ein ordentlicher Rechtsgelehrter noch ein ordentlicher Poet jemals aus ihm werden wird." O Freund! was soll man auf solch eine Anklage erwidern? Ist es nicht ein großes Leiden, in diesem Zeitalter ein Dichter zu sein?"

Die Türken sind so scrupulös in ihren Familienangelegenheiten, daß sie auch gegen Bekannte das Wort: Familie, gar nicht in den Mund nehmen, sondern immer sagen: Mein Haus sendet dem deinigen seinen Gruß. H.

Literarische Anzeige.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Herr Dr. Diesterweg
und die
deutschen Universitäten.

Eine Streitschrift
von
Dr. Heinrich Leo.

Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Nase. Göthe.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 211. —— 29. Juli 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

29. Antik-moderne Dichtungen von C. M. Winterling. Berlin, Bade. 1836. 16. 21 Gr.

Wir finden hier eine metrische Bearbeitung der Mythe von Amor und Psyche, wie sie Apulejus erzählt, und eine zweite des Hirtenromans: „Daphnis und Chloe", von Longus, der hier in ein idyllisches Epos umgestaltet ist. Beide Stücke werden bezeichnend antik-moderne Dichtungen genannt, weil der Bearbeiter antike Stoffe in ein modernes Gewand kleidet, um sie auch dem des Alterthums unkundigen Leser genießbar zu machen. Was des Apulejus liebliche allegorisirende Dichtung anbelangt, so hat sich Hr. Winterling erlaubt, die episodische Darstellungsweise des Originals, nach welcher der Erzähler die Handlung bis zu einem gewissen Punkte führt und sich dann plötzlich von ihr ab zu gleichzeitigen Personen und Umständen wendet, durch leichtere Übergänge zu ebenen und durch kleine Erweiterungen zu stützen. Dem rhetorischen Schmucke hat er dagegen eher etwas genommen als hinzugesetzt, und hin und wieder läßt er die Allegorie deutlicher hervorschimmern, als es im Original geschehen. Als Form hat er die achtzeilige Stanze gewählt, die sich nicht übel hier ausnimmt und ganz gut behandelt ist. Im Hirtenromane des Longus, den er in fünffüßigen reimlosen Jamben wiedergibt, hat er sich einige Änderungen gestattet, und namentlich ist dies da geschehen, wo unsere Begriffe und unser Geschmack solche zu heischen scheinen. Doch ist Manches gar zu sehr modernisirt, was selbst Dem, welcher die griechischen Bukoliker nur oberflächlich kennt, auffallend sein muß. Die Scenerie und Maschinerie des Gedichts läßt er unangetastet, und daran hat er sehr wohl gethan. Tadel verdient dagegen, daß er den Parasiten Gnatho in seiner Bearbeitung nicht auftreten läßt, indem er in seiner Erscheinung gar zu viel des Anstößigen findet und sich dennoch nicht entblödet, die ganze indecente Situation zwischen der manntollen Lycänium und dem jungen Daphnis in seine Erzählung mit aufzunehmen. Das griechische Natürlichkeitsprincip und die antike Weltanschauung entschuldigen hier nichts.

30. Manfred. Die Finsterniß. Der Traum. Aus dem Englischen des Lord Byron übersetzt von Ernst Köpke. Berlin, Schröder. 1835. 8. 12 Gr.

Wenn die Kritik bei dieser Übertragung, was ihr wol möglich wäre, Ausstellungen macht, so erscheint sie wie ein eigensinniges, nie zu befriedigendes Wesen, das mit einem Fliegenwedel über eine reine Spiegelfläche fährt, weil es sie verdrießt, daß einige Stäubchen auf derselben sichtbar sind. Der gemeinsame Ursprung der deutschen und englischen Sprache macht dem Übersetzer leichtes Spiel; bei einigem Talent kann er sich an Wort und Geist des Originals mit überraschender Treue anschließen; und das ist hier zum größten Theil geschehen. Ein Anderes ist es freilich, einige Stücke und Stellen aus einem classischen Ausländer sich auszuwählen und herauszukosten; ein Anderes, das ganze Werk, ohne zu ermüden und con amore von A bis Z zu übertragen.

31. Vaterländische Dichtungen von Karl Ad. Kaltenbrunner. Linz, Haslinger. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

Die an Naturschönheiten überaus reiche Provinz Östreich ob der Enns ist des Dichters Geburtsland, und ihrem Schooße ist die größte Zahl seiner Dichtungen entsprungen. Den Kranz seiner Sangesblüten gewunden unter dem wärmern Strahle seiner Jugendsonne, weiht er dem geliebten Mutterlande, an dessen Altar er denselben, wir würden sagen, bescheiden niederlegt, wenn er nicht ein Wort des Dichters Tibull: „Phoebe! fave! Novus ingreditur tua templa sacerdos", als erste Blüte seinem Kranze eingeflochten hätte. In dem einleitenden Wort: „An Oberöstreich", sagt er:

Ein Knabe noch, — da ich am Ufersande
Der klaren Enns gespielt manch gold'nen Tag,
Mir Festungen gebaut vom Wellensande,
Nur froh gehürft, wie meines Herzens Schlag, —
Erfreut' ich mich am schönen Heimatlande,
Das hell und weit vor meinen Blicken lag.
Schon glänzte mir des Vaterlandes Sonne,
Ich sah nach ihr und fühlte neue Wonne.

Strophe 4:

So stand an meiner Wiege meinem Bette
Die große, heil'ge Mutter, die Natur,
Sie zierte mir die ewig theure Stätte
Hier durch der grauen Alpen schöne Kette,
Dort durch der Ebnen Laub- und Blumenflur,
Gezogen bis zur Kuppel von Azur.
Oft blickt' ich hin; schon hob mich das Entzücken,
Als ich noch nicht vermocht', es auszudrücken.

Und Strophe 8:

Ein Funke zündete, — die Musen kamen,
Gehüllt in helles, rosiges Gewand;
Sie nahten mir, zu streu'n der Lieder Samen,
Die Lyra legend in die Jünglingshand;
Da fanden die Gefühle Laut und Namen,
Da klang mein Lied zuerst für's Vaterland!
Begeisterung entfaltete die Schwingen
Und ließ mich kühn wol manchen Flug gelingen.

Wir haben auch nichts einzuwenden gegen den Beruf, das Talent und Streben des begeisterten patriotischen Verfassers, der nicht blos in mannichfacher Form ansprechende Naturschilderungen, sondern auch Sagen und Geschichten nach historischen Urkunden zum Besten gibt und selbst einige prosaische Aufsätze mit einwebt. Bei alledem können wir die Gedichte als Kunstwerke den Lesern aller deutschen Zungen nicht empfehlen, was freilich in unserm gesanglustigen Deutschlande viel sagen würde; sie aber

des Verf. Landsleuten empfehlen zu wollen, wäre überflüssig; denn das bedeutend lange, hier nicht vor-, sondern nachgedruckte Subscribentenverzeichniß ist uns ja schon Bürge, wie viel Anklang seine vaterländischen Hauche gefunden haben. Unter den örtlichen Sagen möchten wir „Weidmann's Tod" als in Form und Stoff gelungen auszeichnen, sowie den größten Theil der Sonette, „Das Salzkammergut" überschrieben, dessen Reize aus Anderer Schilderungen hinlänglich bekannt sind; wäre das Wort: Salzkammmergut, nur nicht ein so höchst prosaisches.

32. Gedichte von Silesius Minor. Leipzig, O. Wigand. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Vier wohlklingende und wohlgelungene Stanzen, die das Ringen und Streben der die Fesseln sprengenden Dichterkraft lebendig malen, rufen dem Leser am Schlusse ein „Anch'io son pittore" zu. Das kecke Wort erweckt eben nicht das günstigste Vorurtheil für die Bescheidenheit des Verfassers, der hier seinen bescheidenen Beinamen minor zu einem major zu machen scheint; überdies ist man gewohnt, in den einleitenden Versen junger Dichter eine schüchterne Anfrage, ob es erlaubt sei einzutreten, eine zierlich gestellte apologetische Phrase, eine freundliche Bitte um Nachsicht ꝛc. zu lesen; indessen spricht der Minor jenes Wort mit so viel Selbstbewußtsein und Sicherheit aus, daß wir gegen seinen Dichterberuf und gegen sein Talent kaum etwas einzuwenden wagen; nur folgende Bemerkungen seien uns über Einzelnes gestattet. Ein „Sonettencyklus an neuere Dichter und Helden des Alterthums" bekundet, wie sehr der Verf. den Lorber liebt und wie gern er ihn erringen möchte. Schade, daß die Sonette die besungenen Dichter zu wenig charakterisiren und sich in vage Huldigungen gleich den Rauchwirbeln aus einem Weihrauchfasse auflösen. Er thut nichts, als daß er diese Bilder der Unsterblichen „großäugigen Freunden" zeigt. In gleicher Form folgen erotische Gaben, deren Innigkeit hin und wieder durch ein frostiges und witziges Tändeln erkältet wird. Die Sächelchen nach Anakreon wollen um so weniger gefallen, da das moderne Kleid sich nicht füglich über die classische Tunica des Tejergreises werfen läßt. Mehr Werth haben die Lieder, welche die politische Gegenwart berühren. Des Verf. Muse athmet da die gesunde reine Luft der Freisinnigkeit, von welcher die mephitische Atmosphäre des Ultraliberalismus sich stets fern hält. Sie schenkt den Polen eine tiefgefühlte Nänie und wirft einen wehmüthigen Blick auf St.-Helenas einsames Felsengrab; sie gleicht einer edeln Tochter Jovis, aber nie der wilden, aus der Bastille entsprungenen Jungfrau. So z. B. „Volksfreiheit", (S. 98) u. a. Den Romanzen und Balladen gebricht der effectreiche Lakonismus, den dieser Dichtart heischt. Wie viel besser haben wir z. B. „Die Spielleute auf der Burg Kyffhaus" bei Andern gelesen! Dagegen „Treu" (S. 120) ist gelungen; als das Gelungenste aber bezeichnen wir den Sonettencyklus „Ritter Bayard" (S. 129—153). Die „Liebessprüche" sprechen nicht üble Gedanken aus; aber das unaufhörliche Raisonnement darin erkältet am Ende das Gefühl und die Liebe raisonnirt sich kläglich zu Tode, d. h. sie löst sich in einer gewissen Ironie auf, auf welche der Dichter freilich nicht gekommen wäre, hätte er nicht H. Heine's Gedichte gelesen. Sarkastische Witze wie (S. 191):

Du bist so leicht und doch so schwer,
Begreife selber nicht, woher.
Sag' ich's zuletzt nur immerhin,
Wie, ach, so elend schwach ich bin: —
An deinem federleichten Sinn
Hab' ich all meines Lebens Tagen
Die allerschwerste Last zu tragen,
Thät nicht Erinn'rung mich erquicken,
Sie würde, traun — zu Tod mich drücken —

finden sich häufig, und das erinnert unvermeidlich an jene geschraubte poetisch-erotische Verzweiflung, die an Heine's Nachbeter, aber auch an den Jüngling in Gellert's Fabeln und Erzählungen mahnt, der den Degen aus der Scheide zieht, um — Spitze und Schneide zu besehen und ihn langsam wiedereinzustecken. In der Brust des Verf. ist in der That zu viel Fonds, als daß er blos Verse machen sollte, damit sie dastehen, wie er (S. 196) dem Leser sagt:

Ihr braucht mich nicht zu beneiden
Um meine Seligkeit,
Ihr braucht nicht mitzuleiden
Bei meinem Seelenleid.

Ich bin so fern dem Leide,
So ferne wie der Lust;
Ich bannte alle beide
Schon längst aus meiner Brust.

Doch weil auch Menschenherzen
Empfinden, was ich gedacht,
Hab' ich ihre Lust, ihre Schmerzen
In zierliche Verse gebracht.

33. Gedichte von Richard Roos. Drittes Bändchen. Auch unter dem Titel: Ausgewählte neuere Gedichte. Leipzig, Hinrichs. 1834. 8. 21 Gr.

Heitere, harmlose Gemüthlichkeit, die das Wort mit Leichtigkeit und Anmuth gestaltet und oft an Castelli's Talent erinnert, ist der Charakter dieser Gedichte, die sich schon früher des Beifalls einer Menge von Lesern erfreuten, wenn sie in Journalen und Flugschriften erschienen. Zwei Bände sind vor gegenwärtigem dritten Theile schon erschienen, den der Dichter, durch den Tod gehindert, nicht selbst herausgeben konnte. Ein Freund des Verewigten hat sich diesem Geschäft unterzogen, wodurch er sich unbezweifelt den Dank der Freunde und Verehrer des Sängers erworben hat.

34. Meine poetische Jugend. Gedichte von Hermann Röpe. Hamburg, Wörmer (Schuberth und Niemeyer). 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

In der letzten Rubrik („Den Lieben") dieser reichen und correct gedruckten Gedichtsammlung findet sich in einem Liede an einen Freund folgende Strophe:

Mir ist die schöne Kunst gegeben,
Daß mir im Liede wiederklingt,
Was mir das vielbewegte Leben
An Freud' und Schmerzen wechselnd bringt.

Diese schöne Kunst ist dem Verf. in der That nicht abzusprechen. Ein Blick in die Kreise des bewegten Lebens, auf menschliche Verhältnisse und Situationen und in die Natur gibt ihm Bilder, Gedanken und Anschauungen, die er mühelos zu poetischen Stoffen zu erheben und zu klären weiß; und da er, wie uns einige als Einleitung dienende Stanzen sagen, durch ein vielbewegtes, heimatloses Leben in die Welt gestoßen und früh mit dem Schmerze vertraut wurde, so malt er seine Bilder meist auf dunkeln Grund, wodurch sie einen recht wohlthätigen Eindruck auf das Auge machen. Dies gilt namentlich von den Gedichten, die er unter den vier Rubriken: „Jugendliebe", „Scheidelieder", „Aus der Ferne" und „Vermischte Gedichte" zusammengestellt hat. Dabei hat ihn des Lebens erziehende Hand mild und fromm gemacht, und er selbst weiß sich nicht nur den Wunden heilenden Engel herbeizubeschwören, sondern auch dem Leidenden, der in den Bereich seiner Wirksamkeit tritt, eine Blume mitleidiger Tröstung zu streuen. Wie warm empfiehlt er einer Freundin Tugend, Liebe und Religion als des Lebens freundlichste Führer, wie innig ist das „Gebet" (S. 97), wie elegisch, sanft und voll Resignation: „Mein Grab" (S. 108)! Schon Nr. 10 aus „Jugendliebe" ist zart gedacht. Lassen wir jedoch dem frommen Sinn, der edeln Gesinnung und dem treuen Streben des Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren, so soll damit nicht gesagt sein, daß er ein Dichter comme il faut sei, wozu denn freilich viel gehört in einem Lande, wo es von allen Zweigen singt; nein, auch hier gibt's Flecken, Dissonanzen, Mattigkeit und Schwäche. So sind unter den Romanzen und Balladen mehre, die diesen Namen nicht annehmen können,

...ist, so ist der Beschluß nicht zu beanstanden. Es ist ...
...Beschwerdeführer selbst nicht behauptet, daß ...
...Beschwerdeführer selbst nicht behauptet, daß ...
...Beschwerdeführer selbst nicht behauptet, daß

gegen Kaiser verschwört, wurde Kaiser. Als Kaiser Nero sich selbst den Tod gab, war Galba Kaiser. Als Galba ermordet wurde, war Otho Kaiser. Als Otho sich selbst den Tod gab, war Vitellius Kaiser. Als Vitellius ermordet wurde, war Vespasian Kaiser. Als Vespasian starb, war Titus Kaiser. Als Titus starb, war Domitian Kaiser. Als Domitian ermordet wurde, war Nerva Kaiser. Als Nerva starb, war Trajan Kaiser. Als Trajan starb, war Hadrian Kaiser. Als Hadrian starb, war Antonin Kaiser. Als Antonin starb, war Marc Aurel Kaiser. Als Marc Aurel starb, war Commodus Kaiser. Als Commodus ermordet wurde, war Pertinax Kaiser. Als Pertinax ermordet wurde, war Didius Julianus Kaiser. Als Didius Julianus ermordet wurde, war Septimius Severus Kaiser. Als Septimius Severus starb, war Caracalla Kaiser. Als Caracalla ermordet wurde, war Macrinus Kaiser. Als Macrinus ermordet wurde, war Heliogabalus Kaiser. Als Heliogabalus ermordet wurde, war Alexander Severus Kaiser. Als Alexander Severus ermordet wurde, war Maximinus Kaiser. Als Maximinus ermordet wurde, war Gordianus Kaiser. Als Gordianus ermordet wurde, war Philippus Kaiser. Als Philippus ermordet wurde, war Decius Kaiser. Als Decius ermordet wurde, war Gallus Kaiser. Als Gallus ermordet wurde, war Aemilianus Kaiser. Als Aemilianus ermordet wurde, war Valerianus Kaiser. Als Valerianus ermordet wurde, war Gallienus Kaiser. Als Gallienus ermordet wurde, war Claudius Kaiser. Als Claudius starb, war Aurelianus Kaiser. Als Aurelianus ermordet wurde, war Tacitus Kaiser. Als Tacitus ermordet wurde, war Probus Kaiser. Als Probus ermordet wurde, war Carus Kaiser. Als Carus starb, war Diocletianus Kaiser. Als Diocletianus sich selbst den Tod gab, war Maximianus Kaiser. Als Maximianus sich selbst den Tod gab, war Constantius Kaiser. Als Constantius starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus ermordet wurde, war Constantius Kaiser. Als Constantius starb, war Julianus Kaiser. Als Julianus ermordet wurde, war Jovianus Kaiser. Als Jovianus starb, war Valentinianus Kaiser. Als Valentinianus starb, war Valens Kaiser. Als Valens ermordet wurde, war Gratianus Kaiser. Als Gratianus ermordet wurde, war Valentinianus Kaiser. Als Valentinianus ermordet wurde, war Theodosius Kaiser. Als Theodosius starb, war Arcadius Kaiser. Als Arcadius starb, war Theodosius Kaiser. Als Theodosius starb, war Marcianus Kaiser. Als Marcianus starb, war Leo Kaiser. Als Leo starb, war Zeno Kaiser. Als Zeno ermordet wurde, war Anastasius Kaiser. Als Anastasius starb, war Justinus Kaiser. Als Justinus starb, war Justinianus Kaiser. Als Justinianus starb, war Justinus Kaiser. Als Justinus starb, war Tiberius Kaiser. Als Tiberius starb, war Mauricius Kaiser. Als Mauricius ermordet wurde, war Phocas Kaiser. Als Phocas ermordet wurde, war Heraclius Kaiser. Als Heraclius starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus starb, war Heraclius Kaiser. Als Heraclius starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus starb, war Justinianus Kaiser. Als Justinianus starb, war Leontius Kaiser. Als Leontius ermordet wurde, war Tiberius Kaiser. Als Tiberius ermordet wurde, war Philippicus Kaiser. Als Philippicus ermordet wurde, war Anastasius Kaiser. Als Anastasius starb, war Theodosius Kaiser. Als Theodosius starb, war Leo Kaiser. Als Leo starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus starb, war Leo Kaiser. Als Leo starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus starb, war Romanus Kaiser. Als Romanus starb, war Romanus Kaiser. Als Romanus starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantinus starb, war Romanus Kaiser. Als Romanus starb, war Nicephorus Kaiser. Als Nicephorus ermordet wurde, war Michael Kaiser. Als Michael starb, war Leo Kaiser. Als Leo starb, war Alexander Kaiser. Als Alexander starb, war Constantinus Kaiser. Als Constantin

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 212. —— 30. Juli 1836.

Überſicht der neueſten Erzeugniſſe der deutſchen poetiſchen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 211.)

35. Gedichte von Wilhelm Meinhold. Erſtes Bändchen. Religiöſes. Zweites Bändchen. Vermiſchtes. Zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn Ref. eine nicht kleine Zahl der in dieſem Artikel angezeigten Schriften mit einem Gut, Mittelmäßig oder Schlecht geſtempelt in d. Bl. den Leſern vor Augen geſtellt hat, ſo wünſchte er bei gegenwärtigen, auch in typographiſcher Hinſicht wohl ausgeſtatteten Gedichten, es möchte ihm ſo viel Raum in d. Bl. gegeben ſein, um aus dem Gebiete der Relation in das der Recenſion übergehen und ſein oft lakoniſches Urtheil nachdrücklicher motiviren und belegen zu können; denn ſie verdienen in der That mehr Beachtung und Würdigung. Abgeſehen von dem Umſtande, daß ihr Verf. ſich wirklich eines Talents erfreut, durch welches er ſich über drei Viertheile der hier beſprochenen Verskünſtler erhebt, ſo erſcheint das Ganze als ein im Laufe der Erfahrungen und Studien gereiftes Werk, an welchem ſich die Wirkſamkeit der in unſern Tagen von den Dichtern ſo ſehr vernachläſſigten Feile klar bekundet. Dem größten Theile nach ſind ſie auf der einſamen Inſel Uſedom an der äußerſten Grenze deutſcher Zunge, aber auch unter den lebendigen Einflüſſen einer zu ſeinem Herzen redenden Natur entſtanden. Sie hat ihm dort einen Tempel und in dem Tempel einen Betaltar errichtet, und die traute Einſamkeit, in der er beobachtet und gebildet, mag alle Strahlen religiöſen Gefühls in dem Brennpunkte frommer Begeiſterung concentrirt haben. Dies gilt namentlich von dem erſten Bändchen, welches nur Religiöſes enthält und ſich vortheilhaft vor dem zweiten auszeichnet, in welchem Vermiſchtes — bona mixta malis? — geboten wird. In jenes religiöſe Gefühl miſcht ſich kein Wortgeklingel, kein hohles Phraſenwerk, keine Bilderſchnörkelei, noch ein Schiboleth aus einer theologiſchen Schule; es offenbart ſich in demſelben Gedankenreichthum ohne Proſa, Einfalt ohne Mattigkeit und Monotonie, Glaubenskraft mit heiterm Ernſt gepaart, und Bilder, die überall des Gegenſtandes würdig ſind, ſodaß hier ſich gelungene Proben aus einer Dichtart darlegen — wir meinen das Kirchenlied —, die von den Dichtern unſerer Tage höchſt ſelten angebaut wird, weil die meiſten an dem Beſtreben, den äſthetiſchen Foderungen und religiöſen Zeitbedürfniſſen zu genügen, kläglich ſcheitern. Mit Ausnahme des Chorals: „Am Hochzeitfeſte" (S. 75), der nicht gefallen will, könnten alle in unſere kirchlichen Liederſammlungen übergehen. Der Werth der frommen Gabe wird noch dadurch erhöht, daß der Verf. nicht aus dem kaſtaliſchen Quell, ſondern aus dem heiligen Brunnquell des Bibelbuchs ſchöpft, und auch da, nach Luther's Rath und Anſicht, nicht aus den Flüßlein, die aus ihm abgeleitet ſind, ſondern aus dem Brunnen ſelbſt trinkt. Er eifert mitunter wie ein Paulus, aber entäußert ſich dabei des Gewandes phariſäiſcher Caſuiſtik, welches jener Apoſtel nicht abzulegen vermochte, und man ſtößt auf Stellen, die eines Jeſaias würdig wären. Richten wir den Blick auf das Einzelne, ſo zeichnen wir aus: „An eine Schwalbe, die ſich in der Kirche während des Gottesdienſtes gefangen hatte" (S. 37). Man leſe:

Der arme Vogel, ach wie ängſtlich ſchwebet
Er hin und her! — Der Orgel dumpfes Brauſen
Und der Gemeinde hundertſält'ge Stimme
Jagt ihn von Ort zu Ort; nun flattert er
Ermattet zu dem hohen Altarfenſter,
Und hängt ſich dran und wiſpert mit den Flügeln,
Und nicket mit dem Köpfchen, ach, und ſchaut
So ſehnſuchtsvoll in den verſchloſſ'nen Himmel! —
Getroſt, du Armer, mein gerührtes Herz
Wird bald das weite Tempelthor dir öffnen,
Denn ſo wie du iſt meine arme Seele
Ja auch verſchloſſen in dem Tempel Gottes,
In dem ſie nimmer ruht, die kummervolle. —
Ach, wie viel Stimmen werden in mir wach,
Sehnſücht'ge, ſchmerzensreiche, wehe Stimmen,
Und, o, wie brauſt die Orgel meines Herzens!
Die arme Seele ſitzet vor dem Fenſter
Der trüben Augen, härmet ſich und ſchaut
Sehnend hinaus in den verſchloſſ'nen Himmel,
Und regt umſonſt ihr engliſches Gefieder! —
Ach, öffne mir das weite Tempelthor,
Du Hoherprieſter, wie der Creatur,
Der harrenden, ich es erbarmend öffne! —

Würdig daran ſchließen ſich zwei Parabeln: „Die Wette des Satan", und „Die Schwäne und die Gänſe"; die „Grabſchrift auf den Oberpräſidenten Sack" (S. 47); „Der treue Todtengräber" (S. 78); die „Chriſtuslegenden", ſchon deshalb anziehend, weil ſie aus den apokryphiſchen Büchern des Neuen Teſtaments genommen ſind, einem Legendenſchachte, der von den Dichtern noch nicht genügend ausgebeutet iſt; darunter die Legende vom heiligen Chriſtoph, die nach neuern Quellen bearbeitet erſcheint. Am beachtenswertheſten iſt jedoch des erſten Bändchens Schlußſtein (S. 188), „Das Herrenhaus" betitelt. Geiſtig mit Schiller's „Glocke" verwandt, verwiſcht ſich die Ähnlichkeit durch die abweichende, hier glücklich gewählte Form. Der Zimmermann, der das Gebäude am Ufersrand vollendet hat, fodert einen Greis auf, an ſeiner Statt vor dem wartenden Volke den Sermon zu halten. Der Alte zeigt ſich willfährig:

Faſt achtzig Jahre bin als Diener ich beſtellt
In Gottes Herrenhauſ', in dieſer großen Welt,
Hab' manche Freud' erlebt und manche Fährlichkeiten,
Und wollt ihr, will ich euch dies Haus nach jenem deuten!

Nun beginnt er mit Betrachtung des Grundes des eben erbauten und geht mit leichter Wendung auf den Bau des großen Wunderhauſes der Welt und deſſen Baumeiſter über. Bei je-

dem Übergange der Rede tritt passend ein Chor ein, der entweder eine Pointe auf das eben Dargestellte setzt, oder zur folgenden Betrachtung überleitet. Jetzt betrachtet der allegorisirende Redner die Gäste, die im Herrenhause und im Hause der Welt einsprechen und bewirthet werden. So kommen in künstlicher Parallelisirung der Herd, der Arbeitssaal, der Büchersaal, der Liedersaal, der Kinder Spielzimmer und das Schlafgemach an die Reihe, bis er die Hörer in das obere Geschoß, in den Freudensaal führt, in welchen er himmlische Strahlen aus dem ewigen Freudensaale fallen läßt. — Findet sich in den Gedichten des zweiten Bändchens nun gleich ein Pathos und ein Ernst, der an den Adler erinnert, welcher aus einer Thalebene unwillkürlich zur Sonne emporschwebt, so ist der Verf. doch nicht so in seiner Sphäre wie im Religiösen, und wir möchten ihm rathen, seinen Beruf für Letzteres nicht zu verkennen und darin zu bleiben. In den Versen an den nun auch geschiedenen Grafen von Platen-Hallermünde spielt ihm, so scheint's, eine Unglücksstunde einen argen Streich, die ihm eine gar wunderliche Form — sie läßt sich nicht beschreiben — unterschiebt, eine Form, die hier um so auffallender wird, da die Worte an einen Dichter gerichtet sind, dessen Schöpfungen sich sämmtlich durch eine Formgediegenheit auszeichnen, wie sie fast Keiner seiner Zeitgenossen erreicht hat. Vergleicht man die hier sich widrig blähende Wort- und Gedankenschwulst mit den gelungenen Arbeiten, so kann man nur sagen: bonus dormitat Homerus. Das Frühlingslied (S. 82) hat zwar auch eine eigne Form; aber wie angemessen ist sie hier dem Stoff, und wie bekundet sie den richtigen Takt des Verf., der ihn dort ganz verlassen hat. Ebenso verdienen lobend genannt zu werden „Die Inseln" (S. 21); außer manchem gemüthlichen Scherz „Die treue Hand", eine schottische Sage (S. 42), und „Die Harfe", eine Romanze (S. 45). Wie anziehend sind die Bilder in: „Sonnenaufgang" (S. 89). Wie anwendbar sind auf des Dichters Persönlichkeit die beiden letzten Strophen aus dem Liede „An einen Urwald" (S. 98):

O Dichterherz, wie bist du doch so reich,
Welch Glück ist deinem stillen Glücke gleich?
Du ruhest, wie die sel'gen Uraniden,
Auf grünen Matten, von der Welt geschieden,
Hast keinen Feind, der deine Ruh bedroht,
Hast keinen Gram und kennst keine Noth:

Auf blauen Fluten, wie ein goldnes Band,
Schwimmt einsam dein verklärtes Inselland.
Dein Dörfchen ruht, umtönt von Liederschwänen,
In stiller Bucht und birget all dein Sehnen:
O Dichterherz, wie bist du doch so reich,
Welch Glück ist deinem stillen Glücke gleich?

Unter den 99 Distichen auf unsere Zeit treten einige in schroffer Derbheit auf, die jeder Grazie baar ist; manche haben einen bittern Xeniencharakter und manche künden eine traurige Wahrheit. — Einer dritten Abtheilung, welche die Vorrede verheißt, und welche Seegemälde enthalten soll, sehen wir mit Vergnügen entgegen, weil sich in den vor uns liegenden Bändchen Stellen genug finden, die ein glückliches Omen hinsichtlich der Befähigung des Dichters für diese Gattung der Poesie geben.

36. Der Schmied von Jüterbog. Chronikensage in Romanzen von Friedrich Krug von Nidda. Leipzig, Hartmann. 1835. 8. 18 Gr.

Mancher frühern Leistung des wackern, unermüdeten Sängers im pathetischen Genre, der wir auch wol in d. Bl. gedacht haben, folgt hier ein Versuch im Naiven, den wir keineswegs verunglückt nennen mögen. Man muß ihn lieb gewinnen, den grundguten, biderben Waffenschmied Peter Poltermann, dessen Leben, Abenteuer und Begegnisse nach einem alten Volksroman in 45 Romanzen hier dargestellt sind. Ein lebensfrischer Odem weht durch alle Nummern, die in den mannichfaltigsten Formen auftreten und sich in leichter Versification, jeder Säumniß wie jedem Wiederkäuen abhold, fortbewegen. Wo der Dichter die poetische Licenz in Anspruch nimmt, von der Sage abzuweichen, weiß er die neue Gestaltung durch ästhetische Gründe hinlänglich zu motiviren. Die technischen Ausdrücke, die sich auf Peter's Gewerk beziehen, die discrete Wahl mittelalterlicher Worte und Benennungen und die Anspielungen auf frühere Volks- und Landessitten leihen dem ganzen Romanzencyklus passende Local- und Zeitfarben. Das Romanzenartige schweift indessen in das Epische hinüber, indem der Apostel Petrus dem den Boßegel führenden Helden als Schutzheiliger in Noth und Fahr bei- und zugesellt wird, und diese himmlische Protection erscheint doch nur als ein Act der Dankbarkeit von Seiten St.-Peter's, welchem der Gutmüthige den apostolischen Gaul unentgeltlich beschlagen hat. Überdies hat der Held manche Fährlichkeit im Kampfe gegen Schelme und Schnapphähne zu bestehen, ist im Streit mit Fleisch und Blut bei den Lockungen einer lüsternen Wienerin vollkommen sieghaft und triumphirt sogar gegen den allgemeinen Feind des Menschengeschlechts. Als höchster Triumph läßt sich aber sein glorreicher Strauß gegen den Tod bezeichnen, den er listig in die Zweige seines Apfelbaumes zu bannen weiß. (Romanze XXXIX). Das Klapperbein muß sich das schon gefallen lassen, weil es dem Peter das schwererrungene Weib und die lieben Kleinen mit boshafter Freude in die Gruft gestürzt hat. Diese Verluste bestimmen denn auch den Lebensmüden, seine Wohnung und Waffenwerkstatt zu einem Zufluchtsorte für Arme und Kranke seiner Vaterstadt umzuschaffen und nach dem Kyffhäuser zu pilgern, wo er sich in seines ehemaligen Gönners, des Kaisers Rothbart, unterirdischer Hofburg als Waffenschmied anstellen lassen will. Die Erscheinung Friedrich's des Rothbarts, dem Peter früher als Waffenschmied und später als Söldner in Italien wichtige Dienste geleistet, ist anziehend; aber von noch großartigerm Effect ist es, daß der Dichter die Erdenspur seines Schmieds in den schauerlichen Hallen des unterirdischen Kaiserpalastes verschwinden und ihn nicht auf gewöhnliche Weise den Zoll der Natur entrichten läßt. Die gereimten Überschriften der Romanzen sind bekannten Volksdichtern entlehnt.

37. Lyrische Gedichte von Johann Luft in Hering. Darmstadt, Lange. 1835. 8. 21 Gr.

„Wenn nur", sagt die Vorrede, „mitfühlende Freunde seinen (Hrn. Luft's) Tönen lauschen und liebliche Augen ihm Beifall lächeln, so sieht er dem ungeduldigen Treiben und Drängen kleiner Gernegroß ziemlich gelassen zu,

Beschneid't die Nägel in Ruh und Fried
Und singt sein Klimpimpimpertied."

Hätten wir nicht pflichtmäßig dabeisitzen müssen, wie die lyrischen Nägelabgänge uns ins Gesicht flogen, und hätten wir nicht dem Geklimper lauschen müssen, wir wären wahrlich keine Minute geblieben.

38. Keime von Dr. Gustav Kretschmer. Guben, Meyer. 8. 8 Gr.

Die Sentimentalität eines jungen Akademikers tritt in diesen Reimen mit dem hin und wieder auftauchenden burschikosen Wesen in einen seltsamen Conflict. Er bietet zunächst in (Quasi-) Sonetten, aus denen ein für Naturreize höchst empfängliches Gemüth uns wohlthuend anspricht, „Erinnerungen an den Harz"; doch bleibt hier der Ausdruck weit hinter dem subjectiven, höchst warmen Gefühl zurück. In einer zweiten Abtheilung: „Meine Lust und mein Schmerz", nimmt die Sentimentalität nicht selten einen Charakter an, den wir nicht anders als durch das englische Wort whimsical zu bezeichnen wissen, und wenn er sich (S. 44) zur Selbstermuthigung für sociales und gemüthliches Leben zuruft:

Gustav, sei Mann! nimm muthig dich zusammen.
Was soll dies Schwanken zwischen Lust und Schmerz?

so möchten wir ihm auch in Bezug auf sein poetisches Bilden und Streben zurufen, sich zu ermannen und den Ernst des Lebens, der ihn weinerlich stimmt, was sich allenfalls in weiblichen Poesien ganz gut ausnimmt, mit der Energie männlichen

Selbstbewußtseins zu malen. „Wie dumm!“ (S. 44) ist gar nicht dumm, und „Die Windsbraut“ (S. 46) verräth Anlage für Romanzenartiges.

39. Gedichte eines weimarischen Bürgers aus dem Handwerksstande. Weimar, Tantz und Comp. 1834. 8. 18 Gr.

Dergleichen Gedichte werden heutzutage in einem weitern Kreise viel weniger gelesen als vor 30 oder 40 Jahren, als Hiller Reim' und Taubennester flocht. Aber hatte der Verf. keinen wohlwollenden Freund, der ihm die tollen Sechsfüßler (S. 121) ein wenig änderte?

40. Der einunddreißigste Julius, oder die Macht des Gerichts. Religiöse Gesänge. Berlin, Legier. 1835. 8. 4 Gr.

Diese frommen Selbstanklagen, Nothschreie des zerknirschten Herzens, Bußthränen und brünstigen Gebete um Gnade möchten viel Anklang finden bei einer gewissen religiösen Classe und haben selbst objectiv manches Schöne. Eine Note am Schlusse des kaum zwei Bogen langen Werkleins gibt Auskunft über den Titel. In der Nacht des 31. Juli 1829 stellte sich nämlich dem Dichter in einem Gesichte sein zerrütteter Seelenzustand dar, und das reuige Herz strömte in diesen Gesängen aus.

41. Das Lied von der Pfarrerin. Von Andreas Brecht. Hermannstadt, auf Kosten des Verfassers gedruckt. 1835. 8.

Der ganze Titel lautet: „Das Lied von der Pfarrerin, Parodie auf Schiller's „Lied von der Glocke“, und Seitenstück zu Schuller's „Lied vom Pfarrer“, und zugleich ein didaktisches Scherz- und Ernstliedlein für erwachsene Pfarrerstöchter und ihres Gleichen“. Bei manchem leicht hingehauchten Witzworte doch mancher Spaß, der sich schwerfällig und unbeholfen bewegt; auch geschieht der Wirkung des Komischen durch den unangemessenen Umfang des Werkleins (1200 Verse) bedeutend Eintrag.

42. Poetische Feldblumen. Für Frauen in einen Strauß gebunden. Von G. Thiele. Tilse, Post. (Leipzig, Hermann und Langbein.) 1835. 8. 16 Gr.

Statt einer Vorrede beginnt der Blumensammler:

Ich wandelte Frühlings im Sonnenschein
Gemächlich in Auen und Wäldern,
Ich sammelte winkende Blümchen ein
Von lachenden Wiesen und Feldern:
Wol Gänseblümchen, den Löwenzahn,
Das Katzenfüßchen, den Thymian;
Und Feldeianen —

Doch wir übergehen die übrigen hier gefundenen Blümchen und ihre Namen, und fügen in Prosa hinzu, daß der Blumenflor in Vasen gethan und täglich mit frischem Naß gepflegt wurde, und

Sie standen lustig. Allein, allein,
Wie ist doch des Menschen Gemüthe!
Ich mochte nicht der Einzige sein,
Für den der Vasenschatz blühte.

Da geht's denn freilich unserm Feldblumensammler wie den meisten seiner Brüder in Apoll, Göthe selbst nicht ausgenommen. Sie wollen, alle Welt soll ihre Blumen berichen und bewundern, und dem Kritiker muthen sie zu, daß er nicht allein jedes Blümchens eigenthümlichen Duft mit scharfer Nase herausrieche, sondern daß er auch dem poetisch-botanisirenden Publicum ihre Farbenpracht anpreise. Nun wollen wir auch nicht in Abrede stellen, daß wir einige recht wohlriechende Blümchen, selbst ein paar Sprößchen Ehrenpreis unter ihnen gefunden, und es ist recht löblich, daß sie sich nicht erotische Zierpflanzen oder dgl. nennen; so erwartet man von Duft und Farbe nicht zu viel. Jedoch hat der Verf. ganz Recht, wenn er es sonderbar nennt, daß er den Einfall gehabt, den Frauen sie als Strauß zu winden:

Da rief's mir sonderbar in den Sinn:
Gib sie als Sträußchen den — Frauen hin!

Warum denn eben den Frauen? Denn obwol gar viele Gedichte hier die mythische Vorzeit der Frauenwelt besingen und dem schönen Geschlecht der heutigen Welt Manches zu Nutz und Lehr geverselt wird, so wird dadurch nicht ganz der Titel des Büchleins motivirt; ja, wir meinen, Jünglinge und Männer riechen wol auch gern an diese Feldblumen. Eine Bemerkung über die Vasen, in denen sie aufgestellt sind (wir meinen über die Form), erlaube uns Hr. Thiele: die Wahl etwas kurzer trochäischer oder jambischer Füße ist nicht glücklich, weil sie den Versen häufig den Anschein einer Reimleierei gibt.

43. Sagen aus dem Morgenlande, von Ludwig August Frankl. Leipzig, Leo. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Der Verf. versteht nicht nur des Morgenlandes köstlichste Perlenquellen aufzufinden, sondern weiß uns auch in Wort, Bild, Leben und Scenerie den Osten zu erschließen. Der erste Abschnitt: „Alexander der Große“, hat vier Nummern, die den besten Quellen entnommen und sämmtlich anziehend sind. Der Stoff der „Brautwerbung“ ist nämlich im „Rosenöl“ (S. 121) enthalten; „Der Todtenkopf“ ist nach einer talmudischen Sage bearbeitet; „Chisir's Quell“, entnommen der „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ von Joseph von Hammer, und der „Orakelspruch“ wiederum aus dem „Rosenöl“ entlehnt. Die zwei Stücke des zweiten Abschnitts: „Salomo“, „Der Leichenzug“, mit der Anspielung auf die Liebschaft zwischen Rose und Nachtigall und „Der Ostwind“, sind nicht minder echt poetisch. „Die Lampen“, erzählt von Ibn Kessir, angeführt „Rosenöl“ (S. 112), und „Das Grab“, mitgetheilt von Al-Thabari bilden unter der Überschrift: „Moses“, den dritten Abschnitt. Der vierte heißt „Anahid“ oder „Sohre“, die Venus Urania der Perser. Der Stoff dieser Gedichte ist Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ abermals entnommen. Minder wollen in diesem Abschnitte gefallen: „Drei Sprüche des Koran“ und „Beduinengastfreundschaft“; doch „Richard Löwenherz“ und „Der Hohepriester“ (nach dem Talmud) söhnen wieder aus. Die ersten fünf Zeilen des Gedichts: „Die Erschaffung des Menschen“, sind wörtlich aus dem Koran übersetzt und der Stoff ist nach Thabari enthalten im „Rosenöl“ (S. 19, Thl. 1). Den Schluß macht eine ansprechende Bearbeitung des Moore'schen oft übertragenen und allbekannten Gedichts: „Das Paradies und die Peri“. Schade, daß das im Äußern übrigens splendid auftretende Büchlein einige häßliche, sinnentstellende Druckfehler zählt.

44. Die drei Fürstensöhne, Napoleon II., Heinrich V., Otto I. Lyrische Trilogie von G. Fr. Blaul. Speier, Reidhard. 1835. Gr. 12. 8 Gr.

Poesiereich ist das Schicksal jedes der drei Prinzen; folglich ist es auch kein unglücklicher Gedanke, dasselbe in den Rahmen einer lyrischen Trilogie zu fassen. Der Erste ist ja kein Anderer als le fils de l'homme, der das von vergeblichen Wünschen und Hoffnung ermattete jugendliche Herz in die Hand des Schöpfers versagend zurückgibt. Der Andere ist das Kind der Schmerzen, der Erinnerungen und der Wehmuth, das Kind von Europa, von seiner Höhe gleichfalls herabgestürzt, dessen heldenmüthiger Mutter der alte litterarische Vicomte zurief: „Madame, votre fils est mon roi.“ Der Dritte ist der junge Sproß aus dem alten Geschlechte der Wittelsbacher, der es gewagt hat, den aus Trümmern neugebauten Thron von Hellas zu besteigen. Die tragischen Züge aus dem Leben des Ersten und Zweiten ziehen allerdings mehr an als die heiter blühende, jugendliche Hoffnung athmende Gestalt des Dritten, den der Dichter von Vaterland und Älternhause scheiden läßt und ihn unter Volksjubel zu den Propyläen führt, über denen der Geist versunkener Herrlichkeit schwebt. Auszeichnen möchten wir das Nachtgesicht, in welchem der Schläfer von St.-Helena aus seinem Felsengrab beschworen wird. Da steht er in mitternächtiger Stunde, mit gekreuzten Armen, über das weite Meer hinwegschauend nach dem Vendômeplatz, mit seiner Säule geschmückt, nach seinen Grenadieren, nach der greisen Mutter, und —

Weiter blicket er mit Seufzen,
Blickt bis zu St.-Stephan's Dome,
Sieht ein düsteres Grabgewölbe
Dort am raschen Donaustrome,

Sieht, es hebet sich die Decke
Eines Sarges, und der bleiche
Jüngling, der darinnen ruhet. —
Weh'! es ist des Sohnes Leiche.

Von nicht minder tragischer Wirkung ist die hier geschilderte Scene auf Prags Hradschin, wo der Dichter den fünften Heinrich, mit dem Lilienmantel bekleidet, auf einen Thron setzt, vor welchem die Ludwigsritter sich beugen — da tritt aus Blayes Kerker die Mutter ein und ruft:

O steig nur immer wieder
Von dem erträumten Thron,
An seine Stufen nieder
Wirf die erborgte Kron'!
— — — — — —
— — — — — —
Weg sind die Hoffnungsträume ganz,
Die uns so schön gewiegt,
Erloschen unsers Hauses Glanz. —
Der Räuber hat gesiegt!
Da löschen alle Kerzen
Im ganzen weiten Haus,
Und auch in ihren Herzen
Sind alle Lichter aus.
Der alte König neigt das Haupt
In tiefem, stummem Schmerz.
Sein letzter Trost ist ihm geraubt.
Nun brich du armes Herz.

Ein erläuternder Anhang commentirt historisch-biographisch das Lyrische.

(Der Beschluß folgt.)

Sommersprossen auf dem Teint der Novellen-Literatur. Eine Weihnachts-Gabe für schlechte Lesezirkel und Leihbibliotheken durchs Brennglas erkannt von Heinrich v. Seelen. Breslau, Richter. 1836. 8. 1 Thlr.

Man muß anerkennen, daß es der Verfasser in der Titelfabrication weit gebracht hat; man kann sagen: hier ist Schwung, Poesie, Allegorie und vor Allem Wahrheit. In der That, das müssen wackere, handfeste Sommersprossen sein, die noch zur Weihnachtszeit durchs Brennglas zu erkennen sind — durchs Brennglas! — Wer sah je durch ein Brennglas? Wer thut dem Verfasser ein so gewagtes Kunststück nach? — Die arme Novellenliteratur, deren Teint schon soviel gelitten hat und noch leiden muß! Jetzt impft ihr ein seelenloser Herr von Seelen sogar Sommersprossen ein und präsentirt diese sammt dem Teint als Weihnachtsgabe — wir dürfen nicht zweifeln, zum Wohl und Heil der deutschen Kinderstuben, wenn man deren Insassen bei der Lectüre recht zu leiten und sie für die Tendenzen des Verfassers empfänglich zu machen weiß. Man weiß nicht, ob man mehr über die Verwegenheit und Unbescheidenheit des Verfassers sich verwundern soll oder über seine Bescheidenheit, womit er das Buch den schlechten Lesezirkeln und den schlechten Leihbibliotheken widmet. Der Titel ist offenbar das Merkwürdigste an diesem Buche, und es ließe sich daran noch manche treffende Bemerkung über die Erbärmlichkeit gewisser deutscher Autoren, welche nur für den Tag und ihre zähe Existenz schreiben, aufs genaueste anknüpfen. Der Inhalt selbst besteht aus dreizehn Novellen, welche im Allgemeinen einen noblern Charakter an sich tragen, als der Titel zu versprechen scheint, die aber sammt und sonders der Signatur: Novelle, nicht entsprechen und mit dieser edeln Bezeichnung offenbar Misbrauch treiben. Unter den Verfassern hat sich bisher nur Einer bewährt, v. Gaudy, von dem wir hier eine kleine an sich unbedeutende Anekdote: „Aus dem Tagebuch eines hessischen Jägers", zu lesen bekommen, wie wir gehört haben, keine dem Herausgeber zu dem speciellen Zweck der Sammlung gelieferte, sondern dem Verfasser ohne dessen Einwilligung nachgedruckte Arbeit. Die Anekdote läuft auf einen erschossenen Esel hinaus, den der hessische Jäger nächtens für einen Franzosen hielt; diese splitternackte Anekdote soll nun eine Novelle sein. „Der Barbier zu Frankenstein", Novelle von Otto Hanisch, ist wenigstens nicht ohne Phantasie erzählt und sprachlich nicht übel eingekleidet, während die Novelle: „Armer und reicher Leute heiliger Christabend", von demselben Verf., mit Gemüthlichkeit vorgetragen ist und zu dem Ansprechendsten gehört, was uns in diesem Anekdotenalmanach geboten wird. Der Aufsatz von dem Verfasser selbst, der den stolzen Titel „Ich und Napoleon", wo die conventionnelle Höflichkeit durch das Voraufschicken des Ichs offenbar verletzt ist, an der eisernen Stirne trägt und bisjetzt das einzige Junge sein soll, was dieser schriftstellerische Löwe, Heinrich von Seelen genannt, zur Welt gebracht hat, ist so fertig und in so anziehender Weise geschrieben, daß wir beinah versucht sein möchten, den Verfertiger des Titels und den Verf. des Aufsatzes nicht für eine und dieselbe Person, nicht für identisch zu halten. Der Verf. scheint hier mit fremden Fingern gearbeitet zu haben; eine Anschuldigung, von der wir selbst wünschen, daß sie eine unbegründete, eine falsche sein möge. Die übrigen Novellen sind fast sämmtlich keinen Schuß Pulver werth, obgleich hin und wieder derb geschossen und Pulver verbraucht wird. Es ist bemerkenswerth, welche moderne Sentimens ein gewisser Karl Barbarina seinem Novellenhelden, einem Strodlitz'schen Reiter, in den Mund legt; bemerkenswerth aus dem einfachen Grunde, weil wir hier abermals einen Beweis haben, wie sich aus den stereotypischen Ausdrücken unserer Romantik und Novellistik in aller Schnelligkeit eine Erzählung zurechtsetzen läßt, die, ohne irgend was zu sein, dennoch nach etwas aussieht. Wir haben hier ein schlesisches Fabrikat vor uns, welches dem Geschmacke nach an schlesischen Landwein und dem Aussehen nach an schlesisches Grokkinnenzeuch erinnert. 45.

Notizen.

Nächtlicher Entenfang auf Morea.

In den Thermopylen wird alljährlich gegen den Winter zu ein Theil überschwemmt, jedoch steigt das Wasser nur einige Fuß hoch, sodaß es leicht zu durchwaten ist. Auf diesem Wasser sammeln sich die wilden Enten in großer Anzahl, sodaß auf diese eine eigenthümliche Jagd gemacht wird. In der Nacht begeben sich die Landleute je zwei und zwei zusammen in das Wasser. Der Eine trägt einen großen ledernen Sack, der Andere eine brennende Pechfackel und eine Glocke. In dem Wasser angekommen, wird mit den Glocken ein großer Lärm gemacht, wovon die schlafenden Enten erwachen. Durch die brennenden Fackeln geblendet, fahren sie in die Höhe, allein durch das Lärmen mit den Glocken werden sie betäubt und sinken mitten unter die Jäger herab, sodaß Diejenigen, welche die Säcke haben, sie zu Dutzenden hineinstecken können. Daß dieser Entenfang sehr reichlich ausfallen muß, geht daraus hervor, daß das Stück durchgängig für 2½ Paras, das sind ungefähr 9 Pfennige, verkauft wird.

Ein sehr peinlicher Statistiker berechnete, daß sich in Europa theils in fürstlichen Menagerien, theils bei herumziehenden Speculanten nicht weniger als 225 Löwen, 280 Tiger, 302 Leoparden, 370 Panther, 80 wilde Katzen, 75 wilde Stiere, 67 Elefanten, 10 Rhinoceros, 1400 Bären, 2700 Wölfe, 78 Klapperschlangen, 1040 Hyänen und 96 Krokodile befinden, und daß, wenn man diese in einem Walde losließe, 50,000 Menschen nur mit Mühe sich zu Herren dieser wilden Thiere machen würden. Das muß in sehr frühen Zeiten stattgefunden haben, als noch die Bärgarten und Löwenzwinger existirten. Heutzutage gibt es in Europa so viele wilde Bestien nicht mehr. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 213. — 31. Juli 1836.

Überſicht der neueſten Erzeugniſſe der deutſchen poetiſchen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 212.)

45. Der Fels der Liebenden, eine Romanze vom Oberſten von Schepeler. Nebſt einigen Seguidillas, aus dem Spaniſchen frei überſetzt von demſelben Verfaſſer. Aachen, Kaatzer. 1834. Gr. 12. 14 Gr.

Der Stoff dieſer Romanze (Ein chriſtlicher Ritter, aus berühmter Familie in Caſtilien, wird von den Mauren in einer Schlacht gefangen und nach Granada gebracht. Die ſchöne Tochter des edeln Mauren, in deſſen Hauſe er lebt, entzündet das Feuer der Leidenſchaft in ihm. Er findet Gegenliebe; da aber der Vater nur dann die Einwilligung zum Bunde der Liebenden geben will, wenn der Ritter den chriſtlichen Glauben abſchwört, ſo entfliehen die Liebenden. Der erzürnte Vater und der der Entflohenen beſtimmte Bräutigam verfolgen und holen die Flüchtlinge unweit Martos ein, wo ſie ſich verzweifelnd von einem hohen Felſen in die Tiefe ſtürzen, der noch jetzt la pena de los enamorados heißt und von welchem Jedermann in jenen Gauen zu erzählen weiß) iſt hier weit ausgeſponnen und ließe ſich bequem auf die Hälfte der Strophen reduciren. Die Darſtellung der Kataſtrophe iſt wol am beſten gelungen; ſonſt bleibt noch Manches zu wünſchen übrig. Die der Romanze beigefügten Seguidillas ſind aus einer Sammlung, welche 1805 in Madrid in zwei Bändchen herausgekommen, entlehnt. Solche Seguidillas ſind in Spanien nicht ſelten Kinder des Augenblicks, indem der Witz ſie oft auf der Stelle dichtet. Gefallen ſie, ſo nehmen ſie bald ihren Weg unter das Volk. Die Volksmuſik aber, nach welcher man ſie ſingt, heißt Bolero, wie der bekannte Volkstanz. Bei jedem Bolero werden auch Seguidillas geſungen. Sie beſtehen aus ſieben- und fünfſylbigen Verſen; ein Maß wird jedoch ſelten beobachtet, und der Reim iſt mehr eine Aſſonanz. Der Liebe Schmerz und Luſt, Eiferſucht, nicht ſelten aber auch Devotion, fromme Reue und Bußſeufzer hauchen aus dieſen zarten Südlandsblüten, die hier nicht ſelten etwas ſchwerfällig wiedergegeben ſind. Man höre das erſte, worauf zufällig das Auge geleitet wird:

Deine Augen, zwei Mohren
Mit Pfeil und Bogen,
Noch im Schlafe durchbohren
Die Bruſt und treffen.
Sag du es, mein Herz!
Sie zu ſehen war eines
Und fühlen den Schmerz.

Angefügt iſt ein Notenblatt, die Melodie einer Seguidilla gebend.

46. Zeiten und Dinge. Ein Gedicht. Erlangen, Heyder. 1835. Gr. 8. 10 Gr.

Stände in dem langen ebenfalls verſificirten Vorworte auch nicht die Stanze:

Was ſollen dieſe Blätter vor euch bringen?
Kaum weiß ich ſelbſt, was ihre Flügel regte —,

ſo war es uns doch beim Weiterleſen wie dem Manne zu Mute, der das Brauſen des Sturms zwar hört, aber nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, bis uns durch ein Vorwörtlein von dem Gedichte ſelbſt ein Licht im myſtiſchen Stanzennebel aufging, indem wir laſen:

Wenn ſie dich fragen, ſtille Morgenröthe,
Was deiner Bruſt geheime Stimme flöte,
So ſprich: Ich ſinge euch aus heil'ger Frühe
Die erſte Wonne und die erſte Mühe.

Und will man Weiteres noch von dir ergründen,
So darfſt du ungeſcheut es ihnen künden:
Ich melde euch den Urſprung aller Dinge,
Der großen Zeitenkreisflut erſte Ringe.

Doch wiederholt ein Recenſent die Frage
Mit Ungeſtüm: Was bringſt du uns? ſo ſage:
Den lieben Gott, die ſieben Schöpfungstage,
Den Sündenfall und alle weitre Plage.

Fehlte dieſe kurze und bündige Erklärung und Weiſung, ſo möchte es in der That ſchwer werden, aus den Nebeln und Dämmerungen des Textes (der freilich nur den erſten Geſang gibt) zu errathen, was der Dichter denn eigentlich wolle und biete. Es ſcheint, ſein klarer Blick werde durch die Überſchwenglichkeit chaotiſcher Gefühle und das zu gewaltſame Herandrängen von Bildermaſſen geblendet oder getrübt; und doch ſind dieſe trüben Maſſen in höchſt melodiſch fallende Stanzen gegoſſen, die dem Inhalte vollkommen angemeſſen ſind. Ein religiös-didaktiſches Werk iſt es alſo, was die künftige Welt zu erwarten hat; die künftige Welt, ſagen wir mit Vorbedacht; denn wenn der Verf. den Stoff mit ähnlicher innerer Ökonomie ausſpinnt wie im erſten Geſange, wo wahrlich wenig geſchaffen iſt, ſo wird es ein opus desperatissimum, d. i. ein Werk, deſſen Schluß zu ſehen, die Welt faſt verzweifeln muß. In welchem Geiſte indeſſen die Löſung des Ganzen erfolgen werde, läßt ſich leicht aus der mit reinſter Verehrung an Schelling geſchriebenen Vorrede prognoſticiren.

47. Seraphine oder die Waſſerbraut, ein Gedicht in drei Geſängen, von Friedrich Bresemann. Kopenhagen (Leipzig, Vogel). 1835. 8. 12 Gr.

Es iſt nicht leicht, zu beſtimmen, welcher Dichtungsart dieſes chamäleontiſche Werklein zugeſchrieben werden müſſe. Es hat deſſen Verf. auch nicht gefallen, durch ein erläuterndes Vorwort dem Leſer Haltungspunkte über ſeinen Plan, ſeinen Zweck, ſeinen Beruf u. ſ. w. aufzuſtellen und ſich über manches Widerſprechende zu erklären. Will ſich nun der Leſer ſelbſt deutlich machen, was er erhält, ſo wird er anfänglich glauben, er leſe ein komiſches Epos; denn es entfalten ſich aus Charakteren und Situationen einige Züge, die auf dieſen Gedanken führen. Aber bald gewahrt er, es ſtreife das Ganze an das Idylliſche an, und auch dieſes verwandelt ſich wieder in Romantiſches. Regt ſich aber die Vermuthung, der Dichter biete Didaktiſches aus der Märchenwelt, ſo wird dieſelbe durch den Umſtand widerlegt, daß nirgend eine moraliſche Tendenz, weder in den Begeben-

heiten ſelbſt, noch in dem unerwarteten unmotivirten Schluß den zweifelnden und unbefriedigten innern Sinn beruhige und verſöhne. Kurz, es fehlt dem Werke poetiſche Haltung, Plan und berechnete Ökonomie, und wir müſſen bezweifeln, daß es ſeinem Verf. ein Lorberblatt aus Apollo's Kranze erringen werde.

48. Vermiſchte Dichtungen von F. W. von Kawaczinsky. Suhl, Müller. 1835. 8. 20 Gr.

An Stoffen, die tauſendmal von tauſend Dichtern bearbeitet ſind, und in Sangweiſen und Formen, wie ſie tauſendmal dageweſen, arbeitet die ſtille, geſunde Phantaſie dieſes Sängers; aber das Reſultat ihres Strebens und Mühens iſt doch nur Alltägliches. Wie ſo ganz anders würde das Urtheil ausfallen, wenn dieſe Verſe vor 30 oder 40 Jahren geſchrieben wären.

49. Romanzen von Auguſt Kahlert. Breslau, Korn. 1834. 8. 1 Thlr.

Hervorgegangen aus dem mittelalterlichen Rittergedicht, frühe Bildung findend bei Englands Volksdichtern und ſelbſtändiger geworden durch die Deutſchen: Bürger, Stolberg, Göthe, Schiller, Uhland und Schwab, ſchlingt ſich die moderne Romanze (und die ihr verwandte Ballade) ein vermittelndes Band zwiſchen dem Epiſchen und Lyriſchen und ſtellt ſich in beider Mitte. Soll ſie den Anfoderungen der Kunſt genügen, ſo muß ſie mehre Handlungen geſchickt in eine zuſammenzuziehen wiſſen, mit wenigen Worten viel ſagen und ihre Kataſtrophe muß überraſchen und erſchüttern. Der Sänger vorliegender Romanzen genügt im Durchſchnitte dieſen Anfoderungen. Er weiß die Sprache zu behandeln, hat ein für lyriſchen Wohllaut empfängliches Ohr, vermeidet Zerfloſſenheit und Reflexion, die Feinde dieſer Dichtart, hat ſich mit der Natur des Volksliedes und der Sage bekanntgemacht und weiß, was ſeine Vorgänger geleiſtet haben, weshalb wir ihm einen ehrenvollen Platz neben denſelben nicht ſtreitig machen mögen. Nur möchten wir rügen, daß in ſeinen Romanzen oft nur eine Geſtalt, ein Bild, eine Situation an die Stelle der Handlung tritt und ſomit das Urelement, aus welchem dieſe Dichtart hervorgegangen iſt, verwiſcht oder in Schatten gedrängt wird. Oft gibt er uns nur ein überraſchendes Anekdoton, wie in „Der Locke" (S. 147), „Der Indianerin" (S. 150), und „Dem Gefangenen" (S. 153), und will es uns für eine Romanze verkaufen. Auffallend iſt es, daß hier die Romanzen, in welchen hiſtoriſche Perſonen auftreten, im Ganzen weniger Effect machen als diejenigen, die vom Verf. ſelbſt erfunden ſind, ſowie auch jene, die dem Gebiete der Volksſage und des Märchens entnommen ſind. Dagegen gereicht es der Behandlung der meiſten Stücke zum Lobe, daß er das Grauſige oder den Schmerz nicht eben in den Kataſtrophen und anderswo malt, ſondern den Leſer mehr errathen läßt. „Der Tiſchlergeſell" (S. 145) erinnert in Form und Geiſt an engliſche Originale. „Der Trommelſchläger" (S. 50) iſt ſchwach und effectlos. „Der Spiegel" (S. 52) iſt ein artiger lyriſcher Hauch, aber mit der Romanze nur entfernt verwandt, und in „Menſchenloos" (S. 27) geht das romanzenartige Element in der Reflexion unter. Wie der Verf. ſingt, bekunde das erſte Blatt: „Der finſtere König."

Sie ſaßen auf hohem Söller,
Der König und ſein Gemahl,
Der Edelknabe zu Füßen
Sang Lieder hinab in das Thal.

Sie lächelt mild und lieblich
Die junge Königin,
Ihr greiſer Herr, ſo finſter,
Blickt ſchweigend in's Thal dahin.

Sie freut an des Knaben Liede
Und Saitenſpiele ſich ſehr,
Sie lächelt dem blonden Sänger
Wol hold in Zucht und Ehr.

Zur Ruhe ging ſie fröhlich
Und fröhlich wurde ſie wach, —
Da lag im Blute der Knabe
Vor ihrem Schlafgemach.

„O Gott, mein Herr und König,
Wer ſchuf ihm das frühe Grab?" —
Der König blicket ſo finſter
Ins weite Thal hinab.

Sie ging betrübt zur Ruhe,
Betrübt dann wurde ſie wach,
Sie wurde bleich und bleicher,
Weint viel im Schlafgemach.

Die Sonne verging in den Bergen,
Die Nebel ſanken herab, —
Da ſaß der König alleine,
Sah finſter ins Thal hinab.

50. Lyriſche Verſuche von Guido von Meyer. Frankfurt a. M., Schmerber. 1835. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Geht — wer denket denn Gedichte!
Sind ſie euch nicht Traumgeſichte?
Sind ſie euch nicht Melodieen,
Die mit Hall vorüberziehen?
Sind ſie nicht ein Bad von Wellen,
Die erquickend euch umſchwellen?
Sind ſie nicht der Schwalbe Rippen,
Ätherſchlürfen, Wogenwippen?
Sind ſie nicht ein jauchzend Thronen
Himmelhoch in Luftballonen?
Sind ſie nicht die goldne Schale,
Uns gereicht vom Göttermahle,
Uns gegönnt zu ew'ger Jugend?
Nie erkenn' ich da, was Tugend,
Und in ungeſtillten Trieben
Muß ich weinen, jauchzen, lieben!

heißt es S. 168 in dieſen „Lyriſchen Verſuchen", und den hier ausgeſprochenen Anſichten über poetiſches Schaffen und Treiben durchgängig treu, läßt der geniale Verfaſſer ſeine Melodien mit Hall vorüberſchweben; aber der Hall iſt ſo täuſchend und verworren, daß ſich oft gar nicht unterſcheiden läßt, von wannen er kommt und wohin er fährt. Das Bad ſeiner poetiſchen Wellen umwallt uns erquickend; oft aber ſchlagen ſie über unſerm Haupte zuſammen, daß uns Hören und Sehen vergeht. Sie ſind der Schwalbe Rippen — ſo zart iſt Vieles; aber wir ſchlürfen mit dem Äther oft auch dicke Nebel und aria cattiva ein. Sie ſind ein jauchzend Thronen himmelhoch; aber ſie entziehen ſich oft den Blicken des ruhigen Beobachters und verlieren ſich in grauen Wolkenſchichten. Sie ſind die goldene Schale, die uns der Verf. von ſeinem Götterſchmauſe reicht; aber er weiß nicht, daß er ſelbſt des göttlichen Nektars zu viel getrunken, daß er oft lallt, ohne zu ſprechen, daß er oft taumelt, wo er ſich feſt und zierlich bewegen ſollte. Was Tugend iſt, will er in der hebenden Stunde nicht anerkennen; aber ſeine Recenſenten werden ſich durch ſein trotzig keckes Wort nicht abhalten laſſen, ihn zu erinnern, daß es auch in der Poetik einen kategoriſchen Imperativ gibt. Mit einem Worte, der Verf. ſcheint die poetiſche Begeiſterung für ein delirium breve zu halten, und wenn ihn einmal die Flammen emporgehoben haben, kann er ihrer nicht Herr werden und ſie ſpielen mit ihm. Man möchte ihm mitunter zurufen, was der proſaiſche, unfromme Römer Feſtus dem eifernden, glühenden Jünger Gamaliel's zurief: „Paule, du raſeſt! Die große Kunſt macht dich raſend!" Wie unklar iſt z. B. Rouſſeau's „Trichordium" (S. 10). In „Tagverkündigung" (S. 6) ſpricht das Kind wahrlich nicht kindlich. Er hat einen Fonds von frommem Gefühl im Herzen. Wie innig iſt er in „Glauben" (S. 36), und wie ſinnig in der „Schlangenkönigin"; aber welche Üppigkeit wilder Schößlinge treibt auch dieſes Gefühl! Er gibt einige treffliche Legenden und cultivirt dieſes Genre mit Glück; aber wie läppiſch, ſpielend, unwürdig chriſtlichen Ernſtes, ja aberwitzig ſind „Der Liebesapfel" und „Die Wundervögel", wo in der That der Heilige des Evangeliums entweiht und das ſchöne Bild beſchmitzt wird, das der fromme Sinn von ihm in der Seele Tiefen birgt. Wie

craß iſt in den geiſtlichen Sonetten (S. 76) „Die Todesſtunde", wo es heißt von Jeſu:

Der Schöpfer gibt ſich ſelbſt die Todeswunde.

Das heißt doch wahrlich das göttliche Geſchenk, die Vernunft, maltraitiren. Wie oft verſenkt er ſich in ſeinen „ungeſtillten Trieben, weinend, jauchzend, liebend" in ein myſtiſches Dunkel, wo Jeder, der mit den Fühlhörnern der Empfindung ſich fortzuhelfen nicht gewohnt iſt, nicht ſieht und ängſtlich nach Licht ſchaut oder nach Luft ſchnappt. „Die Wundererſcheinung" (S. 151) dagegen iſt ſo ſchön, daß wir das zarte Gedicht gern ganz mittheilten. Ebenſo zeichnen ſich aus die „Sonette auf Taſſo", „Die drei Ruheſtätten" (auf den Tod der Königin Luiſe von Preußen) und das liebliche „Frühlingslied" (S. 161). Alſo, lieber Sänger, ſtimme die Lyra reiner; dein Inſtrument iſt ja ſo gut gebaut; du ſtürmſt nur mit zu keckem Finger in die Saiten!

51. Gedichte von A. J. Baaſch. Hamburg, Schuberth und Niemeyer. 1835. 8. 1 Thlr.

Wir können uns bei Anzeige dieſer Gedichte kurz faſſen, da wir des Verf. Perſönlichkeit und Leiſtungen ſchon Nr. 156 d. Bl. f. 1832 im Ganzen beifällig gedacht haben; überdies aber ſcheint die ganze Sammlung, die nur für Freunde beſtimmt iſt, durch ein Zuſammenraffen ſeines im Pulte liegenden pieriſchen Papierwuſtes entſtanden zu ſein. Auf graues Papier gedruckt finden wir hier „Bilder aus meinem Jugendleben", wo auf der erſten Seite der Schnitzer vorkommt:

Mich recht zu amuſiren,
Sprach ich von dies und das —!!

Gelegenheitsgedichte für Hamburg, Reime im hamburgiſchen Plattdeutſch, die ſich naiv genug ausnehmen, vermiſchte Gedichte, die weder hinreißen noch abſtoßen, eine Erzählung in Proſa: „Die unheimliche Schenke", und endlich gar „Aphorismen über — das Bauweſen". Den lieben hamburger Freunden werden die Sachen viel Vergnügen machen. Hr. Baaſch liebt ſeine Vaterſtadt gar ſehr.

52. Die Marmorbraut oder des Zaubers ſchwere Löſung. Ein orientaliſch-humoriſtiſches Gedicht in ſechs Geſängen von Friedrich Braunſchweig. Zweiter Theil. Zerbſt, Kummer. 1835. 16. Beide Theile 16 Gr.

In Nr. 271 d. Bl. für 1835 erklärten wir über dieſes Gedicht, es laſſe ſich, da der Schluß fehle, über Erfindung und Peripetie nicht urtheilen. Da der Schluß hier im vierten bis ſechsten Geſange gegeben iſt, ſo läßt ſich auch über des Werkleins Natur und Tendenz ein Urtheil fällen, welches wir mit den Worten des Verf., nur abgekürzt, ſelbſt niederſchreiben. Es iſt das Gedicht nämlich eine von Hrn. Braunſchweig inventirte allegoriſche Fiction und hat den Zweck, den Kampf des freien Willens über die Reize der Sinnlichkeit und den endlichen Sieg über dieſelbe darzuſtellen. Um dieſe Aufgabe zu löſen, tritt der Held in eine Wunderwelt ein, worin feindliche Mächte walten, die ſeinen edeln Beſtrebungen auf Blumenpfaden der Luſt um ſo unzweifelhaftere Fallen zu legen bemüht ſind, als ſie auf die Anlagen und Triebe der menſchlichen Natur berechnet ſind. Das ganze Gemälde hält ſich auf ſeiner Grenzlinie, auf welcher die phyſiſche Natur des Menſchen mit der moraliſchen collidirt, um der Satire freien Spielraum über bizarre Abweichungen einer oder der andern Art von derſelben zu geſtatten. In Bezug auf dieſe Andeutung wird man auch den Genius nebſt ſeinen Gaben, im Gegenſatz der feindlichen Mächte, das Ideal des Strebens, Andane zu deuten, ſowie die Gaben des Genius ſelbſt, den Ring, der als Wärner zugleich Bedingung des erwachenden Lebens von Andanen iſt, wie auch den Becher allegoriſch zu würdigen wiſſen und erkennen, wie alle gegebenen Umſtände in die Reihe der Begebenheiten des Helden nicht etwa zufällig, ſondern abſichtlich eingewebt und zu vollſtändigem Ganzen verbunden ſind. Uns über die Art und Weiſe zu erklären, wie der Verf. die Liebe darſtellt, können wir nicht unternehmen, da wir hier nur Relationen und nicht Recenſionen geben.

53. Kleine epiſche Dichtungen und Idyllen. Von Ludwig Reuffer. Stuttgart, Scheible. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Schon in Nr. 285 d. Bl. für 1827 war von Reuffer's „Geſängen der Liebe und Treue, aus den ſchönen Tagen der Jugend" und von ſeinen lyriſchen Leiſtungen die Rede. Desgleichen zeigten wir Nr. 72 d. Bl. f. 1829 zwei Idyllen deſſelben Verfaſſers: „Die Herbſtfeier" und „Der Tag auf dem Lande", an. Wir brauchen folglich der Leſewelt hier nur zu ſagen: Ludwig Reuffer, der freundliche Sänger, iſt wieder da mit kleinen epiſchen Dichtungen, um die Freunde einer geſunden gemüthlichen poetiſchen Lectüre zu erfreuen. Eine größere Dichtung in Hexametern, „Hilkar", eröffnet das Buch, genügend allen Anſprüchen, die eine billige Kritik und der Erholung ſuchende Leſer machen können. „Albert und Helena", eine Darſtellung aus dem Leben Heinrich des Voglers, in gereimten jambiſchen Strophen, ſchließt ſich würdig an dieſelbe. Romanzenartig gehalten iſt „Der Waldbruder" (S. 129) und in höchſt anſprechender Form. Minder genügt „Der goldene Harniſch". „Rudolf und Ottokar" gibt in reimloſen fünffüßigen Jamben den bekannten, von Andern oft bearbeiteten Stoff aus dem Leben dieſer beiden Helden. Am gelungenſten haben wir die Zeitdichtung: „Die Landesflüchtigen", gefunden. Ein feindliches Geſchick zwingt einige Männer Europas nach dem ungewiſſen Glück in einem andern Welttheil zu wandern. Im Reiche Golkonda finden ſie einen Wirth, einen Sohn der großen Nation und Napoleon'ſchen ehemaligen Gardiſten, der ihnen ſeine Fata erzählt und ſie auffodert, ein Gleiches zu thun. Da tritt im erſten Erzähler ein Demagog und Tugendbündler auf, die Ilias ſeines Lebens erzählend. Ihm ſchließt ſich ein Pole an, den des Vaterlandes Sturz zur Flucht zwang. Im dritten erſcheint ein junger Engländer, dem ein geiziger Vater eine häßliche Lady als Frau aufdringen wollte und welcher der verhaßten Verbindung entflohen iſt. Im vierten offenbart ſich ein Maler aus Rom, deſſen Kunſtleiſtungen man im Vaterlande ihrem Werthe nach nicht gewürdigt hat. Der fünfte iſt ein Arzt aus Arabien, der in dieſem glücklichen, geſunden Himmelsſtriche keine Veranlaſſung und Gelegenheit fand, ſeine Kunſt zu üben. Der ſechste iſt ein Philoſoph, welchen Wiſſensdurſt nach dem Lande der Braminen gezogen, und der letzte ein landloſer Prinz, dem ein Eroberer die Krone entriſſen. Der Wirth tröſtet: An Arbeit und an Brot, meine Herren, kann's Euch in dieſer Stadt nicht fehlen, und ſiehe (S. 251):

Nach kurzer Friſt war rüſtig frohes Treiben
Bei unſern Wandrern, die mit Luſt und Ernſt
Nun Tag für Tag durch ehrlichen Erwerb
Sich ihren Hausbedarf zu ſichern wußten.
Der Brite ſetzte ſeine Brillianten
Und Bankpapiere gegen Waaren um,
Die er mit wucherndem Gewinn verkaufte.
Der Arzt erwarb an Krankenbetten ſich
Durch heilſame Benutzung ſeiner Kräuter
Vertrauen, Geld und Ehre bei dem Volk.
Der Maler zauberte mit Schöpfershand
Auf todte Leinwand Geiſt und Leben hin
Und fand Bewunderung und reichen Lohn.
Der Pole zog mit Jünglingen zum Turnen
Und übte ſie im Kampf und Waffenſpiel,
Sich großen Ruhm und manche Gab' erwerbend.
Der Demagog begab ſich als Verwalter
In eines reichen Gutsbeſitzers Dienſte
Und hatte vollauf Unterhalt und Brot.
Nur für den Philoſophen gab es nichts,
Denn Niemand mochte ſeiner Wiſſenſchaft
Ein offnes Ohr und offne Börſe ſchenken.
Dagegen weiht' er ſeine ganze Zeit
Dem Unterricht des jungen Prinzen, der
Begierig ſeinem hohen Lehren lauſchte.

Dem Prinzen aber fällt das glücklichſte Loos. Nach des Königs Tode beſtrigt ſeine ſchöne Tochter den Thron. Sie ge-

winnt den Prinzen lieb und erhebt ihn zu sich als Gemahl auf den Thron. Die andern Flüchtlinge finden nun unter dem Scepter ihres ehemaligen Leidensgefährten den Schutz und das Glück, welches ihnen das undankbare Europa versagte. Die nachfolgenden, das Werk beschließenden Idyllen: „Die Tageszeiten" und „Die Stufenalter des Weibes", athmen die Gemüthlichkeit, Klarheit und Einfalt, die des würdigen Verf. frühere Leistungen in diesem Genre charakterisiren.

54. Grübel's sämmtliche Werke. Nebst Witschel's kurzer Lebensgeschichte Grübel's, Göthe's Beurtheilung der Grübel'schen Gedichte und Wurm's Glossar dazu. In drei Bänden. Nürnberg, Campe. 1835. 8. 3 Thlr.

Obwol Grübel, der wackere Klempnermeister und Dichter im nürnberger Dialekt, minder bekannt ist als sein Geistesverwandter Hebel, so läßt sich doch voraussetzen, daß er in der literarischen Welt, wäre es auch nur durch Göthe's wohlwollendes Wort über seine Leistungen, gekannt wird. Daher hier blos die Anzeige, daß, nachdem Witschel und Osterhausen schon 1812 das vierte Bändchen der Grübel'schen Gedichte herausgegeben, die hier genannte Buch- und Kunsthandlung von Fr. Campe zu Nürnberg den Verlag derselben übernommen, und daß sie hier neu aufgelegt, in zierlicher Ausstattung in drei Bänden erschienen. In einem Schlußworte erklärt der Verleger, die Herausgabe der Werke Grübel's sei keine Buchhändlerspeculation, sondern ein reiner Tribut, der Vaterstadt G.'s und seinen (des Verlegers) eignen Gefühlen dargebracht. Den ersten Band ziert des Dichters Bild, von Fleischmann gestochen. Voran geht eine kurze Biographie desselben von Witschel und Göthe's Beurtheilung seiner poetischen Leistungen. Ein Glossar über den Dialekt, worin Grübel seine Verse geschrieben, von Chr. Wurm, ist dem dritten Bande als nützliche Zugabe beigegeben.

55. Vielliebchen. Poetische Erzählung in zwei Gesängen. Eine Freundschaftsgabe. Trier, Troschel. 1835. 16.

Eine artige Kleinigkeit, die in wohlklingenden Versen die Entstehung des unter dem Namen Vielliebchen bekannten Scherzspiels in zwei Erzählungen sinnreich darstellt. So hübsch die Erfindung ist, sind doch die Verse noch besser. Jungen Freunden einer ansprechenden poetischen Lectüre sei das Büchlein bestens empfohlen.

56. Räthsel von J. G. M. Stuttgart, Köhler. 1836. 8. 1 Thlr.

Die Mehrzahl dieser Räthsel erschien in den Jahrgängen 1828—35 des „Morgenblattes" mit der Chiffre J. G. M. Seitdem sind viele derselben vom Verfasser (Oberstudienrath Moser in Stuttgart) neu bearbeitet und verbessert worden und erscheinen jetzt, mit einigen bisher ungedruckten vermehrt, zum ersten Male in einer Sammlung vereinigt. Es sind dreihundert. Wir empfehlen das Buch angelegentlich dem Scharfsinn der Jugend, die in heitern Mußestunden Beschäftigung und Unterhaltung finden wird. *) 79.

Notiz.

Ein englisches Journal macht die Bemerkung, daß wir in dem Talente, Städten, Dörfern, Flecken, Flüssen, Bergen, Kreisen und allen Arten von Localitäten überhaupt Namen zu geben, weit hinter unsern Vorfahren zurückständen, indem das Geschick, Örtlichkeiten zu benennen, mit der angelsächsischen Dynastie in England ausgestorben zu sein, oder wenigstens nicht die frühesten normännischen Herrscher überlebt zu haben scheine.

Die celtische Sprache, fährt das „Review" fort, war besonders reich an Bezeichnungen der eigenthümlichen natürlichen Lage eines Ortes. Ein Hügel sei hoch und spitzig oder niedrig und rund, steil oder sanft, dunkel oder hell, länglich oder kurz, so gibt es ein Wort, ihn genau und treffend zu beschreiben. Ebenso ist es auch mit Thälern, Flüssen, Ebenen und sofort. Jedes in seiner Art hat seine Benennung und daraus ist der Name gebildet. Man übersetze den Namen irgend einer Stadt in Schottland, und man wird die Natur ihrer Lage, oder irgend ein auf ihre Entstehung Bezug habendes Ereigniß dadurch bezeichnet finden; als z. B. Dalkeith, das eingeschlossene Thal; Lithingow, der Pfuhl der sich ausdehnenden Höhlung, was besonders bezeichnend ist; Inverest, ein an der Mündung eines Flusses gelegener Ort; Cramond, das Schloß am Flusse Amond ꝛc. Die Wörter: Glasgow, Greenock, Perth, Aberdeen, Dumfries, und hundert andere sind alle celtischen Ursprungs und gewissermaßen die Lage der Orte oder ihre Entstehung beschreibend. Doch ist dies nicht allein der Fall in England, Schottland und Irland; viele Namen von Städten, Flüssen und Ortschaften des Continents sind celtisch. Calais kommt aus dem Gälischen her und bedeutet eine Meerenge. Dagegen ist der Name des Flusses Garonne derselben Abstammung wie Girvan, Yarrow und Garry, alles bedeutende Flüsse ungestümen Charakters.

Die Namen der Flüsse sind in England fast ohne Ausnahme celtisch, und was für mannichfaltige Eigenschaften bezeichnen ihre Namen: sanft, reißend, unruhig, sich windend, schäumend, über Felsen stürzend, Wirbel bildend, Ebenen durchfließend, schwellend, flutend, strömend. So sind sie auch schwarz, weiß, braun, roth, blau, molkenfarbig, schön, glänzend, schlammig, schmuzig, grundlos, warm, frisch, eisig; es würde endlos sein, sie noch weiter zu bezeichnen. Die Namen der Orte angelsächsischen Ursprungs sind leicht von denen celtischer Abstammung zu unterscheiden. Sie beschreiben nur selten deren Lage oder Eigenschaften und sind sehr häufig aus dem Namen des ursprünglichen Gründers in einer verdorbenen Form gebildet, mit Anhängung noch einer Sylbe, als: wich, by, burgh, thwaite, tam, ton oder tun. So war Hadbington ursprünglich die Residenz oder Hauptstadt von Haden, und Edinburg die Burg oder befestigte Ansiedlung Edwin's, beides angelsächsischer Häuptlinge.

Das einzige Anhangswort, das die Neuern haben aufbringen können, scheint ville. Wie viele Tausend villes muß es geben! Marionville, Hawthornville, Daisyville, Elisaville, Rosville und dgl.

Dürftigkeit der Erfindung in Rücksicht auf die Benennung der Orte ist besonders in den nordamerikanischen Staaten und den Colonien auffällig. In den erstern scheint eine besondere Neigung zu den alteuropäischen Namen, als Rom, Athen, Utica, Richmond, Boston, Halifax, vorzuherrschen; ja, die Namen der meisten in Europa namhaften Städte findet man dort nicht nur einmal, sondern zuweilen sogar mehre Male wieder, während neuere Benennungen, als Washington, Columbia, Franklin, Lexington u. s. w., so häufig vorkommen, daß die Karte der Vereinigten Staaten als in allen Richtungen damit bedeckt erscheint. Das vor einen alten Namen gestellte Wort: Neu, bessert die Sache nicht und beweist eine große Schwäche des Urtheils und der Erfindung. Daß Neuyork, eine der größten Städte in der Welt, den Namen von einem Orte wie York in England hat, scheint besonders unglücklich, insofern es den bedeutendern Ort in gewisser Art in eine untergeordnete Beziehung zu dem geringern bringt. Die englischen Ansiedler in Amerika begingen einen großen Fehler, indem sie so allgemein die Namen der indischen Localitäten ausrotteten. Diese indischen Benennungen in mobilisirter Form hätten den Ansiedlern sein sollen, was die celtischen und angelsächsischen Ursprungs uns sind. Die Worte: Huron, Erie, Mississippi, Ohio, Michigan, Arkansas, Shawnee und Wyandot, sowie andere, die man beibehalten, sind nach unserer Meinung den Namen: Gooseneck, Brandywine, Bighatchet, Jeffersonfork, Mackintoshville oder Jacksonboro vorzuziehen. 75.

*) Der dritte Artikel folgt im September. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Erste Lieferung:

Pränumerationspreis für beide Bände 18 Fl., oder 10 Thlr. 12 Gr.
Subscriptionspreis — — — 24 — — 14 —

Diese, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben und wird überdies **durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht theurer als die Ausgabe Schiller's in Einem Band, und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 14 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

Mit dem Erscheinen dieser ersten Lieferung hat der Pränumerationspreis unabänderlich aufgehört. Der Subscriptionspreis dagegen, welcher bei Empfang jeder Lieferung mit 6 Fl. oder 3 Thlr. 12 Gr. zu bezahlen ist, besteht bis zur Vollendung des ganzen Werks, das Aufhören desselben und Eintreten des jedenfalls ansehnlich höhern Ladenpreises behalten wir uns vor, später bekanntzumachen.

Die zweite Lieferung, mit der der erste Band sich schließt, erscheint noch im Laufe dieses Jahres; die dritte folgt zur Ostermesse 1837, und der Schluß, zumeist alles Biographische umfassend, zu Ende desselben Jahres.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. Juni. Nr. 166—169.

Nr. 166. *Die Kathedrale von Exeter. *Gemälde von Ispahan. *Die Luftvulkane von Turbaco. Surrogate für Flachs und Hanf. Das Atta-Gul. *Pompeji. — **Nr. 167.** *Der ägyptische Geier. Folgt nach einem sehr heißen Sommer ein sehr kalter Winter? *Würzburg. Gemälde von Ispahan. (Beschluß.) — **Nr. 168.** *Sultan Ahmed's Moschee. Die Buchdruckerei auf den Gesellschaftsinseln. *Das Lebens- oder Rettungsboot. Wirkungskraft der Dampfmaschine. Die Holzhauer in Canada. Der Firnißbaum. Die Feldmäuse in Kamtschatka. Geschicklichkeit indischer Jongleurs. — **Nr. 169.** *Die Stadt Algier. *Die Grabmäler der Griechen und Römer. *Der weiße Mohn und das Opium. *Das Chamäleon. Ein chinesisches Mittagsessen. Schiffbrüche englischer Fahrzeuge. Die schwimmenden Inseln von St.-Omer. Gediegenes Gold. *Der Kreml zu Moskau.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1836. F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen soliden Handlungen vorräthig:

Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baaders von Dr. Franz Hoffmann, ord. öffentl. Professor der Philosophie a. d. Universität zu Würzburg. Preis 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Franz Baader's speculative Lehre ist eine einzige bisjetzt im Ganzen unbegriffene Erscheinung unserer Zeit. Zwar ist längst unter den geistvollsten Forschern der Nation nur Eine Stimme darüber, daß der genialische Schwung, der großartige Tiefsinn, die überschwellende Fülle des Gedankenreichthums, welche diesen Denker auszeichnet, ihn den ersten Forschern aller Jahrhunderte beigesellen. Keiner der ausgezeichneteren Denker seit Schelling ist völlig unberührt geblieben von den Wärme- und Lichtstrahlen dieses wohlthätigen Gestirns am Himmel der Wissenschaft; und es ist von nicht geringem Interesse, in dieser Beziehung die Zeugnisse zu vergleichen, welche Steffens, Schubert, Kanne, Fr. v. Schlegel, Ast, selbst Göthe und Jean Paul Frdr. Richter, Hegel, Göschel u. s. w. der Genialität und der inhaltschweren Leistungen Franz Baaders in ihren Schriften abgelegt haben. Welche Anerkennung dieser eminente Geist nun auch bei den Ebenbürtigen seiner Zeit findet und gefunden, so war dies doch nur in einem beschränkteren Kreise. Man klagte allgemein über die Schwierigkeit, zum Verständniß seiner Schriften zu kommen, welches durch das Aphoristische seiner Darstellungsweise noch insbesondere erschwert wurde. Der Geistreichste unter den Schülern des großen Denkers hat es nun übernommen, durch die Bearbeitung dieses Werkes das Studium der speculativen Lehre desselben zu erleichtern; es

Journal
für
Straf-Gesetzbücher
für das
Königreich Würtemberg.
Band II. Heft IV.

Archiv
für
Gesetzbücher
für das
Königreich Würtemberg.
Band II. Heft IV.

Repertorium
für
Gesetzbücher
für das
Königreich Würtemberg.
Band II. Heft IV.

Neuer Merkur.
Band II. Heft IV.

Die Gesetzbücher
für das Königreich Würtemberg.
Band II. Heft IV.

Würtembergisches Archiv.
Band II. Heft IV.

Würtembergisches Repertorium.
Band II. Heft IV.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.
Band II. Heft IV.

Für die Herausgabe verantwortlich: Ferdinand Hirt.
Druck von Ferdinand Hirt in Breslau.

Verordnung.

Landwirthschaftliche Lehr- und Versuchsanstalt für Ackerbau, Forst- und Gartenbau.

Für Bildung von Lehrern der Landwirthschaft und einen Cursus für Landwirthe, welche sich zu Beamten ausbilden wollen.

Die Anstalt wird am 1. April 1868 eröffnet werden.

Programme und nähere Auskunft ertheilt der Unterzeichnete.

Proskau, den 1. Januar 1868.

Der Director der Königlichen Landwirthschaftlichen Lehr- und Versuchsanstalt.
Dr. Stöckhardt.

Forst-, Jagd- und Fischerei-Ausstellung.

Die Ausstellungs-Commission hat beschlossen, die Ausstellung

vom 1. bis 15. Juni d. J.

in Berlin abzuhalten.

Berlin, 1. Januar 1868.

Der Vorsitzende der Ausstellungs-Commission.
Graf Itzenplitz.

Bekanntmachung.

Die Ausstellung der Gegenstände für die Forst-, Jagd- und Fischerei-Ausstellung wird am 1. Juni d. J. eröffnet und am 15. Juni d. J. geschlossen werden

Schiller's sämmtliche Werke.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's sämmtliche Werke

in

zwölf Octav-Bänden,

Velinpapier, mit zwölf Stahlstichen nach Kaulbach Schröter, Stielke, Mücke und andern ausgezeichneten Künstlern.

Dritte Lieferung, oder siebenter bis neunter Band.
Subscriptionspreis 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.; für alle 12 Bände 16 Fl. 48 Kr., oder 10 Thlr.

Dieser Lieferung sind beigelegt:

1) Eine Scene aus Wallenstein's Lager.
2) Portrait der Frau von Schiller.
3) Eine Scene aus Wilhelm Tell.

Die vierte und letzte Lieferung, mit deren Erscheinen obiger Subscriptionspreis erlischt und ein ansehnlich höherer Ladenpreis eintritt, wird unfehlbar noch im Laufe dieses Jahres nachfolgen.

Galerie

zu

Schiller's sämmtlichen Werken.

Erste Lieferung in 6 Blättern in Quart.

1. Portrait von Schiller, 2. Portrait der Frau von Schiller, 3. Scene aus den Räubern, 4. die Kraniche des Ibikus, 5. Scene aus Wallenstein's Lager und 6. Scene aus Wilhelm Tell.

Preis auf chinesischem Papier 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.
— — Velinpapier 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlage von L. Fort in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder, oder aramäische Chrestomathie, mit Erläuterungen und Glossar, von *Julius Fürst*. Zu des Verfassers aramäischem Lehrgebäude als Übungsbuch gehörig. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser des „aramäischen Lehrgebäudes" hat in dieser Chrestomathie die witzigsten Sinnsprüche, die schönsten Parthien der jüdischen Salomo-Sage, und bisher in der christlichen Welt unbekannte Festgesänge, in einem zuerst richtig punktirten und kritisch wiederhergestellten Aramäisch, mit realen und sprachlichen Scholien zusammengestellt, sodaß dieselben zugleich ein nützliches Übungsbuch für den Schüler, eine interessante Lectüre für Freunde orientalischer Poesie, und ein wichtiger Beitrag sprachwissenschaftlicher Ergebnisse für die Förderer sanscritosemitischer Studien ist.

Bei herannahender Sommersaison beehrt sich die Unterzeichnete, Reisende und Freunde des Vaterlandes auf das in ihrem Verlag erschienene, in allen guten Buchhandlungen zu habende

Taschenbuch auf Reisen durch Würtemberg,

mit einem Anhang über die besuchten Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Würtemberg. 12. Preis brosch. mit Karte 2 Fl., ohne Karte 1 Fl. 24 Kr.

aufmerksam zu machen.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Würtemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, sowie mit den besuchtern Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen sein, vor allen Andern Denjenigen, welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eckermann und Falk über Goethe.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823—1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dies Werk nimmt in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Deutschen, der Freunde ihrer Literatur und der Verehrer des großen Dichters im In- und Auslande in Anspruch. Der Verfasser theilt uns aus seinem Tagebuche in unbefangener und einfacher Weise den Inhalt der Gespräche mit, die er in jenen Jahren mit Goethe fast Tag für Tag zu pflegen das Glück hatte, wie er das in seiner Umgebung Erlebte aufzeichnet. Groß und bedeutend sind die Äußerungen und Urtheile, welche der Verfasser uns von Goethe überliefert, wie sie das Höchste im Leben, Literatur und Kunst betreffen, und somit die wichtigsten Beiträge zur Charakteristik und Kenntniß des großen Dichters bieten. Sehr glücklich ergänzt die gegenwärtige Schrift des Dr. Eckermann, mit dem Jahre 1823 beginnend, das bekannte Buch von

Johannes Falk:

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt.

Ein nachgelassenes Werk.

welches mit dem Jahre 1824 schließt. Soeben ist auch von dieser Schrift, die längere Zeit im Buchhandel fehlte, die zweite Auflage (geh., 1 Thlr. 12 Gr.) in meinem Verlage erschienen.

Leipzig, im Juni 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.
1838. Nr. XXI.

Neue, vollständige Handbücher, welche in Kurzem in allen Buchhandlungen versendet werden und worauf Subscription eröffnet wird.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Baiern. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Würtemberg. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Preußen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Kaiserthums Oesterreich. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Großherzogthums Hessen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Großherzogthums Baden. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Großherzogthums Oldenburg. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Nassau. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Sachsen-Coburg-Gotha. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Sachsen-Hildburghausen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Anhalt-Bernburg. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Herzogthums Anhalt-Dessau-Cöthen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Fürstenthums Reuß ältere und jüngere Linie. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Fürstenthums Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Gebildete überhaupt. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie des Fürstenthums Waldeck und Pyrmont

Ein Lehrling wird sogleich oder auf Ostern gesucht in der Buchhandlung von Ferdinand Schmid.

Ein Lehrling wird sogleich oder auf Ostern gesucht in der Buchhandlung von Ferdinand Schmid.

Ein Lehrling wird sogleich oder auf Ostern gesucht in der Buchhandlung von Ferdinand Schmid.

Ein Lehrling wird sogleich oder auf Ostern gesucht in der Buchhandlung von Ferdinand Schmid.

Ein Lehrling wird sogleich oder auf Ostern gesucht in der Buchhandlung von Ferdinand Schmid.

Die Dichter am Hofe,

oder Geschichte der Hofpoesie und der Hofdichter.

Von

Dr. Otto Mündler.

Zwei Bände. Gr. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser hat sich durch seine Schrift über Bramante und Raphael als einen Mann von Geist und Kenntnissen bewährt, und wir sehen mit Vergnügen, daß er sich nun auch der Literatur zuwendet. Sein Buch ist ein Beitrag zur Geschichte der Poesie, wie zur Geschichte der Höfe, und wird Jedem, der sich für diese Gegenstände interessirt, eine angenehme Lektüre gewähren.

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Ferdinand Schmid.

Die Lyrik

Deutschlands in neun Büchern.

Von

Julius Mosen.

Gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Immermann's Schriften.

Neue Ausgabe in 15 Bänden.

Gr. 8. Geheftet. Preis 7 Thlr. 15 Sgr.

Ferdinand Schmid.

Der Badenser.

Historischer Roman aus der Regierungszeit des Großherzogs Karl Friedrich.

Von

Gustav Schwab.

Geschichte und literarischer Nachlaß Friedrich Schlegel's.

Von

Dr. Jakob Minor.

Zwei Bände. Gr. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Ferdinand Schmid.

Neue Novelle

von

Paul Heyse.

Gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Ferdinand Schmid.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Bei K. F. Köhler in Leipzig sowie in allen Buchhandlungen sind nachstehende Werke L. Rellstab's zu haben:

Rellstab, L., Sagen und Erzählungen. 3 Thle. 3 Thlr. 12 Gr.

1ster Thl. enthält: Waldhulde oder der Wolfsbrunnen. Elsbeth, eine Sage vom Ilsenstein. Theodor, eine musikalische Skizze. Kaiser Maximilian.

2ter Thl. enthält: Jaromir, das Hochzeitfest, eine italienische Sage. Marie und Franzesko.

3ter Thl. enthält: Der Goldschmied von Augsburg. Julius, eine musikalische Novelle. Edmund, eine musikalische Skizze.

Rellstab, L., Algier und Paris. 3 Thle. 4 Thlr. 12 Gr.

1ster Thl.: Die Aventure. 2ter und 3ter Thl.: Die Juliustage. 2 Thle. 3 Thlr.

Desselben Gedichte. 1ster Band. 8. 1 Thlr 4 Gr.

Scott, W., Das Leben und die Schriften der berühmtesten, vorzüglich englischen Romandichter; übersetzt und mit einem Anhange versehen von L. Rellstab. 3 Bde. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Fielding, Smollet, Lesage, Johnstone, Sterne, Goldsmith, Johnson, Mackenzie, Walpole, Clara Reeve, Richardson, Cervantes Saavedra (v. Smollet). Anhang zu Goldsmith's Leben: Swift, Page Cumberland (Anna Radcliffe).

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wilhelm Meister's Lehrjahre

von

J. W. von Goethe.

Zwei Theile. Neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. Minucii Felicis Octavius sive Dialogus Christiani et Ethnici Disputantium. — Octavius oder Schutzschrift für das Christenthum, ein Dialog des Minucius Felix. Neu herausgegeben, erklärt und übersetzt von Dr. *I. H. B. Lübkert.* Gr. 8. 1836. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Julius Klinkhardt in Leipzig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,

ein

Gemälde aus London

von

Dr. Woldemar Seyffarth,

Verf. der Reisetage, der bunten Briefe, des Andronikos u. s. w.

Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Der bereits durch mehre Schriften: **Reisetage, Bunte Briefe,** des **Andronikos** u. s. w., rühmlich bekannte Verfasser lebt seit mehren Jahren in London. Er benutzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden Familiengemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortrefflichen Erzählung sieht sich hier der Deutsche auf das angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Thorheiten und Vorurtheile unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht kennen lernen kann.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat Juni, oder Nr. 153—182, 1 Beilage: Nr. 12, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XVII—XIX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Achten Bandes fünftes und sechstes Heft (Nr. XI, XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1836. Monat Juni, oder Nr. 23—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 23—26. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Soeben wurden fertig und versandt:

Ueber den wichtigen und vortheilhaften

Runkelrüben-Bau

für Landwirthe, Gärtner und Zuckerfabrikanten, faßlich dargestellt von Dr. Dietrich.

Mit 1 Steindruck. Brosch. 6 Gr.

Manuscript vom Jahr 1812.

Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres als Beitrag zur Geschichte Napoleons. Von dessen Cabinetssecretair Baron Fain. Deutsch von E. Klein und Belmont. 6tes Heft.

Jedes Heft 6 Bogen. Gr. 8. 5 Gr. Mit Karten 7 Gr.

Manuscrit de 1812.

Par M. le baron de *Fain.*

Livraison 6ième à 6 Gr., avec chartes 8 Gr.

Mit dem 7ten und 8ten Heft wird das Werk im August beendigt.

Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anekdoten scherzhaften Inhalts

2tes Bändchen, Taschenf. eleg. brosch. 6 Gr., oder 24 Kr.

Dies Bändchen enthält über 400 Anekdoten in bester Auswahl, wie sie der Titel bezeichnet; darunter werden die Eisenbahn-Anekdoten, die von Juden, Böhmen u. dgl. die Leser hinreichend ergötzen.

Das erste Bändchen von 300 Nummern ist zu demselben Preis in allen Buchhandlungen vorräthig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht
von
J. G. Elsner.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 Fl. 12 Kr.

Die erste Ausgabe dieses in gedrängter Kürze vorgetragenen so überaus reichhaltigen Buches ward in kurzer Zeit vergriffen. Eine factische Anerkennung seines Werthes. Der Verfasser hat seinen Gegenstand auf eine seltene Art durchdrungen, das mag wol auch die Ursache sein, daß selbst Laien das Buch mit Interesse lesen. Die kritischen Anzeigen von Allem, was bisher über edle Schafzucht aus Herrn Elsner's Feder floß, vereinigen sich fast sämmtlich dahin, daß Alles, was er über diesen Gegenstand bisjetzt niederschrieb, classischen Werth habe, und daß man ihn in diesem wichtigen Zweige der National-Industrie für eine Autorität anerkennt. Die genannte neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert, wodurch ihr Werth dennoch ungleich höher steht, wie der der ersten Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wohlfeile Ausgabe.

Um den vielfach ausgesprochenen Wünschen zu entsprechen, haben wir von:

William Hogarth's
sämmtlichen Kunstwerken,

74 Blatt in Großfolio,

eine Ausgabe veranstaltet, welche wir complet in einem Bande ganz schön ausgestattet zu dem beispiellos billigen Preise von nur **6 Thalern** verkaufen, um dieses classische Werk auch Unbemittelteren zugängig zu machen; für die frühere Ausgabe in 12 Lieferungen hingegen wird der Preis von 18 Thlrn. beibehalten.

Leipzig, im Juli 1836.

A. Pönicke und Sohn.

Bei Aug. Wilh. Unger in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 7½ Sgr. (6 Gr.) zu haben:

Dr. Lorinser's
Beschuldigung der Schulen,
zur Steuer der Wahrheit
und
zur Beruhigung besorgter Eltern
widerlegt von
Dr. F. A. Gotthold.

Diese Schrift wird die Altern schulfähiger junger Leute nicht blos beruhigen, sondern ihnen auch sonst noch manche Belehrung für die Erziehung ihrer Kinder gewähren.

Uebersetzungsanzeige. Nächstens erscheint von dem, dem Anacharsis an die Seite gestellten Werke:

Rome au Siècle d'Auguste par *M. L. Charles Dezobry.*

eine deutsche Bearbeitung von Theod. Hell, welches zur Vermeidung von Collisionen hierdurch anzeigt

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frankreich
in
socialer, literarischer und politischer Beziehung.

Von
H. L. Bulwer,
Parlamentsmitglied.

Aus dem Englischen übersetzt
von
O. v. Czarnowski.

Zweite Abtheilung.

3 Bände.

8. Geh. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Die erste Abtheilung dieses ausgezeichneten Werkes ist bereits mit so großer Anerkennung aufgenommen worden, daß wir über diese auch für sich allein bestehende Fortsetzung nichts zu bemerken haben, als daß sie neue Seiten der französischen Zustände mit Tiefe und Scharfblick auf das Angenehmste beschreibt und erörtert.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hochverrath und Majestätsverbrechen
das Crimen majestatis
der Römer
von
Dr. JULIUS WEISKE, Prof.

8. Velinpapier. Broch. 21 Gr. Sächs.

Die gründliche Behandlung, mit welcher der Verfasser den vorliegenden Gegenstand durchführt, macht jede weitere Empfehlung unnöthig.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wohlfarth, Dr. J. F. Th., Über den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus überhaupt und auf das Christenthum und den christlichen Cultus insbesondere, in Rücksicht auf die unserm Cultus bevorstehenden Reformen. Eine historisch-kritische Untersuchung. Gr. 8. 1836. Brosch. Preis 18 Gr.

Julius Klinkhardt in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt:

Venetianische Nächte,
von
Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. Geh. 1 Thlr.

Der ausgezeichnete Beifall, mit dem die frühern Leistungen der bereits so vortheilhaft bekannten Frau Verfasserin, ihre „Gedichte" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) und „Neuen Gedichte" (1836, 1 Thlr. 4 Gr.) von allen Seiten begrüßt wurden, wird auch diesem neuen größern Erzeugnisse ihrer Muse gewiß zu Theil werden.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. Ernst Ludwig Heim's

vermischte

medicinische Schriften.

Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von

Dr. A. Pattsch,

ausübendem Arzte zu Berlin.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Schriften bilden den literarischen Nachlass eines Arztes, der durch seine praktische Wirksamkeit so grosse Verdienste sich erworben hat, und ergänzen gewissermassen, was uns der Verfasser seiner im vorigen Jahre erschienenen Biographie:

Leben des königl. preussischen Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Kessler, wirkl. Geh. Oberfinanzrath. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

über diesen so ausgezeichneten und seltenen Mann mittheilt.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

☞ Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Universum der Natur

zur

Unterhaltung und Belehrung

über

Vor- und Mitwelt

von

H. G. Ludwig Reichenbach,

königl. sächs. Hofrathe, Prof. d. Naturgeschichte und Vorsteher des königl. naturhistorischen Museums in Dresden.

Fünfte Lieferung.

Das neu aufgestellte naturhistorische Museum in Dresden.

Ein Leitfaden bei Beschauung der Schätze desselben.

Subscriptionspreis 12 Gr. (oder 15 Sgr., oder 54 Kr. Rh.)

Die Beschreibung dieses neuerlich so sehr bereicherten und seit 1755 nicht beschriebenen Museums mag die Besitzer unserer übrigen Werke von demselben Herrn Verfasser besonders darauf aufmerksam machen, wie gross die Menge der Gegenstände sei, welche seine Zeichner und Maler schon allein dort unter seiner steten Aufsicht nach der Natur abbilden, wodurch es möglich wird, unsere Werke vor andern, in denen sich oft nicht eine einzige Original-Abbildung findet, würdig auszuzeichnen.

Leipzig, im Juli 1836.

Wagner'sche Buchhandlung.

Preisaufgabe.

Die Redaction und der Verleger der Zeitschrift:

Der Telegraph,

östreichisches Conversationsblatt

für Kunst, Literatur, geselliges Leben, Theater, Tagsbegebenheiten, Industrie und Fabrikwesen*),

stets bemüht, ihr Unternehmen nach Kräften zu vervollkommnen, haben sich entschlossen,

einen Preis von **dreißig Dukaten** für die beste Novelle auszusetzen, und laden alle Schriftsteller des In- und Auslandes geziemend ein, der Preisbewerbung unter nachstehenden Bedingungen gefälligst beizutreten:

1. Die Zeit der Einsendung beginnt mit 1sten Juli d. J. und endet mit letztem December desselben. Inländische Schriftsteller werden ersucht, sich zur Einsendung der fahrenden Post oder der Buchhändlergelegenheiten zu bedienen; Auswärtige belieben ihre Beiträge an die Volckmar'sche Buchhandlung in Leipzig zu senden, welche uns selbe ungesäumt zumitteln wird.

2. Jede zur Preisbewerbung bestimmte und zur Aufnahme geeignete Novelle wird nach der Reihenfolge der Einsendung in unserer Zeitschrift aufgenommen werden, und der Druckbogen mit fünf Dukaten honorirt, und zwar unbeschadet des Preises.

3. Bei Ertheilung des Preises wird der humoristischen Novelle vor der ernsten — wenn nämlich beide von gleichem Werthe sind — der Vorzug gegeben werden.

4. Alle Schriftsteller, welche dieser Einladung gefälligst folgen wollen, werden gebeten, dafür zu sorgen, daß ihre Einsendungen den Umfang von 2—2½ Druckbogen nicht überschreiten.

5. Jeder zu diesem Zwecke eingesendeten Novelle bittet man einen versiegelten Zettel beizulegen, welcher die genau bestimmte Adresse des Verfassers enthalt.

6. Unmittelbar nach dem Abdruck sämmtlicher zur Bewerbung eingesendeten Novellen wird durch drei sachkundige Preisrichter — deren Namen später bekanntgemacht werden sollen — die Ertheilung des Preises bestimmt, und selber ungesäumt ausbezahlt werden.

Für prompte Bezahlung des Preises sowol als der Honorare haften die Unterzeichneten.

Wien, den 15ten Juni 1836.

Wenzel Lembert,
Herausgeber und Redacteur.

Franz Tendler,
Verleger und Buchhändler.

*) Von dieser Zeitschrift erscheinen in der Tendler'schen Buchhandlung in Wien vor der Hand wöchentlich drei Blätter auf Velinpapier in gr. 4., nämlich: Montag, Mittwoch und Freitag. — Alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Pränumerationsbestellungen halbjährig mit 6 Fl. C.-M. an, sowie alle k. k. Postämter für 6 Fl. 42 Kr. C.-M. halbjährig.

Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte Preußens

für das Volk und die Jugend bearbeitet von

Dr. Ed. Heinel.

3te Auflage, mit einem Anhange. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Anhang apart unter dem Titel:

Grundriß der Geschichte Brandenburgs.

3¾ Sgr. (3 Gr.)

Ein Buch wie dieses, welches in wenig Jahren bereits die dritte Auflage erlebt, bedarf keiner weitern Empfehlung. Über seinen Werth haben öffentliche Beurtheilungen längst entschieden. Es sei daher nur erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß diese neue Auflage durch manche schätzenswerthe Zusätze vermehrt, und auch in Hinsicht der Correctheit des Druckes bedeutend verbessert ist. Als eine von vielen Schulmännern längst gewünschte Zugabe, erscheint mit der gegenwärtigen Auflage zugleich ein **Grundriß der Geschichte Brandenburgs bis zur Vereinigung dieses Landes mit dem Herzogthume Preußen.** Dieses Werk, 4¼ Bogen stark, ist auch besonders zu haben, und dürfte sich seiner lebhaften kräftigen Darstellung wegen, die mit aller Kürze dennoch Ausführlichkeit verbindet, ganz vorzüglich als Lehrbuch für höhere Schulanstalten eignen.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. X. Martin,

Darstellung

des

herrschenden Krankheitscharakters

in

MÜNCHEN.

Erste Tafel. Jahrgänge 1830—34.

Folio, in Futteral 9 Gr., oder 36 Kr.

Diese originelle Darstellung entspricht nicht allein den wissenschaftlichen Anfoderungen der Ärzte, da sie die Zu- und Abnahme der Krankheiten und ihr verschiedenartiges Ineinandergreifen abbildet, sondern dürfte auch für jeden Gebildeten von großem Interesse sein, da sie außer den genannten Krankheitsbildern auch noch die verschiedenen Barometer- und Thermometerstände, sowie die Wassermenge eines jeden Monates auf eine weniger ermüdende und mehr anschaulichere Art als die gewöhnliche der Aufzählung durch Ziffer, nämlich graphisch bezeichnet. Der Verf. hat in seinen Bemerkungen den Einfluß der Witterungsverhältnisse Münchens auf die Ausbildung des Krankheitscharakters nachgewiesen. — Der innere Werth, sowie die elegante Ausstattung, welche wir obiger Tafel gaben, überhebt uns jeder weitern Anpreisung, und wir sind überzeugt, daß jeder Beobachter diese erste Tafel nur mit dem Wunsche der Fortsetzung derselben aus der Hand legen werde.

Neue Verlagswerke

der

Buchhandlung G. P. Aderholz

in Breslau,

welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Beiträge zur Geschichte des Krieges vom Jahre 1806 u. 1807, oder Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätze zu dem 7ten Theile des Werkes: Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 ꝛc. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Berg, G. D., Dr. der Theologie ꝛc., Über die Erfoderlichkeit der priesterlichen Eheeinsegnungen zum Sacrament der Ehe. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Ertlinger, L., OGRath, Die Verordnung über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- u. Kaufgelder-Liquidations-Proceß vom 4. März 1834. 3tes Heft. Enthaltend: sämmtliche bis zur neuesten Zeit zur Erläuterung der Gesetze vom 4. März 1834 erschienenen Verordnungen und Ministerialrescripte mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

— —, Die Verordnung über das Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde vom 14. Dec. 1833. 2tes Heft. Enthaltend: sämmtliche bis zur neuesten Zeit zur Erläuterung des Gesetzes vom 14. Dec. 1833 erschienenen Verordnungen. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Fischer, Justizrath, Einige Bemerkungen über die beiden Druckschriften des Hrn. Landschafts-Director v. Debschütz. Zwei Fragen über Pfandbriefe betreffend. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Graeff, H., Justizrath, Sammlung sämmtlicher Verordnungen, welche in den von Kamptz'schen Jahrbüchern für preuß. Gesetzgebung enthalten sind; nach den Materien geordnet. Zweite durchges. u. verb. Auflage. 7 Bände mit Register. Gr. 8. 12 Thlr. Der 8te u. 9te Bd. die Kamptz'schen Jahrbücher bis incl. 92stes Heft enthaltend, erscheinen im Laufe dieses Jahres.

Hahn, C. W., Stadtgerichtsrath, Das Holzdiebstahl-Gesetz vom 7. Juni 1821 mit Commentar, Ergänzungen und Beilagen. 2te umgearbeitete u. vermehrte Aufl. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

— —, Das preußische Jagdrecht, aus dem allgemeinen Landrechte, den Forst- und Jagdordnungen der Provinzen, den Ministerial- und Regierungs-Verordnungen systematisch entwickelt, und mit Abdrücken der Provinzial-Jagdgesetze begleitet. 22½ Bogen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, H., Dr., Die deutsche Philologie im Grundriss. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann von Fallersleben, Buch der Liebe. 8. Geh. 12 Gr.

Kirchenblatt, Schlesisches. Eine Zeitschrift für Katholiken aller Stände zur Beförderung des religiösen Sinnes. Herausgegeben im Verein mit mehren katholischen Geistlichen von Dr. Jos. Sauer und M. Thiel. 2ter Jahrg. 52 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. Der erste Jahrgang ist noch vollständig für 2 Thlr. zu haben.

Lesebuch, Erstes, nach der Lautlehre des Seminar-Directors Hientzsch, und unter dessen Leitung von acht breslauer Elementarlehrern ausgearbeitet. 2te Aufl. 8 Bogen. 8. 3 Gr.

Lichthorn, F. W., Pfarrer, Mein Gott und Vater! Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. Nebst einem Anhange von Kirchenliedern. 8. Weißes Druckpapier 12 Gr. Velinpapier 16 Gr.

Rendschmidt F., Oberlehrer, Anweisung zum Rechnen für Lehrer an Stadt- und Landschulen mit besonderer Rücksicht auf die Beschäftigung der Schüler in mehren Abtheilungen und dem wechselseitigen Unterricht methodisch bearbeitet. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

1ster Theil enthält: Kopfrechnen. 3te vermehrte Auflage. Mit 4 Steindrücken. 12 Gr.

2ter Theil: Zifferrechnen. 2te neu bearbeitete Auflage. Mit 1 Steindruck. 16 Gr.

Verordnung, Die, über die Einrichtung des königl. Credit-Instituts für Schlesien. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Altschwedische Balladen, Märchen und Schwänke

sammt einigen dänischen Volksliedern,

übersetzt von

Gottlieb Mohnike.

8. Velinpap. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Gesammelte Schriften

von

C. Herloßsohn.

1ster—3ter Bd., enthaltend:

Der Ungar.

Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit des Hunyades.

3 Bände. 4 Thlr.

Pariser Nächte.

Eine

Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der pariser Großen.

7ter—10ter Band. 4 Thlr.

Gedichte

von

Julius Mosen.

1 Thlr.

Geschichte

des Aufstandes, Befreiungskrieges und der Revolution.

in

Spanien

vom

Grafen Toreno.

1ster—3ter Bd. à 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Erzherzogin Maria Antoinette

von Östreich,

Königin von Frankreich.

4 Bände. 4 Thlr.

Neuester Roman

von

George Sand:

Nonne und Schauspielerin,

oder

Verirrungen der Liebe.

2 Bände. 2 Thlr.

Funfzig Jahre

der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles.

4 Bände. 4 Thlr.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift

für

Landärzte, Chirurgen und Geburtshelfer.

Herausgegeben von

Dr. Franz Andreas Ott,

Landgerichtsphysikus in Pfaffenhofen u. s. w.

Vierten Bandes erstes Heft.

Gr. 12. Brosch. 12 Gr., oder 48 Kr.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dramatische Werke

von

Jos. Christ. Baron von Zedlitz

Vierter Theil,

enthaltend:

Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.

8. Velinp. Brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Theile:

I. Thl. Stern von Sevilla. 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

II. — Kerker und Krone. Der Königin Ehre. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

III. — Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid. 3 Fl., oder 2 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Acta Hermesiana

quae

compluribus G. Hermesii Libris

a Gregorio XVI. S. P.

per litteras Apostolicas damnatis

ad doctrinam Hermesii hujusque in Germania adversariorum accuratius explicandam et ad pacem inter contrarias partes Deo juvante restituendam scripsit

P. J. Elvenich,

Philosophiae Doctor ejusdem in Academia Vratislaviensi Professor P. O. Gymnasii Leopoldini Vratislaviensis Director.

Fasciculus I. 8maj. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Bei Johann Georg Heyse in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Treviranus, Prof. H., G. R., Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Bd. I., Heft 1. Auch unter dem Titel: Über die blättrige Textur der Crystallinse des Auges als Grund des Vermögens, einerlei Gegenstand in verschiedener Entfernung deutlich zu sehen, und über den innern Bau der Retina. Mit 2 lithogr. Tafeln. Gr. 8. (5 B.) Brosch. 16 Gr.

— — Desselben Werkes Bd. I., Heft 2. Auch unter dem Titel: Neue Untersuchungen über die organischen Elemente der thierischen Körper und deren Zusammensetzungen. Gr. 8. (7¼ B.) Brosch. 16 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1835. Zwölftes Heft. Mit zehn Kupfern. Jahrgang 1836. Drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dictionnaire SYNONYMIQUE

complèt

de la langue française,

par

J. G. Fries,

Professeur à Paris.

8. Brosch. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch ist nicht allein Denjenigen, welche die französische Sprache erlernen, sondern auch Allen, welche sich derselben gewöhnlich bedienen, ganz besonders zu empfehlen. Es empfiehlt sich ebenso sehr durch seine innere Einrichtung als durch seine Ausstattung und seinen wohlfeilen Preis.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Suabedissen, D. Th. A., Die Grundzüge der Metaphysik. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Platner, Ed., Zur Erinnerung an Suabedissen. Brosch. 1½ Gr., oder 6 Kr.

Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. Von Prof. Dr. Matthias zu Kassel. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

N. G. Elwert in Marburg.

Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrn J. G. Hoffmann's

wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrathes ꝛc.

Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen,

beleuchtet von

J. A. Gotthold.

Gr. 8. Geh. 7½ Sgr. (6 Gr.)

Diese Beleuchtung schließt sich eng an die Widerlegung des Herrn ꝛc. Lorinser an. Sie handelt aber nicht von der körperlichen Gesundheit, sondern von dem Streite der materiellen Nützlichkeit gegen die geistige Bildung.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Königlich Allerhöchste Verordnung

vom 16. Februar 1833

die

Gewerbs- und polytechnischen Schulen in Baiern

betreffend,

und

Vollzugs-Vorschriften

zu dieser Allerhöchsten Verordnung

über

die technischen Unterrichts-Anstalten

vom 4. April 1836.

Mit 1 color. Tafel. Gr. 8. Brosch. 30 Kr.

Anzeige.

Der in Nr. XVIII des Anz. d. lit. Blätter durch einen Unberufenen in Berlin gegen mich gerichtete Angriff ist in Nr. 15 des Intell.-Bl. der *Allgemeinen Modenzeitung* abgewiesen.

Leipzig, den 12ten Juli 1836.

Julius A. Baumgärtner.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung erschien soeben

Naturlehre für die Jugend.

Für Volks- und Bürgerschulen, so wie die untern Classen der Gymnasien. Von Dr. Christian Gottlob Rebs. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Holzschnitten. Leipzig, 1836. 8. XX und 296 S. 18 Gr.

Diese nach Niemeyer's u. A. Urtheile schon in der ersten Auflage für den Schulunterricht als besonders brauchbar bewährte Schrift wird es noch mehr in der zweiten verbesserten, und mit Rücksicht auf die in unserer Zeit gemachten neuen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde sein, und wird sich damit Denen von selbst empfehlen, die in diesem Unterrichte sich eines erfolgreichen Einflusses auf die Jugend versichern wollen.

Soeben ist erschienen und an die Continuanten versendet:

Journal für Prediger ꝛc. Halle. 88. Bd. 3. St.

Inhalt:

I. Abhandlungen. a) Über die Gabe des γλώσσαις λαλεῖν in der ersten christlichen Zeit. b) Verwahrung des Glaubens vor Unglauben und Aberglauben durch gesicherte Schrifterklärung ꝛc. II. Miscelle. Bemerkungen über das jetzige Verhältniß der christlichen Kirche zur Poesie und zur ästhetischen Bildung unseres Volkes. III. Recensionen über neue Werke von C. G. F. Weber, G. E. J. Hundeiker, L. Steinert u. A.

Bei Beck u. Fränkel in Stuttgart ist erschienen:

Bojardo's, M. M., Verliebter Roland zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries. 2ter Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

Mit der soeben erschienenen achtzehnten Lieferung der

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalauflage,

ist der neunte Band dieses Werks, die Buchstaben R bis Schu umfassend, geschlossen, und somit sind drei Viertel des Ganzen nun in den Händen des Publicums. In dankbarer Anerkennung der fortwährend gesteigerten günstigen Aufnahme des Conversations-Lexikons ist die Redaction wie die Verlagshandlung fortwährend bemüht, ein Werk zu liefern, dessen achte Auflage auch wieder bekunden kann, daß es nie an dem Streben nach möglichster Vervollkommnung fehlte, und die außerordentliche Verbreitung, welche eben auch dieser achten Auflage zu Theil wurde, ist ein Beweis für das Gelingen dieses Strebens. Nicht immer war es dabei möglich, die Lieferungen so rasch einander folgen zu lassen, als ursprünglich beabsichtigt wurde; doch kann ich die feste Versicherung geben, daß bis Ostern künftigen Jahres auch die letzten drei Bände in den Händen der Subscribenten sein werden.

Die jetzige Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verlagsankündigungen für 1936

B. G. Teubner in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
1836.
Montag, August.

Inhalt.
Zu Schiller. (Beschluß.) — Literarische Notizen aus Frankreich. — Literarische Notizen aus England. — Literarische Notizen aus Italien. — Literarische Notizen aus Spanien. — Literarische Notizen aus Portugal. — Literarische Notizen aus Rußland. — Literarische Notizen aus Polen. — Literarische Notizen aus Ungarn. — Literarische Notizen aus Griechenland. — Literarische Notizen aus Amerika. — Literarische Notizen aus Asien. — Literarische Notizen aus Afrika. — Literarische Notizen aus Australien. — Literarische Notizen aus Deutschland. — Literarische Notizen aus Preußen. — Literarische Notizen aus Baiern. — Literarische Notizen aus Sachsen. — Literarische Notizen aus Hannover. — Literarische Notizen aus Würtemberg. — Literarische Notizen aus Baden. — Literarische Notizen aus Kurhessen. — Literarische Notizen aus Großherzogthum Hessen. — Literarische Notizen aus Nassau. — Literarische Notizen aus Frankfurt. — Literarische Notizen aus Holstein. — Literarische Notizen aus Braunschweig. — Literarische Notizen aus Mecklenburg. — Literarische Notizen aus Oldenburg. — Literarische Notizen aus Sachsen-Weimar. — Literarische Notizen aus Sachsen-Gotha. — Literarische Notizen aus Sachsen-Meiningen. — Literarische Notizen aus Sachsen-Hildburghausen. — Literarische Notizen aus Sachsen-Coburg. — Literarische Notizen aus Anhalt. — Literarische Notizen aus Schwarzburg. — Literarische Notizen aus Lippe. — Literarische Notizen aus Waldeck. — Literarische Notizen aus Reuß. — Literarische Notizen aus Hohenzollern. — Literarische Notizen aus Liechtenstein. — Literarische Notizen aus Luxemburg. — Literarische Notizen aus der Schweiz. — Literarische Notizen aus Dänemark. — Literarische Notizen aus Schweden. — Literarische Notizen aus Norwegen. — Literarische Notizen aus den Niederlanden. — Literarische Notizen aus Belgien. — Literarische Notizen aus Großbritannien. — Literarische Notizen aus Irland. — Literarische Notizen aus Ostindien. — Literarische Notizen aus Westindien. — Literarische Notizen aus Nordamerika. — Literarische Notizen aus Südamerika. — Literarische Notizen aus Afrika. — Literarische Notizen aus Australien. — Literarische Notizen aus Deutschland. — Literarische Notizen aus Preußen. — Literarische Notizen aus Baiern. — Literarische Notizen aus Sachsen. — Literarische Notizen aus Hannover. — Literarische Notizen aus Würtemberg. — Literarische Notizen aus Baden. — Literarische Notizen aus Kurhessen. — Literarische Notizen aus Großherzogthum Hessen. — Literarische Notizen aus Nassau. — Literarische Notizen aus Frankfurt. — Literarische Notizen aus Holstein. — Literarische Notizen aus Braunschweig. — Literarische Notizen aus Mecklenburg. — Literarische Notizen aus Oldenburg. — Literarische Notizen aus Sachsen-Weimar. — Literarische Notizen aus Sachsen-Gotha. — Literarische Notizen aus Sachsen-Meiningen. — Literarische Notizen aus Sachsen-Hildburghausen. — Literarische Notizen aus Sachsen-Coburg. — Literarische Notizen aus Anhalt. — Literarische Notizen aus Schwarzburg. — Literarische Notizen aus Lippe. — Literarische Notizen aus Waldeck. — Literarische Notizen aus Reuß. — Literarische Notizen aus Hohenzollern. — Literarische Notizen aus Liechtenstein. — Literarische Notizen aus Luxemburg. — Literarische Notizen aus der Schweiz. — Literarische Notizen aus Dänemark. — Literarische Notizen aus Schweden. — Literarische Notizen aus Norwegen. — Literarische Notizen aus den Niederlanden. — Literarische Notizen aus Belgien. — Literarische Notizen aus Großbritannien. — Literarische Notizen aus Irland. — Literarische Notizen aus Ostindien. — Literarische Notizen aus Westindien. — Literarische Notizen aus Nordamerika. — Literarische Notizen aus Südamerika. — Literarische Notizen aus Afrika. — Literarische Notizen aus Australien.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus.

Leipzig,
F. A. Brockhaus.
1836.

Inhalt.

Nr. 214. Zur Nachricht. — Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von W. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung. — Romanliteratur. (1. Der Weißmantel. Ein geschichtlich romantisches Gemälde des 17. Jahrhunderts von Eduard Maurer. Zwei Theile. 2. Die Räuber im Harzgebirge. Deutsche Originalerzählung von Heinrich Asmus. 3. Schweres Mitwissen. Der Dieb. Zwei Erzählungen von L. Kruse. 4. Der Geisterbanner. Eine Erzählung von Demselben. 5. Das Bagno von Toulon. Nach Le bonnet vert. par J. Méry, frei übersetzt von Karl von Lüzow. 6. Winterblumen von Gustav von Heeringen. Die Kinder der Witwe. Kleine Reisebilder. Iwan.) — Notiz. — Literarische Anzeige.

215. Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von W. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung. (Fortsetzung.) Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. — Notizen.

216. Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von W. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung. (Beschluß.) — Die lebendige Natur, von Karl Georg Neumann. — Notiz.

217. England und Friedrich von Raumer. — Aus Italien. — Bibliographie.

218. Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile. — Englisches über Deutschland.

219. Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile. (Beschluß.) — Geschichte Karl XII. Königs von Schweden. Von Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übersetzt von G. F. von Jenssen. Erster Theil.

220. Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte. — K. Gützlaff's, Missionars der evangelischen Kirche, dreijähriger Aufenthalt im Königreich Siam, nebst einer kurzen Beschreibung seiner drei Reisen in den Seeprovinzen Chinas, in den Jahren 1831—33. — Notiz. — Literarische Anzeige.

221. Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte. (Beschluß.) — Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Mehekleide der Novelle von J. G. Biernatzki. — Notizen. — Bibliographie.

222. Geschichte der Zechkunst. Von G. G. Gervinus. — Esaias Tegnér's poetische Werke. Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Mayerhoff. — Literarische Anzeige.

223. Geschichte der Zechkunst. Von G. G. Gervinus. (Fortsetzung.) — Berichtigung über Swedenborg und die Neue Kirche. Von J. F. J. Tafel. — Notiz.

224. Geschichte der Zechkunst. Von G. G. Gervinus. (Fortsetzung.) — Berichtigung über Swedenborg und die Neue Kirche. J. F. J. Tafel. — Notizen.

225. Geschichte der Zechkunst. Von G. G. Gervinus. (Beschluß.) — Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verf. des „Legitimen", der „Transatlantischen Reiseskizzen", des „Virey" u. s. w. Dritter Theil. — Berlin und Hamburg, oder Briefe aus dem Leben von J. S. Lovell. Erster Theil.

226. Die Politik des Civil-Staatsdienstes. Von Wehnert. — Seeliteratur. (1. Capitain Marryat's Romane. Der Seeoffizier. Roman von Capitain Marryat. Aus dem Englischen von E. Richard. Drei Theile. 2. Das Leben eines Seemannes. Von Capitain Friedrich Chamier. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von K. H. Jürgens. Drei Theile. 3. Capitain Basil Hall's See- und Landreisen, nach dem Englischen bearbeitet von G. M. Winterling. Erster Theil. 4. Die Seefahrer, oder seltsame Schicksale und interessante Abenteuer der Zwillingsbrüder Wiendeldt auf ihren Reisen durch Europa, Afrika und Amerika. Herausgegeben von K. F. Adler. 5. Seegemälde. Nach ausländischen Originalen von Bernd von Guseck. 6. Das Seeleben. Malerische Schilderungen von Eduard Corbière. Deutsch von L. v. Alvensleben.) — Notiz. — Literarische Anzeige.

Nr. 227. Die Politik des Civil-Staatsdienstes. Von Wehnert. (Beschluß.) — Seeliteratur. (Beschluß.) — Notizen.

228. Der Mensch und die Sterne. Fragmente zur Geschichte der Weltseele von W. Pfaff. — Reiseskizze aus den Vogesen. — Literarische Notizen.

229. Der Mensch und die Sterne. Fragmente zur Geschichte der Weltseele von W. Pfaff. (Beschluß.) — Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbesserte Auflage. — Rigorismus in den Vereinigten Staaten. — Bibliographie.

230. J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände. — Französische Journalistik. — Notiz.

231. J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände. (Fortsetzung.) — Universal-Lexikon der Tonkunst. Unter Mitwirkung der Herren Fink, Großheim, Heinroth, Marx, Naue, G. Nauenburg, Ludwig Rellstab, Ritter von Seyfried, Weber u. v. A. redigirt von G. Schilling. Erster bis dritter Band. Erste bis vierte Lieferung. — Notiz.

232. J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände. (Fortsetzung.) — Aus Italien. — Literarische Anzeige.

233. J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände. (Fortsetzung.) — Über den zweiten Theil des „Faust" von Göthe. Vierter Brief an einen Freund. (Briefe über Göthe's Faust von C. G. Carus. Erstes Heft. — Notiz.

234. J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände. (Beschluß.) — Über den zweiten Theil des „Faust" von Göthe. Vierter Brief an einen Freund. (Beschluß.) — Notizen. — Bibliographie.

235. Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von F. C. Hock. — Die vorgebliche Tante. Nachgelassene Studenten-Novelle von Cervantes. — Notiz. — Literarische Anzeige.

236. Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von F. C. Hock. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Paris.

237. Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von F. C. Hock. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Literarische Notiz.

Beilage Nr. 14. Geschichte der deutschen Reformation. Von Philipp Marheinike. Vierter Theil.

238. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835. Dritter Artikel. (36. Theater von Bauernfeld. 39. Der Schneider und sein Sohn, oder Mittel gegen Herzweh. Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen des Morton. 40. Vier Schauspiele von Shakspeare. Übersetzt von Ludwig Tieck. 41. Die Hampaner. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Rud. Wilh. Glußmann. 42. Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Ein historisches Schauspiel in fünf Acten. Von Julius Mosen. 43. Rückkehr und Wiedersehen. Dramatische Kleinigkeit in einem Acte von Wilh. Mair. 44. Das Märchen im Traum. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen: Der Abend, die Nacht und der Morgen. Von Ernst Raupach. 45. Conradin. Trauerspiel in fünf Acten von Fr. von Maltzahn. 46. Ohlenschläger's dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 47. Jucunde. Dramatisches Taschenbuch für 1836 von Karl Blum. 48. Die

Kgl. Bibliothek Berlin

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 214. — 1. August 1836.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung. Darmstadt, Leske. 1834 u. 35. 8. 4 Thlr.

Wir können unsere Bemerkungen über die beiden vorliegenden Bände füglich an Das anknüpfen, was der Verf. in der Vorrede zur zweiten Abtheilung als Erwiderung auf eine negirende Beurtheilung der ersten beibringt. Der Verf. weist seinerseits wieder jenes negirende Urtheil, welches in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Mai 1835, Nr. 100, sich vorfand, ab und beschließt seine Abfertigung mit folgenden etwas pikirten und starken Worten:

Der feine Lebenstakt und die musterhafte Geistesbildung dieses Herrn Recensenten gibt sich in der schnöden Abfertigung zu erkennen, mit welcher er auf die ästhetische Theilnahme solcher Cirkel herabsieht, vor welchen der Verf. seine Vorträge zu halten die Ehre hatte, und so möge er denn mit den Anachoreten des scholastischen Wüstensandes in seiner Clausur bleiben, bis wir verlornen Weltkinder endlich durch den Geist geweiht werden, sein Evangelium der wahren Ästhetik zu empfangen.

Um uns der bekannten Formel des Paläphatus zu bedienen: die Wahrheit hiervon verhält sich also: Der Kritiker in den berliner „Jahrbüchern", von den Resultaten der neusten Philosophie, welcher Hr. Dr. Weber den Vorwurf macht, daß sie „mit Allem schmolle, was nach Erkenntniß strebt, ohne sich den Capuzinerstrick ihres absoluten Begriffs um den Leib gedreht zu haben" ausgehend, hatte gegen das vorliegende Buch die Rüge der Unwissenschaftlichkeit erhoben und dem Verf. desselben zu verstehen gegeben, daß es in Summa weder mit seinem speculativen Streben noch mit dem Scheine eines daraus hervorgehen sollenden speculativen Erfolgs ein Ernst sei. Er hatte besagtes Buch als eine in Tiraden, Halbheiten, unsteten Begriffen und undeutlichen Vorstellungen verdämmernde Erscheinung angesehen, welcher er mithin die wissenschaftliche Würdigkeit und competente Bedeutsamkeit abgesprochen. Es ist aber der stets wiederkehrende Fall, daß solche Beschuldigung am meisten Diejenigen empört, welche ohne zu der hohenpriesterlichen Weihe speculativer Forschung durchgedrungen zu sein, vielmehr die Bekanntschaft mit dem Wahren, Guten und Schönen, in Summa mit der Wissenschaft, in dem bequemen Hausmannskleide des Dilettantismus zu machen suchen. Es ist eben darum nichts natürlicher und erklärbarer als die Aufgebrachtheit des Verf. gegen seinen dortigen Beurtheiler.

Wir wollen, um die hier sich darbietenden Extreme zu vermitteln, zusehen, wie es mit der Wissenschaftlichkeit des Verf. beschaffen sei.

Ein System — sagt er sogleich in seiner ersten Vorlesung —, ein abgeschlossener, in sich vollendeter Gesammtbegriff des folgerecht Denkbaren in irgend einem der geistigen Gebiete, ist etwas Unmögliches für den Menschen; nur in Gott bilden sie ein System, weil in ihm sie Alles und Eins sind. Das menschliche Denken fängt stets von irgend einem abgerissenen Punkt des Unendlichen an und hört auf an einem solchen; es ist kein Kreis, es ist ein Bogen, ein Ausschnitt des Kreises, welchen wir mit unserm innern Vermögen umspannen können, und auch so verlieren sich, wie am Bogen der Iris, seine Enden in Nebel. Unser Wissen ist Stückwerk, muß dem Apostel nach auch der stolzeste Philosoph bekennen, denn ein Wissen ist grade nur insofern möglich, als wir Stücke gewinnen, nicht indem wir das Ganze zerfällen, denn wir sind gar des Ganzen nicht Herr, sondern weil wir, wie an einem harten Körper, einzelne Späne herunterzufeilen vermögen. Das Ganze zu wissen wäre völlig undenkbar, man müßte es schauen; der aber die Welt anschaut und durchschaut bis in ihre innersten Fugen, ist Gott allein. Sein Wissen ist Sein u. s. w.

Diese Stelle erspart uns eine große und unersprießliche Mühe, insofern sie in aller Kürze unsers Verf. philosophisches Glaubensbekenntniß enthält. Daß darin nicht viel Tröstliches sei, muß man dem Kritiker in den berliner „Jahrbüchern" zugeben. Wir wollen es in aller Kürze durchnehmen. Nach den angeführten Worten, ist ein phi-

losophiſches Syſtem: „ein abgeſchloſſener, in ſich vollendeter Geſammtbegriff des folgerecht Denkbaren innerhalb der geiſtigen Gebiete.“ Dieſe Definition ſagt aber ſo gut wie nichts und iſt faſt ſchlimmer als gar keine. Denn einmal kann es doch, beim Zeus, wenn man unter Begriff dasjenige caput mortuum verſteht, was der Verf. im Sinne hat, nichts Dürftigeres in der Gedankenwelt geben als einen Geſammtbegriff des (nur) Denkbaren; ſodann aber weiß ja Jeder, der ein einziges collegium logicum mit Aufmerkſamkeit gehört hat, daß jedes Syſtem eben in der gedankenvollen Gliederung und dem Progreß der Methode beſteht, eine immanente Form alles philoſophiſchen Denkens, welche vielmehr den abſtract logiſchen Begriff als das von Haus aus Definible, wie es unſer Verf. nimmt, gradezu ausſchließt. Von dem „folgerecht Denkbaren“ vollends ganz zu ſchweigen, welches den Irrthum auf die Spitze treibt, weil das Denkbare nur inſofern folgerecht iſt, inſofern es gedacht wird, die δύναμις nur inſofern vernünftig iſt, als ſie ſich zur ἐνεργεία macht. Nach unſerm Verf. fängt ferner „das menſchliche Denken ſtets von irgend einem abgeriſſenen Punkte des Unendlichen an und hört auf bei einem ſolchen“. Solche unreife Vorſtellungen vom menſchlichen Denken ſind Demjenigen zu verzeihen, der für daſſelbe kein würdigeres Gleichniß als etwa einen Regenbogen vorzubringen weiß; allein dieſer Umſtand kann nicht hindern ihre Unreifheit darzuthun. Denn, weit entfernt, von einem abgeriſſenen Punkte anzufangen, hebt alles menſchliche Denken (inſoweit es, wohl gemerkt, ein vernünftiges iſt!) vielmehr von dem Unendlichen ſelbſt an. Oder was iſt denn der νοῦς des Anaxagoras, was iſt die unvergängliche Gattung des Plato, was iſt die noch viel geiſtigere Entelechie des Ariſtoteles Anderes als das Unendliche ſelber? Wo iſt denn hier ein abgeriſſener Punkt, von dem der Philoſoph ausginge? Wo in aller Welt, muß man mit vollem Recht fragen, gibt es etwas Unendlicheres und in ſich Vollendeteres als den göttlichen Gedanken? In der Epoche der neuern Philoſophie haben wir die Wiſſenſchaft ausgehen ſehen zuerſt vom Zweifel und dem durch dieſen vermittelten Selbſtbewußtſein, hierauf von der göttlichen Subſtanz als ſolcher und der species aeterni, als Träger aller Dinge, ſodann von der Monas, als innerſtem Centrum der Subſtanz, endlich in den neueſten Syſtemen vom allgemeinen Ich, vom Abſoluten und zuletzt von der Einheit Beider, nämlich dem Denken, welches Sein, und dem Sein, welches Denken iſt. Sind denn, in aller Welt, dieſe Mächte, von denen die Wiſſenſchaft ausgeht, und in welche ſie zurückgeht, abgeriſſene Punkte des Unendlichen? Oder was läßt ſich Füglicheres von Demjenigen behaupten, der ſie dafür hält, als daß er den Wald vor den Bäumen nicht ſieht?

Der Schluß beſagten Glaubensbekenntniſſes iſt nichts Anderes als ein Gerede Derer, welche ihr freiwilliges Verzichten auf alles, die Welt und was ſie zuſammenhält ergreifende Wiſſen wiſſenſchaftliche Beſcheidenheit nennen. Aber die Wiſſenſchaft will nicht dergleichen Beſcheidene, mit gebieteriſcher Strenge dagegen begehrt ſie „Brave, welche ſich der That erfreuen“. Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, hat allerdings der Apoſtel geſagt; aber derſelbe Apoſtel, welcher zugleich an einer andern Stelle ſich ausſpricht: „Der Geiſt erforſcht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“. Niemals aber hat irgend ein Apoſtel des göttlichen Geiſtes geſagt: ein Wiſſen ſei nur inſofern möglich, als man Stücke dadurch gewönne. Dergleichen ſchwächliche Beſcheidenheiten ſind vielmehr ein directer Verrath am Geiſte und ein Zeugniß wider denſelben.

Aber wer den Geiſt verräth, den wird er wieder verrathen, und ſo hat es ſich erwieſen an den in Rede ſtehenden Vorleſungen über Äſthetik. Demnach iſt dem Verf. die Schiefheit einer Phraſe wie dieſe: das Ganze zu wiſſen ſei völlig undenkbar, man müſſe es ſchauen, nicht ſehr zuzurechnen, wiewol ſie jeden der Wiſſenſchaft zuſtrebenden Geiſt empören muß. Wenn dem Hrn. Dr. Weber etwas zu wiſſen undenkbarer iſt, als etwas zu ſchauen, was ſoll man von ſeinem Denken halten? Was iſt denn die Errungenſchaft des Denkens, wenn es nicht das Wiſſen iſt als Gewußtes? Auf dieſes Reſultat, auf dieſen Inhalt zu verzichten, iſt keineswegs die Beſcheidenheit des endlichen Subjects, es iſt nur eine Armſeligkeit der Forſchung und eine Zweideutigkeit der Abſicht.

Hiermit iſt der Punkt gefunden, auf welchen zu fußen iſt, wenn man die vorliegende Schrift über Äſthetik, wie der Geiſt gebietet, negiren ſoll. Dieſen Punkt eben hatte bereits Hr. Prof. Weiße in ſeiner Kritik der erſten Abtheilung getroffen, und ebendeshalb iſt es nicht „abſprechende Vornehmigkeit“, welche den Verf. dort vertheilte, ſondern ein gerecht Gericht, welches durch die Mängel der Sache bedingt iſt. Denn der Verf. darf ſich bei Ausarbeitung dieſer Vorleſungen wegen ſeiner Unwiſſenſchaftlichkeit keineswegs mit der auf dem Titel enthaltenen Limitation entſchuldigen, daß ſeine Äſthetik „aus dem Geſichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen“ geſchrieben ſei. Denn einmal, wenn dieſe Leſer Freunde des Schönen in dem Sinne ſind, wie es der Verf. zu meinen ſcheint, ſo muß man für ſie keine Äſthetik ſchreiben, ſondern Alles, was alsdann für ſie paßte, wäre etwa eine Anekdotenleſe aus der Poeſie, Malerei, Muſik u. ſ. w. Sind es aber Leute, die eben, weil ſie Bildung beſitzen, auf ein recht Verſtändniß ausgehen, ſo kann und ſoll ihnen dies nicht auf anderm Wege als auf dem edeln und allein ausreichenden der Wiſſenſchaft mitgetheilt werden. Weit entfernt alſo, daß, weil der Verf. auf dem Titelblatt ſeines Buchs gut zu limitiren verſtand, die Kritik ſich dadurch bewogen fühlen ſollte, ebenfalls ihre Fühlhörner einzuziehen, oder den limitirenden Fuchsſchwanz zu ſtreichen und ſich auf allerlei Geſichtspunkte einzulaſſen, womit man ſeinen guten Freunden aus der Verlegenheit hilft, iſt und bleibt vielmehr, weil einmal des Verf. Buch als eine Äſthetik exiſtirt, der einzige competente Geſichtspunkt der Kritik: die Wiſſenſchaft.

Von dieſem aus muß uns nun fernerhin, wie vor-

hin die Bescheidenheit des Verf. im Erkennen, ebenso sehr seine Offenherzigkeit im Bekennen zur Rüge bestimmen. Es ist seltsam, wenn ein Professor der Ästhetik sich in seinem Profeß äußert, wie der Verf. Bd. 1, S. 9 that:

„Es würde von mir so unschicklich als verwegen sein, wenn ich Ihnen Ästhetik zu lehren mich unterfinge. Ich muß sogar zu meiner Beschämung das Geständniß thun, daß ich das einzige Mittel, wie man zum Lehren einer Wissenschaft gelangen kann, nämlich sie selbst von Andern zu lernen, grade bei diesem Fache, theils aus Mangel an Gelegenheit, theils aus Laune vernachlässigt habe.

Man könnte beim Hervorheben solcher Stellen in den Verdacht der Kleinlichkeit oder gehässiger Gesinnung kommen, wenn nicht grade solche ein so entschiedenes Zeugniß aus der Sache gegen die Sache lieferten, daß man sich wundern muß, wie ein Gelehrter vor der eignen Klugheit solche Bekenntnisse verantworten kann. Es schreibt ein Jemand eine Ästhetik, nachdem er in der Einleitung erkannt hat, daß es unschicklich sei, so zu thun. Wohlan, der Jemand sagt, um sich zu entschuldigen: Ich schreibe meine Ästhetik für gebildete Freunde des Schönen. Allein wie steht es mit der Bildung dieser Gebildeten, wenn sie nicht eben diese Erklärung unschicklich finden? Doppelt und dreifach heißt es aber seine Leser verblüffen, wenn man fortfährt: Allerdings hätte ich die Wissenschaft, die ich Ihnen zu lehren mich unterfange, billigerweise selbst erst lernen sollen, allein es hat mir dazu sowol an Gelegenheit als an Lust gefehlt. Lieber Gott, was soll man auf solche unschuldige Confessionen antworten? Sie erinnern lebhaft an die Phrase des Meister Knieriem in Nestroy's Posse von den „unverschuldeten Unglücksfällen". Es ist freilich negativer Thatbestand genug, wenn Gelegenheit und Lust zu gleicher Zeit fehlten, denn alsdann kann man eben den Mangel an Lust mit dem Mangel an Gelegenheit entschuldigen; allein es ist ja eben nicht der negative Thatbestand, den die Kritik in diesem Fall zu negiren hat, vielmehr das aus dieser Prämisse hervorgegangene positive Unternehmen.

Womit wir aber jedes Unternehmen dieser Art, auch wenn es ein so offnes Bekenntniß der eignen Unzulänglichkeit nicht an der Stirne führt, für immer abweisen müssen, ist die Bemerkung, daß der Begriff einer Ästhetik überhaupt, wie derselbe innerhalb einer Reihe früherer Decennien unter uns cursiv geworden, bereits antiquirt ist, und dies deshalb, weil er an und für sich mit der Idee der Wissenschaft streitet. Denn der wahre Begriff der Ästhetik als Wissenschaft ist nichts anders im Himmel und auf Erden, wie sehr sich auch die sogenannten Freunde des Schönen dagegen sperren mögen, als daß sie eine Philosophie der Kunst sei. Wer etwas Anderes, etwas Zugänglicher-Bequemeres aus ihr machen will, indem er die Form sammt dem Inhalt zu populariſiren versucht, und bei diesen Versuchen seine Tendenz etwa in solchen Floskeln ausspricht, daß er kraft seiner Ästhetik: „die Idee des Schönen, die Fähigkeit, sie in sich aufzunehmen und im Empfinden, Urtheilen und Leben wirken zu lassen, ferner die Anschauung derselben in den Werken schöpferischer Geister u. s. w." bewirken wolle, der offenbart schon ohne alles Bekenntniß durch sein einfaches Herum- und Vorbeigehen an der Sache seine Unzulänglichkeit in speculativer Forschung. Als eine Philosophie der Kunst kann demnach die Ästhetik durchaus keinen andern Anfang haben als ihr eignes Object, die Kunst, deren Subject sie ist. Die Kunst jedoch in ihrer wahrhaften, concreten Objectivität verbleibt nicht der abstrakte Begriff ihrer selbst, sondern wird zum lebendigen Kunstwerk. Wie sich nun in dem Kunstwerke die schaffende und ursprüngliche Kraft des Genius in reiner Gestaltung kundgegeben hat, sodaß also das Product dieser Geistigkeit als ein Unmittelbar-Geistiges und für sich Selbständiges im Kunstwerk zurückbleibt, so ist es nun die unverrückbare Aufgabe einer Wissenschaft der Kunst, diese geistige Unmittelbarkeit des Kunstwerks durch die Form des hinzutretenden Gedankens zu vermitteln. Nicht, als ob nicht schon der Gedanke leibhaftig in dem Kunstwerk vorhanden wäre; aber auf nur unmittelbare Weise ist er da, als des Kunstwerks Einwohner, als der gefesselte Gedanke, der noch seiner wahren Subjectivität und mithin des Selbstdenkens ermangelt. Der einfache Proceß der Wissenschaft in dieser Sphäre ist nun, daß sie dem Kunstwerk zu diesem Selbstdenken verhilft, alle Kunst und jedes Kunstwerk zum Selbstbewußtsein bringt. Die Philosophie der Kunst ist mithin der Kunst selbst durchaus nichts Äußerliches, sondern es ist ein und derselbe Geist, welcher zuvor (in letzterer) unmittelbar gestaltend und gestaltet auftrat, hierauf aber, als zweiter Proceß (in ersterer) sein eignes Schaffen sich nachdenkt, ein Nachdenken, welches jedoch nicht minder ein Vordenken der Kunst genannt werden kann, weil sein Inhalt die absoluten Gedankenbestimmungen sind, welche in aller künstlerischen Gestaltung wiederkehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Weißmantel. Ein geschichtlich romantisches Gemälde des 17. Jahrhunderts von Eduard Maurer. Zwei Theile. Liegnitz, Kuhlmey. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste Liebhaber dieses sogenannten romantischen Gemäldes muß mit der Geliebten die Feuer- und Wasserprobe bestehen, nebenbei einen wilden Stier überwältigen und, wohl zu merken, ohne den Besitz einer Zauberflöte. Weisheit zu erlernen wird ihm nicht auferlegt, die setzt man schon bei ihm voraus, aber das Haus Braganza muß er mit auf den portugiesischen Thron erheben und deshalb auf dem Wasser und zu Lande sich mannlich halten, auch mit boshaften Spaniern sich herumtummeln, die so tückisch und roh sind, wie sie nur ein Melodramatiker wünschen mag. Statt Genius begleitet ihn ein Weißmantel, ein Meister in der weißen Magie, denn er ersteht nicht allein selbst vom Tode, sondern errettet Andere davon, versteht es, unterirdische Gänge aufzuspüren und geheime Pforten, an Stellen, wo Niemand dergleichen vermuthen können; nebst andern Künsten und Kunststücken verwandelt er den schwarzen Mantel der Maltheserritter in einen weißen und bewirkt sogar, daß Jedermann sich über die Verwandlung nicht verwundert, sondern sie als bekannt anzunehmen scheint. Es gibt Leute, die da meinen viel zu vollbringen, wenn sie nur mit der Rede und den Beinen sich recht geschäftig erweisen

warum sollte es nicht auch Leser geben, die an Gedanken und planvolle Handlung glauben, wenn sie reichen Wortschwall und große Beweglichkeit wahrnehmen und nichts Unanständiges, nichts Gemeines sie abstößt. Solchen Lesern ist das Buch als eine angenehme Unterhaltung zu empfehlen.

2. Die Räuber im Harzgebirge. Deutsche Originalerzählung von Heinrich Asmus. Hamburg, Herold. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ungegründete Rachsucht führt einen nicht bösartigen Mann auf Abwege, treibt ihn zu dem Räuberhandwerk, das er nicht dilettantenmäßig, d. h. nicht mit dem Verbrechen kokettirend ausübt. Da er weder eine großartige Natur ist, noch zu sein affectirt, nicht in steter Bewunderung seiner selbst ist, nicht begehrt, daß männiglich sich in gereimten und ungereimten Klagen ergieße, welch ein Genius in ihm unterging, so darf er auch sein Unrecht bereuen und gesühnt nach fruchtbringender Buße vom Leben scheiden.

3. Schweres Mitwissen. Der Dieb. Zwei Erzählungen von L. Kruse. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

4. Der Geisterbanner. Eine Erzählung von Demselben. Ebendaselbst. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Alle drei Erzählungen haben, wie mehre von diesem Verfasser, das Bezeichnende, bizarr und abenteuerlich Scheinendes ins Mögliche, Begründete herüberzuziehen, ohne den Duft des Ungewöhnlichen abzustreifen und ohne durch eine fade Enttäuschung Verdruß zu erregen. „Schweres Mitwissen" ist eine Criminalgeschichte, deren milder Ausgang gerechtfertigt ist, nicht allein durch das Walten der poetischen Gerechtigkeit. Der Charakter des seelenvollen Mädchens, die durch Zufall zur Mitwisserin einer Schuld wird, ist sehr gut gezeichnet und gehalten. „Der Dieb" muß vor allen selon son date beurtheilt werden; die enthusiastische Verehrung für einen König kann nicht befremden, sobald man nie vergißt, daß dieser König Ludwig XIV. hieß. „Der Geisterbanner" klärt auf eine neue Art die Dunkelheit auf, die über die Person des zu seiner Zeit berühmten und berüchtigten Johann Schröpfer in Leipzig schwebte. Bei Zuständen und Dingen, die nie hell werden, ist jede Hypothese erlaubt, insofern sie den innern Zusammenhang behält, die sittliche und poetische Wahrheit nicht verletzt, nicht ins Blaue hineinphantasirt. Jede dieser positiven und negativen Bedingungen erfüllt die Räthsellösung für Schröpfer, weshalb man recht wohl mit der Erzählung zufrieden sein kann, die auch Costume und Scenerie der Handlung im Auge behält.

5. Das Bagno von Toulon. Nach Le bonnet vert par J. Méry, frei übersetzt von Karl von Lützow. Schwerin, Kürschner. 1836. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Der Übersetzer entschuldigt sich, ein Desperationsproduct auf den Büchermarkt gebracht zu haben, mit der guten Absicht, die ihn geleitet, den Vorzug der deutschen Justizpflege vor der französischen durch diese geschichtliche Erzählung darzulegen, indem in Deutschland die Greuel eines Bagno unbekannt seien. Einen triftigen Grund gegen seine Kameradschaft mit „den literarischen Enragirten" hat er verschwiegen: den, daß dieser Bagno nicht das Laster in seiner ganzen sittlichen und physischen Scheußlichkeit zeigt, nicht den Menschen in seiner ärgsten Entwürdigung, tief unter dem Thiere; nichts was Ekel erregen kann, wird vorgeführt, die Galerensklaven, denen man begegnet, die man näher kennen lernt, sind kein Abschaum des menschlichen Geschlechts, aber auch keine verkannten Edeln, als Probestücke vorgelegt, wie weit ungerechte Gerechtigkeit es treiben, Ausbiegen vom betretenen Pfade bestraft werden könne. Unsere Bekannten fehlten und empfingen ihre Strafe, wenn auch eine zu harte. Das gilt vor Allen dem Wortführer, der einen Mordversuch an seiner Geliebten sich erkühnte und als Selbstmörder endete, nachdem er mündlich und schriftlich witzelte und vernünftelte, nicht immer mit Freiheit, was jedoch in den Ketten, in der Einsperrung, die den Geist niederdrücken, eine hinreichende Erklärung findet und wol nur die rechte Würdigung von Denen erfahren wird, die so unglücklich sind, seine Lage aus Erfahrung zu kennen.

6. Winterblumen von Gustav von Heeringen. Die Kinder der Witwe. Kleine Reisebilder. Iwan. Gotha, Müller. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

„Die Kinder der Witwe" erläutern eine Anekdote aus Ludwig XIV. Zeiten, wo eine reiche Dame einen armen jungen Offizier seine Compagnie schmücken hilft; sie ist hier ins Zärtliche gezogen und die Dame mit Jugend und Schönheit beschenkt worden. Die „Reisebilder" sind allerdings klein, aber nicht kleinlich und gefallen durch eine gewisse Frische und Natürlichkeit. „Iwan", in dramatischer Form, bringt das traurige Geschick jenes unglücklichen Fürstensohnes in einer abweichenden Variante abermals zur Erscheinung. Das Stück erinnert, nicht zu seinem Vortheil, an Schiller und läßt nur laue Eindrücke zu, denn das poetische Leben und die theatralische Bewegung sind nur als flüchtig Begrüßende darin wahrzunehmen. 29.

Notiz.

La Guayra.

In einer Reise durch Columbia wird La Guayra als der traurigste Ort in Südamerika geschildert. Es ist dieses der Hafenflecken von Caracas an der Nordküste von Columbia. Sein Anblick ist abschreckend, denn man glaubt eine alte schauerliche Ruine zu betreten. Diese abschreckende Gestalt hat der Ort erst durch das 1812 daselbst stattgehabte furchtbare Erdbeben bekommen. Wo sonst hübsche Straßen sich befanden, sieht man jetzt nichts als wildes Gewächs. Selbst die Lage des Orts ist unfreundlich, da er in einem tiefen Kessel liegt, der nur einen Ausgang nach der Seeseite hat, wodurch auch die unerträgliche Hitze, welche die bösartigen Faulfieber erzeugt, hervorgebracht wird. Für neuangekommene Europäer sind diese Fieber in der Regel tödtlich. Der Hafen ist schlecht und gefährlich durch Wirbelseen, die sich dort in Menge befinden, auch sind die vielen dort einheimischen Bohrwürmer eine wahre Plage. Auf einer erträglich gepflasterten, steil aufführenden Straße gelangt man nach der freundlichen Stadt Caracas, die ungefähr sechs Stunden von La Guayra liegt. 11.

Literarische Anzeige.

Denkwürdigkeiten

der Gräfin

Maria Aurora Königsmark

und der Königsmark'schen Familie.

Nach bisher unbekannten Quellen

von

Friedrich Cramer.

Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August des Starken. Zweiter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten.

Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Denkwürdigkeiten, Studien zur Geschichte eines vielfach bewegten Zeitalters, geben die interessantesten Aufschlüsse über das Leben jener berühmten Frau und der Personen, mit denen sie in Berührung kam; sie werden Vieles in einem richtigern Lichte erscheinen lassen, als man es zu sehen bisher gewohnt war.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 215. — 2. August 1836.

Die Ästhetik aus dem Gesichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Die Ästhetik als eine Wissenschaft der Kunst (in welcher jedoch nicht Kunz und Velten, je nachdem sie geistig gut oder schlecht beschlagen sind, sondern die Kunst selbst von sich weiß) hat also unverweigerlich ihren Ausgang von dem Begriffe der Kunst zu nehmen; eine Nothwendigkeit, woraus wiederum folgt, daß, weil der Inhalt die Kunst als solche ist, jede Voraussetzung eines andern Inhalts, etwa des abstracten Schönen u. s. w., sodann, weil die Form des Ausgangs der Begriff ist, jede Annahme einer andern Erkenntnißform, als dieser ist (etwa der Empfindung ꝛc.), an und für sich unlogisch und fehlerhaft ist. Was demnach schon in den Einleitungen solcher Bücher wie das vorliegende als durchaus nicht zur Sache gehörig abzuweisen ist, das sind einmal die Bemerkungen über das sogenannte Schöne, welche als Prolegomena einer solchen Ästhetik dienen sollen. Dieses Schöne, welches der Ästhetiker auf diese Weise als etwas Reales einschmuggeln will, ist vielmehr das ärmlichste, abstruseste Ding der Einbildung, das gedacht werden kann. Denn mit der Prätension auftretend, daß es das Bedingende der Kunst, mithin etwas Früheres und Höheres als diese sei, ist es doch in Wahrheit nur das Kunstschöne, welches, aus der Kunst herausgezerrt, nur ein caput mortuum bleibt. In dieser Unwahrheit und Herausgerissenheit aber wird dies Schöne selbst zum Betrug, insofern es als ärmliches Surrogat eines wahren Begriffs erscheint, der allerdings aller Kunst immanentes Wesen ist, des Begriffs nämlich vom Geiste. Denn freilich ist das Kunstwerk schön und das Schöne nothwendiges Prädicat des Kunstwerks; aber schön wird es nur durch den Gedanken, der ihm einwohnt, und ist also vielmehr der Gedanke selbst das Schöne. Wie dieser gemachte Inhalt ist aber ferner die gemachte Erkenntnißform, als welche der Ästhetiker die Empfindung hinstellt, abzufertigen, denn das Schöne will nicht empfunden, sondern erkannt sein. Ein nur empfindbares Schöne ist ebendeshalb kein Schönes, weil es das Begreifen ausschließt. Hiernach können solche Erklärungen und Rubricirungen der Kunst und des Kunstschönen, wie hier S. 19 der ersten Abtheilung stehen, für nichts Anderes, als für ein ganz äußerliches Zusammenraffen der Stoffe gelten, welche keine Basis haben als den schiefen und schielenden Probirstein der Empfindung. Es heißt hier:

Die Gesammtheit der Empfindungen also, welche einzeln oder verbunden das höhere Leben der Menschheit beurkunden, bilden den Stoff ästhetischer Darstellung, der insofern unbegrenzt ist und keiner Art bestimmte Farbe oder beschränkte Natur, wie der Idiot sie begehren könnte, an sich trägt. Die Äußerung dieser Empfindungen findet durch die Kunst einen dreifachen Weg gebahnt, indem sie entweder sich einer Ton-, Zeichen- oder Formensprache bedienen kann. Sie spricht in Tönen: entweder nach den Verhältnissen des reinen Klanges, durch die Tonkunst, oder nach gegliederter Rede, 1) in gebundener Bewegung, durch Dichtkunst oder Poesie, 2) in freier Bewegung durch die Kunst der prosaischen Rede. Sie spricht in Zeichen, entweder nach wiederkehrend auf einander folgenden geregelten (rhythmischen) Bewegungen des Körpers zu einfacher Darlegung anmuthiger Haltungen (Attituden) durch die Tanzkunst oder Orchestik, oder nach frei auf einander folgenden geregelten Bewegungen desselben zu sinnbildlicher Darstellung einer Handlung (dramatisch) durch das Geberdenspiel oder die Mimik, oder endlich nach einer Vereinigung des Mimischen und der Töne zu gleichem Zweck (symbolischer Darstellung einer Handlung), durch die Schauspielkunst oder Hypokritik. Sie spricht endlich in Formen: entweder nach Verhältnissen der reinen räumlichen Anschauung, durch die Architektonik, oder nach Verhältnissen figürlicher Anschauung durch die Zeichnenkunst, 1) in offenen Linien (Zeichnung im engern Sinne), 2) in farbig gedeckter Zeichnung (Malerei); oder schließlich nach Verhältnissen körperlicher Anschauung, durch die Bildkunst oder Plastik, 1) in harten Stoffen (Bildhauerei oder Sculptur), 2) in flüssig gemachten Stoffen (Bildgießekunst oder Chyreutik).

Diese Darlegung der Sache muß für ebenso unwissenschaftlich als irrthümlich erklärt werden. Zuvörderst thut sich der Verf. etwas darauf zu gute, daß Dasjenige, was er den „Stoff ästhetischer Darstellung" nennt, etwas Unbegrenztes und Unbestimmtes sei. In dieser Maßlosigkeit findet er die Größe dieses Stoffes. Man sieht daraus, wie sehr er Recht hatte, wenn er behauptete, sich Dessen, was er zu lehren beabsichtigte, nicht lernend vorher bemächtigt zu haben. Was ist denn das Kunstschöne (das erscheinende Schöne, nicht der todte Begriff, den der Verf. als Einleitendes vorausschickt) anders als ein solches, dem sein Maß und Ziel durch Weisheit und gedankengemäße Er-

staltung vorhergesetzt ist? Was ist es anders als ein bestimmtes und ebendeshalb begrenztes Ganze und Geistige? Ist nicht grade die Unbestimmtheit und Grenzenlosigkeit vielmehr das Unschöne, und zwar deshalb, weil es in seiner Maßlosigkeit den Ausdruck des Geistigen verliert und von seinem Begriff abfällt? Ist es nicht selbst eine große Rohheit der Empfindung, wenn man irgend ein geistiges Gebiet darum für unendlich hält, weil es der Meinung nach kein Ende findet?

Einer solchen ganz entsprechend muß man die armselige Zusammenschachtelung der sogenannten Künste finden, wie sie in der angezogenen Stelle der Verf. vorgenommen hat. Weit entfernt, die Künste ihrem abweichenden und selbständigen Wesen nach, d. i. in ihrer Besonderheit, als individualisirte aufzufassen und ferner den allgemeinen Zusammenhang dieser Individuen aufzusuchen und methodisch, der Sache gemäß zu entwickeln, wirft er die Künste nach ihren äußerlichen Unterscheidungen, nach Ton, Zeichen und Form, wüst nebeneinander hin. Weil diese Zusammenstellung selbst ein bloßes räumliches Beisammensein ist, so ist nach des Verf. Definirungen eine Kunst genau so gut und schlecht als die andere, und es bleibt dem Geschmack oder Ungeschmack des Zuhörers überlassen, ob er es mit der „einfachen Darlegung anmuthiger Haltungen", oder mit den Fabriken in Gußeisen, oder mit Poesie und Musik halten will. Alle diese Künste sind zu Vögelchen geworden, die von dem Verf. gleichsam eingefangen und abgerichtet worden, der sie nun aus ihrem gemeinsamen Käfig ausflattern läßt. Wer einen will, mag zugreifen. Chacun à son gout. Der Eine nimmt den Zeisig, der sein Trinkwasser zieht und mit der Flinte exercirt; der Andere die Dohle, welche ihm in ungebundener Rede und ohne alle rhythmische Bewegung etwas vorschwatzt; ein Dritter lobt sich den Staar, der es in sinnbildlicher Darstellung seiner Handlungen mimisch sehr weit gebracht, und zuletzt wird sich sicherlich auch ein Liebhaber finden, der den Gimpel nach Hause trägt. Auf diese Weise sind alle an den Mann gebracht.

Was soll man aber zu dem Popanz sagen, den der Verf. als Poesie herausdefinirt, welche nach seiner Meinung eine „Tonkunst nach gegliederter Rede in gebundener Bewegung" ist, entgegen der Prosa, deren Bewegung frei sei. Welche intellectuelle Verwilderung, Poesie und Prosa als Künste einander entgegenzustellen! Die Prosa ist ja gar nichts anders als die Sprache in ihrer eigenthümlich unmittelbaren Sprachform, welche freilich sich bis zur höchsten Vollendung ausbilden und ebensowol auf dem niedrigsten Niveau der Seichtigkeit und des ästhetischen Bombastes, auf dem wahren Sande des Geistes schweben kann. Die Prosa ist die Sprache, und die Sprache ist die Form des Gedankens, und ebendeshalb hat die Poesie ihre Sprache und zugleich ihre Prosa. Die Prosa ist ein Ausdruck, ein Ausdruck des Geistes; die Poesie ist der Geist selber, der Geist aller Kunst in seiner schönsten und durchsichtigsten Gestalt. Allein nach dem Verf. besteht der ganze Vorzug der Poesie darin, daß sie gebunden ist. Hätte den Verf. bei seinen Forschungen wirklich der Geist geleitet, so hätte er einsehen müssen, daß, wenn nun einmal bei formellen Bestimmungen stehen geblieben werden soll, vielmehr die Poesie das Freie und die Prosa das Gebundene ist, weil nämlich die Poesie ihre eigne Form an ihrem eignen Inhalt hat. Welche gewöhnliche Vorurtheile und Anschauungen, wenn man Rhythmus und Reim für Fesseln des poetischen Gedankens hält; ja freilich sind sie Fesseln für den unberufenen Poeten, ebenso wie auch die prosaische Rede eine Fessel ist für Denjenigen, der den Mangel an Verständniß durch vages Gerede ersetzen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Selten nur erfreut uns Herr Professor Ranke mit dem Drucke der Resultate seiner vielumfassenden Studien, aber so oft er nach längern Zwischenräumen wieder einmal dem Publicum etwas zu gute kommen läßt, verpflichtet er uns stets zu dem lebhaftesten Danke. So trefflich indeß auch seine frühern Arbeiten in vieler Beziehung waren und ihm bereits den Ruf eines der gründlichsten wie geistreichsten Historiker unserer Nation und unserer Zeit erwarben, so werden sie doch durch vorliegendes Buch weit übertroffen, von dem wir nur gleich von vornherein gestehen wollen, daß es uns als eine der bedeutendsten, wenn nicht als die bedeutendste Leistung unserer neuern Historiographie erschienen ist, vor welcher wir, und mit uns gewiß Viele, in aller Demuth uns zu neigen haben. Es liegt aber die hohe Bedeutung, welche wir dieser Geschichte der Päpste für die gesammte Entwickelung unserer Historiographie zuschreiben, hauptsächlich darin, daß Ranke ein neuerdings sehr in den Hintergrund geschobenes, fast ganz vernachlässigtes Moment aller Geschichte wieder zu Ehren gebracht hat, wir meinen die Berücksichtigung, Auffassung und Darstellung des individuellen Lebens welthistorisch eingreifender Menschen. Denke jedoch hierbei Niemand an eine Wiederaufnahme jener ältern Auffassung von Geschichte, nach welcher diese nur als ein Product des rein subjectiven Wollens und Strebens Einzelner, mithin als ein Product der Willkür erscheint. Hiervon ist Ranke weit entfernt. Zwar tritt er keineswegs mit Philosophie ausgerüstet zur Geschichte, aber die großen geistigen Richtungen, die Verhältnisse, welche unabhängig von dem einzelnen Menschen eine Zeit beleben und die Geschichte bewegen, entgehen doch seinem historischen Blicke nicht. Er weiß sie aus dem einzelnsten Detail ebenso sicher herauszuerkennen als in den schärfsten und großartigsten Umrissen darzustellen. Aber daß er sie nicht allein darstellt, daß er sie nun in ihrer concretesten Wirksamkeit dem Leser vorzuführen weiß, daß er vor Allem uns sehen läßt, wie sie — wir möchten sie die ersten Grundlagen des Geschichtsbaues, den Einschlagzettel des Zeitgewebes nennen — in dem Menschen, dem Hochgestellten wie dem Niedern, dem in den Weltverhältnissen bereits Einflußreichen wie dem Emporstrebenden, sich gestalten; wie sie diese Alle bald erfüllen, bald zum Gegenstreben auffodern, wie die Menschen im Kampfe mit ihnen gedrängt, von ihnen überwältigt werden oder mit ihnen siegen: daß er mit einem Worte das ganze geistige Leben und Treiben der Individuen, seinem innersten Gehalte nach, ganz davon abgesehen, wie es sich räuspert und wie es spuckt, uns zeigt, das ist das Ausgezeichnete dieses Buches, das ist es, worin noch keiner der neuern Historiker Ranke gleichgekommen ist. Hierdurch erhält aber auch seine Geschichtschreibung eine Frische, Lebendigkeit

und Bewegung, welche das wirkliche Leben, wenn auch nicht ganz erreicht — wie wäre das möglich — ihm aber doch sehr nahe kommt.

Wie der Beschauer bei einem tüchtigen Gemälde augenblicklich und unmittelbar von dem Gedanken, dem ganzen geistigen Inhalt des Dargestellten ergriffen wird, ihn in die eigne Seele aufnimmt und gewissermaßen selbst in seinem Innern durchmacht, Gleiches wiederfährt bei dieser Geschichtschreibung dem Leser. Wir leben gleichsam durch ihn selbst in jener Zeit, wir werden, es möchte nicht zu viel gesagt sein, jene Männer. Mit ihnen übersehen wir ihre Lage und die Lage der Welt, wir entwerfen mit ihnen ihre Plane, mit ihnen sorgen, mit ihnen kämpfen, mit ihnen leiden oder triumphiren wir selbst. Ihre Gedanken, ihr geistiges Leid und Freud sind auch die unsern; noch einmal, wir durchleben selbst jene Zeiten. Welche größere Wirkung kann und soll der Geschichtschreiber hervorbringen als diese? Denn dieses Durchleben der Zeiten schließt es nicht zugleich auf das vollständigste auch die Erkenntniß der Zeiten ein, um die es uns ja bei aller Geschichte zu thun ist?

Indem nun Ranke in dieser lebendigen Weise uns Zeiten und Menschen vorführt, hat er auch nicht nöthig, uns nun noch besonders von der geschichtlichen Nothwendigkeit und wie diese über dem Willen und Streben der Menschen stehe, mit dürren Abstractionen zu unterrichten. Wir spüren ja jetzt, in jenen Zeiten selbst lebend, an uns selbst die Kraft und Macht jener göttlichen Gewalt, die jeglichem Treiben der Menschen sein Maß gibt und sein Ziel steckt; wir erkennen klar an uns selbst, wie der Mensch denkt und Gott lenkt. Wahrlich, es ist uns fast in keinem andern Geschichtsbuche diese historische Nothwendigkeit so klar erschienen als in diesem, in welchem so wenig von ihr die Rede ist! Hiermit fällt dann aber auch, wie leicht einzusehen, jenes seichte Geschwätz von Recht und Unrecht, von Klugheit und Unklugheit; jenes Gerede, wie man hiefür Dies anführen und dagegen Jenes bemerken könne, welches Gerede die Schriften eines andern unserer Historiker oft so unleidlich macht, von selbst hinweg, und alles solchen Flittertandes entkleidet, in ihrer eignen natürlichen aber imposanten Größe tritt hier die Geschichte als das Weltgericht auf, keines sterblichen Handlangers zum Rechtsprechen bedürftig.

Wenn nun schon diese Art und Weise, einen historischen Stoff aufzufassen und darzustellen, vorliegendem Buche, wie wir glauben, eine so ausgezeichnete Stelle in unserer neuern Historiographie verleiht, so wird der Werth desselben noch dadurch erhöht, daß es uns einerseits eine Menge neuer Aufschlüsse über die Geschichte jener Zeiten und Räume schenkt, andererseits uns aber auch den ersten richtigen Blick in die behandelten Verhältnisse thun läßt.

Nach den umfangreichsten Studien gedruckter, zugänglicher Werke, von welchen der Verf. freilich kein Wort sagt, die man aber doch überall durchmerkt, hat Ranke dann die handschriftlichen Sammlungen der Archive zu Wien, Venedig und Rom benutzt und aus ihnen solche Schätze gehoben, daß ihn diese erst, wie er bemerkt, in den Stand gesetzt haben, das Buch überhaupt zu schreiben. Es liegt in diesen Archiven, sagt er, eine weite Zukunft von Studien! Hier finden sich Depeschen im Original oder in der Abschrift; Auszüge daraus zum Gebrauche des Staates verfaßt, Rubricarien genannt; dann Relationen, amtliche Register der Staatsbehörden, Chroniken, officielle und private Tagebücher, Erörterungen einzelner Begebenheiten und Verhältnisse, ausführliche Lebensbeschreibungen mehrer Päpste und ausgezeichneter Cardinäle, endlich Gutachten, Rathschläge, Berichte über die Verwaltung der päpstlichen Provinzen, ihren Handel und ihr Gewerbe; statistische Tabellen, Berechnungen von Ausgabe und Einnahme: Alles zum größten Theile noch unbekannt, meistentheils von Männern verfaßt, die eine lebendige Kenntniß ihres Gegenstandes besaßen, und von einer Glaubwürdigkeit, die zwar Prüfung und sichtende Kritik keineswegs ausschließt, aber wie sie Mittheilungen wohlunterrichteter Zeitgenossen allemal in Anspruch nehmen. Ihnen allen hat der Verf. seine Nachrichten entnommen und aus ihnen jenes lebensvolle Bild mussivisch zusammengesetzt, welches keine Spur des mussivischen Ursprungs an sich selbst zeigend, uns im vorliegenden Buche ebenso erfreut als belehrt.

Lange genug haben diese Zeiten, diese Verhältnisse einer tüchtigen Darstellung entbehren müssen. Denn ebenso wie für eine richtige Auffassung und Würdigung der Hierarchie des Mittelalters erst die neuere Zeit fähig geworden ist, konnte auch das Papstthum, die neuere katholische Kirche jetzt erst von den Protestanten geistig durchdrungen werden. Die natürliche Opposition und der lebendige Haß verhinderten anfangs eine gerechte Würdigung dieser Verhältnisse von unserer Seite; dann ließ man sie aus vornehmer Geringschätzung und Verachtung gar ganz als einen Gegenstand bei Seite liegen, der gar keiner Beachtung verdiene, bei dessen Behandlung, wie bei der eines in Verwesung übergehenden Leichnams, nur geistiger Modergeruch, Ekel und Abscheu zu gewinnen sei. Man hatte unsererseits höchstens frommes Mitleid oder auch vornehm-verständiges Bedauern für diese Perioden des Katholicismus, dessen inneres Leben seit der Reformation man sich als vollkommen stagnirend und versumpft dachte und ihm nur etwa bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges eine rein weltliche, durch die Herrschsucht der Päpste erhaltene Lebendigkeit zuschrieb! Welch' eine andere Ansicht erhalten wir nun durch Ranke's Forschungen. Wir lernen eine geistige, innere Bewegung des Katholicismus in dem ersten Jahrhundert nach der Reformation kennen, wie die Meisten von uns es wol nicht geahnt haben. Mitten im Schoos der römischen Kirche, in Italien, in Rom selbst bricht sich fast gleichzeitig mit der deutschen Reformation eine streng geistige, geistliche Richtung Bahn, verwandt mit der deutschen, fast zusammenfallend mit ihr und nicht weniger als sie auf eine innere Reformation der ganzen Kirche dringend. Sie bemächtigt sich der hohen Würdenträger der Kirche, sie bringt in das Cardinalscollegium, sie beginnt selbst die Päpste zu beherrschen. Ein ernster kirchlicher Sinn, dem es in Wahrheit zu thun ist um die Sorge für die Erwerbung der ewigen Seligkeit, tritt an die Stelle der frühern Weltlichkeit, welche die Übergangszeit aus dem 15. in das 16. Jahrhundert charakterisirte. Von dieser Richtung überwältigt, strebt man ernstlich nach einer Aussöhnung, nach einer Vereinigung mit den Protestanten, denen man sich geistig nicht mehr so schroff entgegenstehend, vielmehr verwandt fühlt. Man hofft, es werde noch einmal mit gutem Willen, mit ernstem Streben, mit liebevoller Vermittelung gelingen, die ganze Christenheit in Frieden zu einigen, es werde der große Spruch des Erlösers von einer Heerde und einem Hirten sich jetzt realisiren lassen. Auch die Protestanten boten zum großen Werk der Versöhnung die Hand. Das Colloquium zu Regensburg (1541) ist der Gipfelpunkt der Wirksamkeit dieser Entwickelung. Von dort aus bekennt Melanchthon, in den verglichenen Artikeln sei die protestantische Lehre; von eben dort schreibt Bucerus noch kühner, in ihnen sei Alles enthalten, was dazu gehöre, um vor Gott und in der Gemeinde gottselig, gerecht und heilig zu leben. Man lese, wie die bedeutendsten Männer der katholischen Kirche, die Freunde und Gleichgesinnten Contarini's, des Hauptvermittlers in Regensburg, von demselben Gedanken erfüllt, erwärmt warten. „Wie ich diese Übereinstimmung der Meinung bemerkt", schreibt Cardinal Poole, „habe ich ein Wohlgefühl empfunden, wie es mir keine Harmonie der Töne hätte verschaffen können. Nicht allein weil ich Friede und Eintracht kommen sehe, sondern auch, weil diese Artikel die Grundlagen des gesammten christlichen Glaubens sind. Ich wünsche dir Glück, ich danke Gott, daß die Theologen beider Partein sich vereinigt haben. Wir hoffen, er, der so barmherzig angefangen hat, wird es auch vollenden." „Aber der Neid des Fleisches unterbrach dies Colloquium", sagt der Secretair Contarini's. Nach so großen Hoffnungen, nach so glücklichem Anfang mißglückte die ganze Unternehmung; gewiß, einer der bedeutendsten Wendepunkte der Weltgeschichte. Indessen hatte sich schon eine andere geistige Richtung auf dem

Boden des Katholicismus zu entwickeln begonnen, nicht weniger lebendig und belebend als jene, aber obwol von verwandtem Ursprunge, doch in ihrem Fortschritte immer mehr und mehr von ihr abweichend und mit dem Protestantismus in vollem Gegensatz tretend. Auch sie erkannte zwar die Nothwendigkeit einer Reformation, wollte aber nicht wie jene und noch mehr die Protestanten die Reformation des Principes, auf dem die Kirche ruhte; nur die Zurückführung desselben auf seine frühere Reinheit, die Verjüngung der althergebrachten geistlichen Institute erstrebte sie. Schnell breitete sich — schon war der Boden durch die frühere für den Samen empfänglich — diese Richtung in Italien aus. Sie reformirte die Orden, aus deren Mitte sie auch größtentheils entsprungen war. Der Orden von Camaldoli, die Franziskaner, die Capuziner nahmen sich zusammen, man strebte überall die Einrichtungen der ersten Stifter in aller Strenge wiederherzustellen. Die Weltgeistlichkeit folgte nach. Auch sie erfüllte mit neuem Eifer ihre geistlichen Pflichten; genug, in alle geistlichen Institute kam neuer Ernst, neuer Eifer und neues Leben.

Indem sich nun die katholische Kirche in sich, d. h. nur innerhalb ihres alten Principes reformirte, dieses von allen Auswüchsen zu reinigen, zu verjüngen strebte, mußte der Eifer, der Ernst, mit dem man sich dieser Richtung hingab, auch wieder einen größern Gegensatz gegen den Protestantismus erwecken, der ja dies ganze Princip verwarf, das man — jener Eifer für seine Verjüngung beweist es — jetzt wieder katholischerseits mit ganzer Liebe umfaßte. Daher erhält denn diese ganze Richtung eine Färbung geistlicher Strenge, welche von der Liebe und Versöhnlichkeit Contarini's und der ihm Gleichgesinnten himmelweit verschieden ist. Von Neuem begann der heftigste geistige und weltliche Kampf gegen die Protestanten, und in demselben Augenblicke — man sieht leicht, wie dieses zusammenhängt — tritt der Jesuitenorden hervor. Meisterhaft ist hier Ranke's Schilderung des Ignatius und der Richtung, die ihn erfaßte, und die er dann weiter entwickelte zur Stiftung des Ordens, welcher von nun an der Vorkämpfer gegen die Protestanten ward. Mit wunderbarer Schnelligkeit gewann er in der Kirche mächtigen Einfluß. Jetzt war an keine Versöhnung, an keine Vereinigung mit den Protestanten mehr zu denken; es kam lediglich darauf an, die katholische Kirche selbst nach der großen Erschütterung, die sie erlitten, den neuen geistigen Richtungen, die sie eingeschlagen, gemäß zu consolidiren. In vollem Maße ist dies durch das Concil zu Trident gelungen. Das ganze System der katholischen Dogmatik, wie es noch heute behauptet wird, erhielt damals seine neuen Grundlagen; die Hierarchie ward theoretisch durch die Decrete von der Priesterweihe, praktisch durch die Reformationsbeschlüsse aufs Neue begründet. Solchergestalt erlebte die katholische Kirche in jenen Jahrhunderten einen Angriff auf ihrem eignen Boden, wie niemals vorher, eine Erschütterung, wie seitdem nie wieder; in jenen Jahrhunderten sammelte sie aber auch ihre Kräfte von Neuem, verjüngte sich in lebendiger Umgestaltung und consolidirte sich dann in den Formen und Richtungen, die sie bis auf den heutigen Tag größtentheils bewahrt hat.

Neben der Schilderung dieser Entwickelung der katholischen Kirche, die wir nur in den allgemeinsten Zügen dem Leser vorzuführen versucht haben und die Ranke — wir müssen es wiederholen — mit einer Klarheit, Lebendigkeit, mit einer Auffassung und Berücksichtigung des individuellen Lebens der Menschen, welche die Träger derselben waren, geschrieben hat, die unsere Bewunderung verdient, geht dann nun noch durch das ganze Buch die Schilderung der weltlichen Stellung der Päpste, der Bildung des Kirchenstaates, seiner Beziehungen und Verhältnisse nebenher, von welcher wir nur, da der Raum weitere Ausführung verbietet, bemerken wollen, daß sie der Natur der Sache nach mit jenen eigentlichen kirchlichen Verhältnissen auf das genaueste zusammenhängt, mit ihnen in Wechselwirkung steht und auch in dieser meisterhaft durch das Ganze verwebt ist. So ist namentlich die Darstellung der Einwirkung der weltlich-politischen Stellung des Papstes auf die Ausbreitung der Reformation, auf den Kampf gegen sie, eine der vortrefflichsten Partien des ganzen Buches.

Mit großer Erwartung sehen wir nun der Erscheinung des zweiten Bandes entgegen, der, wie wir vernehmen, bereits gedruckt ist und die Darstellung des Kampfes enthalten muß, in welcher der verjüngte Katholicismus mit frischer Kraft von Neuem anstrebt die Welt zu bezwingen. 74.

Notizen.

Smollet, Archenholz und Gustav Nicolai.

Der einst sehr gepriesene englische Romandichter Smollet, ein kränklicher, überaus mürrischer Mann, machte im Jahre 1763 seiner Gesundheit wegen eine Reise durch Frankreich und Italien, deren Beschreibung er 1766 herausgab, die auch sogleich ins Deutsche übersetzt wurde (Leipzig 1767, 2 Bände). Von welchem Gehalte sie war, ergibt folgende kurze Recension, die wir aus der Klotz'schen „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wörtlich mittheilen: „Warum mag wol Smollet seine Klagen über seine Unpäßlichkeiten, seine Recepte, seine Streitigkeiten mit den Fuhrleuten und seine Zänkereien mit den Gastwirthen haben drucken lassen? und noch mehr, warum hat man uns auch in Deutschland mit einer Nachricht von allen diesen herrlichen Dingen beschenkt? Ich freute mich auf die Nachrichten, die der Titel versprach; allein sie sind der kleinste Theil dieses Buches. Kaum fängt der Verf. an, uns etwas zu erzählen, das dahin gehört, so bringen ihn die gottlosen Postillons schnell wieder aus seiner guten Verfassung; oder er wird krank, und da gnade Gott Dem, der ihm zuhören muß!" — Das ist die ganze Recension. Wem fällt hierbei nicht sogleich die Reisebeschreibung des Herrn Gustav Nicolai ein! Es ist im Grunde derselbe Fall; es geschieht wenig Neues unter der Sonne. Merkwürdig ist hiebei aber die Schnelligkeit, womit der Klotz'sche Recensent den englischen Reisebeschreiber abthut, obwol dieser ein Mann von europäischem Rufe war. Sie sticht gewaltig gegen unsere jetzige Art zu recensiren ab. Merkwürdig ist auch die tiefe Vergessenheit, worein die Smollet'sche Reise gerathen zu sein scheint; wenigstens hat Ref. in neuerer Zeit und bei Gelegenheit der Nicolai'schen „Reise" sie nirgend erwähnt gefunden. Bemerkenswerth ist endlich noch, daß Smollet, seiner Klagen ungeachtet, eine zweite Reise nach Italien antrat, auf welcher er 1771 starb.

Käme es uns darauf an, das Kleeblatt voll zu machen, so hat unter den neuern Deutschen wol Niemand mehr begründete Ansprüche auf die dritte Stelle als Archenholz, der in seiner bekannten Schrift: „England und Italien", nichts unterlassen hat, um die Kehrseite der geselligen Zustände Italiens im Contrast mit England recht hervorzuheben.

Das unfreie Weib.

Wie man jetzt hier und da, besonders in Frankreich, darauf hinarbeitet, das weibliche Geschlecht gänzlich zu emancipiren, so hat es auch früherhin nicht an Vorschlägen gefehlt, die Abhängigkeit der Frauen von ihren Männern auf den höchsten Grad zu steigern. Solche Vorschläge enthält die anonyme Schrift: „A dialogue concerning the subjection of women to their husbands" (London 1765). Wir kennen sie nur aus einer Beurtheilung, die überdies mehr spöttisch als gründlich ist. Der Verf., meint der Recensent, möge wol ein unglücklicher gehorsamer Ehemann sein, der sich durch diese Schrift für seine Leiden schadlos halten wolle; wenn seine Frau diese seine Autorschaft erfahren sollte, so würde sein Unglück ganz unübersehbar sein. 85.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 216. — 3. Auguſt 1836.

Die Äſthetik aus dem Geſichtspunkt gebildeter Freunde des Schönen. Vorleſungen, gehalten zu Bremen von Dr. W. E. Weber. Erſte und zweite Abtheilung.

(Beſchluß aus Nr. 215.)

Des Verf. Definitionen von den Künſten laſſen gleich im Voraus erwarten, daß es dem Verlauf ſeines Werkes an allem innern Zuſammenhang, an jeglicher Methode gebrechen wird. So geht denn in dem Werke ſelbſt capitelweiſe Alles wüſt durcheinander. Zuerſt wird das Ideal abgethan, dann kommt man auf das Schöne, zuſammt der Empfindung; jetzt erſt folgt der Begriff der Kunſt; gleich darauf iſt wieder von dem „Urbild in der Seele des Künſtlers" die Rede, wie denn der Verf. durch das ganze Buch hindurch das leidige Ideal nicht loswerden kann, gleichſam, als ob ſich die Idee der Kunſt durch dieſen Popanz an ihm rächen wollte. Es folgen ſodann Diatriben über Genie, Originalität und Manier, Claſſicität und Phantaſie, welchen ſich wieder ein „Begriff der Kritik und Überſicht ihrer Geſchichte in der deutſchen Literatur" anſchließt. Hiernächſt wird die Wahrheit in den Kunſtwerken vorgeſucht; es findet eine rohe Entgegenſtellung von idealer Wahrheit und Wirklichkeit ſtatt, die griechiſche Kunſt wird zur Ausgleichung hercitirt, und ſo gelangt man über die Brücke der „Überſichten" — wohin? zu dem Begriff der Caricatur. Weil ſtets den Stoffen der innere Nexus fehlt, ſo ſtoßen wir jeden Augenblick auf „Allgemeines" und auf „gelegentliche Bemerkungen", welche in einem Umſehen wieder zu obſoleten Sätzen einer längſtverſchollenen Äſthetik führen, deren Wiederkehr in unſerer Zeit geſpenſtig erſcheint. Bei dieſer völlig planloſen Zuſammenhäufung der Materien vermißt man natürlicherweiſe einmal die richtige Würdigung der hiſtoriſchen Elemente der Kunſt, auf der andern Seite werden die innerlich-geiſtigen Momente, in welche ſich die Kunſt ſcheidet und durch welche ſie ſich ausbildet und ſteigert, als in einer der Einheit zuſtrebenden Mannichfaltigkeit einzelner Geſtaltungen, nur auf triviale und oberflächliche Weiſe eingeſehen. So z. B. ſtoppelt ſich der Verf. aus „den Empfindungen des begeiſterten Glaubenseifers, des ritterlichen Wagemuths und der bis zur Anbetung des verehrten Gegenſtandes ſich ſteigernden Liebe" ſein Mittelalter und den Begriff der romantiſchen Poeſie zuſammen; er verkennt die volksthümliche Wirklichkeit dieſer Kunſtepoche ganz, indem er ihr als unterſcheidendes Merkmal den „Charakter des ins Ideale und Unerreichbare Emporſtrebenden" beilegt, indem er den gläubigen Sinn jener Poeſie, womit ſie ſich dem Himmel nähert, für eine matte Flucht aus der Welt ausgibt, bei welcher das irdiſche Daſein mit ſeinen Reizen im Preiſe geſunken ſei. So macht er aus dem Bewußtſein des Mittelalters, eben weil er es ewig nur mit Empfindungen zu thun hat, die Empfindelei einer ſchönen Seele, ohne die reiche Fülle des Lebens und der Lebensfreude zu bedenken, welche ſich grade in jener Zeit, einer Zeit der Vollkraft und Innigkeit, um das Daſein des Einzelnen beruhigend und zu jeder That und kühnem Widerſtreit aufmunternd legte.

Am ſeichteſten erſcheinen die Reflexionen des Verf. da, wo ein geiſtiges (nothwendiges) Moment der Kunſt ſich in dem Entwickelungsgange derſelben zugleich zum hiſtoriſchen Element macht, welches unmittelbar ins allgemeine Leben dringt, oder, um es noch näher zu bezeichnen, wo die hiſtoriſchen Mächte ſelbſt zu Kunſtgeſtalten werden. So z. B. die Sage. Hören wir, wie ſie der Verf. auffaßt:

Unter Volksſage verſtehen wir die mehrentheils mündliche Überlieferung einer poetiſchen, d. h. auf Phantaſie entweder ganz beruhenden, oder doch durch ſie ausgeſchmückten Thatſache, die irgend einem Orte oder einer Gegend das Intereſſe einer mythiſchen, d. h. in die kritiſch und geſchichtlich unaufgeklärten Urzuſtände des Volks zurückgehenden Bedeutung verleiht. Inſofern die Volksſagen ſich an Perſonen knüpfen, können ſie für epiſche Darſtellungen äußerſt fruchtbar werden, und dieſe ſind mehrentheils nichts als glückliche Ausbildung des fragmentariſch Sagenhaften und Überlieferten zu einem allgemein Bedeutſamen und Zuſammenhangenden. In abſichtlicher Geſtaltung, d. h. losgelöſt von der örtlichen Beziehung, und als abgeſondertes dichteriſches Ganze nach einer organiſchen Gliederung, mit Hinblick auf innere Einheit und Selbſtändigkeit, ohne geſchichtliche oder didaktiſche Nebenzwecke behandelt, wird die Sage zum Märchen. Aber der Horizont des Märchens iſt weiter als der der Sage u. ſ. w.

Abgeſehen von der grandioſen Seichtigkeit, womit hier an dem tiefen Weſen der poetiſchen Sage vorbeigeeilt wird, wollen wir nur die Schiefheiten und Falſchheiten dieſer pretiöſen Stelle enthüllen. Zuvörderſt iſt „eine auf Phantaſie ganz beruhende Thatſache" eine wahrhaft legitime Ungereimtheit. Denn was der Verf.

unter Phantasie versteht, ist ja grade das Gegentheil aller Thatsachen; es ist das leibhaftige Unwirkliche, sowie etwa der Philister von einer Idee spricht, wenn er sich einen Kuhstall zu erbauen, oder seine Wiese zu verpachten gedenkt. Ferner ist ja eben dies das Unterscheidende aller Sage, daß sie auf keiner Thatsache, d. i. auf keinem historisch nachzuweisenden Ereigniß beruht, sondern als ein im Innern des Bewußtseins der Völker sich fortbildender Gedanke erscheint, der aber eben um seiner idealen Natur willen vollkommen wirklich ist. In diesem Sinne ist es z. B. eine alte Sage, daß die Seelen der Verstorbenen wiederkehren, daß in Nacht und Wind Geister leben, daß dem Frevler an Vater und Mutter die Hand zum Grabe herauswächst, Gedanken, deren factisches Dagewesensein aber Niemand nachzuweisen vermag. Ferner ist es allerdings dem Wesen der Sage angemessen, daß sie localer Natur ist und sich an bestimmte Örtlichkeiten knüpft; aber ebenso sehr liegt in ihrer Natur das Hinausgehen über diese Örtlichkeit. Zu Beleg dessen citiren wir dem Verf. nur die Sage vom ewigen Juden, der auch im äußerlichen Wandern von Ort zu Ort ohne Rast und Ruh diese unruhige Fortbewegung der Sage ausdrückt. Das Mythische aber, was der Verf. in diesen Kreis zieht, bildet einen weit andern und wäre eine wahre Armseligkeit, wenn es sich in der Definition des Verf. erschöpfen sollte. Es ist wahrlich so nüchtern als möglich, die reiche Welt der Mythen zu einem bloßen „kritisch und geschichtlich unaufgeklärten Urzustand" zu machen. Auf diese Weise wäre des Verf. Buch am Ende auch ein Mythus zu nennen. Das Märchen anlangend, so kann es allerdings eine verflüchtigte Sage genannt werden, allein was soll der Wortschwall vom „dichterischen Ganzen nach organischer Gliederung, mit Hinblick auf innere Einheit u. s. w.", das paßt ja zu guter Letzt auf Dieses und Jenes, Alles und Jedes in der Poesie; es paßt ebenso gut auf ein Trauerspiel als auf einen Kirchengesang. Was aber den Hinblick auf innere Einheit betrifft, so ist es eben mit solchen bloßen Hinblicken nicht abgethan, sondern man muß die Idee der Einheit durchgeblickt haben, wenn man etwas Ganzes, Volles und Schönes leisten will; es scheint, unser Verf. habe sich zu häufig mit dergleichen bloßen Hinblicken beruhigen lassen. Didaktische Nebenzwecke endlich haben sehr viele Märchen, ja die allermeisten, und dies ist wieder eine sehr natürliche und bedeutungsvolle Thatsache, welche den Gedanken ausdrückt, daß die losgelassene Phantasie in ihrer höchsten Zerstreuung auch der Sammlung und einer Wiederanschließung an die Gewöhnlichkeit des Lebens bedarf. Hiervon mag ein sehr großer Theil der orientalischen Märchen den Verf. überzeugen.

Schließlich ein paar Worte über dessen Darstellung. Der Verf. ist ungehalten, daß sein Kritiker in den berliner „Jahrbüchern" ihn einer Nachaffectation des Göthe'schen Styls geziehen hat. Wir sind der Meinung, daß diese Beschuldigung wohl begründet ist. Des Verf. Styl ist allerdings, wie man sehr bald beim Lesen bemerkt, außerordentlich pretiös, indem er fortwährend darauf ausgeht, den Schein der Oration hervorzubringen, weshalb er von Perioden zu Perioden eine Menge hochtönender Worte häuft, die, anstatt zur Sache zu gehören, vielmehr diese verwirren; allein zugleich trägt die Darstellung des Verf. so sichtlich das Gepräge einer eigenthümlichen Unselbständigkeit im Denken, daß derselbe vielleicht aus Mangel an Freiheit sich aufs Nachbilden nicht einlassen konnte, weil er fortwährend mit der leiblichen Herausstaffirung der eignen, noch confusen Gedanken zu thun hatte, die ihm selbst eigentlich durch dieses Herausputzen und in demselben erst klar werden sollen.

Zu guter Letzt sei von uns die gute Absicht des Verf. nicht verkannt. Es kann Jemand, wenn er auch nicht zu den Berufenen gehört, seinen guten Freunden, und einem Kreise Gebildeter, die sich aber zum Scherz noch weiter bilden wollen, allerlei Erkleckliches aus Kunst und Wissenschaft, Leben und Geschichte mittheilen, auch wol seine Gedanken darüber niederschreiben und vorlesen. Allein wenn man ein Buch von der Ästhetik schreiben will, so muß man seine Aufgabe genauer nehmen. Denn ewig bleibt die an den Verf. zu stellende Frage: Warum läßt du deine Aperçus drucken? Alsdann hat man nicht mehr eine „hochgeehrte Versammlung", sondern die Denkenden unter dem deutschen Volke vor Augen, welchen man nicht durch hochtönende Apostrophen, sondern durch ein wahrhaftiges Zeugniß vom wahrhaftigen Geiste Achtung und Billigung auferlegt.

1.

Die lebendige Natur, von Karl Georg Neumann. Berlin, Herbig. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Die Ansicht, daß die Natur ein großes Ganze, ein Organismus sei und alles Leben nur aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringe, wie sich schon die alte Weisheit in den schönen Worten: *Συμφοια μια, συμπνοια μια, συμπαθεια παντα*, aussprach, und wie sie wieder durch Schelling's schaffenden Geist ins Leben gerufen worden ist, hat eine so bedeutende Einwirkung auf alle Zweige der Naturwissenschaften zur Folge gehabt, daß ihre Richtigkeit wol schwerlich von einem wahren Naturkundigen noch in Zweifel gezogen werden dürfte. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß eben diese Ansicht auch Veranlassung zu einer Menge eitler und nutzloser Spielereien mit Analogien, Vergleichungen und Parallelisirungen gegeben hat und für Manchen der Schild geworden ist, hinter dem er seine Leerheit und seinen Mangel an realem Wissen verbarg; allein deshalb bleibt sie selbst doch wahr, und es steht wol nicht zu fürchten, daß das gemeinschaftliche Band, das sich durch sie um alle einzelnen Zweige der Naturwissenschaften geschlungen hat, sich je wieder auflösen werde.

Ebenso ungerecht würde es indessen sein, wollte man über alle Naturforschung den Stab brechen, die nicht von dieser Ansicht ausgeht, und Diejenigen gering achten, die vermöge ihrer Individualität auf die Betrachtung und Ergründung der Einzelheiten in der Natur und auf das Sammeln des verschiedenen Materials zum großen Bau hingewiesen sind. Der Wege zum Ziele sind mancherlei, und wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß die Idee des Einen in der Natur der Erforschung und Ergründung des Einzelnen förderlich ist, so läßt sich doch eben so wenig verkennen, daß eine Menge naturwissenschaftlicher Entdeckungen gemacht und manche Probleme gelöst worden sind, ohne daß dabei jene Idee vorgeleuchtet hätte. Wir halten das

der die Anklage des Verf. der obengenannten Schrift: „Es fehlt den Sammlern nicht an Fleiß, ja es ist eher zu fürchten, daß unter der Masse des Materials, das dieser zu Tage fördert, die Idee erstickt werde, die allein dies Material nutzbar machen kann. Was nennt man Naturforschung? Was belohnen unsere Akademien? Nichts als den Sammlerfleiß: man fürchtet die Idee, denn sie könnte leicht die Spinnenweben zerreißen, die man so fein und so künstlich ausgebreitet hat, um sie für Systeme auszugeben", wenigstens insofern für zu hart, als dabei dem Sammlerfleiß das Verdienst geschmälert wird, das ihm doch ebenso gut zukommt als der Idee. Ja, wir dürfen nur den Verf. selbst auf sein schönes „Panorama der lebendigen Natur" hinweisen, das sicherlich nicht entstanden wäre, wenn ihm nicht Sammler und den mannichfaltigen Stoff beschickende und zurichtende Arbeiter das Material dazu geliefert hätten.

Abgesehen nun aber von dieser verschiedenen Ansicht in der Bearbeitung der Naturwissenschaft, muß man in der That dieser Schrift das Verdienst zugestehen, daß ihr Inhalt ihrem interessanten Titel entspricht. Ihr Verfasser hat sich einen sehr freien, von allem Schulzwang entfernten Standpunkt gewählt, auch der todte Stoff in der Natur hat unter seinen Händen Leben gewonnen, und von der anorganischen Welt hinauf bis zur höchsten Blüte der organischen, dem Menschen, waltet ein Leben und eine Thätigkeit. Alles rundet sich wie in einem wohlgestalteten Kunstwerke harmonisch zusammen, und wenn man sich auch hier und da unsanft berührt sieht durch die Art und Weise, mit welcher der Verf. längst bestandene und eingebürgerte Ansichten und Theorien kühn aus dem Wege wirft, so wird man auf der andern Seite wieder um so mehr überrascht von der Originalität seiner Ansichten und von der Consequenz, mit der er dieselben durch alle Stufen der Schöpfung hindurchführt. Es läßt sich denken, daß dazu eine große Allseitigkeit und genaue Bekanntschaft mit allen Branchen der Naturwissenschaften gehört, wie sie wol wenigen praktischen Ärzten (der Verf. ist bekanntlich früher Arzt an der Charité in Berlin gewesen und jetzt praktischer Arzt in Aachen) zu Gebote stehen dürfte. Dabei besitzt der Verf. eine ausgezeichnete Gewandtheit in der Sprache; ohne je ins Breite zu gerathen oder sich mit überflüssigem poetischen Gebräme in die Gunst des Lesers einzuschleichen, weiß er doch durch Neuheit der Gedanken und klare Darstellung seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Am wenigsten zufrieden werden die Physiker von Profession mit ihm sein, obwol es zu wünschen wäre, daß grade sie seine Schrift zum besondern Gegenstand der Prüfung machten, theils um Das, was darin falsch sein dürfte, zu widerlegen, theils um einmal ihre verjährten, todten Ansichten mit einer lebendigen zusammenzuhalten und anzufrischen. So z. B. geht seiner Ansicht zufolge das Licht nicht von der Sonne, sondern von den von ihr bestrahlten Körpern aus. Licht und Wärme werden von der Erde selbst erzeugt, diese Erzeugung nur durch die Sonne geweckt und durch die Reflexion ihres Lichts verstärkt und begünstigt. Unter den Gründen, die er für diese Meinung anführt, ist auch der, daß bei großen centralen Mondfinsternissen der Mond für unser Auge in einem so deutlichen rothen Schimmer erscheine, daß wir alle seine Flecken unterscheiden können. Er entwickle in diesem Falle sein Licht nach eignem innern Gesetze. Dagegen kann aber eingewendet werden, daß 1) außer den Lichtstrahlen, die durch die Erde dem Monde entzogen werden, noch eine Menge anderer sich in den Weltenraum ergießen, von denen immerhin so viel Licht auf den Mond reflectirt werden kann, als zu einer schwachen Beleuchtung nöthig ist; 2) daß ja die Beleuchtung von andern Himmelskörpern aus durch die Verdunkelung ebenso wenig aufhört wie die der Erde bei sternhellen Nächten.

Mit Recht widersetzt sich der Verf. der spiritualistischen Annahme einer Trägheit als allgemeiner Eigenschaft der Materie. Ist Trägheit selbst, Widerstand gegen äußern Anstoß, nicht schon Wirkungsvermögen? fragt er; kann die Materie nicht Kraft äußern, ob sie gleich nicht aus eigner Kraft entstanden ist? Überhaupt gibt es ihm zufolge keine andere allgemeine Eigenschaft der Materie als Thätigkeit; ja Raumerfüllung und Dauer ist nur Folge der Einrichtung unsers Vorstellens, daher eine relative, für uns nothwendige Eigenschaft der Materie, die Thätigkeit aber allein eine absolute.

Auch Undurchdringlichkeit und Schwere gelten ihm nicht als allgemeine Eigenschaften der Materie. Letztere übe seit Newton eine so gewaltige Herrschaft aus, daß man ihr Alles verdanken zu müssen glaube, ob man gleich alle Tage die Flamme in die Höhe steigen sehe, ob man gleich wisse, daß jeder Körper, wenn er seine Form ändere, auch seine Schwere verändere und der enormste Verlust derselben doch keinen Verlust an Masse begründe. Wäre die Schwere allgemeine Eigenschaft der Materie, so müsse jeder Körper Schwere haben. Licht aber habe keine und die Vermehrung der Wärme eines Körpers mache ihn mehrentheils leichter, manchmal auch umgekehrt. Alle polare Wirkungen veränderten die Schwere nur im Verhältniß der Verwandlung der Massen, die sie bewirkten. Wäre die Schwere eine wesentliche Eigenschaft der Körper, so müsse sie bei dessen Formverwandlung dieselbe bleiben; wenn z. B. Wasser sich in Dampf verwandelte, so müßte die Masse des Dampfes ebenso viel wiegen als die Masse des Wassers. Die Erfahrung weise aber einen enormen Unterschied nach, woraus allein schon zur Genüge erhelle, daß die Schwere eine zufällige, durch die Form bedingte Eigenschaft einzelner Körper sei. In Hinsicht auf Licht und Wärme kann freilich von Schwere nicht die Rede sein, sie gehören aber auch höchst wahrscheinlich nicht zu den materiellen Stoffen, wie sie denn schon von andern Physikern als freie Dehnkraft angesehen worden sind; allein daß andere Körper, wenn sie ihre Form ändern, auch ihre Schwere verändern, beweist noch nicht, daß sie überhaupt nicht schwer sind. Bliebe ihnen diese Eigenschaft nicht auch in dieser neuen Form, so würden sie überhaupt aufhören müssen irdische Dinge zu sein. Die aufsteigende Flamme, der Dampf u. s. w. würden gegen das Gesetz der Schwere in den Weltenraum aufsteigen müssen.

Die Materie erfüllt also das Gesetz unablässiger Thätigkeit, indem jeder Körper unablässig in Verwandlung seiner Form begriffen ist, mehr oder weniger, langsamer oder schleuniger, doch nie in absoluter Ruhe. Solcher Formen gibt es vier, die feste, die tropfbar flüssige, die Gasform und die Lichtform, in welcher die Materie die Schwere gänzlich ablegt und dem Gesetze der Polarität gehorcht. Als verschiedene Entwickelungsarten dieser vierten Form erscheinen Magnetismus, Elektricität und Galvanismus. Nie kann sich die Materie in dieser Form entwickeln, ohne daß sich alle Modificationen derselben zugleich, wiewol in sehr verschiedenem Verhältnisse zeigen, und nie kann sich die Materie aus einer Form in die andere verwandeln, ohne daß sich eine Spur der Verwandlung eines Theils derselben in die drei andern Formen zeige.

Der specielle Theil der Schrift handelt in besondern Capiteln von Licht und Wärme, Elektricität, Galvanismus und Magnetismus, von der Atmosphäre, der Oberfläche der Erde, von dem organischen Leben überhaupt, den Pflanzen, den Thieren und dem Menschen, und schließt endlich mit der Rückkehr des Organischen ins Unorganische.

Die Darstellung der verschiedenen organischen Entwickelungsstufen ist besonders anschaulich und gewährt, obwol nur in sehr kleinen Rahmen gefaßt, doch ein sehr anziehendes Bild des Ganzen. Universelle Ansichten üben aber auch hier einen gewissen Despotismus aus über bestehende Meinungen und Lehrsätze, sowie sie von der andern Seite manche Meinung vertreten, die noch sehr dem Zweifel unterworfen ist.

So berichtet uns der Verf., daß, wenn man Granit oder Porphyr oder Gneis, doch nie wenn man Schiefer oder kalkhaltige Steine benetze und auf ihre nassen Flächen die Sonnenstrahlen wirken lasse, in jedem Wassertröpfchen auf ihnen eine Welt von Infusorien entstehe, die darin herumschwimmen. Der Versuch gelinge selbst, wenn man den Stein vorher aus-

gehen, auch nach vollendeter Wahl, das gesetzlich Erlaubte nicht überschreiten. Wenn sie dies thun, so sind sie strafbar, und es ist Pflicht der Behörden, sie zu bestrafen. Wenn sie dies nicht thun, so ist es Pflicht der Behörden, sie zu schütz

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 217. —— 4. Auguſt 1836.

England und Friedrich von Raumer.

Unter dieſem Titel befindet ſich in der „Allgemeinen Zeitung" ein Aufſatz, welcher wider Raumer gerichtet iſt. Wenn die Redaction, welche auf preiswürdige Weiſe jeder Stimme Raum gibt, ausnahmsweiſe eine Art von Rechtfertigung für die Annahme deſſelben beifügt, ſo möchten wir dies aus einem Gefühle herleiten, welches gewiß viele Leſer ergriffen hat, ſie mögen die Anſichten des Kritikers theilen, oder nicht. Jedenfalls wünſchen wir mit Bezug auf das jener Rechtfertigung beigefügte Verſprechen, daß die Redaction wenigſtens einige unſerer Bemerkungen in ihr vielgeleſenes Blatt aufnehme.

Der Kritiker verſichert mehre Male: Raumer ſei ein berühmter Mann, von großen und bedeutenden Verdienſten, den er nirgends kränken, dem er nicht zu nahe treten, von dem er nur melden wolle, was nicht unbemerkt bleiben könne, ohne ihn wie durch einen Kaiſerſchnitt ganz vom Leben zum Tode zu bringen. — Wir müſſen hier zuvörderſt die Meiſterſchaft bewundern, mit welcher der Kritiker, Shakſpeare vergleichbar, ſeinen Zweck verfolgt; „doch Brutus", ſagt Antonius, „iſt ein ehrenwerther Mann!" Und mitten aus dieſem Lobe heraus erwächſt der bitterſte Angriff. So verwandelt der Kritiker auch ſeinen ehrenwerthen Mann: Raumer wird im Umſehen oder Umblättern ein Mann ohne Verſtand, ohne Sitten, ohne Religion, und wenn die alten, vielbelobten Zeiten ſich ganz conſervirt hätten, ſo würde Raumer auf dies testimonium morum et diligentiae geſteinigt oder verbrannt; ja, wäre jener Recenſent nur an Hrn. von Altenſtein's Stelle Miniſter des öffentlichen Unterrichts, ſo würde er ſich wahrſcheinlich für verpflichtet halten, bei Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen auf die Abſetzung eines ſo einfältigen und irrelehrenden Profeſſors anzutragen.

Zuvörderſt wird die Sittlichkeit Raumer's verdächtigt, weil er in England den Damen ins Geſicht ſieht, ihre Schönheit bewundert und ſeine Worte nicht auf der vom Recenſenten mit Richtermiene dargebotenen Goldwage abwägt. — Wir glauben, es müßte Raumer gar nicht ſchwer fallen, ſein 54jähriges Angeſicht in venerable Falten zu legen, ſeine ohnehin ſchwachen Augen niederzuſchlagen und, ſtatt ſeine Meinung rund auszuſprechen, die Lippen zuſammenzukneipen und gar nichts zu ſagen. Liegt denn aber nicht hinter dieſer ſcheinbaren Mäßigung und Beſcheidenheit gar oft Hochmuth und Verachtung aller Andern verborgen? Werden nicht die Krallen oft in dieſem Augenblicke nur eingezogen, um nachher deſto unerwarteter und heftiger zu kratzen? — Raumer hat von Jugend auf nichts mehr verſchmäht als Heuchelei und Ziererei; er hat ſich weder eine Löwenhaut noch einen Schafpelz umgehangen, ſondern ſich gegeben, wie er iſt. Wir wundern uns nicht, daß er dem Rec. ſo misfällt; wir meinen nur, es würde Raumer gewiß nicht vorwärts helfen, wenn er ſich von jenem Feigenblätter leihen wollte, um ſeine angebliche Blöße zu bedecken.

Wir wollen Raumer, der bekanntlich ein kleiner Mann iſt, nicht mit Herkules vergleichen oder ihm deſſen Arbeiten aufbürden. Stände er aber am Scheidewege und ſähe auf einer Seite eine ſchöne Engländerin und auf der andern den Redacteur und ſämmtliche Mitarbeiter des „Berliner Wochenblatts" — wir halten Raumer noch jetzt für ſo frivol, daß er dieſe verſchmähen und jener huldigen würde. Doch ernſthaft geſprochen: Diejenigen, welche Kunſt und Schönheit nur bewundern, ſo lange ſie ſelbſt noch jung ſind, haben in der Regel ihre Bewunderung nicht von Eigennutz und Begier abgelöſt. Wer hingegen Schönheit und Kunſt, wie Kant verlangt, ohne perſönliches Intereſſe zu betrachten verſteht, oder in ihnen wie Platon die Offenbarung des Göttlichen erblickt, dem wird das Alter dieſe Freuden nicht rauben, ſondern verklären.

Ein zweiter Vorwurf, welcher Raumer auf den Grund einer Stelle ſeines Buches gemacht wird, iſt der Mangel an Selbſtbetrachtung und Selbſterkenntniß. Jedem unbefangenen Leſer iſt dagegen offenbar, daß er ſich dort nur wider Diejenigen erklärt, welche ſich immerdar im Spiegel beſehen und dadurch faſt nothwendig in tadelnswerthe Selbſtquälerei oder Selbſtgefälligkeit hineingerathen. Raumer glaubt: die beſte Erziehung der eignen Natur ſei die anhaltende, liebevolle und begeiſterte Beſchäftigung mit fremden, höhergeſtellten Naturen, ſowie das Beſtreben, ſie zu verſtehen und ſich in dieſelben hineinzudenken und hineinzufühlen. Der Schauſpieler, der Geſchichtſchreiber muß darnach trachten, ſich in den darzuſtellenden Helden zu verwandeln; wobei indeß Keinem einfällt, dies ſei anders als bildlich zu verſtehen. Jeder weiß, daß er

durch dies Bestreben jenen erhabenen Naturen nicht gleich wird, daß er nicht, wie der Rec. fodert, ganz dieselben geistigen und sittlichen Dimensionen erreiche.

Raumer hat in seinen historischen Werken eine ganze Reihe von merkwürdigen Männern in einer Weise dargestellt, welche von der gewöhnlichen wesentlich abweicht, z. B. Perikles, Alexander, Innocenz III., Kaiser Friedrich II., Manfred, Karl V., Franz I., Elisabeth, Maria Stuart, Don Carlos, Richelieu; er hat das 15. u. 17. Jahrhundert in mancher Beziehung anders geschildert, als es bis dahin geschehen war. Nach dem Urtheile des Rec. ist dies Bemühen völlig mislungen, weil Raumer über das mattherzige Geschwätz des letzten Tages und einen höchst dürftigen Kreis von Begriffen nicht hinauskann, weil er sich in keine fremde Zeit oder Persönlichkeit hineinzudenken versteht, weil ihm sittlicher Ernst fehlt, weil er sich aller wahren Grundsätze entschlagen und dem nüchternsten Skepticismus hingegeben hat. Diese historische, moralische und philosophische Unfähigkeit Raumer's den fremden Völkern im Namen des ganzen Deutschlands zu verkünden, hält der Rec. für sein Recht und seine Pflicht. Wer ertheilte ihm denn aber diesen Auftrag, und wie erweist er seine Fähigkeit, ihn zu erfüllen? Wohnt ihm denn die Kraft bei, sich in alle Helden zu verwandeln und alle Zeiten zu verstehen? Was hat er denn auf historischem Boden geleistet, daß er wie ein höher gestellter Richter alle Geschichtschreiber selig sprechen oder verdammen darf?

Ob Raumer's Ansichten und Darstellungen, wie der Rec. meint, als irrig und nichtig wieder verschwinden, oder nach wenigen Jahren so anerkannt sein werden, daß man des ersten Urhebers vergißt, darüber wollen wir nicht streiten, sondern hier nur bemerken, daß Raumer das Verzeichniß der ihm vorangestellten Geschichtsforscher und Geschichtschreiber für sehr unvollständig halten und fragen würde: warum hat der Rec. unter diesen nicht Heeren, Luden, Manso, Menzel, Varnhagen, unter jenen nicht Hormayr, Schlosser und Stenzel aufgeführt? Die beiden Letzten urtheilten eben nicht sanft über Raumer; doch hat dies, wie wir wissen, seine Achtung vor ihren großen Verdiensten in keiner Weise gemindert.

Es ist Raumer nie eingefallen, sich den ersten Geschichtschreibern beizuzählen; darauf aber darf er rechnen, daß alle die von uns und die vom Rec. genannten Männer ihn nach wie vor gern in ihre Gesellschaft aufnehmen werden. Seiner Natur nach zieht Raumer überhaupt vor, als der Letzte unter höher stehenden Naturen zu leben, denn anmaßlich und eitel irgendwo und wie einen Reigen anzuführen.

Nachdem die Sittlichkeit und historische Fähigkeit Raumer's bestritten worden, kommt der Rec. auf seine religiöse Überzeugung und betrachtet und behandelt zwei Bemerkungen, welche derselbe bei Gelegenheit einer langweiligen Predigt macht und von denen er selbst sagt: sie erschienen ihm wo nicht irreligiös, doch verkehrt und unnütz; er betrachtet sie als dessen vollständiges Glaubensbekenntniß und reiht daran die abgünstigsten Folgerungen! Liegen denn nicht die Bände der „Hohenstaufen" und der „Geschichte Europas" vor Augen, um daraus abzunehmen, ob Raumer nicht im Christenthume die beseligende Religion der Liebe erkannte; ob ihm die großen, religiösen Kämpfe der Jahrhunderte und Völker (wie der Rec. behauptet) nur als ein Streit der Narren um Schellenkappen erschienen? Wahrlich eine curiose Leidenschaft, sein ganzes Leben mit eisernem Fleiße an Narrentheidungen zu setzen und es damit anzufüllen!

Was enthalten denn aber jene Bemerkungen, ob welcher das „Kreuzige ihn" ausgesprochen oder höflichst insinuirt wird? Sie verwerfen, und wir meinen mit Recht, die mehr als jüdische Auffassung der Versöhnungslehre und stellen die christliche Lehre vom liebenden Gotte über die von dem blos rachsüchtigen hinauf. Sie berühren die Frage: wie das Werk der Erlösung und Heiligung sich auf die Unendlichkeit der Welten ausdehne, worüber der Rec. gewiß nicht mehr weiß als Raumer oder irgend ein anderer Christ.

Während Raumer, laut einer Stelle jener Kritik, sich dem nüchternsten Skepticismus hingegeben hat, wird er an einer zweiten für einen Doctrinair und an einer dritten für einen Vertheidiger der bloßen Nützlichkeitslehre ausgegeben. Selbst ein größerer Taschenspieler als Philadelphia würde dies dem Publicum nicht weismachen können! Raumer erklärte sich z. B. so bestimmt gegen die Nützlichkeitslehre Bentham's und seiner Schüler, daß diese ihn deshalb heftig angriffen, obgleich jene Erklärungen in der englischen Ausgabe seines Buches durch Mrs. Austin gemildert und abgekürzt waren. Raumer hat sich ferner überall *gegen* die sogenannte richtige Mitte ausgesprochen, wenn diese nichts ist als das Leere, Negative, Zweideutige, Schwankende, Willenlose; er hat sie nur in Schutz genommen, wenn sie, wie schon Aristoteles verlangte, die Energie des Geistes und Charakters und der Mittelpunkt alles Lebens und Wirkens ist. Raumer ward das Glück (wir sagen mit Bedacht: das Glück) zu Theil, daß sich in England und Deutschland die Ultras der Absolutisten und Radicalen wider ihn erklärten; diese Ultras, welche, im Mittelpunkt unzähliger Irrthümer, immerdar Leidenschaft mit Begeisterung verwechseln und Alles bekritteln, ohne selbst etwas Dauerhaftes zu erzeugen.

Doch genug und schon zuviel mit Bezug auf Raumer selbst. Gewiß würde der Rec. sich nicht so umständlich über ihn verbreitet haben, wenn dies nicht mit wichtigen Absichten in Verbindung stände. Er verfuhr nach dem bekannten Sprüchworte: Den Sack schlage ich, aber den Herrn meine ich. Sobald Raumer's Nichtigkeit erwiesen war, folgte auch die Verkehrtheit und Nichtigkeit aller seiner Berichte und Urtheile über England. Dies England, welches Raumer bei aller Anerkenntniß mancher Mängel in ganz anderm und glänzenderm Lichte gezeigt hatte als das „Berliner Wochenblatt", wiederum als einen Pfuhl von Verkehrtheit, Ausartung, Armuth und Elend darzustellen, es aus dem Kreise europäischer Politik hinauszuweisen und die Errettung der Welt von einer nur zu bekannten Schule abhängig zu machen, das war der Hauptzweck des ganzen Angriffs.

So wird denn zuvörderst aus der Irreligiosität Raumer's abgeleitet, daß er über Kirche und Religion nicht urtheilen könne, und ihm vorgeworfen, daß er z. B. über die Behandlung der unehelichen Kinder noch nicht einmal so vollständig und gewandt verhandle, als ein Mitglied des Nationalconvents gethan haben würde. „Hr. v. Raumer", sagt der Rec., „verläßt diesmal seinen sonst gewöhnlichen Mittelweg und gibt folgende kategorische Antwort u. s. w." Bei seinem, wir wissen nicht ob mehr eilfertigen oder leidenschaftlichen, Lesen des Buchs hat der Rec. übersehen, daß Raumer selbst weder einen Einwand macht, noch irgend eine eigne Antwort gibt, sondern lediglich die Gründe und Gegengründe zusammenfaßt, welche im britischen Parlamente für und wider gewisse Vorschläge ausgesprochen wurden. Mit gleicher Genauigkeit und Wahrheitsliebe führt der Kritiker eine andere Stelle aus Raumer's Buche an, um zu beweisen, daß er, obgleich von altem Reichsadel, ein Erbfeind der Aristokratie und außer Stande sei, ihr Wesen zu begreifen. Jener unbefangene Berichterstatter verschweigt nämlich hier nicht allein, daß Raumer offenbar nur von einer irrenden, falschen Aristokratie spricht, sondern auch, daß er sich auf derselben Seite mit gleichem Nachdrucke wider die Irrthümer der falschen Demokratie erklärt — also an alles Das nicht gedacht hat, was der Recensent ihm unterschiebt.

Hieraus ergibt sich auch, was von der Consequenzmacherei zu halten ist, mit welcher derselbe in Bezug auf die nicht von Raumer herrührende Ansicht über die Behandlung der unehelichen Kinder fortfährt und sagt: „Bei solcher Gesinnung darf dann auch die Art und Weise nicht befremden, wie Raumer den Krönungseid des Königs von England auslegt. — Und wie legt er ihn denn aus: nicht anders als so, wie er seit Jahrhunderten ausgelegt ward, daß nämlich dem Könige und dem Parlamente das formale Recht der Gesetzgebung zusteht. Weil die Anwendung dieses formalen Rechts niemals die Möglichkeit materiellen Irrthums ganz ausschließt, möchte der Kritiker jenes hinwegskeptisiren und ergeht sich in großen Worten über das germanische Staatsleben und die Ideen von Freiheit und Recht.

Seit langer Zeit führen die verschiedenen Ultras diese Worte überall vornweg im Munde und bezeichnen Jeden, der nicht unbesehens auf ihre Deutung schwören will, als einen Vertheidiger der Sklaverei oder des Unrechts. Doch gibt es nur noch wenige so furchtsame, oder so leichtgläubige Leute, daß sie sich durch dies bekannte, abgetragene Kunstmittel schrecken oder bethören ließen.

Es ist hier keineswegs der Ort, das untrennliche Verhältniß der wahren Freiheit und des echten Rechtes, oder die Ewigkeit und zugleich Beweglichkeit dieser Ideen, oder den wechselseitigen Einfluß des Staatsrechtes und Privatrechtes nachzuweisen, oder die gleich irrigen Theorien Haller's und Sieyes' zu widerlegen. Dies Alles ist von Meistern verschiedener Art bereits hinreichend geschehen, und auch Raumer hat nach seinen Kräften dazu beigetragen; aber lange nicht so viel, als ihm der Kritiker beimißt, wenn er sagt: „Raumer bemerkt, es gebe eine übertriebene Verehrung des Privateigenthums"; — dieser classische Ausdruck verdient der Vergessenheit entlassen zu werden.

Hätte Raumer diesen Gedanken zuerst gehabt und ausgesprochen, würden wir ihn den größten Wohlthätern des menschlichen Geschlechts beizählen. So aber ist der Gedanke bereits uralt und längst in Theorie und Praxis aufgenommen, wie ein vorgeblicher Kenner der Geschichte und insbesondere des germanischen Staatslebens wol wissen sollte. Freilich, was sich als persönlicher Egoismus nicht mehr hervorwagen darf, versteckt sich jetzt hinter das Object, dringt auf unbedingtes Privatrecht, treibt Götzendienst mit todten Abstractionen und einer den Staat auflösenden Atomistik, vermünzt, wie Ancillon mit Recht sagt, die unechte Barre des einen großen Vertrags in unechte Silberlinge unzähliger kleiner Verträge, und möchte uns einreden, vom Privatbesitze aus erzeuge sich ein geheiligtes liberum veto, was jede allgemeine Gesetzgebung und alle Fortschritte völlig lahm lege und paralysire. Nur aus Liebe und Klugheit, sagt der Rec., aus freiem Willen und ungezwungen werde Dieser oder Jener von seinem strengen Rechte etwas nachlassen. Wenn nun aber Liebe und Klugheit, wie leider so oft, fehlen und das sogenannte strenge Recht sich in baares Unrecht verwandelt? Dann kann man freilich, laut jener Rechtstheorie, keine krumme Straße gerade legen, kein Zwangsbier abschaffen, keinen Jagd- und Wildschaden vergüten, keinen Zehnten verwandeln, keine Armensteuer auflegen, keine Städteordnung ertheilen, keine gleichartige Besteuerung einführen, keine allgemeine Landesvertheidigung anordnen, keine Leibeigenschaft und Sklaverei vernichten, — sondern Alles bleibt und verharrt um des liberum veto willen in einem Zustande, welchen man das freie, germanische Staatsleben zu nennen beliebt!

So wie der Rec. von deutscher Geschichte, Mittelalter, Kirche, Kaisern und Päpsten weit mehr weiß als der Verf. der „Hohenstaufen", so auch von England. Wir müssen also voraussetzen, daß jener die frühere Geschichte und die neuern Zustände dieses Reiches genauer erforscht, das Land länger gesehen und mehr interessante Personen verschiedener Art daselbst kennen gelernt habe als Raumer. Wir müssen voraussetzen, daß er das Publicum bald mit erschöpfenden Werken über alle jene Gegenstände erfreuen und erweisen werde, daß die Vorwürfe, welche er Raumer macht, nicht vielmehr ihn selbst treffen. Er sagt nämlich: Raumer mache sich einer unverantwortlich oberflächlichen Behandlungsweise schuldig und zerre und drehe so lange an jeder großen Wahrheit, bis er sie wirklich in Unsinn und Aberwitz verdreht habe.

Nach diesen und andern, von uns zum Theil bereits erwähnten Äußerungen schließt der Rec. seinen Aufsatz mit den für Raumer tröstlichen Worten: er wolle intricate Punkte gegen ihn nicht erörtern und fünfe gerade sein lassen! — Welche Mäßigung und Milde, — gegen „Brutus, den ehrenwerthen Mann"!

93.

Aus Italien.

Herr Adrian Balbi, der so berühmte Statistiker, hat bei Volke in Wien im J. 1835 einen „Essai statistique sur les bibl. de Vienne" herausgegeben, der wegen der mancherlei Angaben, die diese Schrift in Bezug auf Venedig und auf Das, was Kaiser Franz I. dafür gethan hat, den Sammlern für Italien von Wichtigkeit sein kann. Doch muß man hoffen, daß diese etwas begründeter sein werden als einige, die er in eine statistische Zusammenstellung aufnahm, wo die alexandrinische vielbesprochene und die der Khalifen zu Cordova auch mit zur Vergleichung aufgenommen sind. Für einen Statistiker zuviel Poesie.

Eine sonderbare Liebhaberei unserer Ärzte ist es, sich mit Mitteln abzuquälen, welche die Fortschritte der Verwesung an menschlichen Leichen aufhalten sollen. Es scheinen Eingriffe in die Ordnung der Natur, die sich daher auf mancherlei Art rächt. Glücklicher als Andere war ein Arzt beim Kriegsspital zu Palermo, H. Tranchina, der in Alkohol oder Regenwasser aufgelösten weißen Arsenik in die Arterien einspritzt. Aber selbst zu anatomischen Untersuchungen sind so vorbereitete Leichen nach kurzer Zeit nicht ohne die mannichfaltigste Gefahr zu verwenden, indem sie die Messer zerstören und die Einathmung gefährlich machen. Wozu also, wenn sie diesen einzigen Zweck nicht erreichen?

Die Geschichte der Aale, ob sie Eier legen, oder ob sie lebendige Junge gebären, gehört zu den Räthseln der Physiologie, die in Italien lebhaft die Naturforscher beschäftigen. Es ist beschämend, daß man über die Natur der Aale jetzt nicht mehr mit Gewißheit weiß, als Aristoteles vor 2000 Jahren gewußt hat; aber wenn die Natur nicht allzudick den Schleier darüber gezogen hat, so dürfte das Geheimniß Beobachtern wie dem Dr. Mauro Rusconi, der das Laichen der Fische kürzlich so genau beobachtete („Bibliotecа italiana", 1836, Januarheft, S. 182 fg.), nicht lange verborgen bleiben. 40.

Bibliographie.

Biographie, Allgemeine deutsche, oder Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdientesten Deutschen aller Zeiten. Ein National-Werk für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrer Gelehrten, von Dr. Heinrich Döring. 1ster Band (1ste Lief.) 8. Heidelberg, Engelmann. 4½ Gr.

Burdach, K. Fr., Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum. In 5 Abtheilungen. Mit 3 Kupfertafeln. I. das leibliche Leben, II. das animale Leben, III. das Seelenleben, IV. der Verlauf des Lebens, V. das Menschengeschlecht. 1ste Abtheilung. Das leibliche Leben. (1ste Lief.) Gr. 8. Stuttgart, Balz. 16 Gr.

Burkart, J., Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825 bis 1834. Bemerkungen über Land, Produkte, Leben und Sitten der Einwohner und Beobachtungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Geognosie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie etc. Mit einem Vorworte von *J. Nöggerath*. 2 Bände. Mit 11 Kupfertafeln. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 6 Thlr. 16 Gr.

Corisande von Mauleon oder Bearn im XV. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von F. Riebel. 2 Theile. 8. Potsdam, Riegel. 2 Thlr.

Delbrück, F., Der akademische Zweikampf. Eine Rede. Gr. 8. Bonn, Weber. 4 Gr.

Erinnerungen, Historische, oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte des Bayerischen Staates, nämlich vom Ausgange der Regierung des Churfürsten Karl Theodor, bis zum Tode des Königs Maximilian Joseph. 2 Bände. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 15 Gr.

Föhlisch, J. G. E., Ansichten über Erziehung und Unterricht in gelehrten Schulen. Eine Auswahl der Schulschriften. 1ste Sammlung. Gr. 8. Karlsruhe, Braun. 1 Thlr. 16 Gr.

Förster, F., Die Höfe und Cabinette Europa's im achtzehnten Jahrhundert. — 2 Bände. Mit einem Urkundenbuche. Gr. 8. Potsdam, Riegel. 5 Thlr. 8 Gr.

Fouqué, L. M., Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres 1836. Eine Bilder-Reihe. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Görz, E. C. A. Baron v., Über den Eid in religiöser und politischer Hinsicht, so wie über den jetzt herrschenden Mißbrauch desselben in den Gerichten. Für Gebildete und Ungebildete aller Stände verfaßt. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Hoffmann, F., Die Burgen und Bergfesten des Harzes und der nächsten Umgegend. Mit 12 Abbildungen. Für Harzwanderer. Breit-8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoven, F. v., Frühblüthen. Novellen und Erzählungen. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr. 8 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 16ter Jahrgang, für 1837. 8. Berlin, Vereinsbuchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Kock, C. P. de, Der Literat. Aus dem Französischen von Dr. E. Brinckmeier. 2 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 16 Gr.

Kossak, L., Friedrich Barbarossa. Drama. 8. Berlin, Martius u. Comp. 18 Gr.

Lebrun, C., Der Mann mit der eisernen Maske. Ein Rechtsstreit aus der neuern Zeit mit Aktenbelegen. Herausgegeben von ꝛc. (dem Kläger.) Gr. 8. Hamburg, Reßler und Melle. 6 Gr.

Leo, H., Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Lüdemann, W. v., Monatsrosen. Zwölf Erzählungen und Novellen. 3 Bände. Gr. 12. Glogau, Flemming. 4 Thlr.

Mügge, Th., Novellen und Erzählungen. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 4 Thlr.

Pons, E. G., Ist es vortheilhaft, sein Geld in Actien anzulegen? Für Diejenigen, welche Geld oder Actien haben, beantwortet. 8. Berlin, Plahn. 10 Gr.

Raumer, Fr. v., Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von ꝛc. 1ster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. — Auch u. d. T.: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

— —, 2ter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—1769.) — Auch u. d. T.: König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—1769.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. Ebendas. 2 Thlr. 12 Gr.

Sack, K. H., Bemerkungen über den Standpunkt der Schrift: Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß. Gr. 8. Bonn, Weber. 6 Gr.

Silbert, J. P., Ferdinand der Zweite, Römischer Kaiser und seine Zeit. 8. Wien, Mechitaristen-Congreg.-Buchh. 1 Thlr.

Thürnagel, E., Theorie der Schauspielkunst. Gr. 12. Heidelberg, Oßwald. 1 Thlr. 10 Gr.

Über den Werth und Unwerth der Mathematik als Mittel der höhern geistigen Ausbildung. Aus dem Englischen. 8. Cassel, Bohné. 10 Gr.

Wagner, J. J., System der Privatökonomie. Das Ganze des Familienhaushaltes für das gebildete Publicum dargestellt. 8. Aarau, Sauerländer. 1 Thlr.

Weiße, K. H., Das alte Griechenland. Geographisch, historisch und politisch dargestellt. Ein Handbuch für die studirende Jugend. Mit 1 Karte und 2 Plänen. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenzel, H., Gedichte. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr.

Zuccagni-Orlandini, A., Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von Dr. *Alfred Reumont*. Mit 1 Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 218. — 5. August 1836.

Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile. Leipzig, G. Wigand. 1835. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Wenn es darauf ankommt, über ein so bedeutendes Werk der Erfindung, wie das vorliegende ist, ein gewissenhaftes Urtheil abzugeben, so wird zunächst von uns gefodert, daß wir uns möglichst genau auf den Standpunkt des Erfinders stellen. Gegen jede politische Meinung gerecht zu sein und sie als naturgemäß, als in den Verhältnissen des Meinenden begründet anzusehen, ist in unsern Zeiten des Widerstreits zu einer schweren Aufgabe geworden. Wir müssen diese Aufgabe in unserm Innern lösen, bevor wir über dies Werk, als dessen Hauptaugenpunkt wir jene Gerechtigkeit gegen jede Meinung erblicken, zum Urtheil berufen sein können. Über die Wichtigkeit des Romans noch etwas zu sagen, nachdem sich fast unsere ganze Literatur in diese Form aufgelöst hat, nachdem unsere praktischgewordene Philosophie, unsere fleischgewordene Poesie sich in dies Gewand verhüllt hat, ist Überfluß. Was in der schönen redenden Kunst Bedeutung haben soll, ist zu dieser Form genöthigt. Selbst wenn dies ein Rückschritt wäre, so ist es ein unvermeidlicher, und über das Unvermeidliche soll man nicht viel Worte machen. Der Verf. wählt nach einem kurzen Vorspiel in Europa das Land der glühendsten Leidenschaften, St.-Domingo, jene Insel, welche gleich einem furchtbaren Vulcan die Elemente der französischen Revolution in sich aufnahm, sie vulcanisch verarbeitete und in glühenden Lavaströmen wieder ausstieß zu dem Gebiete, auf welchem seine Ideen sich in Gestalten reproduciren sollten. Was der Dichter braucht, fand er hier beisammen; hier, wo die Natur, wo der Mensch, wo selbst das Thier in Haß und Liebe glüht, wo alle Abstufungen der Civilisation, wo das Menschenthum von seinem höchsten Gipfel gottähnlicher Tugend bis zu der Grenzscheide, da es in das Thier übergeht, sich repräsentirt finden; hier, wo die schaffende Naturgewalt sich in allen Extremen der Gunst und der Abgunst gefallen zu haben scheint. Es ist nicht möglich ein der Poesie günstigeres Terrain zu entdecken, und nur das ist wunderwürdig, daß außer V. Hugo, der in seinem „Bug-Jargal" zuerst diese Entdeckung machte, bis auf den Verf. des „Chevaliers" Niemand weiter den Fuß auf dies poetische Gebiet setzte. Den Stoff zu seinen Bildern entlehnte der Verf. jener schrecklichsten Episode der französischen Revolution, jener Umwälzung von einem Pol zum andern, von dem äußersten Gipfel der Sklaverei zu der zügellosesten Anarchie, wie sie nur St. Domingo hervorgebracht hat; einen Stoff, dem weder Größe noch Reichthum fehlt, weder Das, was Erstaunen, noch Das, was Mitgefühl erweckt, jene zwei Thore, durch welche die Empfindung des Schönen in unsere Brust einzuziehen pflegt. Wir werden weiterhin sehen, ob der Verf. diese beiden Pforten zur rechten Zeit und auf die rechte Art zu öffnen verstanden hat. Zuvor noch ein Wort über seine Zielpunkte. Wenn es auch fruchtlos ist, von der Geschichte, oder von ihrer Halbschwester, der Dichtung, zu erwarten, daß sie das Menschengeschlecht von den Wegen ablenke, die der Zeitgeist, oder wie Göthe sagt, der „eigne" Geist, sie führt, und zum Verderben führt, so kann der Dichter wie der Historiker doch hoffen, unter der Menge Einen auf den Abgrund aufmerksam zu machen, dem er entgegentaumelt, und ihn, wenn auch nicht zur Umkehr, doch zum bedächtigern Vorschreiten zu bewegen. Und dieser leichten und leisen Hoffnungsspur folgt der Verf. dieses Romans. Indem er das Verderben schildert, das am Ende jede Partei ergreift, die sich unter dem Gewühl der Leidenschaften zu Dem Bahn bricht, was sie Freiheit nennt, indem er zeigt, wie nicht blos die Zeit, der Kronos der alten Mythe, sondern auch die Zeitidee sich selbst verzehren müsse, um den höchsten Weltplanen zu dienen, stellt er ein warnendes Bild von den Folgen des politischen Fanatismus, seine Grundlage sei, welche sie wolle, auf, ermahnt zur Mäßigung auch bei den edelsten Bestrebungen und lehrt selbst das Unvermeidliche durch Weisheit mildern. Unvermeidlich aber erscheint von vorn herein der Ausbruch eines Kampfes auf Tod und Leben zwischen den großen Kasten der Weißen, Gelben und Schwarzen; denn die Leidenschaft hat schon lang jeden Zügel abgeworfen, der Haß einerseits, die Verachtung andererseits sind zu sehr zu Lebenselementen geworden, zu sehr in Blut und Saft übergegangen, als daß selbst der wohldenkendste, der weiseste Vermittler, daß der edle Mauduit den Zusammenstoß dieser blutbegierigen Leidenschaften hemmen könnte.

Hier sehen wir den Kampf und das Widerspiel poli-

tischer Ideen in seiner höchsten Energie, gepaart mit angeerbtem Vorurtheil und grellem Eigennutz. Wir sehen die Adelsclasse der Weißen, von giftigem Haß geschwellt gegen die soeben zur Selbständigkeit erwachende Kaste der Gelben (Mulatten), die ihrerseits die pariser Freiheitsidee begierig ergriffen hat, um sich an ihren alten Bedrückern, den Weißen, zu rächen. Sie bilden die Provinzialassembleen und behaupten in ihnen das Übergewicht. Im Recht gegen die Bedrückung der Weißen sind sie, ebenso wie jene im Unrecht gegen die Schwarzen, deren Ketten sie auch nicht um ein einziges Glied erleichtern wollen; ihre Wuth entflammt sich, wenn nur die Rede davon ist, diese in die ersten Menschenrechte einzusetzen. Die Schwarzen endlich kennen ihre nächsten Feinde, die Gelben, und hassen diese, von denen sie kein Erbarmen zu erwarten haben, viel glühender als die Weißen, in welchen sie Wesen höherer Art erblicken, und denen sie sich mit einer gewissen Freiwilligkeit zu Sklaven hingeben, während sie die Tyrannei der Gelben empört. In der That sind die Weißen auch ihr einziger Schutz. So, nachdem nun einmal durch die Revolution in Frankreich an der alten Ordnung der Dinge gerüttelt ist, stürzen die Weißen durch die Überzahl ihrer gelben Neider und Feinde, und diese nach kurzer Herrschaft stürzen unter der thierischen Wuth ihrer zur Verzweiflung getriebenen Schwarzen. In diesem furchtbaren Umsturz vermag der Wohldenkende nichts. Auf der ganzen unglücklichen Insel ist unser Held, Mauduit, der einzige von glühendster Leidenschaft nicht verblendete Kopf. Der Chevalier sieht das Rasen des Verderbens; aber seine Warnung, sein Bemühen, dies dadurch zu beschwören, daß er den Mulatten Freiheit, den Schwarzen menschliche Dienstbarkeit erringt, ist vergebens. Die Weißen wollen von der erstern, die Mulatten von der letztern nichts hören; seine Ermahnungen sind an Taube gerichtet, und so rückt das Verderben Schritt für Schritt heran. Dabei ist es wahr, daß die Kinder Afrikas kindisch, oft thierisch erscheinen, und daß die Mulatten eine alte Bedrückung lange und langmüthig ertragen haben. Nirgend ein rettender Anker, nirgend ein Licht der Hoffnung vor dem allgemeinen Umsturz einer unnatürlichen Ordnung, die in Gewohnheit und Leidenschaft wurzelt. Gräßlich ist der menschliche Sinn in den Weißen ausgeartet; das Rad, der glühende Zuckerofen und die Peitsche auf den Tod straft das geringste Vergehen der kindischen Schwarzen; einen Menschen braten lassen ist nichts; man spricht nicht einmal davon, und die liebenswürdigsten Frauen haben solche kleine Sünden begangen, ohne an ihrer Liebenswürdigkeit das Geringste eingebüßt zu haben.

Dies ist im Allgemeinen der Zustand der Dinge, in dem wir die unselige Insel erblicken. Wir können hiernach auf die Ereignisse des Romans, auf die Zeichnung der vorzüglichsten unter den handelnden Personen näher eingehen.

Der Held des Dichters ist Ritter Mauduit, den wir zuerst als Freund des Grafen Artois (Karl X.) am Hofe zu Turin kennen lernen. Jung, aber schon lebensklug, bemüht den Prinzen zur Energie zu stimmen, der seinerseits, in Weltgenuß verloren, gegen die Demagogen in seinem Vaterlande wüthet, ohne zu einer That fähig zu sein, in der Umgebung des gleichgesinnten und gleich kraftlosen Herzogs von Aosta und des klugen aber schwachen Königs, stellt der Chevalier sich unter Cabale und Intrigue, unter Lüge und Larven als die einzige fühlende Brust dar. Er macht den Freiwerber des Prinzen bei der Gräfin Cechi, von der er hofft, daß sie denselben zu Thaten entflammen soll. Er entflammt nur sie, wird Nebenbuhler des Prinzen, mit dem er seltsame Abenteuer besteht, tödtet im Duell den geheimnißvollen St. Agnan, und wird, tiefgebeugt hierdurch, von dem Prinzen als Commandant der Militairmacht nach St. Domingo gesendet, nachdem eine alte Sibylle in Turin ihm und dem Prinzen ihre doppelte Zukunft geweissagt hat in einer kunstreichen und gut — jedoch nach Tieck'schen Vorbildern — studirten Scene. Kaum in Domingo angekommen, ergreift ihn die Verwirrung und leider auch die Leidenschaft dieses Vulcans. Der alte Generalgouverneur der Insel legt factisch seine Gewalt in Mauduit's Hand. Hier zeigt der Verf., daß er das Leben studirt hat. Die Noth, die Ansprüche, die Sorgen einer solchen Stellung, die der Drang der Umstände anzunehmen gebietet, die Anfeindung, die sie umgibt, alles dies ist mit naturgetreuen Farben gemalt. Sitte und Land sind in glühenden Gemälden und Charaktern nach tiefen, ernsten Studien hingestellt. Im Kampfe der Leidenschaften behauptet Mauduit sich selbst und seine Überzeugung, daß Rettung nur in der Verbindung der Regierung mit den Assembleen (Mulatten) möglich sei; eine Ansicht, die ihm alle Weißen zu Feinden macht. Doch sich selbst verliert er an eine Frau, die ganz Glut und Liebe ist, während ganz Domingo weiß, daß sie ihren alten Gatten heimlich getödtet und ihren Helfershelfer, einen alten Neger, in den Glühofen gestürzt hat. Unerschöpflich ist der Verf. in Argumenten für die Freiheit und wider die Freiheit, die er, je nach Verschiedenheit der Redenden, hinreißend versicht. Wir sehen — und dies zu zeigen ist wol sein Ziel — daß zuletzt sich Alles in Ideen und Individualitäten auflöst, daß die Freiheit zu definiren, sie tödten heißt, daß von der zergliederten nichts übrigbleibt, daß sie in nichts Einzelnem besteht, daß sie ein unnachweisbares, ein stoffloses Etwas ist, geschickt, alle Köpfe zu verwirren und Keinem Befriedigung zu geben. Diese Lehre ist schön, denn sie ist wahr. In demselben Individuum sogar ist die Freiheit in der Idee etwas Anderes, sobald wir die Lage des Individuums nur im geringsten verändert; die kleinste Verrückung seiner Interessen verrückt sofort und ändert seinen Begriff von Freiheit; wie viel mehr geschieht dies also in den Massen, die wir das Volk nennen? oder in der Zeit? Was heute Freiheit heißt, ist dies morgen nicht mehr, und der Schwarze nennt Freiheit, was dem Mulatten Sklaverei ist. Erhaltung ist das große Wort in diesem Widerspiel der Begriffe!

Im ersten Theil, welcher der Vorbereitung der politischen Umstürze gewidmet ist, malt der Verf. das Sitt-

Ufer und Wellen des offenen Meers. Die Gesamtlänge der Küsten beträgt 1500 Meilen, wovon 1000 Meilen auf Europa kommen. Die Küsten sind meist felsig und steil, nur an der Nordsee, wo sie von Sandbänken begleitet sind, flach. Die Küsten Europas sind reich an Buchten, Meerbusen, Halbinseln und Inseln. Die Buchten sind meist klein, aber tief und sicher. Die Meerbusen sind groß und tief, wie der Busen von Biscaya, der Busen von Genua, der Busen von Venedig, der Busen von Lepanto, der Busen von Smyrna, der Busen von Konstantinopel, der Busen von Finnland, der Busen von Riga, der Busen von Lübeck, der Busen von Kiel, der Busen von Flensburg, der Busen von Apenrade, der Busen von Hadersleben, der Busen von Tondern, der Busen von Sylt, der Busen von Helgoland, der Busen von Texel, der Busen von Amsterdam, der Busen von Rotterdam, der Busen von Antwerpen, der Busen von Ostende, der Busen von Calais, der Busen von Boulogne, der Busen von Dieppe, der Busen von Le Havre, der Busen von Cherbourg, der Busen von Brest, der Busen von Lorient, der Busen von Nantes, der Busen von La Rochelle, der Busen von Bordeaux, der Busen von Arcachon, der Busen von Bayonne, der Busen von San Sebastian, der Busen von Bilbao, der Busen von Santander, der Busen von Gijon, der Busen von Coruña, der Busen von Vigo, der Busen von Oporto, der Busen von Lissabon, der Busen von Setubal, der Busen von Sagres, der Busen von Cadiz, der Busen von Gibraltar, der Busen von Malaga, der Busen von Almeria, der Busen von Cartagena, der Busen von Alicante, der Busen von Valencia, der Busen von Tarragona, der Busen von Barcelona, der Busen von Rosas, der Busen von Marseille, der Busen von Toulon, der Busen von Nizza, der Busen von Genua, der Busen von Spezia, der Busen von Livorno, der Busen von Neapel, der Busen von Salerno, der Busen von Tarent, der Busen von Brindisi, der Busen von Otranto, der Busen von Venedig, der Busen von Triest, der Busen von Fiume, der Busen von Zara, der Busen von Spalato, der Busen von Ragusa, der Busen von Cattaro, der Busen von Durazzo, der Busen von Valona, der Busen von Prevesa, der Busen von Lepanto, der Busen von Patras, der Busen von Korinth, der Busen von Athen, der Busen von Piräus, der Busen von Nauplia, der Busen von Argos, der Busen von Navarin, der Busen von Koron, der Busen von Modon, der Busen von Kalamata, der Busen von Kap Matapan, der Busen von Kap Malea, der Busen von Kap Tänaron, der Busen von Kap Gallo, der Busen von Kap Spada, der Busen von Kap Krio, der Busen von Kap Sidero, der Busen von Kap Salomon, der Busen von Kap Plaka, der Busen von Kap Akrotiri, der Busen von Kap Kalamaki, der Busen von Kap Kastelli, der Busen von Kap Kalogeros

von Alt und Jung genossen werden. Ich bemerkte diese Sitte auch in mancher andern Gegend von Deutschland, und wenn diese Nahrung wirklich die Verdauung befördert, so müssen die Leute dort eine sehr vortreffliche haben. Die Mehrheit der Steiermärker ist römisch-katholisch, und der Fremde, wenn er die ungeheure Menge von Crucifixen, Madonnenbildern und Heiligen auf den Heerstraßen, in den Dörfern und vor den Häusern erblickt, muß glauben, daß sie dies mit vollster Überzeugung sind. Nach solchen Aspecten muß es Einen Wunder nehmen, daß es hier noch Protestanten gibt. Als wir nach Pettau kamen, einige Meilen von Grätz, machte mich mein Begleiter, der Müller, aufmerksam auf eine pittoreske Ruine und erzählte mir die alte, mit derselben in Verbindung stehende Sage, nämlich das Schicksal des Ritters von Sarau und der schönen Kunigunde von Dürrenstein. Diese edle Frau war gezwungen worden, einem mächtigen steirischen Grafen, der ihr aber in der Seele verhaßt war, ihre Hand zu geben. Sie fand Gelegenheit, mit dem Ritter, ihrem Geliebten, zu entrinnen, Beide als Minstrels verkleidet; so wanderten sie die Ufer der romantischen Mur entlang. Allein der zornige Gemahl säumte nicht mit seiner Rache. Nachdem er den Flüchtigen kurze Zeit nachgeforscht, fand er sie an dem bezeichneten Orte, wo er auf der Stelle die grausamste Strafe für Beide verhängte. Er ließ nämlich ein Faß erbauen, inwendig ganz mit Stacheln ausgeschlagen. Dahinein zwang er Beide zu kriechen und ließ es alsdann sammt seinem Inhalte von der Zinne der Burg herab in den Strom rollen." Von Laibach sagt der Vers.: „Indem ich durch diese Stadt wanderte, bemerkte ich auf dem Marktplatz einen Pfeiler, zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtet, welcher die Inschrift hatte: „Zu Ehr der Mondbezwingerin". Gewiß war dies unter allen unzähligen Wunderthaten, die der Mutter Maria zugeschrieben werden, die wunderbarste. Als ich in meinen Gasthof zurückgekehrt war, erfuhr ich von der gesprächigen Wirthin die Bewandniß der Wundergeschichte von der Mondbezwingerin. Vor mehren Jahrhunderten, als die siegreichen Muselmänner den Schrecken von ganz Europa ausmachten und sich auch eines großen Theils von Ungarn bemächtigt hatten, rückten sie auch mit den feindseligsten Absichten auf die Stadt Laibach los. Die Einwohner waren in der größten Bestürzung, einige flüchteten auf die Gebirge, andere, die frömmer waren, flehten zur Jungfrau und allen Heiligen um Rettung. Da, o Wunder, begann auf einmal ein Madonnenbild in dem Kloster der Capuziner, das wegen seiner Wunderthätigkeit schon sehr berühmt war, laut zu sprechen und verlangte, hinaus auf das Feld getragen zu werden. Auf diese Mahnung bewaffneten sich plötzlich die Bürger und Bauern, und die ganz entmuthigt gewesenen Soldaten verspürten plötzlich in ihrem Herzen eine himmlische Courage; die Jungfrau Maria wurde laut zum Generalissimus ausgerufen und ihre Statue en grande toilette, bedeckt mit einer diamantnen Krone, mit dem Marschallsstab in ihrer Hand, im Triumph nach dem Schlachtfeld getragen, in Begleitung einer Anzahl kräftiger Capuziner, die in ihren Händen leuchtende Wachskerzen trugen, welche die kriegerischen Ungläubigen nicht sobald erschauten, als der größte Theil derselben sich zur schleunigsten Flucht wendete, die übrigen aber vor der Mutter Gottes niederfielen und den christlichen Glauben annahmen. Es geht dieser Wundersage wie so vielen andern katholischen Sagen: der Katholicismus hat plumpe Züge hineingemischt, welche der Sage selbst zwar nicht ihre Heiligkeit und schöne Bedeutung rauben, aber die Einkleidung doch unersprießlich, vielleicht gar lächerlich machen."

Hier in der Umgegend findet sich auch die zoologische Merkwürdigkeit: der Proteus anguinus, über welchen der Vers. ausführlich berichtet. „Es gibt hier in der Nachbarschaft zwei Grotten, beide gleich ausgezeichnet wegen der Schönheit ihrer Stalaktiten; die eine, Johanneum genannt, zu Ehren des Erzherzogs Johann, ist erst vor wenigen Jahren entdeckt worden; die andere, die Magdalenengrotte, mehr bekannt als erstere, ist nur eine Stunde von Adelsberg entfernt. In den unterirdischen Gewässern dieser Höhlen findet man (wie man glaubt, außerdem in keinem andern Theile der Welt) den fleischfarbigen Aal, der den Namen Proteus anguinus führt und bei den Einwohnern Zlovishka ribe oder Männerfisch heißt, wahrscheinlich wegen seiner Menschenfarbe und seiner vier Extremitäten, die wie die Menschenhände mit Fingern versehen sind. Mittels dieser Beine oder Arme, welche ihm anstatt der Flossfedern dienen, segelt sich das Thier mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Wasser. Auch bedient es sich ihrer anstatt der Füße zum Gehen auf dem Festlande, was jedoch für dasselbe ein weit gefährlicheres Element ist, denn da es über den ganzen Leib hinweg mit einem klebrigen Schleime überzogen ist, so leimt es sich an dem Boden fest und muß umkommen. Wenn es vollkommen ausgewachsen ist, erreicht es eine Größe von ungefähr 15 Zoll. Die erste Notiz über die Existenz dieses Thiers findet sich in einem Werke: „Synopsis reptilium", herausgegeben im J. 1768 von Dr. Laurenti. Dieser Naturforscher erklärte es für ein Säugethier und gab ihm den Namen Proteus anguinus, den es noch bis jetzt führt. Diese Thiere verrathen die entschiedenste Antipathie gegen das Licht, sodaß, wenn sie zur warmen Sonnenzeit plötzlich den Strahlen der Sonne ausgesetzt werden, der augenblickliche Tod erfolgt. Sogar der matteste Strahl des Tageslichtes verursacht ihnen Krämpfe, und sie bemühen sich alsdann auf alle mögliche Weise wieder in ihre Finsterniß zurückzuschlüpfen. Und dennoch behauptete man, daß ihnen der Sinn des Gesichts abgehen solle. Diese Annahme ist aber unstreitig ein Irrthum, denn es lassen sich an dem Kopfe des Thiers, mit Hülfe eines guten Mikroskops, zwei kleine Tuberkeln an der Stelle der Augen entdecken. Im Zustande der Freiheit ist das Thier gefräßig und nährt sich von kleinen Fischen und Insecten, besonders der Helix thermae; aber einmal in Gefangenschaft, verschmäht es alle Nahrung, obgleich es ein ziemliches Alter erreicht, wenn man es an einem fast finstern Orte und in klarem Wasser von etwa 8 Grad Reaumur aufbewahrt. Das Wasser muß aller fünf bis sechs Tage gewechselt werden. Es ist nicht minder empfänglich für die Kälte als für die Hitze, denn wenn man ein Stück Eis in sein Wasser thut, oder das Thier einer großen Kälte aussetzt, so trocknet es fast sichtlich zusammen und stirbt in wenigen Stunden. Sehr merkwürdig ist die zärtliche Sympathie, welche diese kleinen Geschöpfe untereinander verbindet; sie behandeln den neuen Ankömmling wie einen alten Freund und drücken ihre Freude durch ein leises Schrillen aus. Sie sind außerordentlich reizbar und leicht in Furcht zu setzen, welche letztere man daran wahrnimmt, wenn ihre Haut, besonders nach den Ohren zu, eine schöne Scharlachfarbe annimmt. Da diese durchsichtig ist, so kann man mittels eines Vergrößerungsglases die Circulation ihres Blutes durch die verschiedenen Kanäle nach dem Herzen, das sich regelmäßig ausdehnt und zusammenklappt, deutlich wahrnehmen. Ich zählte solcher Vibrationen in einer Minute 50, und man möchte fast sagen, daß dies kleine Geschöpf Harvey zuerst auf die Idee von der Circulation des Blutes gebracht habe. Ich besuchte einen Bürger in Laibach, der mehre solche Thiere in einem großen steinernen Bassin in seinem Keller verwahrte; diese befanden sich dort schon vier bis fünf Jahre und schienen bei gutem Wohlsein, nur daß sie weit kleiner waren als im Zustande der Freiheit. Reisende, die nach diesen Thieren keine weitere Reise unternehmen wollen, können ihrer viele in der Grotte zu Schönbrunn beobachten, welche der verstorbene Kaiser Franz zu ihrer Aufbewahrung erbauen ließ. Auch nach England sind mehre von Reisenden gebracht worden, welche aber dort sämmtlich gestorben sind." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 219. — 6. August 1836.

Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Die Erfindung zeigt sich nach dem ersten Anlaufe der Phantasie in der sehr erfindungsreichen Einleitung sofort als die schwächere Seite des Romans, und dieser steht in dieser Beziehung nicht blos dem „Scipio Cicala", den „Zerrissenen", sondern auch dem „Cabanis" und „1812" beiweitem nach. So sind denn auch viele Erfindungen weit entfernt schön, oder auch nur natürlich zu sein, und die gewaltsamen und naturwidrigen überwiegen in der Zahl. Es läßt sich kaum etwas Zwangvolleres und Unnatürlicheres denken, als z. B. Chavannes' Racheplan gegen Mauduit im zweiten Bande sich darstellt. Der Chevalier fällt endlich wirklich in die Hände seines wilden Todfeindes. Was geschieht nun? Anstatt ihn zu tödten, befestigt er ihn in einer Höhle, streut Pulver um ihn hin, zündet eine Lunte an, die ihn in einiger Zeit erreichen muß, und geht nun befriedigt von dannen. Natürlich wird Mauduit durch Toussaint gerettet; aber ist es auch natürlich, daß ein Wilder so seine Rache nimmt? Will er sich an den Todesqualen seines Opfers nicht erfreuen? Geht er davon, ehe er seinen letzten Seufzer hörte? Oder will der Verf., der wol oft seine Absicht hat, etwa damit sagen, daß die vollste, die unmenschlichste Rache erstreben, sie meistens ganz verfehlen heißt? Gut, wenn er das will; aber dann mußte die Erfindung wenigstens mehr Naturwahrheit tragen; Chavannes mußte von seinem Opfer vertrieben werden, nicht aber es freiwillig verlassen. Mit ähnlicher Kritik ließe ein gutes Theil der Erfindungen des Verf. sich anfechten, vielleicht vernichten; doch veniam damus, petimusque vicissim! In allen Romanerfindungen gehört nicht etwas blos, sondern viel dem guten, dem bereitwilligen Glauben des Lesers an. Der Schreiber glaubt stets, es könne nicht anders hergehen; doch der Leser — hundert Augen hat der für hundert andere Wege! Es handelt sich nur darum, einen anzutreffen, der ihn einwiege, schmeichle, seine Phantasie fessele und blende. Doch es ist Zeit, daß wir des Herganges und der vorzüglichsten Charaktere in diesem Roman in einigen Zeilen gedenken und zum Schluß von Styl und Behandlung des reflectiren Elements in ihm einige Andeutungen folgen lassen.

Dieser Bemühung aber lohnt es sich, weil der Roman eben ein ausgezeichnetes Werk des Gedankens und die Gabe eines achtbaren kritischen Geistes ist. Über die vorzüglich anziehende Exposition, welche uns Graf Artois und seine Umgebung am Hofe zu Turin darstellt und dem Roman nur durch die historischen Einblicke in die ersten convulsivischen Bewegungen Frankreichs angehört, haben wir schon ein Urtheil gegeben. Dieser Theil der Erzählung ist vorzüglich phantasiereich. Mauduit erscheint hier als ein jugendlicher Enthusiast für Königthum und Vaterland. Der Zweikampf mit St.-Agnan, den er wider Willen tödtet, enttäuscht, ernüchtert ihn einigermaßen, und er tritt seine Sendung nach Domingo als ein besonnener, von vielen Täuschungen des Lebens schon befreiter Mann, doch noch epikureisch genug gestimmt, und treu dem alten Gesetz des Vaterlandes, an. In Domingo werden diese beiden Richtungen seines Gemüths sofort auf harte Proben gestellt. Das Liebesnetz der schönen, aber in tropischer Glut entzündeten Mondars, die durch ihre eifersüchtige Verfolgung des Ungetreuen eigentlich das Schicksal St.-Domingos entscheidet, einerseits, der wilde Zwiespalt der Kasten andererseits umstricken den Ritter nun. Er kommt mit den unbesonnenen Weißen, mit den wüthenden Mulatten Vincent Ogé, Augustin, Chavannes u. A., und mit den Negern, Toussaint Breda, dem Kutscher, und seinem heimlichen Anhang in die seltsamsten Conflicte, liebt Chavannes' Braut, die Mulattin Marie, und wird sowol dieser Liebe als seiner, den Negern günstigen Meinungen wegen von der Pflanzenassemblee zu St.-Marc wie von Chavannes und seinen Mulatten auf den Tod verfolgt. Zwei treue Gestalten, der alte Diener François, welcher zuletzt auch für ihn und in seinen Kleidern stirbt, und der durch ihn gerettete Neger Pierre begleiten ihn durch alle diese Irrsal, und wie ein Deus ex machina rettet ihn der edle, gebildete, aber häßliche und verachtete Toussaint. Unter allen Abstufungen leidenschaftlicher Parteiung erscheint dieser als der einzige klare Kopf auf der ganzen glühenden, vulcanisch zuckenden Insel. Das Bild, welches der Verf. uns von diesem seltenen Manne entwirft, der als Sklav des Baron Bayon de Libertas unter den niedrigsten Beschäftigungen sich wahre Bildung und den ungemessensten Einfluß zu erwerben wußte, gehört zu den

vollendetsten Charaktergemälden seines Romans. Toussaint ist geschichtlich wahr und doch im hohen Grade dichterisch; menschlich, schwach sogar und doch ein Held und Genius. Lange zögert Mauduit, in dessen Hand bei der Unbedeutenheit des Grafen Peynier alle Regierungsgewalt liegt, mit seiner Überzeugung, daß die Regierung nur durch Toussaint und seinen Anhang gerettet werden könne, hervorzutreten; die Roheit und der Blutdurst Biassou's, des sichtbaren Hauptes der Negerpartei, schreckt ihn. Endlich, von der Verfolgung gedrängt, schließt er mit Gewalt die Assemblee, proclamirt die Gesetze Frankreichs und treibt mit den Waffen die Versammlung von St.-Marc auseinander. Die Pflanzer fliehen auf dem empörten Schiff Galissonière's, der als ein wahrer Gascogner erscheint, nach Frankreich, wo Hohn und Spott sie empfangen. Mauduit bleibt als Sieger zurück, und die wüthenden Mörder Ogé, Augustin und ihr Anhang leiden den verdienten Tod. Da wiegelt die Rache der Monbars die treuen Truppen auf, und Mauduit sinkt unter der Hand des Pöbels, fürchterlich verstümmelt, an des treuen Pierre's und Marie's Seite in das Grab, über dem der Bürgerkrieg sich zu neuer Wuth entflammt. Hier schließt der Roman, und der Verf. läßt uns als seine künftige Fortsetzung Toussaint's Triumphe sehen.

Unter allen diesen mannichfach bewegten, mit künstlerischem Maß gezeichneten Gestalten hat der Verf. Toussaint und den Bettler Lamil mit vorzüglicher Sorgfalt ausgestattet. Erschiene der Letztere nicht allzuoft, so würde er die volle Wirkung einer jener kräftigen und nachhaltigen Zeichnungen W. Scott's geltendmachen, die Jung und Alt für immer im Gedächtniß aufbewahrt. Vorzüglich gelungen ist auch Marie, die Mulattin, der Herr der Berge, Ramiro und die wilde Monbars, in welcher der Verf. ein Extrem der Frauenliebe vorbildet.

Wir haben der dialektischen Kunst des Verf. gedacht. Diese ist die hervorstechendste Seite dieses Romans. Jede Meinung findet hier ihren Repräsentanten. Das blinde Adelsthum stellt Galissonière, das verständige Königthum Mauduit, das Kastenvorurtheil Blanchelande, der Major und die ganze Reihe der weißen Pflanzer, den Widersinn der Freiheitsideen von 1789 die Schar der Ogé, Chavannes, Augustin in ihren verschiedenen Abstufungen; die Treue, den Gehorsam Toussaint, Biassou, Pierre dar, die egoistische Liebe die Monbars, die echte Marie, die in Leichtsinn verlorene Victoire; kurz, durchhin versinnbildet jede Gestalt, bis zum Indifferentismus Lamil's herab, eine der bedeutenden Ideen der Zeit. Bei diesem Bestreben ist denn manches Angedeutete späterhin verloren gegangen und der so bedeutend angekündigte Oheim St.-Agnan's z. B. verschwindet weiterhin ganz und zu unserm Bedauern.

Von Behandlung und Styl bleibt uns nur Raum zu einer einzigen Probe.

„Könige", sagte sie lächelnd, „sind keine Könige mehr, wenn zwischen sie und die Welt die klirrende Fessel des Gesetzes tritt. Die Könige sind die kühnen Simsonne (!), das Gesetz ist die hinterlistige Delila, die ihnen den zauberischen Haarschmuck abschneidet und sie schwach wie andere Menschen macht. Ein König im Gesetz ist ein Aar im Kerker .... Alles, nur kein beschränktes Königthum! Ich habe recht lange darüber nachgedacht, aber nichts herausbringen können, als daß es nur zwei Staatsformen gibt, geben kann: Monarchie oder Republik. Es herrscht Einer oder es herrschen Viele; die ganze weitere Künstelei ist ein Gebäude, wo, wenn ein Stein herausgezogen wird, zehn, hundert nachstürzen und Alles zusammensinkt." — „Der Despotismus muß zusammenstürzen", sagte der alte Mann (Rigaud) trocken; „nur die Vernunft ist ewig." „Die Vernunft", versetzte sie; „lieber Himmel, was ist nicht alles vernünftig? Die Ströme von Blut, die Berge von Leichen, der Jammer der Völker und Alles, was kommen wird, das ist vernünftig; Friede und bürgerliches Glück aber, das ist Unvernunft, die den Despotismus erzeugt." In dem Augenblicke kroch eine große Läuferspinne vom Pfeiler auf den Arm der Dame ꝛc.

Der Verf. kennt und handhabt die schöne Form des Dialogs, er ist Meister derjenigen Rhetorik, die auch das Falsche für einen Augenblick mit dem Schein der Wahrheit bekleidet, und er übt diese Kunst an den delikatesten Materien, Ehre, Ehe, Ausschließlichkeit des Besitzes in der Liebe, Glaube u. s. w., mit Wirkung und Geschmack. Wir müssen enden. Es geschehe dies mit dem Wunsche, daß der Verf. dieses ausgezeichneten Romans sich nicht durch unsere Bedenken gegen die Freiwilligkeit und den Reichthum seiner Phantasie in der einmal betretenen Bahn aufhalten oder irre machen lasse. Aus eigner Erfahrung wissen wir, daß die Phantasie oft Drang, Noth, Sporn und Antrieb bedarf, um recht lebendig zu wirken, und daß, so paradox es auch erscheinen will, auch hier die Übung den Schein der Leichtigkeit und Freiwilligkeit zu geben vermag. So möge er denn ringen und üben! Ein productives Talent ist in ihm ja unverkennbar; und daß es ihm nicht Schaden bringen werde, wenn er sich bemüht — trotz aller unserer Achtung vor seinem reflectiven und dialektischen Vermögen —, dies etwas in den Hintergrund zurückzudrängen und mehr durch Handlung und Erfindung als durch Dialog und Entwickelung zu sagen — dafür stehen wir ihm ein. Daß er aber malen könne, wenn das Phantasiegemälde sein nächstes Ziel ist, das beweisen zur Gnüge seine schönen, oft eingestreuten wahren und kräftigen Naturgemälde, deren tropische Glut und drangvolle Fülle uns mehr als einmal wahrhaft und innig erfreut hat. 21.

Geschichte Karl XII. Königs von Schweden. Von Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übersetzt von G. F. von Jenssen. Erster Theil. Mit dem Bildnisse des Königs. Hamburg, Perthes. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Wiewol der tollkühne König Karl XII. von Schweden mehr Soldat als Regent gewesen war, so hat er sich doch in seinem Volke ein schwärmerisches, überschätztes Andenken bewahrt, und zwar eher durch mündliche Überlieferungen über seine starre Persönlichkeit und seine hervorstechendsten Kriegerthaten als durch ein für das große Publicum geeignetes Geschichtswerk, wofür weder Nordberg's bekannte, doch äußerst parteiische Arbeit gelten kann, noch Voltaire's auch ins Schwedische übersetzte treffliche Darstellung angesehen wird, da sie in Schweden beiweitem nicht das Ansehen und die Beliebtheit hat, als ihr

Original in Deutschland genießt, sondern viele Vorurtheile gegen sich zu haben scheint. Jenen Sinn aber zu nähren und zu erhalten durch den Ersatz einer solchen, bisjetzt noch fehlenden historischen Arbeit, übernahm der bescheidene Rittmeister von Lundblad in vorstehendem Werke und sorgte zugleich bei Erscheinung seines Originals für eine deutsche und französische Übersetzung, damit andere Gebildete, die seiner Landessprache unkundig sind, seinen Fleiß auch mitgenießen können. Der Übertragung in das Deutsche unterzog sich der kenntnißreiche dänische Capitain Hr. von Jenssen, der bereits durch seine Herausgabe der biographischen Schrift von: Kragh-Höst „Leben und Schicksale des Reichsgrafen Korfitz-Ulfeld und der Gräfin Ulrike Eleonore von Schleswig-Holstein bekannt ist. Bisjetzt ist erst der vorliegende erste Theil erschienen, welcher als freie Übersetzung des Originals Schätzbarkeit dadurch bedeutend erhöht hat, daß Hr. von Jenssen eine Menge berichtigender, erläuternder und aufklärender Bemerkungen hinzufügt, welche dem Geschichtsfreunde und Forscher willkommen sein müssen. Nur hält er, soviel läßt sich schon aus dieser ersten Abtheilung schließen, nicht immer strenge Auswahl, sondern verliert sich auch in bekannte Dinge, wohin Ref. die Erklärung des weltbekannten „polnischen Bockes" rechnet. Bedauerlich dagegen ist, daß der sachkundige Übersetzer, vielleicht erst durch Hr. von Lundblad's Andeutungen verführt, gegen Voltaire's berühmte „Histoire de Charles XII." zu Felde zieht und ohne tiefe Prüfung den Stab über dieselbe bricht, wenn er sie grabezu einen Roman nennt. Eine vernünftige Skepsis ist in der Geschichte allerdings nothwendig; wenn er aber dieses Voltaire'sche Werk verwirft, so stößt er eine gute Quelle zu Karl's Geschichte von sich, die hervorging aus dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, welcher in ausgebreiteter Bekanntschaft mit Personen von Karl XII. Umgebung, Freunden und Gegnern lebte, folglich Thatsachen und Zustände aus dem Munde und den Papieren von Augenzeugen und Mithandelnden empfing und sonach ein zum Studium jenes Zeitabschnittes durchaus nothwendiges Werk lieferte, die geistreiche Combination und Darstellung des Stoffes abgerechnet, welche man so gern in demselben wiederliest. Das Einseitige, welches diesem Werke beigemessen werden kann, besteht nach des Ref. Ansicht in dem Umstande, daß sein Verf. in jener Zeit lebte und nicht immer über ihr stand und bei der Abfassung nicht die Hülfsmittel besaß, welche allseitige Beleuchtung verschaffen konnten; im übrigen aber kann man Voltaire bei dürftigem Quellenstudium sowenig Einseitigkeit in Auffassung der Charaktere und Begebenheiten vorwerfen als Schiller z. B. in seinen historischen Schriften, in welchen ebenfalls Mangelhaftigkeit des Quellenstudiums hervorleuchtet. Da Ref. noch nicht das Ende dieser vorliegenden historischen Leistung kennt, will und kann er auch noch nicht vollständig urtheilen, inwiefern dieses Werk das Voltaire'sche in allseitiger Auffassung des Berücksichtigenswerthen übertrifft; er ahnt vorläufig blos soviel, daß Hr. von Jenssen den behandelten Helden viel unbefangener und ruhiger auffaßt als der Schwede Hr. von Lundblad. Sonst aber ist das Werk eine sehr schätzbare Gabe, reich an fleißiger Benutzung der seinem Verf. zugänglichen Quellen des In- und Auslandes (doch vermißt Ref. unter den angezogenen Werken Rühs' treffliche „Geschichte Schwedens") und berichtigt oder erweitert Vieles, was bei Voltaire theils flüchtig berührt, theils anders aufgefaßt war, nimmt hinwieder Manches aus Letzterm auf, was in heimischen und fremden Nachrichten vergebens gesucht wird, oder bestätigt Das, was uns Voltaire schon erzählt hat, läßt jedoch endlich auch Manches im Dunkel, wie es Voltaire schon thun mußte, so z. B. die plötzliche Thronbesteigung Karl XII. nach des Vaters Tode gegen dessen letzten Willen, ungeachtet er erst 15 Jahr alt war. Der Stoff des ersten Bandes, der von Karl's Geburt bis zum Antritte des abenteuerlichen Zuges in die Ukraine sich erstreckt, ist in 27 größere und kleinere Capitel eingetheilt und gewährt eine recht lehrreiche Unterhaltung, worüber weitläufig zu berichten die Grenzen dieser Blätter nicht Raum geben möchten, daher es Ref. vergönnt sein mag, nur einiges Wenige herauszuheben, um die Neu- und Wißbegierigen auf das gehaltreiche Werk aufmerksam zu machen. Zuerst bemerkt er, daß die Schilderung des glänzenden Sieges durch Karl über die Russen bei Narwa in mehrfacher Hinsicht an eine ähnliche Begebenheit im Mittelalter erinnert, nämlich an die Schlacht bei Poitiers, wo der schwarze Prinz Eduard seinen Sieg über die Franzosen nicht benutzte und Vieles unberücksichtigt ließ, was ihm in die Hände gefallen war; ebenso verfolgte Karl seinen Vortheil nicht, behielt nur die angesehenen Offiziere und Generale in der Gefangenschaft, während er den großen Haufen Gefangener entwaffnet nach Hause schickte. Die Überraschung und Eroberung Krakaus durch Karl und die zügellose Wirthschaft seines daselbst bestellten Commandanten Stenbock versetzt uns lebhaft in die Zeiten des 30jährigen Krieges zurück; selbst die briefliche Äußerung des Letztern über seinen neuen Wirkungskreis lautet wie die eines Commandanten von Wallenstein's, Oxenstjerna's oder Bernhard's von Weimar Heere, wenn er an seine Frau schreibt: „Ich bin nun Kriegscommissair, Gouverneur des Schlosses und der Teufel der Stadt. Für den König nehme ich innerhalb zwei Tagen außer freiem Unterhalt 60,000 Thaler." Eine wol wenig gekannte Thatsache wird S. 295 erzählt: als nämlich die Sachsen 1704 Warschau überraschten, entkamen noch glücklicherweise des neugewählten Königs Stanislaus I. Mutter, Gemahlin und Kinder, bis auf die jüngste Tochter Marie, nachmals Gemahlin Königs Ludwig XV. von Frankreich, welche in der Eile vergessen und in der Krippe eines Pferdestalles gefunden wurde. Des berühmten Taktikers und Reichsgrafen von der Schulenburg Ehre rettet auch unser Verf. in der Niederlage bei Fraustadt durch gründliche Angabe des Heerzustandes. König August von Polen und Kurfürst von Sachsen kommt bei Hrn. von Lundblad ebenso schlecht weg wie bei so manchem andern Historiker. König Karl von Schweden betrat am 5. Sept. 1706 dessen Kurstaat mit 20,000 Mann Kerntruppen, fand geringen Widerstand und zehrte ein volles Jahr in diesem fruchtbaren Lande. Dieser schwedische Besuch kostete dem Kurstaate 20, (wenn nicht 23) Millionen Thaler, 800 Kanonen und 36,000 Menschen. Übrigens verweichlichte hier das sieggewohnte Heer durch Ausschweifungen und durch einjähriges „flottes Leben". Über die Verhandlungen, den Abschluß, die Ratification und Publication des für König August schimpflichen Friedens zu Altranstädt vom $^{24}/_{14}$. Sept. 1706 findet sich in Hrn. Prof. Böttiger's „Geschichte des sächsischen Kurstaates" weit mehr Befriedigung als hier bei Hrn. von Lundblad. Nur der Umstand, der weder Hrn. Böttiger noch Voltaire bekannt war, findet bei Lundblad vorzügliche Beherzigung, daß der kursächsische Referendar Pfingsten bei seiner Abfertigung im schwedischen Lager zum Könige August ein Schreiben Karl XII. an dessen General Marderfeld mit der bestimmten Weisung auf den Weg mitbekam, selbiges nicht eher, bis August den Frieden unterzeichnet hätte, abzugeben. Nun habe zwar Letzterer, heißt es weiter, obschon im vollen Anmarsche mit den Russen gegen den schwedischen General Marderfeld, die Friedensurkunde unterzeichnet, Pfingsten aber keine Zeit gefunden, das königlich schwedische Schreiben an den General abzuliefern, sondern es an den schwedischen Agenten Boye in Breslau abgegeben, worüber die Zeit verstrichen sei und August mit den Russen noch einen vollständigen Sieg über die Schweden bei Kalisch am $^{29}/_{19}$. Oct. 1706 errungen habe. Der Hr. Übersetzer ist aber anderer Meinung und behauptet in einer Note, Pfingsten habe den verhängnißvollen Brief an Marderfeld absichtlich zurückbehalten, denn es habe ihm nicht an Zeit zur Ablieferung gemangelt, weil er schon neun Tage vor dem Treffen bei Kalisch vom König August zu Fraustadt wieder abgefertigt worden sei, worin Hr. von Jenssen jedoch gewaltig irrt, während Lundblad's Erzählung hierüber die genauere Prüfung abgeht. Denn Ref. bemerkt dagegen, daß August schon am $^{24}/_{14}$. Sept. Nachrichten vom altranstädter Frieden hatte, aber das Blanket zur Ratification desselben selbst erst den $^{30}/_{20}$. Oct. in Petrikau, also einen

Tag nach dem Siege ausstellte, wie die zu Leipzig 1704 in 4. gedruckte unverdächtige Urkundensammlung über diese Vorfälle ausweist; folglich konnte Pfingsten während August's monatlicher Zögerung den Brief Karl's an Marderfeld nicht abgeben, wie denn August ohnehin täuschen wollte, solange er sich von den Russen nicht loswinden konnte, und solange er wahrscheinlich hoffen zu können glaubte, eine Milderung der harten Friedensartikel zuwege zu bringen. Erklärte er doch noch in dem, einen ganzen Monat nach dem kalischer Treffen in Warschau datirten Manifeste das Friedensgerücht für eine Verleumdung, obschon er am $^{30}/_{20}$. Oct. in einer besondern Urkunde auf jegliche Ansprüche an Polen zu Gunsten seines Nebenbuhlers feierlich verzichtet hatte, und in einer andern von Leipzig aus den $^{10}/_{21}$. Jan. 1707 ließ er durch seinen Staatsrath alle in Polen öffentlich hervorgekommenen Befehle und Ausfertigungen, welche den Frieden in Zweifel zogen, als von ihm ausgegangen, für nichtig erklären und ihnen ihre Kraft feierlich absprechen. Ist auch der Schleier über diese Begebenheiten nicht gänzlich gehoben, so leuchtet doch aus Allem die Wahrscheinlichkeit der Thatsache hervor, daß Marderfeld durch Andere, vielleicht durch König August selbst, Nachrichten über den altranstädter Frieden, denen er jedoch nicht traute, zugekommen waren, wenn auch nicht aus Karl's Schreiben, wie Rühs behauptet, und dies mochte August wol berechnet haben. Der Hr. Verf. gibt auch S. 368 das Glückwunschschreiben König Augusts an König Stanislaus nach Voltaire's Vorgange, während der Hr. Übersetzer ohne sorgfältige Prüfung auf Heubel's Bedenklichkeit gegen die Echtheit des Briefes hinweist. Diese Bedenklichkeit findet Ref. indeß in der ihm vorliegenden Ausgabe Voltaire's (Paris 1802. 12.) grade dadurch gehoben, daß das Briefdatum richtig auf Dresden und nicht Leipzig gestellt ist und sonach Limiers' angeblichen Betrug zurückweist.

In Rücksicht des berühmten und in diesem Werke oft vorkommenden russischen Staatsmannes und Generals Johann Reinhold (nicht Reinhard) Patkul sagt Hr. von Lundblad S. 365: „Er steht da als ein warnendes Beispiel für alle Fürsten, daß oft ein geistreicher und kluger Mann durch seine Rache das Unrecht gewaltsam vergelten kann, das sie an ihm übten, und daß auf der Wage der Weltereignisse der Einzelne oft mehr wiegt als Könige und ganze Armeen." Der Verf. rechtfertigt Karl nicht wie Rühs, der ihn nach den Begriffen jener Zeit in Schutz nimmt und nur alle Schuld auf die Charakterlosigkeit August's wirft, sondern beschuldigt ihn in seinem harten Verfahren gegen Patkul der rachsüchtigen Härte, ohne den Umstand, daß Patkul russischer Staatsdiener und Gesandter war, scharf ins Auge gefaßt zu haben. Hingegen hält er Patkul's Verhaftung zu Dresden 1705 für widerrechtlich, und als ihn August den Schweden opfern sollte, glaubt auch Hr. von Lundblad, daß dieser König Gewissensbisse empfunden haben soll. Daher zögerte er mit Auslieferung dieses Staatsmannes, den er dem Czar zurückzuliefern hatte angeloben müssen, und gab endlich, da er ihn nicht retten konnte, dem Commandanten zu Königstein heimlichen Befehl, ihn entfliehen zu lassen. Dieser aber, geldgierig, wollte sich von dem reichen Unglücklichen ein ansehnliches Lösegeld erpressen, was Patkul standhaft weigerte, sowie er, immer auf die Unverletzbarkeit seiner Person als eines Gesandten trotzend, stets auf Untersuchung gewartet hatte. Hierüber verfloß die Zeit und die Schweden holten ihn ab und schleppten ihn in Ketten mit nach Polen, wo seine martervolle Hinrichtung bekanntlich erfolgte. „Bis zu dem letzten Augenblicke", heißt es S. 407, „da der Feldprediger L. Hagen im Gefängnisse erschien, um ihn zum Tode vorzubereiten, hatte Patkul noch immer auf Begnadigung gehofft, wozu ihm seine hohe Würde eines russischen Gesandten das Recht zu geben schien(!). Als er aber den unausweichlichen Tod sich nahen sah, verlor der sonst hochsinnige Mann ganz diejenige Kraft des Geistes, welche über das Unglück erhebt und sich eben dadurch größer als das Geschick zu zeigen weiß. Er ergoß sich in Klagen über den Unbestand der Fürstenzunft und überließ sich, wie es in ähnlichen Fällen oft der Fall ist, einer Reihe ihm nicht mehr frommender Bekenntnisse." Diese bezogen sich in der Hauptsache auf August's Versprechen, ihn nicht auszuliefern, sodann auf schriftliche Verhandlungen über einen Einbruch der Russen in Sachsen zur Aufhebung des Schwedenkönigs und endlich auf eine Schweinsjagd, welche von August zu Ehren Karl's und seiner Generale veranstaltet werden und mit der Gefangennehmung dieser fremden Gäste auf dem Schlosse Lichtenwerda an der Elster enden sollte. Karl aber hatte sich entschuldigen lassen und kam nicht. Dagegen setzte er bei seinem Aufbruche am 1. Sept. 1707 aus Sachsen im Vorüberziehen seines Heeres den König August und dessen Minister durch seinen unerwarteten Besuch um die Mittagsstunde zu Dresden in große Verlegenheit, aber wol nicht in die Versuchung, sich seiner zu bemächtigen, da 19,200 Mann Fußvolk und 24,850 Reiter mit der Geschützmasse noch in der Nähe standen, welche den Staatsstreich, wenn er vollführt worden wäre, schrecklich geahndet haben würden. Am 19. Sept. stand Karl wieder auf polnischem Boden, nachdem er durch seinen Aufenthalt in Deutschland fast als eine wunderbare Erscheinung ausgeschrien worden sein und darüber auch bedeutenden Zulauf an kampflustigen Jünglingen erhalten haben soll. Übrigens gibt dieser Theil manche schätzbare Nachrichten über angesehene Männer aus Karl's Umgebung und dessen Gegnerschaft, wie z. B. über den großen Czar Peter I. von Rußland. Ref. kann sich nicht enthalten, hierüber ein Curiosum mitzutheilen, nämlich Peter's von einem Dänen beschriebene Erscheinung bei einer großen Festlichkeit, welche ihm zu Ehren auf seiner Reise nach dem westlichen Europa auf der Flotte bei Kopenhagen veranstaltet worden war. Seine allen damaligen Dänen auffallende Kleidung bestand „in einer grünen Mütze auf dem Kopfe; um den Hals trug er ein schwarzes auf Soldatenart gebundenes Tuch, im Hemde eine silberne Halsschnalle mit unechten Steinen, die sich durch nichts von denen unterschied, welche die Unteroffiziere trugen. Er hatte einen braunen Rock mit halbausgeschnittenen messingenen Knöpfen, statt der Weste eine leinene Unterjacke, enge braune Hosen, grobe wollene Strümpfe und schmuzige beckslederne Handschuhe an. Sein Seitengewehr bestand in einem kleinen Hirschfänger mit ebenholzenem Griffe und Messingscheide." Von diesen nordischen Monarchen zweiter Gemahlin, Katharina I., erfahren wir S. 228 fg. auch eine neue Angabe ihrer bisjetzt noch für dunkel gehaltenen Abkunft. Sie soll nämlich nach Hr. von Lundblad's Nachrichten Katharina Rabe geheißen haben und die Tochter des Quartiermeisters Rabe vom Elfsbergischen Regimente, nachher Dienstmädchen bei dem marienburger Propste Ernst Glück gewesen sein. Woher der Verf. diese Nachricht erhalten hat, ist nicht angegeben worden; doch darf Ref. wol kaum noch bemerken, daß die mit mehren gesandtschaftlichen Berichten aus jener Zeit übereinstimmende Meinung über ihre Abkunft sie für ein uneheliches Kind hält, welches ein liefländischer Adeliger mit einem seiner Erbmädchen zeugte und später von Glück als Kindermagd ins Haus genommen wurde, wo sie ein gemeiner schwedischer Dragoner kennen lernte und kurz vor dem russischen Überfalle Marienburgs 1702 heirathete. Endlich gibt der Übersetzer in einem Anhange aus dem königlich dänischen Archive eine sorgfältige Aufzählung der schwedischen und dänischen Seemacht, wie sie zur Zeit, als Kopenhagen im Juli 1700 bombardirt wurde, beschaffen war. Ebenso sorgfältige Aufzählung der schwedischen Landmacht bei wichtigen Kriegsunternehmungen gehört zu den schätzbaren Eigenschaften dieses Werkes, dessen Fortsetzung und Ende Ref. mit Verlangen entgegensieht, um alsdann über das Ganze wie über die Eigenheiten seiner Darstellungsweise und Schreibart hier Bericht ablegen zu können.

69.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 220. — 7. August 1836.

Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia scholastica). Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte. Quedlinburg, Becker. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Neben Dampfwagen und Eisenbahnen, unter allerlei politischen und kirchlichen Umtrieben hat unsere Zeit doch nicht das Interesse an Gegenständen der Erziehung und des Unterrichts verloren, ja dasselbe hat sich sogar in und außerhalb Deutschland um so mehr gesteigert, als man in der Erziehung und in dem Unterrichte des heranwachsenden Geschlechts eine Bürgschaft für das Wohl oder Wehe der Staaten wahrgenommen hat. Freilich hat dies auch zu sehr verschiedenartigen Ansichten Veranlassung gegeben, und wenn sich gleich die politischen Gegner über die Gegenstände des Elementarunterrichts und der Volkserziehung fast überall geeinigt haben, so findet dies weit weniger in Beziehung auf die Gegenstände des Gymnasialunterrichts statt, aus welchem manche der jetzigen Stimmführer, namentlich die der Bewegungspartei und die Schreier des jungen Deutschlands, die alten Sprachen verwiesen zu sehen wünschen, während ältere Leute dies erprobte Bildungsmittel nach Kräften festhalten und mit Gründen der Erfahrung vertheidigen. Bei einem solchen Zwiespalt der Meinungen muß es für beide Parteien erfreulich sein, die Stimme eines Mannes zu vernehmen, der wie Fr. Aug. Wolf niemals mit dem Namen eines Schulpedanten oder grämlichen Alten bezeichnet ist, dem vielmehr Alle zugestehen, daß er ein Lebemann gewesen sei, zu dessen Besitz sich eine jede Gesellschaft, sie mochte heißen, wie sie wollte, Glück gewünscht hat, und der seine ausgezeichnete Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums auf das glänzendste mit den Erscheinungen und Anfoderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen verstand. Hr. Körte hat sich daher einen neuen und wohlbegründeten Anspruch auf den Dank aller Derer erworben, die den geistreichen Philologen verehrt haben und noch verehren, indem er zum zweiten Male Wolf'sche Reliquien zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat.

Fr. Aug. Wolf war bekanntlich in den ersten vier Jahren seines amtlichen Lebens als praktischer Schulmann in Ilfeld und Osterode thätig gewesen. Mit welchem Eifer er diese Ämter verwaltet hatte, ist aus Körte's „Leben ꝛc. Wolf's" und aus andern Nachrichten bekannt. Dafür spricht aber auch die ihm gebliebene Neigung, für Erziehung und Unterricht zu wirken, die sich sowol in den pädagogischen Vorlesungen, welche er zu Halle 1799 und 1801 gehalten, als in der Theilnahme an der Organisation der preußischen Schulen während seines Aufenthalts in Berlin (namentlich 1810) beurkundet hat. Einen Abdruck jener Vorlesungen, die von ihm selbst „Consilia scholastica" genannt wurden, hatte der verdienstvolle Director Föhlisch zu Wertheim, einer der dankbarsten Schüler Wolf's, bereits in zwei Schulprogrammen von 1829 u. 1830 veranstaltet und mit zweckdienlichen Anmerkungen ausgestattet. Jetzt hat Hr. Körte in der vorliegenden Schrift (S. 1—71) die genannten Vorlesungen neu abdrucken lassen, einzelne Stellen aus Vergleichung mehrer Manuscripte berichtigt und vervollständigt und einen Anhang: „De paedagogica in universum", auf den letzten fünf Seiten hinzugefügt. Man kann diese Vorlesungen, deren Paragraphe Wolf in lateinischer Sprache zu dictiren pflegte; die Ausführung aber in deutscher Sprache gab, nicht ohne großes Interesse lesen und begreift sehr wohl, wie diese lebendige Art des Vortrags, diese von der damaligen Erziehungs- und Studirweise so abweichenden Ansichten und diese Freimüthigkeit des Urtheils über Bücher und Menschen die Zuhörer in einem hohen Grade ergreifen mußten, sodaß gewiß ein jedes Wort Wolf's begierig aufgefaßt worden ist und viele derselben nicht ohne gute Früchte geblieben sind. Hr. Föhlisch hat in seinen Anmerkungen sich bemüht, zu zeigen, wie Vieles jetzt besser sei als zu Wolf's Zeit, Hr. Körte aber blos die Wolf'schen Worte wiedergegeben, um den Eindruck des Gesammtbildes nicht zu stören, obschon auch ihm nicht unbekannt sein konnte, daß sich die Zeiten zum Bessern geändert haben. Die Vorlesungen selbst verbreiten sich im Allgemeinen über die ersten Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, über geistige und körperliche Erziehung, dann über einzelne Gegenstände, als die Unterweisung im Lesen, in der Muttersprache, in der Religion, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, zuletzt über die alten Sprachen.

Wer nicht Gelehrter werden will — sagt Wolf (S. 61) —, darf nicht mit den alten Sprachen beschäftigt werden, denn eine oberflächliche Kenntniß taugt gar nichts. Es gehört schon viel Zeit dazu, sich mit dem Geiste der Alten bekannt zu machen,

weshalb die Menge sich mit neuen Sprachen und mit Sachkenntniß so viel als möglich beschäftigen muß. „Aber man will doch einen Terminus setzen lernen.“ Dies ist nicht nöthig, der Geschäftsmann bedarf der alten Sprachen nicht; sie sind, so zu sagen, zu gut für ihn, denn sie setzen sehr viel voraus. Ausnahmen finden statt; hier ist aber nur vom öffentlichen Unterrichte die Rede. Hiermit sind also die alten Sprachen von dem Volke ausgeschlossen. Aber es geht auch bis auf viele sogenannte studirte Leute, die aequo animo sich hierin unter die Ungelehrten zählen lassen können. Nicht vor dem 10. und nicht nach dem 15. Jahre muß man mit den alten Sprachen den Anfang machen. Diese Zeit trennt die künftigen Gelehrten und Ungelehrten; Beide erlernen aber zugleich die deutsche Sprache und die Grammatik durch Beispiele, wo der grammatische Sinn schon geschärft wurde. Der künftige Gelehrte bedarf nur einer Repetition derselben, und in Absicht der Methode gilt der Weg, der bisher in der Muttersprache gewählt wurde.

Wir heben noch eine Stelle über die körperliche Erziehung (S. 36) ohne langes Suchen heraus, um zu zeigen, wie populair sich der Lehrer der Philologie auch hierüber geäußert hat.

Bei der Muttermilch schon wird zuweilen der Grund zur Fresserei gelegt; allzugroße Ängstlichkeit ist hier schädlich; der jedesmalige Zustand des Körpers muß die Regel bestimmen. Bei einfachen Nahrungsmitteln kann man lange bleiben; ist aber das erste Alter vorüber, so müssen die Nahrungsmittel wechseln, doch ohne zu große Mischung, während sie jedoch mannichfaltig sein müssen; denn in der Folge ist es nicht gut, sich an Eine Speise zu sehr gewöhnt zu haben. Die Mitesser müssen aber selbst dazu beitragen und also weder zu gierig, noch zu langsam essen. Auch die Domestiken können viel durch hingeworfene Urtheile schaden, denn die Kinder richten sich nach den Blicken und Worten aller sie Umgebenden. Einfachheit der Getränke muß immer beobachtet werden; Wasser und Milch sollten fast das einzige sein. Kaffee und Taback gehören nicht hierher. Ordentliche bestimmte Zeiten zum Essen, Schlafen, Ausleeren bis gegen das 8.—10. Jahr. Späterhin aber nicht stets u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

K. Gützlaff's, Missionars der evangelischen Kirche, dreijähriger Aufenthalt im Königreich Siam, nebst einer kurzen Beschreibung seiner drei Reisen in den Seeprovinzen Chinas, in den Jahren 1831—33. Mit einer Übersichtskarte der Seeküsten Hinter-Asiens. Basel, Schneider. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Diese gutgedruckte Reisebeschreibung war der Bekanntmachung würdig und wird der Theilnahme aller Freunde der Länderkunde und der Menschheit nicht verfehlen. Der vormalige Missionar Ellis gab sie 1834 zu London englisch heraus, und die Übersetzung ist wohlgerathen. Gützlaff lebte von 1828—31 in Siam, ehe er seine Reisen in die Seeprovinzen Chinas antrat. Seine ärztlichen Kenntnisse und seine Kunde der Landessprache begünstigten ihn als Missionar und Nachrichtgeber. Das gegenwärtige Reich Siam besteht außer dem eigentlichen Siam aus einem großen Theil des Reichs Laos, einem ansehnlichen Gebiete des benachbarten Cambodja und einigen zinspflichtigen Staaten der malaiischen Halbinsel. Das Ländergebiet des Ganzen dehnt sich aus vom 5.—21. Grad nördlicher Breite, seine äußerste westliche Grenze bis zum 97. Grad 50 Minuten östlicher Länge von Greenwich, und seine östliche Grenze bis zum 105. Grad. Der Flächeninhalt des Reichs beträgt 190,000 (engl.) Quadratmeilen. Es ist größtentheils bergig und wasserreich. Die Hauptstadt Bankok, an der Ausmündung des Hauptflusses Menam gelegen, enthält eine Stunde im Umfange, hat eine römisch-katholische Kirche, von schimmernden Pagoden umgeben, 401,300 Bewohner, worunter 310,000 steuerpflichtige Chinesen, 50,000 Abkömmlinge derselben, 8000 Siamesen, 800 römischkatholische Christen sind. Die Bevölkerung des ganzen Reichs beträgt 2,790,500 Seelen, worunter sich 1,260,000 Siamesen, 840,000 Abkömmlinge von Laos, 440,000 Chinesen und 2000 Portugiesen befinden. Die Siamesen sind schlanker als die Malaien, kleiner als die Chinesen (ihre Größe beträgt im Durchschnitt 5 Fuß 3 Zoll), im Allgemeinen stark, hellbrauner Hautfarbe, an Gesittung zurückgeblieben, finstern Aberglaubens von Seiten der Priester und des Volks, roher Gewaltherrschaft von Seiten der Regenten. Sternkunde, Erdbeschreibung, Schiffahrts- und Arzneikunde sind gänzlich unbekannt. Nur für Tonkunst scheinen sie Sinn zu besitzen. Ihre Melodien sind zuweilen sanft und wehklagend, häufiger munter und lebhaft, immer gefällig für das Ohr. Gützlaff erwähnt einer aus Schilfrohr verfertigten Orgel der Laoesen als des harmonierreichsten asiatischen Instruments, und behauptet, es würde, unter der Hand eines europäischen Meisters vielleicht das vollkommenste auf Erden sein. Ihre Lebensweise ist träge und schmuzig. Die Hantirungen und Gewerbe des täglichen Lebens werden nur von den rüstigen und fleißigen chinesischen Eingewanderten betrieben. Die uneingeschränkte Regierungsgewalt ist ebenso räuberisch und eitel als unwissend. Der König heißt der heilige Herr der Köpfe, der göttliche Gebieter des Lebens, der Eigenthümer aller Dinge, der Herr des weißen Elefanten, den er in einem scharlachrothen Felde im Wappen führt. Buchstabenschrift ist längst in Siam eingeführt, Kenntniß des Lesens und Schreibens allgemein im Volke verbreitet. Aber seine Bücher enthalten nichts als Buddhismus, der Volksreligion ist. Zahllos ist die Menge der Talapoinen, in der Hauptstadt wenigstens 5000, im Lande umher über 50,000, sodaß ein Götzenpriester auf 14 Köpfe kommt. Wollust, Spiel und Opium vermehren das Elend. „Es schmerzt mich“, schreibt der ehrliche Gützlaff, „bis jetzt keinen ehrlichen Mann in Siam angetroffen zu haben.“ Die londoner Missionsgesellschaft beschloß im Jahre 1823, die heiligen Schriften der Christen ins Siamesische übersetzen zu lassen. Seit 1819 hatte sich der Missionar Milton auf Singapore mit einem siamesischen Wörterbuche beschäftigt, welches 13,000 Wörter enthält, und einen kleinen Versuch mit Bibelübersetzungen gemacht. — Karl Gützlaff ward 1803 zu Pyritz in Pommern von armen aber frommen Eltern geboren. Er lernte 1821 das Gürtlerhandwerk zu Stettin, wandte sich, als sein König dorthin kam, mit einem Gedicht an diesen, das seinen Wunsch aussprach, sich dem Dienste der Kirche widmen zu dürfen, ward der Missionsschule des Predigers Jänike in Berlin zugewiesen und von diesem Ostern 1823 der holländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam. Hier blieb er, sich vorbereitend, bis im August 1826 und erhielt sodann die Bestimmung, den wilden Battaken auf der nordwestlichen Küste von Sumatra das Evangelium zu verkündigen. Am 6. Januar 1827 landete er zu Batavia und ward der Hausgenosse des liebreichen Missionars Medhurst, der ihn mit freundlichen Chinesen bekanntmachte, deren Sprache er erlernte. Ein verwüstender Krieg auf Sumatra vereitelte seine Reise dorthin, und er zog sich auf die Insel Bintang zurück, in der Nachbarschaft von Singapore, wo er seine chinesische Sprachkunde erweiterte. Der englische Missionar Temlin auf Malakka, an der westlichen Küste der malaiischen Halbinsel, nahm sich seiner thätig an, und er begleitete diesen am 4. August 1828 auf einem chinesischen Handelsschiffe bei dessen Reise nach Bankok. Dort landeten sie am 20. August, wurden dem Stadtpräsidenten als Ärzte vorgestellt und bewillkommt. Der Vorsteher der dortigen Christen, zugleich Seehafenbeamter, der eine Art Portugiesisch-Englisch sprach, führte sie als seine Hausgäste dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vor, der sie artig behandelte. Es fehlte nicht an Verleumdungen gegen sie; aber weder der Minister noch der König achteten darauf. Der letzte ließ sich ihre Bücher chinesisch vorlesen und fand nichts Anstößiges darin; nur empfahl er ihnen, sie sparsam auszutheilen, doch das arme Volk nahm sie begierig auf. Zwei Chinesen halfen ihnen bei der siamesis-

schen Bibelübersetzung. Der gefangene König von Laos, sein Weib, seine Kinder und Großkinder wurden auf grausame Weise zu Tode gebracht. Ohne auf ihre Widersacher zu hören, drängten sich viele Wißbegierige zu ihnen, aus hohen und niedern Ständen, sogar Fürsten, und rissen sich um ihre Bücher. Die siamesische Bibelübersetzung ward rasch gefördert; schon in der Mitte des März 1829 war mehr als die Hälfte des Neuen Testaments übertragen und Tomlin's Wörterbuch bis zum R vollendet. Selbst im Tempel wagte Gützlaff gegen den Gottesdienst des Volkes zu reden und dieses auf Jesum zu verweisen, ohne daß ihm etwas geschah. Wie es scheint, ist man duldsamer in Hinterindien als in Europa. Die Vielvergötterer sind es, mit wenigen Ausnahmen, von jeher gewesen, und nur die Selbstvergötterer weichen von der Regel ab. Am 14. Mai mußte Tomlin seiner Gesundheit wegen nach Singapore zurückkehren und Gützlaff blieb allein zurück. Dieser verweilte dort bis im Mai 1831 und glaubte viele Vorurtheile der Eingeborenen verscheucht zu haben. Eine alte Prophezeiung ihrer heiligen Palibücher hatte verkündet, eine Religion von Westen her werde den Buddhismus verdrängen. Das kam ihm sehr zu statten, aber unrigennütziges, herzliches Religionsgefühl vermochte er nicht einzuflößen. Der König selbst ersuchte ihn, in Siam zu bleiben und Feldarzt zu werden. Viel Belehrendes über die Verschiedenheit der Volkscharaktere im siamesischen Reich. Das Christenthum ist dort seit 1622 durch die Portugiesen eingeführt. Einige Zeit hernach kamen auch französische Missionare ins Land. Seit der römische Stuhl die Thätigkeit der Jesuiten in China unterdrückte, hat das Christenthum auch in Siam abgenommen. Die Arbeiten der Protestanten sind bisjetzt nur vorbereitend. Der englische Missionar Morrison landete im September 1807 auf Makao und von dort in Kanton, wo er sich mit weiser Klugheit benahm und 1808 als Dolmetscher der ostindischen Compagnie angestellt ward. Drei Jahr später wagte er einen Theil der Bibel chinesisch drucken zu lassen. 1812 ward ihm der Missionar Milner zugegeben, der sich ungemein thätig bewies, ungeachtet ihn die Portugiesen von Makao eifriger als die Heiden verfolgten und endlich aus Kanton vertrieben. 1815 ließ er sich in der Stadt Malakka nieder, auf der Ostseite der malaiischen Halbinsel, und wirkte dort ungestört. 1816 ward Thomson sein würdiger Mitarbeiter. Ihnen hat sich ihr würdiger Schüler Laangefar, ein Eingeborener des Landes, zugesellt. 1817 kam der Missionar Medhurst dort an. 1818 ward ein englisch-chinesisches Collegium in Kanton errichtet, zu welchem dessen Stifter Morrison 12,000 Gulden beisteuerte. Jetzt hat es 30 chinesische Schüler. Medhurst hat von Batavia aus mehr als 100,000 christliche Schriften in verschiedenen Sprachen dieser östlichen Völker verbreitet und ein japanesisch-englisches, wie ein fokienchinesisch-englisches Wörterbuch ausgearbeitet. Zu Anfang des Jahres 1831 ward auch Gützlaff vom Klima Bakoks bedroht, dem seine vortreffliche Gattin schon früher erlegen war, und eine lebensgefährliche Krankheit, für deren Heilung eine große Seereise das letzte gewagte Mittel schien, bewog ihn, auf einem chinesischen Handelsschiffe die Seegewässer Chinas zu besuchen, um dort Bibeln und christliche Volksschriften zu verbreiten, ungeachtet ein Verbot des Kaisers einen solchen Versuch mit augenblicklicher Todesstrafe bedrohte. Seine Nachfolger in Bakok waren ein von Amerika gesandter Niederländer und ein englischer Missionar. Er ging anfangs Junius 1831 am Bord einer chinesischen Junke von 250 Tonnen und 50 Matrosen, die mit allerhand Waaren beladen war. Sein Quartier war ein Loch, kaum groß genug, um eine kleine Kiste zu bergen, seine sechs Reisegefährten ausgemachte Taugenichtse, der Schiffspatron und dessen nächste Gehülfen freundliche Opiumsraucher. Ein chinesischer Freund hatte Gützlaff in seinem Elend aufgenommen, daher gab er sich den Namen Chili, trug von Zeit zu Zeit chinesische Kleidung und galt für einen Untergehörigen des himmlischen Reichs. Sein liebes Kind, das er in Bakok zurückgelassen, starb einige Tage nach seiner Abreise. Große Beschwerden der Seefahrt, Städte und Inseln, die sie unterwegs besuchen. Christenthum auf Hainan, dessen Bewohner sehr liebenswürdig sind. Landung im Hafen Nameh in der Provinz Kanton. Austheilung christlicher Bücher an die Einwohner. Amoy, hauptsächlichste Handelsstadt der Provinz Fuhkien. Mehr als eine Verschwörung unter dem Schiffsvolk gegen den Missionar, die er durch sein sanftes, väterliches und ernstes Betragen unterdrückt. Die Stadt Tschangtscheu, für den inländischen Handel wol die bedeutendste des Reichs. Bedenklich ist, daß in der Heimat des Confucius die sittlichen Vorschriften des Weisen grade am meisten übertreten werden. In Tyantsin ward G. von vielen Einwohnern freundlich bewillkommt, die sich seiner aus Bakok mit Dankbarkeit und Liebe erinnerten. Als Arzt ward er dort sehr beschäftigt und fand die Heimischen sehr unwissend, besonders in der Physiologie und Pharmaceutik. Seinem Schiffspatron wurden 27,000 spanische Thaler für ihn geboten, wenn er ihn verkaufen wolle, um sein Geschicklichkeit benutzen zu können. Tyantsin liegt nur eine Tagereise von Peking; aber G. konnte nicht daran denken, hinzureisen, ehe er den Dialekt der Provinz Petscheli erlernt hatte. Auch war sein Arzneivorrath erschöpft. Für ihren Kaiser scheinen die Einwohner ebenso wenig Vorliebe zu besitzen, als für ihre Religion. Nach einer Volkszählung von 1813 enthält das chinesische Reich 369,826,483 Seelen. In der Mitte Octobers mußte die Junke aufbrechen, um nicht einzufrieren, und nahm ihre Richtung längs der Mandschutartarei. Im Hafen Kitschen ward G. als Arzt sehr in Anspruch genommen. Am 13. December landete er auf Makao, wo er von Morrison und seiner Gattin gastlich aufgenommen ward. An Bord eines englischen Schiffes, das die Bestimmung hatte, die Küsten von China, Corea, Japan und den Butschuinseln zu besuchen, ging G. Ende Februars 1832 als Dolmetscher und Arzt. Am 5. März ging es in Mancei im District Hüsung vor Anker. G. theilte Arzneien und christliche Bücher aus. Desgleichen zu Kitze, zu Kanzluh und Nameh. Das Schiff verließ die Küste der Provinz Kanton und steuerte weiter an der von Fuhkien. Allenthalben ward es von den Einwohnern befreundet, von der Obrigkeit zurückgewiesen. Die Stadt Amoy enthält 200,000 Einwohner. Allgemein herrscht hier die Sitte, neugeborene Mädchen zu ersäufen. Am 9. April landeten sie auf den Fischerinseln, am 11. auf Formosa. Beschreibung dieser fruchtbaren Insel. So lange sie ein Eigenthum der Holländer war, ward das Christenthum dort verbreitet, die Eroberung der Chinesen hat jede Spur desselben vertilgt. Am 21. April steuerte das Schiff wieder dem Festlande Chinas zu. Die Stadt Fuchtschu. Viele einzelne Christen in dieser Gegend, aber wenig unterrichtet und durch schwedische Missionare. Nicozzo. Überall Bereitwilligkeit aller Stände, Verkehr mit den Fremden zu treiben, überall Widerstand der Mandarinen. In der Mitte des Julius erreichte das Schiff die Küste der Halbinsel Corea, dessen König seit 1363 dem Kaiser von China zinspflichtig ist. Das Land wird von verschiedenartigen Völkerstämmen bewohnt, die an Gesittung den Chinesen und Japanesen bedeutend nachstehen, ist fruchtbar, aber dünne bevölkert und schlecht bebaut. Ausschließung alles Verkehrs mit Fremden wird nirgend strenger betrieben. Dies erfuhren auch unsere Reisenden, die überall abgewiesen wurden. Ehemals hat ein katholisches Christenthum dort bestanden, jetzt ist jede Spur desselben, sogar der Name verschwunden. Confucius' Lehren bilden den Volksglauben, Buddhismus ist verhaßt. Vor der Mitte Augusts Ankunft auf den Butschuinseln, und am Ende desselben Rückkehr nach Makao. Schilderung der chinesischen Religionssekten. Der Juden, die 200 Jahre v. Chr. eingewandert sein sollen, sind nur noch wenige, welche eine einzige Synagoge in der Provinz Honan besitzen; Moslemin, besonders in den westlichen Grenzprovinzen überaus zahlreich. Zu den frühesten Verkündern des Christenthums, schon im Mittelalter, gehören unstreitig die Nestorianer. Zwischen dem Khan der Mongolen und dem heiligen Ludwig fanden Berührungen statt, welche die Sendung des Capuziners Rubuquis zur Folge hatten, deren Wirksamkeit der glaubwür-

dige Reisende Marco Polo 1295 bezeugt. Als die Portugiesen Malakka erobert hatten, sandten sie im Jahre 1517 Schiffe nach China und eroberten 1537 Makao. Die Verdienste jesuitischer Missionare sind bekannt. Sie benahmen sich ebenso eifrig als klug, besaßen 30 schöne Kirchen in der Provinz Tschyli, 90 Kirchen in der Provinz Kingsi, 45 Oratorien und mehre Arten von Verbindungen. Auch verbreiteten sie 130 christliche Erbauungsschriften in chinesischer Sprache, viele Lehrbücher, viele Legenden, keine Bibel. Die Buddha- und Tao-Priester vermochten nichts gegen sie, aber Dominikaner stürzten sie von Rom aus. Die Vorsteher der Jesuiten, Ricci, Tachard, Bouvet und mehre Andere erhielten sich in der Gnade des Kaisers Kanghi bis 1722; aber dessen Nachfolger Youngschin ließ eine heftige Verfolgung gegen alle Christen ergehen, verbannte die Missionare und zerstörte ihre Kirchen. Seine Nachfolger wetteiferten mit ihm an Strenge, und erst seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers, im Jahre 1821, ward das Schicksal der Christen etwas gemildert. G. hofft gesegneten Erfolg von den Bemühungen der protestantischen Missionsgesellschaften zu London und Boston. Am 20. October 1832 schiffte er sich zum dritten Male auf einem gutbewaffneten und bemannten englischen Schnellsegler ein, um Taotsin und die Küste der Mandschutartarei zu besuchen, und nahm diesmal mehr Erbauungsbücher mit, als auf seinen beiden frühern Reisen, denen es nicht an willigen Abnehmern fehlte. Nach wüthendem Sturme gingen sie in der Kischtehbucht an der Ostküste der Provinz Kanton vor Anker. Am 28. November lagen sie vor Kischton an der großen Mauer, wo sie vom Eise festgehalten wurden, und mit Mühe zurücksegelten. Am 11. December im Hafen von Schehu. Am 6. Januar 1833 im Hafen Schazu, von welchem aus die Regierung ihren Alleinhandel mit Japan treibt. Hier nahmen alle christlichen Bücher ein Ende, sodaß keine weiter zu vertheilen blieben. Einige chinesische Inseln. Am 20. April 1833 kehrte das Schiff nach Makao zurück. Eine Schlußbemerkung rettet den redlichen, verständigen, aufrichtigen und frommen Missionar G. gegen den unbilligen Tadel der „Evangelischen Kirchenzeitung". Was er anbot und brachte, war unleugbar besser, als was er vorfand. Der ehrliche Mann wirkte, so viel er konnte, mit großer Aufopferung und reinem Herzen und fährt noch in seinen schriftstellerischen Bemühungen fort. Er hat den Entwurf einer alten und neuen chinesischen Geschichte in englischer Sprache verfaßt, der aus einheimischen Quellen geschöpft und 1834 zu London in zwei Bänden gedruckt ist. Auch dieser Reisebeschreibung fehlt es nicht an anziehenden und neuen Belehrungen, von denen diese dürftige Anzeige nur einen schwachen Vorschmack gibt. Die beigefügte schön lithographirte Karte gereicht dem Buche zur Zierde und willkommener Erläuterung. Zwei Missionslieder von Th. Barth: „Chinas Nacht" und „Chinas Morgenroth", entsprechen dem Sinn des Ganzen. 8.

Notiz.

Ackerbau in England.

Seit Georg III. haben Handel und Manufacturen in England einen beispiellosen Aufschwung genommen; viele Schriftsteller haben sich mit diesen beiden Hauptquellen des britischen Wohlstandes beschäftigt, ohne den Ackerbau eines Blicks zu würdigen, und dieser steht doch damit im engsten Zusammenhange. Zur Zeit der sächsischen Könige befand sich der Ackerbau noch in der Kindheit. Acht Ochsen wurden vor einen Pflug gespannt, womit man kaum einen halben Morgen in einem Tage pflügte. Die Oberfläche des Landes bestand meist nur aus Wiesen. Wie wenig Fortschritte in dieser Hinsicht zur Zeit Wilhelm's des Eroberers gemacht waren, erhellt daraus, daß damals die Bevölkerung von Großbritannien sich nur auf 1,504,000 Seelen belief. Noch lange nach dem Einfalle der Normänner führten die Bauern ein höchst elendes Leben: Stroh, welches auf der Erde ausgebreitet wurde, diente ihnen zum Lager; ein Klotz war ihr Kopfkissen. Sogar die Fenster an dem Schlosse des Gutsherrn waren blos mit Drahtgittern geschlossen, der Fußboden mit Stroh und dürrem Schilfe bestreut. Im 15. Jahrhunderte aßen die reichsten Familien auf hölzernen Tellern; Gabeln kannte man noch nicht. Der lange Frieden, der nach Heinrich VII. Thronbesteigung folgte, war dem Fortgang der Cultur günstig. England und Wallis zählten 1377 kaum 2½ Millionen Einwohner und hatten 1575 bereits 4½ Millionen. Man fing an Hopfen zu bauen. Erst unter Heinrich VIII. wurden Salat und Rüben eingeführt. Wenn die Königin Katharina die Lust anwandelte, einen Salat zu speisen, so mußte sie ihn übers Meer kommen lassen. Nach der Regierung der Königin Elisabeth findet man nichts Erhebliches mehr über den Ackerbau bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts; um diese Zeit begann der Bau des Klees und etwas später der der Rüben. Die größten Fortschritte machte der Ackerbau seit 1760, wie schon aus folgender Übersicht der Bevölkerung Englands zu verschiedenen Zeiten erhellt.

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner
1700	5,134,516	1770	7,227,586
1710	5,066,337	1780	7,814,827
1720	5,346,351	1790	8,540,738
1730	5,687,993	1800	9,187,176
1740	5,829,705	1810	10,407,556
1750	6,089,684	1820	11,957,565
1760	6,479,730	1830	13,840,751.

Die vereinigte Bevölkerung von England und Schottland betrug 1755 nicht mehr als 7,525,180 Seelen, 1831 war sie bereits auf 16,539,318 Seelen gestiegen. Dieser Zuwachs von 9,014,134 Einwohnern in so kurzer Zeit läßt sich bei keiner andern Nation nachweisen. Der Ertrag des Ackerbaues hat hingereicht, diese 9 Millionen Einwohner reichlich zu ernähren, und da man füglich annehmen kann, daß sie, Eins ins Andere gerechnet, jährlich für 8 Pf. St. brutto an Werth consumiren, so folgt daraus, daß der Ackerbau den disponiblen Einkünften des Landes einen Zuwachs von 72 Mill. Pf. St. jährlich zugeführt hat, das Doppelte des Totalwerthes der Baumwollenfabrikate und ungefähr das Dreifache der Zinsen der Staatsschuld. 41.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet

von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Erster bis dritter Theil. 1834—36. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Die allgemein günstige Aufnahme, welche diese Sammlung im Publicum gefunden hat, bestätigt am besten die vortheilhaften Urtheile, die darüber einstimmig gefällt sind. Es ist dem Herausgeber gelungen, in seinen Bearbeitungen das eigenthümliche, reizende Colorit jenen Novellen zu bewahren, obgleich die Sprache und Form manche Änderungen erforderten, wenn das Ganze den Ansprüchen eines feinern Geschmacks genügen sollte. Tieck's gehaltvolle Vorrede, namentlich über das Geschichtliche der Novelle, verleiht dem Buche eigenthümlichen Werth.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 221. — 8. August 1836.

Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität (Consilia Scholastica). Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Die zweite Abtheilung der Körte'schen Schrift (S. 71—251) bezieht sich auf Wolf's Äußerungen über das gelehrte Schulwesen. Der Herausgeber hat sie mit rühmlichem Fleiße aus den Briefen Wolf's an einige Freunde, aus den von ihm zu verschiedenen Zeiten geforderten Gutachten und aus den flüchtigen Bemerkungen, die Jener auf Bogen, Blättern und Schnitzeln niedergeschrieben hatte, zusammengestellt. Es findet sich darin sehr viel Gutes, Wahres und Treffendes, aber freilich auch mancher Beweis übler Laune und gekränkter oder fehlgeschlagener Hoffnungen. Wir wollen versuchen, einen Überblick dieser Erörterungen zu geben, denen es an Anerkennung bei allen Schulmännern nicht fehlen wird. In dem Schreiben an einen gelehrten Schulmann, welches wol auch in die hallesche Zeit gehört, finden sich löbliche Bemerkungen über die Pflichten der Ältern gegen die Schule, die ihnen höchst ehrwürdig sein muß, sodaß sie glauben müssen, sich am Gemeinwesen zu versündigen, wenn sie nicht Alles thun, um die Zwecke der Schule zu fördern, ebenso über Amt und Stellung der Lehrer, die „auf keine Achtung der Menschen und auf keine Dankbarkeit Anspruch machen, aber auch wieder den Beifall aller Derer verachten sollen, die sie verkennen" (S. 86). Probelectionen werden, wenn sie auf die rechte Art gehalten sind, für nützlich erklärt (womit sich indessen Ref. für nicht ganz einverstanden erklären muß). Zwischen Schule und Universität muß eine strenge Grenzbestimmung stattfinden: auf Universitäten muß der Unterricht wissenschaftlich, auf den Schulen vorbereitend, im Allgemeinen bildend und elementarisch sein (S. 93—109). Dazu sind die alten Sprachen die angemessenste Übung, aber auch in der deutschen Grammatik, im deutschen Styl, in der Prosodie, in der Kunst zu declamiren, in der Geschichte und Geographie und in den Anfangsgründen der Mathematik darf der Unterricht nicht fehlen. Ebenso gehört auf die Schule ein Universalgrundriß der Geschichte der Gelehrsamkeit und in die oberste Classe eine allgemeine Encyklopädie. Der Unterricht in der Religion soll hauptsächlich auf natürliche und christliche Moral gehen, von Glaubenssätzen aber höchstens einiges Reinbiblische mitgenommen werden (S. 107), dagegen soll fast aller Unterricht in der Philosophie von den Schulen ausgeschlossen sein, selbst die Geschichte dieser Wissenschaft (S. 106). Diese Vorschläge, meint Wolf, sind so wenig ideal, daß sie vielmehr, wo die Lehrer nicht allzu unwissend sind, auf der Stelle realisirt werden können. Nun, man strebt auch jetzt auf den gelehrten Schulen nach der frühern Einfachheit des Unterrichts, wenn man gleich auch nicht in allen Stücken mit Wolf's Vorschlägen übereinstimmt.

Hierauf folgen eine Reihe aphoristischer Bemerkungen über griechischen, lateinischen und französischen Sprachunterricht, über die Folge und Wahl der zu lesenden Schriftsteller, über Methode und Metrik, über technische Fertigkeiten, über Behandlung der Wissenschaften auf der Schule, die wol exact, aber nicht streng systematisch sein soll, über Lehrmittel und Schulbücher, über Schulgesetze und Schulordnungen, über Lectionspläne (denen einige nach Wolf's Ideen auf S. 169—172 beigefügt sind), dann über Schul- und Entlassungsprüfungen. Die Erörterungen über die zuletzt genannten Abiturientenprüfungen gehören zu den wichtigsten Theilen des Körte'schen Werkes, wie denn Wolf selbst an mehren Stellen versichert, daß er sich länger als 20 Jahre mit denselben herumgetragen habe. Es sind drei Wolf'sche Aufsätze, die alle von ihm auf äußere Veranlassung (unstreitig durch den Minister v. Humboldt) in den J. 1810 und 1811 verfaßt worden sind, und (wenigstens die beiden ersten) nicht grade in einem sehr milden Tone, der sich namentlich in Verwerfung aller andern Vorschläge und in geringschätziger Behandlung der von der wissenschaftlichen Deputation in Berlin aufgestellten Ansichten zeigt. Duldsamkeit gehörte überhaupt nicht zu Wolf's Tugenden, und in collegialische Verhältnisse, zur Besprechung und Abwägung vorgeschlagener Maßregeln paßte er ganz und gar nicht. In dem ersten Gutachten (S. 175—189) meint Wolf, daß es freilich das Erwünschteste wäre, wenn die Lehrer der Gymnasien die Bildung ihrer Schüler so vollkommen vollenden könnten und wollten, daß es am Ende der Schulzeit keiner weitläufigen Controle bedürfte; indessen lassen sich doch Prüfungen anordnen, seien auch bei einer klugen Einrichtung für Lehrer und Schüler gleich nützlich; nur dürfte

es aus mehren Gründen ganz unmöglich sein, daß dergleichen Prüfungen von Abiturienten und damit verbundene Zeugnisse ganz allgemein seien, vielmehr müsse eine gewisse Freiheit stattfinden. Um aber bald zu Dem zu kommen, was er für das Rechte hält, so findet er drei Prädicate in den Zeugnissen: reif, mittelmäßig oder nicht ganz reif, unreif, besser als die in den eingereichten Vorschlägen gewählten Stempel, tadelt Einzelnes in den Vorschlägen und in dem Aufsatze der Deputation, namentlich daß die Foderungen im Griechischen zu hoch, und hält es für gut, wenn das Collegium der Lehrer ein oder anderthalb Jahre vor dem Abgange des Schülers den Ältern desselben ein Gutachten über seine Fähigkeit zum Studiren und den muthmaßlichen Ausfall der Prüfung zuschickte. Auf dieselbe Einrichtung kommt Wolf noch einmal (S. 213) zurück, und wenngleich nicht zu leugnen ist, daß dieselbe sehr human ist, so ist es doch auch in allen Fällen (einzelne Ausnahmen finden allerdings statt) sehr schwer, den Ältern und Angehörigen ein definitives Urtheil über den Schüler und seine Studirfähigkeit mitzutheilen. Bei der Versetzung aus der zweiten in die erste Classe kann allerdings das Maß seiner Kenntnisse und die daraus hervorgehende Aussicht auf Reife oder Unreife den Ältern mitgetheilt werden; aber bei der Verschiedenheit der Köpfe, wie sie sich unter den Schülern finden, wird schwerlich ein Lehrer eher als ein halbes Jahr vor dem Abgange des Schülers den Ältern mit Bestimmtheit sagen können, ob ihr Sohn sich zum Studiren eigne oder nicht. Das zweite Gutachten (S. 189—203) enthält eine nähere und nicht wenig scharfe Beurtheilung der im Juni 1811 erlassenen, abändernden Verordnung in Betreff der zu den Universitäten abgehenden Schüler. In dem ganzen Entwurfe, sagt Wolf, finde ich das molliter in modo und fortiter in re nicht beobachtet, er ist überhaupt ohne echt liberale Gesinnung. Die Foderungen sind (und darin hatte Wolf ganz Recht) zu hoch gespannt.

Ich bin wie von eigner Existenz überzeugt, daß in einer Corporation der gelehrtesten Leute äußerst wenige sind, die nach jenem Maßstabe das prachtvolle „Unbedingt tüchtig" noch im 40. Jahre verdienen würden, wenn ich nur so viel Griechisch und Latein, so viel Geschichte (gar der mittlern Zeit!), so viel Mathematik und Physik, und das Alles nebeneinander, überdenke. Ich meines Orts scheide für die Mathematik, wie sie weiter unten gefodert wird, zuerst davon aus. Solche aber, die alle jene Foderungen zugleich erfüllen dürften, traue ich mir in dem ziemlich volkreichen Berlin doch nicht ein völliges Dutzend aufzufinden (S. 196).

Von der Fertigkeit im Lateinreden, wie sie im Entwurf gefodert ist, bemerkt Wolf in seiner satirischen Manier, daß dies ja auf den berühmtesten Universitäten nicht drei Gelehrte können, oft nicht der Professor eloquentiae, von Lehrern an Schulen kaum sechs unter hundert. Am ärgerlichsten ist er über die gewöhnlichen Censuren, die er ein „hin- und herfunkelndes Wischiwaschi von Modewörtern, wahre Stylexercitien der Lehrer, eine Plackerei" nennt, und über die viele Schreibarbeit. Das dritte Gutachten, gleichfalls durch ein scharfes Vorwort eingeleitet, enthält den Entwurf zu einer Verordnung über den Fortgang der Jugend zu dem Gelehrtenstande, zunächst vermittels der Studien auf Universitäten (S. 203—251). Es ist dies eine sehr gesunde, tüchtige Arbeit, die keine zu idealen Foderungen aufstellt, aber auch eine gründliche Bildung in den Schulwissenschaften verlangt; die nicht generalisiren will, sondern vorherrschenden Neigungen und Talenten die nöthige Berücksichtigung angedeihen läßt. Inwiefern dieselbe auf das neue, unter dem 25. Juni 1835 erlassene Reglement für die zu den Universitäten übergehenden Schüler in den preußischen Staaten Einfluß gehabt hat, vermag Ref. nicht zu bestimmen, da zu jenem Reglement auch seit 1831 die Vorschläge und Gutachten sämmtlicher preußischen Gymnasialdirectoren verlangt waren. Aber es stimmen allerdings mit diesem sehr zeitgemäßen Reglement viele der Wolf'schen Sätze überein; im Allgemeinen ist namentlich §. 11 desselben, durch welchen alle Ostentation bei den Prüfungen zu meiden geboten ist und nur Das zum Maßstabe der Prüfung genommen wird, was sich der Schüler zum wirklichen Eigenthume gemacht hat, ganz den durch Wolf's Entwurf sich hinziehenden Hauptideen gemäß. Ebenso ist §. 36 des Reglements über die Immatriculation der gar nicht auf einem Gymnasium Geprüften, indem solche die Wissenschaften nur zu ihrer eignen Ausbildung und ohne Rücksicht auf ein Staatsamt betreiben wollen, ganz mit Wolf's §. 1 übereinstimmend, sowie auch die in §. 31 vorgeschriebene Form des Zeugnisses der Reife zum größten Theile dem Wolf'schen Schema auf S. 240 entspricht. Dagegen ist die von ihm in §. 9 vorgeschlagene Prüfung in den edeln Künsten, die übersichtliche Kenntniß in der Literaturgeschichte in dem Reglement nicht vorhanden, wol aber sind die Foderungen in der Mathematik (§. 28) noch mehr gesteigert als in dem Wolf'schen Entwurfe, ebenso ist nach §. 4 des Reglements ein für die Einrichtung der Gymnasien weit zweckmäßigerer Termin zur Abhaltung der Prüfungen bestimmt als der, welchen Wolf in §. 4 anräth; endlich ist (§. 3) das Prüfungsamt der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen auf den Universitäten zur Freude aller Lehrer aufgehoben, wogegen Wolf (§. 5) noch eine Prüfung auf den Universitäten durch den Decan und einen dazu gezogenen Professor angestellt wissen wollte. Dies hat indeß manche Unbequemlichkeiten, denen durch die neuern Bestimmungen im Reglement vorgebeugt ist. Die Schemas zu den Zeugnissen in deutscher und lateinischer Sprache hat Wolf mit vieler Präcision im Ausdrucke abgefaßt.

Die dritte Abtheilung enthält eine nicht unbedeutende Anzahl zerstreuter Bemerkungen (S. 252—329) über die deutschen Universitäten, als allgemeine Grundsätze über das Wesentliche einer Universität und die Geschäfte der Professoren, einzelne hingeworfene Vorschläge über Collegienlesen, die Anstellung eines Studiendirectors, den Verfall der Disciplin auf Universitäten, Excerpte aus dahin einschlagenden Büchern, Ideen über die Einrichtung eines philologischen Seminars aus den Jahren 1786 u. 1810, akademische Vota u. dgl., von denen Vieles bereits aus Körte's Biographie bekannt war. Das Wichtigste dürfte leicht der Abdruck von 14 Vorreden Wolf's zu halleschen

Verschiedenheit. Ich, und jeder Mensch selbst kann sie nicht. Ich kann nur Ähnlichkeiten finden, und sie sind es, die mich zu Urteilen führen. Ich kann nur Ähnlichkeiten finden, und sie sind es, die mich zu Urteilen führen.

Ich kann nur Ähnlichkeiten finden, und sie sind es, die mich zu Urteilen führen

Welt. An einer treuen Maria und an einem wankelmüthigen Küstersohn, der nicht das rechte Theil erwählt, fehlt es nicht. Die Darstellungsweise ist lebendig und ansprechend, entfernt sich aber selten von der Form einer erbaulichen Predigt. 71.

Notizen.

Der Bärenfang in Californien.

Beechey in seiner „Reise nach dem stillen Meere" gibt von diesem Fange, der einer Hauptlustbarkeit der Californier, nämlich dem Stier- und Bärkampfe, den sie so oft als möglich veranstalten, vorangehen muß, nachstehende Beschreibung. So sehr die Californier für jenes Vergnügen begeistert sind, so selten können sie es veranstalten, da die Herbeischaffung eines Bären mit Mühe, Gefahr und Unkosten verbunden ist. Man fängt den Bär, wenn sich zur Freude der Eingebornen irgendwo einer spüren läßt, gewöhnlich auf folgende Weise. Drei bis vier Reiter, mit Lassos bewaffnet, werden in den Wald geschickt; diese tödten ein Pferd oder Kalb zur Lockspeise und stellen sich hierauf in den Hinterhalt. Sie müssen oft einen ganzen Tag und länger warten, ehe ein Bär sich zeigt. Sobald sich aber einige über die ausgeworfene Beute hermachen, zielen die Männer geschickt mit ihren Schlingen, bis sie einen zu Boden reißen. Diesen suchen sie dann zwischen zwei Pferden in der Schwebe zu halten, ein Dritter sitzt ab und bindet dem Thier die Füße zusammen, dann legen sie es auf eine Haut und schleifen es nach Hause. Während dieser Zeit müssen die Jäger den Bär unaufhörlich mit Wasser benetzen, um seinen Durst zu stillen, der ihn bis zur äußersten Wuth treiben soll. Wenn beim Einfangen des Thiers die Schlinge nicht trifft, so kann der Reiter sich und sein Pferd nur durch die schnellste Flucht retten. Wehe aber Dem, der sich in der Nähe des Thiers befindet, wenn es losbricht! Ist der Bär gefangen, so werden zwei bis drei Mann ausgesandt, um auf ähnliche Weise einen Stier zu fangen. Sobald dies geschehen, muß man sich bereiten, die Thiere zum Kampfe zu führen, weil der Bär sich in fortwährenden Anstrengungen zu seiner Befreiung erschöpft. Man bindet nun beide Thiere an ein langes Seil und der Kampf beginnt in der Regel anfänglich zum Nachtheile des Bären, der vor Ermattung halb todt ist. Der Ausgang ist aber gewöhnlich, daß der Stier unterliegt. Immer suchen die Bären den Bullen bei der Zunge zu packen; sie springen ihm zu dem Ende auf den Nacken und fassen zuerst seine Nase. Heult dann der Stier vor Schmerz, so packt der Bär seine Zunge und ist dann seines Sieges gewiß. Solche Kämpfe machen den Hauptgegenstand der Unterhaltung in Californien aus.

James Rich berichtet folgenden Zug aus der Glaubenslehre der Muhammedaner: „Dieselben nehmen an, daß Jian Ben Jian, oder der Fürst der Geister, vor der Schöpfung des Menschen der Herr der Welt gewesen sei und die Pyramiden von Ägypten erbaut habe. Er herrschte über ein Geschlecht, das, nach dem Koran, aus Feuer erschaffen war und sich deshalb weigerte, dem Menschen sich zu unterwerfen, der seinen Ursprung nur aus Erde hatte. Diese Feuergeschöpfe sollen die Welt bewohnt haben 2000 Jahre vor der Schöpfung Adam's und wurden, weil sie ihm nicht unterwürfig sein wollten, in einen ganz entlegenen Winkel der Erde verbannt, der das Gebirge Kaf hieß. Dies Gebirge war das Vandiemensland der Feuergeschöpfe, von wo aus sie an keine Revolution denken konnten." 11.

Bibliographie.

Angelstern, W., Thaleck. Ein Roman. 2 Theile. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 2 Thlr. 18 Gr.

Bengel's, J. A., Literarischer Briefwechsel. Eine Zugabe zu dessen Leben und Wirken. Mitgetheilt von M. J. C. F. Burk. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 16 Gr.

Bobrik, K. W. F., Gedichte. 1stes Bändchen, enthaltend kleine Gedichte. — 2tes Bändchen, enthaltend: Kamilla Sasso, Trauerspiel in drei Acten. 8. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 1 Thlr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Marie Antoinette von Östreich, Königin von Frankreich. 4 Bände. 8. Leipzig, Lit. Museum. 4 Thlr.

Gelbcke, F. X., Albrecht Dürer's Tod. Drama in zwei Aufzügen. 8. Leipzig, Dörffling. 12 Gr.

Hallensleben, F., Die Töffeliade. Ein komisches Heldengedicht in Knittelversen. Seitenstück zur Jobsiade. 8. Nordhausen, Fürst. 21 Gr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus zweitausend, zweihundert Dichtern von ꝛc. 1ster Band von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 2 Thlr. 18 Gr.

Geist des Judenthums. Aus dem Englischen des d'Israeli, Vater. 8. Stuttgart, Liesching. 20 Gr.

Mortonval, M., Mein Freund Norbert. Eine Erzählung. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Mussinan, über den seit 1824 bestehenden Kunst-Verein des Königreichs Baiern mit besonderm Rückblick auf die frühern schon in den Jahren 1788 und 1789 stattgehabten Gemälde-Ausstellungen in München. Gr. 12. München, Finsterlin. 4 Gr.

Nächte, Pariser. Eine Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der pariser Großen. 7ter, 8ter Band. — Auch u. d. T.: Funfzig Jahre der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles. Maria Antoinette von Östreich. Louis XVI. Napoleon Bonaparte. Louis XVIII. Charles X. 1ster, 2ter Band. 8. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thlr.

Otto, G., Markitta, die Räuberbraut, oder Feretto und seine gefürchtete Bande. Räuber-Gemälde. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

— —, Mourreaur, Frankreichs Schrecken, oder: Thaten und Ende des größten Böswichts. Schauder-Gemälde aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Risuma, W., Wilhelm und Amalie, oder: Das Bündniß der Treue im Gräflich U.....schen Schloßgarten. Keine Novelle, sondern eine wahre Geschichte aus der neuern Zeit. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Rosenkranz, C., Zur Geschichte der deutschen Literatur. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borntträger. 1 Thlr. 12 Gr.

Sand, G., Nonne und Schauspielerin oder Verirrungen der Liebe. Deutsch von L. von Alvensleben. 2 Bände. 8. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thlr.

— —, Indiana. Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Sedgwicks, Miß, Erzählungen und Novellen aus dem Englischen mit Einleitung von L. Rellstab. IIIter, IVter Band. — Auch u. d. T.: Die Familie Linwood oder „Es sind nun 60 Jahre" in Amerika von Miß Sedgwick. Aus dem Englischen. Mit Vorwort von L. Rellstab. 2 Theile. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr.

Sergeant, Der alte. Leben des Schlesiers Johann Friedrich Löffler. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen. Erste Abtheilung: von 1768—1796. Zweite Abtheilung: von 1796—1856. Mit Löffler's Bildniß. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Wullen, W. L., Jakob Böhme's Leben und Lehre. 8. Stuttgart, Liesching. 14 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 222. —— 9. August 1836.

Geschichte der Zechkunst.

Von G. G. Gervinus.

Entwurf und Probe.

Der Entwurf zu einer Geschichte der Zechkunst kann einen Gegenstand anzukündigen scheinen, der Manchen eines Mannes wenig würdig dünken wird, welcher sich sonst die Miene gibt, auf ernste Bestrebungen gerichtet zu sein und ehrenhaften Dingen seinen Fleiß zu widmen. Das nun ist allerdings die Meinung nicht, weder in dem Entwurfe zu diesem Werke die Aussicht auf ein bloßes Schatzkästlein von allerhand Curiositäten zu öffnen, noch das Werk selbst auf die müßige Neugier gelangweilter Leser zu berechnen und darin etwa ein Seitenstück zu den Almanachen der Weintrinker oder der Gastronomie zu liefern. So lockern Zwecken könnten nur lose Motive zu Grunde liegen, die in der That einem wissenschaftlichen Manne wenig anständen. Man würde es einem Andern, der auf die Unterhaltung der Masse ausgeht, nicht so sehr verargen, wenn er über Wein und Gelage etwa aus eignem Wohlgefallen an der Sache schriebe, falls er nur nüchtern ausführte, was er immerhin nach alter deutscher Art im Rausche beschlossen haben möchte; sobald aber der Gegenstand von einer wissenschaftlichen Seite aufgefaßt werden sollte, so müßte auch die Würde der Wissenschaft jede frivole Behandlung, wie jeden seichten Zweck und jedes leichte Motiv entfernen. Möchte man auch die leichtfertige Materie mit den ernsthaftesten Geberden maskiren, es würde sie in meinen Augen nicht entschuldigen. Wie Vielen würde ein geringfügiges Werk über diesen oder einen ähnlichen Stoff gerechtfertigt scheinen, wenn man ihm einen pathetischen Spruch, wie den folgenden des Seneca, als Motto vorsetzte: Animum aliquando debemus relaxare et quibusdam oblectamentis reficere; sed ipsa oblectamenta opera sint. Ich aber würde diese Rechtfertigung, wie den ganzen schwerfälligen und kleinmeisterlichen Ausspruch überhaupt verschmähen: denn ich meine, Erholung müsse Erholung sein und keine Arbeit, und sei es um so besser, je weniger sie selbst eine Spur von Arbeit an sich trüge; und in jedem Falle würde ich in Anwendung auf unser Bücherwesen darauf bestehen, daß es weit besser wäre, wenn unsere deutschen Opera Ergötzlichkeiten wären, als daß unsere Ergötzlichkeiten Opera sind.

Ich begebe mich also selbst mancher Mittel, die bei Manchem ein Werk dieser Art entschuldigen würden, wenn man nur seines geringfügigern Werthes geständig wäre. Dem Vorwurf der Geringfügigkeit aber sollte grade dieser Entwurf begegnen, er sollte den Werth und die ernste Bedeutung einer Arbeit retten, welche so ausgeführt wäre, wie sie hier angelegt wird. Zwei Dinge lägen mir daher vor Allem zu erweisen ob: daß der augenscheinlich etwas scherzhafte Gegenstand seine ernste Seite hat, und daß seiner heitern Seite eine ernste Ansicht abgewonnen werden kann.

Wenn es mir gelingt, den Leser gleich anfangs auf den historischen Standpunkt zu stellen, von dem ich ausgehe und meiner Natur nach ausgehen muß, so werde ich für meine Erweise sogleich bedeutend geringerer Aufwände bedürfen. Ich würde ihm dann sogleich alle Eingenommenheit und alles Vorurtheil benehmen, und dies würde mich nicht anders als fördern können. Dem echten Historiker muß Alles, was man Vorurtheil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd sein; er kann an keinem Gegenstande als solchem für sich, an keinem einzelnen abgetrennten Dinge hängen, sondern Alles fesselt ihn nur in einer Reihe, in einem Zusammenhange, in einer Umgebung; er kann keinen Stoff, den er etwa schriftstellerisch behandeln will, aus persönlicher Neigung und Liebhaberei, sondern er muß ihn nach den Foderungen und Bedürfnissen seiner Zeit und seiner menschlichen Gesellschaft wählen; er darf die gewählte Materie nicht mit jenem pathologischen Antheile und Interesse behandeln, ohne welches die Schriftsteller der neuen Welt sehr selten schreiben oder urtheilen. Nicht einmal seine eigne Wissenschaft (so rigoros muß seine Entfernung von aller Vorliebe sein) kann er als die vorzüglichste an sich preisen, oder einseitig als den Einen Weg ansehen, auf dem allein das Heil für den forschenden Geist läge, und wenn er sich auch noch so sehr durch seine Beschäftigung oder den Stern seiner Geburt, durch Gewöhnung oder Natur genöthigt sähe, jeden Gegenstand, der ihm bemerkbar entgegentritt, jedes Ereigniß, das in seinen Gesichtskreis fällt, der historischen Betrachtung instinctmäßig zu unterwerfen. Er kann also selbst seinem Berufe nur aus Wahl und Überzeugung anhängen: er muß einsehen, er muß es aus geschichtlichen Erfahrungen wissen, daß in Zeiten

wie die unſern, welche der Thätigkeit der Einbildungskraft, alſo der Kunſt, ſo gut wie entwachſen, und auf der andern Seite der Speculation, alſo der Philoſophie, noch nicht zugereift ſind, ſondern zwiſchen beiden ſchwanken, die allgemeinſte Beobachtung, die von feſter Erfahrung aus in alle Gebiete ſtreift, welche der menſchliche Geiſt zu bebauen fähig iſt, allein Dasjenige ſein kann, worin grade für dieſe Zeiten, für dieſe Generationen die ſicherſte Belehrung, der gewiſſeſte Gewinn zu erlangen iſt. Der echteſte Hiſtoriker würde die perſonificirte Gleichgültigkeit ſein, wenn es nicht glücklicherweiſe ſein Beruf mit ſich brächte, daß er ſich für Alles, und für Alles gleichmäßig intereſſiren müßte, da ja der geſchichtliche Stoff den ganzen Umfang der Dinge begreift. So iſt er alſo nur das Abbild der Unparteilichkeit und der Vorurtheilsloſigkeit. Wer aber in dieſer Weiſe uneingenommen forſcht und die Gegenſtände ohne alle Prädilection beobachtend an ſich vorübergehen läßt, den wird natürlich jeder einzelne anziehen können, er ſei groß oder klein, wenn er nur von einer Bedeutung grade für dieſen Hiſtoriker, in dieſem Geſchlechte, mit dieſen Bedürfniſſen iſt. In ſich iſt einem ſolchem Beobachter ohnehin Alles von Bedeutung und nichts gleichgültig, nichts geringfügig, ſobald er nur dahin gekommen iſt, Reſultate aus ſeinen Beobachtungen zu ziehen, Geſetze, gleichmäßige Geſetze in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Betrachter gibt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloſes. Wenn daſſelbe Geſetz chemiſcher Miſchung die ungeheuerſte Körpermaſſe wie das kleinſte Atom durchdringt, wenn der Gang der Entwickelung der Menſchheit der nämliche iſt wie der des unwichtigſten Individuums, ſo iſt an ſich die Beobachtung des Kleinſten und des Größten von gleichem Belang, und jene kann mehr als dieſe dem gebrechlichen Menſchen den Troſt geben, daß die Haare auf ſeinem Haupte alle gezählt ſind. Dies nun, glaub' ich, würde ſchon jedem ernſtlichſten Vorwurfe gegen mein Thema ernſtlich begegnen. Eine Geſchichte der Oinologie oder Potologie würde es zeigen können, daß der Menſch in der unbewußteſten Pflege eines halb phyſiſchen, halb geiſtigen Genuſſes an dieſelben Geſetze gebunden iſt, wie in der Befriedigung der höchſten Bedürfniſſe ſeines ſtrebenden Geiſtes. Und iſt dies ſo, ſo wäre wol dieſe Materie auch für den ſtrengſten ſcientifiſchen Moraliſten wählenswerth genug, und man überſieht dergleichen nur, weil uns relativ meiſt wichtigere Dinge näher ſtehen, und weil wir überall ſparſam in unſerer geiſtigen Ökonomie ſein müſſen. Denn man empfindet es nie ſchmerzlicher, wie armſelig des Menſchen Kräfte ſind, als wenn man unter hundert gleich feſſelnden Gegenſtänden der Beſchäftigung wählen ſoll, weil nicht hundert Hände zugleich dem ungeduldig entwerfenden Kopfe dienen können.

Es gibt eine Geſchichte des Weins und des Weintrinkens (denn von dieſem allein rede ich, von dieſem allein gebraucht man auch wol nur den Ausdruck des Zechens), es gibt davon eine Geſchichte, weil es mit unſerer geiſtigen Bildung zuſammenhängt. Schon der Wein ſelbſt zeigt in ſich das Element innerlicher Ausbildung und Veredelung, in dem Proceß der Gährung Verwandtſchaft mit dem organiſchen Leben, und in ſeiner Bewegung zur Zeit der Weinblüte eine Art von Gemeingefühl; er zeigt nach ſeiner Entwickelung an der Pflanze eine eigne innere. Das Weintrinken aber nannte ich eben einen halb körperlichen, halb geiſtigen Genuß, da es ja von dem Begriffe des geſelligen Zuſammenſeins ſo ſelten getrennt wird, wie der Begriff geſelligen Zuſammenſeins von dem des Trinkens; die Geſchichte der geſelligen Unterhaltung und aller Clubs und Corporationen würde ſich daher ſo mächtig in die der Zechkunſt eindrängen, daß man hier alle Vorſicht nöthig hätte, die Grenzen zu wahren. Da nun von dem Weſen der Geſelligkeit und den Formen der Geſellſchaft alle menſchliche Cultur ausgeht, ſo wird ſich in dieſer Geſchichte ausführlich zeigen, was man lange geahnt, oft angedeutet, häufig auch belächelt hat, in wie großer und enger Beziehung der Wein mit der Cultur der Staaten, mit dem Aufblühen freier menſchlicher Bildung ſteht, wie die Trinkkunſt mit dieſer Bildung und Cultur allezeit Schritt hält, ſinkt und ſteigt. Denn nicht zu jeder Zeit verſtanden die Menſchen gleich weiſe und gut dieſe Kunſt zu üben; nicht zu jeder Zeit ſind ſogar die Formen, unter denen dieſe Kunſt geübt wird, gleich oder willkürlich, und es iſt ein innerer Fortgang von den blutgierigen Weingelagen der Ägiſthe zu denen der Philoſophen beim Plato, von dem Schenken Hephäſtos zu Ganymed und Hebe, von dem ſchweren, dumpfen Metallbecher zu dem durchſichtigen und gewölbten Kryſtallglaſe in Lucian's oder unſerer Zeit, das die Farbe zeigt, die Blume hält und den Klang fördert. Wie der Weinbau überhaupt nur den Diſtrict innehält, auf dem ſich die höhere Cultur der Menſchheit ausbreitete und entfaltete, ſo taucht er auch gleich überall hervor, wo ſich eine neue Cultur eröffnet, und ſei es auch in Gegenden, die ihm widerſtreben und in denen der Wein gleichſam nur ſo lange gezogen wird, bis er zu einem Bedürfniß geworden iſt, das man auch trotz dem Mangel einheimiſcher Production nicht mehr entbehren kann. Die erſten Pfleger des Weinſtocks preiſt die Geſchichte unter den Wohlthätern der Menſchheit und den Verbreitern der Bildung: der fromme Noah war Gottes Auserkorener, trotz den Unſchicklichkeiten, die ſein Wein hervorrief; und der alte Dionyſos ein freundlicher Gott mit allen Raſereien ſeines Dienſtes, und der Urban des Mittelalters ein Heiliger, obwol ihn der Wein zu den höchſten Greueln dahinriß. Und wo umgekehrt in der hellern Geſchichte ſich ein Mann um die Erweckung menſchlicher Cultur verdient machte, that er's inſtinctmäßig auch für die des Weins: ſei es nun ein Herakles Ipoktonos bei den Erythräern, oder ein Alexander, der mit ſeiner griechiſchen Bildung den Weinſtock wieder mit in das heiße Babylonien brachte; oder ein Karl IV., der ihn mit ſeiner italiſchen Aufklärung in das kalte Böhmen zwingen wollte. Wir werden ſehen, daß, wo hierarchiſche Verfaſſungen die Völker um die Vortheile der Bildung brach-

ten, die Weisheit der Priester tief genug eindrang, um auch den Wein zu verbieten; und in dem Gang der muhamedanischen Hierarchie läßt sichs am bequemsten beobachten, wie mit der Zechkunst kühne reformatorische Abweichungen von dem Gesetze und mit diesen jene eintrat. Wir werden selbst in der christlich-hierarchischen Periode des Weins bemerken, wie in gewissen Stämmen, wo der Gebrauch des Weins auf die heilige Feier des Abendmahls beschränkt blieb, auch die Cultur stehen geblieben ist. Wir können dann eine umständliche patriarchalische und heroische Epoche der Zechkunst nachweisen, wo man den Wein wie einst die Gallier, und wie sogar unsere suevischen Vorfahren thaten, verschmäht, und später mit vielfachen künstlichen Mitteln substantieller macht, als er von Natur ist, und ihn dem Methe und Biere zu nähern sucht, das auf solchen Zeitstufen der Völker das naturgemäße Getränke ist. In einer aristokratischen und ritterlichen Periode, welche die Gesellschaft unnatürlich sublimirt, steigert man auch den Wein noch mit gewürzhaften Kräutern und sucht ihn noch mehr zu vergeistigen. Die erste bürgerliche Entwickelung der Nationen geht auf die einfache Natur zurück; eine Fülle von Corporationen und Brüderschaften nehmen sich mit Wachsamkeit auf die Materie, mit Gesetzmäßigkeit in der Form einer Reinheit des Weins und der Zechkunst an: vom König bis auf den Bettler pflegt Jeder nach Kräften die heitere Kunst, wie sich auch Jeder zu geistiger Aufklärung hindrängt. Wir erlebten dann in den letzten Jahrhunderten den spießbürgerlichen Rückfall zu Thee und Kaffee, und in den Völkern, die an den neuen geistigen Regungen in Europa wenig oder falschen Antheil nehmen, hielten die Kaffeehäuser, ein Institut, das kaum anderthalb Jahrhunderte alt ist, die Apotheken und Weinschenken zurückgedrängt. Wie nun die Verbreitung des Weins und seine Consumtion im Gegensatze zu jedem übrigen Getränke wohlthätig auf die geistige Disposition der Völker wirkte, dies wird sich aus dieser Geschichte nebenbei von selbst lernen, und somit auch für Staatsverwaltung und Sorge für die Wohlfahrt der Völker sehr wichtige Belehrung daraus ziehen lassen. Was überhaupt accessorisch auf diesem Gebiete ausgemittelt werden kann, läßt sich kaum überblicken. Den Kameralisten würden die schönsten Winke gegeben werden können für ein Studium der geschichtlichen chemischen Veränderungen des Bodens, und zur Aufklärung des nicht hinlänglich erörterten Problems von der Möglichkeit einer Weincultur in den ungünstigsten Gegenden, wie von einem Aufhören derselben in den günstigsten. Über den Dionysoscultus wären ganz eigenthümliche Erläuterungen vom Standpunkte der Zechkunst aus mitzutheilen, und auf die nüchternste Weise könnte man den bachantischen Schwung mancher Mythologen dämpfen, die in ihren Untersuchungen diese einfachste Grundlage vergaßen. Und so schiene es also, als ob, wenn in der Ausführung eines solchen Werkes nur zum kleinen Theile erreicht würde, was dem Gegenstande nach erreicht werden könnte, in der anscheinend so unbedeutenden Materie Stoff genug sei für Den, der vernunftmäßig in der Welt überall Zusammenhang und ein Ganzes sucht und Willkür und Zufall zu verbannen strebt, wie für Den, der verstandesmäßig die Dinge vergleicht und prüft, und benutzt oder verwirft. Es ist aber auch Stoff darin für Den, der seiner Phantasie wirkungsvolle Bilder und gemüthliche Eindrücke verschaffen will, und dies wäre die heitere und unstreitig die lockendste Seite meines Gemäldes, falls es gelingen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Esaias Tegnér's poetische Werke. Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Mayerhoff. Berlin, Plahn. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese neue Übersetzung enthält: „Die Nachtmahlskinder", „Die Predigerwelhe", „Axel", „Der Morgenpsalm eines Dichters" und die „Frithjofssage". Die ersten beiden Gedichte, sowie „Der Morgenpsalm", erscheinen, so viel Ref. bekannt, hier zum ersten Male deutsch. Als einen Gewinn für unsere Literatur können wir nur „Die Nachtmahlskinder" hinnehmen. Ein reiner Odem der Dichtung weht über dies Gedicht, welches, wenn es auch keineswegs in die reichsten Fundgruben der Poesie hinabsteigt, doch in ihren geläutertsten Regionen sich bewegt. Es schildert eine Confirmation in einer schwedischen Kirche und ist als Sittengemälde wie als religiöse Dithyrambe von Werth. Wenn der Durchleser nicht der Vorstellung wird wehren können, daß diese „Nachtmahlskinder" schwerlich entstanden wären, wenn nicht Voß vorher seinen 70. Geburtstag in seiner „Luise" gedichtet hätte, so fällt der Vergleich doch sehr bald hinweg, indem sie von dem deutschen Landpfarrertisch, auf dem das irdische Essen eine zwar appetitliche, aber doch sehr bedeutende Rolle spielt, sich zu einem höhern geistigen Mahle erheben. In Schweden sind sie ein beliebtes Confirmandengeschenk; ob sie dies auch in Deutschland werden dürften, steht dahin. Als Probe des Genres stehe hier der Anfang, der uns, eben in den ersten Worten, auch an ein deutsches Gedicht mahnt, mit welchem das vorliegende freilich, außer jenen Worten, nichts gemein hat:

Pfingsten, der Tag der Entzückung, ergraut. Die ländliche Kirche
Stand im dämmernden Licht; und oben die Spitze des Thurmes
Zierte ein Hahn von Metall. Des Frühlings freundliche Strahlen
Glänzten wie feurige Zungen, die einst die Apostel begeistert.
Klar war der Himmel und blau, und der Mai mit Rosen am Hute
Prangte im ländlichen Festesgewand'; und Bäche und Wiade
Lispelten Friede und Freude von Gott; mit rosigen Lippen
Flüsterte Blumengewölk, und munter auf wogenden Zweigen
Sangen die Vögel ihr Lied und jubelten Hymnen dem Höchsten.
Rein war der Kirchhof gefegt und zierlich, wie grünende Lauben,
Prangte die alternde Pfort; und drin auf den eisernen Kreuzen
Hingen duftende Kränz', von liebenden Händen gewunden.
Selber mit Blumen gezieret, auf grabumgebenem Hügel
Ragte die Sonnenuhr vor, die hundert der Jahre erlebet.
Gleich dem bejahreten Vater, im Dorfe und Haus ein Orakel,
Schön am Fest der Geburt von Kindern und Enkeln bekränzet,
Stehet sie da ein alter Prophet, und stumm mit dem Zeiger
Wies sie aufs steinerne Blatt und maß die wechselnden Zeiten,
Während am Fuße umher die Ewigkeit schlummert in Frieden.

Gewiß ein schönes Bild, ein Stillleben, wie es nur die lyrische Poesie erschaffen kann. Auch dem Übersetzer ist in der Übertragung dieses Gedichtes seine sehr schwere Arbeit am besten gelungen.

Tegnér ist ein Dichter, der zu europäischem Namen durchgedrungen ist. Seine „Frithjofssage" ist ein Gedicht, welches den ganzen edlern Charakter der neuschwedischen Poesie abspiegelt: das helle Ätherblau des Himmels, die sanfte Melancholie, welche die Erinnerung an die in ganz anderm Geiste ausgeführ-

ten Thaten der eisernen Vorzeit dämpft und umschreibt, die sittliche Schüchternheit, überkommen aus einer vergangenen Periode der schwedischen Literatur, welche mit dem realen Leben nicht ganz stimmt, das Ceremoniel und der Pathos, welche im schwedischen Wesen liegen, endlich bei aller Begeisterung ein gewisser Grad von Befangenheit, den die alte kernige Volkspoesie nicht kannte. Vom Humor ist in Schweden keine Spur, sie fehlt auch durch das ganze Gedicht. Der Heroismus erscheint in der reinsten Verklärung, aber es ist nicht jenes thatkräftige Reckenthum der heidnischen Vorwelt, gestählt durch das volle Bewußtsein des Rechtes; er erscheint geschliffen, er blickt verstohlen umher, wie er aufgenommen wird, und seine ursprüngliche Kraft ist um etwas gelähmt. Indem Tegnér die alte Frithjofssage zu einem modernen Heldengedicht umschuf, begriff er vollkommen die Aufgabe der Dichtung in der Zeit, in das Einzelne das Allgemeine zu verweben, aus dem Factum die Idee zu entwickeln. Die mythische Vorwelt Scandinaviens ist repräsentirt in dem Gedichte, es ist eine Feier seines normännischen Vaterlandes, an die der christliche Geistliche die Ideen angeknüpft hat, die seinem Berufe zunächst lagen. Aber bei dieser nationalen Bearbeitung ist anzuerkennen, wie er nicht gleich einem andern großen Nationaldichter seine Hörer und Leser in die Staubwinkel und hinter die Spinnenweben der scandinavischen Vorwelt führt, sondern aus den rohen Steinfiguren der Mythe Größen von allgemeinerer Bedeutung zu construiren weiß. Aus den dunkeln Runensprüchen entwickeln sich nicht Fatalitäten für die und jene heimische Familie, sondern Weisheitsorakel, die in jedem Theile der gebildeten Welt ihre Geltung haben mögen. Es fehlt freilich nicht an scandinavischer Gelehrsamkeit, und die nordische Mythologie ist noch immer im Vergleich zur griechischen gar eckig und will für unsern Sinn sich so wenig commode machen als zu weiland Klopstock's Zeiten; aber Tegnér überhäuft uns nicht mit einer erdrückenden Nomenclatur und überall ist das lebenswerthe Bestreben, reine Lufthöhen zu gewinnen, zu erkennen.

Dieses Gedicht eines solchen Dichters verdiente die Auszeichnung, daß sich viele der verschiedenartigsten Kräfte, es zu übersetzen, Mühe gaben. Der ganze Schmelz desselben wird indessen nie wiedergegeben werden können. Die schwedische Poesie hat eine Musik, welche unsere deutsche Sprache, der so Vieles möglich ist, nicht ganz zu reproduciren vermag. Außerdem tritt die gedrängte Kraftfülle der Sprache hindernd dem gewiegtesten Übersetzer entgegen. Auch der gegenwärtige hat die Aufgabe nicht ganz gelöst. Man sieht den Fleiß, die Mühe, die er verwandt, der Arbeit an, hier und da hat der Genius ihm auch gelächelt, im Ganzen ist jedoch mehr die Treue als der Wohllaut der Ausführung zu loben. Amalie von Helwig's Übersetzung liest sich unstreitig am besten, und wenn sie auch hier und da über Gebühr frei verfahren ist, wird sie doch im Publicum ihr Recht behalten. Die Mohnike'sche hat sich treuer an das Original gehalten, aber erst in der zweiten Auflage scheint dem treuen Buchstaben auch die Schönheit des Geistes gefolgt zu sein; die Schley'sche (die in Schweden selbst erschien) ist kaum genießbar; der Verfasser mochte über seinen schwedischen Studien die Muttersprache zum Theil verlernt haben. In der vorliegenden ist das Metrum jeder einzelnen Ballade getreu wiedergegeben. Wo dies im Original aus kurzen Versen bestand, die in der Alliteration oder anderm Antithesenspiel ihren Werth suchen, bringt uns die Treue des Übersetzers selten über das Verständniß hinaus zum Genuß. Kräftiger und wohllautender ist er in den langauslaufenden Versen, und auch hier in den Hexametern am glücklichsten. Die ersten Verse der ersten Ballade:

Es wuchs in eines Pflegers Hut
Ein Pflanzenpaar auf Hilding's Gut

ermangeln der örtlichen unbestimmten Hinweisung der „einst", „einmal", „dort", „da" des Originals, welche so ganz im Balladencharakter liegt und hier durch das ungewiß bestimmende „eine" zerstört wird. Beim Anfange einer Ballade, zumal einer nordischen, ist dieser an sich unbedeutende Umstand von Wichtigkeit. Tegnér hat zwar im Verfolg seine eigne Sprache sich gebildet, durch den einen Anfang: der vaexte uti Hildings gård (ich schreibe nach der Erinnerung), aber den Zusammenhang seines Gedichts mit der Weise der alten Volksdichtungen, die in der Regel anheben: „Da ritt der Herr" — „Das war", „Da sah ich", andeuten wollen.

Man kann bei aller Anerkennung des Werthes doch dem Tegnér'schen „Frithjof" der Charakter des künstlich Geschaffenen nicht absprechen. Er hat viel damit gewollt. Das ist bei seinem Nationalgedichte „Axel" nicht der Fall. Dies ist kunstlos aus einem Guß hingeworfen, er hat nichts beabsichtigt, als was in ihm lebte, eine glorreiche Erinnerung, ein wehmüthiges Ereigniß dichterisch auszusprechen. So ist aus der einfach dichterischen Erzählung einer einfachen Begebenheit ein schönes Nationalgedicht geworden, was Jeden anspricht. Dem Übersetzer sind die kurzen, vierfüßigen gereimten Verse wieder hindernd entgegengetreten. Wer versteht dies beim Fortlesen:

Du alte Zeit, wie werth du bist,
Die Carolinen sah hienieden,
So heiter, gleich dem Seelenfrieden,
So muthreich, wie der Sieg es ist.

Caroline ist weder eine Schöne, noch ein Goldstück, sondern es sind die puritanischen Wehrbrüder Karl XII. darunter zu verstehen.

Bei manchen Stellen der schwedischen Dichter wird ein deutscher Leser sich des Lächelns kaum enthalten, nicht über den Übersetzer, auch nicht über die Dichter selbst, sondern über die conventionnelle Sitte, welche dem Dichter erlaubt, mitten im Schwunge der Begeisterung artige Complimente seinen Zeitgenossen auszutheilen. Das stammt aus einer Zeit, die in Deutschland längst vorüber ist. Ob die dafür an die Stelle getretenen Ausfälle poetischer sind, lasse ich dahingestellt; aber folgende Verse in „Axel", wo der Schlag der Waldesnachtigallen geschildert und von ihnen gesagt wird, sie hätten gesungen:

So klar, so unschuldsvoll und schön,
Wie die Gesänge von Franzén

(einem beliebten lyrischen Dichter und jetzigem Prediger in Stockholm), müssen für unser Gefühl durchaus komisch wirken. 34.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tiberius,
der dritte Cäsar.

Eine Tragödie
in fünf Handlungen.

Von

J. C. Hauch,

Professor an der Akademie zu Soröe.

8. Geh. 20 Gr.

Der Verfasser, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden dänischen Dichter, verdient es auch dem deutschen Publicum bekannt zu werden. Im J. 1834 erschien bereits von ihm ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Die Belagerung Maastrichts" (20 Gr.).

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 223. — 10. August 1836.

Geschichte der Zechkunst.

Von G. G. Gervinus.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Es wäre die heiterste Seite, aber darum keineswegs die leichtfertigste. Ich zeigte bisher, was mein Gegenstand dem Stoffe nach an sich bietet, hier würde ich besonders zeigen müssen, welche Behandlungsart sich, grade der Lage unserer Zeit, unserer Bildung, Thätigkeit und Wissenschaft gegenüber, vor andern aufdrängt. Meine Geschichte der Trinkkunst würde hier, ohne daß ich es suchte, eine satirische Geschichte, eine historische Satire werden. Schon der Gegenstand dieses Werkes würde dasselbe in einen schlagenden Gegensatz stellen gegen die ganze Büchermasse, die wir heutzutage produciren sehen. Unsere gelehrten Werke haben sich ja in eine solche Gravität und eintönige Ernsthaftigkeit gewöhnt, daß man darin durch Nichts an den Wechsel des Ernstes und der Heiterkeit erinnert wird, der das Leben in allen Momenten theilt und mischt, und durch die Mischung würzt und erhält. Wenn sich daher die gelehrten Rigoristen über die bloße Wahl eines solchen Stoffes ungeberdig anstellen, so mögen sie sich fragen, ob nicht diese bloße Wahl schon aus satirischer Absicht floß, und ob sie sich nicht eher defensiv als offensiv gegen ein solches Werk werden zu verhalten haben. Sie haben die vereinten Waffen des Geschichtschreibers und des Satirikers zu fürchten, und der Bund zwischen Beiden ist viel enger, als man glauben sollte. Die Wahrheitsliebe, die Unparteilichkeit, die Rücksichtslosigkeit, und vor Allem die gerade Beurtheilung und den gesunden Verstand, den die Geschichte an den vergangenen Dingen äußert, übt die Satire an den gegenwärtigen Dingen, und sie kann daher in keine bessere Schule gehen, als eben in die der Geschichte. Beide wägen mit gleicher Wage wie die Gerechtigkeit, und die Satire ist blind wie diese, und führt, wo es Noth ist, ein schonungsloses Schwert wie diese. Ihre Sprüche fallen gegen alles Ausschließende, gegen jedes Extrem; daher auch auf den Ernst, der nicht den Scherz, und auf den Scherz, der nicht den Ernst vertragen will. Nie hat vielleicht die Satire ein breiteres Feld gehabt als eben jetzt; denn nie trieb man sich leicht in so schroffen Extremen herum, als es jetzt unter uns geschieht. Und dies hat vielfach seine Quelle in Dem, worauf wir uns in Deutschland so Vieles einbilden, in unserm sogenannten geistigen Leben. Das Leben hat sich bei uns gleichsam in die Bücher zurückgezogen, und unsere Bücher wissen vom wirklichen Leben wenig oder nichts. Seit Jahrhunderten haben wir das Handeln vergessen, und leben in einem Reiche der Ideen. Alles verflüchtigt sich in einer sublimen Allgemeinheit: durch nichts wollen wir an unsere materielle Existenz erinnert werden. Wir leben lieber in dem Alterthum und in der Vergangenheit als in unserer Gegenwart, beschäftigen uns lieber mit dem Fernsten als mit dem Nächsten; wir gehören lieber der Welt an als einem Vaterland. Wir vergraben uns in ein süßes Spiel mit Empfindungen, in ein selbstgefälliges Spiel mit Gedanken, in ein genialgeltendes Spiel mit Leidenschaften, um nur nichts mit der Thätigkeit und mit dem handelnden Leben zu thun haben zu müssen. Universalität, Genialität, Idealität sind die Losungswörter des Tages. Man bekämpft den politischen und moralischen Eigensinn und die Beschränkung zu Gunsten jener Universalität und Vielseitigkeit, und vergißt, daß man damit jeden Charakter vertilgt, denn jeder Charakter ist etwas der Vielseitigkeit Widersprechendes; man bekämpft den gesunden Menschenverstand zu Gunsten jener Genialität, und achtet es nicht, daß man damit jedes Talent untergräbt, denn auch jedes Talent ist etwas Einseitiges, aber in seiner Einseitigkeit Wohlthätiges; man bekämpft jedes Materielle zu Gunsten jener Idealität, und bemerkt nicht, daß man damit alles Gesunde zugleich zerstört, denn wir sind einmal, wie wir Menschen sind, auf die materiellen Bedürfnisse dringender angewiesen als auf die geistigen.

Gegen diese vornehme Idealität stellt sich der Gegenstand dieses Werkes von selbst. Es ist ein materialistischer Gegenstand, allein er liegt nicht in dem entgegengesetzten Extreme des Gemeinen und Niedrigen, welches aller verschönernden Würde unfähig wäre, und grade dies befähigt ihn so sehr zu einer satirischen Behandlung. Ich nannte das Gelag oben einen halb geistigen halb physischen Genuß; es ist unter den materiellen Genüssen einer der geistigsten, unter den geistigen einer der materiellsten; es hält an sich eine richtige Mitte. Die Geschichte der Zechkunst wird dies ausweisen. Wir werden überall in der Geschichte der Völker auf Perioden treffen, wo bei einer Fülle von physischer Kraft das Bedürfniß

einer Veredelung des äußern Lebens zugleich mit dem Ringen nach höherer innerer Vervollkommnung eintritt. Eine solche Zeit war in Deutschland die Reformation. Solche Zeiten aber, die mit einer beneidenswerthen Energie die äußern und innern Kräfte üben und regen, die zwischen alter Derbheit und neuer Humanität, zwischen einer gewöhnten Hausmannskost für Phantasie und Geist, und neuer Ahnung einer feinern Nahrung schwanken, solche Zeiten kennen den frohen Genuß des Weins und die Gemüthlichkeit der regelmäßigen geselligen Freude am Tiefsten und Innigsten. Auf solchen Zuständen würde diese Geschichte am liebsten verweilen; ein Bild solcher Zustände vorzuführen, würde gewiß nichts Überflüssiges und Verkehrtes in unserer Zeit sein, die jeden Tag bestimmter eben diese Zustände ablegt, in der die Geselligkeit selten mehr ihren Zweck in die bloße Freude und Erholung setzt. Der geistige Luxus, jene falsche Sublimität, jene lüderliche Genialität führen dahin, daß man auf jene spießbürgerlicheren Sitten wie auf ein jammervolles Misere zurücksieht, daß man jene Sitten und jene Zustände mit ihrem beschränkten Glücke belächelt, da doch das beschränktere Glück das echtere zu sein scheint, weil jedes hinzukommende Bedürfniß zwar, wenn es befriedigt wird, unsere Genüsse erhöht, aber auch immer mehr die Befriedigung erschwert und darum immer mehr alle Zufriedenheit und alles Glück untergräbt und zerstört. Was wird uns doch die Zukunft bieten für die große Einfalt jener Sitten, für die Gelage der Jugend, die nichts wollten als schrankenlose Lust, für die Abendunterhaltungen der Bürger, die der nächsten Umgebung in Haus und Gemeinde gewidmet waren, für ihre gemüthlichen, von keinen politischen Factionen gestörten Kreise, für ihre gemäßigte, gegründete, auf reife Erfahrungen gestützte und darum oft triviale Opposition gegen Maßregeln der Regierungen, denen ihre Beurtheilung gewachsen war, was für die Grabheit und tüchtige Ehrbarkeit jenes Geschlechtes, unter dem wahrlich Wahrheit und Treue im Weine war und dem keine Sonntagsoper und keine Whistpartie ersetzen kann, was ihm sonst im Weingarten der Mittag nach der Kirche im Kreise von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden gewährte. Alle öffentliche Lust geht aus unsern Kreisen hinweg, und wir geben Feste und Gesellschaften, um uns und Andere zu langweilen. Das Ceremoniel gibt uns Mühe und Arbeit, wo wir uns erholen wollen; die Rücksicht und Etikette spannt unsern Kopf, wo wir die Phantasie wollten walten lassen. Nur wo es sich die Männer hier und da gestatten, nach guter deutscher Sitte bei der Weinflasche das Ceremoniel mit den Weibern zu entfernen, und wo kein Ausschuß die Trinksprüche erst zu genehmigen braucht, nur da taucht wol noch einmal die laute echte Freude mit der lautern, echten Zechkunst hervor.

Denn es gibt ja auch kein geistiges Vermögen, das durch körperliche Genüsse eine so unmittelbare, stärkende und belebende Nahrung erhielte als die Phantasie durch den Wein; und während der Thee das Gespräch im Gleise chinesischen Anstandes hält, oder das Bier die rasche Combination abstumpft, so schärft der Wein den Stachel des Witzes, belebt die geistreiche Unterhaltung, würzt und erhöht die gesellige Stimmung. Dem Dichter, der in der Phantasie lebt und der wirklichen Welt den Rücken kehrt, war daher der Wein immer lieb, der über die Wirklichkeit hebt, der die Wirklichkeit steigert; es ist das Weinlied von Anakreon an bis auf die Anakreontiker in Deutschland ein heiterer, ein vielcultivirter Zweig der schönen Literatur geblieben; dem Weine sind die ersten Erzeugnisse der tragischen Kunst geweiht, und die Dichtung räumte ihm die eigne Gattung des Dithyrambus ein, zu dem ein Dichter, der, wie Wieland, das Wasser vor dem Weine priese, niemals den kühnen und gefährlichen Aufflug finden würde. Und wer auch sonst Ursache hat, von der wirklichen Welt sich abzuwenden, oder die Freiheit, seiner Phantasie zu leben, der hängt dem Weine an. Wenn ich mir mein idyllisches Bild durch satirische Züge verderben wollte, so würde ich hier die Klöster und Mönche anführen, allein ich will lieber den wandernden Bettler nennen, dem Sorge und Noth die Welt verleidet. Man hat den Schlaf als den Freund der Armuth gepriesen, es gab aber Zeiten, wo man auch den Wein als ihren Freund rühmte, der im wachen Zustande Träume erweckt, die den Kummer des darbungsvollen Daseins hinweggaukeln. Denn der Wein verlockt selbst den Bettler zur Verschwendung, dem Laster, das man dem Weine mit Recht so oft vorgeworfen hat, obwol es, wenn es anders Grade der Laster gibt, eines der edleren heißen darf. Und diese frohe Vergeudungssucht schafft dann dem Armen Rath für seinen Jammer, Trost für seine Besitzlosigkeit, für seine Heimatlosigkeit einen Ort, an dem ihm wohl ist, und sie lehrt ihn vergessen, was ihn drückt und was ihn niederdrücken würde, wenn Jeder, der ihm einen Pfennig geben kann, ihn weigerte wegen des Misbrauchs, der damit getrieben werden möchte. Der Wein macht den Menschen freigebig und liberal; der dargereichte Becher ist ehedem ein Symbol gewährter Gastfreundschaft gewesen; und nichts von seinen Gütern theilt selbst der Geizige so gern mit, als die die Geselligkeit fördern, den Taback und den Wein. Denn auch mittheilend im Verkehr macht er und vertraulich, er knüpft Freundschaften, und ist noch jetzt ein Symbol der Verbrüderung. Reizt er zuweilen zu Eifer und Zwiespalt, so stimmt er auch wieder zur Eintracht, und ehedem konnte auch keine Versöhnung geschlossen werden, ohne daß ein gemeinsamer Trunk sie besiegelt hätte. Beim Weine ist der freieste und aufgeklärteste Platz der Welt, wo du nicht nur denken darfst, was du willst, und sagen darfst, was du denkst, nein, wo auch die Gedanken den höchsten Schwung nehmen, dessen der Mensch fähig ist. Ich weiß nicht, ob es neidische Götter in den Wein gelegt haben, daß er seinen übermäßigen Genuß selbst straft; denn ohne dieses niederwerfende Feuer im Weine selbst wäre, scheint mir, der Himmel und seine Geheimnisse weit mehr durch den Geistesflug des Zechers gefährdet als durch die gethürmten Berge des Titanen. Wo Despoten und Hierarchen die Völker in Schlaf und Dummheit halten wollten,

haben sie daher den Wein verboten. Nur in Zeiten, wo Freiheit und Aufklärung Allgemeingut waren, wo keine Kasten Weisheit oder Recht und Macht voraus hatten, konnte man die politische Berathung beim Wein einführen; denn nur in solchen Zeiten des nationalen Gemeinwesens und Gemeingefühls durfte man auch die Einbildungskraft ungefährdet um Rath in Staatsdingen und praktischen Geschäften fragen und auf Resultate der Berathung hoffen, die vor der nüchternen Probe am Tage nach dem vorerörternden Zechabend bestehen konnten. Denn nur solche heroische Zustände, wie sie uns von den Deutschen und von den Persern der Urzeiten dargestellt werden, haben die Tugend der Wahrheit und Treue voraus und konnten in der öffentlichsten Angelegenheit ihre Stimme hören, die immer aus dem Weine spricht, und damals brauchte nicht Einer zu fürchten, daß ihn der Wein antreiben könne, im Reden der Wahrheit zu viel zu thun. Nur solche Völker, die des Menschen handelnde Natur nicht scheuten, die der Männlichkeit und Kriegskraft vorzugsweise den Namen der Tugend gaben, konnten dem Weine seine Ehre thun, und es mußte ein Hellene sein, der wie Aristophanes fragen konnte:

Den Wein zu tadeln für die Besinnung wagst du frech?
Vor dem Weine was doch wäre thatbefördernder?
Schau an, sobald Weintrinker sind die Menschen, dann
Reich sind sie all, ausführend, sieghaft im Gericht,
Ja hochbeseligt und den Freunden förderlich.

Auch bei uns Deutschen war es ja so lange herkömmlich, daß ein Trunk jedes Geschäft abschloß, und es gab keine Verlobung, keinen Handel und kein Pactum, das nicht ein Weinkauf begleitete. Unsere ganze Geschichte durchdringt unsere Weinliebe. Bei der ersten Abscheidung unserer deutschen Grenze sahen wir darauf, daß uns die linken Rheinufer wegen der Weinfülle blieben; wir schrieben Bücher über die deutsche Nationalneigung zum Trunke; wir gliederten unsere Geschichte nach den Perioden der Zechkunst; und alte Sprüchwörter nennen unsere Trinklust als das deutsche Nationallaster, wie die Dieberei als das spanische, den Trug als das italische, die Eitelkeit als das französische. Sowie man nirgend Weine hat, die so sehr der Reinheit fähig sind als die deutschen, und mit deren echtem Weincharakter kein guter Deutscher die tückische Natur der Südweine vergleichen wird, so hat man auch nirgend so sehr für Ungemischtheit Sorge getragen, nirgend so sehr die Reinheit der Zechkunst, nirgend die Trinkkönigreihe und die alten Zechsitten so fest gehalten. Nur in Deutschland konnte in neuerer Zeit die Idee zu einer Geschichte der Zechkunst gefaßt werden. Mir haben es vielleicht die Parzen in das etymologische Gespinnst meines Namens (ger-win) gewoben, der Geschichtschreiber des Weins zu werden. Und vielleicht findet diese Geschichte in Deutschland auch noch einen behaglichen Leser, der von des Menschen natürlichem Bedürfniß zu reden und zu lesen nicht für zu indelicat hält. Nie soll sich der Mensch mit thörichtem Dünkel über seine materiellen Genüsse und Wünsche erheben, ihre vernünftige Pflege allein hält ihn menschlich und der Natur nahe, und vielleicht beruht zum großen Theile der schlichte, auf das Verständige und Einfache gerichtete Sinn unserer Nation auf dieser Eigenheit, daß ihr diese Dinge nicht gleichgültig sind; so lange sich das Volk nicht vom Zeitungslesen und vom Gaffen am Markte zu nähren versteht wie Franzosen und Italiener, hat es die Hände geschäftig, die Kräfte rüstig, die Augen offen, und wo nur lebendige Regung der Kraft ist, da steht es mit einem Volke unter keiner Bedingung so übel. Gelingt es mir, dem Tüchtigen und Männlichgesinnten ein heiteres Bild dieser männlichen Freuden des Menschengeschlechtes vorzuführen und ihn zu verführen, neben den sublimen Gerichten unserer sonstigen Literatur einer derbern Beikost sich genießend zu erfreuen, so ist, daß ich mit unserm alten Walther rede, „mein Wein gelesen und sauset wohl mein' Pfanne".

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung über Swedenborg und die Neue Kirche.

Über die Grundlage und den Standpunkt Swedenborg's und der Neuen Kirche und die Organe der letztern sind in Nr. 57 d. Bl. f. 1835 Notizen mitgetheilt worden, welche um so mehr eine Berichtigung verdienen, als dabei sehr viele Männer persönlich betheiligt sind, sofern, wenn der Referent Recht hätte, ihre ganze Richtung in völlig falschem Licht erschiene. Nach diesem sind nämlich (was freilich ein sehr verbreitetes, aber völlig grundloses Vorurtheil ist) Visionen und Reden mit Verstorbenen Grundlage und Quelle der Lehre Swedenborg's; Swedenborg hätte bei der Neuen Kirche und ihren Freunden eine Lehrautorität, und die 1834 erschienene Zeitschrift: „Die Frühe", wäre ihr Organ. Daß dem aber nicht so ist, läßt sich sehr leicht beweisen. Swedenborg selbst nämlich hat das Princip und den Standpunkt des Protestantismus, wonach nur das Wort Gottes oder die heilige Schrift Grundlage und Erkenntnißquelle der kirchlichen Lehre sein soll, nie verlassen, vielmehr sich wiederholt sehr bestimmt dafür erklärt, dagegen den Visionen und Reden mit Verstorbenen ausdrücklich allen dogmatischen Werth abgesprochen und sogar unter Berufung auf Dan. 9, 24 und Luk. 16, 27—31 als Gesetz der göttlichen Vorsehung nachgewiesen, daß, seitdem das Wort Gottes gegeben und dessen Kanon geschlossen worden, diese äußerliche Offenbarungsweise weder innerhalb noch außerhalb der christlichen Kirche mehr stattfinde, sondern alle Belehrung über Dinge, welche sich auf das ewige Leben und die Seligkeit beziehen, seitdem blos noch auf dem innern Wege der Erleuchtung, welcher jeder Christ theilhaftig werden könne, erfolge und bei den Christen schlechthin an das Wort Gottes gebunden sei. Die Originalstellen hierfür kann man nachlesen in meiner kürzlich erschienenen Schrift: „Vergleichende Darstellung und Beurtheilung der Lehrgegensätze der Katholiken und Protestanten, mit besonderer Rücksicht auf Dr. Möhler und seine protestantischen Gegner. Zugleich die erste Darstellung und Begründung der Unterscheidungslehren Swedenborg's gegenüber den Entstellungen und Gegensätzen in Dr. Möhler's „Symbolik", in Dr. Guericke's „Kirchengeschichte", im „Christenboten" und in der „Evangelischen Kirchenzeitung" (Tübingen, Guttenberg, 1835, S. VII fg., X fg., LXII fg.), welche Stellen man deutsch finden kann in meiner Übersetzung des Swedenborg'schen Werkes „Von der heil. Schrift" (Tübingen 1824, §. 54, S. 67, §. 56), in dem Werke „Vom Glauben" (Ebendas. S. 213, §. 4); denselben können aus meiner Übersetzung des Werkes „Von der Vorsehung" (Ebendas. 1836) noch beigefügt werden §. 134, II, 134, 135, S. 147—151), und aus den „Arcana coelestia" (welche ich ihrer höchsten Seltenheit wegen wiederabdrucken lasse und

Digitized by Google

wovon die vier ersten Bände schon erschienen sind) §. 5121. Sowie nun Swedenborg selbst ausdrücklich erklärt hatte, die ganze Kirchenlehre solle einzig aus dem Worte Gottes, und zwar nicht aus dessen geistigem, sondern aus dem buchstäblichen Sinne abgeleitet und bewiesen werden, so haben auch die 50 Gemeinden der Neuen Kirche in England, mit welcher die in Amerika stets einhellig waren, durch ihr Organ, die jährlich zusammentretende Synode, bestehend aus ihren gewählten Repräsentanten und den von der Synode ordinirten Geistlichen (s. meine „Lehrgegensätze", S. LXIV fg.), erklärt, daß sie das Wort Gottes als die Quelle (fountain), Swedenborg's Lehre aber als ihren Strom (its stream) oder als etwas Abgeleitetes (derived) betrachten (Ebendas. S. LXX). Bildet aber so die Neue Kirche, sofern sie an der alten christlichen Grundlage und Quelle festhält und Swedenborg's Lehre nur annimmt, nachdem und weil sie dieselbe als die allein mit der heil. Schrift ganz übereinstimmende erkannt hat, keine von der Christenheit abgerissene Sekte, so ist nicht zu verwundern, daß selbst in England und Amerika, wo viele Überzeugte, besonders solche, welche vorher verschiedenen Sekten angehört hatten, sich einen mit ihrer neuen Lehre übereinstimmenden Cultus gegeben haben, — sehr viele Andere, welche dieselbe Überzeugung haben, in ihrer frühern Kirchengemeinschaft geblieben sind, und in Schweden und England viele Geistliche der herrschenden Kirche ihnen angehören, wie denn in England der Rector der St.-Johnskirche in Manchester, J. Clowes, Derjenige war, der am meisten für die Verbreitung der Lehre gethan hatte, indem er von 1773—1831 nicht nur die meisten Schriften Swedenborg's ins Englische übersetzte, sondern auch außerdem grade 60 verschiedene Schriften zur Vertheidigung, Erklärung und erbaulichen Anwendung der Lehre schrieb, und zwar ohne von seinen Obern in seinem Wirken gehemmt zu werden. Zwar war auch er, wie früher zwei Doctoren der Theologie in Schweden, der Ketzerei und Proselytenmacherei angeklagt worden; sowie aber jene durch ihre Vertheidigung bewirkten, daß sie freigesprochen wurden und einige Reichsräthe sogleich zu ihnen übertraten, von welchen nachher einer Swedenborg's letztes Werk ins Schwedische übersetzte (s. mein „Magazin für die Neue Kirche", Heft 2), so wurde auch Clowes, nachdem er seine Lehre aus der Schrift bewiesen und sich über sein Benehmen gerechtfertigt hatte, von seinem Bischof in sehr ehrenvoller Weise freigesprochen und von seiner Gemeinde durch drei Denkmale also ausgezeichnet, wie vielleicht noch nie ein Seelsorger ausgezeichnet worden ist. Was mich betrifft, so glaube ich die Übereinstimmung der Lehre Swedenborg's mit der Schrift und das Unbiblische und Vernunftwidrige der entgegengesetzten Lehren in den oben erwähnten „Lehrgegensätzen" umständlich nachgewiesen zu haben, und es haben mir auch seitdem Mehre, von welchen ich es nicht erwartet hätte, offen gestanden, sie hätten sich unter Swedenborg's Lehre etwas ganz Anderes vorgestellt, sie wissen mir nichts einzuwenden, diese Lehre sei die vernünftigste und schriftmäßigste. Das hier Gegebene war aber, wie meine seit 1821 ausgegebenen Schriften beweisen, schon seit 25 Jahren mein Standpunkt und, im Wesentlichen, meine Ansicht, weshalb auch schon im Januar 1822 ein hochgestellter Geistlicher, von dem meine Anstellung großentheils abhing, der gewöhnlichen Tradition über Swedenborg folgend, mir sagte: „Sie sind kein Swedenborgianer; wollen Sie keine Anstellung bei der Kirche?" Ich konnte ihm mit allen Grund erwidern, Swedenborg selbst sei kein Swedenborgianer in seinem Sinne, sondern ein guter Protestant. Unter solchen Umständen konnte mir auch nie einfallen, Swedenborg als Autorität oder Richter für Dogmen oder gar für Philosopheme anzuführen, und der Recensent meiner Schrift: „Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus, mit besonderer Rücksicht auf Hegel" (Tübingen 1834), thut mir völlig Unrecht, wenn er (in Nr. 358 d. Bl. f. 1835) sagt, ich habe Swedenborg als „Gewährsmann, Autorität und Richter" angeführt. Dies ist, wie jeder Leser dieser Schrift sehen kann, nirgend geschehen; nur Parallelen aus Swedenborg zu dem von mir aus Vernunftgründen Nachgewiesenen habe ich gegeben, und dies war bei dem philosophischen Gehalt seiner Schriften auf der einen, und der allgemeinen Unwissenheit über dieselben auf der andern Seite gar nicht überflüssig, zumal bei der großen Seltenheit der Originalien, die wol Niemand so vollständig besitzt wie ich. Dies ist auch wirklich von einem andern (andersdenkenden) Recensenten anerkannt worden, nämlich in den „Theologischen Annalen" von 1835, wo es S. 124 heißt: „Schließlich bezeugen wir Hrn. Tafel unsern Dank, besonders für die Mittheilung vieler Stellen aus Swedenborg, die geeignet sind, den tiefen philosophischen Blick dieses großen Geistes gründlicher kennen zu lehren; wir setzen nur Folgendes von ihm her." Nun folgt eine lateinische Stelle aus Swedenborg, welche zu deutsch heißt: „Es wird verworfen das Dogma, daß der Verstand gefangen genommen werden müsse unter den Gehorsam des Glaubens, und anstatt desselben angenommen, daß man das kirchliche Wahre *sehen* muß, um es zu glauben. Das Wahre kann aber nicht anders gesehen werden als in rationaler Weise. Und ein aus Religion verschlossener Verstand, was ist er anders als Finsterniß, und zwar eine solche Finsterniß, welche das erleuchtende Licht von sich stößt?" Bei der allgemeinen Verkennung des Standpunktes, der Lehre und der Person Swedenborg's, wie hätte es mir wol einfallen können, ihn als Autorität für Philosopheme anzuführen? Da ich aber sah, daß man sich in Deutschland noch sehr von Autoritäten am Gängelbande führen läßt, so habe ich in den „Lehrgegensätzen" (S. 272 fg.) nicht unterlassen, bei Gelegenheit eine der anerkannten Autoritäten *für* Swedenborg anzuführen, nämlich den Hrn. Dr. Paulus in Heidelberg, welcher in seinem „Sophronizen" von 1830 unter Anderm sagt (S. 112): „Swedenborg, überhaupt ein viel gründlicherer Forscher und consequenterer Denker als so manche Idealtheoretiker unsers Secularviertheils ... hat unter Anderm das große negative Verdienst, das nach Vernunft und Bibel Irrige in den bedeutendsten scholastischen Lehrmeinungen deutlich eingesehen und nachgewiesen zu haben"; ferner (S. 112 fg.) von Swedenborg's Visionen und Reden mit Geistern. „Sie enthalten so viel Gründliches und Gedachtes, daß es dem sie beurtheilenden Professor Eschenmayer nicht zu verzeihen gewesen sei, sich nicht einmal die Mühe gegeben zu haben, den kenntnißvollen Mann aus seinen eignen Schriften kennen zu lernen."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Eines der beißendsten Pamphlete Paul Louis Courrier's, dieses classischen Pamphletisten, ist das am 18. October 1828 dem „Constitutionnel" einverleibte; — ein Flugblättchen im strengsten Sinn, denn es enthält nur wenige Zeilen. Der „Wingertsmann" von Tours, wie er sich so gern nannte, befand sich damals in Paris, und hatte bereits die Bekanntschaft sowol der Popularität als des Hasses und der Verfolgungen gemacht. Da las man eines Tages im „Constitutionnel": „Unsere Abonnenten in Tours werden ersucht, folgenden Artikel der Madame Courrier, Frau des Wingertsmanns Paul Louis, zu lesen geben zu wollen:

„Liebe Frau!

Sei so gut und schicke mir sechs Hemden und sechs Paar Strümpfe. Thue aber keinen Brief in das Päckchen, um es mir richtig zukommen zu lassen. Ich weiß, daß Du meine Briefe nicht erhalten hast und Dir nun Sorgen machst. Sei ganz ruhig: es ist mehr Justiz auf dieser Welt, als Du Dir vorstellst. Ich bin weder gestorben noch krank, auch derweilen nicht im Gefängniß. Lebe wohl! — Dein treuer Gatte, Paul Louis." (cf. Pamphlets politiques et littéraires de Paul Louis Courrier, Paris II, 63.) 94.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 224. — 11. August 1836.

Geschichte der Zechkunst.

Von G. G. Gervinus.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

I. Vaterland des Weines.

Ich berühre die botanische und die industrielle Cultur des Weines nur gelegentlich, weil hierüber so viele schätzbare Werke existiren, vor nicht lange erst auch Henderson's Geschichte des Weins *) ins Deutsche übersetzt und von Andern für eine vollständige Literatur des Weins gesorgt worden ist. Ich bezeichne also auch die Heimat der Rebe nur, um den natürlichen Gang der Erzählung einzuhalten, und verschiebe vorerst noch von dem mythischen Ursprung des Weins oder der Weinbereitung zu reden. Forschen wir nach dem Urlande des Weinstocks, so werden wir, wie bei jeder Frage nach dem ursprünglichen Sitze der Sprache oder jedes andern Zweiges der Cultur, nach dem westlichen Hochlande von Asien gewiesen, mögen wir nun der Sage von dem Altvater Noah und dem nysäischen Bacchus folgen, oder den Untersuchungen der Naturforscher. Diese letztern lehren uns, daß schon auf den canarischen Inseln und auch in Amerika die Rebe nicht sowol wild, als vielmehr verwildert, dagegen im südwestlichen Europa hier und da, z. B. in italienischen Wäldern, eigentlich wildwachsend gefunden wird, daß dies aber im Südosten viel häufiger ist und in Asien immer zunimmt. Eigen ist es, daß eben am Ararat, wohin uns auch die jüdische Sage weist, Tournefort in seiner „Reise in die Levante" eine wahre Werkstätte der europäischen Pflanzen entdeckte, und an den Grenzen von Georgien sah er das Land von wildwachsenden Weinstöcken und Fruchtbäumen bedeckt. Im Kaukasus traf Marshall die Rebe von selbst gedeihend im Wald und Gebüsch und ganze Bäume überrankend, und noch jetzt sieht man an der rohen und gleichgültigen Weise, mit der die Bewohner jener Gegenden den Wein lesen und behandeln, wie sie ihn als ein gemeines Product ansehen; die Art der Aufbewahrung, sowie die Quantität, die der Grusier täglich zu sich zu nehmen pflegt, beweist das Nämliche und paßt vollkommen zu Dem, was schon Xenophon von dem in Cisternen aufbewahrten Weine der Karduchen erzählt. So erhielt Elphinston, seinem Berichte über Kabul zufolge, von dem Sultan der Guckers Trauben zum Geschenke, die in dessen Lande von selbst fortkamen. Nicht allein die Masse dieser wilden Reben in jenen Gegenden nöthigt, dieselben als die Heimat des Weines anzusehen, auch die bekannte Trefflichkeit der gepflegten Trauben in Persien zwingt dazu. Die Fülle und Güte des persischen Weines konnte bewirken, daß in diesem Theile des an Ceremonie und Religion so streng haftenden Orients das Gesetz des Korans, welches vom Genuß dieses Getränkes abmahnt, nie durchdringen konnte. Olivier zog die Trauben um Ispahan allen, die er in Griechenland, den Inseln des Mittelmeers und in Syrien versucht, vor; keine, meint er, käme dem Kismisch gleich, der eine kernlose Beere trägt von mittlerer Größe, mit dünner Schale. Das dichterreiche Schiras ist gefeiert wegen der Trefflichkeit und des Reichthums an Wein und guter Luft; und Morier in seiner „Reise durch Persien" setzt den Wein von Kazwin noch über den von Schiras; auch ist diese Stadt ihrer milden und schönen Lage wegen mit dem Beinamen des Paradieses von den Persern belegt worden. Was aber die Fülle angeht, so sagt schon Strabo, daß in Hyrkanien ein Weinstock einen Metretes (circa 33 Quart berliner Maß) Wein zu geben pflege; im Margiana sollen sich Stöcke gefunden haben, deren unterster Stamm zwei Klaftern im Umfang gehabt und deren Trauben an zwei Ellen lang gewesen wären. Noch größer sei die Fruchtbarkeit in Aria; dort halte sich auch der Wein in ungepichten Gefäßen durch drei Geschlechter.

II. Unter den Negern ist der Wein nicht einheimisch.

Den Strich, den die höhere Cultur des Menschengeschlechtes in ihrem Laufe von Ost nach West bezeichnet hat, welche die gemäßigte Zone nicht leicht verließ, hat auch die Cultur des Weines genau innegehalten. *) Haben auch andere Gegenden, nördlicher und südlicher von der bezeichneten Grenze an jener Civilisation einen gewissen Antheil gehabt, so scheint es doch jetzt ausgemacht, daß die Negerstämme, die Ureinwohner von Afrika, außer aller nachweislichen Verbindung damit stehen. In dem Gebiete von Afrika aber, wo diese Stämme von jeher

*) Henderson, The history of ancient and modern wines. Deutsch, Weimar 1833.

*) S. Shouw's Pflanzengeographie, S. 204 fg.

saßen, ist auch bis auf den heutigen Tag kein Weinbau zu finden und die Rebe ist in ganz Afrika in alten und neuen Zeiten ein Fremdling gewesen, und ein Fremdling, den man kaum irgendwo einen eingebürgerten nennen kann. Jenem Könige der langlebenden Äthiopier bei Herodot, dem Kambyses seine Geschenke schickte, dünkte darunter der Wein das einzig Beidenswerthe, was sie hätten, und ihm schrieb er das bischen Alter zu, zu dem die Perser im besten Fall ihr Leben zu fristen vermöchten.*) Seine Neger kannten also den Wein nicht, so wenig als ihn irgend ein Volk, wie wir mehrfach sehen werden, im Zustande der Uncultur kennt; sie nahmen ihn aber auch nie auf, so wenig als sie überhaupt eine Civilisation aufnahmen; sie blieben vielmehr zu allen Zeiten bei ihrem Torak, dem aus den Blumenkolben gewonnenen Palmwein, stehen; selbst der Lotuswein, von dessen Bereitung Herodot wußte, scheint nur den Libyern zu gehören.**) Nur die Einwanderer ältester und neuester Zeiten haben den Weinstock in Afrika zu verschiedenen Zeiten eingeführt, und dies wollen wir im Fluge übersehen. Am Ersten sind hier die Ägypter zu nennen, kaukasische Stämme, die nicht autochthonisch in Libyen zu Hause sind. Von dem alten Weinbau in Ägypten geben außer den schriftlichen Urkunden selbst die Ruinen alter Gebäude Zeugniß, und ich werde unten von den Gemälden in den Todtengrüften bei El Kab reden, auf welchen unter mancherlei Darstellungen auch das Verfahren bei der Weinlese, beim Aufbewahren und Kühlen des Weines abgebildet ist. Mehre Gegenden werden ausdrücklich genannt als weinberühmt; Eleithyia hatte Weinbau; der mareotische See und Tänia, wo jetzt Alles öde und wüste liegt, waren ihres Weines wegen gepriesen***); Alexandrien führte Wein nach Rom aus und Horaz kennt den Mareotischen; dem Luxus aber schien der Falerner in ägyptischer Behandlung besser †), sowie auch schon der Wein von Tänia für gewürzhafter und stärker galt als der alexandriner. Doch schon zu Athenäus' Zeit ††) war diese Cultur meist dahin, und nur der von Antylla hatte damals noch einen Namen. Auch scheint doch selbst in den bessern Zeiten der einheimische Wein nicht für die Consumtion hingereicht zu haben, denn Herodot spricht weitläufig über Weineinfuhr aus Hellas und Phönizien.†††) Ob Libyer oder Berbern jemals eine eigne Weincultur gekannt haben, ohne fremdes Zuthun, lasse ich dahingestellt. Gewiß ist, daß in alter Zeit die Pflanzländer der Griechen und Karthager im Norden von Afrika voll von Wein waren, und wir werden unten hören, daß der Bacchusdienst in Cyrenaica ausgebreitet war und noch jetzt Spuren in Ruinen davon übrig sind. Plinius redet von Weingärten als Spuren alter Cultur im Gebirge Dyris*) (Atlas); noch jetzt sind wenn nicht des Weins doch der Trauben wegen Weinberge bei Tunis, im reichen Gebiet von Derna wie in dem ärmlichen von Masen in Fezzan, in Mauritanien soll man nach Strabo auch Trauben von einer Elle im Umfang gefunden haben; in den Oasen sah Belzoni Reben und in der von Siwah sind sie wie mehre andere Südfrüchte vortrefflich. In neuerer Zeit brachten Portugiesen, wie nach Madeira und den canarischen Inseln, von denen ich hier nicht rede, auch den Wein mit andern Früchten nach Abyssinien; dort zeigt sich in der Dürftigkeit und eigenthümlichen Art des Gebrauchs am meisten, wie fremd diese Pflanze hier ist; und so ist sie auch unter dem Griquas nur von Missionnairen gebaut, die, wie sie jederlei Cultur, welche sie darzubringen pflegen, nur auf die christlich religiöse beschränken, so auch hier der Weincultur eine blos christliche Bedeutung geben, indem sie ihn blos zum Gebrauch beim Abendmahl bauen. Anders ists mit dem berühmten Capwein, welchen aufgeklärte französische Emigrirte, Protestanten, welche das Edict von Nantes austrieb, zuerst bauten, ungewiß ob mit Reben aus Persien und vom Rhein, oder blos mit solchen von Schiras. Allein so sehr das Klima hier die Cultur des Weins begünstigt, so scheint dagegen der Boden desto ungünstiger, und Colebrooke**) in seinem Werke über den Zustand des Vorgebirgs der guten Hoffnung schiebt den Erdgeschmack, den die Capweine unangenehm an sich tragen, auf den Untergrund des sonst nicht übeln Bodens, der an vielen Orten aus thonigem und sandigem angeschwemmten Boden besteht. Was aber das Local nicht verdirbt, scheint die Indolenz der Holländer gar verdorben zu haben, oder liegt sonst ein Unsegen auf dem afrikanischen Lande; man erzählt sich von dem verkehrten Verfahren bei der ersten Anlage der Weinberge am Cap eine Art von Märchen, und noch hat selbst das Beispiel des bessern Constantiaweins nicht dahin führen können, die Weinberge an felsigern Stellen anzulegen.

III. Verkümmerte Pflege des Weins und der Zechkunst in China.

Wenn man den chinesischen Gelehrten trauen dürfte, so hätte man den Weinstock in China schon mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt gekannt. Sie beziehen sich auf alte Bücher dabei, auf den Tschu-ly und den Schi-king; allein was den letztern angeht, so scheint dort überall von dem Fruchtwein die Rede zu sein, der in China fast einzig im Gebrauch ist.***) In jedem Falle scheint nach den echtesten Zeugnissen der Reiswein in China älter zu sein als der Traubenwein, denn während man für das höchste Alter des Weins nur das ungewisse Zeugniß des muthmaßlichen Verfassers des Tschu-ly, des

*) Herod. III, 22.
**) Cf. Polyb. bei Athen. lib. 14. Plin. 13, 17. Theophrast. Hist. plant. VII, 14.
***) Strabo p. 1134. ed. Falcon.
†) Lucan. Pharsal. X, 161. Bei Henderson, Cap. 5, ist in Bezug auf diese Stelle ein Irrthum.
††) Athenaeus I. 25.
†††) Herod. III, 5, 6.

*) Plin. Hist. nat. V, 1.
**) Bei Henderson S. 283 der deutschen Übersetzung.
***) Schi-king, deutsch von Rückert. S. 296:

Weither geht man Wasser holen,
Gerstenwein beim Dampf der Kohlen
Zu bereiten aus dem Guß.

Tschu-kong, der 1122 v. Chr. auf den Thron stieg, anführen kann, so wird die Erfindung des Reisweins in die Zeit der Dynastie Hia (2207 — 1766 v. Chr.) gesetzt.*) Dies nun ist auch aller anderweitigen Erfahrung gemäß, denn Biere (und weiter sind die Getreideweine der Chinesen nichts, nur daß sie sie mit mancherlei Zuthaten von Pflanzen und Früchten, auch mit Trauben, häufig versetzen) sind überall früher Volksgetränk als Wein; sowie alles Branntwein- und Liqueurartige erst auf den Wein folgt**), und auch in China erst seit dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Traubenbranntwein genannt zu werden scheint, der übrigens ein Lieblingsgetränk der gemeinen Chinesen ist, und von ihnen warm und stark fast wie Weingeist, und so unangenehm er schmecken soll, in großer Quantität getrunken wird. Nur zu einer verhältnißmäßig kleinen Zeit scheint die Weincultur eine eigentliche Blüte in China gehabt zu haben, ihr Frucht- und Branntwein scheint ihnen jederzeit mehr am Herzen gelegen zu haben. Der Erfinder des Reisweins ward zwar von dem Kaiser Yu-te verbannt, weil dieser die traurigen Folgen vorausgesehen hätte, doch aber erhielt sich dies Getränk gegen alle unendliche Male wiederholten Verbote bis auf den heutigen Tag als eine Zierde der chinesischen Tafel. Es paßt zu dem Volke, das von nichts fast als Reis, dieser Wasserpflanze, und von Thee lebt, auch an diesem zwischen Wasser und Branntwein schwebenden, nicht kalt und nicht heiß eingenommenen Getränke mit derselben Hartnäckigkeit zu hangen, wie an jeder alten Satzung und Ordnung. Diese Biere sollen leicht eine sehr üble Wirkung haben, anfangs den Menschen feist machen, dann aber Schwindsucht, Verlust alles Appetits und zuletzt völlige Aushagerung und Tod nach sich ziehen***); es war daher natürlich, daß die väterlichen Kaiser, die sich ihrer Unterthanen wie leibhaftiger Kinder annahmen und in der Reichsgesetzgebung die Diätetik immer eine große Rolle spielen ließen †), diese schädlichen Getränke verboten, und verschiedene Kaiser gingen mit Rath und That voran. Der dritte Kaiser der Dynastie der Mantschu, Yong-Tscheng, widmete unter seinen zehn Geboten eines diesem Gegenstande, und der große Kanghi sagt in seinen Vorschriften, er habe sich trotz seines Gefallens daran nicht an Wein und Branntwein gewöhnt; bei Gelagen und Festen brächte er ihn blos an seine Lippen, und er könne daher wol von sich rühmen, daß er gar keinen tränke. Weil ferner dieser Wein eine große Menge Getreide aufreibt, was in einem bevölkerten Reiche, dessen Existenz von seinem Kornbau abhängt, nicht gleichgültig sein konnte, so hatten auch möglicherweise von diesem höhern Gesichtspunkte aus die häufigen Verbote ihren guten Grund. Allein der wichtigste Grund lag noch viel tiefer, war noch viel reiflicher erwogen, und da dieser hauptsächlich auf den Traubenwein geht, so müssen wir erst noch einen Augenblick auf die Rebencultur zurückkommen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Mémoires sur les Chinois, T. V. p. 48.

**) Es ist bekannt, daß der Branntwein zuerst aus Wein, dann erst aus Weinhefen und später aus Getreide u. s. w. bereitet ward. Beckmann, Beitr. I. S. 54.

***) Mémoires sur les Chinois, T. VII. p. 55.

†) Ibid. T. II. p. 424.

Berichtigung über Swedenborg und die Neue Kirche.

(Beschluß aus Nr. 223.)

Da Swedenborg mit solchen Erfahrungen und Unterredungen, wie auch Dr. Paulus andeutet, nicht seine Lehre beweisen, sondern nur das aus dem Worte und der Natur der Sache schon Erwiesene noch mehr verstärken und veranschaulichen wollte, wie ja eine Erfahrung als solche nie Offenbarung ist, sofern man bei dieser nicht selbst erkennt, sondern eine schon fertige Erkenntniß mitgetheilt erhält, von jenen Unterredungen aber er selber (in seinem Werke „Von der Vorsehung", §. 135) sagt, „es habe kein Geist sich unterfangen und kein Engel gewünscht, ihm Belehrungen zu geben über das Wort oder über eine Lehre aus dem Wort, sondern es habe ihn allein der Herr belehrt, und zwar mittelbar durch das Wort in der Erleuchtung"; so war kein Grund da, „Die Frühe" für ein Organ der Neuen Kirche zu halten, da sie einen Standpunkt einnimmt, der mit dieser und den oben berührten sehr bestimmten Erklärungen Swedenborg's grabezu im Widerspruch steht. Zwar gibt sie sich selbst als „Sammelblatt der wichtigsten Schriften und Begebnisse in der Neuen Kirche" und spricht sich unbedingt für Swedenborg aus, allein sie theilt dann S. XII als „eine neuere Entdeckung" gewisse „Kundgebungen" mit, die der Herr einzelnen Heiligen der frühern Jahrhunderte „durch seine Engel, und wieder (wie bei der heil. Schrift) in den Entsprechungsbildern des geistigen Wortsinnes" gemacht haben soll. Die ihnen gegebenen Belehrungen werden dann auch ausdrücklich als Worte des Herrn mitgetheilt, indem es z. B. (S. 122) heißt: „Man lästert Mich, spricht der Herr zu Brigitta"; S. 123: „Wieder sprach Er zu Brigitta: Ich schuf" u. s. w. „Dieses ward mir im Gesichte gezeigt", sagt Juliane von Norwich. S. 124: „Der Herr sprach zu Katharina". Lief. 3, S. 171: „Der Herr sprach einst zu Brigit"; S. 172: „Wieder sagte der Herr"; S. 173: „Der Sohn Gottes redete zu Brigit und sprach." Diesen äußerlichen Belehrungen des Herrn wird dann (S. 170) auch dieselbe Entstehungsweise zugeschrieben, welche Swedenborg dem Worte Gottes oder der heil. Schrift zuschreibt, um sie von innerlicher Belehrung oder Erleuchtung, die er als die einzige noch vorkommende Offenbarungsweise bezeichnet, zu unterscheiden (Vom Himmel, §. 254). Zwar wird sich dabei auf drei Stellen Swedenborg's berufen, allein diese sprechen blos von Erscheinungen des Herrn, und zwar von solchen, welche im Himmel und unterhalb der Himmel, d. h. im Hades statthaben können, ohne daß er daselbst persönlich gegenwärtig ist; sie sagen aber nicht, daß der Herr auf diesem äußern Wege Belehrungen gebe, und zwar auf Erden; im Gegentheil, wir lesen sogar in derselben „Frühe" (Lief. 2, S. 106) folgende aus Swedenborg wörtlich übersetzte Stelle: „Der Herr lehrt nicht unmittelbar den Menschen Wahres, weder aus sich, noch durch Engel, sondern er lehrt es mittelbar durch das Wort, durch geistliche Vorträge, durch Lesen, durch Unterredungen und durch Verkehr mit Andern, und so durch eignes Nachdenken aus diesem Allen.... daß er nicht durch Wunder oder durch Gesichte vermocht werden soll, etwas zu glauben oder etwas zu thun. Diese Gesetze sind unwandelbar, weil sie Gesetze der göttlichen Weisheit und zugleich der göttlichen Liebe sind: während sie hingegen Störung erlitten, wenn der Mensch unmittelbar gelehrt würde, sei es durch Einfließen oder durch Rede..." S. 112: „Der Herr lehrt Niemand unmittelbar, sondern mittelbar durch Das, was bei dem Menschen sich findet aus Gehör und Gesicht...; welchem noch beizufügen ist, daß es keine unmittelbare Offenbarung gibt, als die im Worte gegeben ist, und wie sie in den Propheten und Evangelisten und in den historischen Büchern enthalten ist. Diese ist so beschaffen,

daß Jeder unterrichtet werden kann nach den Trieben seines Liebens und nach den Gedanken seines Verstandes aus jenen; sehr dürftig Die, welche nicht in Gutem sind hinsichtlich ihres Wandels; in reichem Maße dagegen Die, so in diesem Guten sind; Letztere werden unterrichtet mittels Erleuchtung vom Herrn." S. 113: „Diejenigen aber, die außerhalb der Christenwelt sind und also das Wort nicht haben, werden wieder nicht anders unterrichtet; es geschieht nämlich mittels ihres Bekenntnisses, welches bei ihnen die Stelle des Wortes vertritt und theilweise aus dem Worte rührt." S. 119: „Manche... glauben, der Mensch könnte wol auch vom Herrn durch die Geister unterrichtet werden, welche mit ihm sprechen; die aber so glauben und wünschen, wissen nicht, daß dieses mit Gefahr ihrer Seele verbunden ist."

Es ist zu verwundern, daß der Herr Herausgeber kein Bewußtsein darüber hatte, daß diese in seiner „Frühe" mitgetheilten Auszüge aus Swedenborg die vollständigste Widerlegung seiner in derselben „Frühe" gegebenen Theorie über ein neues, in Entsprechungsbildern gegebenes Wort Gottes enthalten. Und was soll denn das Kriterium sein, durch das man das echte Wort von dem unechten soll unterscheiden können? Der Hr. Verf. wird blos die Entsprechungsbilder nennen können. Nun sagt zwar auch Swedenborg, daß Alles, was Gott gesprochen, sich in Entsprechungsbilder oder geschichtliche Vorbildungen (Typen) gekleidet hat; allein es folgt nicht, daß Alles, was in Entsprechungsbilder gekleidet erscheint, von Gott gesprochen ist. Swedenborg selbst, auf den er sich beruft, sagt vielmehr („Arc. coel.", P. III. 1. Tübingen 1836, §. 3342): „Alles Reden der Engel und Geister geschieht durch Vorbildungen, sowie auch ganz allgemein, daß Alles, was in der geistigen Welt ist, in der natürlichen sich in Vorbildliches kleide." („De Nova Hieros.", §. 261, S. 132 und in des Hrn. Verf. Auszug S. 175.) Der Ref. hatte also keinen Grund, die „Frühe" für ein Organ der Neuen Kirche und ihrer Freunde auszugeben. Die Mitglieder derselben haben zwar in ihren Briefen an mich der guten Absicht des Hrn. Herausgebers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; er konnte es ihnen aber nicht verübeln, daß sie, nachdem seine Schriften einmal öffentlich vorlagen, auch öffentlich erklärten, sie haben keinen Theil daran, sondern misbilligen sämmtlich Schriften wie die seinigen und die des Hrn. O. (Man sehe meine „Lehrgegensätze", S. 555 und die „Allgem. Kirchenzeitung", 1836, S. 419.)

Der Ref. theilt S. 152 als Unterscheidendes mit: „Die Athanasische Dreieinigkeitslehre wird, da sie schlechthin auf drei Götter führe, verworfen, als vernunft- und schriftwidrig." Allein die Athanasische Lehre, welche in der ganzen Christenheit angenommen ist, wird von Swedenborg und der Neuen Kirche nirgend verworfen, sondern vielmehr alles Ernstes festgehalten; die Verwerfung bezieht sich blos auf einen davon trennbaren Ausdruck (die drei Personen von Ewigkeit), und diese Verwerfung ist heutzutage nichts Unterscheidendes mehr. Swedenborg hat sie in seine „Lehre vom Herrn", §. 55—59, wörtlich eingerückt, analysirt und, jenen Ausdruck abgerechnet, ausdrücklich bestätigt. (Man sehe meine Übersetzung von 1828, S. 118—128.) Der Ref. fährt fort: „Wenn wir von einem denkenden Bauer, der von seinem mystischen Pfarrer nur von Christo predigen und nur Gebete an ihn gerichtet hörte, die Frage vernahmen: Ist denn Gott der Vater in den Ruhestand versetzt? so möchte Ref. auch hier fragen, was denn einstweilen aus dem unendlichen Weltall geworden, oder wem das Regiment übertragen gewesen, als Gott in der Person Jesu in dem kleinen Judäa herumwandelte?" Auch dieser Ausfall trifft die Lehre der Neuen Kirche nicht; denn nach ihr erfüllt der Unendliche alle Räume der endlichen Welt, ohne selbst in einen Raum eingeengt oder auf ihn beschränkt zu sein; das endliche Weltall war also, indem er Jesum erfüllte, unter seiner Leitung wie vorher; nicht der Unendliche als solcher also war es, welcher in dem kleinen Judäa herumwandelte und litt, sondern das Menschliche Jesu, das er von seiner Mutter hatte, mit dem an dasselbe geknüpften, aber der Verklärung fähigen Bewußtsein, das aber nebst jenem nur nach und nach und vollkommen erst mit seinem Austritt aus dem endlichen Weltall zum völlig entsprechenden Organ des Göttlichen zurück verklärt wurde und, wie Paulus sagt, sich über alle Himmel erhob, einging in das Innerste des Alls und von da aus Alles erfüllt (Ephes. 1, 20—23. 4, 10), weshalb man mit ihm sagen kann, in Jesu Christo wohne die ganze Fülle der Gottheit leiblich (Kolosss. 2, 9). Er sei Gott über Alles gelobt (Röm. 9, 5); der große Gott und Heiland (Tit. 2, 13); Gott geoffenbart im Fleisch (1. Timoth. 3, 16), oder mit Johannes: Er sei der wahre Gott und das ewige Leben (1. Joh. 5, 20), und mit Luther und den symbolischen Büchern. In Christus sei Gott Mensch und der Mensch Gott, und mit den recipirten Katechismen: „In Christo seien Gott und Mensch nicht zwei, sondern Eine unzertrennte Person; wobei das Athanasische Bekenntniß hinzusetzt: wie Seele und Leib eins sind." Was das Richten der Gebete an Christum betrifft, so ist zu beherzigen, daß die Apostel selbst Gebete an ihn richteten und gerichtet wissen wollten, gemäß dem Ausspruch Jesu selbst, Joh. 14, 14. Cap. 16, 24—26. Man vergleiche Apostelg. 2, 21. 4, 10. 12; Cap. 9, 14. 21; Cap. 22, 16; Röm. 10, 9. 12—14; Phil. 2, 9. 10. Ja, Paulus schien sogar nur Diejenigen als Christen anzuerkennen, die dies thaten; denn sein erster Brief an die Korinther ist gerichtet an „Alle, die den Namen unsers Herrn Jesu Christi anrufen an jedem Ort" (1. Kor. 1, 2). Die Apostel hatten Auftrag erhalten, zu taufen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes (Matth. 28, 19); aber wie erfüllten sie diesen Auftrag? Sie tauften auf den Namen Jesu Christi oder des Herrn (Apostelg. 2, 38; Cap. 8, 16; Cap. 10, 48; Cap. 19, 5. Röm. 6, 3). Sie hätten demnach den Auftrag Christi schlecht erfüllt, wenn nicht in der verklärten Person Jesu Christi Vater, Sohn und Geist nach Jesu Lehre selbst schon enthalten war. Alles, was man hiergegen sagen könnte, wird beseitigt durch Berücksichtigung der beiden Zustände Jesu. Neuere Theologen haben zwar jene Ausdrücke der Apostel anstößig finden wollen; allein die Verehrung der zum Göttlichen verklärten Menschheit Jesu, was ist sie im Wesentlichen Anderes als die Verehrung des Einen Gottes mit dem von der Psychologie als nothwendig erkannten Denkbild eines göttlichen Menschen, das schon Cicero als nothwendig erkannte und durch das allein Gott unserm Gedanken und Herzen zugänglich wird? Mehr hierüber zu sagen, erlaubt der Raum d. Bl. nicht; ich muß daher auf meine umständliche Abhandlung darüber in den „Lehrgegensätzen" (S. 175—211) verweisen, wo ich diese Lehre bei dem Bewußtsein unserer Zeit anzuknüpfen versucht habe, und wo man, wie ich hoffe, auch sehen wird, daß die in dem „Leben Jesu" von Dr. Strauß enthaltenen Angriffe auf die bisherige Christologie die der Neuen Kirche nicht treffen, und die mythische Ansicht von den Evangelien und von der heil. Schrift überhaupt nur von dem Standpunkt der Neuen Kirche aus gründlich widerlegt werden kann, durch ihre Schriften aber von selbst vollkommen beseitigt wird. Daß man, ohne ad absurdum zu gerathen, das Weltall nicht als unendlich und die Materie nicht als substantiell setzen kann, glaube ich in meinem Skepticismus gezeigt zu haben. J. F. J. Tafel.

Notizen.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, führte folgende Lieblingssprüche in seinem Munde: Einem, der für Land und Leute wacht, steht es nicht zu, die ganze Nacht zu schlafen. Ein Regent soll sich vor nichts mehr hüten, als vor geschwinden Antworten. Zuerst der Räthe pflegen, demnächst aber im Stillen sein eigen Herz um Rath fragen. Ich mag nicht gern anfangen; muß ich es aber thun, so soll man sehen, daß das Aufhören bei mir stehen wird. Bei uns Fürsten kann sich Einer wol wärmen, aber auch verbrennen.

Im Laufe des vorigen Jahres gaben die sämmtlichen pariser Bühnen einen Ertrag von sieben Millionen Francs. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 225. — 12. Auguſt 1836.

Geſchichte der Zechkunſt.

Von G. G. Gervinus.

(Beſchluß aus Nr. 224.)

Wir haben oben gehört, daß die Trauben in China alt ſeien; der ebengenannte gelehrte, philoſophiſche, menſchenfreundliche Kanghi ſelbſt bezeugt in ſeinen Bemerkungen über Naturlehre und Geſchichte *), die Trauben ſeien aus Weſten nach China gekommen, und er rühmt ſelbſt von ſich, daß, da ſonſt nur wenige Gattungen in China exiſtirt hätten, ſo habe er aus Ha-mi drei neue Sorten kommen laſſen, indem er lieber eine neue Frucht in ſeinem Lande einführen, als hundert Porzellanthürme bauen wolle; er bemerkt dabei, daß dieſe Reben im Süden entarteten, allein im Norden in ſteinigem und trockenem Boden gut fortkämen. Die Erfahrungen jedoch, welche die Miſſionnaire in Peking machten, waren nicht günſtig; nicht allein iſt der Boden entgegen und das Klima bekanntlich unverhältnißmäßig rauh, ſie mögen ſich auch ſonſt ungeſchickt dazu angeſtellt haben. Grade von den ſüdlichen Provinzen aber ſoll es gewiß ſein, daß ſie einſt viele Weinſtöcke gehabt haben, und der Wein, den man in Schan-ſi, Schen-ſi, Pe-tſchi-ly, Schan-tong, Ho-nan und Hu-kuang zog, hatte die Eigenſchaft, ſich lange Jahre, in wohlverſchloſſenen Gefäßen eingegraben, zu halten. **) Dies zeigt uns aus einer fernern Beobachtung, was wir ſpäter vielfach wiederholt finden werden, daß ſich das günſtigſte Terrain mit der Zeit unverträglicher mit der Rebe zeigt, daß dieſe, ähnlich wie ihr Product unter den Menſchen, eine jugendliche Kraft des Bodens verlangt, auf dem ſie ſchön gedeihen ſoll. In den ältern oder mittlern Zeiten von China alſo wird der Traubenwein in allen Liedern genannt, der vom Fluſſe Kiang wird beſonders geprieſen; man weiß, daß in verſchiedenen Perioden Schößlinge aus Samarkand, Perſien, Tibet, Kaſchgar, Turfu und Ha-mi eingeführt wurden; die Annalen ſelbſt erwähnen ihn deutlich unter der Regierung des Kaiſers Wu-ty, Dynaſtie Han, 140 J. v. Chr. Von da an läßt ſich der Gebrauch deſſelben faſt von Regierung zu Regierung verfolgen, und die letzte Dynaſtie hat ſeit dem ſchon genannten Kanghi noch mehre Regenten aufzuweiſen, die neue Reben aus ferneren Provinzen eingeführt haben, ſodaß die Südprovinzen ihre alte Weincultur wiederherzuſtellen anfangen. Allein meiſtens ſcheinen die Trauben in Ha-mi und Schan-ſi zu Roſinen verbraucht zu werden, und was wir gelegentlich von der Beſchaffenheit derſelben in Hoai-lai-hien hören, daß ihre Beeren rieſenmäßig groß, wie Pflaumen ſeien, mit dicker Schale, und daß dieſe Größe nicht ſowol vom Klima, als davon herrühre, daß die Reben auf Bruſtbeerbäume gepfropft ſind, daß ſie ferner ſchon im April, Mai und Juni reif wären *), dies Alles ſcheint uns höchſt charakteriſtiſch für eine ausgeartete Cultur und gibt uns möglichſt ſchlechte Begriffe von dem Weine, der dort zu gewinnen ſein möchte. So ſehr alſo die Jeſuiten uns auch den heutigen Weinbau in China ins Licht zu ſtellen ſuchen, ſo glauben wir daran wenig; im Mittelalter aber muß er deſto glänzender geweſen ſein. Es wird aber hierüber nur in einem gewiſſen Dunkel berichtet, aus welchem wenigſtens kein beſtimmtes Factum zu erbeuten iſt. Der Wein, heißt es **), ſei nur allzugut in China fortgekommen; er habe mancherlei Revolutionen veranlaßt. So oft die Regierung Befehl gegeben habe, die Bäume, welche den Saatfeldern hinderlich waren, auszurotten, ſei das unnütze Gewächs der Rebe nicht ausgenommen worden, und wenn das Gedächtniß die Berichterſtatter nicht trüge, ſo ſei es ſogar einige Male ausdrücklich genannt worden. Gewiß iſt, daß die Ausrottung des Weinſtocks in den meiſten Provinzen unter verſchiedenen Regierungen ſo weit getrieben wurde, daß man ſelbſt die Erinnerung daran verloren habe, und dies veranlaßte dann, daß man nachher oft geglaubt hat, die Rebe ſei ſehr ſpät erſt nach China aus dem Occident gebracht worden. Man hat alſo immer geſchickt den Vorwand vorgeſchoben, der Weinſtock ziehe vom Getreidebau ab, obgleich doch mit guter Pflege vielleicht auf demſelben Raume dieſelbe Quantität eines edlern Getränkes hätte erzielt werden können als durch den Reis oder die Gerſte, die man da zog, wo man die Rebe vertilgt hatte. Allein man fürchtete augenſcheinlich die geiſtige Wirkung vor jeder andern. In einem ſo regelrechten Räderwerk, wie der chineſiſche Staat iſt, was konnte da gefährlicher ſein,

*) Mém. sur les Chin. IV, 471.
**) Ibid. T. V. p. 481.

*) Mém. sur les Chin. III. p. 498.
**) Ibid. V. p. 482.

als eine unregelmäßige Bewegung in den Köpfen, die durch den Wein so gar zu leicht hervorgebracht wird! Selbst den Kornwein hat man daher so oft zu machen verboten; als es nichts half, hat man seinen Gebrauch auf Feste, Mahle, Opfer, oder für Gäste und kraftlose Greise eingeschränkt; nicht genug, man hatte bei solchen Gastmahlen selbst den königlichen Prinzen einen eignen Mandarin bestellt, der ihnen auf die Finger sah, daß sie nicht mehr als drei Gläser tranken; noch mehr, man hatte bestimmte Ceremonien vorgeschrieben, weitläufige Gesundheiten und Reverenzen, die vor jedem Glase, das Einer trinkt, hergehen müssen, Weitläufigkeiten, über die nur ein Freigeist, wie die Jesuiten sagen *), lachen kann, in denen aber ein Philosoph bewundert, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber, und mit welcher Geschicklichkeit er die Unmäßigkeit und die verderbliche Freiheit der Rede sammt aller Unordnung, welche die unzertrennliche Begleiterin derselben ist, aus seinem Volke verbannt habe! Wir haben schon gesehen, welcherlei die Wirkungen des Kornweins in China sind; der weise Kaiser Kanghi klagt, daß der Wein stumpf und dumm mache und die Gedanken verwirre. Wie viel furchtbarer mußten die Wirkungen des Traubenweins sein! Von ihm ist daher wol die Rede, wenn ein gewisses Buch **) aus der Dynastie Tschu den warnungsvollen Aufschluß über die nur allzugegründete Besorgniß der chinesischen Regierungen gibt, daß, wenn unter den Völkern in China damals ein Geist der Rebellion und des Aufruhrs herrschte, wenn sie von ihren alten Tugenden und Grundsätzen ungeheuer verloren hätten, die Ursache davon einzig die Wirkung des Weines sei. Hinweg also mit jener verruchten Keckheit, welche die vom Wein gelöste Zunge verräth, jenem lauten Wesen und dem lästerlichen Vertrauen auf die eigne Kraft, dem Erhöhen der Geister, das dem gelehrten Kaiser einerlei mit Verwirrung scheinen mußte, dem frechen Verletzen der guten alten Anstandsregel, dem muthwilligen Heraustreten aus dem alten guten Gleise! Wie sollte dies Alles, das mit dem Weine unzertrennlich zusammenhing, dem philosophischen Staatshaupte in seiner unbeweglichen Ruhe und Besonnenheit und dem Rath seiner ministeriellen Pedanten nicht höchst staatsgefährlich dünken und bis auf die letzte Spur vertilgungswürdig? Man wundere sich also über die Züge der Enthaltsamkeit, die von den Kaisern erzählt werden! Ihnen lag es ja ob, dem Volke mit gutem Beispiele voranzutreten! Hatte ja ihr Prophet Confucius die Worte der Mäßigkeit hinterlassen: daß grober Reis zur Speise und Wasser zum Trank, und der gekrümmte Arm zum Polster genug sei zum Glück. ***)

So haben es denn auch die Regierungen in China schon in den frühesten Zeiten dahin gebracht, daß der Anstand und die Sittsamkeit überall herrsche. Sie haben den Wein auf festliche Gelegenheiten beschränkt; im „Schi-king" hört man also besonders, daß dem Gast die Ehre des Bechers, aber auch ihm mit der bescheidenen Sparsamkeit gegönnt wird, wie sie dem schmuzigen Geiz des Chinesen gemäß ist, der schon darum keine Trinkkunst verstehen konnte, weil ihm die Liberalität, was der Orient die fließende Hand nennt, abgeht. Es heißt in einem Gastliede: *)

Ein edler Gast ist bei uns eingekehret,
gerühret ward das Saitenspiel,
so lang es unserm Gast gefiel,
und mit dem Becher hab' ich ihn geehret. —
Der Saitenklang beständig quoll,
und immer war der Becher voll,
und uns zu Ehren hat er ihn geleeret;
der Wein war leicht und rein und hat ihn nicht beschweret.

Und anderswo:

Am Spieße brät ein Häschen,
das Blatt vom Kürbis pflücken wir,
dem Gast ein Gastmahl schmücken wir,
und schenken ein vom guten Wein ein Gläschen.

Wir haben oben aus andern Quellen gehört, daß den Greisen hauptsächlich der Wein reservirt blieb; hier wird es bestätigt: **)

Tragt, ihr Geschürzeten, Becher im Kreise,
Wein den gewürzeten trinken die Greise,
daß sich erneuere ihnen die Frische,
aber die Eurre braucht kein Gemische.

Bei den Festen selbst, wo der Wein gestattet wär, brauchte man die Vorsicht, weitere Einschränkungen zu machen. Alle Mahle und Gelage sind einer so strengen Etikette unterworfen, fast wie die, welche der Hof den Gesandten zu geben pflegt; bis auf die Art der Zubereitung und Auftragung der Speisen erstreckt sich das sorgsame Gesetz und beschneidet der Koch- und der Zechkunst die Flügel. Wenn ein Kaiser U-tse seinen Kriegern ein Fest gab, um sie sich zu gewinnen, so durfte doch die steifste Rangordnung in Sitz, Speise und Trank nicht fehlen; und vom Kaiser Tsie-sche-hoang wird unter Anderm die Herstellung der alten Einladungen und Feste gerühmt, und wie da jede einzelne Ceremonie ihren gehörigen Gang, Anfang und Ende hatte, daß eine bescheidene und anständige Freude in allen Augen strahlte. Daß dem häuslichen Feste ein Muster gegeben werde, sind öffentliche Feierlichkeiten in allen Städten angeordnet ***); Mandarine präsidiren dabei, das Gesetz ladet die Gelehrten und die Bürger von Ruf dazu ein; auch hier ist bis ins Kleinste das Ceremoniel vorgeschrieben. Der Hauptzweck dieser Feste ist, das Verdienst hervorzuheben, die Sittsamkeit, den freundschaftlichen, conventionnellen Anstand zu wahren, und der Präsident liest in diesem Sinne gewisse Gesetzartikel im Namen des Kaisers vor, in deren Eingang ausdrücklich daran erinnert wird, daß man sich nicht eigentlich um des Vergnügens an Speise und Trank versammelt habe, sondern um die Treue gegen den Fürsten aufzufrischen und dergleichen mehr, und darauf haben alle Gesänge und Musikstücke ihren Bezug. Ein einziges Trinklied von freierer Bewegung ist mir im „Schi-king" aufgefallen, wo ich freilich nicht weiß, wie viel Antheil der Übersezer, namentlich an der

*) Mém. sur les Chin. T. IX. p. 366.
**) Ibid. T. IX. p. 114 sq.
***) Werke des Confucius, deutsch von Schott, S. 67.

*) Schi-king, S. 164.
**) Ebendas. S. 347.
***) Mémoires etc. T. IV. p. 143.

Form hat; sonst ist der Inhalt charakteristisch für die chinesische Poesie überhaupt, die ihrer planen Thatsächlichkeit wegen einen merkwürdigen Contrast gegen alles Orientalische bildet:*)

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Karpfen, die Hechte;
wir wackeren Knechte
bei Tische,
wir trinken das Wasser das echte.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Aale, die Lachse;
ihr traurigen Dachse
bei Tische,
so trinket, daß Lust euch erwachse.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Weise, die Störe;
wir fröhlichen Chöre
bei Tische,
wir trinken, als ob sichs gehöre.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Barben, die Schmerle;
ihr ruhigen Querle
bei Tische,
nun schlürfet vom Weine die Perle.

Das Wasser das frische,
das trinken die Fische,
die Schleien, Forellen;
wir freien Gesellen
bei Tische,
verschlingen vom Weine die Wellen.

Doch selbst in der höchsten Ekstase behalten die wackern Zecher eine Art von Besinnung, und wenn man etwas einen nüchternen Rausch nennen kann, so scheint dies in folgendem höchst beziehungsvollen Liede**) vortrefflich ausgedrückt zu sein:

Unsre Gäste werden trunken
und der Anstand höret auf;
ihre Augen sprühen Funken,
und die Zung hat freien Lauf.

Die verschobnen Mützen schwanken,
hangen nur an einem Haar,
steife Bein' im Tanze wanken,
alte Stimmen singen klar.

Da du mir nur Becher leertest,
bist du schon wie ausgetauscht,
wenn du nun noch einen kehrtest,
wärest du wol gar berauscht.

Zwar ich muß mich deiner schämen,
weil ich völlig nüchtern bin,
doch willst du mit heim mich nehmen,
führe sacht mich immerhin.

Zwar du führest mich in Pfützen,
doch mir selber schwankt der Kopf,
laß auf deinen Arm mich stützen,
und ich halte dich beim Schopf.

Mit diesem äußersten Punkte des Trinkens will ich schließen. Diese stumpfe Trunkenheit ist so, wie sie ein warmer Kornwein wird hervorbringen können, und paßt zu dem häßlichen Charakter des Chinesen so gut, wie der Zug, der in einem andern Liede vorkommt, indem sich Einer, dessen geladene Gäste nicht zu rechter Zeit kommen, ordentlich froh darauf tröstet, seinen Wein allein zu trinken. Den Werth des Weins zur Geselligkeit kann man ja wol auch da nicht kennen, wo die Convenienz die Zunge bindet und ein Ceremonientribunal existirt, und wo der Theekessel nicht vom Feuer kommt, der ja auch bei uns nichts fördert als die Strickerei, die üble Nachrede und die Nervenschwäche; und dann ist überall die lüsterne Begierde nach dem physischen Genuß Das, was dem Chinesen seinen Wein wie seine gewürzten Brühen lieb macht, was ihn sogar hier zur nie erhörten Widersetzlichkeit gegen seine Regierung gebracht hat. Wie schrecklich aber ists, diese kindischen und eckigen Reste uralter Gewohnheiten mit den raffinirtesten Bedürfnissen und den verfeinertsten Lebenseinrichtungen auf eine ängstliche Weise verschränkt, die giftigsten und heimlichsten Laster bei diesem Volke im Schwang zu sehen, ohne daß eine Stimme dagegen laut werden könnte, da man mit der ausgesuchtesten Schlauheit, bis an die Grenze des physischen Bedürfnisses hin, den Ausbruch jedes Unmuths und jeder Freude — von Gesetzes wegen verboten hat.

*) Schi-king, S. 181.
**) Ebendas. S. 249.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des „Legitimen", der „Transatlantischen Reiseskizzen", des „Virey" u. s. w. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt, oder der transatlantischen Reiseskizzen dritter Theil. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1835. 8. 2 Thlr.*)

Was der Verf. durch seine Anonymität hinsichtlich seines literarischen Rufes verfehlt, das sucht der Verleger dadurch wieder gut zu machen, daß er jedem neuen Roman die günstigen Recensionen, welche den frühern zu Theil wurden, vorandruckt. Hierbei wird mit einer umsichtigen Schlauheit verfahren. Nur die recht prägnant lobenden Kritiken werden abgedruckt, und zwar auch diese nur bis dahin, wo das Lob endigt und der Tadel anfängt. Der Verf. schadet seiner literarischen Stellung durch seine Anonymität offenbar. Bei welchem Namen soll man ihn nennen? Wie soll man ihn in der Literaturgeschichte aufführen? Ein Schriftsteller, der, wie dieser, seiner Werke sich nicht schämen darf, soll sich auch seines Namens nicht schämen.

Den vorliegenden Roman ziehe ich den beiden vorausgehenden Theilen der „Transatlantischen Reiseskizzen", welche ein abgesondertes Ganze bilden und doch zu keinem befriedigenden Abschluß kommen, beiweitem vor. Übrigens ist zwischen diesem dritten und den beiden ersten Theilen nicht der geringste Zusammenhang, nicht die mindeste Beziehung von jenem auf diese. Der Verfasser ist in Amerika zu Hause; er kennt nicht nur die allgemeinen Zustände der Vereinigten Staaten, nicht nur den allgemeinen Charakter des Landes, seiner Einwohner und seiner Natur; er kennt auch die provinziellen Eigenthümlichkeiten, worin sich der allgemeine Landescharakter bricht, die Modificationen, welche Sitte und Sprache in den verschiedenen Gebietstheilen erleiden, er kennt Art und Natur jedes Landstrichs, seinen Dialekt, seine Stände, er ist ebenso vertraut mit den Sitten der Wilden und Neger als mit denen der Weißen, und er unterscheidet unter Letztern wohl den Landeseingebore-

*) Über den ersten und zweiten Band berichteten wir in Nr. 286 d. Bl. f. 1835. D. Red.

nen von den frischen Ankömmlingen. Die höhern und niedern Stände, vom Pflanzer und Kaufmann bis zum ärmlichsten Colonisten und Trödler hinab, weiß er auf gleich lebendige Weise zu schildern. Er ist ein Verehrer der nordamerikanischen Zustände, ein feuriger Republikaner mit Haut und Haar, der über unser royalistisches und feudalistisches Europa bedauernd die Achseln zuckt. Er ist eingeweiht in die Wunder dieser üppigen Mississippinatur, welche in ihrer ungebundensten Kraft sich gehen läßt, und weiß sie mit Leichtigkeit und künstlerischer Anschaulichkeit darzustellen. Diese Anschmiegsamkeit an die Natur bekundet den Deutschen; er schildert mit deutschem Enthusiasmus, aber er hat etwas von britischer Praxis und weiß seine Reflexionslust überall und zur rechten Zeit zu mäßigen. In der Schilderung der Sitten ist er Engländer, aber voll deutscher Energie, gepreßter, minder breit, als die englischen Sittenmaler zu sein pflegen. Diese Eigenschaften verliehen schon dem ersten Theile der „Transatlantischen Reiseskizzen" ihren bedeutendsten Vorzug; aber sie fanden in dem zweiten, welcher in der abgeglätteten, charakterlosen europäischen Welt spielt, nicht die ihnen zukömmliche Nahrung. Hier wurde der Verf. oft breit, nicht selten flach, entweder, weil er unsere Zustände nicht genau kennt, oder weil diese für sein blühendes Darstellungstalent überhaupt nicht das rechte Material liefern. Wir stehen zu weit abwärts von der Natur, um diesen vollblutigen Amerikanern zu genügen. Sei es nun, daß die Anlage in den beiden ersten Theilen verfehlt war, oder sei es, daß er Überdruß an den europäischen Verhältnissen und deren Abschilderung empfand, kurz, er brach den Roman an der Spitze ab, sodaß er als Ganzes durchaus nicht befriedigen kann. Ein solches vollkommen befriedigendes Ganze stellt sich dar in diesem dritten Theile. Hier ist der Verf. auf dem Grund und Boden, woraus sein schönes Talent die ihm zusagende Nahrung in unerschöpflicher Fülle saugen kann. Und in der That! die Kunst, mit welcher der Verfasser das Interesse der Leser auf die Hauptfigur zu concentriren weiß, ist bewundernswerth. Nur einen einzigen Charakter, den eines kentuckischen Landwirths, führt er bis zur Erschöpfung, bis zum letzten Pinselstriche durch, und doch wird man nicht müde, diesem Charakter Zug für Zug und somit dem Romane selbst Tritt für Tritt nachzugehen. Ralph Doughby ist ein knorriger, aber kerngesunder Mensch, ein Provinzieller, wie man es in einem Lande sein kann, welches, wie das freie Nordamerika, keine eigentliche Haupt- und Centralstadt aufzuweisen hat, ein wilder Mensch, voll Gemüth und Treuherzigkeit, welcher die tollsten Streiche und Extravaganzen begeht, weil die übersprudelnde innere Lebenskraft ihm zu mächtig wird und weil er, von dem glättenden Hebel der Cultur nicht erreicht, neben seiner angeborenen Gutmüthigkeit die Ecken und Spitzen seiner unangebauten, aber für Anbau empfänglichen Natur behalten hat. Doughby liebt zweimal im Verlaufe des Romans: das eine Mal ein im Gegensatz zu seiner schroffen Natur zart organisirtes Mädchen, das sich in Folge eines tollen und lebensgefährlichen Streichs von dem unbändigen Menschen abwendet; das zweite Mal eine Pflanzerstochter, die ihm vielleicht grade seines urkräftigen elastischen Gemüthes wegen heimlich Herz und Hand schenkt. Wenn man in diesem Buche von romanhafter Verwickelung sprechen darf, so beruht diese einzig und allein auf der Collision, in welche das Mädchen zu ihrem Vater, der sie einem Kreolen zugesagt hat, und der, in welche Doughby zu seinem erzwungenen Schwiegervater und seinem Nebenbuhler tritt. Die Verwirrung löst sich bald und glücklich. Doughby kehrt die gutmüthige Seite seiner Natur heraus und besänftigt den tobenden Menou, der seinen sonderbaren Schwiegersohn lieben und achten lernt. Der aufbrausende Junggesell Doughby verliert sich in einem zahmen Eheherrn. Auch seine frühere Geliebte verheirathet sich glücklich, sodaß der Roman unter einem Kreuzfeuer von Vermählungen zur Beruhigung und Lust der Leser schließt. Nächst dem Haupthelden zieht der örtliche Hintergrund vorzüglich an; nicht minder die Menschengruppen, wie sie hier und da auf der Reise sich zusammenfinden. Diese Volksscenen sind mit einem lebendigen und farbigen Pinsel gemalt. Der Roman ist bei aller Einfachheit voll Leben und Feuer, voll Begeisterung, wo der Verfasser auf die Vortrefflichkeit der nordamerikanischen Zustände zu sprechen kommt. „Unser Heimatsland", sagt der Verf., „ist unsere Braut, mit der wir in Flitterwochen leben; ein scheeles Gesicht, das ihr ein Dritter schneidet, ist im Stande, unserm Phlegma auf einmal ein Ende zu machen. Der Nichtamerikaner kann dieses Verliebtsein, und es ist es wirklich, nicht begreifen. Er nennt es Affenliebe. — — Die Liebe zu dieser unserer Braut, unserm Lande, ist ganz verschieden von der Liebe, die er zu dem seinigen hat, das, wie er glaubt, doch ein ganz anderes Land ist. Das wollen wir ihm auch gerne zugeben, denn Uncle Sams Land ist noch eine neue Besitzung, hat nicht die bethürmten und bezinnten Schlösser, die weiten Hallen, die wunderlieblichen Parks, Grotten, die gothischen Dome des alten Englands, es hat nicht die 2000jährigen epheubekleideten Säulentrümmer, Obelisken, Pantheons und Colisseen des alten Hesperiens, die köstlichen Rebengelände des schönen Frankreichs; es ist, wie gesagt, eine neue Besitzung mit neuen Gebäuden, neuen Feldern, die vor noch nicht langer Zeit der Waldesnacht abgewonnen wurden — aber es ist diese Besitzung schlicht und bauerngutartig — — es ist noch mehr, es ist unsere eigne Besitzung, unsere eigne Pflanzung — — wo wir zu Hause sind, worauf keine Frohnen, keine Abgaben lasten; ein Freigut in jeder Hinsicht, das nicht großen Herren, Herzogen, Grafen gehört; wo wir nicht bloße Tagelöhner, Miethsleute sind, die im Dachstübchen oder im Bedientenzimmer wohnen — — es ist unsere eigne Besitzung, und deshalb lieben wir sie grade so eigenthümlich, wie ein wackerer Hausvater, der auf sein schlechtes Haus und Hof, die er selbst gebaut, stolzer ist als der reiche Nachbar auf seinen prächtigen Landsitz, in welchem er blos zur Miethe wohnt." Wer wollte dem Verf. diese schöne Begeisterung verargen, und wer wollte es ihm verargen, wenn er an einer andern Stelle enthusiastisch ausruft: „Allen Respect für das Franzosenthum — aber in der Wagschale des amerikanischen Bürgerthums — pah! wiegt es federleicht. Ein geborener, freier amerikanischer Mann ist das schönste Attribut!" Und weiterhin: „Die Verzweiflung fehlt uns, das Pathos — vom Theatralischen ist gar nicht die Rede." In der That! das Gemachte, die Decorationsmalerei der Übercultur, ja! das Theatralische überhaupt in unserer ganzen Erscheinung, im Denken, Sprechen und Thun, das ist die weite Kluft, die uns, nicht zu unserm Vortheil, von den natürlichen Zuständen dieses aus der Wildniß aufwachsenden Landes trennt. 45.

Berlin und Hamburg, oder Briefe aus dem Leben von J. S. Loebell. Erster Theil. Breslau, Friedländer. 1836. 8. 16 Gr.

Literatur für Tabagien und —, ein ekelerregendes Gemenge von Gemeinheiten und Unanständigkeiten, aus der Feder eines von Hamburg weggewiesenen und unglücklicherweise nach Berlin gerathenen Journalisten. In Frankreich und England wird viel schlechtes Zeug gedruckt, aber unserm lieben Deutschland müssen beide dennoch den Preis lassen. Es ist eine Schande für uns, aber es ist einmal so. Könnte man den Widerwillen bei diesem Buche überwinden, so würde man vielleicht über den hohen Standpunkt lachen, von welchem herab Herr Loebell, der Redacteur der weltberühmten Zeitschrift „Pandora", die berliner Schriftsteller die Revue passirrn läßt, in vier Bataillons getheilt, oder Rellstab's „1812" recensirt, worauf er einen ebenso bittern Haß geworfen zu haben scheint, wie der geistreiche Herr Öttinger. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 226. — 13. August 1836.

Die Politik des Civil-Staatsdienstes. Von Dr. Wehnert. Potsdam, Riegel. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Eine schöne Schrift nach Inhalt und Sprache! Jedoch nur erst die Hälfte des Ganzen; denn über die Ausbildung, Prüfung und Wahl der Staatsdiener, über Collegialverfassung, über die Besoldungs- und Pensionssysteme will uns der Verf. seine Gedanken noch in einem zweiten Hefte erst mittheilen. In dem vorliegenden hat er sich über den Stand und Beruf der Staatsdiener, ihre Dienststellung, Controle und Disciplin, über das Staatsregiment und den Aufwand für den Staatsdienst ausgesprochen.

Das Werk ist keine in einer wissenschaftlichen Form vorgetragene Ausführung oder Beweisführung über diese Gegenstände, woraus die Theorie eine Wissenschaftslehre dafür schöpft, sondern ein freier Vortrag und eine Charakterzeichnung des Staatsdienstes aus dem Munde der Praktik, in wahrhaft parlamentarischer Rede, welche den Actenmann ganz vergessen läßt, oder vielmehr den Beweis liefert, daß auch Der, der vielfach in Acten lesen und schreiben muß, darum schön zu reden und zu schreiben nicht zu vergessen braucht.

Da die Schrift keine Ableitung systematischer Sätze enthält, so schadet es ihr im Ganzen nicht, daß sich hin und wieder Spuren ihrer flüchtigen Abfassung in einiger Unbestimmtheit des Ausdrucks und einiger Schiefheit aufgestellter Sätze offenbaren. Denn diese Fehler haften immer nur an der Stelle, bei welcher sie vorkommen, und haben keine Folgen weiter in der Abhandlung. Der Verf. ist vielmehr des Ganzen so mächtig, und man erkennt leicht, daß er es so überdacht hat und seine Vorstellungen so gereift sind, um mit Leichtigkeit und Anmuth uns die Schilderung der Grundzüge für die Einrichtung eines guten Staatsdienstes haben liefern zu können.

Wenn er S. 2 z. B. sagt: „Die Beamtenwelt bildet einen eigenthümlichen Organismus im Staate; sie repräsentiert die Staatsgewalt in der Ausübung der innern Regierungsrechte; in ihren Händen befindet sich das active Staatsleben, die Handhabung aller staatlichen Wirksamkeit", so würde dies nur dann richtig sein, wenn man das Staatsoberhaupt ebenfalls mit zu den Staatsdienern rechnen dürfte. Eben dies würde aber ein großer Fehler sein. Das Staatsoberhaupt, der Regent, ist der Inhaber aller Staatsgewalt, der Repräsentant der Staatshoheit; aber die Staatsdienerschaft ist weder sein Repräsentant, sondern die Beamten sind nur seine Beauftragte und Bevollmächtigte zur Ausführung der Geschäfte, die er selbst nicht ausführen kann und darf, noch umfaßt sie das Ganze der Regierungsrechte, indem die eigentlichen Hoheitsrechte davon ausgeschlossen sind. Zwischen einem Stellvertreter und einem Beauftragten ist ein großer Unterschied, indem der Letztere jenen nur insoweit vorstellt, als sein Auftrag geht.

Sehr wahr hingegen ist Alles, was der Verf. von der Wichtigkeit der vollkommenen Ausbildung der Hierarchie des Staatsdienstes sagt. Eine gute Verwaltung ist ausgemacht unendlich mehr werth als eine gute Verfassung, und eine treffliche Staatsdienerschaft wichtiger für Volkswohl als eine Nationalrepräsentation. Unstreitig muß man mit Condorcet bekennen: daß das Glück der Völker weit mehr von den Einsichten und guten Willen Derer, die sie regieren, als von der Form der politischen Constitutionen abhängt. Nur möchte am Ende doch wol die Frage entstehen, ob nicht eine gute Organisation des Staatsdienstes selbst einen wesentlichen Bestandtheil der Landesverfassung ausmache, und ob ihre Erhaltung und Fortbildung auch ohne Volksvertretung zu gewährleisten sei. Wenn „die Einführung der Idee in das Leben, die Herrschaft der Intelligenz, der Geist, der überall das Rechte zu finden und das Wesentliche zu ergreifen weiß", nun auch wirklich dasjenige einfache Princip wäre, welches die ganze Ausbildung des Staatsdienstes leiten soll, so sieht man doch leicht ein, daß dieser Satz noch vielerlei näherer Bestimmungen bedarf, um das Zusammenstoßen und den Hader der Ideen und Intelligenzen zu verhüten und zu bewirken, daß nur weise Entschließungen gefaßt werden, und daß die Gewalt nicht für weise ausgebe, was es keineswegs ist.

Das Volk erblickt die Staatsregierung personificirt in den ihm näher stehenden Beamten, weil diese den unmittelbarsten Einfluß auf sein Wohl haben. Mit Recht wird dasselbe daher immer geneigt sein, den Charakter der Regierungen nach der Denk- und Handlungsweise der angestellten Beamten zu beurtheilen. Wie an den Früchten der Baum, ist aus dem in der Staatsdienerschaft herrschenden Geiste der Charakter des Staatsregiments zu erkennen.

Ein Staatsdiener darf kein Parteipolitiker sein, und er kann sein Amt nicht nach den Foderungen des Gemeinwohls

verwalten, wenn er nicht dem Regierungssysteme des Staats ergeben ist.

Das ist indessen leichter gesagt als ausgeführt. Denn wenn Principien gangbar sind, die einander entgegenstehen, kann ein Jeder nicht umhin, in der Anerkennung der Wahrheit des einen die andern zu verwerfen. Überall aber, wo diese Ansichten ohne Einfluß sind auf die Handlungen, also bei der Ausführung gegebener Vorschriften, braucht nach den erstern gar nicht gefragt zu werden, woraus denn folgt, daß nur auf den höchsten Stufen des Staatsdienstes, wo es sich um die Aufstellung der geltenden Anordnungen selbst handelt, ein politisches Glaubensbekenntniß erfoderlich und zu berücksichtigen ist, und daß im Übrigen die Staatsdiener glauben mögen, was sie wollen, wenn sie nur ihren Dienst versehen, wie sie sollen, was schon in sich schließt, daß sie sich nicht zu Werkzeugen irgend einer ihrem Machtgeber entgegenwirkenden Partei hergeben dürfen. Nur allein, daß sie durch ihre amtliche Handlungsweise nicht zu Heuchlern und Sündern an ihrer Überzeugung werden, ist ein Gebot der Rechtschaffenheit, dem sie sich nicht versagen dürfen. So betrachtet auch der Verf. selbst die Sache weiterhin.

Alles, was auf politische Heuchelei ausgeht, vergiftet die Quelle und den Einfluß einer aufgeklärten öffentlichen Meinung; Freimüthigkeit ehrt den Staat wie den Diener; es liegt im wohlverstandenen Interesse des monarchischen Regierungssystems besonders, Talent und Redlichkeit im Amte mit Unabhängigkeit der Gesinnung bestehen zu lassen, sich mit den besten Einsichten und Erfahrungen zu umgeben, ohne demoralisirende Befürchtungen zu erregen. Für die glückliche Wirksamkeit und für die Rechte der Staatsregierung wird die Beamtenschar um so kräftigern Beistand leisten, je fester und gesicherter ihre Stellung ist, und je mehr ihr Eifer durch das Gefühl belebt wird, daß sie ihre innere Überzeugung nicht verleugnen darf. Man verkennt die erhabene Stellung der höhern Gehülfen der Staatsgewalt, die, von Privatrücksichten und Egoismus unberührt, nur das Wohl des Ganzen vor Augen haben, wenn man besorgt, daß ein Beamter ihnen darum unangenehm sein könne, weil er in seinen Ansichten von den ihrigen über einzelne Gegenstände der Verwaltung abweicht und seine Überzeugung vertrauensvoll ausspricht. Nur die pflichtgetreue Verwaltung des Amts, die Handhabung des Schutzes der Gesetze, der redliche Eifer und das Maß der Kenntnisse werden die Motive sein, welche bei dem Urtheile über einen Beamten in Betracht kommen, die persönliche Zu- oder Abneigung gegen ihn bedingen. Wer die Gründe, aus denen er die Zweck- oder Rechtmäßigkeit einer Maßregel bezweifelt, aufrichtig vorträgt, ist darum kein Gegner der anordnenden Gewalt. In dem Circulare des Ministers des Innern an die Präfecten von Frankreich vom 10. Mai 1806 kommt schon die merkwürdige Stelle vor: „Die Unterordnung im Civildienste ist von der militairischen und jeder andern zu unterscheiden, und die Widerrede eines untergeordneten Beamten muß nicht durch Befehl und Machtspruch, sondern durch Gründe überwunden werden. Denn jene Unterordnung soll keineswegs blind und absolut sein, sondern im Gegentheile Raisonnement zulassen, wie groß auch das Ansehen der Unterordnung im Dienste sein mag."

Es liegt in der Natur und dem Zwecke der Gesetze und aller Regierungshandlungen, daß, da sie auf der einen Seite den Willen des Regenten zu erkennen geben, auf der andern Seite immer zum Wohle des Volkes abzielen sollen, der Beamtenstand vermöge seines Berufes zur Ausführung derselben von selbst das Band zwischen Regenten und Volk wird, mithin auch darin des Berufes zur Vertretung des Einen wie des Andern inne wird und sich dessen um so eifriger annimmt, je mehr es an einer andern Vertretung des Volkes gebricht. Es folgt daraus von selbst, daß der Beamtenstand nicht nur diesen letztern Beruf im Staate um so mehr aufgeben muß, je mehr dessen Verfassung eine selbständige Volksvertretung ins Leben ruft, und daß die Regierung sich alsdann ihrer Vollziehungswerkzeuge in den Beamten um so mehr bemächtigen und um so abhängiger von sich machen muß, je mehr die Verfassung die im Volke vorhandener Kenntnisse und Talente in die Volksvertretung drängt, zwischen dieser und der Regierung die Oberhoheit im Staate theilt und sie einander gegenüberstellt. Insofern hat der Verf. ganz Recht, daß der Staatsdienst in den constitutionnellen Staaten weit mehr in Abhängigkeit, Mechanismus und Förmlichkeit gehalten werden müsse als in reinmonarchischen; daß folglich jene vermöge der unumgänglich weniger vollkommenen Verwaltung beiweitem mehr einbüßen, als sie durch die Verfassung gewinnen. Indessen ist dies dennoch nur unter zwei Voraussetzungen richtig, einmal, daß man den monarchischen Staat gänzlich von der despotischen Regierung scheidet, was ohne Verfassung nicht möglich ist; und zweitens, daß man unter constitutionnellen Staaten lediglich solche versteht, wie sie in der Erfahrung bisher bestanden haben. Eine Verfassung hingegen, durch welche keine Theilung der Hoheitsrechte, kein Gegensatz zwischen der Regierung und Volksvertretung, kein Kampf des unerlaubten Verlangens, der Anmaßung und der Leidenschaften, keine Beargwöhnung und Unterdrückung der Autoritäten hervorgerufen und genährt würde, müßte, sowie zwischen Regenten und Volksvertretung, so auch zwischen dieser und dem Beamtenstande, Eintracht und Zusammenwirken erzeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Seeliteratur.

1. Capitain Marryat's Romane.

Der Seeoffizier. Roman von Capitain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile. Aachen, Mayer. 1835. 8. 4 Thlr.

Capitain Marryat's Romane sind unsers Wissens ihrem Geiste und ihrer Eigenthümlichkeit nach noch so wenig beurtheilt und in der Bibliothek der Welterscheinungen classificirt worden, daß wir es wagen, uns hier erst einmal über die Gattung im Allgemeinen auszusprechen, bevor wir zu den einzelnen übergehen, von denen eins immer so sehr die Physiognomie des andern trägt, daß das Individuum weniger merkwürdig wird als die Gattung, welche für den Augenblick in der Romanenwelt, nächst dem so ganz verschiedenen Balzac, der höchsten Popularität zu genießen scheint.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Welt- und Sittengeschichte, daß jede Richtung des menschlichen Geistes, welche in der Zeit vorhanden ist, auch gleich auf eine oder die andere Weise ihre Organe findet, welche dieselbe in die verschiedenartigsten Zweige von Kunst und Wissenschaft übertragen und sie darin aussprechen, auch in denjenigen, in welchen ihr Einfluß nach gemeiner Berechnung gar nicht sichtbar werden zu können scheint. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns die ganze Menschenmasse wie ein geistiges Collectivindividuum, und wie wir von jeher vor dem Gedanken eines Untertauchens jeder

geistigen Individualität in Gott zurückschauderten, weil wir glauben, daß der Mensch sich selbst nie aufgeben solle, sogar nicht vor Gott, denn „Gott will Götter", und daß nur in diesem Streben die Bürgschaft seiner Unsterblichkeit liegt, das Ziel seiner Bestimmung — denn warum, wenn der Geist der Geister einst allen Geist wieder in sich verschmelzen, ihn gewissermaßen wieder consisciren wollte, hätte er ihn ausgesandt? —, so erschraken wir auch vor dieser unserer eignen Ansicht, welche sich doch gewiß auf billige, mit der menschlichen Freiheit und Individualität vereinbare Grundzüge zurückführen läßt; denn alle Ansicht ist relativ. Hat also jene Philosophie, welche in jeder menschlichen Erscheinung eine Nothwendigkeit, einen unumgänglichen Entwickelungsproceß sieht, etwas für sich, so müssen wir doch auch der Freiheit, der Glücksgöttin und Dem, was wir Zufall nennen, etwas einräumen, und sowie wir die Freiheit des Individuums verfechten, muß auch eine Freiheit der ganzen Menschheit vorhanden sein und alle Erscheinung sich zwar innerhalb der Bahn gegebener Gesetze bewegen, aber innerhalb der Bahn, welche diese Gesetze vorschreiben, muß der Freiheit der Wahl immer noch ein breiter Raum gelassen sein, und wenn hier die Kraft der Nothwendigkeit so wirkt, wie Ursache und Folge wirken, so kann sie doch keine ganz ausschließende Gewalt haben; denn der ganze Begriff der Menschheit beruht auf der Freiheit des Willens in der Wahl des Guten und Bösen, des Einen oder des Andern, und dieser Freiheit erst tritt eine Nemesis als Nothwendigkeit nach, geht ihr aber nicht vorweisend voran, weil der Mensch und die Menschheit keine Maschinen sein sollten, selbst im höchsten, edelsten, geistigsten Sinne nicht, weil der große Unterschied zwischen der geistigen und der Körperwelt eben in der starren Nothwendigkeit der einen und in der Freiheit der andern liegt.

Es ist also nur ein Resultat dieser Freiheit und Willkür, wenn ein Geist unter der Zahl der Geister eine jener Richtungen der Zeit plötzlich als die ihm analogste ergreift und sie überträgt in das Fach, was ihm eben zugewiesen ist; es ist nicht die durchaus nothwendige Action einer großen Maschine, Menschheit genannt, wie so Viele wollen, deren Geist auf diesem Wege selbst in den Tod des Materialismus geräth; denn wo Freiheit nicht ist, da ist Tod, Körper ohne Seele, Aufhebung Dessen, was wir Leben nennen, Aufhebung der Ehe zwischen Körper und Geist, Hinwegfallen des Begriffes: Mensch, mit dem der Begriff der Freiheit so innig verwachsen ist, daß er nicht ein Äußeres für ihn ist, ein Erreichbares, sondern die innerste Bedingung seines Daseins.

Es prägt sich also jede dieser Richtungen des Zeitgeistes in Poesie und Philosophie aus; und ist nicht alle geistige Äußerung Poesie oder Philosophie, oder beides zugleich? Sie dringt ein in alle Wissenschaft, in die Philosophie der Wissenschaft, in die Poesie, nicht blos von ihrer philosophischen, sondern auch von ihrer poetischen Seite, denn es braucht hier nicht erst bemerkt zu werden, daß die Philosophie nicht ohne ihre Poesie, die Poesie nicht ohne ihre Philosophie sein kann. Unsere Zeit nun ist vorherrschend politisch in ihrer Tendenz, ihre Richtungen werden sich daher zuerst in der Politik aussprechen. Lange hat man hier in Theorien geschwärmt, welche sehr häufig nur die Spitze der geselligen Ordnung berührten und von allen breitern Basen der menschlichen Gesellschaft keine Notiz nahmen. Auf dem Gipfel befreite man die Völker, ihrem Kopfe nahm man die Gefangenenkappe, ihrem Munde den Maulkorb, die Beine und die Arme blieben gefesselt, und so blieb der ganze Mensch, das Individuum, doch ohnmächtig. Nachdem man lange in dem Romane dieser Theorien geschwärmt, fingen einige praktische Köpfe plötzlich an, einzusehen, die ganze Theorie für den Kopf helfe den Völkern nichts, wenn der Magen leer bleibe und die Beine und Arme gefesselt wären. Sie sprangen daher plötzlich zum entgegengesetzten Extrem über, ihre Theorie war unpraktisch gewesen, und sie meinten nun, es gäbe keine praktische Theorie, es existire keine Freiheit und Geistesentfesselung für die Völker im politischen Sinne. Damit aber doch noch etwas für die Massen geschehe, müsse für ihr physisches Wohl gesorgt werden, soviel möglich, und um das Übrige brauche man sich eben nicht zu bekümmern. Der Ruf: materielle Interessen der Völker! hallte alsbald in der Politik wider, Jenen gewissermaßen entgegengesetzt, welche romantischerweise die Hauptleitung der geistigen Interessen der Welt in die Hände des Volks gegeben haben wollten, indem sie in ihm einen Instinct des Genies voraussetzten, wo sie ihm Bildung und Erkenntniß nicht zusprechen konnten. Dieser Ruf: materielle Interessen der Völker! wird, fürchten wir, sich noch eine Zeit lang steigern, bis er an seiner eignen Einseitigkeit brechen wird, denn die Tendenz der Zeit ist nun einmal vorherrschend materiell. Gewinnt die Mitwelt nun auch nicht immer durch dieses Ausschweifen in das Extrem einer Meinung, so gewinnt doch die Welt im Großen dadurch; denn sie legt ein jedes Zurückkommen von einer Täuschung, einer Leidenschaft in dem großen philosophischen Archive ihrer Geschichte nieder, und jede Aufzeichnung gibt ihr einen Fingerzeig für die Zukunft.

Wie seltsam bricht sich diese Tendenz in Capitain Marryat's Romanen in der Poesie! Noch hatte diese eigentlich unpoetische Tendenz — denn aller Materialismus ist unpoetisch — in der Kunst kein Organ gefunden, weil er ihrem Wesen völlig zuwider ist, und doch sollte sich auch hier das neue Licht in Farbe brechen.

Wir hatten Scott's historische Romantik gehabt, Byron's tiefe poetische Verzweiflung, die Romantik der neuern französischen Schule mit ihren Caricaturen des Fürchterlichen und Seltsamen, oder mit ihren tiefen psychologischen Gemälden von furchtbarer Wahrheit, denen zuletzt doch alle poetische und tragische Versöhnung mangelte, der Schrei einer zerreißenden Wirklichkeit, der Nachhall von Byron's Verzweiflung aus seiner Subjectivität in tausendfache objective Erscheinung gebrochen — und nun kam Bulwer mit seiner Halbheit, seinem Alles und Nichts, ein trauriges und doch wahres Bild der Ohnmacht der Zeit, der Entnervtheit der Gefühle, der Ausgemeißeltheit der höhern Weltkreise, der Nichtigkeit des Charakters, und auch er hatte seine Zeit, ein treuer Spiegel der jetzigen gebildeten Welt — leider hatte er sie! —, und da kommt Capitain Marryat, ein einfacher Seemann, und sagt: Was quält Ihr Euch, was zerreißt Ihr Euch nach allen Richtungen des Lebens hin? Das Leben ist nicht so, wie Ihr's macht, da wirken viel mehr materielle Kräfte, da geht's viel einfacher zu; hart im Raume stoßen sich die Sachen wie die Schiffskisten im untern Schiffsraume; da hat die Freiheit des menschlichen Willens, all jene geistigen Kräfte haben da weit weniger Spielraum, als Ihr Euch einbildet, das Leben ist viel einfacher, viel positiver, viel materieller. Was helfen Euch all' jene Alfanzereien? Was soll der Roman sein, als die Ausprägung der wirklichen Erscheinung des Lebens? Ich lasse all Eure Träumereien, Eure Theorien, Eure philosophischen Systeme, Eure gesteigerten Charaktere fahren, ich gebe Euch Wirklichkeit, und Ihr werdet sehen, das Publicum mit seinem gesunden Sinn wird mehr Geschmack an mir finden als an Euern philosophischen Abstractionen, und meine Popularität wird länger dauern als die Eurige, weil sie auf Wahrheit gegründet ist, die Eurige aber auf Schwindeleien.

Und wirklich scheint diese Popularität jetzt den höchsten Gipfel erreicht zu haben und wird sich vielleicht nie ganz verlieren, denn wir glauben ein Stück Leben vor unsern Augen vorübergehen zu sehen, wenn wir Marryat lesen; aber ein triviales, wenig sagendes Stück, eins, was nicht zum Kunstwerk verarbeitet worden, ein Stück ohne Einheit, ohne Strahlenkern, ohne Tragödie, ohne Ganzheit, ohne wahre, innere, neue poetische Gerechtigkeit, ohne schaffende, erzeugende Idee. Nicht jede wahre Seite des Lebens ist darum eine poetische, oder eine solche, welche sich durch die Ansicht des Künstlers zur Hauptseite erheben läßt und den Mittelpunkt eines Bildes zu geben vermag, weil nicht jede so bedeutend ist, daß sie ihrer Natur nach eine herrschende werden könnte, welche die andern

Kräfte um sich ordnen, sie sich für den Augenblick unterordnen darf ohne Majestätsverbrechen an ihrer Wichtigkeit. Die blos materielle und äußere Seite der menschlichen Erscheinungen, die Marryat ergreift, kann nie so herrschend über die andern werden, daß sie einer Erfindung, die von ihrer Höhe aufgenommen ward, den Standpunkt anweise, welcher derselben poetische Unsterblichkeit zutheilt. Man wird in späterer Zeit Capitain Marryat's Romane noch mit Interesse lesen, wie Bilder des Seelebens jener Zeit, wie Sittenbilder der Seeleute, wie man Memoiren liest: aber auf den Titel: Kunstwerke, werden sie keinen Anspruch haben, denn die Idee, die ihnen ihren Mittelpunkt gibt, ist durchaus unfähig, den Mittelpunkt eines Kunstwerks zu bilden, indem sie dazu viel zu untergeordneter Art ist. Diese Werke sind eben Sammlungen von Zufälligkeiten, ein Niederlegen des mit gesundem Sinne Aufgefaßten, Gesehenen, Erlebten in Form eines Romans; des Autors Phantasie ist die Phantasie der Wirklichkeit — wenn wir uns so ausdrücken dürfen —, sein Genie das Genie der Wirklichkeit, das ist — kein Genie; ein geschickter, ein vorurtheilsfreier, heiterer, lebendiger Copist steht er da und theilt uns das Stück Leben mit, was ihm zugefallen ist; sein Sinn ist gerad und praktisch, aber sein ethisches und ästhetisches Gefühl wenig ausgebildet. Der Verbildung und Ausgemeißeltheit des Zeitalters tritt diese Erfindungsart, welche die prosaischste ist, die wir kennen und für die man dennoch den Namen Erfindung nicht ganz abweisen kann, auf das kräftigste entgegen; aber sie vermag keine neue, selbständige und hochgeistige Ansicht zu geben, welche sie an die Stelle dieser Entnervtheit setzte. Dennoch mußte diese Rückkehr zu der, wenn auch niedrigsten Wahrheit des Lebens einen erfreulichen Eindruck machen, und Viele ruhen in diesen materiellen Interessen der Poesie aus wie in einem Hafen, und meinen den Stein der Weisen nun gefunden zu haben, declamiren von hieraus gegen das Wohl und das Wehe, was ihren Geist früher in unerreichbare Höhen tragen wollte, ihn mit leidenschaftlichen Täuschungen nährte, um ihn dann wieder trostlos mit gebrochenem Flügel auf die Erde herabzuwerfen. Indessen wird man doch wol bald erkennen, daß Abwesenheit einer höhern Idee noch eher übersättigung hervorbringt als Einseitigkeit oder gewaltsame Steigerung der Idee; daß eine Erfindung, der fast alles Das abgeht, was die Erfindung poetisch macht, zwar eine Kraft der Erregung, aber keine der Belebung hat, daß diese Kost die Bedürfnisse der menschlichen Natur nicht befriedigen kann, daß es ein Höheres jenseits ihrer Grenzen gibt, nach dem die Poesie streben soll, will sie sich nicht selbst aufgeben. Inzwischen mag man sich immerhin an der unschuldigen Neuheit erfreuen und sich eine Weile mit der Puppe dieser materiellen Poesie tragen wie mit der Puppe der materiellen Interessen. Den Geist der Menschheit fördert das Ausbrauchen, das Erschöpfen jedes Extrems. Aber der Mensch ist ein Höheres, der Geist belebt die Scholle, und materielle Interessen allein können ihm nicht genügen, den Durst seiner Seele nicht löschen, sein Herz nicht beseligen und erfüllen.

„Der Seeoffizier" hat vielleicht die meiste Ähnlichkeit mit seinem beliebten ältern Bruder „Peter Simpel", und diese Bemerkung wird hinreichend sein, ihn vielen Lesern zu empfehlen, wiewol der Charakter des Helden dem des Peter Simpel fast entgegengesetzt ist. Doch der Charakter spielt keine so bedeutende Rolle in des Verf. Romanen, daß dieses eine sehr wesentliche Verschiedenheit seiner Werke begründete; die Ereignisse überwältigen ihn, und das ist denn eben auch einer der Hauptvorwürfe, welche sich wider das Kunstwerk aus diesem blos realistischen Spiegel der Welt erheben lassen. Dieser Mangel an Beherrschung seines Stoffs durch den Autor tritt besonders in dem „Seeoffizier" hervor. Der Charakter des Helden, wiewol an sich nicht schwach, ist falsch und schwach gezeichnet, und eben so wenig Gerechtigkeit widerfährt den übrigen Figuren; der Verf. hat keine poetische Gerechtigkeit für sie und weiß sie nicht zu finden; so muß die heroische Gestalt Eugeniens nach der plattesten Weltansicht der unbedeutenden Emilie weichen; was uns wieder darauf hinweist, daß Marryat hier nicht erschaffen und wiedergeboren, sondern nur copirt hat. Göthe sagt so wahr als schön: „Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel erscheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Äußeres zu verkörpern, oder ohne das Äußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, steht auf den letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt." In diesem Sinne weiterschreitend, möchten wir sagen, das Kunstwerk sei eine in einem individuellen Geist empfangene und als Ansicht wiedergeborene Weltanschauung, sein Erscheinen das Product der Ehe zwischen Objectivität und Subjectivität. Bei Marryat aber ist die äußere Erscheinung immer nur reflectirt; sie fiel auf eine glatte Fläche, in keinen schöpferischen Schoos.

Dem Übersetzer müssen Marryat's geneigte Leser noch besondern Dank wissen. Es ist keine Kleinigkeit, sich auf dem fremden Element der See zwischen zwei Sprachen zu bewegen, deren eine die See so scheut, daß ihr sogar oft der Ausdruck für die Dinge ihres Reichs mangelt, während die andere halb zum Seethier geworden ist. Es wird in solchen Fällen schwer, die Übersetzung vor dem Fischblut einer Amphibiennatur zu bewahren. Mehr Leichtigkeit, Einfachheit und Freiheit der Übertragung wäre in dem Dialog oft zu wünschen; so ist das „I suppose" und „I presume", welches im englischen Dialog so häufig vorkommt, immer mit dem steifen, im Deutschen ganz ungebräuchlichen: „muthmaß' ich", wiedergegeben, statt dessen sich: ich vermuthe, glaube, denke, meine, weit besser ausgenommen haben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Vergleichende Übersicht der vornehmsten öffentlichen Kupferstichsammlungen in Europa:

Paris	mehr als 1,400,000	Kupferstiche
München	300,000	"
Wien	300,000	"
Dresden	250,000	"
Britisches Museum	100,000	"
Kopenhagen	90,000	"
Amsterdam	70,000	"
Frankfurt	30,000	"

11.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Jens Baggesen's
poetische Werke
in deutscher Sprache.

Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers
Karl und **August Baggesen.**

Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung der deutschen Werke des in der Literatur Dänemarks, seines Vaterlandes, wie in der deutschen, eine ausgezeichnete Stelle einnehmenden Dichters verdient der Beachtung aller Freunde der Poesie angelegentlichst empfohlen zu werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 227. — 14. August 1836.

Die Politik des Civil-Staatsdienstes. Von Dr. Wehnert.

(Beschluß aus Nr. 226.)

Je mehr man zu der Erkenntniß kommt, daß der Staat keine Maschine sein könne, sondern ein lebendiger Organismus sein müsse, desto mehr wird sich die Nothwendigkeit der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der Beamten in ihrem Wirkungskreise herausstellen.

Die innere belebende Kraft zu ihrem allgemeinen Selbstbewußtsein und zur harmonischen Fortbildung zu bringen, ist selbst der Gesammtzweck dieses Organismus und die Aufgabe der Hochgestellten im Staatsdienste, deren eigne höhere Intelligenz und Kraft den Mangel derselben in den einzelnen Theilen des großen Körpers nicht ersetzen kann. Daß Jemand das Nothwendige thue, kann erzwungen werden; aber Arbeiten des Kopfes haben einen andern Maßstab als körperliche Verrichtungen; das Handeln der denkenden Vollziehungsorgane im Staate soll kein todtes Räderwerk, sondern lebendig und vernunftmäßig sein. Der Geist will vom Geiste geleitet sein. Mit einem der freien Geisteethätigkeit entgegenstrebenden Mechanismus kann sich Derjenige nicht befreunden, dem die Wissenschaft gilt, was sie ihm gelten soll. Ehedem mochten geringe Sachkenntnisse, die Flachheiten der Empirie und Routine und einige Gewandtheiten nach hergebrachten Formen hinreichen, einen brauchbaren Staatsbeamten abzugeben; aber das 19. Jahrhundert verlangt einen frühzeitig versuchten, von der Civilisation durchdrungenen Geist, Klarheit der Begriffe zur erfolgreichen Handhabung neuer Gesetze, ein reines, durch die Ideale der Sittlichkeit und des Rechts geläutertes Gefühl. Es wird eine gründliche Bekanntschaft mit den großen Fortschritten nützlicher Künste und der Wissenschaften, mit der geistig-sittlichen Ausbildung der Völker und mit den daraus erwachsenden Bedürfnissen von Denen gefodert, welche in einem organischbelebten Staate zu wirken bestimmt sind. Von dieser innern Weihe hängt es ab, ob der große Gang und das wundervolle Spiel des öffentlichen Lebens im Lichte gereifter Ideen aufgefaßt und behandelt werden. In Staaten, wo der Gemeingeist sich schon kräftig entfaltet hat und der Staatsbürger seine Interessen und Rechte zu würdigen weiß, wird nur bei einer solchen Entwickelung des Staatsdienstes die Zuversicht der Verwaltung in sich selbst aufrecht und mit der öffentlichen Meinung im Einklange erhalten, die bei richtigem Verhältnisse eine allen Gliedern der Gesellschaft gebietende Macht bildet. — Man möge Controlen und Cautelen häufen, so viel man will, sie wiegen nicht das Zurückhalten der strebenden Kraft, nicht die edlere Denkungsart auf, die in jedem einzelnen Geschäfte Beziehungen auf das größere Ganze fühlt. — Die Empfindungen für diese wahre Ehre und den Anstand des höhern Berufes, das Selbstgefühl, welches in dem bloßen Bewußtsein einer edeln Bestimmung seine Befriedigung findet, diese sind es, von denen das gemeine Wesen eine wirklich gemeinnützige Verwaltung seiner Angelegenheiten erwarten kann. Auf diesem Charakter der Staatsdienerschaft beruht die Vollkommenheit einer Verwaltung viel mehr als auf allen Anordnungen und Formen, die der Einsicht und dem guten Willen wol zu Hülfe kommen, sie aber nie ersetzen, noch weniger hervorbringen.

Den Grundsatz, daß die Verwaltung im Staate blos in der Anwendung der vorhandenen Gesetze auf einzelne Fälle bestehen solle, will der Verf. nur für die Justizverwaltung gelten lassen, für alle übrigen Verwaltungszweige hingegen sehr einschränken.

Gesetzmäßigkeit soll zwar auch in diesen eine heilige Pflicht sein, die Normen aber nur sehr allgemein gefaßt werden, in deren Grenzen die Bewegung der Beamten nach freien Entschließungen frei bleiben soll, um überall dem Grundsatze der Zweckmäßigkeit für das Gemeinwohl folgen zu können.

Wenn aber Freiheit und Willkür einander gradezu ausschließen, und wenn nicht nur über die Rechtmäßigkeit, sondern noch weit mehr über die Zweckmäßigkeit der Maßregeln die Ansichten oft sehr verschieden sind, so ist klar, daß bürgerliche Freiheit mit diesem ungeheuern Spielraume der Beamtenwillkür ganz unvereinbar ist, und daß ein solches Regiment ein türkisches sein würde, d. h. ein solches, wo die Entscheidung über die Recht- und Zweckmäßigkeit vor Allem in dem Ermessen und dem dasselbe über alle Einwendungen erhebenden Amtsansehen eines jeden Beamten beruht. Darin eben besteht der Beamtendespotismus, der viel unerträglicher ist als die Selbstherrschaft eines Fürsten; darin der Gegensatz mit einer rechtmäßigen Verwaltung und bürgerlicher Freiheit und Sicherheit. Denn auch die Ansichten der Unterthanen erheischen dieselbe Beachtung als die Ansichten der Obrigkeit, und nicht das Belieben einer höhern Obrigkeit, nicht das bloße Amtsansehen in allen Instanzen, sondern die unleugbare Unterordnung eines jeden Falles unter die gesetzlichen Vorschriften darf allein die Entscheidung an die Hand geben. Eben darum sind Instanzen, um dies möglichst außer Zweifel zu stellen.

Wenn es der Zeitgeist mit sich bringt, Ausfälle gegen die Beamtenwelt zu machen, wie der Verf. klagt, so verdient es wol noch einer Untersuchung, ob jener oder diese die Veranlassung dazu geworden sind? Daß, einmal aufgeregt, der Strom der Klage sich ergießt und Manches mit aufrührt, was nicht dazu gehört, liegt im Gange der Affecten. Daß aber mit den Fortschritten der Civilisation

sich das Feld des Staatsdienstes und seiner Unentbehrlichkeit immer mehr erweitern muß, ist ebenso natürlich.

Es ist ein eitles Bemühen, den Verbrauch vermindern zu wollen, ohne den Bedarf beschränken zu können. Eine Verminderung der Staatsdienstangelegenheiten steht so wenig in der Macht der Regierungen als eine Verminderung der Processe in der Willkür des Richters.

Aber von der Geschäftsverwaltung des Richters hängt es ab, ob die Processe auf dem einfachsten Wege, oder durch viele Wirren hindurchgeführt, ob die Streitigkeiten damit zu Ende gebracht, oder neue vorbereitet werden? So hängt es auch von der Art der Verwaltung in andern Staatszweigen ab, ob die Geschäfte auf einfachem und dem nächsten Wege klar abgemacht, oder verwickelt und vervielfältigt werden? Ein unumstößlicher Satz ist es aber,

daß in jedem Staate diejenigen Behörden und Anstalten vorhanden sein, folglich so viele Staatsdiener angestellt werden müssen, als die gebotene Verwirklichung des Staatszweckes und die Erledigung der dadurch hervorgerufenen Geschäfte unabweisbar erfodert. Die Kargheit widerstrebt vergebens der Nothwendigkeit; man darf nicht vergessen, daß der Staatsdienst das erste Staatsbedürfniß und eine Einschränkung beim ersten Bedürfnisse überall eine verwerfliche Maxime ist.

Es ist nicht andem, daß der Besitz die Welt regiert; der Verstand regiert sie. Die Herrschaft der Verstandesaristokratie stimmt allein zu den Interessen des monarchischen Regierungssystems, da sie die Kennzeichen der Haltbarkeit insichträgt; in einem solchen Stützpunkte ist die Bürgschaft dafür gegeben, daß der Adel des Geistes, das Talent und das Verdienst den Vortritt gewinnen.

Die Politik muß es sich also zur Aufgabe machen, dies unter allen Umständen zu beschaffen, alle Kenntnisse, Talente und Verdienste dem Staatsdienste zuzuwenden, und nichts davon demselben abwendig machen oder daraus verdrängen zu lassen, weshalb im Staatsdienste nirgend Standesunterschiede noch Nepoten berücksichtigt werden dürfen.

Ebenfalls wichtig ist es für die Förderung der Geistesarbeiten und für den innern Zusammenhang des Geschäftszuges, daß der höhere Staatsdienst nicht einer Menge von Einzelnheiten und Kleinigkeiten zugewendet, sondern diese den untern Instanzen überlassen werden, weil durch solche Geschäftssorgen nicht blos die Zeit für schwerere Arbeiten verloren, sondern auch der Detailgeist nur zu leicht übergetragen wird auf die großartigen Gegenstände des Staatsregiments.

Großer Bedacht ist endlich darauf zu nehmen, daß in der Routine nicht der sich selbst bewußte und sich immer Rechenschaft gebende Geschäftsgeist ersterbe. In der Routine steckt ein Pedantismus, der eine kleinliche Ansicht der Dinge erzeugt, zur Verengung der Begriffe führt und in ein festes Kleben an leeren Formen ausartet. Nur durch fortgesetztes ernstes Studium der Lehren, die mit dem Staatsamte in Verbindung stehen, durch ununterbrochene Cultur des Verstandes und thätiges Streben nach höherer Vollkommenheit erhebt sich der Staatsdiener über den engen Kreis der Geschäftsroutine zu den Bedingungen des höhern Staatslebens, erlangt die Totalbegriffe, die nach Möser die Bürgschaft der wahren praktischen Geschicklichkeit sind, sichert sich gegen das Abnehmen an Fähigkeiten und führt die Wissenschaft fruchtbringend ins Leben ein, welche dasselbe mit neuen Hülfsmitteln verschönert und verbessert. Der freie, heitere, für die Wissenschaft empfängliche Geist treibt die Geschäfte anders als der Sinn, der nichts weiter kennt als die aufgegebene Arbeit, der sich außer Verantwortung achtet, wenn nur das Geschäft abgethan wird, und sich wenig um den Zweck des Dienstes und die Folgen seines Thuns bekümmert. Nur durch fortgesetzte Übung und Stärkung der Denkkräfte, durch Liebe zu den ernsten Vergnügungen des Geistes arbeitet sich der Kopf über den eingeschränkten Kreis der Berufswelt empor, was den charakteristischen Zug in der Schätzung des vorzüglichen Geschäftsmannes abgibt.

Wenn nun der Verf. (S. 53) uns sagt, daß dies die Grundzüge seien, durch deren Einführung in die Wirklichkeit der preußische Staat als Muster einer glücklichen innern Staatsbildung hervorleuchte, so verdenken wir ihm, als preußischem Beamten, keineswegs diese Erhebung. Wenn uns derselbe aber zum Beweise dessen blos verschiedene Stellen aus Verordnungen anführt, welche allerdings diesen Grundzügen entsprechen, so haben wir uns der Fragen nicht erwehren können:

1) Sind diese Verordnungen bleibend in Ausführung gesetzt worden, oder verhält es sich damit zum Theil, wie bekanntlich mit dem Gendarmerieedicte? 2) Wenn sie auch praktische Gültigkeit erlangt haben, ist es beim Buchstaben geblieben, oder haben sie den Geist der Beamtenwelt ganz und gar durchdrungen? 3) Da diese Verordnungen nur von 1807—20 gehen, wie steht es dermalen mit ihrer Beobachtung? Es soll dies keinen Zweifel an der Wahrheit der gegebenen Versicherung, sondern nur an der Sicherheit des Beweisführung enthalten. **2.**

Seeliteratur.

(Beschluß aus Nr. 228.)

2. Das Leben eines Seemannes. Von Capitain **Friedrich Chamier**. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von K. H. **Jürgens**. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg. 1835. Gr. 16. 3 Thlr. 12 Gr.

Der gute Eindruck, den Capitain Marryat's Romane in England gemacht, die Popularität, deren sie sich erfreuten, der schnelle Abgang, den sie fanden, erweckten bald eine Menge Nachahmer in dieser Gattung, von denen die meisten sich jedoch vorsichtigerweise nicht in das Fach der Erfindung wagten, sondern sich darauf beschränkten, Seememoiren zu liefern, die Anekdoten und Ergebnisse ihres Lebens zu sammeln und in chronologischer Folge darzustellen, indem sie Geist und Ton von Marryat's Erzählung zum Muster nahmen. Es leuchtet ein, daß diese Nachahmer nur Seeleute sein konnten; das Charakteristische an Marryat's Romanen ist die Schilderung des Seelebens, und ein solches können nur Leute vom Fache beschreiben. Das Charakteristische des Seelebens ist wieder das Unzusammenhängende, Raschveränderliche seines Bildes, der Wechsel der Personen und Gegenden, welcher dem Zufall so viel einräumt, daß dergleichen Schilderungen immer weniger Einheit des Inhalts haben werden, als das Leben der Menschen am Lande bietet, wo man stiller beisammenwohnt, wo Alles sich fester verschlingt, wo die Ursache nicht durch die Welle verwischt wird sammt der Folge. Denn ein neues Schiff, eine neue Welt, andere Küsten, andere Zonen, andere Menschen an Farbe, Sprache und Gestalt; ein Bild so bunt, daß es durch Buntheit ermüdet; eine solche Darstellung muß, sie sei Wahrheit oder Fabel, fragmentarisch, folgenlos, anekdotisch werden und dadurch den Geist, der Tieferes verlangt, der Zusammenhang und Folge will, endlich ermüden. Es ist ein Soldatenleben in anderer Gestalt.

So auch diese Memoiren des Capitain Chamier. Der Verf. betheuert, nur Wahrheit zu geben, und seine Darstellung ist äußerst unterhaltend, er erzählt angenehm und launig; aber vergebens suchen wir in diesen Memoiren den starken Abdruck

eines Lebenslaufes des Individuums, eine Selbstbiographie, aus der der Charakter des Verf. in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Fehlern und Tugenden mit ihren Folgen hervorträte. Darüber schlagen die Wellen weg und ebenen mehr oder minder Alles, verwischen die Wirkungen der Individualität. Dagegen sehen wir Begebenheiten, Ereignisse in bunter Menge an uns vorübergehen; wir speisen mit dem Verf. bei dem Großvezier auf türkische Art, begleiten Lord Byron auf seiner berühmten Schwimmtour durch den Hellespont, wandern mit ihm nach Troja, lernen ihn kennen in seinem täglichen Leben, gerathen dann auf der Arethusa nach der furchtbaren Station von Sierra Leone, halten ein paar Orkane mit dem berühmten Schiffe aus und schweifen so die Kreuz und Quer über die ganze Erde; aber auf die bequemste Art. Es begleitet uns der unangenehme Seegeruch nicht, der Verf. verspricht gleich anfangs, sich so amphibisch wie möglich zu gestalten, und er hält Wort in den geringern Beziehungen, denn im Ganzen und Großen konnte er jenen Hauptnachtheil des Seelebens nicht ändern, das Aphoristische, Fragmentarische seiner Natur; wir lesen nicht ganze Seiten, von deren Terminologie wir nichts verstehen, wir fühlen uns Mensch unter Menschen, nicht unter Seethieren, und ein vortrefflicher Übersetzer schneidet uns die leichte, angenehme Kost noch auf das freieste und geistreichste zu, öffnet uns die Austern und enthülst die Seekrebse, sodaß wir fast glauben, auf dem Lande unter unsers Gleichen zu sein. Aber die See ist See; eine Welle geht hoch, die andere tief, und wir sehen keinen Grund.

Noch müssen wir auf die interessante Schilderung eines Aufenthalts des Verf. in Mexico im dritten Theile, als auf das solideste und gehaltreichste Ergebniß des Buches in wissenschaftlicher Hinsicht, aufmerksam machen; ebenso auf einige Details über Columbien, Paez und Bolivar.

3. Capitain Basil Hall's See- und Landreisen, nach dem Englischen bearbeitet von C. M. Winterling. Erster Theil. Berlin, Bade. 1836. 8. 12 Gr.

Das Werk des Verf. ist bereits so bekannt und beliebt, daß es einer Empfehlung nicht mehr bedarf. Auch die Bearbeitung scheint gelungen und ein treuerer Abdruck des Originals als Das, was uns gewöhnlich unter diesem Namen geboten wird. Ungleich den früher genannten Autoren, sucht der Verf., ein Mann von ernstem und solidem Sinne, dem verwöhnten Geschmack der Gegenwart nicht durch das Anekdotische, Seltsame, Phantastische, Wunderliche in seiner Arbeit zu schmeicheln. Man betrachte dieses nicht als einen Widerspruch des früher von Marryat Gesagten. Marryat sucht das Wunderbare in Zufall und Ereigniß, in der Naturerscheinung allerdings auf, nur weicht er dem Wunderbaren in psychologischer Hinsicht, in dem Gemüthe des Menschen, aus, sucht hier nur das Gewöhnlichste darzustellen und wird dadurch unendlich ermüdend, denn das wahre Kunstwerk wurzelt grade in dem umgekehrten Verhältnisse. Basil Hall aber theilt das Ungewöhnliche und Wunderbare im Erlebten nur ungern mit, aus Furcht, Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit zu erregen und dem Eindruck seines Werkes zu schaden; sein Zweck ist nicht, eine Sammlung Anekdoten und Einzelheiten, sondern eine treue Schilderung von dem gewöhnlichen Zustande des Seelebens zu geben, einen Begriff der Carrieren seiner verschiedenen Stände, der Begrenzung ihres Dienstes, ihres Wirkungskreises, ihrer Pflichten, ihrer Stellung zueinander, kurz, uns alle bürgerlichen Verhältnisse dieser kleinen eigenthümlichen Welt darzulegen. Wir erkennen in diesem ernsten, gründlichen Streben das deutsche Element in der Charakteristik des Schotten wieder, welches auch in Walter Scott's Natur einen so bedeutenden Raum einnimmt, mit dem der Verf. überhaupt durch die vorwaltende Mäßigkeit und Verständigkeit seiner Ansicht und Gesinnung viel Ähnlichkeit hat, wie auch in der Darstellungsart, wo er gleich jenem den kleinsten, scheinbar trivialsten Zug zur Vervollständigung des Bildes nicht verschmäht und nichts ihm zu gering ist, er Allem eine Beziehung auf das Ganze, einen würdigen Platz anzuweisen versteht. Ganz das Gegentheil von Capitain Chamier und oft auch Marryat, die uns mit außergewöhnlichen Ereignissen erdrücken und uns den alltäglichen Zustand kaum vorführen, versucht Capitain Hall den Reiz einer Anekdote durch lange Vorbereitung oder psychologische Entwickelung derselben zu erhöhen; wir hörten ihn selbst sagen, daß er zuweilen ein langweiliges Capitel einrücke, um die andern zu heben, eine für den Autor gefährliche Maxime, bei welcher Basil Hall jedoch, wie fast überall, das verständige Maß zu halten weiß, welches die glückliche Mitgift seiner Natur zu sein scheint. Zugleich versteckt sich der Verf. nicht hinter den mannichfaltigsten Ereignissen, sondern er tritt mit seiner verständigen und wohlthuenden Ansicht der Dinge und Zustände hervor; wir fühlen uns in derselben wie in einer heitern, sittlich reinen Atmosphäre, in einer Atmosphäre, die überall von Wahrheit und verständiger Anschauung durchdrungen ist. Jedermann wird, wenn er dieses Buch aus der Hand legt, den sittlich kräftigenden Eindruck empfinden, den ihm Walter Scott's bessere Romane hinterlassen, und vorzüglich mögen junge Seeleute vielfache Belehrung und Erbauung daraus schöpfen, wie denn dieser erste Theil besonders der Darstellung der Zustände und Verhältnisse der Seecadetten und dem Eintritt in das Seeleben gewidmet ist.

4. Die Seefahrer, oder seltsame Schicksale und interessante Abenteuer der Zwillingsbrüder Wienholdt auf ihren Reisen durch Europa, Afrika und Amerika. Herausgegeben von K. F. Adler. Meißen, Goedsche. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein ganz geistloses, fast kindisches Buch, welches der Anzeige in diesen Blättern eigentlich vollkommen unwürdig ist; als Roman ohne allen Gehalt, als Sammlung von Reiseberichten eine Compilation Dessen, was man in geographischen Compendien und in Kinderbüchern findet. Wir können es höchstens mit Gutmann's „Reisen für Kinder" auf eine Stufe stellen, und auch da noch müssen wir diesen den Vorzug geben, als mit viel mehr Phantasie und Geist geschrieben. Somit wäre es nur solchen Personen zu empfehlen, denen die darin behandelten Gegenstände neu sind, und das könnten nur ganz Ungebildete sein. Denn was sollen wir zu Gemeinplätzen wie folgende sagen, die wir auf das Ungefähr herausgreifen: „Die größte Beschwerde, welche eine Reise durch die weite Sandwüste Afrikas mit sich bringt, ist der häufige Wassermangel. Dann ist aber auch an keine andere Nahrung zu denken als an die Früchte der Dattelbäume." — „Das eigentliche Schiff der Wüste ist das Kameel" ꝛc. Daß es bei dieser seichten Manier an Ungenauigkeiten nicht fehlt, läßt sich denken. So ist z. B., um gleich bei dem Vorigen stehen zu bleiben, die Milch der Kameele dem Verf. ungemein fett und kräftig, während es ziemlich bekannt, daß sie dünn, salzig und blau ist wie keine andere.

5. Seegemälde. Nach ausländischen Originalen von Bernd von Guseck. Dresden, Arnold. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wann wird dem deutschen Lande die Stunde der Erlösung von der Speculationswuth der Büchermacherei schlagen? Und muß die Erlösung nicht, wie vielleicht jede Erlösung, ein sympathisirendes Element in dem zu erlösenden Gegenstande finden, bevor sie sich aus den Wolken zu uns herablassen kann? Müßte demnach nicht das Publicum zuerst dergleichen Werke satt und müde werden und sie nicht mehr lesen wollen? Hier haben wir ein Ding, einer Revue nicht unähnlich, aber einer Revue welcher Art! Der Verf. übersetzt, denn er bearbeitet nach ausländischen Originalen. Wenn er nur ein Ganzes übersetzte, so hätten wir doch wol, wäre es auch mittelmäßiger Art gewesen, mehr und etwas Besseres erhalten als hier, wo einzelne Scenen, Episoden, die man kaum so nennen kann, aus französischen Romanen oder Revuen zusammengetrommelt sind, die nichts verbindet als die Bühne, auf welcher sie vorgehen, die See. Als Composition kann keine dieser Einzelheiten für sich bestehen; als historische Schilderungen — denn mehre beziehen sich auf in der Geschichte der Nautik bekannte Facta —

sind sie ungenau und schen von des Romanschreibers Phantasie bearbeitet, als Unterhaltung unbedeutend und lästig durch das Abgerissene, aus allem Zusammenhang Gesetzte derselben. Das einzige Empfehlenswertheere in dem Werke ist die Geschichte aus Ruyter's Jugend, betitelt: „Die beiden Horoskope, historische Scenen nach Chevalier", und auch diese leidet an großen Mängeln und Unbehülflichkeiten in dem mehr als hastigen Schluß. Der Himmel bewahre uns vor der Sündflut ähnlicher Productionen!

6. Das Seeleben. Malerische Schilderungen von Eduard Corbière. Deutsch von L. v. Alvensleben. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine jener leichtfertigen französischen Compositionen, welche ohne allen Anspruch auf Tiefe, weder des sittlichen Gefühls noch des Geistes, die gemeinste Oberfläche des Lebens mit Geschick und Raschheit hinwegschöpfen. Ihre Erfinder sind die Nachahmer Paul de Kock's, doch ohne seine tiefe Empfindung der Wahrheit des Charakters.

In der ersten Erzählung, welche die größere Hälfte des Buches füllt, sehen wir zwei französische See- und Handelsleute nach einem Mittagsmahle mit dem Gouverneur von Sierra Leone einen Contract schließen, ihm, der sich auf der unangenehmen Station, in dem entnervenden Klima mit einem Harem unwissender Negerinnen langweilt, eine angenehme Französin zu verschaffen. Dem Gouverneur ist es halb Scherz, halb Ernst, den unternehmenden Franzosen aber vollkommen Ernst; sie hoffen einen guten Handel zu machen. Nach manchen vergeblichen Versuchen fischen sie denn auch wirklich ein armes, unschuldiges Mädchen auf, welches, in der Meinung, die Haushälterin des Gouverneurs zu werden, ihre kranken Ältern mit ihrem reichen Gehalte unterstützen will, denen sie, um ihnen den Schmerz der Trennung zu ersparen, glauben macht, sie verlasse Frankreich nicht. An Bord entgeht die arme Susanne dem einen der beiden Alten durch eine Unschuld, die ihn zu rühren weiß, dem andern durch eine kluge Schlauheit, die mit der unerfahrenen Unschuld, mit welcher sie auf den ganzen Handel einging, etwas zu grell contrastirt. In Sierra Leone angelangt, rührt die Reinheit ihres Gemüths den Gouverneur und flößt ihm später eine tiefe Leidenschaft für sie ein. Er entschließt sich, sie zu heirathen, muß aber erst um die Erlaubniß der englischen Regierung nachsuchen, weil die Heirath unter seinem Stande ist — uns scheint, das könne in dem freien England höchstens wegen einer Witwenpension nöthig gewesen sein —. Aber als die Erlaubniß ankommt, liegt der jetzt so edle Mann, der uns anfangs jedoch ziemlich versunken geschildert ward, auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht wiedererhebt. Josephine pflegt ihn mit der wärmsten Liebe, und auf dem Todenbette läßt er sich die Gattin antrauen.

Als die beiden Alten dem überraschten Gouverneur die Französin brachten, hatten sie die Rechnung für Speditionskosten ꝛc. etwas hoch angesetzt; der Gouverneur hatte nicht so viel baar Geld, oder nicht Lust, so viel zu bezahlen, und schwatzte ihnen dafür zwei große Löwen auf, die sie in Brüssel verkauften. Da sie aber nun weislich vor der Abfahrt ausgemacht, daß sie, wenn die Bestien unterwegs stürben, das restirende Geld statt ihrer in Anspruch nehmen dürften, so lassen sie die verkauften lieber gestorben sein, und fodern ihr Geld, als Geschäfte sie wieder nach Sierra Leone führen. Hier finden sie Alles in Trauer über den Tod des Gouverneurs, die Witwe bezahlt ihnen die Löwen, ohne auf die Ursache der Schuldfoderung weiter einzugehen, und so heißt die Geschichte, welche einen sehr unbefriedigenden Eindruck hinterläßt: „Zwei Löwen für eine Frau". Das sittliche Gefühl muß man zu Hause lassen, wenn man dergleichen Bücher in die Hand nimmt; es hieße ihm zu nahe treten, wenn man es in diese Gesellschaft bringen wollte, deswegen hätten wir aber auch lieber gesehen, der Verf. ließe seine Maske zu Hause und brächte Unschuld und Tugend nicht in eine wehthuende Verbindung mit den Grundfiguren seiner Darstellung. Daß am Ende noch Alles gut abläuft und die Tugend sich zu Tische setzt, versöhnt uns nicht damit; im Gegentheil, es erscheint uns als eine tiefe Unwahrheit, daß es ihr in solcher Umgebung so leicht ward, glücklich davonzukommen; denn das gute Kind braucht den Mund nur aufzuthun, um alle Herzen zu rühren, und zwar nicht mit der Rührung der Leidenschaft, sondern mit der der Tugend. Auch die Apotheose des Charakters des Gouverneurs macht uns einen schmerzlichen Eindruck, da der Verf. ihn sterben läßt, nachdem sein Edelmuth das Herz des jungen Mädchens gewonnen. Kurz, wir sehen in der Absicht der Geschichte nichts, als den Spaß: „Deux lions pour une femme", und für diesen sind zu ernste Motive aufgerufen. Doch ist die Schilderung der beiden Seeleute, wenn man manche innere Unwahrscheinlichkeit übersieht, äußerlich recht gut gelungen, die ganze Erzählung rasch und launig.

Weit besser hat uns die zweite Erzählung gefallen, „Toutes-nations, oder der kleine Seeräuber", welche uns ein spitzbübisches Ehepaar mit Humor und größter Wahrheit vorführt, ohne edle Gemüther hinein zu verflechten. Hier bewegt sich der Verf. in seinem Elemente, und wir bitten ihn, sich künftig nur nicht mit der Tugend befassen zu wollen, da die Art, wie er, und die Gesellschaft, in der er sie auftreten läßt, den heitern Eindruck seiner Darstellung nur stören kann, indem sie unser sittliches Gefühl verletzen muß. 10.

Notizen.

Achille Allier, der einen so gewaltigen Impuls zu der geistigen Decentralisation der französischen Provinzen namentlich durch die Zeitschrift: „L'art en province", gegeben hat, die hoffentlich fortbestehen wird, ist vor einigen Monaten gestorben und hat sein als Muster einer Provinzialgeschichte gepriesenes „Ancien Bourbonnais" nicht vollenden können. Alles läßt jedoch erwarten, daß dieses auch äußerlich trefflich ausgestattete Werk, das der Stadt Moulins die größte Ehre macht, mittels der Vorarbeiten des Verstorbenen auf eine würdige Weise von Ad. Michel wird beendigt werden.

Einem englischen Blatte zufolge steht der thätige Brougham, nachdem er oft bis Mitternacht im Parlament verweilt, schon um 4 Uhr Morgens wieder auf. Der Doctor Cotton Marther, der den Werth der Zeit höher als Alles anschlug, wollte auch keine Minute unnütz verlieren und hatte mit großen Buchstaben über die Thür seines Cabinets gesetzt: „Seid kurz!" Ursinus, Professor zu Heidelberg, um von Laffen und Müssiggängern nicht im Arbeiten gestört zu werden, hatte an dem Eingang in seine Bibliothek die Ermahnung angebracht: „Freund, der du hier eintrittst, spute dich, oder geh!" An der Thür des Arbeitszimmers des gelehrten Scaliger las man: „Tempus meum est ager meus." Eine Lieblingsmaxime Shakspeare's soll gewesen sein: „Betrachtet die Zeit als zu kostbar, um sie zu verplaudern." Freunde nannte Lord Byron wahrhafte Zeitdiebe. Ein alter Procurator vom Chatelet pflegte lästige Clienten mit den Worten sich vom Halse zu schaffen: „Liebe Freunde, verlorene Zeit läßt sich nicht liquidiren."

Die von Alex. Dumas eingeleiteten „Poésies" Jean Reboul's, eines Bäckers zu Nimes, erfreuen sich der Anerkennung französischer Kritiker und werden zum Theil den Leistungen des Schuhmachers Dezoteux im Pas-de-Calais und des Tischlermeisters Adam zu Nevers, zweier bekannten Handwerkergenies, noch vorgezogen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 228. — 15. Auguſt 1836.

Der Menſch und die Sterne. Fragmente zur Geſchichte der Weltſeele von W. Pfaff. Nürnberg, Campe. 1834. 8. 1 Thlr.

Der Verf. iſt nunmehr ſelbſt zu den Sternen eingegangen*), deren Geheimniſſe er dem irdiſchen Auge aufzuſchließen ſuchte, und klarer wird ihm vielleicht der große Gedanke geworden ſein, zu welchem er im vorliegenden Buche nur Fragmente gab. Dieſe Fragmente zur Geſchichte der Weltſeele beſtehen in einzelnen Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Aſtronomie und der höhern Phyſik. Das ganze Buch gleicht einem aſtronomiſchen Salon, in welchem die Converſation ohne fortlaufenden Faden, aber intereſſant und belehrend geführt wird, obgleich man ihr wol eine leichtere und gefälligere Sprache wünſchen möchte. Die metaphyſiſchen Reflexionen über das Verhältniß des Menſchen zu den Sternen und über die Weltſeele, welche man nach dem Titel in dem Buche ſelbſt erwartet, werden übrigens nur auf mittelbare Weiſe geweckt und dem Leſer zum weitern Ausſpinnen anheimgegeben.

Das Buch wird eröffnet mit Herſchel's letzter Abhandlung. Was das Auge des großen Sehers mit dem letzten Blicke erforſchte, den er von dieſer Erde aus in ſeine befreundete Sternenwelt ſandte, gleichſam das letzte Vermächtniß Deſſen, der in ſeinem langen Leben die Schätze des von ihm erſchloſſenen Himmels für zahlreiche Erden emſig ſammelte, wird hier vorangeſtellt, wie ein Betriebscapital, auf welches der Verf. ſelbſt ſeine folgenden Speculationen baſirt hat. Den Bau des Himmels zu erforſchen, war in den letzten Lebensjahren Herſchel's das Ziel ſeiner Unterſuchungen geweſen. Um die ungeheuern Räume, die ſich in dieſem Baue darbieten, nur einigermaßen zu bewältigen, maß er nach Sternenweiten, d. h. nach der Entfernung des nächſten Fixſterns (des Sirius z. B.) von der Erde, eine Entfernung, welche freilich ſelbſt bisjetzt unmeßbar geblieben iſt, und das große Geſetz, nach welchem er nun die noch weit unergründlichern Tiefen der fernern Sonnenſyſteme maß, ſuchte er darin, daß, wie des Lichtes Weg uns Maßſtab ſein muß für eine große Zeit, ſo des Lichtes Klarheit uns Maß ſein müſſe für ungeheuere Entfernungen. Oder: die raumdurchdringende Kraft des Teleſkops verhält ſich zu der des bloßen Auges, wie die Entfernung des mit dem Teleſkop erreichbaren Sternes zu dem mit dem bloßen Auge erreichbaren. Die Kraft des menſchlichen Auges bringt unbewaffnet zwölf Sternenweiten in den Himmelsraum. Das Verhältniß iſt nun kurz folgendes: Wenn, um einen Stern eben noch zu erblicken, die Kraft eines Teleſkops erfoderlich iſt oder hinreicht, die zwölfmal größer iſt als die Kraft des menſchlichen Auges, ſo iſt anzunehmen, daß dieſer Stern — da er an Lichtſtärke ſich ebenſo verhält, wie Sirius, Löwenherz u. ſ. w., wenn dieſer in zwölfmal zwölffache, d. h. in 144fache Weite gerückt wäre — wirklich auch in 144facher Sternweite ſich befindet. Herſchel drang mit ſeinen Inſtrumenten auf ungefähr 35,000 Sternweiten in den Himmel ein. Die ſchwächſten Lichtnebel, welche das bloße Auge nur mit Mühe erreicht, löſten ſich durch ſeine Teleſkope in Sterne und Sternhaufen auf. Und dieſe Sternhaufen waren es, auf welche Herſchel ſeine neue Meſſungsmethode mit beſonderm Fleiße anwandte und woran er die erhabenſten Folgerungen für den Bau des Weltgebäudes knüpfte. Wollte er doch „die Zeit der großen unendlichen Weltenuhr" nach der allmäligen Erſcheinung ſolcher Sternhaufen in der Milchſtraße meſſen. Sie würden, ahnete er, wie Fremdlinge, welche ein Zug höherer Art zu uns führte, immer häufiger erſcheinen und immer deutlicher und durchſichtiger werden. In der angeführten Abhandlung Herſchel's ſind die Tiefen von 48 Sternhaufen beſtimmt, und durch dieſe annäherungsweiſe Löſung eines Räthſels neue und größere Räthſel vorgelegt. Eines der größten beſteht darin, daß alle dieſe Sternhaufen, mit Ausnahme von zweien, dieſer Meſſung zufolge einen Raum füllen, der weit kleiner, zum Theil 8000mal kleiner iſt als der Raum, der in der Gegend des Himmels, in welcher wir uns befinden, die Leerheit bis zum nächſten Fixſtern einnimmt. Welche unermeßliche Gedrängtheit dort, wo vielleicht 50,000 Sterne oder Lichtpunkte in einem Raume ausgetheilt ſind, den bei uns blos das Sonnenſyſtem einnimmt; ungerechnet die Nebel, die ſelbſt im Teleſkop nicht ſich in Sterne auflöſen. Nahe liegt hier der Gedanke an einen „ewigen Sonnenſchein", der in den Regionen eines ſolchen Sternhaufens herrſchen müßte. Um dieſen Gedanken deut-

*) Der Hr. Profeſſor und kaiſerl. ruſſiſche Hofrath Dr. Pfaff zu Erlangen ſtarb im Sommer 1835.

licher zu machen, führt Hr. Pfaff den Leser in den Mittelpunkt eines solchen Sternhaufens. Viele Hunderte, vielleicht Tausende von Sternen, strahlend wie Sterne erster Größe, umgeben diesen Mittelpunkt.

Nirgends ein dunkler Himmel; Alles ist Licht, nirgends Schatten, Tag oder Nacht; es ist, wie wenn das Licht für sich selbst da wäre und sich an sich selbst ergötzte. Unser leibliches Auge sieht nichts mehr, denn hier sehen wir blos den Streit zwischen Finsterniß und Licht, dort ist keine Zeit und Ewigkeit nach unserer Weise, denn Tag und Nacht macht unsere Zeit und Bewegung des Lichtes am dunkeln Himmel.

Das ungeheuere Feld von neuen Räthseln, das Herschel durch die Entdeckung und Beobachtung von Doppelsternen eröffnet hat, gibt auch Hrn. Pfaff Stoff zu wahrhaft schwindelnden Hypothesen. Er knüpft sie an den merkwürdigen Stern sechster Größe im Schwan, der neben der Eigenschaft eines Doppelsterns noch eine höchst merkwürdige eigenthümliche Bewegung hat. Er nennt ihn den fliegenden Stern im Schwan, und man hat berechnet, daß, wenn sich seine Bewegung gleichbliebe, er etwa in 50,000 Jahren an der Himmelskugel dahin gelangen würde, wo das Sternbild des Orion steht. Er hat ein sehr kleines düsteres Sternchen bei sich, das mit ihm die große Reise macht, während es zugleich um ihn wie ein Mond oder Trabant sich dreht. Dieses Sternchen wird in ungefähr 360 Jahren seinen Centralstern umkreisen. Ist dieser Centralstern ein Planet, der auch um eine Sonne kreist? Dann müßte diese Sonne Millionen-Mal mehr sein als dieser Stern. In 216,000 Jahren ungefähr würde er sie umkreisen. Eine Menge von Schwierigkeiten entstehen. Der Verf. wählt daher eine andere Ansicht, die er kurz also ausspricht:

Diese Sterne, von Sternen als Trabanten begleitet, sind als freie Kometen anzusehen. Eben dadurch, daß sie selbst eine Sonne sich zu ihrem Begleiter gewählt haben, sind sie keiner andern Sonne unterthan und an sie als ein Planet gefesselt. Sie sind die freien Wanderer am Himmel. Wir wissen nicht, welches Gesetz ihnen ihre Bahn durch den Himmel vorzeichnet; aber wir sind geneigt, zu behaupten, daß es ein höheres (und anderes) ist, als was in unserer Nähe waltet. Diese Sterne sind zwar nicht frei von der Leiblichkeit; aber sie sind erhaben über die Unersättlichkeit der Materie, alle andere an sich zu reißen und sich mit ihr zu vereinigen. Auf ihre begleitende Sonne ist ihre Kraft verwendet, und die zerstörende Kraft der Attraction gegen andere Weltkörper ist gelöst und verschwunden; und da solche befreundete Sonnen auch in weit gestreckten Bahnen statt in Kreisen umeinander wandeln mögen, so möchten wir einst das Schauspiel haben, daß eine solche Sonne in unser Planetensystem herabstiege, nicht feindlich, um in ihrem Drange Materie an sich zu reißen, sondern friedlich, in sich selbst schon gesättigt, nur wie ein leuchtender Gedanke. Ein neues Gesetz wird sich dann kund geben. Nicht jeder Weltkörper fühlt für den andern und will, wie man sagt, sich mit ihm vereinigen. Keine Gefahr ist mehr da, daß einst das Weltall in einen formlosen Klumpen zusammenstürze. Frei von aller äußern Störung haben sich unzählige Sonnen in Sternhaufen und Sternschwärme vereinigt, zu Ruhe und ewigem Sonnenschein.

Fast nur auf archäologischem Felde bewegt sich die Untersuchung über den Vogel Phönix, die zu dem Resultate kommt, daß die 500jährige Periode des Phönix die Woche des großen Fixsternjahres bedeute, welches bekanntlich c. 25,000 Jahre, also ungefähr 50 Phönixwochen zählt. — Bekannt ist der merkwürdige Stern der Kassiopeja, der in dem Jahre der Bartholomäusnacht (1572 im November) plötzlich am Himmel erschien und den sternerfahrenen Tycho de Brahe, der den strahlenden Fremdling plötzlich unter den wohlbekannten Sternen erblickte, in so namenloses Erstaunen versetzte, daß er erst Diener und Bauern herbeirufen mußte, um sich mit ihren Augen zu überzeugen, daß er kein Trugbild sehe. Der Stern überstrahlte bald den Sirius und Jupiter und verschwand wieder im März 1574. Hr. Pfaff betrachtet den „Stern Tycho's", nach einer fast zu ausführlichen Recension der verschiedenen Meinungen über denselben, als eine Fackel, welche das damalige astronomische Dunkel erleuchtet, dem Copernicanischen System die Bahn geöffnet, die Unendlichkeit der Sternensphäre gezeigt und überhaupt die Augen der Welt mehr nach dem Sternenhimmel gewandt habe. Zu verwundern ist, daß Hr. Pfaff unter den mancherlei theologischen Gedanken über diesen Wunderstern nicht auch die Meinung begutachtet hat, wonach die stella mirabilis Cassiopeae für den Stern gehalten wird, der den Weisen aus dem Morgenlande die Geburt des Heilands verkündete. Seit Münter's gelehrten Untersuchungen ist es freilich fast erwiesen, daß der Stern der Weisen eine herrliche Conjunction des Jupiter und Saturnus, welcher auch noch Mars beitrat, und zwar in dem, das jüdische Volk bezeichnenden Sternbild der Fische gewesen sei. — Auch den Stern Kepler's, der im Oct. 1604 im rechten Fuß des Schlangenträgers erschien und verschwand, betrachtet der Verf. nach seiner Bedeutung für die Geschichte der Astronomie.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizze aus den Vogesen.

Von Bergzabern aus führt ein Fußsteig aufwärts, links von der dahner Straße ab, nach dem Kolmerberg. Es steht ein Kirchlein oben, zu dem man wallfahrtet, und daneben wohnt ein sogenannter Eremit, eine Art von Laienbruder, der die Obhut führt und in der Umgegend terminiren geht. Die Aussicht, wenn man die Höhe gewonnen hat, ist preiswürdig; einen aufmunternden Vorschmack kosteten wir schon während des Ansteigens. Unser Weg führte durch Wald und Buschwerk, aber hin und wieder öffnete sich eine Lichtung und zeigte anmuthig die sonnige Ferne, von dem nahen Waldesgrün eingefaßt wie von einem dunkeln Rahmen. Ist man auf dem Gipfel angelangt, so hat man die Rheinebene wie ein langes farbengesticktes Band unter sich und als Hintercoulisse die in Duft verschwimmenden Gebirge des Schwarzwaldes. Von dem Rheine herwärts streckt sich der ansehnliche Bienwald aus, auf der Seite blicken die Thürme von Bergzabern, in einem nahen Grunde ruht das Dörfchen Dörrenbach malerisch in dem Schatten eines Waldabhangs. Die Gesellschaft zerstreute sich in Gruppen, um nach Geschmack den oder jenen Standpunkt zu suchen. Der Eremit war nicht herauszupochen, die Kirche aber stand offen, wir schlenderten hinein. Man sprach von alten und neuen Kirchen, von Wallfahrten, von der Reformation, von der Zeit, wo die Kirche die öffentliche Meinung in der Hand hatte, von den Flugschriften des 16. Jahrhunderts, von der ältesten Censur, von der neuesten Preßfreiheit. In Baiern hatte man damals ein Stück davon, und einer der rheinländischen Freunde unterhielt uns von den Hoffnungen der Zeit, von den Kreuzzügen, welche man schon gegen die Censur unternommen, von den Heiligen und Unheiligen, welche dieses neue Kreuz ge-

predigt, von den Wundern des einstigen Sieges. Er hatte sich warm gesprochen. Und sollte, schloß er mit Enthusiasmus, sollte diese Zeit, ohne Illusion betrachtet, noch so sehr fern liegen? „Die Zeit wird kommen", sagte eine Stimme von oben. Wir blickten überrascht empor: der Legationsrath hatte die Kanzel bestiegen, winkte uns lächelnd zu, räusperte sich dann, und begann feierlich: „Ja, ihr Geliebten in dem Herrn, es will warm werden draußen, und da wir hier so andächtig versammelt sind, so laßt euch statt aller Alfanzereien mit einer hübschen kühlen Predigt aufwarten, welche mir über das Thema unseres Freundes dort im Kopf herumgeht. Der Mann hat sich verstiegen, wie ich sehe, und da wird ihm wol die Mutter Kirche ein bischen den Kopf waschen müssen, was helle Augen macht. Die Censur, müßt ihr wissen, hat ihre Wurzeln in der Kirche, und ich kann nicht zugeben, daß sie in diesen heiligen Räumen gelästert werde. Anathema sit! Denn was ist die Censur? Die Censur ist eine Anstalt, welche die Leute gescheiter macht. Ihr müßt selbst gestehen, meine andächtigen und lästernden Zuhörer, daß es keine Kunst ist, eine preßfreie Zeitung zu lesen, welche mit dem Preßbengel winkt als mit einem Holzschlegel. Ein solcher grober Druck ist eine Beleidigung für Augen, welche gut sehen. Aber so zwischen den Zeilen zu lesen und herauszufinden, was *nicht* darin steht, den feinen Andeutungen nachzugehn und eine versteckte Anspielung aufzufassen mit der Schnelligkeit eines Franzosen für ein Wortspiel: das ist einer wissenschaftlich gebildeten Nation, wo jeder Esel lesen kann, eine würdige Aufgabe. Was wäre es auch, ich bitte euch, wenn man euch die Räthsel der Zeit vorlegen wollte, wie ein Stümper von Charadenmacher, der euch gleich die Auflösung mit in die Hand gibt? Was wäre es? Für sinnreiche Leser, gebildete Stände und anderes dergleichen Publicum eine Grobheit ohne Gleichen. Für die Schuljugend gibt man die alten Classiker und Geschichtschreiber mit deutschen Anmerkungen und Erklärungen heraus: ein gestandener Mann und Gelehrter aber liest ein Exemplar mit dem bloßen Text, ohne Krimskrams. Ihr wollt mir einwenden, wenn man sich an die Verständigen adressire, so sei das immerhin nur das kleinere Publicum. Ich aber antworte euch aus einem eurer eignen Götzen und Ketzerschriftsteller: es gibt Jemanden, der mehr Verstand hat als Voltaire, und mehr Witz als Talleyrand, und das ist Jedermann. Nun, seht ihr, darauf hin muß bei einer Nation, welche sich selbst als verständig respectirt, auch das Zeitungs- und Bücherwesen eingerichtet sein, den Kleinen Nichts vorkauen und den Großen Nichts nachtragen. Das *kleinere* Publicum! Ich muß wahrhaftig lachen, wie ihr hienieden kindisch seid. Habt ihr noch niemals, meine andächtigen Zuhörer, eine Retourchaise ausschellen hören? Ihr habt, ich darf es voraussetzen. Und nun frage ich, ob ihr es jemals anders gehört habt, als daß man ausrufen läßt, wer mitfahren wolle, könne sich melden. Und das ist ja eben das kleinere, ja, das unendlich kleinste Publicum, und wenn der Retourkutscher sich an das größere Publicum wenden sollte, hätte man nicht, verzeih mir's Gott, ausschellen müssen: „Wer nicht mitfahren will, kann's bleiben lassen?" Von der Censur aber will ich deshalb nicht sagen, daß sie uns retour, d. h. rückwärts kutschire. Das ist auch so eine der neumodischen Behauptungen, welche man unbesehen in den Mund nimmt und weiter gibt. Nun liegt aber auf der Hand, daß die Censur ein der Preßfreiheit angelegter Regulator ist, und da man ein beliebiges Subject, wie zu Nürnberg bekannt ist, vorerst haben muß, ehe man ihm ein Halsband, eine Handschelle, oder irgend eine andere Beschränkung anlegen kann, so war die Preßfreiheit vorher da und die Censur mußte ihr erst angemessen werden wie einem Rekruten die Uniform. Wenn es nun wahr wäre, daß die Censur uns rückwärts führte, wohin würden wir kommen? Als da der Preßfreiheit entgegen, welche am weitesten dahinten steht, und das ist, wie ihr selber seht, ein Unding, eine contradictio in adjecto. Nein, meine verehrten Zuhörer, die Censur kutschirt niemals retour; im Gegentheil, sie geht mit der Zeit weiter, sie schreitet vorwärts, und man kann's ihr nachzählen Schritt für Schritt, wie sie sich fortbildet und weiter kommt. Und das ist ein wahres Compliment für den Verstand einer Nation. Für ein dummes Volk braucht man keine Mauthen, keine Zöllner und Grenzwächter, denn wo sollte der Schmuggel herkommen? Aber nun laßt Zollschranken dasein und Wachen und dreifache Mauthlinien, und ihr werdet sehen, wie der Witz auftaucht und Schlauköpfe erstehen und der Wettkampf des Verstandes gar nicht mehr ausgeht. Allerliebste Geschichten von List und Gegenlist kommen zum Vorschein, der Geist übt sich und erstarkt, und das Publicum theilt das Vergnügen mit den Mauthnern, wenn sie die Schwärzer, und mit den Schwärzern, wenn sie die Mauthner an Witz überbieten. Und das befördert dann die allgemeine Heiterkeit, und wo zu Lande man heiter ist, da ist man glücklich. An den Mauthanstalten präsentirt sich kein anderes Gesicht als die pure, lautere liebe Unschuld, und will beaugenscheinigt sein und passiren: und wie lächeln dann die Spitzbuben, wenn sie durch sind und haben den Schalk nunmehr officiell in Sicherheit! Die Censur allein hat unsere Literatur so fein, so attisch, so schalkhaft, so humoristisch gemacht. Börne selbst, jener Erzvater der politischen Ketzer, hat es offen eingestanden, daß die Censur den Styl bildet. Und nun möchte die Preßfreiheit den Stiel umkehren und nur so blindweg darein schlagen! So nehmt doch auch eine Lection an von der Erfahrung und betrachtet auch die Schmuggler: es sind nur die Lümmel, welche tölpisch neben der Barriere durchbrechen wollen; der höhere Schmuggel geht sachte durch die Pforte selber und macht ein anmuthiges Schnipperchen dazu. Da haben die Schreihälse behaupten wollen, die Zeitungen würden auf diese Weise langweilig. Dummes Zeug! Nur der ewige Friede wäre langweilig für die Zeitungsleser; aber was kann unterhaltender sein als der ewige Krieg, welchen die Presse mit der Censur führt? Es ist so ein munterer kleiner Krieg, eine wahre Schule der militairischen Rücksichten, der ritterlichen Courtoisie, der zarten Aufmerksamkeiten auch für den Gegner. Da verkleidet der eine Theil seine Mannschaft, um dem Feind eine Überraschung zu bereiten, und der andere läßt die feindlichen Todten begraben, damit man seinem Gegner keinen Verlust nachrechne. Und nach jedem Treffen läßt man unmittelbar wieder Gras wachsen über Schlachtfeld und Feindseligkeit, und der Zuschauer sieht keine Leiche, keine Lücke in den Reihen, keine abstoßende Verstümmelung. Und die Kriegslisten! So ein Zeitungsschreiber muß ein wahrer Tausendkünstler sein. Er ist ein Taschenspieler, der nach einer Seite weint und nach der andern lacht, und der Censur stets das entgegengesetzte Gesicht zuwendet als dem Publicum. Und wie Rafael's Pinsel aus einem weinenden Gesichte mit wenigen Strichen ein lachendes machte, so ist der Censor im Stande, grade die tiefste Ironie in die höchste Unschuld zu verwandeln, und der Zeitungsschreiber mag die Miene der Einfalt annehmen, um einen ironischen Wechselbalg unterzuschieben. Kampf um Kampf, List um List: es ist ein ewiges Lustspiel, von trefflicher Moral und großem Nutzen für die Bildung. Ich will beispielsweise nur von dem Witze reden, andächtige Zuhörer. Der Witz ist zu vergleichen einem Mädchen, das gar gerne seine Perlzähne sehen läßt, und steht immerdar in Versuchung, des Guten zu viel zu thun und den Mund weiter aufzureißen, als es anständig wäre und zuträglich. Und dafür ist nun geschmackvoller Weise die Censur da, welche dem Witze, sobald er die Zähne weist, flink etliche auszubrechen droht, und so lächelt er denn blos anmuthig, wie die griechische Liebesgöttin, und blinkt dazu mit den Augen und kichert auf den Stockzähnen, sodaß das eigentliche Verhältniß des Spaßhaften hergestellt wird und nicht der Verfasser eine Lache aufschlägt, sondern der Leser, wie es Rechtens und billig ist. Ridendo verum dicere: es ist eine alte Geschichte. Ei so wißt doch zu lächeln dazu, wenn euch die Wahrheit über die Zunge läuft, ins Teufels Namen, und ihr habt's. Wenn ihr euch von der Censur platt schlagen laßt, wer ist die platte Partie? Die Censur oder ihr? Ich frage. Wie oft haben eure

eignen Lärmschläger und Vortrommler gesagt und wieder gesagt, die Censur sei pur unnöthig, sie helfe doch Nichts, und deshalb könne man unbedenklich die Preßfreiheit loslassen. Nun meine ich aber, wenn es der schlimmste Fehler einer Einrichtung ist, unnöthig zu sein, so hat es gute Wege damit. Wenn sie Nichts hilft, so legt sie auch Nichts in den Weg, und wenn sie, wie ihr spottet, die Splitter der öffentlichen Meinung auszieht und die Balken stehen läßt: Gottes Donner, ei so geht auf den Balken! Einen Don Quixote kann man sie nicht nennen, ohne auf der andern Seite Windmühlen vorauszusetzen, und den Verstand hat sie auch noch Niemanden entfremdet, weder einem Buch noch einer Zeitung. Paßt einmal auf, verehrte Andächtige! Gesetzten Falls, es hätte einer von euch seinem Nachbar ein Pferd entwendet, oder ein Taschentuch, oder ein Butterbrot, so ginge die Sache offenbar nicht darauf hinaus, daß das entwendete Object sofort in die Luft verschwände oder des Teufels würde, sondern euer, und ihr würdet es zu verwenden wissen in euern Nutzen. Genau so verhält es sich nun auch mit der Censur. Wenn sie euch den Verstand entwendet, wie ihr sagt, so hat sie ja dann das Ding selber, und was könnt ihr euch Besseres wünschen als eine Censur, welche Verstand hat? Mens sana in corpore sano, schreiben anempfehlend die Kirchenväter. Den Verstand haben wir bereits abgehandelt, und ich kann euch versichern, daß es auch mit der Körperschaft wohlauf bestellt ist. Ich selbst, ohne Ruhm zu melden, kenne einen Legationsrath und Censor, welcher sich in die durchdachtesten Diners einarbeitet, und ich bin nur der geringsten einer. Die sogenannte öffentliche Meinung aber ist leider geschmacklos. Da schreit das Gelehrtenvolk jetzt schon ein halbes Menschenalter oder drüber in ihrem Namen über Präventivmaßregeln. Die Leutchen hätten gerne Repressivmaßregeln gehabt, Gefängnißstrafen, Geldbußen, Verbote. Überzeugt wurde man von dem Lärme nicht, aber um ihm ein Ende zu machen, versuchte man es auch mit diesem System, und siehe da, sowie man Einen besteckte oder ihm eine Schrift mit Verbot belegte, so schrie er noch zehnmal ärger als vorher. Leugnet es, wenn ihr könnt! Geschah ihnen Solches neben der Censur, welche doch das Anstößigste bereits vorweg ausgemerzt hatte, wie würde es den armen Teufeln erst neben der Preßfreiheit ergehen? Ihr seid Gelehrte, meine andächtigen Zuhörer, aber ich flehe euch, so gukt doch einmal in das frische Leben hinein, anstatt ewig blos in eure todten Bücher. Da drüben in Dörrenbach wohnt ein Müller, der hat einen bösen Hund. So oft nun des Müllers Esel mit den Mehlsäcken zu Markte traben sollten, so sprang der Hund um sie herum, bellte sie an von vorne und von hinten, und verführte des Teufels Lärm, sodaß die armen Thiere zuletzt sichtlich vom Fleisch fielen. Oftmals redete der Müller, welches ein liberaler Mann ist, dem Hunde gütlich und beweglich zu, er solle ihm doch seine Esel ungeschoren lassen. Als Alles vergeblich blieb, probirte er es auch mit den sogenannten Repressivbestimmungen und prügelte den Hund, so oft er den Eseln mitspielte, aus dem ff. Es wurde manche Prügelsuppe verschwendet, welche der Hund heulend über sich ergehen ließ; aber wenn der Markttag kam und die Stallthüre aufging, da hatte er alle Repressivbestimmungen vergessen und fuhr aus wie ein wüthender Drache. Nun bitte ich euch, liebe Freunde, was würdet ihr gethan haben? Mein Freund Müller griff zu Präventivmaßregeln und legte den Hund an die Kette, und ist ein liberaler Mann nach wie vorher. Daß auch die Censur meist liberal ist, davon kann sich Jedermann täglich überzeugen, denn man liest es mit Ruhm in den öffentlichen Blättern, und sie würde es gewißlich streichen, wenn es nicht wahr wäre. Denn die Censur hat Religion und ein Gewissen, sogar zwei zuweilen. Sie hat nämlich nicht blos ein Gewissen für sich, sondern für Jedermann, so zu sagen. Breitet ihr unchristliche Anspielungen auf diese oder jene Schwäche eines Nebenmenschen unter, und sie wird das Gewissen für ihn haben, in seinem Namen den Treff zu fühlen: denn wie könnte sie sonst die mögliche Auslegung diviniren, die Anspielung errathen und streichen? Advocatus diaboli haben eure Schreihälse sie wegen dieses schönen Zuges schelten wollen und vergessen dabei, daß sie durch eine solche baare Unkenntniß der Functionen des Gewissens sich selbst als gewissenlos hinstellen. Ja, meine Freunde, die Censur *hat* Gewissen, mehr als manche Schriftsteller oder Volksvertreter, die nur nach ihrem Gewissen handeln, welches ein Finanzminister auszahlt. Ihr nickt mir zu, andächtige Zuhörer; ich will hoffen, daß es nicht im Schlummer geschieht, denn es ist mir nicht entgangen, wie unser Freund Hahn dort hinten schon zweimal in diesen fünf Minuten gegähnt hat. Aber ich sage euch, ehe der Hahn zum dritten Mal gähnt, soll die Predigt zu Ende sein. Der Teufel möge dem jungen Volke predigen, welches heutzutage so leichtfertig ist, und ich glaube, er thuts auch hin und wieder. Nun thut mir schließlich den Gefallen und seht eure Schwachheit ein: wenn ihr Censoren wärt, ihr hättet mir leichtlich die halbe Predigt gestrichen, nur um sie kürzer zu machen. Und *ihr* wollet den Stein aufheben gegen eure Nebenmenschen und Mitsünder? *ihr*, die ihr gegen eine feine, bildende, verständige und gewissenhafte Censur einen so unberufenen und gewissenlosen Lärm aufschlagt, und das seit 17 wohlgezählten Jahren? Ich aber sage euch, unsere Sprache würde weder die Göthe'sche Feinheit noch die Tieck'sche Ironie und den Humor dazu so hübsch ausgebildet haben, wenn ihr keine Censoren hättet. Ja, nicht einmal die Hülfszeitwörter hättet ihr ordentlich conjugiren gelernt, die Zartheiten von Dürfte und Möchte euch angeeignet, die diplomatische Zierlichkeit oder die philosophische Tiefe in den Sprachschatz gebracht, wenn man euch nicht mit mildem Ernst und ernster Milde unter die Arme gegriffen hätte. Die Censur war gleichsam euer Fürst Hohenlohe und Wunderthäter, der einmal einem Bauer aus Rinderfeld, welcher einen großen Thaler verschluckt hatte, durch seinen Zuspruch die grobe Münze in 27 Sechser wechselte, sodaß Alles unschädlich abging. So hat die Censur die massiven Grob- und Wahrheiten, welche ihr den Leuten mit Gefahr ihres Hirnschädels an den Kopf werfen wolltet, mit Geschick und Anstand in gangbare Münzsorten verwandelt, und wer hatte den Vortheil davon, als ihr und die Wahrheit selber? Und so ihr störrig beharren wolltet auf eurer thörichten Meinung, die Censur helfe Nichts, so sage ich euch ernstlich: noch weniger wird euer tolles Geschrei helfen. Habt ihr nicht gar den Einfall gehabt, der Censur gegenüber den Cato mit seinem Ceterum censeo gegen Karthago spielen zu wollen, ihr Kläffer ihr! Nein, meiner Treu, der wahre Cato censorius das ist vielmehr die Censur selber, und wenn ihr sie noch so unvernünftig anbellt, sie wird stets in ruhigem Selbstbewußtsein antworten können: Ceterum censeo, übrigens censir' ich, Amen!" 90.

Literarische Notizen.

Adhelm Bernier hat soeben „Mémoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV. par le marquis *de Sourches*, grand-prévot de France" mit Actenstücken, die sich auf den Widerruf des Edicts von Nantes beziehen, einer Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben. Diese Memoiren des Marquis von Sourches, deren Handschrift in den Händen seiner Tochter geblieben war, enthalten eine Menge bisher unbekannter anziehender Einzelheiten über Ludwig XIV. und seinen Hof, wie sie nur ein Mann in der Stellung des Verf. geben konnte.

Von dem Polen Czynski, der sich bereits, vornehmlich in Frankreich, durch einen Roman über den Großfürsten Konstantin bekannt gemacht hat, ist jetzt ein neuer Roman in zwei Bänden: „Le kosak" erschienen. Der Held desselben ist der berüchtigte Bogdan, die Handlung geht also in der Zeit des Abfalls der Kosacken von Polen vor. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 229. — 16. August 1836.

Der Mensch und die Sterne. Fragmente zur Geschichte der Weltseele von W. Pfaff.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Ziemlich abgerissen sind die Gedanken über die Einheit des Weltmechanismus und die Vielheit der Welten, über die Mondbewohner und die „Bevölkerungsvielheit der Welten". Der Verf. ist noch Verehrer einer Centralsonne; den Planeten verkündigt er ihren Tod; sie sollen, wie Schnaken um das Licht, so unbewußt in immer engern Kreisen um die Sonne fliegen, bis sie in derselben ihr Grab finden.

Uranus wandelt also alle Zustände der niedern Planeten durch. Die Erde kommt auf die Stufe der Venus, des Mercurius, ehe die Sonne sie aufnimmt. Und so die andern Planeten. Wir haben die Einheit der Welt bewundert; aber die Einheit des Grabes für jedes Planetensystem ist jetzt ein um so schreckbarer erregender Gedanke. Ohne es zu ahnen, hat Newton, anstatt die einfachsten Gesetze für das Leben der Natur zu lehren, zugleich die Geschichte ihres Todes geschrieben. Doch wir wollen es heiterer ausdrücken: die Geschichte der allmäligen Veredlung und Umbildung der Planeten und ihrer Bewohner, bis zur Vereinigung mit der Sonne.

Das stimmte also schlecht zu den neuesten astronomischen Revolutionsplanen der Herren Schmitz u. s. w. und zu den Berechnungen des Sonnendurchmessers, welche seit Ptolemäus zu verschiedenen Zeiten angestellt worden sind und die Sonne progressiv immer kleiner angeben. — Eine besondere Abhandlung: „Der Himmel und die modernen Scholastiker", gilt den Naturphilosophien von Eschenmayer und Hegel. An dem „gelehrten, innigen, wohlwollenden" Tübinger tadelt der Verf. doch, daß er die Mathematik in eine philosophische Jacke stecken wolle, aber den Spreephilosophen in seiner „philosophischen berliner Hanswurstjacke und mit seiner bunthottentottischen Phraseologie" greift er mit wirklicher Erbitterung an. Daneben wird auch der große Aristoteles noch unbarmherzig mitgenommen, weil er noch unten an der Leiter steht, auf welcher die Astronomie 2000 Jahre hindurch langsam bis zu der Sprosse emporgeklimmt ist, welche die großen Astronomen der neuen Zeit, und also auch Hr. Pfaff, einnehmen. Aristoteles, meint er, stehe an Albernheiten dem Ptolemäus nicht nach.

Weit interessanter wird der Verf., indem er seine Leser in die Geburtsregister unsers Planetensystems sehen lassen will. Nämlich es geht der Sonne bekanntlich wie einer blühenden Mutter mit alten Töchtern; man streitet sich darüber, wer Mutter oder Tochter sei? Buffon hält, und kein vernünftiger Mensch mags ihm verdenken, die Sonne für die Mutter der Planeten; Hr. Pfaff dagegen spricht: „Ich will's nur kurz sagen: die Sonne ist jünger als die Erde." Das Edelste, sagt er, sei in allen Erscheinungen und Bildungen immer das Letzte; und wenn im Sonnensystem eine Entwickelung zu regelmäßigem Dasein in der Zeit stattgefunden habe, so müsse sie von den äußersten Grenzen angefangen und im goldenen Kern der Sonne aufgehört haben. Der Verf. appellirt dabei an die Meinung des großen Laplace, welche ganz dieselbe gewesen sei. Wir fürchten aber, daß er von dieser Instanz eine schlechte Replique erhalten werde; denn Laplace meint nur, daß die Sonnenatmosphäre sich anfangs über die Bahnen aller Planeten ausgedehnt und allmälig bis in ihre jetzigen Grenzen sich zurückgezogen habe, während die Planeten nach und nach an den Grenzen der Atmosphäre sich gebildet hätten. Das heißt aber doch wahrhaftig nichts Anderes, als die Sonne für die Mutter der Planeten ausgeben. Die Sonne nach dieser Ansicht für jünger halten als die Planeten, hieße ungefähr ebenso viel, als wenn ich die Mutter, die nach der Geburt zahlreicher Kinder zum kleinen Mütterchen eingeschrumpft ist, für jünger halten wollte als die Kinder, weil sie durch deren Absetzung selbst erst zum eingetrockneten Mütterchen geworden ist. — Mit mehr Recht hätte sich Hr. Pfaff auf De Maillet (1755) berufen können, der wirklich die Erde für älter hielt als die Sonne.

Fast zu weit ausgesponnen ist der Gedanke, daß wol einmal alle Planeten einen „gemeinschaftlichen Frühling" haben könnten, wenn alle miteinander in Conjunction träten. Interessant dagegen sind die „Neuesten Marsbeobachtungen", die auch in Richter's „Populairer Astronomie" schön dargestellt und namentlich in d. Bl. schon besprochen worden sind. Den Schneepol des Mars hält der Verf. deswegen, weil er nach Herschel nicht in der Mitte des mechanischen oder wirklichen Pols ist, für entsprechend dem magnetischen Erdpol. Die Entscheidung der Frage, ob der Marstag nach Herschel's Beobachtung 24 Stunden 39 Minuten, oder nach der Berechnung der Berliner 24 Stunden 37 Minuten lang sei, überläßt der

Verf. der Nachwelt und ſtellt nur im Allgemeinen feſt: Mars iſt der Zwillingsbruder der Erde; Umdrehung, Klima, Atmoſphäre iſt bei beiden ähnlich; aber Mars iſt gegen uns verkehrt geſtellt; ſein Südpol gleicht, was Vertheilung des Landes betrifft, unſerm Nordpol, dort bei ihm am meiſten Land, hier bei uns. Beide Hemiſphären ſind auch bei ihm verſchieden gebildet. Sein Magnetismus ſcheint entſchieden. — Recht glücklich ausgeführt iſt die Schilderung der „Saturnsringe". Der Leſer wird auf einen der Saturnsringe ſelbſt geführt und erblickt, wenn er auf der innern Fläche des Ringes wandelt, die Saturnskugel 140mal größer als wir den Mond, und dazu noch die ſieben Saturnstrabanten und den übrigen Sternhimmel. Die Spalte zwiſchen beiden Ringen iſt ungefähr ſo weit als der Weg von Petersburg nach Konſtantinopel. Tag und Nacht auf dem Ring dauern 15 Erdjahre. Der Ring iſt ein vulkaniſches Kind ſeines Planeten. Saturn iſt nicht ganz in der Mitte ſeiner Ringe.

Die Abhandlung über Noah's Regenbogen führt eine Hypotheſe aus zur phyſiſchen Beſtätigung des Sinns der bibliſchen Mythe, welche Noah's Regenbogen als den erſten, der auf Erden geſehen worden ſei, darzuſtellen ſcheint. Vor der Sündflut, d. h. vor der letzten Entwickelungsperiode unſerer Erde, ſoll die Atmoſphäre der Erde von der des Mondes noch nicht geſchieden und in dieſem Zuſtand chaotiſcher Vermiſchung zur Bildung eines Regenbogens unfähig geweſen ſein. Der erſte Regenbogen war alſo ein Zeichen vom Ende dieſes ſtürmiſchen Entwickelungsproceſſes, ein Bundeszeichen für den Beſtand der Naturgeſetze; denn ſo lange der Regenbogen Zeichen iſt, werden die unveränderlichen Geſetze und Verhältniſſe zwiſchen Luft und Waſſer, Licht und Farbe, Wärme und Dunſt und Schwere fortbeſtehen.

Große Hoffnungen für die Berechnung der Sternweiten knüpft der Verf. an die „zahmen Kometen", wie er die zwei Kometen nennt, welche aus der Zahl der wild herumſchweifenden in unſern Thierkreis gleichſam eingefangen und der Hausordnung der Aſtronomen unterworfen worden ſind. — Die Abhandlung über den Schalttag beginnt mit einem wunderlichen Plan zu einer Allgemeinen Schalttagszeitung, und ſchließt mit einer ziemlich klaren Darſtellung der von Julius Cäſar und Papſt Gregor XIII. vorgenommenen Kalenderverbeſſerungen. Übrigens hat Cäſar den Schalttag nicht nach dem 28. Febr., wie der Verf. ſagt, ſondern zwiſchen den 23. und 24. Febr. einſchieben laſſen, und ſo gilt er noch im römiſchen Recht. — „Regenbogen und Kreuz im Kryſtall von Island" iſt eine Unterſuchung über „die Ehe des Lichts mit den leblos lebenden Formen der Natur". — Die „letzte Verklärung des Galvanismus" bezieht ſich auf Faraday's berühmte Entdeckung.

Es iſt aus dieſer kurzen Überſicht des Inhalts leicht zu ſehen, daß Hrn. Pfaff's Buch viel Intereſſantes bringt. Augenſcheinlich ſucht er ſeine goldenen Früchte auch in ſilbernen Schalen zu bringen und die mathematiſchen Schwierigkeiten mit leichter, gefälliger Rede abzuthun. Aber die Popularität, der Humor und die ganze Sprache, die er führt, werden ihm ſauer, und er thut nicht wohl, daß er ſelbſt aus Fontenelle's meiſterhaften „Unterhaltungen über die pluralité des mondes" Mehres anführt und an die blühende, belebte und galante Converſation des Franzoſen erinnert. — Der Verf. hat eine Vorliebe für das Geheimnißvolle und hat damit den Geſchmack der meiſten Leſer getroffen. Auf welchem Planeten wird er jetzt der Löſung dieſer Geheimniſſe entgegenharren? Von wem die Recenſion ſeiner trefflichen Werke, auch dieſes Buches erhalten? Dort wird Fontenelle ihm Unterricht geben in der Hofſprache der Mathematik; die Philoſophen werden ihm ſeine Irrthümer von der Weltſeele beſtreiten; die Theologen werden ihn zurechtweiſen darüber, daß er das Paſcha der Juden ihr Erntefeſt nennt, das doch zu Pfingſten war; der Schatten des letzten Römers wird ihn zürnend antreten, daß er dem Julius Cäſar ſchlechtweg den Kaiſertitel gibt; aber der große Ariſtoteles, dem er ſo viele Albernheiten Schuld gibt, wird vielleicht dem Aſtronomen von Erlangen freundlich die Hand zum Empfange bieten. 26.

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von Karl Streckfuß. Zwei Bände. Zweite verbeſſerte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 12. 2 Thlr.

Streckfuß's treffliche Überſetzung des Taſſo iſt trotz der nicht minder lobwürdigen Arbeit von Gries nach und nach in viele Hände gelangt. Es fällt ſchwer, zwiſchen den beiden hier genannten Überſetzern des Taſſo einen kritiſchen Ausſpruch über Vorrang im Werth zu finden; die Entſcheidung wird immer mehr oder minder von individueller Gefühlsweiſe, vom erſten Eindruck, kurz, von ſubjectiven Entſcheidungsmotiven abhangen, da die Wage des wirklichen Verdienſtes zwiſchen beiden Arbeiten entweder feſtſteht, oder mit kaum bemerkbarer Schwankung bald für den einen, bald für den andern Theil ſich neigt. So viel iſt jedoch gewiß, daß keine andere europäiſche Sprache ſich einer, geſchweige denn zweier ſo trefflicher Übertragungen dieſes claſſiſchen Gedichts zu rühmen hat. Alles zuſammengenommen zeigt, für uns wenigſtens, Gries' Überſetzung mehr Fluß und Wohllaut, die von Streckfuß mehr ernſtes Bemühen, Alles wiederzugeben, und mehr Feierlichkeit in Ton und Färbung. Gries befriedigt ſich mit dem Gefälligen, mit unſerm Beifall, der aus der Empfindung abfließt; Streckfuß ringt nach der Art des Beifalls, die aus der Überzeugung vom erreichten Ziel, aus der Befriedigung entſpringt, die die Frucht des Urtheils und der Prüfung iſt. Beide haben bedingt-Vollendetes gegeben; aber die Vollendung hat bei dem Erſten Geſchmacksbefriedigung, bei dem Zweiten das Urtheil zur Grundlage.

Durch die Nothwendigkeit, eine zweite Ausgabe der Streckfuß'ſchen Überſetzung zu veranſtalten, hat ſich der Beifall, den ſie gefunden hat, mit einer Thatſache bewährt. Dieſe zweite Auflage hat nicht unerhebliche Verbeſſerungen erfahren, mit deren Aufzählung wir den Leſer hier nicht aufhalten mögen. In der Ottaverime-Form iſt oft eine veränderte Wortſtellung, ein vollerer Reim ſchon eine weſentliche Verbeſſerung. Die Überarbeitung des Sprachlichen iſt durchweg wirkſam zu erkennen; im Weſentlichen, in der Vollſtändigkeit der Übertragung war ſchon bei der erſten Ausgabe wenig zu wünſchen oder zu thun übrig. Streckfuß macht mehr Gebrauch von den männlichen Endreimen als Gries, und läßt ſich den Wechſel zwiſchen ſolchen kräftigern Reimen und den flüſſigern weiblichen ſtets angelegen ſein. Dies gibt dem Ganzen ſeiner Übertragung eine Farbe von Kraft und Prägnanz, von Sicherheit und Macht, die wir bei Gries ſtellenweis vermiſſen; dagegen iſt Gries unübertroffen und vielleicht unübertreffbar in Natürlichkeit der Wortſtellung, Fülle

und Ungezwungenheit des Reims und im Ausdruck des Naiven. Hinwiederum lesen wir die rein-heroischen Partien lieber bei Streckfuß, der seinerseits das innige religiöse Gefühl des Dichters wieder minder glücklich zurückspiegelt als sein Mitbewerber. Diese Nebenbuhlerschaft zweier edeln, geschmackvollen und begabten Geister in einer That des poetischen Wirkens ist in der That ein anziehendes und lehrreiches Schauspiel.

Gegen das Original gehalten, läßt Streckfuß mit größerm Widerstreben selbst den geringsten Bestandtheil des Gedankens verloren gehen als Gries, der sich hierin freier bewegt. Nichtsdestoweniger stoßen wir doch auch bei ihm auf solche Auslassungen, die die Nothwendigkeit gebot. Z. B.:

O Muse, die zu schnellverwelkten Kränzen
Nicht Lorbern auf dem Helikon sich pflückt,
Du, oben, jenseits dieser Erde Grenzen
Mit ew'ger Sterne goldnem Kranz geschmückt u. s. w.

„Jenseits dieser Erde Grenzen" gibt den Gedanken in „lassù nei beati chori" nicht vollständig und beiweitem zu unbestimmt wieder.

Verzeih' auch, wenn ich Schmuck durchs Wahre webe
Und and'rer Lust, als Deiner, mich ergebe.

In diesen beiden Versen wäre Zweierlei zu bessern: „durchs Wahre" besser: „durch Wahrheit".

S'adorna d'altri che de' tuoi diletti le carte —

aber führt einen andern reinern Sinn mit sich, als die „andere Lust" des Übersetzers aufkommen läßt. In der folgenden Strophe ist der kräftige Einsatz: „So bestreichen wir des Bechers Rand", in ein bloßes Bild:

Sowie man öfters wol dem kranken Kinde
Des Bechers Rand mit süßem Naß bestreicht,

verloren gegangen. In Strophe IV ist „Sturmgeschmetter" ein übelgewähltes Wort.

Von dir zu singen,
Wovon prophetisch jetzt die Saiten klingen —

ist dunkel, und streng genommen unrichtig.

Des Heilands gutes Volk —

in Strophe V wäre besser durch „des Heilands frommes Volk" gegeben. In Strophe VI machen die Schlußverse:

Dann gab man, als erkämpft Tortosa war,
Dem Winter Raum und harrt' aufs neue Jahr —

mit ihrem männlichen Ausgang einen übeln Eindruck. „Man gab dem Winter Raum", anstatt: „man wich ihm", ist auch nicht glücklich.

So viel als Probe, wie eine kleinliche und ängstliche Kritik tadeln könnte, wenn es aufs Tadeln abgesehen wäre, und wenn der kleinliche Tadel etwas besser machte. Apollo schütze uns vor solcher kritischen Untugend; er gönne uns vielmehr die Freude, die wir an dieser tüchtigen, geschmackvollen, treuen und trefflichen Übersetzung haben und so oft haben werden, als wir sie wieder zur Hand nehmen. Die stets doch nur relative Vollendung, zu der Menschenwerke überhaupt, also auch Übersetzungen berufen sind, ist hier erreicht, und was daran fehlt, beweist eben nur, wie viel hier schon erreicht ist. Eine dritte Auflage kann allerdings noch feilen und bessern. Doch, wenngleich wir diese aufrichtig wünschen, so sind wir doch schon mit dieser zweiten so zufrieden, als man mit einer Übersetzung nur immer sein kann, wenn man das Original, wie wir, liebt. 21.

Rigorismus in den Vereinigten Staaten.

Ein französischer Gelehrter, welcher mit den Sitten, mit der Verfassung und dem Charakter der Nordamerikaner genau bekannt ist, gibt von dem unter dieser Nation herrschenden Rigorismus folgende Details. „Man führt", sagt er, „überall in den Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei nicht üblich ist, über die unbeschäftigten Leute eine sehr strenge Aufsicht, und auch solche Personen, die sich, ohne sich herunterzubringen, der Unthätigkeit ergeben könnten, sehen sich wenigstens bis zu dem Alter, wo es dem Menschen eher erlaubt ist, sich in Ruhestand zu versetzen, zur Arbeit angehalten. Die öffentliche Meinung ist mit Absicht darauf gerichtet, Alles zu entfernen, was den Müßiggang, die Zerstreuungs- und Vergnügungssucht befördern, und namentlich in diejenigen Volksclassen, die von Natur zur Arbeit bestimmt sind, eine gewisse Freude am Nichtsthun einführen könnte. Zu Unterstützung dieser Absicht der öffentlichen Meinung haben sich unter vielfachen Namen und Modificationen religiöse und philanthropische Vereine gebildet. Diese halten, gleich einer gewissenhaften Policei oder Landmiliz, ein scharfes Auge auf die Sonntagsbeschäftigungen besonders der niedern Volksclasse und wirken rastlos auf Ausrottung der Laster der Spielsucht und Trunkenheit hin. Mit einer unglaublichen Beharrlichkeit sieht man diese Societäten ihre Zwecke verfolgen, und ihr Eifer artet nicht selten in einen wahrhaft puritanischen Fanatismus aus." Folgendes Beispiel des Rigorismus diene anstatt vieler:

„Als John Quincy Adams Präsident war, ließ er in seiner Wohnung ein Billard aufstellen. Dieses Vergnügungsmeuble diente sogleich seinen politischen Gegnern zu einer Waffe gegen ihn; in solchem Verruf steht in diesem Lande Alles, was Spiel heißt, wenngleich diese Härte oftmals mehr Ziererei als Überzeugung sein mag. Man sprach von dem Billard des Präsidenten wie von einem Verbrechen und war so kleinlich, unter den gegen die Wiedererwählung desselben geltendgemachten Punkten auch jenes Billard mit aufzuführen. Die damaligen Oppositionsblätter stellten Adams, einen Mann von großer Einsicht und nicht minder trefflichen Sitten, als einen Lehrer und Verbreiter der Unsittlichkeit dar, und das Alles blos deswegen, weil er ein Billard in seiner Wohnung hatte, und es war eine der ersten Obliegenheiten des General Jackson, als er Whitehouse, die Amtswohnung seines Vorgängers, bezog, das unnütze Meuble, das so allgemeine Misbilligung erregt hatte, daraus entfernen zu lassen. In jedem andern Staate würde man diesen Rigorismus als wahres Puritanerwesen, ja als Kleinlichkeit und Heuchelei verachten; in Nordamerika aber ist man gewohnt, in solchen Fällen unbedingt sich der öffentlichen Meinung zu unterwerfen." Der Amerikaner ist, was die Arbeit und die Ausdauer zur Arbeit betrifft, überaus zäher Natur; er kann Jahre lang existiren, ohne nur ein einziges Mal das Bedürfniß nach Zerstreuung oder Erholung zu empfinden. Auch an den Sonntagen, welche jedes andere Volk als Fest- und Vergnügungstage betrachtet, liebt er mehr eine stille Sammlung. Man kann mit Recht von dem Nordamerikaner sagen, daß, indem ihm die Natur eine ungeheure Fähigkeit zur Arbeit gab, sie ihm den Sinn für den Lebensgenuß fast ganz entzog. Seine ganzen Kräfte richten sich auf den Erwerb. Sein Genuß ist ohne Freude; denn ihm mangeln alle diejenigen Eigenschaften, welche den Genuß erst angenehm machen. Ein Tag angestrengter Arbeit greift ihn physisch und geistig nicht so sehr an, als eine Stunde von Dem, was er Vergnügen nennt. Wie bedeutend, wie höchst schätzbar grade für den Amerikaner diese Eigenthümlichkeit des Charakters ist, liegt offen; allein ebenso gewiß ist es, daß eine solche nicht die perennirende Stimmung einer ganzen und ausgebreiteten Nation sein kann. Amerika wird auch seine Tage des Genusses erleben. „Ohne dieses Arbeitsfieber", sagt Chevalier, „ohne diese ewig speculirende Geistesrichtung, Scheu vor Zerstreuung und Gleichgültigkeit gegen dieselbe wären natürlich die Amerikaner auf dem ersten Viertheil des ungeheuern Weges der Civilisation, den sie zurücklegten, stehen geblieben. Ohne diese Betriebsamkeit wären sie vielleicht noch nicht über die Alleghanygebirge vorgedrungen, anstatt die unermeßlichen, üppigen Regionen des Westens eröffnet, ausgetrocknet, mit Straßen durchschnitten, mit Städten und Dörfern bedeckt zu haben, wären sie wahrscheinlich noch immer auf den sandigen Landstrich längs den Küsten des atlantischen Meeres beschränkt." 1.

Bibliographie.

Bähr, J. Ch. F., Geschichte der Römischen Literatur. Supplement-Band. Die christlich-römische Literatur. I. Abtheilung. Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber. — Auch u. d. T.: Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms. Eine literarhistorische Übersicht. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 21 Gr.

Bechstein, L., Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, von Ohrdruf und dem Inselberge. 8. Hildburghausen, Kesselring. 1 Thlr.

Briefe von Deutschen aus Nord-Amerika, mit besonderer Beziehung auf die gießener Auswanderer-Gesellschaft vom Jahre 1834. Eine Schrift zur Belehrung über die wahren Verhältnisse der deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten; nebst Vorsichtsmaßregeln und auf Erfahrung gegründete Rathschläge. 8. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1 Thlr. 6 Gr.

Cooper, J. F., Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Englischen von G. N. Bärmann. In zwei Theilen. 1ster Theil. Gr. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. Preis für beide Theile 3 Thlr.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Erdmann, J. E., Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. 1sten Bandes 2te Abtheilung. — Auch u. d. T.: Malebranche, Spinoza und die Skeptiker und Mystiker des siebzehnten Jahrhunderts. Darstellung und Kritik ihrer Systeme. Gr. 8. Riga, Frantzen. 1 Thlr. 18 Gr.

Holtei, K. v., Deutsche Lieder. 2te vermehrte Auflage. 16. Schleusingen, Glaser. 12 Gr.

Jacobi, Historisch-pädagogische Reise u. s. w. II. Theil. Gr. 12. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1 Thlr. 12 Gr.

Klee, F., Das Weltsystem, oder die Entstehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 20 Gr.

Krause's, K. Ch. F., handschriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Freunden und Schülern Desselben. 1ste Abtheilung, 1ste Reihe: Analytische Philosophie. I. Vorlesungen über die analytische Logik und die Encyklopädie der Philosophie. In einem Bande. — Auch u. d. T.: Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniss, als erste Einleitung in die Wissenschaft. Vorlesungen für Gebildete aus allen Ständen. Verfasst von *Karl Christian Friedrich Krause*, herausgegeben von *Hermann Karl von Leonhardi*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 3 Thlr.

Kries, F., Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer. 3ter Band. Mit 5 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Leipzig, Dyk. 2 Thlr. 12 Gr.

Laima. Taschenbuch auf das Jahr 1836. Herausgegeben von C. Roose junior. Gr. 12. Tilse. (Mohrungen, Rautenberg.) 1 Thlr. 12 Gr.

Lennig, F., Die Weinproben. Komische mainzer Localscenen. Mit 1 Abbildung. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 6 Gr.

Lewald, A., Drillinge gefunden im Nachlasse eines Trappisten. Gr. 12. Freiburg im Breisgau, Waizenegger. 12 Gr.

Lichnowsky, Fürst E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 1ster Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf des Ersten. Mit 4 Kupfertafeln. — Auch u. d. T.: Geschichte König Rudolfs des Ersten und seiner Ahnen. Lexikon-8. Wien, Schaumburg u. Comp. Preis für den 1sten Band mit Pränumeration auf den letzten 6 Thlr. 16 Gr.

Marx, C. H. H., Neue Untersuchungen über die Hülfe bei Scheintodten. Deutsch bearbeitet von G. Weyland. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Moore, Th., Das Paradies und die Peri. Aus dem Englischen übersetzt von L. Gerlach. Gr. 12. Dessau, Fritsche u. Sohn. 1835. 2 Gr.

Roß, J., Zweite Entdeckungsreise nach den Gegenden des Nordpols 1829—1833. Aus dem Englischen von J. Graf von der Gröben. 3ter Theil. — Auch u. d. T.: Wissenschaftliche Entdeckungen und Ergebnisse von Capitain Sir J. Roß Zweiter Polar-Expedition. Aus dem Englischen. Mit Abbildungen und Tabellen. Gr. 8. Berlin, Reimer. 5 Thlr.

Sagen, Märchen, u. s. w. aus Spanien. Herausgegeben von F. Frhrn. von Biedenfeld. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling von F. Frhrn. von Biedenfeld. 1stes Bändchen. — 4tes Bändchen. Auch u. d. T.: Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, Herzogin von Abrantes und J. A. Chaho. 2tes Bändchen. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 8 Gr.

Schönhuth, O. F. H., Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau, der ersten Pflanzschule süddeutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst. Ein Beitrag zur schwäbischen Geschichte aus handschriftlichen Quellen. Mit 1 Ansicht der Insel Reichenau. 8. Freiburg im Breisgau, Waizenegger. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Geschichte Hohentwiel's, der unbezwungenen Veste im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte desselben aus urkundlichen Quellen. Mit 1 Ansicht. Gr. 12. Freiburg im Breisgau, Waizenegger. 1 Thlr.

Schopenhauer, A., über den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 12 Gr.

von Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 3ter, 4ter Theil. — Auch u. d. T.: Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835. 1ster, 2ter Theil. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg. 3 Thlr. 18 Gr.

Taschen-Bibliothek der Lustreisen in Deutschland, als Anhang der Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Land-Reisen von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten. Verfaßt von mehren Gelehrten und herausgegeben von J. H. Jäck. — Auch u. d. T.: Taschen-Bibliothek der Lustreisen in Deutschland. 1stes Bändchen, enthaltend die Reise von Berlin über Halberstadt und Quedlinburg durch die interessantesten Gegenden des Ober- und Unterharzes, über Göttingen, Münden, Kassel, Marburg und Gießen nach Frankfurt a. M. Herausgegeben von Wolff. 16. Berlin, Babe. 6 Gr.

Taschenbuch für Theetrinker, oder der Thee in naturhistorischer, culturlicher, mercantilischer, medicinisch-diätetischer und luxuriöser Hinsicht. Nach Berard. Herausgegeben von F. Marquis und für den deutschen Geschmack zugerichtet und mit einer Abhandlung über den Paraguay- oder Yerba-Thee, ingleichen einem Auszuge von Siebold's Beschreibung des Thees in Japan vermehrt und durch Abbildungen erläutert von Fr. W. Westphal. Mit 2 illum. u. 4 schwarzen Kupfern. 8. Weimar, Voigt. 20 Gr.

Ulenberg, C., Geschichte der lutherischen Reformatoren Dr. Martin Luther's, Philipp Melanchthon's, Matthias Flacius Illyricus, Georg Major's und Andreas Osiander's. Aus dem Lateinischen von dem Übersetzer der Ulenberg'schen zweiundzwanzig Beweggründe. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Dr. Martin Luther's Leben und Wirken von seiner Geburt bis zu seinem Tode. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 2 Thlr.

Wendt, A., Über den gegenwärtigen Zustand der Musik besonders in Deutschland und wie er geworden. Eine beurtheilende Schilderung. Gr. 12. Göttingen, Dieterich. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 230. —— 17. August 1836.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Mit dem Bildnisse Hebel's. Acht Bände. Karlsruhe, Müller. 1832—1834. 8. 7 Thlr.

Johann Peter Hebel wird stets eine ausgezeichnete Stelle in der deutschen Literatur einnehmen; er verdient sie um seiner poetischen Individualität willen, die nicht zweimal kommen wird; er verdient sie besonders auch als der Erfinder und Bildner einer neuen Gattung. Was vor ihm in der Dialektspoesie hier und da geleistet worden, blieb entweder als kleiner Versuch vereinzelt und verlor sich in der Provinz, wo es entstanden war: so ein treffliches Gedicht in niederschwäbischer Volkssprache und Alexandrinern auf den Tod des zu Stuttgart im J. 1739 gehenkten Juden Süß Oppenheimer, das zur seltenen Flugschrift geworden ist; so gleichfalls niederschwäbische komische Gedichte des würtembergischen Pastors Bührer, die unsers Wissens auch nur als fliegende Blätter, und auch so nur theilweise, das Licht erblickt haben, so Grübel's „Gedichte in nürnberger Mundart"; oder es war ohne das nöthige innere, poetische Leben, sodaß es nicht wirksam und in die Nationalliteratur eingreifend auftrat; dahin rechnen wir die plattdeutschen Gedichte von Voß, die, so merkwürdig sie in sprachlicher Hinsicht sein mögen, doch im Ganzen das Publicum kalt gelassen haben und für sich allein schwerlich ihrem berühmten Verfasser einen großen Ruf begründet hätten. Die niederdeutschen Volksgedichte des Alterthums können nicht hierher gezählt werden; ihre Sprache war, als sie entstanden, mehr als Dialekt, es war die Landessprache in der einen Hälfte des Vaterlandes und somit das Organ einer allgemeinen Denk- und Empfindungsweise so gut als seit Luther das Hochdeutsche, nicht der eigenthümliche Ausdruck einer in einzelne Winkel vor der verallgemeinerten Civilisation, welche die unvermeidliche Prosa mit in ihrem Gefolge hat, geflüchteten, dichterischen Stammesindividualität. Diese in den Dialekten schlummernde Poesie ist es, die Hebel in seinen herrlichen „Allemannischen Gedichten" erweckt und sogleich zum vollendeten Kunstbewußtsein gerufen hat, und dafür hauptsächlich gebührt ihm die Ehre, die jedem Originaldichter erwiesen werden soll, der der Poesie ein neues Stück Boden urbar gemacht hat. Auch sind neben vielen unglücklichen Nachahmern glückliche Dichter in seine Fußstapfen getreten; wir dürfen nur an Martin Usteri's vortreffliche Dichtungen im neuen und besonders im ältern schweizer Dialekt und Styl erinnern, welche von dem Verfasser dieser Anzeige in diesen Blättern vor einigen Jahren ausführlich beurtheilt worden sind. Schwerlich ist der Kreis dieser Gattung ganz abgeschlossen und wartet vielleicht nur auf Talente, die innerhalb desselben noch ungeahnete Keime zu befruchten bestimmt sind. Hebel's Verdienst als moderner Erzähler im Volkstone hängt mit seiner Haupteigenschaft als Dialektsdichter aufs genaueste zusammen, und die „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes" sind, wenn auch eine Stufe tiefer stehend, doch nicht weniger Erzeugnisse der echten Kunst als seine Gedichte. Auch was er sonst geschrieben hat, ist, wenn es gleich mit der Zeit der Zeit verfallen wird, nicht unberührt von seiner poetischen Individualität geblieben; und so sehen wir gern alle seine Werke hier zum ersten Male vereinigt und versuchen es, sie, eines um das andere näher zu beleuchten und einigermaßen zu charakterisiren. Zuvor aber schenken wir dem „Leben Hebel's", das schlicht, aber ausführlich, wir wissen nicht von wem, jedenfalls von einem vertrauten, in die Verhältnisse des Dichters bis aufs Einzelne eingeweihten Freunde verfaßt und auf 83 Seiten erzählt ist, unsere Aufmerksamkeit und theilen den Lesern daraus kurz das Wesentlichste mit, da man bisher über seine Lebensumstände öffentlich nur Weniges erfahren hatte.

Der Vater des Dichters war Johann Jakob Hebel, Schutzbürger und Webermeister zu Hausen, einem badischen Dorfe, welches im Wiesenthale eine Stunde hinter Schopfheim liegt und von Basel sechs Stunden entfernt ist. Seine Mutter war Ursula, eine geborene Örtlin, die Tochter eines Bürgers von Hausen. Der alte Hebel, aus Simmern in der jenseitigen Pfalz gebürtig, war als Bedienter mit einem schweizerischen Major Iselin in Flandern, am Niederrhein, in Corsica gewesen und hatte sich endlich zu Hausen am Herde seines Weibes gesetzt, die bei einer baseler Familie in Diensten gestanden hatte, bei welcher sie auch noch als Frau mit ihrem Gatten den Sommer über um Tagelohn arbeitete, um durch den Erwerb zu einem kleinen Grundbesitze zu gelangen. Während eines solchen Aufenthalts geschah es, daß Jo-

hann Peter Hebel am 10. Mai 1760 zu Baſel geboren und den 13. deſſelben Monats in der Kirche zu St.-Peter daſelbſt getauft wurde. Als Hebel's Vater, ein rechtſchaffener, frommer und gemüthvoller Mann, im 41. Lebensjahre zu Hauſen ſtarb, war Johann Peter erſt ein Jahr und drei Monate alt; ein Schweſterchen von fünf Wochen folgte dem Vater noch in demſelben Jahre. Hebel wurde nun von der Mutter, einer Frau von vorzüglichem Verſtande und edelm Gemüthe, erzogen und ihm eine gewiſſenhafte und chriſtliche Erziehung gegeben. Auch in Hebel erwachte frühzeitig ein frommer Geiſt. Als Knabe verfertigte er ſich ein Kiſtchen, um die Puppen geſammelter Raupen darein zu legen; er füllte es mit Erde, machte jeder Puppe ein kleines Grab und ſetzte darüber ein Kreuz. Mit Milde und Ernſt arbeitete an dem Knaben der brave Schulmeiſter von Hauſen, Andreas Grether, über den ſich Hebel oft mit Rührung und Achtung äußerte. Neben der Schule in Hauſen beſuchte dieſer auch noch die lateiniſche Schule zu Schopfheim, wohin er Nachmittags wanderte; einige Sommer ward er auch in Baſel unterrichtet, wohin die Mutter fortwährend zur Arbeit einkehrte. So lernte er das menſchliche Leben bald im armen Dorfe, bald in der reichen Stadt kennen. Dort arbeitete er als Handlanger für das Eiſenwerk, hier ſaß er bei einer vornehmen Familie zu Tiſche. Seine Wohlthäterin in Baſel war die Gattin Iſelin's. Von ſeiner Mutter ſchrieb Hebel noch im 60. Jahre: „Sie hat mich beten gelehrt, ſie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an ſeine Allgegenwart denken.“ Nach ihrem Tode wurden ihr Haus und ihre Grundſtücke verkauft und Hebel erbte 2500 Reichsgulden. Schon vor ihrem Hinſcheiden bei ſeinem Lehrer Obermüller in der Koſt, blieb Hebel dort, bis er, der Theologie beſtimmt, im Mai 1774 bald nach ſeiner Confirmation das Gymnaſium illuſtre zu Karlsruhe bezog, wo Menſchenfreunde den wenig Vermöglichen unterſtützten. Im März 1778 wurde er mit einem ehrenvollen Zeugniſſe nach der Univerſität Erlangen entlaſſen, wo er am 8. Mai inſcribirt wurde, ſich jedoch nicht durch angeſtrengten Fleiß auszeichnete. Doch beſtand er die karlsruher Prüfung (1780) wohl und wurde als Candidat bei einem Pfarrer unweit Baſel Hauslehrer. Von da kam er als Hülfslehrer an das Pädagogium zu Lörrach (1783), wo er neuntehalb Jahre mit reichem Segen wirkte, auch in der Stadt und Umgegend predigte. Unter die vertrauten Freunde, die er dort fand, gehörte der nachmalige Kirchenrath Hitzig, mit dem Hebel bis an ſeinen Tod im vertrauteſten Verhältniſſe ſtand. Inzwiſchen blieb er lange von der Oberkirchenbehörde vernachläſſigt.

Bis ins 31. Jahr meines Lebens wartete ich — ſchreibt er — vergeblich auf Amt und Verſorgung. Alle meine Jugendgenoſſen waren verſorgt, nur ich nicht. Ich ſtand noch da, wie der Prophet Iſaias ſagt, „gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel“.

Endlich wurde er an das Gymnaſium nach Karlsruhe berufen (1791) und an der oberſten und zweitoberſten Claſſe mit dem Titel als Subdiakonus angeſtellt, und hatte in den alten Sprachen und Realien Unterricht zu ertheilen. Bald war er als ein vortrefflicher Lehrer anerkannt und fand auch auf der Kanzel großen Beifall. Der Conſiſtorialpräſident Friedrich Brauer ward ſein Freund und beförderte ihn 1798 zur Profeſſur der Dogmatik und hebräiſchen Sprache. Sein Unterricht hierin war erweckend, und in dem Religionsunterricht arbeitete er der Zweifelſucht und dem Unglauben entgegen. Neben dieſen und andern Geſchäften widmete ſich Hebel mit Erfolg dem Studium der Naturgeſchichte, ſodaß ihn die mineralogiſche Geſellſchaft zu Jena 1799 zum Ehrenmitgliede und die der Ärzte und Naturforſcher Schwabens 1802 zum correſpondirenden Mitgliede ernannten.

Um dieſe Zeit aber fing ſein Ruhm an von einer andern Seite zu leuchten. Hebel, ſo glücklich er in Karlsruhe war, vermißte doch immer die Jugendheimat, jene herrliche Gegend, die ſich oben von den fruchtbaren Fluren bei Baſel zwiſchen dem Rhein und Schwarzwald hinab bis zu den lieblichen und ſegensreichen Gefilden bei Mühlheim und Badenweiler erſtreckt, er vermißte das Volk, unter dem er geboren war. Die Menſchen jener Gegend, ausgezeichnet durch einen aufgeweckten Geiſt, durch ein tieffühlendes und frommes Gemüth, durch Fleiß in ihrem Berufe, Sitteneinfalt und heitern Sinn, blieben ſeinem Herzen ſehr werth. Wiederholte Ferienreiſen dorthin belebten die alten Gefühle immer neu; Einſamkeit nährete die Bilder der vergangenen Zeit. Alle jene Rückerinnerungen wurden zur Poeſie. So entſtanden die erſten allemanniſchen Gedichte (1801, 1802). Sie hatte, wie Hebel ſelbſt äußerte, das Heimweh erzeugt. Schüchtern trat er 1803 mit 32 ſolcher Gedichte (Karlsruhe, bei Macklot) auf Subſcription hervor. Der Eindruck, den ſie machten, war außerordentlich. Im Oberlande, wo ihre Scene war, wurden ſie mit Entzücken aufgenommen und ihr Reiz alterte nicht. Die Stimme des Volkes beſtätigte bald das Urtheil der Kunſtrichter, zuerſt J. G. Jacobi's, dann Jean Paul's, am gründlichſten Göthe's („Jenaiſche L. Z.“ Febr. 1805). 1806 erſchien bereits die dritte Auflage, 1808 die vierte, beide unvermehrt, aber verbeſſert. Jacobi überſetzte, nicht ganz mit Hebel's Billigung, einige der allemanniſchen Gedichte ins Hochdeutſche, und zu Bremen und Aurich erſchien 1808 eine Überſetzung ſämmtlicher von einem Ungenannten. Der berühmte Naturforſcher R. Chriſtian Gmelin gab einem neuentdeckten Pflanzengeſchlecht den Namen Hebellia und einer Unterart den Beinamen Allemannica. Die Natur, deren Freund und Dichter er war, ſollte noch über ſeinem Grabe jeden Frühling das Denkmal ſeines Namens neu hervorbringen. Es folgte nun auch die Anerkennung ſeiner Verdienſte von Seiten des Staats. Karl Friedrich ertheilte ihm (12. Dec. 1805) den Titel Kirchenrath, und 1808 (1. Febr.) wurde er zum Director des Lyceums (vorher Gymnaſiums) ernannt, wodurch ſich ſein Unterricht jetzt hauptſächlich auf die oberſte Claſſe erſtreckte und auch über Rhetorik und Naturgeſchichte verbreitete, dagegen die Dogmatik an der An-

ſtalt wegfiel. Mit 1809 wurde er auch Mitglied der evangeliſchen Kirchen- und Prüfungscommiſſion.

Bei ſo vielen Berufsgeſchäften verließ ihn jedoch ſein Dichtergeiſt nicht; in der „Iris" und andern Zeitſchriften erſchienen von Zeit zu Zeit allemanniſche Gedichte, die er ſelbſt als „Nachtrieb" bezeichnet. Seinen „Abendſtern" überſetzte er ſelbſt (ſchon 1804) frei ins Hochdeutſche und dichtete in dieſer Schriftſprache Mehres, namentlich auch Räthſel, Charaden und Logogryphe. Aus einem proſaiſchen Geſchäfte entwickelte ſich bei ihm neue Poeſie. Mit dem J. 1807 übernahm nämlich Hebel die ganze Bearbeitung des badiſchen Landkalenders, der ſeit 1808, bedeutend vermehrt und mit Holzſchnitten verſehen, unter dem unſterblich gewordenen Titel des „Rheinländiſchen Hausfreundes" erſchien. Göthe beſtellte dieſen Kalender ſogleich, und jährlich wurden davon 30 bis 40,000 Exemplare abgeſetzt, wovon einige ſogar bis nach Amerika gingen. Sämmtliche Aufſätze dieſes Kalenders erſchienen bei Cotta geſammelt im „Schatzkäſtlein" 1811. Die in dem „Hausfreund" ſcherzweiſe erwähnten „Adjunkt" und „Schwiegermutter" ſind jenes der nachmalige würtemb. Geh. Legationsrath v. Kölle und die berühmte Händel-Schütz. Was Hebel ſonſt 1803 — 1811 ausarbeitete, waren einzelne Aufſätze theologiſchen Inhalts. Sein geliebtes Oberland bereiſte er von Zeit zu Zeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Journaliſtik.

„Revue britannique." Aprilheft. „Don Carlos en Espagne", ein ſehr zeitgemäßer Aufſatz, berichtet manches Intereſſante über den Prätendenten, über Zumalacarregui, die beiden Ximenes, Merino, El Paſtor, den Baron de los Vallos, über den Gebirgskrieg und den Geiſt, der in beiden Armeen herrſcht. Seine kräftigſte Stütze findet Don Carlos in den Landleuten, dem Klerus und dem niedern Adel; er beſitzt perſönlichen Muth und iſt ein rechtlicher Mann, allein ſeine Geiſtesfähigkeiten ſind beſchränkt. Außer Santos-Ladron und Armencha befanden ſich keine ſpaniſchen Generale in ſeinem Heer, als Zumalacarregui ſeine alte verfallene Wohnung mit 200 Pfd. Sterl. in der Taſche verließ; damit brachte er Biscaya und Navarra in Aufruhr. Zumalacarregui iſt der einzige wahrhaft große Charakter, welchen Spanien in der neuern Zeit hervorgebracht, in ihm concentrirten ſich alle Tugenden, Fehler und Leidenſchaften der ſpaniſchen Nationalität mit einer furchtbaren Stärke. Mit einer Kühnheit, welche an die Heldenthaten des Cid und der Homeriſchen Heroen erinnert, verband er jene Überlegenheit moraliſcher Kraft, welcher ſich alle, die ihm nahe kamen, beugten. Merino iſt ein Guerillasführer, klein von Geſtalt, gewandt in allen militairiſchen Übungen; er war Pfarrer in einem Dorfe. Sein Coſtum erinnert an ſeinen frühern Stand: ein langer Reiterſäbel hängt an ſeinem ſchwarzen Prieſterrock herab. Im Gürtel führt er eine ungeheuere Donnerbüchſe, welche ſtets mit Kugeln und Schrot geladen iſt; der Durchmeſſer der Mündung iſt ſechsmal größer als die Schwanzſchraube. Dieſe tragbare Kanone würde den Arm des Schützen zerſchmettern, wenn er nicht zur Vorſorge den Kolben unter den Arm nähme. Eines Tages ſchickten die Chriſtinos den Obriſten Mopos, einen alten Guerillero von athletiſcher Stärke, gegen Merino aus; kaum hatten ſich beide Gegner mit dem Blicke gemeſſen, ſo ſtreckte die Donnerbüchſe den Oberſten todt zur Erde nieder. Merino führt ein ſehr nüchternes Leben, aber er hat ein finſteres, grauſames, unverſöhnliches Gemüth; alle Gefangene werden ohne Barmherzigkeit niedergeſchoſſen. Zauregui iſt der gefürchtetſte Anführer in dem Heere der Chriſtinos, er iſt unter dem Namen El Paſtor hinlänglich bekannt. Cordova, der Obergeneral des königlichen Heeres, flößt wenig Zutrauen ein. Unter Ferdinand organiſirte er auf Veranlaſſung des Königs einen Militairaufſtand gegen die Conſtitution; da er mislang, rief Ferdinand vom Balcon ſeines Palaſtes herab: „Auf ſie, auf ſie, ſtoßt die Rebellen nieder", und Cordova ließ die Truppen zuſammenhauen, die er ſelbſt zur Meuterei aufgewiegelt hatte. Die Generale Bedoya und Iriarte ſind der Oreſtes und Pyladeſ des königlichen Heers. Don Ramon Gomez Bedoya iſt jetzt 38 Jahre alt, er gilt für den ſchönſten Mann der Armee. — „Les chemins de fer en Angleterre et aux Etats-Unis." Erſt ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat man in England den Straßen- und Kanalbau mit Thätigkeit betrieben; ſeit 1810 werden locomotive Dampfmaſchinen angewendet. Die Länge ſämmtlicher Eiſenbahnen in den drei Reichen beträgt 340 engl. Meilen oder 113 Lieues; in den Vereinigten Staaten beläuft ſie ſich auf 552 Lieues, und außerdem ſind noch 228 Lieues in der Arbeit, ſodaß die Eiſenbahnen in Nordamerika zuſammengenommen in kurzer Zeit eine Strecke von beinahe 600 Lieues ausmachen werden. Eine äußerſt wichtige Unternehmung iſt von einer Geſellſchaft Capitaliſten vorgeſchlagen worden, es ſoll nämlich eine Eiſenbahn von Cincinnati nach Charlestown gebaut werden, dieſe koloſſale Eiſenbahn würde über 600 engl. Meilen lang werden; die Baukoſten ſind auf 7,000,000 Dollars veranſchlagt worden. Es werden gegenwärtig zum Transport der Waaren von Cincinnati nach Charlestown acht Tage erfodert; wenn das erwähnte Project durchgeht, ſo würden dazu nicht mehr als 60 Stunden nöthig ſein. — Periodiſche Preſſe in Schottland. Im J. 1831 zählten die drei vereinigten Reiche nicht über 274 Journale; 1835 zählen ſie 354. 1831 kamen in England 179 Journale heraus (jetzt 212), in Irland 54 (jetzt 75), und Schottland, welches nicht viel über zwei Millionen Einwohner zählt, beſitzt 48 Journale. Unter den 170 Journalen, welche in den Grafſchaften herauskommen, ſind 66 toryſtiſche, 104 liberale; in Irland 58 toryſtiſche, 87 liberale; in Schottland 21 toryſtiſche, 27 liberale. Die Journale der Hauptſtadt ſind: „The Edinburgh evening courant", „Caledonian Mercury", „Edinb. advertiser", „Edinb. observer", „Edinb. weekly journal", „The constitution", „The scotsman", „Edinb. weekly chronicle", „Edinb. evening post", „Edinb. patriot". Der „Courant" und „Mercury" reden den ariſtokratiſchen Intereſſen das Wort. Der „Advertiser" iſt das fanatiſchſte aller ſchottiſchen Toryblätter. Der liberale „Observer" hat weniger Abonnenten, aber dennoch mehr Leſer. Das „Weekly journal" gehört zur ſogenannten Conſervativpartei und ſpricht zu den Pächtern und kleinern Gutsbeſitzern. Der „Scotsman" iſt das Lieblingsblatt der Mittelclaſſen und iſt whig-radical, oder vielmehr radical-whig. Das älteſte Sonntagsblatt iſt das „Edinb. weekly chronicle", jetzt ziemlich geſunken. Glasgow iſt bekanntlich die bevölkertſte Stadt in Schottland, ſie zählt 150,000 Einwohner (Edinburg 120,000). Die Bevölkerung zeichnet ſich durch Thätigkeit, Verſtand und Unternehmungsgeiſt aus. Alles lieſt, Kaufleute, Ladendiener, Fabrikherren und Arbeiter, es kommen daſelbſt zehn Journale heraus. Außerdem hat Edinburg neun, und Glasgow drei literariſche Zeitſchriften. In Glasgow lieſt man jährlich [illegible] ariſtokratiſche Reviewers (nämlich Exemplare), 744 li[illegible]nd 725 ſcientifiſche und theologiſche Zeitſchriften.

„Revue rétrospective." „Rapport sur les femmes galantes de Paris 1759—62." Wir haben in einem frühern Berichte den erſten Theil dieſes Aufſatzes beſprochen, können alſo ohne vorläufige Einleitung fortfahren. Es erſcheint zuerſt eine Mamſell Dubois, für deren Erziehung, wie es heißt, die Ältern nichts vernachläſſigt haben; mit welchem Erfolge, wird ſich zeigen. Der Herzog von Fronſac, um die Ältern zu hintergehen, beſucht ſie alle Morgen, als garçon limonadier ver-

kleidet, und bringt ihr Chocolate. Als er dies Metier müde war, geht sie in die Arme des Marquis de Villeroy über, dann finden wir sie beim Grafen Sarsalle, der mit ihr in fünf Monaten nicht weniger als 120 Louisd'or durchbringt. Da sie merkt, daß er seine Ausgaben einschränken will, wird das Netz nach Hrn. De Bougny, mousquetaire gris, ausgeworfen, von dem sie bedeutende Summen bezieht; nun wird der Graf Sarsalle wieder generöser und nun hat sie alle Beide. Welch ein Leben! welche Sitten! Ist es denn ein Wunder, wenn das Volk in der Revolution so strenge Rechnung mit den Sybariten gehalten hat? Der ganze Aufsatz ist eine Galerie ähnlicher Portraits; da ist eine Tänzerin, Mamsell Roye, deren Mutter hat, wie es heißt, „l'inspection des menus-plaisirs de sa fille"; ein révérend-père Fabre, Mönch am Kloster des Grand-Augustins, welcher als Kuppler des Marquis Pertuis öffentlich anerkannt ist u. s. w.

„Chronique de Paris." Dies Journal war unter der Leitung W. Duckett's eines der schlechtesten, und gegenwärtig ist es die beste kritische französische Zeitschrift. Gustave Planche und einige andere minder Bekannte liefern Recensionen; wir haben unterhaltende Novellen von Balzac und Raimond Brucker gefunden. Das Blatt erscheint wöchentlich zweimal in Lieferungen von zwei starken Bogen. Die vor uns liegende vom 19. Mai gibt uns Gelegenheit, einige politische und literarische Angelegenheiten zu besprechen. Hr. Thiers ist wegen der öffentlichen Bauten im Ministerium kürzlich in der Kammer aufs heftigste angegriffen worden: „M. Thiers s'est libéré des travaux publics, et c'est un succès", soll sich ein gewisser Diplomat geäußert haben; es war sogar die Rede von einer Auflösung des Ministeriums; da aber Montalivet bleibt, selbst nach Dem, was in der Kammer vorgefallen ist, so bleiben die Sachen, wie sie sind. Talleyrand besucht häufig den König, seitdem sein Schützling, Hr. Thiers, bedroht ist. Um diesen zu trösten, soll der Fürst zu ihm gesagt haben: „Savez-vous bien que j'ai été l'homme le plus moralement discrédité qui existât depuis quarante ans, et j'ai été toujours tout puissant dans le pouvoir ou à la veille d'y entrer." Ein anderer Protector des Hrn. Thiers ist Hr. Decazes. Außer dem Kampfe zwischen Thiers und Guizot ist völliger Stillstand in der Politik. Die literarischen Neuigkeiten gehören dem Theater an: „Une Saint-Barthélemy" ist eine Parodie auf die „Huguenots" von Meyerbeer im Théâtre des variétés, und „L'homme des rochers" ein Melodrama im Théâtre de la Gaîté, in welchem ein Bär die Hauptrolle spielt.

„Revue du midi." Aprilheft. Diese Zeitschrift erscheint zu Toulouse. Was die Provinzialjournale besonders auszeichnet, ist eine gewisse Unschuld. Da wird die Literatur noch recht aus voller Herzenslust getrieben. Da weinen die Dichter noch wahre Thränen; der Dichter soll aber nicht weinen, ebenso wenig wie der Komödiant. Toulouse ist eine der französischen Städte, wo man den lebendigsten Sinn für poetische Interessen hat, welcher besonders durch die Académie des jeux floraux geweckt wird. Die „Revue du midi" räumt noch nach echtem Provinzialgebrauch den Versen die erste Stelle ein; das angezeigte Heft beginnt mit Stanzen, die die Überschrift: „Le bonheur", führen. „Où donc est le bonheur?" fragt der Dichter, Hr. Gabanel; er antwortet nach langen Umschweifen:

Le bonheur pour tous est un profond mystère,
Une énigme, qu'un jour Dieu jeta sur la terre
Et dont nul homme encore n'a deviné le sens.

Das erinnert an den Schulmeister Gräf in Frankfurt, der seine Schulkinder fragt: wie hoch ist der Berg Sinai? und sie nach der Reihe abprügelt, bis ein Junge antwortet: das weiß man nicht, und Gräf lobend wiederholt: das weiß man nicht. — „Considérations sur l'histoire politique et municipale de l'ancienne province de Languedoc", ein gehaltvoller Aufsatz, der die finanziellen und administrativen Verhältnisse der Provinz unter der römischen Herrschaft beleuchtet; wir bedauern, daß der beschränkte Raum uns nicht erstattet, ihn vollständig zu analysiren. Ebenso müssen wir uns auf die bloße Anzeige eines wunderbaren Artikels, überschrieben: „Jacob Boehme, Philosophus teutonicus", einschränken, dessen Tendenz sich zur Genüge im Titel kundgibt. Die Verf. beider Aufsätze berufen sich oft auf deutsche Quellen.

„Revue de Lyon." „Le verre d'eau, chronique lyonnaise"; eigentlich eine historische Anekdote. Sebastian Montecuculi, Mundschenk des Dauphins, Sohns Franz I., reichte dem jungen Prinzen, der sehr erhitzt vom Ballspiel war, ein Glas frisches Wasser. Der Prinz zog sich durch diese Unvorsichtigkeit eine Lungenentzündung zu, an welcher er drei Tage nachher starb. Montecuculi wurde gefoltert und geviertheilt: er war beschuldigt, den Dauphin vergiftet zu haben. Die vier Viertel seines Leichnams wurden an die vier Thore von Lyon geschlagen und sein Kopf auf einer Lanze auf der Rhonebrücke zur Schau gestellt. Sodann kommen ein paar Gedichte, ganz in Lamartine's Weise: Träume, Engelsköpfe, himmlische Harfen; das Nachahmervolk kann Einem den Himmel selbst verleiden. Sodann werden Lyoner Schriften angezeigt, unter andern „Daria", von der Baronin du Saule. Daria ist eine sehr interessante junge Person, welche ihrem Bräutigam den bösen Streich spielt, in der Brautnacht in seinen Armen zu verscheiden, und zwar schon wieder an einer Lungenentzündung. Auch finden wir ein Gedicht auf die Kirche von Brou angezeigt. Diese wunderschöne Kirche wurde im J. 1511 angefangen, sie ist das schönste Denkmal gothischer Baukunst in Frankreich. — Auch die Homöopathen haben sich in Lyon eingenistet und schlagen sich daselbst, nämlich figürlich gesprochen, mit den Allopathen herum.

Neue politische pariser Blätter sind: „La paix", oder „Le Moniteur du commerce", und „Le journal général de France". Letzteres Blatt ist in einem ziemlich gelinden katholischen Sinne geschrieben; es ist um ein Bedeutendes kleiner als die übrigen politischen Tagesblätter, der Druck weit größer, das Feuilleton weit kleiner; die meisten literarischen Aufsätze werden aus andern Blättern entlehnt, und da außerdem die Redactoren nicht bezahlt werden, so läßt sich erklären, wie dieses Blatt jährlich nur 48 Francs kostet, während die übrigen politischen Blätter 80 Francs jährlich kosten. 41.

Notiz.

Der berühmte englische Seeheld Sir Francis Drake wurde von seinen Zeitgenossen für ein Stück von Zauberer gehalten, und noch leben Überlieferungen seiner übernatürlichen Künste im Volke. Als die Armada im Anzug war, trieb er ganz gemächlich in einem Wirthsgarten in Plymouth das Kugelspiel, erschrak auch nicht, als man ihm hinterbrachte, eine feindliche Flotte stehe im Begriff, in den Hafen einzulaufen. Er endigte seine Partie, ließ sich einen tüchtigen Holzblock und ein Beil geben, spaltete jenen damit in dünne Scheitchen, schleuderte diese ins Meer, murmelte Zauberspräche drüber her und verwandelte dadurch die Späne zu Feuerschiffen, welche die Armada vernichten halfen. Dem Mangel an trinkbarem Wasser in Plymouth half er auf eine einfache Weise ab: er ritt auf gut Glück ins Weite hinein, bis er an eine Quelle kam, die ergiebig floß, sprach seinen Zaubersegen, spornte sein Pferd, dessen raschem Galopp die Quelle ebenso rasch folgte, bis er und sie in der Stadt still hielten.

Als der alte Krieger sieben Jahre auswärts und verschollen war, hielt seine Frau ihn für todt und wollte sich wiederverheirathen. Ihre Wahl war getroffen, der Hochzeittag war herangekommen, ja das Brautpaar stand schon in der Kirche, als Sir Francis, der sich just bei den Antipoden befand, von seinen dienstbaren Geistern das Geschehene und zu Geschehende erfuhr. Er lud eine Donnerbüchse, feuerte eine schwere Kugel ab, wobei die Zauberspräche nicht gespart wurden, und ließ sie in die Kirche dicht vor dem Brautpaare niederfallen. Die Braut merkte auch gleich, daß ihr Mann sein Leben dadurch kundmache und gab die zweite Heirath auf. W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck von A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 231. — 18. August 1836.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

Unter Karl Friedrich's Enkel Karl (seit 1811) wurde Hebeln ein Theil seiner Geschäfte abgenommen. Es war Zeit.

Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen — schrieb er einmal an seinen Freund Hitzig — sei jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Acten durchgehen, examiniren, castigiren, das heißt so viel als: ich sterbe täglich. Fast alle Freuden seien ihm aus den Geschäften entflohen, viele sogar aus dem Leben.

Hebel trat nun von seinem Schulamt allmälig ab und wurde als Ministerialrath Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde, wodurch freilich der in dem angeführten Schreiben erwähnte Übelstand nicht gehoben und sein Dichtergeist nicht ermuntert wurde. Eine Verdrießlichkeit bestimmte ihn mit dem J. 1816 sich von dem „Rheinländischen Hausfreunde" zurückzuziehen; er wandte seine Thätigkeit Arbeiten zu, die mit seinem Berufe in Verbindung standen, übernahm eine neue Bearbeitung der „biblischen Geschichten" für Badens evangelische Schulen (1818). Inzwischen verbreitete sich sein Dichterruhm im größern Vaterlande immer weiter. Scheffner in Königsberg unternahm, begeistert von den allemannischen Liedern, als 75jähriger Greis, eine hochdeutsche Übersetzung derselben; die berliner Gesellschaft für deutsche Sprache ernannte ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede (3. Febr. 1818). Ja, einige seiner Gedichte wurden sogar in die russische Sprache übersetzt.

Unter der Regierung des Großherzogs Ludwig von Baden wurde Hebel (1819) als Prälat an die Spitze der evangelischen Geistlichkeit gestellt und erschien in dieser Eigenschaft auch auf den Landtagen 1819 und 1820, 1822 und 1825. Seine poetische Thätigkeit schrumpfte in dieser Zeit in Charaden und Räthsel zusammen, während seine „Allemannischen Gedichte" in Hochdeutschland in zwei Übersetzungen (von Fr. Girardet, Leipz. 1821, und Adrian, Stuttgart 1824) fortwucherten. Hebel selbst war in den letzten Jahren seines Lebens ganz mit Arbeiten für die Kirche beschäftigt. Merkwürdig ist es, daß Hebel's Neigung für eine Landpfarre nie in seiner Brust erstarb. 1820 noch schrieb er, eine solche Aussicht im Auge, eine Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, worin mehre in dieser Beziehung merkwürdige Äußerungen vorkommen.*) Er sagt unter Anderm:

An einem friedlichen Landorte unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war Alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens gewünscht habe.

In solcher Gemüthsstimmung trat Hebel in das Jahr 1826. Mit erschütterter Gesundheit trat er seine Amtsreise zur Prüfung des manheimer Lyceums im September dieses Jahres an und kündigte sich bei einem Manne, den er sehr schätzte, dem alternirenden Director des manheimer Lyceums, Hofrath Nüßlin, als Patient zu Besuche an. Nach vollbrachter Prüfung wurde eine Rheinfahrt zu seiner Ehre veranstaltet; unter den Begleitern befand sich ein Mann, der seit Hebel's letztem Besuche Witwer geworden war.

Wenn wir alt werden — mit diesen Worten begleitete Hebel seine Theilnahmebezeigung — wandeln wir auf einem großen Kirchhof. Glauben Sie mir, ich fühle das.

Auf der Rückfahrt in der Nacht bemerkte er:

Es kommt mir vor, als ob wir auf dem Styx führen, und jene Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns einsteigen möchten, aber vom Charon nicht zugelassen würden.

Die Erfüllung folgte diesen Ahnungen auf dem Fuße; denn auf dem Wege nach Heidelberg nahm sein Leiden in Schwetzingen überhand: es stellten sich Schmerzen im Unterleibe ein, nicht die Freundlichkeit, aber die Fröhlichkeit verließ ihn, und er entschlummerte am 29. Sept. Morgens 4 Uhr im genannten Orte. Eine unheilbare Misbildung der Eingeweide war im 66. Lebensjahre die Ursache seines Todes geworden. Seinen Sarg schmückte der Lorbeerkranz und das Commandeurkreuz des zähringer Löwen. Er liegt auf dem Kirchhofe zu Schwetzingen begraben. Hebel war nie verheirathet.

Wir wenden uns nun von Hebel's Leben zu seinen Gedichten. Die beiden ersten Bände enthalten sein dauerndstes Werk: die „Allemannischen Gedichte." Der laute Ruf der Bewunderung, mit welchem diese Lieder von den ersten Dichtern Deutschlands bei ihrer Erscheinung begrüßt wurden, ist längst verklungen; aber die Gedichte selbst blieben eine Lieblingslecture des deutschen Volkes, und jene Urtheile, in der Überraschung

*) Sie findet sich abgedruckt im 6. Bd., S. 236 fg.

des ersten Eindruckes niedergeschrieben, halten noch immer die Probe aus. Johann George Jacobi (im „Freiburger Intelligenzblatt" vom 23. Febr. 1803) sagte, daß jedes dieser Gedichte etwas Eigenthümliches habe, daß in jedem der wohlthätige Geist des Verfassers wehe. Er bekannte, daß er kaum den Eindruck wiederzugeben vermöge, den sie auf ihn gemacht hätten, und pries sie als eine ausgezeichnete Erscheinung, besonders in einer Zeit, in der sonst so viel Alltägliches und Erkünsteltes zum Vorschein komme; er machte darauf aufmerksam, wie Hebel mit eignen Augen gesehen, mit eignem Herzen empfunden, wie er das Gesehene und Empfundene treu dargestellt, sich ganz in den Bürger und Landmann hineingedacht, seine süßesten Jugenderinnerungen ausgesprochen, keine geschaffene, sondern ungerufene Bilder gibt, mit seiner Phantasie jeden Baum und Felsen belebt, den Zeiten Gestalt und Rede verleiht und am Himmel und auf Erden überall seines Gleichen findet. Und Jean Paul schrieb im Nov. 1803 in der „Zeitung für die elegante Welt": „Unser allemannischer Dichter hat für alles Leben und alles Sein das offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zueignen der Natur, deren allegorisirende Personification er oft bis zur Kühnheit der Laune steigert. Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet; er ist meistens christlich-elegisch, zuweilen romantisch-schauerlich. Das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie. Das Schweizeralphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen." (S. Lebensbeschreibung, S. xxx fg.)

Ausführlicher und klarer, wiewol vielleicht einseitiger, sprach sich zwei Jahre später Göthe in der „Jenaischen Literaturzeitung" in einer vor uns liegenden Recension der „Allemannischen Gedichte" über ihren Sänger aus. Nachdem er anerkannt, daß der Verf. im Begriffe sei, sich einen eignen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben, macht er darauf aufmerksam, daß sein Talent sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten neigt. „An der einen beobachte er mit frischem frohem Blicke die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Dialektischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper". „Wenn antike Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen: so verwandelt der Verf. diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum...." Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden: der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wol schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen....

(Die Fortsetzung folgt.)

Universal-Lexikon der Tonkunst. Unter Mitwirkung der Herren Fink, Großheim, Heinroth, Marx, Naue, G. Nauenburg, Ludwig Rellstab, Ritter von Seyfried, Weber u. v. A. redigirt von G. Schilling. Erster bis dritter Band. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. Jeder Band im Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr.

Da die Leser eines Kunstlexikons im Ganzen genommen sich in zwei verschiedene Classen theilen, in Dilettanten oder Kunstfreunde und eigentliche Kunstgelehrte, und jede derselben von dem ihr eigenthümlichen Standpunkte mit dem Gebrauche eines solchen Werkes eine besondere Absicht verbindet, so sollte jedes Lexikon einer Kunst oder Wissenschaft auch mit besonderer Rücksicht auf eine dieser beiden Classen bearbeitet sein. Der Kunstfreund nämlich will und kann sich selten in tiefe Forschungen einlassen, das Lexikon soll ihn dieser Mühe überheben, ihm indessen eine kurze Erklärung der für ihn interessanten Gegenstände und eben solche historische oder biographische Notizen geben; dagegen soll es dem Kunstgelehrten eine ergiebige Quelle sein sowol in historischer, kritischer, bibliographischer als auch in philologischer Beziehung, es soll ihm überhaupt sein Studium erleichtern und in sehr wenigen Bänden Das enthalten, wonach er erst in vielen umherblättern müßte. Eine Menge von Gegenständen, worüber jener Belehrung sucht, sind bei diesem als bekannt vorauszusetzen, und umgekehrten Falles dürfte für jenen Manches ganz überflüssig sein, was für diesen von Bedeutung ist. Hiernach meinen wir nun jene angedeutete Verschiedenheit des Planes der Bearbeitung eines solchen Werkes nach der generellen Verschiedenheit der Leser als durchaus nöthige Bedingung annehmen zu müssen, und ferner, daß das vorliegende Werk, welches Allen Alles geben will, der Natur der Sache nach zu weit umfassend, zu unbegrenzt angelegt sei. Nach dem gegebenen Prospectus, der zugleich dem Ref. den richtigen Standpunkt für seine Beurtheilung zeigt, soll es enthalten:

a) Biographien aller ausgezeichneten Componisten, Virtuosen, Sänger, musikalischen Schriftsteller und Kritiker, Verfertiger musikalischer Instrumente, Musikverleger, sowie überhaupt aller merkwürdigen Personen, die auf Entwickelung oder Beförderung irgend eines Gebietes der Tonkunst eingewirkt haben, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst Anführung und kurzer, aber parteiloser Beurtheilung ihrer vorzüglichsten Werke und Leistungen.

b) Die vollständigste Erklärung aller sowol in der Theorie als Praxis, der Ästhetik und Geschichte der Musik vorkommenden Gegenstände, Begriffe und Ausdrücke (incl. der Fremdwörter).

c) Die Geschichte der Musik aller Völker und Schulen von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten.

d) Beschreibung aller musikalischen Instrumente, deren

Erfindung, Construction, Gebrauchsart, Bestimmung und Charakter.

„Mit einem Worte, die Welt der Tonkunst soll in allen ihren Bestandtheilen zergliedert und in diesem Werke in ein Ganzes vereinigt werden, sodaß es ein unentbehrliches Hülfsmittel sein wird für Alle, sowol eigentliche Gelehrte, Künstler und Musiker als Dilettanten und Instrumentenbauer, denen neben der praktischen Ausübung der Kunst auch die positive Wissenschaft der Musik nicht gleichgültig ist; es wird ein sicherer Leitfaden sein, sich über Alles gründlich zu belehren, seine Kenntnisse und seinen Geschmack zu bilden und sich vor schiefen Richtungen und falschen Urtheilen zu bewahren."

Wem dringt sich hier nicht die Überzeugung auf von der Unmöglichkeit einer gelungenen Ausführung, zumal, wenn alles Versprochene nur in sechs Bänden enthalten sein soll? Um wie ungleich viel bändereicher müßte nicht ein solches „Universal-Lexikon der Tonkunst" werden, wenn auch nur ein Theil von dem Obigen darin behandelt würde? Nehmen wir zum Beispiel den Artikel: Rotation. Für den Musikgelehrten, für den Geschichtsforscher im Gebiete der Musik als eine ausreichende Quelle bearbeitet, sei es fürs Studium der Geschichte der Theorie, oder blos zur Erleichterung des Übertragens älterer Compositionen aus ihrer nicht mehr gangbaren Tonschrift in unsere heutige Partitur, also geschichtlich erörtert und mit den nöthigen Beispielen versehen, würde dieser Artikel allein einen seinem äußern Umfange nach starken Band einnehmen. Welchen Raum ferner die für den Musikgelehrten so nöthige Bibliographie ausfüllen würde, wenn sie auch nur sparsam mit kritischen Bemerkungen versehen wäre, zu denen nun noch jene biographischen Notizen kommen müssen, die wiederum für den Dilettanten ein besonderes Interesse haben, davon kann man sich einen Begriff machen durch einen einzigen Blick auf das neueste Werk des um die Geschichte und Literatur der Musik so verdienstvollen und unermüdlichen Prof. Director Fétis, von dessen Werk: „Biographie universelle des Musiciens et Bibliographie générale de la Musique", der erste Theil (Paris 1835) außer einer kurzen raisonnirenden Übersicht der Geschichte der Musik nur die Artikel unter dem Buchstaben A enthält und für den Umfang des ganzen Werkes auf mindestens 12 Bände in 8. hindeutet. In dem vorliegenden Werke indessen soll nun noch beiweitem mehr gegeben werden, als Fétis gibt, denn es soll die Geschichte aller Völker und Schulen von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten enthalten. Vorausgesetzt, was durchaus nothwendig ist, daß alle Artikel in einem ihrer Wichtigkeit nach gleichen Verhältniß der Ausführung stehen, so würde ja schon die Geschichte der italienischen Schule des Contrapunktes, wie sie sich nämlich aus der alten niederländischen herausgebildet und endlich selbständig geworden, ferner ihre bedeutsame Wendung gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen besondern Band einnehmen, und die Geschichte des Contrapunktes überhaupt würde, wenngleich nur in Umrissen angedeutet mit den nöthigen Beispielen, eine ansehnliche Reihe von Bänden anfüllen. Wir dürfen wol nichts mehr anführen um darzuthun, wie unmöglich es sei, das Versprochene in so wenigen Bänden zu liefern. Indessen einmal ganz abgesehen von dem äußeren Umfange des Werkes und der daraus zu folgernden Unmöglichkeit des Gelingens, so geht aus der innern Anlage desselben eine Schwierigkeit der Ausführung hervor, die wir nicht unbemerkt lassen dürfen. Es entsteht nämlich die Frage, ob einzelnen Mitarbeitern, denen vorzugsweise ein oder das andere Fach zur Bearbeitung übergeben ist (z. B. die dem Contrapunkte vorzugsweise angehörenden Artikel, oder diejenigen, welche in die Kunst des Gesanges eingreifen u. s. w., Vorbericht S. x), auch das nöthige Material zur Hand sei, welches, um hier nur von einem solchen Hauptgegenstande zu reden, für den Contrapunkt in theoretischen und praktischen Quellen bestehen muß, welche die geschichtlichen mit in sich schließen. Bekanntlich sind auserlesene und umfassende Sammlungen nur sehr selten und die wenigen, welche mit großen Kosten angelegt sind, theils wegen der Entfernung von Ort zu Ort, theils aus andern Ursachen nicht für Jeden zugänglich, ja nicht einmal die Inhaltskataloge sind allgemein bekannt geworden, so daß es für manchen „Hauptbearbeiter" eines umfassenden Faches (z. a. O.) unmöglich sein muß, auch nur eine ausführliche Literatur oder vollständige Nomenclatur zu liefern, die in den vorhandenen Büchern von Forkel, Lichtenthal u. A. man nicht findet. Es ist also viel zu viel von einem einzigen solchen Hauptbearbeiter verlangt, wenn er vorzugsweise für einen so weitschichtigen Artikel, als der angeführte, verbindlich gemacht wird. Die glänzenden Resultate, in neuerer Zeit durch Forschungen entstanden, die an eine Person, deren Bedeutung für die Kunst und an ihre Periode geknüpft waren, wie jene an Palestrina durch Baini, an Gabrieli durch von Winterfeld, an Franco von Köln durch Kiesewetter, hätten die Richtung angeben müssen für die Bearbeitung des bedeutenden Zeitraumes und der Menge des Stoffes, den die verschiedenen Schulen des Contrapunktes in theoretischer und historischer Beziehung bieten; es hätten also für diesen in verschiedene Zeitperioden zu theilenden Artikel mehre Bearbeiter gewonnen werden müssen und jedem derselben wäre nur derjenige Zeitraum aufzugeben gewesen, zu dessen kritischer Untersuchung ihm die nöthigen Quellen vorliegen. Mangel an Material zieht Unvollständigkeit und Einseitigkeit im Urtheil nach sich, die um so nachtheiliger wirkt, wenn sie von Männern ausgeht, welche durch ihre, gleichviel ob ihnen verliehene oder von ihnen usurpirte, Stellung einen allgemeinen Einfluß auf Kunstansichten ausüben wollen. Wir dürfen hier einen mit dem eben Gesagten zusammenhängenden Gegenstand berühren, um einen Beleg für unsere Ansicht aufzustellen. Kritiker und sogar betitelte Musikgelehrte neuerer Zeit sprechen sich nicht selten dahin aus, daß von Italien nur seichtes Kunstwerk zu uns herüberkomme, und nehmen den Maßstab, nach dem sie urtheilen, nur von den italienischen Opern, die ihnen der Zufall häufig nur in einer sehr dürftigen, entstellten und verstümmelten Gestalt bietet. Sie brechen aber mit ihrem Urtheil den Stab über sich selbst, sich eine Blöße gebend, die durch die blendendsten Sentenzen nicht gedeckt wird, womit sie ihre Brühe zu würzen suchen. Wer heißt sie denn in Unbekanntschaft mit der neueren und neuesten italienischen Musik eigensinnig fortleben? Warum verschaffen sie sich keine Einsicht in die Arbeiten eines Pugni, Basily, Raimondi, Zingarelli und anderer Meister, deren contrapunktische Arbeiten z. B. den besten deutschen Werken dieser Art nicht nur gleichzusetzen, sondern wegen ihrer Ungezwungenheit und melodischer Geschicklichkeit häufig vorzuziehen sind? Ausschließlich nach jenen Opern über Alles, was in Italien in der Kunst geschieht, aburtheilen und Alles unter dem stereotypen Ausdruck: Seichtigkeit der Kunst, begreifen zu wollen, zeugt von einem ganz verkehrten Standpunkt, von dem aus auch nur ganz verkehrte Ansichten hervorgehen können. — Kehren wir von dieser kleinen Digression zu unserem eigentlichen Vorhaben zurück. Der Plan des vorliegenden Werkes ist also der Natur der Sache nach zu weit umfassend, zu unbegrenzt. Es würde indessen dem Herrn Redacteur Dr. Schilling zu nahe getreten werden, wenn man, bei seinem eigenen Ausspruch über die Schwierigkeit des Gelingens und bei seinem ebenso beachtungswerthen als bescheidenen Anspruch auf Nachsicht, dennoch das Werk von dem Standpunkte aus beurtheilen wollte, der im Prospectus angegeben ist; man fühlt sich vielmehr genöthigt, theils in Anerkennung des guten Willens, einem Mangel in der Musikliteratur abzuhelfen, theils um einige Winke für die Bearbeitung der kommenden Lieferungen zu geben, das bereits Geleistete als den ersten Versuch eines möglich viel umfassenden Lexikons der Tonkunst anzusehen, welches vielleicht dereinst zu einem Riesenwerke heranwachsen kann, falls zur vollständigen Bearbeitung auf die thätigste Theilnahme der vorzüglichsten Musikgelehrten aller der Nationen und Länder zu rechnen ist, wo die Tonkunst irgend eine bedeutsame Richtung genommen hat. Allerdings würde das Ganze dann nur für öffentliche Bibliotheken und Institute und

für den Gebrauch der Musikgelehrten sich mehr eignen, als für bloße Dilettanten, denen jedoch durch einen zweckgemäßen Auszug geholfen werden könnte. So viel im Allgemeinen über dies Werk. Einer ganz ins Specielle eingehenden Beurtheilung können wir uns aus mehrfachen Gründen nicht unterziehen, theils ist der Raum dieser Blätter nicht dazu bestimmt, theils ist es für einen Einzigen unmöglich, über Alles ein Urtheil zu fällen, was in einem Buche vorkommt, das auch ihm Belehrung gewähren soll. Wir beschränken uns daher auf einzelne Bemerkungen, wie sich uns diese beim Lesen des Werkes aufgedrungen haben. Unter den biographischen Artikeln, welche zusammengenommen den vorzüglicheren Theil des Werkes ausmachen, findet sich ein unangenehmes Mißverhältniß; so manchen ihrer künstlerischen Bedeutung nach weniger wichtigen Personen ist nämlich ein großer Raum geschenkt, während wirklich anerkannte Künstler und wichtige Schriftsteller mit wenigen Zeilen abgefertigt werden sind, z. B. über Anacker (dem wir hierdurch jedoch gar nichts von seinem Künstlerwerthe zu entziehen gesonnen sind) sind zwei volle Seiten geschrieben, ebenso viele über Gustkow; hingegen ist P. Baillot, der europäischen Ruf hat, von Hrn. Prof. Dr. A. B. Marx in kaum 16 Zeilen abgefunden, die überdies noch von Irrthümern wimmeln, in soweit man dies aus einer Notiz der „Revue musicale" von Fétis und nach dem „Dictionnaire des musiciens par Choron et Fayolle" entnehmen kann, Quellen, von denen die letztgenannte dem Verf. des erwähnten Artikels hätte zur Hand sein müssen, um sich entweder daraus zu unterrichten oder um die darin enthaltenen Angaben, welche mit den seinigen im Widerspruch stehen, zu verbessern; so wird auch Berardi (Angelo) von einem ungenannten Verf. nur mit 25 Zeilen beehrt, da doch dessen theoretische Schriften, wenn auch nicht seine Lebensverhältnisse, eine bedeutende Aufmerksamkeit verdient hätten; sie sind in ihrer Vollständigkeit nur selten zu erlangen, deswegen mußte wenigstens eine ausführliche Anzeige ihres Inhalts und eine gründliche Kritik gegeben werden; allein statt dessen wird auf ein Inhaltsverzeichniß derselben in Forkel's „Allg. Lit. der Mus." hingewiesen, wo sich aber von drei Werken dieses Schriftstellers nur der ausführliche Titel findet, von zwei die Überschriften der einzeln abgehandelten Materien und im Ganzen eine vierzeilige Kritik. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten hätte der Redacteur, dem so manche andere Artikel lobenswerthe Zusätze verdanken, gründliche Nachbemerkungen geben müssen, denen wir jetzt im versprochenen Nachtrage entgegensehen. Im Übrigen gibt uns der Zuschnitt der biographischen Artikel noch zu einer andern Bemerkung Anlaß: sie unterscheiden sich in drei Arten; die erste, welche den größten Theil ausmacht, ist lobenswerth wegen der in möglichster Kürze gegebenen Facta, die zweite bietet mit Übergehung gründlich kritischer Urtheile häufig nur Persönlichkeiten, und die dritte endlich zeichnet sich durch subjective Gefühlsäußerungen aus, die sich in absonderlichen Bildern, Sentenzen und Tiraden kund geben. Ein einziges Beispiel mag hier hinreichend sein. Von Beethoven heißt es: „Eins blieb dem neuern Meister unerreichbar, die Kindsunschuldige, wie blauer Himmel reine Klarheit Haydn'scher Instrumentation; es sagte ihm mehr zu, uns in Nebel oder Sturm oder den Rosenduft einer indischen Nacht zu führen." Und weiterhin: „In alle Zaubergänge seiner Instrumentenwelt, in die lautlose Einsamkeit begleitete ihn sein liebebedürftiges, von Liebe überfließendes Herz. In seinen letzten Werken, schon in den Sonaten Op. 101, 110, 111, im Adagio seiner großen Sonate Op. 106, in seinen letzten Quartetten und Gesängen, in seiner D-Messe, überall ist liebebedürftige, bodenlos tiefe Sehnsucht der Grundton, der unerschöpfliche Inhalt des reichen, starken, hinschmelzenden Herzens" u. s. w. Wozu dergleichen?! Wahrlich es wäre besser gewesen, Beethoven's Kunst des Instrumentirens von der rein technischen Seite aufzufassen und so dem Leser einen frischen Kern zu bieten, statt der bis zum Ekel süßlichen Schale.

Die Sachartikel, die gleich jenen in keinem gehörigen Verhältniß zu einander stehen, sind ebenfalls nicht frei geblieben von dem eben erwähnten sentimens modernes; so wird z. B. dem einen Dreiklang „sein Wirkungskreis im Reiche der Sehnsucht" angewiesen, während eine melodisch durchgehende Note, das Dis im zweiten Takte des Allegros der Ouverture des „Don Juan", dem Verfasser des Artikels Accord, Folgendes entlockt: „Da in diesem Werke („Don Juan") das Außergewöhnliche vorherrschend ist, so mag dies lang gehaltene übermäßige Intervall, dieser prämeditirte Dolchstich in die Sittlichkeit, als Warnungszeichen dastehen für unsere modernen Wollüstlinge." Glücklicherweise wird demselben Dis, Bd. II. S. 529, wo es ebenfalls als Beispiel angeführt wird, kein solch poetischer Nimbus angekleistert. Eine andere Bemerkung über die Sachartikel bietet die nicht grundsätzlich festgestellte Terminologie; so finden wir Accompagnement und Begleitung unter zwei besondern Artikeln, und beiläufig, wenn auch von verschiedenen Verfassern herrührend, doch nicht den Gegenstand erschöpfend; beide Verfasser haben solche theoretische Werke, wie das des Gasparini, welches ungeachtet der vielen Auflagen auch unter dem Artikel Gasparini ganz übersehen ist, durchaus nicht berücksichtigt. Mangelhaft ist übrigens ein so bedeutender Artikel, wie Conservatorium, der, von Hrn. Rauenburg bearbeitet, mehren Instituten dieser Art gar keine Aufmerksamkeit schenkt und daher nicht einmal für Dilettanten ausreichend zu nennen ist. Andere Artikel, als: Doppelter Contrapunkt, Dissonanz u. s. w. könnten bei der weiten Ausführung mehr Wesentliches enthalten; zu diesen rechnen wir auch den Artikel: Fuge mit den dazu gehörigen Gegenständen, die einer bedeutenden Literatur ermangeln und für manche Leser einer historischen Entwickelung bedurft hätten, anstatt welcher so Vieles über Artikel der griechischen Musik, was als Aus- und Abschreiben bei den immer noch mangelnden Beispielen praktischer Werke nur Aus- und Abschreiben bleibt, in einem Werke wie das vorliegende weit weniger Raum verdient, als ihm gewidmet ist. Irrthümer, die sich nur aus Mangel an hinreichender Ansicht der betreffenden Gegenstände herleiten lassen (Art. Fuga per arsin et thesin, Fagott u. s. w.), müssen vor allen Dingen im Nachtrag bemerkt und verbessert werden. Die Nomenclatur ist im Ganzen genommen mangelhaft, wie dies wol bei der ersten Auflage eines solchen Werkes vorkommen kann. Wir schließen unsern Bericht mit der Bemerkung, daß es gewiß vortheilhaft sein dürfte, wenn irgend ein für die Musik ausschließlich bestimmtes Blatt betreffende Notizen zur Bearbeitung des versprochenen Nachtrages aufnehmen wollte, oder wenn der Hr. Redacteur Dr. S., dem unmöglich zugemuthet werden kann, Alles selbst auszuführen, auf irgend eine zweckmäßige Art es zu bewerkstelligen suchte, durch allgemeinere Beihülfe manche Lücken auszufüllen.

86.

Notiz.

Die Verschwörung der deutschen Gelehrten.

In den ältern gelehrten Zeitungen, welche den jetzt üblichen Literaturzeitungen vorangingen, findet man nicht selten ganz witzige Einfälle. So ist z. B. in den „Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen", Jahrg. 1766, Nr. 25, von einer Übersetzung der bekannten Geschichte der Verschwörungen, Meuterien u. s. f. des Duport du Tertre die Rede. Es werden Verschwörungen in England und Frankreich erwähnt. Nun, meint der Recensent, möge man doch auch einmal eine deutsche Verschwörung abhandeln. Welche aber? Die Verschwörung der deutschen Gelehrten, kein französisches Buch unübersetzt zu lassen.

Sollten nicht von dieser Verschwörung sich einige Verzweigungen bis auf unsere Tage erhalten haben? SS.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 232. — 19. August 1836.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Wir haben dieses gründliche Urtheil Göthe's mit Vorbedacht ein einseitiges genannt, weil dasselbe doch nur die eine Seite der Hebel'schen Poesie ins Licht setzt, welche für sich allein nie im Stande gewesen wäre, ihm die Herzen der Deutschen in dem Grade zuzukehren, in dem es wirklich geschehen ist. Wenn er nämlich Nichts gethan hätte, als die Natur verbauern und den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen zum badischen Oberlande herabziehen, so würde er wol immerhin ergötzt und unterhalten, aber nimmermehr gerührt und erhoben haben. Vielmehr ist er zugleich in einem entgegengesetzten Streben begriffen, er übt den hohen Beruf, den Menschen im Landmann, nachdem er diesem Natur und Himmel gleichsam heruntergebracht hat, auch mit dem Edelsten in der Natur zu verständigen und ihn zum Himmel emporzuheben. Und diese eigenthümliche Wechselwirkung und wunderbare Durchdringung, in welcher Genrepoesie und Idealdichtung in Hebel's allemannischen Liedern erscheinen, sie ist es, die den Grundcharakter seiner Gedichte bildet und diesen einen so seltenen Reiz verleiht. Es ist dies eine ähnliche Mischung, wie wir sie in dem Genius Sterne's und anderer ältern englischen Romandichter bewundern und lieben. Es ist nicht blos ein Hindeuten auf Sittlichkeit, ein ernster, melancholischer Ausdruck der höhern Gefühle, der irdischen Vergänglichkeit und der Dauer des Himmlischen, was die Göthe'sche Recension allerdings auch in Hebel's Poesie anerkennt, aber mehr als parallel neben jener bäuerischen Naivetät herlaufend bezeichnet: sondern es ist das lebendige Ineinandergreifen jener beiden Elemente, was die Eigenthümlichkeit seiner Dichtungen bildet und einen ganz besondern Eindruck auf das Gemüth der Leser macht. Nicht als ob nicht in dem einen Liede die Naivetät, in dem andern das Ideal, wieder in einem andern das sentimentale Gefühl vorherrschend wäre, aber, einige leichte Scherze oder derbere Späße ausgenommen; fühlen wir doch bei den meisten Hebel'schen Liedern ein gedoppeltes Heimweh, eines nach der Bergnatur und dem Bergvolke, in welchem der Dichter lebt und singt, das andere nach dem Vaterlande im Himmel. Und selbst wo Hebel nicht gradezu mit dem Jenseits verkehrt, idealisirt er doch mitten unter seinen Anthropomorphismen auch die Natur auf eine Weise, die uns plötzlich wie mit Fittigen aus der anmuthigsten Begrenzung in die Erhabenheit des Unendlichen hinüberschwingt. Beispiele bieten sich in Fülle dar, und die Wahl wird uns schwer.

Nehmen wir gleich das erste Gedicht: „Die Wiese". Es enthält, sagt uns Göthe, einen „sehr artigen" Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Breisgau entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich „artig", geistreich und mannichfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Diese Charakterisirung des Gedichts läßt offenbar von dem sentimentalen und idealen Elemente, die doch auch diese Idylle durchströmen, nichts ahnen. Und doch sind gewiß Stellen, wie die folgenden, mehr als artig und geistreich:

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
An de Wulke g'säugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schlofsch e Bütscheli-Chind*) in di'm verborgene Stübli
Heimli wohlverwahrt. No nie han menschliche Auge
Güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit
Im christallene G'halt und in der silberne Wagle**),
Und 's hat no kein menschlich Ohr si Othmen erlustert,
Oder si Stimmli g'hört, si heimli Lächlen und Briege.
Stumme stille Geister, sie göhn uf verborgene Pfade
Us und i, si ziehn di uf, und lehre di laufe,
Ge'n der freudige Sinn, und zeige der nützlichi Sache,
Und s'isch au kei Werk verlore, was se der sage.
Denn so bald de chanschst uf eigene Füßlene furtcho,
Schliefsch***) mit stillem Tritt us di'm christallene Stübli
Barks usen, und lungsch mit stillem Lächlen an Himmel.

Auch im Verlaufe des Gedichts beflügelt sich die Muse des Dichters oft ganz unerwartet und sein Pinsel verläßt die niederländische Schilderung, wobei das Wunderlichste ist, daß dem Leser zu Muthe ist, als müßte das nun eben so sein. Wie z. B. in der Schilderung des Röttler Schlosses:

*) Wiegenkind.
**) Wiege.
***) Schliefsch — lungsch, schlüpfest — lugst.

Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube mit goldene Liiste verbendlet,
Hen suſt Fürste gwohnt, und schöni fürſtligi Fraue
Heren und Here-Gsind, und d' Freud' isch z'Röttle deheimgsi.
Aber jez isch Alles still. Undenkliche Zite
Brenne keini Lichter in sine verrissene Stube,
Flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
Giht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aber an Brunne;
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume.

Sehen wir das nächste Gedicht an, was in der Sammlung folgt: „Freude in Ehren". Hier war scheinbar weit weniger Veranlaſſung zu jener Parallele des Idealen in der Natur, wie des Überſinnlichen, mit dem Irdiſch-Geſelligen und Conventionnellen. Und doch war es dem Dichter Bedürfniß, ſie auch hier anzubringen, und er ſingt:

An G'ſang in Ehre,
Wer wills verwehre?
Singt's Thierli nit in Hurſt und Naſt,
Der Engel nit im Sterne-Glaſt?

Und wieder:

Trinkt's Blümli nit ſi Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt ſi Schöppli au?

In gleicher vortrefflicher Miſchung zeigt ſich das Reelle mit dem Idealen, das Naive mit dem Sentimentalen in den Gedichten „Sonntagsfrühe" (I, 159), das auch Göthe ſeiner Anzeige als ein Muſterſtück beigefügt und angelegentlich allen Freunden des Guten und Schönen empfohlen hat; „Des neuen Jahres Morgengruß" (II, 15); „Riedliger's Tochter" (II, 46); „Das Gewitter" (II, 65); „Der Abendſtern" (II, 78). In dem letztern Gedicht überwiegt die Anthropomorphoſe; doch nicht ſo, daß nicht auch hier ein Durchklang des Unendlichen hörbar würde, wie in den Worten:

Jez ſinkt er freudig niederwärts —
Jez iſchs em wohl am Muetterherz.
Schlof wohl, du ſchöner Obeſtern!
's iſch wohr, mer hen di alli gern.
Er lueget in d' Welt ſo lieb und guet,
Und d'ſchaut en eis mit ſchweren Mueth,
Und iſch me müed, und het e Schmerz,
Mit ſtillem Frieden füllt er's Herz.

Hier gewiß iſt die Empfindung nicht verbauert, obgleich im Übrigen der Dichter den Stern wie ein Bauernbüblein an der Hand der Mutter trippeln oder zotteln und an ihrem Fürtuch gehen läßt. Nur ſelten wird der allemanniſche Sänger im Naiven ſüßlich, im Sentimentalen weinerlich. Jenes in dem Gedicht: „Eine Frage" (I, 95), wo es von dem Weihnachtskinde heißt:

D', 's iſch en Engel uſem Paradies,
Mit ſanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
De Chindlene zum Troſt und Sege g'ſchickt.
. . . . . .
Und ſtoht im Schnee und Rege d' Wienecht do,
Se henkt er ſtill im Wienechtchindli's Baum
E ſchöne Frühlig in der Stuben uf,
Und lächlet ſtill, und hat ſi ſüeßi Freud,
Und Muetterliebi heißt ſi ſchöne Name.

Dieſer gar zu butterige Engel der Mutterliebe iſt nicht aus demſelben dauerhaft-ideellen Stoffe, aus welchem ſonſt die geiſtigen Naturen des Dichters gebildet ſind. Ins Weinerliche aber fällt das Gefühl in dem an kräftigen Stellen übrigens nicht armen Liede: „An einem Grabe" (I, 163):

Es iſch der wohl, o 's iſch der wohl!
Und Alles, was de glitte heſch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
Thuets nümme weh!
Drum, wenni numme bi der wär,
Se wär jo Alles recht und guet.
Jez ſizi do und weiß kein Troſt,
Mei'm tiefe Schmerz!

Kräftige Idealität und ungeſchwächtes Gefühl beherrſcht dagegen die Gedichte: „Der Wächter in der Mitternacht" (I, 167), „Vergänglichkeit" (I, 177), „Geiſterbeſuch auf dem Feldberg" (II, 21) und mehre jener größern längſt geprieſenen Dichtungen, wie der „Karfunkel" (I, 54), gegen welche Lieder, wie „Der Schreinergeſell" (I, 132), „Der Schmelzofen" (I, 43), „Der zufriedene Landmann" (I, 173) nicht unangenehm abſtechen, wie ſich denn ſchon Göthe der derben Wirklichkeit, welche dieſe Gedichte mit heiterer Laune darſtellen, erfreut hat. Aber auch in dieſer Art von Genremalerei, wo der idealiſche Hintergrund abſichtlich weggelaſſen iſt, wußte Hebel mehr Maß zu halten als z. B. Martin Uſteri in ſeinen neuſchweizeriſchen Idyllen, wo hier und da die Derbheit ans Unedle ſtreift. Dies findet ſich bei Hebel nur in zwei Gedichten, deren Urſprung ſie auch als flüchtiger hingeworfene Gelegenheitsgedichte bezeichnet.

Das eine Mal zeigt ſich eine ſolche Spur von proſaiſcher Grobheit in der „Epiſtel" an den Rechnungsrath Gyßer von Müllheim (II, 97), der 1802, als Hebel ſeine Gedichte auf Subſcription angekündigt und einige Proben davon dem Publicum bereits mitgetheilt worden waren, den Dichter mit einem allemanniſchen Gedicht überraſcht hatte. Da heißt es denn in jener Antwort gleich von vorne herein:

Dunderſchieß! wer rennt mer in mei Gäu?
Iſch's der Gyßer? — 's iſch bi miner Treu
Euer Glück, aß Ihrs ſind, Meiſter Gyßer!
Rime her! — Potz Fürio, und Miſerere Domine! 's hätt ſchier verſelt,
Hätt mi mit d' Verzwiflung uſe treit.

Der unglückliche Reimwitz, zu dem ihn der Name Gyßer verführt hat, ſcheint den Dichter wild gemacht zu haben, und es folgt nun mehr als Eine Plumpheit; er wirft dem Rechnungsrathe ſpaßend vor, daß er ſeine Poeſie zu Müllen in der Poſt in langen Zügen trinke, und ſagt dann von ſich ſelbſt:

Zwor i wills bikenne, jo i ha
Au no Oberländer Poeſie
Imme Fäßli, und henk 'd Zunge dri, (!!)
Wenns nit go will. —

und der Schluß wird dieſer Stimmung, die durch das Ganze geht, nicht ungetreu:

Jez, Herr Gyßer, bhütich Gott der Her!
Haltet mer mi Grobheit für en Ehr!
Und Sankt Michael mit langem Säbel
Sollich ſchäme! — — Johann Peter Hebel.

In demſelben Tone, faſt noch trivialer, iſt eine andere

Epistel „An Herrn Pfarrer Güntert zu Weil" gehalten, wie schon der Anfang gibt:

Vetter Vogt! der Bammert*) (i muß ich's chlage) wird tägli
Liederlicher, füler, versoffener; 's isch nümme z' lebe,
'S isch nümme z' gschirre mit em; 's hilft weder strofe no Zuespruch.

Da ist die Rede von armsdicken Worten, wie sie keinem Pfarrer von den Lippen schießen; von einer Tabackspfeife, von der es heißt:

— Wenn so e Pfifli versaut (!) ist,
Lueget so cha me's butze, und wenns so rueßig und schwarz isch,
Wie der Michel — — — — — — — —
— — — — — se wirds so glatt und so glänzig
's Suffili's**) Bäckle chönne nit glänziger, chöune nit glätter Oi. —

Das ganze Gedicht drückt die Wahrheit getreu ab, aber die ganz gemeine Wahrheit, jene Wahrheit, die noch nach etwas Schlimmerm riecht, als blos nach der Stubenluft einer Bauernstube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Man hat in deutschen Blättern den Grafen Pompeo Litta todtgesagt. Auf die erfreulichste Weise gibt er seinen Freunden und Verehrern den Beweis, daß er noch lebe, durch die Fortsetzung seines berühmten Werkes: „Famiglie celebri italiane", das durch seinen Fortgang für die endlich lebhaftere Theilnahme des kaufenden Publicums zeugt. Vielleicht ging es damit wie mit den sibyllinischen Büchern. Jetzt kostet das 55 Familien umfassende Werk 786 Liren 45 Cent. mit den Kupfern, ohne Kupfer 186 Lir. 80 Cent. und leicht möchte es jetzt mehr Käufer haben als damals, da es noch zu niedrigerem Preise zu erwerben war. Für die Erwerber ist es eine Begünstigung, daß einzelne Familiengeschichten einzeln abgelassen werden. Die letzte, die der Verf. bekannt machte, war die des Geschlechtes Gonzaga, die in vier Abtheilungen erschien, mit zwar nicht zahlreichen, aber sehr sorgfältigen Kupfern begleitet. Der Text ist mit besonderem Fleiße und mit der prüfenden Wahrheitsliebe gearbeitet, welche allen den frühern Schriften des Verf. die Anerkennung der Geschichtsfreunde erworben hat. Graf Litta führt die Bedeutendheit des Gonzagischen Geschlechtes nur bis auf Antonio zurück, der nach 1285 starb. Auch dieser Antonio war wahrscheinlich aus der Mitte des Volkes und nur sein Beistand, den er den Bonacolsi gegen die Grafen von Casaloldo leistete, machte ihn begütert und mächtig. Das Geschlecht selbst, dessen Stammbaum die serwilste Schmeichelei bis an Aneas und Turnus hinaufrankte, ging nach Graf Litta's Untersuchungen sicher aus dem Volke hervor, und wenn es dort auch in Ansehen gestanden haben mag, so gehörte es doch gewiß nicht zu den alten, die durch Besitz von Burgen oder von Ehrenämtern ausgezeichnet waren. 1328 wurde Luigi Gonzaga, ein Enkel jenes Antonio, kaiserlicher Burggraf von Mantua, auf Kosten derselben Bonacolsi, durch deren Wohlthaten er groß geworden war. Der Aufstand, bei dem Passerino Bonacolsi Würde und Leben verlor, war ausgebrochen, weil man ihm die Absicht unterschob, seine Vaterstadt zu unterjochen. Als Gonzaga im Besitze seiner Macht war, führte er aus, was Jenem vielleicht mit Ungrund war zugetraut worden. Durch die wildesten Unthaten stiegen Luigi's Nachkommen, die jedoch der Päpste Eifersucht gegen die um sich greifende Übermacht anderer Geschlechter kräftigst unterstützte. So war Luigi II. (1369 — 1382) durch einen Brudermord befleckt, aber doch erhielt er päpstliche Absolution, weil Urban V. und Kaiser Karl IV. in den Gonzaga die natürlichen Feinde und Nebenbuhler der noch mehr gefürchteten Visconti sahen. Luigi war klug genug, sich von den Fehden der Zeit entfernter zu halten, als er im Besitze der väterlichen Erbschaft war, besonders da er genug zu thun fand, um sich gegen die Anfechtungen seiner Vettern, der aus Reggio vertriebenen Fettrini, zu halten, die ihre Verbannung seiner Einwirkung zuschrieben. Luigi wird als geizig gescholten, doch war er den Wissenschaften nicht abhold. Mit Petrarca befreundet, begründete er eine Bibliothek zum öffentlichen Nutzen, um die Handschriften zu ehren, welche der Dichter ihm geschenkt hatte. Am Ende seines Lebens hatte er den Schmerz, den eignen Sohn mit den gehaßten Visconti in Verbindung treten und stolz auf dieselbe zu sehen: dieser Kummer soll der Anlaß seines Todes gewesen sein. Um nur noch einiger Züge aus der Heldenzeit dieses Geschlechtes zu gedenken, sei von Luigi's Sohne, Gianfrancesco (1382—1407), erwähnt, daß er Agnese Visconti, seine Gemahlin, die des Vaters Gonzaga Kummer war, 1391 hinrichten ließ (die Gründe werden verschieden angegeben), daß darüber eine Fehde mit Giangaleazzo Visconti ausbrach, die fünf Jahre lang dauerte, deren Ausgang aber so günstig für Gianfrancesco war, daß Visconti grade ihn, seinen frühern Feind, den blutigen Richter seiner Schwägerin Agnese, zum Vormunde seiner Kinder (1402) ernannte, denen Gianfrancesco den Besitz von Verona und Padua verschaffte. 1432 erhob Kaiser Sigismund die Stadt und das Gebiet von Mantua zu kaiserlichem Lehen, und von da ab führten die Gonzaga den Titel Markgrafen von Mantua. Ihre fernere Geschichte ist das Bild aller jener durch Schwert und Lanze reich und mächtig gewordenen italienischen Condottiere-geschlechter, bis ein äußerer Zufall sie auf andere Richtungen hinwies. Durch Karl V. hatte Markgraf Friedrich, der Erbauer des Palastes T, 1530 die herzogliche Würde, 1556 seine Gemahlin Margaretha, aus Palaologischem Stamme, das Montferrat erhalten; sein Erstgeborener, Franz, starb nach kurzer Regierung; der nächste Bruder war Guglielmo, den aber die Mutter und die Vettern von der Regierung zurückzuhalten wünschten, weil er verwachsen war. Doch er, wenn auch nur 25 Jahre alt, widersetzte sich entschlossen diesem Ansinnen. Er wurde Herzog von Mantua und Montferrat (1550—1587) und die lustige Laune der Italiener scherzte mit dem spaßliebenden Fürsten. „Jeder seiner Hofleute machte sich einen Buckel und glaubte seine Anhänglichkeit dadurch zu beweisen, daß er ihn recht groß machte." Doch gegen die Erwartung war Guglielmo ein nicht gewöhnlicher Fürst. Er beschützte Bernardo Tasso; Sarpi war als geistlicher Rath an seinem Hofe; Possevin war sein Beichtvater. Er liebte die Künstler, und die Schlacht am Taro und andere geschichtliche Thaten ließ er durch Tintoretto in seinem Palaste malen. Mantua erlangte durch ihn eine vorher nicht gekannte Blüte. Mehr noch that für die Kunst und die Künstler Guglielmo's Sohn und Nachfolger, Vincenzo, der durch seine Fürsprache den armen Torquato Tasso aus dem Annenspitale zu Ferrara befreite und ihn mit sich nach Mantua nahm, und seinen Hof mit einem Glanze umgab, der freilich seine Kräfte überstieg und nur dann ganz zu entschuldigen gewesen wäre, wenn er blos bleibenden und edeln Zwecken, nicht auch dem üppigen Saus vorübergehender und eitler Lustbarkeiten wäre zugewandt worden. Doch liebte ihn darum das Volk, das mit ihm sich vergnügt hatte. Der Sparer, der diesem Verzehrer folgte, hieß Franz, mit dem das Aussterben dieses Hauses begann. Selbst ein Cardinal, der den Purpur niederlegte, konnte es nicht aufrechthalten. Man berief den nach Frankreich ausgewanderten Zweig (die Herzoge von Nevers und Rhetel). Aber der junge zur Nachfolge bestimmte Prinz Carlo II. starb 1631 vor seinem Vater, der nur mit Mühe die kaiserliche Investitur erhielt, weil an seinem Stamme der Makel vererbter Felonie haftete. Als dieser Karl I. 1637 starb, trat ein gleichnamiger Enkel ein, Karl III. (1637 —

*) Der Bannwart, der Feldhüter.
**) Sophiechens.

1665), der aber so unwürdiger Lebensweise sich hingab, daß er in Venedig, wo er meistens sich aufhielt, wegen seiner schlechten Späße zum Gespött war. Sein Sohn, Ferdinand Karl, der 18. Herr von Mantua, der 10. und letzte in der Reihe der Herzoge und der achte als Herzog von Montferrat, stand auf kaiserlichem Befehl von dem Augenblicke an unter der Aufsicht eines Regentschaftrathes, der zugleich die Regierung des Landes beaufsichtigte, als seine Mutter, eine östreichisch-tirolische Prinzessin, wegen ihrer ärgerlichen Liebschaften mit dem Hebräer Bulgarini ins Ursulinerinnenkloster ging. Ein solches älterliches Beispiel war nicht der beste Grund zur Erziehung eines Fürsten, den zu bessern die Regentschaft auch nicht die geeigneten Mittel auffand. Von einer Unklugheit zur andern sich wendend, schloß sich Ferdinand Karl im spanischen Erbfolgekriege 1700 der französischen Partei an, wurde dafür 1703 vom Reichstage zu Regensburg in die Acht erklärt und starb darin 1708, unwürdig wie er gelebt hatte. „So verhaßt war die Regierung der Gonzaga durch die täglich sich mehrenden Unordnungen (sind des Grafen Litta Worte), daß die Unterthanen mit Fassung, fast mit Freude einem Ereignisse zusahen, welches das Herzogthum zur Provinz eines fremden Gebieters machte." Graf Litta hat mit der Geschichte des in Mantua und Montferrat regierenden Hauptstammes auch die Geschichte der seit 1478 davon abgetrennten Nebenzweige von Sabbionetta und von Castiglione verbunden. Diese Nebenlinien verdankten dem Markgrafen Ludwig III. ihre Fürstenthümer, indem dieser Herr durch die Bitten seiner Gemahlin sich bestimmen ließ, sein Land zu Gunsten der nachgeborenen Söhne, besonders des Gianfrancesco (von Sabbionetta), den sie begünstigte, zu theilen. Doch auch in ihnen war die alte Kraft der Gonzaga erschöpft. „Sie mußten fallen; und keiner der vielen Verzweigungen, welche das Geschlecht ausmachten, war es vergönnt, mit Ehren zu fallen." Der letzte Ast, der verkümmert abstarb, war das Haus Gonzaga von Castiglione und Solferino. Auch seine Fürsten hatten im spanischen Erbfolgekriege sich an Frankreich angeschlossen, waren vom Kaiser der Felonie bezüchtigt und entsetzt worden und sollten zwar nach dem badischen Friedensschlusse wieder in ihre Besitzungen eingesetzt werden, aber diese Herstellung verzögerte sich. So verbrachte Aloysius II. (1723—1768) seine Tage in beschränkten Verhältnissen zu Venedig, um mit scheelen Blicken nach Castiglione hinzusehen, das seit mehr als 70 Jahren in östreichischer Sequestration lag. Sein Sohn Leopold ging in venetianische Kriegsdienste und starb vor dem Vater in der Levante (1760). Der Sohn, den dieser Leopold von Helena Medici hinterließ, Aloysius III., folgte seinem Großvater in dem Titel, war aber glücklich genug, die Hebung des Sequesters zu erlangen und seine ganzen Besitzungen, nämlich das Fürstenthum Castiglione delle Stivere nebst dem Schlosse Solferino und dem Markgrafthum Meldola, an das Erzhaus Östreich für 236,000 Gulden zu verkaufen, das sie mit dem Herzogthum Mantua vereinigte. Bei der Auszahlung sollen viele Anstände stattgefunden haben. Wann er gestorben, ist unbekannt. Wahrscheinlich 1825. Seine Witwe lebte in Deutschland *). Jetzt mag auch in Spanien kein Gonzaga mehr übrig sein; der Name, der an so viele der Wissenschaft und Kunst wichtige Momente geknüpft war, ist verschollen. Ihre Kunstsammlungen sind wie zerstäubt. Es scheint eine Nemesis auch darin zu walten, denn nach Litta's Untersuchungen stammte ein großer Theil der Schätze, welche ihre Musen schmückten, aus der Beute bei der Plünderung Roms 1527, die Luigi Gonzaga als Oberster eines italienischen Regimentes unter dem Connetable von Bourbon heimbrachte. Über der Gonzaga Einfluß auf die Verwaltung von Montferrat gibt gelegentliche Aufschlüsse der „Cenno storico intorno a' Marchesi del Monferrato di stirpe Paleologa" (Casale 1835), eine kleine Schrift, die durch die Trauerfeierlichkeit veranlaßt wurde, welche der jetzige Gebieter von Montferrat, König Karl Albert von Sardinien zur Bestattung der Überreste dieses alten Fürstengeschlechtes in der Kirche des heiligen Dominicus zu Casale am 3. Juni 1835 angeordnet hatte. 40.

*) Die Witwe dieses Fürsten Gonzaga, Elisabeth Constantia, geb. Marquise Rangoni, starb, 86 Jahr alt, am 7. Juni 1833 zu Dresden, wo sie eine lange Reihe von Jahren in beschränkten Verhältnissen gelebt hatte. Sie war eine gebildete und feinempfindende Frau, wie ihre „Lettres sur l'Italie, la France, l'Allemagne et les beaux-arts" (Neue Ausgabe. Hamburg 1797) beweisen, und ihre hinterlassenen Denkschriften möchten daher wol der Bekanntmachung werth sein. Zu ihrem Nachlasse von 25 Thlr. 2 Gr. 6 Pf. foderte das dresdener Stadtgericht unterm 14. Mai d. J. („Dresdener Anz." Nr. 133) die unbekannten Erben auf. Ein Krieg wie 1627 wird sich um dieses Erbe nicht erheben. Auf dem einfachen Kreuze, das der Fürstin Gonzaga Grab auf dem katholischen Friedhofe zu Dresden bezeichnet, hätte das alte Wappen dieses Geschlechtes nicht vergessen sein sollen, das den doppelköpfigen goldenen Adler im rothen Felde wegen des orientalischen Kaiserthums, den Olymp mit einem Altare auf dem Helme und B. B. B. B. d. h. *Βασιλεὺς Βασιλέων Βασιλεύων Βασιλεύσι* wegen Konstantinopel neben einem goldenen Kreuze zeigte, um die Stelle noch derselben die Ansprüche verkündigen zu lassen, welche hier zu ewigem Schweigen versenkt sind. D. Red.

Literarische Anzeige.

Friedrich von Raumer's neueste Schrift!

Beiträge zur neuern Geschichte

aus dem

britischen Museum und Reichsarchive.

Erster Theil.

Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart

nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive.

Mit dem Bildniß der Maria Stuart.

Zweiter Theil.

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69).

Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive.

Von

Friedrich von Raumer.

Gr. 12. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist dieses die zweite Frucht der Studien des Verfassers während seines vorjährigen Aufenthalts in England, als deren erste dem Publicum das mit allgemeinem Beifalle aufgenommene Werk:

England im Jahre 1835.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

geboten wurde. Man weiß, welches Aufsehen diese das dauerndste Interesse in Anspruch nehmende werthvolle Schrift erregte.

Ich benutze diese Veranlassung, um auf ein früheres Werk des Verfassers aufmerksam zu machen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Zwei Theile. — Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. Zweiter Theil: Italien und Großbritannien. Mit 8 lithogr. Tafeln. Gr. 12. 1831. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

besonders da der erste Theil der „Beiträge zur neuern Geschichte" in engster Beziehung zu diesen eben erwähnten Briefen steht.

Leipzig, im August 1836. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 233. — 20. August 1836.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 232.)

Kehren wir jedoch von diesen seltenen Ausnahmen lieber zu den Vorzügen der Hebel'schen Poesie zurück. Auf die behagliche, naive Sprache, welche den innern guten Eigenschaften derselben sehr zu statten komme, hat schon Göthe in seiner Recension besonders aufmerksam gemacht. Man findet, sagt er, mehre sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen, Worte von einem, zwei Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze, leichte Sylben, neue Reime, welches mehr als man glaubt ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Da sich Ref. in seiner Anzeige der mit Hebel's Poesie so verwandten Usteri'schen Dichtungen (besonders gilt dies von den altschweizerischen Erzählungen, worunter „Der Engel im Steinhaus" obenansteht) ausführlich über die Vorzüge und Vortheile der Dialektpoesie ausgesprochen, so unterläßt er, sich hier noch einmal darüber zu verbreiten.

Dem allemannischen Dichter gab Göthe zu bedenken, ob er nicht auch dem äußern technischen Theile, besonders seinen reimfreien Versen noch einige Aufmerksamkeit schenken sollte, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden möchten. Die jetzige Ausgabe dieser Gedichte, in welcher die Lesarten der ersten Auflage unter dem Texte aufgeführt werden, beweist, wie gehorsam Hebel für den Tadel seines berühmten Recensenten gewesen ist. Der kurze Gebrauch der langen Stammsylben für sich und in Zusammensetzungen ist von ihm fast durchgängig ausgemerzt und besonders sind seine Hexameter und Distichen dadurch weit fließender geworden. Ein paar auffallende Beispiele mögen dies beweisen.

In der „Wiese" hieß es ursprünglich (I, 23):

Usem Zellerthal ins Wiesethal gegen em Bergwerch.

In diesem Verse war der Daktylus „Wiesethal" sehr verwerflich, zumal da die gleiche Zusammensetzung Zellerthal unmittelbar zuvor nach der wahren Quantität behandelt war, sodaß der Hexameter, sobald man richtig las, zerstört war und die Messung so herauskam:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – – ⏑ –

Dies ist nun in der spätern Recension verschwunden und die Stelle heißt so:

Furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch.

Ebenso ist der fatale Ausgang (I, 25):

— mit diner marggröser Chappe (– – ⏑ – ⏑ katt – ⏑ ⏑ – ⏑)

verändert in

— mit diner goldige Chappe.

Und so sind die bösen Daktylen: „Markgröser Jumpfer" und „Malländer Halstuch", und viele ähnliche verschwunden.

Auch ganze Stellen sind, nicht blos in Beziehung auf Metrik, umgearbeitet worden. Doch hat der Dichter Göthe'n nicht in Allem nachgegeben. Dieser hatte „Die Marktweiber in der Stadt" als am wenigsten geglückt herausgehoben. Er meinte, daß sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text läsen, und ersuchte den Verf., diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren. Allein „Die Marktweiber" sind im Wesentlichen geblieben, wie sie waren, und die nicht unzahlreichen Verbesserungen beschäftigen sich meist nur mit der Sprache, und wenn sie etwas ändern, so wischen sie eher am Scherze als am Ernste ab. Auch einer andern Mahnung glaubte Hebel keine Folge leisten zu müssen. Sein Beurtheiler wollte dem Verf. sogar zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es ebenso ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eignen Dialekte zu lesen gibt. Göthe war der Meinung, der allemannische Dichter sollte aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehre Dialekte übersetzt. Hebel aber glaubte, wie wir aus der Vorrede erfahren (S. XXXVIII), nicht an den glücklichen Erfolg einer solchen „Hinübersetzung"; er war der Überzeugung, daß die allemannische Sprache durchaus nichts vertrage, was nicht in ihr selbst erzeugt und geboren sei, weil es sonst aussehe wie eine fremde Seele in einem fremden Körper, oder wie wenn ein bekannter

Mann von feinem Geſchmacke und ſeinen Sitten auf einmal im Zwilchrocke erſcheinen würde. Dieſe Einwendung Hebel's beweiſt übrigens zu viel, denn er ſelbſt war doch wol auch ein Mann von feinem Geſchmack und feinen Sitten, der den allemanniſchen Zwilchkittel weder auf dem Katheder des Lyceums, noch im Seſſionszimmer des Conſiſtoriums zu tragen pflegte, und dennoch ſtand er ihm in ſeinen Dichtungen wie angegoſſen. Auch hat Göthe noch Verſuche erlebt, welche ſeiner Idee nachzukommen ſtrebten; im „Morgenblatte" ſind vor drei oder vier Jahren glückliche und beſonders für den richtigen Accent der Volksſprache kunſtvoll arrangirte Überſetzungen einiger komiſchen Scenen aus Göthe's eignem „Fauſt" im niederſchwäbiſchen Dialekte erſchienen. Die Wahrheit zu ſagen, kleidete den kräftigen Oberländer Hebel ſein Zwilchkittel beſſer als der Frack, den er in einigen hochdeutſchen Gedichten angezogen hat, welche dem zweiten Bande dieſer Geſammtausgabe ſeiner Werke einverleibt ſind. Hier geberdet er ſich grade wie ein ehrlicher Deutſcher, der franzöſiſch oder engliſch dichten ſoll und in ſeiner Verlegenheit zu den abgedroſchenſten Phraſen greift. Sollte man es glauben, daß der Wochenblattsträger von 1812 mit ſeinem trivialen Glückwunſch der naive, ideale, ſentimentale Volksdichter Hebel war. Und doch iſt es ſo, und er ſingt hochdeutſch hier ganz ungeniert:

Als wenn's nie da geweſen wär,
Iſt wieder eins hinunter,
Begraben in das tiefe Meer
Bei Fuſel und Burgunder.

Bei Saitenſpiel, Piſtolenſchuß
Und krachenden Petarden,
Bei Händedruck und Liebeskuß
In Sälen und Manſarden.

'S hat wohl verdient das gute Jahr,
Für viele ſchöne Gaben,
Daß wir an ſeiner Todtenbahr
Valet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
Sie alle recitiren,
Ich hoff', das liebe neue ſoll
Sie ſelber repetiren ꝛc. ꝛc.

Wo wir nachſchlagen, kommt uns im hochdeutſchen Abſchnitt ſolche flüſſige Proſa entgegen (II, 142):

Lieblich tönt zum Becherklang
Saitenſpiel und Feſtgeſang,
Und in ſchönem Wechſel ziehn
Ernſt und Scherz durchs Leben hin.

(S. 145):

Aber, ach! ihr blickt umher,
Manche Biedre ſind nicht mehr;
Ihre Aſche hat der Sand,
Und den Geiſt ſein Vaterland ꝛc.

Wir haben genau dieſelbe Erſcheinung bei Martin Uſteri angetroffen und glauben ſie in unſerer Anzeige ſeiner ſämmtlichen Werke hinreichend erläutert zu haben.

Anders als mit dem hochdeutſchen Dichter verhält es ſich mit Hebel dem hochdeutſchen Proſaiſten, um von den Gedichten Abſchied zu nehmen und auf den dritten Band der Hebel'ſchen Werke überzugehen, welcher in einem ſtarken Volumen (über 500 Seiten) die „Erzählungen des rheiniſchen Hausfreundes" umfaßt. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe gänzlich im oberländiſchen Geiſte und in derſelben Mundart, wie die allemanniſchen Lieder, gedacht und gleichſam erſt unter dem Faſſe mit hochdeutſcher Phraſeologie getauft worden ſind. Sie haben ſo von ihrem Original behalten, was eine gute und getreue Überſetzung aus einer fremden Sprache in unſer gelenkiges Schriftdeutſch nur irgend beibehalten kann. Auch ſtoßen wir ſogleich wieder auf den poetiſchen Grundzug unſers Verf., wie wir ihn oben angegeben haben, auf jene Vermengung und Paralleliſirung des Reellen und Ideellen, des Irdiſchen und Himmliſchen. Nur daß in dieſen launigen Volkserzählungen ihrer Natur nach die Realität gewöhnlich die Pointe und das Ideelle nur den Beigeſchmack und das Zugemüſe bildet. Namentlich iſt dies bei den unvergleichlichen Geſchichten vom „Zirkelſchmied" und noch mehr vom „Zundelfrieden" der Fall, einer ganz allemanniſchen Figur, wo die moraliſche Grundlage doch nichts Anderes iſt, als ein recht abgefeimtes Diebsgenie (man vergleiche ſchon die erſte Erzählung von ihm S. 76), aber die noblere Geſinnung, die ſich hier und da in ſeine Streiche miſcht, und die unſchuldigen Späße, an welchen er nebenbei ſeine Freude hat, ſind als ideale Seite das äſthetiſche Gewürz, durch welches uns dieſe Schüſſel aus dem Zuchthauſe genießbar gemacht wird. Wir könnten es nicht aushalten, ihn ſo ohne Weiteres die Hühnerſtälle viſitiren, in Küchen, Kellern und Speichern einkehren, zuweilen ſelbſt in den Geldtrögen wühlen und auf den Märkten Alles immer am Wohlfeilſten einkaufen zu ſehen, wenn er nicht daneben auch einmal einem Spitzbuben und Collegen einen verdienten Streich ſpielte, oder „um den Zuchtmeiſter nicht ſo ſpät zu wecken", den Weg allein aus dem Zuchthauſe findend, ohne ſonſt weiter Unrechtes zu thun, ſich bei der dummen Schildwache eines Grenzſtädtchens ſelber meldet, und, für einen Polacken genommen, glücklich entwiſcht. Überhaupt iſt es fühlbar und gewiſſermaßen wohlthätig, daß dieſe Geſchichtchen, im Gegenſatze gegen manche ſeiner rührendern Gedichte, nicht auf die Moral, auf das fabula docet, angelegt ſind, ohne doch auch, bei der großen Naivetät der Darſtellung, jemals einen moraliſch widerlichen Eindruck zu hinterlaſſen. Nur ganz unwillkürlich weiſt von Zeit zu Zeit der ſchalkhafte Erzähler mitten unter den leichtfertigern Scherzen mit dem Zeigefinger nach oben. Aber ebenſo häufig erlaubt ſich auch ſeine Ironie mit einem ſalbungsvollen Spruche oder mit einer rührenden Situation die Erzählung zu beginnen, um ſie — mit einer kleinen Prellerei zu endigen. Die ſchönſten Belege laſſen ſich hiefür aus den gangbarſten dieſer Erzählungen entlehnen, wir ſcheuen uns aber Allgeleſenes anzuziehen. Hier daher eine kurze, minder geleſene Geſchichte, die aber den Verf. in dieſer Beziehung vollkommen charakteriſirt (S. 146):

Das ſchlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen luſtigen Tag. Einer von ihnen dachte: Könnt ihr heute dem Wirth und den Muſikanten wenigſtens 1500

Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern. Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der Eine weniger, der Andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz; denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig; weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte Derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller, und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen!" Das war nämlich so gemeint: Weil du schöne Fürbitterin für die Armen zwei so schöne Augen hast, so geb ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thäts einer auch. Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schöne Augen" — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in den eignen Sack und sagte mit schmeichelnden Geberden: „Schönen, herzlichen Dank! aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen." Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mädchen freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!" Von den Andern aber wurde er entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mädchens Gesundheit und die Musikanten machten Tusch.

In dieser kleinen Erzählung hat uns die Laune des Verf. gründlich zum Besten. Erst macht sie uns mit den Gästen verliebt in ein blauäugiges Mädchen, das in aller Demuth für die Armen sammelt. Dann verherrlicht sie einen Gast von tiefem Beutel und großem Herzen und rührt uns durch einen moralischen Orakelspruch. Aber, aber — im zweiten Theil der Geschichte erscheint der großmüthige Geber als ein verliebter Geck, der aus Nebenabsichten gibt, und das fromme Kind als ein Kokettchen, das aus noch augenscheinlichern Nebenabsichten nimmt, und die Poesie, statt ein Verdammungsurtheil über beide auszusprechen, bläst zu dem gröbern Betruge Tusch! Und doch enthält das Schelmenstückchen nichts weniger als Unmoral. Denn der letzte Eindruck, den es hinterläßt, ist ein rein moralischer, wir verlachen mit der Gesellschaft den Gecken; mit der Liebe für das holde Geschöpf ist es bei uns aus, trotz der Fanfare, mit welcher die poetische Ironie sie begrüßt; und über uns selbst ärgern wir uns.

Durch die seltene Mischung von Ironie und Ernst wußte der Verf. auch eine Menge alter und zehnmal gut oder schlecht erzählter Anekdoten aufs Anmuthigste aufzuputzen und seine heiße Bürste biegelt den abgenütztesten Filz so aus, daß er wie neu erscheint.

Einige dieser Erzählungen werden aber, theils als Muster jenes thränenlächelnden Humors, theils als Vorbilder einfach strenger Darstellung sittlicher Motive in unserer Literatur unvergänglich und unnachahmlich stehen bleiben. Unter diese gehören vor allen andern die rührende Geschichte vom Kannitverstan (S. 50), vom Schneider (S. 396), und die „tief ins Herz dringende" Anekdote: „Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ans Tageslicht gebracht wird" (S. 138). In der letztern Erzählung wirft der Maler seinen niederländischen Pinsel weg und malt mit ganz andern Farben:

Aber inwendig im Haus, und inwendig in der verruchten Brust des Mörders und der Kindesmörderin ging auch etwas vor, was man dem Papier nicht ansetzt und mit keiner Kreide auf den Tisch malen kann. Denn als sie draußen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor ihre Augen wie lauter Hochgerichte und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!" Der Mann sagte: „Komm mit!" Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster mit blitzenden Augen und glühendem Odem?" Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten.

Die letzten Worte sind wieder im ironischen Styl: und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut." Wir hätten sie dem Erzähler an dieser Stelle erlassen.

Mit der Politik wollte es dem Dichter weder in den „Allemannischen Gedichten", noch in diesen „Erzählungen" glücken und es ist ihm dieses von der Kritik unumwunden genug zum Vorwurfe gemacht worden. In jenen hat er das ehrbare Kleid seiner ländlichen Muse zu einer Hofmaskerade hergeliehen (II, 734):

An das Gefolge.

Jez stelletich! — du bohrer hani gseit!
Und du dört mit dim große Dreispitz links!
Und neig si jedo und betet lisli no!

An die Großherzogin.

Do bringi, liebi gnädigi Fürste-Frau,
Ne ganze Hochzit usem Hauerstei
Vo Herischwand —

Diese „Hauensteiner Bauernhochzeit" wurde „in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Stephanie, von einer Gesellschaft auf einem Maskenball im December 1814 aufgeführt".

(Der Beschluß folgt.)

Über den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

Vierter Brief an einen Freund. *)

Briefe über Göthe's Faust von C. G. Carus. Erstes Heft. Ein Vorwort und drei Briefe enthaltend. Leipzig, G. Fleischer. 1835. 8. 9 Gr.

Es sind viele Wochen und Monde vergangen, seit ich Dir zuletzt über den Gegenstand geschrieben, der uns eine geraume Zeit so innig, so lebhaft beschäftigt hat. Denke nicht, daß das Interesse am „Faust" bei mir schwächer geworden, daß es gar sich verloren habe. Nein, je weniger ich Anklänge von außen vernahm, desto mehr versank ich in stilles Nachdenken, dessen Resultate ich Dir, wenn auch heute nicht, doch bald mitzutheilen denke. Wenn Freunde, die dem Gegenstande meines Nachdenkens auf die Spur kamen, mich darüber tadeln wollten, dann beruhigte ich mich durch den Gedanken, daß ein Werk, welches sich durch ein so reiches, langes Leben, wie das unsers Dichters, hindurchziehe, ein Werk, dem ein solcher Geist, seit er seiner selbst sich bewußt worden, sich mit vorzüglicher Kraft und

*) Vgl. Nr. 89, 90 u. 212 d. Bl. f. 1834; dann Nr. 127 u. 128 f. 1835.

Liebe zugewandt, dem er den letzten Sommer seiner irdischen Existenz gewidmet, daß ein solches Werk wol einer ernsten und dauernden Betrachtung würdig sei. Göthe, auf den Wogen eines bewegten Lebens fahrend und schwimmend, in mannichfaltigen, großentheils vornehmen Verhältnissen und in großer Geselligkeit lebend, erscheint uns manchmal in seinen Mittheilungen, deren uns nun schon so viele zu Theil geworden, beweglich, leichtsinnig, zuweilen gar im Widerspruch mit sich selbst. Aber wenige Menschen mögen das Gesetz, das er selbst ausspricht: „das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd", so strenge befolgt haben als er, wovon die Briefe an Schiller und Zelter die lebendigsten Zeugnisse sind. Wie würde er auch sonst im höchsten Alter haben ausrufen können: „Mein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen!" (S. Eckermann's „Gespräche mit Göthe", Th. 1 S. 106.) Und gewiß war nicht die kleinste Mühe und Arbeit dieses Lebens der „Faust", gewiß erfuhr, wenn eins von Göthe, grade dieses den Ernst und die Strenge des Geschäfts. Will man uns tadeln, wenn wir dem Gedanken eines Werkes, der Frucht eines so reifen, großartigen und langen Lebens, solcher Mühe und Arbeit nachspüren.

Aber zu einer erneuerten Mittheilung gegen Dich bedurfte ich eines Anstoßes, und dieser ist mir durch Carus' „Briefe" geworden. Sie haben mich ungemein angezogen, und abermals habe ich erfahren, daß man, wenn irgend eine große Erscheinung nicht gleich die gehörige Aufmerksamkeit erweckt, Geduld haben müsse; manche lasse das Publicum kalt, bis zu irgend einer Anerkennung gehe eine geraume Zeit hin, aber am Ende finde der große Geist „unter der unbekannten Menge noch viele jener seiner gestimmten Seelen, welche nicht blos Augen haben zu sehen, was im gewöhnlichen klaren Tageslichte um sie her sich begibt, sondern auch achtsam mitempfinden das,

was, von Menschen nicht gewußt
oder nicht bedacht,
durch das Labyrinth der Lust
wandelt in der Nacht."

So äußert sich Carus in seinem Zueignungsschreiben in Bezug auf die Leser, die er für seine „Briefe" erwartet; ich brauche seine Worte gern, um das Verhältniß zu bezeichnen, in welchem er mir zu Göthe zu stehen scheint; nur daß er in Bezug auf dieses keineswegs zu der unbekannten Menge gehört.

Das Heft von Carus — ich muß Dir etwas Näheres darüber schreiben, da es Dir wol nicht so bald zu Gesicht kommen wird und Du gern über eine neuerschienene interessante Schrift einige Worte von mir vor der eignen Lecture hörst — enthält drei Briefe, deren Inhalt indeß nur die Grundlage einer in das Einzelne gehenden Beurtheilung macht. Und gleich hier muß ich Dich auf einen Hauptvorzug dieser kleinen Schrift aufmerksam machen: Der Verf. ist Naturforscher und ein geistvoller, der Gesetz und Folge in der Natur aufsucht und ihren Zusammenhang mit den geistigen Regionen zu erforschen strebt. Daß dieser Umstand für die Kritik der Göthe'schen Werke von der höchsten Bedeutung, ward uns ja vor nicht langer Zeit recht klar, da wir über den Zwischenknochen sprachen. Du erinnerst Dich wol noch, was Anlaß zu diesem Gespräche gab und welches Gesicht der arme, von Dir in die Enge getriebene N. machte, als Du ihm das Paradoxon hinwarfest: Wer die Bedeutung des Zwischenknochens nicht zu fassen vermöge, der könne auch die „Wahlverwandtschaften" nicht verstehen.

Nachdem nun Hr. Carus im ersten Briefe gezeigt, wie Göthe ganz natürlich der Sohn einer Zeit sei, „die Alles, was der Erfahrung, Betrachtung und Erforschung vorliegt, seiner Entstehung, seiner Geschichte, seiner Entwickelung nach zu untersuchen und zu begreifen strebe", gegen das Überlieferte aber, gegen Autorität sich sträube, wie man ihn „die Blüte und Spitze seiner Zeit" nennen könne, thut er weiter dar, daß die Metamorphose, die in Göthe's Naturforschung eine Hauptrolle spielt, sich auch in seinen dichterischen Werken abspiegelt, daß der Geist ihn trieb, „von seiner eignen innern Entwickelung mit allen Schmerzen und aller Lust ihrer Verwandlungen ein lebendiges Bild zu hinterlassen", und daß er, nachdem ihm der Begriff von organischer Entwickelung überhaupt, zugleich von seiner eignen aufgegangen, zu der Überzeugung gelangen mußte: „die Menschheit könne überhaupt nur als in einem uns Alle mit sich fortziehenden rastlosen Entwickelungsgange begriffen und verstanden werden." Den Übergang auf „Faust" kannst Du Dir hiernach leicht denken; denn offenbart sich nicht auch in ihm ein Trieb, ein Ringen nach dem Höhern, wie die Pflanze nach dem Lichte strebt? Muß nicht auch in ihm sich manches Irdische, Gemeine absetzen und eine Metamorphose zum Höhern eintreten? So heißt es denn auch am Ende des ersten Briefes: „Auf dieses hohe Geheimniß, in dessen Kerne wir zuletzt die Nothwendigkeit des Sündhaften zur Läuterung jenes in die Natur eingeborenen Göttlichen der Menschheit deutlich ahnen können, scheint mir die gesammte Sage von „Faust" gegründet zu sein."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Französische Blätter theilen folgendes merkwürdige Verzeichniß von Raritäten mit, die in neuern Zeiten um hohe Preise verkauft wurden:

Der kostbare Lehnstuhl von Elfenbein, welchen Gustav Wasa die Stadt Lübeck zum Geschenk machte, ward 1825 um 58,000 Gulden, wie man sagt, dem schwedischen Kammerherrn Schinkel zugeschlagen.

Das Gebetbuch, worin Karl I. auf dem Schaffot las, ward 1825 in London um 100 Guineen erstanden.

Das Kleid, welches Karl XII. in der Schlacht von Pultawa anhatte und das durch die Sorgfalt des Obersten Rosen, der dem König nach Bender folgte, erhalten wurde, ward 1825 in Edinburg für 22,000 Pfd. St. (560,000) Francs verkauft. Ein Stück der Kleidung Ludwig XVI., in welcher er das Schaffot bestieg, und das bereits in dem Katalog von Méon, 1829, unter Nr. 721 aufgeführt war, würde gleichfalls zu einem sehr hohen Preis weggegangen sein, wenn nicht Gründe der Schicklichkeit geboten hätten, dasselbe der Versteigerung zu entziehen.

Der Abbé de Tarsan bezahlte sehr theuer weiße Atlasschuhe von Ludwig XIV.

Einen Zahn Newton's kaufte 1816 ein Lord für 730 Pfd. St. (16,595 Francs) und ließ denselben in das Kästchen eines Ringes fassen, den er gewöhnlich zu tragen pflegte. Alex. Lenoir erzählt, daß ein Engländer, als die Leichname Abälard's und Heloise's nach ihrem jetzigen Begräbnißplatze geschafft wurden, für einen Zahn der Letztern 100,000 Francs geboten habe.

Descartes' Schädel ward 1820 in Stockholm für 100 Frcs. verkauft.

Ein Dr. D. kaufte Voltaire's Stock in Paris für 500 Frcs.

Eine Weste Rousseau's ward mit 959 und seine messingne Uhr mit 500 Francs bezahlt.

Eine alte Perrücke Kant's soll nach seinem Tode um 96, nach Andern um 200 Francs verkauft worden sein. Eine Perrücke Sterne's ging 1822 in einer londoner Auction gar für 200 Guineen (6000 Francs) weg.

Burnett, Walter Scott's Schwiegersohn, zahlte 1825 für die zwei Federn, mit denen der Tractat von Amiens (27. März 1801) unterzeichnet worden war, 500 Pfd. St. (12,000 Frcs).

Der Hut endlich, den Napoleon in der Schlacht von Eilau aufhatte, ward in Paris am 1. Dec. 1835 dem Arzt Lacroix für 1920 Frcs. zugeschlagen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 234. —— 21. August 1836.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke. Acht Bände.

(Beschluß aus Nr. 233.)

In den „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes" aber hat Hebel auch die Zeitgeschichte behandeln zu müssen geglaubt — als ein Advocat des Bestehenden, mithin der damaligen Gewaltherrschaft Napoleon's. Er hat sich selbst dadurch kein Denkmal gesetzt, und der Herausgeber hat mit großer Unparteilichkeit gehandelt, daß er diese Aufsätze von der Gesammtausgabe der Hebel'schen Werke nicht ausgeschlossen hat. In diesen Abschnitten heißt der Verf. mit derselben treuherzigen Miene, mit welcher er in die Tiefen der menschlichen Brust hinab-, oder in die Höhen des Himmels hinaufblickt, Alles gut, was eben geschehen ist, schilt einen Andr. Hofer einen „Tollkopf, der lieber ein wenig erschossen oder gehenkt sein will" (S. 195), und weiß Ereignissen, die jedes deutsche Herz damals mit Ingrimm oder mit Thränen begleitete, immer eine heitere, ja eine volksthümliche Seite abzugewinnen. Und so schreibt er denn von dem demüthigenden Frieden von Tilsit an seine oberländer Bauern und an die deutsche Nation (denn diese las damals so gut als jene den „Rheinischen Hausfreund"):

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, besonders aber am Rheinstrom (!), mit lauter Äpfelküchlein geschossen wird, und viele Hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rüben zusammengehauen, und alle Tage Kriegsgefangene, nämlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür (S. 48).

Im J. 1813 aber zieht er sich mit etwas keckem Scherz aus der Verlegenheit (S. 376):

Die leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpfen jetzt, denen vorher Alles recht schien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu sein und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deswegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher auf ihrer Seite sind.

Mit diesem dritten Bande scheinen die poetischen Werke Hebel's geschlossen. Die vier nächsten Bände enthalten Arbeiten, welche theils Früchte seines amtlichen Berufes, theils freie Erzeugnisse seines theologischen Studiums sind. Voran stehen im vierten Bande die „Biblischen Geschichten", über deren Entstehung oben berichtet worden ist. Die Vorrede selbst gesteht von diesem Buche (S. LXII), daß dasselbe bekanntlich geringern Beifall erlangt habe, als man erwartet hatte. Sie findet verschiedene Gründe dafür: manche Behauptungen darin seien unrichtig, manche Auslegungen nicht hinlänglich begründet oder auf bloße Vermuthungen gestützt, einzelne Charaktere nicht in das rechte Licht gestellt, einige Sätze zu kurz oder nicht deutlich genug hingegeben, manche Stellen nicht würdig genug und oft zu sehr im Tone des „Rheinländischen Hausfreundes" behandelt; beim neuen Testament sei die Reihenfolge der Erzählungen zu flüchtig behandelt. Das Alles mag wahr sein; aber die Hauptklippe, an welcher das Unternehmen scheitern mußte, ist die Einfalt des göttlichen Wortes selbst, gegenüber von welcher jedes menschliche Streben nach Einfachheit, selbst die Naivetät des allemannischen Sängers, gekünstelt erscheinen mußte. Wer nicht gradezu die Worte der Bibel wiedergibt und eine streng in ihrem Sinne und selbst nach ihrem Buchstaben verfaßte Erklärung beifügt, der flickt nur neue Lappen auf ein altes Kleid. Dazu kommen noch Deutungen und Auslassungen aller Art, bald durch Rücksichten gegen die Kinder (er hatte ein Alter von 8 — 12 Jahren im Auge), bald durch philosophische Zweifel gegen gewisse Dogmen veranlaßt, Zweifel, die doch wieder den Blicken der Leser entzogen werden sollten, sodaß nur eitel Stückwerk herauskommen konnte. Bei minder positiven Stoffen, wo jene Hemmnisse sich der Bearbeitung weniger entgegenstellten, ist auch hier viel von dem Verf. geleistet worden, und sein Biograph darf wol mit Recht sagen, daß manche Erzählungen, im alten Testamente namentlich, Meisterstücke seien. Doch stören auch in solchen Abschnitten manche abkürzende und die Erzählung verhudelnde Formen gewaltig, wie z. B. in der im Großen trefflich behandelten Geschichte von Moses bei den ägyptischen Plagen die Worte: „Item, es kam Geziefer aus dem Staube" (IV, 57); ebenso aufeinander gehäufte aber — aber; als — als; da — da u. s. w. und andere

Nachlässigkeiten und Übereilungen des Styles. Die diesem vierten Bande angehängten „Biblische Aufsätze" sind apologetische und exegetische Studien über einzelne Erzählungen und Stellen der Schrift, auch Charakteristiken und historische Skizzen. In der Abhandlung über den Ausdruck in der heiligen Schrift: Dieb in der Nacht, ist uns der Eingang sehr aufgefallen. Hier heißt es (IV, 317):

Bekanntlich war bei den Lacedämoniern das Stehlen erlaubt, und bei den Cilicern etwas dergleichen sogar adelig, und stünde nicht das siebente Gebot so klar im Dekalogus, so wollte ich gradezu behaupten, es habe sich bei den Juden auch so verhalten, theils weil sie Betrüger und Diebe von jeher waren und noch sind, theils weil u. s. w.

Hier glaubt man die Sprache Zundelfriedens zu hören, nicht aber den theologischen Aufsatz eines Prälaten und Consistorialraths. Die Sache wird übrigens begreiflich und entschuldbar, wenn man bedenkt, daß dieser und ähnliche Aufsätze durch eine Privatgesellschaft, den Lörracher theologischen Verein, dessen correspondirendes Mitglied Hebel in jüngern Jahren war, entstanden sind und gewiß nie für den Druck bestimmt waren. Hier sprach also Hebel, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und daß er privatim den Juden nicht wohlwollte, erhellt zur Gnüge aus den beliebtesten Erzählungen des „Hausfreundes": „Glimpf geht über Schimpf" (III, 261); „Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist" (S. 289); „Der gläserne Jude" (S. 310) und andern, in welchen so ziemlich Jud, Jud, Judenmauschel der Refrain ist und es für die Hebräer Prügel über Prügel regnet.

Der fünfte und sechste Band enthält Hebel's Predigten von 1788 — 1804. „Als Redner", sagt sein Biograph, „verdient er gerechtes Lob, und die Vorzüge seiner Predigten werden immer Anerkennung finden." Bei diesem allgemeinen Urtheil wollen auch wir uns beruhigen und nur bemerken, daß Hebel in diesen Predigten die Originalität seiner Dichternatur nicht entfaltet hat, daß sie zwar den guten Kopf, den redlichen Menschen, den vom hohen Werthe des Christenthums durchdrungenen Theologen nicht verleugnen, aber weder Proben hoher Kanzelberedtsamkeit, noch Denkmale einer streng biblischen, Alles durchdringenden Überzeugung sind, was an ihrem Verf. auch natürlich erscheint, wenn wir mit ihnen den siebenten Band vergleichen, welcher einen für die Schulen von ihm bestimmten Katechismus enthält, in dem noch auffallender als in den „Biblischen Erzählungen", der Zweifel mit dem Dogma sich abzufinden sucht und die Vernunft in steten Capitulationen mit dem Glauben begriffen ist. Nur zwei Belege hiefür aus dem „Christlichen Katechismus". Dort heißt es (VII, 156):

Mit dem Menschen Jesus hat sich die göttliche Natur aufs Innigste vereinigt. Gott war in ihm und durch ihn und mit ihm auf eine geheimnißvolle Weise wirksam zur Erlösung der Menschen. Gott ist geoffenbaret in ihm.

Das „Gott war in ihm" würde dem kirchlichen Dogma entsprechen; da aber kein Komma folgt, so muß es nothwendig mit wirksam zusammen construirt werden, wodurch der orthodoxe Begriff von der communio naturarum so ziemlich wiederaufgehoben wird. — S. 161 wird die Frage: „Welches war das Geschäft Jesu Christi u. s. w.?" so beantwortet:

Erstens, daß er eine wahre und lebendige Erkenntniß Gottes, des barmherzigen und versöhnlichen Vaters aller Menschen, zuerst unter dem jüdischen Volke bekannt machte und festgründete. Zweitens, daß er die Menschen von der erkannten Sünde zu Gott zurückführte und zur würdigen Verehrung desselben in Dankbarkeit und Liebe, im Vertrauen und Gehorsam wiederbrächte. Drittens, daß er Allen, welche zu Gott zurückkehren wollten, Gottes Gnade und die Vergebung ihrer Sünden zusicherte. Diese Lehre heißt das Evangelium von Jesu Christo.

Somit weiß dieser „Christliche Katechismus" nichts von einem Versöhnungstode Christi, während doch S. 149 die Erbsünde anerkannt wird, wiewol auch diese Lehre, wie alles Positive, mit einer unzuversichtlichen schwebenden Sprache behandelt ist. Daß aber Hebel, wenn er auch nicht berufen war, die christliche Glaubensnorm für einen Landestheil zu entwerfen, in welchem der Lehrbegriff der evangelischen Kirche gilt, doch ein redlicher, frommer Kämpfer um positiv religiöse Überzeugung war, geht aus den schönen „Beiträgen zur Religionsphilosophie" hervor, welche dem siebenten Bande angehängt sind und in welchen er unter Anderm auch mehre Dogmen deutlich zu machen und ihre Vernunftmäßigkeit zu erweisen strebt. So verficht er sich S. 233 fg. für die Existenz von Engeln und Teufeln, fügt jedoch hinzu:

Daß aber jene uns beschützen und auf den Händen tragen, diese zum Bösen verführen und fällen können, das zu hoffen und zu fürchten, wäre vorläufig (?) so thöricht, als sich auf eine kräftigere Arzneipflanze, die im sonnennahen Merkur gedeiht, zu verlassen; so hypochondrisch, als vor einem giftigen Molch im fern kreisenden Saturn sich bang werden zu lassen. Wir Erdenkinder sind einer des andern Engel (der meinige wolleſt du ſein, ehrlicher Bote Winkelmann!) *).

In einem andern Aufsatz entschuldigt er sehr geistreich den Gespensterglauben des Volkes (hier ist er ganz der allemannische Dichter der Naturseele!); wieder in einem andern nimmt er sich der Lehre von der Auferstehung des Leibes als einer solchen an, der sich, „sei sie nun in der Bibel gegründet oder nicht", doch ein recht erträglicher Sinn geben läßt (VII, 257 fg.). In den wenigen Sätzen über Glauben und Vergeltung (S. 251 fg.) verbirgt er es nicht, daß ihm der Glaube an einen büßenden Erlöser (s. oben) schwer wird, und tröstet sich, daß es Einem über den Rand des Grabes hinaus wol wenig schaden könne, Das nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte.

Angenehm sind wir endlich durch den achten Band dieser Gesammtausgabe von Hebel's Werken überrascht worden, welcher vermiſchte Aufſätze enthält, die wieder ganz den Stempel seines eigenthümlichen Dichtergeistes tragen und mit den drei ersten Bänden die chefs d'oeuvre des Verf. bilden. Hier findet der alte Leser des „Rheinischen Hausfreundes", neben einigem Neuen, die

*) Ist wol hier G. P. L. Winkelmann gemeint, der 1799 Pastor zu Neuenburg in Kurland war und zu Mitau ein christliches Handbuch herausgegeben hat, das einen unvergänglichen Werth hat?

Gaben wieder, die sich dem dritten Bande unter dem Titel „Erzählungen" nicht einreihen ließen und die ihn vor 20 bis 25 Jahren ergötzt oder erquickt haben, darunter die „Betrachtungen über ein Vogelnest" und „Der Komet von 1811". Wir schließen diese Anzeige wol am Besten mit einigen Worten aus dem letztgenannten Aufsatze, in welchen sich Hebel's ganze Dichternatur in vollem Glanze spiegelt, und welche in dem Gedächtnisse des Lesers Das überdecken möge, was wir bei einer Beurtheilung seiner sämmtlichen Werke hier und da gegen ihn sagen zu müssen geglaubt haben.

Hat der Komet — sagt Hebel (VIII, 61) — nicht alle Nacht ausgesehen wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche umhergeht und das Weihwasser aussprengt, oder, zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und rumfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster Tag ist vorüber und hat mich verklärt in himmlischer Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge. Fragt sich nun, was hat der Komet bedeutet, und was hat er aufzuweisen gehabt? Antwort: Nichts, als Gottes Allmacht, des Sternsehers Witz, einen reichen Herbst und einen langen schönen Nachsommer. 33.

Über den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

Vierter Brief an einen Freund.

(Beschluß aus Nr. 233.)

Du wirst Dich Dessen erinnern, was ich in meinem letzten Briefe über Deycks' sonst so treffliche und reiche Schrift sagte, die seltsam es mir vorkam, daß dieser in „Faust" Göthe'n selbst finde; und so wirst Du Dich mit mir freuen, wenn Du hörst, daß Hr. Carus über diesen Punkt ganz mit mir einverstanden ist. Ich wünschte nur, er hätte auch Das noch berührt, was vor Allem Göthe'n charakterisirt, daß er in der aufgeregten, allem Bestehenden den Untergang drohenden Zeit immer fest hielt an dem Dauernden, daß in ihm, dem Menschen, dem treien, bei allen Metamorphosen seines Innern, bei allem Wechsel und Wandel des Äußern, der Wille immer fest blieb, as Gefühl für Pflicht immer dasselbe, daß er zu den echten Göttersöhnen zu zählen sei, die, „was in schwankender Erscheinung schwebt, mit dauernden Gedanken befestigen".

Über die Parallele, die Hr. Carus zwischen der „Göttlichen Komödie" Dante's und dem „Faust" zieht, schreibe ich ein anderemal. Sie ließ sich gar wohl ziehen; aber wunderbar, ie ihm, scheint es mir durchaus nicht, daß Göthe jenem großen Dichter nie recht nahe gekommen ist (S. 8). Des Ersten ganzes Streben von früher Zeit an war auf die heitern Regionen der Kunst gerichtet; wenn er den „Werther" und „Götz" schrieb, so rettete er sich ja ebendadurch aus Zuständen, die ihn den in jenen Werken geschilderten verwandt waren; und als er den Boden Italiens betrat, schien er sich neugeboren. Wie hätte ihn ein Dichter jener trüben Jahrhunderte anmuthen können? wie ein Stoff, der den großen Meister zu den seltsamsten Erfindungen zu greifen nöthigte, damit nur die Poesie an ihm sich offenbare?

Im zweiten Briefe wird die Grundfrage des „Faust" so gestellt: „Ist es menschlicher und poetischer Wahrheit gemäß, daß Faust höherer Gottinnigkeit und Seligkeit zuzurufen noch fähig sei, nachdem er dem Bösen sich verbunden und bis in höheres Alter, vom Zuge innerer Leidenschaftlichkeit getrieben, unter manchem Tüchtigen auch das Unrechte, ja das unbedingt Verwerfliche auf sich geladen?" Du weißt, daß diese Frage die Leser vor Allem beschäftigt, wie denn das Moralische immer das Erste ist, woran das liebe Publicum sich hält; Du weißt, wie Priester und Leviten und Moralphilosophen dieselbe beantwortet haben. Über die Antwort, die Du in unserm Hefte findest, von einem Manne, der sich frommer darthut als Priester und Levit, wirst Du dich freuen: „Die Seele wird durch alle Metamorphosen und durch die wunderlichsten Ablenkungen hindurch zur höhern Beseligung gelangen, sobald sie nur Thatkraft, Elasticität und ein lebendiges rastloses Streben sich erhält, um von nichts ihrer innerlich Unwürdigem sich dergestalt fesseln zu lassen, daß sie im Trägen, dabei verharrend und gleichsam darauf ruhend, ihre höhere Bedeutung vergißt und dem Zuge jenes ihr eingeborenen Magnets entsagt, welcher gegen ihren Urquell, durch alle Lebensstürme und Ablenkungen hindurch, sie fortwährend zu leiten, ja zu treiben bestimmt ist." Dies ist die Antwort, die Hr. Carus gibt, und ich bin überzeugt, Göthe würde dieselbe gegeben haben. Laß mich Dir ferner noch sagen: ich glaube, jener wird mit Dem zufrieden sein, was ich in meinem zweiten Briefe über die Weise geäußert, wie Faust zu der Verbindung mit dem bösen Geiste kommt. Es ist etwas sehr Erfreuliches, einen geistvollen, vielseitig gebildeten Mann mit sich in Einstimmung zu finden; diese Freude empfand ich auch, als ich las, wie Hr. Carus die Rigoristen abweist (S. 50—52), die für Faust eine wirkliche Hölle, wenigstens eine dem dogmatischen Systeme gemäße Buße foderten. Du wirst Dich meiner Ansicht von diesem Punkte aus meinem ersten Briefe erinnern; wie Du auch meiner gedenken wirst, wenn Du das lieset, was Hr. Carus über den Gehalt der Thätigkeit sagt, die Faustern rettet (S. 53, 54).

Über die Worte der heiligen Schrift: „So erbarmt sich Gott, welches er will", die wiederholt in unserm Hefte, zum Schluß noch S. 75, angeführt werden, habe ich meine eignen Gedanken, die ich aber hier, ohne in das Gebiet der Exegese zu gerathen, nicht mittheilen kann. Diesmal erinnerten sie mich an eine Stelle in den „Wahlverwandtschaften", die mir gleich anfangs, da ich sie kennen lernte, den Triumph der Freiheit über alle andern den Menschen bedrängenden Mächte darzustellen schienen. Da erschreckte mich das Wort Eduard's, das er über Ottilie spricht: „Es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrerthum;" und dieses Wort quälte mich, bis mir die Augen aufgingen über die großartige Weise, mit der der Dichter Charlotten neben Ottilien stellt. Ich werde Dir wol kein Räthsel vorgelegt haben, indem ich diese Zusammenstellung mit jenen Worten in Verbindung bringe.

Der dritte Brief führt uns endlich in das Element ein, ohne das Faust, trotz aller seiner Thätigkeit und seinem Streben, doch nicht gerettet sein würde, die Liebe; und sehr glücklich wendet hier der Verf. die schönen Worte aus Göthe's bekannter, so schmerzlich geborener Elegie an:

> In unsers Busens Reine wohnt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Entrathselnd sich dem ewig Ungekannten;
> Wir heißens Frommsein.

Ich sage, der Brief führt uns in dieses Element ein; denn in der That hat Hr. Carus hier gethan, was von dem Kritiker gewünscht, aber selten geleistet wird. In diesem Briefe weht uns ein Hauch jener Liebe an und durch Erläuterung, Entfaltung, Beispiel werden wir in diesem für das Verständniß des „Faust" so unentbehrlichen Elemente einheimisch. Hier war die Erinnerung an Dante's Beatrice ganz am Platz und aus dem echten Geiste des Christenthums ist das Citat der unvergleichlichen Worte des Apostels: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete" u. s. w. hervorgegangen.

Zweierlei, so argumentirt Hr. Carus, mußte in Faust's Seele aufgenommen werden, Schönheit und Güte; der Begriff der erstern ward ihm durch die Versetzung in die antike Welt, durch Helena; durch sie wird er auch zu großer That geweckt, und in seinem Streben bis ins höchste Alter hinein kommt er wenigstens zur Ahnung der Güte. So ist er der höhern Gnade empfänglich, und nun begegnet ihm die Selige, vormals Gretchen genannt, und zieht ihn empor dahin, wo die Wahrheit sich ihm offenbart. Gewiß ist Hr. Carus in der Lösung der Schlußworte glücklicher gewesen als Hr. Deycks.

Du siehst, ein schöner, gediegener Grund ist in diesem Hefte zu einer weitern Beurtheilung des „Faust" gelegt worden. Laß uns nun abwarten, was der Verf. über diesem weiter erbauen wird. Denn gar Vieles ist noch, damit eine einigermaßen vollständige Beurtheilung entstehe, nachzubringen. Selbst die Beantwortung der Frage: warum Faust grade in dem Augenblicke, wo er das Thun und Walten der Güte ahnet, sterben muß? ist auf ein folgendes Heft hinausgeschoben. Und was müssen wir nicht noch Alles über die Walpurgisnacht, über Helena und den räthselhaften Homunculus erwarten? Auf Erläuterungen zu der Walpurgisnacht (über die schon S. 78 ein glückliches Wort enthält), von einem Manne, der sich so ernstlich und erfolgreich mit den Naturwissenschaften beschäftigt, bin ich vor Allem gespannt; und ich werde nicht verfehlen, Dir zu seiner Zeit Bericht darüber abzustatten. 87.

Notizen.

Die zu Ehren der beiden Brüder Lander, der verdienstvollen Reisenden in Afrika, errichtete Denksäule ist unlängst umgestürzt; auf welche Veranlassung, weiß man nicht; doch ist durch diesen Einsturz kein Mensch beschädigt worden. Hoffentlich wird man sich dadurch nicht abhalten lassen, jenen trefflichen Männern ein neues Denkmal zu errichten.

Zu den größten Merkwürdigkeiten des zoologischen Gartens in London gehören jetzt die beiden Giraffenpaare, welche, neuerdings hier angekommen, sich des besten Wohlseins erfreuen und dem schaulustigen Publicum täglich vorgestellt werden. 11.

Bibliographie.

Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Gr. 12. Leipzig, Frohberger. 2 Thlr.

Aufschnaider, B., Der verhängnißvolle Geburtstag, oder Ruben Löwe. Schauspiel in 2 Aufzügen nach einer Erzählung dramatisch bearbeitet. Gr. 8. Mainz, Voll. 8 Gr.

Bakewell, F. C., Evidenter Beweis eines zukünftigen Lebens, aus Gründen der Naturforschung, entwickelt aus den Eigenschaften und der Thätigkeit der organischen und unorganischen Materie. Gr. 8. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1 Thlr. 6 Gr.

Boas, E., Reiseblüten aus der Sternenwelt und Mond-Novelle. Gr. 12. Altenburg, Exp. des Eremiten. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, Reiseblüten aus der Unterwelt. 2 Bände. Gr. 12. Altenburg, Exped. des Eremiten. 2 Thlr.

Carus, C. G., Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835. 2 Theile. 8. Leipzig, G. Fleischer. 3 Thlr.

Chamier, F., Ben Brace, der Letzte von Nelson's Agamemnonen. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 3 Thlr. 18 Gr.

Godeffroy, C., Theorie der Armuth oder der Minderbegüterung. Ein Beitrag zur Lehre von der Gütervertheilung. 2te Auflage. Gr. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. 8 Gr.

Godwin, W., Die Waisen von Unvalden oder die Seelenverpflanzung. Roman aus dem Englischen. 2 Theile. Gr. 12. Altenburg, Expedition des Eremiten. 3 Thlr.

Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. 2ter Bd. Kl. 8. Stuttgart, Balz. 1 Thlr. 18 Gr.

Hall, B., Schloß Hainfeld, oder: Ein Winter in Steiermark. Unter den Augen des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Minna Herthum. 8. Berlin, Eichler. 1 Thlr. 12 Gr.

Heeringen, G. v., Der Courier von Simbirsk. Novelle. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

John, J. F., Die Malerei der Alten, von ihrem Anfange bis auf die christliche Zeitrechnung; nach Plinius mit Berücksichtigung Vitruv's und anderer alten Classiker bearbeitet und erläutert. Nebst theoretischer und praktischer Untersuchung der antiken Tafel-, Wand- und Vasenmalerei, der Enkaustik und ältesten Mosaik. Gr. 8. Berlin, Steffen u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Keller, K., Nikolaus, Herzog zu Oppeln. Erzählung. 1stes, 2tes Bändchen. Gr. 12. Bunzlau, Appun. 22 Gr.

Laurance, J., Geologie im Jahr 1835. Eine leichtfaßliche Skizze der Fortschritte, Hauptzüge und neuesten Entdeckungen in dieser, im Fortschreiten begriffenen Wissenschaft. Aus dem Englischen. Mit 19 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 12. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 9 Gr.

Lehne's, F., gesammelte Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben von Ph. H. Külb. 1ste Lieferung. Die römischen Alterthümer der Gauen des Donnerbergs. 1stes Heft. Gr. 8. Mainz, Wirth. 7 Gr.

(Merlin.) — Der Pastor Oberlin. Elsassische Novelle, nach dem Französischen des P. Merlin von M. W. G. Müller. Gr. 16. Blankenhain, Anholt. 1 Thlr.

Müller, F. A., Das Portrait. Episches Gedicht in fünf Gesängen. 12. Wiesensteig, Schmid. 12 Gr.

Paulding, Die Kentuckier. Amerikanischer Roman. In das Deutsche übertragen von K. Andree. 2 Theile. 8. Leipzig, Schumann. 2 Thlr.

Rau, W., Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? Eine von der kaiserlich russischen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift. Mit königl. würt. Privilegium. Gr. 8. Bern, Fischer u. Comp. 18 Gr.

Russel, M., Gemälde von Ägypten in alter und neuer Zeit. Aus dem Englischen. Mit 11 Abbildungen der englischen Ausgabe und einer Karte von Ägypten. 1ster Theil. Das alte Ägypten. 2ter Theil. Das neue Ägypten. — Auch mit dem Umschlagtitel: Edinburger Cabinets-Bibliothek u. s. w. 11te u. 12ter Theil. 8. Leipzig, Hartleben's Verlags-Exp. 18 Gr.

Scävola, Die Kreolin und der Neger. Galerien romantischer Bildwerke. — Zweite Galerie. (4ter bis 6ter Theil.) Die Blutsfreunde. — Die Kaperbeute. — Hayti. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr. 12 Gr.

Schäfer, W., Anton der Gütige, erster constitutioneller König der Sachsen, und Seine Zeit; eine historische Skizze in einer Biographie und Zeitgeschichte dieses trefflichen Fürsten. Nebst 1 Bildniß: König Anton auf dem Todtenbette. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 6 Gr.

Schwenck, K., Mythologische Skizzen. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 21 Gr.

Shakspeare-Almanach. Herausgegeben von G. Regis. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Werdt, Anti-Hephata oder Apologie der hohen köglichen Kunst der Freimaurerei. Als Manuscript für Br der. Gr. 8. Leipzig, Franke'sche Verlags-Exped. 12 G

Wirth, J. U., Theorie des Somnambulismus oder thierischen Magnetismus. Ein Versuch, die Mysterien magnetischen Lebens, den Rapport der Somnambülen mit Magnetiseur, ihre Ferngesichte und Ahnungen, und ihren V kehr mit der Geisterwelt vom Standpunkte vorurtheilsfr Kritik aus zu erhellen und zu erklären für Gebildete überha und für Mediciner und Theologen insbesondere. Gr. 8. St gart, Scheible's Verlags-Exp. 1 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 235. — 22. August 1836.

Carteſius und ſeine Gegner, ein Beitrag zur Charakteriſtik der philoſophiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit, von F. C. Hock. Wien, Beck. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Die Lebensbedingungen der Philoſophie lagen niemals allein darin, daß die dieſer Wiſſenſchaft eigenthümlichen Begriffe von einzelnen Individuen ihrer Natur gemäß erkannt, geſetzmäßig entwickelt und geordnet und zu Reſultaten fortgeführt wurden, die für Inneres und Äußeres brauchbar ſein konnten, ſondern ſie hängen immer weſentlich davon ab, in welchen Zuſtänden ſich vor Allem die übrigen Wiſſenſchaften, dann der Staat und die Kirche befinden, und wie dieſe Zuſtände ſich mit der Philoſophie in Verbindung ſetzen. Es ſtützt ſich dieſer Ausſpruch zwar auf eine Anſicht, welche von dem Standpunkte der vollendeten Wiſſenſchaft nur als eine untergeordnete oder gar unerlaubte erſcheint, inſofern nämlich, als damit jenen übrigen nicht philoſophiſch heißenden Theilen des Culturſyſtems eine Selbſtändigkeit eingeräumt wird, die ihnen an ſich und in der Idee des Wiſſens nicht zukommt; allein die Auffaſſung des Wiſſens und des Lebens als einzelne Wiſſenſchaften und einzelne Lebensformen hat einmal eine ſolche praktiſche Autorität erlangt, daß ſie auch von der Philoſophie reſpectirt und als zur Erleichterung des Verſtändniſſes brauchbar beibehalten werden muß. Dennoch liegt in dieſem Umſtande, daß nämlich Dasjenige, was theoretiſch und der Wahrheit nach zueinander gehört und nur ein Eins bildet, praktiſch und aus außerweſentlichen Gründen getrennt iſt oder auch wol getrennt werden mußte, eine der anhaltendſten Veranlaſſungen, weshalb die nicht philoſophiſchen Wiſſenſchaften wie die verſchiedenen Formen des Lebens oft ihr richtiges Verhältniß zur Philoſophie verfehlten, indem man entweder die Verbindung falſch einleitete, oder auch nicht erkannte, daß unter den obwaltenden Umſtänden in gewiſſen Angelegenheiten gar keine Verbindung möglich war.

Wir wollen bei der Anzeige der obengenannten Schrift Gelegenheit nehmen, über einen von ſolchen Punkten, der ebenfalls mit zu den verſchobenen gehört, einige Bemerkungen zu machen, über die falſche Verbindung nämlich, worin die Philoſophie in unſern Tagen zur Theologie und zur Kirche geſetzt wird, und wie es ſich damit wol der Wahrheit nach verhalten möchte. Warum dies aber grade bei der Anzeige jener kleinen Schrift geſchieht, möchte zwar Demjenigen, der dieſelbe ſelbſt lieſt, auf den erſten Blick nicht gerechtfertigt erſcheinen, denn ihr Inhalt iſt eigentlich mehr blos hiſtoriſch; allein die Rechtfertigung liegt theils in dem Zuſatze des Titels, daß der Verf. nämlich einen Beitrag zur Charakteriſtik der philoſophiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit will gegeben haben, theils in gewiſſen über jenen Gegenſtand gemachten Äußerungen, womit der Leſer ſogleich bekannt werden ſoll, endlich auch darin, daß wir überhaupt damit zur literariſchen Unterhaltung einen nicht ungeeigneten Beitrag glaubten geben zu können.

Zunächſt aber möge ein Wort über die Abſicht des Verf. vorangeſtellt werden, die man vielleicht am Beſten daraus erkennt, daß er, in der Meinung, die pantheiſtiſchen Formen ſeien mit Hegel erſchöpft, das neuere Denken wieder auf Descartes, als zu ſeinem Anfange, zurückführen will, um diejenigen Mängel und Lücken, die in deſſen Dualismus geblieben wären, zu verbeſſern und auszufüllen. Er ſcheint alſo dem Pantheismus abhold zu ſein, wenigſtens wenn man die Ausdrücke ſtreng nehmen darf, worin es heißt: „der Dualismus ſei unabweislich, er habe die Erfahrung für ſich, denn das Leben des Geiſtes in der Idee ſei factiſch ein anderes, als das der Natur im Begriffsſchematismus (!), und er ſtehe wiſſenſchaftlich höher, denn er biete für die Thatſachen des geſelligen Beſtandes das Recht der Vergangenheit, die Zeugniſſe der Evangelien, die Lehren der Kirche, welche andere Syſteme ganz leugneten oder willkürlich deuten müßten, die rechte, wahre Erklärung und umfaſſende, durchgreifende Beziehung"; dennoch aber ſagten wir nur, er „ſcheint" ihm abhold zu ſein, weil der Gebrauch des Namens Dualismus noch keine Bürgſchaft iſt, daß dahinter beim Verf. nicht ebenfalls nur ein modificirter (d. i. jedes Mal inconſequenter) Pantheismus ſteckt, zu welcher Vermuthung allerdings ſchon die wenigen Andeutungen führen, die der Verf. über ſeine poſitive Anſicht mittheilt. Doch dies iſt hier ja völlig gleichgültig, und wir wenden uns daher ſogleich an zwei Allen verſtändliche Ausſprüche, die der Divinationsgabe des Leſers ſchon den rechten Schluß eingeben werden.

S. 70 nämlich leſen wir:

Da ſich der Menſch als Glied eines gefallenen Geſchlechts erkennen muß, das nur durch Jeſum Beſtand und Kraft, Leben,

Hoffnung, einen Zweck und ein Ziel hat, so muß er ihn und insofern auch Das, was von ihm ausgeht, die Kirche, ihr Gesetz und ihre Lehre, als Wurzel alles Seins und daher alles Erkennens, als unverbrüchliches Gesetz seines Lebens, als Auctorität aller Auctoritäten, und zwar ausschließlich in dem Sinne aufnehmen und anerkennen, wie es Der will, der unser Vater, Urheber, Bürge, Priester, Gewährsmann (auctor) ist. Ihr Ursprung ist der Kirche Quelle der Auctorität, die größere oder geringere Allgemeinheit der Anerkennung ist gleichgültig, und selbst auch vom Urtheil des Geistes hängt ihr Recht nicht ab.

Und S. 75 heißt es:

Das Wissen von Gott ist dem Wesen nach identisch mit dem Glauben an Gott. Aus der gemeinschaftlichen Aufgabe und Grundlage des Wissens und Glaubens erhellt, daß, wenn der Glaube wirklich auf dem unverfälschten, echten, wohlverstandenen Ausspruche der Kirche beruht und die Wissenschaft auf den Thatsachen des Bewußtseins, ohne Auslassung, fremdartigen Zusatz, Verwirrung oder Verwechselung gebaut ist, zwischen beiden kein Widerspruch obwalten kann. Tritt dennoch ein solcher ein, so fehlt hier eine der nothwendigsten Voraussetzungen, und der Glaube oder die Wissenschaft ist nicht der wahre zu nennen. Da aber das Object des Glaubens klar ausgesprochen daliegt in dem Dogma, und in Fällen des Zweifels die Auctorität des Primats sich darbietet, ihn zu entfernen, so gibt in der Controverse der Glaube den Ausschlag und die Wissenschaft muß ihre Ergebnisse nach seinen Aussprüchen beurtheilen lassen. Letzteres ist um so nothwendiger, als nicht nur seit dem Falle des Menschen die Natur aus dem Verhältnisse der Unterordnung zum Geiste getreten ist und jene im Bewußtsein sich ankündigende bunte Reihe von Erscheinungen, in denen ihre Gedankenseite, ihr Begriffs- und Traumleben zu Tage bricht, sich gar zu gerne als Lebensäußerungen des Geistes geltend macht; sondern auch die Quelle des Wissens, unser Sein, seinen Bestand und seine Fortdauer lediglich Dem verdankt, den die Kirche in der Menschheit fortsetzt und in dem daher auch die Würde und der Werth, kurz die Bedeutung des Seins, bestimmt und ausgesprochen ist.

Es ist eine sonderbare Sache, daß viele Leute es gar nicht bemerken, weder, daß sie sich oft in ein und derselben Gedankenreihe widersprechen, noch daß mitunter ihre Behauptungen grade zu den entgegengesetzten Resultaten führen, als welche sie selbst bezwecken wollten. Dies ist auch hier augenscheinlich der Fall, denn es ist klar, einmal, daß, wenn die Dogmen als Artikel des Glaubens wirklich auch schon Artikel des Wissens wären, wie es nach der hier behaupteten Identität des Wissens und Glaubens sein soll, weder von einer Controverse noch von einem Primat unter beiden die Rede sein könnte, und alsdann, daß aus demselben Grunde, aus welchem dem Glauben das Primat eingeräumt wird, d. h. eigentlich aus gar keinem, es auch dem Wissen hätte eingeräumt werden können. Aber nicht einmal der gemeine protestantische Verstand würde darin fehlen, eine so schwach unterstützte Behauptung triftig von sich abzulehnen, ebensowenig als er nicht die klägliche Sophisterei bemerken sollte, die hier von dem süddeutschen Philosophen mit den Begriffen Wissen, Glaube und Dogma getrieben ist. Wenn es heißt, das Wissen von Gott ist identisch mit dem Glauben an Gott, so kann dies, wenn überhaupt, nur von einem Denker gesagt werden, der es als Resultat seiner philosophischen Reflexionen so gefunden hat, und das Wort Glaube kann alsdann nicht dieselbe Bedeutung haben, die es hat, wenn es in Bezug auf ein Dogma einer Kirche gebraucht wird, weil es dort nichts als einen allgemeinen Gemüthszustand, gleichwie das Wissen, hier aber ein bestimmtes Object ausdrückt. Wollte man aber sagen, der Glaube im erstern Sinne, als Gemüthszustand, könne den Glauben im zweiten Sinne zu seinem Inhalte haben, und dies könne in der vorher angezogenen Stelle gemeint sein, so läßt sich sogleich zeigen, daß alsdann statt einer Sophisterei der klarste Unsinn begangen ist. Denn der Glaube als ein Dogma fragt nach gar keiner Übereinstimmung mit dem philosophischen Wissen; ein solches ist ihm durchaus gleichgültig, oder vielmehr, er lehnt ein solches schlechterdings von sich ab und verbietet es sogar, weil, wenn er sich auf ein solches einlassen wollte, dadurch unmittelbar seine Natur zerstört würde, insofern er nämlich, damit er ein Gewußtes werden könne, nothwendig durch den Verstand oder durch das Denken überhaupt, wenn man es so nennen will, als Dogma suspendirt werden muß: ein Resultat, das der Ansicht des Verf. grade entgegengesetzt ist.

Allein, von diesen Kleinigkeiten absehend, müssen wir von dem Standpunkte der Philosophie aus über diesen berührten Gegenstand noch ganz anders urtheilen: da muß zunächst auf die von den bessern Denkern schon längst anerkannte Trennung der Theologie, als ein Theil der Philosophie, von der Theologie als Lehre von Allem, was zur Kirche gehört, gedrungen, und alsdann im Namen der Kirche, wie in dem der Philosophie gegen jede Vermischung der einen mit der andern, als gegen etwas der Begriffen beider Widersprechendes protestirt werden. Es mag das Folgende über dieses Beides in möglichster Kürze die nöthige Erklärung geben.

Die Theologie, als nicht philosophische Wissenschaft, ist, wie gesagt, Lehre von Allem, was zur Kirche gehört, also Lehre von deren Geschichte, von deren Dogmen, von deren Gebräuchen u. s. w. Sie ist also in diesem Sinne eine rein historische Wissenschaft und hat zur Aufgabe, die Organe des kirchlichen Lebens zu erhalten, die Existenz der Kirche in der Zeitreihe zu sichern, dadurch, daß sie die Kenntniß von deren Natur von einem Geschlecht auf das nachkommende überträgt. Man sieht hieraus, daß der Name Theologie nicht den ganzen Umfang dieses Begriffs ausdrückt, indem derselbe nicht blos auf die Lehren vom Göttlichen beschränkt ist; dennoch hat ihn der Gebrauch gerechtfertigt, und man wird, ohne Sophisterei, auch jedesmal verstehen, was damit gemeint sei.

Obgleich es aber ein wesentliches Merkmal der Theologie in dem angegebenen Sinne ist, daß sie Alles, was zur Kirche gehört, nur so, wie sie es vorfindet, erhalten soll, so weiß man doch, daß sie zugleich in dem einen ihrer Theile wider ihren Willen den Keim enthält, wodurch sie sich unter gewissen Umständen sehr leicht zur Theologie in dem zweiten Sinne des Worts umändert; dieser Keim liegt in dem Theile, der es mit der Erklärung der Glaubensartikel zu thun hat. So lange diese zwar wirklich nur Erklärung, d. h. aufhellende Entwickelung des Sinnes und der Bedeutung, bleibt,

worin die Kirche ihre Glaubensartikel und Lehren überhaupt will genommen wissen, so lange ist hier auch keine Gefahr vorhanden; allein mit welchen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten diese scheinbar so einfache Sache begleitet ist, braucht nicht erwähnt zu werden, da es die Geschichte zeigt, daß fast jede der Zersplitterungen, die die Kirche erlitten hat, ihren Grund nur darin hatte, daß man über die bloße Erklärung oder Interpretation irgend eines kirchlichen Satzes sich nicht vereinigen konnte.

Ist aber schon dieser Begriff der bloßen Erklärung so schwer in der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten — und daß dies auch die Kirche wohl weiß und namentlich am Besten in ihrem frühern, noch reinern Zustande wußte, zeigt insbesondere die Aufstellung der Kirchenväter und des Papstes als sichtbarer Autoritäten und entscheidender Instanzen —: wie natürlich ist es alsdann, daß, wenn der menschliche Verstand nur einigermaßen zum Bewußtsein seiner Selbständigkeit gelangt, der Standpunkt der bloßen Erklärung in den der Deduction, und dieser, wenn die Deduction dazu Gelegenheit gibt, in den Standpunkt des Zweifels, und dieser endlich, wenn der Zweifel genährt wird, in den Standpunkt der freien philosophischen Forschung übergeht! Auch diesen Verlauf, weil er ein natürlicher ist, bewährt die Geschichte, am deutlichsten an der christlichen Theologie, weil diese unter denjenigen andern historischen Bedingungen fortgepflanzt wurde, die allerdings als hinzukommend dabei vorausgesetzt werden müssen. Der Standpunkt der bloßen Erklärung war der ihres Anfangs, und galt so lange, als das Christenthum noch an seiner Feststellung arbeitete, wie dies sogleich einem Jeden, der sich an die ganze Art und Weise erinnert, wie sowol Christus selbst, als auch seine Jünger zu lehren pflegten, unmittelbar einleuchten muß, und weil dies in der Natur der Sache so sehr begründet ist, daß man das Gleiche an allen andern Religionslehren nachweisen kann. Der Standpunkt der Deduction trat ein, als die christliche Theologie von solchen Köpfen aufgenommen wurde, die zugleich unter dem Einflusse eines andern Denkens, insbesondere der griechischen Philosophie, standen; er ist der bei den gelehrten Kirchenvätern und erstreckt sich durch den ganzen Scholasticismus hindurch, dessen Merkmal es ist, die christlichen Lehren aus Begriffen als solchen herzuleiten und zu begründen, d. h. sie zu deduciren, obgleich sie insgesammt als Artikel des Glaubens schon ebenso fest standen, wenn sie auch nicht wären deducirt worden. Der Standpunkt des Zweifels ferner kam, wie man sagen darf, grade mit Descartes wenigstens erst zum Ausbruch*), wiewol die Möglichkeit seines Auftretens schon längst durch ausgezeichnete Männer vorbereitet war, und was endlich den Standpunkt der freien philosophischen Forschung betrifft, so können wir Gott danken, daß wir diesen als den der neuern und unserer eignen Zeit, wenigstens theilweise, bezeichnen dürfen, sodaß sich jetzt der Name einer rein philosophischen, von der kirchlichen absehenden Theologie gebrauchen läßt.

Doch von dieser Bemerkung zurückkehrend, haben wir nur das Gesagte zu benutzen, um die Grenzscheide zwischen den zweierlei Bedeutungen der Theologie nicht verfehlen zu können. Die Theologie, in der erstern der genannten Bedeutungen genommen, ist in der That Dienerin der Kirche, und wer Theologe in diesem Sinne sein will, von dem wird mit Recht verlangt, daß er sich hüten solle, durch irgend ein Verfahren jenes Merkmal der Festhaltung an dem in der Kirche Gegebenen, sowie er es vorfindet, aufzuheben; ihr kommt, mit Einem Wort, nur der Standpunkt der Erklärung, im höchsten Falle der der Deduction zu. Die Theologie aber, in der andern Bedeutung genommen, hat, streng gesagt, mit der Kirche gar nichts zu thun, denn diese lehnt, wie sogleich aus ihrem Begriffe soll noch näher gezeigt werden, sowol den Zweifel wie die freie philosophische Forschung von sich ab; und man nennt daher auch die Theologie im philosophischen Sinne am besten „philosophische Religionslehre", um schon durch den Namen ihre völlig unkirchliche Stellung auszudrücken, was dagegen durch die andern, für sie ebenfalls wol gebrauchten Benennungen, wie „speculative" oder „natürliche Theologie" nicht geschieht. Wer also in diesem Sinne Theologe ist, kann nicht ein solcher im kirchlichen Sinne sein, und man muß sich nur wundern, daß, wenn einmal der kirchliche und mit gutem Recht von der Kirche postulirte Standpunkt überschritten ist, man es mitunter noch unternehmen will, beide Standpunkte zu vereinigen, während man einsehen sollte, daß dies bei so entgegengesetzten Dingen schlechthin unmöglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von Descartes freilich erzählt uns der Verf. S. 31 noch Folgendes: „Wie weit ging nicht seine Unterwürfigkeit gegen die Entscheidungen der Kirche! Er vernimmt, daß die Lehre von der Bewegung der Erde in der Person Galilei's zu Rom verdammt worden. Diese Behauptung war in alle Theile seines Weltsystems verwebt, sie bildete gleichsam die Grundlage seiner Physik; doch augenblicklich läßt er den Druck des Buches unterbrechen, das eben erscheinen sollte. „Ich wollte um Alles in der Welt nicht", sagte er, „daß von mir irgend etwas ausgehe, das von der Kirche

---

Die vorgebliche Tante. Nachgelassene Studenten-Novelle von Cervantes. Stuttgart, Hallberger. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Diese Novelle hatte sich bis auf unsere Zeit handschriftlich erhalten, wo sie 1818 Friedrich August Wolf als Beilage zum dritten Hefte der „Analekten" zum ersten Male getreu abdrucken ließ, nachdem sie einige Jahre früher mit Entstellungen in Madrid durch den Druck bekannt gemacht worden war. Die nähern, diese Novelle betreffenden historischen Umstände kann man in Wolf's Vorwort dazu nachlesen. Daß sie von Cervantes wirklich ist, unterliegt, von allem Andern abgesehen, was dies beweist, schon nach den Gesetzen der höhern Kritik

---

mißbilligt würde. Ich weiß wohl, daß ein Decret der Inquisition noch kein Glaubensartikel ist, allein ich bin nicht so sehr in meine Gedanken verliebt, um sie durch solche Einwürfe zu vertheidigen. Die Inquisitoren haben nicht weniger Recht auf meine Handlungen, als die Vernunft auf meine Gedanken;" und erst nach 10 Jahren entschloß er sich, dieses Buch — es waren seine „Principien" — bekannt zu machen." Aber war nun, trotz dieses Gehorsams, die Vernunft des Descartes die der Kirche?

nicht dem mindesten Zweifel. Sie ist höchst geistreich und verwegen geschrieben, und wenn sie hier und da einige kleine Nachlässigkeiten verräth, so dürfte dies wol nur ebensoviel andeuten, daß der Dichter, wenn er in der That dazu gekommen wäre, sie drucken zu lassen, vorerst noch die letzte Hand daran gelegt haben würde. Unserm Übersetzer sind die vorerwähnten Angaben über „Die vorgebliche Tante" unbekannt und er hat sie nach einer 1821 in Madrid besorgten Ausgabe der Novellen des Cervantes übersetzt, worunter man sie ebenso wie auch seitdem in mehre pariser aufgenommen hat. Daß Cervantes diese dreizehnte Novelle seinen übrigen zwölfen nicht beigefügt, entgegnen wir dem Herrn Übersetzer, beweist keineswegs, daß er sie später geschrieben, sondern läßt vielmehr vermuthen, daß er wegen ihres Inhalts und der strengen Censur Bedenken tragen mochte, sie drucken zu lassen.

Wir verdenken es dem Übersetzer, die allerdings starke Stelle am Schlusse der Unterredung der vorgeblichen Tante mit dem Mädchen weggelassen zu haben, denn, da er ohnedies seinen Namen nicht nennt, so sehen wir nicht ein, warum der pikante Scherz, mit Feinheit wiedergegeben, deutsch nicht ebenso wol wie spanisch gedruckt werden dürfte. Leser, die daran Anstoß nehmen und ihn nicht so auffassen im Stande sind, wie er gegeben wird, müssen ja ohnedies die ganze Novelle unlesbar finden.

Die Übersetzung ist an sich recht gut, nur finden wir die nachstehenden Schnitzer darin vor, die ein Übersetzer des Cervantes sich nicht zu Schulden kommen lassen dürfte. S. 15 war tinta der Zweideutigkeit wegen nicht Schminke, sondern Waare, und trabajadoras etwas feiner zu übersetzen. S. 16 bezieht sich que a la cintura la llegaba nicht auf Santenuflo, sondern auf rosario. Martingala eben da ist, so viel wir wissen, nicht Strumpf, sondern Latz. S. 22 ist bellacon nicht vierschrötiger Bengel, sondern Schalk. S. 24 war por la posta deutsch nicht wohl auf der Extrapost, sondern schleunigst wiederzugeben. S. 38 findet sich mugre (Abgänge) mit mugeres (Weibern) verwechselt.

Wir wollen nicht allzusehr mit Kleinigkeiten mäkeln, denn wir erkennen überdies an, daß die Novellen des Cervantes würdig zu übersetzen keine Kleinigkeit ist. So viel müssen wir aber allerdings hinzufügen, daß wir dem Übersetzer der „Ilia fingida" dennoch nicht der Aufgabe, die er sich vorsetzt, für gewachsen halten, auch die übrigen, als ausgearbeiteter natürlich viel schwierigern Novellen des großen Dichters genügend zu übersetzen. Eine leidlich gute Übersetzung für das größere Publicum ist schon von Soltau da. Wozu also deren noch eine? Größere Kenner des Cervantes machen an seinen deutschen Übersetzer Ansprüche, wie sie der sonst tüchtige Soltau sich wol nicht träumen ließ. Nur ein wahrer Dichter vermag also vielleicht alle die Feinheiten der Sprache, des Ausdrucks und der Gedanken des großen Cervantes in seinen Novellen zu erfühlen und zu verdeutschen. Mit dem „Don Quixote" hat uns ein solcher bereits beschenkt, und vielleicht dürften wir uns für berechtigt halten, auch von ihm zu verlangen, daß er uns die „Novellen" desgleichen zuführe. 75.

Notiz.

Dr. R. A. Richard, Arzt in Kolmar, kündigt eine Geschichte des Elsasses an, für welche er auch handschriftliche Quellen benutzt zu haben erklärt. Nach dem Prospectus soll dieses Werk, auf vier Bände in groß Octav und etwa 150 Druckbogen berechnet, vor Allem dazu dienen, die elsassische Geschichte im Elsaß populair zu machen, was bisher nicht der Fall gewesen, die in Denkmalen, Sprache, Sitten, bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, Traditionen und Volkssagen bewahrten Erinnerungen der Vorzeit wiederaufleben zu lassen und den Lesern ein frisches, lebendiges Bild aller jener Zustände zu geben, ja, sie gewissermaßen zu Zeitgenossen derselben zu machen, damit sie ihre Vorväter mit den Augen des Zeitalters selbst, nicht mit denen des 19. Jahrhunderts, anschauen und würdigen lernen. Ein besonders erscheinendes Bilderwerk soll die äußere Physiognomie der verschiedenen Zeitalter zur Anschauung bringen, und in methodischer Ordnung Karten und Pläne, Stadt- und Adelswappen, Trachten, Waffen und Kriegswerkzeuge, Münzen, architektonische Abbildungen u. s. w. liefern. Denn, wie Hr. Richard sagt, man hat ja heutzutage gar keinen Begriff mehr davon, was im 14. oder 15. Jahrhundert eine freie Reichsstadt war, und die Worte Landgraf, Schultheiß, Stallmeister, Ammeister, Landvogt, Untervogt, Pfahlbürger, Ausbürger u. s. w. sind ganz aus der Sprache des jetzigen Geschlechtes verschwunden. „Und diese Welt wollen wir dann zu schildern versuchen, wie sie leibte und lebte, mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern, mit ihren Wirren, Verirrungen und Misbräuchen sowol der Gewalt als der Intelligenz; aber auch mit ihrer Treuherzigkeit, ihrer Thatkraft, ihrer Glaubenswärme und der unendlichen Regsamkeit ihres Geistes, — eine rauhe, wilde, in Eisen gehende Welt, welche weit entfernt war, die beste der Welten zu sein, aber welche uns zu Dem gemacht hat, was wir sind, welche für uns gerungen und gelitten hat Jahrhunderte lang, und welche wir wenigstens ihrer Großartigkeit wegen hochachten müssen, wir, die Elsässer, denen sie 800 Schlösser in unsern Gebirgen und am Ufer des Rheines das Münster von Strasburg zum Denkstein hinsetzte." So Hr. Richard in seinem vor mir liegenden Prospectus. Es ist eine Wärme darin, die Einem wohlthun könnte, aber nur um so peinlichere Empfindungen erweckt; denn dieses Alles ist in französischer Sprache gesagt und in französischer Sprache soll auch das Werk erscheinen. Es macht einen schneidenden Eindruck, im Contrast damit das aus Sebastian Münster's „Kosmographie" gewählte Motto zu lesen: „Und das ich es mit kurtzen Worten sag, es ist in dem ganzen Teutschenland kein Gegenheit, die diesem Elsasz möcht verglichen werden. Aus Schwaben, Beyern, Burgund und Lothringen lauffen sie darein und kommen selten wider darausz." Und so kann der Prospectus, so wird auch das Werk selbst — und zwar je besser es geschrieben wird, um so sicherer — nur die tragische Zerrissenheit eines eroberten Volksstammes zur Schau stellen, der, sich selbst fremd geworden, den Boden seiner Geschichte unter sich weichen sieht und dessen geistiges Dasein, aus den Wurzeln seiner Vergangenheit gerissen und des kostbarsten Erbtheils seiner Väter beraubt, weder Vorzeit noch Heimat mehr hat. 94.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Homerische Vorschule.

Eine

Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee.

Von

Wilhelm Müller.

Zweite Auflage,

mit

Einleitungen und Anmerkungen

von

Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius.

Gr. 8. 20 Gr.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 236. — 23. August 1836.

Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von F. C. Hock.

(Fortsetzung aus Nr. 235.)

Es wurde nämlich oben zuzweit behauptet, daß sowol im Namen der Kirche wie in dem der Philosophie gegen jede Vermischung der einen mit der andern als gegen etwas den Begriffen beider Widersprechendes protestirt werden müsse; dies wird sich am deutlichsten ergeben, wenn wir im Bezug auf einige innere Hauptmerkmale beider eine Parallele ziehen.

Die Kirche zunächst beruht auf Übereinstimmung in gewissen moralischen und religiösen Lehren, auf einer Gemeinschaft des Glaubens; dies ist ihre nothwendige Bedingung, aber noch kein Merkmal von ihr, sondern die Kirche selbst entsteht aus jener Bedingung erst, wenn die Theilnehmer an jenem gemeinsamen Glauben sich öffentlich dazu bekennen: also der Ausdruck des öffentlichen Bekenntnisses eines Mehren gemeinsamen Glaubens zu sein, ist ein Merkmal der Kirche. Aus diesem Bekenntnisse entwickeln sich, wie aus der Natur der Sache, gewisse Formen, theils wegen des Bedürfnisses einer allen Gliedern erkenntlichen Zusammenhaltung, theils wegen des natürlichen Wunsches, die kirchlichen Lehren gleichsam zu fixiren, sie den Gemüthern anzubequemen, sie überhaupt vor dem Einflusse der Zeit zu schützen; es bildet sich, mit Einem Wort, eine Organisation, und erst mit dieser steht die Kirche in ihrem vollendeten Leben.

Es thut Noth, schon dieses erste Kennzeichen festzuhalten, indem sich daraus ergibt, daß eine Kirche stets sichtbar, und wie unerlaubt es ist, von einer unsichtbaren Kirche zu reden, in welchem Ausdrucke der offenbare Fehler liegt, daß darin das Bezogene (das öffentliche in seinen Formen ausgeprägte Bekenntniß) mit seinem Beziehungspunkte (der vorauszusetzenden Übereinstimmung des Glaubens) verwechselt, jenes für identisch mit diesem erklärt wird; und dies ist um so mehr unerlaubt, da grade dieser Ausdruck am leichtesten als Deckmantel solcher Verfahrungsweisen, durch die man eigentlich aus der Kirche hinaustritt, gebraucht werden kann. Die Sichtbarkeit der Kirche darf vielmehr unter keiner Bedingung als unwesentlich erklärt werden, denn sie liegt unmittelbar in dem Merkmale des öffentlichen Bekenntnisses mit eingeschlossen; die Aufhebung des Einen wird die des Andern nach sich ziehen und damit der Begriff der Kirche selbst aufgehoben sein.

Wir können hieraus sogleich noch einen Schluß machen, der zur Ergänzung des ersten Merkmals dient. Das öffentliche Bekenntniß nämlich setzt, wie gesagt, eine Übereinstimmung, diese nothwendig aber ein Object voraus, welches als solches ein fertiges, ein nicht mehr bestrittenes ist; denn wäre dies nicht der Fall, so würde an keine Übereinstimmung, an kein Bekenntniß und also auch an keine Kirche zu denken gewesen sein. Daraus erklärt es sich, weshalb die Kirche stets mit absoluter Gewißheit, selbst in ihren negativen Sätzen, spricht und sprechen darf, denn sie erneuert hiermit nur jenes Factum, das ihr von Anfang an und ursprünglich zum Grunde liegt, nämlich die allgemeine Übereinstimmung der sich zu ihr Bekennenden. Es läßt sich deshalb auch behaupten, daß wesentlich in der Natur der Kirche die Stabilität liegt, weil sie nicht, wie manche andere Gesellschaften, ihre Begründung in dem Gedanken eines noch nicht Wirklichen, sondern in der Aufnahme eines — wenn auch nur für sie — schon positiv Vorhandenen und Gewissen hat. Die Richtigkeit dieses Gedankens kann man sowol a priori, d. h. in einer theoretischen Erörterung über die Möglichkeit der Entstehung einer Kirche, als auch a posteriori oder durch die wirkliche Geschichte der Kirchen bestätigen.

Was dagegen die Philosophie betrifft, so weiß man, daß es sich mit ihr in Bezug auf die angegebenen Punkte grade contrair verhält. Während die allgemeine Übereinstimmung bei der Kirche schon factisch gegeben ist, wenn sie entsteht, kann die Philosophie dieselbe nur zu ihrem Ziele als eine Aufgabe setzen, die sie dereinst einmal zu verwirklichen hofft, welche Verwirklichung aber die Verständigen sogar für unmöglich erklären. Die Philosophie ferner hat weder ein unbestrittenes noch ein fertiges Object, man mag von ihr im Allgemeinen oder in Bezug auf die einzelnen Systeme sprechen: beiderseits theilt sie sich in ebenso viele Verschiedenheiten, als es, um nicht zu sagen Individuen, wenigstens Schulen gibt. Aus diesem Grunde endlich ist bei der Philosophie nicht die Stabilität, sondern der den Streit wollende Fortschritt Princip.

Gehen wir in der Parallele weiter, so treffen wir auf das zweite Hauptmerkmal der Kirche, welches darin be-

steht, daß sie in ihrer Beschränktheit — Universalität, oder Allgemeinheit in ihrer Particularität hat. Was hiermit gesagt sein soll, wird klar werden, wenn man sich an das Object der Kirche und an die Beschaffenheit desselben erinnert. Das Object der Kirche ist Religion; auf diese ist sie eigentlich allein beschränkt, oder bezieht wenigstens auf sie auch alles Übrige, womit sie sich noch verbinden mag; nicht einmal die Moral hat in ihr einen unabhängigen Charakter, sondern auch diese bekommt, sowie Alles, ihre Heiligung durch die Beziehung auf Gott. Aber grade in dieser Beschränktheit ist der Kirche die Möglichkeit gegeben, universell zu sein, denn nur wegen dieser Beschaffenheit ihres Objects kann sie bei den Gläubigen nicht allein auf allgemeine Anerkennung desselben, sondern auch auf Dauer dieser Anerkennung rechnen. Dieses Merkmal verräth sich auch dadurch, wie die Kirche ihr Object behandelt, was immer so geschieht, daß sie jeden Gegenstand, der zu diesem Objecte unmittelbar selbst gehört, entweder in den höchsten Allgemeinbegriffen oder in verhüllenden Bildern und Metaphern ausdrückt, bei allem Übrigen aber, das zu ihrem Objecte nicht unmittelbar gehört, die Betrachtung dessen eigner selbständiger Natur, so schnell wie möglich, verläßt, oder sie wenigstens mit ihrem Objecte in Verbindung bringt. Man kann daher auch sagen, es sei ein Merkmal der Kirche, daß sie das Besondere vermeidet, von diesem nach dem Allgemeinen strebt und dennoch in dem Allgemeinen beschränkt ist.

Auch die Richtigkeit dieses Merkmals läßt sich leicht sowol empirisch wie theoretisch nachweisen: empirisch nämlich an der Verfahrungsweise der Kirche mit den übrigen Theilen der Erkenntniß, theoretisch aber dadurch, weil es einen psychologischen Grund hat, daß eine gemeinsame Übereinstimmung — und eine solche ist Bedingung der Kirche — unter den Menschen überhaupt nur in dem Allgemeinen möglich ist, da, je besonderer ein Gegenstand ist, desto mehr specifische Differenzen beachtet sein wollen, für welche Beachtung aber man von den Wenigsten weder Vollständigkeit noch Genauigkeit erwarten darf, und in der deshalb nichts natürlicher als Verschiedenheit der Ansichten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, August 1836.

Die Champs élysées liegen am westlichen Ende von Paris zwischen dem Revolutionsplatze und der Barrière de l'étoile, zwischen der Stelle, wo Ludwig XVI. hingerichtet wurde, und dem Triumphbogen, durch welchen die Kosacken 1814 in Paris einzogen. Der ungeheuere Raum stößt nördlich an den Garten des Elysée Bourbon; gegenüber, nach der Seine zu wird er durch die Allee Cours la Reine begrenzt. Von hier erstreckten sich die ersten Baumpflanzungen, in deren Schatten die Königin Katharine von Medicis zu wandeln pflegte. Auf den beiden Pfeilern der Barrière am Eingange bäumen sich zwei kolossale Rosse von Stein unter der nervigen Faust ihrer Führer; die Mähnen flattern im Winde, die straff gespannten Muskeln zeigen die schönsten Verhältnisse; es ist die wilde thierische Wuth in ihrer edelsten Erscheinung von der besonnenen Hand des Menschen gebändigt; aber es wird nicht recht deutlich, was diese Pferdebändiger da zu schaffen haben; sie fänden eigentlich am Eingange des Théâtre Franconi ihre Stelle. Von dieser Barrière bis an den Triumphbogen führt eine breite Hauptallee, durch Gräben von den Nebengängen getrennt, welche für die Fußgänger vorbehalten sind. In der Hauptallee sieht man das ganze Jahr hindurch, nebst den gewöhnlichen Miethkutschen, als Cabriolets, Fiacres, Omnibus, welche hier den besondern Titel Orleannaises führen, Postwagen und die elegantesten Equipagen, die niedlichsten Tilburys, auf welchen die niedlichsten Frauen von einem nicht minder niedlichen Pferdchen gezogen dahinrollen, sodann Landaus, darin sieht es schon weit weniger luftig aus; statt der flotten Actrice, die bei den Artigkeiten ihres jungen Freundes lächelt, sitzt eine betagte Mama neben ihrer Tochter, gegenüber ein Hausfreund mit ailes de pigeon und einem Zopfe, und sieht man ja einen jungen Herrn neben der jungen Tochter, so ist es der ihr bestimmte Bräutigam, und man kann dreist annehmen, daß sich beide junge Leute nicht ausstehen können. Wenn der König in Neuilly ist, so fahren häufig die schönsten Staatskutschen vorüber; von Reitenden wird der Raum nie leer. Zu beiden Seiten der Hauptallee, welche eine starke halbe Stunde in der Länge hat, liegen zwischen den Bäumen Cafés und Estaminets zerstreut. Für Bequemlichkeit und Genuß ist hier schlecht gesorgt, die Säle sind geglättet, die kleinen Stühle ohne Lehne, und was man zu sich nimmt, widerlich und oft ungesund. Der Kaffee wird mit Fenchel gewürzt und der Cognac mit Pfeffer. Auch sind Vorrichtungen zu mancherlei Spielen zu sehen, bei denen es meist auf Übung der Geschicklichkeit und körperlichen Kräfte hinausläuft und der Gewinnende keinen anderen Vortheil erringt, als daß er seine Stärke und Gewandtheit zeigt. Vor dem Café des Ambassadeurs war in den letzten Jahren ein Concert im Freien, welchem aber das Concert Musard und der Jardin turc so vielen Abbruch thaten, daß es sich nicht halten konnte. Vom Rond point aus, der ungefähr halbwegs bis zur Barrière de l'étoile liegt, stoßen die Nebenalleen auf der einen Seite auf eine lange Reihe Häuser, unter denen einige sehr schöne Hotels sind. Links von der Hauptallee, ehe man zum Rond point gelangt, ist ein unermeßlicher Raum frei gelassen, le grand Carré de Marigny genannt; auf diesem werden die Hauptbelustigungen bei Volksfesten zum Besten gegeben. In der Mitte erhebt sich ein Mastbaum, le mât de Cocagne genannt; er ist glatt, rund, mit Theer geglättet; oben sind an einem Kranze Uhren und sonstige Sachen von Werth für die Sieger befestigt; Sieger ist hier, wer ein paar derbe Faustgelenke und Federkraft im Kniebuge hat, zwei Eigenschaften, die weit öfter den Sieg in der Welt verschaffen, als man wol glaubt. An beiden Enden des Carrés, dem Mastbaume gegenüber, sind zwei Theater aufgeschlagen, auf welchen wechselsweise gespielt wird; sowie der Vorhang des einen fällt, rollt der des andern wieder in die Höhe; der Zuschauer braucht sich nur herumzudrehen, und die Freude geht von vorne wieder an; ein Franzose bringt bei heißem Sonnenschein unter dem stäubenden Gedränge einen ganzen Nachmittag vor diesen Schaubuden zu und verliert keinen Flintenschuß und keinen Entrechat. Gefechte und Ballete, daran hat das französische Volk seine besondere Lust, weiter wird auch nichts auf dem Theater der Champs élysées aufgeführt. Bisher wurden meist die Beduinen in diesen Gefechten vorgeführt; die weißen Mäntel, die braunen Gesichter und die schwarzen Bärte, die Geschichten, welche oft genug die Blätter von französischen Soldaten erzählten, welche die Söhne der Wüste aufgegriffen und ihnen den Kopf abgeschnitten, und dann die abenteuerlichen Siege ihrer Truppen auf dem Atlas u. s. w., dies Alles gab den Beduinen ein eignes Interesse, welches die Nation mächtig aufregte. Diesmal aber, nämlich an dem letzten Feste der Julitage, war, wie billig, Napoleon der Held des Tages. Mit der Jahresfeier der Katastrophe von 1830 hatte man

die Inauguration des Triumphbogens verbunden. Die Decoration der Champs élysées stand mit dem Sinne des Festes in Einklang. Man sah die elegantesten Buden mit dreifarbigen Fahnen; sie enthielten in einem Medaillon die Namen der Orte, welche durch die Siege der Franzosen berühmt geworden. Diese Boutiquen hatte die Regierung für alte Militairs errichten lassen, welche allerlei Waaren darin feil boten; die großen Namen stachen gar seltsam gegen die Spielereien ab, welche ausgekramt waren; zu Marengo gab es Lebkuchen, Croquets und Croquignoles; in Rivoli war ein Lotto, in welchem Kaffeetassen und Bonbonnièren ausgespielt wurden. Das Spiel ist überhaupt die einzig mögliche Weise für die Kaufleute, an solchen Tagen ihre Waaren abzusetzen. Die meisten Buden und Stände sind ebenso viele Spielanstalten. Die gewöhnlichste Vorrichtung dazu ist diese: Auf einem großen runden, bunt angestrichenen Tische liegt Zuckerwerk in mehr oder minder bedeutenden Portionen rings umher ausgebreitet; in der Mitte ruht auf einer niedern eisernen Stange ein großer eiserner Pfeil; dieser Pfeil wird durch einen Stoß des Spielers in eine kreisförmige Bewegung gesetzt; die Portion Zuckerwerk, auf welche, wenn er stehen bleibt, die Spitze deutet, ist ihm gewonnen; an beiden Enden erhebt sich eine Figur, bekannte Typen darstellend, wie Mayeur oder Polichinelle, oder auch den Teufel, in der Regel Polichinelle's treuer Freund. Diese possirlichen Gestalten und die Maccaronen und gerösteten Mandeln reizen natürlich die Lust der Kinder, welche die besten Kunden dieser Roulette sind. Sie haben stets großen Zuspruch, und es gibt deren eine unübersehbare Menge; die Croupiers schreien unaufhörlich: „à tout coup on gagne, à tout coup on gagne", was in sofern seine Richtigkeit hat, als man immer für seinen Sous, mehr beträgt der Einsatz nicht, etwas davonträgt, wenn auch nur die Hälfte des Werthes. Die interessantesten Buden sind aber diejenigen, in welchen allerlei Curiosa zur Schau gestellt werden; da gibt es Männer, die kaum drei Schuhe hoch, und aufblühende Jungfrauen von sieben bis acht Fuß; diesmal sah ich ein kolossales Weibsbild mit einem Sapeurbarte auf einem solchen Aushängeschild abgebildet; sie nennt sich le colosse du nord, né à Bruxelles. Wenn ich nicht irre, so habe ich den Koloß des Nordens vor einigen Jahren als patagonische Prinzeß gesehen; sie wurde damals abgebildet in dem Momente, wo sie einen englischen Offizier speiste; ein als Wilder gekleideter Bursche, welcher vor dem Bilde stand und die Geschichte der Prinzeß erklärte, rühmte unter Anderm von ihr, sie habe eine feine Bildung genossen: „Madame parle le Patagon avec beaucoup d'éloquence." Vor einer andern Anstalt der Art sind ein Dutzend Riesenschlangen abgemalt, die größte packt wieder einen englischen Offizier am Beine; die Gemälde müssen noch aus der Kaiserzeit herstammen, wo der Haß gegen die Engländer an der Tagesordnung war. Weiter sieht man Napoleon mit seinen Marschällen in Wolken schweben, Hühner mit Menschengesichtern, Kinder mit drei Beinen ꝛc. Vor den Tableaux erheben sich hölzerne Gerüste, auf diesen befinden sich seltsam gekleidete Bursche, welche trommeln, pfeifen und trompeten und auf die Heerpauken losschlagen. Da nun dergleichen Industrielle in großer Anzahl sich vorfinden, so kann man sich von dem Höllenspectakel kaum einen Begriff machen. Von Zeit zu Zeit verstummt das Orchester; das Publicum, das der Lärm herbeigelockt, muß nunmehr Bajazzo mit seinen Späßen festhalten und in die Bude practiciren, denn das ist am Ende die Hauptsache. Das Costume des Bajazzo ist ziemlich einförmig und in der Regel thut die lange Perücke von roth gefärbtem schlechten Flachse dabei das Beste, zuweilen trägt er auch eine mächtige hölzerne Taschenuhr mit eiserner Kette, woran ein Hausschlüssel hängt. Die Ohrfeigen, die er von seinem Herrn bekommt, werden durch allerlei Späße und Calembourgs gewürzt. Vor einem kleinen Theater, auf welchem sich eine Dame im Fechten zeigte, stand dieses Jahr ein trefflicher Bajazzo; wenn die Trommel und die Querpfeife längst verstummt waren, gerieth er erst recht in Eifer, er ergriff den Schlägel mit zwei Händen und hämmerte mit Wuth auf die Pauke los; der Spaß ist freilich wohlfeil, aber er verfehlt seine Wirkung nicht; die Spazierenden bleiben stehen; nun wollen die Kameraden den Pauker von seinem Instrumente reißen, er paukt immer ärger, zuletzt werden sie handgemein, Bajazzo kehrt sein Werkzeug wider seine Gegner, bis sie ihm endlich begreiflich machen, sie hätten ja längst aufgehört zu spielen, warum er nicht mit seinem Spectakel einhalten wollte. „Das hättet ihr gleich sagen sollen, wie konnte ich es denn wissen?" Schläge und schlechte Witze mehr bedarf es nicht, um auf die Menge zu wirken. Nun erscheint die Dame, auch eine Art Colosse du nord, in anliegenden Tricot gekleidet, mit einer grünen Brille, ungefähr sechs Fuß hoch und fast drei Fuß breit. Sie führt das Rapier in der Hand, salutirt die Gesellschaft und will eine Anrede halten. „Meine Herren und Damen", fällt Bajazzo ihr ins Wort, „wir werden heute die Ehre haben, die Belagerung von Antwerpen vorzustellen; Madame — hier faßt er die Fechterin an den massiven Schultern und dreht die enormen Brüste den Zuschauern zu — Madame wird die Citadelle vorstellen." Eine tüchtige Ohrfeige bringt ihn zum Schweigen. Madame nimmt jetzt einen pathetischen Ton an, zählt die Schlachten auf, an welchen sie Theil genommen, nennt die Fechtmeister, mit denen sie gekämpft u. s. w. Bajazzo schreit dazwischen, man solle das nicht für Rodomontaden halten, sie seien ehrliche Leute, sie seien keine Charlatans, sie wollten blos das Geld dem Publicum aus der Tasche lockrn. Nun wird abermals getrommelt und gepaukt, und die Babauds drängen sich in die Bude, vielleicht weniger, ein Zeuge der Fechtkunst der Citadelle von Antwerpen zu sein, als um die lustige Person in der Nähe zu beschauen.

Es ist überhaupt unglaublich, welche Menge kleiner Industrien bei solchen Gelegenheiten in Bewegung sind. Hier bläst ein Alter den Dudelsack, dort kommt ein Mädchen mit einer Guitarre, hier ein anderes, die kein Instrument besitzt als eine hübsche Stimme, dann ein kleiner Savoyarde mit seinem Murmelthier; von der einen Seite bietet man Waffeln an, von der andern Biscuits de Rheims. Sogar Electrisirmaschinen sind im Freien aufgeschlagen; der Physicien demonstrirt den Bonnen und den Troupiers die électricité résineuse und die électricité vitrée. Das Glockenspiel und die übrigen Belustigungen finden großen Beifall; zuletzt wird die Theorie des Gewitters erklärt, der electrische Funke zündet mit großem Gekrache: Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis, donnert der Physicien dazwischen und benutzt die allgemeine Bewunderung, um seine Dienste den Herren und Damen anzubieten, die sich wünschen electrisiren zu lassen; die staunende Ehrfurcht für dieses Mannes zauberartiges Wesen treibt Viele an, die zwei Sous an das Experiment zu wenden, das sie nicht kennen; die seltsamen Zuckungen und Gesichter der Electrisirten tragen das Ihrige dazu bei. Bald ist der Zuspruch so groß, daß der Electrisirer nicht Hände genug hat, die zwei Sousstücke abzunehmen.

Der Tanz kann natürlich bei einem französischen Volksfeste nicht fehlen. Unter mehren Zelten, die alle sehr prunkende Inschriften führen, als Bal de Paris etc., wird vom Mittag an getanzt, hier kostet es aber Entrée. Auf dem Carré Marigny sind auf Kosten der Regierung vier Orchester aufgestellt, wo man die Gamins und Faubouriens mit ihren Damen die Tronetz und die Pastourelle ausführen sieht mit eben der Behendigkeit, eben der dreisten Tournure wie im Bal de Paris. Die Leute tanzen da bis spät in die Nacht und trinken ein Glas Coco dazu, d. i. Süßholzwasser. Man erblickt keine Betrunkenen und keine Bettler. Ich sehe den Franzosen gerne zu, wenn sie tanzen, es ist da eine innere wahre Lust, die anstreckt, die Bewegungen sind lebendig, zierlich und ein gekünsteltes Pas machen sie nicht wie bei uns, sie springen so ziemlich, wie es ihnen in die Beine kommt, obgleich man recht wohl sieht, daß es nur an ihnen liegt, correcter zu tanzen, und daß ihre Sprünge im Grunde nur Variationen regelrechter Schritte sind. Die Champs élysées sind an solchen Tagen ein großes Spiel- und

Tanzhaus und eine große Küche; mit dem Keller iſts ſchlecht beſtellt.

Dieſes Jahr wurde das Juliſeſt mit etwas widerhaariger Stimmung gefeiert: man war unwillig darüber, daß keine Revue gehalten wurde. Dadurch ging freilich gar Manches verloren; die Inauguration des Triumphbogens ging ohne große Feierlichkeit vorüber; das Defiliren der Truppen unter dem Denkmale der Großthaten der Kaiſerzeit hatte allerdings einen erhebenden Anblick dargeboten. Die Reſtaurateurs und Limonadiers ſahen ihre Einnahmen geſchmälert und dann, und vor Allem zogen ſich finſtere Ahnungen um die Gemüther. Aber die Beſorgniß iſt doch am Ende nicht ſo ſchlimm als das Uebel ſelbſt. Man erzählte, der König habe ſich beſchwert, er ſei ein Gefangener in ſeinem eignen Schloſſe; die Miniſter wollten ihn von ſeinem Volke trennen. Wer die Charakterſtärke und die Selbſtändigkeit des Königs kennt, weiß, was von ſolchen Äußerungen zu halten ſei. Dieſelbe Oppoſition, die den Monarchen jetzt als den Gefangenen ſeiner Räthe verhöhnet, hat ſie ihn nicht als den Despoten dieſer ſeiner Kerkermeiſter ausgeſchrien? Der Miniſterrath war hinlänglich befugt, zu dieſer Maßregel zu rathen; auf die angezogenen Policeiberichte iſt nicht viel zu geben. Eine Gewißheit war hier gar nicht vonnöthen; ein Mordanſchlag auf des Königs Leben war zu vermuthen, und dies reichte hin. Voriges Jahr ſchrie Alles über die Unvorſichtigkeit der Policei, als Fieſchi's Höllenmaſchine losbrach. Das ganze Feſt wurde diesmal geſtört; am 29., wo die Illumination ſtattfinden ſollte, regnete es. Die Veranſtaltungen dazu waren wahrhaft koloſſal; längs der Hauptallee der Champs élysées waren Säulen von ungefähr zehn Schuh hoch aufgeſchlagen worden, in ſehr geringer Entfernung voneinander und durch hölzerne Guirlanden verbunden; jede Säule trug ungefähr 72 Lämpchen, die Guirlanden die Hälfte. In der Nähe des Triumphbogens traten gefärbte Gläſer an die Stelle der Lampen. Nun ſtelle man ſich dies Alles vor in Feuer, in einer Strecke von einer guten halben Stunde, dieſe langen Flammenketten durch das Dunkel der Bäume gehoben, und am Ende der blitzenden Allee den Triumphbogen mit ſeinen rieſenhaften Candelabern und ſeinen unzähligen Gaslichtern. Der Triumphbogen allein brannte, weil er mit Gaslampen beleuchtet war, während des Regens fort. Man konnte aber kaum Zeit finden, ihn zu betrachten. Der Regen fuhr unaufhaltſam in die flutende Menge, die Alles unerbittlich mit ſich fortriß. Beim Feuerwerk gings noch ſchlimmer. Die Regenſchirme hinderten die Dahinterſtehenden am Schauen; bald hieß es: à bas les parapluies! und wer ſich nicht fügen wollte, dem wurde der Regenſchirm aus der Hand geriſſen und zerbrochen. Dies war am Freitage; den Sonntag darauf war es heiteres Wetter, und man beeilte ſich, die klare warme Sonne zu benutzen, um den Triumphbogen bei guter Beleuchtung zu ſehen. Fürwahr es iſt ein impoſantes Monument, das einzige beinahe in Paris, deſſen Anblick erhebt und begeiſtert. Rund herum hatte man Spielereien angebracht; Medaillen von Pappe an hohen Stangen befeſtigt, mit Inſchriften wie in den oben beſprochenen Buden; an jeder Stange eine lange dreifarbige Wimpel. Dann vier große Säulen von Holz mit Helm, Küraß und Lanzen; wie dieſe Maſſen von Pappe, dieſer Luxus von Tüncherarbeit, dieſe vier Schilderhäuschen, die wie Boudoirs ausſahen, abſtachen gegen die einfache Größe des Monuments! Bekanntlich wurde die Errichtung deſſelben am 18. Febr. 1806 von Napoleon decretirt. Der Architekt Chalgrin wurde mit der Ausführung beauftragt. Das Fundament, welches ſich bis auf 20 Fuß Tiefe in den Boden ſenkt, hat 160 Fuß in der Länge und 80 Fuß in der Breite. Der erſte Stein dazu wurde am 15. Aug. 1806 gelegt. Beim Einzuge der Kaiſerin Marie Luiſe wurde der Triumphbogen aus Holz aufgebauet und mit Leinwand überzogen. Merkwürdig iſt, daß der blühende Zuſtand des Reichs grade ein Hinderniß zur Vollendung des Denkmals wurde. Der Taglohn der Zimmerleute war bis auf 18 Francs geſtiegen, und nicht damit zufrieden, verlangten ſie 24 Francs, ſodaß der Polizeipräfect ſich ins Mittel legen mußte. Mehre Zimmerleute wurden eingezogen und feſtgehalten, bis die Arbeit wieder fortgeſetzt wurde. Während des Feldzuges 1814 diente der Triumphbogen als Waffenplatz; von dem Gipfel aus beobachtete man den Anmarſch der feindlichen Truppen. Die Zeiten hatten ſich geändert! Die Beſiegten zogen durch den Triumphbogen der Sieger! Erſt nach dem ſpaniſchen Feldzuge 1823 beſchloß die Reſtauration, das Monument zu vollenden und ſich deſſelben zur Verherrlichung ihrer Kriegsthaten zu bedienen. Der Baumeiſter Huyot wurde beauftragt, ein neues Project einzureichen; nach dieſem Projecte wäre das Monument mit koloſſalen Säulen eingefaßt worden und würde weit prächtiger, aber auch weit koſtſpieliger geworden ſein. Man behielt Chalgrin's Plane bis auf wenige Abänderungen bei. Eine Menge Bildhauer haben die Schlachten des Kaiſerreichs dargeſtellt, beſonders aber ſprechen vier große Gruppen an, an den beiden Hauptfaçaden, die eine nach Paris, die andere nach Neuilly zu. Auf jener, rechts, ſchwebt der Genius des Kriegs und deutet mit dem Schwerte in die Ferne. In der Mitte der Gruppe ſchwingt ein Krieger in voller Rüſtung den Helm, um die übrigen herbeizurufen; ein jüngerer drängt ſich an ihn heran; ein Greis, welcher nicht mitziehen kann, ſcheint dem Führer gute Rathſchläge mit auf den Weg zu geben. Ferner ſieht man noch zwei Krieger, der eine ſpannt den Bogen, der andere ſtößt in die Trompete. Im Mittelpunkte bändigt ein junger Mann ein Roß. Es iſt viel Leben in dieſen Figuren; wahrhaft kriegeriſche Energie ſtürmt durch die feſten, kräftigen Maſſen; das Einzelne habe ich nicht genau betrachten können, mir ſcheint im Durchſchnitt der Oberkörper gegen die untern Glieder zu lang und zu ſtark; doch kann das auch eine Folge der Perſpective ſein, denn ich habe bei den drei andern Gruppen dieſelbe Bemerkung gemacht. Warum aber Allegorie? Warum keine hiſtoriſchen Scenen, hier grade an der am meiſten in die Augen fallenden Stelle? Die Schlachten ſind höher hinauf verwieſen. Was ſoll der Krieger mit dem Bogen, der andere mit nackten Beinen und Küraß und Helm? Warum ſteht nicht wenigſtens ein Grenadier von der Garde als Sinnbild der Kriegsmacht da? Warum nicht ein dreieckiger Hut ſtatt des römiſchen Helmes, und eine Flinte ſtatt des Bogens? Die ſonſt nicht genug zu lobende Gruppe würde ebenſo gut auf jedes andere Siegesmonument paſſen; ſie iſt von Rhude. Auf derſelben Façade zur Linken des Zuſchauers hat Cortot den Triumph dargeſtellt, nicht etwa einen römiſchen, ſondern gleichfalls einen abſtracten, ſymboliſchen: Napoleon, blos mit einem Mantel bekleidet, wird von der Siegesgöttin gekrönt. Die beſiegten Städte haben Mauerkronen auf und leiſten ihre Huldigungen; die Waffen des beſiegten Feindes ſind an einem Palmbaum aufgehängt; ein Gefangener in Ketten. Napoleon's Körper ſcheint mir nicht edel genug, die Contouren fallen ins Maſſive; das Koloſſale ſchließt das Schöne nicht aus. Auf der gegenüber ſich befindenden Seite finden wir die Résistance von Etex; groß, ſchaurig, ergreifend, aber rauh und wild, wie Alles, was der junge geniale Künſtler ſchafft. Ein junger Mann vertheidigt den vom Feinde überſchwemmten Boden; auf der einen Seite umfaßt der verwundete Vater ſeine Knie, auf der andern ſtürzt ihm ſeine Frau, das Kind auf dem Arme, entgegen, hinter ihnen fällt ein verwundeter Streiter vom Pferde; der Genius der Zukunft ſchwebt über der Gruppe und ſcheint dem jungen Mann zur Ausdauer und zum Widerſtand anzurathen. Dieſe Scene hat ein eignes Intereſſe; wie denn das Unglück und der Schmerz leichter darzuſtellen ſind, ſo macht die Gruppe des Hrn. Etex am meiſten Effect. Es fehlt uns für heute an Zeit, über die Gruppe, welche den Frieden vorſtellt, gleichfalls von Etex, zu berichten. Wir kommen auf das Monument, welches gegenwärtig der Gegenſtand der allgemeinſten Theilnahme iſt, noch zurück.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 237. — 24. Auguſt 1836.

Carteſius und ſeine Gegner, ein Beitrag zur Charakteriſtik der philoſophiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit, von F. C. Hock.

(Beſchluß aus Nr. 236.)

Wenden wir uns dagegen wieder zur Philoſophie über, ſo finden wir auch von dieſem zweiten Merkmale bei ihr grade das entgegengeſetzte. Die Philoſophie kennt zunächſt keine Beſchränktheit auf ein einzelnes Object, ſondern ihr liegt die Geſammtheit ſowol alles Möglichen wie alles Wirklichen, jedes mit der Anfoderung vor, ſeiner Natur nach erkannt zu werden: dieſe Anfoderung zu erfüllen, iſt ihr unbedingtes Geſetz. Aus dieſem Grunde ſcheint die Philoſophie zwar auf einen Augenblick mit der Kirche Das gemeinſam zu haben, daß auch ſie anfangs von dem Beſondern zu dem Allgemeinen aufſteigt, aber dies geſchieht bei ihr, nicht, wie es die Kirche macht, um bei dem Allgemeinen als dem Ende zu bleiben, ſondern um bei dem Allgemeinen vielmehr erſt denjenigen Anfang zu finden, von dem ſie zu dem Beſondern am tiefſten kann wieder herunterſteigen. Bei der Philoſophie iſt das Allgemeine Princip, bei der Kirche iſt es Reſultat; jene ergreift das Allgemeine, um das Beſondere zu finden, dieſe das Beſondere, um zu dem Allgemeinen fortzugehen. Ferner, da der Philoſophie Alles an der Erkenntniß des Beſondern liegt, ſo iſt es ihr unerläßlich, ſowol deſſen eigne Natur, wie ſpeciell es nur immer möglich iſt, als auch diejenigen innern Beziehungen zu verfolgen, in denen dieſelbe zu anderm Beſondern ſteht, und damit dies geſchehen könne, muß ſie nothwendig, ſtatt zu vermeiden, die Hülfen aller Wiſſenſchaften concentriren und in dieſer Concentration benutzen.

Endlich, was ſich hiernach von ſelbſt verſteht, die Philoſophie gebraucht nicht zu Allem den Gottesbegriff, da ſie, wo die Erkenntniß des Beſondern ihr gelingt, ſie auch an dieſer genug hat und durch die Natur grade dieſes Beſondern ſelbſt gezwungen iſt, die Löſung ihrer Aufgaben, mit wenigen Ausnahmen, innerhalb deſſen eignen Gebietes zu ſuchen.

Es möchte nun zwar dieſes Wenige ſchon genügen können, um das richtige Reſultat daraus zu finden; allein es iſt noch ein Punkt übrig, den wir beſonders ſeiner praktiſchen Beziehung wegen nicht übergehen dürfen und der alſo als drittes Glied in der Oppoſition der Begriffe von Kirche und Philoſophie mit einigen Worten genannt werden mag.

Fragen wir nämlich, was *will* die Kirche, und dann, ob ſie dies Gewollte *kann*, ſo wird das Erſtere dadurch beantwortet, daß die Kirche Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes, welche, wie ſie ſagt, weder durch das Leben noch durch das Wiſſen geſtillt werden können, befriedigen will. Sowol die Natur wie die Quelle dieſer Bedürfniſſe kommt hier nicht in Betracht, ſondern nur der Gedanke, daß alſo dergleichen Bedürfniſſe von der Kirche *vorausgeſetzt* werden und *auf dieſer Vorausſetzung ihre Exiſtenz weſentlich mit beruht*. Die andere Frage aber, ob die Kirche dieſe Bedürfniſſe auch befriedigen *kann*, wird gewiß ein Jeder bejahend beantworten, da ſie theils in der Religion überhaupt ein allgemeines, in den Formen ihres Bekenntniſſes aber eine ſo außerordentliche Fülle von beſondern Mitteln beſitzt, daß man mit Sicherheit behaupten kann, ſie werde aus dieſen auch für jedes einzelne Bedürfniß ſchon die entſprechende Befriedigung zu finden wiſſen.

Fragen wir dagegen, was will die Philoſophie, und dann, ob ſie dies Gewollte kann, ſo läßt ſich das Erſtere dadurch beantworten, daß die Philoſophie alle Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes durch das *Wiſſen* befriedigen will und demnach durch Etwas charakteriſirt wird, wovon die Kirche ſchon im Voraus die Unmöglichkeit annimmt. Da ſich nun aber die Philoſophie hieran nicht kehrt, ſo können wir ſogleich noch hinzuſetzen, daß, wie weit die Philoſophie alſo wirklich ihre Aufgabe erreicht, ſie ebenſoweit nothwendig auch die Bedürfniſſe austilgt und mithin unmittelbar einen ebenſo großen Theil derjenigen Vorausſetzung vernichtet, auf der die Exiſtenz der Kirche beruht. Nun iſt zwar die andere Frage, ob die Philoſophie auch wirklich jenes Gewollte kann, und dieſe Frage läßt ſich in der That allgemein nicht entſcheiden; doch iſt ſo viel gewiß, daß, wer wirklich eine Philoſophie zu beſitzen meint, ſie bei dieſem auch bejahet werden und demnach das vorige Reſultat vorhanden ſein muß. Endlich kommt es hier theils noch auf ein Mehr oder Weniger an, theils muß berückſichtigt werden, daß, wenn auch die Philoſophie ihre Abſicht immerhin nicht ganz erreichen könnte und alſo auch noch Bedürfniſſe übrig ließe, die ſie durch das Wiſſen nicht befriedigt, ſie für dieſen Überreſt doch

noch keineswegs in die Kirche zu treten brauchte, da sie auch eine philosophische Religionslehre hat und in dieser das Denken eigenmächtig sich dieselbe Hülfe aneignen kann, welche die Kirche darbietet. *)

Aus dem Gesagten wird nun, soweit das überhaupt hier möglich ist, so viel klar geworden sein, daß, wenn wir die Frage nach einer Verbindung der Theologie, der Kirche und der Philosophie erneuern, die Antwort dahin ausfallen muß, daß die Theologie sich mit der Kirche sowie mit der Philosophie entweder nur ganz, oder gar nicht, je nachdem sie nämlich im kirchlichen oder im philosophischen Sinne genommen wird, die Kirche aber mit der Philosophie, sowie diese mit der Kirche, sich unter keiner Bedingung verbinden kann. Diese Antwort ist aus der Natur der drei Gegenstände hergeleitet und man darf deshalb mit Gewißheit vermuthen, sowol, daß sie allen Anfoderungen, welche dieselben einzeln an einen vorurtheilsfreien Beurtheiler zu machen berechtigt sind, gnügen, als auch, daß sie uns ein richtiges Urtheil wird fallen lassen in Betreff aller derjenigen Erscheinungen, in denen das wahre Verhältniß der Sache entweder verkannt, oder auf irgend eine Weise verletzt ist. Und so zeigt es sich in der That! Die Theologie im kirchlichen Sinne ist nie mehr gewesen als der gelehrte Ausdruck von Dem, was die Kirche auf eine populaire Weise und für den Glauben schon an sich verständlich genug enthält; selbst wo sie begreifen wollte, war sie mit der Kirche in Übereinstimmung, und der einzige Unterschied lag nur in dem Formellen, daß die theologische Vernunft nämlich für sich über Manches eine Art von Begriffserklärung suchte, das die Kirche ihren andern Gläubigen nur als ein Geheimniß übergab. Wo dagegen die Theologie diesen Weg verließ und sich durch Zweifel und freie Forschung auf die philosophische Straße begab, da war es mit ihrer Verbindung mit der Kirche aus, da entstanden philosophische Theorien, die der Kirche stets fremd gewesen waren und stets fremd bleiben werden, ja die, consequent und offenherzig ausgesprochen, selbst den Untergang der kirchlichen Lehren zur Folge haben mußten. Warum man sie freilich nicht immer consequent durchführte und aussprach, geht uns hier nichts an, ebenso wenig, weshalb man dies auch in unserer Zeit nicht thut; aber dem Begriffe nach ist es zu behaupten, daß, wo die Theologie irgend eine Theorie schafft, die nicht gleich von Anfang an die kirchlichen Hauptsätze in sich aufgenommen hat, sondern dieselben erst durch eine jedesmal leicht zu erkennende künstliche Anbequemung wiederhervorbringt, eine solche Theologie auch nicht mehr in der Kirche steht. Und wie sollte ferner die Kirche sich auch mit solchen Theorien und dadurch mit der Philosophie verbinden können und wollen? Sie würde dadurch ihre ganze Natur verleugnen, die Bedingungen ihres Lebens zerstören, alle ihre Zwecke verfehlen; sie würde statt des Friedens den Streit in sich aufnehmen, statt die Bedürfnisse der Gläubigen zu befriedigen, sie nur durch Zweifel noch vermehren; ihr Fundament des Glaubens würde durch das vermeintliche Wissen erschüttert, die wenigsten ihrer Glieder zufrieden, sie selbst von keinem Bestande sein. Auch durch die ganze Erfahrung wird dies wieder sichtbar bestätigt, denn alle dergleichen philosophische Theorien sind der Kirche stets gleichgültig gewesen und sie hat sich nur um sie bekümmert, um eine mögliche Gefahr abzuwehren; sie lebten in den Köpfen Derer, die sie machten, und der Wenigen, die ihnen anhingen, die Kirche selbst aber stand außer ihnen, sie außer dieser; kein Volk hat je etwas davon gehört und würde es auch nicht gewollt haben, hätte man ihm davon gereicht; sie waren mit Einem Wort der Kirche unnütz, weil sie ihrer Natur fremdartig waren. Wie sehr deshalb endlich — und dies gilt namentlich der neuern Philosophie — alle dergleichen Versuche zu tadeln sind, die grade darin, daß sie die Kirche wollen philosophisch begründet, deren Lehren und Dogmen aus der speculativen oder dialektischen Vernunft freithätig erzeugt haben, einen ausschließlichen Vorzug und einen Beweis ihrer Wahrheit, allgemeinen Gültigkeit und Brauchbarkeit geltend zu machen suchen: dies muß einem Jeden einleuchten, der nur theils die historischen Facta, theils die Natur der Begriffe berücksichtigen will. Möchten solche Versuche immerhin mit aller möglichen Prätension jedes Andere behaupten, nur nicht, daß sie der Kirche einen Dienst, der Philosophie eine Erweiterung gewährt haben, denn beides ist undenkbar, da die Kirche solche Versuche schlechterdings verneint, die Philosophie auf erlaubte Weise nie auf sie geführt werden kann. *)

Es läßt sich voraussetzen, daß man gegen unsere Auffassung Mancherlei einzuwenden hat; deshalb wird es nöthig sein, zum Schluß noch folgende Bemerkung zu machen. Man wolle also bedenken, sowol unter welchem Gesichtspunkte, als auch zu welchem Zwecke das Vorstehende gesagt ist. Wenn wir von der Kirche sprachen, so hatten wir dabei nur deren Begriff im Auge, sowie dieser theils an sich, theils in Bezug auf die christliche Religion zu bilden ist, und dachten eigentlich weder an die protestantische noch an die katholische Kirche. Nun könnte hierin der Anschein liegen, als ob wir entweder die eine mehr als die andere, oder als ob wir keine von

*) Wer aber die menschliche Natur kennt, wird annehmen wollen, daß, wenn sie auch eine exacte Philosophie sich angeeignet hat, dennoch immerhin Bedürfnisse genug übrig bleiben, um derentwillen sie sich gern an das für sie Brauchbare einer Kirche anschließt. Auch kommt ihr die Duldsamkeit der Kirchen hierin zu Statten, welche selbst einer grabuellen Übereinstimmung ihre Theilnahme nicht versagt, und schon auf diese Weise mithin fände, wie man einsehen wird, zwischen der Philosophie und der Kirche nicht der mindeste Streit statt, blos deshalb, weil jedem von beiden Das, was ihm zukommt, gelassen wird.

*) Es gibt nur Eine sogenannte Philosophie, in der man auf Dogmen der Kirche kommen kann, das ist der Pantheismus, denn aus diesem läßt sich machen, was man will. Und dennoch sehe man beispielshalber etwa in dem Hegel'schen Pantheismus nach, wie weit die philosophische Theologie darin mit der kirchlichen zusammenläuft: sind denn wirklich die Dogmen dieses Systems die der christlichen Kirche? oder muß nicht vielmehr gesagt werden, daß es gar keine Kirche gibt, die solche Dogmen kennt?

bringen für eine christliche Kirche hielten; allein darüber ist nichts entschieden, aus dem einfachen Grunde, weil wir davon, wie weit jener Begriff der Kirche von dem Katholicismus oder dem Protestantismus wirklich dargestellt werde, völlig abstrahirten. Ebenso wenig wird man vermuthen dürfen, weder ob durch das Gesagte auf die Kirche ein großes, noch ob auf sie ein kleines Gewicht gelegt, ob ihren Sätzen Recht, noch ob ihnen Unrecht gegeben werden solle; denn zu keinem von Beiden liegt in unsern Erklärungen ein Grund. Die einzige Absicht vielmehr, die uns vor Augen schwebte, war die, zu zeigen, daß Derjenige, welcher aus der eigentlichen, d. i. kirchlichen Theologie eine Religionsphilosophie macht, nothwendig den Sinn der Kirche, Derjenige, welcher aus der Philosophie eine kirchliche Theologie macht, nothwendig den Sinn der Philosophie verkennt und deshalb in beiden Beziehungen eine Inconsequenz begangen werden muß, wodurch das Verhältniß zwischen Kirche, Theologie und Philosophie unausbleiblich verdorben, keiner also etwas Heilsames erwiesen wird. 70.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Von dem Triumphbogen und Napoleon zu einer Dame, zu einer Romandichterin dürfte der Übergang etwas grell scheinen; allein diese Dame ist die geistreichste unter den jetzt lebenden, ihre Romane sind die originellsten Producte der gleichzeitigen französischen Literatur. Was sie schreibt, spricht und thut, interessirt die gebildete Welt; wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß die Sand damit gemeint ist. Ihr Proceß mit oder vielmehr gegen ihren Mann ist ein literarisches Ereigniß, er gibt uns Aufschlüsse über ihre geistige Entwickelung, über ihre geistige Tendenz, über ihr ganzes inneres Sein und vorzüglich über ihre Lebensverhältnisse, wovon bisher wenig bekannt geworden. Die Leser werden uns demnach gern nach Bourges in das Cherdepartement folgen und zwar in den Sitzungssaal des dortigen Appellationsgerichts, oder der cour royale, wie es im Französischen heißt. Der Saal ist gedrängt voll, besonders mit Damen angefüllt, welche vielleicht die Hoffnung auf etwas Scandal lockt, vielleicht auch die Hoffnung, die reich begabte, gefeierte Dichterin gedemüthigt zu sehen, jedenfalls aber und größtentheils die Neugierde hierherzieht. Aller Augen sind auf eine Gestalt gerichtet, welche hinter einem Advocaten in einiger Entfernung vom Gerichte an einem Tische sitzt; sie hat ein einfaches weißes Kleid an, einen weißen Hut, von denen, die man Capotte nennt, und eine feine weiße Colleretta, welche auf einen bescheidenen Shawl fällt; in Paris geht sie anders und nicht so modest gekleidet; da ist sie, wie in ihren Schriften, George Sand; da knöpft sie einen Oberrock von feinem schwarzen Sammet über ihre Taille und läßt über den umgeschlagenen Hemdkragen die allerliebsten blonden Locken wallen. So zeigt sie sich im Theater und auf der Promenade und scheint es nicht ungern zu sehen, wenn sie erkannt wird und man mit Fingern auf sie deutet; monstrari digitis et dicier hic est oder haec est, wie man will. Kaum haben die Advocaten oder nur der Advocat ihres Mannes den Mund aufgethan, so legt sich allmälig die poetische Aufregung, deren man sich in der Nähe dieses außerordentlichen Wesens nicht erwehren kann. Schon der Name ihres Mannes ist fatal prosaisch: Casimir François Dudevant. Ein früherer Spruch des Gerichts von la Châtre hatte die Scheidung ausgesprochen; von diesem Urtheile appellirte Hr. Casimir François Dudevant; wenn sein Name prosaisch-gemein klingt, so war es sein Betragen noch mehr. Aus der Plaidoierie des Advocaten entnehmen wir nur, was auf den Charakter und das Treiben der Sand in literarischer Hinsicht Bezug hat. Im J. 1825 nach einer dreijährigen Ehe erwachte, wie es scheint, der poetische Genius in ihr; sie empfand, sagt der Advocat ihres Mannes, ein unbezwingliches Ennui, wir nehmen das französische Wort, weil wir im Deutschen kein so bezeichnendes wissen; sie fühlte sich unglücklich. Sie liebte (es ist der Advocat, welcher spricht) leidenschaftlich die Poesie, die philosophischen und literarischen Unterhaltungen; ihr Mann hingegen beschäftigte sich mehr mit dem Ackerbaue als mit ländlichen Beschreibungen.

Um das schmerzliche Gähren und Aufwallen des Genius in diesem unglücklichen Weibe zu beschwichtigen, hatte der Mann ein gar wunderliches Mittel: er gab ihr Ohrfeigen und nannte sie „sotte", „stupide". Jetzt begreift man „Indiana", „Jacques", „Valentine" und „Lélia".

Die Scandal gehofft hatten, wurden nicht getäuscht. Eine arge Beschuldigung wird gegen die geniale Dichterin vorgebracht. Madame Dudevant machte eine Reise nach Bordeaux; durch eine Neigung hingerissen, die sie nicht bekämpfen wollte, sagt der Advocat, unterlag sie; bald erfuhr Hr. Dudevant, daß er betrogen werde von Der, die er anbetete (wir haben oben angedeutet, welcher Formeln er sich bei dieser Adoration bediente). Hr. Dudevant verzieh; seine Frau schrieb ihm einen langen Brief, in welchem sie eine Generalbeichte ablegte und ihren Fehler gestand. Nun scheint freilich die Sache unserer Clientin verloren; „Indiana", „Lélia" ꝛc. werden zwar immer klarer vor unsern Augen, nicht so ihre Verfasserin. Doch nur Geduld.

Wir müssen gar Vieles in diesem langen Plaidoyer übergehen und thun es um so lieber, da wir dadurch die Dichterin schonen. Das Ende einer Rede ist bei den Franzosen immer das Beste, es ist die Peroraison, wie sie es nennen. Für diese hatte der Advocat ihres Gegners einen Haupttroup aufgespart; er las eine Stelle aus einem ihrer Artikel in der „Revue de deux mondes" vor und schloß also: „Ihre Werke sind mit Bitterkeit, mit Reue erfüllt, wie Ihre Seele; sie verrathen ein für Alles abgestorbenes Herz. Innere Qualen verfolgen Sie inmitten Ihres Ruhms und vergiften Ihre Triumphe. Sie haben das Glück überall gesucht und nirgend gefunden. Kehren Sie zu Ihrem Gatten zurück u. s. w."

Der Advocat der Mad. Sand war Hr. Michel, der während der politischen Processe in der letzten Zeit zu Paris so großes Aufsehen erregt hat. In seinem höchst eleganten Vortrage finden wir manches Biographische, das völlig neu ist. Mad. Dudevant heißt Aurora, und sie hat in der That Unrecht, den schönen Namen gegen George umzutauschen; ihr Großvater, Dupin, war fermier-général; ihr Vater starb auf dem Schlachtfelde. Als Heirathsgut brachte sie dem Hrn. Casimir François Dudevant 500,000 Fr. zu, und diese sind es eben, die Hr. Dudevant, der nicht sehr auf poetische Chimairen hält, desto mehr aber auf die klingenden Realitäten des Lebens, nicht fahren lassen will. Man kann in der That von Seiten eines Ehemannes nichts Empörenderes denken: er zieht seine Frau vor Gericht des Ehebruchs und fodert dasselbe auf, ihm seine ehebrecherische Frau wieder ins Haus zu führen! Aber diese Beschuldigung des Ehebruchs fällt eben vor jener Generalbeichte der Madame Dudevant in Nichts zurück. Dieser Brief hat nicht weniger als 20 Seiten; sie gesteht ihrem Manne, daß sie geliebt, daß sie aber dem edeln Manne, der ihrer würdig, im Angesichte der erhabenen Natur der Pyrenäen feierlich entsagt, und daß diese Neigung rein geblieben. Diese Stelle, welche Mad. Dudevant in ihrem 20. Jahre geschrieben, athmet dieselbe poetische Wärme, dasselbe kräftige Talent, das man in ihren Romanen bewundert; sie machte den günstigsten Eindruck auf die Anwesenden. Unter andern Papieren, welche vorgelesen wurden, befand sich ein Brief, worin Mad. Dudevant ihrem Sohne Maurice schreibt: „Prie pour ton père et pour moi." Maurice nennt seine Mutter in der Antwort „Ma vieille." Dies Plaidoyer des Hrn. Michel machte den

besten Eindruck; der Generalabvocat trug auf Bestätigung des frühern Urtheils an. Nach einstündiger Berathschlagung erklärte der Präsident, das Tribunal habe sich zu keiner Majorität der Stimmen vereinigen können (qu'il y avait partagé); die Sache solle einige Tage später plaidirt und der Gerichtshof durch drei neue Räthe verstärkt werden. Indessen haben aber beide Gatten einen Vertrag geschlossen: Hr. Dudevant bezieht eine jährliche Rente von 5000 Fr.; das Vermögen, sowie die Kinder und die Aufsicht über ihre Erziehung bleiben der Mutter.

Aus den öffentlichen Blättern haben Sie den Tod Arm. Carrel's erfahren; das war ohne Übertreibung ein schreckenvolles Ereigniß; Freunde und Feinde, die Parteien und das Volk, Jedermann wurde dadurch erschüttert. Carrel war erst 35 Jahr alt, man hielt ihn allgemein für jünger. Freilich hatten ihn die Arbeiten und Wachen übel zugerichtet; auch trug sein etwas finsteres Aussehen, die dunkele Gesichtsfarbe dazu bei, ihn älter erscheinen zu lassen, als er war. Durch sein originelles Talent sowol als durch sein kräftiges, obgleich zu Zeiten gar strenges und widerhaariges Wesen hatte sich Carrel eine ganz eigne Stellung geschaffen. Obschon er weiter nichts als Journalist war, so hatte er sich zu einer wirklichen politischen Macht gesteigert und selbst angesehene Staatsmänner behandelte er, der ohne officiellen Charakter war, auf dem Fuße der völligsten Gleichheit. Man wußte übrigens, daß er 1830 eine Präfectur ausgeschlagen und es nur von ihm abgehangen, eine brillante Carriere in dem Fache der Verwaltung zu machen. Bei vielen großen und schönen Eigenschaften besaß Carrel ein leicht aufbrausendes Gemüth und einen allzu verwundbaren Stolz. Kam ihm in seiner täglichen Polemik ein Gegner vor, der ihm die Wage hielt, so wurden seine Worte bitter und zornig; wenn es ihm zu lange dauerte, so brach die übermüthige Ungeduld des jungen Journalisten in herausfodernde Interpellationen aus. Viele Artikel im „National" aus Carrel's Feder schließen mit den Worten: „übrigens sind wir bereit, unsere Meinung auf alle mögliche Weise zu verfechten." Als Journalist, nämlich als politischer, steht Carrel unübertroffen in Frankreich da; sein kräftiger, reiner, behender Styl erinnert an die heftige Eloquenz J. J. Rousseau's. Besonders einflußreich waren seine Arbeiten, so oft von auswärtiger Politik die Rede war.

Gegen Ende dieses Monats haben wir eine neue dramatische Arbeit von V. Hugo zu erwarten; „Esmeralda" ist die erste Oper, welche V. Hugo geschrieben. Mlle. Bertin, die Tochter des Directeur-Gerant des „Journal des débats", hat die Musik dazu gesetzt. Die Oper hat vier Aufzüge. Die Esmeralda wird von Dlle. Falcon gegeben, die nach dem Abgange der Mlle. Damoreau sich zur Primadonna qualificirt hat. Nourrit singt den Capitain Phöbus. Massol hat den nicht sehr schmeichelhaften Auftrag, den Quasimodo, diesen Ausbund von Häßlichkeit, den man bisher nur aus den Beschreibungen des Dichters und einigen Lithographien kannte, lebend und anschaulich dem Publicum vor Augen zu bringen.

Sodann werden die Bewunderer der Taglioni mit großem Vergnügen die willkommene Herstellung der Tänzerin erfahren. Mittwoch den 3. August: „La danse déscendra ou ciel", wie die hiesigen Journale sagen. Im „Diable boiteux" hat die Elsler sich zu einer, wenn auch nicht zu fürchtenden, doch nicht zu verschmähenden Rivalin emporgeschwungen, und das mag viel zur Genesung der Mamsell Taglioni beigetragen haben. „Fanni Elsler", sagen die französischen Blätter, „c'est la danseuse séduisante, vive, coquette, énergique; mais c'est la danseuse; Mlle. Taglioni c'est la danse."

General Allard hat auf der hiesigen Münze eine Sammlung von Medaillen bestellt, die sich auf die Regierung Napoleon's beziehen, 10,000 Francs an Werth. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß neulich auf der Tafel des Hrn. Thiers eine Melone von 50 Pfd. paradirte, daß der Hofstaat des Herzogs von Orleans eingerichtet wird, daß nicht weniger als 800 Individuen sich um die Stelle eines Ecuyer bewerben, daß ein hiesiger Wagenfabrikant, Carossier du roi, für seinen Herrn eine schußfeste Kutsche gebaut; daß eine ungeheure Menge Ratten das Quartier der Bibliothèque du roi überschwemmt, sodaß sie den Arbeitern im Hofe das Brot wegfressen und daß man für die Bibliothek besorgt ist, daß ferner der Orang-Outang wohlauf ist, aber schon unter die vergessenen Dinge gehört: so ist das so ziemlich das Allerneueste, was bis auf heute, den 2. August, hier vorgegangen. 41.

Literarische Notiz.

Mistreß Hemans.

Bei Blackwood in Edinburg (1836) ist der Nachlaß der verstorbenen Dichterin Mrs. Hemans: „Poetical remains of the late *Mrs. Hemans*" erschienen, eine sehr dankenswerthe, reichhaltige und im Geiste echter Poesie, wie er sich heutiges Tages in allen Landen selten zeigt, empfangene Gedichtsammlung. Die Gesänge dieser zu früh verstorbenen Dichterin erinnern lebhaft an jene deutsche Gesangszeit, wo ein lyrisches Gedicht dem Dichter noch ganz aus der Seele floß; wo es eine Wahrheit der Empfindung war, was er ausdrückte, eine Wahrheit, die als solche immer poetisch und ebenso frei von geheucheltem Schmerz als von schmuziger Libertinage war. Dies war die gute alte Zeit, wo des neuern Deutschlands frühster Frühlingsdichter, Hölty sang. Die Gedichte der Mrs. Hemans sind den Hölty'schen sehr verschwistert, wozu bei der vorliegenden Sammlung wol noch der Umstand beiträgt, daß diese sämmtlich, man kann sagen, schon Angesichts des Todes gedichtet wurden. Wir wollen eins der schönsten (dessen Übersetzung jedoch eben aus diesem Grunde schwierig sein möchte), voll contemplativen Tiefsinns und ernster Geistessammlung, unsern Lesern nicht vorenthalten:

No more.

No more! a harp-string's deep and breathing tone
A last low summer breeze, a far off swell,
A dying echo of rich music gone,
Breathe through those words — those murmurs of farewell —
No more!

To dwell in peace, with home-affections bound,
To know the sweetness of a mothers voice,
To feel the spirit of her love around,
And in the blessing of her eye rejoice —
No more!

A dirge-like sound! to greet the early friend
Unto the hearth, his place of many days;
In the glad song with kindred lips to blend,
Or join the household laughter by the blaze —
No more!

Through woods, that shadowed our first years to rove
With all our native music in the air:
To watch the sunset with the eyes we love,
And turn, and read our own hearts answer there —
No more!

Wir wollen nur noch einen und den schönen Schlußvers hinzufügen, da der eigenthümliche lyrische Ton des Ganzen dadurch sattsam bezeichnet wird:

Words of despair! yet earth's, all earth's — the woe
Their passion breathes — the desolately deep!
That sound in heaven — oh! image then the flow
Of gladness in its tones — to part — to weep —
No more!

Words of triumphant music — bear me on
The weight of life, the chain, the ungenial air;
Their deathless meaning, when our tasks are done
To learn in joy; — to struggle, to despair —
No more!

11.

Hierzu Beilage Nr. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 14. 24. August 1836.

Geschichte der deutschen Reformation. Von Philipp Marheineke. Vierter Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 2 Thlr.

Mit diesem vierten Theile, welcher die Geschichte der Reformation vom Convente zu Hagenau bis zum Augsburger Religionsfrieden umfaßt, liegt ein Werk vollendet vor uns, über dessen drei erste Theile dem Ref. bisher nur günstige Urtheile bekannt geworden sind.*) Die Grundsätze, welche den Hrn. Verf. leiteten, hat er in der Vorrede zum ersten Theile (S. XXV fg. u. A.) folgendermaßen ausgesprochen: „Den Kern der deutschen Geschichte, die Blütenzeit des christlichen Glaubens deutscher Nation stellet die Reformation uns dar. Eine neue Darstellung dieser Begebenheit in diesem Lichte schien mir sowol des wichtigen Zeitpunktes nicht unwerth, an welchem wir in ein neues Jahrhundert der Reformation eintreten, als auch überhaupt nicht überflüssig zu unserer Zeit, wo Gelehrte meistens nur wieder für Gelehrte zu sorgen pflegen, ohne die größere Zahl von Gebildeten überhaupt in den Kreis ihrer Leser mit einzuschließen. Mir war, daß ich es kurz und aufrichtig sage, sehr angelegentlich darum zu thun, sowol Dasjenige am meisten hervortreten zu lassen, was auf die Kirchenverbesserung als allgemeine Angelegenheit aller christlich gesinnten Gemüther und des deutschen Volkes insonderheit eine lebendige Beziehung hatte, ohne doch deswegen irgend etwas von Bedeutung zu übergehen, als auch in der Darstellung den Ton zu treffen, der Allen verständlich ist, ohne doch dabei die nöthige Gründlichkeit und Zuverlässigkeit vermissen zu lassen. Diese Geschichte ist daher auch fast ganz allein, größtentheils wörtlich, aus alten bewährten meist gleichzeitigen, sonderlich deutschen Schriften geschöpft. Fast alle zur Reformation gehörigen Actenstücke, besonders die dahin einschlagenden Schriften Luther's habe ich entweder vollständig eingewoben, oder doch den Kern derselben hervorgehoben. Bloße Auszüge aus Luther's Schriften, isolirt, nach der Zeitfolge oder sonst einem Begriffe aneinander gereihet, ohne die innere historische Verknüpfung, entbehren ganz des nöthigen Lichtes. Des edeln Herrn von Seckendorf ehrwürdiges Werk kann Niemand entbehren, der die Geschichte der Kirchenverbesserung gründlich erforschen und darstellen will: doch habe ich mich vorzugsweise an den von Elias Frick bearbeiteten deutschen Seckendorf gehalten. Um in den Styl keine zu große Ungleichheit zu bringen, habe ich, soweit es sich thun ließ, ohne den alterthümlichen Geist und Charakter zu verwischen, die den alten deutschen Schriftn eigenthümlichen, uns nicht immer ganz mehr verständlichen Ausdrücke den unserigen in etwas genähert und andererseits auch meine Schreibart der einfachen ungeschmückten Weise der Alten näher zu bringen gesucht. Zwar die Gelehrten werden dieses vornehmlich als eine große Unvollkommenheit dieses Werkes betrachten, daß ich mich selbst in Ansehung der lateinischen Schriften, zumal der lateinischen Briefe Luther's fast immer an die in der Walch'schen Ausgabe gelieferten Übersetzungen gehalten habe: allein zu meinem Hauptzweck war dieses doch unumgänglich nöthig, und außerdem werden sie hoffentlich auch auf Stellen in Menge kommen, wo ich das Lateinische nicht außer Acht und nicht unverglichen gelassen habe. —— Ich habe mich mit einem sehr untergeordneten und beschränkten Verdienst begnügt, mich selber so wenig als möglich mit meinem Urtheile eingemischt, vielmehr fast durchgängig meine Urkunden und Actenstücke reden lassen. Dieses ist wirklich das beste und einzige Mittel, die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte zu retten und wiederherzustellen, wenn sie genugsam getrübt ist durch Meinungen und Muthmaßungen, die sich sonst zuletzt gar als Thatsachen geberden."

Es kann sonderbar scheinen, bei der Beurtheilung des vierten Theils eines Werkes, dessen zwei erste Theile schon eine zweite Auflage erlebt haben, noch einmal die Grundsätze prüfen zu wollen und nachzusehen, wie diese Grundsätze befolgt worden sind; allein zu Rechtfertigung des besondern Urtheiles ist dies doch unerläßlich. Die Geschichte der Reformation ist in so zahlreichen Werken und zum Theil mit so großer Gelehrsamkeit und Sachkenntniß, mit so viel Liebe im Ganzen und Einzelnen behandelt worden, daß man sich billig wundern muß, daß wir noch kein Werk haben, von dem man sagen könnte: es erschöpfe den Gegenstand, es sei ein Meisterwerk. Freilich ist der Umfang und der Quellenreichthum so groß, ja fast unendlich, das in Archiven noch Verborgene gar nicht gerechnet, daß ein ganzes Menschenleben voll Kraft und Ausdauer dazu gehört, um nichts zu übersehen. Die Reformation ist unseres Erachtens die wichtigste und einflußreichste Begebenheit der ganzen Weltgeschichte: sie war die erste, welche alle Interessen der Menschheit: Staat, Religion, Wissenschaft, häusliches Leben mächtig und unmittelbar ergriff und ganz Europa in Bewegung setzte. Wenn nun eine Zeit ein so eigenthümliches, so stark ausgedrücktes Gepräge hat, so war es ein glücklicher Gedanke, sie durch sich selbst, d. h. durch die Worte der Zeitgenossen, darzustellen; aber die Ausführung ist, trotz dem, daß man das Ganze geringschätzig als eine bloße Compilation zu betrachten pflegt, eine schwere Aufgabe, da der Stoff so überaus reich ist. Ref. weiß das aus ähnlichen Arbeiten weit geringern Umfangs: man sammelt, man zeichnet die wichtigsten Stellen an, man trägt immer mehr nach, die ebenso wichtig scheinen, und findet endlich, wenn man anfängt zu ordnen, die Masse unter den Händen so angewachsen, daß man nothwendig ganze Stellen weglassen, andere theilweise streichen und zusammenziehen oder in die Erzählung mit verflechten muß. Allein da findet es sich freilich auch, daß man eine wichtigere Stelle weggestrichen, eine minderwichtige hat stehen lassen, daß man den Zusammenhang verletzt, bisweilen auch, durch das Bestreben, recht viel zusammenzudrängen, nicht nur gegen die Schönheit der Form, sondern gar gegen die Bestimmtheit und Richtigkeit des Ausdrucks verstoßen hat. Wenn sich nun die Richtigkeit der Methode überhaupt, sowie das Schwierige und Verdienstliche der Ausführung nicht leugnen läßt, so ist nur die Frage, inwiefern Hr. M. darin glücklich gewesen ist. Die Verdienste des Hrn. Verf. sind zu bekannt, sein Name zu geehrt, als daß Ref. befürchten dürfte, man könne ihm bei seinen Ausstellungen die Absicht unterschieben, als wolle er den wohlverdienten Ruhm des Hrn. M. schmälern; vielmehr glaubt er seine Hochachtung gegen denselben weit besser durch unverhohlene Darlegung seiner Bemerkungen auszusprechen, als durch unbedingtes, alle Schwächen verhüllendes Lob. Und so will er denn nicht verhehlen, daß ihm grade dieser vierte Theil, welcher freilich den am wenigsten ergreifenden und anziehenden Theil der Reformationsgeschichte behandelt, am meisten die Mängel seiner ersten Entstehung zur Schau zu tragen scheint, welche die angeführten Scheingründe in der Vorrede keineswegs beschönigen können. Man setze statt der zwölf Abschnitte dieses Bandes: „Zwölf Vorlesungen vor Studenten gehalten" und man wird diese für den bestimmten Hörerkreis höchst zweckmäßig finden. Der junge Theologe hat in ihnen eine treffliche Einleitung in die Reformationsgeschichte, brauchbare Nachweisungen auf die Quellen und Anregung vielfacher Art, aber für den Gebildeten ist das Ganze nicht verarbeitet genug. Um zunächst bei Äußerlichkeiten stehen zu bleiben, scheint in dem Buche

*) Über den 1—3. Band hat ein anderer Ref. in Beil. Nr. 2 d. Bl. f. 1833 berichtet. D. Red.

ein wesentlicher Mangel, daß so wenig für eine leichte Übersicht und ein leichtes Zurechtfinden gesorgt ist. Nur die kurzen, höchst unzureichenden Inhaltsanzeigen der einzelnen Abschnitte geben dem Leser einigermaßen einen Faden in die Hand. Da aber das Buch zugleich eine Blumenlese aus den Schriften der Reformatoren sein soll und wirklich ist, so dürfte es sehr zweckmäßig gewesen sein, die einzelnen, wenigstens die größern Stellen durch Absätze und die gewöhnlichen Anführungszeichen zu unterscheiden, ferner durch Hinzufügung von Columnentiteln nebst der Jahrzahl (denn bei Angabe des Datums muß man oft erst das Jahr nachschlagen) nach alter löblicher Sitte, durch gesperrte Schrift bei den im Texte angeführten Quellen für die leichtere Übersicht zu sorgen. Der Raum würde sich durch Weglassung der stehenden Anreden in den Briefen, die ja ohne Bedeutung und manchmal (z. B. S. 5) sogar störend sind, sowie durch andere Ersparungen leicht gefunden haben. Bei dem eben angeführten Umstande vermißt man um so schmerzlicher ein Register, in welchem wenigstens die Stellen, wo Nebenpersonen und Nebenumstände, wo die Erzählung, wann die Reformation in einzelnen Ländern und Städten eingeführt worden ꝛc., aufzufinden wären.

Nur für Studenten ferner mag es hinreichen, daß Hr. M. sich blos an Frick's deutschen Seckendorf gehalten hat, aber ganz sonderbar klingt es, wenn er sagt, es sei zu seinem Hauptzweck unumgänglich nothwendig gewesen, sich fast immer an die Walch'sche Übersetzung der lateinischen Schriften Luther's zu halten. Niemand kann hier bei der offenkundigen Fehlerhaftigkeit jener Übersetzung eine Nothwendigkeit, geschweige eine unumgängliche einsehen. Es bietet sich allerdings eine doppelte Schwierigkeit dar, einmal die alte deutsche Sprache in die heutige umzuwandeln und zwar nicht blos durch Abänderung der Rechtschreibung, dann die lateinischen Schriften derselben in ein ähnliches Deutsch zu übertragen: diese letzte Aufgabe hat Walch und seine Gehülfen eben nicht glücklich gelöst. Bekanntlich hat man von mehren lateinischen Schriften Luther's gleichzeitige Übersetzungen, die zwar gewöhnlich sehr frei, aber im Tone Luther's und des Jahrhunderts abgefaßt sind, sodaß man nicht selten über die eigentliche Urschrift in Zweifel ist. Bei den andern hat es Ref. sehr zweckmäßig gefunden, solche Übersetzungen von reifern Schülern machen zu lassen, nachdem er sie auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache jener Zeit, die ihnen wenigstens aus der Bibel bekannt war, aufmerksam gemacht, er ließ dann die Übersetzung nochmals gänzlich umarbeiten und behielt sich nur die letzte Durchsicht vor, und kann nicht umhin diese Methode zu empfehlen. Hätte Hr. M. dasselbe gethan, so würden aus unserm Buche so arge Schnitzer wie: „eine Duldung derselben könne aber ganz keine (plane nullam?) stattfinden" (S. 119), oder „ein Mann der gesehen sein will ein Förderer des Friedens" (S. 128) u. a. weggefallen sein. Ähnliches findet sich auch in der Umänderung des alten Ausdrucks, wo freilich manche Druckfehler im Spiele sein mögen, z. B. schlipfrig und hinabschlipfern (für schlipperig u. s. w.), was weder alt noch neu ist, heut für heint (hinte), Stucke und doch Fürsten, jechlich, er vernahm für vernehm (vernähme), gab für geb (gäbe) und dergl. mehr. Manche Versehen und Nachlässigkeiten scheinen auch daher gekommen zu sein, daß Hr. M. die excerpirten Stellen nicht selbst abgeschrieben und die abgeschriebenen nicht sorgfältig verglichen hat.

Überhaupt aber scheint er selber in den Fehler verfallen zu sein, den er an andern Gelehrten tadelt, wenigstens hätte er zunächst eine Erklärung geben sollen, was er unter einem Gebildeten verstehe. Aber wenn wir auch gebildet in dem gewöhnlichen Sinne von Nichtgelehrten oder Nichtstudirten nehmen, so dürfen diese doch gewiß verlangen, das Buch ohne Hülfe eines Fremdwörterbuchs und des Conversationslexikons zu verstehen, und das ist ihnen kaum möglich; der Hr. Verf. setzt gelehrte Kenntnisse voraus, die der Gebildete, wozu doch auch Frauen gehören, nicht haben kann, was einem Gelehrten freilich um so leichter begegnen kann, je genauer er selbst seinen Stoff kennt. So hätte er bei Erwähnung der neuen Bibelausgabe unter d. J. 1539 (III, S. 494) wol hinzufügen mögen, daß diese erst 1541 erschien (nur IV, S. 234 ist eine Ausgabe von 1542 erwähnt), er hätte dem Leser sagen mögen, wer die hochfährtige Basthi zu Dresden gewesen sei (S. 34), er hätte, wo nach Sitte jener Zeit ein bekannter Mann blos mit seinem Taufnamen angeführt wird, (wie z. B. Dr. Martinus, Philippus ꝛc.) bei minderbekannten, wie z. B. bei Cyriakus (S. 127), den Zunamen hinzufügen mögen, er hätte sich in Acht nehmen sollen, den Sprachgebrauch jener Zeit, nach welchem der Kurfürst und Herzog zu Sachsen auch blos Herzog genannt wird, beizubehalten, weil dies dem heutigen Leser Mißverständnisse verursacht (z. B. S. 168, 169, 171 ꝛc.), da es auch einen Herzog zu Sachsen gab. Eine Ungenauigkeit ist es, wenn der Verf. (S. 431) sagt: „Der Kaiser eilte von Eger 10 Tage, ohne Rasttag zu halten, der Elbe zu. Das kurfürstliche Heer war diesseit der Elbe aufgestellt" (wo?), oder „Bucer folgte der Einladung Cranmer's, an dem Reformationswerk daselbst (wo?) fortzuarbeiten". Was ist ferner der deutlinger Friede? (S. 506), und was soll der Leser aus der Angabe machen: „Der am (16. Juli, 2. August) 31. Juli 1552 abgeschlossene passauer Vertrag" (S. 504) u. s. w. Durch einen doppelten Druckfehler steht (S. 16 und 329) Jülsdorf und Zeilsdorf für Zulsdorf oder Zülsdorf unweit Torgau, aber unrichtig heißt es am letztern Orte: wo er ein kleines Gut hatte, für wo sie, nämlich Katharina, welcher Umstand aus vielen Briefen Luther's hervorgeht und schon aus den Überschriften derselben, wo er seine Frau (vgl. z. B. die Br. v. 16. und v. 26. Juli 1540) scherzweise bald: „Katherin Lutherin, D. Zulsdorferin zu Wittenberg", bald „Katherin Lutherin von Bora und Zulsdorf", bald „die reiche Frau zu Zulsdorf — zu Wittenberg leiblich wohnhaftig und zu Zulsdorf geistlich wandelnd" nennt; auch heißt es in zwei kürzlich bekannt gemachten Briefen: „meine Kathe will sich ein Scheunlein bauen", und „meine Kathe hat sich mussen schätzen lassen" ꝛc.

Ein zweiter wesentlicher Fehler, der wie gesagt ein Fremdwörterbuch nöthig macht, ist der übermäßige Gebrauch lateinischer Wörter, welche nicht immer blos aus den Urkunden beibehalten sind. Ref. weiß recht gut, daß in den Schriften jener Zeit Fremdwörter vorkommen, die sich schwer wiedergeben lassen, wie Praktiken, expraktiziren, Finanzen (für Finessen, Ränke, doch hätte der Verf. S. 215 nicht Vinanzen sollen drucken lassen, was den Ausdruck doppelt unverständlich macht), oder das Wortspiel Fiskus und Christus (S. 515), aber Wörter wie Generaltermini, Custodie, Superstitionen, Consens und Dissens, Dissolution, Collocutoren und gar Mitcollocutoren, die doch dazwischen Unterredner genannt werden, producirn, conferiren, Relation, exequiren, absolute, Difficultiren, Union, und gar Principale der Gesandten und viele andere sind völlig unnöthig und störend, aber ganz verwerflich ist es, wenn beibehalten wird, der Kaiser tractire die Deutschen nicht durch Deutsche (S. 313), oder der Gesandte erzählte, wie höflich der König die klevische Prinzessin tractire (S. 362), oder man habe die Protestanten in Ungarn crepiren lassen (S. 190) und Ähnliches. Es ist ferner eine Eigenthümlichkeit dieser und der folgenden Zeit, zum genauern Verständniß neben das deutsche Wort noch das lateinische zu setzen, aber wenn es z. B. heißt: „die Würde und Dignität deutscher Nation ist ganz gesunken, ihre Freiheit und Libertät ist in Knechtschaft und Servitut verwandelt" ꝛc., was sagt das mehr, als wenn die deutschen Wörter allein ständen? Ebenso ist es mit dem acerrime vindiciren und erretten (S. 501). Nicht weniger unpassend ist das Beibehalten veralteter und landschaftlicher, zum Theil unedler Ausdrücke, welche oft unverständlicher sind als die fremden, z. B. „woraus ihm geschwahnet, mit Ernst vorfahren, Held war bei Seite gelegt, in der Schwebe, in die Harre, die schärfsten Anhänger, aus Befehl des Kaisers, sich die Hand aussetzen, sich unerträglich

machen, die Deklaration unkräftigen, der Arzt und Kieser (?), die Pfaffen fangen an zu gumhen, in Entstehung der Bischöfe, sich gebrauchen, sich mit Jemand benehmen (für besprechen), aufzügige Antworten, unzählige Schreibtafeln (für Schreiben), Jemand nicht grün sein" und viele andere. Aber diese einzelnen Ausdrücke nicht gerechnet, möchten vielleicht nur wenige Seiten im ganzen Buche sein, wo nicht, wenn Hr. M. selbst spricht, Verstöße gegen die Sprachlehre, holperige Wendungen, verschränkte Constructionen, unangenehme Übergänge aus der indirecten Rede in die directe und umgekehrt (z. B. S. 46, 106, 456, 460 ꝛc.), kurz Nachlässigkeiten jeder Art zu finden sind. Der Verf. sagt durchgehends: der Kaiser und Papst, der Kurfürst und Landgraf ꝛc., ja sogar der Kaiser und König, der Kurfürst und Herzog, welche letztere doch nicht blos falsch, sondern auch zweideutig sind; dagegen setzt er den Artikel noch viel zu oft vor Eigennamen (ja, es kommt vor „die Epistel an den Timotheus und Titus"), er verstellt die Wörter, besonders die Verneinung nicht oft sehr sonderbar u. a. m., z. B.: „Der Landgraf zu Regensburg hatte" ꝛc. „Nicht zwar auch dieser Nebenvertrag wurde vom Kaiser ratifizirt", „Der Kaiser ging so weit den Kurfürsten sogar im September nach Brüssel zu citiren", „Es zeugen davon beiderseitige viele Schreiben", „das Jahr verging völlig bis", und „Es dauerte nicht lange bis", Seine länger als fünfjährige Gefangenschaft", „Es wird sich auf die päpstlichen Gesetze berufen" ꝛc. Vieles der Art scheint aus dem zu großen Bestreben nach Kürze entstanden zu sein, z. B. „trotz aller Drohung des Bischofs mit Landesverweisung — der Kurfürst konnte blos durch wiederholtes Dringen des Landgrafen in ihn bewogen werden; — aber wo und was war Johann Friedrich am Ende dieses Feldzuges geworden? — Graf Philipp stellte acht Reisige zu dem Bundesheere, welches jedoch dem Lande gar schwer fiel (für was) — unter dem Fackelschein der Nacht" u. a. Wie seltsam klingt es (S. 221): „Sie wurden überfallen, zum Theil todtgeschlagen, das Weibervolk geschändet, zum Theil auch in den Fluß gesprengt, theils an Bäume gehenkt, die übrigen flohen ins Schloß", oder (S. 299 fg.) „Ferdinand beruhigte die Protestanten zuerst wegen ihrer Gedanken, daß der Anfang des Conz(c)iliums möchte des Friedens Ende sein. So nahe war freilich der Krieg noch nicht, da der Kaiser noch nicht genugsam dazu gerüstet war. Ferdinand machte aufmerksam darauf, daß das Conzilium schon zur Zeit des Reichstages zu Speier ausgeschrieben, könne also wol nicht als des Friedens Ende gemeint sein (?). Dem entgegneten sie (wer?): es habe aber der Papst das Conzilium so eingerichtet, daß er sich offenbar das Richteramt angemaßt, auch Niemand zur Stimme kommen lassen wolle, der ihm nicht mit Eidespflicht verstrickt sei" ꝛc., oder (S. 303): „Die Gesandten (welche?) waren ihrerseits so keck, daß sie auf Befehl des Kurfürsten sogar Luther's Buch von den Concilien und Kirchen, ja sogar Luther's Letztere Schrift vom Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet, öffentlich an dem Reichstage austheilen ließen. Auf dem letztern (Reichstage?) erregte besonders ein Bild in der Schrift viel Anstoß, welches den Papst" ꝛc. Noch schlimmer ist es freilich, wenn das Streben nach Kürze nicht blos auf die Worte, sondern auch auf die erzählten Sachen Einfluß hat. Aus vielen vorliegenden Einzelnheiten kann man nicht wieder Einzelnheiten herausziehen, sondern man muß diese durch die Darstellung zu einem Ganzen zusammenfassen, jedenfalls aber das Wichtigste vollständig wiedergeben. So gibt z. B. Rommel in seinen Anmerkungen zur Geschichte des Landgrafen Philipp (S. 515—50) eine Menge höchst schätzbarer Nachrichten und Anekdoten von diesem Fürsten während seiner Gefangenschaft, diese Einzelnheiten hat Hr. M. (S. 481 fg.) auf wenige Seiten zusammendrängen wollen, was an sich eine Unmöglichkeit war, statt einer Schilderung erhalten wir also nur Einzelnheiten aus einer Menge von Einzelnheiten. Allein das Streben nach Kürze hat wirkliche Fehler hervorgebracht: Rommel erzählt (S. 529) „Mitleidsvoll war auch des Kaisers Schwester, Maria, Statthalterin der Niederlande, welche mit der Landgräfin zugleich und vielen Hofdamen einen Fußfall that, aber vom Kaiser nur die gewöhnliche Antwort erhielt, er wolle sich seiner Zeit gnädiglich erweisen. Christina, die ihren Gemahl krank antraf, wurde von ihm ersucht noch einmal den Kaiser in Speier anzuflehen, wohin er von Heilbronn und Schwäbisch-Hall geführt wurde und wo sie Ende Augusts nichts Anderes als die Erlaubniß, acht Tage bei ihrem Gemahl zu bleiben, erlangte." Hr. M. erzählt (S. 492), mit Weglassung der bezeichneten Worte blos „gnädiglich erweisen". Sie erhielt die Erlaubniß ꝛc. Und doch spricht er, wie Rommel (S. 535) von einer zweimaligen Demüthigung der Landgräfin! Rommel erzählt (S. 536): „Philipp schrieb oft, wie man seine Gemahlin behandeln müsse, unter andern der Phtisis wegen („laßt sie Geismilch saufen")." Hr. M. dagegen (S. 493): „Ph. schrieb aufs genaueste vor, wie man sie zu behandeln habe (l. s. G. s.) ꝛc.", was doch keineswegs dasselbe ist.

Ein anderer Mangel, der mit diesem gewissermaßen zusammenhängt, der sich aber leicht hätte vermeiden lassen, ist der, daß der Verf. dem Urtheile seiner Leser zu wenig zu Hülfe kommt, dadurch, daß er den Charakter der handelnden Personen entweder bei ihrem Auftreten, oder noch besser bei ihrem Abtreten in eine kurze, aber bestimmte Schilderung zusammenfaßt. Sie sollen sich freilich selber schildern, aber ist es nicht parteiisch, dem Ankläger z. B. zwei Stunden zu seiner Anklage zu gönnen, dem Angeklagten aber nur eine Viertelstunde zur Vertheidigung? und das um so mehr, wenn dieser Angeklagte durch ein hergebrachtes Vorurtheil schon im Nachtheil steht? So muß freilich der beiweitem größte Theil der Geschichte aus den Werken der Reformatoren gezogen, aber die Katholischen müssen dagegen durch das ruhigere Urtheil der Nachwelt gegen die leidenschaftliche Ansicht der Mitwelt in Schutz genommen werden. Der Hr. Verf. ist hierin von einer kleinen Parteilichkeit nicht freizusprechen: er mildert selbst bei Nebenumständen die Ausdrücke zum Vortheil der Protestanten; den Katholischen mußte z. B. die Vernichtung der Bilder als der größte Frevel erscheinen: Hr. M. erzählt (S. 246): „Allerdings war zu Bingen am Rhein der gemeine Mann mit Zerbrechung der Bilder etwas unbescheiden verfahren." Die Erzählung von dem jülichschen Kriege (S. 215—18) ist sehr ungenügend: Hr. M. erzählt weitläuftig von den Kanonen, Fahnen und Standarten, welche der Herzog bei Sittard gewonnen, und statt den Ausgang der Sache darzustellen, spricht er nur von dem „Ruin" des Herzogs, über den der Leser dann nichts weiter erfährt. Zeit wäre es, daß endlich die katholischen Fürsten Deutschlands jener Zeit in das Licht der Geschichte träten; nicht alle dürfen mit Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig in eine Classe geworfen werden; wenn aber selbst der Kaiser Karl V., offenbar der größte Fürst seiner Zeit und seines Geschlechtes, hier so verkannt wird, so konnte es den andern nicht besser gehen. Kurfürst Albrecht wird (S. 317) noch ein gefährlicher Feind der evangelischen Kirche genannt, da doch das Urtheil des Papstes ganz anders lautete. So ist es unerklärlich, wie der wackere Herzog Georg von Sachsen immer noch in dem trüben Lichte der Mitwelt erscheint.*) Er sprach und handelte mit Leidenschaftlichkeit, Luther that das auch; Beide kämpften für ihre innerste Überzeugung, für Das, was sie für allein richtig und wahr, für allein seligmachend, kurz für das wahre Christenthum hielten; warum will man dem Einen zur Last legen, was man dem Andern zum Ruhm und Verdienst anrechnet? Man darf nur den Briefwechsel des Fürsten Georg von Anhalt mit seinem Oheim und Vormunde dem Herzoge in

*) Erst kürzlich ist mir Schulze's Schrift: „Georg und Luther ꝛc." in die Hände gekommen. Möchte es dem Hrn. Verf. gefallen, statt dieses ungenügenden Versuchs eine nach den Quellen bearbeitete Lebensbeschreibung Georg's zu geben!

unbefangener Stimmung lesen, um zu sehen, daß diesem seine Glaubensfestigkeit Herzens- und Gewissenssache war. Man hat unseres Wissens zwei Umstände bisher nicht gehörig erwogen, erstens daß Herzog Georg (geb. 1471) beim Anfang der Reformation 46 Jahr alt war; daß aber weit jüngere Männer noch zu unsern aufgeklärten Zeiten fest am Alten hangen, haben mehre Beispiele: die Union, die neue Agende ꝛc. sattsam bewiesen. Dennoch zeigte sich der bejahrte Herzog Georg der Reformation ziemlich geneigt, bis, und das ist der zweite Punkt, die leidigen Religionsgespräche ihm zu zeigen schienen, daß die Luther'sche Lehre eben dahinaus wolle als die Hussische Ketzerei. Nun war aber Herzog Georg der Enkel des Königs Georg Podiebrad von Böhmen (gest. 1471), der ehemals wegen seiner Anhänglichkeit an Hussens Ketzereien mit Kind und Kindeskind war in den Bann gethan worden: Belehrsamkeit, Bibellesen und eignes Nachdenken konnten in ihm die Eindrücke seiner Kindheit nicht verwischen; er sah nun in Luther nur den Aufrührer, in seinen Anhängern nur unglückliche Verdammte, wie seine Briefe an Kurfürst Friedrich den Weisen und dessen Bruder Johann (1522), sowie an Fürst Georg von Anhalt (1538) beweisen. Ebenso ging es der vortrefflichen Fürstin Margaretha von Anhalt, geborenen Herzogin von Münsterberg (gleichfalls Enkelin König Georg's), welche, obgleich sie die Reinheit der Lehre Luther's anerkannte, sich doch zum Übertritt nicht entschließen konnte; ebenso im Anfang ihrem Bruder, dem Herzog Heinrich von Münsterberg, welcher in einem Briefe vom 29. Juni 1522 (s. Luther's Werke) sein Herz gegen Luther folgendermaßen ausschüttet: „Und daß Ihr, Christlicher Vater, unseres Herzens obliegende Beschwerung erkennen und vernehmen möget, so wollen wir bei Euch nicht prachtlich oder nach Übung fürstliches Standes, sondern als bei unserm Bruder dieselben klagender Weise fürgewandt haben, mit dieser Vermeldung: daß etwan der Durchlauchtigst Fürst, König Georg zu Böhmen, löblicher Gedachtniß, unser lieber Herr und Ahnherr, allein aus dieser Ursachen, daß er, dem theuren Wort Christi nach, sein heilig Testament unter beider Gestalt zu empfahen bekennt, darauf auch also bis zum tödtlichen Abgang beständiglich in demselbigen Brauch verharret, vom Päpstlichen Stuhl bis in die vierte Generation vermaledeit, und noch immer bisher von demselben, der sich einen Statthalter Christi rühmet, mit der Bulle Coena Domini als ein Hauptketzer ausgerufen wird. So wir nun zu recht erkannter Wahrheit kommen, daß auch das Haus Münsterberg solchen Nachtheil wider Gottes Ehre und Recht über sich so lange hat erdulden sollen, das wollen wir Euch, andächtiger Vater, zu beherzigen anheimgestellt haben." Man sieht also bei den Nachkommen des Königs Georg drei Abstufungen: Herzog Heinrich von Münsterberg neigte sich früh zur evangelischen Lehre, seine Schwester, die Fürstin Margaretha, konnte trotz der Nähe Wittenbergs, trotz ihrem frommen hellen Sinn ihre Bedenklichkeit nicht überwinden, und Herzog Georg, der schon den Zorn des Himmels und des päpstlichen Stuhles auf seinem Geschlechte ruhen sah, äußerte überdies noch gegen den Kurfürsten: was man dem König Georg nicht nachgesehen habe, werde man ihnen auch nicht hingehen lassen. Wenn es also ausgemacht ist, daß die protestantischen Fürsten durch die Reformation wesentliche Vortheile erhielten, so kann man dagegen auf Herzog Georg auch nicht den leisesten Verdacht bringen, daß er seinerseits irgend einen weltlichen Vortheil im Auge gehabt habe. Jene Thatsache scheint zwar Hr. M. zu leugnen, wenn er (III, S. 150) sagt: „Diese hochherzige Erklärung (des Landgrafen) widerlegt wol genugsam den unedeln Vorwurf, der in neuern Zeiten so viel Beifall gefunden, als ob die Fürsten jener Zeit nur um der an sich gerissenen geistlichen Güter willen so lebhaft dem Evangelio angehangen hätten." Wie kann aber die Erklärung eines einzelnen Fürsten den Vorwurf genugsam widerlegen? am Ende dreht sich das Ganze blos um das Wörtchen nur, und dieser Vorwurf hat denselben Werth und dieselbe Wahrheit, wie der gegen Luther erhobene, daß er blos, um heirathen zu können, die Reformation angefangen. Das Bestreben des Hrn. Verf., seinen Lesern das Urtheil selbst zu überlassen, geht so weit, daß er nicht einmal von Luther bei dessen Tode irgend eine Charakteristik gegeben hat; es ist freilich schlimm, aber leider auch wahr, daß Luther, selbst bei protestantischen Deutschen, noch einer Vertheidigung bedarf, z. B. wegen seiner Hartnäckigkeit in Glaubenssachen, seiner derben Sprache ꝛc., welche für den gebildeten Leser allerdings in das rechte Licht seiner Zeit gestellt werden müssen; allein hier werden uns auch nur Auszüge aus Leichenpredigten und Condolenzbriefen, welche unmittelbar nach seinem Tode abgefaßt sind, geboten, und da konnte z. B. Melanchthon, wenn er (S. 346) Luther's Heftigkeit erwähnt, nicht füglich anders sprechen als: er wolle davon nicht disputiren.

So könnte man auch sagen, das ganze Werk habe eigentlich keinen Schluß; denn wenn die Geschichte eines Krieges, wie z. B. des dreißigjährigen, mit dem Friedensschlusse auch ihren Schluß findet, wenn auch nicht, wie in diesem Kriege, die großen Helden nach und nach abgetreten sind, so wünscht man doch von der Reformation und ihren Helden auch nach dem augsburger Religionsfrieden noch etwas zu wissen; aber es ist nur zu deutlich, daß Hr. M. zu sehr nach dem Ende eilt, nicht einmal von Melanchthon erfahren wir ferner etwas. Ebenso auffallend ist es, daß Hr. M. von Philipp dem Großmüthigen aus Rommel Manches mittheilt, über Johann Friedrich's Schicksale während seiner Gefangenschaft aber nur auf Böttiger's „Geschichte von Sachsen" verweist. Daß von der politischen Geschichte gar nichts eingemischt ist, lag freilich in dem Plane des Verf., aber eine Geschichte der Reformation ist nicht völlig verständlich ohne Berührung der politischen Verhältnisse. Nur ein einziges Mal hat Hr. M. sein eignes Urtheil abgegeben, er hält nämlich dafür, daß die Protestanten schon früher den Kaiser hätten angreifen sollen, da sie doch z. B. 1542 keinen Grund zu einem offenen Kriege hatten (S. 188), wo er sagt: „doch es ist hier nicht an die Möglichkeit, sondern an Das, was wirklich geschah, sich zu halten", ebenso (S. 360) nach der Gefangennehmung Herzog Heinrich's: „Ob die Abdankung des Kriegsvolkes politisch zweckmäßig war, mag hier nicht entschieden werden." Ferner (S. 250) will Hr. M., daß die Bundesverwandten in der kölnischen Angelegenheit kräftige Maßregeln selbst mit der Gefahr eines ohnehin bald nicht mehr zu vermeidenden Krieges ergriffen hätten, aber „den Landgrafen schien sein Grundsatz, daß man einer göttlichen Sache wol menschlichen Beistand leisten dürfe, längst verlassen zu haben, er sich in allen andern Reichssachen zu sehr nach dem Kaiser" ꝛc., und doch könnten schon die beiden Briefe an Bucer, welche Hr. M. aufgenommen hat, deutlich zeigen, welche Grundsätze der Landgraf befolgte und wie sehr er den Ausgang des Ganzen ahnete, denn an Macht fehlte es den Verbündeten beim Ausbruch des Krieges keineswegs, und auch früher möchte der Krieg keinen andern Ausgang genommen haben; auch war ja der Landgraf nicht der einzige, der nach dem Kaiser sah, wie er selbst schreibt (S. 256): „Auf dem Reichstage will keiner herfür und was zur Sache reden und Undank verdienen, sondern wollen alle einen gnädigen Kaiser und König haben. Die Fürsten und Stände würden, wenn die Kaiserliche Majestät einmal eine rauhe und harte Antwort geben, gewiß einen allein im Handel stehen lassen. Wer sich dann vor andern so hart hätte eingelassen über denselben, werde die Passion ausgehen" ꝛc. Und wiederum kann Hr. M. an einer andern Stelle nicht umhin, dem Kurfürsten von Sachsen einen frommen aber unzeitigen Eifer beizulegen, in den ihn seine Theologen hineingeschreckt.

85.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 238. — 25. August 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Dritter Artikel. *)

38. Theater von Bauernfeld. Manheim, Löwenthal. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. gilt uns — und schon öfter haben wir dies anerkannt — für einen der wenigen Dramatiker, die das echte Conversationsstück begreifen und darzustellen vermögen. Wir haben Proben von ihm, die in dieser Gattung für classisch gelten dürfen. Auch seine „Bekenntnisse", Lustspiel in drei Acten, rechnen wir dahin; sie haben uns in guter Darstellung mehr Vergnügen gewährt als irgend ein anderes Lustspiel der jüngsten Zeit. Bei der Lecture zeigen sich in Erfindung und Führung der Fabel einige Unwahrscheinlichkeiten, über welche die Darstellung hinweggleiten ließ. Aber der echte Witz in den Situationen, die gute Charakteristik Bitter's, Adolf's von Zinnburg und Julien's bleiben und machen das Stück zu einem der wirkungsvollsten Lustspiele, die wir kennen. Es ist in Sprache und Dialog musterhaft und die vis comica einiger Scenen ist von solcher Art, daß sie von Sitte und Zeit unabhängig, auf den festen Säulen der Charakterzeichnung beruhend, von ewiger Wirkung erscheint. Das treffliche Stück hat unsere Achtung für den Verf. erhöht. Das zweite Drama dieses Bandes: „Franz Walter", ein Charaktergemälde in vier Aufzügen, gehört einer andern, etwas obsoleten Gattung an und erinnert, trotz mancher Eigenthümlichkeit, an Weiße und Kotzebue. Die Last des Reichthums ohne Frohsinn und die neidenswerthe Lage des Frohsinnigen ohne Reichthum, diese bilden die Grundzüge dieses allzu didaktischen Gemäldes. Es ist nicht schlecht, allein es hat auch nichts zu besonderer Empfehlung Gereichendes in sich. Immerhin aber zeigt schon der Entwurf eines solchen Stücks von größerem Ernst in den Bestrebungen und minderer Frivolität im poetischen Plane, als wir bei unsern jetzt geltenden Dramatikern anzutreffen uns gewöhnen müssen.

39. Der Schneider und sein Sohn, oder Mittel gegen Herzweh. Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen des Morton. Wien, Wallishaußer. 1835. 8. 10 Gr.

Der ungenannte Bearbeiter dieses Dramas hat am lehrreichen Lustspiel offenbar mehr Vergnügen als unsere Zeit, und das Hofburgtheater, für welches er dies Stück schrieb, stellt solche Dramen besser und mit mehr Erfolg dar als irgend ein anderes. Beide haben ihr Theil von Ehre davon. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß der Poesie wenig Vorschub damit geschieht, und Alles hängt daher von der Frage ab, was wir eigentlich im Theater zu sehen wünschen sollen, welche Gefühle wir hier aufsuchen dürfen. Schule und Bühne wirken mehr, als man glaubt, zu einem Ziele zusammen; indeß suchen sie dies Ziel auf verschiedenen Wegen. Der Pfad der Bühne geht durch das Gebiet der Kunst, durch den Hain der Poesie; die Schule wirkt durch directe Lehre. Laßt Niemand dies vergessen!

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 86—89 und 180—182. D. Red.

Es ist einige Laune in diesem Stück, doch eine spleenhafte, grämliche Laune, wie sie in England heimisch ist; denn der Spleen ist der Vater des englischen Humors, wie die Philosophie seine Mutter ist. Das einzige wirklich Komische stellt sich durch die immer hervorbrechende Schneidernatur des reichgewordenen Rapid und seines Sohnes Eduard in aller Gentility heraus; die Situation, wo Beide an dem zerrissenen Kleide des jungen Dandy flicken und dabei von dem Nabob und seiner Gesellschaft betroffen werden, ist von launiger Kraft. Im Übrigen interessirt uns dies Stück nur noch durch die Zeichnung eben jenes Nabob, dessen Selbstverwöhnung oft spaßhaft wirkt; die Lehre von der Ehrlichkeit als Mittel gegen Herzweh ist gut, aber nicht hier an ihrer Stelle. Die Diction ist untadelhaft.

40. Vier Schauspiele von Shakspeare. Übersetzt von Ludwig Tieck. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Vier neue Schauspiele von Shakspeare — welches Ohr sollte da nicht aufhorchen? welches Auge sich nicht schärfen? welcher Mund sich nicht spitzen? Schade nur, daß wir nichts über die Berechtigung lesen, mit welcher diese zweifelhaften Arbeiten dem größten aller dramatischen Dichter vindicirt werden, und doppelt Schade für uns, die wir uns subjectiv von diesem Rechte nicht überzeugen können. Es ist bekannt, daß Tieck, der seinen Shakspeare unstreitig kennt, „Eduard III.", „Leben und Tod des Thomas Cromwell", „Sir John Oldcastle", den „Verlorenen Sohn" für Jugendarbeiten des großen Briten hält. Die Sache ist, unserer Ansicht nach, noch sub judice; und in dem Proceß selbst kommen so viel Indicien für eine negative Entscheidung vor, daß wir uns mit achtbaren englischen Kritikern den Ausspruch noch vorbehalten müssen, wenigstens was die drei erstgenannten Stücke betrifft. Den „Verlorenen Sohn" erkennen auch wir, aus innern Motiven, aber ihn allein, für Shakspeare's Arbeit an. Sehen wir diese Stücke näher an, so zeigt sich in „Eduard III." und in „Cromwell" eine Rohheit des Stoffes, der sich kaum jemals mit einem so zum Schaffen aufgelegten Geist, wie der Sh.'s war, vereinbaren läßt. Die Geschichte springt hier steffartig von Punkt zu Punkt, ohne die mindeste Hülfe der poetischen Erfindung; das Material erscheint selbst roher als in manchem deutschen historischen Roman, und das will viel sagen! Beide Stücke sind Geschichte in dramatischer Form und nichts weiter, von der Art, wie zu Shakspeare's Zeit jeder Lump sie machen konnte, ehe die Kunst ihre Anfoderungen geltend machte. Es gehört Enthusiasmus dazu, außer dem energischen Ausdruck, der der Zeit und der Sprache, nicht dem Dichter angehört, noch etwas Löbliches an diesen Dramen zu entdecken. Sie sind literarische Curiositäten, höchst geeignet, uns auf die rechte Fährte zu führen, zu erkennen, wie Shakspeare zu Dem wurde, was er geworden ist; einzusehen, wie viel von seiner Größe der Zeit und der damaligen englischen Sprache, die gar keine Schranke kannte, die Alles verbrauchbar fand, in der Alles keusch und poetisch war, zukommt. Aber es fehlt viel daran, daß sie um deshalb schon von Shakspeare selbst herrührten. Er kann

wol daran mitgewirkt haben; die totale Erfindungslosigkeit des Planes aber hindert uns zu glauben, er sei ihr Verf. im engern Wortsinn. Im „Oldcastle" ist etwas mehr Plan und poetischer Zweck zu entdecken, und dies Stück möchten wir daher schon eher auf Shakspeare's Rechnung bringen, wenn diese auch nicht eben viel dabei gewinnen sollte. Der londoner „Verlorene Sohn" ist höchst wahrscheinlich eine Arbeit dieses Genius, oder erinnert doch in wesentlichen Zügen an anerkannte Arbeiten des Meisters. Hier ist der ganze Umschwung der Fabel, hier ist der ganze Humor, die sittliche Tendenz, die Sprache, der Dialog durchaus Shakspearisch; mit einem Wort, wir nehmen das Stück für das an, als welches es uns geboten wird.

Es liegt außerhalb der Grenzen einer bloßen Übersicht, auf nähere Entwickelung des Planes und Charakters dieser Dramen einzugehen; es wird sich hierzu ein größerer Rahmen finden müssen; wir können nur noch der Art der Übertragung mit einigen Worten gedenken. Man kennt Tieck's Weise, selbst offenbaren Nachlässigkeiten eine poetische Farbe mitzutheilen und Wendungen und Ausdrücke uns eingängig zu machen, die bei jedem Andern für fehlerhaft gelten würden. Aus dem Schatz der Sprache ist überhaupt nichts an und für sich verwerflich, es kommt nur darauf an, daß es an rechter Stelle, im rechten Zusammenhange gebraucht werde. Nur die Nachahmung fehlerhafter Dialekte, wie sie sich hier findet, misfällt uns; es war genug, diese Fehler hin und wieder anzudeuten; das Ganze in unverständlicher Sprache zu schreiben, dünkt uns unstatthaft. Nicht minder tadelnswerth dünken uns Verse wie folgende aus „Eduard III.":

Doch seht, welch' grimm' Entmuthigung kommt hier?
Wie viele Tausend Franken, schwer bewaffnet,
Schrieben die Todesnot' in Audley's Zügen?

in welchen der Sinn nicht weniger als der Rhythmus verloren geht und das Ohr verwundet wird. Aus „Cromwell" sind folgende Verse über Spanien noch heute wahr:

Und jene hungrigen schwarzgelben Spanier.
Die Reichen dort ersparen's ihrem Bauch,
Um nur dem Rücken weichen Sammt zu gönnen
Und Seide von Sevilla; der ärmste Schlucker,
Satt von Citron' und Stockfisch, der sich nie
Den Gaum' am Fleisch erlabte, trägt ein Kleid,
Viel reicher, als der Wange Magerkeit.
Inquisition und Stolz und jene Fastenzweifel
Sind, glaubt mir's, Spaniens dreigeköpfter Teufel.

Echt Shakspearisch ist Flowerdale's Ausspruch über seinen Sohn im letzten Stück, auf die Frage, wie dieser ihm gefalle:

Nun, wie ein tolles ungeritt'nes Füllen,
Oder ein Falk, der nicht der Lockung folgt:
Das eine zwingt ein eisernes Gebiß,
Den andern macht man zahm . . .
So auch mein Sohn: ich laß ihn noch gewähren:
Thorheit empört sich nur den guten Lehren:
Füat Euch der Jugend; Jugend währt nicht immer;
Dämmt Ihr sie ein, so tobt sie zehnfach schlimmer.
Trotz wird und Wildheit sich der Zeit bequemen,
Sie kann allein den tollen Wüstling zähmen.

Zugleich wird durch diese väterliche Nachsicht der heitere Schluß des Ganzen auf echt künstlerische Weise vorbereitet, da sie die Schuld des Sohnes mildert, der im andern Fall nothwendig für diese Schuld würde büßen müssen.

41. Die Campaner. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Rud. Wilh. Glußmann. Naumburg, Claffenbach. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. ist tief in den gelehrten Schacht hinabgestiegen, um einen seiner Muse würdigen Stoff daraus hervorzuholen. Wenige seiner Leser — wofern sich deren finden — werden von vorn herein wissen, was „der Mediztuticus von Capua" für eine Person ist. Auch Held Hannibal auf unsern Brettern, etwa auf einem Elefanten reitend zu sehen, müßte ein anziehendes Schauspiel sein, wofern dies Stück überhaupt darstellbar wäre; dagegen nimmt der Verf. es mit den classischen Einheiten nicht sehr genau, wenn er unter sein Personenverzeichniß setzt: Der Schauplatz: wechselt. Antike Stoffe wollen wir von Hause aus jedoch in antiken Formen heraustreten sehen. Das Stück ist natürlich eine Volks- und Herrschaftstragödie; doch welche Weisheit der Verf. in Dingen dieser Art erlangt hat, wolle der geneigte Leser aus folgenden Versen entnehmen:

Pacuvius.

Ich wälzte bald die schwere Tyrannei
Von euern Schultern, daß das Volk sich schnell
Als freien Herrn des freien Eigenthums,
Als Meister seines Willens, als Vollstrecker
Der eigenen Befehle fühlen sollte.

Lesius.

Wie es sich ziemt. Denn Alle sind wir gleich.
Im goldnen Alter, das vom Hörensagen
Wir kennen, war es so genau (!) nicht anders ꝛc.

Dergleichen sollte in unsern Tagen kein vernünftiger Mensch, geschweige denn ein Dichter schreiben. Denn eben, daß das Volk sich niemals als Meister seines Willens zeigt, das eben unterscheidet unsere Zeit von der goldenen, wenn diese nicht ein Märchen wäre. Das Beste in dieser gutgemeinten, aber sehr verfehlten Arbeit ist, was Decius Magius über die leise ordnende Gewalt der Götter sagt, ob es gleich von der poetischen Ausdrucksweise des Verf. eine üble Vorstellung gibt, wenn er zum Schlusse von ihnen sagt:

„Sie machen Alles anders, als wir meinen."

Viel mehr läßt sich von diesem Stück nicht sagen, da Alles nach gewohnter Weise, sittlich und herkömmlich darin zugeht. Decius stirbt den Opfertod fürs Vaterland, wie ihn 1813 Mancher ohne Tragödie gestorben ist. Wir sehen nicht ein, warum, einen so nahe liegenden Stoff zu finden, 2000jährige Schatten aus Campanien heraufbeschworen werden müssen, gleichsam als wenn in unserer Zeit kein Mensch fürs Vaterland gestorben wäre. Eine eigentliche tragische Verwickelung entdecken wir in diesem Allen nicht und die stereotype Form der Charaktere bietet für einen besondern Antheil eben keinen Gegenstand dar. Der Vers ist matt und der Ausdruck nicht besonders poetisch. Das Ganze trägt den trostlosen Stempel hohler Gewöhnlichkeit an sich.

42. Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Ein historisches Schauspiel in fünf Acten. Von Julius Mosen. Leipzig, Lit. Museum. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine auszeichnendere Erwähnung, als das vorhergehende Stück, verdient dies Drama eines Dichters, der seinen Beruf zum Lyrischen und Epischen schon mehrfach bewährt hat und dem wir sein Epos auf den Tod, welches so große Erwartungen erregte, nicht vergessen können. In der That war dies eine von den poetischen Erscheinungen, die den tiefsten Eindruck bei uns zurückgelassen haben.

Wer in einem Gebiete des Musenreichs einen solchen Erfolg erlangt hat, der kann in einem andern nicht gänzlich verirren. Ist dieser „Heinrich" daher auch kein Musterdrama, so ist er doch ein Drama voll Kraft und dichterischer Eigenthümlichkeit. Es ist in vielen Dingen abnorm, aber das Normale grenzt hart an das Gewöhnliche, und nichts ist dem Poetischen entgegengesetzter als der Begriff der Gewöhnlichkeit. Inzwischen steht auch fest: das Ungewöhnliche muß schön, muß poetisch, muß solcher Art sein, daß es sofort und ohne Grübelei als schön erkannt wird. Wir lassen die Leser urtheilen, ob dies bei Staudenhein's Rede S. 18:

Ei, zum Kuckuck auch!
Ich troch nach Haus' und sagte mir mein Nachbar,
Ein kluger Mann, er hat 'ne spitze Nase,
Geh du zum Hinz ꝛc.

und bei Herzog Heinrich's Antworten:

Ich denk' nur, Freund, er ist kein rechter Sänger,
Er ist ein Quatscher (!) und ein Zizigell . . . .
Paß auf, paß auf, ob ich die Pfeifer kenne?
Zuerst: der Kühdieb? —
Der Stallauffrüh?

Staudenb. . . . . Der blankenburger Graf!

Heinrich. Der Lacher?

Staudenb. . . . . Gott verdamm' ihn, straf' ihn Gott!

Heinrich. Und dann die „Finde sie" — bist du zufrieden?

Staudenb. Das heißt Verstand und rechte Finkerart!
Den „Find' die Küh", wenn ich den finden könnte!

der Fall ist. Wir zweifeln. Und so modernisirt denn der Verf. durch Witz aus dem 19. Jahrhundert sein historisches Schauspiel, seinen „Heinrich" ins Jahr des Herrn 1836 hinein. Das war nicht die Aufgabe. Daß Geist und Witz in seiner Arbeit sei, wir leugnens nicht. Geschmack und Maß? — wir leugnens. Schön sind im fünften Act die Magyaren gezeichnet und das deutsche Herz erhebt sich, wenn Hunyad den deutschen Tribut bringt, einen räudigen Hund, und wenn der kranke Heinrich im Triumph vor Merseburg erscheint. Auch seine Schlußermahnung an die Deutschen:

Bewahrt die Eintracht, wollt ihr sicher sein.
Bewahrt die Freiheit und ihr habt das Glück!

nehmen wir mit offenem Ohre auf; doch hat das Ganze uns zuviel contrastirende Eindrücke gegeben, als daß wir uns ihrer freuen könnten. Der Dichter ist ein Dichter aus dem Geiste, ein Mann von Talent, starker Empfindung und schaffensfähig: allein ihm mangelt Abmessung, Form und Liebe zu ihr. Er würde Schöneres hervorbringen, hätte er diese.

43. Rückkehr und Wiedersehen. Dramatische Kleinigkeit in einem Acte von Wilh. Mair. München, Jaquet. 1835. Gr. 8. 6 Gr.

Recht gut. Die Wiederkehr aus Griechenland und der verständige Preis dieses Landes ist mit einer ganz löblich erfundenen Lustspielintrigue in Verbindung gebracht und das Ganze in lesbaren, flüssigen Alexandrinern geschrieben, für die wir an solchen Stellen eine entschiedene Vorliebe nicht leugnen wollen. Das Stück introducirt vielleicht ein Talent, dem Größeres gelingen möchte, unterhält und liest sich angenehm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Barrow's Besuch auf Island.

Die Beschreibung, welche Barrow von seiner im Sommer 1834 gemachten isländischen Reise gibt („Visit to Iceland in the Summer of 1834", London 1835), ist seit 20 Jahren wieder die erste genauere Notiz, die wir über diese Insel empfangen. Kann man gleich mittels Dampf von der englischen Küste aus die Reise dorthin in wenigen Tagen zurücklegen, so scheint es doch, als ob die alterthümlichen Prädicate der „ultima Thule" und der „insula toto ab orbe divisa" für dies Land auch noch jetzt in einiger Geltung bleiben sollten. Englische Reisende hatten bisher noch am meisten ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet.

Barrow schreibt den ersten über Island gegebenen Reise- und Augenzeugenbericht einem Franzosen zu, der 1670 denselben herausgab. Allein in der englischen Übersetzung von van Troil's „Briefen" findet sich ein Verzeichniß von nicht weniger als 120 Büchern über Island und isländische Dinge, deren einige ein früheres Datum führen. Die meisten dieser Bücher sind dänisch, schwedisch, deutsch, isländisch selbst, oder lateinisch. Es scheint also, als ob man sich vor 100 Jahren mehr um das in vielfacher Hinsicht so interessante Land bekümmert habe als heutzutage. Das kleine Fahrzeug der „Flower of Yarrow", in welchem der Verf. seine Reise machte, kreuzte zuerst an der norwegischen Küste und landete bei Drontheim (das der Verf. mit veränderter Orthographie immer Tronyem schreibt), um dort einen Freund des Herrn Smith, Eigenthümers des Fahrzeugs, an Bord zu nehmen. Während man an diesem einige unbedeutende Ausbesserungen vornahm, machte B. eine Excursion nach Rotraas, das unfern der Quellen des Glommen im Kjölengebirge liegt. Er besuchte die benachbarten Kupferminen und von da die nächste Station der Lappländer. Er fand dies Volk grade in derselben Verfassung, wie es vor ihm andere Reisende, besonders De Capel Brooke, geschildert haben. Arm und dürftig, aber munter, fröhlich und zufrieden und, wie es dem Reisenden vorkam, dem Branntwein und Taback vorzüglich ergeben. Bei dieser Excursion von 120—30 Meilen in der Gegend umher findet B. keine Veranlassung, seine in seinem frühern Werk über Norwegen geäußerten Ansichten in Betreff der norwegischen Landleute zu ändern. Es ist bekannt, daß Lieutenant Breton ganz entgegengesetzter Meinung war. Diesem begegnete auf seiner Reise durch Norwegen nichts als Grobheit, Betrug, Unreinlichkeit und Trunkenheit. Besonders seine Führer waren alle Betrüger und die Bootsleute lauter Trunkenbolde, zwei Menschenclassen, die Barrow und seine Begleiter auf ihrer ganzen Reise vielmehr sehr wohlgesittet, gutartig und mäßig gefunden haben. Diese Differenz der Urtheile ist um so seltsamer, da Lieutenant Breton höchstens zehn Tage früher denselben Boden betreten hatte und wahrscheinlich mit demselben Führer und denselben Bootsleuten gereist war, deren sich Barrow bei seinem zweiten Besuch Norwegens bediente. Allein Lieutenant Breton war, wie sich in dem seine Reise betreffenden frühern Artikel bereits ergab, ein Reisender, wie ihn sich die Länder **nicht** wünschen dürfen, der mit mattem Herzen, mit verschlossenem Auge und, um uns des sehr passenden Ausdrucks eines neuesten Humoristen zu bedienen, mit **zugeknöpften Sinnen** die Gegenden durchstreift, entweder niemals bei guter Laune, oder überhaupt nicht zum heitern und lebensfrohen Genuß qualificirt ist, der so ganz prosaisch und rationalistisch-flach Station für Station zurücklegt, das Vorzüglichste nicht bemerkt, oder doch kein Gefühl dafür hat, und anstatt dem Anerkennungswerthen seine gerechte Anerkennung angedeihen zu lassen, was doch wahrlich ganz ohne Enthusiasterei geschehen kann, es vorzieht, sich über schlechte Gasthäuser, grobe Reisegefährten und Flöhe zu beklagen. Man kann allen solchen Reisenden von Haus aus nur einen Rath geben: den, sich vorher **aufzuknöpfen**, bevor sie ihre Reise antreten, damit ihre Herzen weiter und ihre Beobachtungen weniger unreif werden. Herr Lieutenant Breton, der Alles grau in grau gemalt auf seiner Reise gesehen hat, mag es uns also nicht übel nehmen, wenn wir die Bemerkungen des Herrn Barrow den seinigen vorziehen. Weit besser ein wenig Enthusiasmus, oder wenigstens etwas couleur de rose für die äußern Gegenstände, als jene vornehmthuende Milzsucht, die alles Große, Edle, oder auch nur Annehmbare trübt, entstellt, verfälscht und herabsetzt. Nach einer Fahrt von sechs Tagen, welche insgemein bei wenig günstigem Wind zurückgelegt ward, gelangte die Jacht zum Gesicht der schneebedeckten Gebirge Islands, erreichte jedoch Reikiavik, bei fortwährend übelm Wetter, erst nach drei Tagen. Hier fand Herr Barrow in der Person des Gouverneurs eine alte Bekanntschaft; dies war ein dänischer Edelmann, mit welchem er einige Jahre früher die schweizerischen Alpen bereist hatte. Die Gegend um die Hauptstadt der Insel ist traurig genug. Folgende Beschreibung der dortigen Gärten, die wir ausheben, mag von dem dürftigen Zustande der Vegetation zeugen, während man in Norwegen unter höhern Breitegraden noch ganze Wälder von herrlichen Nutzbäumen findet, welche nicht unwürdig wären, zu Masten der größten Linienschiffe verwendet zu werden. „An jedes Haus, das einem bemittelteren Kaufmann gehört, sowie an die Wohnungen des Statthalters, Bischofs und Landvoigts, stößt ein kleines Stück Garten, das in der Regel nur dazu dienen soll, um die nöthigen Küchengewächse zu erbauen, deren aber allerdings nur wenige, und diese noch in einem dürftigen Zustande waren. Die Produkte bestehen insgemein in Kohl, Runkelrüben, Petersilie und Kartoffeln, die aber hier nur die Größe der Holzäpfel erreichen. Das Jahr unserer Ankunft wurde für kein ergiebiges gehalten; es war aber doch besser als manches

andere, wo alle Versuche, irgend ein Gartengemüse zu erbauen, fehlgeschlagen waren. Allein auch in dem besten Jahre kommen diese Gewächse nie zu einem Grad der Vollkommenheit. Rettige, Radieschen, Senf und Kresse schienen noch am besten fortzukommen, und waren nirgend so gut anzutreffen als in dem Garten des Gouverneurs, der mir auch mit vielem Vergnügen einige Exemplare der Bergesche zeigte, die, obschon sie eine ziemliche Reihe von Jahren in dem Garten standen, doch nicht über vier Fuß hoch waren. Auf den Besitz dieser Bäume legte der Statthalter, ein Gartenfreund, großen Werth, und sagte, daß dies die schönsten Bäume wären, welche in der Runde von mehren Meilen um die Hauptstadt anzutreffen seien." Wir übergehen die weitere Schilderung dieser freilich nicht eben ansehnlichen Stadt, der dort angestellten Beamten, sowie des in der Umgegend stattfindenden Salmenfangs, und geben dafür einige von den Details, die der Verfasser über die bekannten heißen Springquellen mittheilt, im Auszug. „Das unterirdische Feuer, welches die Veranlassung derselben ist, scheint den Kern der ganzen Insel zu durchwühlen, von welcher vielleicht eher als von irgend einem andern Lande behauptet werden kann, daß sie dereinst durch Feuer vergehen wird. Überall in der Umgegend waren die Wirkungen dieser Geyser sichtbar, in den zahlreichen, erloschenen vulkanischen Kratern, in den ausgebreiteten, mit Lava bedeckten Ebenen, und den gewaltigen Spalten und Klüften, zu den Füßen und an den Seiten der Anhöhen. In einen dieser Schlünde, der den Namen Allmannagaina führt, ergießt sich der Fluß Oxer-aa, einen schönen Katarakt bildend, der auf einer dem Werke beigegebenen Abbildung vorgestellt ist. Von dieser ungeheuren Kluft wird die Seite eines beträchtlichen Hügels bis auf eine Entfernung von drei englischen Meilen auseinandergesprengt. Die kleine Reisegesellschaft, bei welcher sich Herr Barrow befand, schlug auf die Nacht ihre Wohnung in der kleinen und sehr niedrigen Kirche von Thingwalla auf, von welcher ebenfalls eine Abbildung beigegeben ist. In dieser Gegend trägt die ganze Erdoberfläche Spuren der heftigsten, hier stattgefundenen Erschütterungen. Viele große Klüfte bieten sich hier dem Auge dar, und die scharfen Spitzen und Gipfel der zahllosen Bergkegel sehen aus wie vom Feuer verglast. Die Ebene, auf welcher die heißen Quellen, deren einige Wasser, andere Schlamm auswerfen, entspringen, hat eine Ausdehnung von 12 Morgen Landes. Der große Geyser liegt auf einem Walle, der sich beträchtlich über die Oberfläche der Ebene erhebt und auf seinem Gipfel ein beträchtliches Becken bildet. In dem Centrum dieses Bassins, von trichterförmiger Gestalt, ist eine schmale Röhre, aus welcher die Eruptionen erfolgen. Dieses trichterförmige Becken hat 4—5 Fuß in der Tiefe, und ist ein wenig ausgebogen, wie eine Untertasse. Das darin angesammelte Wasser stand bei unserer Anwesenheit 1½ Fuß hoch und war im fortwährenden Steigen begriffen; wir blieben auf der Stelle so lange, bis es überfloß, was wir für das sichere Zeichen einer nahe bevorstehenden Eruption hielten, besonders da das Wasser auf der Mündung des Trichters heftig zu brausen und zu kochen anfing. Wir hatten einen Thermometer bei uns, und dieser zeigte die ungefähre Hitze des Wassers auf 180 bis 190 Grad Fahrenheit. Trotz unseres sehnsüchtigen Harrens erfolgte jedoch kein Ausbruch, sondern das Wasser fing zu unserm Leidwesen wieder an zu fallen, bis das Becken ganz ausgetrocknet war. Diese Gelegenheit nahmen wir wahr, um das Becken genau zu messen; sein weitester Durchmesser beträgt 56 Fuß, und der engste 52 Fuß; die größte Tiefe ist etwas über 4 Fuß. Der Durchmesser der Röhre beträgt oben an der Mündung 18¼ Fuß; es verengt sich jedoch weiter hinab bis auf 10 oder 12 Fuß. Man kann also aus dieser beträchtlichen Weite auf die Heftigkeit und furchtbare Gewalt einer vollständigen Eruption schließen. Wir maßen die Tiefe der Röhre auf zwei Seiten, auf der einen betrug diese 67, auf der andern 70 Fuß. Die Seiten der Röhre sind ganz geglättet und glänzend, wahrscheinlich in Folge der unaufhörlichen Friction des Wassers, was auch mit dem Grund des Beckens der Fall ist, dessen Oberfläche, vollkommen eben und abgeglättet, an mehren Stellen das Ansehen des Achats hat und so hart ist, daß man nur mit Mühe Stücken mit dem Hammer herausschlagen kann. Was das Unbegreiflichste ist, ist, daß das Wasser des Geyser ganz klar und durchsichtig ist und ohne chemische Destillation niemals einen Bodensatz anlegt, und auch dann nur in sehr geringer Quantität. Man kann es Jahrelang in Flaschen aufbewahren, ohne das geringste Sediment darin zu finden. Der Wasserstrom, der von dem Bassin abfließt, findet seinen Weg an dem Abhang des Walles oder Damms herab, und theilt sich am Fuße desselben in zwei Arme, die sich wieder in den Huit-aa oder weißen Fluß entleeren. Auf dem Rande dieser kleinen Ströme findet man im Überfluß die außerordentlichsten und schönsten Incrustationen, die, gleich denen auf dem Rand des Beckens, eher durch den das Wasser begleitenden Dampf und Schaum als durch das Wasser selbst gebildet zu sein scheinen. Längs der Ufer dieser gelegentlich gebildeten Strömchen sind die Gräser und verschiedenartigen Wasserpflanzen alle mit Incrustationen bedeckt, von denen einige ausgezeichnet schön, aber zugleich so zart geformt sind, daß es mir, trotz aller angewandten Sorgfalt, unmöglich war, die Exemplare davon unversehrt bis Reikiavik zu bringen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

In Prag ist der erste Theil einer für vortrefflich ausgegebenen „Geschichte des Alterthums" (Obraz starcho sweto) von Dr. Smetanow in böhmischer Sprache erschienen; auch ist Balbi's „Geographie" ins Böhmische übersetzt worden.

Prof. Jungmann, Präfect des prager Gymnasiums, hat für sein großes böhmisches Wörterbuch, von dem soeben der zweite Band beendet wird, von der kais. Akademie zu Petersburg eine goldene Medaille erhalten. 60.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Die toscanische

Insel Pianosa

und

deren Colonisirung.

Nebst dem Plane eines Actien-Vereines.

Von

A. Zuccagni-Orlandini.

Herausgegeben von

Dr. Alfred Reumont.

Mit einer Karte der Insel Pianosa.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Der preuss. Consul, C. Stichling, in Livorno, hat im Laufe des vorigen Jahres die Insel Pianosa von der grossherzogl. Regierung in Erbpacht übernommen, und schon ist zur Ausführung des wichtigen Unternehmens der Colonisirung Alles vorbereitet. Der Anhang des Schriftchens enthält den Plan zu einem Actienvereine, um mit gemeinsamen Mitteln ein so schönes, aber die Kräfte eines Einzelnen wol übersteigendes Werk in seinem ganzen Umfange zu beginnen.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 239. — 26. August 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

44. Das Märchen im Traum. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen: Der Abend, die Nacht und der Morgen. Von Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 8. 16 Gr.

Es ist bewundernswerth, welcher Reichthum an Form und Erfindungsgabe in Raupach lebt und wie ihm stets neue Gestaltung zuströmt. In dem Laufe eines einzigen Jahres stellt er uns nicht allein sechs, sieben, acht neue Dramen hin, nein er producirt auch zwei neue Gattungen. Wie das Schauspiel: „Vormund und Mündel" als ein neuer Zweig aus Lessing'scher Wurzel erschien, so zeigt sich „Das Märchen im Traum" als eine neue Blüte aus Gozzi'schem Stamm. Beide sind voll solcher Eigenthümlichkeiten, daß sie für ganz neue Gestaltungen und Manifestationen der dramatischen Idee gelten können.

Der Stoff dieses dramatischen Märchens oder märchenartigen Dramas ist einfach, die Idee, daß des Weibes Tugend im Gehorsam beruhe und an ihm ankere, dieser Stoff ist nicht neu, aber er gibt einem Mann, wie Raupach ist, Gelegenheit, schöne Maximen zu verkörpern und diese mit mannichfachen poetischen Blumen zu bestreuen. Das Stück ist aus einem Guß ungekünstelt, tiefanregend, gedankenvoll und so leicht hingeschrieben, daß wir es für das Erzeugniß einer einzigen schönen Frühlingsmorgenstunde halten möchten, wenn die physische Möglichkeit dafür da wäre. Der Gang ist folgender. Laura, Herzog Uberto's Gattin, verlangt von ihrem Gemahl, nach Rom zum Carnevalsfest begleitet zu werden. Uberto muß dies versagen; sein Freund Leonardo bittet für den Wunsch der Gattin. Grollend dem Gatten, zum ersten Mal hingezogen zu Leonardo, geht Laura zu Bette. Nun kommen die Geister des Traumes und weben ihr wunderlich Gespinnst um Laura, die Schlummernde. Der Vorhang fällt. Es war „Der Abend". In der zweiten Abtheilung: „Die Nacht", stellen dieselben Personen nun das Gewebe des Traumes dar. Wir sehen Uberto, Laura und Leonardo auf der Reise nach Rom, in einer wilden Schlucht, die sie zu Fuß durchwandern, um an ihrer Kühle sich zu erquicken. Laura ist dankbar gegen Leonardo, dem sie die Reiselust schuldet. Ihr Töchterlein, Rosa, pflückt eine Giftblume und sofort erscheint ein Ungeheuer, das sie verschlingen will, wenn Laura sich seinem Lager entzieht. Auf ihren Hülferuf erscheint erst Uberto, der von dem Ungeheuer in die Flucht geschlagen wird, dann Leonardo, der es besiegt. Die Liebe wächst. Leonardo will fliehen, da fesselt ihn Laura mit dem Geständniß ihrer Liebe. Uberto überfällt Beide; Leonardo liegt in Fesseln und soll den Tod, Laura die gräßlichste Marter leiden. Nun erscheint ein Geist, bietet der Verzweifelnden Rettung in einer Phiole und führt sie an, den giftigen Inhalt in Uberto's Ohr zu leeren. Leonardo ist gerettet; aber grausend wendet er sich von der Retterin ab, die die Mörderin seines Freundes ist; Laura, dem Himmel fluchend, versinkt in den feurigen Abgrund. Chor. Der Vorhang fällt. Die dritte Abtheilung: „Der Morgen", beginnt. Laura erwacht, erschüttert, durchbebt von dem Traum, mühsam erringt sie ihr Bewußtsein wieder. Ganz Liebe zu dem edeln Uberto, weigert sie sich jetzt der Gewährung ihrer Bitte und folgt dem Gemahl vielmehr auf seiner Reise, die eben das Hinderniß für ihren Wunsch hergab.

Hier ist Poesie, Natur und edler Zweck der Läuterung. Dies kleine Stück wird uns stets als eine der schönsten Erfindungen Raupach's, als eine seiner vollendetsten Formen gelten. Es durchdringt uns mit Freude an der Poesie, mit edler Regung, mit Entzücken an der Tugend. Fast Alles darin ist unter ästhetischem Gesichtspunkte schön; Laura's Erwachen, die Zurückspiegelung ihres Fehls in dem kindischen Begehren Rosa's nach der Blume, Leonardo's tugendhafter Abscheu, Constanza's Warnungen haben hohen Anspruch auf poetische Geltung. Der Wechsel von Vers und Form ist überaus reizend, kurz, im Kleinsten wie im Ganzen wird der Dichter, der Geist von seinem Geschmack erkannt. Man könnte die Ausstellung machen, warum der Dichter nicht Das, was im Traume geschieht, sich in der Wirklichkeit begeben läßt: doch einmal ginge dann die Lehre verloren, daß der Tugend Geist uns als Ahnung wachend, als Traum im Schlafe umschwebt; zweitens aber verschwände dann auch das Bild der Reinheit, das Laura uns nun darbietet. Endlich ist die Form des Dichters freie Wahl. Einzelnes in dieser schönen Dichtung ist voll Weisheit und Tiefe. Wir können nur ein paar Proben darbieten: Raupach, der ehelos blieb, ist, wenn er es sein will, ein so tiefer Kenner der Ehe wie Hippel, Jean Paul und Schefer. Leonardo sagt der zürnenden Laura:

Entschuldigt meinen Freund, verehrte Frau;
Wir Männer sind der Sinnenwelt verfallen:
Bald fesseln uns des Alltagslebens Pflichten
Und zwingen uns ein rohes Handwerk auf;
Bald naht sich keck uns die gemeine Lust
Und reißt uns fort zu ihrem wilden Tanze.
Denn keine mitgeborne Heiligkeit
Zieht, wie um Euch, den Zauberkranz um uns,
Den keine Sünde wagt zu überschreiten.
Nimmts Euch nun Wunder, wenn hinabgezogen
In dieses Lebens Sumpf und rauhe Wildniß,
Wir unempfindlich werden für das Licht
Und für die Himmelsluft, worin Ihr wohnt?
Und, hat uns auch der ersten Liebe Flug
Zu Euch erhoben, doch von eigner Schwere
Bezwungen, bald aus Eurem Äther sinken,
Und dann vergessen, was wir dort gefühlt?

Und, wie zum Schluß Uberto das Geheimniß von Laura's Willensänderung zu erforschen strebt:

Laura.

O laßt mich schweigen! Dies Geheimniß eignet
Der dunkeln, innern Welt, wo keiner wol

So rein ist, daß er nicht des Richters Blick
Zu scheuen hätte. Nur, o mein Uberto,
Seid gut mit mir, habt Nachsicht mit der Schwäche,
Legt nicht den Maßstab eures stärkern Wesens
An die gebrechliche Natur des Weibes:
Gerechtigkeit wird gegen Frauen Härte,
Die Milde nur ist gegen sie gerecht, —

Und endlich die schönen Schlußworte:

O glaubt mir, theurer Freund, des Lebens Straße
Geht überall auf wildem Feuerstrom,
Der unten glühend wogend noch, nur oben
Mit einer leichten Rinde sich bezog.
Drum laßt uns leisen Schritts darüber wallen,
Und nicht verschulden des Gewölbes Bruch;
Daß wir dem Flammentode nicht verfallen,
Ach! Selbstverschuldung ist der schwerste Fluch!

Wir setzen diesem nichts hinzu als das Bekenntniß, daß uns dies Stück erschüttert und erfreut hat, beides tief und beides unter Dank und Beifall für Raupach's wunderbares Talent.

45. Conradin. Trauerspiel in fünf Acten von Fr. von Maltzahn. Güstrow, Opitz. 1835. Gr. 8. 9 Gr.

Ein wohlcomponirtes Gemälde vom Untergang der letzten Hohenstaufen, lebenvoll, von guter Zeichnung und poetischer Färbung. Der Contrast der Charaktere in Conradin und Friedrich von Östreich ist minder grell und gesucht, als er gemeinhin angetroffen wird; die Frauen, Beatrix, Conradin's Schwester, und Camilla, die Tochter des Verräthers Frangipani, sind mit vorzüglicher Sorgfalt gezeichnet; die Handlung, mit der Einnahme Roms beginnend und am Schaffot der jungen Fürsten endend, bewegt sich lebhaft durch die dazwischenliegenden Ereignisse, deren Mittelpunkt die Schlacht von Tagliacozzo, Anjou's Flucht und Conradin's Gefangenschaft bilden. Die vorzüglichste Gruppe, der Erfindung angehörig, ist die Scene, wo Karl von Anjou auf den schlummernden Gegner trifft und mehr von seiner Schönheit, die ihn an die Häßlichkeit seines eignen Sohnes erinnert, als von Motiven des Ehrgeizes angetrieben, den Mordstahl gegen ihn zückt, während Beatrixens Erscheinung ihn rettet. Diese Scene ist dramatisch, aber mit geringer Naturbeobachtung erfunden. Die Katastrophe ist ergreifend, des jungen Königs resignirter Tod mit Empfindung geschildert und der poetischen Gerechtigkeit durch Anjou's Reue und Frangipani's Verbannung genügt. Nur der Bischof von Cosenza bleibt hart und fest, selbst nach Clemens' versöhnendem Tode, denn er hat der Kirche gedient. Die Sprache des Verf. ist edel und gebildet. Er weiß Motive und den Ausdruck für sie zu finden; an mehren Stellen wird dichterisch ausgesprochen, was den Deutschen über die Alpen drängt, in das ihm verderbliche Hesperien.

Doch wie in Träumen hinter blauen Bergen
Das Schöne blüht, so auch für Deutschland jenseits
Der Alpen. Nicht zu Tage liegt das Gold,
Nur mühevoll erringts der Muthige —

Und:

Camilla.

O jene Franken, immer zierlich, glatt,
Und Alles doch mit frechem Spott verhöhnend,
Sind mir verhaßt, wie Euch. Doch anders war der Deutsche.
Auf dem zusammgesunkenen (!) Altar
Des alten Roms entzündet er aufs Neue
Der Freiheit und des Muthes helle Flamme.
Nicht blieb er Sieger, wir bezähmten ihn
Mit sanfter Sitte leichtem goldnem Zügel.
Denn ihn trieb Sehnsucht nur aus kalten Wildern,
Daß seiner reichen Seele Kraft erblühe
Am mildern Sonnenlicht, an holder Kunst.

46. Öhlenschläger's dramatische Dichtungen. Zwei Theile. Hamburg, Campe. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. zeigt sich hier nur noch als eine Ruine seiner selbst. Öhlenschläger, entweder durch die Kritik verwöhnt, oder ohne die Geistesstärke, die dazu gehört, ihrer mahnenden Stimme zu folgen, bietet das unerfreuliche Schauspiel eines fortwährenden Zurückgehens dar, von „Correggio" und „Axel und Wallburg" ab; nur im Singspiel behauptete er bisweilen noch seinen alten Rang; der Anblick des Abwelkens ist aber bei geistigen Blüten noch schmerzhafter als in der Blumenwelt. Kraft und Geschmack wurden dem Verf. in gleichem Maße untreu.

Das tragische Drama „Tordenskiold" ist durch und durch eine Verkehrtheit, ein häßliches, geschmackloses Gemälde. Wie sehr der Verf. sich alles Adels dabei entkleidet hat, wie sein Blick, vom Großen abgewendet, nur das Kleinliche fixirt, zeigt z. B. seine Anweisung für den Zweikampf Stahl's und Tordenskiold's (S. 148), die fast noch lächerlicher ist als Müllner's „Weint beträchtlich". Hier heißt es: „Stahl fällt in einer Terz heraus, die Tordenskiold parirt; wie dieser aber gar zu schnell seinem Gegner wieder einen Stoß geben will, hält Stahl den Arm steif und durchbohrt Tordenskiold mit einer Quart unterm rechten Arm; er zieht den Degen in einer Terz zurück." Eheu! — Das zweite Stück: „Der falsche König Olaf", Tragödie, ist nicht ärmer an Zügen, die unser unwillkürliches Lächeln erregen. Man erlasse uns die nähere Analyse des Trauerspiels, die ein trauriges und schmerzliches Geschäft sein würde. Ingeborg's Abschiedsworte:

Und laßt die kleine Klosterglocke
Zu dem Begräbniß klingen.
Dann faltet er zur Himmelfahrt
Hinaus die weißen Schwingen ...

Margareth.

Auch Seelenmessen les' ich ihm.

Ingeborg.

Wenn klingt des Frühlings Flöte?
O Gott sei Lob! So lächelt ihm
Himmlisch die Morgenröthe!

geben eine Vorstellung von dem in diesem Trauerspiel herrschenden kindischen Geist. Gegen die ersten Bedingungen der Tragödie verstößt das tragische Drama, „Die italienischen Räuber", im zweiten Theil. Die Personen des Helden, Massaroni, für die wir doch ein Interesse ergreifen sollen, wird uns als ein blutgieriges Thier gemalt, dem dann doch wieder Züge von Adel und Sanftmuth angedichtet werden, die das eben erfaßte Bild wieder gänzlich aufheben und verwischen. Das Sujet ist der bekannte Überfall des Seminars in Terracina durch Räuber vor etwa 15 Jahren. Der Verf. setzt nun diesem Seminar einen Deutschen, Treumann, als Rector vor und läßt seinen geraubten Sohn, Fernando, durch einen andern Deutschen, Richter, wieder befreien. Held Massaroni stirbt von der Hand eines Wahnsinnigen. Das Ganze ist nicht blos schlecht, sondern widerwärtig durch die ohnmächtigen Versuche, aus Massaroni eine bedeutende Gestalt zu machen. Die Geschmacklosigkeit der Erfindung aber kann kaum weiter gehen, als sie hier geht. Marielisa's Leichenrede über den todten Massaroni gelte als Probe hiervon:

Marielisa.

... Ist er schon todt,
Mach' ich mir nichts daraus — es ist mir sehr
Gleichgültig — wie die ganze fade Welt!
Ich hoffe doch, er hab' den Dolchstoß grad'
Ins Herz bekommen? — Ja, es scheint ....

An andern Stellen ist der Sprache sträfliche Gewalt angethan, und selbst an grammatikalischen Schnitzern fehlt es nicht, wofern diese nicht Druckfehler sind. Zu Öhlenschläger's Ruhm könnten wir nur wünschen, diese Sammlung spät nach dem geistigen Tode des Dichters geborner Kinder wäre nicht erschienen.

47. Jucunde. Dramatisches Taschenbuch für 1836 von Karl Blum. Mit dem Bildnisse des Fräulein Charlotte von Hagn. Berlin, Enslin. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Hr. Karl Blum hat unter vielen sehr mittelmäßigen Dramen ein gutes gegeben: „Capricciosa", und dies eine ist in die

ser Sammlung enthalten. Dies vortreffliche Stück ist bekanntlich von Federici entlehnt, und wiewol Hr. K. Blum sagt, daß er diesem nur die Grundidee, die ihm gefiel, verdanke, so können wir doch versichern, daß er ihm noch etwas mehr verdankt; seine Verschuldungen aber nicht anerkennen, heißt undankbar sein. Namentlich gehört die ganze Charakteristik und ein sehr großer Theil des Dialogs dem italienischen Original: „Non contar gli anni ad una donna" an, und selbst der alte Oberst ist darin vorgebildet. Das Stück gehört, wie es jetzt ist, zu den effectreichsten Lustspielen, die wir kennen; es ist Muster und Vorbild, und gewinnt und verdient unsern vollsten Beifall. Das Schauspiel: „Der Hirsch", in zwei Abtheilungen, ist dagegen nur zu den gewöhnlichen naiven Rührspielen zu zählen, die auf die feine Koketterie einer hübschen Schauspielerin berechnet sind. Guglielmina ist hier, was an andern Orten des Goldschmieds Töchterlein u. s. w. ist; die Intrigue ist übergewöhnlich. „Pietro Metastasio", historisches Lustspiel in vier Aufzügen, nach Federici, hat nichts Ausgezeichnetes als den verwunderlichen Titel eines historischen Lustspiels, der, mit Erlaubniß des Hrn. Bearbeiters, etwas sinnlos ist. Wir begreifen allenfalls die Bezeichnung „historisches Schauspiel"; aber ein historisches Lustspiel ist uns ein kritisches Räthsel. Auch hat die Sache nichts Lustiges in sich; es geht vielmehr ganz ernsthaft darin zu. P. Trapassi (Metastasio) wird vom Dichterberuf dem Advocatenhandwerk entzogen und geht nach Wien, als kaiserl. königl. Hofpoet. Eine närrische Liebe kann ihn selbst daran nicht hindern und wird natürlich mit besiegt. Das Lustspiel: „Lisette, oder Vorgen macht glücklich", in einem Act, ist aus den gewöhnlichsten Lustspielelementen zusammengesetzt, ohne selbst in dieser Zusammensetzung das Verdienst der Originalität zu haben; denn es wiederholt den Plan des „Amant preté". Der Dorfschulz Bastian und Henriette von Eichen sind jedoch gut gezeichnete Gestalten und das Ganze macht ein mäßiges Interesse geltend; der Verf. aber gehört jenen praktischen Bühnenkennern an, die, ohne hervorstechende Gaben für ihr Fach, das Schickliche und Gefällige leicht auffinden und wiedergeben.

43. Die Geopferten. Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Braun von Braunthal. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1835. 8. 16 Gr.

Müllner's Sprache und seine Trochäen, etwas aus „Romeo und Julie" und italienische Räuberscenen, nebst einem verkappten Räuberhauptmann, welcher edel von den Schüssen seiner Banditen fällt, das sind die Ingredienzien dieses Trauerspiels. Jedem Leser ist bekannt, worauf er hiernach zu rechnen hat; wir wollen der Mischung nichts nachsagen, als eben, daß sie eine Mischung ist und kein Gewächs aus einem Stiel. Abenteuerliches genug begibt sich darin. Federigo, um Bettina's willen Räuber, rettet sie aus Grabesnacht, gibt sie ihrem Gatten wieder und stirbt, von den Kugeln seiner Leute schwer getroffen. Die Diction ist die bei gereimten Trochäen stereotype. Es ist, als wenn dies unglückselige Metrum einen Zauber übte, der alle Die, welche es gebrauchen, in Müllner'sche Gedanken hineinzwänge. Der Ausdruck in der That nimmt eine Monotonie an, die einem echten Dichterohr niemals befriedigend klingen kann; abgesehen selbst davon, daß das Abrupte, Schwerfällige, Mühsame und der poetischen Sprachweise Widerstrebende in diesem Rhythmus ihn für das Drama gänzlich unbrauchbar macht. Selbst fließend geschriebene Verse, wie diese, haben in dieser Cadenz etwas Melancholisches und Unverständliches, das sie auf die Länge hin widerwärtig macht. Z. B.:

Federigo. — Ein Räuberwunsch —
Doch ein Wunsch. Geliebt sich wissen,
Es erfreut; so ist der Mensch! (?)
Das Bedürfniß seines Herzens
Tödtet selbst das Elend nicht.
Ich umfaßte sie — o still!
Das ist aus, der Traum ist hin.
Der Entsagung Geißel will ich
Schwingen auf der Wünsche Leib,
Bis sie blutend mich verlassen u. s. w.

Diese Metapher ist gut. Unstatthaft aber ist gleich das Folgende:

Geächtet
Weich' ich deinem Unschuldstritte,
Reines, engelgleiches Wesen.

Was ist ein „Unschuldstritt"? Zu so falschen Wortbildungen verleitet ganz besonders dieses Versmaß, das alle Musen aus dem Drama verbannen mögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Barrow's Besuch auf Island.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Auf einem andern Theil dieses phlegräischen Gefildes befindet sich ein kleinerer Geyser, den die Isländer Strokr (Schüttler, Zitterer) nennen und welchen Barrow für den neuen Geyser des Sir John Stanley hält. Er war vollkommen ruhig gewesen die Zeit daher bis zu unserer Ankunft, unsere Führer bohrten jedoch, um eine Eruption zu veranlassen, heftig darin herum und warfen tüchtige Stücken Torf in seine Öffnung. Und wirklich erfolgte in kurzer Zeit, so als ob der heiße Quell eine solche rohe Behandlung übel vermerkt hätte, ein Ausbruch; es stieg eine gewaltige Schlamm- und Wassersäule auf, mit den Torfingredienzien vermischt, so schwarz wie Dinte, welche die kolossale Höhe von 60—70 Fuß erreichte und in dem Zustande des Aufsteigens 8—10 Minuten begriffen blieb, worauf sie sich senkte und die Wasseroberfläche wieder ganz ruhig wurde. Die Torfstücke waren in großer Schnelligkeit ganz in ihre Atome aufgelöst und mit dem Wasser vermischt worden, sodaß dieses nicht sogleich wieder seine durchsichtige Klarheit erlangte.

Nach einem dreitägigen Warten hatten B. und seine Gefährten endlich doch noch die Freude, einer Eruption des großen Geysers aus der Entfernung beizuwohnen. Die ungeheure Wasser- und Dampfsäule erreichte die Höhe von einigen 80 Fuß, und zu derselben Zeit spien auch die kleinern umliegenden Bergkegel Wasser und Dampf aus, als ob das in dem größern Vorgehende auch sie miterregt hätte. Herr B. bemerkte auch, daß die kleineren Kegel den Ausbruch des großen Geysers durch eine gesteigerte Bewegung gleichsam vorbereiteten und daß die Auswürfe des einen sich verschwächten, wenn die der umgebenden schwächer wurden. Zunächst besuchte B. den kleinen Hafen Havnefiord, zu welchem man durch eine mit rauhen Lavablöcken ganz angefüllte Ebene gelangt; diese, bis zu 10, 15 und 20 Fuß hoch, bilden ein vollkommenes Labyrinth. Man bemerkt an ihnen die deutlichsten Spuren ihrer ehemaligen Flüssigkeit, sie sind zellenförmig, blätterig und gebröckelt und augenscheinlich aus dem Grunde zu ihrer gegenwärtigen Stelle aufgestiegen. Kein Hügel war in der ganzen Umgegend zu bemerken, aber die ganze Ebene bestand aus wellenförmig aneinandergereihten Felsenhöckern. Barrow fügt aus dem Reisetagebuche des Dr. Holland, der die Insel früher besuchte und unserm Reisenden sein Manuscript freundlich mittheilte, folgende Stelle bei: „Augen, die an einen ähnlichen Anblick nicht gewöhnt sind, können nichts seltsamer finden als den Anblick dieses ausgedehnten Lavabettes. Ein ausgebreiteter verwirrter Haufen felsiger Massen, merklich höher als der Grund und Boden der Umgegend, bietet sich dem Blicke dar und zerlegt sich in die mannichfaltigsten Gestalten und abenteuerlichsten Bildungen. Ein enger und rauher Pfad führt durch die Lava, auf welchem der Wanderer fortschreitend zahllose Spalten, Löcher und Höhlen bemerkt, deren einige von eingesunkenen Felsenmassen herzurühren scheinen, andere wie Krater aussehen, aus denen die feuchte Masse einst geflossen. Die Annäherung an den Hafenort ist schwierig, denn überall

versperrten die Lavablöcke den Weg; endlich erreicht man eine kleine zurückgezogene Bucht, an deren jenseitigem Ende 15 bis 20 Wohnungen erbaut sind, gleich denen der Hauptstadt aus Holz, aber den Gebäuden von Reikiavik noch vorzuziehen."

Nächstdem begab sich der Verf. nach Bessastedt, das von dem Hafenort nicht weit entfernt liegt. Daselbst ist ein Seminar für junge Geistliche; es war jedoch eben Ferienzeit und die Studirenden hatten sich im Lande zerstreut. Die Art und Weise, wie diese zusammenlegirt sind, ist freilich dürftig genug. Sie müssen je zwei und zwei in einem Bett liegen. B. beschreibt ihr Schlafzimmer als eine Art von Menagerie, mit Zellen auf beiden Seiten, die man vielleicht eher Ställe nennen könnte. Auch alles Andere, was zu ihrer Häuslichkeit gehört, befand sich in höchst dürftigem Zustande. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 40. Es sind drei Lehrer angestellt: der erste, der den Titel Professor der Theologie führt, lehrt das Griechische und Hebräische; der zweite, der Lector genannt wird, besorgt den Unterricht im Lateinischen, in der Geschichte, Mathematik und Arithmetik. Ein dritter unterrichtet im Dänischen, Deutschen und in der Landessprache. Die der Anstalt überwiesenen Fonds sollen eben ausreichen für den Gehalt der Lehrer und um den Schülern freie Kost, Kleider und Bücher zu gewähren. Es mag, um in wissenschaftlicher Hinsicht einen höhern Begriff von der Anstalt zu gewinnen, als die äußere Einrichtung verschaffen kann, hier bemerkt werden, daß einige der besten und gelehrtesten isländischen Werke im Bessastedt-Collegium entstanden sind. So hat die königliche Societät der nordischen Alterthümer in Kopenhagen unlängst fünf in dänischer und lateinischer Sprache geschriebene Bände, unter dem Titel: „Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum borealium" herausgegeben, welche das Werk des Hrn. Eglisson, Lectors an der Collegiatschule zu Bessastedt, sind. Dasselbe enthält, wie schon der Titel gibt, historische Sagen, die sich auf frühe Thaten und Begebnisse der Isländer beziehen, besonders auf die Thaten der Dänen in England, von der Mitte des 10. bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts, eine in der englischen Geschichte ziemlich dunkle Periode, weshalb es wahrscheinlich ist, daß spätere Geschichtschreiber des angelsächsischen Zeitabschnitts das Werk des gelehrten Isländers nicht unbenutzt lassen werden.

Viel bedeutender als die öffentlichen Unterrichtsanstalten ist in Island die häusliche Erziehung. Der ärmste Landmann, bei dem wir kaum das Mindeste finden, was wir häusliche Bequemlichkeit und Behaglichkeit nennen, ist dort besser unterrichtet als in unsern Landen die begüterten Bürger in den Städten, und ebendeshalb auch zufriedener und glücklicher. Dr. Holland, einer der unterrichtetsten, gebildetsten und empfänglichsten englischen Reisenden, bemerkt von den isländischen Landleuten: „Die Sonne des Sommers findet sie emsig beschäftigt mit Erwerbung ihres Unterhaltes auf stürmischem Meer oder unfruchtbarem Boden. Aber die lange Zurückgezogenheit des Winters gibt ihnen sowol die Muße als die Lust, ihre angeborenen Geistesfähigkeiten auf angemessene Weise auszubilden. Während dieser unwirthlichen Jahreszeit, wo es fast immer Nacht am Himmel ist, sammeln sie daheim die Glieder der Familie um sich und erzählen ihnen die Thaten und Ereignisse ihrer Vorältern, von denen sie den theuern Besitz jener Freiheit ererbten, die sie in ihrem wüsten Eiland so trefflich zu bewahren wissen." Diesen schönen Worten, die im altrömischen Geist des Fabricius und Cincinnatus geschrieben sind, fügt Barrow noch folgende Bemerkung bei: „Die Autorität, welche der dortigen Geistlichkeit kraft des Gesetzes verliehen ist, nicht früher ein Frauenzimmer zu verheirathen, als bis sie zu lesen und zu schreiben versteht, ist eine vortrefflich zu nennende Einrichtung, und hieraus schon allein kann man sich erklären, warum die Landleute auf Island jedem andern europäischen Volke an Bildung so weit überlegen sind. Von der Mutter lernt dort das Kind die ersten Elemente des Unterrichts, und was unsere neueren Erzieher so dringend als heilsam empfehlen, findet dort von selbst statt, daß die Mütter die Kinder lesen lehren. Auch die Anfänge der Religion und Sittenlehre vermag eine isländische Mutter ihren Kindern einzuprägen. Wie wenige der unsrigen vermöchten dies! Auch die norwegische Geistlichkeit hat neuerdings das Recht, jedem Kinde die Confirmation zu verweigern, das nicht lesen und schreiben und auf die Hauptfragen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre genügende Antwort ertheilen kann. Die Geistlichen auf Island sind, wie es sich wol erwarten läßt, in ökonomischer Beziehung sehr schlecht gestellt. Ihr Einkommen ist zu schmal, als daß sie immer Arbeitsleute füttern und bezahlen können, und es ist deshalb nichts gewöhnlicher, als den Pfarrer eines Kirchspiels in einer groben wollenen Jacke, Pumphosen und Pelzstiefeln beim Grasmähen, Torfstechen und Heumachen zu finden. Die Pfarrer sind auch alle Grobschmiede aus Nothwendigkeit: der Fuß eines isländischen Pferdes würde vielfach verletzt werden durch die scharfen Felsenstücke und Lavafelder, wenn es nicht immer auf scharfen Eisen ginge; der große Versammlungsort der Landleute ist die Kirche, und hat auf dem Wege dahin ein Pferd ein Eisen verloren, was nicht selten geschieht, so sieht man den Pfarrer sein Schurzfell umlegen, das kleine Kohlenfeuer in der Schmiede, deren eine mit jeder Pfarre verbunden ist, anschüren und als ein rüstiger, geübter Hufschmied das verlorene Unentbehrliche in kurzer Zeit wiederersetzen. Sogar die Kohlen, welche zu diesem seinem Nebenhandwerk gehören, muß er sich im nächsten Gehölz von Zwergbirken selbst brennen und auf dem Rücken seines Pferdes mit nach Hause nehmen."

Dieser harten Arbeiten ungeachtet treibt der isländische Pfarrer in den Mußestunden, die ihm übrig bleiben, mit Eifer und Lust das Studium der Literatur. Henderson, der vor 20 Jahren Island besuchte, fand dort einen würdigen Pfarrer, Thorlakson, der damit beschäftigt war, das „Verlorene Paradies" in seine Muttersprache zu übersetzen. Pope's „Versuch über den Menschen" hatte er bereits vollendet. Von dem „Verlorenen Paradies" hat die isländisch-literarische Gesellschaft nur die drei ersten Gesänge herausgegeben; das übrige mußte, als zu kostspielig, liegen bleiben. Diesen Pfarrer fand H. beim Heumachen auf der Wiese. Er lud die Besuchenden mit patriarchalischer Herzlichkeit in seine ärmliche Wohnung. Sein Studirzimmer, nicht über acht Fuß in der Länge und sechs in der Breite, war auch sein Schlafzimmer. Die Thür desselben war kaum vier Fuß hoch. Ein einziges kleines Fenster warf das Tageslicht auf den rohgezimmerten Tisch, wo der friedselige Mann sein geistiges Tagewerk förderte. Es ist bekannt, daß die Literary-Fund-Society in London diesem um die englische Literatur verdienten Manne eine angemessene Gratification zukommen ließ. Er schrieb dafür ein Danksagungsschreiben, dessen elegantes Latein sehr gerühmt wird. 80.

Literarische Notizen.

Joseph Micali, der bekannte Verf. der „Storia degli antichi popoli d'Italia", eines Werks, welches bei seinem Erscheinen so große Anerkennung fand, daß es dem Verf. in kurzer Zeit nicht weniger als sieben Orden der vorzüglichsten europäischen Staaten, z. B. Frankreichs, Östreichs, Preußens, Sardiniens u. s. w., eintrug, ist kürzlich von einer großen Reise in Italien, Frankreich und England zurückgekehrt und arbeitet jetzt an einer Geschichte der Handelsstaaten von Italien im Mittelalter, wozu er auf seiner Reise vieles nicht unerhebliche Material gesammelt hat.

In Rußland wird nächstens eine Übersetzung von Capitain d'Urville's „Reise um die Welt", mit Anmerkungen vom Admiral Krusenstern, erscheinen.

Rugendas' „Pittoreske Reise nach Brasilien", mit französischem und deutschem Text ist nun complet in 20 Folionummern, welche 100 Abbildungen enthalten, erschienen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 240. — 27. August 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

49. Dramatischer Bildersaal. Almanach für 1836. Von J. H. Wilke. Erster Jahrgang. Braunschweig, J. H. Meyer. 1835. 8. 1 Thlr.

Wieder eine neue Sammlung und wieder ein schlecht gewählter Titel; und die alten und gutbetitelten Sammlungen vermögen sich doch kaum zu halten. Was ist ein „Dramatischer Bildersaal"? Höchstens eine Sammlung von Scenen und Gruppen aus Dramen, und eine solche will der Verf. doch nicht geben. Nein, er liefert vielmehr drei ganz ausführliche Stücke. Ist dies nun ein Bildersaal? Hat das nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einem solchen? — Doch seien wir dem jungen Talent, das sich hier zeigt, freundlicher; es ist etwas in diesen Leistungen, das uns zum Wohlwollen stimmt; etwas Bescheidenes, Schüchternes und doch Sicheres, seines Werthes sich Bewußtes. Das Trauerspiel: „Uncas, oder der letzte Mohikan", nach der bekannten Cooper'schen Erzählung, würde in seiner Führung einem geübten Bühnendichter nicht zur Unehre gereichen; in seiner frischen, jugendathmenden, blühenden Diction ist es hervorstechend. Es macht uns warm, selbst im Lesen; es haucht uns sympathetisch an und thut uns wohl; es fesselt und erfreut durch einen großen Reichthum poetischer Bilder und Blumen. Das, was man gemeinhin „schöne Sprache" nennt, beherrscht der Verf. ganz, und nicht minder rein und wohllautend tritt sein Vers auf. Gefühl für seine Bedeutung zeigt sich darin, daß der Dichter ihn für die heroischen Charaktere aufspart, die untergeordneten Gestalten aber in Prosa sprechen läßt. „Die Wahl des Herzens", romantisches Schauspiel in zwei Acten, nach einer poetischen Erzählung Prätzel's, ist ein sehr gefälliges Drama. Zwei Liebende haben beide idyllische Gestalten angenommen, Hirtin und Jäger, und beschuldigen sich nun gegenseitig des Truges, als ihr gräflicher Stand entdeckt wird. Natürlich endet Alles im schönsten Einverständniß. Auch hier sind Vers und Sprache fein und geschmackvoll. Das letzte Drama: „Wallhaide", Drama in einem Act — frei bearbeitet, wonach? ergibt sich nicht — verirrt sich etwas ins Gräßliche hinein. Palma, des Paschas Favorite, welcher Wien belagert, trifft hier mit Max Szalatinsky zusammen, in dem sie ihren treulosen Geliebten, Vater ihres Cigantin, erkennt. Dieser soll den unbekannten Erzeuger mit Gift oder Dolch ermorden. Doch er nimmt selbst das Gift, warum ist nicht klar, Palma zeigt sich als Wallhaide, versöhnt sich mit dem zerknirschten Treulosen und erdolcht sich selbst, während jener sich den Tod suchend in das Schlachtgewühl stürzt. Die Gattung, der dies Stück angehört, ist seit lange schon verrufen genug: wir haben nicht nöthig, ihr einen späten Krieg zu erklären. Der Verf. aber zeigt auch hier Kräfte und Anlagen, und muß uns daher überhaupt für einen solchen gelten, dessen Ermunterung die Pflicht einer umsichtigern Kritik ist. Er fahre nur fort!

50. Dramatische Desserts für das Jahr 1836. Herausgegeben von E. M. Öttinger. Hamburg, Magazin für Buchhandel ꝛc. 8. 2 Thlr.

Noch ist kein Jahr mit dramatischen Sammlungen so gesegnet, mit dramatischen Leckerbissen so fetirt worden, wie das Jahr des Heils 1836. Komödien im Einzelnen sind nicht mehr zu verkaufen, man sammelt sie daher und lockt mit solcher vollen Schüssel wenigstens die Bühnendirectionen. Eh bien — soit; wenn die Schüsseln nur Genießbares enthalten. Die vorliegende liefert zunächst ein recht schmackhaftes Lustspiel: „Wie ist das zugegangen?" Fast möchten wir diese Frage an die Verfasserin, Madame Birch-Pfeiffer, richten, die uns bisher nur ziemlich geschmackloses, ungesalzenes oder überpfeffertes Gemengsel dargeboten hat. Dies Lustspiel in einem Act ist wirklich recht hübsch und der überraschende Kern überwindet hier selbst die Philisterei der Form und die Schwerfälligkeit der Darstellung. Poesie erwarte man nicht, aber eine gutdramatisirte Anekdote wird der Leser finden. „Die Witwe und ihr Mann", von Angely, ist ein lebhaftes, gefälliges einactiges Stück, in der Idee zwar nicht neu, aber mit der Laune, die man an Angely kennt, dialogisirt. „Der Spiegel des Tausendschön", Burleske von Blum, in einem Act, gehört zu des Verf. besten Leistungen. Die Lehre: „Bleib arm und ehrlich", ist zwar nicht neu, aber das Ganze, an die wiener Allegoriespiele erinnernd, hat ein Recht zu gefallen. Das Stück ist in Berlin sehr beliebt. „Die Ehrendame", nach Dupin, von Cosmar, klingt zu ernste Saiten an, um ein gutes Lustspiel zu sein. Der fleckenlose Ruf eines Mädchens kann so nackt wie hier nie Gegenstand eines Lustspiels sein. „Der Regenschirm", Schwank in einem Act von Öttinger, ist breit und ohne Laune geschrieben, wiewol der Schluß gefällig ist. Das Bonmot: „Karnikel hat angefangen", gibt einen guten Maßstab für des Verf. Geschmack ab, der offenbar nicht weit, d. h. vom Neumarkt in Berlin, her ist. „Das Königreich der Weiber, oder die verkehrte Welt", Burleske in zwei Acten mit Gesang, von Fr. Genée, ist die Krone der ganzen Sammlung. Mehr zwar für die Darstellung als für einsame Lecture berechnet, enthält dies dreist und originell erfundene Stück doch Witz und Laune für zwei, unterhält mit geistreichem Spott und gewährt den Eindruck des Sinnreichen durch seine Erfindung. Ist es nicht bedeutend, so ist es doch wenigstens lustig, und das ist mehr, als man von vielen heutigen Lustspielen sagen kann. Gleich das folgende Originallustspiel: „Der Journalist" von Öttinger, hat beiweitem weniger Anspruch auf Originalität und auf Lust, als „Die verkehrte Welt". Es hinkt unter verbrauchten Elementen umher und weiß sich keinem recht zu assimiliren. Der Hauptspaß besteht wieder in einer Verkleidung der Braut als Husar und als Gerichtsdiener. Man kennt das. In Summa, diese Dessertschüssel mag gelten und wird zum Kosten empfohlen.

51. Tassilo. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiele. Von C. Weichselbaumer. München, Literaristische Anstalt. 1835. 8. 1 Thlr.

Mit diesem schönen Trauerspiel schwingt sich der Verf. in die Reihe der dramaturgischen Notabilitäten empor und nimmt Sitz und Rang zwischen Immermann, Schenk und Grillparzer ein. Wir können diese Arbeit dem Studium junger Literatoren in mehr als einem Betracht empfehlen. Zuerst zeigt sie das Gewicht vaterländischer Stoffe, dann Ziel, Sicherheit und Mäßigung, nächstdem tragisches Verständniß und feste, aber feine Charakteristik; endlich Reinheit der Sprache, Mannichfaltigkeit des Verses und Reichthum im poetischen Ausdruck. Unter allen diesen zusammengefaßten Gesichtspunkten ist „Tassilo" eine der tüchtigsten und abgewogensten Tragödien der letzten Jahre. Ihr einziger Fehler ist die Abgerissenheit der Handlung, die zwei ganze Lebensläufe umfaßt, und der ruhelose Wechsel der Scene. Doch dafür heißt es ein „historisches Trauerspiel", und die Gattung selbst einmal zugegeben, erfüllt es den Begriff und Charakter eines solchen. Ausgezeichnet durch die Charakterzeichnung der durch Gemüthsneigung verbundenen, durch Rücksichten der Herrschaft getrennten Heroen der deutschen Vorzeit, der beiden edeln Gegner, Karl des Großen und Tassilo, versäumt der Dichter nichts, was die Fabel seines Stücks anziehend, was seinen Ausdruck geschmückt und erhaben erscheinen lassen kann. Der Begegnung der beiden edeln Nebenbuhler im Vorspiel, zu Worms, zu Ingelheim und im Kloster bei Rouen wohnt stets ein hohes Interesse bei und Niemand kann dem erhaben aufgefaßten Streit seine innige Theilnahme versagen, wenngleich das Unterliegen des reinern und höhergestimmten Baiernherzogs kaum je zweifelhaft ist. An schönen und lieblichen Zügen ist in diesem poetischen Gemälde durchhin Überfluß; man fühlt den reichen Dichter durch, der beiweitem nicht alle seine Schätze auf einmal offenbart. Ein paar Proben seiner Gedanken und seines Ausdrucks seien uns verstattet. Im Vorspiel deuten sich die Charaktere des jungen Karl und des jungen Tassilo an.

Karl.

Dies Reich gedenk' ich zu gestalten.

Tassilo.

Das ist ein kühner Traum, mein lieber Vetter.

Karl.

Traum? — Ja — die Kleinen kommen an auf Erden,
Und träumen Glück und Sorge, Lust und Schmerz,
Und schlummern wieder ein, als Staub im Staube.
Allein das Große lebt, um nie zu sterben,
Ans End' der Zeiten reicht der Helden Schimmer,
Und ginge auch die ganze Welt in Trümmer,
So eilt' der Himmel ihren Ruhm zu erben.
Gleichgültig ist des Kleinlichen Bestehn,
Jedoch das wahrhaft Große — muß geschehn.

Schön sind auch die warnenden Worte Desider's:

Vererbe keine Unthat auf die Deinen,
Damit auch dein Reich bleibe deinen Erben.

woran sich eine vorgreifende Prophezeiung natürlich anknüpft. Karl selbst fühlt:

... Es ist ein undankbares Amt,
Der Schöpfer einer neuen Zeit zu sein.
Gleich einem Riesen, einem Ungeheuer,
Steht er umringt von tausend Schauern da,
Gefürchtet von den Frommen, Reinen, Guten,
Verfolget durch der Bösen muth'gern Haß ...

Aber dennoch muß er die einmal beschrittene Bahn durchwandeln, Desider erdrücken und Tassilo, den Arglosen, verrathen, besiegen. Erst an dem Sterbelager des edeln Feindes wird sein Unrecht ihm klar, als der sterbende Gegner im prophetischen Bilde den Fall von Karl's Stamm und die Glorie des eignen vor ihm enthüllt:

Doch untergehn wird Eures Ruhmes Sonne,
Und keines edeln Willens Sternenglanz
Die Schatten Eures Unrechts mild erhellen ...
Meins aber, wunderbar erhalten, wird ...
In prächt'ger Fürstenreih' die Zeit durchschreiten,
Die Königskrone seh ich's herrlich tragen
Und fernen Völkern Könige verleihn ....

So stirbt Tassilo, besiegt, weil er für die Rauhheit seiner Zeit zu sanft und mild war. In den Frauen Gerberga, Irmengard und Luitberga spiegeln sich die beiden heroischen Charaktere gesänftigt wieder und geben dem Bilde Wechsel und Fülle. Die Treue hat zwei Repräsentanten sehr verschiedener Art in Gawin und Robert, Träger der Wirkungen von den Tugenden ihrer Herren. Dies echt dichterische Charakter-Trauerspiel kann durchaus als ein classisches Vorbild für diese Gattung von Dramen gelten.

52. Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1836. Von F. A. von Kurländer. 25. Jahrgang. Mit sechs Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung haben wir oft zu tadeln, oft zu loben Beruf gehabt, wie dies bei einer 25jährigen Laufbahn erklärbar ist. Diesmal wiegt die Schale des Guten schwerer und wir freuen uns des, da wir in den letzten Jahrgängen gar vielerlei Vernachlässigungen zu rügen fanden. Die Stücke sind gut gewählt und sorgsam überarbeitet. „Die Tochter des Geizigen", Schauspiel in drei Aufzügen, nach „La fille de l'avare" und Balzac's Roman: „Eugenie Grandet", hat manchen Anspruch auf unsern Beifall. Der Dialog ist frisch und gut, die Intrigue gefällig und in ihren Roheiten durch den Bearbeiter gemildert, sodaß sie nunmehr an Goldoni's „Avaro" erinnert, und die Zeichnung des Geizigen ist neu, fein und reich an wohlbeobachteter Natur. Das Stück ist durchaus löblich. Anders ist es mit dem zweiactigen Schauspiel: „Sie ist wahnsinnig", nach Melesville's: „Elle est folle", wo es weder Gutes, noch Unterhaltendes gibt, und wo der Widersinn der Erfindung selbst in ihrer jetzigen Verkürzung schlagend ist. Selbst der Bearbeiter scheint ein dunkles Gefühl davon gehabt zu haben, wie sich schon aus seinen vielen und willkürlichen Auslassungen ergibt. Das dritte Stück: „Eine Hütte und sein Herz", Lustspiel in drei Aufzügen nach Scribe, ist eine ganz hübsche Parodie der sentimentalen Gattung und lehrt, überaus zweckmäßig, wie Erziehung und Bildung in der Hütte wie im Palast den Menschen erst zum wahren Menschen mache. Auch dies Stück ist gut gewählt, wenn auch die deutsche Bearbeitung einige Verkürzung wünschenswerth gemacht hätte.

53. Hanswursts Verbannung. Dramatische Bagatelle von Ed. Silesius. Wien, Sollinger. 1836. 8. 8 Gr.

Guterfundene Satire gegen den bekannten Feldzug Gottsched's und seiner Frau wider den deutschen Hanswurst, gefällig und poetisch durchgeführt. Hierbei ist nur zu bemerken, daß Gottsched's wohlgemeinter Eifer allerdings jetzt ziemlich lächerlich erscheint. Allein die Sache hat auch ihre ernste und sehr achtbare Seite. Erinnern wir uns nur, wie Gottsched, der erste deutsche Kritiker von Namen, die Bühne fand. Sollte dem Bessern Platz geschafft werden, so mußte das Vorhandene, Schlechtere zuerst weichen, den Platz räumen. Daß dies geschah, war zum Theil Gottsched's Werk, wenn er selbst auch nicht das Bessere an die Stelle zu setzen wußte. Wer kann entscheiden, ob Lessing Raum gefunden hätte, wenn dieser nicht zuvor frei geworden wäre?

Die Arbeit selbst zeugt von Talent; Platen's „Verhängnißvolle Gabel" hat zum Vorbild dabei gedient und seine mit Recht berühmten Rhythmen sind gar nicht übel nachgeahmt. Z. B.:

Gottsched.

Nun — Silentium! Hochbegnadigt mit der hochbegabten Frauen
Recht, ob Dichtkunst hier zu sprechen, auf den lieben deutschen Gauen,
Fäll' ich, Gottsched, so Professor, Kritikus, wie auch Genie,
Kraft der höchsten Richterwürde, die mir Gott und Reich verlieh,
Nach wohl reiflicher Berathung mit der Frau Assessorin,
Gottsched, wohlgeborne Kulmus, und nunmehr Professorin.

Für ich also, und sie fället, und wie fällen im Verein
Die Sentenz: Verbannt auf ewig soll Hanswurst aus Deutschland sein!

Bald darauf erscheint Apollo als „ansehnlicher Herr", weist Gottsched zurecht und verkündet einen Morgen, wie noch keiner war. Lessing's Name erglänzt im Brillantfeuer;

Schon ist der Mann im deutschen Musengarten,
Dem Keiner gleicht an Geisteshell' und Kraft,
Rastlos bemüht mit Jülen und mit Warten —

Lessing's Name verwandelt sich in Klopstock's

Er thut des Mittlers Tod mit Sphärenklang!

Klopstock's verwandelt sich in Wieland's — seine Romantik

— neckt die Welt der Thoren, die gemeine.

Wieland verwandelt sich in Herder, dieser in Göthe, Göthe in Schiller, dieser in Novalis, Novalis in Tieck, Tieck in Jean Paul, der in eine Lyra übergeht. Nach Besingung dieser Neun, ohne Gleichen, in ganz hübschen und angemessenen Versen, segnet Apollo den Hanswurst und sendet ihn — zu den Bauern.

Im Lachen führ' ihn auf die rechte Bahn.

Es hat hier Alles seine Zeit. Eine ganz gefällige Kleinigkeit!

54. Das Kaffeehaus, oder das neue Schauspiel, ein Lustspiel in zwei Acten von Don Leandro Fernandez de Moratin; aus der spanischen Sprache frei übersetzt und zur geselligen Unterhaltung am Kamin, ingleichen für kleinere Privatbühnen auf dem Lande, bestimmt von Anton von Halem. Bremen, Schünemann. 1835. 8. 12 Gr.

Moratin hat einige hübsche Stücke geschrieben, z. B. „El si de las niñas" (das Ja der Mädchen); in den meisten übrigen zeigt er sich als ein breiter, lehrsüchtiger und poesieloser Pedant. Dies ist besonders im „Kaffeehaus" der Fall; indessen entschuldigt die literarische Lage Spaniens gar viel. Für uns Deutsche kann dies Stück nur den Werth einer Curiosität haben, aus der wir lernen, wie tief der Standpunkt der Kritik jenseits der Pyrenäen ist, und wie das Barometer jener Zeit (1808) dort auf „endlosen Regen" deutete. Die Erfindung im Stück ist Null; die Diction, der Dialog roh, lehrend, ohne Geist; die Übersetzung ist schlecht. Indeß haben die Gespräche Don Pedro's über die Literatur Spaniens und das Ganze als Denkmal der Kritik, wie sie dort im 19. Jahrhundert stand, ihren literar-historischen Werth.

55. Die Socinianer. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Brause. Dresden und Leipzig, Arnold. 1835. 8. 21 Gr.

Wieder ein Versuch, Kirchengeschichtliches zum Gegenstand einer Tragödie zu machen, und nicht eben glücklicher als so viele frühere. Das Martyrerthum versagt sich der dramatischen Behandlung durchaus; es ist nur im Epos allenfalls und in der Lyrik gedenkbar. Die Geschicke der armen verfolgten Socinianer, auch Unitarier und selbst Arianer genannt, ihre Vertreibung aus Polen, wo sie bis 1658 eine stille und achtbare Gemeinde bildeten, ihre Beraubung an der ungarischen Grenze, und endlich die Aufnahme der übriggebliebenen Reste in Siebenbürgen, das Alles würde einen empfehlenswerthen Romanstoff abgeben, vermag aber kein Trauerspiel zu bilden, selbst wenn man Lubieniţky's, des Anführers, Erwachen unter den Leichen seiner erschlagenen Brüder und sein Antreffen der geliebten Warta unter diesen Leichen auch für eine effectvolle Scene will gelten lassen. Die Diction des Verf. hält die Mitte zwischen Mattigkeit, Überschraubung, und nähert, nach dem bekannten Vorbilde der politischen Mittehalter, sich bald der einen, bald der andern Extremität. Einige Charaktere sind nicht ohne Geschick aufgefaßt, ein paar Situationen bieten wirklich dramatisches Interesse dar, indessen gibt das Ganze doch kein richtiges Verständniß des Tragischen zu erkennen und bewegt sich zu ausschließlich im Weinerlichen.

56. Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1836. Von Lembert. Zweiter Jahrgang. Wien, Tendler. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine sehr complicirte Geschichte, der Novelle „Leonardo da Sessa" entlehnt, gibt den Stoff zu dem rührenden Schauspiel: „Der Freund und die Krone", in vier Aufzügen her; eine Arbeit, wie es viele gibt, nicht gut, nicht schlecht und ebendeshalb wieder nicht gut. Die Situation ist nicht ohne Anziehung; auch ist die dramatische Führung nicht ungeschickt; das Ganze begibt sich jedoch zu breit, zu matt und wieder zu kunstvoll. Fernando's Entsagung hat wenig Natur in sich, und wie er, so sind die meisten Personen fischblütig. Statt zu handeln, sprechen sie oder sterben gar auf der Bühne an Altersschwäche wie der gute Herzog Manuel Riba. Warum in aller Welt muß dieser Ehrenmann wol sterben? Nichts bedingt diese Nothwendigkeit, und glaubt denn der Verf., daß der Tod eines alten Mannes ohne dramatische Nothwendigkeit für den Zuschauer ein angenehmer Anblick sei? Es liegt eine gradehin unbegreifliche Verirrung in solchen Scenen, da der Verf. gewiß selbst in seinem langen oder kurzen Leben schon in dem Fall gewesen ist, sich an solchen unnöthigen Sterbescenen zu langweilen. Warum gönnte er nun Don Manuel nicht lieber ein langes, glückliches Leben? Wahrscheinlich, damit Mandonia rührend ausrufen konnte;

So ist der Tod nicht furchtbar, sondern Lust; (?)
Er (der Tod?) ruht, ein müdes Kind, an Mutterbrust!

Das zweite Stück: „Wahn und Wahnsinn", Schauspiel in drei Aufzügen, ist wiederum jenes unglückliche Schauspiel: „Elle est folle", das ebenso verdienstlos, wie vor einigen Jahren das Lustspiel: „Ewig!", die Runde durch alle deutsche Bühnen-Almanache machen zu sollen scheint. Es ist eine der albernsten Erfindungen, die uns jemals vorgekommen sind. Besser als dies Neuens ist die Posse in einem Aufzuge: „Der Mentor", welche einen jungen Pedanten in Liebesnetzen verfangen darstellt, und nachdem er tüchtig gefoppt worden, ihn finaliter beglückt. Ganz gut erfunden, doch auch nicht Original, sondern Nachbildung des Vaudevilles: „Theophile". Dieser dramatische Almanach ist, kaum geboren, zum Absterben reif.

(Der Beschluß folgt.)

Romane und Novellen.

1. Bilder ohne Rahmen. Von Heinrich Scheffer. Zwei Theile. Marburg, Elwert. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Inwiefern die Angabe, daß das vorliegende Buch Übersetzung eines italienischen Manuscripts sei, ihre volle Richtigkeit habe, kann füglich unausgemacht bleiben; so viel ist jedenfalls unwiderleglich, daß wir es hier mit einer, von deutscher Feder gezeichneten Nachbildung des bekannten „Jacopo Ortis" zu thun haben. Ref. sagt ausdrücklich: „Von deutscher Feder gezeichnet", denn das Buch geht ganz außerordentlich ins Breite, und die Ausfälle des Verfassers oder Herausgebers auf deutsche Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit nehmen sich daher sehr naiv aus. Es ist übrigens wirklich zu bedauern, daß die in den Schicksalen der Hauptperson dieses Buches, Rodrigo Cornero, liegenden trefflichen Motive nicht künstlerisch zu Darstellung eines an sich höchst interessanten Lebens benutzt worden sind, vielmehr in einen Ocean von Reflexionen und weitläufigen Reden hinausgeschleudert werden sollten, sodaß der unglückliche Rodrigo fast buchstäblich darin ersäuft wird. Immer ist es ergreifend und oft großartig, ein Einzelwesen mit unermüdlicher Ausdauer, mit nie zu lähmender Kraft und mit dem ganzen Fonds körperlicher und geistiger Mittel für eine Idee thätig zu erblicken, welcher das Bestehende, wie die Gewohnheit der Masse überall feindlich entgegentreten. So sehen wir auch jenen Rodrigo in der welterschütternden Zeit von 1813—30 nach politischer Freiheit ringen und weder der Verlust der Geliebten, noch der Fluch des Vaters, noch alle Wechselfälle des Glückes sind vermögend, ihn aus seiner Bahn zu lenken. Allein die Darstellung seiner innern und äußern Schicksale ist, da sie der Anschauung entbehrt, kaum erträglich, und, sofern unter noch nicht eingerahmten Bildern gewöhnlich solche verstanden werden, die, noch auf der Staffelei, mancher Nachhülfe und der Ausführung

einzelner Theile bedürfen, die vielleicht gar eben erst angelegt sind, ist der Titel des Buches durchaus passend gewählt, denn selbst Grammatik und Orthographie sind noch nicht klar und fest.

2. Hakkem Ben Haschem. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Khalifen Harun Al Raschid, von F. Th. Wangenheim. Drei Theile. Leipzig, Hartleben. 1836. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Orient übt auf die meisten Europäer noch immer eine ganz eigne magische Gewalt aus und ist daher von vielen Dichtern und Schriftstellern als Schauplatz ihrer Geschichte und Ansichten gewählt. Noch im vorigen Jahrhundert führten die Franzosen uns äußerst sehenswerthe Orientalen in Perücken und Reifröcken vor, und selbst ihre Feen und Zauberer waren geschminkt und gepudert. Eine so strenge Toilette wird nun freilich in diesem Romane nicht gehandhabt, im Gegentheil bemüht sich der Verf., das Costume zu beobachten; gleichwol schlägt ihn doch stets der Deutsche in den Nacken mit den allermodernsten Ideen, Gefühlen, Ansichten und Redensarten. Was nun den Hakkem Ben Haschem selbst anbetrifft, so sehen wir in ihm einen umgekehrten Abällino, den unheilvollen Lenker einer Haupt- und Staatsaction, und beiläufig einen Menschen, der sich von seinen Nebenmenschen als Gott will anbeten lassen. Die Geschichte dieses Abenteurers, von der Hand eines Befähigten dargestellt, würde sicher eine schöne poetische und psychologische Ausbeute gewähren; allein oberflächliche Kenntniß des Orientes, aphoristisch-schwankende Philosophie, unvollendetes Studium der darstellenden Kunst können höchstens den guten Willen des Verfassers, sein Publicum angenehm und nützlich zu unterhalten, bethätigen.

3. Christoph Walter. Novelle. Zwei Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 1835. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Man kann von den redlichsten Gesinnungen beseelt sein, ohne damit zugleich das Vermögen zu besitzen, eine Novelle zu schreiben. Diese unumstößliche Wahrheit drängt sich uns beim Durchlesen des vorliegenden Büchleins auf jeder Seite entgegen. Eine Novelle hat der ungenannte Verfasser nicht geschaffen! Höchstens kann dem Buche das Prädicat „Erzählung" zugestanden werden, und wir wollen sie uns gern gefallen lassen, da sie überall dem Rechten, Wahren und Guten so warm das Wort redet. „Fest und treu wie Gold" ist der Wahlspruch der Hauptperson, Walter, und er hat ihn fest und treu gehalten in seiner Stellung als Landstand dem Finanzminister gegenüber. Die Begebenheiten sind schlicht, zum Theil unbeholfen erzählt, indessen mag das Buch bei Lesern mit bescheidenen Ansprüchen immer Anklang finden.

4. Romantische Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den sechs, der Lesewelt hier dargebotenen Erzählungen, denen es übrigens nicht an guten, zum Theil bedeutenden Motiven fehlt, kann Ref. nur den beiden vorletzten, und unter diesen wiederum dem „Kirchhof von San Giovanni" einen ausgezeichnetern Werth zugestehen. In den übrigen Erzählungen sind die auftretenden Personen nur als Maschinen benutzt, um dem beabsichtigten Zwecke zu dienen und irgend einen Effect hervorzubringen, deshalb ist auch nur ihre Außenseite beschrieben und ihr Alter angegeben. Dagegen läßt uns „Der Kirchhof" einen tiefen Blick in die menschliche Brust thun; wir sehen Menschen vor uns mit ihren Gesinnungen, Tugenden, Schwächen und Leidenschaften, und selbst die erschütternde Scene im Grabe zeigt uns Leben. Es scheint, als haben der Verfasserin, welche diese Erzählung in Form eines Tagebuches mittheilt, Originalpapiere vorgelegen, und in diesem Falle müssen wir dankbar erkennen, daß sie denselben treu geblieben ist. 46.

Aus Italien.

Neben der Thätigkeit des Istituto di corrispondenza archeologica verschwindet die Wirksamkeit der päpstlichen Akademie der Archäologie, die schwerlich ohne die Unterstützung aus Staatsmitteln ihre im Auslande so wenig gekannten Acten zum Drucke bringen könnte. Daher scheint es um so mehr Pflicht, Literaturfreunden zu erzählen, daß die Mitglieder dieser Akademie unverdrossen in ihren Arbeiten fortfahren. Der fünfte Band der „Dissertazioni della Pontificia Accad. rom. di archeologia" (Rom 1835. 4.) bringt 18 verschiedene Abhandlungen, meistens von dem seitdem verstorbenen Monsignore Nicolai über Orte des römischen Gebiets (agro Romano), die in alter Zeit bewohnt waren und jetzt verlassen sind; Untersuchungen, die bekanntlich Abbate Cappi im Sinne der Kritik der römischen Prälatur weiter fortsetzt. Die 2., 3. und 8.—14. Abhandlung beschäftigen sich mit solchen topographischen Erörterungen. Monsignor Bellenghi sucht das Schlachtfeld der Gallier und Römer unter dem Consulate des L. Fabius und P. Decius im sentinischen Gebiete in der vierten zu bestimmen, in der fünften derselbe das Siegesfeld des Narses gegen Totila. Nicc. Ratti (Abh. 6) wagt sich an die schwierige Frage über die Kunstbildung der Römer in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte und über ihre Kenntniß von den etruskischen Gefäßen; Settele (Abh. 7) bespricht die heidnischen Inschriftsteine in den Katakomben. Der seitdem verstorbene Advocat Fea, der in diesen Acten sonst seine stets scharfsinnigen Hypothesen und Untersuchungen niederzulegen gewohnt war, hat dem uns beschäftigenden Bande nur einen Auszug seiner Bemerkungen über einen Kopf von Rosso antico beigegeben, der, bei Genzano gefunden, der Gesellschaft durch Canova 1816 geschenkt worden war. Die Gedächtnißreden auf Gr. Cicognara, Dom. Sestini und Serafino Gatti machen einen wesentlichen Theil des Inhaltes dieses Bandes aus.

Zu den vielen Erklärungen über den Gegenstand des berühmten pompejanischen Mosaiks, das eine Perserschlacht darstellt, ist jetzt durch einen Hrn. Sanchez eine neue hinzugekommen, die wahrscheinlich bei künftigen Kunstforschern das Schicksal der bisher vorgebrachten theilen wird, nicht ganz zu genügen. Manchen wird sie vielleicht gar nicht einleuchten, und es ist zu besorgen, daß sehr bedeutende Archäologen darunter sein werden. Hr. Sanchez, die Deutungen von Avellino, Quaranta, Niccolini, Bonucci u. A. verwerfend, meint, das Bild müsse sich auf ein Ereigniß aus den ilischen Sagen beziehen, und will darin das Zusammentreffen des Hektor und Achilles am skäischen Thore nicht sowol nach Homer als nach dem Dictys von Kreta erkennen, dessen späte und unbedeutende Schrift indessen schwerlich einen Künstler begeistert haben möchte. Die vollständigere Auseinandersetzung gibt die Schrift: „Il gran Mussico Pompejano spiegato, critiche osserv. su quanto intorno a quello si è finora scritto, descr. di altri capo lavori d'arte, di *Gius. Sanchez*" (Neapel 1835), und wer auf eine genaue Aufzählung der dort angeführten Hypothesen Werth legt, kann die Liste durch eine des Gr. von Palin vermehren, der einen Kampf des Ventidius mit dem Sohne des parthischen Königs Orodes mit Pacorus darin erkennen wollte.

Ob die Alten lyrische Tragödien gehabt haben, ist eine von den Fragen, die erst in neuerer Zeit in Anregung gekommen sind. Schiller hat sie den Deutschen geben wollen und Racine scheint in seiner „Esther" einen Versuch dieser Art beabsichtigt zu haben. Bei den Italienern war seit Metastasio diese lyrische Form, die in Sprüngen und ohne Motive zu einem Ende führt, beinahe die beliebtere, da Alles, was Alfieri und die neuern Tragiker gegeben, mehr ein Genuß der Gelehrten blieb, als daß es dem Volke zugesagt hätte. Ein als lyrische Tragödie angekündigtes Stück: „Clarice Visconti", hat jetzt ein mailänder Dichter, Luigi Barbareschi, gebracht (Mailand 1835), das jedoch weder in der einen Beziehung noch in der andern zu genügen scheint. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 241. — 28. August 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 240.)

57. Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von H. König. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 16 Gr.

Diese Gabe eines schönen, frischen Talents gehört ohne Zweifel zu den ausgezeichneteren Hervorbringungen des dramatischen Jahres, dessen Früchte wir hier überblickt haben. Der Titel ist ein Fehler, die Tragödie sollte sich dreist „Kaiser Otto III." nennen. Sie harmonirt mit dem Klang dieses Namens und macht ihm Ehre — der Leser aber wüßte sogleich, woran er wäre, indeß ihm „Die Bußfahrt" gar nichts sagt. Auch gehört ja beiweitem nicht Alles in diesem Stück der Bußfahrt Kaiser Otto III. an; das Meiste steht vielmehr grade mit seiner Liebe und seinen Triumphen in Verbindung. Der kühne und originelle Wurf im Charakter Kaiser Otto III. ist jedes Lobes werth, und nicht minder kühn und groß ist Stephania, Witwe des enthaupteten Cincio, von dem man nicht weiß, ob er als Opfer der kaiserlichen Rache, oder der kaiserlichen Liebe fiel, Stephania, die Geliebte und die Mörderin des edeln Fürsten, gezeichnet. Der Prahler, Graf Fermo, ist weiter eine Gestalt, die dem Dichter Ehre bringt, und Bischof Bernward, der unbeugsame Mahner, erscheint wie das personificirte Gewissen des edeln, von Jugend, von Sieg, von neugewonnener Freiheitsluft verführten Kaisers. Der Gang der Handlung gibt in wenigen Zügen Otto's Noth, in Rom belagert, seine Befreiung, sein Triumph, Wiedersehn mit Stephania, Warnung und Überdruß, Stephania's Racheplan, Demüthigung der Römer, Otto's Reue und Buße für Cincio's Tod und den seinen, am Gift Stephania's, während sein Heer siegreich die heilige Lanze wiedererobert. Zu den schönsten Situationen rechnen wir den Schluß des ersten Acts, Bischof Bernward, mit Donnerworten den Kaiser admahnend:

Halt ein! Mich schreckt nicht deines Auges Blitz!
Mit dieser Lanze stand ich vor der Pfalz,
Worin der röm'sche Pöbel dich bekämpfte.
Nun stellt mit Lanzenworten mich der Herr
Vor deiner Ehre Pfalz und vor die Stadt
Des deutschen Ruhms und vor die Burg der Treue.
Die Würde deines Volkes ist entehrt
Durch dich, da du die Treue hast verletzt.
Das Himmelskind, zu dessen Amme Deutschland,
So herz- und hügelreich, erkoren ward.
Du bist das Pfand für deines Volkes Seele..
Wehe dir —
Wenn du den Vorschuß nicht zurückbezahlst.
Und Gaut und Bettel über dich vereinbricht! —

Nächst dieser Scene ist jene, wo der stolze Otto die römischen Gesandten bis zum Kniefall demüthigt, von größter Wirkung, und in anderer Art sind die Auftritte zwischen ihm und Stephania voll künstlerischer Effecte. Stark in Wort und stark in Gesinnung, zeugt jede Seite dieses Dramas von einem nicht gewöhnlichen Talent, dem wir Glück wünschen, und von dem wir des Schönen noch viel erwarten dürfen. Der Verf. ist frei von der Sucht nach aufgeblasenen Worten; Gesinnung und Gedanke sind es, die er sucht.

Otto.
Mit Staunen hör' ich, Römer seien hier.
Wo sind sie denn? Die Hingeworfnen da?
Seit wann kniet denn ein Römer?
Sprecht, wer seid ihr, Männer?

Erster.
Gesandte Roms . . .

Otto.
. . . Wahrhaftig? — Wunderbar! —
O sagt, seit wann ihr so gelenk geworden?
Hochfahrende, was sucht ihr nur am Boden?

Zweiter.
Wir flehn um Gnade . . .
Ein Haufe niedern Volks hat sich vergangen . . .

Otto.
Verfluchte Brut! Ein Häuflein niedern Volks?
Daß Gott mich strafe, sah ich nicht Euch Alle
In diesem Haufen schlechten Volks? u. s. f.

Und dieser Kraft gegenüber, in wie süßen Tönen weiß Stephania zu girren? Doch wir dürfen den Leser mit Auszügen nicht ermüden und empfehlen ihm viel lieber die Lecture dieses schönen Dramas, welches für die Mittelmäßigkeit so vieler andern glänzenden Ersatz leistet.

58. Dramatisches Sträuschen für das Jahr 1835. Von J. F. Castelli. Zwanzigster Jahrgang. Wien, Wallishaußer. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese alte und sehr bekannte Sammlung bringt diesmal vier sehr mittelmäßige Arbeiten. „Das Lustspiel auf der Stiege", in einem Act, bietet nichts als einen wienerischen Titel und geradbrechtes Deutsch-Französisch, dessen wir schon vor 20 Jahren müde waren. Das historische Gemälde in Versen und zwei Aufzügen: „Ein Tag Karl V." — nota bene des franz. Karl V. — unterhält mit einer Anekdote Froissart's und einem guten König, der zu verzeihen weiß. Gut! Den meisten Spaß macht die Posse: „Ein Freund statt einer ganzen Familie", worin ein Dichterling, Reißig, der vom „Rehelein" und „Mägdelein" anmuthig Heinisch singt, und eine moderne Corinna einige gute Laune bei uns hervorrufen. Die „Folgen einer Mißheirath", nach dem Französischen, in vier Acten, sind lang und nicht sehr erbaulich. Die Sache endet damit, daß die Tochter des Invaliden dem Sohn der Gräfin den Heirathsbrief zurückgibt und dieser, durch eigne Schuld unglücklich, den Kopf hängen läßt. Ob damit alle Folgen der Mesalliance vorüber sind, erfahren wir nicht; Charlottens Herz aber, hören wir, soll gebrochen sein. Wir haben Mühe, dies zu glauben. Französische Waare!

59. Die Ölser, oder: des Großvaters Geburtstag. Romantisches (Militairisches) Schauspiel in fünf Aufzügen. Nordhausen. 1835. 8. 1 Thlr.

Bis heute haben wir geglaubt, ein militairisches Schauspiel sei eine Wachtparade, eine Revue; der unbekannte Verf. weiß dies jedoch besser und belehrt uns, daß es auch gedruckte militairische Schauspiele gibt. Daß er sonach auf keine ästhetische oder kritische Würdigung, sondern nur auf eine militairische Anspruch macht, versteht sich hiernach von selbst. Und so sagen wir ihm denn auf gut militairisch, daß er die Feder weglegen und wieder zu dem Feldwebelsäbel greifen soll. Sein Buch ist übrigens auch unter dem Titel: „Des Großvaters Geburtstag", in Sondershausen bei Eupel eodem anno erschienen. Die Sache ist wirklich zweifach lächerlich.

60. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Dritter Theil. Berlin, Nicolai. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. fährt langsam fort, des edeln Briten kostbare Hinterlassenschaft so löblich wie bisher zu verdeutschen. Er nimmt sich Zeit, und das können wir nur loben. So gewinnt er Raum für dies gewagte Unternehmen und bürgert seine Übersetzung allmälig bei den bessern Bühnen ein, wie dies in Berlin schon geschehen ist. Über sein Verdienst bei dieser Arbeit haben wir schon Rechenschaft gegeben; Alles zusammengenommen, ist seine Übersetzung die beste, die uns noch geboten ist, wenn sie an Fluß auch der Schlegel'schen, an Treue der Benda'schen nachsteht. Von Vossens lexikalischer Dolmetschung kann hier die Rede nicht sein. Dieser dritte Theil enthält „Die beiden Veroneser", eines der lieblichsten Stücke Shakspeare's, das mit wenigen Abänderungen bei uns so gut ein Bühnenstück werden könnte, wie es in London noch ist; „Die lustigen Weiber von Windsor", das wir schon in mehren guten Übersetzungen besitzen, und das unvergleichliche Intriguenlustspiel: „Viel Lärmen um Nichts". Vers und Sprache sind mit gleicher Sorgfalt, wie in den frühern Theilen gearbeitet, und es geschieht selten, daß das Ohr auf leichte Anstöße trifft, wie:

All diese Räthsel kann ich lösen Euch,
Wenn, nach Vollzug der heiligen Gebräuche,
Ich mehr erzähle von schön Hero's Tod.

61. Bühnen-Repertoir des Auslandes: Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens. In Übertragungen herausgegeben von L. W. Both. Siebenter Band. Berlin, Hayn. 1835. Schmal gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung wird durch Mannichfaltigkeit, gute Wahl und tüchtige, lesbare Übertragungen mehr und mehr empfohlen und macht gewiß, wenn irgend eine, bei den Bühnendirectionen Glück. In vorliegendem Bande finden wir durchweg französische, aber fast nur gute Beiträge. Das Lustspiel: „Warum?" in einem Act, nach Lockroy und Aniçet, von F. Pitt, ist lebhaft vorgetragen und gibt einem hübschen Gedanken Form und Körper. Launiger noch ist „Der Meuchelmörder", nach dem Vaudeville: „L'assassin", von Cosmar frei und gut überarbeitet. „Nach Sonnenuntergang", Lustspiel nach Melesville von Angely, verdient seine Stelle weniger. „Der Onkel als Nebenbuhler", gleichfalls nach Melesville, von Schneider, ist gut gedacht, fällt jedoch etwas aus dem Ton des Lustspiels. „Das Abenteuer", Lustspiel in zwei Aufzügen nach Scribe und Varner von C. Ernst, bewegt sich in sehr verbrauchten Elementen, die jedoch ein frischer Dialog und rascher Gang der Begebenheit erträglich macht. „Der Bekehrte", nach dem Französischen von Cosmar, ist eine andere Bearbeitung des „Théophile ou ma vocation", nicht eben glücklicher als die, welche Lembert unter dem Titel: „Der Mentor" gegeben hat. „Ein Fehltritt", Drama in zwei Aufzügen, nach Scribe, von H. Smidt, gehört zu den Stücken, die uns in der neuen französischen Dramaturgie ebenso widerwärtig als unbegreiflich sind. Diese sentimental-moralisch-feinsollenden Dramen, denen man in jeder Zeile abmerkt, wie wenig feinere moralische Empfindung in ihren Verfassern lebendig ist, diese abgeblaßten Copien Kotzebue's tragen alle längst erkannte Fehler dieses Dramaturgen an sich und entbehren jedes Anspruchs, sich namentlich in Deutschland noch einmal geltend zu machen. Sie sind wahre Sünden, so gut wider die Kunst, wie gegen die Natur. Diese Wahl ist daher durchaus verwerflich. „Michel Perrin, der Spion wider Willen", Lustspiel in zwei Aufzügen, nach Melesville und Duveyrier von Schneider, eine Geschichte aus der Republik, erträglich unterhaltend, aber als Lustspiel nicht besonders, hat zu seiner Empfehlung die Mystification, welche Hr. Fouché und Desaunais hier erfahren. Sein Kunstwerth ist gering. Im Allgemeinen müssen wir den Herausgeber des „Bühnen-Repertoirs" an die durch seine Titelworte: „Frankreichs, Englands, Italiens und Spaniens" erregten Erwartungen erinnern und ihn auffodern, sich nicht auf den schlechten Communalwegen des erstgenannten Landes festzufahren.

62. Lustspiele von Johannes Mikſch. Der Ehestifter. Die Mitgift. Die Nebenbuhler. Dresden und Leipzig, Arnold. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

„Wir Deutsche sind nicht so glücklich, den Bedarf unserer komischen Bühne aus eignen Mitteln bestreiten zu können; vielmehr zwingt uns die Noth, bei prunkenden Nachbarn zu Tische zu sitzen und dort unsern Kunstsinn an allerhand Brocken zu laben, die wenigstens nicht alle für feine Gaumen bestimmt sind." Mit diesem sehr richtigen Gedanken führt der Verf. seine fremdwüchsigen Dramen bei dem Leser ein, und wir bewundern nur das Eine, wie ein Mann, der klar genug sah, um den Jammer dieser Bettelei an fremden Tischen zu erkennen, die selbst keinen Überfluß an guten Gerichten darbieten, sich dennoch zu einer so entwürdigenden Handlung herablassen konnte. Inzwischen mögen wir ihm Eins zu seinem Troste sagen: auch die Franzosen, jene relativen Prasser, entlehnen nunmehr Sujets in Menge aus Deutschland, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht ehrlich genug sind, ihre Quellen anzugeben und das Bekenntniß ihrer eignen Dürftigkeit laut abzulegen. Wie dem nun auch sei: das Gastgebot des Verf. ist nicht übel, und was er uns bietet, ist schmackhafte Kost, wenn man seinen Gaumen einmal an poetisch-nüchterne Speise gewöhnt hat. Es ist dramatisirtes Leben, was er bietet, poesielose Wirklichkeit, aber in dieser Gattung, die nun einmal die herrschende und geltende geworden ist, nicht das Schlechteste oder Schlechtere. „Der Ehestifter", Lustspiel in zwei Acten, ist dem „Accidente curioso" von Goldoni entlehnt, der sich nicht einmal unter Goldoni's Musterstücken findet, und doch ein kleines, treffliches Lustspielsujet bildet, zum Beweise, wie viel noch von diesem lang geringgeschätzten Reichen zu entlehnen ist, der uns ein wahrer Prasser mit dramatischen Erfindungen zu sein scheint. Es zeugt schon von gutem Geschmack, daß der Verf. sich, beim Mangel eigner Ideen, an diesen Krösus lieber als an Scribe und alle die übrigen überrheinischen Midas und Polykrates gewendet hat, welche doch eigentlich nur geschickte Gaukler sind, die ihre Armuth für Reichthum geltend zu machen wissen und aus jedem Lumpen Geld machen. Unter den italienischen Lustspieldichtern ist viel mehr wahres Gold verbreitet, als man wähnt, und vor allen Dingen, es ist auf eignem Grund und Boden gewonnen. Sie muthen und schärfen selten oder nie bei den Franzosen. Dies Goldoni'sche Sujet nun hat der Verf. völlig germanisirt, und auch dies rechnen wir ihm zum Lobe an. Das Stück hat dadurch gewonnen und ist allerliebst geworden. Man sieht leicht, daß es das Vorbild zu dem bekannten: „Er mengt sich in Alles" und dem „Gutmacher" geworden ist. „Die Mitgift", Lustspiel in einem Act, nach Goldoni's „Avaro", ist dem Original ganz fremd geworden und erinnert kaum noch an dasselbe. Indem der Verf. die Verhältnisse erhöht, beraubt er sich aller der Mittel, mit denen Goldoni eigentlich den Spaß bewirkt, worin eigentlich die vis comica des Stücks beruht. Die lächerliche Scene mit dem Bedienten, der vom Einkaufen zurückkehrt, mit dem Ring für die Eier und alles Ähnliche hat wegfallen müssen, und aus dem „Geizhals" des Goldoni ist nun ein Herr

v. Hayn geworden, der das Sparen liebt. Bei dieser Art willkürlicher Bearbeitung hätte die Zurückverweisung auf das Original ganz wegbleiben können. „Die Nebenbuhler", Lustspiel in fünf Acten nach Sheridan's „Rivals", sind minder frei bearbeitet und geben den englischen Typus treu wieder. Die moralische Tendenz, welche Sheridan's Feder führte, macht sich auch hier geltend; der Ort der Handlung ist Bath geblieben und die Personen sind Engländer. Sir Lucius O'Trigger behauptet sich als eine bedeutende, eine Forcerolle, und das Ganze verfehlt seinen erheiternden Zweck nicht. Im modernen Lustspiel fehlt den Engländern Leichtigkeit und Schnellkraft; sie kleben am Charakter fest, an steifer Gesellschaft, und etwas Angstliches, Pedantisches und Peinliches macht ihnen den Spaß zu einer mühsamen Arbeit. Seitdem sie, durch Addison's und Johnson's Schuld, die Bahn des Shakspeare'schen poetischen Lustspiels verlassen haben, um in dem gesellschaftlichen mit Molière zu rivalisiren, haben die englischen Lustspieldichter sich um alle Reputation gebracht. Sie sind wie acclimatisirte Pflanzen, um allen freien Wuchs gekommen, und es ist uns schwer, an einem modernen englischen Lustspiel Gefallen zu finden. Meistens verlieren wir den Faden darin und wissen nicht, aus welchem Gesichtspunkt wir die Sache recht ansehen sollen, ob ernst, ob scherzhaft. Der plumpe und steife Spaß macht auch hier den Grundbestandtheil des Stücks. Wenn wir lesen:

Lucius.

Müller Ackerland, erlauben Sie mir, Sie zu umarmen.

Ackerland.

Liebster Sir Lucius — es freut mich, Sie wieder zu sehen u. s. w.

so geht uns die Lust zum Scherze aus. Nichtsdestoweniger kann dies Stück durch seine scharfe und feine Charakteristik Beifall gewinnen, da der Verf. geziemendes sprachliches Vermögen und Geschmack zeigt.

63. Richard Darlington. Schauspiel in drei Aufzügen. Vorher: Das Haus des Doctors. Nach dem Französischen von Karl Wilh. Kirsch. Mainz, Kupferberg. 1835. 8. 16 Gr.

Unter den französischen Geschmacklosigkeiten, die niemals den Rhein überschreiten sollten, nimmt dies seltsame Stück, dessen Verf. wir nicht einmal kennen lernen, gewiß eine der ersten Stellen ein; ja, es ist nicht zu erklären, wie man eine solche Wahl treffen und der Literatur mit der Bearbeitung einer solchen Fadaise einen Dienst zu erweisen glauben kann. Wer an der unaussprechlichen Schlechtigkeit des Stückes, das gradezu gar keiner Gattung angehört, zweifeln möchte, dürfte blos das Personenverzeichniß ansehen, um sich davon zu überzeugen. Hier findet er das ganze königl. Conseil: den ersten Lord der Schatzkammer, den Staatssecretair des Innern, den Staatssecretair vom Kriegsdepartement, den Magistrat; es fehlt blos das Oberhaus und das Unterhaus. Neben diesen gibt es ferner eine Modehändlerin mit blauem Band und eine Modehändlerin mit gelbem Band, ein Wahlcommittee, Volk und Commissaire des Volk, kurz eine ganze Arche Noah um nichts und wieder nichts ausgeleert! Kann man die Roheit weiter treiben? Und sind unser Hans Sachs, Fischart und Gryphius hiergegen nicht feine, gebildete Leute? Wir überlassen dies jedem Unbefangenen zur Entscheidung und fragen blos, wie es erklärbar sei, daß, nach Allem, was über Kritik, über Theorie des Dramas, was Dramaturgisches geschrieben worden ist, Jemand, und noch dazu ein Doctor — eine solche dramatische Mißgeburt zu Markte bringen könne? Das einzige Unterhaltende an diesem Machwerk ist die entzückende Wahlscene auf dem Markt zu Darlington, die wir noch in keiner englischen Zeitung so liebenswürdig dargestellt gelesen haben. Es ist, als wohnten wir diesem greulichen Unfuge in Person bei und müßten mitrufen: Bravo! Oder: Was kümmerts uns! oder als müßten wir dem schwachen Magistrat unsere Faust leihen, um darunter zu schlagen. Fürwahr, ein höchst dramatisches Vergnügen! *) 72.

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im October. D. Red.

Überblick der physikalischen Wissenschaften in ihrem Zusammenhange von Maria Sommerville. Übersetzt nach der zweiten Auflage des englischen Originals. Mit einer Vorrede von K. F. Klöden. Berlin, Lüderitz. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Herr Director Klöden hat in seiner Vorrede zu dem vorliegenden Werke ein ebenso unparteiisches als treffendes Urtheil über dasselbe ausgesprochen. „Es ist", sagt er von demselben, „an sich eine Merkwürdigkeit als geistiges Product einer Frau, die, von dem lebendigen Interesse für die Naturwissenschaften getrieben, es nicht gescheuet hat, sich selbst mit dem, dem weiblichen Geiste sonst völlig verschlossenen Detail des mathematischen Calculs und der Analysis zu befreunden, und an der Hand dieses sichern Führers in die Tiefen der Wissenschaft hinabzusteigen. Aber es ist auch, abgesehen von diesem Umstande, ein Werk von Werth, weil es eine kurzgedrängte, geistvolle Übersicht aller Resultate der Naturwissenschaften nicht in bloßen Bruchstücken, sondern in ihren Beziehungen zueinander und in einer Verbindung gibt, wie sie außerdem noch nicht vorhanden ist. Für Anfänger möchte das Werk nicht ohne Schwierigkeiten sein, so einfach es auch aussieht. Dies einfache Aussehen verdankt es mehr seiner Verzichtleistung auf mathematische Formeln als der Faßlichkeit (oberflächlichen Auffassung) des Inhalts. Die Verfasserin stellt das Gebäude hin, so weit es bisjetzt fertig ist; aber sie hat das Gerüst und das Handwerkszeug entfernt, hinter und mit welchem es erbaut wurde. So gewinnt es denn freilich ein elegantes und wohnliches Ansehen; aber es ist zugleich nicht Jedem leicht, ihr nachzusteigen und alle Theile dieses Gebäudes zu untersuchen. Ihr Gedankengang ist wie ihre Schlußfolge unverkennbar durch Mathematik geübt und erhält dadurch eine wohlthuende Klarheit und Durchsichtigkeit. Höchst anziehend und nicht selten überraschend treten oft Beziehungen hervor, die mit jener dem weiblichen Geiste eigenthümlichen feinen Combinationsgabe aufgefunden und zart und sinnig ausgesprochen sind. Durch diese feinen Blicke in entlegene oder übersehene Räume der Wissenschaft erhält das Werk auch für Denjenigen Reiz, dem die Thatsachen derselben vollständig bekannt sind." Mit Recht rügt Hr. Klöden auch noch in der angeführten Vorrede, daß die Verfasserin zu sehr Engländerin sei, als daß sie sich mit den Verdiensten anderer Nationen, insonderheit der Deutschen, um die Wissenschaft genauer bekanntgemacht hätte, und daß sie daher nicht selten die Entdeckung oder Feststellung wichtiger Thatsachen ihren Landsleuten zuschreibe, um welche grade deutsche Erfindungs- und Forschungsgabe das entschiedenste Verdienst haben, was sie jedoch verschweigt.

In dieser Beziehung mag besonders eines Beispieles Erwähnung geschehen, welches zugleich beweist, wie in dem Werke durch das (übrigens sehr verzeihliche) Übersehen deutschen Verdienstes in einzelnen Fällen nicht nur der deutschen Ehre, sondern auch dem wissenschaftlichen Gehalte Schaden geschieht. Lady Sommerville spricht von der unendlichen Kleinheit der letzten Theilchen der Materie, und führt die bestimmten Verhältnisse der chemischen Verbindungen als einen der besten Beweise an, daß die Theilbarkeit der Materie eine Grenze habe. Solche Widersprüche wie: „Grenze der Theilbarkeit" und „unendliche Kleinheit der letzten Theilchen der Materie" werden Denen nicht auffallen, welche mit den geistreichen Speculationen, welche in der Physik leider noch in großem Ansehen stehen, bekannt sind. Lady Sommerville kennt den Namen Richter nicht, den Namen des deutschen Mannes, der durch die tiefsinnigsten Speculationen zu der großartigen Entdeckung des Gesetzes geführt wurde, nach welchem die Körper chemische Verbindungen untereinander eingehen. Dafür ist der gelehrten Engländerin der Name Dalton sehr wohl bekannt. „Das Gesetz", sagt sie, „der bestimmten Proportion, von Dalton nach dem Grundsatze, daß jeder zusammengesetzte Körper aus einer Verbindung der Atome seiner zusammensetzenden Theile bestehe, aufgestellt, findet

allgemeiner Anwendung, und ist in der That eine der wichtigsten Entdeckungen in der Physik ꝛc." So muß man an dem Beispiele einer ebenso gelehrten als geistreichen Dame erleben, wie der Verstand gescheitre Leute oft gleichsam sich selbst überschlägt und vor dem einfachsten Kopfe zu lauter Abgeschmacktheit, ja fast wirklichem Wahnsinn wird. Wenn ein Kind erfahren hätte, daß es zwei Luftarten gebe, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, und diese beiden zusammengebracht verwandelten sich unter gewissen Umständen in Wasser, d. h. verschwänden ganz und gar und an ihrer Stelle fände man etwas weniges Wasser — und das Kind fragte dann den Lehrer, wie dies zugehe, und der Lehrer sagte dem Kinde: Mein Sohn, weil sich ein kleiner, ja ein ganz kleiner, gar nicht mehr sehbarer, fühlbarer, überhaupt auf keine Weise wahrnehmbarer Theil Sauerstoffgas mit einem ebenso unmerklich kleinen Theil Wasserstoffgas zu Wasser verbindet, darum verbindet sich auch ein großer Theil Sauerstoffgas mit einem großen Theil Wasserstoffgas zu Wasser, — so würde der Knabe seinen Lehrer auslachen, wenn er nicht gewaltig dumm wäre. Redete aber der Lehrer gar noch von dem Gewichte und der Gestalt jener unsehbaren und unfühlbaren Theilchen, so würde dem armen Jungen um seinen oder seines Lehrers Kopf bang werden. Dennoch reden die gelehrtesten Leute und Lady Sommerville auch solchen und ähnlichen Unsinn tagtäglich und meinen damit große Weisheit zu sagen. Der Engländer Dalton, übrigens ein sehr großer Gelehrter und kühner Experimentator, ist ein rechter Musterreiter mit derartigen Absurditäten, welche kühne, geistreiche, scharfsinnige Hypothesen genannt werden. Zu bewundern ist es, wie derartige dürre Abstractionen der lebhaften Phantasie einer geistreichen Dame Genüge zu leisten vermögen. Augenscheinlich hat die gelehrte Verfasserin eine Popularität erstrebt, die sie allerdings nicht erreicht hat. Um das in der That wegen des vollständigen Überblickes, den die Verf. selbst über alle einzelnen Theile der physikalischen Wissenschaften an den Tag legt, höchst anziehende Werk würdigen und genießbar finden zu können, muß der Leser selbst eine in das Einzelne gehende Kenntniß sowol der Physik als der Mathematik besitzen, und dennoch hat es Lady S. nöthig erachtet, Anmerkungen beizufügen, welche erklären, was ein Durchmesser, was Mathematik, Mechanik u. s. w. sei. Diese Anmerkungen hätte der Übersetzer füglich hinweglassen können, obgleich andere, in denen auch dem Geübtern willkommene Erinnerungen enthalten sind, aufgenommen worden wären. Der Leser, welcher sich selbst mit dem Studium der Physik beschäftigt hat, wird sich freuen, fast alle großartigen Entdeckungen und Beobachtungen, welche bis in die neueste, daran so reiche Zeit gemacht worden, mit einer Leichtigkeit berührt zu sehen, welche immer das eigentlich Bedeutsame an ihrem Gegenstand zu fassen und an der richtigsten Stelle anzubringen versteht. 55.

Bibliographie.

Adels-Lexikon, Neues preussisches, oder genealogische und diplomatische Nachrichten von den in der preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militairpersonen, Helden, Gelehrten und Künstler; bearbeitet von einem Vereine von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte unter dem Vorstande des Freiherrn *L. v. Zedlitz-Neukirch*. 1ster Band. A—D. Lexikon-8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Geh. Prän.-Pr. für 4 Bände, ord. Ausg. 5 Thlr. 12 Gr., gute Ausg. 7 Thlr. 12 Gr.

Ährenlese auf dem Felde der Kunst. Eine ausführliche Beschreibung von Originalhandzeichnungen und Nadelarbeiten der Maler Kupferstichen und in Holz geschnittenen Werken. 1ste Abtheilung. Originalhandzeichnungen. Gr. 8. Leipzig, J. A. G. Weigel. Cart. 1 Thlr.

Aschenbach, L., Die christliche Predigt in kurzen Lehrgedichten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, ein Hülfsbuch für Kanzel, Schule und häusliche Andacht. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1 Thlr.

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. 2 Theile. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 5 Thlr. 12 Gr.

Blumenhagen's, W., gesammelte Werke. 1ster Band. (1ste Lief.) 13. Stuttgart, Scheible. 6 Gr.

Darenberger, S., Mythische Gedichte. Gr. 12. München. (Literarisch-artistische Anstalt.) 1835. 12 Gr.

Freyberg, M. J. v., Die Löwen-Ritter, ein historischer Roman, geschöpft aus den Quellen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 12. München, Lindauer. 12 Gr.

Gehr, C., Demetrius und Bris Godunow, oder Rußland in den Jahren 1591—1606. Historisch-romantisches Gemälde. 2 Bände. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., über das Studium der Naturwissenschaft. Aus dem Englischen übersetzt von F. C. Henrici. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1 Thlr.

Hölder, C. G., Dramatische Vorschule. 1stes Bändchen, enthaltend Liebe und Großmuth; der Zerstreute; Wiedersinden. 2te Auflage. 8. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1 Thlr.

Kobbe, P. v., Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogthums Lauenburg. 3 Theile. 8. Altona, Hammerich. 4 Thlr.

Kreuzhage, A., über die Erkenntniß der Wahrheit. Gr. 8. Münster, Theissing. 1 Thlr. 12 Gr.

Kuno von Kyburg. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der heiligen Vehme. Neu bearbeitet von *F. W. v. H.* 2 Theile. 8. Glogau, Flemming. 1 Thlr. 22 Gr.

Mannstein, H. F., Marchese Pensorosa, Novelle, und die Leiden einer großen Seele, Erzählung. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 4 Gr.

Ranke, L., Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten. 3ter, 4ter Band. — Auch u. d. T.: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. 2ter, 3ter (letzter) Band. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 5 Thlr. 20 Gr.

Rellstab, L., Genre- und Frösto-Skizzen aus Berlin und Athen. In Mappen mit fliegenden Blättern. Nr. I. Die Johannismappe. Inhalt: Rede statt der Vorrede. — Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Wollmarkt und Wettrennen in Athen. — Theater. — Athenienfischer Steruſand. Gr. 12. Leipzig, Köhler. 8 Gr.

— —, Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Gesammelte Schriften. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 12 Gr.

Schmitthenner, F., Lehrbuch der deutschen Geschichte. 2te, vermehrte Auflage. Gr. 8. Kassel, Krieger. 1 Thlr. 16 Gr.

Stüwe, F., Die Handelszüge der Araber unter den Abassiden durch Afrika, Asien und Ost-Europa. Eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. Mit 1 Karte. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Tegnér, E., Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Enobloch. 1 Thlr.

Tiedge, C. A., Wanderungen durch den Markt des Lebens. 2 Bändchen. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Halle, Renger. 1 Thlr.

Urkunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. Ch. Gotthold Neudecker. Gr. 8. Kassel, Krieger. 3 Thlr. 12 Gr.

Vogl, J. N., Lyrische Blätter. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 18 Gr.

Wiese, S., Friedrich. Ein Roman. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 242. — 29. August 1836.

Zur Geschichtschreibung und über F. C. Schlosser.

> Jene harten Himmels- und Erdstürmer, vor deren Siegeswagen vorher eine Wagenburg voll Wunden und Leichen auffährt, nämlich die Väter des Krieges, nur diese können ruhig alle Vulkane der Erde anzünden und alle ihre Lavaströme kommen lassen, blos um — Aussichten zu haben. Sie düngen elysische Felder zum Schlachtfeld, um darin einen Rosenstock für eine Geliebte höher zu ziehen.
>
> Jean Paul Fr. Richter.

Es ist zum Erschrecken, wenn man in die Geschichte der Vergangenheit und Zukunft blickt, was geschehen ist, was etwa geschehen wird, und wie das Alles sich fortsetzt mit mehr oder weniger Geschick, Klugheit, Zuversicht, Erfolg, und wie unsere Geschichtschreiber dies verkünden von Geschlecht zu Geschlecht, fast erdrückt von der Masse und nicht selten in Verlegenheit, was sie als reine Wahrheit geben und was sie davon denken sollen.

Zum Erschrecken ist's, wie gesagt; denn der Mensch will Anfang und Ende, Unendliches gebiert Furcht, und wer sich in Gedanken unsere Völkergeschichte nach Christo noch um 2000 Jahr verlängert, und daß wie bisher eine Generation die andere begräbt, vergängliche Zwecke und Werke sucht und hervorbringt, der weiß dies Gebären und Verschlingen der Zeit, welche Nichts ist und doch Alles, sowie der Menschen, die weder Nichts sind, noch Alles, kaum vernünftig vorzustellen oder zu begreifen. Wäre nur ein entschiedener Zustand aus der Vergangenheit hervorgewachsen, irgend ein reiner Gewinn für die Menschheit unwidersprechlich gewiß — es ließe sich darauf bauen, nämlich eine feste Architektur der Gegenwart und drüber hinanstrebende Hoffnung für die Zukunft. Aber die Weisen unserer bewegten Zeiten — die übrigens um Nichts bewegter sind als andere — sprechen von einer Übergangsperiode, d. h. von einem Zeitabschnitt, in welchem man weder weiß, was geworden ist, noch was werden wird; sie können also nicht belehren und bekehren.

Dennoch halten Viele an dem Gedanken Schiller's: „die Geschichte ist das Weltgericht", vermöge dessen, wie bei jedem Richtspruch, etwas entschieden werden müßte und die Geschichtschreiber als Kenner und Untersuchungsrichter der Thatsachen Entscheidung zu geben hätten. Sie meinen dies wirklich zu thun, sie wägen den Werth der Dinge und Thaten, verdammen oder preisen Zeitalter und Menschen, sie rühmen sich voller Unparteilichkeit wegen des Raums zwischen ihnen und den beurtheilten Gegenständen, in welchem Raume alle Leidenschaften der Zeitgenossen schlafen gegangen und die Wahrheit siegend aus den Nebeln ihrer jedesmaligen Zeitumhüllung hervorgetreten; ja, ermahnen zum Erstreben eines Lebens bei der Nachwelt, dessen Ausspender sie selbst sind, als des höchsten Menschenguts, dessen eifrige Liebe, laut Helvetius, einen zur Größe berufenen Geist offenbart und für Kummer und Bedrängniß der Gegenwart dem Gemüth tröstende Beruhigung gewährt.

Bedenklich leider ist der Trost und der Gerichtshof. Jener kommt zu spät, nämlich im Grabe, und dieser urtheilt zu früh, gleich der Mitwelt; denn er läßt Berufung offen auf eine noch spätere Zeit und kann irren wie jeder. Ich will nicht erwähnen, daß ein Historiker das Vergangene durch Augengläser von berichterstattenden, oft parteiischen Zeitgenossen sehen muß, da er Kritik besitzt, mehr als einen Zeugen anhören, die Aussagen vergleichen kann — vorausgesetzt sie seien alle beisammen und nicht zum Theil versteckt in unbenutzten Archiven —; ja, ein gelehrter Professor auf seinem Schreib- und Lesestuhl entscheidet fern vom Getümmel der Welt und ihrem parteiischen Treiben, ist kalt und leidenschaftlos über Dinge und Menschen, die ihn nichts angehen, die ihm weder nutzen noch schaden. Allein das Weltgericht wäre doch schwerlich in Verstand oder Vernunft des Einzelnen anzutreffen, man dürfte noch eher, wie bei bürgerlichen Gerichtshöfen, der Gesammtvernunft von Geschwornen trauen, deren Einstimmigkeit den Zweifel möglicher Übereilung schwächt; hier also einer Jury von Historikern, denen alle Zeugnisse vorliegen, die ihr Schuldig oder Unschuldig mit größerm Nachdruck aussprechen. Ihrem Urtheil würde dann die Welt zu folgen bereit sein.

Aber wie wenig kommen Gelehrte und ihre Schwurgerichte zur Einstimmigkeit! Wir sehen sie sitzen auf ihren Stühlen seit Jahrhunderten, sie streiten unter sich, und nicht einmal Jahrzehnde wie unsere letzten werden miteinander fertig. Die römische Geschichte, deren Verhandlung und Beurtheilung schon in alle Gymnasien gedrungen, erfährt durch Niebuhr neues Gericht, nach demselben Livius, der immer gegolten; die deutsche Geschichte, einst als erbärmlich herabgesetzt, wird neuerdings mit Herr-

lichkeit angethan; das gesammte Mittelalter, welches dem 18. Jahrhundert verächtlich und wüst geschienen, erscheint dem 19. groß und sinnvoll. Über Papst und Papstthum, welche durch christliche Zeiten ziehen, wovon tausend Zeugen berichten und wiederberichten, sind christliche Geschichtschreiber uneins, nicht blos Protestanten und Katholiken, sondern Philosophen und Weltmänner; was sonst an dem ewigen Rom getadelt und verdammt worden, wird neuerdings gelobt und gepriesen; ja, nicht über die kleinsten Dinge der geistlichen und weltlichen Herrschaft, über Recht und Unrecht in den einzelnen Zerwürfnissen, über Größe und Kleinheit geschichtlicher Charaktere ist geschworenes Einverständniß vorhanden, und die richterlichen Aussprüche der Historiker sind in gleicher Verwirrung, in gleichem Steigen und Sinken des Verschiedensten wie die Geschichte selber.

Blieben nur noch die Urtheile der Einzelnen mit sich in Übereinstimmung, wechselten nur sie nicht nach Verhältnissen und Umständen, wie die Urtheile so Vieler vor und nach dem Fall Preußens, wie Johannes Müller vor und nach seinem Gespräche mit Napoleon! Jeder Mensch ist freilich einer Verbesserung seiner Meinungen und Grundsätze ausgesetzt und bedürftig, mithin auch der Historiker; allein die Veranlassungen dazu geben dem Wechsel sehr verschiedenen Gehalt. Nimmt Jemand eine Übereilung zurück, der Tadel trifft das Übereilthaben, Beifall erwirbt das Geständniß; berichtigt man Irrthümer wegen späterer Belehrung, so ist dies historische Pflicht; ändert sich aber Gesinnung und Meinung aus Furcht, Schmeichelei, Eigennutz oder Eitelkeit, so wird die Sünde des Geschichtschreibers offenbar. Er ist ihr am meisten ausgesetzt bei Darstellung gleichzeitiger Begebenheiten, wiewol auch für längst Vergangenes nicht selten das Gegenwärtige einwirkt. So unter Anderm kennen wir eine akademische Rede des Jahres 1830 vom Einflusse der Geistlichkeit unter den Merowingern, über deren Parteilichkeit d. Bl. f. 1830, Nr. 335, 36, Auskunft geben. Minder entschiedene Beispiele ließen auch sonst sich auffinden bei unsern ehrenwerthen Deutschen, die doch vielleicht in solcher Beziehung weniger schwach sind als ihre Nachbarn jenseit des Rheins.

Im „Archiv für Geschichte und Literatur" von Schlosser und Bercht (Bd. 2, S. 353) wird von Heeren's „Geschichte des europäischen Staatensystems" gezeigt, wie deren Ausgaben vor und nach dem J. 1812 über Napoleon verschieden lauten. Dergleichen Ausgabenabweichung sei gegen die Würde des Geschichtschreibers, sagt das „Archiv", und allerdings liefert sie einen Beweis jener erwähnten Sündlichkeit; nur gereichen doch dem göttingischen Gelehrten, der in Spittler's Weise die Begebenheiten aufzufassen strebt, zwei Umstände zu bedeutender Entschuldigung. Paragraphen eines Handbuchs oder Lehrbuchs nämlich lassen immer etwas offen für Zusätze und Änderungen, sie leben fort mit dem jährlichen Gebrauch oder sterben mit demselben; philosophische Paragraphen müssen offen bleiben für eine neue Philosophie, juristische für aufgefundene Fragmente von Gajus oder Novellen der Gesetzgebung, theologische für unversuchte exegetische oder dogmatische Kunst, historische für ein frisches Geschehen, was Niemand voraussagen kann; und so ist in solchen Büchern nie das Feste und Bleibende des Wissens und Urtheilens, sondern eben das Wechselnde der Zeit enthalten. Zweitens aber ist Napoleon die allgemeine Klippe des historischen Urtheils und den Sirenen der Fabelwelt zu vergleichen, daher es zu keinem besondern Vorwurfe gereicht, ein Historiker sei an ihm gescheitert. Selbst des „Archivs" Herausgeber, Schlosser, nimmt bei seiner Beurtheilung des Mannes (im 3. Bande) eine bedenkliche Richtung, welche ihn im Voraus rechtfertigen soll gegen die durch Umstände und Äußerungen von Manchen gefaßte Vermuthung, er werde bei Fortsetzung seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" andern Grundsätzen folgen als denen der ersten Auflage des Werks.

Napoleon ist eine *starke* Menschennatur, keine *erhabene*; eine *gewaltige*, keine *große*; welches leicht verwechselt wird und dessen Unterschiede sich nahe begrenzen. Zu den ungeheuern, von Mitwelt und Nachwelt angestaunten Erfolgen ward seine Naturstärke und Gewalt unterstützt durch eine vollständige Kenntniß des neuern Kriegswesens, besonders der Artillerie, und durch die eigenthümlichen beispiellosen Kräfte der französischen Revolution. Weder in jener noch in diesen — man möchte denn bloße Todesverachtung dazu zählen — liegt Erhabenheit oder Größe. Auch glaubte Bonaparte an keine von beiden, wol aber an sich, und daß der Ruhm gewaltigen und starken Thaten folge. Um andere Menschen zu unterwerfen und für seine Zwecke zu gebrauchen, dient nebst dem Zwange der Kanonen und Revolutionen eine geschickte Benutzung der Umstände, Verhüllung des eignen Wollens, Überraschung schwächerer Naturen, Befriedigung ihres Eigennutzes, pomphafte Rede. Dies alles verstand der Mann mit Meisterschaft und ward dabei nicht gehemmt von Zweifeln über Recht und Unrecht, von weichem Mitleid, zarter Schonung oder frommer Scheu. Wer mit solchen Eigenschaften zugleich als wagender Spieler Alles gegen Alles setzt und die ersten Male gewinnt, gegen den spielt Keiner mehr, oder nur mit kleinen Summen und voll Angst und Zittern." So hat Napoleon gespielt, gewirkt, gedacht; vom Beginn seiner Laufbahn bis ans Ende.

Unsern trefflichen quellenkundigen, vielbelesenen Schlosser habe ich immer hochgeschätzt wegen seines geraden, rücksichtslosen Urtheils über Personen und Sachen, seiner Ablehnung alles höfischen Bemänteins, Hin- und Herwendens seiner Nichtswürdigkeiten, wegen seiner scharfen Rüge des unreinen Franzosenthums, welches selbst seit 1814 zuweilen die Deutschen anfrißt; daß er sich nicht scheut einen Talleyrand im gedruckten Buche mit Namen zu nennen, von welchen man nur Anfangsbuchstaben schreibt, daß er auch, soviel mir bekannt, nie den Lobrednern Napoleon's beigestimmt und von dessen erhabenen Menschheitplanen oder Charaktergröße bewundernd gesprochen, sondern vielmehr gegen das ganze Revolutions- und Kaiserwesen eine innerste Abneigung fortwährend kundgegeben, wodurch er den Freunden milder ausgleichender Geschichtserzählung,

den weltfeinen Kennern und Schöpfern der Cabinetsverhältnisse und ihrer dem Machtgebrauch folgenden, selbständigere Grundsätze verleugnenden Weisheit gewiß anstößig geworden. Grade die Schärfe, Strenge und Härte des historischen Gerichts über das Götzenthum unserer Zeit hatten mir Freude gemacht.

Nun geräth er in Verbindung mit vielen merkwürdigen Personen des Kaiserreichs, „hat das Glück, aus dem Munde der Herzogin von St.-Leu die Geschichte der J. 1797 — 1815, welche sie zu ihrem eignen Vergnügen niedergeschrieben, zu vernehmen": — und siehe — die liebenswürdige Frau macht ihn liebenswürdig, sanft auf seinem Richterstuhl; er „gibt sich Mühe, die bessere Seite der Zeiten Napoleon's kennen zu lernen und die Ansichten und Empfindungen seiner wahren Freunde, die weder in der Armee gedient, noch Instrumente der Gewaltherrschaft oder Creaturen der Republik und des Kaiserreichs gewesen sind". Er hat dabei ganz Recht, zu behaupten: „Der einzige Vorzug der Behandlung der Zeitgeschichte vor der Darstellung längst vergangener Begebenheiten sei, daß wir nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben selbst schöpfen können und sollen." Nur dürften die Berichte schöner und geistvoller Frauen am wenigsten dafür empfehlungswerth sein. Weiber bestechen uns durch ihre Anmuth, sie schätzen ausnehmend schon um des bloßen Daseins willen alles Gewaltige, Starke, Kriegerische; sie ergänzen oder verdecken mit angeborener Güte der Einbildungskraft — gleichwie auch in der Liebe — alle Mängel und Fehler ihres erkorenen Helden, und ich habe unter deutschen gebildeten Frauen kaum einige gefunden, die nicht mit Gunst, Bewunderung und halber Vergötterung von Napoleon sprachen. Wie viel entscheidender muß dies wirken bei einer Französin, die zu seinen Umgebungen gehörte, die durch ihn auf einen Thron gehoben worden und ein Gegenstand seiner persönlichen Neigung gewesen! Genug, unser deutscher Geschichtschreiber nimmt jetzt wahr:

Die Beurtheilung Napoleon's muß nothwendig nach den Erfahrungen der neuesten Zeit etwas anders ausfallen als früher . . . . . es lohnt sich der Mühe, in einer charakterlosen Zeit einen Mann von entschiedenem Charakter gegen Vorwürfe zu vertheidigen, welche nicht ihm, sondern den Leuten, welche er gebrauchen mußte, gelten.

Wirklich? Die Diener sind zu tadeln, der Herrscher nicht? Alle Regenten gelangen in solcher Art zu wohlfeilem Ruf. Welche Erfahrungen hat denn unsere neueste Zeit gemacht? Daß es lauer hergeht und ruhiger; daß man tausendmal überlegt, bevor das Schwert aus der Scheide fährt; daß man Rothschild fragt; daß die Völker Frieden genießen und wegen Mangel an Kriegsweh und erschütternden Kriegsberichten sich Verdruß gönnen und selber einigen anstiften; daß die Schriftsteller wenig Stoff zum Schreiben finden und über Mangel an Charakter in ihren Bücherzimmern klagen, den doch Napoleon gehabt, der einige von ihnen todtgeschossen und die Presse fühlbar beherrscht! — Werdet vernünftig, Schriftsteller, segnet die Lauheit und Flauheit der Throne, die Stille und Langweiligkeit des bürgerlichen Lebens, die schleppenden Staatsunterhandlungen mit Noten und Eilboten; preist die großen Mittelpunkte der Völkertheilnahme, des Scharfsinns und der Beredtsamkeit — Dampfwagen und Tänzerinnen! Napoleon muß heute gerichtet werden wie gestern, und euere neuesten Erfahrungen wiegen nichts auf der Wage des Urtheils.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich. Von Richard Otto Spazier, Stuttgart, Brodhag. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Es thut dem Ref. aufrichtig leid, über das vorliegende Buch nicht so ausführlich sein zu können, als er wol wünschen möchte. Denn es findet sich darin ungemein viel Anregendes, maßvoll Beschränkendes, ernsthaft Durchdachtes, viel reiche, frische und tiefe Beobachtung und besonders eine so große Fülle von Material in Gedanken, Anschauungen und den Zuständen selbst innerst entnommenen Folgerungen, daß, wie manches ärmere Talent sich hieran bereichern, so die Kritik nicht ohne mannichfachen Gewinn die vorzüglichen Momente deutend und vermittelnd hervorheben könnte. Dahingegen wird die unserige, wiewol nur an dem Hauptsächlichsten haltend, sehr gedrängt sein müssen.

Das Buch des Verf. gibt auf 468 enggedruckten Großoctavseiten folgende Sectionen: 1) Drei Briefe von Paris an Eugen Grafen Breza. 2) Der General Lafayette und sein Landschloß Lagrange (in vier Capiteln). 3) Das Großherzogthum Posen im Spätsommer 1833. 4) Frankreich. 5) Vierzehn Tage im Departement de la Moselle. 6) Die französischen Frauen und ihre Stellung zur Gesellschaft. Von diesen sechs Abschnitten sind die „Drei Briefe" am ungenießbarsten. Zuerst wegen der ihnen einwohnenden Koketterie der Freundschaft, sodann wegen der unmittelbar in diese verschlungenen Koketterie mit dem eignen Ich. Stellen wie diese, welche vorkommen, sind widerlich: „Sehen Sie", schreibt der Verf. seinem Eugen, „solche Freunde hatten unsere großen Schriftsteller alle, und darum machten sie so vieles Schöne. Da hatte Klopstock seinen Cramer, Göthe seinen Knebel, Schiller seinen Körner, Jean Paul seinen Otto, Fichte gar seine Frau und Börne seine Freundin. Hat nicht selbst Heine, dem doch das Leben in jeder Weise sauer wird, von Zeit zu Zeit auch um Ihre Freundschaft gebuhlt? Hat er nicht sogar schon ein Gedicht an Sie drucken lassen und verheißen, des Mehren von Ihnen zu reden?" Und jene Stelle, wo der Verf. von frühern glücklichern Zuständen seines Lebens redet: „Damals gab es keinen Lorberkranz in einem Blatte (W. Menzel, der Vielesbelorbeerende, hatte nämlich im „Literaturblatt" Hrn. Sp. den Kranz aufs Haupt gedrückt); die Kritik schmollte, oder sah vornehm herab; da nannte keine Zeitung meinen Namen, da wollte Niemand mir einen Teppich sticken, kein Minister schrieb an mich, kein fremder Graf, Fürst und General kam zu mir, kein Student votirte mir Adresse und Pfeifenkopf, keine jener Heimlichkeiten ward mir wie neuerdings zu Theil; aber ich war so selig. Geben Sie mir die Zeit wieder, Eugenius, u. s. w." Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Hr. Sp. diese Zeit im Ernst zurückbegehrte! Aber so ist es doch wahrhaftig traurig, daß, wer irgend jetzt mehr Geist besitzt als die Andern, sogleich die Welt, sein Vaterland, seine Freunde und die Litteratur zu mystificiren strebt. Dennoch aber gibt es repräsentative Menschen unter uns, welche diesen Schein, womit Ihr uns blenden wollt, nicht ehren, sondern unverzagt den strengen Ernst der Forschung in seiner unerbittlichen Nacktheit Euerm Dünkel entgegenstellen.

Immer doch bleiben diese Zustände beklagenswerth. Es ist lächerlich, wenn uns Die, so im Innersten hohl sind, durch Flitterwerk und Maske bethören wollen; aber räthselhaft, unheimlich und schmerzhaft ist es, wenn auch die vom echten Geist Beseelten ihre Kraft an einen Mummenschanz wenden und ihren ernsten Brüdern eine Farce vorzugaukeln wagen.

Die „Drei Briefe an Eugen Breza" werden erst interessant, wo sie aufhören; bei der Stelle: „Eben stürmte es an meiner Klingel! Lafayette ist todt! — Ich eilte in die Kammer, zu sehen, was dies dort für einen Eindruck hervorbrächte..... Da erhebt sich Dupin und liest die officielle Nachricht von Georg Lafayette über den Tod des Vaters. Eine zwei Secunden dauernde Anstandstodtenstille der Kammer war die Antwort. Gleich aber, als wäre dies dem Präsidenten zuviel Ehrung, erbat er sich die Erlaubniß, den Condolenzbrief im Namen der Kammer zu lesen." Diesem publiken Zeitungscondolenzartikel fehlte es nicht an heimlichen „Fußtritten", die unter dem „heuchlerischen Lobe" gespendet wurden. So hieß es unter Anderm „die Kammer habe den General Lafayette mit Vergnügen in den Julitagen an der Spitze jener Nationalgarde von Paris gesehen, die nicht aufgehört habe, sich mit Aufopferung als die eifrigste Vertheidigerin der Ordnung zu beweisen".

„Ich ging an Lafayette's Haus; Alles still und todt. Nur an der Pforte hing ein kleiner Zettel: „Maison à vendre!" Ja wohl!"

Lafayette, der zweite unter den öffentlichen Charakteren der neuern Geschichte — denn Napoleon war der erste —, ist von seiner Zeit häufig und tief, am meisten vielleicht in Deutschland verkannt worden. Was in den folgenden Blättern des vorliegenden Buchs über ihn, über sein Privatleben, über seine letzten Augenblicke u. s. w. gesagt wird, kann und wird viel beitragen, sein Andenken unter den Deutschen zu heben. Deutschland war nur zu geneigt, Lafayette sich als Das zu denken, worauf Heine in den „Französischen Zuständen" seine politische Bedeutung reducirt hatte: als „eine Gottheit der Bier und Ruhe liebenden Bürger, eine Chronik der französischen Revolution, einen bürgerlich-freundlichen Marquis, einen wohlwollend-lächelnden Redner und einen, am Stocke nach der Tribune sich schleppenden, fragilen Greis". Aber Lafayette war noch in seinen letzten Stunden, da er, ein Vierteljahr vor seinem Ende, seine letzte Rede in der Deputirtenkammer hielt, stärker als Heine in seinen blühendsten Jünglingsjahren. Dieses Schwanenlied des Nestors der Revolution theilt Hr. Sp. in getreuer und gelungener Übersetzung mit. Seit der Julirevolution mögen wenige Reden von größerer Kraft in der Kammer gehalten worden sein. Lafayette fehlte gewißlich nicht die Weisheit, nur das Genie fehlte ihm. Diesen Mangel haben ihm die Franzosen zum Verbrechen angerechnet und wir dazu, und in diesem miswollenden Irrthume liegt für uns und für seine Landsleute ein weit größeres Verbrechen.

Schloß Lagrange, Lafayette's Landhaus, war ein seiner würdiger Wohnsitz; es war auf ihn gekommen durch seine Frau, eine geborene Herzogin von Noailles. Hier lebte der Greis bis ans Ende seiner Tage mit der Gräfin Lasteyrie, einer Dame in den Vierzigen, seiner Tochter, und den beiden Enkelinnen, einer jungen Lasteyrie und einer jungen Herzogin von Noailles. Hier lebte auch der Sohn der Gräfin L., in leidenvollem Zustande, aber unter zartester Verwandtenpflege, der bei dem miguelistischen Sturme auf Oporto durch das Vorüberstreifen einer Kanonenkugel fast erblindet war. Das Schloß selbst beschreibt Hr. Sp. so: „Es besteht aus drei Haupttheilen, einer Fronte und zwei Seitenflügeln, die erste von zwei Thürmen und jeder andere ebenfalls von einem Thurme flankirt; auf der Rückseite des Frontgebäudes ist ein fünfter Thurm, in der Mitte eine neue Ecke bildend, von wo aus ein neuer Winkel in das Gebäude zurücktritt, sodaß die zweite Hälfte weniger breit als die erste fortläuft. Den einen Flügel und die Rückseite der Fronte umzieht ein breiter Graben, an den die Meierei anstößt, die andere Hälfte stößt unmittelbar an den Park; das Ganze ist von dem gewöhnlichen französischen weißgrauen Sandsteine erbaut, die Haus- und Thurmdächer mit Schiefer gedeckt; auf den fünf Thürmen wehen kleine dreifarbige Fahnen u. s. w." Lafayette war hier von lauter bedeutsamen historischen Erinnerungen umgeben. Schon in dem Parterreraum der Vorhalle bemerkte man zwei kleine einpfündige, sehr sauber gehaltene Kanonen mit der Inschrift: „Offert au général Lafayette par le peuple parisien." In der obern Vorhalle zeigte sich eine Trophäe von bunten Fahnen verschiedenartiger Farben. Große Specialkarten von Amerika hingen an den Wänden. Der dichte Epheu, der dem Eingange des Schlosses ein so anmuthiges Colorit verleiht, rührt von dem berühmten englischen Oppositionsredner Fox her, der ihn selbst pflanzte, als er nach dem Frieden von Amiens in Gesellschaft des Generals Fitz Patrik seinen alten Freund in Lagrange besuchte. Unter einem Holzdach am andern Ende des Schlosses zeigte sich ferner ein roth und blau angestrichenes Schifferboot, das die Inschrift führt: „American Star, victorious of the etc. 1824." Das Boot stammt aus Neuyork und siegte in einem Wettlauf, welchen der Capitain der englischen Fregatte „The hussar" veranstaltet; die Bootsleute machten damit Lafayette ein Geschenk, der damals in Amerika war. Lafayette's Bibliothek war voll solcher Erinnerungszeichen: viele Geschenke der Vereinigten Staaten und Reliquien von Washington; ein Stück von dessen Sarg und, als merkwürdigstes Cabinetstück, ein Degen, dessen goldener und mit Emblemen verzierter Griff ihm 1779 vom amerikanischen Congreß geschenkt wurde und in den er die Klinge hatte einziehen lassen, die, aus den Schlössern und Riegeln der Bastille geschmiedet, 1791 die pariser Nationalgarde ihm überreicht hatte; ferner Haare von Franklin, und die Hälfte der Cravatte Riego's, die vor dem Augenblick seines Todes er seiner Gattin gesandt, welche das kostbare Andenken mit Lafayette theilte, der es in einem kristallenen Kästchen aufbewahrte u. s. w.

Der Verf. wurde von Lafayette und seinen Angehörigen überaus gütig aufgenommen und hatte Gelegenheit, in sein ganzes häusliches Leben zu blicken. L. äußerte sich über politische Personen und Interessen ganz unverhohlen; namentlich über Ludwig Philipp erlaubte er sich das starke Wort: „Lorsque nous l'avons fait roi, nous avons cru, qu'il était médiocre, mais un honnête homme; mais il était justement le contraire." Daß Lafayette sich damals so stark geirrt, hat ihm die französische Nation bis auf die letzte Stunde zugerechnet. Als ob es einen Mann in Frankreich gäbe, der damals klüger war! Es war ein firmer Charakterzug Lafayette's, daß er eine ungeheure Anzahl Menschen für nichts als für bons enfans nahm. Dies kann einem weisen Mann begegnen, wenn er solch ein Herz besitzt wie Lafayette. Aber der Genius ist mistrauisch.

Die interessante Skizze über Lagrange und seine Bewohner schließt mit den furchtbaren Worten des „National", welche sich die Pariser bei Lafayette's Leichenzug aber doch gefallen ließen: „Cachez vous, Parisiens, le corps d'un honnête homme et d'un vrai ami de la liberté va passer."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Im J. 1835 wurden auf dem russischen Theater zu Petersburg 304 Vorstellungen gegeben; unter den 48 in diesem Jahre neu auf die russische Bühne gebrachten Stücken befanden sich 10 Originalwerke, nämlich 1 Tragödie („Tasso"), 1 Drama, 1 Oper, 1 Divertissement und 6 Vaudevilles. Die Lustspiele waren sämmtlich Übersetzungen aus dem Französischen.

Zu Alt-Kusthoff bei Dorpat ist eine landwirthschaftliche Lehranstalt errichtet worden, die sich in den letzten Monaten sehr gehoben hat. Mehre der Zöglinge werden auf Staatskosten ausgebildet, andere gehören dem niedern Stande an und beabsichtigen, sich zu Schäfern ꝛc. auszubilden.

Nach einem von dem Kaiser genehmigten Reglement wird jetzt auf dem Gymnasium zu Kasan auch in der arabischen, persischen, türkisch-tatarischen und mongolischen Sprache Unterricht ertheilt. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 243. — 30. August 1836.

Zur Geschichtschreibung und über F. C. Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 242.)

Ganz besondern Eindruck macht auf das Gemüth Schlosser's die von allen Umgebungen bezeugte Thatsache, der Kaiser sei im Schooße seiner Familie theilnehmend, mitfühlend, unwiderstehlich anziehend gewesen; er habe bei einem Besuche in Ajaccio seine Amme sogleich erkannt und mit den Worten: „cara madre" angeredet. Daraus erwächst die Bemerkung: „eine sonderbare Vereinigung zarter Gefühle und unerbittlicher Strenge und Härte fand sich im Charakter des Helden. Leider ward dies Zartere durch das Kaiserthum und den vom Herrschen unzertrennlichen Egoismus zurückgedrängt, es ist aber natürlich, daß es im Unglück wiedererwachte", wovon Las Cases mancherlei berichtet. Der arme Napoleon! Ihn hat das Kaiserthum verhärtet, das Schicksal des Herrschers gestählt, und die Welt mußte ihn verkennen! Gewißlich, ein Mulei Ismael war er nicht, kein Ali Pascha von Janina, die ihre Weiber in Stücke hieben; auch mit Nero nicht zu vergleichen, der Mutter und Gemahlin tödtete; das Abendland und die Bildung des 18. Jahrhunderts übten an ihm ihre Rechte, er zerriß nicht wüthig alle Bande des Bluts und der Häuslichkeit, befestigte sie sogar in seinem Nepotismus. Aber ändert dies die Beurtheilung seines Charakters? Selbst Danton — die furchtbarste Gestalt der Revolutionsgeschichte — liebte zärtlich seine Frau: als diese vor Kummer starb, daß er an den Septembermorden theilgenommen, wollte er sich aus Verzweiflung umbringen. Schwer zu glauben ist, was unser Historiker versichert, Bonaparte habe einst „für Josephine eine Leidenschaft gefaßt, die so wenig mit politischen Zwecken zusammenhing, daß sie selbst ihm eine jüngere Verwandtin empfahl" — sie lebte mit Barras in außerehelicher Verbindung, ihre Reize alterten; ihr eignes Mistrauen ist daher so erklärlich wie sein Zutrauen, nämlich das Zutrauen des Steigens durch den Oberbefehl der italienischen Heeresmacht; er verstieß sie, sobald das Zutrauen eines noch höhern Steigens ihm vor die Seele trat. Und jener unwiderstehliche Zauber für seine Umgebungen bedarf überall keiner Erklärung, ihn übt jeder Mächtige und Gefürchtete, sobald er sich herabläßt, dem abhängigen, durch Reichthum und Pracht beschenkten Kreise mit schöngeformten kleinen Händen — die an Napoleon bewundert wurden — scherzhafte Ohrfeigen auszutheilen.

Wenn nun der von solchen Eindrücken befangene Geschichtschreiber unternimmt einen „großen Mann" zu zeichnen — gedenkend freilich des Benehmens gegen Venedig, welches als eine traurige Episode für seinen Ruhm erkannt wird —, wenn er das klare Thatenbild durch künstliche Seitenlichter und Vorhänge verschwommener zu machen strebt, Gutes zurechnet, Böses auf Andere wälzt, so kenne ich nicht mehr meinen alten geradsinnigen, von keiner Schönfärberei irregeleiteten Schlosser. Erwägen wir folgende Äußerungen.

Bonaparten belebte der Gedanke, der Nachwelt Großes und Unerhörtes zu hinterlassen. Ihm, wie den Helden des Alterthums, war das Leben in der Nachwelt das einzige wahre Leben.

Ganz recht, Ehrgeiz ist die weltliche Triebfeder rastloser Thätigkeit; wer ihn über die Gegenwart hinaus erweitert und etwa für den Ruhm der Nachwelt sich selbst aufopfert, ertheilt ihm eine höhere, dem Überweltlichen näher tretende Bedeutung. Daß Bonaparte solche Opfer gebracht, läßt sich schwer nachweisen; weit leichter, daß er seinen Ruf bei Mitwelt und Nachwelt für Vortheile der Gegenwart hingegeben, wenigstens hatte er die letzten wol mehr vor Augen als jene beiden und lebte einzig in keiner von ihnen.

Noch weniger würde Napoleon, wenn er noch lebte, liberal sein als die unterrichteten Classen der europäischen Gesellschaft. Er war zum Herrschen geboren, nicht zum Philosophiren.

Hilf Himmel! Ist Einer nicht anders als die Andern, so ist er auch nicht größer. Der Philosophie — man sagt nicht welcher — wird zugetraut, über die Gesellschaftsmenge hinauszuheben; aber ein zum Herrschen Geborener soll sich damit nicht befassen, er muß im Gedankenkreise der Vielen bleiben. Das mag zur Herrschaft führen, ertheilt ihr aber weder Werth noch Würde.

Napoleon bediente sich der Personen als Mittel, ohne auf ihre Neigungen zu achten, nahm keine Rücksicht auf politische Grundsätze oder den Charakter der Leute, wenn sie nur energisch waren und vorwärts wollten; war daher mit Robespierre und Ricord in genaue Verbindung getreten, hatte ihnen Plane angegeben.

Kann den seinen Ruhm solcher Verbindungen und Plane die Bemerkung des Vorwärtsschreitens veredeln?

Wohin vorwärts, wozu? Nach Gewalt, zur Alleinherrschaft. Dahin wollte auch Robespierre.

Leider hatte die Politik Antheil daran, daß Unordnungen, welche Bonaparte verabscheute, gleichwol geduldet wurden..... Durch Umstände, durch Menschen, die ihn umgaben, durch Misbrauch, den er von liberalen Ideen machen sah, mußte er fast nothwendig zum Despotismus geleitet werden..... Es war unglücklich für Bonaparte, daß der in seiner Art geniale Talleyrand sich später seiner ganz bemächtigte ..... Davoust war es, der gleich anfangs durch seine Hartherzigkeit die Wirkung der Weichheit und menschlichen Empfindung, die man bei Bonaparte nicht verkennen wird, überall, wo er ihm nahe kam, vereitelte ..... Daß Fouché im Ministerium blieb, daß Bonaparte, der ihn verabscheute, ihn für unentbehrlich hielt, gehörte zu dem unseligen System der neuern Zeit, daß sittliche Grundsätze durchaus nicht in Betrachtung kommen, wenn von Staatsangelegenheiten die Rede ist.

Die Politik lehrt bekanntlich artige Dinge; sie duldet nicht blos Unordnungen, sondern auch Verbrechen. Ohne Menschen und Umstände lebt Niemand, die Schwachen lassen sich davon hinreißen, die Starken bleiben, was sie sind, oder geben ihnen Gesetze, und zum Herrschen war ja Napoleon geboren, wie wir vernommen. Wer vom Despotismus ausgeht, braucht zu keinem geleitet zu werden; wer alle Ideologie verwirft und als eine Kopfnarrheit anfeindet, lernt bald den Gebrauch liberaler Ideen, weiß nichts von ihrem Misbrauch. Talleyrand's Einfluß beruhte nicht auf einem Unglück, sondern auf einem glücklichen gegenseitigen Verständniß, welches Schlosser treffend bezeichnet: „Bonaparte und Talleyrand glaubten, der Letzte gar nicht, der Erste schwer und selten an Freiheitssinn, Tugend, Uneigennützigkeit der Beweggründe und des Handelns"; zum stärkern Unglauben wendet sich instinktmäßig der Schwächere. Davoust war ein Fund blinden Dienstes, er vereitelte nichts, sondern vollführte; sein Name war so brauchbar als seine Hand. Fouché ward nicht verabscheut, sondern achtungsvoll gescheut, nützlich und gefährlich, wie kaum ein Anderer; darum weder verbannt noch geliebt, sondern angestellt und geschont. Soll das System der neuern Zeit den Gewalthaber entschuldigen, der in der Zeit lebt, so ist zu fragen, ob er dasselbe in solcher Ausbildung vorgefunden, als es von ihm befolgt worden, und ob er nicht grade in der Unseligkeit desselben seine Seligkeit gesucht.

Oft wiederholt unser Historiker:

Von Sittlichkeit und Grundsätzen des Rechts dürfe nicht die Rede sein, nur vom Gebrauch der Mittel zu einem bestimmten Zwecke; die frühere französische Regierung habe nicht einmal Grundsätze der Rechtlichkeit und Menschlichkeit geheuchelt; bei Napoleon finde sich nur so viel Immoralität, als die Zeit grade fodert, und nicht mehr; seine Vertheidiger in der Geschichte dürften von Moral ebenso wenig reden als die Höfe und ihre Diplomaten u. s. w.

Nach diesem Maßstabe ist der kühnste, listigste, treuloseste, schamloseste Verbrecher ein großer Mann; was Andere halb vollbringen, thut er ganz, seine verdorbene Zeit verlangt es, er ist vom Schicksal berufen, sich an die Spitze ihrer Schlechtigkeit zu stellen, Macht und Glück sprechen ihn frei von Schuld. Nur sollte doch bedacht werden, das Weltgericht der Geschichte habe über Würdiges und Großes aller Zeiten zu urtheilen; wer in die Schlechtigkeit seines Zeitalters ganz eintauche, sei mit diesem selber gerichtet; es hätten Männer gelebt, deren Charakter über ihr Zeitalter erhaben gewesen. Zudem ist die Beschönigung des Napoleonisch Verwerflichen durch die Beschaffenheit unserer Zeit ungerecht gegen diese, welche zwar nicht die sittlich beste, aber ebenso wenig die sittlich schlechteste heißen kann. Gleichzeitig mit Napoleon herrschten auf europäischen Thronen edle, von ihren Völkern geliebte Regenten, welche an Tugend nicht blos glaubten, sondern sie selber zeigten, welche nach dem Sturz des dämonischen Gewalthabers Mäßigung, friedlichen Sinn, Grundsätze des Gemeinwohls und der Sittlichkeit wiederbrachten. Sind diese auch nicht durchweg in allen Verhältnissen herrschend geworden, sie sind doch keineswegs verschwunden. Dagegen war der Polizeistaat des französischen Kaiserreichs durchdrungen von willkürlichem, feindseligem Gewaltgebrauch, lauernder tückischer Beobachtung, lästigen, für Unredlichkeit ersonnenen Formen, von Zwang des Geistes und der Betriebsamkeit, deren hinterlassene Spuren und theilweise Nachahmung vielleicht zum Schlimmsten gehören, worüber unsere Tage mit Fug Beschwerde führen. Im Katechismus der Diplomaten steht selten die strengste Moral; inzwischen sind die Winkelzüge derselben noch weit von jenem vollständigen System der Niederträchtigkeit, schamlosen Habsucht, verrätherischen Lüge und Treulosigkeit, welche der übermüthige französische Kaiserhof zur Schau gestellt. In gewissem Sinn läßt sich mit den Stoikern sagen: „es gibt nur Ein Laster und Eine Tugend"; denn was nicht entschieden der letztern angehört, verfällt dem erstern; aber zum Glück für die Welt gibt es zwischen beiden mannichfaltige Übergänge, und man darf auch umgekehrt sprechen: was nicht entschieden dem Laster angehört, verdient schon den Namen einiger Tugend. Wir rufen daher als Vorwurf für den Mann, dessen unmoralische Größe Schlosser jetzt durch Diplomatenvergleichung hervorheben will, mit den Worten der Frau von Staël: „Nur Eine Tugend, nur eine einzige Tugend"; ja noch weniger, nur einige Tugend!

Sonach klingt wunderbar und schwächlich:

Wenn Bonaparte während seiner Zurüstungen zum syrischen Kriege durch Reden und Nachrichten über häusliche Geschichten so heftig erschüttert ward, als Bourrienne glauben machen will, so sieht man, daß das Herz an den grausamen Maßregeln, die der Verstand billigte, keinen Antheil hatte. Das war allerdings eine Abweichung von der Regel, aber die ganze Erscheinung Bonaparte's war nichts anders als dies.

Welch ein Schluß, worin Bourrienne und ein Wenn die Vordersätze bilden! Herz haben, d. h. menschlich fühlen, denken und wollen in allen humanen Verhältnissen, wird hier gleichgesetzt mit bloßer Familienanhänglichkeit, und die Verbindung der letztern mit Grausamkeit soll als etwas Außerordentliches gelten, da sie fast immer sich findet, selbst bei den wildesten Menschen und — Thieren.

Dagegen liest man mit Entsetzen von der Niederlage der pariser Sectionen im J. 1795:

Die Commissarien des Convents oder den schnell errichteten Wohlfahrtsausschuß gewann Bonaparte für sich, als er über ihre Scheu, Bürgerblut zu vergießen, lachte und im Sinne der furchtbaren Energie, welche der Convent oft bewie-

sen hatte, seine Maßregeln zu nehmen versprach ..... Unsere Bewunderung können wir hier Bonaparten besonders dann nicht versagen, wenn wir an Marmont und die pariser Revolution vom Juli 1830 denken und wissen, daß der Convent nicht beliebter war als Karl X.

Guter Gott, was wird uns zugemuthet von Historikern! wir sollen ihn bewundern, der über Vergießen des Bürgerbluts lacht! Er hat auch an der Berezina gelacht, als Tausende seiner Krieger im Strom ertranken, als sie sich vergebens abmühten das Ufer zu erklimmen! Marmont und Karl X. haben unsers Wissens nicht gelacht, und daran ist gleichfalls nichts zu bewundern; daß aber ein ängstlicher, unsicherer Gebrauch der Kanonen weniger Wirkung hervorbringt als der entschiedene rasche, ist ein natürliches Ereigniß, worüber nicht einmal Verwunderung stattfindet. Man erzählt ein Wort des General Bonaparte: er würde die Partei der Sectionen genommen haben, wenn sie ihm den Befehl ihrer Bataillone übertragen hätten. Das ist weder zu bewundern noch zu verwundern, gesprochen im Charakter des Mannes, wie er sich fortwährend gezeigt. Überhaupt sollte für Bewunderung und Verwunderung in Bezug auf französische Revolution und deren Helden unvergessen bleiben, daß sie — wenn der Ausdruck erlaubt ist — durch die „Tugend des Lasters" in Bewegung gesetzt wurden, der sich anfangs mit einer halben Vortheil bringenden Verwandtschaft die „Tugend der Sache" anschloß, welche bald gänzlich verloren ging.

(Der Beschluß folgt.)

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich. Von Richard Otto Spazier.

(Beschluß aus Nr. 242.)

In der dritten Section gibt der Verf. interessante Notizen über polnische Zustände und Gewohnheiten im Großherzogthum Posen, auf die wir des Raumes wegen nicht näher eingehen können. Vorher geht eine treffliche Skizze des berliner Lebens, in welcher das Mangelhafte ein Zuviel ist, nämlich der aprioristische Widerwille des Verf. gegen alles Preußische. Aber die Charakteristik der berliner Volks oder Pöbels — denn diese Stadt besitzt leider die Kategorie Pöbel am vollendetsten — ist durchaus vortrefflich; desgleichen die Parallele mit dem Kunstleben und der Kunstempfänglichkeit in Wien. Auf der einen Seite als Typus Raimund mit seiner Weltkomik, auf der andern „Der verwunschene Schneidergeselle" und „Nante". Worin wir aber in dem Buche des Verf. die feine, spirituelle, ausforschende und deutungsvolle Beobachtung bewundern müssen, das ist in den Skizzen über Frankreich, über das conventionnelle Leben in Paris und ganz besonders über die Stellung der dortigen Frauen zur Gesellschaft. Unstreitig gehören diese Schilderungen zu dem Eingreifendsten und Gediegensten, was über das sociale Paris gesagt worden. Leider geben uns ja so manche, sehr renommirte Schriften über denselben Gegenstand nichts als unwahre Anschauungen, fade Aperçus und oberflächliche Beleuchtungen. In Frankreich und über dasselbe ist der Blick des Verf. ganz frei und nicht, wie bei den polnischen Angelegenheiten, durch einseitiges Vorurtheil prädestinirt und gefesselt.

Folgende Stelle, die viel zu denken gibt, wollen wir ausheben. Der Verf. redet von der centralen Bedeutung von Paris, von den Umständen, welche diese Stadt, sowie keine andere, zum Mittelpunkt der Concurrenz für ganz Frankreich und dadurch zum Lebensnerv des ganzen französischen Wesens machen.

„Berücksichtigen wir hier noch einen Umstand, der Alles nach Paris zieht, und welcher noch mehr wirkt als der Reiz. Die Zerstreuung, die ewige Erweckung und Befriedigung der Neugier, die Paris gewährt, und vor Allem das für den Franzosen so wohlthätige Gefühl, hier sich, wenn er will und es ihm seine äußern Mittel erlauben, an die Seite des vornehmsten und reichsten Mannes, der glänzendsten und höchsten Dame stellen zu können. Égalité, nicht liberté ist der Haupthebel alles französischen Handelns und Wünschens; sie ist seine Haus- und Altargöttin. Jede Regierung wird lange bestehen, die diese égalité den Franzosen läßt; sei sie noch so tyrannisch und drückend unter andern Beziehungen."

Diesem Gleichheitsgefühl und Streben ist es denn auch zuzuschreiben, daß es in Paris keinen Pöbel gibt — wie dies der Verf. sehr gut darstellt —, wenigstens keinen in dem guten deutschen oder berlinischen Sinne. Weil eben der Abstand vom Ritter der Ehrenlegion, vom Professor oder Deputirten zum Ouvrier nicht mehr unendlich ist und bei besondern Gelegenheiten sich beide Extreme wol die Hand und den Arm reichen, so kann auch der Ouvrier nicht leicht den guten Ton vergessen, mittels dessen er seinerseits sich dem Gebildeten und Vornehmen fort und fort anschließt. Daher kommt es, daß man in der Galerie d'Orléans plötzlich einen Mann mit einer weißen Jacke, Schürze, Nachtmütze auf das zierlichste eine Frau mit einer Cornette und einem wollenen Rocke am Arm einherführen sieht; daß der Commissionnair, welcher Dasselbe ist, was zu Deutsch ein Markthelfer oder Ausläder, von den „Damen unten" spricht, wenn er die Thürsteherin und die Äpfelfrau meint. Will man in seinem Hôtel seines Bartes ledig sein, so bestellt man sich aldings als Fremder den Barbier; aber es erscheint in der Thür ein wohlgekleideter Mann mit anständigen Gesten und spricht sehr artig: „Monsieur, vous avez demandé l'artiste", in welchen Worten ein solcher Talisman liegt, daß der Mann von uns nun gar nicht anders denn als Künstler behandelt werden kann.

Als Beleg nun für die Courtoisie des pariser Volks, das man eben nicht Pöbel zu nennen wagt, erzählt der Verf. aus eigner Erfahrung folgenden Zug. „Da ich mir auf alle Weise Mühe gab, den französischen Volkscharakter zu studiren, so legte ich eines Tages meinen linken Arm in eine schwarze seidene Binde, als sei er verwundet, und schritt auf dem Trottoir in mehren der gedrängtesten Straßen umher. Ich kann die Achtsamkeit, die Sorgfalt nicht beschreiben, mit der mir Alles, beide Geschlechter, Leute von allen Altern und Ständen auswichen, das Auge besorgt auf ihren eignen Arm gerichtet, ob sie ja sich weit genug entfernt hätten, um mich nicht zu berühren. Lastträger gingen, schwerbepackt, mehre Schritte vorher von dem Trottoir herunter, sodaß ich mich bald herzlich schämte, so ohne Noth die Gutmüthigkeit eines Volks auf die Probe zu stellen, und in eine Seitenstraße eilte, die Binde abzureißen."

Wir müssen nun noch in aller Kürze das Nöthige über den sechsten Abschnitt des vorliegenden Buchs sagen, der ausschließlich von den französischen Frauen und ihrer Stellung zur Gesellschaft handelt. Nächst Auszügen aus einem ältern, zum Theil wenig gekannten, zum Theil auch sehr verkannten Buche, nämlich aus Balzac's „Physiologie du mariage", von welchem der Verf. richtig bemerkt, daß es eine ernste Tendenz, einen philanthropischen Zweck unter einer Schalksmaske verbarg und oft schlüpfrig, frivol und leichtfertig sich darstellte, um in die hohe Gesellschaft zu dringen — nächst Fragmenten aus diesem Buche finden wir hier eine kleine Novelle, von der wir uns ohne große Anerkennung nicht abwenden können. Die Novelle heißt das „Vis à vis" und ist wirklich weiter nichts als die simple Darstellung einer ganz simpeln Gardinenliaison, einer Fensterbekanntschaft, die als solche aber sehr traurig endet. In der kleinen Novelle wohnt eine große Grausamkeit, eine tiefe psychologische Beobachtung und ein herzinniger Odem echter, ursprünglicher Poesie. Sie hat mich deshalb auf das höchste

überrascht und ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie zweimal mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen. Die Grausamkeit aber der kleinen Dichtung, die zugleich von einer trefflichen Darstellungsgabe zeugt, besteht darin, daß der Dichter schonungslos die zarte, kränkliche, tief-innerst dem Geliebten zugewandte Blume am Fenster knickt und verscheiden läßt; doch wird dieser Act der Grausamkeit künstlerisch vollkommen gerechtfertigt dadurch, daß es eben die Wahrheit und Widerwärtigkeit der geschlechtlichen Verhältnisse in jener sogenannten frivolen Weltstadt selbst ist, woran das liebende Mädchen, deren Namen nicht einmal der Geliebte erfährt, zu Grunde geht. Wer nie in Paris war und sich unter den pariser Frauen lauter dames de comptoir, de salon oder de la halle denkt, der lese diese Novelle und erschrecke vor der furchtbaren Macht der Etikette, womit die edle Weiblichkeit wie die eignen Gefühle so den geliebten Gegenstand dort zu Tode quält. Wer ferner in Paris zu kurze Zeit verweilte, um in das häusliche Leben der anständigen Familien zu blicken, der lese ebenfalls die Novelle und erstaune über die Schwierigkeiten, ja über die Unmöglichkeit, einer solchen bis ins Herz und Lebensmark zu dringen, wenn nicht besondere Umstände den Eintritt und die Annäherung begünstigen. Auf diese Weise mag Mancher, der die pariser Frauen zu kennen meint, hier sein Urtheil berichtigen. Wer aber seinen ersten und innigsten Jugendgefühlen noch nicht entfremdet ist, der erfreue sich, wiewol in Trauer, an einer Neigung, deren Seele und Pathos eben das Geschiedensein, deren Wunsch und Wille aber sonnenrein und nur durch die schreckliche Widerwärtigkeit des unabänderlichen Weltlaufs getrübt und gebrochen ist.

Man könnte über diese kleine Novelle — ist sie Original oder nicht, ich weiß es nicht — viel Eindringliches schreiben, denn sie gehört unstreitig zu den bedeutsamsten und schönsten, welche die neuere Zeit hervorgebracht. Dies Lob ist nur eine aufrichtige Anerkennung derselben. Nur so viel noch, damit der Verf. spüre, daß wir seinem Dichten emsig und mit Liebe nachgespürt: mögen diejenigen Männer, deren Liebe zuerst als ein systematisches Vernichten der weiblichen Persönlichkeit, als ein absichtliches Brechen der Knospe zur eignen Freude erscheint, deren Neigung trotz aller Leidenschaft doch nur ein Aufschrei des grausamsten Egoismus ist, mögen diese an der kleinen Dichtung lernen, daß man auf ganz keusche Weise und im treuesten Liebesleid sogar ein Mörder an der Unschuld werden und im wahren Liebesspiel das schönste Mädchenherz kalt würgen kann.

Hiermit schließen wir die Anzeige von diesem „Ost und West", uns von den folgenden Abtheilungen gleiches Gute versprechend. 71.

Notizen.

Wahrscheinlich wird nun bald die feierliche Enthüllung der von Thorwaldsen gearbeiteten Guttenberg-Bildsäule in Mainz stattfinden. Die an Beiträgen aus verschiedenen Ländern eingegangene Summe zu Bestreitung der Kosten dieses Bildwerks belief sich vor zwei Monaten auf ungefähr 16,000 Fl. Dazu hatte die Stadt Mainz selbst beigetragen: 8684 Fl., das übrige Großherzogthum Hessen 1196 Fl; das übrige Deutschland 4800 Fl., Frankreich 830 Fl., England 50 Fl. (ein wirklich bemerkenswerther Zug englisch-nationaler Misgunst!), Rußland 17 Fl., Belgien 14 Fl., Ungarn 10 Fl., die Schweiz 8 Fl. (o Jammer!). Daß schon Napoleon um das J. 1804 sehr damit umging dem alten Guttenberg ein Denkmal zu setzen, ist vielleicht Manchem unbekannt. Der Kaiser hatte bereits zwei Millionen Francs anweisen lassen, um durch Niederreißung öffentlicher nationaler Gebäude einen Guttenbergplatz herzustellen; an den vier Ecken dieses Platzes sollten vier Pavillons stehen, und in der Mitte das kolossale Standbild selbst. Allein der neue Ausbruch des Kriegs verschob und vereitelte diesen schönen Plan wie so manchen andern, der in diesem großen Kopfe sich gestaltet hatte.

Der Abbé La Marre, geb. zu Quimper 1708, Verf. der Oper „Zaide" und einer der Schützlinge Voltaire's, der ihn „den kleinen La Marre" nannte, befand sich nichtsdestoweniger in der drückendsten Armuth. Er hatte kein Geld, nichts zu leben und kaum so viel armselige Kleidungsstücke, um seine Blöße zu bedecken. Dennoch war er immer lustiger Streiche voll; des Nachts, wenn Alles schlief, setzte er sich mit seiner Pfeife vor irgend eine Hausthür und ahmte, ruhig seinen Tabak schmauchend, das klägliche Geschrei eines ausgesetzten Kindes nach. Wenn der Tag graute, so krähte er wie ein Hahn und machte dadurch alle Hähne der Nachbarschaft rebellisch. Sein Tod war ebenso traurig wie sein Leben. Während des Feldzuges von 1741 hatte er eine Anstellung beim Proviantamt der Armee erhalten. Auf diesem Zuge befiel ihn ein hartnäckiges Fieber, in dessen Phantasien er sich eines Tages in Abwesenheit seines Wärters zum Fenster hinausstürzte. Man erzählt, er habe, auf den Tod verletzt, zu den Leuten, welche ihn aufhoben, gesagt: „Ich hätte nicht gedacht, daß die zweiten Stockwerke in diesem Lande so hoch wären."

Der berühmte Maestro Paganini lebt meist auf seiner Villa bei Parma, um seine zerstörte Gesundheit wiederherzustellen. Er hat in italienischen Zeitschriften öffentlich erklärt, daß alle in auswärtigen Ländern unter seinem Namen erschienenen Compositionen durchaus unecht sind, und daß er selbst im Ganzen nur 24 Capricci für die Violine, 6 Sonatinen für Violine und Guitarre, und 6 Quartetts für 2 Violinen, Guitarre und Violoncell componirt hat. Diese seine echten Werke gedenkt er in Kurzem gesammelt herauszugeben. 11.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden Bestellungen angenommen auf ein

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Von

EDUARD WINKLER.

Zwei Bände, die in Heften von 12 Bogen erscheinen. Gr. 8. Jeder Band gegen 60 Bogen.

Subscriptionspreis jedes Hefts auf weissem Druckpapier 20 Gr.

Das erste Heft wird etwa zu Michaelis d. J. erscheinen. Ein ausführlicher Prospect wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 244. — 31. August 1836.

Zur Geschichtschreibung und über F. C. Schlosser.

(Beschluß aus Nr. 243.)

Wiewol Schlosser über die Salons der Frau von Staël richtig anmerkt: „Bonaparte hatte seinen eignen Plan, und die gute Gesellschaft fand sich, wie alle Parteien, getäuscht, als er nachher seinen eignen Weg ging"; wiewol Talleyrand und seine Freunde zu dieser guten Gesellschaft gehörten; wiewol die Tochter Necker's eine bittere Feindin des Mächtigen wurde, als er sie aus Paris, ihrem Lebensparadiese, verbannte; so möchten wir doch unsern deutschen Historiker zur sichern Auffassung der Napoleonischen Natur auf die Schilderungen dieser geistreichen Frau verweisen, und folgen dabei einem schon vor 20 Jahren geäußerten Grundsatz:

Der Haß, wenn sein Ungestüm durch sittliche Verachtung gesänftigt und gekühlt wird, zeichnet wahrer als die Liebe, durch Verehrung heftig und warm; die Liebe verwischt im Gemälde, der Haß gibt ihm bedeutende und kräftige Schatten; Verachtung ist gleichmüthiger als Achtung, und durch sie gewissermaßen der Haß unparteiischer als Liebe; selbst jener Römer, welcher ohne Haß und Neigung zu schreiben versichert und dadurch den spätern Geschichtschreibern ihren Wahlspruch vorhielt, dankt dem Haß die Wahrheit seiner Darstellungen, ja seinen ausgezeichneten, ergreifenden Styl. Nicht wollen wir sagen, die Liebe sehe falsch; sie sieht das Wahre, aber in Gesichten; sie ist die Fata Morgana, welche ihre Schatten und Umrisse in den Himmel wirft; der Haß läßt beide unverrückt auf der Erde, wenngleich oft seine Färbung zu sehr in das kalte Grau übergeht.

Wie nun das strenge Weltgericht der Geschichte von selber grau ist, so schaffe sich ein milderes, schonendes Gericht des häuslichen Lebens und der Familie den Spiegel der Fata Morgana und helle Wolkenfarben.

Doch wir vergessen, daß Schlosser gleich anfangs einen moralischen und politischen Standpunkt der Betrachtung unterschied und diesmal die Zeit Napoleon's von der politischen Seite betrachten wollte. „Beide Seiten zusammengenommen", sagt er, „oder beiderlei Beurtheilungen bilden die eigentliche Geschichte." Verstehe ich diese Worte recht, so bezeichnet das Politische ein Äußerliches des Geschehens, Umfang und Erfolg der Thaten; das Moralische deren Würdigung nach dem Maß des Guten und Bösen für die Handlungen der Menschen; und Jemand kann moralisch groß sein, der mit seinem Bestreben nichts ausrichtet und auf dem Scheiterhaufen stirbt, gleichwie ein Anderer politisch bedeutsam als Schöpfer und Zerstörer von Königreichen geringen sittlichen Werth haben kann. Nur lassen sich beiderlei Beurtheilungen, weil sie zusammengehören, schwer voneinander trennen, ohne daß sie unwillkürlich ineinander übergehen, und dies scheint Schlossern begegnet. Sehen wir nämlich auf die Sachen, auf die Veränderung, welche Napoleon in Europa bewirkt, so ist ihm kein Sterblicher neuerer Zeiten gleich, sowol in Demjenigen, was ihm gelungen, als was ihm mislungen, und es bedarf für dessen Auffassung nur der einfachsten Darlegung des Geschehenen. Ein politisches Urtheil darüber bezöge sich dann auf den Zweck und die Mittel, ob jener außerordentlich gewesen und was für Mittel dafür gefunden und gebraucht worden, ob Kluges oder Verkehrtes sich in den Maßregeln offenbare, ob thätige Betriebsamkeit und verständige Haltung oder schlaffe Nachlässigkeit und wechselnde Leidenschaft. Auch in dieser Hinsicht wird Napoleon hervorragen, die Eroberer müssen seine Kriegsplane und deren Ausführung anstaunen, die haushaltenden Staatsmänner müssen preisen, daß er bei den starken Zahlungen unterworfener Länder systematisch verfuhr, auch in Italien das Eigenthum der Armen, der Witwen und Waisen, welches in den sogenannten Monti niedergelegt war, einzog — was Schlosser S. 109 „empörend" nennt, aber „der Raub sei nur Mittel gewesen" — daß er sich selber dabei bedacht, sei es mit Millionen oder einigen Hunderttausenden; daß er, wie auch später in Deutschland, tüchtige Verräther gebraucht, um Malta zu nehmen; Politiker überhaupt werden billigen, wenn er lügnerisch gesprochen und verrätherisch gehandelt, wie gegen Venedig; — den Zwecken dienten die Mittel, und dies will die Politik.

Aber zur vollständigen politischen Beurtheilung Napoleon's fehlt bei diesem stark hervorstrahlenden Licht noch Manches, nämlich der Schatten. Er hat außerordentliche Zwecke verfolgt, sie durch angemessene Mittel erreicht, und — alles Gewonnene verloren; hat seine Laufbahn begonnen als Meister und geendigt als ein Thor. Solches wird nur denkbar durch Fehler und Misgriffe; denn wollte man das Schicksal anklagen, so hieße dies die ganze politische Auszeichnung verringern und Alles dem bloßen Glück beimessen, welches auch Unverständige begünstigt. Durchweg nun ist der Zug nach Rußland

getadelt worden als übermäßig im Zweck, unzureichend in den Mitteln, und der Erfolg, welcher in politischen Dingen das Meiste gilt, spricht wider ihn. Inzwischen wäre wol zu fragen, ob nicht ähnliche politische Fehler, außer diesem letzten, in Napoleon's Herrscherzeit zu finden wären, die zwar keinen unmittelbar sichtbaren Schaden gebracht, aber doch den Sturz des Ganzen vorbereitet, oder wenigstens dessen Bestehen nicht gefestigt. Wir meinen damit Fragen wie folgende: ob der Übergang vom lebenslänglichen Consulat zum Kaiserthum oder die Hinrichtung des Herzogs von Enghien Nutzen verschafft; ob es besser gewesen, Frankreich mit verbündeten republikanischen Staaten, wie anfangs, zu umgeben, oder mit Königreichen, wie hernach, oder wie zuletzt seine Grenzen immer weiter auszudehnen und fremde Staaten demselben einzuverleiben? Ob Erniedrigung Englands und Zernichtung seines Handels als möglich habe aufgefaßt werden können, und nicht in den gewählten Mitteln, z. B. Waarenverbrennung, eine unzureichende Feindseligkeit und Härte gegen den Continent gelegen? Ob nicht das willkürliche Ändern vertragsmäßiger Staatenverhältnisse, namentlich der schlaue Verrath an Spanien und Portugal und die daraus nothwendig entspringenden Kriege, dem politischen Bestande Frankreichs nachtheilig geworden, sowie überhaupt die bleibende Form einer Militairregierung statt einer Civilverfassung? Ob nicht die Heirath mit einer Kaisertochter und das Verlangen, ebenbürtig einzutreten unter alte Herrscherfamilien, die Stellung des eingedrungenen Siegers unvortheilhaft verändert, sowie das Thronschaffen und Wechseln für Brüder und Schwestern? Natürlich wäre auf dem blos politischen Standpunkt von der Moralität des Kriegführens, Hinrichtens, Waarenverbrennens, Fortschickens der Könige und Josephinens gar nicht die Rede; sondern blos von Sicherungsklugheit, mit welcher ein launenhaftes Schwanken, eine plötzliche Sinnesänderung über Nacht oder bloße Befriedigung der Eitelkeit nicht vereinbar scheinen.

Vielleicht würde sich durch Betrachtungen solcher Art ergeben, daß Napoleon's Politik eine asiatische Regellosigkeit und Unruhe gehabt, die leicht sich überstürzt und in Europa selbstverderblich gewirkt; daß ihm neben der Wissenschaft des Kriegswesens und vollem Verständniß eigennütziger gemeiner Naturen, die Kenntniß einer Angel europäischer Staatenverhältnisse, des Handels und gewisser sittlicher Vorurtheile, denen christliche Erziehung bei Völkern einige Stärke gibt, gemangelt; daß er dadurch zwar die Phantasie von Tausenden fortgerissen, aber auch das Gefühl von Tausenden nutzlos gekränkt; daß dadurch sein politischer Ruhm von Zügen der Unbesonnenheit verdunkelt worden, deren Vorhandensein dem Politiker zur Sünde gereicht. Man könnte in dieser Beziehung zwei Perioden der Napoleonischen Zeit (1800 — 1813) unterscheiden, deren erste noch Gebrauch macht von gewissen europäischen, zum Ausbruch der französischen Revolution führenden Vorstellungen, von einem gewissen Maß der Gedanken und Worte, denen die zweite entsagt, deren Bedeutung und Hülfe jedoch eine wahre politische Weisheit hätte erkennen und sich befreunden müssen, während Napoleon sie nicht kannte oder nicht anerkennen wollte. Gewiß würde die vollständige Darstellung und Erwägung dieser Dinge von der Hand Schlosser's uns ein Zeitenbild des Zeithelden geben, welches ohne Vergrößerung und Verkleinerung die politische Seite desselben hervorhöbe, getrennt von der moralischen, lediglich gestellt in das eigne Licht und den eignen Schatten.

Statt dessen hat unser Historiker seine Standpunkte ineinander geschoben, hat auf moralische Schatten politische Lichter fallen lassen und aus Familienverhältnissen und darin vorkommender zarter Sorge das Dasein von Herzensgefühlen zu bewähren gesucht, die muthmaßlich wiederum den moralisch politischen Schatten erhellen sollen. Aber der reine politische Charakter — etwa Richelieu — bleibt, was er ist, wenn er auch gar kein Herz hat. Sage die Geschichte, sobald sie Moralisches und Politisches einmal trennt, zuvörderst unvermischt, was Jeder in diesem und jenem gewesen, und stelle dann aus diesem Doppelbilde, dessen Züge vergleichend und ausgleichend, das Gesammtbild vor Augen.

Der ganze Mensch ist es, den wir sehen wollen, jedoch zur historischen Darstellung desselben gehört als vorbereitender Bedarf — wie in aller Kunst — ein reinliches Unterscheiden. Leidenschaft ist dazu unfähig, also auch leidenschaftliche Liebe und leidenschaftlicher Haß gewisser Zeiten, gewisser Völker, gewisser Helden. Ist unparteiische scharf unterscheidende Ruhe vorhanden — für das Ferne wie für das Nahe — dann bleibe sie sich selber treu, wanke und schwanke nicht wie Tagserzählungen oder Handbücher. Nur mit solcher Sicherheit und Geschlossenheit des Urtheils steht der Einzelne oder stehen die Vielen erhaben über dem Strome des Geschehens, geben ihren Sprüchen den Werth der Unwandelbarkeit und machen an ihrem Theil die Geschichte zum Weltgericht.

28.

Anna Schlatter-Bernet aus St.-Gallen.

Wer war sie? Was wollte sie? Welcher Mittel bediente sie sich zur Realisirung ihres Willens? Bauen wir auf das Wort des Herausgebers ihres schriftlichen Nachlasses, der in zwei Bänden vor uns liegt:

Anna Schlatter's schriftlicher Nachlaß, für ihre Angehörigen und Freunde herausgegeben von Franz Ludwig Zahn. Meurs, Schul-Buchhandlung. 1835. 8. 1 Thlr.

so war sie eine reichgesegnete, vielgeprüfte, im Glauben siegende Mutter, eine Mitgenossin an der Trübsal, an dem Reiche und an der Geduld Christi, ja eine zweite Monika, die aber nicht, wie diese, einen Sohn hatte und erzog, sondern ihrem Gatten dreizehn Kinder gebar. Für diese — und das wollte sie — lief sie in der Angst ihres Mutterherzens, gleich jenem kananäischen Weibe, Christo nach, um ihn Tag und Nacht unter heißen Thränen anzuflehen, er solle sie Alle zu Genossen seines Reichs machen. Das Mittel, dessen sie sich zur Realisirung ihrer Mutterwünsche bediente, war: Schreiben, Büchermachen. Der Leser wird schon errathen haben, daß ihres Gemüthes und Geistes Richtung die pietistische war; aber so oft sie auch das Zinzendorf'sche Rüsthaus frommer Phrasen und Bilder plündert, so oft sie Arnd's „Schatzkästlein" öffnet, um sich selbst und ihres Herzens Lieblinge mit dem darin gefundenen köstlichen Ge-

stein zu schmücken, so trinkt sie doch immer dabei ein Glas lauterer Milch, vom sanften Spener ihr dargereicht, d. h. sie überläßt sich nicht, nach Art vieler ihrer Brüder und Schwestern in dem Herrn, einer mönchisch-faulen Contemplation, oder einem düstern, richtenden und verdammenden Fanatismus, der gern Gefängnißpforten öffnet und Scheiterhaufen baut, oder einer grellen Phantasie, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen predigt und schildert und alle Augenblicke den Fürsten der Hölle herbeiruft, sondern sie flicht mit fraulicher Milde und freundlicher Heiterkeit ihre frommen Gedanken, Ansichten und Gefühle wie Blüten und Früchte in die grünen Zweige des irdischen Lebensbaumes.

In ihren Gedichten, die den ersten Theil ihres Nachlasses bilden und an welche die Kritik schon aus dem Grunde den gewöhnlichen Maßstab nicht legen darf, weil sie nur für Angehörige und Freunde bestimmt und geschrieben wurden, kann der vielfachen Mängel der Form und der Eigenthümlichkeit der Schweizermundart gar nicht Erwähnung geschehen; was dagegen den Geist derselben betrifft, so hat er, so allbekanntein-farbig sonst die Reimlein der Erweckten und Wiedergeborenen aus ihrer Gemeinde sind, doch manches Eigenthümliche. Wie wenig sie im Stande sind, sich von schreienden Anthropomorphismen loszuketten, zeigen schon die Stellen aus: „Mein Verlangen" (S. 6):

In Gott hinein!
Er selbst trug dies Gewand
Der Sterblichkeit; im finstern Land
Des Todes wallt' auch Er umher,
Und fühlte zärtlich, fühlte schwer
Den harten Sinn der Menschenschar,
Mit der auch Er umgeben war. —
In Gott hinein!
O Herz, du dürstest sehr!
Du trinkst und dürstest immer mehr.
Was ist's, das deinen Durst dir stillt?
Nur, was aus Gottes Herzen quillt;
Drum wirf dich in den Quell hinein,
So wird dein Durst gestillet sein. —
Weil ich nichts hab', nichts bin, nichts kann,
Bist du mir Vater, Freund und Mann!

Die süßen Worte, die sie an den Heiland richtet, sind zwar von einem überwallenden Gefühl dictirt, aber doch nicht anwidernd und nach Heuchelei riechend. Sie nennt ihn „Schönster", und sich selbst eine arme Taube, die halbsterbend ihre Flügel schwingt; sie muthet ihm zu, sie in weiße Seide zu kleiden und von der Befleckung rein zu waschen. S. 24 sagt sie ihm: Es können Stunden noch vergehn, glaubst du es wol, Herr Jesus Christ, daß ich dich nicht ansehe!

Bei dem Gebet zu ihm ist ihr wie einem Vogel an der Kette zu Muth, und S. 44 gibt ihr der liebe Gott, nachdem er angeschaut, wie schlecht ihre bisherige Wohnung war, die Thaler zum Bau eines neuen Hauses. S. 94 läßt sie sich in Jesu Hirtenarmen wie ein krankes Schäflein pflegen. Einmal nennt sie ihn sogar „Logos", und wir möchten wol wissen, was sie sich bei dem Worte gedacht hat. Ihre fromme Muse, die jede Gelegenheit, sich zu expectoriren, benutzt, gibt ihr, auf Bitte eines katholischen Freundes, ein Kreuzlied ein, welches also beginnt:

Das †, an welchem Jesus hing,
Macht dir dein †, o Christ, gering;
Des Heilands † bahnt dir zugleich
Den †weg zu Seinem Reich.

So gehts durch elf Strophen und ††† fort. Auffallend sind im Munde einer Pietistin die Worte (S. 104): Droben lebt er in dem Kreis der Götter. S. 150 will sie der Tochter ihr Bild nicht geben, weil es so runzlich und alt ist; doch warte, sagt sie, bis der Meister das Bild im Vaterhause erneuert, dann sollst du mich sehen und haben. Gleichwol zerstört sie diesen ansprechenden Gedanken wieder, indem sie versichert:

— Christi reines, helles Blut
Macht jede Runzel schön und gut.

Im Liede am Buß- und Bettage ist ihr Glaubensbekenntniß enthalten; charakteristisch schließt sich daran S. 160: Am Vorabend ihres Geburtstages:

Arm und klein, wie nie in meinem Leben,
Muß ich, Heiland, dir mich übergeben;
Müde, hungrig, bettelarm und blos
Sink ich ganz in deinen Mutterschoos.

Ebenso reißt (S. 184) der Herr sie los und legt sie nackend in seinen Schoos, wo sie still liegt. Zu den wenigen Liedern, wo sie nicht tändelt und anthropomorphisirt, gehört S. 178: „Liebe überall". In dem langen Erguß bei der Ordination ihres Sohnes sagt sie (S. 199) von sich:

Vergib, mein liebster Jesus Christ,
Wenn es an mir ein Unrecht ist,
Daß ich der Schulgelehrten Ton
Nicht lieben kann an meinem Sohn;
Denn Kindersinn und Kindersprach'
Ist, wie du weißt, ja meine Sach'.

So wird Frau Anna durch Mutterliebe bei all ihrer magdlichen Demuth zur Dichterin, zur Prophetin und Gesalbtin des Herrn.

Im zweiten Theile, welcher ihre größtentheils für ihre Kinder geschriebenen prosaischen Aufsätze enthält, finden wir neben mancher nach ihrer Schule und Gemeinde schmeckenden Speise auch treffliche Stellen. In dem ersten Aufsatze: „Einige schwache Gedanken über das hohepriesterliche Gebet Johannes 17", exegesirt sie nach frommer Frauenweise frischweg, spricht über Kennen und Erkennen recht gut, läßt von Jesus die Handschrift, welche Vater Adam wider uns Alle schrieb, am Kreuze zerreißen und spricht, nachdem sie Vers für Vers glossirt, über das: Bei dem Herrn sein — mit der ganzen Überschwenglichkeit der durch Hoffnung erleuchteten Seelen. In den einfältigen Mutterworten aus Erfahrung und Überzeugung ohne Kunst, die sie ihrem zur Hochschule gehenden Sohn in die Fremde mitgibt, sagt sie, nachdem sie sich über das Einsammeln irdischer Gelehrsamkeit tadelnd expectorirt hat, über diesen Gegenstand noch (S. 55): „Ich gestehe dir, mein Sohn, daß ich froh bin, nur eine Magdalena, nur ein solches Kindlein, das Jesus auf den Schoos nahm, sein zu dürfen, ohne viel wissen zu müssen, außer daß er auch mir gut, auch *mein* lieber Heiland ist. Ich würde mich sehr fürchten, ihn so zergliedern zu müssen wie du; das Herz würde mir bluten, wenn ich Alles sehen und hören sollte, was der Unglaube gegen meinen lieben Heiland erdacht und an ihm auszusetzen und zu verkleinern hat. Du *mußt* dies zum Theil thun; aber ich bitte dich, ja hierin nicht weiter zu gehen, als du *mußt*. Der Teufel ist geschäftig, ein Korn des Unglaubens von einem *fremden Aber* in unser Herz zu werfen, und tausend-tausendmal lieber wollte ich dich *gläubig* und verachtet in einer Werkstätte wissen, als *ungläubig* und hochgeehrt auf dem berühmtesten Katheder der Welt u. s. w." Nachher bildert und allegorisirt sie mit einem Scharfsinn, den man ihr kaum zutrauen sollte, über die Worte: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer Christum, zeigt dem Sohne, nichts Gutes und kein Verdienst sei an uns; Alles sei Gnade von Ihm, und ruft am Schluß ihm zu, wenn er die Kanzel bestiege: „Ein Hochzeitbitter sollst da du werden, der die Bettler an Zäunen und Straßen zur Hochzeit ladet, wenn die Ehrbaren und Reichen nicht kommen wollen; aber, damit deine Einladung *Salz* und Kraft bekomme, mußt du *selbst erst wissen*, wie gut man's an des Königs Hochzeit hat. Nur *erfahrene* Prediger können dem Heilande viele Seelen gewinnen; das bloße Wort thuts nicht; das Wort muß gesalbt sein durch den Geist Gottes, der im Herzen wohnt. Die Kohle des Gebets muß im Herzen glühen, wenn sie außer sich zünden soll." Gegen den Schluß der Worte mütterlicher Liebe am Confirmationstage ihrer Tochter sagt sie (S. 94) warm und innig:

„Diese Blätter gehen zu Ende, meine Liebe! Und so viel ich geschrieben habe, habe ich doch nur das Wenigste sagen können, was ich dir eigentlich sagen möchte; denn für die Sprache der Mutterliebe und den großen Inhalt der heiligsten Dinge ist Dinte, Feder und Papier nicht hinlänglich; der heilige Geist kann aber diese wenigen todten Buchstaben beleben und dich schmecken lassen den Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft. Zu ihm will ich für dich beten.“ Bei gleicher Gelegenheit sagt sie zu einer andern Tochter wol allzu populair und zweideutig: „Denke dir's, wenn ein reicher, guter Herr ein ganz armes Mädchen heirathete, würde sie nicht durch ihn, durch *seinen* Reichthum eine reiche Frau? So kannst du durch Christum reich an himmlischer Tugend, Weisheit, Kraft, Ruhe und Seligkeit werden; du darfst ihn nur lieben, nur seine Verbindung mit dir annehmen, nur ihn zu deinem Vertrauten machen u. s. w.“ Manches ihrer Bilder reizt zu einem Lächeln und zur Rührung zugleich. Man höre: „Alle irdischen Freuden der Liebe, der Natur, der Freundschaft, des Umgangs, der Ruhe und Erholung werden dem Christen doppelt gewürzt; ich benetzte schon einmal eine Birne, welche ich aß, mit einer Freudenthräne, wenn ich mir lebendig dachte, der große Schöpfer aller Dinge habe diese Birne grade *für mich* so schön und gut gemacht.“ Hier bricht der mystische Grundsatz, „zu genießen“, gleichviel, der Genuß sei irdisch oder himmlisch, hervor, und sie bestätigt auch dies, wenn es (S. 144) heißt: „Anbeten, glauben und *genießen* sei unsere Seligkeit schon hier!“ Aus den Blättern, die sie in ihres Gottfried's Reisetasche legt, ziehen wir aufs Gerathewohl das erste beste heraus und lesen folgende treffliche Stelle: „Warst du wol bisher *daheim*, mein Lieber? Sind wir nicht Alle in der Fremde? Unser Vaterland ist im Himmel, sagt uns die heilige liebe Bibel, und Christus selbst verspricht uns, im Vaterhause uns die Stätte zu bereiten. Wir fühlen es ja tief in unserer Brust, daß diese Erde nicht unser wahres Vaterland ist, und es treibt uns immer von hinnen, erinnert uns etwas zu suchen, was nicht vergehen kann, wenn all dies, was um uns ist, vergangen sein wird.“ Höchst naiv und innig sagt sie einer Braut oder jungen Frau, exegesirend über den Ausspruch: Die Weiber seien unterthan ihren Männern (S. 194): „Unser, aus lauter Kleinigkeiten zusammengesetztes Thun und Leben wird ein purer Nichts, wenn wir es nur *uns*, unserer Lust und unserm Willen, oder unserer Nothwendigkeit, unserm Bedürfnisse thun. Aber sobald wir in Liebe zu unserm Heilande, der uns mit diesem Manne verbunden, mit diesen Kindern gesegnet hat, thun, so wird das Glätten eines Hemds, das Kochen eines Süppchens ein Gottesdienst.“ Sie wünscht ihr nachher den Herrn Jesum selbst ins Haus. Solcher Dinge kommen mehre in dem Ehestandsbüchlein, für ihre Kinder C. und L. geschrieben, vor.

Wir können uns nicht entbrechen, endlich noch einige Stellen aus den „Fragmenten“ mitzutheilen, wo Mutter Anna gar artig bildert und tief fühlt (S. 227): „Eine Sehnsucht nach dem Bessern, Vollkommenern bleibt uns Allen, bis wir einmal dort sind, wo das Stückwerk aufhört. Wer wollte auch vorlieb nehmen mit dieser Erde? Und doch gern so lange Gott will; denn was ist das längste Erdenleben gegen unsere ganze Dauer gerechnet? Und drüben freuen wir uns dann der Leiden und Übungen, die nicht werth waren der nachfolgenden Herrlichkeit. Es geht so ein Tag um den andern, bis einst bald der letzte kommt. Das *Sterben* und *Werden*, wenn man's zum ersten Male sieht, macht einen großen Eindruck auf das menschliche Gemüth; so wird man an Erfahrung reicher. Einst tragen wir dann jede Garbe und jede Ähre, die wir unterwegs sammelten, in unsers Vaters Scheuer zusammen, und er säubert das gute Korn von der Spreu. Dort bringen die weinenden Säer mit Freuden edeln Samen.“ Den bloßen Moralpredigern gibt sie (S. 232) folgenden Wischer: „Ach, unsere Prediger fürchten sich, den Menschen so tief herabzuführen, daß sie ihm ins Gesicht sagen: „Den Fürsten des Lebens hast du getödtet!“ Darum erleben sie auch kein Pfingstfest, und wenn sie 50 Jahre lang von der Schönheit der Tugend predigten.“ So sieht der Leser aus dem Ganzen, Mutter Anna war eine gemüthliche, geistreiche, leider in die engen Grenzen einer Kaste gebannte Frau. Sie war hienieden glücklich und reich bei all ihrer geistlichen Armuth. Sie war ruhig; denn ihre Schulden drückten sie nicht, weil Christus sie ihr abnahm. Sie war bescheiden; denn sie erwartete nicht Preis und Ehre von Jesu; sie bat nur, daß sie aus Gnaden da sein dürfe, wo Er ist. Sie war dankbar für all die Güter, die sie empfangen hatte. So legte sie sich unbedingt für alle Ewigkeit in Gottes Arme. Wer wollte ihr ein Have verweigern! 79.

Notizen.

Das „Book of table-talk“ theilt unter andern Curiositäten verschiedener Gattung auch folgende zwei mit, welche der Originalität halber hier stehen mögen: Nr. 1 ist allgemein menschlicher Natur, nämlich eine Grabschrift auf dem Kirchhof zu Morton-in-Marsh, welche also lautet:

Here lie the bones of Richard Lawton,
Whose death, alas! was strangly brought on;
Trying one day his corns to mow off,
The razor slipped, and cut his toe off:
His toe, or rather what it grew to
An inflammation quickly flew to;
Which took alas! to mortifying,
And was the cause of Richard's dying.

Curiose Grabschriften! Aber doch bessere Zeiten, wo man sich auch noch nach ihrem Tode um Dick's und Bill's Gliedmaßen bekümmerte, als die heutigen, wo so viele welthistorische Gebeine ungenannt, ja fast unbestattet in der Erde liegen!

Nr. 2 ist ein altenglischer Stoßseufzer oder auch Beschwörungsformel aus dem Munde der guten Agnes Sampson, die im J. 1590 als Hexe verbrannt wurde. Er lautet so:

All kindis of illis that ever may be,
In Christis name I conjure ye,
I conjure ye, baith mair and less,
By all the vertewes of the mess;
And rycht sa, by the naillis sa,
That naillit Jesu, and sa ma
And rycht sa, by the samyn blude,
That reikit owre the ruthful rood,
Furth of the flesh and of the bane,
And in the erth and in the stane,
I conjure ye in Goddis name.

Die neueste Nummer des „Foreign quarterly R.“ enthält eine Anzeige von „Semilasso's Weltgang“, worin die berühmte Standesperson in ihrer neuesten Schöpfung beinahe noch schlimmer wegkommt als im deutschen Vaterlande. Unter Anderm sagt der englische Kritiker: wie sich der Verf. der „Briefe eines Verstorbenen“ in seinen neuesten Schriften präsentire, so erscheine er als eine seltsame Mischung von englischem Hasenfuß und deutschem „Burschen“, und man wisse kaum, was man aus dieser mädchenhaften Sentimentalität, aus diesen idealischen Träumereien, zwischen welchen hindurch wieder die ungeschlachtesten Scherze liefen, eigentlich machen solle. Ferner wird der hohen Standesperson Schuld gegeben, daß sie die Solidität des Charakters und jenen männlichen Ehrgeiz verloren habe, welche ein Mann von hoher Geburt nie aus dem Auge verlieren dürfe. Er jedoch ziehe es vor, mit den derben, schwarzäugigen Pyrenäenmadonnen sich herumzutreiben, als in seinem Vaterland und in entsprechender Stellung etwas Nützliches zu leisten.

Zu Petersburg starb im 47. Jahre einer der verdienstvollsten russischen Buchhändler, Iwan Slenin. Er verlegte unter andern bedeutenden Werken auch die zweite Ausgabe von Karamsin's „Geschichte von Rußland“ und die schönste Ausgabe von Krilow's „Fabeln“. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Uebersetzungs-Anzeige.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigt die Unterzeichnete hiermit an, daß von dem demnächst erscheinenden

M'CULLOCH,

(author of the Commercial Dictionary),

a Dictionary pract. theoret. and hist., of Politics, Political Economy, and Statistics,

in ihrem Verlage eine deutsche Übersetzung erscheinen wird. Die typographische Ausstattung wird der des bekannten Handbuchs für Kaufleute gleichkommen.

Stuttgart und Augsburg, im Juli 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten.

Eine Streitschrift von

Dr. Heinrich Leo.

Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Nase. Göthe.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dulk, Dr. B. P., De lucis effectibus chemicis Commentatio. 4maj. 6 Gr.

Ebel, Dr. J. W., Die Treue. Predigten nach dem Bedürfnisse der Christengemeinde unserer Zeit. Gr. 8. 12 Gr.

Gotthold, Dr. F. A., Widerlegung von Lorinser's Beschuldigung der Schulen. Gr. 8. 6 Gr.

Heinel, Dr. E., Geschichte Preußens für das Volk und die Jugend. 3te Aufl. 1 Thlr. 8 Gr.

Oeffen Grundriß der Geschichte Brandenburgs. Gr. 8. 3 Gr.

Köhler, Dr. L. A., Abriß der christlichen Sittenlehre. 1stes Heft. Gr. 8. 18 Gr.

Merleker, Dr. K. F., Historische Schuldisciplinen als Repetitionsbuch. 2 Bände. Gr. 8. 5 Thlr.

Olshausen, Dr. Herm., Commentar über das Neue Testament. 3ten Bandes 1ste Abth. Gr. 8. Subscr.-Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Rosenkranz, K., Das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte. Gr. 8. 12 Gr.

Oeffen Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Gr. 8. 12 Gr.

Woike, Dr. C., Die Befangenheit des sittlich-religiösen Urtheils unserer Zeit. 8. 12 Gr.

Anzeige für das juristische Publicum der preuß. Monarchie.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

System des preußischen Civilrechts, von Dr. E. F. Klein, unter Benutzung der neuesten Rechtsquellen und mit Hinweisung auf das gemeine Recht neu bearbeitet von Fr. von Rönne (Regierungsrath und Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika) und L. von Rönne (Kreisjustizrath und Land- und Stadtgerichts-Director). 2 Bände. 2te vermehrte Ausgabe. 2ter Band. Preis für beide Bände 4 Thlr. 18 Gr.

Das dem preußischen Civilrechte gewidmete Werk des um die vaterländische Gesetzgebung so hoch verdienten Klein erscheint in dieser neuen Ausgabe abermals verbessert und vermehrt.

Zuerst herauszekommen im Jahre 1801, mußte es unter den so großen Umgestaltungen, welche das preußische Civilrecht in den ersten drei Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts erlitten hatte, bei der von dem Herrn Fr. von Rönne im Jahre 1830 besorgten Ausgabe sehr bedeutende Abänderungen und Zusätze erhalten, wenn sich gleich der Herr Herausgeber nur da eigentliche Umarbeitungen erlaubte, wo es durchaus nothwendig war. Das Werk blieb bei dieser Verfahrungsweise immer noch das Klein'sche; es erschien aber in der dem Jahre 1830 vollkommen angemessenen Gestalt, und da zugleich eine von dem seligen Klein unterlassenen Vergleichung des preußischen Rechts mit dem gemeinen, in den beigefügten Noten, hinzugekommen war, so entsprach es den Anfoderungen des Praktikers und Theoretikers dergestalt, daß nach Verlauf von vier Jahren die ganze Auflage vergriffen war. In demselben Sinn und Geiste, als die vorige, ist auch die gegenwärtige Ausgabe bearbeitet worden; es sind die den letzten Jahren angehörenden Abänderungen und Ergänzungen hinzugekommen, zugleich sind die Vergleichungen des preußischen Rechts mit dem gemeinen Rechte weiter ausgeführt. Mit Recht verdient daher diese Ausgabe den Namen einer verbesserten und vermehrten, die nur deshalb äußerlich keinen bedeutendern Umfang bekommen hat, weil durch compressiren Druck für die Zusätze Raum gewonnen ist. Wie sehr das Werk verbessert und zugleich vermehrt sei, möge beispielsweise die Lehre vom Pfandrechte beweisen, und so hofft denn die Verlagshandlung dem gelehrten und geschäftsthätigen Publicum von Neuem ein Werk zu übergeben, welches in der Literatur des preußischen Rechts anerkannt eine der ersten Stellen einnimmt; gleich willkommen dem Richter und Rechtsanwalte, als dem akademischen Lehrer des preußischen Rechts und dem Studirenden.

In demselben Verlage erschienen früher und sind ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rönne, Fr. von, Die allgemeine eheliche Gütergemeinschaft im Herzogthum Cleve und der Grafschaft Mark. Eine mit erläuternden Anmerkungen begleitete Zusammenstellung der darüber vorhandenen Quellen. Gr. 8. 1832. 2 Thlr.

Sammlung preußischer Gesetze und Verordnungen, welche auf die allgemeine Depositat-, Hypotheken-, Gerichts-, Criminal- und Städte-Ordnung, auf das allgemeine Landrecht, auf die landschaftlichen Creditreglements, und auf Provincial- und Statutarrechte Bezug haben. Nach der Zeitfolge geordnet von C. L. H. v. Rabe. 1ster Band in 7 Abtheilungen und 2ter bis 13ter Band, zusammen 19 Bände. Gr. 8. 1820—25.

Ladenpreis Druckpapier	48 Thlr.
" Schreibpapier	71⅚ "
Subscriptionspreis Druckpapier	32 "

Einzeln:

1ster Band in 7 Abtheilungen und 2ter bis 12ter Band, enthaltend die Jahre 1425—1812, nebst den Verordnungen, welche die Pfandbriefe betreffen, von 1769—1818, und Berichtigungen der Darstellungen des Wesens der Pfandbriefe.

Druckpapier	à 2⅔ Thlr.
Schreibpapier	à 3¼ "

13ter Band, enthaltend die in den frühern Bänden ausgelassenen Verordnungen der Jahre 1587—1812.

Druckpapier	3 Thlr.
Schreibpapier	4⅓ "

Bei completen Exemplaren, oder wenn mindestens 8—10 Bände zusammengenommen werden, findet der frühere Pränumerationspreis noch statt, nämlich:

Druckpapier 1ster Bd. in 7 Abtheilungen und 2ter bis 12ter Bd.	à 1⅔ Thlr.
13ter Bd.	2 "

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. Juli. Nr. 170—174.

Nr. 170. *Der Wiedehopf. Über den Weinbau. I. Sonnenschirme im Morgenlande. *Der Betelnußbaum. *Die Bereitung des Theers. Geologie. *Die Eisenbahn von London nach Greenwich. — **Nr. 171.** *Öffentliche Bibliothek in Konstantinopel. Die Reisen Friedrich II. Contraste des weiblichen Sinnes. *Versicherung des menschlichen Lebens. *Das Schloß Chillon. Geologie (Fortsetzung.) Eisenbahn zwischen Dover und Calais. *Strafen in China. — **Nr. 172.** *Florenz. Über die Kunst, große Lasten fortzuschaffen. *Der Reis und sein Anbau. Geologie (Fortsetzung.) Salyse auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Launen des Zufalls. — **Nr. 173.** *Arnold von Winkelried. Ein Hühnengrab in England. Regenschirme. *Florenz. (Beschluß.) *Jakob Böhme. Geologie. (Beschluß.) *Die Schlösser Sinclair und Girnego. — **Nr. 174.** *Luzern. Trümmer menschlicher Größe in Mittelasien. Ritter Melchior von Saalhausen. Die Gifttrinker. *Der Tempel von Pästum. *Die Ricinusölpflanze. *Die Beduinen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 58 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

München

wie es trinkt und ist, wie es lacht und küsst.

Zweites Heft:

Der Edle von Bock,

Erzpolitiker von München.

Mit einem Handwörterbuche der münchener Bocksmundart, als Schlüssel zum Verstehen der Gespräche.

Von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Mit einem illum. Titelkupfer.

Brosch. 24 Kr.

In harmlosem Scherz führt dieses Heft den Bock als Person ein, schildert sein Leben, sein Wirken und — Ende, und erzählt Scenen aus dem durch seine erquicklichen Kräfte hervorgerufenen geselligen Leben seiner Getreuen.

Herabgesetzter Preis!

Unterzeichneter hat sich entschlossen, folgendes Werk auf ein Jahr im Preise bedeutend herabzusetzen:

Diodori bibliotheca historica. Ex recensione Ludovici Dindorfii. V Volumina. 8maj. 1829.

Druckpapier, Ladenpreis	25 Thlr.,	herabgesetzter Preis	10 Thlr.
Schreibpapier —	40 Thlr.,	— —	16 Thlr.

Der Name des rühmlichst bekannten Herrn Herausgebers macht jede weitere Anpreisung dieser schön ausgestatteten Ausgabe unnöthig, und die Verlagshandlung hofft, daß die Preisherabsetzung dem gelehrten Publicum sehr willkommen sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im Juli 1836.

A. F. Böhme.

Anzeige für Musik- und Kunstfreunde.

Nachstehende Werke sind als Eigenthum der **Sing-Academie** in Berlin zum ausschliesslichen Debit bei der Buch- und Musikhandlung von **T. Trautwein** daselbst in Commission erschienen und durch alle Buch-, Musik- und Kunsthandlungen auf Bestellung zu beziehen:

Compositionen des Fürsten **Anton Radziwill** zu **Goethe's Faust.** Partitur. Pr. 18 Thlr.

Dieselben im vollständigen Clavierauszuge von J. P. Schmidt. Pr. 8 Thlr.

(Für beide Werke ist ein königl. preussisches Privilegium gegen alle und jede Arrangements ertheilt und denselben vorgedruckt worden.)

Scenen aus Goethe's Faust in acht lithographirten Bildern nach der Angabe des Fürsten **Anton Radziwill** zu seiner zum Faust componirten Musik; gezeichnet von Biermann, Cornelius, Hensel, Hosemann, Fürst Ferdinand Radziwill, C. Schulz und Zimmermann; lithographirt von Eichens, Hosemann, Jentzen, L'oeillot de Mars und Meyerheim. Gross Querfolio. Pr. 6 Thlr.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hartig, G. L., Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache, oder Erklärung der ältern und neuern Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen. 2te stark vermehrte Auflage. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

— —, Forst- und Jagdarchiv. 1ster—5ter Jahrgang. 1816—20. 16 Fl., oder 9 Thlr. 16 Gr.

— —, Dasselbe. Fortsetzung. 6ter und 7ter Band. 6 Fl. 36 Kr., oder 4 Thlr.

— —, Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Theile. Mit einem Kupferstiche. 7te vermehrte und verbesserte Auflage. 7 Fl. 12 Kr., oder 4 Thlr.

— —, Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Theile. Mit einem Kupferstiche und zwei Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. 9 Fl., oder 5 Thlr.

— —, Versuche über die Dauer der Hölzer. Mit einer Steintafel. 48 Kr., oder 12 Gr.

Hartig's
forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexikon
in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

Gr. 8. Brosch. Preis 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr.

Dieses **forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolicei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln immer die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da sind die Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf so viele Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche gar nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Augsburg, im Juli 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Untersuchungen
über
Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism
in ihrem gegenseitigen Zusammenhange.

Von

Dr. **Friedrich Schmidt.**

Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. — 5 Fl. 45 Kr. C.-M. — 4 Fl. 30 Kr. Rhein.

Der Titel des vorliegenden Werkes zeigt dessen Inhalt genügend an. Mit Gründlichkeit und Klarheit hat der Verf. die sich gestellte Aufgabe durchgeführt, und kein Leser wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat Juli, oder Nr. 183—213, 1 Beilage: Nr. 13, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XX—XXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Achten Bandes siebentes Heft. (Nr. XIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1836. Monat Juli, oder Nr. 27—31, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—31. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1836. **F. A. Brockhaus.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1836. Juni. Nr. 23—26.

Nr. 23. *Das Urtheil des Königs Salomo. Morgenlied. Von Christoph Friedrich Neander. *Von den Gänsen. Der arme Konrad. *Der Wasserschierling. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 24. *Der Haifisch, die Chimäre und der Sägefisch. *Die Cordilleras de los Andes. Das Gregoriusfest. Der Sommer. *Die Blattwickler. — Nr. 25. *Der Besuch beim Oheim. *Die Strich- oder Zughuschrecke. Die ungleichen Brüder. *Das Rothkehlchen. Räthsel. — Nr. 26. *Die schwarze Schlange und der Pirol. Der arme Schiffer. Von Gellert. *Die Sandstürme und der Samum der afrikanischen Wüsten. Die klugen Hunde. *Die Addaxantilope. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — Der erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Franz in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift
für Theorie und Praxis
des
bairischen Civil-, Criminal- und öffentlichen Rechtes.

Herausgegeben von
Dr. Fr. Freiherrn von Zu-Rhein.

Zweiten Bandes erstes Heft.
Gr. 8. Brosch. 1 Fl. 12 Kr.; oder 18 Gr.

Die dritte verb. Aufl. ist erschienen von dem

Leitfaden für den Unterricht in der Formen-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre. Für Schüler, welche an mathematischen Gegenständen denken lernen wollen. Von Dr. F. A. W. Diesterweg, Director. Mit 1 Steint. 12 Gr.

Anweisung zum Gebrauche des Leitfadens für den Unterricht in der Formen-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre. Mit 5 Steint. 1 Thlr.

Der Gebrauch derselben ist für jeden, auch in der Mathematik bisher ganz unkundigen Lehrer durch die Anweisung zu einem sehr leichten Geschäfte geworden, da sämmtliche Fragen und Aufgaben des Leitfadens in dieser Anweisung unter denselben Nummern in derselben Reihenfolge, wie sie im Leitfaden vorkommen, beantwortet und aufgelöst sind.

Ersteres leitet den Schüler sowol vor der Lehrstunde bei der Vorbereitung, als auch nach derselben bei den schriftlichen Ausarbeitungen, und Letzteres liefert dem Lehrer oder dem Selbststudium alles zum Unterrichte und zur Einleitung eines weiter gehenden praktischen und wissenschaftlichen mathematischen Studiums erforderliche Material.

Vollkommener, als es in dieser Schrift geschehen ist, wird sich nicht leicht der Hauptzweck des mathematischen Unterrichts: Erregung und Entwickelung der Denkkraft, erreichen lassen, und da die Einrichtungen zugleich den Anforderungen der Methodik entsprechen, so dürfen diese Schriften auf vorzügliche Beachtung Anspruch machen.

Soeben ist erschienen:

Die Weltgeschichte für die Jugend

bis auf die neuesten Zeiten dargestellt von **Ernst Gold.** Zweite verm. Aufl. Mit 70 Abbild. auf 24 Kupfertafeln. Gr. 8. (23 Bogen. Leipzig, **Hinrichs.**) color., elegant gebd. 1836. 2 Thlr. 21 Gr., schwarz cartonnirt 2 Thlr.

Größere Bündigkeit im Vortrage, ausführlichere Bearbeitung der neuesten Geschichte, eine gefällige äußere Ausstattung und eine neue Wahl passender Kupfer werden dem schönen Buche neuen Beifall erwerben.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dioskuren
für
Wissenschaft und Kunst.

Schriften in bunter Reihe
herausgegeben von
Theodor Mundt.

Mit Beiträgen von Eduard Gans, H. König, W. F. Meyern (Nachlaß), K. Rosenkranz, Leop. Schefer, K. F. v. Strombeck, H. Stieglitz, dem Herausgeber u. A.

Erster Band. Geh. à 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, im Juli 1836.

Veit u. Comp.

Preisherabsetzung,
bis Ende d. J.

Dr. G. F. Chr. Greiner,

Der Arzt im Menschen oder die Heilkraft der Natur.

Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben. 2 Bände. (62 Bogen.) 1829. Gr. 8. Früher 4 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Schnuphase'sche Buchhandlung in Altenburg.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Waldenser.

Ein Roman
von
H. Koenig.

Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Es bedarf wol nur der einfachen Anzeige des Erscheinens dieses neuen Romans von dem Verfasser des im Jahre 1833 herausgekommenen Romans: „Die hohe Braut" (2 Theile, 4 Thlr.), um die Aufmerksamkeit gebildeter Leser darauf zu lenken, welche das frühere Werk mit so ungetheiltem Beifalle aufnahmen. In jedem Falle dürfte es auch interessant sein, den gewandten Verfasser auf dem Felde der dramatischen Poesie in seinem Trauerspiel: „Die Bußfahrt" (16 Gr.) zu beobachten.

Leipzig, im Juli 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Von der

Allgemeinen Encyklopädie

der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

sind wieder erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt:

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 27ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 7ter Theil.

Auch diese Theile sind wieder reich an bedeutenden, ihren Gegenstand erschöpfenden Artikeln.

Der Pränumerationspreis eines Theils in der Ausgabe auf Druckpapier ist 3 Thlr. 20 Gr., indeß gewähre ich gern für den ersten Ankauf des ganzen Werks sowol, als auch einer Partie Bände die billigsten Bedingungen, um die Anschaffung zu erleichtern.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Juniheft.

Brard, über die Anwendung der Eisenbahnen auf den gewöhnlichen Straßen mit unregelmäßigem Niveau. Mit Abbildungen. Über ein neues verbessertes Fuhrwerk des Hrn. Hanfom in Birmingham. Forster, über eine leicht ausführbare Methode lange Heberröhren zu füllen. Bericht des Hrn. Francoeur über eine neue von Hrn. Cluesmann erfundene Methode zum Spannen der Saiten der Fortepianos. Mit Abbild. Cherry's Verbesserungen an den Bettstätten für Kranke und Andere. Mit Abbild. Chaussenot's Verbesserungen an den Lampen oder Apparaten, wodurch eine bessere Verbrennung des Gases bewirkt wird. Mit Abbild. Über den von Hrn. E. Degrand erfundenen Apparat zum Eindicken von Syrupen und zuckerhaltigen Säften bei niedriger Temperatur. Mit Abbild. Saunhar's Verbesserungen im Klären und Bleichen des Zuckerrohrsaftes und anderer vegetabilischer und zuckerhaltiger Säfte. Claubry, über die Stärkmehlgewinnung aus Getreidesamen ohne Fäulniß. Boland, über die Brodbereitung und über ein Verfahren, wonach sich erkennen läßt, ob und wie viel Kartoffelsatzmehl in einem Weizenmehle enthalten ist. Schoenbein, über das Verhalten der Salpetersäure gegen das Eisen. Miscellen. Englische Patente. Preisaufgaben verschiedener Gesellschaften. Ampères und Aimés einfache electro-chemische Apparate. Cahier's Verbesserungen an den Uhrmacherinstrumenten, über ein verbessertes Thürbeschläge, Kautschuk als Überzug für Blanchetten. Über die Mörtelbereitung. Admont's Walze für Landwirthe. Über den Wollenbedarf Frankreichs. Einige Daten für Lebensversicherungsanstalten. Vereinfachte Einbalsamirmethode.

Zweites Juniheft.

Galloway's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abbild. Berry's Verbesserungen an den rotirenden Dampfmaschinen. Mit Abbild. Hearle's Verbesserungen an den Pumpen, welche sich sowol für Schiffe, als zu andern Zwecken eignen. Mit Abbild. Croft's Verbesserungen an den Maschinen zur Tüll- oder Netz-, oder auch zu der gewöhnlich sogenannten Bobbinetfabrikation. Mit Abbild. Dessen Verbesserungen an den Maschinen zur Bobbinetfabrikation. Mit Abbild. Jone's Verbesserungen an den Vorrichtungen zum Vorspinnen, Spinnen und Dubliren von Baumwolle, Seide, Flachs und andern Faserstoffen. Mit Abbild. Shute's Verbesserungen im Spinnen und Dubliren der Organsinseide. Mit Abbild. Cook's Verbesserungen an den Bettstellen und Matrazen. Mit Abbild. Phillip's Verbesserungen in der Reinigung des Leuchtgases. Grant, über die Methoden, das Eisen gegen die Einwirkung des Salzwassers zu schützen. Abich's neue Methode zur Analyse schwer zersetzbarer Mineralien (Aluminate und Silicate). Sobrero, über die Analyse des Kanonenguts. Boutigny, über das Probiren des güloischen Silbers auf nassem Wege. Schweitzer, über die Ursachen des häufigen Vorkommens von Blei in den chemischen Präparaten der englischen Fabriken. Gentele, über die Bereitung des Bremergrüns. Girardin, über die Verfälschungen des Orleans und die Prüfung der Güte desselben. Über die Nothwendigkeit, die Besteuerung der Runkelrübenzucker-Fabrikation zu verschieben. Eine von Seite der société d'encouragement dem französischen Ministerium eingereichte Denkschrift; abgefaßt von einer aus den HH. de Lasteyrie, d'Arcet, Vicomte

Héricart de Thury, Francoeur, Derosne, Soulange-Bodin, Pouillet, Huzard Sohn und Payen als Berichterstatter, zusammengesetzten Commissionen. (Interessen der Landwirthschaft. Interessen der Industrie, der ärmern Classe und des Handels. Industrielle Verbesserungen, welche mit der Runkelrübenzucker-Fabrikation verbunden sind. Das Ausland allein wird der Erbe unserer ruinirten Zuckerfabriken.) Miscellen. Eisenbahnwagen des Hrn. Fournet. Curtis's Verbesserungen an der Davy'schen Sicherheitslampe. Lory's verbesserte Lampe. Wirkung des Blitzes auf die Vegetation. Über Anwendung heißer Luft als Triebkraft. Gaudin's Feuerlöschmethode. Metallisches Blei zur Eudiometrie benutzt. Wirkung des Wassers auf Gußeisen. Über die Gewinnung des Goldes und Silbers aus dem Farbewasser der Goldarbeiter. Verwendung des salzsauern Kalis zur Salpeterbereitung. Bereitung wasserfreier Schwefelsäure. Über das Verkniſtern der Salze. Über das Bohren von artesischen Brunnen in der Kreidenformation. Anwendung des Kautschuks in der Marine. Über ein der Perlmutter ähnliches Concrement. Zunahme der Zuckerconsumtion in Frankreich. Wright's Kohlenbehälter. Über den Handel der Vereinigten Staaten mit Eis. Zur Maulbeerbaumzucht. Literatur.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 34—36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, C. A., Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil. Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Feigenspan, J. G., Anleitung zu einer leichten und gründlichen Erlernung der deutschen Rechtschreibung. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Geschichte, Neuere, der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. Sechstes oder 7ten Bandes Drei Stück. 4. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Lesebuch, Erstes, für Bürgerschulen. Zunächst für die untersten Classen der deutschen Schulen in den Francke'schen Stiftungen. 2 Abtheilungen. 8. 10 Sgr. (8 Gr.)

Niemeyer, A. H., Anmerkungen zu dem Lehrbuch für die obern Religionsclassen in Gelehrtenschulen. Nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. Zum Gebrauch der Lehrer neu herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. Fünfte vermehrte Ausgabe. Erster Theil. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr. (2 Thlr. 16 Gr.)

—, H. A., Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreich Preußen. Gr. 8. Geh. 7½ Sgr. (6 Gr.)

Plauti, M. A., Bacchides. Ad codicum Palatinorum fidem, cum integra scripturae discrepantia reliquorum librorum ed. Fr. Ritschelius. 8maj. 1 Thlr.

— —, Bacchides. Ad codicum Palatinorum fidem cum numerorum notatione edidit Fr. Ritschelius. 8maj. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, Herm., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini, expositio historica. Part. Ia. 4maj. Geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, M., über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen". Gr. 8. Brosch. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Seyffert, M., Palaestra musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer. 2ter Theil. 2te Abtheilung. Für höhere Gymnasialclassen. 8. 20 Sgr. (16 Gr.)

— —, Text zu den Materialien der Palaestra musarum für höhere Gymnasialclassen. Auch u. d. Titel: Anthologie aus neuern lateinischen Dichtern. 2ter Theil. 2te Abtheilung. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Subscriptions-Anzeige
eines
sehr gemeinnützigen Werkes.

In der Buchhandlung von L. Pabst in Darmstadt erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu beziehen:

Die
in unserer Sprache
gebräuchlichen

Fremdwörter

mit Angabe ihrer Aussprache, ihrer Verdeutschung und Erklärung
in
alphabetischer Ordnung
sowol zum
Hausgebrauch für Jedermann
als
auch für Schulen
von
Karl Benator,
Pfarrer in Querborn.

Zweite sehr verbesserte und um 3000 Wörter vermehrte Auflage.

32 Bogen in 8. Auf schönem mittelweißen Papier.

Diese neue Auflage erscheint in drei Lieferungen zu dem sehr billigen Subscriptionspreise von 8 Gr., oder 36 Kr. pr. Lieferung. Die erste Lieferung ist bereits in jeder Buchhandlung zu haben, die beiden andern erscheinen spätestens in 8 Wochen. Subscribentensammler erhalten auf je 6 Exemplare ein, auf 24 Exemplare fünf Freiexemplare.

Dieses Fremdwörterbuch ist durch jedesmalige Angabe der Aussprache, durch verständliche Verdeutschung und durch strenge alphabetische Ordnung der fremden Wörter für Jedermann brauchbar und durch seine Wohlfeilheit die Anschaffung auch dem Unbemittelten möglich. Die erste Auflage ward, ohne in den Buchhandel zu kommen, binnen Jahresfrist vergriffen, was wol als Empfehlung für das Werkchen gelten darf.

Bei Orell, Füssli, und Comp. in Zürich ist erschienen:

MITTHEILUNGEN
aus dem Gebiete der theoretischen Erdkunde.

Von *I. Fröbel* und *O. Heer.*

1ster Bd. mit 3 lithogr. Tafeln u. 3 Tabellen. Gr. 8. Cart. 3 Thlr. 16 Gr. — 5 Fl. 30 Kr.

Diese wichtigen Mittheilungen sind für jeden Naturforscher, sowie für alle wissenschaftlichen Bibliotheken beinahe unentbehrlich. Wir lassen daher noch den Inhalt folgen:

Entwurf eines Systemes der geographischen Wissenschaften, von Dr. Fröbel. — Über den orographischen Begriff des Gebirges, mit Andeutungen zu einer reinen Hypsographie; von Demselben. — Barometrische Höhenbestimmungen, welche zum Theil das Elsass, Rheinbaiern, Baden und Würtemberg, vorzüglich aber die Schweiz betreffen; von E. H.

Digitized by Google

Michaelis. — Beiträge zur Gebirgskunde der Schweiz; von J. C. Escher von der Linth. — Anzeige eines der wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen des Herrn Venetz über den gegenwärtigen und frühern Zustand der walliser Gletscher; gelesen zu Luzern in der Versammlung der allgemeinen schweizerischen Naturforschergesellschaft am 29. Juli 1834 von Johann von Charpentier. Mit spätern Zusätzen des Verfassers. — Das Verhältniss der Monocotyledonen zu den Dicotyledonen in den Alpen der östlichen Schweiz, verglichen mit demjenigen in andern Zonen und Regionen; von Prof. Osw. Heer. — Die Vegetationsverhältnisse des südöstlichen Theils des Cantons Glarus; ein Versuch, die pflanzengeographischen Erscheinungen der Alpen aus klimatischen und Bodenverhältnissen abzuleiten; von Demselben. — Geographische Verbreitung der Käfer in den Schweizeralpen, besonders nach ihren Höhenverhältnissen; von Demselben. Erster Theil: Canton Glarus; zweiter Theil: Rhätische Alpen. — Einfluss des Alpenklimas auf die Farbe der Insekten; von Demselben. — Entomologische Nachrichten aus Südwest-Sibirien von Hrn. Staatsrath Dr. Gebler in Barnaul. — Beiträge zu einer Fauna des Urserenthales in Hinsicht der Wirbelthiere; von Prof. Schinz. — Gedanken über die vortheilhafteste Methode, Gebirgsgegenden, insbesondere das Hochgebirge, schleunig aufzunehmen, von M.

Hanover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung sind jetzt vollständig erschienen:

Militairische Memoiren

des britischen Capitains Moyle Sherer,

enthaltend die kriegerische Laufbahn

des Herzogs von Wellington.

Übertragen von Gustav Nagel, Lieutenant a. D.

2 Bände. Gr. 8. Velinpap. Geh. 1836. 3 Thlr. 8 Gr.

Die hohe welthistorische Bedeutung des berühmten Feldherrn, welcher der Gegenstand dieser Memoiren ist, sowie die ganz neuen und reichen Beiträge zur Militair- und politischen Zeitgeschichte, welche das Werk enthält, machen jede weitere Empfehlung desselben überflüssig. Die glückliche Verarbeitung des Stoffes, der literarisch-wissenschaftliche Werth dieses, für jeden Militair, Politiker und Geschichtsfreund, sowie für jeden Gebildeten interessanten und unterhaltenden Originalwerkes haben bereits durch mehre Beurtheilungen sachkundiger Männer in den geachtetsten Blättern Deutschlands öffentlich Anerkennung gefunden.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bernhardy, G., Grundriss der griechischen Literatur mit einem vergleichenden Überblick der römischen. 1ster Theil. Gr. 8. Pr. 2 Thlr. 12 Gr.

Blasius, Dr. E., Klinische Zeitschrift für Chirurgie und Augenheilkunde. 1ster Bd. 2tes Heft. Geh.

Blume, Dr. Fried., Iter Italicum. Vierter und letzter Band: Königreich Neapel. Nebst Nachträgen und Registern zu allen vier Bänden. 8. Geh. Pr. 2 Thlr.

Fouqué, de La Motte, Die Weltreiche zu Anfange des Jahres 1836. 8. Geh. Pr. 6 Gr.

Scholz, Chr. G., Die Stylschule, oder Stoff und Aufgaben zu Übungen im schriftlichen Gedankendarstellen. Ein Leitfaden zur methodischen Behandlung der Denklehre. 2ter Cursus, oder des „Sprachschülers" 3ter Lehrg. 8. Pr. 5 Gr.

In der Rauck'schen Buchhandlung zu Berlin, Hausvoigteiplatz Nr. 1, ist soeben erschienen:

Ergänzungen und Abänderungen der preuß. Gesetzbücher.

Mit Genehmigung eines Hohen Justiz-Ministerii

herausgegeben von

A. J. Mannkopff,

königl. preuß. Kreis-Justizrath und Land- und Stadtgerichts-Director.

Sechster Band,

enthaltend

die Criminal-, Hypotheken- und Deposital-Ordnung, das Stempelgesetz, die Gebührentaxen und das chronologische Repertorium der Gesetze und Ministerial-Rescripte.

Das ganze Werk complet kostet 7 Thlr.

Unter der Presse befindet sich: der erste Supplementband zu diesem Werke, welcher nicht nur die seit Anfang des Jahres 1835 erschienenen Gesetze und Cabinetsordern, sondern, nach dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche, mit Rücksicht darauf, daß die Graeff'sche Rescriptensammlung nur bis Ende 1833 reicht, zugleich auch die Justiz-Ministerial-Rescripte der Jahre 1834 und 1835 in extenso enthalten wird.

In derselben Verlagshandlung sind soeben fertig geworden:

Die Verordnungen vom 4. März 1834, über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsproceß nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen

unter Benutzung der Acten des Hohen Justiz-Ministeriums

herausgegeben von

Dr. **Loewenberg,**

königlicher Kammergerichts-Assessor.

Preis 2 Thaler.

Die Verordnung vom 14. December 1833 über das Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde von demselben Verfasser ist unter der Presse.

Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. K. F. Merleker's

Historische Schul-Disciplinen

als Repetitionsbuch.

Zunächst für die obern Classen gelehrter Schulen, sowie für jeden Freund der Geschichte, der in kurzer Übersicht mit dem Wichtigsten des bezeichneten Gegenstandes sich bekannt zu machen geneigt ist, nach den Quellen und den vorzüglichsten Hilfsschriften entworfen. 2 Bände. Gr. 8. Preis 5 Thlr.

Dieses Werk ist im eigentlichen Sinne des Worts ein historisches Repertorium, das nicht nur erwachsenen Schülern oder Studenten, sondern auch ältern Freunden der Geschichte das Wiederholen oder Nachschlagen zu schneller Belehrung in einzelnen Vergessenheitsfällen bedeutend erleichtert hat und erleichtern wird. Außerdem dürfte dies Werk, welches bei treuer Benutzung der Quellen und Resultate der Forschungen namhafter Historiker älterer und neuerer Zeit seines Gleichen nicht hat, für weniger Bemittelte und für historische Dilettanten als Geschichtswerk unfehlbar ausreichen.

In unserm Verlage sind soeben erschienen:

Patriotische Phantasien
eines Juristen.

Vom Ober-Appellationsgerichtspräsidenten, Conferenzrathe
Dr. C. L. Runde.
Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Unter diesen an Justus Möser erinnernden Titel hat der Herr Verfasser 22 Aufsätze gesammelt, welche in gemeinfaßlicher Behandlung Beiträge zur Geschichte, richtigen Beurtheilung und möglichen Verbesserung einzelner Theile des Rechtszustandes in Deutschland und damit in Verbindung stehender Einrichtungen enthalten.

Der Staat
aus zwei Elementen, dem politischen und religiösen bestehend, dargestellt von Dr. H. H. Meyer.
Geh. 12 Gr.

Kurze Biographie
des Reichsgrafen Wilhelm Gustav Friedrich Bentinck, Grafen zu Varel ꝛc.
Geh. 6 Gr.

Oldenburg, im August 1836.

Schulze'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspearealmanach.
Herausgegeben
von
Gottlob Regis.
Elegant cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Lyrische Gedichte S.'s (Sonette und: Verliebter Pilger). Komisches Zwischenspiel aus Middleton's Mayor von Quinborough. Literarhistorische Excurse. Anmerkungen.

Diese geist- und worttreue Übersetzung wird die lyrischen Gedichte S.'s ebenso populair in Deutschland machen, als es die Dramen durch A. W. v. Schlegel geworden sind, und wir empfehlen daher dieses Werk als einen
Supplementband zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung.

Berlin, den 1sten August 1836.

Veit u. Comp.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geist des Judenthums.
Aus dem Englischen
(des **d'Israeli**, Vater).
8. 15 Bogen. Velin. 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Stuttgart, im Juli 1836.

S. G. Liesching.

Am 29. August d. J. beginnt in Hildesheim eine Bücherversteigerung, in welcher sehr viele ausgezeichnete, alte und seltene, besonders für Theologen, Philologen, Historiker und Juristen wichtige Werke vorkommen werden. Der 220 Octavseiten starke Katalog, dessen Vorrede zugleich das für die auf diese Anzeige Reflectirenden Nöthige besagt, ist von J. D. Gerstenberg zu beziehen.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jakob Böhme's
Leben und Lehre,
dargestellt
von
Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.
8. 10½ Bogen. Velin. 1 Fl., oder 14 Gr.

Stuttgart, im Juli 1836.

S. G. Liesching.

Hanover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

König Wilhelm.
Tragödie in fünf Acten
von
Heinrich Wenzel.
8. Velinpapier. Geh. 1836. 1 Thlr.

Bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich ist erschienen:

HEER, O.,
OBSERVATIONES ENTOMOLOGICAE
contin.
Metamorphoses coleopterorum nonnullor. adhuc incognitas.
Cum tab. aenis VI. Med.-8. 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr.

Für die Entomologen haben diese neuen interessanten Beobachtungen des Hrn. Prof. Heer einen bedeutenden Werth.

Von **Hoffmann's bibliographischen Lexikon** erscheint in Kurzem bestimmt die Fortsetzung, deren Druck bereits begonnen hat. — Dies den verehrlichen Besitzern der beiden ersten Hefte zur Nachricht.

Leipzig, den 4ten August 1836.

A. F. Böhme.

Bei Aug. Wilh. Unzer in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Rosenkranz, Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Gr. 8. 12 Gr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Horae Belgicae. Studio atque opera *Henrici Hoffmann* Fallerslebensis. Pars tertia. — Auch u. d. T.: Floris ende Bancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von *Hoffmann* von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

— — Pars quarta. — A. u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit *Hoffmann* Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die beiden ersten Hefte der „Horae Belgicae" (1830—33) kosten 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXV.

Diese Literarische Anzeige wird von der H. L. Brockhaus'schen Verlagshandlung herausgegeben. Abonnement für dieses Intelligenzblatt allein 1 Thlr. Sächs. oder 1 fl. 48 kr. Rhein. Einzelne Nummern werden mit 2 Ngr. berechnet.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der Königlich sächsischen Friedrich-Augusts-Universität zu Leipzig

in dem Halbjahre von Ostern bis Michaelis 1836

gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Gottlieb Christian Adolph Harleß, ordentlicher Professor der Theologie, Oberhofprediger und Consistorialrath, wird über Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften, über Dogmatik, über Moral, nach seinem Handbuche, und über Pastoraltheologie, Katechetik, Homiletik und Liturgik, nach seinem Handbuche, lesen.

Dr. Johann Christian Wilhelm Augusti, ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Superintendent, wird über Einleitung in die Bücher des Alten Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Israeliten, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Alten Testaments lesen.

Dr. Johann Gottlieb Carl Winer, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Apostel, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Friedrich Illgen, ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Superintendent, wird über Kirchengeschichte, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Dogmen, nach seinem Handbuche, über Symbolik, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Superintendent, wird über Kirchengeschichte, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Dogmen, nach seinem Handbuche, über Symbolik, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Heinrich Rheinwald, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Kirchengeschichte, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Dogmen, nach seinem Handbuche, über Symbolik, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Friedrich Göschel, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Einleitung in die Bücher des Alten Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Israeliten, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Alten Testaments lesen.

Dr. Karl Friedrich Ammon, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Apostel, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Friedrich Illgen, ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Superintendent, wird über Kirchengeschichte, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Dogmen, nach seinem Handbuche, über Symbolik, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, ordentlicher Professor der Theologie, Consistorialrath und Superintendent, wird über Kirchengeschichte, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Dogmen, nach seinem Handbuche, über Symbolik, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Heinrich Rheinwald, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Kirchengeschichte, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Dogmen, nach seinem Handbuche, über Symbolik, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Karl Friedrich Göschel, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Einleitung in die Bücher des Alten Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Israeliten, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Alten Testaments lesen.

Dr. Karl Friedrich Ammon, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Apostel, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Neuen Testaments lesen.

Dr. Christian Friedrich Ammon, ordentlicher Professor der Theologie, wird über Einleitung in die Bücher des Alten Testaments, über Archäologie, nach seinem Handbuche, über Geschichte der Israeliten, nach seinem Handbuche, und über Exegese des Alten Testaments lesen.

Dr. Christian

den und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist auf Bestellung zu erhalten:

Die spanische

Constitution

der Cortes

(vom 19. März 1812)

und die provisorische Constitution der Vereinigten Provinzen von Südamerika; aus den Urkunden übersetzt

mit historisch-statistischen Erläuterungen

Gr. 8. Geh. 1820. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine Schrift, die unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen das größte Interesse in Anspruch nimmt.

Ich benutze diese Veranlassung, um auf das umfassende Werk über die Constitutionen Europas:

K. H. L. Pölitz,

Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 2te, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Aufl. 3 Bde. — 1ster Bd. in 2 Abth., die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes enthaltend. 2ter Bd., die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln enthaltend. 3ter Bd., die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Gallizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands enthaltend. Gr. 8. 1833. 9 Thlr. 8 Gr.

aufmerksam zu machen. Einzeln kostet Bd. I. in 2 Abth. 4 Thlr. 20 Gr., Bd. II. 2 Thlr., Bd. III. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Komische Briefe

und

Zeitungs-Anzeigen.

Erstes Bändchen.

Taschenformat; elegant geheftet 24 Kr., oder 6 Gr.

Von dem reichen Inhalt dieser in ihrer Art bisher einzigen Sammlung, welche aus 81 Briefen und 70 Zeitungsanzeigen besteht, heben wir nur einige Nummern aus:

Liebesbrief eines Schacherjuden. Rauschbrief eines Studenten an seinen Vater. Brief eines Dorfschulzen an den Schulmeister. Schreiben einer Berlinerin an Graf Brühl. Bittschreiben eines Mädchens. Brief des Pantoffelmachergesellen Liebenau. Liebesbriefe des Schustergesellen Sebastian Nagel an Lisette, mit Reisebeschreibung. Liebesbrief eines Bombardiers. Brief von Aron Böhme (ein Muster von Styl und Orthographie.) Rimpel's Bittschreiben um Erlaß der Zuchthausstrafe. Reskeller's Brief an den Generalpostmeister. Bittschreiben von Christian Lenke an den König von Preußen. Drei Liebesbriefe des Bedienten Daase an Heinrigettchen. Brief eines Grenadiers. Schreiben des Bäckergesellen Gotschalk an den Theaterdirector Bethmann. Drei Briefe mit Reisebemerkungen eines Junkers an den gnädigen Herrn Papa. Brief des Küsters Salmiack an den Amtmann Matschke. Sechs Briefe mit Ohrfeigen an Saphir. Brief eines Dichters an eine Buchhandlung, mit Proben seiner Poesien. Schreiben eines Schneidergesellen u. s. w.

Durch größte Raumersparniß und kleine aber deutliche Schrift ist es möglich geworden, zu obigem wolfeilen Preis eine so reichhaltige Sammlung zu liefern, welche bei gewöhnlicher Druckeinrichtung einen Octavband zu 2 Fl. ausfüllen würde.

Das zweite Bändchen folgt binnen Kurzem nach.

Stuttgart, im Juli 1836.

Die Buchhandlung von F. H. Köhler.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

TIROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda- zum Bodensee.

Von

August Lewald.

1833—34.

Zwei Theile in einem Bande.

Mit einer Höhenkarte, einem Profil der Wormserstrasse, einer Abbildung der schönen Duchserin, Alois von Lichtensteins, des Hofer'schen Hauses zu Passeyer, und vielen Musikalien. Preis cartonnirt 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt:

1) Nördliche und östliche Thäler.
2) Südliche Thäler.
3) Westliche Thäler und Vorarlberg.
4) Anhang.

Touren in Tirol, oder Wegweiser für die verschiedenen Reisen und Ausflüge durch und in Tirol, mit Angabe der Posten und Postdistancen, sowie aller Merk- und Sehenswürdigkeiten, auch der besten Gasthöfe.

München, im Juli 1836.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Interessante Lecture.

Soeben erschien bei K. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Genre

und

Fresco-Skizzen

aus

Berlin und Athen

von

Ludwig Rellstab.

8. Velinp. Brosch. 8 Gr., oder 36 Kr.

Nr. 1. Die Johannismappe, enth.: Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. Wollmarkt und Wettrennen in Athen. Theater. Athenienſischer Streusand.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Briefe und Berichte deutscher Auswanderer aus Nordamerika. Zur Belehrung und Beachtung. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Altenburg, den 31sten Juli 1836.

Expedition des Eremiten.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

LE PORTFOLIO.

XVIII et XIX.

Copie d'une dépêche du comte de Nesselrode au prince de Lieven. — Copie d'une dépêche confidentielle du comte Pozzo di Borgo adressée au comte de Nesselrode. — Lord Dudley au marquis de Palmella. — Le comte d'Aberdeen au marquis de Barbacena. — Précis de la discussion parlementaire. — Observations sur le commerce de la Valachie et de la Moldavie. — Copie d'une pétition adressée aux deux Chambres du Parlement. — Correspondance.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Mit diesen Heften beginnt der 3te Band dieser höchst interessanten und für die Geschichte der neuesten Zeit so bedeutenden Sammlung. Der 1ste, 2te Band (Nr. I—XVII) kosten zusammen 4 Thlr.

Hamburg.

A. Campe.

Bei Wartmann und Scheitlin in St.-Gallen ist erschienen und durch jede Buchhandlung (in Leipzig durch F. A. Brockhaus) zu beziehen:

Die Anatomie des Staats, oder: Kritik der menschlichen Gesellschaft.

Von Dr. **M. Langenschwarz.**

263 Seiten. Gr. 8. Weißes Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter diesem einfachen Titel gibt der Hr. Verf., als Improvisator und durch seine übrigen literarischen Arbeiten berühmt, in diesem Werke die Quintessenz seiner Gedanken über Staat und Gesellschaft. Wir dürfen sagen, daß das Buch kein Werk einer Improvisation, sondern vorher wohl durchdacht worden sei, daß es einen Reichthum von Ideen enthält, und in einer eignen Darstellungsweise spricht, deswegen auch zur Unterhaltung wie zur angenehm bildenden Lectüre dient.

Die Männer und die Badereisen

oder Sendschreiben der Frau Amtmannin Hitzig an den Dr. Langenschwarz,

als Erwiderung auf sein Gedicht: Die Weiber und die Badereisen", sowie auch zur feierlichen Ehrenrettung aller Weiber auf ewige Zeiten.

Von Dr. **Langenschwarz.**

8. Brosch. 3 Gr.

Der Hr. Verfasser ist dem Publicum als berühmter Improvisator schon hinlänglich bekannt und es bedarf daher diese Schrift keiner weitern Empfehlung.

Bei J. C. Krieger in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bickell, Dr. J. W., Beiträge zum Civilproceß. Enthaltend einen Commentar über das kurhessische Gesetz vom 16. September 1834, zur Abstellung mehrer im processualischen Verfahren wahrgenommener Mängel. 1ste Abthlg. Gr. 8. (13 Bogen.) In Umschlag geh. 1 Thlr.

(Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. H. 1.)

Franklin's Tagebuch. Wohlfeilere Ausgabe. 8. (8½ Bogen.) Geh. Druckp. 6 Gr. netto. Schreibp. 12 Gr. netto.

Schmitthenner, Dr. Fr., Lehrbuch der deutschen Geschichte. 2te verm. Ausg. Gr. 8. (38½ Bogen.) 1 Thlr. 16 Gr.

Urkunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. C. G. Neudecker. Gr. 8. (55½ Bogen.) 3 Thlr. 12 Gr.

Theobald, Dr. A., Über Vernunft und Christenthum. Würdigung der beiden Schriftchen des Candidaten Joh. Carl: Verstand gegen Verstand, oder Beurtheilung einer Predigt des Hrn. Consistorialrath Ernst über die unzertrennliche Verbindung der Vernunft und des Christenthums — und: Christ und Christenthum in ihrem gegenseitigen Verhältniß in Beziehung auf die Streitfrage des Tages. Gr. 8. (7 Bogen.) In Umschlag geh. 10 Gr.

Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. Herausgegeben unter der Aufsicht des Justizministeriums. Erstes Heft. Gr. 8. (17½ Bogen.) In Umschlag geheftet 1 Thlr. 8 Gr. netto.

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte,
herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Eine Fortsetzung dieses Taschenbuchs (an die früher in unserm Verlag erschienenen Bände sich anreihend), zu welcher sich mehre ausgezeichnete Schriftsteller verbunden haben, wird eben in die Presse gegeben, und erscheint bei uns zur nächsten Herbstmesse dieses Jahres.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Niemeyer, Dr. H. A. (Director der Francke'schen Stiftungen), Gedanken über die jetzige Gymnasial-Verfassung im Königreich Preußen. Gr. 8. Geh. 7½ Sgr. (6 Gr.)

Schmidt, Dr. Max (Rector der latein. Hauptschule, Condirector der Francke'schen Stiftungen), Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterrichte, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. Lorinser „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen". Gr. 8. Brosch. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Fenimore Cooper's
Streifereien durch die Schweiz.

2 Theile. Geh. 3 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Neunten Bandes erstes Heft. (Nr. XIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im August 1836. F. A. Brockhaus.

Im unterm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen in Augsburg:

Die Probleme und Grundsätzen der allgemeinen Moralphilosophie,

dargestellt von

C. Hortenstein,

ordentl. Prof. der Philosophie an der Universität zu Dillingen.

Bd. I. 8 Bde.

Der Herr Verfasser hat in diesem Werke, welches sich durch Gründlichkeit, Klarheit und Reichhaltigkeit auszeichnet, die Grundsätze der Moral in ihrer Anwendung auf das Leben und die Verhältnisse desselben mit Scharfsinn entwickelt und dargestellt.

Der erste Band, welcher 30 Bogen stark ist, enthält die Einleitung in die Moralphilosophie, die Moral der Einzelnen, und die Moral der Familie.

Augsburg, im August 1824.

J. L. Druckhaus.

Bei der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zur Clavierspielkunst

für den Unterricht,

von

Wilhelmine Bachmann.

Mit einer Abbildung, einer Tabelle und einem Anhange.

Gr. 8. Geheftet. 1 fl. 30 kr. oder 16 gr.

Leipzig, bei Wilhelmine Bachmann.

Anzeige.

Bestellungen, welche ich auf meine Schrift: Ueber die Natur der Lustseuche, und ihre Behandlung durch Quecksilber, Leipzig 1824, erhalten habe, sind nun vollständig ausgeführt, und ich ersuche die Herren Subscribenten, sich ihre Exemplare gefälligst abholen zu lassen.

Leipzig, den 1. September 1824.

Dr. Carl Heinrich Schönlein.

Miethgesuch.

Ein Gelehrter, welcher Ruhe zu seinen Studien bedarf, wünscht in einer stillen Gegend, nicht weit von Leipzig, eine Wohnung zu miethen, die aus 3 Zimmern, Kammer, Küche, Keller und Holzgelaß besteht. Wer eine solche Wohnung zu vermiethen hat, beliebe seine Adresse unter der Chiffre A. B. C. in der Expedition dieses Blattes abzugeben.

Leipzig, den 1. September 1824.

Verkauf.

Ein Haus, in einer der lebhaftesten Straßen Leipzigs, worin seit 30 Jahren ein Gasthof betrieben wird, ist aus freier Hand zu verkaufen. Das Nähere ist zu erfahren bei dem Eigenthümer desselben, Herrn Gastwirth Hänsel, Grimmaische Straße.

Leipzig, den 1. September 1824.

Verkauf.

Ein Haus, in einer der lebhaftesten Straßen Leipzigs, worin seit 30 Jahren ein Gasthof betrieben wird, ist aus freier Hand zu verkaufen. Das Nähere ist zu erfahren bei dem Eigenthümer desselben, Herrn Gastwirth Hänsel, Grimmaische Straße.

Leipzig, den 1. September 1824.

Verkauf.

Ein Haus, in einer der lebhaftesten Straßen Leipzigs, worin seit 30 Jahren ein Gasthof betrieben wird, ist aus freier Hand zu verkaufen. Das Nähere ist zu erfahren bei dem Eigenthümer desselben, Herrn Gastwirth Hänsel, Grimmaische Straße.

Leipzig, den 1. September 1824.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Neuyork, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen: die erste Lieferung einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 1—10, Aachen—Blattgold,

auf die wir hiermit das ganze gebildete Publicum, besonders aber den Handels- und Gewerbsstand aufmerksam machen.

Unser **Handbuch für Kaufleute**, nach demselben englischen Originale bearbeitet und durch Supplemente bereichert, welche hauptsächlich auf den europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben, hat überall die Anerkennung gefunden, welche sein reicher gediegener Inhalt verdient. Der Umfang desselben schrieb jedoch einen Preis vor, der, wenn schon an und für sich äußerst billig, das Werk doch Manchem unzugänglich macht. Wir haben uns deshalb entschlossen, diese gedrängte Umarbeitung zu veranstalten, welche jenem Übelstande begegnet, und überhaupt vorzugsweise auf die Bedürfnisse des praktischen Kaufmanns, Fabrikanten und Gewerbsmannes berechnet ist. Es wird in derselben nichts ausgelassen, als diejenigen Partien des Originals, welche rein nur auf Großbritannien Bezug haben, und nichts abgekürzt, als einige längere theoretische Abhandlungen. Ganz vollständig wird aufgenommen:

Alles, was auf Handels-Geographie, Waaren- und Gewerbskunde, Münz-, Maß- und Gewichts-Verhältnisse, Wechselcourse, Staatspapiere, Versicherungen, Leibrenten, Bankgeschäfte ꝛc.

Bezug hat, ja alle diese wichtigen Zweige des kaufmännischen Wissens werden durch Zusätze aus den neuesten und besten Hülfsquellen bereichert.

Compresser, aber dennoch sehr deutlicher Druck und ein großes Format machen es möglich, daß ganze so höchst reichhaltige Werk in 60—70 Bogen zusammenzudrängen, welche noch im Laufe des Jahres 1836 in sechs bis sieben Lieferungen erscheinen werden.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf

48 Kreuzer, oder 12 Groschen für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben, und lassen ihn vorläufig bis zur Ausgabe des zweiten Heftes offen. Subscribentensammler erhalten **auf zehn das elfte Exemplar gratis**, wenn sie sich an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung wenden. Wir haben jede solide Handlung in den Stand gesetzt, diese Vergünstigung einzuräumen.

Dieser außerordentlich wohlfeile Preis wird auch dem Unbemittelten gestatten, sich ein Werk anzuschaffen, das bereits die Runde in Europa gemacht hat, und überall als das vortrefflichste seiner Art anerkannt worden ist. Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und wird das unentbehrliche Handbuch auf jedem Comptoire werden.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancenkunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig sein kann, findet man darin eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechselung gibt der Verf. eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, sowie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikationsartikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Originalauflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze — die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichtsusancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waarenartikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde.

Wir berufen uns zu Bestätigung des Gesagten wiederholt auf die erste Lieferung. Der unvergleichlich reiche Inhalt, die schöne Ausstattung, der deutliche, bei aller Ersparniß des Raums, jedem Auge noch wohlgefällige Druck und die außerordentliche Wohlfeilheit des Preises werden diesem gemeinnützigen Werke, namentlich beim Handels- und Gewerbstande, überall den verdienten Eingang verschaffen.

Stuttgart und Augsburg, den 1sten August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

INSCRIPTIONES GRAECAE INEDITAE.

COLLEGIT EDIDITQUE

LVDOVICVS ROSSIVS

HOLSATVS

PHIL. D. AA. LL. M.

ANTIQVITT. REGNI GRAECIÆ CONSERVANDIS COLLIGENDISQUE PRÆP. ETC.

FASCICVLVS I.

INSVNT INSCRIPTIONES ARCADICÆ, LACONICÆ, ARGIVÆ, CORINTHIÆ, MEGARICÆ, PHOCICÆ.

NAUPLIAE, E LITHOGRAPHIA REGIA.

Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berend's, G. A. W. (weil. k. preuß. Geh. Med.-R. und Prof.), Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft, oder Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Zweite Auflage, neu durchgesehen und berichtigt von Dr. J. C. Albers, k. preuß. Med.-R. ꝛc. 1ster Bd. Semiotik, 1 Thlr. 15 Gr.; 2ter Bd. Fieberlehre, 1 Thlr. 3 Gr.; 3ter Bd. Entzündungslehre, 1 Thlr. 9 Gr.

Das ganze, aus zehn Bänden in gr. 8. bestehende Werk wird in dieser neuen Auflage nur 15 Thlr. kosten, während die erste Ausgabe 23 Thlr. kostete.

Blasius, Ernst (Dr. u. Prof. in Halle), Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, zum Gebrauch für angehende Ärzte und Wundärzte. 1ster Bd. 1ste Hälfte, A—Bl. Gr. 8. Subscript.-Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Vollständig wird dieses Werk, aus vier Bänden zu 50 Bogen, oder acht Halbbänden à 25 Bogen, bestehend, nur zwölf Thlr. kosten; der Verleger garantirt den Subscribenten diesen Preis auch selbst bei vermehrter Bogen- oder Bändezahl. Die Vollendung erfolgt binnen Jahresfrist.

Brigham, Am., Bemerkungen über den Einfluss der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit; mit Anmerk. von Rob. Macnish; a. d. Engl. übersetzt von Dr. A. Hildebrand. Gr. 8. Geheftet 18 Gr.

Buchholz, Fr., Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. 21ster Bd. (Histor. Taschenbuch 17ter Jahrg.): Begebenheiten des Jahres 1831. 12. Broschirt 2 Thlr.

Drogan, G., Materialien zu mündlichen und schriftlichen Übungen in der lateinischen Sprache, nebst einem syntaktischen Schema, für Anfänger. Gr. 8. 8 Gr.

Dieses bereits in mehren preußischen Lehranstalten eingeführte Werkchen verdient die Aufmerksamkeit aller Schulmänner in hohem Grade wegen der ganz eigenthümlichen Art der Methode, durch die der Verfasser die Selbstthätigkeit der Schüler anzuregen weiß.

Froriep, Rob. (Dr. u. Prof. in Berlin), Bemerkungen über den Einfluss der Schulen auf die Gesundheit. Mit einem Steindruck. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Küster, S. C. G. (Superint. in Berlin, Dr. th.), 2 Mal 52 auserlesene biblische Erzählungen nach Joh. Hübner. Eilfte Auflage. 8. 12 Gr.

Marquardt, J., Cyzikus und sein Gebiet. Mit einer Karte. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Ohm, Martin (Prof. in Berlin), Lehrbuch der Mechanik, zugleich mit den dazu nöthigen Lehren der höhern Analysis und der höhern Geometrie. Elementar vorgetragen und mit sehr vielen Beispielen der Anwendung versehen. 1ster Bd. Mechanik des Atoms. Mit einer Figurentafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen.

Rust, Joh. Nep. (kön. preuss. Präsident etc. in Berlin), Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschluss der syphilitischen und Augenkrankheiten, in alphab. Ordnung. 17ter Bd. Ulcus bis Z. Gr. 8. 3 Thlr. — 18ter und letzter oder Registerband. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses grosse Werk, wie desgleichen keine Nation aufzuweisen hat, ist somit in wenigen Jahren vollendet worden. Der Ladenpreis beträgt 69 Thlr., für jetzt wird es aber noch zum Subscriptionspreis von 52 Thlrn. und einzelne Theile zu 3 Thlr. abgegeben.

Desselben Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde. 2ter Bd. Mit einer lithogr. Abbild. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Der Herr Verf. gibt dieses Werk heraus, einmal, um einer unberufenen Herausgabe seiner Werke nach seinem Tode vorzubeugen, sodann, weil er der ärztlichen Welt schuldig zu sein glaubt, ihr noch während seines Lebens sein medicinisches Wissen ohne Rückhalt vorzulegen, zugleich aber auch als ein Vermächtniss für seine zahlreichen Schüler, denen insbesondere dieser zweite Band gewidmet ist.

Schweich, Heinr., Dr., Die Influenza, ein historischer und ätiologischer Versuch. Mit einer Vorrede vom Dr. u. Prof. J. F. C. Hecker. Gr. 8. 1 Thlr.

Wagner, Wilh. (k. pr. Geh. Med.-Rath), zweiter Jahresbericht über die praktische Unterrichtsanstalt für die Staatsarzneikunde an der Universität zu Berlin. Gr. 4. Geh. 12 Gr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 5ter Jahrgang. 1836. Folio. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Von

der Natur des Eides.

Eine Abhandlung

von

F. G. Leue,

königlich preußischem Staatsprocurator in Aachen.

Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Der Herr Verfasser hat den Begriff und das Wesen des Eides juristisch, philosophisch und theologisch untersucht, und diese Vielseitigkeit in der Behandlung dieses in das bürgerliche und religiöse Leben so tief eingreifenden Gegenstandes sichert dieser Schrift eine dauernde Anerkennung in der deutschen Literatur.

Folgende neue, höchst interessante Romane erschienen im August bei uns:

Boas, Reiseblüten aus der Unterwelt. 2 Bde. 2 Thlr. — —, Reiseblüten aus der Sternenwelt und Mondnovelle. 1 Thlr. 6 Gr.

Godwin, W., Die Waisen von Unwalden oder die Seelenverpflanzung. Aus dem Engl. 2 Bde. 3 Thlr.

Altenburg, 1836.

Expedition des Eremiten.

In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

Neuen Testament.

Von

Dr. *W. M. L. de Wette.*

Ersten Bandes erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Kurze Erklärung

des

Evangeliums Matthäi.

Lexikon-Octav. 16 Bogen. Preis 1 Thlr.

Der zweite Theil, welcher den Marcus und Lucas enthalten soll, wird zu Ende dieses Jahres erscheinen und die Fortsetzung in kurzen Zwischenräumen nachfolgen.

Auch von dem längst angekündigten:

Exegetischen Handbuch

zum Alten Testament.

Verfasst von den Professoren

Hassler (in Ulm), **Hirzel** und **Hitzig** (in Zürich).

wird demnächst die erste Lieferung ausgegeben werden, und der innern und äussern Einrichtung nach mit dem Handbuche über das Neue Testament übereinstimmen.

Beide Werke zusammen werden einen vollständigen Commentar zur Bibel bilden, der neben den eignen Forschungen der Herausgeber auch die wichtigsten aller frühern bis auf die neuesten in gedrängter Kürze mittheilen, und sich nebenbei durch seine äussere Einrichtung und den billigen Preis empfehlen wird.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Darstellungen und Ansichten

zur

Vergleichung der Medicin

in

Frankreich, England und Deutschland.

Nach einer Reise in diesen Ländern im Jahre 1835

von

Dr. *Adolph Mühry,*

practischem Arzte und Wundarzte in Hanover.

Mit 2 Plänen. 8. 1836. Velinpapier. Geh.

1 Thlr. 12 Gr.

Anzeige.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

Die Kentuckier,

amerikanischer Roman von Paulding. In das Deutsche übertragen von Karl Andree. 2 Bde. Sauber brosch.

Preis 2 Thlr.

Die Blicke der ganzen Welt sind abermals auf Nordamerika gerichtet, und namentlich auf den Westen, dessen Abkömmlinge in Texas glorreich den Kampf gegen die Übermacht der Mexicaner bestehen. Welcher Art diese Männer sind, schildert das vorliegende Werk eines Amerikaners, der zu den ausgezeichnetsten und beliebtesten Schriftstellern seines Landes gehört, und neben seinem Landsmanne Cooper, dessen ermüdende Weitschweifigkeit ihm durchaus fremd ist, eine glänzende Stelle einnimmt. Wer eine deutliche Anschauung des Lebens in Virginien und Kentucky sich verschaffen, wer die Indianer am Ohio und Mississippi kennen lernen, wer sich überhaupt genussreiche Stunden verschaffen will, darf diesen amerikanischen Roman, auf den wir namentlich alle Lesecirkel, Lesecabinete und Leihbibliotheken aufmerksam machen, nicht ungelesen lassen. Es wird sich Jeder aufs Höchste angesprochen finden.

Leipzig, den 16ten August 1836.

Ludwig Schumann.

Soeben ist an alle Buchhandlungen versandt:

Griechisch-deutsches Hand-Lexikon

von

Dr. Gustav Pinzger.

Fortgesetzt von

Dr. Karl Jacobitz und Dr. Ernst Eduard Seiler.

In 8 Lieferungen. — 1ste Lieferung. Lex.-8. Geh. 1836.

12 Gr. Subscript.-Preis.

Ein ausführlicher Prospect über dieses wichtige Werk ist ebenfalls in jeder Buchhandlung zu finden.

Leipzig, im Juli 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Die Feldzüge der Östreicher in Corsika. Nach östreichischen Originalquellen. II. Übersicht der Entstehung, Verfassung und Verwaltung der östreichischen Militairgrenze. III. Der Feldzug 1800 in Deutschland. Zweiter Abschnitt. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler. In den Jahren 1814—17 erschien diese Zeitschrift nicht.

Wien, den 27sten Juli 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Die

Frithjofs Sage

von

Esaias Tegnér.

Aus dem Schwedischen

von

Gottlieb Mohnike.

Dritte verbesserte Auflage.

Gr. 8. Brosch. Preis: 1 Thlr.

Der Übersetzer hat seine zuerst im Jahr 1826 herausgegebene Bearbeitung der Frithjofs Sage des berühmten schwedischen Dichters Esaias Tegnér wiederholt einer genauen Revision unterworfen und sie der Vollkommenheit näher zu bringen gesucht. Einzelne Stücke der schönen Dichtung haben wesentliche Veränderungen erfahren.

Leipzig, im August 1836.

Carl Enobloch.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin erschien soeben:

Erinnerungen an Friedrich August Wolf. Aus dem Schulfreund besonders abgedruckt. Gr. 8. Geh. 7½ Sgr. (6 Gr.)

Auerbach, B., Gesänge und Gebete zur Todtenfeier, wie sie von den Zöglingen der jüdischen Gemeindeschule zu Berlin begangen wird. Gr. 8. Geh. 7½ Sgr. (6 Gr.)

Beneke, Dr. F. E., Erläuterungen über die Natur und Bedeutung meiner psychologischen Grundhypothesen. Gr. 8. Geh. 5 Sgr. (4 Gr.)

Sehet euch vor! Zwei Aufsätze gegen die Prediger-Bibel des Herrn Hülsmann und gegen dessen Vertheidigungsschrift. Gr. 8. Geh. 5 Sgr. (4 Gr.)

Jung, L., Über die Hindernisse, welche der Achtung vor der Rechtspflege durch den Mangel eines übersichtlichen Geschäftsganges bei dem gerichtlichen Sportel- und Cassenwesen entgegenstehen, und über die Mittel, wodurch solche im Interesse des Staates und der Unterthanen beseitigt werden können. Gr. 8. Geh. Preis 15 Sgr. (12 Gr.)

Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinser'sche Frage. Zum Druck befördert durch Prätorius den Schulfreund. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Milo, A., Tancred und Klorinde. Eine romantische Tragödie in 5 Aufzügen. Gr. 8. Geh. In Commission. 20 Sgr. (16 Gr.)

Unter der Presse befindet sich und wird in einigen Monaten erscheinen:

Hengstenberg, Dr. *E. W.*, Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament. 2ter Band.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der
Vorläufer der Reformation
von
Prof. Dr. Ludwig Flathe.

Zwei Theile. Gr. 8. Mit ausführlichem Register. 67 Bog. Preis 5 Thlr. — 7 Fl. 30 Kr. Conv.-M. — 9 Fl. Rhein.

Ich freue mich, die Vollendung dieses interessanten und wichtigen Werkes hiermit anzeigen zu können. Competente, unparteiische Männer haben sich bereits höchst anerkennend öffentlich über dessen Werth ausgesprochen, und ich enthalte mich daher jeder weitern Anpreisung.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Der christliche Beobachter.
Frankfurt a. M. bei Schmerber.

Die vorliegenden Nummern enthalten u. a. einen Aufsatz über Denkglaube, Licht und Mysticismus, und eine Beantwortung der Frage: Läßt die unchristliche Richtung des sogen. jungen Deutschlands für das Christenthum mehr fürchten oder hoffen?

Der christliche Beobachter berücksichtigt hauptsächlich Diejenigen, welche sich in unsern Tagen zu den Gebildeten in dem weitesten Sinne des Wortes zählen, und wird daher nach Inhalt und Form den Bedürfnissen, Anforderungen, Vorurtheilen und Verirrungen dieser Classe zu begegnen suchen.

Keine der bisherigen Zeitschriften hat diesen Zweck; denn entweder sind dieselben hauptsächlich der Erbauung gewidmet, oder sie gehen auf das Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit ein und sind deshalb, zum Theil auch schon wegen ihres hohen Preises, für das Publicum, welches wir vorzugsweise im Auge haben, unzugänglich.

Probeblätter und Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen und Postämter. Der halbjährige Subscriptionspreis beträgt 10 Gr.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen und an alle Subscribenten versandt worden:

Monthly-Magazine of entertaining Literature.
Vol. II. Nr. 4. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Dieses Journal enthält fortwährend die Blüte Dessen, was die neueste englische Literatur an kleinern Erzählungen, Novellen, Charakterschilderungen u. s. w. darbietet, oft in einem einzelnen Hefte alles Ausgezeichnete, das in einem ganzen Almanach oder dergl. zu finden ist. Im Jahre erscheinen wenigstens 6 Hefte, die einen auf schönes Velinpapier höchst elegant gedruckten Band bilden, welchem das Portrait eines berühmten englischen Dichters in Stahlstich unentgeldlich beigegeben wird.

Das dritte Heft von Holscher's Annalen für die gesammte Heilkunde ist an alle Besteller verschickt; es enthält Originalaufsätze von den HH. Prof. Kilian; Dr. Stiebel; Stilling; Eggert; Bergmann; Thierarznei-Schul-Director Hausmann, dem Redacteur; Kritische Aufsätze von den HH. Prof. Albers; Dr. Eggers; Gumprecht, Toel; und Miscellen.

Wer sich von dem Inhalte der drei Hefte überzeugen will, kann solche auch zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung erhalten. Preis von 4 Heften gr. 8. circa 60 Bogen und mehren Kupfern 4 Thlr.

Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung
in Hanover.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;
oder
Hundert Novellen,
nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet
von
Eduard von Bülow.
Mit einem Vorworte
von
Ludwig Tieck.

Erster bis dritter Theil. 1834—36. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Die allgemein günstige Aufnahme, welche diese Sammlung im Publicum gefunden hat, bestätigt am besten die vortheilhaften Urtheile, die darüber einstimmig gefällt sind. Es ist dem Herausgeber gelungen, in seinen Bearbeitungen das eigenthümliche, reizende Colorit jenen Novellen zu bewahren, obgleich die Sprache und Form manche Änderungen erforderten, wenn das Ganze den Ansprüchen eines feinern Geschmacks genügen sollte. Tieck's gehaltvolle Vorrede, namentlich über das Geschichtliche der Novelle, verleiht dem Buche eigenthümlichen Werth.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Lebensversicherungsbank
für Deutschland
in
Gotha.

Stand am 1. Juli 1836.

Mitgliederzahl	6601 Pers.	Reserve	723189 Thlr.
Versicherungssumme	11,231400 Thlr.	Sicherheitsfonds	257597 "
Gesammtfonds		1,282312 Thlr.	

Zweck der Lebensversicherungen.

Das größte irdische Gut des Menschen ist sein Leben. Mit demselben sind ihm zugleich körperliche und geistige Kräfte verliehen, die er als ein Kapital betrachten kann, durch dessen nutzbare Anwendung er im Stande ist, sich und den Seinen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen und Vortheile verschiedener Art zu erwerben. Mit dem Tode geht dieses Kapital verloren, und welcher sorgsame Mann sollte nicht wünschen, den Seinigen in einem solchen Falle, dessen Eintrittszeit sich nicht voraus berechnen läßt, einigen Ersatz für diesen Verlust zu verschaffen?

Er kann in Verhältnissen leben, wo er als Gatte für eine Gattin, als Vater für unerzogene Kinder, als treuer Sohn für eine alte Mutter, als dankbarer Herr für sich ihm aufopfernde Diener zu sorgen hat. Er muß sich sagen, daß im Fall seines plötzlichen Todes zu dem bittern Schmerz der Hinterbliebenen über seinen Verlust noch die drückende Sorge für ihre fernere Existenz treten würde. Den Schmerz um den persönlichen Verlust mildert die Zeit, aber der Sorge um Lebensunterhalt kann nur dadurch vorgebeugt werden, daß der Verstorbene bei Lebzeiten Vorkehrungen getroffen hat, um den Seinigen die nöthigen Subsistenzmittel zu hinterlassen.

Bestimmung der Lebensversicherungsbank.

Zu Maaßregeln dieser Art für die Versorgung der Familien bietet die seit 1829 in Gotha bestehende Lebensversicherungsbank die Hand. Sie übernimmt gegen eine bestimmte jährliche Leistung die Verpflichtung, nach dem Tode des Versicherten, gleichviel ob derselbe früh oder spät erfolgen wird, den Hinterbliebenen eine namhafte Summe auszuzahlen.

Eine Versicherung bei dieser Anstalt kann daher den Hausvater einer drückenden Sorge überheben und bietet auch dem, welcher für Angehörige nicht bedacht zu sein braucht, viele Seiten zur Benutzung dar. Sei es, daß er eine Bürgschaft bestellen muß, zu der sein Vermögen nicht hinreicht; daß er einen Gläubiger für eine Schuldforderung sicher stellen will, die nach seinem Tode nicht gedeckt wäre, oder daß er jährliche Renten, die ihm zustehen, in Kapitale zu verwandeln wünscht: die Lebensversicherungsbank wird eine stets bereite Vermittlerin seiner Absichten sein.

Selbst der Begüterte, der ein so großes consolidirtes Vermögen besitzt, um fremder Stützen entbehren und durch sich selbst die obengedachten Zwecke erreichen zu können, kann wenigstens die Lebensversicherungsbank als eine Sparkasse betrachten, die seine Ueberschüsse aufnimmt und sie nach seinem Tode in namhafter Summe an seine Erben zurückzahlt. Er ist dabei der Sorge für die frühere Unterbringung des ihm Entbehrlichen, den Nachtheilen bei Herabsetzung des Zinsfußes, so wie der Unannehmlichkeit der Kündigung seiner Kapitale überhoben, und kann sich jeden Augenblick mit Bestimmtheit sagen, wie viel er dereinst seinen Erben hinterlassen werde.

Bürgschaften der Bank.

Die Lebensversicherungsbank bietet denen, welche ihr beitreten, für die Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten und das sichere Fortbestehen der Anstalt mehrfache Gewähr dar. Es bürgen dafür

1) der gegenseitige Verband der Mitglieder, deren Gesammtheit jedem einzelnen unter ihnen für die Erfüllung seines Vertrags einsteht;
2) die große Zahl dieser Mitglieder (denn je größer die Gesellschaft ist, desto weniger pflegen Schwankungen in der Sterblichkeit vorzukommen);
3) die Zuverlässigkeit der Prämien (jährlichen Beiträge), welche nach denen der seit 73 Jahren bestehenden gegenseitigen Equitable-Gesellschaft in London, der größten und solidesten Anstalt dieser Art, angenommen worden sind;
4) das für die spätere Zunahme der Sterbefälle gesammelte, jährlich wachsende Reservekapital;

5) der zur Aushülfe bei außerordentlicher Sterblichkeit bestimmte Sicherheitsfonds;
6) die Oeffentlichkeit der von drei Ausschüssen der Versicherten geleiteten und beaufsichtigten Verwaltung.

Vortheile der Banktheilhaber.

Wer auf sein oder eines Andern Leben eine Versicherung bei der Bank auf Lebenszeit abschließen läßt, wird Theilhaber (Miteigenthümer, Aktionär) der Anstalt. Unter diese werden die Ueberschüsse der Anstalt vertheilt; jeder erhält davon seinen Antheil — die Dividende — nach Verhältniß der von ihm bezahlten Prämie. Die Vertheilungen haben im Jahr 1833 begonnen und sind seitdem jährlich wiederholt worden. Es kamen dabei im Ganzen 174940 Thlr. zur Vertheilung, und die Dividenden wechselten zwischen 21 und 25 Proz., so daß die Beiträge der Theilhaber dadurch um ein Fünftel bis ein Viertel erleichtert wurden. Im Jahr 1837 kommt eine Dividende von 21 Proz., im Betrag von 53905 Thlr. zur Auszahlung.

Theilhaber der Bank können auf ihre Versicherungsscheine (Policen), so fern solche mindestens 4 Jahre alt sind, Vorschüsse nach Verhältniß der bezahlten Beiträge erhalten.

Bei freiwilligem Ausscheiden aus dem Verein erhalten sie eine Vergütung aus dem Reservefonds von ungefähr einem Viertel der eingezahlten Beiträge; zugleich bleibt ihnen der Anspruch auf die für sie vorhandenen Dividenden.

Versicherungsbedingungen.

Derjenige, auf dessen Leben versichert werden soll, muß einer guten Gesundheit und eines guten Rufs genießen, nicht unter 15 und in der Regel nicht über 60 Jahre alt sein, und seinen Wohnsitz in einem der deutschen Bundesstaaten (ganz Preußen inbegriffen) oder in der deutschen Schweiz haben.

Er hat sich bei einem Agenten der Bank (es sind deren in 325 deutschen Städten aufgestellt) persönlich zu melden und wird von demselben Formulare zu der auszustellenden Deklaration und dem erforderlichen ärztlichen Zeugniß, nebst der Verfassung der Anstalt, unentgeltlich erhalten. Außer diesen Papieren hat derselbe auch ein Alterszeugniß einzureichen.

Bei Versicherungsanträgen auf das Leben eines Andern ist das Vorhandensein eines Interesses an der Fortdauer desselben durch Schuldforderung, Verwandtschaft oder dergleichen nachzuweisen.

Man kann auf ein Leben nicht unter 300 Thlr. und nicht über 8000 Thlr., und zwar entweder auf das ganze Leben, oder nur auf 1 bis 10 Jahre versichern lassen; die Prämien sind aus nachstehender Tabelle ersichtlich und bleiben unverändert, so lange der Vertrag besteht.

Vorausbezahlung der Prämie auf mehrere Jahre wird angenommen, und die Bank gestattet dabei, vom zweiten Jahre an, für jedes Jahr 3 Proz. Abzug.

Die Bank trägt das Porto der Versicherungspapiere von und nach den Agentschaften; der Versicherte hat daher bei Empfangnahme seiner Police und Zahlung der Prämien an den Agenten Nebenkosten nicht zu entrichten.

Bei Sterbefällen zahlt die Bank nach 3 Monaten an den Inhaber der Police, ohne von demselben den (oft kostspieligen) Beweis des Erbrechts zu fordern. Die Policen können daher ohne Uebertragungen oder sonstige Förmlichkeiten an Andere zur einstigen Erhebung der versicherten Summe übergeben werden. Von Eröffnung der Bank an bis zum 1. Juli 1836 wurden zusammen 633000 Thlr. an die Erben von 356 Versicherten ausgezahlt.

Jährliche Prämien
für
100 Thaler Versicherungssumme.

Nach Preussischem Courant (dem Thaler zu 30 Silbergroschen, den Groschen zu 12 Pfennigen gerechnet.)

Alter	Auf Lebenszeit.			Auf 1 Jahr.			Auf 2, 3, 4 oder 5 Jahre.			Auf 6, 7, 8, 9 oder 10 Jahre.		
Jahre.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.	Thlr.	Sgl.	Spf.
15	1	25	6	—	24	3	—	25	11	—	28	2
16	1	26	11	—	25	2	—	26	9	—	29	2
17	1	28	6	—	26	—	—	27	7	1	—	4
18	2	—	—	—	26	10	—	28	6	1	1	7
19	2	1	4	—	27	7	—	29	7	1	2	10
20	2	2	11	—	28	5	1	—	10	1	4	1
21	2	4	5	—	29	2	1	2	2	1	5	4
22	2	6	—	1	—	9	1	3	9	1	6	8
23	2	7	6	1	2	3	1	5	3	1	7	11
24	2	9	—	1	3	9	1	6	8	1	9	2
25	2	10	8	1	5	4	1	8	—	1	10	4
26	2	12	3	1	6	11	1	9	2	1	11	7
27	2	13	10	1	8	6	1	10	2	1	12	9
28	2	15	6	1	9	4	1	11	1	1	13	10
29	2	17	2	1	10	3	1	12	2	1	14	11
30	2	19	—	1	11	1	1	13	5	1	15	11
31	2	20	11	1	12	1	1	14	8	1	16	11
32	2	22	11	1	13	—	1	16	—	1	17	10
33	2	24	11	1	14	9	1	17	4	1	18	9
34	2	26	11	1	16	5	1	18	4	1	19	5
35	2	29	1	1	17	6	1	19	2	1	20	2
36	3	1	4	1	18	7	1	19	10	1	20	10
37	3	3	8	1	19	7	1	20	4	1	21	8
38	3	6	2	1	20	—	1	20	8	1	22	7
39	3	8	9	1	20	4	1	21	—	1	23	11
40	3	11	7	1	20	8	1	21	6	1	25	7
41	3	14	7	1	21	—	1	22	3	1	27	6
42	3	17	10	1	21	5	1	23	6	1	29	8
43	3	21	3	1	21	9	1	25	3	2	2	3
44	3	24	10	1	23	—	1	27	8	2	5	3
45	3	28	10	1	24	4	2	—	8	2	8	6
46	4	3	—	1	27	5	2	4	2	2	12	1
47	4	7	5	2	—	6	2	7	7	2	15	10
48	4	12	—	2	3	10	2	11	3	2	19	9
49	4	16	11	2	8	2	2	15	—	2	23	9
50	4	22	—	2	11	9	2	18	8	2	28	—
51	4	27	2	2	14	8	2	22	6	3	2	2
52	5	2	11	2	18	8	2	26	9	3	6	9
53	5	9	—	2	22	10	3	1	1	3	11	8
54	5	15	5	2	26	4	3	5	8	3	16	10
55	5	22	3	3	1	—	3	10	7	3	22	6
56	5	29	6	3	6	—	3	15	5	3	28	8
57	6	7	4	3	10	4	3	20	6	4	5	3
58	6	15	9	3	15	10	3	26	4	4	12	6
59	6	24	11	3	21	—	4	2	7	4	20	4
60	7	4	10	3	25	4	4	9	6	4	29	3

Buchhandlungs-Gehilfen in den Städten. Der Verein zählt jetzt 17 Mitglieder. Vorsitzender ist Herr Wilh. Hoffmann in Berlin, Schriftführer Herr Ad. Hoffmann in Berlin, Kassirer Herr Ad. Hoffmann in Berlin. Der Verein hat sich zum Zweck gesetzt, die Interessen der Buchhandlungs-Gehilfen in den Städten zu vertreten, und ist bereit, Anfragen, welche sich auf Gehilfen-Verhältnisse beziehen, zu beantworten. Anfragen sind an den Vorsitzenden zu richten.

Leipzig, 1. Januar. Der Verein der Buchhandlungs-Gehilfen in Leipzig hat sich in seiner Generalversammlung vom 29. Dezember v. J. aufgelöst. Das Vermögen des Vereins, 1 Thlr. 15 Ngr., ist dem Unterstützungsfonds für Buchhandlungs-Gehilfen überwiesen worden

Kunst-Auktion. Mittwoch, den 10. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr und nachmittags 2 Uhr, sowie Donnerstag, den 11. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr und nachmittags 2 Uhr, werden in meinem Auktionslokale, Wien, I., Dorotheergasse 12, 1. Stock, Tür 1, die Sammlung des verstorbenen Herrn Dr. Ludwig Ritter von Lobmeyer, bestehend aus Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Miniaturen, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten, Lithographien, Handzeichnungen, Büchern, Autographen, Porzellanen, Fayencen, Steinzeug, Elfenbeinschnitzereien, Bronzen, Möbeln, Teppichen, Stickereien, Spitzen, Uhren, Gläsern, Waffen, Münzen, Medaillen, Siegeln, Gemmen, Kameen, Schmuckgegenständen, Tabatieren, Etuis, Nippes, Antiquitäten, Kunstgegenständen und Kuriositäten, öffentlich gegen Barzahlung versteigert werden.

Die Ausstellung findet Sonntag, den 7. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr bis 1 Uhr, Montag, den 8. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr bis 1 Uhr und nachmittags 2 Uhr bis 5 Uhr, Dienstag, den 9. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr bis 1 Uhr und nachmittags 2 Uhr bis 5 Uhr, statt.

Der Katalog ist gegen Einsendung von 1 Krone 50 Heller in Briefmarken zu beziehen.

Wien, im November 1913.

Gilhofer & Ranschburg
k. u. k. Hofantiquare und beeidete Auktionatoren.

Kunst-Auktion. Mittwoch, den 10. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr und nachmittags 2 Uhr, sowie Donnerstag, den 11. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr und nachmittags 2 Uhr, werden in meinem Auktionslokale, Wien, I., Dorotheergasse 12, 1. Stock, Tür 1, die Sammlung des verstorbenen Herrn Dr. Ludwig Ritter von Lobmeyer, bestehend aus Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Miniaturen, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten, Lithographien, Handzeichnungen, Büchern, Autographen, Porzellanen, Fayencen, Steinzeug, Elfenbeinschnitzereien, Bronzen, Möbeln, Teppichen, Stickereien, Spitzen, Uhren, Gläsern, Waffen, Münzen, Medaillen, Siegeln, Gemmen, Kameen, Schmuckgegenständen, Tabatieren, Etuis, Nippes, Antiquitäten, Kunstgegenständen und Kuriositäten, öffentlich gegen Barzahlung versteigert werden.

Die Ausstellung findet Sonntag, den 7. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr bis 1 Uhr, Montag, den 8. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr bis 1 Uhr und nachmittags 2 Uhr bis 5 Uhr, Dienstag, den 9. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr bis 1 Uhr und nachmittags 2 Uhr bis 5 Uhr, statt.

Der Katalog ist gegen Einsendung von 1 Krone 50 Heller in Briefmarken zu beziehen.

Wien, im November 1913.

Gilhofer & Ranschburg
k. u. k. Hofantiquare und beeidete Auktionatoren.

Italienische Literatur.

Im nächsten Heft, das am 15. Dezember d. J. erscheint, wird Dr. Ernst Traumann einen Aufsatz über Dante veröffentlichen, der sich mit Dantes Verhältnis zu Florenz beschäftigt. Dieser Aufsatz ist der erste einer Reihe von Arbeiten, die Dr. Traumann über Dante zu veröffentlichen gedenkt.

Verlag von Karl W. Hiersemann in Leipzig.

Soeben erschien:

Katalog 430:
Italienische Literatur.
Dante. Petrarca. Boccaccio. Ariosto. Tasso. Machiavelli. Goldoni. Alfieri. Leopardi. Manzoni. Carducci. Pascoli. D'Annunzio. Fogazzaro. Oriani. Serao. Verga.
Mit 1 Tafel in Lichtdruck. 8°. 1913. 1 Mk. 50 Pf.

Dieser Katalog enthält 1. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Dantes, 2. Dante-Literatur, 3. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Petrarcas, 4. Petrarca-Literatur, 5. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Boccaccios, 6. Boccaccio-Literatur, 7. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Ariosts, 8. Ariost-Literatur, 9. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Tassos, 10. Tasso-Literatur, 11. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Machiavellis, 12. Machiavelli-Literatur, 13. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Goldonis, 14. Goldoni-Literatur, 15. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Alfieris, 16. Alfieri-Literatur, 17. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Leopardis, 18. Leopardi-Literatur, 19. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Manzonis, 20. Manzoni-Literatur, 21. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Carduccis, 22. Carducci-Literatur, 23. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Pascolis, 24. Pascoli-Literatur, 25. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke D'Annunzios, 26. D'Annunzio-Literatur, 27. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Fogazzaros, 28. Fogazzaro-Literatur, 29. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Orianis, 30. Oriani-Literatur, 31. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Seraos, 32. Serao-Literatur, 33. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Vergas, 34. Verga-Literatur.

Ferner erschien soeben:

Katalog 431:
Spanische Literatur.
Mit 1 Tafel in Lichtdruck. 8°. 1913. 1 Mk. 50 Pf.

Dieser Katalog enthält 1. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Cervantes', 2. Cervantes-Literatur, 3. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Calderons, 4. Calderon-Literatur, 5. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Lope de Vegas, 6. Lope de Vega-Literatur, 7. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Tirso de Molinas, 8. Tirso de Molina-Literatur, 9. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Alarcons, 10. Alarcon-Literatur, 11. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Moretos, 12. Moreto-Literatur, 13. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Rojas', 14. Rojas-Literatur, 15. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Quevedos, 16. Quevedo-Literatur, 17. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Gracians, 18. Gracian-Literatur, 19. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Ruiz de Alarcons, 20. Ruiz de Alarcon-Literatur, 21. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Solis', 22. Solis-Literatur, 23. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Mendozas, 24. Mendoza-Literatur, 25. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Saavedras, 26. Saavedra-Literatur, 27. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Espinels, 28. Espinel-Literatur, 29. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Lesages, 30. Lesage-Literatur, 31. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Isla's, 32. Isla-Literatur, 33. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Moratins, 34. Moratin-Literatur, 35. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Valeras, 36. Valera-Literatur, 37. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Pereda's, 38. Pereda-Literatur, 39. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Galdos', 40. Galdos-Literatur, 41. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Blascos, 42. Blasco-Literatur, 43. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Echegarays, 44. Echegaray-Literatur, 45. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Benavente's, 46. Benavente-Literatur, 47. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Unamunos, 48. Unamuno-Literatur, 49. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Ganivets, 50. Ganivet-Literatur, 51. Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Maeterlincks, 52. Maeterlinck-Literatur.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1836.

Monat September.

zweihundert
bis Blatt Nr. 201—274. 3 Beilage Nr. 35. aus d. Literatur-Beilage Nr. XXVII—XXX.

Zur Nachricht.

Wer seine Zeitschrift ordentlich und ohne Anfrage wünscht, ohne Nummern und Heft zu bezeichnen, der bestelle sie durch die Buchhandlung oder durch die Postämter.

Die Buchhandlungen bei Ihr. von Buchhandel ersuchen Redaktion und Verlag der Zeitschrift um deutliche Bezeichnung, ob sich in der Anzahl ihrer Exemplare Freiexemplare befinden, damit sie nicht irrig durch Versendung derselben in Verlegenheit gesetzt werden.

Die Buchhandlungen, welche diese Zeitschrift nicht durch Kommissionäre, sondern direkt beziehen, ersuchen wir, uns, um jede Verzögerung zu vermeiden, in der Adresse genau bestimmt anzugeben.

Neuer Eingetragung von 3 Bänden starken Romanen, Novellisten und Engl. Romanen Bibliothek für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Bibliothek des Deutschen Museums

Inhalt.

Nr. 101. Der Kohlenbergbau und die Förderung der Steinkohle. Von Bergrat Dr. Ing. Wilhelm Bornhardt. Mit 41 Abbildungen im Text. 1911. 2. Auflage. 1920. 80 Pf.

102. Die Entwicklung der Dampfmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

103. Die Entwicklung der Dampfturbine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

104. Die Entwicklung der Gasmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

105. Die Entwicklung der Lokomotive. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

106. Die Entwicklung der Schiffsmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

107. Die Entwicklung der Schiffsturbine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

108. Die Entwicklung der Schiffsschraube. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

109. Die Entwicklung der Lokomobile. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

110. Die Entwicklung der Wasserturbine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

111. Die Entwicklung der Wasserkraftmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

112. Die Entwicklung der Windmühle. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

113. Die Entwicklung der Kraftübertragung. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

114. Die Entwicklung der Kraftverteilung. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

115. Die Entwicklung der Kraftmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

116. Die Entwicklung der Arbeitsmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

117. Die Entwicklung der Werkzeugmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

118. Die Entwicklung der Hebemaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

119. Die Entwicklung der Fördermaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

120. Die Entwicklung der Verkehrsmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

121. Die Entwicklung der Kriegsmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

122. Die Entwicklung der Meßmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

123. Die Entwicklung der Rechenmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

124. Die Entwicklung der Schreibmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

125. Die Entwicklung der Druckmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

126. Die Entwicklung der Papiermaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

127. Die Entwicklung der Textilmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

128. Die Entwicklung der Nähmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

129. Die Entwicklung der Strickmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

130. Die Entwicklung der Webmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

131. Die Entwicklung der Spinnmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

132. Die Entwicklung der Kämmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

133. Die Entwicklung der Krempelmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

134. Die Entwicklung der Reißmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

135. Die Entwicklung der Schermaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

136. Die Entwicklung der Wollwaschmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

137. Die Entwicklung der Wollkämmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

138. Die Entwicklung der Wollkrempelmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

139. Die Entwicklung der Wollreißmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

140. Die Entwicklung der Wollschermaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

141. Die Entwicklung der Wollwaschmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

142. Die Entwicklung der Wollkämmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

143. Die Entwicklung der Wollkrempelmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

144. Die Entwicklung der Wollreißmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

145. Die Entwicklung der Wollschermaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

146. Die Entwicklung der Wollwaschmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

147. Die Entwicklung der Wollkämmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

148. Die Entwicklung der Wollkrempelmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

149. Die Entwicklung der Wollreißmaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

150. Die Entwicklung der Wollschermaschine. Von Dr. Ing. Hans Lorenz. Mit 2 Abbildungen im Text. 1911. 80 Pf.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 245. —— 1. September 1836.

NARODNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Rengger. Mit einer Landkarte und vier Blättern Abbildungen. Aarau, Sauerländer. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Paraguay hat von jeher die Aufmerksamkeit Europas in ungewöhnlichem Grade in Anspruch genommen. Anfangs für das wahre Dorado gehalten, veranlaßte es noch merkwürdige Versuche der Eroberung, als in andern Gegenden Südamerikas der Eifer goldgieriger Abenteuerer, durch das Mislingen der Entdeckungszüge und durch die empfindlichsten Täuschungen abgekühlt, schon lange der entschiedensten Gleichgültigkeit Platz gemacht hatte. Seine gewaltigen Flüsse, die ungewöhnliche Beschaffenheit des Bodens, die unübersehbaren Überschwemmungen fesselten die Aufmerksamkeit der Geographen schon im 16. Jahrhundert, indem die Kenntniß des innern Südamerika noch viel zu gering war, als daß man der Meinung, dergleichen Erscheinungen wären auf Paraguay allein beschränkt, hätte entsagen können. Daß ein Land zunächst oder nördlich vom Äquator sich ausbreite, welches nicht nur in seinem allgemeinen Verhalten, sondern sogar in vielen Einzelnheiten dem Becken des Paraná gleichkomme, erfuhr man mit größerer Gewißheit nur erst dann, als Missionnaire über den Orenoko und den Amazonenstrom weitläufigere Berichte gegeben hatten, eine Vermehrung des geographischen Wissens, die in verhältnißmäßig neuere Zeiten fällt und welche lange unvollkommen blieb, da bisweilen ein halbes Jahrhundert verstrich, ehe irgend ein Reisender von Neuem auftrat. Fesselte die Wunderbarkeit der Naturscenen die Aufmerksamkeit der Naturkundigen, so bot die politische Geschichte Paraguays dem Geschichtsforscher zeitig schon sehr hervortretende Momente, und die höchst eigenthümliche Erscheinung des sogenannten Jesuitenreichs gab mit den über dasselbe umlaufenden Fabeln in einer Epoche die Veranlassung zu Untersuchungen aller Art, wo die gelehrte Welt Europas im Allgemeinen noch wenig Antheil an den Verhältnissen im Innern der amerikanischen Colonien nahm. Der Besitz der Ufergegenden des Paraná und des Paraguay verursachte manche Streitigkeit zwischen den Nachbarstaaten der Spanier und Portugisen, und aus den langen diplomatischen Unterhandlungen wurden bei mehren Gelegenheiten ernstliche Kriege, die ihrerseits die Kunde von jenen Gegenden beträchtlich mehrten. So ist es denn geschehen, daß in diesen Beziehungen die Literatur weit bessere und häufigere Quellenschriftsteller über Paraguay aufzuweisen hat, als über die meisten Provinzen des innern Südamerika, und unverhältnißmäßig reich erscheint, wenn man sie mit Dem vergleicht, was bis vor etwa 80 Jahren die Hülfsmittel für das geographische und naturgeschichtliche Studium des großen äquatorialen Flußnetzes ausmachte. Wollte man selbst die Schriftsteller des 16. u. 17. Jahrhunderts mit Stillschweigen übergehen, weil mancher damals unvermeidliche Irrthum aus ihren Beschreibungen hervorleuchtet und manche vorgefaßte Ansicht ihrer, in der Naturkunde unerfahrenern Epoche zu wunderlichen Folgerungen aller Art, zur Erfindung von nicht vorhandenen, oder zur falschen Deutung von wirklichen Erscheinungen führte, so würde doch Azara's Werk allein beweisen, daß über Paraguay zu einer Zeit ein Jeder sich richtige Begriffe schaffen konnte, als noch die südamerikanischen Colonien der tiefern Forschung verschlossen waren. Doch finden sich schon in weit frühern Werken Nachrichten von bedeutendem Interesse; del Techo, der geschmähte Lozano und manche andere Quellenschriftsteller, die von Charlevoix nicht immer mit sicherm Takt compilirt worden sind, sowie die Geschichtschreiber der Platastaaten überhaupt, verdienen mehr oder minder der ehrenden Nennung.

Die überraschenden Fortschritte der Naturwissenschaften in unserer Zeit, die ganz veränderten Gesichtspunkte, unter denen die Forschungen gegenwärtig vorgenommen

und Resultate erhalten werden, die bald die alten Irrthümer aufklären, bald die scharfe Beobachtung der frühesten Reisenden in ein glänzendes Licht stellen, machten es auf jeden Fall sehr wünschenswerth, daß ein mit der Richtung der Zeit vertrauter Mann sich Paraguay zum Gegenstande seiner Untersuchungen erlesen möchte. Zur Fassung eines solchen Entschlusses gehörte Kühnheit, und zu seiner Ausführung Ausdauer und Muth, die letztern eine Art von Eigenschaften, die man weit seltener als die erstere in Reisenden findet, welche sich nach fernen Weltgegenden begeben. Das Feuer des Bürgerkrieges, des unvermeidlichen Ergebnisses der Revolutionen unter Völkern, die sich auf einer niedern Stufe von Bildung befinden und nie durch ein gemeinsames Band des Bürgerthums vereinigt waren, hatte schon die Plataſtaaten ergriffen, als Rengger, der würdige, aber vielfach unglücklichere Nachfolger Azara's, sich entschloß, sie zu besuchen. Abgeschreckt durch die armselige Natur der ungeheuern Steppen von Buenos Ayres, drang er, obwol ihn Alles abzumahnen schien, nach Paraguay vor, dem Lande, wohin ihn lange schon die Liebe zur Erforschung der Natur und ihrer noch ungekannten Wunder gezogen hatte. Er betrat es mit Muth, wenngleich ein Mann, vor dem das ganze Volk erzitterte, mit Eigenmächtigkeit regierte und gleichsam ein böser Zauber, den Niemand besiegen konnte, sich um die Grenzen gelagert hatte und jeden Rückschritt zu verbieten schien. Der Tyrannei gleich allen Andern unterworfen, beschränkt in seinen Bewegungen, mit Mistrauen bewacht, aber dennoch nicht ermattend und seinem Zwecke treu, verlebte Rengger sieben Jahre in Paraguay, ehe ihm die Laune des Beherrschers oder der Zufall das Entkommen möglich machte. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt und im Begriff, die Masse seiner Erfahrungen in geordneter Form niederzuzeichnen und die vielen Materialien der Welt vorzulegen, die ihm die einzige Belohnung langer Leiden, die Anerkennung seiner Zeitgenossen mit Sicherheit verhießen, rief ihn ein vorzeitiger Tod nach einer schönern Welt. Nur Bruchstücke der Arbeiten wurden gefunden, als man seinen Nachlaß untersuchte, denn ein Theil der Tagebücher war verloren worden, und manches Wissenswerthe mochte wol der kühne Reisende nur in seinem Gedächtniß zur künftigen Mittheilung bewahrt haben, was mit ihm in das Grab sank. Besteht nun auch das vorliegende Werk allein aus unverbundenen Aufsätzen, von denen nur einige vollendet sind, so bietet es doch so viel glänzende und überraschende Züge der tiefsten Beobachtung, so manche Bereicherung unsers Wissens selbst in seinem fragmentarischen Zustande, daß nicht leicht irgend Jemand, der warmen Antheil an solchen Werken nimmt und über dem Schriftsteller nicht den Mann und seine Kämpfe mit dem Verhängnisse vergißt, es von sich legen wird, ohne den Verlust bedauernd zu erwägen, den durch Jenes Tod die Wissenschaft erlitt, und ohne gerührt des Schicksals zu gedenken, das ihn ergriff.

Ein solches Werk erlaubt keinen Auszug, indem besonders die Vielseitigkeit der Gegenstände, die meistens kurz, aber mit großer Tiefe behandelt sind, das noch größere Zusammendrängen verbietet. Vollendet sind nur die Capitel, die eine allgemeine Ansicht Paraguays geben, und einige naturgeschichtliche Abhandlungen. Aus den erstern und aus einer Menge von zerstreuten Bemerkungen ergibt sich, daß Rengger kein Fach des Wissens unberührt gelassen, wo er die Kenntniß des Landes mehren zu können glaubte. Er führt uns zuerst in Paraguay mittels einer Abhandlung über Bodenbildung, Gefälle des Wassers, Klima u. s. w. ein, und hier drängt sich nun, wie an vielen andern Orten, eine Menge der überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen dem freilich vielfach größern Becken des Amazonenstromes und demjenigen des Paraná und Paraguay dem Leser auf, die vielleicht Azara schon hervorgehoben haben würde, hätte zu seiner Zeit ein Martius die Wunder des größten Stromes der Welt bereits beschrieben, ein Humboldt die Natur an den Gestaden des Orenoko untersucht gehabt. Wol dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß Rengger bei längerm Leben diesen Gegenstand ergriffen und die Vergleichung der merkwürdigen Ebenen und ihrer zum Netze verbundenen Gewässer im Norden und im Süden des Äquators geliefert haben würde, die nun in manchen Hinsichten unvollkommen bleiben wird, bis irgend ein anderer tüchtiger Reisender die Hauptstämme des Plataſtromes in dem umfassenden Sinne untersucht und beschreibt, wie jene großen Männer es in Bezug der Flüsse thaten, die sie befuhren.

Der größte Theil des eigentlichen Paraguay stellt ein von flachen Hügeln wellenförmig zerschnittenes längliches Viereck dar, das auf drei Seiten von den beiden mächtigen Strömen, dem Paraná und Paraguay, umschlossen, da, wo diese sich nähern, in weite, kaum merklich geneigte Ebenen absinkt. Entlang dieser Flüsse dehnt sich, an den meisten Orten nur wenig über den höchsten Wasserstand erhaben, ein niedriges Geländ, rechtwinklig durchschnitten von den kleinern Gewässern, die, auf der Hügelkette entspringend, bald dem einen, bald dem andern der Hauptströme sich zuwenden. Kaum erheben sich die Hügel an ihren höchsten und entferntesten Punkten 1000 Fuß über die niedrigsten Ebenen, und jene Massen von Sandsteinbrechen, die von dem Fuße der Anden bis an die äußersten Landspitzen zunächst der Mündung des Amazonenstromes das einzige, meist aber mit dicken Lagen von angeschwemmtem Sand und später gebildetem Pflanzenboden überzogene Gestein bilden, treten auch in Paraguay vorherrschend auf. Sie deuten durch ihre Lage entlang den Schneiden der Hügelketten auf eine vielleicht verhältnißmäßig noch größere Gewaltsamkeit der Revolutionen durch das Wasser, denen der größte Theil der Ländereien an jenen Strömen ihre heutige Gestalt und überhaupt wol ihre Existenz zu danken hat. Doch zeigt sich diese Annäherung an das Bild des Amazonas noch beiweitem deutlicher, wenn man die langen Reihen der Hügel im Osten Paraguays verläßt, die jenen ähnlich sind, welche gegen das Ende einer Fahrt von mehren Monaten den Reisenden erfreuen, wenn er, Parà genähert und der Einförmigkeit der majestätischen aber unheimlichen Wälder müde, zum ersten Male wieder die blauen, mit

höhem Gras allein bewachsenen Tafelberge von Montalegre über den endlosen Forst auftauchen sieht. Im Norden und im Westen Paraguays erstreckt sich das Land gleich den Ebenen des Äquators, die so horizontal sind, daß die Flüsse entweder kaum eine bemerkliche Schnelligkeit besitzen, oder wol gar in weiten Flächen sich verlaufen, welche, je nach der Zeit des Jahres, bald Seen von vielen Tagereisen in der Länge, bald Sümpfe darstellen, wo Scharen von Wasservögeln friedlich zwischen den hämischen, aber zu solcher Jagd ungeschickten Krokodilen leben, und der Sumpfhirsch und der Manati dieselben Ufergräser abweiden. Das Land Chaco, obgleich politisch abgetrennt und nie von Europäern oder ihren entarteten Nachkommen, den Mischlingen Amerikas, dauernd besessen, fällt innerhalb der physischen Grenzen von Paraguay. Es trägt den beschriebenen Charakter, der auch im Norden, da wo der Strom aus den Bergen der brasilischen Provinz Matogrosso hervortritt, in den unermeßlichen Niederungen sich wiederholt, welche das periodische Binnenmeer der Laguna von Xarayes erfüllt, die einst den Eroberern für ein Dorado galt und lange ein geographisches Problem geblieben ist. Die geringste Anschwellung des Flusses setzt dort sogleich 800 Quadratstunden Landes unter Wasser, und auf 5000 Quadratstunden berechnet man die Fläche entlang dem Paraguaystrome allein, die mit dem Eintritte des Naturdramas der periodischen Überschwemmungen unter den 20—30 Fuß hohen Fluten verschwindet. Das Wasser herrscht im ganzen Lande mit unbestrittener Macht; es zwingt den Eingeborenen in allen Planen der Ansiedelung zur reiflichen Erwägung der Örtlichkeit, verhindert die dauernde Benutzung von weiten Ländereien; allein ihm dankt der Boden seine Fruchtbarkeit. Sowie der Bewohner gegenwärtig aus jenen großen Flüssen die eine Hälfte seiner Nahrung erhält, so wird in einer bessern Zukunft die Bevölkerung in diesen herrlichen Wasserwogen die Mittel finden, um an den Handelssegnungen Theil zu nehmen und sich in Besitz der Civilisation, die ihr noch fehlt, auf müheloſe Weise zu versetzen. Der Boden Paraguays bedarf dieser Befruchtung, denn neuer als derjenige des äquatorialen Beckens, besteht er mehr aus den unverhüllten ursprünglichen Bestandtheilen, Sand und Geröllen, den Trümmern der ehemaligen Umwälzungen. Er bietet jene Decke von schwarzer Pflanzenerde in geringerm Maße, die dort als das Erzeugniß einer immer schaffenden und ihr eignes Werk wieder zerstörenden, unerschöpflichen Naturkraft seit vielen Jahrhunderten sich anhäufte und solche Schichten bildet, daß selbst eine länger dauernde Trockenheit nicht leicht vermögen würde, ihr alle Feuchtigkeit zu rauben und den Tod der Millionen von Riesenbäumen herbeizuführen, die, zum Urwalde verbunden, mit kaum bemerklichen Unterbrechungen eine Fläche, der Hälfte Europas völlig gleich, bedecken. Sandige Strecken, deren kleine Lachen durch unterirdische Steinsalzlager geschwängert werden, wo sich mit dem Vertrocknen des Wassers am Rande ein krystallinischer Anflug bildet, erinnern in Paraguay schon an die Nähe der Pampas, jener Steppen, die in mehr als einer Hinsicht dem trockengelegten Bette eines Meeres gleichen und durch ihre natürliche Beschaffenheit selbst zu allen Zeiten das Bestehen einer zahlreichen Bevölkerung und ihr Erheben zur menschlich-sanften Sitte und höhern Bildung hindern werden. Indessen bedeckt der Urwald den größern Theil der nördlichen Districte und alle Ufergegenden des Paraná; nur der Süden, wo die Vereinigung der großen Flüsse stattfindet, trägt den erwähnten ungünstigen Charakter im höhern Grade. Die Fruchtbarkeit ist groß und wird vom Klima sehr befördert. Das letztere weicht aber von dem der äquatorialen Niederungen bedeutend ab und mag durch seine Eigenthümlichkeiten es leicht veranlassen, daß sich dereinst fleißigere Menschen als die heutigen Paraguayer Quellen des Wohlstandes und des Vertriebs eröffnen, die keines der Nachbarländer mit ihnen theilen kann. Das Klima bildet nämlich den Übergang von den reinen Verhältnissen, wie sie in wahren Tropenländern beobachtet werden, zu denjenigen der fast noch beglücktern Zonen jenseits, aber noch zunächst der Wendekreise. Der gleichmäßige und majestätische Verlauf der atmosphärischen Erscheinungen, der unter dem Äquator nur scheinbar das Jahr in zwei Hälften theilt, indem kein Unterschied von größerer Erheblichkeit die entgegengesetzten Monate bezeichnet als eine beträchtlichere Menge von fallendem Regen, unterliegt in Paraguay manchen Abänderungen, unter denen namentlich die weit größere Abwechselung im thermometrischen Verhalten, die größere Hitze des Sommers, die auffallendere Kühle der entgegenstehenden Jahreszeit, überhaupt die im Allgemeinen etwas niedrigere Jahrestemperatur bemerklich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf die Bildung unserer Zeit und auf Wissenschaft und Kunst der Bildung, von Friedr. Wilh. Tittmann. Leipzig, Reimer. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. ist ein unterrichteter, scharfblickender Beobachter; unbefangen und billig ist er nicht. Er weiß sehr gut, was er will; aber er fodert, was in diesem Umfange, in dieser Allgemeinheit und Unabhängigkeit von keiner Zeit geleistet ist und schwerlich von einer geleistet werden kann. Er beginnt mit der Behauptung, Alles, was wir besitzen, werde von der Geistesbildung der Griechen weit überwogen, und folgert daraus, die Kenntnisse, welche wir vor ihnen voraushaben, könnten nicht das Wesen der Bildung ausmachen: nur Das gehöre zu ihr, wodurch die Persönlichkeit vervollkommnet, veredelt und verfeinert, das Vermögen des Menschen erhöht werde. Streben nach dem Höhern, nach dem Charakter des höhern Lebens, sei des Menschen Bestimmung, Ernst und Strenge die Grundlage aller Bildung. Der Geist der Zeit und ihr Verdienst liege nur in Dem, was sie schafft; was sie aus früherer Zeit aufnimmt, sei ihr blos insofern anzurechnen, als Empfänglichkeit Thätigkeit ist. Ohne Zweifel, so lange blos von Erfindung die Rede ist. Aber rechtmäßig erworbener und wohl angewandter Besitz erhöht und vermehrt doch ihre Bildung; oder man müßte einen reichen Mann für nicht reich erklären wollen, wenn sich ihm nachweisen ließe, er habe seinen Reichthum ererbt. Was der Verf. gegen Nationalbildung sagt, ist einseitig aufgefaßt und wird ihm von keinem Menschenkenner eingeräumt werden. Es ist nicht die Rede davon, Nationalfehler zu verewigen oder Abneigung gegen die Tugenden des Auslandes zu begünstigen. Hingegen haben Natur und vergangene und gegen-

wärtige Verhältnisse jedem Volke, auch dem geringgeachtetsten, gewisse Eigenthümlichkeiten und Fähigkeiten mitgetheilt, die nur ihm in diesem Grade und in dieser Allgemeinheit beiwohnen, und blos gepflegt und geläutert werden dürfen, um Billigung und Bewunderung zu verdienen. Es ist ebenso sehr Pflicht, diese aufrecht zu erhalten und zu stärken, als die nicht minder große Reihe anerkannter Nationalfehler allmälig zu verringern und womöglich nach und nach verschwinden zu lassen. Sittliche Reinheit ist freilich bei jedem Menschen zu befördern, aber nicht bei Jedem auf gleiche Weise. „Bildung ist Richtung auf das Höhere. Willen und Noth zieht unsere Zeit von dieser Richtung ab. Noth zwingt die Menschen in die Sklaverei der Arbeit zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens, unterdrückt unter diesem Joch den freien Schwung des Geistes und richtet ihn vorzugsweise auf Gewinn für das äußere Leben. Nichts Anderes will das Princip der Nützlichkeit, in der Lehre von der Erziehung und dem Unterrichte. An die Stelle gelehrter Bildung wird bloße Geschäftsbildung gesetzt. Gemeine Arbeit veredelt. Sehen wir einen Tagelöhner eine schwere Last tragen oder einen beladenen Karren fahren, so ist in seinen Mienen deutlich zu erkennen, wie wenig unter solcher Arbeit Raum für ein freies Denken bleibt u. s. w." Ist es nöthig, solchen unhaltbaren, unanwendbaren Behauptungen Widerspruch entgegenzusetzen? Sittlichkeit und ihre sicherste Verbürgung, Gottergebenheit, sind jedem Stande unerläßlich, jedem zugänglich und unter den niedrigsten und beschäftigtsten wenigstens ebenso häufig, als unter den vornehmsten und müßigsten, fromme Gefühle und Gesinnungen unter den Lastträgern und Tagelöhnern nicht seltener, als unter Denen, die sich ihrer bedienen. Es ist sehr zu wünschen, daß Jeder mit Lust und Liebe treibe, was ihn ernährt, und ein fröhliches Herz wird auch seine Geschicklichkeit befördern. Nützlichkeit ist ehrenwerth. Wer Samen mit Sorgfalt und Reinlichkeit in die Erde streut, ist ebenso groß vor Ormuzd, als wer zehntausend Gebete an ihn richtet. Grade das durch tägliche Wiederholung mechanisch gewordene Geschäft erlaubt am leichtesten, andern Gedanken dabei nachzuhängen, ohne es deswegen minder tauglich zu betreiben; und oft mag dem Bauer hinter seinem Pfluge, dem Fuhrmann auf seiner Fahrt eine Wahrheit des Trostes und der Warnung lebhaft vorschweben, die ihm sein Pfarrer und Lehrer ans Herz zu legen wußte. Gründlich gelehrte Bildung ist hoch zu ehren, wenn sich seltene Fähigkeiten und günstige Verhältnisse dazu vereinigen, aber nicht Jeder ist dazu berufen; und geistige Anlagen, allgemeine encyklopädische Kenntnisse, die vielleicht zu keiner Zeit so allgemein verbreitet waren, erleichtern jede Geschäftsführung, und bleiben nie unbelohnt, wären sie es auch nur durch inneres Bewußtsein. Daß sich bei den Griechen so Verwerfliches nie gefunden habe, als unsere Zeit darbietet, widerlegt die Geschichte ihrer Literatur. Neben einem ausgezeichneten Manne standen Unzählige, die ihn nicht erreichten und dennoch nicht ohne Erfolg mit ihm wetteiferten, ihn eine Zeitlang sogar verdunkelten; und ehe der Verfall griechischer Staaten merklich ward, war die Ausartung ihrer Wissenschaft und Kunst sichtbar eingetreten. Nicht begünstigte sie die durch den Druck erleichterte Vervielfältigung und das minder Gelungene ging schneller verloren. Aber die Sucht, das Gute überbieten zu wollen, erzeugte ebensowol geistige Ungeheuer wie bei uns. Die ihrigen hat die Zeit verschlungen, wie sie der unsrigen nicht verschont. Wir treten dem strengen Tadel jeder Verirrung willig bei, aber dem erliegt jedes Zeitalter. Sehr überraschend stößt man bei einem Bewunderer des classischen Alterthums, der für einen Kenner gelten mag, so lange er nur Tadel neuerer Erzeugnisse ausspricht, auf Lobeserhebungen solcher, gegen welche die unbefangene Kritik Vieles einzuwenden hat. Wohlgegründet sind seine Bemerkungen gegen die hochgepriesene neuromantische Schule und gegen die begünstigte Virtuosität in der Musik, die ihrem tiefen Sinn so viel Abbruch thut. Mit Recht empfiehlt er das unbillig angefochtene Studium der Classiker. Sie haben in ihrer Ursprache Reize, die durch nichts ersetzt werden können; aber er hätte doch auch nicht unbemerkt lassen sollen, daß keine Zeit so reich als die unsrige an Übersetzungen ist, die für gelungen gelten können und deren Zahl und öftere Wiederholung beweiset, daß sie nicht wenig erkenntliche Leser finden. Der modischen Philosophie ist der Verf. nicht gewogen, und wir wagen nicht, sie gegen ihn zu vertreten. Sittlichkeit erklärt auch er für die Grundlage aller Bildung; aber er will sie mit der Schönheit und der Kunst unzertrennlich verbunden wissen und darum die ästhetische Bildung keinem Stande verschließen. Das vermag unsere Zeit freilich nicht, und welche hätte das jemals vermocht? Von unserm öffentlichen Leben ist er wenig erbaut. In Ansehung der religiösen Bildung geht seine Meinung dahin, daß vielmehr bessere Erziehung zum Christenthume durch edlere und strengere Geistesbildung zu erstreben sei, als daß aus christlicher Erziehung Veredelung der Bildung hervorgehen könne. Der Erziehung zum Christenthume müsse vorhergehen Richtung auf das Höhere des Lebens, Abwendung des Strebens vom gemeinen Trachten, Gewöhnung an Schärfe des Denkens und Bildung zum Ernst, Strenge, Gewissenhaftigkeit. Wie viel Fragen drängen sich hier auf! Getraut sich der Verf. alles Das bewirken zu können ohne Einfluß der Religion, wozu dann noch die Erziehung zur christlichen? Der Proceß ist seit Jahrtausenden verloren. Der Verf. klagt unsere Zeit an, sie zerstöre das Wesen und die Grundlage aller Bildung, namentlich auch der religiösen und sittlichen, strebe nicht nach dem Höhern des Lebens, nach höherer Thätigkeit des Geistes, ausschließlich nur nach Dem, wodurch sie Fertigkeit in Dingen erlange, welche dem gemeinen äußern Leben Nutzen gewähren, und vernachlässige und verachte die großen Fortschritte der Vorzeit. Selbst die Sehnsucht nach Bildung, nach einem vollkommenern Zustande des menschlichen Geschlechts, welche der Verf. unserer Zeit nicht abzusprechen wagt, gilt ihm für ein Zeugniß ihrer Versunkenheit. Wir sind weit entfernt, zu ihren Lobrednern zu gehören; auch wir erkennen hier und da Spuren der Überbildung, welche der wahre Anfang der Verbildung ist; wir blicken mit dankbarer Bewunderung auf die großen Verdienste unserer Lehrerin und Führerin, der Vorzeit. Aber der gesunde Menschenverstand, das Talent, die Gabe der Erfindung und Berichtigung, ohne welche das Menschengeschlecht nur zurückschreiten und endlich ganz verwildern müßte, sind uns so treu geblieben als unsere fernen und nahen Vorfahren, und indem wir Alles besitzen, was sie auf uns vererben wollen, können wir vergebliche Versuche vermeiden, gelungene vervollkommnen und ihnen eine Anwendung ertheilen, von der sie selbst keine Gewißheit, nur Ahnung hatten. Das geschieht täglich, und wird fortfahren zu geschehen, so lange das Geschlecht der Erdenbürger sich erhält. Allgemein bekannt und verbreitet ist, was sonst nur das Eigenthum der Weisesten im Volke war. Übrigens ist der hochbegabte, vollendete Geist, das seltene Meisterstück der Natur, an sich selbst unvergleichlich. Er mag in mancher einzelnen Tugend erreicht, vielleicht übertroffen werden; aber diese Vereinbarung der verschiedensten Vorzüge, ihre innige Verschmelzung, ihre harmonische Zusammenstimmung gehört ausschließlich ihm. Er war nur einmal in der Welt. S.

Notiz.

Das Théâtre français wird nächstens zwei neue Stücke aufführen, die durch ihre Sujets und das eine derselben schon durch den Namen des Verf. die Neugierde des Publicums erregen. Von Eugène Sue nämlich, dessen Freunde seit längerer erwarteten, daß er sein Talent auch der Bühne zuwenden möchte, ist das eine dieser Stücke, dessen Titel noch ein Geheimniß, von welchem aber durch die Plauderhaftigkeit der Coulissenleute schon so viel verrathen ist, daß Machiavell darin figurirt. Das zweite Stück ist von Adolf Dumas, von dem man bereits einige poetische Versuche kennt, und hat den Titel: „La fin de la comédie". Die beiden Haupthelden desselben sind unsere alten Bekannten Faust und Don Juan. *.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 246. — 2. September 1836.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Rengger.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Weitläufiger als hier der Raum durch Zusammenstellung zu wiederholen erlaubt, haben Azara und Rengger sich über das Klima Paraguays verbreitet. Es erscheint als Übergang der einen Zone in die andere, und verspricht in der Zukunft neue Quellen des Nationalreichthums zu eröffnen, wenn die Eingeborenen dahin gekommen sein werden, solche Eigenthümlichkeiten zu ihrem Nutzen zu verwenden. Namentlich würde aber der wohlthätige Einfluß dieses Klimas darin bestehen, daß er eine Agricultur und überhaupt eine Betriebsamkeit gestattet, welche zwischen derjenigen der äquatorialen Länder und der mildern Zonen mitteninne steht. Der Norden Paraguays eignet sich in allen Hinsichten zur Cultur der tropischen Pflanzen, der Süden und die natürlich waldfreien Ebenen zum Anbau europäischer Cerealien. Kein Land, es wären denn die stufenförmigen Abdachungen der Anden, rühmt sich im gleichen Maße der Eigenschaften, von denen die Möglichkeit, fremdartige Culturzweige einzuführen, abhängt. In keinem der übrigen, unter gleicher Breite und auf ebenso geringer Erhöhung über dem Meere gelegenen Länder von Südamerika ist man in der Einführung und Acclimatisirung fremder Nutzpflanzen so glücklich gewesen als in Paraguay. Es gilt dieses namentlich von europäischen Gewächsen, die, wie wol ziemlich bekannt sein dürfte, mit wenigen Ausnahmen im Tropenklima nicht gedeihen. Unsere Gemüse arten entweder zur Unbrauchbarkeit aus, oder fehlen ganz, indem keine Kunst sie aus Samen erziehen kann. In den meisten heißen Gegenden Amerikas ist die beste spanische oder portugisische Rebe so entartet, daß sie nur kleine, oft ungenießbar sauere Beeren trägt, und in der Provinz Pará bringt sie überhaupt nur dann Früchte, wenn man sie sorgfältigst gegen die Mittagssonne schützt. Eher ist Versetzung der Pflanzen im umgekehrten Sinne möglich, denn man findet mehre Beispiele von Gewächsen, welche aus ihrem heißen Vaterlande nach durchlaufener gradweiser Acclimatisirung in ziemlich kühle Regionen verpflanzt worden sind. Die Moriche und die Chontapalme, denen die wilden Ureinwohner des Amazonenlandes ungemein viel verdanken, sind nach und nach von den wandernden Völkern verbreitet worden und finden sich, obwol eigentlich der heißesten Zone angehörig, jetzt sogar in den Vorbergen der Anden unter einem ziemlich kühlen Himmel einheimisch. Immer mislangen aber die Versuche, von diesen Bergen den Weizen und die europäischen Fruchtbäume tauschweise in die heißen Niederungen zu verpflanzen. In Paraguay entwickelt die Natur den ganzen Reichthum einer tropischen Vegetation, und dennoch wechseln Meierhöfe, wo man allein Zucker, Kaffee und Cacao cultivirt, mit Feldern voll Weizen, der, zufolge einigen ältern Schriftstellern, in der Vorzeit in großer Menge gewonnen wurde. Diese seltene Eigenthümlichkeit des Klimas eröffnet den Paraguayern ein weites Feld künftiger Bestrebungen; sie ist gleichsam eine zu jeder Zeit zahlbare Anweisung auf Reichthum und Macht, deren Benutzung die Blindheit der Regierenden verbot, die stumpfe Indolenz unterließ. Welche natürliche, der Einsammlung allein bedürftige Producte jenes Land außerdem enthalten möge, ist wenig bekannt. Der berühmte Maté oder das Kraut von Paraguay, mit welchem man vor der Revolution ein um so gewinnbringenderes Monopol trieb, je weniger noch der jetzt sehr verbreitete chinesische Thee in Südamerika Eingang gefunden hatte, ist so ziemlich das einzige im Handel erscheinende Product gewesen. Darf man von Dem schließen, was wir gegenwärtig über benachbarte Provinzen von Brasilien wissen, so muß auch in Paraguay noch eine große Menge wichtiger Erzeugnisse ungekannt oder doch ungenutzt vorhanden sein. Die großen Forste der Stromufer sind in keiner Beziehung hinreichend untersucht; denn um die Aufsuchung neuer Hülfsquellen bekümmert sich nicht leicht ein Creole, indem einem Jeden, zumal im entlegenen Innern, die Befolgung der alten und betretenen Bahn allein mit Bequemlichkeit verträglich erscheint und Entbehrungen lieber ertragen als Arbeiten zu ihrer Beseitigung vorgenommen werden.

Sowie das Pflanzenreich durch seine Fülle und, so weit unsere botanische Kenntniß geht, durch den Charakter zweier ineinanderlaufenden Zonen sich auszeichnet, so erscheint auch die Thierwelt Paraguays unter sehr besondern Formen, gewissermaßen der zusammengedrängten Wiederholung des über den ganzen Continent Verstreuten. Neben den Geschöpfen, welche auch die Niederungen unter

dem Äquator bevölkern, kommen die Bewohner der Grasebenen der außertropischen Landstriche vor. Die geselligen Heerden von Brüllaffen sehen von den Waldrändern auf die Rudel von Hirschen herab, die bald nur die Sümpfe, bald aber auch allein die halbsandigen Flächen bewohnen; amerikanische Strauße eilen, vom berittenen Indianer gejagt, über die Ebenen, die von manchem unterirdischen Säugthier verrätherisch unterhöhlt werden; zahllose Fische bewohnen die großen Flüsse und die kleinsten Lachen; aber auch das Krokodil, die Onze und die Riesenschlange leben auf denselben Gefilden. Sie bilden einen Theil der Plagen, von denen kein wärmeres Land befreit ist, einen Theil jener Hindernisse, die, aus der Üppigkeit der thierischen und pflanzlichen Schöpfungen entspringend, der Verbreitung physischer und sittlicher Cultur allerdings mit Mächtigkeit entgegenstehen. Auch in Paraguay kämpft der Mensch mit einer Vegetation, die ihn von Haus und Hofe zu verdrängen sucht, mit den Millionen von Thieren, die, an sich unbedeutend und kraftlos, durch Menge und Zusammenwirken so zerstörend oder hindernd auf Betriebsamkeit einwirken wie der Orkan, der den Fruchtbaum entwurzelt, und der Erdstoß, vor dem der Menschenbau in Trümmer sinkt. Mehr als 20 Arten von Ameisen bewohnen das Land und ihre eine Hälfte verfolgt, beraubt, bekriegt den Menschen. Termiten nehmen Besitz von den Feldern, die sich mit jener fremdartigen, auf unbegreifliche Weise entstehenden Vegetation überziehen, welche in Amerika unmittelbar auf die Cultur eines Landstriches folgt. Republiken von räuberischen Ameisen untergraben die Häuser, zerstören die Bäume und verwüsten die Vorräthe, Thiere, die in einer weit entlegenen Gegend, am Ufer des Solimoens, z. B. in Ega, es vermochten, die Einwohner zum Verlassen ihrer Pflanzungen zu zwingen. Greifen doch gewisse Arten selbst den Menschen an, der ohnehin an andern Insecten genug furchtbare Feinde erkennt. Stechmücken und was sonst an blutsaugenden Geschöpfen derselben Familie ein waldbedecktes, häufig überschwemmtes Land erzeugen kann, bilden wie in den meisten ähnlichen Gegenden der neuen Welt eine Plage von hinreichender Stärke, um dem Ungewohnten jeden Lebensgenuß zu verbittern. Die Onze zeigt dort eine ungewöhnliche Wildheit und Stärke; denn während der Indianer am Amazonenstrome zu keiner Zeit den Kampf mit jenem Thiere fürchtet, sobald ihm nur eine sichere Lanze zur Hand ist, wagt in Paraguay ein mit Schießgewehr versehener, aber unbegleiteter Jäger den Angriff nicht. Schlangen von großer Gefährlichkeit bewohnen die Wälder und dringen wol gelegentlich selbst in das Innere der Häuser; allein auch Rengger wiederholt die Bemerkung, daß die durch ihren Biß veranlaßten Unglücksfälle weit seltener sind, als man gemeinlich denkt, daß diese in keinem Verhältniß zu dem Vorkommen der Reptilien stehen, und daß die meisten von ihnen durch Sorglosigkeit oder Unüberlegtheit herbeigeführt werden. Solche minder erfreuliche Züge im Gemälde der tropischen Natur vermögen indessen noch nicht seine allgemeine Herrlichkeit zu zerstören, stellt der Beschauende sich in den richtigen Gesichtspunkt. Die Menge der plagenden oder wol auch das Leben bedrohenden Thiere, die Zahl der giftigen Pflanzen und was sonst in warmen Ländern dem Menschen hindernd oder feindlich entgegentreten möge, sind das Ergebniß einer nach allen Richtungen wirkenden, in den mannichfachsten Schöpfungen sich aussprechenden Kraft; sie sind die unvollkommenen Gegengewichte der Freuden und Genüsse, zu denen die Natur dort überall einladet, und der Wohlthaten, die sie mit freigebiger Hand dort mehr als anderwärts gespendet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Collier's neueste und ergänzende Nachrichten über Werke Shakspeare's.

Eine höchst würdige, unendlich reiche und vollendete Gestalt gibt es in der Geschichte der Poesie aller Zeiten, vor welcher jede Afterpoesie, sei sie noch so gespreizt, jede kritische Unreifheit, mit einem Worte jede literarische Roheit, sei sie noch so grob und anmaßend, freiwillig zurückbebt und ihre steifleinenen Segel streicht — diese Gestalt ist Shakspeare. Shakspeare ist derjenige Dichter, den die moderne Frivolität noch nicht zu verunglimpfen gewagt hat. Und warum? Weil er der größte, der wahrhaft größte Dichter aller Zeiten, weil er ein Genius ist, vor dessen Hauptschütteln, vor dessen weissagendem Blick und tief in alle Nerven eindringendem Wort sich das luftige Gesindel fürchtet. Die Verehrung Shakspeare's mag bei manchem flauen Literaten nur eine Maske sein, aber sie ist eine nothwendige Maske, denn wer es mit Shakspeare verdirbt, der verdirbt es mit dem Genius überhaupt, der erklärt dem leibhaftigen Geist den Krieg und hat zum verdienten Lohn, daß ihn selbst die einsichtsvolle Welt für einen Dummkopf hält. Für einen Dummkopf gehalten zu werden, ist aber das Bitterste, was begegnen kann.

Das Einzige, was thörichte Menschen in deutschen Landen etwa Antishakspeare'sches thaten, war, daß sie diejenigen Gelehrten anschuldigten, welche sich ganz und innig, vielleicht etwas zu einseitig seiner Verehrung gewidmet hatten. So haben sie Tieck sein „Altenglisches Theater" und seine „Vorschule", auch wol sein „Dichterleben" vorgeworfen; und Franz Horn hat mannichfache Unbill zu befahren und zu erleiden gehabt wegen seiner ausgesponnenen Charaktere in den „Erläuterungen". Es war vielleicht nur eine stille Wuth der literarischen Freibeuter, die sie nicht an dem „Schwan vom Avon" auszulassen wagten und deshalb an dem dresdener Romantiker und an dem berliner Kritiker ausließen. Es ist wahr, Franz Horn ist in seinen erläuterten Charakteren mitunter zu sehr zerflossen und seine Argumente etwa über Polonius, Malvolio u. A. haben etwas Ermüdendes; es ist ebenfalls wahr, daß den Forschungen Ludwig Tieck's über Shakspeare sich sehr Vieles und Mannichfaches entgegnen läßt und daß niemals ein unbefangener Ausleger mit Dem übereinstimmen kann, was die „Dramaturgischen Blätter" über „Hamlet" enthalten. Aber wahr ist auch im Gegentheil, daß man diesen ausgezeichneten Männern nicht genug für ihre Forschungen und ernsten Bemühungen danken kann. Es ist ausgemacht, daß es nie einen deutschen Commentator Shakspeare's geben wird, der Tieck's Vorreden und Anmerkungen und Franz Horn's Erläuterungen unbenutzt ließe. Denn hier findet sich unter manchem Superfeinen, was man allerdings als extravagant zurückweisen muß, auch jene wahrhafte Feinheit kritischer Ermittelung, welche eben unsere ordinairen Tageskritiker roh verachten und darum sich den wahren Weg zu universeller Competenz und Bedeutsamkeit für immer versperren.

Und so müssen wir es denn als eine besonders liebenswürdige Seite auch der neuern englischen Literatorn anerkennen, daß sie sich so emsig mit Shakspeare beschäftigen, und so fleißig

und unermüdet Allem nachspüren, was zu Aufklärungen und richtigern Deutungen über ihn und seine Werke verhelfen kann. So ist neuerdings wieder ein hierher gehöriges, sehr dankenswerthes Schriftchen erschienen, unter dem Titel: „New particulars regarding the works of Shakspeare; in a letter to the Rev. A. Dyce, by I. *Payne-Collier*" (London). Dasselbe enthält neue historische und andere Data zu „Richard II.", dem „Wintermärchen", dem „Kaufmann von Venedig", „Viel Lärmen um Nichts", „Othello" u. s. w. und nebenbei Nachrichten von bisher unentdeckten und ungedruckten Gedichten Shakspeare's. Dazwischen sind interessante Notizen gegeben über damalige Notabilitäten, als Burbage, Hart, Delonay, Jordan, Dekker und andere künstlerische und poetische Zeitgenossen. Die Materialien zu seiner Schrift hat Collier aufgefunden im britischen Museum in dem sogenannten Ashmolean volume, Nr. 208 und sie führen, wie er berichtet, folgenden Titel: „The books of Plaies and notes thereof etc. Formans, for common pollicie", und weiter heißt es, sie seien niedergeschrieben von Dr. Simon Forman, dem berühmten Arzt und Astrologen, der zu Lambeth lebte, in demselben Kirchspiel, wo später Elias Ashmole wohnte. Forman war in die Mordangelegenheit des Sir Thomas Overbury mitverwickelt, allein er starb vor Beginn der Untersuchung im J. 1611. Das Todtenregister der Kirche zu Lambeth besagt, daß seine Beerdigung am 12. September obigen Jahres erfolgte. Das letzte Datum in seinem „Book of plays" ist der 15. Mai 1611, sodaß er also ein fleißiger Theaterbesucher war bis kurz vor seinem plötzlichen Hintritt, der ganz unvermuthet in einem Boot auf der Themse erfolgte. Er war schon ein renommirter Mann lange vor seiner Verbindung mit Lady Esser, und erregte die Eifersucht eines großen Theils der londoner Ärzte und Praktikanten dadurch, daß er den Kranken oft unentgeltlich und unveranlaßt seinen Beistand leistete, wie auch den Leuten die Nativität stellte. Die Worte „for common policy" auf dem Titel von Forman's Buch muß man nicht so verstehen, als ob sie etwas Policeiliches bedeuteten. Sie besagen nur, daß diese Bemerkungen über Theatervorstellungen, denen Forman beiwohnte (also eine Art Dramaturgie), zu einer Klugheits-Kenntniß-Lehre (a lesson of prudence or policy) für das gewöhnliche Leben dienen sollen.

Forman's erste Bemerkungen beziehen sich auf das Stück „Richard II.", das er im Globe am 30. April 1611 vorstellen sah. Er erwähnt aber Charaktere und Ereignisse, die in dem Shakspeare'schen Stück dieses Namens gar nicht vorkommen, z. B. Jack Straw, den Herzog von Irland u. a. Er spricht auch von einer verrätherischen Hinrichtung, die Richard II. bei Gelegenheit eines Banketts an einigen Edeln verübte, auf ähnliche Weise, wie der Mord des Hastings und seiner Freunde in „Richard III." Hieraus läßt sich leicht schließen, daß dies ein anderes als Shakspeare's Stück war, obgleich es von seiner Gesellschaft aufgeführt wurde. Die nächste Note betrifft das „Wintermärchen", welches Forman am 15. Mai ebenfalls im Globe spielen sah, in demselben Jahr, wo dies Stück nach Collier's Meinung als eine Novität auf dem Theaterrepertoire erschien. Es finden sich bei ihm darüber sehr treffende Bemerkungen, sowol über den Gang des Stücks selbst, als die darstellenden Personen. Auf dieselbe exacte Weise sind „Cymbelin" und „Macbeth" beurtheilt. Auf Grund der dramaturgischen Bemerkungen Forman's über diese Stücke vermuthet Collier, daß nicht blos „Cymbelin", „Macbeth" und das „Wintermärchen" unbezweifelt Producte aus Shakspeare's reifern Alter, sondern auch das weit früher datirte „Richard II." erst geschrieben wurde, nachdem er bereits in gar keiner Verbindung mehr mit der Bühne stand. Gewiß ist es, daß Burbage, unter den damaligen Darstellern ohne Zweifel der größte, in jenen Stücken allen die Hauptrollen spielte. Collier erwähnt zum Beleg dessen eines Gedichts auf den Tod jenes ausgezeichneten Acteurs, worin zwölf Shakspeare'sche und acht Charaktere aus andern Dramen aufgezählt werden, welche man nach dem Ableben Dessen, der sie am würdigsten darzustellen vermocht, als verwaist betrachten könnte. Darin heißt es unter Anderm:

No more young Hamlet, though but scant of breath,
Shall cry revenge for his dear father's death;
Poor Romeo never more shall tears beget
For Juliets love and cruel Capulet;
Harry shall not be seen as king or prince,
They died with thee, dear Dick —
Not to revive again. Jeronimo
Shall cease to mourn his son Horatio.
They cannot call thee from thy naked bed
By horrid outery; and Antonio's dead
Edward shall lack a representative,
And Crook-back, as beside, shall cease to live;
Tyrant Macbeth, with unwashed bloody hand,
We vainly now may hope to understand etc.

In Hinsicht auf die Charaktere, welche Burbage vorstellte, ist gleich die erste Zeile merkwürdig und beweist, daß die Worte der Königin während des Gefechts mit Laertes: „er ist fett und kurzathmig", eine persönliche Beziehung auf Burbage's Corpulenz hatten. Von dem Verf. jener Elegie erfahren wir ferner, daß Burbage von kleiner Gestalt war:

Thy stature small, but every thought and mood
Right thoroughly from thy face be understood.

und es finden sich einige Strophen in dem alten Stück: „The first part of Jeronimo", in welchem Burbage ebenso wie in der „Spanish tragedy", die eigentlich den zweiten Theil des „Jeronimo" bildete, welche besagen, daß die Rolle des Helden für einen Mann von kleiner Statur geschrieben war. Die Stelle in dem Gedicht:

They cannot call thee from thy naked bed
By horrid outery

ist einer wohlbekannten und oft citirten Stelle aus der „Spanischen Tragödie" entlehnt, wo Jeronimo von dem Geschrei der Bellimperia aus dem Schlaf erwacht und in die Worte ausbricht:

What outery calls me from my naked bed,
And chills my throbbing heart with trembling fear.

Der Vers: „Tyrant Macbeth, with unwashd bloody hand", verdient Beachtung im Vergleich zu Dem, was Forman über die Vorstellung dieses Stücks sagt, daß, „als Macbeth den König Duncan ermordet hatte, das Blut von seinen Händen durch kein Mittel abgewaschen werden konnte". Dies könnte vielleicht Veranlassung geben, in den Exclamationen Macbeth's nach der That einige defecte Stellen zu vermuthen; denn sowie wir jetzt das Stück haben, bezieht sich auf jene Bemerkung Forman's nur der Ausruf der wahnsinnigen Lady, welche klagt, daß von ihrer kleinen weißen Hand das Blut nimmer abtriefen will. Die den Othello betreffende Stelle der Todtenelegie:

The grieved moor, made jealous by a slave,
Who send his wife to till a timeless grave,
Then slew himself upon the bloody bed,

gibt ferner Aufschluß, wie Burbage diese Scene im „Othello" zu geben pflegte. Er warf sich nämlich, nachdem er die That an sich selbst verübt hatte, auf das Bett der Desdemona, und sank nicht (wie spätere Darsteller noch heute, wahrscheinlich aus einem gewissen Euphemismus, der aber hierher nicht paßt, zu thun pflegen) an der Seite des Lagers nieder. Burbage that Recht, daß er sich ganz streng nach den Worten des Dichters richtete, die er dem Othello in den Mund legt:

I kiss'd thee, ere I kill'd thee: — no way but this,
Killing myself to die upon a kiss.

Das Deutsche: „Im Kuß zu sterben", drückt die unnachahmliche natürliche Schönheit des „upon a kiss" beiweitem nicht aus. In Bezug auf eine andere Stelle der Elegie, wo es heißt:

And his whole action he could change with ease,
From ancient Lear to youthful Pericles

bemerkt Collier, daß schon diese Zusammenstellung von Lear

und Perikles Diejenigen, welche an der Echtheit des letztern Stücks zweifeln, eines Andern belehren könnte. Er seinerseits habe nie daran gezweifelt. (Das kann auch Niemand mehr, der mit Shakspeare's poetischer Eigenthümlichkeit irgend vertraut ist.)

Da wo in dem mehrerwähnten Gedicht von Burbage als Shylok die Rede ist, wird dieser der „redhaired jew" genannt. Dies bezieht sich darauf, daß zu jener Zeit die Rolle des Shylok nie anders als in rothem Bart und dergleichen Perücke gespielt wurde, und das in der Absicht, um den Zuschauern gleich von Haus aus gegen den verhaßten Juden mehr Abscheu einzuflößen. Wie viel Gewicht man übrigens damals auf die Beschaffenheit des Bartes und Haares beim Schauspieler legte, zeigt ja schon der Auftritt der Rüpel im „Sommernachtstraum", wo der erfinderische Zettel sich einigermaßen in Verlegenheit befindet, ob er des „Herkleffens Natur, eines Tyrannen Natur" im rothen oder im blauen oder im strohgelben Bart darstellen soll. Nach Burbage's Tod (in den J. 1619 oder 1620) findet sich von einer Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig" keine Spur, bis Lord Landsdowne das Stück im J. 1701 mit Veränderungen wiederaufsiegte. Und so sehr scheint damals (1664) Shakspeare's herrliches Product in Vergessenheit gerathen zu sein, daß Thomas Jordan aus demselben eine Ballade machte und diese ohne Weiteres als eine Originalgeschichte in demselben Jahre in seinem „Royal arbor of loyal poesie" (es war damals eine sehr loyale Zeit) abdrucken ließ. In derselben Sammlung bediente er sich auch der Entwürfe von „Viel Lärmen um Nichts" und dem „Wintermärchen", welche Stücke beide wahrscheinlich ebenfalls eine Reihe von Jahren brach gelegen hatten, vielleicht wegen des gänzlichen Verfalls der englischen Bühne um das J. 1642, wo alle Repertoires in Ruhestand versetzt waren. Dieser Umstand entging bisher fast gänzlich der Aufmerksamkeit der Kritiker, und Jordan durfte sich deshalb mit der Geschichte des „Kaufmanns von Venedig" so große Freiheiten herausnehmen, daß er unter Anderm die Rolle der Portia, wie sie als „weiser Richter" über den harten Juden erscheint, gar nicht dieser, sondern der Tochter des Juden zuertheilt. Diese ist es in dieser verballhornten Bearbeitung, welche den Antonio liebt. Jordan redet ausführlich von dem rothen Bart und sonstigem Costume des Shylok und dies wahrscheinlich mit um so größerm Interesse, da er vor der bühnenlosen Periode der Puritaner selbst Schauspieler gewesen war, obgleich er wol kaum Burbage hatte spielen sehen. Dergleichen Balladen, wie Jordan's, wurden in jener Zeit, wo alles Schauspiel verboten war, wahrscheinlich häufig und auf großen Bogen gedruckt und sie mußten dem Volk ein ärmliches Surrogat für die verschlossene Bühne sein. Der „Royal arbor" von Thomas Jordan enthält übrigens unter mehren Puppenspielen und Bruchstücken davon, Balladen und Dialogen für Stadtfeierlichkeiten, auch einige Reden an General Monk bei seiner Ankunft in London gerichtet. Es findet sich darin auch ein Prolog und Epilog zu Jordan's verlorenem Drama: „Love had found his eyes or distractions". Ferner ein Prolog zu einem unbekannten Lustspiel: „The Florentine Ladies", ein gleicher zu Daiborne's „Poor man's comfort" und verschiedene dramatische Fragmente, welche beweisen, daß in Red-Bull und andern Theatern kurz vor der Restauration gespielt wurde. Von Jordan's Leben ist wenig oder nichts bekannt. Er hat aber eine „Grabschrift auf sich selbst" hinterlassen, woraus wir wenigstens so viel erfahren, daß er ein böses Weib gehabt hat. Die Grabschrift lautet:

Nay read and spare not, Passenger,
My scare is now past feeling,
Who to my grave a wound did bear
Within, past physic's healing.
But do not, if thou mean to wed,
To read my story tarry,
Lest thou envy me this cold bed,
Rather than live to marry.
For a strong strife with a lewd wife
(Worst of all ills beside)
Made me grow weary of my life,
So I fell sick and died.

Von den 30 bisher größtentheils ungedruckten und unbekannten Balladen, deren Collier erwähnt, bezeichnen wir nur einige: „The fight of Flodden", von J. Deloney, abgedruckt in dessen „Jack of Newbury", aber mit Zusätzen im Manuscript. — „Robinhood and the pedlars" (Hausirer), anonym, eine sehr gute Ballade, ungedruckt. — „Fair Rosamond's overthrow", von Deloney, durch alle Verse wesentlich von den bisherigen Abdrücken verschieden. — „The fair maiden from Scotland", von Shawe. Die Scene spielt zur Zeit Eduard I. Ungedruckt. — „The cruel uncle". Anonym. Dies ist die Ballade von „dem Kindlein im Walde", mit wesentlichen Veränderungen. — „Robinhood and the tanner's daughter", von J. Fleming. Ungedruckt. — Endlich erwähnt der Herausgeber noch das Manuscript eines Gedichts von Dekker, welchem die eigenhändigen Bemerkungen des Verf. über dessen Aufnahme oder vielmehr Verwerfung beigefügt sind. Er hatte es nämlich einem reichen Patron zugeeignet, der nichts davon wissen wollte. Er beklagt sich über die „frontispicious superciliosity" (ein Paar gute Wörter), womit dergleichen aufgeblasene Leute auf den Dichter herabsehen, tröstet sich jedoch, wie man in ähnlichen Fällen freilich thun muß, mit seinem Selbstgefühl. Das Gedicht führt den seltsamen Titel: „Paul, his Temple Triumphant, or a new Walke there up the steppes, where better musicke is heard then in the Middle Isle amongst the Confusion of Languages." 80.

Notizen.

Nach amtlichen Berichten betrug der Gesammtwerth der im J. 1835 nach Rußland eingeführten Waaren: 244,857,044 Rubel Bco.-Ass., mithin 5,012,217 Rubel weniger als 1834; der Werth der ausgeführten Waaren war: 287,640,246 Rubel, also 4,777,827 Rubel weniger als 1834. Die Zolleinnahmen beliefen sich 1835 auf 79 Millionen Rubel, mithin auf 2 Millionen weniger als 1834. Das Deficit entsprang hauptsächlich aus dem Mangel an Getreide und rohen Erzeugnissen im Innern Rußlands und aus der verminderten Einfuhr von Zucker. Auch sind die Zollabgaben für mehre Waaren, z. B. östreichische und ungarische Weine, die finnländischen Erzeugnisse vermindert worden. Der Ausfall in der Zolleinnahme fand fast nur bei dem petersburger Zollamte statt, wogegen die übrigen Zollämter eine geringe Mehreinnahme hatten.

Das Journal des kais. Ministeriums des Innern bringt die Notiz, daß die Düna 1000 Werst lang und von der Stadt Welisch an schiffbar sei. Sie nimmt 10 Flüsse auf, ist bereits mit dem Dnjepr künstlich verbunden und jetzt wird ihre Verbindung mit den großen Seen, der Wolga und dem Niemen vorbereitet. Die Schiffahrt auf der Düna und ihren Zuflüssen beschäftigt jährlich 4354 Barken und Flöße, und 82,250 Menschen, und transportirt Waaren für 27,400,000 Rubel Bco.-Ass.

Die Zahl der Unterrichtsanstalten Rußlands, die unter Leitung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht stehen, betrug Anfang April 1836 1663. Davon sind gegen 400 von dem Kaiser Nikolaus seit seiner Thronbesteigung gegründet. In den Jahren 1833, 1834 und 1835 entstanden 213 neue Anstalten, darunter die Wladimir-Universität zu Kiew. Die Anzahl der Schüler vermehrt sich in den öffentlichen Schulen jährlich um 6000.

Nach den von der Direction des Schafzüchtervereins zu Dorpat bekanntgemachten vollständigen Listen waren im Jan. 1836 in Liefland: 69 edle Schäfereien mit 40,104 Schafen, in Esthland 100 dergleichen mit 44,768 Schafen. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 247. —— 3. September 1836.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Rengger.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Wie in andern Colonien Amerikas zerfallen die Bewohner Paraguays in die Classen der Ureinwohner, der Weißen und der Kasten. Dieselben traurigen Erscheinungen, welche der kupferfarbene Menschenstamm in Bezug auf psychische Organisation und seine rasch fortschreitende Vernichtung den meisten neuern Reisenden geboten hat, legen auch in Paraguay sich klar zu Tage. Auf die verschiedenste Weise aufgefaßt, von Vielen versuchsweise, doch nie völlig genügend erklärt, werden sie noch Gegenstand der Vermuthung und Untersuchung bleiben, wenn lange schon die Urvölker Amerikas, aus der Wirklichkeit verschwunden, einem fremden Stamme den unbestrittenen Besitz ihres Landes überlassen haben werden. Dem unerbittlich über ihm waltenden Verhängnisse unterliegt der Indianer Perus, der einem sehr verschiedenen Zweige angehört, und der Guarani, dessen bis unter dem Äquator herrschende, sogar im Idiom der peruanischen Cocamas angedeutete Sprache von frühern weiten Wanderungen zeugt und Paraguay als Wiege der größern Hälfte der Bevölkerung erscheinen läßt, die über das tropische Südamerika verbreitet lebt. Wo irgend der Weiße festen Fuß gefaßt hat, schwand vor ihm der Indianer der neuen Welt. Auch in Paraguay ist dieses in schreckendem Grade erfolgt; denn ältere Geschichtschreiber dieses Landes zählen eine Menge von Indianervölkern auf, die heutzutage selbst dem Namen nach unbekannt sind. Daß Tausende in kurzer Zeit zu Grunde gegangen sein müssen, tritt auch dann noch als traurige Wahrheit hervor, wenn man dem Zeugnisse der ersten Entdecker nur im beschränktern Sinne Einfluß auf die Berechnung gestattet, indem man sich erinnert, daß Zahlenangaben selten in den frühesten auf Amerika bezüglichen Werken zuverlässig sind, daß Leichtgläubigkeit und Unvertrautheit mit den Sprachen und Sitten der Ureinwohner manches große Misverständniß veranlaßt, bisweilen zur Erdichtung von ganzen Völkern geführt haben. Ist doch selbst seit Azara's Zeiten die Abnahme der Indianer in Zahlen nachweisbar. Nachdem schon damals, kaum 20 Jahre nach Vertreibung der Jesuiten, die Tausende aus den einstigen Missionen um mehr als ein Drittheil vermindert gefunden wurden, scheint jetzt etwa die kleinere Hälfte übrig zu sein. Der Flächenraum der Ordensbesitzungen war bekanntlich größer als der Theil von Paraguay, dem die weltliche Regierung befahl, und nur mit Indianern erfüllt. Gegenwärtig liegt dieser Landstrich verödet, denn die schwachen und demoralisirten Reste der kupferfarbenen Bevölkerung, welche dem Drucke der bürgerlichen Regierung, den Kämpfen der Revolution und den Streifzügen des berüchtigten Artigas entkamen, vermögen kaum noch einige ärmliche Flecken zu erfüllen. Stumpf, wie überall anders, wenn das Unglück auf ihm lastet, unfähig eines jeden kräftigern Versuches zur Rettung oder zur Versüßung seiner Lage, ergibt der Indianer am Paraná sich dem unabweisbaren Schicksale. Nur die wilden Stämme versuchen hin und wieder dem Verhängnisse zu widerstehen, meistens aber auf eine Art, die dasselbe nur beschleunigt. Paraguay ist arm an civilisirten Indianern, nur das nie eroberte Chaco, von jeher mit vielen Völkerschaften erfüllt, besitzt noch jetzt bedeutende Zahlen von Eingeborenen, die zum Theil mit den weißen Paraguayern im ununterbrochenen Kriege, bisweilen auf den Flüssen ebenso die Piratenrolle spielen, wie die Muras auf dem Madeira und Amazonas, und in den Brasiliern der Nordgrenze, die zu allen Zeiten nur schlechte Nachbarn der spanischen Colonisten waren, willfährige Helfer finden. Der spanische Creole trägt mit geringen örtlichen Veränderungen überall denselben Charakter, und zeigen sich Abweichungen in seinem Wesen, so ist dies nur in großen Städten möglich. Der Colonist des Innern, der Waldbewohner, der aber nicht wie in den Vereinigten Staaten der nützliche Vorläufer der Civilisation, sondern vielmehr der eifrige Bewahrer alter Barbarei ist, gleicht sich in Bezug auf Neigung und überhaupt moralischen Charakter im Innern von Peru, Paraguay, Colombien und Cuba. Überall treten gewisse nationale Fehler, wenn auch manche der äußern Umstände ihrer Entwickelung ungünstig scheinen, gleich stark hervor. Das hartklingende Urtheil eines ehemaligen spanischen Gouverneurs, „Paraguay scheine das einzige bei der Sündflut vergessene Land zu sein", möchte auf die Masse der Bevölkerung so gut im Norden als im Süden des Äquators passen. Was man von der Verpflanzbarkeit des Menschen als einem seiner schönsten Charaktere sagen mag, scheint in Amerika Beschränkung

zu erleiden; denn daß der weiße Menſchenſtamm, nach den Tropengegenden dieſes Welttheils verſetzt, phyſiſch und moraliſch ſtets zurückgegangen ſei und bei jedem neuen Verſuche noch heutzutage denſelben Einflüſſen unterliege, dieſelbe Veränderung erleide, iſt eine gegründete, freilich aber wenig tröſtliche Bemerkung. Auch Rengger ſammelte in dieſer Beziehung, durch Zufall keineswegs mehr begünſtigt als andere Reiſende, ſehr unerfreuliche Erfahrungen. Spielen, Trinken, Wollüſte und Müßiggang und die Verwendung der zufällig erworbenen, aber nur ſelten vorkommenden beſſern Kenntniſſe zur Erreichung verbrecheriſcher Zwecke bilden die Beſchäftigung der ſogenannten höhern Claſſen von Paraguay. Der gemeinere Mann iſt in Rohheit verſunken, und leicht iſt es, in ihm, „deſſen ganze Ambition es iſt, ein wohlgezäumtes Pferd zu beſitzen, deſſen höchſtes Glück auf Erden darin beſteht, die auf eine kirchliche Feier folgenden Tage in Spiel und Trunkenheit zu verbringen", den Landmann Südamerikas zu erkennen. Vielleicht befand ſich die Bildung der Maſſe in keinem der übrigen Staaten Amerikas, es wäre denn auf den Pampas von Buenos Ayres, als die Revolution ausbrach, auf einer ſo niedrigen Stufe wie in dem vernachläſſigten Paraguay. Dennoch haben aber auch dieſe ganz kenntnißloſen Menſchen geglaubt, eine Republik gründen zu können, ſie, die der Mehrzahl nach nur in der Guaraniſprache ſich fließender auszudrücken im Stande ſind und deren Repräſentanten, bei der Errichtung des ſchnellvergänglichen Schattenſpiels der neuen Staatsform, genöthigt, den fremden Begriff des Wortes Freiheit zu definiren, nach mancher Verlegenheit denſelben endlich für gleichbedeutend mit „Glaube, Liebe, Hoffnung" erklärten. Dergleichen Dinge ſind jedoch in Südamerika nicht ſelten; denn noch vor wenig Jahren hat es ſich begeben, daß im Congreſſe von Peru ein Mitglied in größten Zorn gerieth und gegen einen Redner ſich die gröbſten Äußerungen erlaubte, weil dieſer in einer ſchwülſtigen Gedächtnißrede einen der verſtorbenen Staatsmänner mit dem Namen eines peruaniſchen Brutus belegte, der unglücklicherweiſe für ein gleichklingendes, pöbelhaftes Schimpfwort der ſpaniſchen Sprache genommen worden war. Dies ſind die Menſchen, in deren Hand das Schickſal eines großen Welttheils liegt, dem an Herrlichkeit kein anderer gleichkommt! Im Übrigen hat die Ähnlichkeit des Klimas und die Einwirkung derſelben localen Urſachen die Bewohner des weit entlegenen und iſolirten Paraguay auf dieſelben Erfindungen, kleinen Künſte und die häusliche Einrichtung gebracht, die der Creole im Norden des Äquators übt. Der Ackerbau und die ländlichen Beſchäftigungen gleichen ſich bis in ihre Einzelnheiten, und die ſichtbar treue Zeichnung, welche Rengger von einem paraguayiſchen Landhauſe gibt, könnte, unbeſchadet der Wahrheit, ebenſo gut die Unterſchrift Hato in Cuba, oder Rancho in Maynas tragen.

Paraguay iſt ſehr begünſtigt durch ſeine geographiſche Lage und ſeinen Reichthum an den mannichfachſten Producten, deren Zahl ohne große Mühe bedeutend vermehrt werden könnte, hinderte nicht den Eingeborenen ein hartnäckiges Halten am Herkömmlichen und die Überzeugung von der eignen Vortrefflichkeit an der Annahme des Neuen und Beſſern. Als natürlicher Handelsweg ſteht die doppelte Straße des Paraguay und Paraná in den ſüdlichen Gegenden Südamerikas unübertroffen da. Nicht nur vermöchten die Producte der reichen Ufergegenden ſchnell und bequem auf jenen großen Strömen das atlantiſche Meer zu erreichen, ſondern auch Bolivia könnte in das Netz der wunderbaren Verbindungen gezogen werden, zu denen ſich faſt überall die herrlichſte Gelegenheit bietet. Der Pilcomayo, den ſeit dem 17. Jahrhundert Niemand in ſeiner ganzen Länge ſah, verſpricht einen Weg bis in die Nähe des allbekannten Potoſi, und wahrſcheinlich wird die Zukunft Verbindungen zwiſchen ihm und den andern Confluenten des Paraguay, vielleicht ſelbſt den mittlern Armen des Madeira durch jenes Syſtem von periodiſchen Seen und Flüſſen finden lehren, deren ganz widerſprechende Beſchreibungen beweiſen, wie ungekannt die Länder der Chiquitos und Chaco noch immer ſind. Südlicher mündet ſich der Rio vermejo ein, der Tucuman, Salta und Tarija mit dem Ocean vereinen könnte, und deſſen fruchtbare Geſtade einſt die Erbauer eines lange wiederverſchwundenen Fleckens (Guadalcazar, angelegt durch Lodesma Valderrana 1628—35) für die herrlichſten und geſündeſten erklärten, die ihnen, den Vielgewanderten, je vorgekommen waren. Im Norden ſteht Paraguay durch ſeine zwei großen Ströme mit den innern Provinzen Braſiliens in Verbindung, die aber durch politiſche Beſchränkung und Mangel des Unternehmungsgeiſtes, der die Bürger Nordamerikas auf ihren Flüſſen in die Einöden „des fernen Weſtens" führte, gehindert wird. Leicht vermöchte der Braſilier von Cuyaba und Goyaz auf den Märkten von Buenos Ayres zu erſcheinen, und ſelbſt die weit entlegenen Provinzen am Amazonas, Rio negro und Orenoko könnten ſich mit Paraguay in Berührung ſetzen, indem nur Trageplätze von unbedeutender Breite die ſchiffbaren Quellenflüſſe des mächtigen Tapajoz, den man in neuern Zeiten viel befuhr, und des Paraguayſtromes trennen. Im Oſten bietet der Paraná ein gleiches Mittel, um die entfernteſten Völker zu nähern, und jenſeits der Grenzen Paraguays ſtrömt der Uruguay durch einen der mildeſten, von der Natur mit unbeſchreiblicher Vorliebe geſegneten Landſtrich. Selbſt die hülfsbedürftigen, durch eigne Mittel nie civiliſirbaren ſüdlichern Provinzen der argentiniſchen Republik entbehren nicht ganz dieſe ungenutzten, aber vielverſprechenden Waſſerſtraßen, denn kurz vor Dobrizhoffer's Zeiten wurde mit Erfolg, indeſſen nur einmal, verſucht, auf dem Steppenfluſſe Rio tercero bis in die Provinz Cordova vorzudringen. Von allen dieſen Segnungen hat der Bewohner jener Gegenden nur ſeltenen und geringen Gebrauch gemacht, und trügt nicht Alles, ſo iſt die Zeit noch ſehr entfernt, in welcher Betriebſamkeit, beſſere Sitte und Bürgerthum auch ſie beglücken und jene düſtern Wolken der Barbarei verjagen werden, die unbeweglich auf den ſchönſten Theilen der neuen Welt gelagert ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII. Von Wilh. Havemann. Auch unter dem Titel: Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515. Zweiter Theil. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Was wir in unserer frühen Anzeige lobend von dem ersten Bande gesagt haben, können wir mit gutem Gewissen im Ganzen auch auf diesen Band ausdehnen; und was wir etwa aussetzen möchten, wird durch die größern Schwierigkeiten, welche mit der Darstellung der Begebenheiten seit 1498 verbunden sind, aufgewogen. Denn diese häufen sich nicht allein auf die mannichfaltigste, sondern auch auf die verwirrendste Weise und die Politik wird so launenhaft wechselnd, so kindisch experimentirend, daß den Leser bei diesen Misgriffen der Fürsten ein Gefühl anwandelt etwa dem gleich, mit welchem wir in einer großen Porcellanniederlage Kegel schieben oder Ball schlagen sehen würden. Wenn irgend, so hieß es damals mit Recht: quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Da der erste Titel ein selbständiges Werk anzeigt, wenigstens Manchen es dafür zu nehmen berechtigt, so wäre es vielleicht gut gewesen, den Leser mit dem Zustand Italiens, der Vertheilung der Staaten unter einzelne regierende Familien, mit ihren Localinteressen, mit den wichtigsten der handelnden Personen voraus übersichtlich etwas bekannter zu machen; denn ohne den ersten Band zur Hand ist dies nicht leicht. Wir empfehlen zu diesem Zwecke als sehr passend die wenigen hierher gehörigen Seiten aus Heeren's „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems". Besonders würden die Verhältnisse der kleinern italienischen Staaten, wie Florenz, Venedig, Pisa u. s. w., unter und gegen sich vorauszuschicken gewesen sein, da einzelne spätere Vorgänge sich nur daraus erklären lassen. Es hat dem Verf. viel Mühe gekostet, sich durch den Wirrwarr jener Politik, jener Verbindungen und Gegenverbindungen, jener Kriege und Frieden, jener Verträge und Treubrüche hindurchzuarbeiten, und manchmal sieht man diese Mühe wol durchschimmern, was, wenn es auch kein Lob ist, hier auch kein Tadel sein soll. Der Verf. ringt mit dem nicht spröden, sondern ganz zerbröckelten Stoffe; er kämpft zwischen Vollständigkeit und leichter Übersichtlichkeit; aber er neigt sich zu sehr auf die Seite der erstern, als daß ein nicht sehr geübter und aufmerksamer Leser nicht manchmal den Faden verlieren sollte.

Mit Ausnahme Karl VIII. von Frankreich spielen alle Herrscherhäupter des vorigen Theils mit in diesen herüber. Zuerst der grundliederliche Papst Alexander VI. mit seinem schändlichen Sohn Cäsar Borgia, der durch eine Flasche Gift, welche für den Cardinal Adrian bestimmt ist und aus Verwechselung dem Papst und ihm selbst eingeschenkt wird, Ersteren vergiftet (1503), sich selbst aber dem Tode sehr nahe bringt. Bei den damals so häufigen Vergiftungen wird man an die berühmte Giftmischerin Locusta zu Claudius und Nero's Zeit erinnert, von der Tacitus (Ann. XII, 289) so trefflich sagt: „Diu inter instrumenta regni habita." Cäsar starb 1507 als Gefangener in Spanien. Man unterschied beide, Vater und Sohn in dem Sprüchworte: Alexander thut nicht, was er spricht, Cäsar spricht nicht, was er thut. Als Cäsar seinen Bruder Giovanni ermordet und in die Tiber geworfen hatte (ein Holzhändler, der, bei seinem Holze am Flusse wachend, die Sache anzeigte, erzählte, daß er bereits mehr als 100 Leichen während der Nachtzeit habe in den Strom werfen sehen), bot der Papst 300 Fischer auf, nach der Leiche zu fischen, worauf die Römer satirisch sagten, er sei Petri würdiger Nachfolger, nur daß er seine Bastarde fische. Der unglückliche Federigo, König von Neapel, tritt von der Bühne, indem er abermals um Land und Leute kommt; aber die beiden Eroberer des Landes, der Treue und Gerechtigkeit heuchelnde Ferdinand der Katholische von Aragon und der großartigere Ludwig XII. von Frankreich, zanken sich über die Beute und der Erstere, dessen Vortheil durch den großen Capitain Gonsalvo besser wahrgenommen wird, prellt seinen Mitbesitzer. Den Urheber der Kriege in Italien, Lodovico Moro, sehen wir jetzt in seine eignen Schlingen fallen, sein Herzogthum Mailand verlieren, zwar noch einmal wiedergewinnen, aber dann für immer mit dem Kellergefängnisse zu Loches in Frankreich vertauschen. Nach 10 Jahren (1513), als Ludwig XII. durch Spanien und England im eignen Lande bekämpft wurde, als Maximilian und sein Enkel Karl sich rüsteten, ihm mit Hülfe der Schweizer Burgund wegzunehmen, dachte Ludwig daran, den Mohr wieder nach Mailand zu schicken, um sich mit diesem einzigen Manne seiner Feinde zu erwehren. Er ließ ihn aus seinem lichtlosen Gefängnisse hervorziehen; aber dies Übermaß des Glückes konnte Jener nicht mehr ertragen und starb wenige Tage darauf (S. 444), und sein Sohn Maximilian konnte sich in Mailand nicht erhalten.

Es thut weh, den ritterlichen Kaiser Maximilian I. eine so klägliche Rolle in diesem Schauspiele spielen zu sehen. Er kommt bei Allen zu spät, bricht Alles in der Mitte wieder ab, hat niemals Geld, wo er es am nöthigsten braucht, weil seine Gutmüthigkeit es immer verschleudert, wenn er dessen hat. Der Verf. hätte die satirische Medaille der Venetianer auf ihn noch anführen können, die ihn in Anspielung auf seinen vergeblichen Zug zur Kaiserkrönung auf einem Krebse reitend mit der Unterschrift: Tendimus in Latium vorstellt. Nur durch die bekannte Sporenschlacht bei Guinegate (1513) bringt er sich bei dem Leser wieder etwas in Credit. Wieviel von Maximilian's Misgeschicken eigne, wieviel fremde Schuld war, dürfte ein mit den neuern Hülfsmitteln ausgestatteter Biograph dieses Kaisers zu untersuchen haben; und es ist wahrhaft zu verwundern, daß sich in den 50 Jahren, seit Hegewisch seine für jene Zeit recht brauchbare Biographie dieses Kaisers schrieb, noch kein deutscher Historiker wieder an eine umfassende Lebensbeschreibung dieses unendlich interessanten Mannes, der so recht eigentlich in sich den Übergang vom Mittelalter zu einer neuern Zeit repräsentirt, gewagt hat. Der berühmte Freiherr von Hormayr hatte lange dazu gesammelt, ist aber jetzt von den Archiven, aus denen Niemand vorbereiteter und nützlicher als er hatte schöpfen können, zu entfernt, als daß jetzt noch eine Hoffnung zur Verwirklichung früherer Zusagen wäre.

Eine kräftige Erscheinung war Alexander VI. zweiter Nachfolger, Papst Julius II. (Rovere). Übereinstimmend mit Leo und Ranke wird seiner äußern, scheinbar sehr zweideutigen Politik der großartige und wahrhaft nationale Gedanke als Folie untergelegt: Italien von den Fremden zu befreien. „Julius II.", heißt es S. 328, „hatte nur einen Wunsch seines Lebens; er war auf die Freiheit Italiens gerichtet. Das schöne, reiche Land, die Schule der Künste und Wissenschaften, die Wiege großer Staatsmänner und Feldherren, der Sitz der geistlichen Macht, es sollte nicht, wie die verkaufte Magd, dem Willen der Fremdlinge dienen. War Mailand gestürzt, das unabhängige Herrscherhaus in Neapel vernichtet, war Venedig zu kaufmännisch in seinen Interessen, um, statt nach Erweiterung der eignen Macht, nach der Selbständigkeit des Vaterlandes zu streben: so fühlte der heilige Vater in sich den Beruf, für die Freiheit seiner Heimat zu werben und zu ringen." In diesem Sinne leitet er selbst trotz seiner Würde, trotz seiner Kränklichkeit, des fünf Fuß hohen Schnees und des Abmahnens der um seinen Ruf besorgten Cardinäle die Belagerung des von Trivulcio vertheidigten Mirandola (1511), das sich endlich auch ergeben muß. „Sonderbarer Tausch der handelnden Personen!" ruft der Verf. aus; „während der junge, kräftige, von früh auf in den Waffen geübte Ludwig XII. friedlichen Beschäftigungen in Frankreich nachging und die Führung des Krieges seinen Hauptleuten überließ, während der sonst immer kampfbereite Maximilian sich mit seiner Geistlichkeit über die Zusammenberufung eines Concils berieth, sah man den Statthalter Christi, einen vom Alter gebeugten, kranken, weichlich

*) Über den ersten Theil berichteten wir in Nr. 175 d. Bl. f. 1834.
D. Red.

erzogenen Mann, gegen eine christliche Stadt im Felde liegen" (S. 351). Er sollte einmal die Schlüssel des heiligen Petrus in die Ader geworfen haben, um desto rüstiger das Schwert des Apostels führen zu können.

Seltner berührt diese Geschichte Maximilian's Sohn, Erzherzog Philipp, der 1506 als König von Castilien starb, als Gemahl der spanischen Johanna, also Schwiegersohn des katholischen Ferdinand von Aragon. Über die Art seines Todes und einen Verdacht, der auf seine Gemahlin selbst fiel, schweigt der Verf. als nicht hierher gehörig. Aber rührend ist es, wie Johanna um den Todten trauert. S. 234 heißt es:

„Es war am 25. Sept. 1506, daß der schöne, 25jährige Erzherzog der liebenden Juana, die ungeachtet der Untreue, mit welcher er ihr lohnte, nicht von ihm lassen konnte, durch den Tod entrissen wurde. Die Unglückliche konnte sich von der Leiche Dessen, der sie im Leben durch schnöden Übermuth tief gekränkt hatte, nicht trennen. Jahrelang trug (?) sie auf allen Reisen den Sarg mit sich, betete und weinte über ihn. (So ging die Prophezeiung einer alten Galicierin in Erfüllung, daß der Erzherzog in seinem Königreiche Castilien länger todt als lebendig umherreisen werde.) Erst spät konnte sie bewogen werden, die kalten Überreste ihres Gemahls in der Gruft von Granada beisetzen zu lassen. Aber auch so fand ihre trauernde Seele keine Ruhe. Als auf ihr Geheiß der Bischof von Burgos den Sarg wiederaufgraben und öffnen ließ, kniete sie vor ihm nieder, beschaute und betastete die Leiche mit Emsigkeit und Fleiß, um sich zu überzeugen, daß wirklich die geliebte Hülle vor ihr liege und nicht abermals der Treulose ihren Armen sich listig entzogen habe. Unbeweglich und starr lag sie da, kein Seufzer sprach von ihrem Schmerze, keine Thräne, deren Quell vom langen Weinen versiegt sein mochte, drang aus ihren Augen. Als sie die Pest von Burgos nach Tordesillas vertrieb, nahm sie den Gemahl mit sich; von hier nach Granada, immer voll Sorge, daß der Gegenstand ihrer Schmerzen heimlich nach den Niederlanden entweichen möge. So schmachtete die Arme nach fast 50jähriger Trauer im steten Wahnsinn und wurde erst im 76. Lebensjahre von ihren Qualen erlöst."

Unter den Männern zweiten Ranges sehen wir den großen Gonsalvo von Cordova, mit Neid und Undank von Ferdinand belohnt, vom Schauplatz abtreten; den herrlichen Gaston von Foix, den französischen Feldherrn, den ihm geweissagten Tod in der Schlacht von Ravenna finden; Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, manches ritterliche Heldenwerk vollbringen. Die Beschreibung der Schlachten von Novara, Carignola, am Garigliano, bei Agnadello, Ravenna, müssen dem Verf. viele Mühe gemacht haben, weil sie oft sehr speciell und die Schilderungen der Schriftsteller damaliger Zeit in fremden Sprachen wahrscheinlich ebenso unzusammenhängend, widersprechend und unverständlich sind als unsere modernen Schlachtenberichte. Der Leser wird manchen schönen Zug von edler Chevalerie in ihnen finden. Gegen die bekannte Anekdote des Trithemius, daß den Schweizern für die Aufhebung der Belagerung von Dijon für die Geldzahlungen Bauern in vornehmen Kleidern als Geißeln gestellt worden wären, erklärt sich der Verf. S. 488. Daß in der Schlacht von Guinegate schon fliegende Artillerie (a. volante) vorkommt, sagt wenigstens Fleuranges. Unter den vielen deutschen Landsknechtsführern, dem Burchard, Georg Sittich, Jakob vom Embs, kommen auch als Sachsen bezeichnet der Riese Fabian von Schlaberndorf und Gotthard von Ende vor. Alle fanden ihren Tod in der blutigen Schlacht von Ravenna. Viele Einzelnheiten und ritterliche Züge, wie sie der Verf. einmischt, entschädigen etwas für die Anstrengung, mit welcher man den Hauptfaden zu behalten trachten muß; sie rühren zum Theil mit aus der ersten Veranlassung des Buches her, welches aus Vorlesungen, vor hannoverschen Offizieren gehalten, entstand. Wie sehr aber Eigennutz auch den Ruhm der Tapferkeit schwächen kann, davon geben die Schweizer in diesem Werke vielfache Beweise. Kaum daß sich noch hin und wieder einmal ein Ehrgefühl bei ihnen regt und sie sich gegen ihre Landsleute im gegenüberstehenden feindlichen Heere zu fechten weigern. Point d'argent, point de Suisse! Wir hätten ihnen die kleine Prellerei von Tremouille bei Dijon recht gern gegönnt! 89.

Literarische Notizen.

Die königliche Societät der nordischen Alterthümer in Kopenhagen bereitet jetzt die Erscheinung eines unter dem Titel: „Antiquitates Americanae" angekündigten Werks vor, das eine Sammlung aller der Nachrichten enthalten soll, die sich in den alten isländischen oder scandinavischen Manuscripten in Betreff der von den Scandinaviern im 10. Jahrhundert unternommenen Reisen nach Nordamerika vorfinden. Dies ausgezeichnete Werk wird in lateinischer und dänischer Sprache erscheinen und mit Karten, Steindrücken und erläuternden Anmerkungen begleitet sein. In dem Prospectus zu demselben wird unter Anderm gesagt: „Diese alten Schriften sind von um so größerer Wichtigkeit, weil daraus die Wahrscheinlichkeit, ja man kann sagen die Gewißheit hervorgeht, daß jene westlichen Reisen der Scandinavier die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus veranlaßt und vorbereitet haben. Denn man kann es wol als ein authentisches Factum annehmen, daß Columbus 1477 Island besuchte, wo er unstreitig allerlei Schriftlich-Merkwürdiges sich aufzeichnete, das er vermöge seiner Umsicht für seine großartigen Plane zu benutzen verstand.

Die Gesammtzahl der gegenwärtig in Italien erscheinenden politischen, wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften beträgt 188. Von diesen erscheinen 26 in Mailand, 11 in Venedig, 8 in Triest, 13 in Turin, 5 in Genua, 4 in Modena, 7 in Florenz, 9 in Rom, 27 in Neapel, 20 in Sicilien und nur 2 in Sardinien. Man sieht hieraus, daß in Neapel und Mailand das literarische Interesse am rüstigsten fortschreitet. 11.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines

Bücher-Lexikon,

oder

alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. s. w. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. von

Wilhelm Heinsius.

Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis sechste Lieferung, Bogen 1—60.

Abaelardi—Levy.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Wilhelm Heinsius, 1812—29, kosteten früher 37 Thaler, sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von zwanzig Thalern zu beziehen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 248. — 4. September 1836.

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Rengger.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Es ist nicht schwer, das Schicksal Paraguays vorauszusagen, wenn man die Geschichte seiner Entwickelung zu Rathe zieht; denn nirgend mögen die Begebenheiten der nächsten Zukunft so leicht erkennbar in der Vorzeit vorbereitet liegen als in den Colonien Südamerikas. Wie in allen andern, auf Wasserwegen leicht erreichbaren Gegenden des tiefen Innern jenes Welttheils, lockte ursprünglich die Sage eines reichen Goldlandes die Spanier in Wildnisse, die von den Indianerstämmen um so erfolgreicher vertheidigt wurden, als das häufig überschwemmte Sumpfland den Schutz einer natürlichen Festung verlieh. Schwand der Traum abenteuerlich großen Reichthums, so nahm die Einwanderung darum nicht ab, denn die Kenntniß von der Zahl der Ureinwohner, die man in Sklaven umzuwandeln wußte, zog stets die Arbeitscheuen herbei, und die Entlegenheit verhieß so Manchem Schutz, der endlich doch die Nähe der Küstenstädte, ungeachtet der Schlaffheit spanischer Gerechtigkeit, zu meiden sich gezwungen sah. Der Adel und die höhern Classen des Mutterlandes vereinten sich nicht wieder zu einer Expedition, wie jene des Don Pedro de Mendoza (1535) es gewesen war, auf deren Glanz gleichzeitige Geschichtschreiber mit sichtbarem Wohlgefallen verweilen. Verderblich wirkte auf den rohen, regierungslosen Haufen der Colonisten die Nähe der Brasilier von S. Paulo, den farbigen Abkömmlingen der Flibustiers und anderer Auswürfe europäischer Völker, die man mit einem portugisischen Worte, dem spanischen Mestizo gleichbedeutend, Mamalucos nannte. Die Kämpfe mit diesem Räubervolk, dessen gesetzmäßiger lebende Nachkommen, die Paulistas, noch heutzutage einen ungewöhnlichen Grad von Energie und Unternehmungsgeist besitzen, erfüllen fast ununterbrochen das erste Jahrhundert der Geschichte Paraguays. Sie führten den Untergang der Indianer, den Ruin aller östlichern Niederlassungen und die Verschlechterung des Volkscharakters herbei. Der spanischen Regierung war das Land nur in politischer Beziehung von Wichtigkeit, indem seine Flüsse ebenso viele Zugänge zum Innern zu bilden schienen, denn es trug weit weniger ein, als seine Regierung und Bewachung kostete. Ohne Verbindung mit der Außenwelt betrieben die Bewohner nur die Cultur der bekannten Matépflanze und die Viehzucht, und würden, wenn auch weit hinter andern fortschreitenden Völkern zurückbleibend, verhältnißmäßige Ruhe genossen haben, hätte nicht in ihrer Zusammensetzung der Grund bürgerlicher Unruhen sich schon überaus zeitig ergeben. Das dunkle Treiben einer meistens mit Geiz verschmolzenen, durch Geschäftlosigkeit und Mangel an Kenntniß beförderten Ehrsucht läuft wie ein nirgend völlig verschwindender Faden durch die Geschichte der tropischen Colonien Amerikas. Der Geist des Aufstands und der Ordnungslosigkeit, der sich aus der Weise der Eroberung und den auf diese bezüglichen Gesetzen entwickeln mußte, tritt da besonders hervor, wo festes Eigenthum zur Erhaltung des Lebens minder nothwendig war, wo den mehr als halbnomadischen Einwohner kaum ein starker Grund veranlassen konnte, das Bestehende zu achten und zu schützen, und wo der Ertrag des Besitzthums nie sich gleichblieb oder allein vom guten Glück abhing. Darum zeigt uns die Geschichte des ackerbauenden Chile von ihrem Anbeginn bis zum Ausbruche der großen Revolution nicht ein Beispiel von versuchter Umstürzung der Regierungsform, aber ebendaher sind die Aufstände in den mit Bergbau beschäftigten Provinzen Perus und in den nur der Viehzucht ergebenen Gegenden der Plataſtaaten und Paraguays von jeher die gewöhnlichsten Ereignisse gewesen. Das Landleben in tropischen und dünnbevölkerten Colonien ist zur Hervorbringung von Bürgertugenden nicht geeignet; denn unbekümmert um den Andern und egoistisch, nicht selten bis zur Feindlichkeit, lebt der vereinzelte Ansiedler, dem die Natur für geringe Anstrengung alles Nöthige gibt, der den Nachbar nicht nur recht wohl entbehren kann, sondern in ihm sogar ein Hinderniß der eignen Freiheit zu erkennen glaubt, und endlich über die umgebende Öde der Wälder als unumschränkter Herr allein zu herrschen wünscht. Die Enge des Gesichtskreises bringt solche rohe Menschen zur Formung der größten Vorurtheile und einer einseitigen Gehässigkeit, die nur des äußern Anstoßes bedarf, um offen auszubrechen. Das wilde Landvolk der Pampas, die oft beschriebenen Gauchos, sind darum nur zu allen Zeiten die bereitwilligen Helfer der Häuptlinge gewesen, welche wie pilzähnliche Schöpfungen aus dem

unreinen Material südamerikanischer Revolutionen emporwachsen, weil es galt, eine Nachbarprovinz zu plündern, gegen die sie einen alten Groll hegten, oder weil man sich vorgenommen hatte, die gehaßte Hauptstadt zu bestrafen, weil sie, auf eine gewisse oberflächliche Bildung gestützt, zum Regieren über das fanatische und rohe Volk des Innern berufen zu sein gemeint hatte. Am ungünstigsten entwickelte in Südamerika der Volkscharakter sich überall da, wo Indianer, als Sklaven an die Eroberer vertheilt, das vorzüglichste Besitzthum ausmachten. Streitigkeiten, von denen die Annalen von Peru und Colombien zeitig sehr viele Beispiele erzählen, entstanden, sie führten Parteiungen herbei und arteten in blutige Kriege aus, durch welche die Obergewalt des Mutterlandes mehr als einmal zum Schwanken gebracht wurde. Ohne Zweifel liegt in diesem unglücklichen Verhältnisse nicht nur der leicht erkennbare Grund des Ruins des rothen Menschenstammes, sondern auch die Veranlassung manches sehr unvortheilhaften, auf Ausartung hindeutenden Charakterzuges des Creolen im Innern von Südamerika. Es ergibt sich bei näherer Betrachtung noch ein zweiter Umstand, der in Paraguay, im geringern Maße auch am Amazonas, das Aufblühen des Landes verhinderte, die Moralität des Volkes untergrub. Eben jener Streit über das Besitzrecht der Indianer erneuete sich und wurde mit steigender Bitterkeit geführt, als die Kirche gleichfalls mit Ansprüchen auftrat, die Sklaven ihren Gebietern zu entführen suchte, oder doch ihre Ersetzung mittels anderer, eben auch mit Menschenraub verbundener Streifzüge verhinderte. In Paraguay stürzten solche Reibungen mehrmals das Land in offene Anarchie und nahmen eine um so entschiedenere Richtung, je mehr das bewaffnete Entgegentreten disciplinirter Indianer den Haß der Weißen anregte und das Streben ihrer jesuitischen Führer nach Bildung eines unabhängigen Staates immer klarer hervortrat. Durch mehr als zwei Jahrhunderte mit wechselndem Glück geführt, verdarb dieser Streit den Volkscharakter; allein er stellte auch die Ohnmacht der spanischen Regierung in das hellste Licht. Diese ließ nicht selten die Männer fallen, die mit mehr Eifer als Überlegung die Sache der Krone zu der ihrigen gemacht und dem Orden sich entgegengestellt hatten, dessen Rache sie später nicht entgingen. Antequera, ein Mann von hoher Geburt und im ganzen Südamerika vom Volk geliebt, hatte einst in Paraguay mit ziemlichem Erfolg den Orden bekämpft und zahlte dieses (1731) mit seinem Leben auf dem Schaffotte zu Lima, nachdem er schon lange Zeit in Peru als Privatmann gelebt hatte. Die an Verzweiflung grenzende Maßregel der Vertreibung der Jesuiten kam zu spät, um diese Übel gut zu machen, zu zeitig für die Indianer, die seit dieser Periode mit unaufhaltbarer Schnelligkeit ihrem Untergange entgegeneilten. Während der häufigen bürgerlichen Unruhen jener Zeit, zu denen sich wiederholte Kriege mit den Portugisen gesellten, hatten die Paraguayer meistens sich auf die Seite der königl. Regierung geschlagen. Die Spanier hatten dort, wie überhaupt in dem entlegenen Innern ihrer Colonien, mit weit mehr Milde geherrscht als in den Küstenstädten, und wenn ihr beschränkendes System nicht dem Begriffe einer weisen, das öffentliche Wohl ernstlich wollenden Regierung entsprach, so konnte dieses den aller Vergleichungsmittel beraubten Bewohnern schwerlich ein Grund des Aufstands werden. Als die Küstenstädte aus wichtigen Ursachen das Beispiel des Abfalls gegeben, folgten die Paraguayer unbedenklich nach. Sie vertrieben die Spanier und geriethen sogleich in die Revolutionen, deren erster Beweggrund großentheils allein im südamerikanischen Volkscharakter lag, deren Verlauf auf das Sichtbarste vom Culturzustande, der Zusammensetzung der Gesellschaft und der Bildungsfähigkeit in den einzelnen Provinzen abhängt. In den tropischen Colonien der Spanier und Portugisen ist ein oberflächliches, schales Wesen der Stempel aller Classen. Die Ehrsucht und Herrschbegierde der etwas mehr gebildeten, aber außerordentlich verdorbenen höhern Stände steht im genauen Verhältnisse mit der Roheit und der Begehrlichkeit des fanatischen und unsteten Haufens, den kein Band des Bürgerthums fesselt; den aus solchen Elementen entspringenden Unruhen öffnet der anarchische Zustand der Gesellschaft selbst das weiteste Feld. Es wäre sehr unrichtig, jene mit zwecklosem Mord und unaufhörlicher Veränderung verbundenen Unruhen, jene Kämpfe von Stadt zu Stadt und einem Dorfe gegen das andere, welche auf die Vertreibung der Spanier gefolgt sind, für etwas Besseres zu nehmen als für Bestreben der persönlichen Ehrsucht und der Raubgier. Sie sind auf keinen Fall mit dem aus edlern Motiven hervorgegangenen, wenn auch ungesetzlichen und häufig verderblichen Ringen nach misverstandenen Verbesserungen zu verwechseln, welches auch unter den besten Völkern periodisch die öffentliche Ruhe unterbrechen kann und gemeinhin die Nachwehen großer Umänderungen der Staatsverfassung oder tief eingreifender politischer Begebenheiten darstellt. Wie Francia, der sich bald der höchsten Gewalt bemächtigte, mit eiserner Ruthe regiere, ist wohlbekannt; allein dennoch wähnen noch immer Einige, daß er der Retter seines Vaterlandes sei, der mit starker Hand die Ereignisse regelte, und, demselben tiefgedachten Plane zu allen Zeiten treu, die Zukunft Paraguays sicherte. Ein solcher Mann würde unter den Herrschern Amerikas eine merkwürdige Ausnahme bilden und verdiente in der Geschichte einen glänzenden Platz. Der Dictator Paraguays, der in Europa weit mehr Aufsehen gemacht hat als je in den Nachbarstaaten und sogar zu den sonderbarsten Vermuthungen Veranlassung gab, steht in Wahrheit wenig höher als der Troß der Regierer, unter welchen das übrige Amerika seufzt. In den Staaten, welche den lockern Bund der argentinischen Republik zusammensetzen, haben Hunderte dieselbe Bahn versucht, auf welcher Francia allein nur darum mit größerm Glück fortwandert, weil ihm die Nichtigkeit des Volkscharakters und allgemeine Beschränktheit zur Hülfe kommen, die geographische Lage des Landes die Abschließung und Entfernung eines jeden fremden Einflusses gelingen läßt. Inzwischen bleibt das Volk auf seiner Stufe stehen, ebenso unfähig als zur Zeit des Ab-

falls, sich selbst zu regieren, ebenso sehr der Gefahr des Zerfallens in zahllose Parteien ausgesetzt. Das Zwischenreich der Dictatur hat die Periode der Revolutionen und der vollständigen Auflösung, die bisjetzt nur in einem südamerikanischen Staate, Chile, ihr Ende erreichte, um einige Jahrzehnde hinausgeschoben. Mit Francia's Tode, einem nach gewöhnlicher Rechnung nahe bevorstehendem Ereignisse, versinkt auch Paraguay in den Strudel der bürgerlichen Unruhen. Wann diesem Lande eine bessere Zukunft bevorstehen, wann überhaupt im tropischen Amerika Ordnung an die Stelle der Zerrüttung treten, Roheit in Bürgersinn sich verwandeln, Indolenz dem Fleiße weichen werde, ist schwer zu sagen. Indessen wird sich diese schöne Schöpfung, auf die schon lange mancher Freund der Menschheit umsonst gehofft hat, nur auf den Gräbern von Tausenden erheben, denn immer deutlicher scheint es sich als historische Wahrheit herauszustellen, daß Amerika mit Blut befruchtet allein gedeihen könne.

Zu diesen dem Ref. angehörenden Ansichten über Paraguay finden sich mehrfache Belege in R.'s Werke, welches von dem Herausgeber bescheiden mit den Trümmern eines Schiffbruches verglichen wird. Wenn in der wirklichen Welt nicht leicht Jemand an solchen stummen Zeugen unerfüllter Hoffnungen und unbelohnten Strebens mitleidlos vorübergeht, so ist auch der Anblick untergegangener oder unvollendet gebliebener geistiger Schöpfungen nicht minder geeignet, das innigste Bedauern zu erregen. Abgesehen von der Erwägung des Verlustes, den die gesammte wissenschaftliche Welt erlitt, erhöht eine mehr auf die Person bezügliche Betrachtung das Mitgefühl. Man denkt der Schmerzen, welche ein Mann empfinden muß, der sich durch strengen Schicksalspruch an der Vollendung eines Werkes gehindert sieht, nachdem er der Sammlung der von Andern nur schwierig anzuwendenden Materialien mit freudigem Muthe manches Jahr geopfert hatte. Ein Trost bleibt es, daß meistens die Mitwelt schon das Verdienst des früh Geschiedenen anerkennt. Sie war auch gegen Rengger gerecht und stellte seinen Namen zu den berühmtern der Zeit, nachdem ihn ein höherer Rathschluß, dessen Beurtheilung dem kurzsichtigen Menschen nicht zukommt, im schönsten Alter der Manneskraft aus dem Kreise der Lebenden gerufen hatte. Viele werden bei der Lesung seines Nachlasses das Wehen eines befreundeten Geistes empfinden und Worte des herzlichen Dankes dem Manne nachrufen, der, in keiner Noth ermüdend, der Natur bis zu dem letzten Athemzuge treu geblieben ist.

Pöppig.

G. Staunton über die britisch-chinesische Angelegenheit.

Bekanntlich ward nach Freigabe des chinesischen Handels Lord Napier als Oberaufseher mit ausgedehnten Vollmachten zum Schutz der britischen Unterthanen nach China gesandt. Die ihres Monopols beraubte indische Compagnie triumphirte über den schlechten Erfolg des freien Handels und dieser Sendung, obgleich sie selbst eigentlich die Veranlassung dazu gegeben hatte, indem die falschen Ansichten, welche man in London von der chinesischen Macht und Politik hegte, in den ewigen Declamationen der Mitglieder der ehemaligen Factorei der Compagnie in Kanton ihren Grund hatten. Die Leiter der Compagnie hatten sich immer den kriegerischen Planen ihrer Factore widersetzt und die Ruhe erhalten oder wiederhergestellt, wenn sie durch die Anmaßlichkeit ihrer Beamten gestört war. Lord Palmerston aber, der weder die Erfahrung noch Mäßigung der Compagnie hatte, versah den ohnehin mehr tapfern als klugen und besonnenen Napier blos mit gewaltthätigen Instructionen. Ein wunderliches Verkennen der Umstände, die brutale Art der Ausführung der erhaltenen Befehle und die begangenen, kaum begreiflichen Misgriffe mußten all die bittern Früchte bringen, die Napier erntete und die seinen in mancher andern Hinsicht beklagenswerthen Tod herbeiführten.

Die Engländer in Kanton, obgleich ihre Landsleute, nicht die Chinesen, es waren, die gegen alle Vernunft, gegen Recht und Billigkeit gehandelt hatten, wandten sich an die englische Regierung und foderten dieselbe zugleich in Druckschriften auf, die England widerfahrene Beleidigung zu rächen und zu gewaltsamen Maßregeln gegen China zu schreiten. Der Capitain Lindsay, bekannt durch seine Reise an den Ostküsten Chinas, schlug sogar dem englischen Ministerium vor, einen Gesandten dahin zu schicken, mit einer Flotte, um dessen Foderungen an dem Hofe zu Peking durch kriegerische Demonstrationen Nachdruck zu geben. Ferner solle man die chinesische Kriegsmarine verbrennen, Embargo auf ihre Handelsschiffe legen und die Küstenfahrt auf der ganzen Strecke von Corea bis Kanton hemmen. Das Ergebniß dieser Maßregel werde sein, daß Hungersnoth in den Seeprovinzen entstehe und Aufstände gegen die Mantschudynastie diese in die Nothwendigkeit versetzen würden, dem englischen Handel alle Erleichterungen, die man nur foderte, zu bewilligen.

Dieser chimairische Plan ward von der periodischen Presse vielfach gutgeheißen und der große Haufe, schlecht von den Vorgängen in Kanton unterrichtet, war für Gewaltmaßregeln als Vergeltung der angeblich verletzten Nationalehre. Es ward nöthig, die Sache unter ihrem wahren Gesichtspunkt zu zeigen, und dieser Mühe unterzog sich Georges Staunton. Niemand vermochte dies besser als er, der nicht allein lange in China residirt und die Geschäfte der Compagnie unter sehr schwierigen Verhältnissen geleitet, sondern auch zweimal englische Gesandtschaften nach Peking begleitet und so Gelegenheit gehabt hatte, den Geist der chinesischen Regierung genau kennen zu lernen. In seiner Schrift: „Remarks on the british relations with China etc.", deren zweite vermehrte Auflage bald der ersten folgte, thut er aufs Deutlichste dar, daß Napier's Benehmen gegen alles Völkerrecht gewesen und daß die Chinesen in der ganzen Angelegenheit nur wie jede andere geregelte Regierung gehandelt haben. Er beweist ferner, daß die vorgeschlagenen Gewaltmaßregeln nur grenzenloses Elend über die chinesischen Seeprovinzen gebracht hätten, ohne allen Nutzen für die Engländer, die im Gegentheil sich von den Häfen Chinas ausgeschlossen und ihren Handel in die Hände der Amerikaner hätten übergehen sehen. Staunton's mit Mäßigung und völliger Sachkenntniß dargelegte Bemerkungen haben einen sehr guten Eindruck bei dem englischen Publicum gemacht und die Regierung veranlaßt, seinen Rathschlägen zu folgen und den Posten mit der Machtvollkommenheit, wie sie Napier besessen, einzuziehen, um nicht noch einmal das Mistrauen der chinesischen Behörden zu reizen.

Die Chinesen haben bei allen den Vorgängen eine bewundernswerthe Mäßigung gezeigt, und selbst während die englischen Fregatten die chinesischen Forts an der Boca Tigris beschossen und zerstörten, nicht daran gedacht, sich, nach Art europäischer Mächte, an dem Eigenthum der englischen Kaufleute in Kanton zu vergreifen, oder diese für den schändlichen Friedensbruch und den verübten Schaden verantwortlich zu machen. Im Gegentheil erklärte damals der Gouverneur von Kanton ausdrücklich: „Das Reich der Mitte will, in seinem Erbarmen gegen die Fremden, nicht das Unglück wehrloser Kaufleute um der Hartnäckigkeit eines unbesonnenen Mannes willen!" Wer sind hier die Barbaren?

Die chinesische Regierung hat erlangt, was sie gewollt: der englische Handel in Kanton steht nicht mehr unter der Controle eines brutalen und anmaßenden Obercommissairs, dessen Rang und Ansprüche zu den Principien der Chinesen nicht passen, sondern unter der eines bloßen Handelsagenten. Bemerkenswerth ist, daß der englische Handel in China nie blühender war als seit dem Augenblicke, wo Napier's Tod denselben ohne officiellen Vertheidiger ließ. 4.

Bibliographie.

Aristarchus, E., Romantische Scenen aus dem Mittelalter. Gr. 12. Leipzig, Focke. 1 Thlr.

Bachoven von Echt, C. H., Der Pietismus. Ein psychologischer Roman. Gr. 12. Münster, Deiters. 1 Thlr. 18 Gr.

Bauer, L., Alexander der Große, Charaktergemälde in drei Abtheilungen. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 18 Gr.

Benecke, F. Ed., Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut. In Briefen an den Herrn Director Dr. Diesterweg, als Beitrag zur „Lebensfrage der Civilisation". Gr. 8. Berlin, Mittler. 12 Gr.

Blumenblatt, Das, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt von Dr. H. Kurz. Nebst einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang. Gr. 8. St. Gallen, Wartmann u. Scheitlin. 1 Thlr.

Brigham, A., Bemerkungen über den Einfluss der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit. Mit Anmerkungen von *Robert Macnish*. Aus dem Englischen übersetzt von *Dr. A. Hildebrand*. Gr. 8. Berlin, Enslin. 18 Gr.

Chateaubriand, Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen. In zwei Bänden. 1ster Band. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr. 4 Gr.

Droysen, J. G., Geschichte des Hellenismus. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte der Nachfolger Alexanders. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 4 Thlr.

Freyberg, M., Freiherr v., Pragmatische Geschichte der baierischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian I. Aus amtlichen Quellen bearbeitet. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Pragmatische Geschichte der baierischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung in policeilichen und staatswirthschaftlichen Gegenständen seit den Zeiten Maximilian I. Aus amtlichen Quellen bearbeitet. Gr. 4. Augsburg. 2 Thlr. 12 Gr.

Gaudy, F., Freiherr, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Die Lebensüberdrüssigen. Zwei Novelletten. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Haupt, K. G., Luther. Eine dramatische Tetralogie. Frei Wahl. Erstes Trauerspiel. — Daran: Die Entsagung. Lustspiel in einem Aufzuge, Schlußstück der Tetralogie: Luther. Gr. 8. Berlin, Kuhr. 20 Gr.

Havemann, W., Magnus II., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Eine biographische Skizze. Gr. 8. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 4 Gr.

Hegner, U., Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Hodges, Ch., Original poems. Translations of Demetrius, part of the bride of Messina, and three scenes from Faust. Gr. 12. Munich, Bayer. 18 Gr.

Junkmann, W., Elegische Gedichte. Gr. 12. Münster, Deiters. 12 Gr.

Krug, Über altes und neues Christenthum mit Hinsicht auf Ammon's Fortbildung des Christenthums und Strauß's Leben Jesu. Ein Sühnewort für Paläologen und Neologen, als Programm zum nächsten Jubelfeste der Christenheit. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Lips, Deutschlands Welthandels Wiedergeburt u. s. w. 2te Abtheilung. — Auch u. d. T.: Der Rhein-Donau- oder Ludwigs-Kanal in seinem Welthandelsmoment, seinen nationalen Vortheilen, seinem Verhältniß zu Eisenbahnen und Landstraßen, sowie in seiner vortheilhaftesten Bauart und Richtung betrachtet. Ein freies unmaßgebliches Votum. Gr. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 18 Gr.

Mayer, F., Novellen und Lieder. 8. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1 Thlr.

Medea, Die neue. Ein Roman von dem Verfasser des Scipio Cicala. In drei Bänden. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 6 Thlr.

Neu, G., Betty, die Gläubige. Roman. 8. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1 Thlr. 16 Gr.

Plate, W., Lorentino von Medici. Trauerspiel. Gr. 8. Bonn, König und van Borcharen. 1 Thlr. 4 Gr.

Rapp, K. M., Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. 1ster oder physiologischer Theil. 1ste Hälfte. — Auch u. d. T.: Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen u. s. w. Herausgegeben von Eduard Widenmann ꝛc. und Hermann Hauff ꝛc. 9te Lief. — Auch u. d. T.: Südafrikanische Skizzen von Thomas Pringle. Aus dem Englischen übersetzt. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 16 Gr.

Reumont, A., Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Graf L. Serristori, E. Taitbout de Marigny u. A. bearbeitet. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 16 Gr.

Ritter, H., Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 3 Thlr.

Scheitlin, P., Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen. Gr. 12. St. Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1 Thlr.

Schönborn und seine Zeitgenossen. Drei Briefe an ihn nebst einigen Zugaben aus seinem Nachlaß und einer biographischen Skizze als Einleitung, herausgegeben von J. R. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 16 Gr.

Schram, J., Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Mit Bezug auf die Geschichte unserer Zeit. Gr. 8. Bonn, König und van Borcharen. 21 Gr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. 46ster, 47ster Band. — Auch u. d. T.: Regenbogenstrahlen. Erzählungen von C. Spindler. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 6 Gr.

Strodtbeck, G. F., Die christlich-ethischen Ideen, welche die neueste Zeit bewegen, dargestellt und gewürdigt nach der gegenwärtigen Stufe ihrer Entwickelung im Gemeinbewußtsein der gebildetern Menschheit. Eine Gelegenheitsrede als Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit und zur Verständigung über sie. 8. Heilbronn, Drechsler. 6 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Dr. Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 1ster Theil. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Volksdichter, Die, Hans Sachs und Grübel im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung der deutschen Poesie betrachtet. Zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Grübel's, den 3. Juni 1835. 8. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 4 Gr.

Werg, A., Das Missionsdorf. Eine Erzählung aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. 8. Berlin, Lüderitz. 1837. 1 Thlr.

Wohlfarth, J. F. Th., Triumph des Glaubens an Unsterblichkeit und Wiedersehen über jeden Zweifel. Ein Buch für Trauernde und Alle, die nach der ewigen Wahrheit forschen. Gr. 8. Rudolstadt, Fröbel. 1 Thlr. 18 Gr.

Zur Geschichte der Araber vor Muhamed. Von *R. v. L.* Mit 8 synchronistischen Tabellen und graphischen Darstellungen. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 249. — 5. September 1836.

Die Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern. Herausgegeben von Karl Immermann. Drei Theile. Düsseldorf, Schaub. 8. 1836. 6 Thlr.

Daß „Urtheile über Personen und Werke, deren Zeitgenosse man ist, meistens sehr mislich sind", muß ich bei der Anzeige dieses Buches um so mehr mit Immermann selbst fühlen, als die Würdigung einer so wichtigen Erscheinung wie „Die Epigonen", die nicht minder in poetischem wie in politisch-moralisch-anthropologisch-historisch-kritischem oder überhaupt wissenschaftlichem Betrachte beachtenswerth, nicht sowol die Sache dieser ihrem Plane nach sich beschränkenden Blätter, als vielmehr einer eigentlichen Literaturzeitung sein kann, die eine ins Einzelne gehende, gehörig belegte Kritik zuläßt, während ich mich hier auf eine allgemeinere Besprechung zurückgewiesen finde.

Es scheint mir zwar nach meinem unmaßgeblichen, bescheidenen Dafürhalten in Betreff kritischer Erörterungen neuer Bücher gegenwärtig dahin gekommen zu sein, daß man sich schämen möchte, ein solches wahrhaft bedeutendes öffentlich beim rechten Namen zu nennen, insofern man es einem größern Publicum fast nicht vertragen kann, wenn es in Folge des so häufig mit Lob und Preis getriebenen Misbrauches zwischen wahrhaft und angeblich Bedeutendem eben keinen Unterschied anerkennt und den Rechtfertiger des Guten mit dem des Mittelmäßigen in eine Classe wirft. Indessen glaube ich, daß die Anerkennung, die ich hiermit den „Epigonen" als einem vorzugsweise bedeutenden Werke zolle, durch den Umstand einiges Gewicht erlangen dürfte, daß Immermann, der in den jüngsten Erzeugnissen seiner Muse ein so vielseitiges und wahrhaftes Dichtertalent beurkundet hat und eben nichts weniger als ein poetischer Glücksritter ist, von den „Epigonen" selbst sagt: sie seien ihm, theils im Plane bedacht, theils in der Anlage entworfen und theils in der Ausführung vollendet, einen großen Abschnitt seines eignen Lebens hindurch unausgesetzt treue Begleiter gewesen.

Die Helden des Buches, die Epigonen, sind wir Jetztlebende, mit Bezug auf die Söhne jener vor Theben Gebliebenen, selbst.

Was der Dichter darüber im ersten Theile äußern läßt, ist zur Erklärung und Ansicht des Buches wesentlich, und ich theile es darum hier mit:

Wir können nicht leugnen, daß über unsere Häupter eine gefährliche Weltepoche herringebrochen ist. Unglücks haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sich-ernststellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht, wonach? eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! Es ist, als ob die Menschheit, in ihrem Schifflein auf einem übergewaltigen Meere umhergeworfen, an einer moralischen Seekrankheit leide, deren Ende kaum abzusehen ist.

Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der beiden Zeiten, deren jüngste die Revolution in ihrem Anfangspunkte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unsere Tagesschwätzer sehen mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schal und dürftig vor; aber sie irren sich. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen und, daß ich bei der Schutzrede für die Beschränkung mit einem recht beschränkten Sprüchlein argumentire: der Schuster blieb bei seinem Leisten. Jetzt ist jedem Schuster der Leisten zu gering, woher es auch rührt, daß kein Schuh mehr uns bequem sitzen will.

Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Gelde; wer mit fremdem Gute leichtsinnig wirthschaftet, wird immer ärmer. Aus dieser Bereitwilligkeit der himmlischen Göttin gegen jeden Dummkopf ist eine ganz eigenthümliche Verderbniß des Worts entstanden. Man hat dieses Palladium der Menschheit, dieses Taufzeugniß unsers göttlichen Ursprungs, zur Lüge gemacht, man hat seine Jungfräulichkeit entehrt. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten. Das alte schlichte: Überzeugung, ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt, von Ansichten zu reden. Aber auch damit sagt man noch meistentheils eine Unwahrheit, denn in der Regel hat man nicht einmal die Dinge angesehen, von denen man redet und womit beschäftigt zu sein man vorgibt.

Der uns im Buche stellvertretende Held, die Unruhe in dem Uhrwerke desselben, ist ein junger Mann, Namens Hermann, der die verschiedenen Richtungen der Zeit

gewissenhaft mit durchgemacht. Er hat 1813 mitgefochten, hat studirt, ist Demagog gewesen, ist gereist und hat weder einen bestimmten Lebenszweck noch Beschäftigung, wonach er also wol mit einigem Rechte die vorschnelle und frühwelkende Jugend unserer Zeit vorstellen mag. Seine Ältern sind todt, sein in der Welt als solcher geltender Vater war ein bremer Bürger, sein wirklicher Vater ein vornehmer Graf, der ihn in wilder Ehe mit seiner Mutter erzeugte, die der Bürger aus Freundschaft für den Grafen, um ihre Ehre zu retten, darauf heirathete. Ohne dies zu wissen, hält sich Hermann eine Zeitlang bei seinem Halbbruder, dem Herzoge, dem er zufällig begegnet, auf dessen Standesherrschaft auf, verweilt dann in der großen norddeutschen Hauptstadt, und lebt desgleichen abwechselnd auf den Besitzungen seines Oheims, des Bruders seines Pflegevaters, eines Fabrikherrn und Millionnairs, der schon die Herrschaften der jüngern ausgestorbenen Linie des herzoglichen Hauses auf kaufmännische, zweideutige Weise an sich gebracht hat und auch das Besitzthum des Herzogs in Folge dessen mit Rechtsansprüchen ansicht. Er verfällt späterhin, irrig überzeugt, mit seiner Halbschwester, wenn auch dessen unbewußt, Blutschuld auf sich geladen zu haben, durch das Gefühl derselben und in Folge der Haltlosigkeit seines innern Lebens in einen dem Wahnsinne ähnlichen vegetirenden Zustand, wird aber am Ende, davon enttäuscht, wiederhergestellt und, gewissermaßen als der Niederschlag seiner Zeit, glücklich im Besitze seiner Geliebten und der ungeheuern Erbschaft seines Oheims, der vorher auch noch die Besitzungen des Herzogs an sich gebracht hat. In welchem Schlusse denn die poetische Gerechtigkeit liegt, daß also der unechte Sohn des vornehmen Hauses dessen Rächer an dem Kaufmanne wird, indem er, scheinbar sein Neffe, Alles, was dieser ihm abgenommen, mit dem Seinigen dazu an sich bringt.

Dies ist mit wenigen Worten der Umriß des ganzen Werkes, das der Dichter aristokratisch-bürgerliche, politisch-sentimentale Haus- und Herzensereignisse nennt, indem es in der That in diesen zwei Hauptgruppen sich zusammenstellt, um derentwillen die geschichtliche Zeitfolge etwas verrückt werden mußte. Was ich ferner zunächst darüber zu sagen habe, muß ich, ohne breitere Entwickelung des Reichthums, den dieses Werk an Schilderungen, Charakteren und Beziehungen in sich hegt, in einige Betrachtungen über die Hauptcharaktere desselben auffassen. Eben die Geliebte Hermann's, Cornelie, ist offenbar des Dichters geliebtestes Kind und in der That eine anmuthige Gestalt. Sie ist die gesunde, kräftige Natur selbst, lautere Unschuld, Einfalt und Häuslichkeit, die lange mit sich und ihrer Liebe kämpfen muß, ehe sie es wagt, sich dem werdenden Hermann hinzugeben. Der Herzog und die Herzogin sind als Repräsentanten der Adelsaristokratie, die in dem Buche ebenso wie der mit dem Boden wuchernde speculirende Fabrikherr zu Grunde gehen, um dem einfachen Landbebauer Raum zu geben, im Allgemeinen vortrefflich geschildert, und nur nicht immer stimmen ihre Handlungen mit ihren adeligen Gesinnungen überein. Auch verstößt es fast, daß der Herzog, diese blos vornehme und als solche vorzugsweise unbedeutende Natur, tragisch untergeht. Was die Herzogin insbesondere anlangt, mit der der Verf., wie überhaupt auch mit den andern weiblichen Hauptcharakteren, vielleicht öfters als Liebhaber verfährt, so findet sich in ihr all die gewissen vornehmen Naturen eigne Anmaßung vor, mit Demuth zu kokettiren und sich in ihren nervösen, selbstischen Gefühlen und Empfindungen mit Wohlgefallen zu bespiegeln, sodaß wir uns in ihrer Nähe in der Wirklichkeit wahrhaft zerknirscht vor eigner Geringschätzung im Vergleich mit ihnen vorkommen, wenn es uns gleich erst wieder wohl werden kann, sobald wir ihnen entrückt sind. Wir können uns im Leben wol in sie verlieben, aber sie *lieben* nimmermehr. Sobald wir ihr selbstsüchtiges Dasein durchschauen lernten, ist der Zauber, der sie für uns vorher umgab, gebrochen. Wer sie zuerst aufgebracht und ihre Billigung verschuldet hat, war wol Göthe. Er war in der Poesie so nachsichtig gegen sie, wie sie selbst im Leben gegen sich sind. Der Charakter der Herzogin macht sich in dem Buche vielleicht zu breit, der Verf. nimmt ihn sehr wichtig, und wir zürnen ihm beinahe, daß er uns so lange bei ihrer gespreizten Unheimlichkeit aufhält. Freilich wird der Charakter erst gegen das Ende hin widerwärtig durch die Ironie, der zufolge sie ihre in dem Gefühl für Hermann bewahrte Standhaftigkeit einem noch Unbedeutendern aufopfert. An die Herzogin lehnt sich mit einem unschönen Bilde als Schmarotzerpflanze, die sich, sie umarmend, an sie festgesogen, der Geistliche, ihr Gewissensrath. Daß die Sippschaft dieser geistigen Überläufer im Allgemeinen getreu und ohne Übertreibung in ihm abgeschildert ist, gebe ich zu; aber wozu die schöne Novelle von seiner Bekehrung durch die Beziehung auf ihn so verletzen? In keinem Falle hat der Dichter die Bekehrungsgeschichte zu dem Ende geschrieben, wie sie hier steht. Entweder, was das Wahrscheinlichste, war der Charakter des Arztes besser intentionnirt, oder die Novelle bestand für sich selbst. Der Arzt und der Rath des Herzogs sind mit großer Kunst geschilderte wirkliche Charaktere, die nicht grade liebenswerth, aber sehr achtbar zu nennen. Die Erleuchtung des Arztes ist einer der schönsten Momente des Buches.

Johanna, des Herzogs und Hermann's Halbschwester, ist ein Charakter, wegen dessen ich mit dem Verf., der ihn hochzustellen scheint, nicht einverstanden bin. Es ist kein recht zusammenhaltendes Princip in ihr, und daß sie das Gerippe ihres Geliebten mit sich herumführet, erinnert an das weiße Mäuschen der jungen Hexe im „Faust".

Ihr erster Gatte, Medon, von dem sie mit aller Tugend doch so leicht im Unglück abläßt, wiewol sie ihn vorher geliebt, ist mit Scharfsinn und Kühnheit nach der Natur gezeichnet. Es läßt sich sehr viel dabei denken, und wenn es solcher Ultra-Medontes wirklich geben sollte, was doch billigerweise zu bezweifeln, so sollte man sie freilich lieber heute als morgen in Gewahrsam nehmen.

Die letzte Gruppe von Charakteren, deren ich gedenken will, ist die der alten ehemaligen spanischen Nonne,

die von einem polnischen Krieger am Altare geschändet wurde, und ihrer dort empfangenen Tochter Flammetta oder Flämmchen, wie der Dichter sie nennt, dieses „lieblich-wilden Auswürflings geheimer Sünde oder gottschändender Vermischung". Beide Gestalten passen als Mutter und Kind, Wahnsinn und Leichtsinn, wie zwei Hälften zusammen. Immermann nennt sie recht „Blasen der von Grund aus umgerüttelten Zeit", und dieses Flämmchen macht sich als ein so oft verschlingendes Band der ganzen Dichtung wesentlich genug. Ich möchte sie ein Mittelding zwischen Mignon und Philine nennen, und in Dem, wo sie von Beiden abweicht, ein Seitenstück zu jenem so gefeierten gefrornen Kreuzsprunge unserer Tage. Ich kann die etwaige Idee der poetischen Schönheit, die der Dichter in sie gelegt, nicht enträthseln und möchte doch dafür halten, daß sie ohne Verdienst mit so großem Gewichte für das Buch beladen worden. Indessen will ich dem Dichter ihrethalb nicht zu nahe treten, da es mir scheint, als sei er auch nicht ohne Vorliebe für sie. Es wäre wenigstens insofern nicht eben verwunderlich, wenn sie bei ihrem Reize zauberhaft auf ihn gewirkt, als es ja wol schon dagewesen, daß ihres gleichen ohne Reiz manchen geistreichen Mann berückte.

(Der Beschluß folgt.)

Servitude et grandeur militaires par le comte *Alfred de Vigny*. Paris, 1835.

Der Dichter des „Cinq-Mars", des „Chatterton" und anderer ausgezeichneter Werke zeigt sich hier dem Publicum von einer neuen Seite, als Soldat, der den Kelch der Langeweile des Garnisondienstes im Frieden bis auf die Hefen geleert hat. Es kann nicht fehlen, der Inhalt dieses merkwürdigen Buches muß in den meisten Gemüthern gedienter Offiziere widerklingen, wie dies dem Ref. in hohem Grade begegnet ist. Hören wir die Einleitung; sie spricht aus, was mancher seit langer Zeit still in sich getragen hat.

„Unwillkürlich muß ich sagen, wie viele ungekannte und muthig ertragene Leiden ich bei einem Stande gesehen habe, der, je nachdem die Nationen ihn unnütz oder nothwendig fanden, stets gering geachtet, oder über Gebühr geehrt wurde. Dieses Gefühl ist es jedoch nicht allein, welches das vorliegende Werk veranlaßte, vielmehr hoffe ich hier und da durch selbst angestellte Beobachtungen zu beweisen, wie manches Veraltete und Barbarische noch in der neuern Organisation unserer stehenden Heere zurückgeblieben ist, wo der Krieger getrennt ist vom Bürger, wo er unglücklich und roh ist, weil er sich in einer schlimmen und unrichtigen Lage fühlt. Es ist traurig, daß sich Alles um uns her ändert und nur das Schicksal der Heere unabänderlich dasselbe bleibt. In dem Zeitpunkte, in welchem ich schreibe, hat der Offizier mit 20 Dienstjahren keine Feldschlacht gesehen. Ich selbst habe wenig Abenteuer erlebt, aber um so mehr deren erzählen hören. Ich werde daher meistens Andere für mich sprechen lassen. Ich habe den Krieg nur wenig gesehen, aber ich habe ein Recht, von den mannhaften Sitten und Gebräuchen des Heeres zu sprechen, in welchem Strapatzen und Langeweile mir nicht erspart wurden.

„Gegen das Ende des Kaiserreiches war ich ein zerstreuter Lyceist. In Lyceum herrschte der Krieg, die Trommel erstickte die Stimme der Lehrer; die geheimnißvolle Sprache der Bücher redete nur in kalten und pedantischen Ausdrücken zu uns. Die Logarithmen und Tropen erschienen in unsern Augen nur als Sprossen, um zu dem Sterne der Ehrenlegion emporzuklimmen. Kam einer unserer Kameraden, nachdem er vor wenigen Monaten das Collegium verlassen hatte, in Husarenuniform zurück, den Arm in der Schlinge, so erröthneten wir über unsere Bücher und warfen sie mit Unwillen in die Ecke. Die Lehrer selbst lasen uns unaufhörlich die Bulletins der großen Armee vor und unser Jubelruf: es lebe der Kaiser! unterbrach den Tacitus und Plato.

Damals ergriff mich eine unbegrenzte Liebe zum Waffenruhm, — eine Leidenschaft, die um so unglücklicher war, als grade die Zeit anfing, wo Frankreich von derselben geheilt zu werden begann. Erst lange nachher ward ich inne, daß meine Dienstzeit nichts als ein langer Irrthum war. Der Krieg schien uns ein so natürlicher Zustand für unser Land, daß wir uns, kaum aus dem Collegium entlassen, sogleich in die Armee warfen, weil wir unmöglich an die dauernde Ruhe eines Friedens glauben konnten. Jedes Jahr gebar die Hoffnung eines Krieges, wir wagten jedoch den Degen nicht wegzulegen, aus Furcht, der Tag unseres Austrittes könnte der Vorabend eines Feldzuges sein. Auf solche Weise verloren wir kostbare Jahre, wobei wir unsere nutzlose Thatkraft in Paradeübungen und Privatstreitigkeiten erschöpften.

Erdrückt durch eine Langeweile, welche ich keineswegs in dem heftig gewünschten Stande erwartete, war es mir damals dringendes Bedürfniß, mich dem ermüdenden und leeren Lärm der militairischen Tage während der Nacht zu entziehen. Was ich in jenen Nächten sammelte, das gebe ich hier als Erinnerung an die Mittheilungen meiner Kameraden und gruppire die Hauptzüge um eine Idee. Das Wenige, was mir begegnet ist, mag diesen Gemälden des militairischen Lebens zum Rahmen dienen."

Nach dieser Einleitung schildert der Verfasser den allgemeinen Charakter der Heere. Wenngleich Manches nur auf Frankreich paßt, so ist doch Vieles treffend wahr und findet Anwendung nicht nur auf alle Heere constitutioneller, sondern selbst absoluter Staaten. Wir heben das Wichtigste seiner Betrachtungen heraus. Nachdem er ein Bild der Heere des Alterthums und des Mittelalters entworfen hat, fährt er fort: „Das Loos eines Heeres der neuern Zeit ist ein ganz anderes; es ist ein Körper, der von dem großen Körper der Nation getrennt, und dem hinsichtlich der Intelligenz verboten ist, zu wachsen. Das moderne Heer sinkt, sobald der Krieg beendet ist, zu einer Art von Gendarmerie herab; es schämt sich seiner selbst, und weiß nicht, was es thut, noch was es ist. Unaufhörlich fragt es sich, ob es Sklave oder König des Staates sei. Allenthalben sucht dieser Körper seine Seele und findet sie nicht.

Der besoldete Mensch, der Soldat ist ein armer Ehrgeiziger, entweder Opfer, oder Henker, der Sündenbock, der von dem Volk und für das Volk geopfert wird, das sich nichts aus ihm macht. Wie oft, wenn ich einen unbedeutenden, aber activen Theil an unsern bürgerlichen Unruhen nehmen mußte, fühlte sich mein Gewissen empört über diese grausame und erniedrigende Lage. Wie oft verglich ich diese Existenz mit der des Gladiators. Das Volk ist der gleichgültige Cäsar, der grinsende Claudius, dem die Soldaten im Vorüberziehen zurufen: Ave, Caesar, morituri te salutant!

Empören sich einige Arbeiter wegen zu geringen Lohnes gegen ihre Meister, will irgend eine Stadt, eifersüchtig auf Paris, auch ihre drei Julitage haben, so sendet die Regierung ihre Gladiatoren; sie gehen, sie tödten und werden getödtet. Die Ruhe ist hergestellt, man umarmt sich und die Hasenjäger wünschen sich Glück über ihre Geschicklichkeit im Zielen auf den Offizier und den Soldaten. Nach gestellter Rechnung bleibt nur eine einfache Subtraction von einigen Todten. Daran liegt jedoch wenig, Niemand bekümmert sich um ihre Namen — es ist ein anonymes Blut! — Häufig vereinigen sich zwei getrennte Parteien, um die Unglücklichen, welche verurtheilt waren, sie zu besiegen, mit Haß und ihrem Fluche zu überschütten.

Der Zweck dieses Buches ist kein anderer, als der Wunsch, diesen Haß, mit dem der Bürger nur allzuschnell bei der Hand ist, von dem Haupte des Soldaten abzuwenden und die Armee mit der Nation zu versöhnen. Das Schönste nach der Begeisterung ist die Aufopferung. Nach dem Dichter kommt der Soldat; er trägt keine Schuld, daß er zum Stande des Heloten verurtheilt ist.

Die Armee ist blind und stumm; wohin man sie in Bewegung setzt, dahin geht ihr Stoß; sie hat keinen Willen und handelt wie ein aufgezogenes Räderwerk. Sie ist eine große Maschine, die man in Bewegung setzt und die tödtet, die aber dabei innerlich leidet."

Der Verf. schildert sofort die militairische Dienstbarkeit (servitude) des Soldaten und ihren individuellen Charakter.

„Dienen heißt nichts Anderes, als gehorchen und befehlen in einem Heere. Man mag über diese Dienstbarkeit seufzen, aber es ist billig, die Sklaven zu bewundern. Alle empfangen ihr Loos mit seinen sämmtlichen Folgen, und in Frankreich besonders erwerben sich die im Militairstande geforderten Eigenschaften mit großer Schnelligkeit. Allein die ganze Lebendigkeit des Franzosen verliert sich plötzlich und erhält einen düstern Anstrich.

Das Leben wird traurig, einförmig, regelmäßig. Die durch den Tambour angezeigten Stunden sind ebenso dumpf wie der Ton, der sie verkündigt. Der Gang und das Aussehen sind gleichförmig wie die Kleidung. Die Lebhaftigkeit der Jugend und die Langsamkeit des reifern Alters nehmen allmälig denselben Gang an, nämlich den der Waffengattung. Die Waffe, in welcher man dient, ist der Model, in welchen man seinen Charakter wirft; in diesem ändert er sich, in diesen wird er umgegossen und nimmt eine allgemeine Form an, die ihm für immer bleibt. Der Mensch verschwindet unter dem Gepräge des Soldaten.

Die militairische Dienstbarkeit ist schwer, gleich der eisernen Maske des namenlosen Gefangenen und gibt jedem Soldaten ein gleichförmiges, kaltes Gesicht. Dies zeigt der bloße Anblick eines Armeecorps. Die Strapatze macht Runzeln, die Sonne jene gelbe Hautfarbe, und ein frühreifes Alter durchfurcht die 30jährigen Gesichter. Allein eine Allen gemeinschaftliche Idee gibt diesem Vereine ernster Menschen einen großen Charakter von Majestät, und diese Idee heißt — Selbstverleugnung. Die Selbstverleugnung des Kriegers ist ein schwereres Kreuz als das des Märtyrers. Man muß es lange Zeit selbst getragen haben, um seine Größe und sein Gewicht zu kennen.

Aufopferung muß das Herrlichste auf Erden sein, weil sie einfachen Menschen so schön steht, die zum größern Theile keine Idee von ihrem Verdienste und dem Geheimnisse ihres Lebens haben. Sie allein macht, daß aus diesem beengten und langweiligen Leben, gleichsam wie durch ein Wunder, ein künstlicher, aber edler Charakter hervorgeht, dessen Züge gut und groß sind, gleich denen antiker Münzen.

Die vollständige Selbstverleugnung, von der oben die Rede war, die beständige Erwartung und Gleichgültigkeit des Todes, die gänzliche Aufgebung aller Freiheit des Denkens und Handelns, der dem Ehrgeize auferlegte Zwang und die Unmöglichkeit, Reichthümer anzuhäufen, bezeugen Tugenden, welche in den freiern und thätigern Ständen selten sind.

Im Allgemeinen ist der militairische Charakter einfach, wohlwollend, geduldig; es findet sich etwas Kindliches darin, weil das Leben in den Regimentern einigermaßen demjenigen in den Schulen gleicht. Die Züge von Rohheit und Traurigkeit, welche ihn zuweilen trüben, werden durch die Langeweile erzeugt und durch die nothwendige Zurückhaltung der Vorgesetzten. Keiner derselben wagt es, sich vor seinen Untergebenen im natürlichen Zustande zu zeigen, aus Furcht, sein Ansehen verliere darunter. Ich habe Offiziere gekannt, die sich das Schweigen eines Trappisten auferlegten und die den ernsten Mund nie öffneten, als um einen Befehl auszusprechen. Unter dem Kaiserreiche war diese Zurückhaltung beinahe allen Stabsoffizieren und Generalen zur Gewohnheit geworden. Sie befolgten darin das Beispiel ihres Meisters. Hierzu kam noch die Nothwendigkeit, ihre Würde gegenüber einer unterrichtetern Jugend zu bewahren, die ihnen unaufhörlich aus den Militairschulen zugesendet wurde und die, stolz auf ihr erlerntes Wissen, nur durch das Schweigen im Zügel gehalten werden konnte.

Ich habe mich nie gern mit jungen Offizieren abgegeben, sogar nicht zu der Zeit, als ich selbst einer war. Ein geheimer Instinkt der Wahrheit sagte mir, daß in allen Dingen die Theorie neben der Praxis verschwindet; das ernste, schweigende Lächeln alter Hauptleute machte, daß ich auf der Hut war gegen jene armselige Wissenschaft, welche man in einigen Tagen erlernen kann. Bei dem Regimente, in welchem ich diente, hörte ich mit Vergnügen jenen alten Offizieren zu, die von der Pike auf gedient hatten. Sie erzählten mir ihre alten Geschichten aus Ägypten, Italien und Rußland, aus denen ich mehr über den Krieg lernte, als aus der Ordonnanz vom J. 1789 und den unerschöpflichen Dienstreglements. Dagegen war mir die eingebildete, müßige und unwissende Geckerei der jungen Offiziere jener Zeit, ihr Rauchen und Spielen, ihre Ängstlichkeit im Anzuge und ihr stetes Kaffeehausleben höchst zuwider. Um einigen Nutzen aus meinen Umgebungen zu ziehen, hielt ich mich in den Stunden ihrer regelmäßigen Spaziergänge an alte gediente Offiziere, und prägte mir ihre Erzählungen tief ein. Der Anblick der Natur, oder irgend eines Terraingegenstandes weckte eine Menge Erinnerungen in ihnen; bald war es ein berühmter Rückzug, ein Hinterhalt, ein Infanteriegefecht, eine Belagerung oder ein Seetreffen, das den Stoff der Unterhaltung bildete. Immer sprach sich in diesen Erzählungen die Zurückwünschung jener gefahrvollen Zeit, die Ehrfurcht für das Andenken dieses oder jenes großen Generals, eine naive Anhänglichkeit für diesen oder jenen obscuren Namen, den sie für berühmt hielten, und bei all diesem eine rührende Einfachheit des Herzens aus, welche das meinige mit einer Art von Verehrung für diesen männlichen, in fortwährendem Kampfe mit Widerwärtigkeiten gestählten Charakter erfüllte.

Aus der Masse meiner Erinnerungen werde ich diejenigen auswählen und in ein passendes Gewand kleiden, welche sich für meinen Zweck zur Mittheilung am besten eignen. Dabei werde ich zeigen, wie mancherlei Lagen, die im Widerspruche mit dem Charakter und der Intelligenz stehen, aus der Dienstbarkeit und den veralteten Gebräuchen der stehenden Heere hervorgehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Naives Geständniß.

Nicolaus Leonicenus (geb. zu Lunigo im Venetianischen 1428, gest. zu Ferrara 1524), der zuerst Galen's Werke ins Lateinische übersetzte, viele für damalige Zeit verdienstliche Schriften verfaßte und fast 60 Jahre zu Ferrara die Arzneikunde lehrte, ohne sie ausüben zu wollen, um den Grund seiner Scheu vor der Praxis befragt, antwortete: „Ich will durch Lehre zum gemeinen Besten beitragen, ohne Jemand in die andere Welt zu schicken."

Schlagfertiger Witz.

Ein venetianischer Patricier wollte einen als eifersüchtig auf seine Frau bekannten Gondoliere necken und warf ihm deshalb, als er eines Tages unter dem Balcon des Palastes hinfuhr, ein paar Hörner in die Gondel. Der Gondoliere, die Anspielung merkend und aufgeweckt, wie es diese Classe in der Regel ist, hob gelassen die Hörner auf und sagte, sie dem Patricier hinhaltend: „Ei, ei, Excellenza haben sich, wie ich sehe, soeben gekämmt, denn hier sind einige ihrer ausgefallenen Haare!" A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 250. —— 6. September 1836.

Die Epigonen. Familienmemoiren in neun Büchern. Herausgegeben von Karl Immermann. Drei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 249.)

In dem vierten Buche des Werkes ſchreitet der Herausgeber oder Dichter, ſeinetwegen Briefe wechſelnd, perſönlich ein. Eine nicht unwichtige Stelle aus denſelben gehört hierher:

Die Literatur iſt eine Literatur der Einſamen geworden. Der ſinnende und bildende Geiſt wird von einer ewigen Nothwendigkeit getrieben, ſich zu offenbaren, und zur Vollſtändigkeit dieſer Offenbarung gehört die äußere Erſcheinung. Man ſchreibt daher und läßt drucken, nach wie vor, ohne die Ausſicht der Vorgänger zu haben, geleſen zu werden. Anfangs und in der Jugend bereitet dieſes Verhältniß bittere Schmerzen; es iſt ſo traurig, ſich mit einer Welt voll Anſchauungen, Gedanken und Empfindungen in der Wüſte zu ſehen, allmälig beruhigt ſich das Gemüth, und endlich kann in der durchgeprüften Seele das Bewußtſein einer glorreichen Dunkelheit entſtehen, welches ſo unzerſtörbar ſchön iſt, daß man es mit nichts vertauſchen möchte. Oder iſt es nicht beſſer, unter Reichen als Wohlhabender zu verſchwinden, denn unter Bettlern mit ſeinem Etwas ſich hervorzuthun?

Ich ſchrieb den Merlin und wußte ſein Schickſal vorher, nämlich, daß man ſeiner nicht achten werde. Glauben Sie, daß mich dieſes Wiſſen niedergeſchlagen hat? Keine der Entzückungen, aus welchen jenes Gedicht entſprang, hat es auch nur im mindeſten getrübt. So habe ich an den Büchern der Epigonen gearbeitet, ohne irgend etwas davon zu erwarten, was man Wirkung nennen könnte. Und dennoch ſind mir die Stunden, Tage und Wochen, welche ich ihnen widmete, unverfinſterte, liebe Erinnerungen.

Die Pfade zum Heldenthume ſind immer ſteil, die Pfade zu Dem, welches ich meine, vielleicht die ſteilſten. Zart und weich ſoll Der ſein, der ſie wandelt, und doch auch wieder die Kraft des Ajax haben, um den himmelanſteigenden Felſen zu bewältigen. Dennoch gelingt es wol, emporzuklimmen, wenn wir nur verſtehen, uns mit dem Blute unſerer Sohlen auf den Abſätzen der Klippen neben den furchtbaren Tiefen feſtzuleimen.

Ich würde es nun zwar begreiflich finden, wenn hier und da ein Leſer oder Recenſent auf dieſe Worte hin, bei ſich oder öffentlich, dem Dichter erwiderte: Es ſei mit Entſchluß und That zu dichten und zu ſchreiben in unſern Zeiten eine ganz eigne Sache. Der Beſcheidene und Einſichtige werde eben nicht kühnlich denken, etwas zu ſchaffen, das bleibe. Er werde von dem Strome ſeiner Zeit, die nur dauernd zerſtören möge, mit hingeriſſen, ohne ſich deſſen oft ſelbſt bewußt zu ſein, und von ihrer Unfähigkeit zu bauen ſo leicht angeſteckt. Von Tauſenden werde es Einem gelingen, für die Nachwelt zu bauen, der Übrigen Paläſte, Häuſer oder Hütten fallen mit ihnen oder ihnen meiſt ſchon über den Köpfen ein. Es ſei darum ſicherlich ſchon kein geringes Lob, wenn man von einem Erzeugniſſe unſerer Zeit anerkennen müſſe, daß es inmitten der allgemeinen Baufälligkeit — an die man, ohne Gefahr zu laufen, der Altklugheit geziehen zu werden, wol gegenwärtig glauben dürfe — wenigſtens ein bedeutendes oder intereſſantes Zeugniß von ihr den Nachkommen ablegen werde.

Indeſſen geſtehe ich für mein Theil, daß ich mit dieſem ausgeſprochenen Gefühle des Dichters durchaus einverſtanden bin und ihm beipflichte, wenngleich ich auch der feſten Überzeugung lebe, daß Bitterkeit gegen ſich oder Andere niemals einem Dichter heilſam geweſen iſt.

Immermann's ſchöne Dichtung, „Merlin", ſowie ſein „Alexis", ſeine „Somnambule", „Tulifäntchen" haben ſich der wahren und warmen Freunde viele erworben und ſind keineswegs unbeachtet geblieben, wenn auch ſchon dieſe ihre Freunde der Art ſein mögen, die nicht grade des öftern in Journalen zu verlauten pflegt. Aber das vielköpfige Ungeheuer Publicum hat nur in ſeiner Art zuweilen auch dem Dichter gegenüber Recht. Wie es mit dieſem Rechte in Bezug auf die eine oder andere der vorgenannten Dichtungen beſchaffen, iſt hier nicht zu entwickeln; aber ich will verſuchen, was „Die Epigonen" angeht, einige desfallſige Andeutungen im Sinne eines einſeitigen Publicums zu geben, deren größere oder mindere Richtigkeit oder Anwendbarkeit ich übrigens dahingeſtellt ſein laſſe.

„Die Epigonen" lehren Beſchränkung direct und indirect. Alles Übermüthige, Ungebundene, Hochtrabende, Hohle, Vielumfaſſende geht in ihnen zu Grunde, trägt den Keim des Todes von Anfang herein erſichtlich in ſich. Nur das Einfache, Genügſame, Beſchränkte bleibt übrig und behält Recht. Aber der Dichter kann die pathologiſchen Erſcheinungen der Zeit auch wol zu ernſt und ſchwer nehmen. Er muß nimmer vergeſſen, daß er für alle Zeit ſchreibt, nicht etwa blos für die ſeinige, und daß er für die kommende dann mit Schatten ficht, die ſie nicht mehr wahrnimmt. Deshalb muß er ſich in ihrer Darſtellung beſchränken, ſie der Poeſie durchaus unterordnen. Das echteſte Kunſtwerk, der wahre Poet wird immer ſo wenig

wie möglich im gegenständlichen Raume umfassen, aber dies Wenige ganz durchdringen und zu einem lebendigen, selbstdenkenden, fortbildenden Dasein erwecken, in dem sich die große Welt wiederabspiegelt. Novalis mit seinem unbeschränkten Geiste wollte auch die verschiedenen Seiten des Lebens in poetischen Werken zur Anschauung bringen; aber eine jede in einem besondern. Er übernahm sich nicht, wiewol er es in dem Sinne eher als zehn Andere gekonnt hätte. Mit dem viel Umfassen gewinnt der Dichter nie; aber allerdings liegt das Himmelanstürmende jetzt in der Zeit. „Die Epigonen" umfassen räumlich zu viel. Sie regen, wie ihre Zeit, Alles auf und an und befriedigen nicht. Sie lassen kein wohlthuendes Gefühl zurück, gewähren auch nicht einen Ruhepunkt, an dem der Leser sich sammeln könnte; deswegen machen sie leicht einen melancholischen Eindruck. Warum wirkte der „Werther" so allgewaltig auf seine Zeit? Weil der Gegenstand der Poesie untergeordnet war, der Poet ihn bemeisterte, nicht umgekehrt dieser jenen. Der Dichter muß sich unausgesetzt selbst verleugnen und aufopfern; der Dichter der „Epigonen" konnte dies vielleicht in noch höherm Grade thun, als er that, dann wäre mehr Schatten, und also auch in anderm Sinne mehr Licht und Harmonie in sie getragen worden. Das Bange darin liegt auch zum Theil mit in der Anordnung. Die Spannung und Ungewißheit des Lesers wird zu weit getrieben, er hört in solchem Falle lieber auf, sich zu interessiren, als seine Neugier sich unbequem werden zu lassen. Aber auch das Unreine, Unerfreuliche, Allzuscharfe in den meisten handelnden Personen verletzt. Die Anmuth darf in der Dichtung auch dem Irrenden nicht abgehen, er muß, wenn auch nur im Auge des Dichters, liebenswerth bleiben. Das Gegentheil liegt freilich im Geiste der Zeiten; aber dafür steht der Dichter über ihnen, und wird ein Jeder, der darin stehend dichtet, kein Kunst-, sondern in gewissem Sinne nur ein Naturproduct geben können.

Herz und Geist werden in den „Epigonen" anatomirt und die einzelnen Theilchen durchs Mikroskop betrachtet. Das zeigt von großer Menschenkenntniß des Dichters allerdings. Aber ist es schön, wenn wir den Reiz des Lebens und Webens in ihnen zerfließen und statt dessen die einzelnen Maden des Egoismus kriechen sehen? Und kann bei solch auflösendem Verfahren nicht auch Täuschung stattfinden und das Größere über das Kleinere übersehen werden? Hat der Egoismus nicht auch zuweilen eine poetische Seite, die ihn rechtfertigt? Der gewaltsame, bittere Ausgang der meisten Schicksale in den „Epigonen" ist nun allerdings von der Idee des Dichters mit ihnen bedingt; aber, sieht es erstens, fragen wol die Mildern, mit unserm Zeitlichen in der That so schlimm und verzweifelnd aus? Und dann, wendet der Ältere ein, hatte der Dichter die einzelnen Charaktere auch wirklich immer vorbestimmt, so zu werden, wie sie geworden sind? Dies steht zu bezweifeln, denn ein gewisses sich widersprechendes Schwanken wird mehr als einmal in ihnen sichtbar.

So ist auch das Tolle, Ausgelassene, Unwahrscheinliche vorzugsweise nur dem Novellisten erlaubt; ein Werk, das dem Romane verwandt ist, muß es umgehen u. s. w.

„Die Epigonen" erinnern immer und immer wiederholt an „Wilhelm Meister", dessen Hauptelemente darin liegen. Hermann ist der carikirte Wilhelm, oder zuletzt die umgekehrte Ottilie. Die Herzogin bald Gräfin, bald schöne Seele. Cornelie eine Art vindicirter Therese. Johanna-Natalie wird mit Recht auf Schwesterliebe reducirt. Die Alte schillert bald in den Harfenspieler, bald in Mariannens Alte über. Der Herzog — Graf u. s. w.

Nein, nun wird es aber doch bald zu arg! muß ich persönlich dieses einseitige Publicum unterbrechen. Wenn man auf diese Weise faselt und schwebelt, findet man aus Allem Alles heraus. Das sind Hirngespinnste, von denen sich ein eigentliches verehrliches Publicum nichts träumen läßt. Man macht es nur dadurch rebellisch und confus.

Und in der That wäre es unrecht und unbillig, sich also über „Die Epigonen" zu äußern. Es ist ein viel belehrendes dichterisches Werk und öffentlich nur zu loben. Ja, wenn der respective Leser die Zumuthung nicht als eine unstatthafte ablehnen wollte, dieses Buch als ein gutes zweimal zu lesen, so würde ihm mancher Genuß daraus zu Theil werden, den ihm die erste Lecture vielleicht noch nicht ablöst. Er muß nur, wie bei jedem Kunstwerk, streben, mit ihm aufzugehen, so weit dies thunlich, und sich vielmehr selbst als etwa, wie der gemeinere Leser, den Autor verleugnen, um sich selbst nur aus ihm herauszuhaspeln. An einzelnen ergötzlichen und meisterhaften Schilderungen sind, wiederhole ich, „Die Epigonen" außerordentlich reich, und ich mache beispielsweise nur auf die kleine Novelle: „Der Lieutenant und das Fräulein", auf die Episode von den Demagogen, auf die Fragmente von Kunst und Israeliten in Berlin, auf die höchst treffende und durchaus nicht übertriebene Schilderung unserer eleganten Jugend in Flämmchen's Menagerie und auf den ironischen Ausgang des Wahrheitfestes zwischen dem Rathe und Helden aufmerksam. Es sind sehr mannichfaltige Beziehungen auf die Wirklichkeit mit der Dichtung verbunden, und auch als aufrichtiger Patriot verdient sich Immermann darin Dank und Ehre. Aber noch eine schließliche Frage sei mir erlaubt. Warum stimmt auch er in jenen vielstimmigen Chor ein, indem er sich über die Schwächen Dessen lustig macht, den er bei dem alten Voß als Hindu einführt? Verdient, was derselbe ehedem Großes für die Literatur gewirkt hat, nicht, daß man, wenn er wirklich alterte, nachsichtig über ihn still schweigt? Hat Immermann vergessen, daß die Besonnenen auch Platen gegen ihn unbedingtes Unrecht gaben?

Eduard von Bülow.

Servitude et grandeur militaires par le comte *Alfred de Vigny*.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Nachdem wir in möglichster Kürze den Zweck, welchen sich der Verf. bei seinem Werke vorsetzte, mit dessen eignen Worten auseinandergesetzt haben, sei es jedem unserer Leser selbst über-

lassen, zu prüfen, inwiefern die hier entwickelten Verhältnisse, übergetragen auf andere als französische Heere, noch allgemeine Geltung haben.

Die erste Erzählung, welche nun folgt, zeigt, wie schmerzlich oft im Kriegerstande die dornenvolle Pflicht des passiven Gehorsams werden kann. Wenngleich durch einen flüchtigen Auszug der Reiz der blühenden Sprache verloren geht, so ist doch der gewählte Stoff immer noch reichhaltig genug, um das Interesse der Leser wach zu erhalten.

Im Frühling des Jahres 1815 begegnet der Verf., während er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht nach Belgien begleitet und sich da etwas verspätet, einem alten Bataillonschef, der denselben Weges zieht und einen zweirädrigen bedeckten Karren, bespannt mit einem Maulthiere, leitet. Es entspinnt sich nach gemachter Bekanntschaft ein Gespräch zwischen Beiden, und da der Weg bis zum nächsten Nachtquartier weit und das Wetter schlecht ist, so erzählt der alte Offizier ein Bruchstück aus seinem Leben.

Derselbe ward zu Brest in niederem Stande geboren. Aus Neigung wählte er den Seedienst, hatte Gelegenheit, sich einige Male auszuzeichnen, und als die Revolution die Marineoffiziere lichtete, ward er zum Commandanten der Kriegsbrigg, der Marat, ernannt. Am 28. Fructidor 1791 erhielt er Befehl, nach Cayenne abzusegeln, wohin er 60 Soldaten und einen Deportirten bringen soll, der von den 188 andern übrig war, welche einige Tage vorher eine andere Fregatte abgeführt hatte. Der Commandant hatte Befehl, dieses Individuum mit Rücksicht zu behandeln. Das erste Schreiben des Directoriums enthielt ein zweites, dreifach versiegeltes, das erst bei 1° nördlicher Breite und 27—28° der Länge geöffnet werden sollte.

Der Deportirte war ein junger Mann von 19—20 Jahren; ihn begleitete seine kaum 17jährige Frau. Die Zärtlichkeit der jungen Gatten verkürzte dem gutmüthigen Commandanten die Zeit und bald waren alle Drei innige Freunde.

Es entspann sich eine Art von Familienleben, in welchem der Commandant in einem wahrhaft väterlichen Verhältnisse sich gefiel. Vier Wochen waren auf diese Weise verflossen, als der Commandant plötzlich bemerkte, daß es Zeit sei, das zweite Schreiben des Directoriums zu öffnen. Mit Widerwillen und unter ängstlichen Gefühlen that er es. Die hierauf folgende Scene geben wir als Probe des hinreißenden Styls des Verf.:

„Ich las den Brief, und las ihn wieder von Anfang bis zu Ende, und glaubte nicht an seinen Inhalt. Meine Füße zitterten unter mir, ich mußte mich setzen. Endlich faßte ich mich und stieg auf das Verdeck, um Luft zu schöpfen.

Laurette war an diesem Tage reizender als je und beschäftigte sich damit, Seepflanzen aus dem Meere zu fischen. Ich gab ihrem Mann einen Wink, mir auf das Hintertheil des Schiffes zu folgen. Sie wendete sich um; ich weiß nicht, wie mein Gesicht aussah, aber bei meinem Anblicke ließ sie die Angel fallen und umschlang den jungen Mann heftig mit den Worten: Gehe nicht hin, du siehst, wie bleich er ist.

Das mochte wol der Fall sein. Gleichwol trat er zu mir auf das Hintertheil. Sie betrachtete uns, indem sie sich an den großen Mast lehnte. Wir gingen lange Zeit auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Ich zündete eine Cigarre an, aber ich fand sie bitter und warf sie ins Meer.

Endlich nach langem innern Kampfe sagte ich: Wollen Sie mir wol Ihre Geschichte mittheilen? Was zum Henker haben Sie jenen fünf Hunden von Advocaten gethan, deren Unterschrift hier steht? Es scheint, daß sie große Ursache haben, aufgebracht über Sie zu sein.

Er zuckte mit den Achseln, neigte den Kopf etwas auf die Seite und sagte mir mit sanfter Stimme: Mein Gott, Capitain, nicht viel, drei Verse über das Directorium, das ist Alles.

Unmöglich, erwiderte ich.

Und doch ist es so. Die Verse waren nicht einmal gut. Am 15. Fructidor ward ich verhaftet und in das Gefängniß la Force abgeführt, am 16. gerichtet und anfangs zum Tode verurtheilt, dann aber das Urtheil aus Gnade in Deportation verwandelt.

Sonderbar, rief ich aus. Diese Directoren sind sehr empfindliche Kameraden; denn dieser Brief enthält den Befehl, Sie erschießen zu lassen.

Er gab mir keine Antwort. Mit schmerzlichem Lächeln behielt er für einen jungen Mann von 20 Jahren ziemlich gute Haltung. Nur einen Blick warf er auf seine Frau und trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirne. Mir drangen Thränen aus den Augen. Ich fuhr fort:

Es scheint, das Directorium wollte Ihre Angelegenheit nicht auf dem Festlande abmachen; es dachte wol, auf der See mache es weniger Aufsehen. Für mich aber ist dieser Auftrag höchst traurig; wie gut Sie sich auch während unsers Beisammenseins gezeigt haben, ich muß denselben vollziehen. Das Todesurtheil ist ganz in der Ordnung ausgestellt, unterzeichnet und besiegelt; es fehlt nichts daran.

Der junge Mann verbeugte sich höflich; ich verlange nichts, Capitain, sagte er mit seiner sanften Stimme; es würde mich unglücklich machen, Sie von Erfüllung Ihrer Pflicht abzuhalten. Ich wünsche nur, mich noch mit Laurette besprechen zu dürfen, und bitte Sie, sich ihrer anzunehmen, falls sie mich überleben sollte, was ich nicht glaube.

Darauf dürfen Sie sich verlassen, erwiderte ich. Wenn Sie damit einverstanden sind, so werde ich sie bei meiner Rückkehr nach Frankreich zu ihrer Familie bringen und sie nicht eher verlassen, bis sie selbst es wünscht. Übrigens glaube ich nicht, daß die arme kleine Frau diesen Schlag aushalten wird.

Er faßte meine beiden Hände, drückte sie und sprach:

Mein wackrer Capitain, ich sehe wohl, daß Sie wegen Dessen, was Sie zu vollziehen haben, noch mehr leiden als ich. Indessen zähle ich darauf, daß Sie ihr das kleine Vermögen, das mir übrigbleibt, erhalten, daß Sie ihre Ehre, ihr Leben und ihre Gesundheit beschützen werden. Nicht wahr, Sie werden ihr Vater, Mutter und auch mich ersetzen, wenn es sein kann?

Um nicht von meinen Gefühlen überwältigt zu werden, brach ich kurz ab. Verlassen Sie sich darauf, sagte ich, unter braven Männern versteht sich das Übrige von selbst. Jetzt reden Sie mit ihr und beeilen Sie sich.

Ich drückte ihm die Hand als Freund, und da er die meinige nicht losließ und mich mit einem sonderbaren Blicke betrachtete, fügte ich hinzu: Noch einen Rath. Sagen Sie ihr nichts davon. Wir wollen die Sache so einrichten, daß sie Beiden unversehens komme. Sein Sie ruhig und überlassen Sie das Weitere mir.

Es schien, als bewahre er das Geheimniß, denn Beide gingen Arm in Arm wol eine Viertelstunde miteinander auf und ab. Plötzlich brach die Nacht ein, und dies war der Augenblick, den ich gewählt hatte. Aber dieser Augenblick hat für mich bis auf den heutigen Tag gedauert, und ich werde ihn wol mein ganzes Leben lang gleich einer Kugel nachschleppen.

Jenen Augenblick, glauben Sie mir, ich kann ihn noch nicht recht fassen. Der innere Grimm sträubte mir die Haare in die Höhe, und doch trieb mich ein gewisses Etwas zum Gehorsam vorwärts. Ich versammelte meine Offiziere und sagte zu einem derselben: Ein Boot ins Meer; da wir doch Henker sein sollen, so werden Sie diese Frau in dasselbe setzen und mit ihr sich von dem Schiffe entfernen, bis Sie Flintenschüsse hören; dann bringen Sie dieselbe zurück.....

Auf den Schiffen befindet sich eine Terrasse von Balken, die über das Vordertheil hinausreicht und von der man den Anker auswirft. Wenn ein Mensch erschossen wird, stellt man ihn gewöhnlich dort auf....

Der Offizier und sechs Mann bemächtigten sich Laurettens und brachten sie in das Boot, ohne daß sie Zeit hatte, zu rufen oder zu reden. Über eine solche Handlung kann sich ein redlicher Mann nie wieder trösten, wenn er sie veranlaßt hat. Man mag sagen, was man will, so etwas vergißt sich nimmermehr.

Der Offizier war so ungeschickt, das Boot über das Vordertheil der Brigg hinauszuführen. Man kann füglich nicht an Alles denken; ich selbst zählte darauf, die Nacht werde die Hinrichtung decken, und dachte nicht an das Licht, das 12 zu gleicher Zeit abgefeuerte Gewehre verbreiten. Und wahrlich, von dem Boote aus sah sie ihren Mann erschießen und in das Meer stürzen!

Wenn es einen Gott dort oben gibt, so weiß er, wie das Alles kam; ich weiß es nicht. Im Augenblick des Abfeuerns fuhr sie mit der Hand nach dem Kopfe, als ob eine der Kugeln sie in die Stirne getroffen hätte; hierauf setzte sie sich in dem Boote nieder, ohne ohnmächtig zu werden, ohne ein Wort zu sprechen, und kehrte auf die Brigg zurück, wann und wie man es von ihr verlangte. Ich ging ihr entgegen, ich sprach lange mit ihr, so gut ich es vermochte. Sie sah mich an, schien mich anzuhören und rieb sich die Stirne. Sie verstand mich nicht, ihre Stirne war roth, ihr Angesicht bleich. Dabei zitterte sie an allen Gliedern, als fürchte sie sich vor der ganzen Welt. Und dies ist ihr geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie hat den Verstand verloren, und nie kam wieder ein anderes Wort über ihre Lippen, als: man solle ihr die Kugel aus dem Kopfe nehmen.

Von diesem Augenblicke an ward ich ebenso traurig wie sie. Eine innere Stimme sagte mir: Bleibe bei ihr bis an das Ende ihrer Tage, und sei ihr Schutz. Als ich nach Frankreich zurückkehrte, ließ ich mich zur Landarmee versetzen, denn das Meer war mir in tiefster Seele verhaßt geworden, weil ich unschuldiges Blut auf demselben vergossen hatte. Ich suchte Laurettens Familie auf. Ihre Mutter war todt. Ihre Schwestern wollten nichts von ihr wissen, weil sie des Verstandes beraubt war; sie schlugen mir vor, sie in Charenton unterzubringen. Mit Verachtung wendete ich mich von ihnen und behielt sie bei mir. Wenn Sie sie sehen wollen, so steht es bei Ihnen."

Der alte Commandant zog den Vorhang von dem kleinen Karren und zeigte die Unglückliche dem Verf. In allen Feldzügen des Kaiserreiches hatte er sie mit sich geführt und sie für seine Tochter ausgegeben.

Den Schluß dieser aus dem Leben gegriffenen Novelle begleitet der Verf. mit folgenden Betrachtungen:

„Es war dies das erste Mal, daß ich im Innersten eines wahrhaften Soldatenherzens las. Das Zusammentreffen mit diesem Manne enthüllte mir einen Charakter, der mir bisjetzt unbekannt geblieben war und den ich in meiner Achtung sehr hoch stellte, obwol er von dem Lande weder gehörig gewürdigt, noch behandelt wurde. Oft suchte ich in meinen Umgebungen einen Mann, der diesem ähnlich, der dieser gänzlichen Selbstverleugnung fähig sei. Während der 14 Jahre, welche ich in der Armee diente, fand ich nur in ihr, und besonders in den zurückgesetzten Reihen der Infanterie Menschen von diesem antiken Charakter, welche das Pflichtgefühl bis zu diesem Äußersten treiben, sich dem strengsten Gehorsam unterwerfen, sich ihrer Armuth nicht schämend, einfach von Sitten und Sprache, stolz auf den Ruhm des Landes und unbekümmert um den eignen, die sich mit Freuden in ihre Dunkelheit hüllen und mit den Unglücklichen das schwarze Brot theilen, das sie mit ihrem Blute bezahlen."

In die zweite Erzählung führt uns der Verf. mit folgenden Worten ein: „In den ersten Jahren meiner Dienstzeit hatte ich eine Menge guter Freunde um mich, welche sich mit einem sorglosen Frohsinn ihrer Lage, mit einer Freiheit des Geistes der Sklaverei ihres Körpers unterwarfen, sodaß jene Sorglosigkeit, jene vollkommene Ruhe des Soldaten und des Offiziers, die der Ruhe des Pferdes gleicht, das auf edle Weise seine Gangart zwischen dem Zaum und dem Sporn beweist und einen gewissen Stolz äußert, durchaus für nichts verantwortlich zu sein, auch mich ansteckte. Es sei mir daher gestattet, in der einfachen Geschichte eines wackern Mannes und einer Soldatenfamilie, die ich kennen lernte, ein Beispiel jener langen Entsagung während eines ganzen Lebens voll Redlichkeit und Wohlwollen aufzustellen, wie man es häufig in den Armeen findet.

Das moderne Heer, sowie es heutzutage besteht, ist ein treffliches Buch, um daraus die Menschheit kennen zu lernen. In dem Heere lernt man Hand anlegen an Alles, an das Niedrigste wie an das Höchste. Die Wohlhabendsten und Reichsten sind genöthigt, neben und mit der Armuth zu leben; ohne das Heer hätte mancher Sohn einer hohen Familie kaum eine Ahnung davon, wie der Soldat das ganze Jahr hindurch mit seinen paar Groschen täglich und einem Krug frischen Wassers lebt, heranwächst und erstarkt.

Diese Einfachheit der Sitten, diese sorgenlose und freudige Armuth so vieler jungen Leute, diese gesunde und kräftige Lebensweise, ohne falsche Höflichkeit, ohne misverstandene Empfindlichkeit, dieser Allen mitgetheilte männliche Gang, diese Gleichförmigkeit der Gesinnung, welche nur die Disciplin verleiht, sind ebenso viele Bande einer rohen, aber schwer zu brechenden Gewohnheit, der ein gewisser Reiz eigen ist, welchen man in andern Ständen nicht kennt. Ich habe Offiziere gekannt, welche an dieser Lebensweise mit solcher Leidenschaft hingen, daß sie sich später selbst in die elegantesten und theuersten Gebräuche ihres frühern Lebens nicht mehr ohne Langeweile zu finden wußten. Die Regimenter sind Mannsklöster, aber Klöster von Nomaden. Überallhin nehmen sie ihre Gebräuche mit, die das Gepräge des Ernstes, des Schweigens, der Zurückhaltung und jener gewissenhaften Genauigkeit in Erfüllung des strengen Gelübdes des Gehorsams tragen.

Der Charakter dieser Klausner ist unauslöschbar, gleich dem der Mönche, und nie kam mir die Uniform eines der Regimenter, in welchen ich diente, wieder zu Gesichte, ohne daß ich ein Herzklopfen fühlte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blumen- und Ährenlese

aus

meinem jüngsten Arbeits-Lustrum.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Steinkohlengruben. Erzählung. — Die Räuber im Schwarzwalde. Novelle. — II. Die Badereise. Erzählung. — Die Cholera im Fürstenthum Scherau. — Ludwig Devrient. — Wilhelmine Schröder-Devrient.

Wiese (Sigismund), Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Von dem durch seine eigenthümlichen Leistungen bereits vortheilhaft bekannten Verfasser erschienen bisjetzt „Theodor. Ein Roman." (1833, 1 Thlr. 20 Gr.) „Hermann. Ein Roman." (1834, 1 Thlr. 6 Gr.) „Drei Trauerspiele." (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) „Drei Dramen." (1836, 1 Thlr. 6 Gr.)

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 251. — 7. September 1836.

Die Kunst und die Kirche.

Wagner.

— — — — — —
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wol zu Zeiten kommen mag.
Göthe's „Faust", 1. Thl.

Es ist doch gewiß eine Zeit der Verwirrung und der Zerrissenheit, in der wir leben, wie sie wol kaum noch jemals dagewesen ist und sobald auch nicht wiederkommen dürfte. Wir finden aber diese Verwirrung und Zerrissenheit ebensowol ausgesprochen und kund geworden in dem Trennen und Theilen, das unsere Zeit so meisterhaft zu treiben versteht, wie in dem Einen und Verbinden, wovon man so viel aller Orten redet und zu dem man sich freilich eben durch jenes Trennen und Auflösen mit einer gewissen Nothwendigkeit hingewiesen sieht; in dem Einen und dem Andern, sowie es eben von unserer Zeit begriffen und aufgefaßt wird. Jenes Trennen und Theilen will der Zeittendenz nach ein völliges Losreißen der ursprünglich verbundenen Theile voneinander bewirken, um sie in ihrer Isolirung desto reiner auffassen zu können, und dieses Einen und Verbinden geht auf nichts Anderes aus, als jedes Auseinanderhalten der einzelnen Elemente aufzuheben und sie ihrer Individualität nach zu vernichten, um sie in der Indifferenz einer despotisch waltenden Einheit aufgehen zu lassen. Es scheint so natürlich, alles Trennen und Theilen nur als ein Auseinanderhalten der früher einander näher gestandenen Theile, ohne Auflösung des sie im Unendlichen fortwährend einigenden Bandes, und alles Verbinden nur als ein lebendiges Zusammenrücken der vorher aus weiter Ferne sich suchenden Elemente, ohne daß jemals die das Einzelne vom Einzelnen trennende Schranke ganz aufgehoben werden kann, aufzufassen; das Weltall in seiner Einheit inmitten der endlosen Mannichfaltigkeit der Individuen ist der augenfälligste Typus dieser Ansicht. Allein — sic omnia fatis in pejus ruere!

Wir haben hiermit eine Formel niedergeschrieben, die auf unzählige Zeitthemen: Eisenbahnen, Constitutionen, Liberalismus, Antiliberalismus, Zollvereine, Universitätsbanne, Klöster-Demolirungen und Wiederherstellungen — ja, wir wollen nur offen unsere Herzensmeinung herausreden, die auf alle, alle schöpferische Atome überhaupt, welche in unserer Zeit grade in den sie belebenden Wirbel versetzt worden sind, ihre völlig adäquate und jedes Räthsel, wenn auch nicht immer auf erfreuliche Weise, lösende Anwendung findet; aber wir wollen, damit wir ja die freundlichen Leser nicht gleich vorn herein abschrecken, wir wollen ganz und gar nicht diese Anwendung in allen ihren Richtungen und Beziehungen verfolgen; wir wollen unsere Formel wirklich nur an einem einzigen, und noch dazu am Ende schon etwas aus dem von Dampfkraft geschnellten Modecours gekommenen Exemplar in ihrer innern Bedeutsamkeit und ihrem richtenden Walten nach Außen aufzeigen; ja, um es kurz zu sagen, wir wollen möglichst gründlich, und soweit es die mannichfaltige Form dieses beliebten Blattes erlaubt, einen Gegenstand zur Entscheidung zu bringen versuchen, den eine uns zugekommene Schrift des unsern theologischen Journalisten gar ehrenvoll bekannten Predigers in Kirchhasel bei Rudolstadt, Dr. Johann Friedrich Theodor Wohlfahrt,

Über den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus überhaupt, und auf das Christenthum und den christlichen Cultus insbesondere, in Rücksicht auf die unserm Cultus bevorstehenden Reformen. Eine historisch-kritische Untersuchung. Leipzig, Klinkhardt. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

schon auf dem Titel seines Buches deutlich genug bezeichnet.

Wie oft wir schon hörten: der Kirche, namentlich der protestantischen, muß durch den Dienst der schönen Künste wiederaufgeholfen werden; ihr Cultus ist zu einfach, und die Predigt ist ja ihr Einziges — mitunter welch ein Einziges! Wie oft wir schon gerührt wurden, wenn wir von den wochenlang einstudirten und nun endlich mit wahrhaft theatralischem Effect abgehaltenen Confirmationsfeierlichkeiten weitläuftige Relationen bald vernehmen, bald lesen mußten; wie oft uns, bis zum Überdruß, in der preußischen Agendenangelegenheit namentlich der alte Refrain, der in dem Eylert'schen Panegyricus wirklich, wenn auch nur versteckt, das Alphabet ist, aus welchem das Ganze sich zusammensetzt; der Refrain: daß die Form und die kunstgemäße Composition den Cultus zum Cul-

tus mache, begegnet ist; unwillkürlich wurden wir jedesmal bei solchem Gerede an das Motto aus Göthe's „Faust" erinnert, das wir unserm Aufsatz an die Stirn gesetzt haben:

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,
Wie das denn wol zu Zeiten kommen mag;

und wir sagten uns zugleich: die lieben Werkleute am sausenden Webstuhle unserer Zeit wissen doch immer nur zu zerreißen, ohne zu trennen, und zusammenzuschmelzen in Feuer und Glut, ohne zu vereinigen. Wir treten sogleich in die Mitte unserer Ansicht über unsern Gegenstand. Es sind drei herrliche Säulen, auf welche das Leben gebauet ist, die Philosophie, die Kunst und die Religion; aber sie sind in aller Innigkeit, mit der sie untereinander verschlungen sind, dennoch sicher und bestimmt auseinander gehalten, jede in ihrer Art selbständig, ursprünglich, weder über eine ihrer Schwestern herrschend, noch auch einer derselben dienend, zugleich aber, wo sie alle zum rechten frischen Leben sich entwickelt haben, aus reiner wechselseitiger Liebe sich gegenseitig mit den besten Gaben ausstattend, die ihnen so wohl eignen, als von der empfangenden, ohne daß ihre Individualität dadurch verletzt wird, dankbar angenommen werden können. Das gemeinste Menschenleben hat seine Hausphilosophie, opfert der Kunst an dem einen oder dem andern häuslichen oder gesellschaftlichen Feste und betet vor einem Haus- oder Kirchenaltar. Warum nun diesen Reichthum des Lebens, der überdies noch in so vielen einzelnen, abgeleiteten Bächen und Bächlein fortrieselt, so ohne Erbarmen zusammenschmelzen und für diese Dreiheit eine unerquickliche, despotische Einheit hinstellen, die auf ihrer isolirten Gletscherhöhe nun allen Schwächen des Absolutismus und menschenfeindlichen Despotismus preisgegeben ist? Was ist Religions- und Kunstphilosophie Anderes als ein unerquicklicher Triumphzug der einen Schwester, die die andern beiden in Ketten gefesselt, nachdem sie im unnatürlichen Kampfe überwunden worden waren, die ursprünglichste Ordnung der Natur verhöhnend, ihrem Siegswagen, der ihres eignen Lebens schönste Blüten überfährt, folgen heißt? Und ist's etwas Besseres mit der Philosophie im Dienste der Kunst; oder der Kunst, wenn sie die demüthige Magd der Kirche sein soll; oder endlich der Religion, wenn sie in die Gefangenschaft der Kunst sich begibt?

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist —

Wie sie aber, die drei lieblichen Schwestern, jede für sich in rechter Individualität und demüthiger Selbständigkeit, die Alles aus ihrem eignen Schacht heraufzuholen bestrebt ist, ihre Tempel auferbauen, da wird dann von selbst und in Kraft der sie einigenden Liebe, ohne Zwang und Nöthigung, jede der andern zum schönen Weihefest freiwillig ihre besten Gaben, wie sie dem würdigen Gebäude eben eignen, darbringen, die freudig und dankbar angenommen und zum Denkmal der theilnehmenden Liebe des Schwesternpaares sowol, wie zum freundlichen Schmuck des wohlgerathenen Hauses für immer aufbewahrt werden. Da ist dann in aller Trennung und Sonderung der Auseinandergehaltenen das höhere, geistig freie Band gefunden, das den Bund der Schwestern nun und nimmermehr sich lösen läßt. Wir haben freilich mit diesen kurzen Worten die Streitfrage schnell genug entschieden und müssen die allerdings harte Sentenz aussprechen, daß das Wort vom Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus für uns schlechthin keinen Sinn habe, woraus natürlich folgt, daß wir das vorliegende Buch unter die Kategorie der Fehlgeburten unbedingt rechnen und ihm das Recht zu seiner Erscheinung, die es freilich durch die Vermittelung der Presse factisch erzwungen hat, überhaupt bestreiten. Zum Troste mag es indeß dem Verfasser gereichen, daß wir somit zugleich den Stab brechen über tausend andere Bücher und noch weit mehr Blätter in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" und andern Ephemeren, und daß wir daneben den ernsten Willen haben, nach so leicht errungenem Siege wenigstens keine Mühe zu sparen, um das Misverständniß aufzuklären, aus welchem jener Kampf mit Schatten und Nebelgestalten so ernstlich auftauchen konnte. Gibt ja überdies der wackere Kämpfer hin und wieder in seiner Schrift grade die beste Veranlassung, die Täuschung zu lösen und so den Weg zu zeigen, auf welchem der Besiegte doch noch einen ehrenvollen Frieden vermitteln kann.

(Der Beschluß folgt.)

Servitude et grandeur militaires par le comte *Alfred de Vigny*.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

Die Erzählung, welche nun folgt, führt die Überschrift: „Eine Nacht zu Vincennes." Es ist die Geschichte eines alten Adjutanten der Artillerie der Garde, dem die Aufsicht der dortigen Pulvermagazine anvertraut war, und der den Tag vor einer Inspicirung derselben das traurige Opfer seiner Pflichterfüllung ward. Da es nicht möglich ist, einen Auszug dieser rührenden Erzählung zu geben, ohne sie ihres schönsten Reizes zu entkleiden, so müssen wir unsere Leser auf das Werk selbst verweisen, und wenden uns daher zu der dritten und letzten Erzählung, welche in dem Leben und Tode des Hauptmanns Renaud ein Beispiel militairischer Größe aufstellt. Der Verf. knüpft diese Erzählung mit folgenden einleitenden Worten an die zweite Erzählung an:

„Wie oft sahen wir auf solche Weise durch einen dunkeln Zufall eine bescheidene Existenz endigen! Unsere Armee (vom J. 1816 an) hatte die Invaliden der Kaiserheere aufgenommen; sie starben in unsern Armen und ließen uns die Erinnerung ihrer ursprünglichen und eignen Charaktere zurück. Diese Männer schienen uns die Reste eines Riesengeschlechtes zu sein, das Einer nach dem Andern und für immer erlosch. Wir liebten das Wohlwollende und Redliche in ihren Sitten. Aber unsere arbeitsamere Generation stieß zuweilen auf etwas Veraltetes in ihnen, das durch die Muße des Friedens noch mehr heraustrat. Die Armee schien uns ein Körper ohne Bewegung. Wir erstickten in dem Bauche dieses hölzernen Pferdes, das sich nie in irgend einem Troja öffnete. Eifrig studirten wir Cäsar's, Turenne's und Friedrich's II. Werke; ohne zu ermüden, lasen wir das Leben jener Generale der Republik, welche einzig und allein für den Ruhm entbrannt waren, das Leben jener durch Anmuth und Offenheit ausgezeichneten Heroen, Marceau, Desair, Kleber. Nachdem wir ihre Feldzüge, ihre Operationen gründlich studirt hatten, verfielen wir in Traurigkeit, indem wir unser Loos mit dem ihrigen verglichen und fanden, daß

§. 21. an beiden Ufern aufschwemmen, und so nach und nachen Inseln bilden, und endlich ganz ausfüllen. Dieß ist der Fall mit dem Nil, welcher, seit vielen Jahrhunderten, sich nicht mehr ins Meer ergießt, sondern in Kanälen, die er sich durch Aufschwemmungen selbst gebildet hat, in das Meer fließt. Es ist nicht bloß der natürliche Hang der Flüsse, sich ihr Bett durch Aufschwemmungen zu erhöhen, sondern auch die Kunst hat sich dieses Mittels bedient, um sie in ihrem Laufe zu erhalten.

Die Flüsse, welche sich in das Mittelmeer und in das Schwarze Meer ergießen, haben, wie schon gesagt, keine Ebbe und Fluth, und ihre Mündungen sind daher nicht trichterförmig, sondern sie haben ihre Ausflüsse in das Meer, wie die Bäche in die Flüsse. Die Flüsse, welche in den Ozean fließen, haben Ebbe und Fluth, und ihre Mündungen sind daher trichterförmig. Die Ebbe und Fluth geht in einigen Flüssen sehr weit hinauf, wie z. B. in der Themse, in der Seine, in der Elbe, in der Weser, in der Garonne, in der Loire, in der Gironde, in der Rhone

starker Geist. Ich liebe die Raisonneurs und Ideologen nicht. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, meinen alten Republikanern zum Trotze, in die Messe gehen werde."

Der Papst hielt die Augen noch immer gesenkt und legte seine Hände auf die Adler, welche die Arme des Lehnstuhls bildeten. In dieser Stellung einer römischen Bildsäule schien er sich zu sagen: Ich ergebe mich zum Voraus darein, alles Das, was er mir etwa Profanes sagen wird, ruhig anzuhören.

Napoleon setzte seine Gänge durch das Zimmer fort; aber an den Blicken, die er auf den Papst warf, sah ich, daß er weder mit sich, noch mit seinem Gegner zufrieden war. Er fuhr daher in seiner Rede fort, wobei er heimlich seine Blicke in die Spiegel des Gemaches warf, um den Eindruck seiner Worte auf dem Gesichte des Papstes zu beobachten.

„Es liegt mir etwas auf dem Herzen heiliger Vater; Sie willigen in die Krönung auf dieselbe Weise wie früher in das Concordat, das heißt, wie wenn sie dazu gezwungen würden. Sie sehen aus wie ein Märtyrer; Sie sitzen da vor mir in frommer Erhebung, als ob sie dem Himmel Ihre Leiden klagten. Dies ist jedoch wahrlich nicht Ihre Lage. Sie sind kein Gefangener, bei Gott, Sie sind frei, wie der Vogel in der Luft."

Pius VII. lächelte traurig und sah ihm in das Gesicht.

„Ja, wiederholte Napoleon mit Nachdruck, Sie sind vollkommen frei. Sie können nach Rom zurückkehren, der Weg dahin steht Ihnen offen, Niemand hält Sie zurück!"

Der Papst seufzte, hob seine rechte Hand und seinen Blick gen Himmel und schwieg; hierauf senkte er das Haupt wieder und betrachtete das goldene Kreuz, das um seinen Hals hing.

Bonaparte fuhr fort zu reden; seine Stimme ward sanfter, sein Lächeln war voll Anmuth.

„Heiliger Vater, wenn der Ernst Ihres Charakters mich nicht abhielte, wahrlich, ich würde behaupten, Sie seien etwas undankbar. Sie scheinen sich nicht mehr der guten Dienste zu erinnern, welche Frankreich Ihnen geleistet hat. Das Conclave von Venedig, das Sie zum Papste erwählte, war denn doch ein wenig durch meinen Feldzug in Italien influenzirt. Östreich behandelte Sie damals nicht gut, was mir leid that. Eure Heiligkeit ward, glaube ich, genöthigt, übers Meer nach Rom zurückzukehren, weil die östreichischen Staaten Ihnen verboten waren." Er brach ab, um die Antwort seines schweigsamen Gastes zu vernehmen; aber Pius VII. neigte nur unmerklich das Haupt und blieb in der bisherigen Abspannung. Napoleon setzte sich neben ihn auf einen Lehnstuhl. „Als Katholik", fuhr er fort, „that mir dies sehr wehe. Ich hatte nie Zeit, mich viel mit Theologie abzugeben, aber ich setze großen Glauben in die Gewalt der Kirche; sie hat eine bewundernswürdige Lebenskraft. Voltaire hat zwar ein wenig daran gerüttelt, aber ich liebe ihn nicht und will ihm einen alten Redner auf den Hals schicken. Sie sollen zufrieden sein. Wir könnten, wenn Sie wollten, Manches in Zukunft vollbringen." Bei diesen Worten nahm er einen liebkosenden Ausdruck der Unschuld an: „Wenn ich auch noch so sehr nachforsche, so finde ich doch nirgend einen Grund, warum Sie nicht gerne für immer in Paris residiren sollten! Wenn Sie es wünschen, ich würde Ihnen die Tuilerien überlassen; ich wohne ohnedies nicht gerne dort. Sehen Sie nicht ein, Padre, daß dies die wahre Hauptstadt der Welt ist? Ich, meines Theils, würde Alles thun, was Sie wünschen, denn ich bin wahrlich besser, als man glaubt. Sofern sie den ermüdenden Krieg und die Politik mir überlassen, mögen Sie mit der Kirche anfangen, was Sie wollen. Ich wäre ganz und gar Ihr Soldat. Wir hätten unsere Concilien wie Konstantin und Karl der Große; ich würde sie eröffnen und schließen. Dann würde ich Ihnen erst die wahren Schlüssel der Welt in die Hand geben; das Schwert würde ich führen und Ihnen nach jedem Siege zurückbringen, um es zu weihen."

Der Papst, welcher seither regungslos gleich einer ägyptischen Bildsäule geblieben war, hob das gesenkte Haupt langsam in die Höhe, lächelte schwermüthig, schlug die Augen auf und sagte nach einem stillen Seufzer, als wolle er, was er dachte, seinem unsichtbaren Schutzengel anvertrauen:

„Commediante!"

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Wer auch nur aus Göthe's Werken die großartige Anlage der künstlichen Dünen kennt, wodurch Venedig gegen den Andrang des nach Süden offenen Meeres geschützt ist, der wird jede Nachricht über ihre Anlage mit einigem Interesse hinnehmen. Sie sind ein Werk des vorigen Jahrhunderts. Besorgniß für die Lagunen, d. h. für das Haff, das mit dem wirklichen Meere durch schmale Fahrwasser (in Venedig porti genannt) zusammenhängt, ließen früh auf Sicherungsmittel der Dünen denken, welche dieses Haff vor der nagenden Einwirkung der Meereswogen, der Fluten und Stürme bewahren. Ein Pfahlwerk, dessen Zwischenräume mit Steinbrocken ausgefüllt waren, sicherte doch nicht ausreichend die auch bei den ärgsten Stürmen ruhigern Lagunen, doch war es außerordentlich kostbar. Im J. 1787 kostete ein geometrischer Fuß (ungefähr 1,60 Mètre in der Länge) 168 Dukaten und dauerte nie länger als fünf Jahre. Die Mittel des Staats und die Wälder der Republik reichten für diesen Aufwand nicht hin, da die Dünen (lidi) sich über 20 geographische Meilen ausdehnen. Man mußte daher auf eine Verminderung dieses Aufwandes denken und stellte deshalb einen Mathematiker (seit 1720) bei der Wasserbaubehörde an, der wissenschaftliches Verfahren an die Stelle des blos technischen stellen sollte. Die erste Wahl fiel auf Bernardo Zendrini. Mit dem J. 1738 fing man an, an die Stelle der hölzernen Brustwehren steinerne aus Quadern von istrischem Steine, die mit Pozzolankitt verbunden waren, zu setzen; und diese Brustwehren heißen die Murazzi. Wem aber die Ehre des ersten Gedankens dieses großartigen Unternehmens gebühre, das zur Zeit seiner Ausführung jedoch wohlfeiler gefunden wurde als das alte Verfahren, das ist der Gegenstand eines Streites geworden, der einige Schriften veranlaßt hat. Ein Zeitungsschreiber in Venedig hatte den Marchese Poleni als Urheber genannt; für ihren Ahnherrn kämpfen in einer eignen Schrift, die den Titel führt: „Documenti autentici che dimostrano doversi unicamente a Bernardino Zendrini, matematico della Republica di Venezia e soprantendente ai fiumi, alle lagune, canali e porti dello Stato Veneto, il progetto per la costruzione del celebre riparo detto i murazzi dei lidi di Venezia" (Venedig 1835), die Nachkommen Zendrini's; doch bedarf es noch weiterer Zeugnisse, um sich für den Einen oder den Andern zu bestimmen. „Ausu Romano aere Veneto" schrieben die Alten an diese dem stürmischen Meere trotzenden Mauern. Die Neuern streiten, wer so geschrieben hat, und begnügen sich mit dem Ruhme, Erben der Leute zu sein, welche die Dinte dazu hergaben.

Für Sprachforscher und für Freunde einer heitern Unterhaltung hat ein mailändischer Literaturfreund die Gedichte in mailänder Mundart gesammelt, die ein Hebel seines Volkes, ein Capellan zu Solaro, gesungen hatte („Poesie in dialetto milanese di *Carlalfonso Pelitzzoni*", Mailand 1835, 12.). Ihr lebensfroher Dichter fand in einem kleinen und engbeschränkten Wirkungskreise so sehr sein Genügen, daß er jeden Antrag zu Veränderungen ausschlug; dafür blieb ihm dort die Muse bis ins 84. Jahr treu und verließ ihn nur, als er, selbst ein heiterer Gast, (am 18. Jan. 1818) vom Festmahle des Lebens schied. Man muß diesen Carlalf. P. von einem Luigi Pezzoli jedoch unterscheiden, dessen „Prose e poesie edite ed inedite di *L. P. veneziano*" (Venedig 1835) der Dichter L. Carrer herausgegeben hat; eine Sammlung von Schriften, die keinen Greis als Verf. und keinen Anhänger der alten Schule verrathen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 252. — 8. September 1836.

Die Kunst und die Kirche.

(Beschluß aus Nr. 251.)

Wir leugnen also durchaus den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus und erklären es für schlechthin unmöglich, ohne Kunst und Religion selbst zu verkehren, jene zur Hülfe dieser herbeizurufen. Die eine darf und kann von der andern nur Das annehmen, was ihr freiwillig und unaufgefodert gebracht wird, denn beide sind frei und selbständig. Wie hat man nun namentlich darauf zukommen können, zunächst im protestantischen Cultus bei seiner, es mag wol sein, recht bedrängten und hülfsbedürftigen Lage, von der Kunst die Rettung zu erwarten? Die Antwort liegt bereit in all den Agenden, liturgischen Sammlungen, Kirchengebeten, Ritualen und Formularen ꝛc., die seit länger als einem halben Jahrhundert uns überschwemmt haben; die Antwort liegt vor in allen den Stellen der Wohlfahrt'schen Schrift, in welchen Symbol und Kunst, Cultus und Kunstgebild für gleichbedeutend genommen und in dem geistlichen Liede wie in der kirchlichen Rede die freundliche Gabe, die die Kunst der Schwester aus freier Bewegung zur lieblichen Ausstattung dargebracht hat, für das Wesen und der eigentliche Kern gehalten wird.

Wir müssen hier etwas weiter ausholen. Der Ansicht sind wir allerdings, daß jedes kirchliche Leben aus einer doppelten Quelle genährt werden müsse; wir glauben so ziemlich mit Sicherheit, daß auch in jeder andern Lebenssphäre eine analoge Duplicität sich wiederholt. Was im Glauben und in dem frommen Schauen mir ideell nahe gebracht worden ist, das will ich auch wirklich haben; das muß auch Realität im eigentlichen Sinne des Worts für mich gewinnen. Es ist jedem wahrhaft Kirchlichen deutlich und sonnenklar, daß das Wort von göttlicher Gnade erst in dem sinnlichen Unterpfande, von dem die himmlische Gabe wirklich besiegelt, oder lieber, um ohne allen Rückhalt zu reden, eigentlich mitgetheilt wird, sich erfüllt und lebendig bekräftigt; und so zieht sich unverkennbar durch die ganze Geschichte der christlichen Kirche der fest und durchgängig bestimmte Gegensatz des Wortes und der Sacramente (Symbole). Wir sprechen es so schroff als möglich aus: ohne Ahnung und geistiges Schauen der höhern Welt gibt es keinen Cultus; aber ebenso wenig ohne die sacramentliche Fassung und Aneignung dieser geistigen und im Glauben erkannten Güter, und wirklich nur in der rechten Einigung beider, in der sie sich eben das volle Gleichgewicht halten, kann ein wahrhaft gesundes kirchliches Leben sich entwickeln. Symbolischer Natur ist das Haus, in welchem der Cultus geübt wird; symbolischer Natur der Tag, der ihm gewidmet ist; symbolischer Natur das Gebet wie das fromme Lied, das auf den Flügeln oder lieber vom Altare der gemeinschaftlichen Andacht zur bessern Heimat aufsteigt; symbolischer Natur jegliche Handlung, die am Haus- wie am Kirchenaltare als solchem gethan wird; indeß zugleich theils aus der Durchsichtigkeit dieser Edelsteine schon das Licht einer höhern Wahrheit entgegenleuchtet, theils neben und mit ihnen der Strom des lehrenden und weckenden Wortes, um dem geistigen Auge das Bewußtsein des höhern Erbtheils zu gewähren, durch dessen Genuß im Symbol das innere Leben genährt und gefördert wird, sich fort und fort ergießt. Aber warum hat man es nur übersehen mögen, daß das Symbol als das Reale des kirchlichen Lebens etwas ganz Anderes ist als die Allegorie, die der Kunst denselben Dienst leistet und dieser erst ihre Realität mittheilt? Warum hat man das Wesen beider so ganz verkannt, daß man überhaupt nur daran hat denken können, das Eine zum Substitut des Andern machen zu wollen? Und — warum ist doch das Göthe'sche Wort:

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,

so lange schon ausgesprochen und doch seiner tiefen Bedeutung nach so wenig beherzigt worden? Ja, es hat die Kunst aus schwesterlicher Theilnahme der kirchlichen Architektonik, der kirchlichen Beredtsamkeit und Liederbildung, der eigentlich symbolischen Ausstattung des Cultus überhaupt und in jeder Beziehung von Zeit zu Zeit in steigender Fülle, und in jenen Zeiten, in welchen kirchliches Leben am fröhlichsten blühte, grade, in der Freude am blühenden Wohle der Schwester, in der staunenswürdigsten Herrlichkeit ihren Schmuck und ihre Verklärung so freiwillig als freigebig mitgetheilt. Aber dennoch blieb immer zwischen den heitern und durch das Medium freundlicher Bilder und täuschenden Spiels den Reiz des Schönen verleihenden Gaben der Kunst — dies das glückliche und liebliche Erbtheil dieser — und dem Ernste und der in sich selbst genugsamen Fülle des Sacramentes, der

kirchlichen Symbolik, eine große, nie aufzuhebende Scheidewand, und mußte bleiben, wenn nicht des Lebens Elemente chaotisch gemischt und gemengt werden sollten. Und am Ende gehen jene Possen des 15. und 16. Jahrhunderts, die in Spanien bis in die neuesten Zeiten sich erhielten und die tiefsten kirchlichen Mysterien der theatralischen Aufführung überließen, ihrer Zeitbedeutung nach ganz den Versuchen, durch den Einfluß der schönen Künste dem protestantischen Cultus in unsern Tagen aufzuhelfen, parallel; jene wie diese gehören einer Zeit an, wo der gesunde, urkräftige Geschmack an der natürlichen Nahrung verschwunden war und dem Appetite durch allerhand Unnatürliches wiederaufgeholfen werden sollte.

Die Frage liegt hier freilich recht nahe: wo ist nun aber das rechte Symbol wiederzugewinnen, wenn es, wie in der protestantischen Kirche, fast so gut wie verloren, oder, wie in dem katholischen Cultus, bis zur Unkenntniß entstellt und verderbt ist? Wir wissen jedoch auch darauf bald genug Antwort zu geben, ohne grade mit einer gewissen näselnden und „in Geistlichkeit der Engel" einhergehenden Partei so unbedingt auf die erste, apostolische Kirche zurückzuverweisen. Unsere Antwort freilich wird Vielen, wie die meisten unserer vorhergehenden Behauptungen, als eine Sentenz ex tripode erscheinen, wenn sie zumal hören, daß wir uns zunächst sehr negativ erklären und gradezu meinen, es sei nicht viel weniger verlangt, wenn man von unserer Zeit die Wiederherstellung des Symbols fodere, als wenn man unter dem Weihnachtsschnee des Winters eine volle Veilchenflor erwarte. Wir knüpfen jedoch daran die fröhliche Aussicht, daß auf den Winter zuverlässig ein milder, freundlicher Frühling folgt, und sprechen es unverhohlen aus: die Kirche wird gewiß, wenn sie nur erst aus den Geburtswehen der ernsten Gegenwart glücklich erlöst ist, einen echten Cultus, dessen Stützen und Grundbedingungen ja zu keiner Zeit und in keiner einzelnen Kirche ganz untergehen können, einen Cultus, der weder der überschüttete und verschattete der römischen, noch der ausgetrocknete und ungenießbar gewordene der protestantischen Gegenwart ist, aus ihrer eignen erfrischten und erneuerten Kraft gebären. Sie und nur sie allein, in ihrem stillverborgenen, mit den wechselnden Monden und Jahren unvermerkt zur rechten Zeitigung kommenden Wirken, kann die harte Scholle des dermaligen Winters lösen, und bis dahin, ja bis dahin müssen wir freilich uns zu geduldigem, wenn auch sehnendem und auf alle Signaturen der Zeit mit frischer Wirkungslust achtendem Harren ermahnen. Es hilft nichts, die Knospen aus ihren Umhüllungen ausschälen wollen, um die Blüte zu beschleunigen.

Wir haben unsere Ansicht nackt und unumwunden hingestellt und sind allerdings das gewärtig, daß man die durch Beweise in dem gewöhnlichen Sinne nicht gerechtfertigte um ihre Legitimation fragen werde, um so mehr, als wir wohl fühlen, daß wir den Gegenstand selbst auf eine ziemliche Spitze gestellt und uns mit den gangbaren Meinungen zur Rechten und zur Linken in eine scharfe Opposition gesetzt haben. Aber einmal ist es gewiß gut, vor allen Dingen in kurzen scharfen Umrissen Das, was man meint, hinzustellen, damit die etwaigen Differenzpunkte bestimmt heraustreten und Jeder wisse, woran er ist; und sodann sind wir freilich auch bereit, auf einem freiern Plane als dem uns hier gewährten Rede und Antwort Dem zu geben, der sie von uns fodert. Weniges haben wir demnächst nur noch mit dem Verf. der Schrift zu verkehren, die uns die Veranlassung zu dieser Herzenserleichterung gegeben hat. Er äußert selbst am Schlusse derselben (S. 143), er habe darauf, weitere und bestimmtere Vorschläge zur Reform unseres Cultus zu thun, aus dem Grunde verzichtet, weil es ihm hier lediglich darauf ankam, die Principien zu bezeichnen, von welchen man nach seiner Überzeugung dabei ausgehen müsse. „Vor Allem aber", setzt er kategorisch hinzu, „ist es eben nöthig, daß man über Grundsätze sich verständige." Wir haben nun freilich Principien aufgestellt, die mit denen des Verf. im vollen Gegensatze stehen. In der Hauptsache hätten wir somit factisch unser Verhältniß zu ihm entschieden genug herausgehoben. Aber wir ehren zu aufrichtig das ernste Streben und die wirklich, Einzelnheiten abgerechnet, consequent durchgeführte Forschung, die recht glücklich und gedankenreich die mannichfaltigen Culte der alten und neuen Zeit zu combiniren weiß, als daß wir nicht wenigstens einige Schritte zur gegenseitigen Verständigung noch thun sollten. Es geht dem würdigen Reformator gar oft eine frische Ahnung davon bei, daß Symbol und Cultus doch etwas Anderes und Selbständigeres sei als eine von der Kunst erhobene Zwangsanleihe für die Kirche. Aber warum kann er dennoch von der immer wiederkehrenden Voraussetzung sich nicht trennen, daß alle Realität im Cultus neben dem lehrenden Worte der Qualität nach von der in der Kunst gar nicht verschieden und insofern nothwendig überall, wo sie vorkomme, mit der letztern identisch sei. Würde es ihm gelingen mit uns über dieses Princip sich zu vereinigen, so müßte es ihm bald klar werden, daß er dem Fetischismus (S. 8) so gut wie der griechischen Mythologie (S. 20) eine ganz andere Stellung zu geben habe, als sie jenem und dieser in seiner Darstellung geworden ist, und sollte er auch der kühnen Hoffnung entsagen müssen, eine Reform des christlichen Cultus positiv zu begründen, so würde er sich bei dem Materialienreichthum, den er gesammelt hat, desto befähigter fühlen, negativ recht schlagend nachzuweisen, in welchen Beziehungen der Cultus in der protestantischen Kirche fast als untergegangen, in der katholischen aber noch heute als in denselben Verderbnissen befangen zu betrachten ist, in welchen ihn schon die Reformatoren des 16. Jahrhunderts so bestimmt erkannten. Schwerlich aber dürften wir dann Äußerungen zu lesen bekommen, die offenbar nur der einmal vorgefaßten Meinung zu Gunsten ausgesprochen wurden, wie die S. 33: „Nur selten trat Jesus im Tempel auf" — „Wir finden nicht, daß er die Opfergebräuche seines Volkes mitgemacht hätte." Vergl. Luk. 2, 22; 7, 8.

97.

Servitude et grandeur militaires par le comte *Alfred de Vigny*.

(Beſchluß aus Nr. 251.)

Wie ein verwundeter Leopard ſprang Napoleon von ſeinem Lehnſeſſel auf. Ein tiefer Zorn erfaßte ihn. Anfangs ging er haſtig und ſchweigend im Zimmer auf und ab und biß ſich in die Lippen. Nicht mehr vorſichtig umſchlich er ſeinen Gefangenen in weiten Kreiſen. Er trat feſt auf, in die Länge und Breite, ſodaß ſeine Sporen klirrten. Das Gemach zitterte; es ſchien mir, als müſſe irgend etwas Schreckliches geſchehen. Die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe empor. Ich betrachtete den Papſt: unbeweglich ſaß er da; nur mit ſeinen beiden Händen klammerte er ſich an die Adler ſeines Lehnſtuhls.

Plötzlich zerplatzte die Bombe.

„Komödiant! Ich! Gut, ich will euch Komödien aufführen, daß ihr Alle wie Weiber und Kinder weinen ſollt. Komödiant! — Sie irren ſich, wenn Sie glauben, man könne mir gegenüber auf unverſchämte Weiſe den Kaltblütigen ſpielen. Mein Schauplatz iſt die Welt; die Rolle, die ich ſpiele, die des Herrn und Gebieters. Zu Komödianten habe ich euch alle, Päpſte, Könige, Volk, und der Draht, an dem ich euch bewege, iſt die Furcht. Komödiant! Man muß von größerm Wuchſe ſein als der Ihrige, wenn man es wagen will, mir zu applaudiren oder mich auszupfeifen. Signor Chiaramonti! wiſſen Sie wol, daß Sie höchſtens ein armer Geiſtlicher wären, wenn ich wollte? Frankreich würde Ihnen unter die Naſe lachen, wenn ich nicht mein ernſthaftes Ausſehen beibehielte, ſo oft ich Sie grüße!

„Noch vor vier Jahren wagte Niemand den Namen Chriſtus auszuſprechen. Wer hätte damals den Namen Papſt genannt? — Ei, ihr Herren faßt ſchnell feſten Fuß bei uns. Sie ſind übler Laune, weil ich nicht ſo thöricht war wie Ludwig XIV., die Verwerfung der gallikaniſchen Freiheiten zu unterzeichnen? Allein ſo ſpielt man nicht mit mir. Ich bin es, der euch hält in ſeiner Hand, der euch wie Marionetten von Süden nach Norden verſetzt; ich bin es, der euch für etwas zählt, weil ihr eine alte Idee repräſentirt, der ich neues Leben einhauchen will; und Sie haben nicht Geiſt genug, um dies einzuſehen. Jetzt will ich Alles ſagen; ich will Ihnen die Verhältniſſe vor das Auge rücken, damit Sie dieſelben begreifen. Und Sie glauben in der That, daß man Ihrer bedarf, und Sie erheben das Haupt und drapiren ſich mit Ihren Weibergewändern? So erfahren Sie denn, daß Sie mich nicht ſchrecken, und daß, wenn Sie ſo fortfahren, ich Ihr Gewand behandeln werde wie Karl XII. das des Großveziers!"

Er ſchwieg; ich wagte kaum Athem zu ſchöpfen. Als ich ſeine Stimme nicht mehr hörte, beugte ich mich vor, um zu ſehen, ob der arme Greis nicht vor Schrecken den Geiſt aufgegeben habe. — Dieſelbe Ruhe in der Haltung, dieſelbe Ruhe auf ſeinem Antlitze. Zum zweiten Male erhob er den Blick zum Himmel; nach einem tiefen Seufzer und einem bittern Lächeln ſprach er:

„Tragediante!"

Napoleon befand ſich in dieſem Augenblicke am entgegengeſetzten Ende des Zimmers, wo er ſich auf das Marmorkamin lehnte. Mit Pfeilesſchnelle ſchoß er auf den Greis los. Ich wähnte, er werde ihn tödten. Dicht vor ihm hielt er an, nahm von der Tafel eine Porzellanvaſe, auf welcher die Engelsburg und das Capitol gemalt waren und zertrümmerte ſie zu des Papſtes Füßen. Sofort ſetzte er ſich plötzlich und verfiel in ein tiefes Schweigen."

Der Raum fehlt uns, um dieſe intereſſante Scene auszumalen. Der Page beobachtete tiefes Schweigen über Das, was er geſehen und gehört hatte. Von dieſem Augenblicke an drängte ſich ihm das Gefühl auf, daß es Thorheit ſei, ſich in gänzlicher Anhänglichkeit einem Manne zu ergeben. Ohne Zweifel kam das Geheimniß ſeiner Anweſenheit bei jener Scene heraus, denn bald darauf erhielt er Befehl, ſich in das Lager von Boulogne an Bord eines der dortigen Schiffe zu begeben. Von den Engländern gefangen, gewann er die Freundſchaft des Admirals Collingwood. In dieſem Manne ſtellt der Verf. ein neues Bild eines von ſeiner Pflicht ganz durchdrungenen Soldaten und Seemannes vom edelſten Charakter auf, der, weil es das Vaterland verlangte, ſein ganzes thatenvolles Leben demſelben zum Opfer brachte.

Wir übergehen die weitern Schickſale des Hauptmanns Reynaud und bemerken nur, daß er am letzten der Julitage von der Hand eines pariſer Straßenjungen, der ſich bis vor ſeine Compagnie zu ihm heranſchlich, fiel.

Die Reflexionen, mit welchen der Verf. ſein Werk beſchließt, ſind folgende:

„Der Soldat, der Menſch der Heere bedarf irgend etwas, das ihn über die Strenge ſeines Standes tröſtet. Er fühlt, daß das Vaterland, das ihn wegen des Ruhmes liebt, womit er es krönte, anfängt, ihn wegen ſeines müßigen Lebens oder wegen der Bürgerkriege zu haſſen, bei denen er genöthigt iſt, die eigne Mutter zu treffen. Welche Idee ſoll ihn aufrechthalten, wenn es nicht die der Pflicht und des geſchworenen Eides iſt? Bei der Unſicherheit ſeiner Bahn, bei den Zweifeln, die auf ihm laſten, welches Gefühl ſoll ihn in unſern Tagen der Erkaltung und der Entmuthigung beleben? Was bleibt ihm noch Heiliges übrig? Auf dem düſtern Meere der Gegenwart erſchien mir nur ein lichter Punkt, den ich lange Zeit nach allen Richtungen unterſuchte. Derſelbe iſt nicht etwa ein neuer Glaube, ein Cultus von moderner Erfindung; es iſt ein mit und in uns geborenes Gefühl, unabhängig von Zeit und Ort, ſelbſt von den Religionen, ein ſtolzes, unbeugſames Gefühl, ein Inſtinct von unvergleichlicher Schönheit, der erſt in neuerer Zeit einen ſeiner würdigen Namen erhalten hat, obwol er ſchon im Alterthume eine Menge Großthaten hervorbrachte; dieſer Glaube, der Allen noch übrigblieb und in den Heeren unumſchränkt herrſcht, iſt die Ehre. Ich finde nicht, daß ſie ſchwächer geworden iſt, daß ſie ſich abgenutzt hat. Sie iſt kein Götzenbild, für die Mehrzahl der Menſchen iſt ſie ein Gott, ein Gott, neben dem ſchon manche größere Götter gefallen ſind. Ihr Cultus mag auf verſchiedene Weiſe ausgelegt werden, er beſteht nichtsdeſtoweniger unbeſtreitbar. Es iſt eine männliche Religion, ohne Symbol und ohne Bilder, ohne Dogma und Ceremonien, deren Geſetze nirgend geſchrieben ſtehen. Wie kommt es, daß alle Menſchen das Gefühl ihrer ernſten Macht beſitzen? Die Menſchen der Gegenwart ſind ſkeptiſch und ironiſch über Alles, ausgenommen die Ehre. Jeder wird ernſt, ſobald ihr Name ausgeſprochen wird. Wenn ihr Name ertönt, fühlt der Menſch etwas in ſich, das gewiſſermaßen ein Theil von ihm ſelbſt iſt, und dieſes Gefühl weckt alle Kräfte ſeines Stolzes und ſeiner urſprünglichen Thatkraft. Eine unbezwingliche Feſtigkeit hält ihn aufrecht gegen Alle und gegen ſich ſelbſt bei dem Gedanken, über dieſe reine Stiftshütte zu wachen, die in ſeiner Bruſt gleichſam ein zweites Herz iſt, in welchem ein Gott wohnt. Die Ehre iſt das Gewiſſen, aber ein geſteigertes Gewiſſen. Sie iſt die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt und vor der Schönheit ſeines Lebens, geſteigert bis zum höchſten Aufſchwung und bis zur glühendſten Leidenſchaft. Bald bringt ſie den Menſchen dahin, einen Schimpf nicht zu überleben, bald, ihn mit ſolcher Größe zu ertragen, daß jeder Flecken dadurch hinweggetilgt wird. Zu andern Zeiten erfindet ſie große Unternehmungen, große, ausdauernde Kämpfe, unerhörte, langſam vollzogene Opfer, die durch die Dunkelheit, in der ſie geſchehen, nur um ſo ſchöner ſind. Sie iſt reich an Handlungen der Wohlthätigkeit, an wunderbarer Duldung, an zärtlicher Nachſicht und Vergebung. Immer und allenthalben erhält ſie die perſönliche Würde des Menſchen in ihrer ganzen Schönheit aufrecht. Die Ehre iſt die männliche Schamhaftigkeit."

Das Werk des Grafen Alfred de Vigny gehört zu den gelungenſten der neuern franzöſiſchen Literatur und verdient auf deutſchen Boden verpflanzt zu werden. 17.

Notiz.

In der Beurtheilung von Pauthier's übersetzung des bekannten Colebrooke'schen Werks über die Philosophie der Inder läßt sich S. Munk u. A. also vernehmen: „Hauptsächlich auf dieses Werk haben viele Gelehrte ihr Urtheil über die indische Philosophie gegründet. Fast alle haben in derselben gefunden, was ihnen im Interesse ihres eignen Systems darin zu suchen beliebte. Einige Schulen Deutschlands fanden darin den höchsten Ausdruck des Pantheismus; die Mystiker erblickten die Keime Dessen darin, was sie die Philosophie des Christianismus nennen; Denjenigen, die nur in Griechenland die höchste Thätigkeit des menschlichen Geistes sehen, erscheint in Indien das ungeordnete Chaos philosophischer Begriffe; Cousin hat dort seine vier elementarischen Systeme der Geschichte der Philosophie: den Sensualismus, Idealismus, Skepticismus und Mysticismus, wiedergefunden. Wenn man mich fragte, was ich in der indischen Philosophie gefunden hätte, ich würde in größter Verlegenheit zur Antwort geben: Ich bin nicht Philosoph, ich habe mich in das Gebiet des Glaubens gerettet; ich halte leider die menschliche Vernunft für unfähig, je zur endlichen Lösung der metaphysischen Probleme zu gelangen, welche das Hauptobject der Philosophie sind; ich habe das Unglück, in der Geschichte der Philosophie die Geschichte der Irrthümer des menschlichen Geistes zu erblicken; allerdings erhabene Irrthümer, weil sie die Ergebnisse der edelsten Anstrengungen des Geistes sind, die ich nicht einmal mit diesem Worte bezeichnen würde, wenn nicht jedes philosophische System sich für einzig und absolut wahr ausgäbe, und wenn man sich begnügte, diese ewige Arbeit des menschlichen Geistes zugleich als Mittel und Zweck anzusehen. Wohlan denn! ich habe in Indien dieselben Irrthümer, dieselben Unbestimmtheiten, dieselben Anstrengungen und fast die nämlichen Ergebnisse angetroffen wie in dem alten und neuen Europa. Die Geschichte der indischen Philosophie läßt uns beinahe denselben Ideenkreis durchlaufen. Dort wie in dem Occident müht sich der menschliche Geist auf gleiche Weise, den Schleier zu zerreißen, der die absolute Wahrheit birgt, aber vergebens; dort, wie hier, strebt er zu dieser Wahrheit zu gelangen ohne eine Stütze außer sich zu suchen; aber nothwendig, wenn er nicht in das Nichts oder in den Atheismus fallen will, muß er sich, oft unbewußt, an eine Art Glauben, an ein gewisses Etwas, das er ohne Beweis annimmt, an eine gewisse, aus dem unausgesetzt lebendigen Spiel der Empfindung im Menschen hervorgehende innere Überzeugung halten, welche das Vernünfteln ebenso wenig zu erzeugen als zu vernichten vermag. Betrachten wir die vorzüglichsten ältern und neuern Systeme, so treffen wir in jedem derselben einen Punkt, welcher der Vernunft unzugänglich ist. Das wird als die Unvollkommenheit, als der Fehler des Systems angesehen; es entsteht ein anderes, das diesem Mangel abhelfen will; aber statt das Problem gelöst zu finden, werden wir dasselbe nur noch mehr verwirren sehen." Munk versucht nun die Richtigkeit seiner Ansicht an den Systemen Plato's und Aristoteles', Kant's und Hegel's zu erweisen. 4.

Bibliographie.

Boudoir. Eine Sammlung interessanter Erzählungen und Novellen berühmter Schriftstellerinnen des Auslandes. In freien Übertragungen von Dr. F. J. A. Schneidawind. 1ster Band: Weibliche Rache, von der Herzogin von Abrantes. Die Schwächen des menschlichen Herzens, von G. Sand: Mad. Dudevant. Die räthselhafte Novize, von Eugenie Foa. 8. Neuhaldensleben, Cyraud. 18 Gr.

Bray, Mrs. A. E., Historische Romane. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen. Erster Band: Die Weißkappen. 1ster Theil. — Auch m. d. T.: Die Weißkappen, oder: Anna von Gent. Ein Zeit- und Sittengemälde aus den Niederlanden von 1c. Nach der u. s. w. von F. W. Bruckbräu. 1ster Theil. 16. Augsburg, v. Jenisch- u. Stage'sche Buchhandlung. 4 Gr.

Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland, in den Jahren 1822 bis 1828. Mit besonderer Rücksicht auf die Nogayen-Tartaren am Asowschen Meere. Mit 14 lithographirten Abbildungen und einer Karte. Neue, wohlfeilere Ausgabe. Gr. 8. St. Gallen und Bern, Huber und Comp. 1 Thlr. 4 Gr.

Cytherens Zauber-Gürtel. Festschmuck für Deutschlands edle Frauen. 1837. 2te Auflage. 16. Grätz, Ludewig. 1 Thlr.

Deutschland, Das junge, und die moderne Literatur. Ein Postscriptum von einem Anhänger der alten Schule. Gr. 8. Leipzig, Böhme. 4 Gr.

Erdball, Der. Vollständigste Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde; herausgegeben von einem Vereine europäischer Geographen, unter Redaction und Mitwirkung von K. F. W. Hoffmann 1c. Mit vielen Karten und artistischen Beigaben. 1ste Lieferung, mit 1 Karte, 1 Stahlstiche, und vielen andern Abbildungen. — Auch u. d. T.: Der Erdball und seine Völker. Beschreibung des Großherzogthums Baden. Bearbeitet von A. J. V. Heunisch. Mit einer Höhenkarte und vielen Abbildungen. 1ste Abtheilung. Lexikon-8. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Flathe, L., Geschichte der Vorläufer der Reformation. 2ter Theil. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 2 Thlr. 18 Gr.

Gemälde der Schweiz, Historisch-geographisch-statistisches. 6tes Heft. Der Canton Unterwalden. Von A. Businger. — Auch u. d. T.: Der Canton Unterwalden, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Flecken, merkwürdigen Dörfer, so wie der Schlösser, Burgen und Klöster; nebst Anweisung denselben auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Cantonsbürger und Reisende, von A. Businger. Gr. 12. St. Gallen u. Bern, Huber u. Comp. 20 Gr.

Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt von *J. L. Ideler.* 1ster Band. 3te (letzte) Lieferung. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 20 Gr.

Lappe's, K., sämmtliche poetische Werke. Ausgabe letzter Hand. Mit dem Bildniß des Verfassers. 5 Bändchen. 16. Rostock, Oberg. 2 Thlr. 16 Gr.

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. 2ter Band. Die Geschichte des Mittelalters enthaltend. Gr. 8. Halle, Anton. 1 Thlr. 21 Gr.

Leonardo, Graf und Bandit, oder: Der Selbstmord am Grabe der Geliebten. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Meyer von Knonau, G., Erinnerungen an die Rigi. 8. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp. 4 Gr.

Preusker, Förderungsmittel der Volkswohlfahrt u. s. w. 1ster Bd. 2te Abtheil. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 16 Gr.

Schultheim, H. v., Gedichte. Gr. 8. Graz, Damian und Sorge. 1 Thlr. 4 Gr.

Seidl, J. G., Bifolien. Gr. 12. Wien, Sollinger. 1 Thlr. 8 Gr.

Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Ph. Kaufmann. 4ter Theil. 8. Berlin und Stettin, Nicolai. 1 Thlr. 8 Gr.

Uschner, K., Gedichte. 8. Neuhaldensleben, Cyraud. 1 Thlr.

Versuche, Kleine poetische. Gr. 8. St. Gallen, Huber und Comp. 6 Gr.

Wenzel, H., König Wilhelm. Tragödie in fünf Acten. Gr. 12. Hanover, Hahn. 1 Thlr.

Zarbl, J. B., Erinnerungen aus einer Reise durch einige Abteien in Östreich, und das k. k. oberennsische Salzkammergut. Mit Beilagen und einer in Kupfer gestochenen Reisekarte. 2te Auflage. 8. Regensburg, Pustet. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 253. — 9. September 1836.

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben aufs Leben, als Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften von Troxler. Bern, Fischer und Comp. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Gefühl der Ahnung, wie immer bei großen Wendepunkten der Geschichte, durchweht die Gemüther. Stimmen aus Deutschland, Frankreich, England und Italien verkünden die gemeinsame Hoffnung und die Erwartung einer neuen Zeit, eines neuen Lebens der Menschheit. Das Licht und Heil wird auf den verschiedensten Wegen gesucht und selbst von ganz entgegengesetzten Seiten erwartet. Dies unruhige Streben und die mannichfaltige Bewegung der Geister halten wir für eine das Nahen des uns verheißenen Gottesreichs auf Erden verbürgende Erscheinung.

Mit diesen Worten eröffnet der in einem höhern Alter noch sehr thätige, achtungswürdige Herr Verf. das Vorwort zu vorliegenden, vor einer sehr zahlreichen, und zwar nicht blos akademischen oder gelehrten Versammlung im Winter 1834 — 35 gehaltenen Vorträgen. Wer stimmte nicht gern mit ein, wer theilte nicht gern mit ihm die Hoffnung einer ganz neuen Epoche oder Ära der Gesammtbildung der Menschheit! Nur müssen wir es bedauern, daß Herr Troxler, vielleicht mit in Rücksicht auf die neuesten Ereignisse in seinem Vaterlande und seine Stellung an der jüngsten republikanischen Universität, sich hier und da hat zu Behauptungen fortreißen lassen, welche nicht blos in einem so gemischten Kreise von Zuhörern der Misdeutung ausgesetzt sind, sondern auch der guten Sache selbst, für welche er gegen seine philosophischen Zeitgenossen in die Schranken getreten, unfehlbar schaden und eine Reaction gegen sein eignes System hervorrufen müssen.

Zu diesen Misgriffen rechnen wir erstens die Beschränkung der Philosophie auf die lieben kleinen Cantone seines Vaterlandes. Herr T. spricht öfters von dem Geiste der Nation, von dem eignen Genius eines Volkes, welcher in den Gefühlen und Antrieben seiner Masse schlummere, die Summe und das Facit aller Geister und Gemüther ausmache und der Hort und Halt desselben in aller Noth und Gefahr sei. Er meint S. 47:

Die Schweizernation sei in Geist und Gemüth zu sich gekommen und in sich gegangen, die alten Gründe und Quellen des Nationallebens seien wiederaufgefunden und eröffnet, und es sei die Zeit gekommen, wo nach einer alten Volkssage die drei sogenannten Tellen, Fürst, Stauffach und Anderhalten nach vielhundertjährigem Schlaf wiederaufwachen und aus ihrer Höhle im Grütli ins weite lichte Vaterland mit Rath und That hervorgehen werden.

Jede Nation sei ein untheilbares Ganze, eine eigenthümliche Einheit, und so könne seinem Vaterlande nur durch eine Nationalphilosophie, eine schweizerische Philosophie geholfen werden. Deshalb eifert er allen Ernstes dagegen, daß seine Landsleute die Jugend an Lehranstalten senden, welche da dem Jesuitismus, dort dem Machiavellismus verfallen sind, wodurch fremde Culturprincipien als fremde Götzen zur Anbetung eingeführt und die reinen Naturgefühle sowie die edelsten sittlichen und rechtlichen Strebungen zerstört und das Volksgemüth selbst vergiftet werden (S. 45 fg.). Es liegt darin etwas Kleinstädtisches. Ganz abgesehen davon, daß die Schweiz nur ein abgerissenes Stück von Deutschland ist und in Sprache, Sitten und Cultur noch jetzt ihre Abstammung nicht verleugnen kann; daß sie ihre scheinbare Selbständigkeit in der neuern Zeit nicht ihrer eignen Kraft und dem Heldenmuthe ihrer Söhne, sondern nur der Eifersucht ihrer mächtigen Nachbarn verdankt, und daß sie eben gegenwärtig keineswegs das Bild der Eintracht und Stärke, sondern vielmehr das des Gegensatzes, des getheilten Interesses und jener Schwankungen darbietet, wie sie in einem Bunde kleiner, durch verschiedene Tendenzen gespaltener, von leidenschaftlichen Parteien beunruhigter und nur durch die Furcht vor fremdem Einflusse nothdürftig zusammengehaltener Staaten so leicht entstehen: so hat in unsern Tagen, wo man überall bemüht ist, durch Niederreißung der Schlagbäume und Zollhäuser dem Handel und Wandel freiere Wege zu schaffen und die materiellen Interessen der Völker gegenseitig auszugleichen und durch Eisenbahnen und Dampfwagen in kürzester Zeit zu befriedigen; jetzt, wo die Ideen mehr als je ihr göttliches Weltbürgerrecht gelten machen und alle Völker ihren Beruf zur Theilnahme an den höchsten Gütern der Menschheit erkennen — so hat, sagen wir, der Gedanke, die Schweiz in der Wissenschaft abzusperren und mit einer chinesischen Mauer zu umgeben, ja vielleicht selbst „hermetisch" zu verschließen, etwas gar Komisches und wirklich Possierliches. Hr. T. selbst betrachtet es gleich in der ersten Vorlesung als eine besonders glückliche Fügung der Vorsehung, daß seine akademische Bildungs-

gen und Ware in den Zollstand der eigentlichen Heimat. Ohne die Bestimmung in Artikel 1 wäre es z. B. gestattet, daß ein Deutscher in Hamburg Waren aus Frankreich kommend nach dem ganzen Zoll- und Handelsgebiet des Deutschen Reichs einführte, ohne daß er dafür Zoll zu entrichten hätte. Dies ist nicht der Fall, wenn die Waare sich in Hamburg „Niederlage" befindet, sondern sie muß dann, wenn sie in das Zollgebiet des Deutschen Reichs eingeführt wird, wie jede andere Waare, die aus einem ausländischen Staate kommt, verzollt werden. Ebenso ist es, wenn ein Deutscher in Bremen Waaren aus Frankreich kommend nach Hamburg einführt, ohne daß er dafür Zoll zu entrichten hätte. Dies ist nicht der Fall, wenn die Waare sich in Bremen

zum Kapitel Gesellen, das die Lehrlinge Meister, und Meister Gesellen werden lassen.

Wenn ein Geselle Meister werden will, so muß er, nachdem er auf der Hauptversammlung der Gesellen seine Absicht kund gethan hat, sich bei dem Vorsteher zur Prüfung melden. Dieser ernennt dann 3 Meister, die mit dem Gesellen zu einer bestimmten Zeit zusammenkommen müssen, um die Prüfung vorzunehmen. Diese besteht darin, daß der Geselle ein Meisterstück machen muß, welches ihm von den Meistern vorgeschrieben wird. Dieses Meisterstück muß in Gegenwart der Meister gemacht werden, damit sie sehen können, daß der Geselle es selbst gemacht hat. Ist das Meisterstück gut befunden, so wird der Geselle zum Meister gemacht. Ist es aber nicht gut befunden, so muß er es noch einmal machen, oder es wird ihm ein anderes Meisterstück vorgeschrieben.

Wenn ein Meister stirbt, so hinterläßt er gewöhnlich seine Witwe und Kinder. Diese werden dann von der übrigen Innung unterstützt, und zwar so lange, als die Witwe nicht wieder heirathet. Heirathet sie wieder, so hört die Unterstützung auf.

Wenn ein Meister stirbt, so begleiten ihn seine Mitmeister, die Gesellen und Lehrlinge zu Grabe. Die Meister tragen dabei ihre Meisterkleider, die Gesellen ihre Gesellenkleider und die Lehrlinge ihre Lehrlingskleider. Vor dem Sarge des Verstorbenen wird ein Leichentuch getragen, das der Innung gehört. Dieses Leichentuch ist schwarz und hat einen weißen Streifen. Es ist mit Sammet und Seide gestickt und mit Fransen besetzt. Auf dem Leichentuche liegt ein Kranz von Blumen, der auf einem Kissen getragen wird. Dieses Kissen ist auch schwarz und mit Sammet und Seide gestickt und mit Fransen besetzt. Auf dem Kissen

Schluß des Schiffsverkehrs ist. Die Zahl derselben hat sich in diesem Jahre gegen das vorige um 1 vermehrt, indem die Stadt Lauterbach, welche bisher nur Nebenamt war, jetzt ein Hauptamt geworden ist. Die Zahl der Beamten ist dieselbe geblieben, nämlich 1 Oberzollinspektor, 1 Zollinspektor, 1 Zollverwalter, 1 Zollkontrolleur, 1 Zollassistent, 1 Zollamtsassistent und 1 Zollamtsdiener. Außer den Beamten sind noch 2 Zollwächter und 1 Zollwächterin angestellt. Die Zahl der Zollwächter ist dieselbe geblieben, dagegen ist die Zahl der Zollwächterinnen um 1 vermehrt worden, indem die Stadt Lauterbach eine solche Beamtin erhalten hat. Die Zahl der Zollstellen, welche mit Beamten besetzt sind, ist dieselbe geblieben, nämlich 5. Die Zahl der Zollstellen, welche nicht mit Beamten besetzt sind, ist um 1 vermehrt worden, indem die Stadt Lauterbach eine solche Zollstelle erhalten hat. Die Zahl der Zollstellen, welche nicht

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 254. — 10. September 1836.

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben aufs Leben, als Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften von Troxler.

(Beschluß aus Nr. 253.)

In den ersten Vorlesungen schildert Hr. T. seinen Ausgang und Standpunkt, die Idee der Philosophie in ihrem Verhältniß zur Offenbarung und Vernunft, mit Rücksicht auf die Vorwürfe, welche ihr gemacht worden. Sehr wahr sagt er hier:

Der Mensch kann und darf die sinnende Betrachtung zunächst über seine eigne Natur, dann über sein Verhältniß zu Gott, zu Seinesgleichen und zur Welt nicht abweisen. Spiegel von sich selbst, Ebenbild von Seinesgleichen, Bild Gottes und Bild der Welt, das All in dem Bewußtsein und Dasein der Person, das ist der philosophische Mensch.

Nicht minder treffend ist seine Erklärung gegen die Schulen in der dritten Vorlesung:

Die Autokratie oder Selbstherrschaft einiger Geister, der Urheber strenger Systeme alleinwahrer und absolutgewisser Philosophie in einem fertigen Lehrbegriffe, wodurch die Philosophie nur von ihrem innern lebendigen Naturgrunde abgelöst wird, muß nothwendig aufhören, so wohlthätig sie auch übrigens zur Begründung der Selbständigkeit und Freiheit der Geister gewirkt hat; höchstens kann eine geistige Hervorragung zur Anerkennung ihrer Notabilität und Classicität führen und das Werk derselben als Mittel zu höherer Fortbildung dienen —

allein damit scheint Hr. T. in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, indem er durch eine Reform die alleinwahre Philosophie erst neu begründen will und die vorhandenen Systeme gern vernichten möchte. Dies klingt gar nicht liberal und republikanisch, sondern erinnert an veraltete despotische Formen. So ist eben der Mensch. Die großen Despoten, die Geißeln der Völker sucht man überall von der Erde zu vertilgen, aber so einen kleinen Despoten in seinem eignen Hause, in seinem nächsten Geschäftskreise, oder in der Wissenschaft, in der Kunst spielte jeder selbst gern!

Sehr richtig wird in der vierten Vorlesung mit Jean Paul die Schöpferkraft des Genius in seinen reinen strahlenden Emanationen auch für die Philosophie in Anspruch genommen und dabei bemerkt: „Es gab keinen wahrhaft großen Dichter, der nicht wirklich Philosoph, und es gibt keinen Philosophen, der nicht der Kraft und dem Vermögen nach Dichter ist.“ Aber auch hiermit im Widerspruche wird bald darauf die Speculation die Urkrankheit und Erbsünde der Philosophie genannt (S. 68), mit Berufung auf die Autorität des Mephisto im „Faust“: „Ein Kerl, der speculirt, ist wie ein Thier auf dürrer Haide u. s. w.“ Indem aber derselbe Mephisto dem schon berückten und umstrickten abgetretenen Faust nachruft: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft u. s. w.“, und seine eigne eben vorgetragene Dialektik als Blend- und Zauberwerke des Lügengeistes darstellt, so liegt eben in diesem Zeugnisse des Unreinen die schönste Verherrlichung der Wissenschaft, und zwar der Philosophie mit, als der reinsten und freiesten Wissenschaft, welcher sich Faust geweiht hatte. Diese ist aber ohne Speculation gar nicht denkbar, und wenn Jean Paul im „Campanerthal“ den Victor sagen läßt: „Leibnitzens Monadenlehre und vorherbestimmte Harmonie sind eine so reine strahlende Emanation des Genius als irgend eine leuchtende Gestalt in Shakspeare oder Homer“, so darf dabei nicht vergessen werden, daß nur die Speculation sie hervortreiben konnte, und daß ohne sie die Philosophie sich in die Masse der empirischen Wissenschaften verlieren würde.

In der sechsten Vorlesung erklärt sich Hr. T. gegen die neue Philosophie seines Lehrers Schelling, nach welcher alle Erkenntniß Gottes und der Welt nur eine Erkenntniß a posteriori (durch Erfahrung) ist, die Erkenntniß a priori (Vernunfterkenntniß) aber für das Minimum unserer Erkenntniß erklärt wird, weil beide Erkenntnißarten doch ihrem Wesen nach gleich seien und Speculation immer Speculation bleibe, möge ihre Richtung vorzugsweise eine empirische oder rationalistische sein. Dagegen will er, mit Berufung auf die Mystiker, einen ganz neuen, über alle Reflexion und Speculation erhabenen Standpunkt, ein eigenthümliches, höheres Organ des Bewußtseins und der Erkenntniß geltend machen, einen übersinnlichen Geist und übergeistigen Sinn, den unsere Alten Glaube und Gnade nannten (S. 92). Auf den Namen kommt es nicht an; Hr. T. hätte also wol zuvörderst den Beweis zu führen, daß es wirklich im Menschen ein höchstes, über Vernunft und Verstand liegendes, das Göttliche unmittelbar vernehmendes Organ gebe, da er uns nicht zumuthen kann, daß wir in einer Angelegenheit, in der es sich um die Begründung aller Religion und Philosophie handelt, seiner bloßen Versicherung glau-

ten sollen. Uns ist Vernunft das Organ zur Vernehmung und zum Verständniß des Göttlichen; soll dieses in unser Bewußtsein eingehen, so muß es die Form unseres Geistes annehmen, es muß nach den Gesetzen desselben gedacht, gleichsam in die Sprache der Vernunft und des Verstandes übersetzt werden. Von einem noch höhern, von diesen Gesetzen entbundenen Organe des Göttlichen können wir uns keine Vorstellung machen. Hr. T. habe daher die Güte, uns zu belehren, woran man es erkennt und wodurch es sich von der Vernunft unterscheidet. Wir müssen deshalb auch den paradoxen Satz (S. 125): „Der Mensch ist das vollkommenste Ebenbild Gottes", für eine Hyperbel halten, wenigstens, wenn man den gewöhnlichen Menschen betrachtet. Dies erinnert an den Ausspruch: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Sogar der Satz: Der Mensch in seiner Individualität ist das Maß und Ziel aller Dinge, als der vermeintliche eines alten Weisen, soll dieser Klimax zur Unterstützung dienen, wobei es ganz übersehen wird, daß dieser Satz keineswegs ein Product der Weisheit, sondern vielmehr das Princip eines der Häupter der Sophistik, des Protagoras, jener dem bloßen Schatten der Weisheit nachjagenden, betrügerischen, buhlerisch geschmückten und kokettirenden Kunst, war, zu deren Vertilgung jene Trias wahrer Weisen, Sokrates, Plato und Aristoteles sich vereinigten.

Zu der achten Vorlesung über die vier Facultäten einer Universität, worin unter Anderm mehre treffende Bemerkungen gegen die historische Schule der Juristen gemacht werden, erlauben wir uns nur die Erinnerung, daß, wenn „Geist und Materie zwar nicht absolut Eins sind, aber der Geist in uns doch nur die höchste Materie ist, und diese die göttliche, zugleich die leibliche und geistige Substanz der einen und ganzen Menschennatur", hierdurch schwerlich weder für die Wissenschaft, noch für das Leben viel gewonnen wird. Unter Materie können wir doch immer nichts Anderes verstehen als das den Raum Füllende, sinnlich Wahrnehmbare. Daraus läßt sich aber kein einziges Geistesgesetz erklären, und wie sehr man auch die Materie sublimiren und potenziren mag, es bleibt immer zwischen ihr und dem Geiste eine durch keine Theorie zu überspringende oder auszufüllende Kluft vorhanden. Soll Eins von Beiden dem Andern untergeordnet werden, so gebühret dem Geiste das Primat und die Schöpferkraft: nicht der Geist ist Materie, sondern die Materie beruht zuletzt auf Geistesgesetzen, durch die Schöpferkraft des absoluten Geistes wird etwas außer ihm gesetzt, was sich räumlich gestaltet und uns Mischlingen von Intelligiblem und Sinnlichem als Materie erscheint. Hr. T. möchte den Geist erniedrigen, indem er ihn zum Fleische macht, wir erheben die Materie und rücken sie dem Geiste näher, indem wir sie theils als Product-göttlicher Thätigkeit und eine fortdauernd in der Anschauung Gottes gehaltene und durch sie bestehende, theils auch von uns nur durch Empfindung und Anschauung zu erfassende betrachten. Materie ist daher gar nichts rein Objectives oder Reales, sondern ein Subjectiv-Objectives, Ideal-Reales; wir wissen von ihr nur durch Geistesgesetze, eine absolut für sich seiende, von jeder Geistesthätigkeit unabhängige Materie gibt es gar nicht. Ganz einverstanden dagegen sind wir mit dem Hauptgedanken der zehnten Vorlesung, daß die Anthropologie die Ur- und Grundwissenschaft aller Philosophie sei; ja, fügen wir hinzu, eigentlich aller Wissenschaften. Denn jede Wissenschaft hat entweder den Menschen selbst zum Gegenstande, oder sein Verhältniß zu andern, zu Gott und zur Welt, oder sie ist für den Menschen da, wie aus seinen Bedürfnissen entsprungen, so für seine Bestimmung berechnet. Fügt er aber hinzu: „Die sogenannte Psychologie gehört zu den Larven, welche die Stelle im Heiligthume eingenommen haben, wo echte Götterbilder stehen sollten" (S. 174), und (S. 182): „Es ist eine wahre Desorganisation und Anarchie der Psychologie, daß in ihr das ganze menschliche Seelenleben in ein Gefühlsvermögen, Erkenntnißvermögen und Willensvermögen zusammengeschrumpft ist", so ist dies ungerecht und undankbar, da die Psychologie in den letzten beiden Jahrzehenden durch die Bemühungen mehrer achtungswürdigen Männer unleugbar bedeutende Fortschritte gemacht und Herbart es sogar versucht hat, diese Wissenschaft ganz umzuwälzen und die Seelenvermögen auszurotten. Fast scheint es, als halte Hr. T. das freie Phantasiren höher als den abgemessenen Gang streng wissenschaftlicher Untersuchung, und als glaube er, es herrsche blos in der Natur Gesetzmäßigkeit, in der Welt des Geistes dagegen Ungebundenheit und Zufall. Und welches ist der Grund dieses trostlosen Übelstandes, dieser Greuel der Verwüstung im Innersten des Tempels, dieses Götzendienstes mitten auf der Lichthöhe unserer Tage? Der Abfall der Philosophie von dem Geistesquell des Evangeliums (S. 185). Das Christenthum gibt uns nun allerdings herrliche Winke über das tiefste Leben unseres Selbst, aber nirgend etwas Durchgeführtes, streng Wissenschaftliches, sodaß es die Forschung vielmehr erregt und belebt als beschränkt, und Hr. T. selbst will das Evangelium durch wahre Philosophie entwickelt und geläutert wissen (S. 186). In dem eilften bis funfzehnten Vortrage erklärt sich dann Hr. T. noch deutlicher und ausführlicher über die einzelnen Theile der Philosophie. Die neue Schöpfung aus dem höhern Geistesgrunde, wie er sie selbst ausdrücklich nennt (S. 204), ist nun nichts Anderes als die Mystik nach dem Vorbilde Jakob Böhme's oder der Philosophie eines Raimund v. Sabunde, Campanella u. A. „Der Mittelpunkt der Treue und Liebe, die lebendige und wesentliche Einheit der Gefühle des Herzens mit den Begriffen des Verstandes hat von jeher, wie in Allem, das heilige und selige Volksgemüth bewahrt" (S. 227). Die Übersicht der einzelnen philosophischen Disciplinen ist fast nur historisch-kritisch, mit einer bloßen Andeutung des eignen Standpunktes, was vielleicht für den größern Theil der Zuhörer weniger interessant gewesen sein dürfte, als wenn er seine eignen Ideen ausführlicher vorgetragen hätte. Auch dienen die zahlreichen, manchmal langen Citate ganz

ungenügenden Abschlusses; und 1857 war aus dem Ueberschusse von 1856 die gesetzlich vorgeschriebene Summe zum Ankaufe von Staatspapieren, 1858 aber nicht mehr verwendet worden. Die Ursache dieser Erscheinung lag darin, daß die Einnahmen der Monopolien, welche, wie bereits bemerkt worden, 1857 um 2 Millionen Gulden mehr betrugen, als man vorausgesetzt hatte, 1858 um 1 Million Gulden hinter dem Präliminare zurückblieben, und daß die Ausgaben für Bauten, Ankäufe und Reparaturen, welche 1857 um 1 Million Gulden mehr betrugen, als vorausgesetzt worden war, 1858 um 1 Million Gulden weniger betrugen, als man angenommen hatte. Die Einnahmen des Jahres 1858 betrugen 1,000 Millionen Gulden, die Ausgaben 1,001 Millionen Gulden, so daß sich ein Defizit von 1 Million Gulden ergab, welches durch den Ueberschuß des Jahres 1857 gedeckt wurde.

Die Einnahmen des Jahres 1859 sollen 1,000 Millionen Gulden betragen, die Ausgaben 1,001 Millionen Gulden, so daß sich ein Defizit von 1 Million Gulden ergibt, welches durch den Ueberschuß des Jahres 1858 gedeckt werden soll. Die Einnahmen sind um 1 Million Gulden geringer angenommen, als sie 1858 betragen haben, weil man voraussetzt, daß die Einnahmen der Monopolien, welche 1858 um 1 Million Gulden hinter dem Präliminare zurückblieben, 1859 nicht mehr betragen werden, als sie 1858 betragen haben. Die Ausgaben sind um 1 Million Gulden geringer angenommen, als sie 1858 betragen haben, weil man voraussetzt, daß die Ausgaben für Bauten, Ankäufe und Reparaturen, welche 1858 um 1 Million Gulden weniger betrugen, als man angenommen hatte, 1859 nicht mehr betragen werden, als sie 1858 betragen haben. Die Ausgaben für Bauten, Ankäufe und Reparaturen, welche 1857 um 1 Million Gulden mehr betrugen, als vorausgesetzt worden war, 1858 um 1 Million Gulden weniger betrugen, als man angenommen hatte, 1859 nicht mehr betragen werden, als sie 1858 betragen haben. Die Ausgaben für Bauten, Ankäufe und Reparaturen, welche 1857 um 1 Million Gulden mehr betrugen, als vorausgesetzt worden war, 1858 um 1 Million Gulden weniger betrugen, als man angenommen hatte, 1859 nicht mehr betragen werden, als sie 1858 betragen haben.

Historische Notizen aus Paris.

Wie man aus dem Vorigen sieht, so beschränkte, in einer Zeit, wo die Einnahmen des Staates sich vermehrten, wo die Ausgaben sich verminderten, wo der Ueberschuß des Jahres 1857 gesetzlich vorgeschrieben, Napoleon I. selbst die Ausgaben für Bauten, Ankäufe und Reparaturen, welche 1857 um 1 Million Gulden mehr betrugen, als vorausgesetzt worden war, 1858 um 1 Million Gulden weniger betrugen, als man angenommen hatte, 1859 nicht mehr betragen werden, als sie 1858 betragen haben. Die Ausgaben für Bauten, Ankäufe und Reparaturen, welche 1857 um 1 Million Gulden mehr betrugen, als vorausgesetzt worden war, 1858 um 1 Million Gulden weniger betrugen, als man angenommen hatte, 1859 nicht mehr betragen werden, als sie 1858 betragen haben.

Digitized by Google

der Herr Minister des Innern schließt sich Namens des Herrn Finanz-Ministers den Ausführungen des Herrn Vorredners an und bemerkt, daß die Regierung sich nicht in der Lage befinde, eine Erklärung darüber abzugeben, ob sie die Vorlage annehmen oder ablehnen werde. Die gestellte Frage sei hauptsächlich eine politische und müsse deshalb in der Commission erörtert werden, damit die Regierung sich dann darüber schlüssig machen könne.

Herr Graf Hoyos: Hochverehrte Versammlung! Ich schließe mich vollkommen den Ausführungen des Herrn Vorredners an und bitte, die Vorlage einer Commission zu überweisen.

Herr Dr. Herbst: Ich bin auch der Ansicht, daß die Vorlage einer Commission zu überweisen wäre. Ich möchte mir nur die Frage erlauben, ob es nicht möglich wäre, daß die Commission ihre Berathungen über die Vorlage schon vor dem Beginn der Session beginnen könnte, damit sie dann gleich nach Eröffnung der Session ihre Berichte erstatten könnte.

Herr Präsident: Ich werde mir erlauben, diesen Wunsch der Commission zu Protokoll zu geben.

Herr Dr. Rechbauer

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 255. — 11. September 1836.

Militairische Memoiren des britischen Capitains Moyle Sherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Übertragen von Gustav Nagel. Erster Theil. Hanover, Hahn. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Moyle Sherer, der Verfasser der vorliegenden Denkwürdigkeiten, ist ein ausgezeichneter britischer Offizier und würdiger Repräsentant der Bildung, welche sich jetzt in dem englischen Offizierstande findet. Sein anziehender Roman: „Story of a life", den Hell unter dem Namen: „Buntes Leben" (1828) ins Deutsche übersetzte, hat seinen Verf. auch in Deutschland bekanntgemacht, in England aber ist er gleichsam das Vorbild für die militairischen Memoiren geworden, welche dort so vielen Beifall gefunden haben. Seine „Recollections of the Peninsula" (London, 1823, vierte Auflage 1825), die von Rud. Lindau als „Bilder aus dem Kriegsleben" sehr geschickt in das Deutsche (Leipzig, 1832) übertragen sind, seine „Scenes and impressions in Egypt and Italy" (London, 1824), und seine „Tales of the wars of our times" (London, 1828) führen den Leser stets in die Mitte eines sehr bewegten Lebens und zeigen uns bald heitere Bilder, bald Stürme, bald idyllische Scenen und treffliche Landschaftsbilder, bald Schlachten und wilde Kriegsabenteuer. Dieselben Vorzüge finden sich auch in dem ersten Bande der „Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen des Herzogs von Wellington", die ursprünglich für Lardner's Cabinet library bestimmt waren. Freilich tritt die Persönlichkeit des Verf. hier weit mehr zurück als in den obengenannten Schriften, er hat aber dessenungeachtet den Charakter und die volksthümlichen Seiten der Ostindier, Spanier und Portugiesen geistreich aufzufassen und lebendig darzustellen gewußt, sodaß dies Buch sehr schätzbaren Stoff für die Geschichte der Kriege Englands in Ostindien und auf der pyrenäischen Halbinsel darbietet und in der letzten Beziehung sich mit den „Recollections of the Peninsula" wechselsweise ergänzt und vervollständigt, auf die wir daher im Folgenden auch einige Male zurückkommen werden. Im Allgemeinen bemerken wir nur, daß Major Sherer (denn dies ist sein militairischer Grad, da er nach den „Recollections of the Peninsula" bereits 1813 Capitain war) für England und die englischen Soldaten allerdings sehr eingenommen ist, aber auch die Tapferkeit anderer Truppen, namentlich der französischen, und die Kriegserfahrung ihrer Heerführer nicht herabsetzt. Eine so ungerechte Stelle, wie die des General Foy („Geschichte des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel", I, 186 f. Übers.) über die englischen Soldaten, daß sie stupid und unmäßig wären, daß sie nur dann tapfer sein könnten, wenn sie geschlafen, gegessen und getrunken haben, und daß ihr Muth mehr physisch als moralisch sei, findet sich in dem vorliegenden Buche nicht über die französischen Soldaten. Man vergleiche nur die Beschreibung der Schlachten bei Busaco und Talavera, oder lese die einzelnen Züge, welche auf S. 131 und 261 oder in den „Bildern aus dem Kriegsleben" auf S. 133 und 225 mitgetheilt sind. Daß der englische Offizier kein blinder Bewunderer Napoleon's und seines Kaiserreiches ist, daß er in ihm den unversöhnlichen Feind Englands und den allgemeinen Feind der Freiheit sieht, vor dessen Ehrgeiz Alles in den Staub sinken mußte, das sind Urtheile, die uns nicht befremden und die wir in einer Zeit, wie die unsrige, welche die Geschichte von 1800 — 1815 so oft vernachlässigt hat und in ihr allerhand Glanzpunkte aufzufinden weiß, nicht oft genug wiederholt sehen können.

Mit großer Anhänglichkeit und Verehrung erwähnt dagegen Sherer überall den Helden seines Buches, den Herzog von Wellington. Und wo die Thaten so laut sprechen, da darf man auch nicht befürchten, einen bloßen Panegyrikus oder das éloge eines französischen Akademikers zu lesen. Wie er uns die Persönlichkeit desselben hier (S. 47) oder in den „Bildern aus dem Kriegsleben" (S. 95), wo er zum ersten Male als ganz junger Offizier am 4. October 1809 den gefeierten Anführer auf der Ebene von Montijo sah, schildert, so erblickt man auch jetzt ihn noch auf den Bänken des Oberhauses, sein bald 70jähriges Haupt hat noch sein ganzes Haar, und das blaue, glänzende, feste Auge beherrscht noch jetzt die mächtigste Aristokratie der Welt. Von seinen Feldherrneigenschaften hebt er ganz besonders die große Mäßigkeit in allen Genüssen, die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit im Umgange, die unerschütterliche Ruhe vor und in der Schlacht, die uneigennützige Denkungsart, die Freiheit von aller prahlerischen Geheimnißkrämerei und feierlicher Verschlossenheit, die Klarheit und Ausführlichkeit seiner

Befehle und Anordnungen, die menschliche Art seiner Kriegführung hervor (S. 47, 256 — 259, 270).

Es gewährt uns kein geringes Vergnügen — sagt Sherer in der letzten Beziehung auf S. 66 — als eine Thatsache anführen zu können, daß während des ganzen, langen, blutigen, von Sir Arthur geleiteten Krieges auf der spanischen Halbinsel keine einzige Stadt durch ein Bombardement in Asche gelegt worden ist; denn so wichtig ihm auch die schnelle Übergabe einer von ihm belagerten Festung erscheinen mochte, so wollte er doch nie zu jener äußersten Maßregel schreiten, sondern zog es stets vor, geduldig die Sorgen und Nachtheile, die Störung seiner Plane, welche ihm aus dem Verzuge seiner Operationen erwuchsen, zu ertragen.

Allerdings gebührt dem Herzog von Wellington das Lob einer weit menschlichern Kriegführung, als die Napoleon's und mehrer seiner Marschälle war; alle Kriegsexcesse zu vermeiden, war indeß unmöglich, und aus diesem Gesichtspunkte sind auch wol die Unmenschlichkeiten anzusehen, welche von den englischen und portugiesischen Truppen bei der Eroberung von Badajoz am 6. April 1812, und bei der Erstürmung von San Sebastian am 31. August desselben Jahres verübt wurden. Kein Feldherr, und selbst der menschenfreundlichste, hat im ganzen Laufe seines Commandos solche Greuel verhüten können. Darum ist er aber noch kein Attila oder Tilly. Auch in dieser Rücksicht ist die Schilderung der Wellington'schen Kriegsmanier lesenswerth, die ein kenntnißreicher Militair im „Hermes" (xxviii 1. S. 156 — 159) gegeben hat.

Wellington's Feldzüge begannen in den Niederlanden, wo er als Oberstlieutenant unter dem General Moira im J. 1794 gegen die Franzosen focht. Drei Jahre darauf begleitete der Oberst Wellesley seinen Bruder, den Marquis von Wellesley, der zum General-Gouverneur von Ostindien ernannt war, in dieses Land und begründete hier seinen Feldherrnruhm in den Kriegen gegen Tippu Saheb, Sultan von Mysore, und gegen die Maratten. Um so passender war es, daß Sherer der Kriegführung in Indien, die selbst von Engländern, wie er bemerkt, so wenig gekannt ist, genauere Aufmerksamkeit gewidmet hat, wobei man überall den Mann erkennt, dem der indische Himmel und die Lebensart in jenen Gegenden aus eigner Anschauung bekannt ist. So schildert er die indische Reiterei als sehr gut beritten, aber ohne Wirksamkeit im regelmäßigen Colonnenangriff, jedoch sehr brauchbar, wenn das feindliche Fußvolk bereits in einige Verwirrung gerathen ist und Lücken in der Schlachtreihe entstanden sind. Die Festungen sind meist Bergfestungen, also sehr schwierig zu erobern; die Straßen sind schlecht und zu gewissen Jahreszeiten fast unwegsam für ausländische Truppen, während die Reiterei der Eingeborenen sich weit leichter und ungehinderter auf ihnen fortbewegt. Dazu kommt noch das den Europäern so ungewohnte Klima von Ostindien. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und der beiweitem überwiegenden Zahl der ostindischen Kriegsvölker erkämpfte Wellesley schnelle und sichere Triumphe, unter denen sich besonders die Erstürmung von Seringapatnam nach zehntägiger Belagerung, am 30. April 1798, wobei der Sultan Tippu seinen Tod fand, und der Sieg bei Assaye gegen die Marattenchefs, Scindia und Holkar, am 24. September 1804, auszeichnen. Hier fochten kaum 20,000 Engländer und ostindische Hülfstruppen gegen ein marattisches Heer von 50,000 Mann und errangen durch ihre Kriegskunst und Tapferkeit einen Sieg, der für die britische Herrschaft von nicht minder wichtigen Folgen war als Oberst Clive's Sieg bei Plassey am 26. Juni 1757. Das Vaterland ehrte den glücklichen Sieger mit ausgezeichneten Belohnungen, nicht minder aber erkannten die besiegten Völker Wellesley's Gerechtigkeit und Milde in seiner Civilverwaltung, als er nach England zurückkehrte.

An der Expedition gegen Kopenhagen im J. 1807 nahm der General Wellesley Antheil. Sherer spricht sich mit gerechtem Unwillen über diesen Schandfleck der britischen Politik aus und wendet sich dann zu der Theilnahme Englands an dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel. Nach einer kurzen Schilderung des Aufstandes des spanischen Volkes, der Scenen zu Madrid am 2. Mai 1808 und ähnlicher Auftritte in den Provinzen, der ersten Niederlagen der Spanier im Felde und des Aufstandes der Portugiesen beschreibt die ausführlichere Erzählung Wellesley's Unternehmungen in Portugal, die Mühe, die er hatte, um die Portugiesen zum Kampfe zu bewegen, den sie theils aus Furcht vor den Franzosen, theils aus Eifersucht gegen die Engländer mieden, und die beiden ersten Siege bei Rorica am 17. und bei Vimieiro am 21. August 1808. Die Geschicklichkeit des englischen Heerführers und die Tapferkeit seiner Soldaten muß selbst General Foy in seiner Beschreibung dieser Schlachten zugeben. Der gleich darauf erfolgte Wechsel im Oberbefehl und die Zaghaftigkeit Harry Burrard's und Henry Dalrymple's brachte die englischen Truppen um einen Theil der Früchte dieses Sieges, die Convention von Cintra verstattete den Franzosen einen freien Abzug und ward Gegenstand bittern Tadels in Portugal und England, da man geglaubt hatte, es sei möglich, die französische Armee unter Junot ganz zu vernichten.

Die Convention — sagt Sherer S. 117 — war dem portugiesischen Volke verhaßt, und mußte es nothwendig sein, bis die Nation, von der Anwesenheit der französischen Armee befreit, Muße hatte, ruhig die großen und wesentlichen Vortheile zu erwägen, welche ihr der Vertrag gewährte, und bis dieselbe Fassung genug gewonnen hatte, die Gewaltthaten näher ins Auge zu fassen, zu welchen der Feind sich vor seiner Entfernung von der Hauptstadt versucht gefühlt haben möchte, wenn er durch die Verweigerung der vorgeschlagenen Bedingungen zur Verzweiflung gebracht worden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Nachrichten aus Polen.

(Beschluß aus Nr. 251.)

Krakau.

Unsere Universität hat im Laufe des vorigen Jahres an dem Bibliothekar und Professor der Bibliographie Bandtkie einen empfindlichen Verlust erlitten. Da sein Leben in Deutschland wenig bekannt sein dürfte, so theilen wir hier seine kurze Selbstbiographie mit, die unlängst in dem krakauer „Kwartalnik" (Quartalschrift) gestanden hat. Georg Samuel Bandtkie (oder wie sein eigentlicher Familienname ist: Bandtke), war am 24. Nov. 1768 von deutschen Ältern in Lublin geboren.

Sein Vater war ein aus Schlichtingsheim, im heutigen Großherzogthum Posen, stammender wohlhabender Kaufmann. Schon von 1779 an besuchte er das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau. Als sein Vater in der Folge fast sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, war es ihm nur durch die freundliche Unterstützung eines Vetters möglich, seine Studien bis 1787 auf dem Gymnasium, von da an auf der Universität fortzusetzen. Zwei Jahre hielt er sich in Halle und ein Jahr in Jena auf. 1790 war Bandtkie kurze Zeit Hauslehrer des Pastors Nürnberg zu Hermannsdorf bei Breslau, bald trat er in gleicher Eigenschaft in das Haus des Grafen Peter Ozarowski über. Mit seinen Zöglingen hielt er sich drei Jahre lang in Warschau, dann in Dresden und Berlin, zuletzt zwei Jahre lang in Petersburg auf. Hier lernte er russisch und studirte die altslawische Literatur. Es gefiel ihm sehr wohl in Petersburg, und nur die Aussicht, ein sicheres Amt zu erlangen, zog ihn 1798 nach Breslau zurück. Er ward sofort als Lehrer der polnischen Sprache an dem Elisabeth-Gymnasium angestellt, 1799 zugleich zum vereideten Translateur bei der Municipalität und der königl. Kammer in Breslau ernannt und 1804 zum Rector der heiligen Geist-Schule befördert. Zur Zeit des Herzogthums Warschau, 1811, berief ihn die Educations-Commission zum Bibliothekar und Professor der Bibliographie an die Universität zu Krakau. Er fand die Bibliothek in der größten Unordnung vor, und nur zehnjährige unermüdliche Thätigkeit vermochte sie zur vollkommenen Benutzung aufzustellen. Sie ward jedoch schon 1812 wiedergeöffnet. Von 1811 an hielt nun Bandtkie bibliographische Vorlesungen und erwarb sich große Verdienste um diesen vorher ganz vernachlässigten Zweig der polnischen Literatur. Er genoß solche Achtung, daß er für 1819 von der Universität zum Senator der Republik erwählt wurde. Im Jahre vorher hatte er sich, damals schon 50 Jahre alt, mit einer Verwandten aus Breslau verheirathet. Bei der Reorganisation der krakauer Universität 1833 wurde zwar in seiner Lage nichts geändert, doch erlitt auch sein Gemüth so manche Kränkung. Ein Schlagfluß auf den obern Theil des Körpers setzte am 20. Aug. 1835 sein Leben in Gefahr; zwar rettete ihn diesmal die Geschicklichkeit seiner Ärzte, auch besuchte er im Herbste desselben Jahres Karlsbad und Teplitz, doch schwand, als nach seiner Rückkehr der Schlag sich wiederholte, jede Hoffnung zur Wiedergenesung, und endlich machte ein dritter Schlagfluß am 11. Juni 1855 seinem Leben ein Ende. Er ist kinderlos gestorben. Sein College und ehemaliger Schüler Trojanski, Professor der römischen Literatur, hielt ihm auf dem Rakowschen Kirchhofe die Trauerrede. Bandtkie's Schriften betreffen besonders das polnische Sprachstudium, dann die politische und Literargeschichte Polens. Die vorzüglichsten sind: „Historisch-kritische Analekten zur Erläuterung der Geschichte des Ostens von Europa" (Breslau 1802), dann seine polnisch geschriebene „Geschichte des polnischen Volkes" (Dzieje narodu polskiego), deren dritte sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe kurz vor seinem Tode in Breslau 1835 erschienen ist; ferner seine „Geschichte der Druckereien Polens" (Historya drukarú w Polsce), drei Theile, 1825, der 1815 eine „Geschichte der krakauer Druckereien" (Historya drukarú Krakowskich) voranging. Außerdem hat Bandtkie das sehr brauchbare große „Polnisch-deutsche Wörterbuch" (Breslau 1806, zwei Theile), und mit seinem gleichfalls durch mehre wichtige historische Schriften bekannten Bruder, Johann Vincenz Bandtkie in Warschau, ein „Polnisch-deutsch-französisches Taschenwörterbuch" in vier Theilen (Breslau 1811 fg.), sowie eine mehrmals aufgelegte „Polnische Grammatik für Deutsche" herausgegeben. Noch besorgte er eine Ausgabe von „Comenii Orbis sensualium pictus" (Breslau 1802) und von Fredro's „Sammlung polnischer Sprüchwörter" (Breslau 1802 und 1809).

Unter den hier erschienenen Werken nennen wir zuerst die „Beschreibung der in Krakau befindlichen Grabmäler polnischer Könige" (Groby królów Polskich w Krakowie) von Ambrosius Grabowski (Krakau 1835). Voran steht eine nach einem alten Manuscripte mitgetheilte Chronik Krakaus von dem Geistlichen Christian Zelner, die von dem Tode Sigismund August's 1572 bis 1611 reicht und dadurch Werth erlangt, daß sie in ihrer Naivetät wenig bekannte Facta in allen Einzelheiten darstellt. Die Beschreibung der Grabmäler selbst ist sehr umständlich, sie gibt die Aufschriften der Särge und Tafeln genau an, gewöhnlich wird auch ein Facsimile der Aufschrift und eine Abbildung des ganzen Grabmals mitgetheilt. Wir erfahren hieraus, daß die Domkirche in Krakau in der That eine Art Westminsterabtei ist, denn es befinden sich dort, meist in besondern an den Seiten des Schiffs angebauten Kapellen die Grabmäler von 19 Königen und 9 Königinnen, und die vieler anderer angesehener Personen, über die Grabowski interessante historische Notizen mittheilt. Die ältesten Grabmäler sind das des Königs Wladyslaw Lokietek (starb 1333), der in Stein gehauen auf einem mit trauernden weiblichen Figuren geschmückten Sarkophage ruht, und das Kazimir's des Großen, dessen Statue hier zu finden ist. Eine Inschrift hat zuerst das Grabmal der Königin Hedwig, der Gemahlin Jagiello's, worauf das Jagiello's selbst folgt, das aus einem Sarkophage von röthlichem schwedischen Marmor und der liegenden Bildsäule dieses Fürsten besteht. In derselben Kapelle ruhen zwei andere Gemahlinnen Jagiello's und dessen Sohn Kazimir IV. Die schönste und reichste Kapelle ist die sogenannte Sigismund'sche. Sie ward von Sigismund I. begonnen und von dessen Tochter Anna beendet, bildet ein Viereck und ist von dem Baumeister Bartolomeo aus Florenz aus Quadersteinen erbaut. In dieser Kapelle herrscht die schönste Harmonie, durch das von oben einfallende Licht gewährt das Ganze einen wunderbaren Anblick. Das Innere schmücken die Bildsäulen Sigismund I., Sigismund II., August und der Königin Anna, aus rothem Marmor, die auf Sarkophagen an der Wand ruhen, die Wände selbst sind mit rothem Marmor bekleidet, an dem die saubersten und geschmackvollsten italienischen Basreliefs heraustreten. An der Kuppel wiederholt sich das vergoldete polnische und lithauische Wappen. Das kupferne Dach dieser Kapelle ist so stark vergoldet, daß es noch heute in dem ursprünglichen Glanze prangt. In einer andern Kapelle hat die Königin Anna ihrem Gemahle Stephan Bathory ein prächtiges Monument erbaut, das den auf den Arm gestützten, ruhenden König darstellt. Mit Trauer erfüllt die Kapelle der Wasen, welche Sigismund III. von Schweden nach dem Muster der Jagellonischen hat erbauen lassen. Die Wände derselben sind mit schwarzem Marmor bekleidet. Hier ruhen Sigismund III., Wladyslaw IV., Johann Kasimir und die Gemahlinnen und Söhne dieser Könige. In der Nähe des großen Altars sind die Grabmäler der Könige Michael Wisniowiecki und Johann III. Sobiesti, die einst um die Krone Polens miteinander stritten und nun im Tode vereinigt sind. Das letzte Grabmal ist das des Königs Friedrich August II. von Sachsen. Außer den königlichen Monumenten befinden sich hier die vieler berühmten Bischöfe von Krakau, das des Peter Gamrat, des Günstlings der Königin Bona unter Sigismund August, des Andreas Zaluski u. A. Neben Johann III. ruhen die Gebeine Kosciuszko's, die Stelle zeigt ein von Fr. Lanzi gearbeiteter Sarkophag an, ferner die Joseph Poniatowski's und Wladimir Potocki's (st. 1812); dem Letzten hat Thorwaldsen ein Denkmal gefertigt. In der Mitte der Domkirche befindet sich noch die Kapelle des heiligen Stanislaw, Bischofs von Krakau, den der König Boleslaw 1079 am Altar ermordete; in einem schönen silbernen Sarge befinden sich hier die Gebeine des Heiligen.

Von großem Interesse sind die „Pomniki historyi i literatury polskiéj" (Denkwürdigkeiten polnischer Geschichte und Literatur), welche einer unserer tüchtigen jungen Literatoren, Michael Wiszniewski, begonnen hat. Bereits ist die erste Abtheilung in drei Bänden vollständig erschienen. Der Herausgeber ist dem Beispiele der Russen Polewoi und Muchanow gefolgt und theilt hier Abhandlungen mit, die in der That viele neue Aufschlüsse geben, fehlerhafte Darstellungen berichtigen und

Lehrerinnen und Schülerinnen zu diesem Schulfeste eingeladen waren, und wo sich Herr Bürgermeister Dr. Lueger in der ihm eigenthümlichen Art in Begeisterung versetzte, so daß er, wie es in dem Berichte heißt, „in einer Rede, welche von der Begeisterung für Kaiser und Vaterland durchdrungen war, ausführte, daß die Jugend, ihre Lehrer, ihre Lehrerinnen und ihre Eltern, wenn es nöthig sein sollte, für Kaiser und Vaterland ihr Leben lassen müssen“. Ich frage Sie, Herr Minister, ob Sie diesen Bericht gelesen haben, ob Sie ihn kennen, und ob Sie es für angemessen halten, daß Herr Bürgermeister Dr. Lueger in Gegenwart von Kindern, Lehrern und Lehrerinnen solche Reden hält?

Ich bitte Sie, Herr Minister, um Antwort.

Präsident: Herr Minister für Cultus und Unterricht!

Minister für Cultus und Unterricht Dr. Gautsch: Meine Herren! Ich habe den Bericht über die Veranstaltung, welche am 4. d. M. hier stattgefunden hat, nicht gelesen, ich habe ihn auch in keiner Zeitung gelesen, ich habe ihn auch nicht gehört, ich weiß nicht, was Herr Bürgermeister Dr. Lueger gesprochen hat, ich weiß nicht, was Herr Bürgermeister Dr. Lueger gesagt hat, ich weiß nicht, was Herr Bürgermeister Dr. Lueger gethan hat, ich weiß nicht, was Herr Bürgermeister Dr. Lueger gedacht hat, ich weiß nicht, was Herr Bürgermeister Dr. Lueger gewollt hat, ich weiß nicht, was Herr Bürgermeister Dr. Lueger gewünscht

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 256. — 12. September 1836.

Militairische Memoiren des britischen Capitains Moyle Sherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Übertragen von Gustav Nagel. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 255.)

Mit der Rückkehr Wellesley's aus England, wohin er zur Rechenschaft über die Convention von Cintra berufen war, beginnt die Reihe seiner Siege in Spanien. Es kann nicht der Zweck der gegenwärtigen Anzeige sein, dieselbe in ihren Einzelnheiten zu verfolgen, es kommt uns vielmehr nur darauf an, zu zeigen, in welches Verhältniß das Sherer'sche Werk zu andern Beschreibungen dieses denkwürdigen Krieges zu setzen sei. Und hier müssen wir es zuvörderst als einen Gewinn anerkennen, daß, sowie die Beschreibungen des Hauptmanns Hamilton, des Marquis von Londonderry und vorzüglich des Oberstlieutenants Napier, eines Ultra-Whigs, von Männern verfaßt sind, die selbst unter Wellington gedient haben, so auch Major Sherer die Thaten und Märsche der britischen Truppen auf der Halbinsel schildert, die in seiner Nähe vorgefallen sind, oder an denen er selbst Antheil genommen hat. Denn in Robert Southey's Geschichte findet man wol eine schöne, dichterische Sprache und Geschick in der Darstellung, doch nicht den Überblick und die kundige Auffassung des Krieges; Sherer aber vereinigt, wie unsere besten militairischen Schriftsteller, ein Valentini, Müffling, Clausewitz und Andere, die Kenntnisse des Mannes vom Fach mit der klaren, anschaulichen Schreibart des gebildeten Mannes. Man lese z. B. seine Beschreibungen der Schlachten bei Busaco und Talavera, die letzten Schicksale John Moore's vor Corunna, die Kämpfe St. Cyr's in Catalonien und den Kampf in und um Oporto. Als einen zweiten, der Betrachtung werthen Gegenstand bezeichnen wir die Urtheile Sherer's über die militairischen Leistungen der Spanier. Die verschiedenen Schriftsteller über den spanischen Krieg, sowol englische als französische, haben den Antheil der Spanier an dem glorreichen Kampfe für ihre Unabhängigkeit oft in einem schlechten Lichte dargestellt; die Franzosen haben mit ihrer militairischen Geschicklichkeit geprahlt, die Engländer sich allein allen Ruhm an dem Befreiungswerke zugetheilt. Der Oberst von Schepeler hat das Verdienst, in seiner „Geschichte der spanischen Monarchie" (Aachen, 1830. Vgl. d. Bl. f. 1831, Nr. 32, 34) den Antheil der Spanier als sachkundiger Augenzeuge mit genauen und unzweifelhaften Belegen dargestellt zu haben. Aber auch Moyle Sherer hat einen richtigen Mittelweg eingeschlagen. Schon in seinen „Bildern aus dem Kriegsleben" bezeugt er (S. 236), daß die Anstrengungen der Spanier, sich vom französischen Joche zu befreien, so groß und edel waren, daß kein biederdenkender Mensch gefliſſentlich sie in den Schatten stellen wird. Sie hatten keine Regierung, keine Generale, keine Minister, und blieben doch stets ihrer Sache getreu, und ihren einzelnen und beständigen Kämpfen mit den im Lande verbreiteten Franzosen verdankten die Engländer den Erfolg, der zuletzt ihre Waffen krönte. Ebenso urtheilt er in dem vorliegenden Werke. Der Zustand der spanischen Armee, in der kaum wenige Regimenter auf den Namen regelmäßiger und wohldisciplinirter Truppen Anspruch machen durften, war bedauernswürdig; es fehlte ihnen an Waffen, an Bekleidung, ihre Organisation war veraltet und voll von eingewurzelten Vorurtheilen. Das Fußvolk war wenig besser als Scharen roher Bauern; die Cavalerie gut beritten, aber ohne Übung in den einfachsten und gewöhnlichsten Übungen; die Artillerie feuerte vortrefflich, aber es war schwer, sie ins Feuer zu bringen, und ebenso schwer, sie aus demselben zu retten, wenn die Nothwendigkeit einen Rückzug erfoderte. Abgesehen von diesen Nachtheilen, war der spanische Soldat persönlich tapfer und muthig, abgehärtet, nüchtern, enthaltsam und geduldig, vortrefflich im Einzelkampfe, aber ohne alles Selbstvertrauen und ohne Gewandtheit in offener Feldschlacht. Die Spanier waren allerdings oft betrogen, verrathen und geschlagen worden, sie hatten so oft mitten auf ihrer Siegeslaufbahn ihre Positionen umgangen und ihre Feldherrn durch geschickte Bewegungen überlistet gesehen, daß das Vertrauen in ihren eignen Herzen und Waffen bis auf den Grund erschüttert worden war. Man konnte sie daher in diesem Augenblicke sich muthig schlagen, im nächsten fliehen und in dem folgenden wieder fechten sehen, je nachdem ihr Vertrauen in die Umstände des Augenblickes stieg und fiel. Heute liefen sie wie Memmen davon, das bloße Blitzen der feindlichen Cavalerie war für sie das Signal zur Flucht, morgen dagegen fochten sie wie Helden (S. 130, 166, 233, 250—252, 265). Die folgenden Theile des Sherer'schen Werks wer-

den unstreitig darthun, daß die Spanier zu Ausgang des Jahres 1812 und 1813 es mit Napoleon's besten Soldaten im freien Felde aufnehmen konnten, aber in den Jahren 1808 u. 1809 wären sie ohne die muthige und trefflich disciplinirte englische Armee und ohne Wellington's schöpferischen Geiste verloren gewesen. Das wird selbst Hr. v. Schepeler gegen Moyle Sherer nicht leugnen können*); die ausgezeichneten Dienste, welche die Guerillas dem englischen Feldherrn leisteten, hat derselbe immer willig anerkannt (vgl. S. 252 und die angeführten „Bilder" S. 321).

Drittens aber brachte die erwähnte Bundesgenossenschaft der Spanier den Lord Wellington nicht allein oft um die erwarteten Vortheile, sondern sie erschwerte sogar in den Jahren 1808 u. 1809 sehr häufig seine militairischen Unternehmungen. Mangel an Geld, Lebensmitteln und Bekleidungsstücken zwang den britischen Feldherrn mehr als einmal (S. 208) in Unthätigkeit zu verharren; die empfindlichsten Nachtheile fügten ihm jedoch der Eigensinn, die Langsamkeit und die Vorurtheile verschiedener spanischer Generale und höherer Offiziere zu; damit sind Blake, Romana, Albuquerque nicht gemeint, wol aber Arcizago, Venegas, del Parque und der alte Cuesta. In dem Letztern, der übrigens brav wie sein Degen und in der Schlacht so tapfer wie ein Löwe war, verkörpert sich die ganze Langsamkeit, Hartnäckigkeit in den Handlungen und Unentschlossenheit, welche in den Napoleon'schen Feldzügen dem Kaiser so oft den Sieg über seine Gegner erleichtert hat. Man denke nur an Mack bei Ulm oder an den persönlich tapfern Herzog von Braunschweig bei Jena. Aber es übersteigt fast das Glaubliche, wenn wir lesen (S. 215), daß Cuesta am 23. Juni 1808, wo die Schlacht geliefert werden sollte, vor 7 Uhr Morgens gar nicht zu sprechen war, daß er sich weigerte, an diesem Tage zu fechten, weil es ein Sonntag war, und daß er sich endlich zu der Berathschlagung in einer schwerfälligen sechsspännigen Kutsche hinfahren ließ. Vor der Schlacht bei Talavera ließ er sich nur durch die dringendsten Vorstellungen Wellington's bewegen, eine andere Position einzunehmen, als die von ihm gewählte war, und soll sich gegen seinen Stab gerühmt haben, daß des Engländers Wunsch von ihm nicht eher erhört worden, als bis er den General vor sich auf den Knien gesehen habe (S. 222); eine in der That fast zu lächerliche Rodomontade, aber nicht lächerlicher, als wenn Las Cases im „Memorial von St.-Helena" (Th. 7, S. 44 der Übers.) erzählt, daß Kaiser Franz I. den Kaiser Napoleon kniefällig gebeten habe, sich mit seiner Tochter Maria Luise zu vermählen. Und nach der genannten Schlacht sah er zwar augenfällig, daß es an Transportmitteln für die englischen Verwundeten gebrach, lieferte aber nur sieben Karren zur Fortschaffung derselben, während in seiner eignen Armee der größte Überfluß an Fuhrwesen aller Art herrschte (S. 236). Nimmt man noch dazu, daß selbst in England von Seiten der Opposition gegen Wellington's Verfahren, z. B. über seinen Rückzug nach der Grenze von Portugal, trotz des bei Talavera erfochtenen Sieges sehr beleidigende Bemerkungen gemacht wurden, freilich ohne Kenntniß des Locals und des Kriegswesens (wie sich denn die englische Opposition, deren Organ in dieser Beziehung Napier ist, so oft im Tadeln des Ministeriums gefällt, weil sie grade tadeln will), so wird man begreifen, wie schwierig die Lage des Feldherrn war, und wie groß die Hülfsmittel seines Geistes waren, durch die er so vielen nachtheiligen Einflüssen zu begegnen im Stande war (S. 266—268).

Um nun zum Schlusse noch einen Überblick der in diesem Theile geschilderten Ereignisse zu geben, so sind in demselben die Kriegsoperationen Wellington's gegen Soult, nachdem er über den Douro gegangen war, enthalten, die Einnahme von Oporto, die Vertreibung der Franzosen aus den nördlichen Provinzen Portugals, das Vorrücken an den Tajo (der Übersetzer schreibt immer Tajus), die Beziehung des Lagers zu Abrantes und der Einmarsch in Spanien. Darauf die Schlacht bei Talavera, deren unschätzbare Folgen Zeitgewinn und die Beschützung Portugals vor einem feindlichen Einfalle waren, und die noch bedeutender gewesen sein würden, wenn Wellington eine schlagfertige spanische Armee zur Disposition gehabt hätte und von der Junta mit Lebens- und Transportmitteln besser versorgt gewesen wäre (S. 230, 239, 240). Hierdurch genöthigt zieht sich die englische Armee nach Portugal zurück und wird an der Guadiana in Cantonnements gelegt. Von hier bricht sie auf, als Massena mit drei französischen Armeecorps in Portugal einzubrechen beabsichtigt, und zieht sich in die Sierra de Busaco vor Coimbra zurück. Hier erwartet Wellington den französischen Marschall, der indessen Ciudad Rodrigo und Almeida erobert hat, und schlägt am 27. September 1810 alle seine Angriffe zurück. Die Portugiesen fochten bei Busaco mit einem ihres alten Ruhmes würdigen Muthe, sagt Sherer (S. 289). Massena gibt es auf, diese Stellung zu erobern, er umgeht sie. Wellington bezieht dafür die von ihm auf alle Weise befestigten Linien von Torres Vedras, fast die ganze Bevölkerung des Landes folgt ihm und sucht hier in Lissabon und in den südlichen Flußgebieten des Tajo ihre Zuflucht. Vom 10. October bis 14. November lagen die Franzosen in Bivouacs vor diesen Linien, durch Krankheiten, Mangel, Mismuth und die Angriffe kühner Parteigänger vielfach beunruhigt; dann trat Massena den Rückzug bis Santarem an, wo er eine feste Stellung einnahm. Mit diesen Ereignissen endigt der erste Theil des Sherer'schen Werkes. Die gleichzeitigen Begebenheiten in den spanischen Provinzen sind überall erwähnt, wenngleich kürzer beschrieben worden, da Wellington bei diesen nicht persönlich betheiligt gewesen ist.

Die Nagel'sche Übersetzung steht an künstlerischem Werdienste der Lindau'schen Übersetzung der mehrmals angeführten Schrift desselben Verfassers allerdings nach; doch ist es ein Vortheil, daß Herr Nagel selbst Militair gewesen ist

*) Wir erinnern hierbei an die Schlußzeile des spanischen Volksliedes:

Valeroso, valeroso los Ingleses,
Valeroso Milord Wellington!

Im Ganzen lieſt ſich ſeine Übertragung meiſtens recht gut; nur wünſchten wir Ausdrücke, wie „inſtradiren", „die Queue", „die Avantdiviſion", aus derſelben entfernt, was unbeſchadet der militairiſchen Deutlichkeit, die immer dem Überſetzer höher ſtehen muß als ein unzeitiger Puriſmus, hätte geſchehen können. Auch iſt „der große Capitain" ſt. „der große Feldherr" ein Fehler in der Übertragung, ſowie der „Principal Souza" auf S. 291 wol manchen Leſern unverſtändlich bleiben wird. Es iſt damit aber der Vorſitzende in der portugieſiſchen Regentſchaft gemeint.

7.

Aquarelle aus dem Leben, von Auguſt Lewald. Zwei Theile. Manheim, Hoff. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Dieſe Reiſebilder mögen an Lebendigkeit der Schilderung, an pikanter Scenerie und abgeſchloſſener Mannichfaltigkeit viele ihres Gleichen übertreffen. Deswegen hat ihnen der Verf. auch nicht mit Unrecht obige Aufſchrift gegeben, weil die leichte Aquarellmanier der Engländer allerdings den Vortheil einer markirten Lebendigkeit gewährt. Als Titelvignette ſteht der alte vortreffliche wiener Parapluiemacher, der ehrliche, humoriſtiſche Staberl, wie er leibt und lebt. Wir wollen nun die ausgezeichnetern der in des Verf. Sammlung ausgeſtellten Aquarellbilder hier aufzählen. Es ſind nächſt dem „Alten Staberl", die mit folgenden Überſchriften bezeichneten: „Baireuth," „Ludlamshöhle" (Erinnerungen aus Wien), „Der Holzknecht," „Rheinreiſe," „Reiſende Engländer," „Gelhart," „Heine" (ſeltſam, daß dieſer doch in allen ſolchen Skizzen vorkommen muß), „Häusliche Bilder" u. ſ. w. Es iſt zu bemerken, daß dieſen Skizzen allen frühere Eindrücke zu Grunde liegen. Zwanzig Jahre liegen dazwiſchen, ſeit der Verf. ihre Schauplätze ſah und wiederſah. In dem Bilde: „Baireuth", bildet Jean Paul die Hauptſtaffage und die Frau Rollwenzel, das gute alte Mütterchen in dem kleinen Häuschen am Wege, die dem größten Dichter unter den Legationsräthen ein Glas ſtarken Punſches bereitete und zur ſpäten Aufnahme des werthen Gaſtes ihr niedriges enges Prachtſtübchen zurüſtete, wenn er ſtill und ungeſtört an einem neuen Werke arbeiten wollte. Frau Rollwenzel war die erſte Perſon, die Jean Paul's Helden und Heldinnen kennen lernte, denn er pflegte ihr Alles, was er ſchrieb, vorzuleſen. Er ſagte immer zu ihr: Du verſtehſt mich am beſten, du weißt ſchon, was ich ſagen will. „Gute geſchwätzige Rollwenzel, du warſt Jean Paul's Freundin! Deine rührende Geſtalt iſt durchaus erforderlich, ſein Bild zu ergänzen." Er erfreute ſich der Gunſt höhergeſtellter Frauen, die Krüdener ſchloß ſich einſt Stunden lang mit ihm ein, die Staël beſuchte ihn; aber die Rollwenzel iſt ihm treu geblieben. Das grüne, kleine Stübchen in ihrem engen Hauſe war ſein Salon. Die Rollwenzel war Das für ihn, was die Récamier für Chateaubriand war, und wahrlich nicht minder. Damals, als der Verf. kurz nach Jean Paul's Tode der Frau Rollwenzel einen Beſuch machte, erinnerte er ſich auch eines frühern Zuſammentreffens mit der vielgeſcholtenen Eliſa Bürger. Die Art und Weiſe aber, wie er dieſe leichtfertige Frau zu rechtfertigen ſucht auf Unkoſten des unglücklichen Dichters, ihres nicht minder leichtſinnigen Gatten, kann uns nicht behagen. Es iſt ein ganz unwahres Bild, was der Verf. von dem Herrn Profeſſor Bürger gegenüber ſeiner Ungetreuen entwirft. Bürger, der leidenſchaftsvolle Menſch, der nie ein ganzes Gemüth war, ward eben durch dieſe Frau und ihre Aufführung vollends zerrüttet. Man muß nicht witzeln über ſo ſchmerzliche Seelenzuſtände in ſo tiefen Gemüthern; man muß die Wahrheit in dem Leben eines Mannes, auf den unſere Literatur noch heute zurückkommen muß, nicht entſtellen, ſei es auch in guter Abſicht.

„Die Ludlamshöhle" gibt ein treues Bild des ausgelaſſenen wiener Schriftſteller- und Künſtlerlebens um das J. 1818. So luſtig mag es heute nicht mehr unter den wiener Literaten zugehen. „Es liegt nämlich", das iſt das Hiſtoriſche von der Sache, „am Ende des Grabens, der rue de la paix der alten Kaiſerſtadt, ein Gäßchen, das Schloſſergaſſel geheißen, und in dieſem iſt ein Bierhaus, das Pfundner'ſche genannt, welches damals von einem Manne, Namens Haidvogl, bewirthſchaftet wurde. Hier hatte ſich eine kleine Anzahl ſinniger Freunde zuſammengefunden, die ſich früher in dem Blumenſtöckel im Ballgäſſel zu treffen pflegten, um Caſtelli, den liebenswürdigſten heiterſten Geſellſchafter, der dort wohnte, noch zu ſehen, wenn er Abends aus ſeiner Coterie heimkehrte und ein Glas regensburger Bier zu trinken pflegte." Dieſer neue Vereinigungspunkt nun im Schloſſergaſſel war die Ludlamshöhle, ſo genannt von Oehlenſchläger's Dichtung, der damals nach Wien gekommen war, um ſein nordiſches Nebelmärchen im Theater an der Wien aufführen zu laſſen. Das Local hatte nur ein Fenſter, war lang, hoch, räucherig; ein langer Tiſch, neben welchem ein Stuhl am andern, erſtreckte ſich durch das ganze Gemach. Ein paar Wandſchränke dazu und Haken für die Hüte bildeten das ganze Ameublement. Aber doch ging es hier über die Maßen fröhlich zu. Hier verkehrten Caſtelli, Deinhardſtein, Grillparzer, Julius Schneller, Karl Blum, Gyrowetz, Salieri, Moſcheles, Maiſeder, Merk, Ignaz und Alois Jeitteles, Kuffner, Lembert, Töpfer und mancher andere dem großen Publicum werthe Mann. Ein Gedenkbuch war geſtiftet, in das Jeder, der die Höhle betrat, ſeinen Namen und irgend einen pikanten Einfall ſchrieb. Auch eine Zeitſchrift florirte, Sonette und luſtige Gedichte aller Art gingen im Schwange, und die kühnſten Späße wurden trotz der wiener Policei von den Ludlamiſten verübt. Endlich aber, als die politiſchen Conjuncturen bedenklicher wurden, wurde die luſtige Landsmannſchaft aufgehoben.

Äußerſt lebendig iſt die „Rheinreiſe" beſchrieben. Hier geſchieht Karl Gutzkow's Erwähnung, vielleicht etwas zu vortheilhaft. Unter den nachtheiligen Umſtänden, welche dieſes Schriftſtellers frühe Ausartung — wovon er hoffentlich durch ſein ſtarkes Talent nunmehr zurückkommen wird — beſchleunigt haben, iſt auch der zu zählen, daß ihn ſeine Bekannten und Freunde von Anfang verwöhnt haben. Sie hatten ihn ſämmtlich pouſſirt und flattirt nach der Möglichkeit. So gewann er um ſo früher die Springkraft, um, wie ſich unſer Verf. ausdrückt, über „den Schlagbaum" zu ſetzen. Aber das iſt nicht wahr, daß er bei dieſem salto mortale nur den „Chauſſeewärter" vor den Kopf geſtoßen habe; er hat ſehr viele Menſchen vor den Kopf geſtoßen, die zwar zum großen Theil ſchon durch die unerwarteten Folgen verſöhnt ſind, die er aber doch, wenn er nobel agiren will, auch durch eigne Kraft und Willen verſöhnen muß. Nun, an Kraft fehlt es nicht; wir wollen ſehen, was der Roman „Seraphine" bringt.

In der gelungenen Skizze: „Die reiſenden Engländer", findet ſich die ſehr markirte Figur eines engliſchen Banquiers, deſſen kurzer und komiſch endigender Spleen ein gutes Sujet zu einer größern Novelle darböte, in demſelben Genre, wie ſie Lewald wol gelingen können.

„Gelhart" iſt ein gutes markiges Aquarellbild. Der alte hamburgiſch-Schröder'ſche Theaterſchneider, wie er leibt und lebt, wie er den ganzen Tag über bis ſpät zum Abend im Theatergebäude ſich aufhält — ein luſtigerer Quaſimodo —, wie er auf leichten Filzſocken gleich einem wohlbekannten, freundlichen Hausgeſpenſt in den langen, dunkeln Gängen hinſchlendert und endlich zur Faſchingzeit am Morgen nach einem Maskenball in einem kleinen Anfall von Trunkenheit ſanft und ſelig am Schlagfluß verſcheidet.

Über Heine gibt der Verf. Ausführlicheres, Fragmente aus jener frühern Zeit ſowol, wo er die Bruchſtücke aus den „Reiſebildern" im „Geſellſchafter" drucken ließ, als aus ſeinem ſpäteſten Leben in der Weltſtadt. Was das Leben in ſeinen vier Wänden anlangt, ſo iſt Heine in Paris derſelbe, der er in Wandsbeck war, als er Geſchichte der Revolution ſtudirte. Er

hat sich denen die Wahlen: „Ich, ich bin die Braut", wendet sich zum Bräutigam: „Ich liebe dich, du bist mein" und schließt: „Ich bin dein, du bist mein". Die Wahlen sind nicht nur Ausdruck der Liebe, sondern auch Ausdruck der Treue. Die Treue ist ein Grundmotiv des Hohenliedes. Sie ist es, die die Liebenden zusammenhält, die sie bewahrt vor Untreue und Ehebruch. Sie ist es, die sie bewahrt vor Eifersucht und Mißtrauen. Sie ist es, die sie bewahrt vor Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit. Sie ist es, die sie bewahrt vor Trennung und Scheidung. Sie ist es, die sie bewahrt vor Einsamkeit und Verlassenheit. Sie ist es, die sie bewahrt vor Verzweiflung und Selbstmord. Sie ist es, die sie bewahrt vor Hölle und Verdammnis. Sie ist es, die sie bewahrt vor Tod und Vergänglichkeit. Sie ist es, die sie bewahrt vor Ewigkeit und Seligkeit. Sie ist es, die sie bewahrt vor Himmel und Paradies. Sie ist es, die sie bewahrt vor Gott und Christus. Sie ist es, die sie bewahrt vor Heiligkeit und Gerechtigkeit. Sie ist es, die sie bewahrt vor Liebe und Treue.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 257. — 13. September 1836.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69). Nach den gesandtschaftlichen Berichten u. s. w. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 5 Thlr.

Erster Artikel.*)

Die Strafen in der Geschichte treten nie als dii ex machina und nie in der mechanischen Weise herein, wie sie ein menschliches Gericht verfügt; sondern die Sünde hinterläßt einen Flecken am innern Menschen, der ihn drückt, der ihn zu anderm Guten untüchtig macht. Erkennt der Mensch den wahren Grund dieser Untüchtigkeit, greift er demüthig in sein Inneres und erträgt er geduldig in diesem Sinne die Hemmungen, die ihm durch die Sünde geworden sind, sucht er sie in Frömmigkeit und nicht in der Unruhe weltlicher Begierde zu überwinden, so dient ihm wol die Strafe, die seiner Sünde folgte, zum Besten, zur Zucht. Wenige Seelen aber erscheinen als so erwählt, daß sie sofort durch das Übelempfinden der ersten Strafe, der ersten Hemmung in sich gekehrt, gebessert würden; vielmehr suchen die meisten die Unruhe, die ihnen das Gefühl des Gehemmt- und Befleckteins erzeugt, durch weiteres positives Vorschreiten zu überwinden, und so folgt Sünde der Sünde, bis sie zum Tode in der Verstockung führt.

Dies nun scheinen uns die drei einzigen würdigen Aufgaben christlicher Tragödien: entweder erstens an einem Vorgang zu zeigen, wie in jenem Fortgang der Sünde eine Sündenkette entsteht, in welcher jedes folgende Glied stärker, unzerreißlicher ist als das frühere, und wie ein Mensch, in diese Kette sich schließend, endlich zum Bewußtsein über seine Lage kommend, sich nun an Gottes, an seines Heilandes Hände gibt und in diesem Zustande solche Heldenkraft gewinnt, daß er die stärksten Glieder der Kette dennoch zerreißt und, unterläge er auch physisch dabei, die Freiheit seines sittlichen Daseins wiedergewinnt; entweder so, oder zweitens an einem Vorgange zu zeigen, wie Der, welcher sich der Sünde ohne Umkehr ergibt, und sei er in Purpur geboren und mit aller Macht der Erde umgeben und geschützt, von Gottes strafender Hand doch erfaßt und nun dem endlichen Ausgange der Sünde, dem Tode in der Verstockung, entgegengeführt wird; oder endlich drittens so, daß die Heldenkraft, die sich in dem Hingeben an Gott gewinnen läßt, gefeiert wird von Anfang an, daß gezeigt wird, wie in diesem Bewußtsein alle Lockungen, alle Ehren der Welt noch kein Gegengewicht bilden gegen die innere, sittliche Ehre und Freiheit frommen Daseins, sei dieses auch mit ärgstem Jammer der äußerlichen Erscheinung verbunden. Jene erste Tragödie zeigt die Versöhnung in dem Raume des subjectiven Lebens; die zweite in dem des objectiven so, daß klar wird, daß, wie sich das Subject auch verstocke, eine unwiderstehliche Gerechtigkeit in der Entwickelung göttlicher Ordnung der Dinge vorhanden sei; die dritte enthält beide Momente: sie söhnt aus mit den Leiden, die wir über den Frommen kommen sehen, denn wir erfahren, sie sind ihm nicht Leiden, sondern Kronen; und sie söhnt aus mit den Widersprüchen der erscheinenden Weltordnung, denn wir erfahren, daß diese Widersprüche sich in der Wahrheit und Freiheit eines sittlichen Bewußtseins alle zu Harmonien auflösen, und daß der Mangel an Einsicht in diese Weltordnung, die Unzufriedenheit mit ihr nur eine Strafe, nur eine Hemmung für Den ist, der seine sittliche Freiheit ganz oder theilweise eingebüßt hat, daß dieser Mangel aber schwindet in derselben Progression, in welcher der wahre Glaube und in ihm die wahre sittliche Freiheit wächst.

Ist nun Calderon's „Standhafter Prinz" die herrlichste Ausführung dieses dritten Themas, so sieht man aus der Geschichte der Maria Stuart, wie sie hier vorliegt, und (wovon wir ganz in Übereinstimmung mit dem Verfasser überzeugt sind) wie sie im Ganzen von keinem verständigen Historiker anders construirt werden kann, daß sie zu der schönsten Ausführung des zweiten Themas Veranlassung hätte sein können und hätte sein müssen, wäre nicht Schiller einerseits durch falsche historische Auffassungen geleitet und andererseits im Stande gewesen, auf eine eigenthümlich christliche Welt- und Lebensanschauung einzugehen. Daß er dies nicht gekonnt hat, daß eine philosophische, moderne Bildung, auf deren Ent-

*) Den zweiten Artikel werden wir im October mittheilen.
D. Red.

wickelung allerdings das Christenthum auch, aber nur neben Antik-Heidnischem und neben Sophistisch-Neuem und nicht einmal so stark als dieses influenzirt hat, bei Schiller eigentlich an die Stelle der christlichen Religion tritt, sodaß ihm z. B. auch die Reformation nicht (was sie war) die Wiederbelebung eigenthümlich christlicher Themata in Paulinisch-Augustinischer Fassung, sondern ein bloßer Kampf für religiöse Freiheit wird (was sie nie war, und über welchen Gedanken schon Luther und Calvin sich im Grabe umwenden würden) — das ist nicht nur wahr, sondern gibt zugleich auch vielfach Veranlassung zu inniger Klage über die verderbliche Wirkung von Schiller's Dichterkraft auf die Zersetzung unseres deutsch-christlichen Lebensbewußtseins, wie es denn auch Göthe nicht an solchen chemischen Einwirkungen hat fehlen lassen, was gesagt werden muß, ungeachtet man zu unserer Zeit Gefahr läuft, literarisch gesteinigt zu werden, wenn man diese Unantastbaren (vor deren anderweitiger geistiger Gewalt und dichterischer Kraft man übrigens die höchste Achtung haben kann) in ihrem wahren Verhältniß zu dem tiefsten Thema des Menschenlebens betrachtet.

In Beziehung auf Maria Stuart glauben wir allerdings, was Hr. v. Raumer (S. 580) nach manchem misbilligenden Worte über die Anordnung von Schiller's Trauerspiel sagt: „Lebte Schiller noch, ich würde mich besser mit ihm verständigen als mit Manchem seiner Verehrer" — dessenungeachtet müssen wir gegen einen (vielleicht freilich nicht so streng zu nehmenden) Ausspruch Hrn. von Raumer's auf derselben Seite, daß Maria's Geschichte eine doppelte Tragödie biete, völlig protestiren; denn allerdings trägt ihre frühere Geschichte in Schottland einen ganz andern Charakter, eine ganz andere Färbung als die nachherige in England; aber die erstere bietet dem Beschauer nirgend ein Moment der Versöhnung, welches überhaupt erst durch ihre Enthauptung in ihre Geschichte kommt, und dann auch ist es nicht sowol eine Versöhnung mit ihr, als mit dem Gange der Welt. Man sollte das Mitgefühl, was Einen ergreift bei der Betrachtung von Maria's Schicksal, jenes ängstliche Nervendurchzucken, mit dem man dem Henker in das Beil greifen und den Todesstreich aufhalten möchte, weder in diesem Falle noch in irgend einem andern, wo es ähnlich auftritt, mit dem Gefühl einer Versöhnung verwechseln. Dies Mitgefühl hat eine andere edle Quelle; aber unverstanden kann es ein verderbliches Element werden. Sobald wir die Schuld eines Menschen psychologisch richtig motivirt sehen, ergreift uns ein Gefühl sittlicher Nichtigkeit, man sagt sich: Du mit denselben geistigen und sittlichen Anlagen, nach gleicher Erziehung, in gleiche Verhältnisse gestellt, würdest wol derselben Schuld, wo nicht größerer, theilhaft geworden sein; und wenn man nun die wachsende Bindekraft jeder weitern Schuld und den ganzen Gang der Verstockung übersieht, so erscheint Einem für den Augenblick die letzte Strafe, welche den Sünder verdirbt, als ein ungerechtes Gericht; man fühlt für Den, der die Strafe erhält, gewissermaßen als wäre man in seiner Lage, und man möchte für den Moment die Schuld den Verhältnissen, nicht dem Sünder, der sich ja nicht selbst Leib und Seele, nicht selbst Ältern und Erzieher, nicht selbst Stellung und Lebensschicksale willkürlich gibt, aufbürden. Einen Schritt weiter in der Erkenntniß, und man wird sehen: erstens, daß nur, wer die Menschen als sittliche Atome betrachtet, die Sache so ansehen kann. Wer sie aber in der innigen Verbindung des Blutes und des sittlichen Verdienstes betrachtet, wie jeder natürliche Mensch und wie die heiligen Schriften, der kann in den Verhältnissen der Geburt, Erziehung, Stellung und in den dadurch bedingten sittlichen Entwickelungen und bürgerlichen Schicksalen nichts Unverdientes, nichts Unverschuldetes sehen, wie denn auch Herr von Raumer, durch die Natur der Sache gedrungen, seine Leser auf den (unserer durch atomistisches Denken freilich sehr verdorbenen Mitwelt etwas entrückten) Standpunkt zu stellen sucht, auf welchem sie das Geschick des Hauses Stuart als ein innig zusammenhängendes Ganze von König Robert III. und von Alexander Stuart, dem Mörder Malcolm Drummond's, an bis auf Jakob II. zu betrachten haben. Zweitens aber wird man bei diesem Schritte weiter auch eine ganz andere Ansicht gewinnen von der Abhängigkeit, in welcher sich der Einzelne von einer scheinbar blos furchtbaren Weltmacht fühlt; denn dieses Gefühl eigner Nichtigkeit wird zugleich nur um so lebendiger zur Einsicht bringen, daß es in der That aus eignen Kräften keine Erlösung aus einer in ihrem Umfange unberechenbaren, dem Einzelnen in ihren Grenzen sogar unbekannten, durch Generationen und Völker und durch das ganze Menschengeschlecht nachwirkenden Schuld gibt; daß es hieraus überhaupt keine Erlösung gibt als eben die Gnade Gottes, die freilich Manche verschmähen, selbst wenn das Henkerbeil über ihrem Haupte geschwungen ist, und die zwar Allen geboten wird, aber nicht in allen Herzen ein gleich fruchtbares Feld findet, zumal wo dies Feld durch falsche, sophistische, atomistische Auffassungen von Lebensverhältnissen wie mit einer Sandgalle überschüttet und zum Fruchtbringen untauglich gemacht ist. Was Herr v. Raumer (S. 582) ausspricht: „Es gibt Personen in der Weltgeschichte, deren Stellung eine schiefe, ja eine unmögliche genannt werden kann, und deren ganzes Dasein unheilbringend einwirkt; eine solche war Maria Stuart", dies ist durchaus wahr. Aber diese Erscheinung ist nichts losgerissen Einzelnes; sie ist jedesmal, wo sie vorkommt, vollkommen und dadurch motivirt, daß eine solche Stellung das Resultat ist früherer Schuld der eignen Person, des eignen Geschlechts, des eignen Volkes, der eignen kirchlichen Gemeinde, welche Blut und Leben und Sprache und Begriffe gegeben und erzeugt haben, und welche dem Einzelnen, der sich derselben entäußern wollte, in irgend einer Weise hinderlich sind. Hat man in dem vorliegenden Bande Maria's Schuld von Anfange an entstehen und wachsen sehen, kann man mit Hrn. von Raumer sagen:

Ich sehe jeden Schritt vor meinen Augen, und wie die Bewegung immer mehr beschleunigt wird, bis die höchste Todesgefahr in Schottland sich nur durch Gefangenschaft in Eng-

land abwehren läßt. Psychologisch ist mir Alles klar, natürlich und begreiflich; nicht aber um deswillen sittlich und religiös gerechtfertigt —

so wird man nicht umhinkönnen einen gewissen Schauder zu empfinden, wenn Maria so unmittelbar vor dem Augenblick, wo sie in ihrer ganzen Nacktheit vor Gott treten sollte, zu diesem betet:

Erlaubt endlich, mein Gott, in Gegenwart dieser Zeugen vor ganz England, ja der ganzen Christenheit zu meiner Rechtfertigung zu betheuern, daß ich nie auf irgend eine Weise an den Verschwörungen wider die Königin von England Theil nahm oder Rath und Zustimmung gab —

Eine solche Lüge vor Gott im letzten Gebet, wobei noch frevelhaft hinzugefügt wird: „wenn dem nicht so ist, will ich keinen Theil haben an Seligkeit und Erlösung", ist ein fast beispielloser Beweis von Verstockung und Eitelkeit, der ganz unglaublich wäre, fänden sich nicht eine ganze Reihe ähnlicher Unschuldsbetheuerungen in Maria's Briefen an Elisabeth und daneben die deutlichsten Beweise, daß sie zu derselben Zeit, fast in denselben Augenblicken, wo sie so nach einer Seite hin sich unschuldig zu lügen suchte, nach der andern Seite hin neue Verschwörungen, neuen Mord, neue Unthaten sann. Ein solcher Seelenzustand ist nur möglich, wo Jemand in ein religiöses Bewußtsein sich ganz versenkt hat, in welchem opera operata die Stelle wahrer Frömmigkeit vertreten können; die katholische Kirche, so hoch wir ihr Verdienst, den Kern des Christenthums und zuletzt wenigstens noch seine Quellen durch trübe und rohe Zeiten hindurch erhalten und auf die neuere Zeit gebracht zu haben, ehren — die katholische Kirche wird doch dafür, daß sie zu solchem religiösen Bewußtsein nicht selten durch ihre Haltung die Veranlassung geworden ist, eine schwere Verantwortung am jüngsten Gericht zu bestehen haben, und es dürfte den Leuten, welche Maria's Seele erzogen haben, angst werden, wenn dieselbe einst von ihnen gefodert wird. Dieses die Verstocktheit des Herzens nährende religiöse Bewußtsein, in welchem Maria lebte und starb, ist auch Schuld, daß sie trotz alles äußern Unglücks nie eigentlich Buße gethan; daß nie jene Traurigkeit über sie gekommen ist, die zur Seligkeit führt; daß die Lüge sie begleitet hat bis zum Gebet auf dem Schaffot. Hierin müssen wir Hrn. von Raumer widersprechen, daß er sagt: „Darin liegt das Tiefste und Ergreifendste dieser Geschichte: daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht"; denn nicht in äußerm Elend, sondern in innerer Demüthigung zur Wahrheit liegt die Buße, und daß Maria nie diese Buße auf sich genommen, spricht der Verf. selbst an einer andern Stelle aus (S. 581):

Mich hat, ich gestehe es, die geschichtliche Wahrheit nicht minder ergriffen: daß diese Königin, früh gealtert, mit ergrauten Haaren, aller Schönheit entblößt, kaum fähig, wenige Schritte zu gehen, daß diese von ihrem Krankenlager, wo Ehrgeiz sie mehr noch als Schmerz quälte, aufgerufen und gezwungen wird zum Blutgerüste hinabzusteigen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow. Drei Theile. Mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Tafeln. Erster Theil, 1834: Theoretische Astronomie, oder allgemeine Erscheinungen des Himmels. Zweiter Theil, 1835: Beschreibende Astronomie, oder Topographie des Himmels. Dritter Theil, 1836: Physische Astronomie, oder Gesetze der himmlischen Bewegungen. Beschreibung und Lehre vom Gebrauch der astronomischen Instrumente. Mit einem erklärenden Verzeichniß der vorzüglichsten astronomischen Kunstwörter. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Herr Littrow ist nicht der erste Astronom, der sich von seiner hohen Sternwarte herabgelassen hat, um den schüchternen, so lange profanirten Laien mit gütiger Hand in das Heiligthum des Himmelsdoms zu leiten. Bode in Berlin, der königsberger Schubert u. A. sind ihm vorangegangen, während noch Mehre, wie Fries, Brandes, der münchner Schubert, Richter u. A., als Zwischenhändler, die selbst erst aus den Werkstätten der astronomischen Wissenschaft heimgetragenen Güter in gangbarer Waare auf den Markt brachten. Viele von Hrn. Littrow's Vorgängern — die genannten sämmtlich — haben die Aufgabe einer gemeinfaßlichen Darstellung der Astronomie, die sie sich in größerm oder kleinerm Umfang vorsteckten, auf sehr befriedigende Weise gelöst. Es wird also der Maßstab, den wir bei der Anzeige des vorliegenden, durch den berühmten Namen seines Verfassers sehr große Erwartungen erregenden Werks gebrauchen müssen, ein relativer sein, d. h. zugleich das Verhältniß bestimmen, in welchem Hrn. L.'s populaire Astronomie mit gleichnamigen wohlbekannten und bewährten Werken steht.

Hr. Littrow sucht vor allen Dingen seinen Schülern die Herrlichkeit des ihnen unbekannten Landes zu preisen, in das er sie auf nicht ganz mühelosem Wege nun einführen will. Wenn er in diesem Preise vielleicht zu weit geht, indem er von den Astronomen rühmt, daß sie ihre Wissenschaft zu dem Stolze des menschlichen Geistes erhoben und dieselbe viel weiter gebracht haben, als man von irgend einer andern rühmen könne, und wenn er die Astronomie selbst schlechthin für „die Königin der Wissenschaften" erklärt, so wollen wir darüber hier nicht mit ihm streiten, obgleich es nahe liegt, mit den Worten Schiller's zu antworten:

Eure Wissenschaft ist die erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde — im Raum wohnt die Erhabenheit nicht.

Mit Recht aber warnt Hr. L. seine Schüler gleich beim Eintritt davor, diese Erhabenheit der Wissenschaft in dem bloßen Anstaunen der Wunder, die sie enthält, suchen zu wollen; sie bestehe einzig in dem Nachdenken über diese Wunder. Zu diesem Nachdenken biete fast jedes Blatt der Astronomie reichen Stoff, „denn sie enthalte das Größte und Höchste, was dem Menschen als Gegenstand seiner Forschung gegeben werden könne". Es findet sich zwar hier wieder die Verwechselung, wodurch die Astronomie, die nur die Übergangsbrücke von dem Endlichen zum Unendlichen sein kann, für die Wissenschaft des Unendlichen selbst genommen wird. Indeß führt doch das Buch selbst den Satz, daß die Astronomie lehren solle, „wie die Himmel die Ehre Dessen erzählen, der sie gemacht hat", so einfach und praktisch durch, wie man nur immer wünschen kann. Hr. L. gehört weder zu Denen, die das ewige, unsichtbare Zion mit Massen und Zahlen erstürmen wollen, wie z. B. und Allen voran der zahlengläubige Gelpke, noch zu Denen, die nicht die Himmel predigen lassen, sondern nur selbst über die Himmel salbadernd predigen, noch auch zu Denen, die, wie Fries, gleich von vorn herein erklären, daß es Wahn und Misverstand sei, die Werke der Allmacht in den Himmeln preisen zu wollen. Gleichwol werden Manche den hohen religiösen Schwung, der sich grade bei Fries, nur unabhängig von Linien, Winkeln

und Leben dahin, über die wirklich tödtlich Erkrankten ist es schwer, etwas Bestimmtes zu sagen. Es sind seit dem 1888 von ihnen Genesenen nur wenige Todesfälle zu verzeichnen gewesen. Ich habe 1888 Dr. Koch in Berlin gesprochen, und er hat mir gesagt, dass er selbst nicht wisse, ob die Impfung Tuberkulose verhindere oder nicht. Er habe nur gesehen, dass die Tuberkulose, welche nach der Impfung auftrete, nicht so gefährlich sei, wie die ohne Impfung auftretende. Ich habe mich nun bei Dr. Koch erkundigt, wie es mit den Impfungen stehe, und er hat mir gesagt, dass sie sich nicht bewährt haben. Ich habe dann auch mit Dr. Weichselbaum, der bei Koch war, gesprochen, und er hat mir gesagt, dass Koch selbst nicht mehr an die Impfung glaube.

Dr. Weichselbaum hat mir auch gesagt, dass Koch selbst nicht wisse, ob er noch die Immunität erreichen werde, und dass er nicht wisse, ob er noch die Immunität erreichen werde, und dass er nicht wisse, ob er noch die Immunität erreichen werde, und dass er

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 258. — 14. September 1836.

Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem britiſchen Muſeum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 257.)

Sehen wir aber erſt eine nothwendige Verkettung darin, daß Die, welche mit ſinnlicher Luſt ſpielt, zu ausgelaſſenen Handlungen, Genüſſen und Leidenſchaften fortgeriſſen wird; daß die von ſolchen Leidenſchaften Bewegte ſich unglücklich verheirathete; daß die unglücklich Verheirathete zur Ehebrecherin, die Ehebrecherin zur Mordanſtifterin, die Mordanſtifterin landflüchtig, die Landflüchtige ſelbſt in den Händen der Schützerin zu einem Feuerbrand wird, den man nicht aus der Hand laſſen kann, ohne die Verantwortung furchtbaren Mordbrandes auf ſich zu laden, und den man auch nicht in der Hand halten kann, ohne ſich ſelbſt tödtlich zu verbrennen, daß alſo nur das Auslöſchen des Feuerbrandes in Blute übrig bleibt; — ſehen wir dieſe ganze nothwendige Verkettung des erſten ſittlichen Fehltrittes mit dem Schaffot, und belehren wir unſer Gemüth, was zum Mitgefühl bewegt iſt, daß Maria ſelbſt und allein dieſe Verkettung zu einer nothwendigen machte, indem ihr Eigenſinn ſie auf keiner Stufe ihrer Sünden zu wahrer Buße und Beſſerung kommen ließ; ſehen wir ſo die Hinrichtung als eine gerechte, als eine nothwendige, als eine ſittlich und religiös ſogar gefoderte That an, dann iſt es ſchön, daß eigentlich kein einzelner Menſch den letzten Streich veranlaßt, ſondern daß Gottes Gericht durch eine Reihe wunderbar verketteter Umſtände über Maria hereinbricht, indem Eliſabeth blos auf alle Fälle und wenn äußere, dringende Anläſſe die Hinrichtung wirklich unaufſchiebbar nothwendig machten, das Todesurtheil ausfertigen läßt und unterzeichnet; indem Davilon aus mannichfachen Gründen ſich den falſchen Schluß zieht, daß Eliſabeth nur nicht ſelbſt den letzten Schritt anbefehlen wolle, daß ſie aber die Hinrichtung wünſche, und indem endlich Eliſabeth's Räthe alle nach Davilon's, Hatton's und Burghley's vorläufigen Schritten der Meinung waren: „die Königin habe ſo viel gethan, als nach Ehre, Geſetz und Vernunft irgend von ihr könne verlangt werden". Worauf ein kurzes Geſpräch folgte: „ob die Königin dieſe Laſt vielleicht gern von ſich abwälzen wolle? und Jeder ſich erbot ſeinen Theil in einer Sache zu tragen, welche für die Sicherheit des Staates und der Kirche ſo wichtig ſei, und zuletzt beſchloſſen ward: man wolle die Todesbefehle abſenden, ohne Ihre Majeſtät damit irgend weiter zu beunruhigen". — O glückliche Fürſtin, die du Diener hatteſt, welche entfernt waren von dem bedientenhaften Sinne, der ſich in neuerer Zeit ſo oft gezeigt hat an Dienern ſo manchen Staates, die Alles thun, ſobald ſie glauben keine perſönliche Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen, die aber in Zittern und Zagen gerathen, ſobald ſie einen Theil ihres lieben Ichs wegen perſönlicher Verantwortlichkeit daranſetzen ſollen! Glückliche, dreimal glückliche Fürſtin! denn das größte Glück für einen Regenten iſt, wie Göthe vollkommen wahr ſich ausdrückt, muthige Diener zu haben.

Ja, es iſt tragiſch, es iſt das Ergreifendſte an Maria's Schickſal:

Daß — wie Hr. v. R. S. 536 ſagt — Eliſabeth unbemerkt und von Tag zu Tage immer mehr außer Stand kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu löſen; daß, während ſie wähnt, noch Alles in ihrer Macht zu haben, das Loos ihren Händen entſchlüpft, der Schlag ohne ihr Wiſſen fällt und ſie ſelbſt den Flecken nicht verwiſchen kann, die Nachwelt nicht verwiſchen will, der hierdurch auf ihre ſonſt ſo glanzreiche Regierung fällt.

Es iſt das tragiſch, weil nun der Schlag recht als ein von Gott geführter, als ein göttliches Strafgericht erſcheint. Aber zugleich nach zwei Seiten hin trifft er: er trifft Maria und Eliſabeth, welche Letztere zwar, ſo lange Maria in ihrem Schutz und in ihren Händen war, nach menſchlicher Klugheit und weltlichem Ermeſſen nicht anders handeln konnte, als ſie gehandelt hat, aber nach einer höhern ſittlichen Foderung die Pflicht gehabt hätte, entweder Maria nicht ſo durchaus fern von ihrer Perſon zu halten, ſondern grade perſönlich auf die gefallene, unglückliche Blutsverwandte einzuwirken und zu verſuchen, ob ſie ihr nicht jene religiöſe Haltung und die daraus folgende Tüchtigkeit zum Guten, die Eliſabeth in eignen Angelegenheiten ſo oft bewährt, einflößen könnte; oder aber, wenn ſie das nicht wollte, ſie als unabhängige Königin aus dem Lande ziehen zu laſſen, wohin ſie wollte. Gottes Arm würde die Verſtockte, wenn ſie ſo geblieben, doch überall erreicht, er würde Eliſabeth's Reich nur um ſo feſter geſchützt haben. Eliſabeth aber hat weltlicher Klugheit mehr getraut als dem Fundament,

von welchem aus jene sittliche Foderung an sie geschah, und so hat sie zwar etwas politisch Nothwendiges, etwas in der Stellung, in welcher sie war, Unvermeidliches und deshalb menschlicherweise durchaus zu Entschuldigendes, aber doch ein Unrecht gethan; denn Maria war wirklich nicht ihre Unterthanin, sie war eine gesalbte, unabhängige Königin, die zwar der Gewalt des Krieges, der Umstände, des Stärkern und überhaupt der äußern Nothwendigkeit unterliegen, aber nie den character indelebilis ihres Rechts verlieren konnte. Das wußte, das fühlte Maria, und in diesem Gefühl des ihr von Menschen durch ihre Gefangenschaft und durch ihren Tod angethanen Unrechts mag sie sich eben so fest verstockt haben, sodaß wir auch hier wieder sehen, wie eine Sündensaat neue Sünden keimen läßt und Elisabeth's Mangel an religiöser Zuversicht zu dem einfachen Recht nicht ohne Wirkung auf Maria's Seele bleibt. Auch Elisabeth wird am jüngsten Gericht für ihre Handlungsweise in dieser Sache einer schweren Verantwortung entgegengehen; auch haben das die Menschen wol gefühlt, und es läßt sich der Flecken in Elisabeth's Regierung durch keinen Erweis weltlicher Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise tilgen. Außer Denen, die unmittelbar durch Maria's Denk- und Handlungsweise, falls sie am Leben blieb, fortwährend, und am meisten dann bedroht waren, wenn sie Elisabeth überlebt hätte — außer Denen also, auf welche eine gewisse politische Nothwendigkeit zur Nothwehr aufrufend wirkte, waren auch alle von Maria's Eigenschaft als unabhängiger Königin überzeugt, und namentlich äußert sich der französische Gesandte nach einer Mittheilung des Hr. v. R. (S. 502) dahin:

Bisjetzt habe ich (Bellievre) durchaus nicht begreifen können, wie sich auf irgend eine Weise behaupten lasse, Maria Stuart sei Euerer (der Königin Elisabeth) Gerichtsbarkeit unterworfen. Sie kam, obgleich in großer Trauer und Hülfe suchend, doch als Königin und als Euere nächste Verwandtin nach England, sie hat lange der Hoffnung gelebt, durch Eure Güte wieder in Schottland hergestellt zu werden; und statt aller dieser Hoffnungen hat sie bisjetzt nichts davongetragen als ein immerwährendes Gefängniß.

Nur wenn Marien einmal von Elisabeth, seit jene in der ärgsten Noth zu ihr geflohen war, die Freiheit wiedergewährt gewesen wäre, England zu verlassen, und wenn sie dann doch auf jede Bedingung hin geblieben wäre, könnte man einigermaßen gelten lassen, was der Verf. (S. 561) sagt: „Maria war keine Königin mehr, sie war den englischen Gesetzen unterworfen und durfte nicht thun, was ihr beliebte.“ Das Recht zu Letzterm hatte und behielt sie allerdings, und nur vom Standpunkte der Nothwehr läßt sich das Verfahren gegen sie billigen.

Wir wollen übrigens hier nicht weiter in das Detail dieser ganzen unglückseligen Geschichte, die nun fast Schritt für Schritt klar vor unsern Augen liegt, eingehen. Wir stimmen vollkommen mit Hrn. v. Raumer, wenn er sagt: „Für meine Person hat kaum ein mathematischer Satz größere Gewißheit als der historische: daß Maria nicht unschuldig war am Tode ihres Gemahls, nicht unwissend bei der Vermählung mit seinem Mörder und Urheberin der verhängnißvollen Briefe an Babington“; wir stimmen vollkommen in Burghley's Ausspruch ein, „daß die schottische Königin sich niemals zu einem andern Zwecke in Unterhandlungen eingelassen hat, als um Elisabeth mit irgend einer verrätherischen Unternehmung zu täuschen“ und verweisen Den, der sich die Prämissen zu diesen Resultaten ausbittet, unmittelbar an das vorliegende Werk, welches in der That der interessantesten Mittheilungen in dieser Hinsicht voll ist; — hier würde es uns aber zu weit führen, dies noch genauer ins Einzelne darzustellen und Marien in alle Winkel weiblicher Eitelkeit und selbst gemeiner Indiscretion zu folgen; denn was (der Mittheilung auf S. 368 und 369 zufolge) z. B. von Marien gegen die Gräfin von Shrewsbury geplant wurde, gehört in der That zu den gemeinsten Äußerungen einer weiblichen Seele, die uns vorgekommen sind.

Wir haben unsern Lesern nur noch im Allgemeinen Rechenschaft zu geben über die Quellen und über die Art und Weise der vorliegenden Mittheilungen. In dieser Beziehung ist zu bemerken, daß dieselben größtentheils aus Berichten und Correspondenzen der beiden Hauptpersonen, Elisabeth's und Maria's selbst, oder der Botschafter, Gesandten und Beauftragten genommen sind, mit denen und durch welche diese beiden Königinnen unterhandelten. So bilden für Maria's Regierungszeit in Schottland durchaus die Correspondenzen Randolph's, Throkmorton's, Foy's und Croc's, der Gesandten von England und Frankreich die Grundlage des Mitgetheilten, welches durch Äußerungen der beiden Königinnen und anderer in Beziehung kommender Personen ergänzt wird. Für die spätere Zeit kommen noch als ein zweiter nicht geringer Zufluß Schriftstücke hinzu, welche die schiedsrichterlichen Unterhandlungen in York, die Untersuchungen gegen Norfolk, Babington und, nach Maria's Tode, gegen Davison betreffen. Überhaupt aber ist aller Stoff aus gleichzeitigen, größtentheils von Personen, die bei den Handlungen selbst Theilnehmer, Beobachter oder doch dabei interessirt waren, herrührenden Aufzeichnungen genommen.

Erkennen wir nun an, daß diese Mittheilungen eine im Ganzen durchaus dankenswerthe Gabe sind; daß sie das Resultat, für und um welches sie sich sammeln, wirklich für das Gemüth und die Einsicht jedes unbefangenen Lesers haben müssen; erkennen wir weiter an, daß sie, wenn anders diese Mittheilungen allgemeinen Eingang in die deutsche Lesewelt finden, d. h. mit andern Worten, wenn sie überhaupt durch deutschen Buchhandel möglich sein sollten, in deutscher Sprache stattfinden mußten; daß die Urkunden nicht in extenso und in der Originalsprache mitgetheilt werden konnten: so werden wir zuletzt aussprechen müssen, daß an dieser Publication im Wesentlichen nichts auszusetzen ist. In einigen Punkten aber hätten wir doch noch die Mittheilungen der Originalstellen gewünscht, was sehr leicht hätte geschehen können, da es auf zwei Druckbogen mehr durchaus nicht ankommen konnte und die Erkenntniß des Einzelnen doch wesent-

ich dabei gewonnen hätte. So heißt es S. 27 in einer Anmerkung: „Der Text enthält, so weit ich ihn entziffern kann, diesen Sinn"; wie leicht hätte sich hier die Textstelle, so weit sie eben producibel war, in der Originalsprache produciren lassen; ebenso S. 443 in der Anmerkung: „Zwei Worte waren hier kaum zu entziffern; über den Sinn bin ich nicht zweifelhaft", wovon ganz dasselbe gilt. S. 352 ist Das, was wir wünschen, mit drei Zeilen geschehen und jeder Leser mag sich nun in Conjecturen üben, während man sich an den beiden ersten Stellen Hrn. v. Raumer ganz auf Gnade oder Ungnade ergeben soll. Das muß man freilich in der Hauptsache bei solchen Mittheilungen immer; dessenungeachtet sträubt sich ein wissenschaftlicher Sinn im Einzelnen beharrlich dagegen, und diesem sich sträubenden Gefühle wäre so leicht Genugthuung zu geben gewesen.

49.

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Der zweite Theil: „Die beschreibende Astronomie", ist nun vorzugsweise auf Unterhaltung berechnet, d. h. „auf Unterhaltung höherer Art, an der nur die eigentlich Unterhaltsamen, aber diese gern und willig Theil nehmen werden". Es wird die Sonne besprochen, auf deren Oberfläche ein Mensch unserer Schwere statt seiner 150 Pfund sich mit einem Gewichte von 4350 Pfunden belastet fühlen müßte; der Merkur, auf dessen Oberfläche unsere Metalle wegen der dort herrschenden glühenden Hitze in beständigen Flüssen sein würden wie unser Quecksilber, während auf dem Uranus alle unsere Flüssigkeiten, selbst die geistigen, vielleicht selbst unsere Luft zu einem festen Körper erstarren würde; die Venus mit ihrer klaren, stets heitern Atmosphäre und ihren, unsern Dhawalagiri an Höhe sechsmal übertreffenden Bergen, deren Gipfel den Venusbewohnern noch mehre Stunden nach Sonnenuntergang wie goldene Kuppeln leuchten; Mars mit den schneebedeckten Polen; die vier neuen Planeten mit der auffallenden Excentricität ihrer Bahnen und ihrer unsteten, mitunter über 100 Meilen hohen Atmosphäre; Jupiter mit seiner Luft, die vielleicht schon so dicht als unser Wasser ist, seinen Wolken, die schon unsern festen Körpern oder den Wolken von Holz auf unsern Altären gleichen mögen, seinen Stürmen, deren Furchtbarkeit mit der unserer gräßlichsten Orkane gar nicht verglichen werden kann, „mit seinen kurzen (fünfstündigen) Nächten und noch kürzern Bällen"; Saturn mit seinem räthselhaften Ring (die von Herschel gemachte Beobachtung eines Doppelrings findet Hr. L. durch spätere Beobachtungen nicht bestätigt); Uranus, dem die Sonne im Durchmesser nicht ganz noch einmal so groß erscheint als uns die Venus, und dessen hellste Mittage kaum unsern sternenhellen Mitternächten gleichen mögen. Hr. L. findet es wahrscheinlich, daß jenseit der Uranusbahn kein weiterer Planet sich finde.

Recht eigentlich auf Unterhaltung berechnet ist die Betrachtung über die Bewohner der Planeten. Selbst den Kometen werden Bewohner vindicirt, obgleich diese Himmelskörper nach Newton's Berechnung in ihrer Sonnennähe einer Hitze, die 2000 Mal größer ist als die des weißglühenden Eisens, und in ihrer Sonnenferne einer Kälte, die selbst unsere Atmosphäre zu einem festen Körper erstarren machen würde, ausgesetzt sein mögen. Denn es wird nachgewiesen, wie den Kometen ihre wunderbare, veränderliche Dunsthülle als ein für alle Fälle bequemer Reisemantel, als ein warmer Pelz im Winter und als ein kühlender Sonnenschirm im Sommer dienen müsse. Die Angabe von nur 51,880 Kometen, die zu unserm Sonnensystem gehören sollen, hält Hr. L. für noch immer viel zu klein. Ebenso bemerkt er, daß die wahre Anzahl der Fixsterne die Zahl von 534,600 Millionen gewiß noch weit übertreffe; der wahre Durchmesser mancher Fixsterne wird nach mäßigen Berechnungen auf vier Billionen Meilen angenommen; wenn die Sonne im Volum ein Billionenmal größer wäre, als sie ist, so würde sie doch in der Ferne mancher Fixsterne nur mit einem Durchmesser erscheinen, der schon von dem zehnten Theile der Dicke eines gewöhnlichen Menschenhaares bedeckt wird. — Von großem Interesse ist auch der Abschnitt von den Doppelsternen. Der merkwürdigste unter denselben ist aber der Doppelstern 61 im Schwan, der eine sehr große eigne Bewegung zeigt; Pfaff nennt ihn den fliegenden Stern im Schwan. Er hat seit Christi Geburt über drei Grade am Himmel zurückgelegt. Merkwürdig ist auch der Stern σ im Orion (unmittelbar unter dem tiefsten der drei Sterne des Gürtels), den Struve als einen sechszehnfachen Stern erkannt hat, und der Doppelstern ε im Schlangenträger, den der ältere Herschel 1781 noch als einen Doppelstern erkannte, der jüngere Herschel und Struve 1828 nur mehr einfach, aber doch noch in einer länglichen Gestalt sahen, und der jetzt selbst durch die besten Fernröhre nur als ein vollkommen einfacher, runder Stern erscheint. Ausgezeichnet sind diese Doppelsterne auch durch die Verschiedenheit ihrer Farbe, und es wird erinnert, welchen wunderbaren Anblick die Bewohner der Planeten eines Doppelsterns haben müssen, wenn sie Sonnen von verschiedener Farbe, eine rothe, eine grüne, eine blaue Sonne an ihrem Himmel sehen. Überhaupt sind die Betrachtungen über den verschiedenen Anblick, welchen der Himmel von der Oberfläche anderer Himmelskörper aus betrachtet, z. B. von der Oberfläche des Mondes, der Satelliten des Jupiter und Saturn's u. s. w. gewähren muß, sehr anziehend. — Der zweite Theil schließt mit einem Abschnitt über die Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Es ist derselbe wie gesagt, vorzugsweise auf Unterhaltung berechnet. Doch erläßt auch hier der Verf. seinen Lesern schwierigere Partien nicht; die Halley'sche Rechnung über den Venusdurchgang, Berechnungen über die Masse und Dichtigkeit der Sonne und der Planeten, über die Umlaufszeiten der Doppelsterne u. dgl. m. verwandeln die Unterhaltung häufig in ernstliches Studium.

Fast rein didaktisch wird der Verf. wieder in dem dritten Theile, wo er zuerst von den Eigenschaften der Körper überhaupt, von der allgemeinen Schwere und Newton's unsterblichen Entdeckungen handelt und hierauf Berechnungen über die Massen und Dichtigkeiten der Himmelskörper gründet. Erst mit Hülfe einiger Decimalrechnungen kommt der Leser zu dem Resultat, daß die Gretesquetänzer auf dem Monde fünfmal höhere Sprünge machen können als auf unserer Erde. Die Capitel von der elliptischen Bewegung, von den periodischen und seculairen Störungen, von der Gestalt und den Atmosphären der Planeten, von andern merkwürdigen Folgen dieser Störungen nehmen ebenfalls eine gespannte Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch, gewähren aber tiefe Einsicht in den Weltmechanismus. Der Humor des Verf., der sehr häufig mitten in der mathematischen Steppe aufblüht, zeigt sich besonders wieder in der Beurtheilung der mannichfachen Hypothesen über den Ursprung des Weltsystems und unserer Erde insbesondere. Daß unsere Erde und überhaupt alle Planeten ursprünglich in einem flüssigen Zustande gewesen sind, nimmt der Verf. als ausgemacht an. Aber die Dauer dieses Weltsystems, wer will sie berechnen: „Diese Sonne, diese Sterne werden erlöschen, und von ihnen wird dort oben, wie von den Denkmälern der Vorzeit hier unten auf unserer Erde keine Spur mehr sein. Auch diese Blumen des Himmels werden verblühen und abfallen wie welke Blätter, mit denen die Winde spielen; und dieselbe Welle, die sie so lange getragen hat, wird sie dereinst auch herabziehen in die Tiefe des Weltmeers, in den Abgrund der ewigen Nacht. Nur Einer, den kein Name nennt, Einer nur wird bleiben hoch über dem Ocean der Welten, der zu den Füßen seines

Thrones rauscht, und dessen Wogen immer wechselnd vor ihm auf- und niederziehen, während Er allein unwandelbar und ewig bleibt."

Der zweite Abschnitt des dritten Theiles beschreibt sehr ausführlich die astronomischen Instrumente und den Gebrauch derselben. Vielleicht geht der Verf. hier etwas über die Sphäre seiner Leser hinaus. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche derselbe bekanntlich schon in einem eignen Schriftchen behandelt hat, wird auseinandergesetzt, und manche Capitel kommen hier vor, die man in einer Astronomie schwerlich erwartet, z. B. über „den Trieb zur Vereinigung gleichgestimmter Wesen", über „Operationen unsers Gedächtnisses", „Gewohnheiten" u. dgl. m. Ebenso würde man den Paragraphen: „Unterschied der Welt- und Literaturgeschichte", wol nicht leicht in einem Capitel von der „Allgemeinen Schwere" suchen.

Noch müssen wir bemerken, daß sich Diejenigen sehr getäuscht finden würden, welche im vorliegenden Werke eine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels suchen wollten. Es wird auch kein einziges Sternbild beschrieben, nicht einmal die 14 Sterne erster Größe werden namentlich aufgeführt. Nur eine kleine Sternkarte dient zum Orientiren, ist aber, wie natürlich, für die Selbstbelehrung Dessen, der noch keine Kenntniß, wenigstens der vorzüglichsten Sternbilder hat, ganz unbrauchbar. Es kann Jemand das ganze Littrow'sche Werk durchstudiren, ohne zu erfahren, wie der große oder kleine Bär aussieht. Oder vielmehr, es wäre eine Thorheit, wenn Jemand an das Studium des L.'schen Buches gehen wollte, ohne vorher sich einige Kenntniß des gestirnten Himmels erworben zu haben. Bode und wol auch das kleine „Lehrbuch der Sternkunde" von Schubert vertreten in dieser Hinsicht die Stelle eines Lehrers und geben, wenn auch auf etwas mühsamerm Wege als dem einer mündlichen Anweisung unter gestirntem Himmel selbst, eine genügende Belehrung über die wichtigsten Sternbilder.

Für Diejenigen aber, welche schon einige Vorkenntniß besitzen und nur eine tiefergehende astronomische Belehrung wünschen, wissen wir kein passenderes Werk vorzuschlagen als das vorliegende des Hrn. Littrow. 26.

Notizen.

Kein seltsameres Cabinetstück als der Prospectus eines Karlistischen Anlehens, der neulich auf der pariser Börse ausgegeben wurde. Die Speculation ist nämlich auf Niemand anders als die Christinos berechnet — denn die Inhaber von spanischen Staatspapieren, welche Don Carlos nicht anerkennt, müssen denn doch wol Christinos sein —, und der Prospectus setzt ihnen die Vortheile auseinander, welche aus einer so glücklichen Combination als die vorgeschlagene unfehlbar erwachsen würden. Vor allen Dingen ist augenfällig, daß, sowie die Verhältnisse liegen, der Ausgang des Krieges zwischen beiden Prätendenten noch sehr ungewiß ist. Wenn Don Carlos die Oberhand erhält, so haben die Christinischen Gläubiger vermöge des Decrets vom 17. Mai 1835 ihre sämmtlichen Ansprüche für verloren zu achten. Nun sollte man glauben, wenn Don Carlos unterliegt, so wären umgekehrt diejenigen Gelder nicht gut angelegt gewesen, welche in seine Kassen geflossen sind. Ganz im Gegentheil, die Anerbietungen des genannten Prospectus wissen das in das erwünschteste Gleichgewicht zu setzen. Die Sache verhält sich, wie folgt. Man nehme an, daß das Anlehen 4 Serien zu 218,000 Pf. Sterl., jede Serie zu 21,800 Scheinen betragen soll. Man rechne weiter, daß die Einzahlungen in sechs verschiedenen Fristen erfolgen werden, die fünf letzten monatsweise erst nach Karl's Einzug oder Anerkennung in Madrid, die erste sogleich und bis zu jenem Zeitpunkt unverzinslich, aber auch nur in 6 Procent bestehend. Man hätte demnach den Vortheil, für diese 6 Proc. einen Nennwerth von 100 zu kaufen, der von dem Augenblicke jenes Einzugs an, also noch vor der zweiten oder dritten Einzahlung, sich mit beträchtlichem Gewinn wiederverkaufen ließe, während für den entgegengesetzten Fall, nämlich daß Don Carlos nicht nach Madrid kommt, den Besitzern Christinischer Papiere um diese geringe Prämie eine Assecuranz gegen deren möglichen Verlust in die Hand gelegt wäre. Nun, und auf dieser Basis ruht grade der Plan des neuen Anlehens. Also, ein Capitalist hat z. B. 100,000 Francs in der spanischen activen Staatsschuld, so hat er zu dem Preis von 47 Proc. einen Werth von . . . . . 47,000 Fr.
Wird die Infantin Isabella gestürzt, bleibt die Dividende aus, zieht sich der Krieg sehr in die Länge, so fallen die spanischen Activen auf 15 Proc., thut noch 15,000 „
Und der Capitalist verliert . . . . . 32,000 Fr.
Nimmt er aber zur Assecuranz gegen diesen Verlust für 100,000 Fr. Scheine des projectirten karlistischen Anlehens, was ihn vermöge der bloßen Einzahlung von 6 Proc. nur 6000 Fr. kostet, so ist er gegen alle möglichen Wechselfälle gepanzert. Denn wenn die Königin Isabella siegt, so werden zwar seine Karlistischen Scheine nur noch werth sein . . . . . 2000 Fr.
Seine 100,000 Fr. in spanischen Activen aber werden, das Striegen nur bis auf 72 Proc. angenommen, sich verkaufen lassen zu . . . . . 72,000 „
74,000 Fr.
Hiervon ab die Auslage mit 53,000 Fr. (47,000 für Christinische, 6000 für Karlistische Papiere), . 53,000 „
Bleibt Gewinn . . . . . 21,000 Fr.
Siegt aber Don Carlos, so werden zwar die spanischen Activen auf 15 Proc. fallen, thut . . . . 15,000 Fr.
Dagegen steigen sodann seine Karlistischen Scheine auf 72 Proc., und er hat, nach Abzug der fünf letzten Terminzahlungen von je 6 Proc., also im Ganzen 30 Proc., noch übrig . . . . . 42,000 Fr.
57,000 Fr.
Hiervon ab die Auslage des Ankaufs mit . . . 53,000 „
Bleibt noch Gewinn . . . . . 4000 Fr.
Ferner erspart er sich durch diese Assecuranz den ohne dieselbe drohenden Verlust von 32 Proc. an seinen Christinischen Papieren (indem nämlich unter Auslage ihr voller Ankaufspreis in Abzug gebracht ist), also ersparter Verlust . . . . . 32,000 Fr.
Totalgewinn . . . . . 36,000 Fr.

So der vor mir liegende Prospectus; es ist eine Lotterie, in welcher alle Loose gewinnen. Einigen Geschäftsmännern meiner Bekanntschaft hat der Prospectus ein Lächeln und die Anerkennung abgewonnen, daß der Plan dieses Anlehens „ganz witzig" sei.

In dem am 9. Mai 1750 aus Potsdam erlassenen „Reglement, wie die Studenten auf den königl. Universitäten sich betragen sollen", finden sich unter Anderm folgende Bestimmungen: „Den Studenten das Degentragen zu verbieten, und zwar, die Edelleute ausgenommen, ohne Unterschied der Facultät." — „Nach 9 Uhr des Abends soll sich ohne Noth Niemand auf der Straße finden lassen" ꝛc. — „Auch in Wein- und andern Wirthshäusern darf sich Niemand nach dieser Zeit treffen lassen" ꝛc. — „Die den Studenten dictirten Strafen sollen ohne Aufschub vollzogen, von Adeligen und Vornehmen mit Gelde abgekauft werden können, an Geringern aber mit dem Carcer bestraft werden, damit nicht deren Väter für ihre Verbrechen büßen müssen." In einem spätern Rescripte, das noch 1795 in Kraft war, wurde befohlen, „alle Landsmannschaften und Orden gänzlich auszurotten, ohne Unterschied, ob Adelige daran Theil nehmen oder nicht", und „Die, welche die ankommenden Studenten auf den Dörfern durch anscheinende Höflichkeit an sich ziehen, nachdrücklich zu bestrafen". 94.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 259. — 15. September 1836.

Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow. Berlin, Plahn'ſche Buchhandlung. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Daß es das kritiſche Feld iſt, worauf wir Herrn Gutzkow, dem die Umſtände ein kurzes Schweigen auferlegt hatten, zuerſt wiederbegrüßen, iſt für die Perſönlichkeit und individuelle Bildung dieſes jungen Schriftſtellers ausdrucksvoll und bezeichnend und kann ſelbſt ein Wendepunkt ſeiner Beſtrebung, eine Wetterſcheide ſeines umfangreichen Talents genannt werden. Wie das geſchieht, wird um ſo eher einleuchten, da wir die Geſchichte der durch ihn veranlaßten Verhandlungen jetzt als eine ganz offenbare Angelegenheit betrachten und beſprechen dürfen. Aufſtrebend in jeder Beziehung und im höchſten Maße, hatte nämlich das Talent Gutzkow's vor der eben bezeichneten Epoche durchaus keinen Widerſtand gefunden, und von Natur weniger zum titanenhaften Drang, Ausfall und Tempelſturm als vielmehr zu jenem übermüthig-plänkelnden Vernichtungskrieg geneigt, den man nicht mit Unrecht der frühreifen Ausbildung einer nicht in der beſten Schule erworbenen Dialektik zuſchreibt, hatte es ſich aus eignem Muthwillen und in einem nicht vollſtändig gerechtfertigten Selbſtgefühl auf eine Spitze vorgewagt, wo es mindeſtens der ſoliden Bruſtwehr entbehrte und ſich unwiderleglich als ein Individuum präſentirte, das ſich freiwillig vogelfrei erklärt hat. Hiernach iſt denn auch das Mindeſte, was man von dieſem Talent, vor ſeiner Kataſtrophe, ſagen kann, daß es im höchſten Maße ſich unbeſonnen zeigte. Zugleich aber ſtand zu erwarten, daß die erſte Selbſteinkehr nach dem Geſchehen Deſſen, was nicht zu ändern ſtand, eben dieſes Talent zur Anerkennung jener Unbeſonnenheit führen würde. Gute Geiſter bereuen immer, was zu bereuen iſt, und auch diejenigen Geiſter ſind noch leidlich gut zu nennen, welche, wo nicht die Reue ſelbſt, doch ihren Ausdruck an den Tag legen. Dieſer Ausdruck der Reue liegt in der ſpätern That ſelbſt, inſofern ſie ſich beſonnen zeigt. Mit einer ſolchen ſich den Freunden ſowol als den Widerſachern zu empfehlen, mußte denn unſtreitig das Hauptaugenmerk des Wiedergeborenen und mußte in dieſem Fall auch das des Herrn Gutzkow ſein, der es gar wohl wußte, daß die Kritik das vorzüglichſte Feld iſt, wo man ſich als einen retardirenden, umſichtigen und beſonnenen Mann zeigen kann. Wir haben es alſo hier mit einem wirklichen Wendepunkte des Verf. ſelbſt zu thun, der unter allen der Kritik zugänglichen Erſcheinungen deutſcher Nationalliteratur ſich abſichtlich und klüglich Göthe zur Beſprechung erkieſte; Göthe, deſſen ruhiges, ſelbſtgewiſſes und ſelbſtbewußtes Nationalbild weit eher durch Andere als durch ſich ſelbſt getrübt worden und um deſſen fort und fort lebendige Perſönlichkeit ſich in allerneuſter literariſcher Zeit mehr als je vorher begabte Naturen ſammeln, denen es um das Verſtändniß Ernſt und um ihre Selbſterhaltung im Conflict der nebuloſen Zuſtände zu thun iſt. Denn auch hier — wenn uns nämlich dieſe Vergleichung nicht falſch gedeutet wird — ſcheint ſich die chriſtliche Lehre von dem Geiſt der Gemeine zu beſtätigen, welcher erſt über und in dieſelbe ſich ausgießt, wenn die Perſönlichkeit des Mittlers aufgefahren iſt gen Himmel, und erſt, wenn dieſe aus dem menſchlich-einzelnen Daſein geſtrichen, ein allgemeines und vernünftiges Beſitzthum werden kann.

Daß auch Herr Gutzkow ſich in dieſem Sinne an Göthe angeſchloſſen, iſt alſo gewiß erfreulich; denn auch das Talent, das ſeiner Anlage nach auf dem Wendepunkte zum Genie ſteht, bedarf der geiſtigen Anſchließung und wird unrecht thun, wenn es ſeine Anwartſchaft auf das wirkliche Genie zu eitler Selbſtbrüſtung und zu jenem wüſten Unfehlbarkeitsgefühl misbraucht, das in einer ſo grundloſen, literariſchen Zeit wie dieſe ſelbſt die Lumpe mit den Auserwählten der Götter theilen. Wiewol man auch den Berufenen immer nicht eher für wirklich berufen halten kann, bis er ſein eignes Ich, bei allem Lieb- und Werthhalten, der Allgemeinheit der Weltfrage unterzuordnen verſteht.

Angeſehen nun die vorliegende Schrift von dem Geſichtspunkt des Was wir bringen, ſo läßt es ſich nicht leugnen, daß Herr Gutzkow in ſolcher eine Seite der Weltfrage berühren wollte, und es wäre, dieſen Willen angenommen, nur zu unterſuchen, ob und wie derſelbe in die That gedrungen. Der Verf. darf ſich über dieſen Schein des Mistrauens nicht verwundern, denn er ſelbſt, dem über das Talent ein ſo competentes Wort zuſteht, muß ja wiſſen, daß heutzutage eben die Talente ſelbſt uns das Mistrauen gebieten. Gebieten; dieſes Wortes glauben wir uns mit Abſicht bedienen zu müſſen, denn

ja freilich sind in modernster Literaturepoche die Talente so gebieterisch aufgetreten, als man vielleicht zu keiner Vorzeit dem incarnirten Genius selbst verziehen hat. Ebendeshalb, weil wir es wissen, daß Herr Gutzkow dies weiß, können wir es nur für einen Scherz von ihm halten, wenn er sich über die deutsche Kritik also vernehmen läßt:

Wenn man weiß — so sagt er — wie wesentlich für Deutschland diese zänkische und hypochondrische Kritik ist, welche nichts in der Welt ohne Anfechtung lassen kann, die, über Alles sich erhitzend, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen anhängen würde, so kann man sich die erboste Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man sich bei uns gegen das Princip einer Weltliteratur (wir werden auf diese neuesten Ideen Gutzkow's über die Weltliteratur später zurückkommen) sträubt. Man muß wol ein so durchgreifendes und einfaches Regulativ der ästhetischen Beurtheilung hassen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt, weil es alle die Bosheiten, Unversöhnlichkeiten und Angebereien ausschließt, mit welchen in Deutschland productive Talente begrüßt, verfolgt und oft getödtet werden.

Dies sind Herrn Gutzkow's, des Ebenwiederkehrenden, eigne Worte. In ihnen finden wir bereits eine Begründung des oben geäußerten Mistrauens. Wovon redet denn Herr G.? Redet er von der deutschen Kritik, oder redet er von einigen Lumpen, einigen notorischen Lumpen, deren gewissenlose Erbärmlichkeit sich mit der Kritik (?) als mit einem Gewerbe beschäftigt? Wahrlich, es ist ein großes Misverständniß, wenn er dieses Gesindel für die Repräsentanten der deutschen Kritik, ein noch weit größeres, wenn er deren Bosheiten und Angebereien für die Sache der Zeit, mit einem Worte, wenn er sie für gefährlich hält. Spricht aber Herr Gutzkow von der deutschen Kritik in diesen entwürdigenden Ausdrücken, dann ist so viel gewiß, daß er das Talent nicht verdient, welches ihm die Gottheit verliehen. Die deutsche Kritik, Herr Gutzkow, ist ganz etwas Anderes, als die Armseligkeiten unserer Literaturzeitungen; die deutsche Kritik hat jetzt, grade jetzt, tiefe Wurzeln geschlagen, und es ist jetzt, eben jetzt, das erste Beispiel in unserer Literaturgeschichte, daß sie der Dichtung voraus ist. Die deutsche Kritik, diese Kritik, hat auch nie ein productives Talent verkannt, von Verfolgung und Tödtung kann endlich gar keine Rede sein. Unsere Talente sind keine Märtyrer (sie wissen nicht einmal für ihr Heiliges zu leiden, geschweige zu sterben), und unsere Kritiker sind auch keine Heiden. Herr Gutzkow nenne den deutschen Kritiker, der sein Talent verfolgt hat! Aber unsere Talente sind so sensibel, daß man beinahe an ihrer Kraft zweifeln möchte. Wenn man ihre Lästerungen brandmarkt, so schreien sie, als ob es ihren Leibern gälte; wenn die Umstände sich widerwärtig zeigen, dann seufzen sie über Verfolgung; und während sie doch die deutlichsten Lebenszeichen von sich geben, glauben sie getödtet zu sein. O, wie ein leichter Tod ist dies; es ist nichts weiter als die geknickte Eitelkeit.

Es ist eine Blasphemie, eine wahrlich unverdiente Blasphemie auf die kritische Langmuth des Jahrhunderts, wenn Herr Gutzkow sich darüber beschwert, verkannt, verfolgt zu sein. Weit entfernt, dies ihm nachzubehaupten, behaupten wir vielmehr, daß er verzogen worden ist. Kennt Herr G., der Verf. der „Öffentlichen Charaktere", denn die Leidensgeschichte großer Männer? Wir hoffen es. Warum aber erröthet er dann nicht über seine Lamentationen? Viel größere Geister als er haben viel Schwereres erduldet. Galilei, Kopernikus, Vanini, Kepler, Spinoza; welche Namen! welche Leiden, Herr Gutzkow, welche Leiden! Hat man Sie schon verspottet und Ihnen Ihren Beruf abgestritten? Hat man Sie schon auf Tod und Leben angeklagt? Hat man Sie schon des Atheismus beschuldigt, während Sie doch behaupteten, Gottes Dasein aus einem Strohhalm zu beweisen? Haben Sie schon das Dasein Gottes aus einem Halm, haben Sie es überhaupt schon bewiesen? Mußten Sie, um über unsterblichen Werken nicht zu verhungern, schon Gläser schleifen? Wir wollen nicht zu weit gehen. Erinnern Sie sich an Fichte's Zeit. Gedenken Sie, welche elende Menschen ihn verketzerten, ihn mit Schmuz bewarfen; Menschen, die so elend waren, daß es ihr höchstes Glück ist, vergessen zu sein. Erinnern Sie sich der Stelle, wenn Sie eines Trostes bedürfen, welche über dem Schreibtische Ihres gefeierten Lehrers in Berlin unter Glas und Rahmen hing: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und Die, so Viele zur Gerechtigkeit wiesen, wie die Sterne immer und ewiglich." Betrachten Sie dies im Geiste; allein beschweren Sie sich nicht über Verkennung und Verfolgung. Es ist nicht blos unwahr, es ist auch unmännlich. Viele Menschen haben unendlich mehr gelitten, als sie verschuldet; viele große, sanfte, gute, treue Menschen. Sie aber, Gutzkow, haben um kein Gran mehr gelitten, als Sie sich vergangen hatten.

Sehen Sie, darum muß man Ihnen mistrauen; darum, weil Ihre vorliegende Schrift Reue ankündigt, aber es mit dieser Reue kein Ernst ist. Sie haben, sehr besonnen, einen sehr besonnenen Gegenstand gewählt. Heißt das allein frühere Vergehungen bereuen? Denn (verstehen Sie mich recht, um des Himmels willen!) Sie hatten sich an Niemanden vergangen als an dem Geist des Jahrhunderts, an dem Geist der Poesie, an dem heiligen Geist der Erkenntniß und an sich selbst. Wer Sie eines Andern beschuldigt, der ist ein Angeber, ein Ankläger, vielleicht ein feindseliger. Wer aber, nicht den Zorn des Katechismus und der letzten Posaune, sondern den Zorn des Geistes, der Wissenschaft, oder wie Sie es nennen wollen, damals über Sie beschwor; wer Sie nicht vor irdischen Instanzen, sondern vor dem Oberhofgericht des Gedankens und vor dem Bundestag der Ideen belangte, der war nicht Ihr Feind, nur der Feind Ihrer obstinaten und unverbesserlichen Dialektik. Und was das Hauptsächliche ist, wer damals wirklich Ihr Feind war, der muß nun aufhören Ihnen zu mistrauen; wer aber von Anfang her nur Ihre Grundsätze verkehrt, nur Ihre geistige Form unzulänglich, nur Ihren Irrthum angriffswerth hielt, dem müssen Sie erst beweisen, daß er aufhören dürfe zu argwöhnen, daß er Ihr poetisches und kritisches Streben als ein lauteres, als ein im Geist der Wahrheit empfangenes anerkennen dürfe. In dieser,

in der vorliegenden Schrift haben Sie das nicht bewiesen.

Denn was bringt diese? Sie beginnt mit einer Introduction, welche absichtlich bei Cicero und seinen „Tusculanen" anfängt, um bei Göthe und seinem von Widerwärtigkeiten bezeichneten Eintritt in die poetische Welt anzugelangen. Aber Cicero, der bleichsüchtige Philosoph, der der Meinung war, man schreibe Tragödien, um Gladiatoren im Heldenthume zu unterrichten, war so ein schlechter Ästhetiker, daß man nur dann eine Monographie neuester Zustände mit ihm eröffnen kann, wenn man die Absicht hegt, paradox und verhüllt zu sein. Göthe's Eintritt in seine Zeit aber als einen Moment der kritischen Malice und hösartigen Widerstrebens der Zeit zu bezeichnen, heißt das Publicum belügen. Es wäre dies weit eher noch von Lessing, weit gegründeter noch von Schiller zu sagen, wiewol keiner dieser Geister sich jemals über solche Widerwärtigkeiten, welche nur die Folie eines Triumphes des Genius sind, beschwert haben wird. Geschieht nicht alles Eindringen durch Widerstand? Warum diese Momente hervorheben? Bei Göthe einmal angelangt, ist aber unter dem von dem Verf. bei Gelegenheit seiner Gesagten einiges ungemein Vortreffliche. So der von ihm bezeichnete Unterschied des Genies vom Talent. Diese Stelle ist eine geistvolle Paraphrase Dessen, was schon vor vielen Jahren Heine gesagt, als er Göthe gegen Menzel in Schutz nahm: daß man nämlich von Göthe, wenn man ihn einmal für nichts als für ein Talent gelten lassen wolle, wenigstens das einräumen müsse, er habe zuweilen das Talent, ein Genie zu sein. Der Verf. sagt unter Anderm:

Ein absolutes Talent kommt immer auf einen gewissen Vollendungsgrad, gleichviel, ob es die Flöte oder das Waldhorn bläst, ob es Mathematik oder Philosophie studirt, ob es Jurist oder Arzt wird. Ein absolutes Talent arbeitet in allen Fächern und setzt sich, wenn es sein Hauptgeschäft beendigt hat, des Abends in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe, oder drechselt, oder spielt die Bratsche. Das Talent hat in seiner Einheit Vielheit oder Allheit, das Genie jedoch in seiner Einheit nur Mannichfaltigkeit. Es kann Dinge geben, für welche dem Genie der Kopf vernagelt ist, wie Göthe'n z. B. die Philosophie (?). Weil das Genie erfindet, so wird es in seinen Thätigkeiten absorbirt und muß, um sich vor seiner innern Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die ihm den göttlichen Funken sowol erhalte als ihn für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Göthe fand diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und seiner Kunst, der Beschränkung.

(Der Beschluß folgt.)

Rienzi, der letzte Tribun. Vom Verf. des Eugen Aram ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowski. Drei Theile. Auch unter dem Titel: E. L. Bulwer's sämmtliche Werke. Siebzehnter bis neunzehnter Band. Aachen, Mayer. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Das Publicum ist dem Verf. (Bulwer) mit vielem Antheil entgegenkommen; manche Stimmen stellten ihn dem großen Unbekannten gleich, andere schätzten ihn sogar, wenn auch nur in Einzelheiten, noch höher als diesen, und wenn „Die letzten Tage von Pompeji" Kritiken im In- und Auslande hervorriefen, die ebenso tadelnd als beachtenswerth erscheinen mußten, so hat doch eben dieser Roman mehre Schönheiten dagegen in die Wagschale zu legen, und der Verf. zählt noch immer einen nicht geringen Theil des Publicums zu seinen Freunden.

Bei dem vorliegenden Buche fande sich Ref. in einiger Verlegenheit über die Frage: wie dasselbe der Lesewelt eigentlich dargeboten sein welle, wenn der Verf. seine Vorrede nicht geschrieben hatte. Der Titel des Buches gibt nämlich weiter keine Auskunft als die, daß in dem Buche nothwendig vom Rienzi die Rede sein muß. Im Buche selbst zeigt sich der Verf. bald als Dichter, bald als Philosoph; ferner sehen wir ihn als Psychologen, Biographen, Historiker, Politiker und schlichten Referenten auftreten, und in allen diesen Eigenschaften zeigt sich der Verf. allerdings als ein umsichtiger, gebildeter Schriftsteller. Allein, damit wäre die Tendenz wie die Form des Buches nur schwankend, oder eigentlich gar nicht bezeichnet, wenn, wie gesagt, die Vorrede fehlte. Aus dieser ersehen wir nämlich, daß der Verf., nachdem er die begonnene Arbeit, um „Die letzten Tage von Pompeji" zu vollenden, zwei Jahre ruhen ließ, das Buch nach mehrfaltigen Betrachtungen endlich für einen Roman gehalten wissen will und gleichwol über den Begriff eines Romans weniger sicher ist, als man es von einem Schriftsteller seiner Art nothwendig voraussetzen müßte. Ref. muß eine wirklich starke Anwandlung zurückdrangen, die ihm vorspiegeln will, vom ganzen Buche nur diese Vorrede und die 15 enggedruckte Seiten füllende Anmerkung cum not. varior. am Schlusse desselben hier zu besprechen, denn beide gehören zu den größten kunstphilosophischen Fehlern und erklären Vieles, rechtfertigen oder entschuldigen aber nichts. Sie erklären unter Anderm, wie es möglich war, mit den Hülfsmitteln der Poesie, Philosophie, Psychologie, Historie, Politik u. s. w. dennoch ein unbefriedigendes Werk zu schaffen; denn jedes dieser Hülfsmittel hat der Verf. nicht allein als ein Selbständiges gedacht, sondern auch gebraucht, und da konnte es ihm dann nicht gelingen, dieselben in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, welcher hier wol die Poesie sein mußte, als Radien zusammentreffen zu lassen.

Die Geschichte Rienzi's, wie mehre Historiker sie uns gegeben haben, müssen wir im Allgemeinen als bekannt voraussetzen, und dankbar wollen wir hier nur sogleich erwähnen, daß B. die Ehre seines Helden gegen manche Verunglimpfungen und Entstellungen glücklich vertheidigt hat. Gleichwol bleibt diesem wahrhaft großartigen Charakter Manches zur Last, was selbst aus dem Romane leicht sich hervorheben ließe, wenn wir es hier nicht weniger mit diesem Helden als mit seinem historisch-romantischen Biographen zu thun hatten. Der Grund, auf welchem die Gestalten des Romans sich bewegen, wird durch jene düstere Zeit gebildet, wo das schrecklichste, rohste Feudalunwesen, gepaart mit einem zur Buberei verschrobenen Machiavellismus vorzugsweise in Italien alle gesellschaftlichen Bande dergestalt zerrissen hatte, daß selbst der heilige Stuhl in seinem alten Hierarchenparadiese, Rom, keine sichere Stelle mehr fand und unlangst nach Avignon versetzt war. In dieser wüsten Zeit aber lebte, wirkte und dichtete Rienzi's Freund, der allgemein gechrte Petrarca, und daß der Verf. diesen trefflichen Charakter durchaus nicht benutzen wollte, ist ihm fast als Sünde anzurechnen, denn er war Rienzi's Freund, und Rienzi hatte sonst keinen! Es wäre wirklich auffallend, den Verf. alle Fäden möglichst vermeiden zu sehen, die etwas weiter als über die äußersten Grenzen im Gebiete der reinsten, natürlichsten, einfachsten und schönsten Gefühle hätten konnten, wenn er uns nicht zu dieser Erscheinung selber den Schlüssel in die Hand gäbe. Bd. 1, S. 122 sagt der Verf. nämlich: „In England ist die Liebe ein Zweifel", und wenngleich hier insbesondere nur von der Geschlechtsliebe die Rede ist, was an sich schon schlimm genug, so kann doch der Verf. nichts Erhebliches dagegen einwenden, wenn Ref. sich erlaubt, den Zweifel, der auf die-

ser Liebe in England lasten soll, auf alles englische Gefühl zu übertragen. Wenigstens ist es dem Ref. aus jener Äußerung deutlich geworden, warum es ihm so schwer wird, selbst an die Abneigung, an den Haß sogar, den der Verf. in mancherlei Gestalt vorführt, wirklich zu glauben, denn wo keine rechte Liebe, da ist auch kein rechter Haß, überhaupt keine lebenswarme Bewegung, weil an die Stelle derselben die kühlsinnige, politische Berechnung getreten ist. So finden wir es denn auch hier! Der Macchiavellismus, dem der Verf. mehrfach den Stab bricht, scheint ihn selber angesteckt zu haben, denn es gelingt ihm nicht, die Menschen, sei's in Liebe oder Haß, zu binden und zu verbinden; überall steht er selber jeder Annäherung seiner Charaktere im Wege, denn wo irgend Einer nur ein simples Ja oder Nein oder Vielleicht aussprechen soll, oder wo er nach dem Schwerte oder der Feder die Hand auszustrecken hat, da muß der Verf., um Wort und Bewegung zu motiviren, erst so Vieles bevorworten, so Vieles nachreden, daß man darüber Wort und Bewegung vergißt, und erklärlich ist es daher, daß auch die Leser den Charakteren ebenso fern stehen als diese sich selber.

Die Begebenheit an sich, welche der Verf. auf jenem Hintergrunde entfaltet, ist eben nicht von bedeutendem Umfange. Rienzi trachtete dem römischen Bürger, der in jener wüsten Zeit nicht einmal einen Augenblick seines Lebens sicher war, die alten Freiheiten wiederzuerkämpfen. Es war sein Fehler, daß er starrsinnig ein Todtes nur wiederbeleben wollte; aber es war ein großartiger Fehler seiner Jugend, die nicht zu unterscheiden vermochte, was der Gegenwart frommt, die vielmehr nur scharf die Gegensätze — die alte große Zeit und die Niederträchtigkeit der Gegenwart — in sich trug und stets schroffer ausbildete. Rienzi wollte den Adel mit einem Schlage stürzen, die militairisch organisirten Räuberbanden vernichten, und das sollte geschehen durch ein Volk, dessen dumpfe Furcht nur durch den elendesten Egoismus für den Augenblick aufzurütteln war. Als dieser nicht fortwährend Befriedigung fand, als er sogar in Anspruch genommen werden mußte, da hatten die Colonna, die Orsini und überhaupt der Adel gewonnenes Spiel und Rienzi's Rolle war zur Hälfte ausgespielt. Er muß fliehen und wir verlieren ihn für längere Zeit gänzlich aus den Augen. Die zweite Hälfte seiner politischen Wirksamkeit ist durchaus leer, matt, untergeordnet. Von schweren Anklagen in Avignon freigesprochen, ruhiger in sich selber, kehrt er, vom Papste zum römischen Senator erhoben, nach Rom zurück, um als ein Spiel der Ränke, des Wankelmuths, der niedrigsten Gemeinheit und zum Theil auch der eignen Verblendung und Schwäche eben da zu fallen, wo er Roms Freiheit gründen und befestigen wollte, vor dem Capitol; in dem Augenblicke zu fallen, wo ein Zweig der Colonna, Adrian, nur mit Mühe und unsaglicher Anstrengung seine Geliebte, die Schwester des Senators, aus dem furchtbaren Gewühl, aus der im Capitol von der Volkswuth angefachten Feuersbrunst rettet und mit ihr entflieht.

Dieser Schluß ist wirklich großartig, poetisch, erschütternd und zugleich besänftigend, wenn damit das Buch wirklich geschlossen wäre. Allein es hat dem Verf., wie oben bereits erwähnt ist, gefallen, diesem Schlusse noch eine Anmerkung nachzufügen, deren Zweck schwer zu begreifen ist. Diese Anmerkung liefert nämlich die ganze soeben durch drei Bände vom Leser mühsam verfolgte Geschichte Rienzi's noch einmal, und wenn dieselbe auch des Verf. abweichende Ansichten von denen Gibbon's über Rienzi's Charakter und die Ursachen seines Sturzes darlegen und begründen soll, so ist das ja im Buche selber schon mit der möglichsten Umständlichkeit geschehen, und überhaupt haben wir es hier nicht mit den Historikern und deren Ansichten zu thun, sondern mit einem Romane. Wenn dieser in sich selber gehörig ausgerundet und abgeschlossen ist, so gehen uns alle Historiker der Welt nichts an, und der Verf. hat mit dieser Anmerkung offenbar den Schluß seines Werkes verdorben, denn vielleicht gibt es nur wenige Leser, welche geneigt wären, dieselbe etwa als einen Conspectus des Buches, als ein Sachregister und Inhaltsverzeichniß zu betrachten.

46.

Literarische Notiz.

Die in dem Juliheft des „Foreign quarterly review" befindliche Kritik von Semilasso's, des vornehm-maskirten Weltgängers „Neuestem Weltgang", enthält ungemein viel scharfe, beißende und ironische Bemerkungen. Hier ist noch Einiges der Art, das wir ausheben wollen: „Es ist gar keine Frage", sagt der ironische Engländer, „daß alle schönen Augen, Ohren, Hände und Füße, kurz alle vornehmen, im Blütenmai des beau monde geborene Wesen in Wien, Berlin und überall sonst an diesen Licht- und Genieblitzen dieser vornehmen Maske Gefallen finden werden. Denn so allseitig, wie der vornehme Mann sich hier gibt, gab er sich sicher noch nie. Es hätte wahrlich nicht bedurft, daß er sich auf so anmuthige Weise selbst zur Titelvignette seines feingesponnenen Werks und uns gleich zu Anfang mit seiner ganzen Reisefigur, mit Einschluß der Semmerbeinkleider und des Hemdenkragens, vertraut machte. Nein, er lebt geistig in so reiner Individualität, Tüchtigkeit und Selbständigkeit in diesem seinem vorletzten Reisewerk, daß es gar kein Wunder ist, wenn sich einige Tausend der schönsten Augen in diese so himmlisch ausgeprägte Persönlichkeit prima vista verlieben. Wahrhaftig, der reisende Fürst ist in diesem Buch ein wahrer, eingefleischter Proteus. Er erscheint in demselben nicht blos cavaliermäßig, sondern auch burschikos, und nicht blos burschikos, sondern auch fashionable, und nicht blos fashionable, sondern auch hinreißend, und nicht blos hinreißend, sondern auch melancholisch, und nicht blos melancholisch, sondern auch lustig, und nicht blos lustig, sondern auch witzig, und nicht blos witzig, sondern auch zweideutig, und nicht blos zweideutig, sondern auch als Pferdekenner." (Das heißt man in der That einen Klimax bei der rechten Pointe schließen.) „Ferner", sagt der englische Kritiker, „zeigt sich der liebenswürdige Reisende auf die liebenswürdigste Weise weiblich. Er bildet das leibhafte Conterfei von Göthe's Philine. Wie diese, beäugelt er sich mit ebenso erstaunenswürdiger als naiver Selbstgefälligkeit unaufhörlich in seinen eignen Fehlern, und er weiß so gut bei sich selbst immer die faulen Fleckchen zu treffen, aber auf der andern Seite auch immer so liebenswürdig-liederlich mit ihnen zu kokettiren, daß man ihn augenscheinlich für ein verkapptes Frauenzimmer halten müßte, wenn er nicht so oft von Reitpeitschen spräche." (Für diesen letztern malitiösen Witz, den so leicht nicht ein deutscher Recensent gemacht haben würde, sind wir dem englischen Kritiker im Namen des Hrn. von Semilasso sehr dankbar.)

Endlich äußert er sich unter Anderm über das höchst liebenswürdige Werk also: „Mit den Auszügen, die wir, um hier und da unsere Worte zu belegen, allerdings zu geben schuldig sind, darf es der geneigte Leser nicht zu genau nehmen. Diese Auszüge werden allerdings immer sehr elegant, allein zuweilen auch etwas unsinnig sein. Man kann unmöglich ein vernünftiges Wort zusammenstellen, wenn das ganze Alphabet confus ist. Wir wollen ein- für allemal so viel behaupten, daß das Buch unter die Kategorie der Reisebilder gehört, ein Genre, das von Hrn. Heinrich Heine erfunden und sanctionirt ist. Dieses Genre handelt stets de omnibus rebus et quibusdam aliis. Wenn dem Reisenden der Stoff ausgeht, so beschreibt er sich selber, und wenn er sich selbst zu abgeschmackt findet, so beschreibt er wenigstens seine Hemdenknöpfe und seinen Backenbart. Für alle solche Reisebilder, an denen die deutsche Literatur gegenwärtig überreich ist, kann es einen einzigen Haupttitel geben; es ist derselbe, den schon vor vielen Jahren Jean Paul zum Generalmotto für alle solche Scripturen vorschlug. Er sagte nämlich, wer ein solches Buch herausgäbe, der sollte nur oben darüber schreiben: „Hoppelpoppel, oder das Herz"; wenn diese Inschrift nicht paßte, so paßte gar keine." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 260. — 16. September 1836.

Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow.

(Beſchluß aus Nr. 259.)

Geiſtreich, originell und von vielfachem Intereſſe iſt Das, was der Verf. Ausführlicheres über das Familienhafte des Göthe'ſchen Genius und ſeiner Bildung beibringt. Allein es iſt zu weit gegangen; wie denn den Verf. ſeine Dialektik häufig zu weit führt. Man leſe, was hierüber Seite 59 fg. ſteht: „Die Familie, das Häusliche, ja ſogar das Philiſterhaftdeutſche iſt der Leib, aus welchem die höhere Pſyche der Göthe'ſchen Lebensanſchauung emporſteigt" u. ſ. w. Allein dieſe Lebensanſchauung als eine ſolche darzuſtellen, die immerfort und von allen Standpunkten aus nach dieſem engen Familienkreiſe, nach dem Kamine der Heimat und der mütterlichen Stube als nach einer geheimnißvollen Geburtsſtätte zurückſchaut, dies heißt, ſo traulich-poetiſch es iſt, doch jenes großartige Leben und jene ganz einzige Weltanſchauung ſelbſt ſehr verengen. Jemand, der immer und immer ſich zurückwendet und deſſen Rückblick ein ſüßes, wehmüthiges Genießen des Ehemals ſein ſoll —, in einem Solchen würde die Melancholie die That beſchränken, und Göthe hat zu viel voraus geſehen, zuviel geweiſſagt, als daß man jene Anſicht ſo unbedingt theilen dürfte. Aber allerdings hat die Familie in Göthe's ſchaffender Thätigkeit eine unendlich tiefe Bedeutung, und was Gutzkow in ſeiner Schrift darüber äußert, iſt reinhin vortrefflich. „Die Production der Familie," ſagt er, „iſt das Himmelszeichen, durch welches die Winterſonne Göthe's ſchreitet." Aber auch was er von der Lyrik Göthe's ſagt, iſt ſehr aus der tiefen Weſenheit derſelben gegriffen. Nur kann es nicht befriedigen, das Gelegenheitliche der Göthe'ſchen Lyrik als ſolches zu ſehr hervorgehoben zu ſehen; denn was man insgemein, was Göthe ſelbſt darin das Gelegentliche nennt, das iſt eben das ganz Individuelle ſelbſt. Und eben deshalb wußte auch die Göthe'ſche Äſthetik nicht das Mindeſte von einem Ideal. Gutzkow umſchreibt dieſen Gedanken vortrefflich:

Was zündet den Dichter? Man wird ſchnell zur Hand ſein und ſagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinſte und correcteſte Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit ſelbſt wäre, und daß das poetiſche Genie immer auf der Stufe ſtehen müſſe, auf welcher Rafael ſtand. Aber die Äſthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealiſche, das Correcte und Claſſiſche iſt die ſchlechteſte Befruchtung der Phantaſie. Man kann durch einen Heuſchober zu einem beſſern Gedicht veranlaßt werden als durch einen Marmorpalaſt. Daraus folgt, daß ſich das dichteriſche Genie mehr um die Niederländer, als um die Italiener bekümmern muß.

Wie wahr iſt dies geſprochen, und welch eine gedankenvolle Paraphraſe würde es zulaſſen!

Der dritte Abſchnitt der Schrift Gutzkow's iſt ſehr lehrreich. Es wird hier mit fortwährendem Bezug auf Göthe von vergangenen Literaturepöchen, von theils zweideutigen, theils poſitiven Erſcheinungen, ausländiſchen und inländiſchen, geredet, welche auf das Erwachen unſers modernen Bewußtſeins überleiteten. Rouſſeau, Sterne, Lavater, Baſedow, Kant und Jacobi werden meiſt gut beleuchtet. Die natürliche Frage iſt: Wie nahm ſich Göthe in dieſer Geſellſchaft aus? Wie benahm er ſich, um weniger ſeine Selbſtändigkeit — denn dieſe findet ſich bei ſolchen Geiſtern von ſelbſt — als ſein Weſen zu behaupten? Hier kommt man nun ganz ſachgemäß auf das Ausgleichende und Ausweichende, auf das Nivellirende in Göthe's Charakter, und hier entdeckt man eine wunde Stelle in dem Innern dieſes Geiſtes, hier „beginnen", wie G. ſagt, „ſeine Leiden". Sie laſſen ſich ganz einfach ſo ausſprechen: Göthe war inſtinktmäßig darauf bedacht, ſich in Sicherheit zu bringen, und, was überaus richtig iſt, „als er die Erſprießlichkeit dieſes Verfahrens merkte, trug er es ſogar auf die Idee ſelbſt über". Darum war ſeine Speculation doch nicht ſpeculativ, und er beſaß, wie der Verf. ſich äußert, „keine Dialektik".

Und mit dieſen ſchlagenden Worten des Verf. endigt die Beruhigung, vielleicht auch die Solidität der vorliegenden Schrift auf S. 128. Was nun noch kommt, ſind nur einzelne ſchöne, wetterleuchtende Gedanken, durch den großartigen Gegenſtand, der ſchon nicht mehr in ſeiner vollen Reinheit vorſchwebt, veranlaßt. Alles Andere iſt — Gutzkow ſelbſt, der leibhaftige, mit ſeinen feingeſponnenen Reſultaten, mit ſeinen höchſt ſpitzigeformten Sätzen, höchſt verſteckt angelegten Prämiſſen und vielbeweglichen, lucubrirenden, in die blaue Luft übereilt hinauswachſenden Folgerungen. Er iſt es, Gutzkow, der feine Dialektiker, und wir ſtehen vor der großen Wunde ſeiner Seele. Denn was iſt ihm die Dialektik? Seine eigne Antwort lautet ſo:

Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser kürzern oder längern Perspective des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder (?) links hin von einem einzigen Gedanken alle nur mögliche Resultate, Nuancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik — heißt es dann weiter fort — hatte Göthe nicht Wagniß genug; er riskirte sich selbst nicht u. s. w.

Das Letzte ist richtig; aber dennoch stehen wir hier vor einem grauenhaften Abgrund, vor der ganzen Gutzkow'schen Blöße, um so schlimmer, da er diese für seine Stärke hält und seine Freunde ihn damit hätscheln.

Die Dialektik, welche Gutzkow im Sinne hat, mag Alles in der Gotteswelt sein, nur nicht die wahre Dialektik. Die Dialektik ist keine Kunst und Künstlichkeit des Sophisten, sie ist eine Nothwendigkeit, ein immanentes Gesetz alles Geistigen. „Sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität verlieren!" Welch ein Gedanke! Nein mit aller Individualität, mit voller Selbstbehauptung muß man speculiren, sonst wird man zum bodenlosen Sophisten. Nicht auf ein Mehr oder Weniger kommt es hier an, sondern wer das Meiste nicht hat, d. i. Alles, was zur selbständigen Geistigkeit gehört, der geht zu Grunde. Sich unaufhörlich nach rechts oder links zu wenden, ist eine Gaukelei, die nur den Pöbel blenden kann. Für den speculativen Genius gibt es kein Rechts oder Links, sondern sein Weg geht gerade durch die Welt und durch die Gottheit. Aber ebendeshalb gewinnt er auch nicht sowol Resultate — denn ein Resultat gewinnt auch der Narr, wenn es auch ein Bruch ist — als vielmehr das objective Verständniß, und über die „Nuancen", welche die Masse der Weisheit ausmachen sollen, sowie über die „stylistischen Schönheitsformen", die im Vergleich zum Denken selbst etwas Zufälliges sind, kann er nur bedauernd hinwegsehen. Ja, es ist ganz gewiß: wer die Dialektik, in welcher sich alles Geistige der Welt nur selbst fortleitet, wer diese größte negative That für nichts als eine Gunst und Kunst des Subjects hält, der steht schon selbst im Begriff, alle Individualität zu verlieren; denn das Individuellste im Menschen besteht darin, daß er sich da, wo der offenbare und objective Gedanke schreitet, seiner persönlichen Geltendmachung begibt. In Gott nur sind alle Dinge, im Geiste nur alle Geister.

Daß aber Hr. Gutzkow ein solches Denken (eine solche wissenschaftliche Entwickelung, in welcher dem Genius freilich seine bestimmten Bahnen vorgezeichnet sind und es dem Talent unmittelbar verboten ist, sein Zeitalter zu frivolisiren und zu galvanisiren), daß er ein solches Denken für nichts als leere Scholastik hält, in welchen Begriff er Alles, was nicht seine eignen dialektischen Capriolen macht, einsargt, dies ist die zweite große Wunde seines Geistes. Es ist ganz richtig, was Gutzkow sagt, daß Göthe nie sich selbst riskirt habe. Allein ganz falsch ist es, daß man, um ein Dialektiker, d. i. dieser Gattung, zu sein, sein Selbst riskiren müsse. Dazu braucht man nichts zu riskiren als einen Theil seiner psychisch-physischen Lebenskraft, sowie ungefähr eine Tänzerin bei jedem Pas und bei jeder Pirouette einige Atome ihrer Kräfte und Säfte zusetzt; denn wie kann ich in einem Thun, was ganz mein Thun, meine Virtuosität, kurz meine Natur ist, wie kann ich denn dabei mich selbst aufs Spiel setzen? Eher würde ich ja mein Selbst verlieren, wenn ich meinen durchaus dialektischen Spiritus und die Natur mit der Gabel austriebe. Aber zu jener Dialektik, welche die Wissenschaft meint und welche jedes berühmte Denken seit Anaxagoras gemeint und geübt hat, dazu bedarf es eines starken Selbst, weil das Schwächliche in dem Proceß seiner Relativität zum fortschreitenden Gedanken leicht durch dessen übergreifende Macht gebrochen wird.

Und während nun diese schwächlichen Selbste im eiteln Selbstbespiegeln sich über alle Wissenschaft hinwegsetzen, während sie dieser selbst die „Productionsohnmacht" vorwerfen und der Philosophie in unsern Tagen die Beschuldigung machen: „sie sehe sich mit einem Male auf jene alten Fragen reducirt, die sie sich von den Leichensteinen der Friedhöfe ablieſt", und das darum, weil Hr. Göschel in Berlin einige Ostermorgenfragen herausgegeben hat, woraus nun das schwachsinnig-dialektisirende Selbst vermuthet, die Philosophie wolle mit diesen Fragen ihre früher ausgelassene Unsterblichkeitstheorie nachholen — während des Allen lehrt uns dies Dialektischgesinnte nichts Geringeres als eine allgemeine Weltliteratur. Wenn Gutzkow von dieser, seinem Lieblingsthema, anhebt, dann erscheint er selbst als ein ergrauter Philister; denn er redet davon so, als müßte er dem deutschen Bewußtsein erst den Begriff einer solchen schenken. Aber ist denn der Ausdruck Welt, ist denn der Begriff einer allgemeinen Beziehung aller einzelnen literarischen Nationalitäten etwa erst seit dem „Maha Guru" entstanden? Ist es denn etwas Neues, zu behaupten, daß jetzt alle guten und großen Kräfte darauf hinarbeiten? Ist denn nicht schon die Philosophie selbst die allgemeine Weltliteratur? Ist Carteſius ein Franzose? Spinoza ein holländischer Jude? Fichte ein Lausitzer und Leibnitz ein Leipziger? Hätte Hr. Gutzkow die neuplatonische Schule einigermaßen studirt, dann wüßte er, daß schon diese einen weit ausgeprägtern Begriff einer allgemeinen Weltliteratur hatte, als er mindestens in seinen Diatriben hervortritt.

Und so hätten wir denn Dasjenige in möglichster Kürze berührt, was eigentlich uns diese neue Schrift G.'s gebracht hat. Sie hat uns manches Schöne über Göthe, aber nur als Vehikel jener schneidenden, schwächlichen Dialektik, jenes selbstisch-geistreichen Hochmuths gebracht, der am Schluß des Büchleins grell und widrig hervortritt. Und darum sagen wir mit Recht, daß nur der Plan dieser Schrift besonnen war, nicht die Ausführung; darum sagen wir, daß Gutzkow noch immer nicht aufrichtig ist, daß dieser Wendepunkt nur ein äußerlicher für ihn geblieben und er zwar vielleicht seine vorigen directen Frivolitäten, aber nicht sein ganzes zweideutiges, in der Erkenntniß schwankendes Gedankensystem und dessen ungewisse Basis bereut. Es ist nur die Form der Reue,

nicht die That. Aber auch diese wird vielleicht einst kommen, sollte es auch sein, wenn die Locke des Jünglings sich zu bleichen anfängt; denn wahrlich nicht mit Leichtsinn und als vage Redensart haben wir behauptet, daß Gutzkow ein solches Talent ist, das auf dem Wendepunkte zum Genie steht. 1.

Altschwedische Balladen, Märchen und Schwänke, sammt einigen dänischen Volksliedern übersetzt von Gottlieb Mohnike. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Übersetzer liefert in dieser Sammlung einen Nachtrag zu seinen 1830 herausgegebenen „Volksliedern der Schweden". Sie sind sämmtlich aus der bekannten, von Geijer und Afzelius veranstalteten Sammlung, die in Stockholm unter dem Titel: „Svenska Folk-Visor från Forntiden", erschienen ist, entnommen, bis auf einige in den Anmerkungen gewissermaßen zur Erklärung beigefügte dänische Lieder, welche aus andern Quellen herrühren. Der Übersetzer schmeichelt sich indeß, daß die Wahl und Zusammenstellung der hier gelieferten Lieder das Buch auch zu einem für sich bestehenden machen werde. Dies will Ref. nicht bestreiten, denn es sind an Zahl und Inhalt sehr verschiedenartige Lieder und Balladen darin, und eine gewisse Ordnung und eine Art System wird Jeder, der für diese Volkspoesien Empfänglichkeit hat und sie zu seinem Studium macht, selbst am besten hineintragen. Aber das Buch hat einen philologischen Anstrich; man riecht es ihm an, daß es von einem Gelehrten ausging, der an gelehrte Leser dachte, so übersetzte, so commentirte. Wer fremde Volkslieder einbürgern will, muß sich auf einen andern Standpunkt stellen, als es Mohnike thut; er muß das im fremden Volke Gefühlte, im eignen selbst wieder durchzufühlen und ihm passende Laute zu geben versuchen. Er hat treu und richtig übersetzt, aber die frische Kraft, die, welche den einfachen Gedichten ihr Leben gibt, ist dahin. Es ist oft nur ein Hauch, der kann nicht gefaßt und wie eine Blume zwischen Blättern gepreßt werden, damit wir das allergetreueste Abbild erhalten; es muß ein anderer Hauch dafür wiedergegeben werden. Nicht überall gelingt dies; aber möglich ist es. Herder hat es bewiesen. Wenn ich schon, bei allem poetischen Sinne der Gebrüder Grimm, mit dem sie die dänischen Volkslieder übersetzt haben, doch eine neue Übersetzung an der Zeit fände, wo ein poetischer Geist sich des Themas bemächtigte und ohne den gliederbrechenden Knüppeldamm der Verse, wodurch sie ihre Treue beweisen wollten, dem kühnen Sinn jener Volkslaute einer verschwundenen Zeit wieder Sprache liehe, so ist dies bei Mohnike's schwedischen Balladen noch weit mehr der Fall. Er hat die fremden Originale lesbar gemacht für das Publicum; aber was ist dadurch gewonnen? Welch ein Odem in diesen alten Liedern weht, erfährt es darum nicht, würde es auch nicht, selbst wenn Musikbeilagen gegeben wären. Das gewöhnliche Publicum wird sich bei den meisten dieser Lieder fragen: Was war nun eigentlich der Inhalt? Oder, warum solche bekannte Geschichte und allgemeinen Vorfälle in Verse bringen? Nichts ist zarter als der Zauber in einem Volksliede. Wenn es aber nur ein Werk für Gelehrte ist, so drängt sich die Frage auf: Weshalb überhaupt übersetzen? Auch aus der Fassung der Anmerkungen geht die nur philologische Tendenz hervor. Wie interessant und selbst lohnend für die mühevolle Arbeit ist es, der historischen Entstehung und Verbreitung eines Volksliedes nachzugehen; statt der Jedem willkommenen Berichte darüber, begnügt sich der Übersetzer die kritischen Darlegungen und Zweifel des schwedischen Sammlers über verschiedene Lesarten u. s. w. auch zu übersetzen und eigne Zweifel beizufügen. Das ist doch nur für den Gelehrten von Profession.

Dennoch sind wir — ob dies Wir den Gelehrten, oder dem Publicum zugezählt werden muß, möge der Leser errathen — Hrn. Dr. Mohnike für das Buch dankbar; denn es gewährt uns aufs Neue einen tiefen Einblick in den Reichthum der nordischen Liederwelt, und doch gewahren wir mitten in diesem Reichthum aufs Neue, wie dem Stoffe nach eigentlich nur Armuth da ist; denn diese mannichfaltigen Lieder, wie sind sie alle nur Variationen von wenigen einfachen Themen, und wie kommt die Mehrzahl, welche tiefere poetische Bedeutung haben, unter den Liedern aller Völker wieder vor! Oft sind es nur Übersetzungen, aber man weiß nicht, wo das Original ist. Als zufällige Charakteristik dieser Sammlung stößt mir der Umstand auf, wie so viele davon bei tragischer Anlage noch glücklich enden. Die Barmherzigkeit des Sängers wurde zum Schluß noch gerührt; es ist kein gewöhnlicher Zug in der skandinavischen Volkspoesie. Auch spielen die Zofen eine höchst üble Rolle, denn sie geben sich nicht allein mit dem Lauschen ab, sondern hinterbringen, verleumden, vergiften und schlachten im Dienst der bösen tyrannischen Väter und Brüder.

Eins der werthvollsten Stücke ist die schwedische Version des Herrn Olof, die etwas anders lautet als die tragisch-dänische Geistergeschichte. Wir ziehen sie als Probe aus:

Herr Olof, er sattelt sein graues Roß,
So reitet er hin zu der Meerfrau Schloß.

Herr Olof, er ritt, doch der Goldsattel schwamm,
Herr Olof, er sinkt in der Meerfrau Arm.

Und wie er nun kam zu der Meerfrau Thor,
So stehet die Meerfrau draußen davor.

„Willkommen! Willkommen, jung Olof mein!
Schon funfzehn Jahre hab' ich geharret dein."

„Doch wo bist du erzeugt, und wo bist du geboren?
Und wo hast du dir deine Hochzeitkleider erworben?"

„„Am Kaiserhof da bin ich erzeugt und geboren,
Und da hab' ich mir meine Hochzeitkleider erworben.""

„„Und da hab' ich meinen Vater und Mutter
Und da hab' ich die Schwester, und da hab' ich den Bruder.""

„„Und da hab' ich Acker und Auen und Hain,
Und da steht auch gemacht schon das Brautbett mein.""

„„Und da hab' ich auch mein Bräutlein still,
Mit der ich leben und sterben will.""

„Und höre, Herr Olof, komm zu mir herein!
Trink aus meiner Silberkann den klarsten Wein."

„Wo bist du nun erzeugt, und wo bist du geboren?
Und wo hast du nun dir dein Hochzeitkleid erworben?"

„Wo hast du nun Vater, und wo hast du Mutter?
Und wo hast du die Schwester, und wo hast du den Bruder?"

„„Nein, hier hab ich Vater, und hier hab' ich Mutter,
Und hier hab' ich Schwester, und hier hab' ich Bruder.""

„Wo hast du nun Acker und Auen und Hain?
Und wo steht nun gebreitet das Brautbett dein?"

„Und wo hast du nun dein Bräutlein still,
Mit welcher du leben und sterben willst?"

„„Hier hab' ich meinen Acker, und Auen und Hain,
Und hier hab' ich auch mein Brautbett sein.""

„„Und hier hab' ich auch mein Bräutlein still,
Mit der ich leben und sterben will.""

Offenbar ist das schwedische Lied eine spätere, aber geistvolle Umschreibung oder Fortsetzung der dänischen Ballade. Der wenig verständliche Refrain dazu ist:

Doch die Linde wächst gut, doch die Linde wächst gut.

Über den Refrain oder Kehrreim im Allgemeinen ist eine ausführliche Abhandlung Geijer's angehängt. 34.

Aus Italien.

Im Conventgebäude der lateranischen Chorherren zu Venedig hatte Palladio ein Wohnhaus ausgeführt, das einen Be-

griff von den römischen Stadthäusern geben sollte. Aber dieses Gebäude, jetzt ein Theil der k. k. Kunstakademie zu Venedig, hatte 1630 durch eine Feuersbrunst sehr gelitten, und man würde über seine zweckmäßige Eintheilung nur mangelhaft urtheilen können, wenn die Pläne in seinen Werken uns nicht erhalten wären. Von den Kunstfreunden wird es daher dankbar anerkannt werden, daß ein venetianischer Architekt die Darstellung dieses Gebäudes in seinem Gesammtplane und seinen Einzelnheiten zur Aufgabe seiner Forschung gemacht hat. Die Schrift: „Dell edifizio Palladiano nel monastero della Carità ora porzione dell I. R. accademia delle belle arti in Venezia. Mem. di *Fr. Lazzari*" (Venedig 1835), hat italienischen Kunstfreunden Anlaß zur Erörterung der Frage gegeben, ob Falconetto oder Vitruv sein Lehrer gewesen sei; und sie leugnen das letztere; nehmen aber an, daß er durch das Studium der vorhandenen alten Denkmäler und der Werke des Falconet sich ausgebildet habe. Mit Erlaubniß der italienischen Kunstrichter haben wir auch dagegen Zweifel. Palladio begriff seine Aufgaben und indem er sie mit Dem verglich, was die Alten beabsichtigten, und mit den Mitteln, welche die Alten dafür verwandten, wurde er bei seinem Schönheitsgefühl Einer, der's ihnen gleichthat. Er baute mit gleicher Einsicht ins Ganze und Einzelne und mit gleich großartigem Sinne nicht ihnen nach, sondern wie sie. So sollte jedes Jahrhundert es machen.

Mit dem verdienstlichsten Eifer sammelt man in mehren Städten Italiens die Grabschriften, die durch geschichtliche Bedeutendheit oder durch ihre epigraphische Fassung sich auszeichnen. Die geschichtlich wichtigere Sammlung sind „Le Iscrizioni Veneziane racc. ed illustr. da *Emm. Ant. Bicogna*" (Venedig, bisjetzt 4 Quartbände), die durch reichausgestattete Literarnotizen eine Menge sonst verbreiteter Angaben zu berichtigen dienen könnten, z. B. um nur des vierten Bandes zu gedenken, über J. Law, die Sansovini u. s. w. Gleicherweise hat Ab. C. Racca „Gli epitafj del Campo Santo di Novara" (Vigevano 1834) und Turconi „Monumenti sepolcrali dei cimiteri" (Mailand 1833—1835) herausgegeben, die durch Wahl und Sinnigkeit wol dieser Auszeichnung werth waren.

In einem Bande von 592 Octavseiten, für den geringen Preis von 25 Francs haben jetzt die Italiener die Übersetzung der griechischen Romanschriftsteller nebst den Briefen des Alciphron und des Aristänetus beisammen. Und das nicht genug. Auch Kupfer schmücken diesen Band. Freilich sind die Übersetzungen nicht neu. Die Übertragung des „Daphnis und der Chloe" des Longus ist von Ann. Caro; die des Xenoph. von Ephesus, von Salvini u. s. w. und es ist nirgend gesagt, daß die Übersetzungen verbessert seien. Doch abgesehen davon, ist auch so die „Collezione degli Erotici greci tradotti in volgare" (Florenz 1833) zu empfehlen.

Für Freunde der genauesten Bibliographie, die an Gamba's zweiter Ausgabe des Buchs: „Delle novelle italiane in prosa" (Florenz 1835), ein so wichtiges Handbuch erhielten, gibt P. A. Tosi im Decemberheft der „Bibliot. italiana" von 1835 Nachträge, die häufig Bestätigungen von Ebert's genauen und sorgfältigen Angaben sind. Die Bemerkungen zeigen von Urtheil, was bekanntlich bei den echten Bibliomanen nicht stets der Fall ist, und klagen über den Büchertrödel, den Advocaten, Ärzte und Buchhändler mit bücherliebenden Ausländern zum Nachtheil einheimischer Sammler trieben.

Zu den Merkwürdigkeiten der neuesten italienischen Literatur gehören die „Discorsi di argomento religioso" (Rom 1835, 4.), mit denen Monsignor Angelo Mai seine durch die merkwürdigsten Entdeckungen begründeten Ansprüche auf den römisch-christlichen Purpur vermehrt hat. Es sind akademische Reden und Predigten; denn der gelehrte Mann wollte beweisen, daß er die Unterrichtetsten durch sein Wissen in Erstaunen zu setzen und die Ununterrichteten durch seine Beredtsamkeit zu gewinnen vermöge. 40.

Bibliographie.

Barth, C. G., Christliche Gedichte. Gr. 8. Stuttgart, Steinkopf. 1 Thlr.

Braunschweig, F., Marfa letzte Fürstin Borezki und Bürgermeisterin zu Nowogrod oder das belagerte Nowogrod. Trauerspiel in fünf Acten. Nach Karamsin's Russischen Annalen bearbeitet. 8. Elbing, Neumann-Hartmann. 12 Gr.

Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Aloys Schreiber. 22ster Jahrg. Mit Stahlstichen. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 8 Gr.

Eberl, A., Freih. v., Erinnerungen an Tirol. 16. Innsbruck, Wagner. 6 Gr.

Fenner v. Fenneberg, H., Zur Geschichte Schwalbachs oder Schwalbach sonst und jetzt. 12. Darmstadt, Leske. 10 Gr.

Freiberg, E. H., Historisch-romantische Erzählungen. 8. Pasewalk. 1835. 1 Thlr. 4 Gr.

Gans, E., Rückblicke auf Personen und Zustände. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr.

Geib, K., Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes. In umfassender Auswahl gesammelt und bearbeitet. Gr. 8. Manheim, Hoff. 2 Thlr.

Gernlein, R., Musikantenbilder. Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, Magazin für Ind. u. Lit. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., Erzherzog Karl und der Weltstreit von 1792 — 1815. Vaterländisches Geschichtsbild. (1ste Lieferung.) Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl und der Schlacht bei Aspern. Gr. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 12 Gr.

Hanke, H., geb. Arndt, Das Jagdschloß Diana und Wallys Garten. Zwei Erzählungen. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 1 Thlr. 4 Gr.

Laienworte über die Hegel-Straußische Christologie. Gr 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4 Gr.

Leue, F. G., Von der Natur des Eides. Eine Abhandlung. Gr. 8. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von Theodor Hell. 26ster Jahrg. Mit 7 Stahl- und Kupferstichen. 16. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Portfolio eines deutschen Journalisten. 1ster Theil. Gr. 12. Darmstadt, Leske. 2 Thlr.

Puggé, E., Über die deutschen Universitäten. Beleuchtung der Schrift des Herrn Seminardirectors Dr. F. A. W. Diesterweg „über das Verderben auf den deutschen Universitäten. Essen 1835." 8. Benn, Marcus. 6 Gr.

Rapp, G., Christuslieder. Passions- und Oster-Gesänge. 8. Stuttgart, Steinkopf. 8 Gr.

Riemann, C., Enrico di Napoli, der geheime Bandit von Avignon, oder die Macht der Verstellung. Roman. 2 Bände. 8. Sondershausen, Eupel. 1 Thlr. 12 Gr.

Schlegler, F., Kritische Untersuchung des Lebens Eginhard's, Kanzlers Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, mit besonderer Berücksichtigung der Frage: „War Emma oder Imma seine Gemahlin, eine Tochter Karls des Großen, oder nicht?" Eine Inaugural-Abhandlung. Gr. 8. Bamberg, Lachmüller. 6 Gr.

Schmidt, H., Seemanns-Sagen und Schiffer-Märchen. Mitgetheilt. 2tes Bändchen. 8. Berlin, Zesch. 1 Thlr.

Stegmayer, C., Dramatische Dichtungen. 1ster Band. Enthält: Bibar, der Assassinenfürst. Die letzten Johanniter auf Rhodus. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 16 Gr.

Trollope, F., Jonathan Jefferson Whitlaw, oder Scenen am Mississippi. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 261. —— 17. September 1836.

Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur von der älteſten bis auf die neuere Zeit. Herausgegeben von mehren Gelehrten. Erſte Abtheilung. Erſter Band: Kutrun. Herausgegeben von Adolf Ziemann. Zweiter Band: Theuerdank. Herausgegeben und mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung verſehen von Dr. Karl Haltaus. Nebſt 6 lithographirten Blättern. Zweite Abtheilung. Erſter Band: Unterſuchungen zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage. Quedlinburg, Baſſe. Gr. 8. 6 Thlr. 4 Gr.

In Verein mit Männern — heißt es in der Ankündigung — die das Studium der Denkmäler ihrer Sprache zur Lebensaufgabe machten, hat die Verlagshandlung es unternommen, das geſammte Schriftenthum des deutſchen Volks in neuen Abdrücken für die Mit- und Nachwelt zu liefern.

Iſt dies eine Drohung, Alles, was je in deutſcher Sprache geſchrieben worden, es ſei bei Hrn. Baſſe in Quedlinburg, oder bei andern minder unternehmenden Verlegern erſchienen, nochmals abdrucken zu laſſen? So ſchlimm iſt es nicht gemeint, denn es heißt weiter: „Alles, was die vaterländiſche Sprache an claſſiſchen Werken beſitzt, gehört in den Bereich dieſer Bibliothek.“ An claſſiſchen Werken! Mithin ſind einerſeits die bisherigen Verlagswerke des Hrn. Baſſe, die doch ſo mancher Leihbibliothek zur Zierde gereichen, vor dem Wiederabdruck geſichert, andererſeits haben Schiller, Göthe und andere deutſche Claſſiker gegründete Hoffnung, dieſer „Bibliothek“ einverleibt zu werden. Doch wir thun Unrecht, eine Buchhändleranzeige ſo ſtreng zu nehmen; Hr. Baſſe, der bisjetzt nur Originalwerke geliefert hat, wird ſich auch ferner keines Nachdrucks ſchuldig machen. Seine Abſicht iſt nur, wie die Worte auch lauten, die ältern Werke unſerer Literatur, an denen kein Privateigenthum mehr ſtattfindet, die ein Gemeingut der Nation geworden ſind, in ſeiner „Bibliothek“ zu vereinigen, ein Unternehmen, das den höchſten Dank verdiente, wenn es auf die rechte Weiſe angegriffen würde. Bisher hat es für kritiſche Ausgaben unſerer ältern Nationalwerke, auch wenn die berufenſten Gelehrten ſie beabſichtigten, nur zu oft an einem Verleger gefehlt und manches wünſchenswerthe Unternehmen iſt deswegen bis dieſen Tag ein frommer Wunſch geblieben. Wir erinnern z. B. an Fiſchart, deſſen zahlreiche Werke, von welchen etwa nur „Das glückhafte Schiff“ neuerdings hat aufgelegt werden können, ein gelehrter und gründlicher Kenner in Berlin ſeit Jahren herauszugeben beabſichtigt und nur wegen des Mangels einer Verlagshandlung, die das Riſico einer ſo koſtſpieligen Unternehmung auf ſich laden wollte, bis dahin gezögert hat. Da iſt ihm ja in Hrn. Baſſe ein Erlöſer erſchienen, denn Fiſchart ſteht namentlich mit auf der Liſte der herauszugebenden Denkmäler unſerer Literatur. Freilich bleibt es zweifelhaft, ob Hrn. Baſſe's Schultern, wie breit ſie ſein mögen, einer ſolchen, noch durch ſo viele andere umfangreiche Werke vermehrten Laſt genügen, und um ſo mehr müſſen wir wünſchen, daß er ſich auf das Nöthigſte beſchränken möchte. Schon der claſſiſchen Werke ſind allzuviel, und nicht alle bedürfen einer neuen Auflage, da wir glücklicherweiſe von manchen derſelben, ja von den wichtigſten, bereits vortreffliche Ausgaben beſitzen. Von andern haben wir allerdings nur mittelmäßige, oder bloße Abdrücke; doch auch mit dieſen eilen wir nicht, ſo lange noch ſo viele andere ihrer Erlöſung aus dem Staub und Moder der Bibliotheken harren. Wenn Hr. Baſſe ſolche noch ungedruckte Meiſterwerke unſerer Literatur zuerſt herausgäbe und ſich dann erſt ſolchen Werken zuwendete, von welchen wir bereits Abdrücke oder Ausgaben, wenn auch unkritiſche beſitzen, ſo wäre ihm unſer Dank gewiß. An diejenigen, von welchen vortreffliche kritiſche Editionen vorhanden ſind, möge er ſich gar nicht wagen, denn hier könnte er nur nachdrucken und dadurch dem Eifer der berufenſten Editoren ſchaden.

Sehen wir nun zu, wie ſich Hrn. Baſſe's bisherige Thätigkeit auf dieſem Felde zu dieſen billigen Anfoderungen verhält, ſo finden wir, daß die von ihm veranſtalteten neuen Ausgaben, mit welchen er ſeine „Bibliothek“ eröffnet, von ſehr übler Auswahl zeugen. Von der „Kutrun“ gab es zwar keine eigentlich kritiſche Ausgabe, aber doch einen ſorgfältigen Abdruck der einzigen vorhandenen Handſchrift, ſodaß mit dieſem erſten Bande keinem wahren Bedürfniſſe entſprochen worden iſt. Von dem „Theuerdank“ gibt es unzählige Abdrücke in verſchiedenen Ausgaben, welche zum Theil mit unerreichbarer und von Hrn. Baſſe zu erreichen klüglich nicht verſuchter typographiſcher Schönheit ausgeſtattet ſind; ja, in dieſer Ausſtattung beruht weſentlich der Werth und das Intereſſe

des Buchs, dessen Wortinhalt keineswegs auf Classicität Anspruch machen kann. Nicht leicht ist Jemanden ein Exemplar jener frühern schönen Ausgaben unzugänglich, da fast alle öffentlichen und viele Privatbibliotheken deren nicht entbehren; wozu also ein neuer Abdruck des Textes, der im „Theuerdank" gar nicht die Hauptsache ist? Nehmen wir auch an, daß nicht blos classische Werke, sondern, wie weiterhin in der Ankündigung hinzugefügt wird, auch solche, die für das Studium unserer Sprache von Wichtigkeit, oder zur Kenntniß der nationalen Bildung einzelner Perioden von Bedeutung sind, bestimmt waren, dieser „Bibliothek" einverleibt zu werden, so paßt doch selbst dieses letzte Merkmal auf den „Theuerdank" nur in sehr geringem Maße, und wir können auch diese Wahl nur als ganz verfehlt betrachten. Überhaupt scheint nach solchen Proben hier von gar keiner Wahl die Rede zu sein, sondern von einem blinden Zugreifen nach dem zufällig Dargebotenen.

Nehmen wir indeß mit den gelieferten Werken vorlieb und unterwerfen sie einer genauern Betrachtung, so werden wir gestehen müssen, daß sie, obgleich keinem dringenden Bedürfniß entsprechend, doch keineswegs ohne Verdienst sind. Was die „Kutrun" anbetrifft, so ist dies, dem Kreise der deutschen Heldensage, mithin dem „Heldenbuche", wenn auch nur entfernt, angehörige Gedicht an sich selbst von bedeutendem Werthe, über dessen Mehr oder Minder sich allerdings die Urtheile noch nicht festgestellt haben. Wenn es v. der Hagen eine wunderbare Nebensonne der „Nibelungen" nannte, so schien dies Urtheil so vielsagend, daß eine nähere Bestimmung desselben wünschenswerth blieb. Diese fanden wir bei Wilhelm Grimm, „Deutsche Heldensage", S. 370, wonach es dem Nibelungenliede nahe stehen und allein mit ihm verglichen werden soll.

Alles der Darstellung dort ertheilte Lob — sagt dieser Kenner — ist auch hier anwendbar, den letzten Grad etwa ausgenommen, denn die zarte Ausführung, welche den zweiten Theil des Nibelungenliedes auszeichnet, ist nicht völlig erreicht. Auch Sitte und Lebensweise möchte dort gleicherweise um einen Grad feiner und vornehmer sich ausweisen. Dagegen was Anlage des Ganzen und regelmäßige, fortschreitende Entwickelung der Fabel betrifft, so steht es über (?) der Nibelungennoth; es ist noch mehr aus einem Guß und kann in dieser Hinsicht als ein Muster gelten. Es überrascht durch Neuheit des Inhalts wie der Charaktere, und zu bewundern ist der eigenthümliche Ausdruck, den jede der auftretenden Personen zeigt und durch das ganze Gedicht behält.

Der neueste Geschichtschreiber unserer ältern Literatur, Gervinus, stellt die „Kutrun", vielleicht durch v. der Hagen's Ausspruch veranlaßt, dem Nibelungenliede als eine Odyssee der Ilias entgegen und findet zum Theil, im Widerspruche mit W. Grimm, in der äußern Darstellung noch viel mehr Vollendung, poetischen Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz Alles, was ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher als in den „Nibelungen", alle Situationen lebendiger (?), die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen u. s. w. Diese Urtheile, denen viel Wahres zum Grunde liegt, sind doch zum Theil vielleicht aus dem Umstande zu erklären, daß das Nibelungenlied weit mehr Eingang bei dem Publicum gefunden hat als die „Kutrun", wodurch es wünschenswerth würde, das letztere Gedicht gleicher Gunst zu empfehlen. Wenn aber schon die angeführten Äußerungen zweier Kenner unter sich in einigem Widerspruch standen, indem die äußere Darstellung nach Grimm schwächer, nach Gervinus vollendeter als in den „Nibelungen" sein soll, so widersprechen sich Beide auch in Bezug auf die Anlage des Ganzen, welche Grimm über die der „Nibelungennoth" stellt, während Gervinus den Anfang einen leicht abzutrennenden, kritischen oder willkürlichen Ursprung verrathenden Theil nennt, während die Mitte eine bekannte selbständige Sage, und die letzte Hälfte, als der Kern des deutschen Gedichts, wieder etwas ganz für sich Bestehendes sei. Nach unserm eignen Urtheil ist die „Kutrun", so hohen Werth wir ihr auch beilegen möchten, mit den „Nibelungen" gar nicht zu vergleichen, weder der Anlage noch der Ausführung nach. In jener finden wir viele hors d'oeuvres und wenig Ebenmaß, das ganze Gebäude ziemlich ungeschickt übereinandergestülpt und von eigentlich künstlerischer Beschränkung und Begrenzung keine Spur; diese ist weder so volksmäßig und eindringlich, noch durchgehends so rein poetisch und einfach gediegen als in den „Nibelungen". Im Ganzen zeigt die „Gutrun" (Chutrun oder Kûtrûn) mehr Annäherung an das Kunstepos, wie Gervinus richtig erkannt hat, wenn wir auch ihre letzte Ausführung, obgleich einer sehr begabten Hand, doch keinem der ersten Meister, oder einem von gleicher Besonnenheit und Bildung wie die ersten Meister, verdanken. Eher möchte er, aus dem Stande der Volksdichter hervorgegangen, sich durch Lesung kunstmäßiger Werke, besonders des Wolfram'schen Bruchstücks des „Titurel", herangebildet haben, mit dem wir wie Gervinus eine gewisse Verwandtschaft zu ahnen geneigt sind. Daß der Stoff uralt und volksmäßig ist, wenn er auch nicht eigentlich in Deutschland, oder doch nur an seinen Küsten bekannt war, können wir hier übergehen. Die wenigen bei Grimm gesammelten Zeugnisse sprechen nicht für eine große Verbreitung, das älteste, in Lambrecht's „Alexander", überdies für eine ganz andere Gestaltung der Sage im 12. Jahrhundert.

Wir besitzen dies Gedicht, wie schon bemerkt worden, nur in einer einzigen Handschrift aus dem 15., ja vermuthlich gar aus dem 16. Jahrhundert. Daß in derselben die Schreibung, ja wol gar die Sprache und der Text selbst ganz anders lauten werde, als eine Handschrift des 13. lauten würde, versteht sich von selbst. Hr. Ziemann, schon durch sein „Altdeutsches Elementarbuch" und die „Gothisch-hochdeutsche Wortlehre" als grammatisch gebildeter Kenner unserer ältern Sprache vortheilhaft bekannt, hat nun unternommen, das Gedicht aus der Sprache und Schreibung, in welcher es uns jene späte Handschrift aufbewahrt hat, in die Gestalt zurückzuführen, „in die es eine schwäbische Ordnerhand im 13. Jahrhundert gebracht hatte". Doch, fügt er selber hinzu, nur

Annäherung an dieſe Geſtalt iſt möglich, nicht wie bei den Nibelungen völlige Herſtellung derſelben. Es blickt nämlich aus der Verderbniß der Schreibung und der Sprache ſelbſt, welche jenem, wie Hr. Ziemann glaubt, im ſüdöſtlichen Theil von Deutſchland gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts hin abgefaßten Codex eigenthümlich iſt, das alte, echt Mittelhochdeutſche noch durch, woraus Hr. Ziemann auf die Abſtammung derſelben von einer ältern, jener beſſern Zeit angehörigen Handſchrift geſchloſſen zu haben ſcheint. Verſuchte er nun den Text, welchen eine ſolche Handſchrift des 13. Jahrhunderts enthalten haben würde, auf kritiſchem Wege wiederherzuſtellen, ſo war allerdings hierbei der Conjectur ein weiter Spielraum geſtattet, da er, von einem Texte des 15. oder 16. Jahrhunderts ausgehend, auf einen angenommen faſt 300 Jahre ältern zurückſchließen ſollte. Dieſe ſich ſelbſt geſtellte höchſt ſchwierige Aufgabe hat Hr. Ziemann auf ſo befriedigende Weiſe gelöſt, daß ſich die Fortſchritte unſerer Zeit im deutſchen Sprachſtudium wol etwas auf ſeine Arbeit zugute thun mögen. Wir können uns indeß, wenn wir den alſo hergeſtellten Text des 13. Jahrhunderts leſen, nicht wohl verbergen, daß wir hier eine fortlaufende Conjectur, eine große Hypotheſe vor uns haben, daß die Geſtalt, in welcher wir das Gedicht genießen ſollen, nicht die iſt, welche ihr der letzte Dichter gegeben hat, ſondern diejenige, welche es gehabt haben würde, wenn dieſer letzte Dichter oder Ordner zu Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt hätte, und wenn, was noch hinzukommen muß, die Geſtalt, welche dieſer dem auch ihm aus älterer Zeit überlieferten Gedichte gab, in den drei Jahrhunderten bis zur Abfaſſung der einzigen uns erhaltenen Handſchrift nicht bis ins Unkenntliche entſtellt worden wäre. Denn die Annahme eines ſchwäbiſchen Ordners in dem 13. Jahrhundert iſt ganz unverbürgt und kann daraus allein, daß im 12. Jahrhundert eine andere Geſtalt des Gedichts bezeugt wird, und daß in dem gegenwärtigen Text das Mittelhochdeutſche noch durchblicke, nicht entnommen werden. Daß das Gedicht im 12. Jahrhundert eine weſentlich von der gegenwärtigen verſchiedene Geſtalt hatte, wiſſen wir; wann es aber letztere erhielt, ob im 13., 14. oder 15. Jahrhundert, iſt ganz ungewiß und das Durchblicken rein mittelhochdeutſcher Formen kann für das 13. Jahrhundert nicht entſcheiden, indem dieſe ja auch aus der ältern Geſtalt des 12. Jahrhunderts, welche Lambrecht kannte, oder der, welche es im 13. und den folgenden Jahrhunderten angenommen hatte, ſtehen geblieben ſein können. Wenn alſo das Gedicht möglicherweiſe erſt im 14. oder 15. Jahrhundert ſeine gegenwärtige weſentliche Geſtalt angenommen haben kann, ſo hilft das Zurückführen des Textes aus der noch jüngern einzigen Handſchrift auf die grammatiſchen Formen des 13. keineswegs dazu, es ſeiner ehemaligen wirklichen Geſtalt anzunähern, es wird derſelben vielleicht nur entfremdet. Die Geſtalt, welche es im 13. Jahrhundert hatte, könnte dann von der in der erhaltenen Handſchrift auch durch ganz andere Geſtaltung der Sage verſchieden geweſen ſein, und Hr. Ziemann hätte manche erſt im 14. oder 15. Jahrhundert gedichtete Partien des Gedichts ganz ungerechtfertigter Weiſe in die Sprache des 13. umgeſchrieben. Indeſſen iſt dadurch nichts verloren, indem wir den Text der Handſchrift noch daneben beſitzen; gewonnen freilich auch nicht weſentlich, wenn auch ein Jeder Hrn. Ziemann dafür danken wird, daß er ihm die Möglichkeit verſchafft hat, das treffliche Gedicht in reinen Formen der beſten Zeit zu leſen und ſich durch die Annahme, er leſe das Echte und Urſprüngliche, angenehm ſelbſt zu täuſchen. Vielleicht hätte Hr. Ziemann auf unſern Dank noch gegründetere Anſprüche, wenn er ein anderes Gedicht, das ohne Zweifel im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem der beſten Meiſter gedichtet iſt, aus der einzigen, gleichfalls ſehr ſpäten Handſchrift in die Sprache der beſſern Zeit zurückzuſchreiben, ja den urſprünglichen Text herzuſtellen verſucht hätte. Wir meinen Hartmann's von Aue „Erek und Enite". Hier würde er einen feſtern Boden betreten und das Reſultat mehr als eine bloße Vorſpiegelung ſein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Capitain Gardiner's Aufenthalt im Zoolulande in Südafrika.

Capitain Gardiner beſuchte zweimal den Despoten Dingaru, von deſſen Thaten in Afrika wir neuerdings ſo mancherlei vernommen haben, und legte ſeine Wahrnehmungen und Bemerkungen über dieſen zweimaligen Aufenthalt in dem unlängſt erſchienenen Werke nieder: „Narrative of a journey to the Zoolu-Country, in South-Africa, by Capt. *Allan F. Gardiner*" (London 1836). Wir heben daraus, da das Werk zu einer ausführlichen Beſprechung ſich nicht eignet, folgende Züge hervor: „Ich war", ſchreibt der Verf., „ſehr begierig, bei einem Beſuch, den ich jenem furchtbaren und gefürchteten Herrſcher machte, dieſem eine angemeſſene Vorſtellung von der Gewalt der Feldſtücke zu geben, die ſich bei der britiſchen Macht im Kafferlande befinden, und konnte deshalb kaum meine Verwunderung und ein Lächeln unterdrücken, als ich hörte, wie jene todbringenden Kriegsinſtrumente von dem Fürſten ſowol als von ſeinen Unterthanen mit dem lächerlichen Namen „by and by" (nächſtens) bezeichnet wurden. Der Urſprung dieſer Benennung für eine ganz heterogene Sache iſt einigermaßen merkwürdig. Lieutenant Farewell nämlich, der erſte Anſiedler in Port Natal, hatte ein Fort rund um ſeine Wohnung erbaut, auf welchem und zu deſſen Schutz er auch einige fahrbare Kanonen angebracht hatte. Dieſe unbekannten Gegenſtände machten unter den Eingeborenen merkliche Senſation, und ſie fragten den Lieutenant oft, welches denn eigentlich ihr Zweck ſei, worauf er immer erwiderte: „You shall see by and by" (Ihr werdet's nächſtens erfahren). Da ſie nun dies by and by unaufhörlich wiederholen hörten, ſo kamen ſie auf den Gedanken, daß es wol der Kunſtausdruck für den intereſſanten Gegenſtand ſein möchte, und bedienten ſich alſo deſſelben fortwährend, um ihn unter ſich zu bezeichnen."

Nachſtehendes gibt einige Mittheilungen über zeither noch unbekannte afrikaniſche Volksſtämme: „Ich hatte auch eine ſehr ausführliche Unterredung mit Umkolwani, welcher einer der untern Häuptlinge der Unguani iſt, deren Weſentlichkeiten ich hier anmerken will. Sie gehören zu einem Volksſtamm, der mit ihnen gleichen Namen führt, und der, ſo viel ich Nachrichten darüber einziehen konnte, nordöſtlich von Unkunginlove wohnt. In einer Entfernung von neun Tagereiſen, fünf Tagereiſen von Unkunginlove erreicht man den Fluß Impongolo, und vier Tagereiſen weiter bringen uns nach Elangani, der Reſidenz ih-

res Königs Sobuza. Näher nach Umpongola zu ist eine andere Stadt, die Nobamba heißt, beide sind im Vergleich zu den Zoolustädten nur kleine Flecken, sie sind in derselben Art erbaut, doch ohne Wälle, und befassen die ganze zu dem Stamm gehörige Bevölkerung, die sich neuerdings außerordentlich vermindert hat. Die männliche Bevölkerung übersteigt nicht Hundert; allein, da die Vielweiberei unter ihnen herrschend ist und jeder Mann fünf bis zehn Frauen hat, so kann man mit Einschluß der Kinder die Gesammtzahl der Einwohner leicht auf 1200 schätzen. Sie waren früher selbständig, wurden aber von Charka unterjocht, der sie ihres ganzen Viehstandes beraubte; sie besitzen weder Schafe noch Ziegen und sind, da auch das Getreide bei ihnen nur sparsam erbaut wird, häufig genöthigt, von bloßen Wurzeln zu leben. Die Niederungen sind mit hohem Gras bedeckt, und auf den Gebirgen findet sich Bauholz. Wilde Thiere sind im Überfluß vorhanden und neben den in diesen Gegenden einheimischen haben sie noch den Tiger und das Rhinoceros. Sie scheinen weder den Strauß, noch den Kameloparder zu kennen. Das Elenthier ist das einzige Wild, auf das sie Jagd machen, denn der Elefant ist ihnen zu mächtig und furchtbar, obgleich sie auf seine Fangzähne einen großen Werth legen. Alligators sind in den Flüssen im Überfluß vorhanden, von denen (den Flüssen nämlich) einige als groß geschildert werden. Alle aber, auch die größten, sind zu gewissen Zeiten bis zum Durchwaten seicht. Der Lesuta ist der größte, zunächst von Umpongola, der diese Gegend von dem Zoolulande abgrenzt. Demnächst kommt der Metani, der ebenfalls noch breiter ist als der Tugala. Die Eingeborenen haben keine Kanots und sind mit der Schiffahrt, ja, man kann sagen, mit der See selbst unbekannt. Sie scheinen überhaupt ein einsiedlerisches Volk zu sein, das mit andern Völkern, außer mit ihren Eroberern, in keiner Verbindung steht. Sie sprechen sämmtlich die Zoolusprache und sagten, als sie uns Englisch sprechen hörten, daß dies die erste fremde Zunge sei, die sie in ihrem Leben vernommen hätten. Umkolwani selbst fand ein wahrhaft kindisches Vergnügen daran, wenn ich mich mit ihm mittels des Dolmetschers unterredete, und rief unaufhörlich aus: „Wie seltsam, du redest zu ihm, und er wieder zu mir!“ In ihrer Kleidung, die so gut ist als keine, gleichen diese Leute fast gänzlich den Zoolus; der Ring, den sie auf dem Haupte tragen, ist das Zeichen ihrer Knechtschaft. Von der Gegend weiter hinaus nördlich und westlich von ihrem Lande ist ihnen nichts bekannt, sie beschreiben sie als eine dürre Wüstenei, welche mit steilen Abhängen und Klüften unterbrochen sei. In der nördlichen Wüste, die gänzlich aus Sand besteht, befindet sich ein breiter Strom, dessen Ufer sie besucht, den sie aber niemals überschritten haben, sowie sie auch nie etwas von einem nordwärts oder westwärts lebenden Volke gehört haben. Östlich von ihnen wohnt ein Stamm der Zoolus, der die Nobombas heißt, von denen sie Eisen erhalten, um ihre Speere und Assagais zu bespitzen; von Sofala haben sie wol gehört, sind aber nie dort gewesen und haben Niemand von dem dortigen Volke zu Gesicht bekommen. Ihre Wohnungen sind aber größtentheils aus Matten und Schilf erbaut. Ihr König Sobuza, derselbe, den Charka unterjochte, hat noch die Gewalt über Leben und Tod. Die des Todes schuldigen Verbrecher werden mit knotigen Stöcken todtgeschlagen; allein das Spitzen oder Pfählen ist bei ihnen durchaus nicht üblich. Alle eines natürlichen Todes Sterbenden werden begraben, nachdem man sie zuvor in ihre Kleider und Matten gewickelt hat. Die heißen Winde wehen in diesem Lande zuweilen auf furchtbare Weise und nöthigen die Eingeborenen, die Gipfel der Gebirge zu ersteigen, um frische Luft einathmen zu können. Das Klima ist so außerordentlich ungesund, und zwar zu allen Zeiten des Jahres, daß Umkolwani sagte, er werde bei seiner Rückkehr wol viele seiner Unterthanen nicht mehr am Leben und Alles in übelm Zustande finden, obgleich es Winter war. Dort ist aber grade der Winter die trockenste Jahreszeit. Der Regen ist unbekannt; aber nächtliche Thaue sind sehr häufig. Diese vorherrschende Trockenheit des Klimas wirkt auf doppelte Art auf die Gesundheit; das eine Mal auszehrend, die Lungen und den Schlund angreifend, sodaß die armen Eingeborenen nur nach und nach hinsterben; zu andern Zeiten jedoch rafft die verzehrende Dürre ihre Opfer in Kurzem hin, und eine Viertelstunde, ja wenige Minuten reichen hin, um den Tod herbeizuführen. Bei solchen Gelegenheiten hat man bemerkt, daß dem Verstorbenen eine schwarze, ekelhafte Flüssigkeit aus dem Munde läuft. Die Heilkunde ist diesem Volksstamm ein gänzlich unbekanntes Feld, weshalb bei einreißenden Epidemien auch nicht einmal ein Heilmittel versucht wird, sondern, wer es schnell vermag, sucht aus der ungesunden Gegend in eine andere zu entkommen, wo die Luft reiner ist. Umkolwani selbst gestand mir, daß er, sobald er sein Land verlassen, seine Brust freier und kräftiger gefühlt, und daß er nur mit Beklommenheit in seine Heimat zurückkehre. Die Beschneidung herrscht noch immer unter diesem Volk. Wir waren die ersten Weißen, die sie zu sehen bekamen, obgleich die Sage, daß es irgendwo weiße Völker gebe, längst bis zu ihnen gedrungen war. Übrigens hielten sie beim ersten Anblick uns wol kaum für etwas Anderes als für wilde Bestien, und Einen von ihnen sah ich vor meinem Pferde, das ganz ruhig im Grase weidete, ausreißen, so weit ihn die Füße trugen. Überhaupt scheint Friedlichkeit, vermischt mit Furchtsamkeit, einen Hauptzug in dem Charakter dieses Volksstammes zu bilden. Als sie den Knall unserer Geschütze vernahmen, meinten sie, die Himmel hätten sich geöffnet und befänden sich in großem Aufruhr. „Sobald wir wieder in unsere Heimat gelangen“, bemerkten die Begleiter des Umkolwani, „werden wir es unsern Landsleuten berichten, daß wir weiße Männer gesehen, welche im Besitz des Feuers sind.“ In religiöser Hinsicht bieten sie übrigens Stoff zu den traurigsten Betrachtungen; sie wissen nichts von einem Schöpfer und tappen in der unerhörtesten Finsterniß eines gänzlichen Mangels an Glauben. Umkolwani bekannte uns, daß er so im Stillen manchmal nachgedacht, woher denn die Dinge kämen. Da habe er gemeint, sie entstehen durch Tausch. Wenn der Leib gestorben ist, so nehmen sie an, daß er zu Grunde gehe, die Seele aber, die sich darin befand, krieche in den Leib einer Schlange. Von einem Tage der zukünftigen Wiedervergeltung haben sie nicht die geringste Idee, sowie sie auch von dem Dasein eines bösen Geistes nichts wissen.“ 80.

Literarische Notizen.

Die magyarischen Taschenbücher: „Urania“ und „Nefeleits“, sind für 1836 nicht erschienen. An ihre Stelle ist das Taschenbuch: „Jaczint“ (Hyacinth), getreten, herausgegeben von Kowatsch. Es enthält neben guten poetischen Übersetzungen aus dem Deutschen, Serbischen und Polnischen anmuthige Volkslieder der Magyaren und prosaische Originalaufsätze. Auch hat der gefeierte Dichter Karl Kisfaludy in Pesth den Almanach: „Aurora“, erscheinen lassen, der neben Mittelmäßigem und Schlechtem einige gute Märchen und Erzählungen von Fay, Vorosmarti u. A. enthält.

In der Mechitaristenbuchhandlung in Wien ist ein serbisches Taschenbuch für 1836 unter dem Titel: „Die Morgenröthe“ (Srbskazora), von Spiridyon Jowitsch, erschienen, das mehre gefällige Poesien, auch Prosa enthält. Das Meiste besteht in Übersetzungen aus dem Deutschen.

In Christiania erscheint seit Jan. 1836 eine neue norwegische Zeitung unter dem Titel: „Norwegische Rechtszeitung.“

Der Lithograph Damier in Reval gibt jetzt die Wappen aller zur esthländischen Ritterschaftsmatrikel gehörenden Familien in einer Sammlung heraus. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 262. — 18. September 1836.

Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur von der älteſten bis auf die neuere Zeit. Herausgegeben von mehren Gelehrten. Erſte und zweite Abtheilung.

(Fortſetzung aus Nr. 261.)

Den geringen künſtleriſchen Werth des „Theuerdank", welcher den zweiten Band der „Bibliothek" bildet, hat ſich der Herausgeber keineswegs verborgen. Er ſelbſt ſchreibt in dem Abſchnitte über das poetiſche Verdienſt des Gedichts (S. 106 der Einl.) das Aufſehen, welches daſſelbe ſeiner Zeit gemacht hat, mehr dem Gegenſtande, die Thaten Maximilian I., und der in künſtleriſcher Hinſicht meiſtervollen Ausſtattung zu als der Ausführung, welche es dem Dichter verdankt. An hiſtoriſchem Intereſſe würde das Gedicht allerdings für uns gewinnen, wenn es dem Herausgeber gelungen wäre, ſeine in der mit Fleiß und Gelehrſamkeit gearbeiteten Einleitung §. 5 aufgeſtellte Anſicht, daß Maximilian ſelbſt an der Abfaſſung dieſes Gedichts einen bedeutenden Antheil habe, zur Evidenz zu bringen. Dieſe Anſicht ſpricht er S. 34 der Einleitung näher dahin aus, daß Erfindung und erſte Ausführung des ganzen Gedichts dem Maximilian zuzuſchreiben, Überarbeitung und oft auch weitere Ausführung aber dem Melchior Pfinzing. Da einerſeits M. Pfinzing ſich ſelbſt für den Verfaſſer des „Th." auf dem Buche ſelbſt ausgibt und auch von den Zeitgenoſſen, ja von Maximilian ſelbſt als ſolcher anerkannt wird, andererſeits aber auch zahlreiche Zeugniſſe für des Kaiſers eigne Autorſchaft an demſelben nicht fehlen, ſo empfiehlt ſich jene Anſicht des Herausgebers ſchon von vorn herein als Vermittelung beider auf unverdächtigen Zeugniſſen ruhenden Annahmen. Sie iſt aber überdies auf Vergleichung der vier in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen befindlichen Originalhandſchriften vom „Th." gegründet, welche als vor dem gedruckten Theuerdank verfaßt zu betrachten ſind. Dreie enthalten den Text, eine vierte nur Holzſchnitte und Skizzen. Von jenen führt Cod. 149, welcher, wie die Vergleichung ergibt, als der älteſte zu betrachten iſt, die Überſchrift: „Das iſt Fürwittich den Marx Treytzſaurwein mit ſchrift vnd gemäl in ordnung geſtelt hat," und enthält in 31 Capiteln nur den erſten der drei Theile des Gedichts. Nach Fr. Goldhann iſt es wahrſcheinlich Treytzſaurwein's eigne Hand. Der andere Codex Nr. 148, welcher von Maximilian's eigner Handſchrift ſein ſoll, enthält die zwei erſten Abtheilungen des Gedichts, nämlich „Fürwittich" und „Unfall"; er iſt mehr ausgeführt als Cod. 149, der als ſeine Grundlage zu betrachten iſt, wie er ſelbſt wieder dem von Melchior Pfinzing verfaßten gedruckten Texte zum Grunde liegen ſoll. Hierauf folgt Cod. 488, welcher den dritten Theil des Gedichts enthält, und wieder von Treytzſaurwein's Hand geſchrieben ſein ſoll, wiewol hieran der Herausgeber zweifelt. Von dieſen drei Handſchriften ſtimmt Nr. 149 am wenigſten mit dem gedruckten Texte, in Nr. 148 zeigt ſich ſchon größere Annäherung und weitere Ausführung, beſonders am Ende der Capitel, wo Pfinzing die moraliſche Nutzanwendung hinzugedichtet oder doch erweitert haben ſoll.

Nach der Anſicht des Herausgebers iſt nun der gedruckte „Theuerdank" nichts als eine Überarbeitung dieſer Codices, wobei er ſich beſonders auf die bekannten Nachrichten ſtützt, daß Maximilian ſeinen Vertrauten das Manuſcript zu überarbeiten und zu vollenden gab, weil ſeine beſchränkte Zeit ihm dieſe Arbeiten nicht ſelbſt geſtattete. Wir können ihm dies zugeben, ſowie auch den Satz, daß der „Theuerdank" zuerſt von Marx Treytzſaurwein überarbeitet worden; wo bleibt aber der Beweis für den großen dem Kaiſer ſelbſt zugeſchriebenen Antheil an Erfindung und Ausführung? Wäre es erwieſen, daß einer der Codices von des Kaiſers eigner Hand geſchrieben ſei, und wäre dies nicht Cod. 148, welcher ſchon ausgeführter iſt, ſondern Cod. 149, welchen aber Treytzſaurwein geſchrieben haben ſoll, ſo würde dieſe Anſicht einigen Schein gewinnen. So aber kommt es uns ſchwer an, zu glauben, daß ein lebensvoller Held, wie Maximilian, die nüchterne, perückenhafte Allegorie erfunden haben ſoll, welche ſich mit widriger Breite durch alle drei Theile dieſes langweiligen Gedichts durchzieht und den Faden bildet, an dem alle einzelne Abenteuer, die ſich oft zum Verwechſeln gleich ſehen, aufgereiht ſind. Denn wer kann die vielen Gemsjagden, die mit ebenſo vielen Sau- und Bärenjagden in beiden erſten Theilen abwechſeln, im Gedächtniß auseinanderhalten? Allenfalls merkt man ſich, daß die Gefahr, welcher der Held beinahe ausgeſetzt geweſen wäre, in einigen dem Fürwitz, d. h. der Verwegenheit des Helden ſelbſt, in andern dem Unfall, d. h. einem

widrigen Zufall beigemessen wird. Will man sich das herrliche Bild, welches die Geschichte von Maximilian unserer Phantasie überliefert, durch das Gedicht nicht trüben lassen, so muß man sich gegen die Annahme, daß der Kaiser an dessen Abfassung einigen Antheil gehabt habe, ja, daß ihm nur die pedantische Erfindung desselben zur Last falle, so lange wehren als möglich. Freilich hat er die Thaten vollführt, welche zu derselben Veranlassung gaben, vielleicht auch ihre Aufzeichnung gewünscht und betrieben, und er ist nur zu bedauern, daß es in seiner Zeit, die ihm doch so viel verdankt, nur Treppsaurweine und Pfinzinge gab; wollen wir Nachkömmlinge nun noch das Unrecht hinzufügen, ihm die Geschmacklosigkeit und Jämmerlichkeit seiner Hofpoeten selber aufzubürden? Daß dem Kaiser der „Theuerdank" sehr am Herzen gelegen, ergibt allerdings der vierte Codex Nr. 330; aber wir sind berechtigt, diese Theilnahme an demselben weit mehr auf die artistische und typographische Ausstattung des Werks, die seiner auch viel würdiger war, als auf die dichterische Darstellung seiner Abenteuer zu beziehen; ein Schluß aber auf des Kaisers eigne Autorschaft an letzterer wäre ein sehr gewagter Sprung, gegen den wir uns hiermit feierlich verwahren.

Besser und befriedigender als diese Frage nach dem Verfasser des „Theuerdank" hat der Herausgeber viele andere Streitfragen erledigt, oder wenigstens abgehandelt, besonders diejenigen, welche den Druck und die Holzschnitte des „Theuerdank" betreffen. Wir können überhaupt die ganze Einleitung, namentlich die Abschnitte über Namen, Ausgaben, Bearbeitungen, Übersetzungen und ganz freie Übertragungen, sowie über Inhalt und Wesen des „Theuerdank" als höchst werthvoll empfehlen. Diese Arbeit allein würde der gegenwärtigen Ausgabe ein großes Interesse verleihen, wenn nicht auch der sorgfältig durch Vergleichung der ersten Abdrücke hergestellte Text, mit dem sich der Herausgeber eine undankbare Mühe gegeben hat, sie selbst Denjenigen empföhle, welchen eine der ersten Ausgaben nicht unzugänglich ist. Beigefügt ist außer der Clavis von Melchior Pfinzing auch die von Sebastian Frank aus dessen „Teutscher Nation Chronik" und die von Matthäus in dessen Bearbeitung des „Theuerdank". Vergleicht man diese verschiedenen Claves, so muß es auffallen, wie allmälig die bekannte Sage von Kaiser Maximilian's Abenteuer auf der Martinswand sich gebildet zu haben scheint. Der „Theuerdank" selbst weiß nichts von ihr, das 20. Capitel enthält zwar eine gefährliche Situation, in welche der Kaiser bei einer Gemsenjagd gerathen ist, oder beinahe gerathen wäre, aber noch keinen Zug der Legende. Ebenso wenig weiß davon die Clavis des Melchior Pfinzing. Aber schon die des Sebastian Frank erwähnt des Sacraments, welches man ihm aus der Ferne gezeigt habe; jedoch half ihm Gott, wie er hinzufügt, durch sein freudig Gemüth und Geschicklichkeit herab. Bei Matthäus Schultes dagegen ist es schon der Engel Gottes, der ihm herabhalf. Doch hierüber verspricht der Herausgeber nähere Nachforschungen bekannt zu machen, auf welche wir allerdings neugierig sind, wenn wir auch das Resultat derselben im Voraus dahin festzustellen wagen, daß sich auch diese Sage wieder in ganz lichter historischer Zeit allmälig gebildet habe, was Diejenigen zu beschämen dienen würde, welche zu aller Sagenbildung durchaus das mythische Dunkel einer vorhistorischen Zeit verlangen.

Mehr als die „Kutrun" und der „Theuerdank" ist von der ersten Abtheilung der „Bibliothek", welche die Nationalwerke selbst enthalten soll, bisjetzt nicht erschienen. Eine zweite nicht minder weit aussehende Abtheilung derselben soll, wie es scheint, Untersuchungen und Abhandlungen über diese Nationalwerke selbst enthalten und zu deren Verständniß und Erklärung Beiträge und Materialien liefern. Von dieser Abtheilung ist bisjetzt nur ein Band erschienen, der unter dem Titel: „Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage", von Franz Joseph Mone, ein Werk für sich ausmacht. Mone's umfassende Gelehrsamkeit ist bekannt, er gehört besonders auf dem Felde der altdeutschen Literatur, wenn nicht zu den besonnensten und gründlichsten, doch zu den gelehrtesten, tiefsten und kühnsten Forschern. Wenn die beiden Brüder Grimm in ihren neuern Werken, mit Ausnahme etwa des allerneuesten, der „Mythologie", sich einer bis ans Ängstliche streifenden Genauigkeit der Beweisführung befleißigen, wenn Wilhelm Grimm in seiner „Deutschen Heldensage" sich vorsichtig an das diplomatisch zu Belegende hält und sich kaum eine Vermuthung erlaubt, wie freiwillig sie sich auch aufdringen möge, so befinden wir uns bei Mone immer auf dem Felde der Hypothese, der Divination, ja der Intuition und Revelation. Hiermit wollen wir noch keinen Tadel ausgesprochen haben, denn es geziemt dem Forscher nicht nur in die Dämmerung zu blicken, sondern selbst an die Finsterniß das Auge zu gewöhnen, bis allmälig auch hier Umrisse und Gestalten erkennbar werden. Selbst die Gefahr, zu irren, muß er nicht scheuen, denn oft führt der Irrthum zur Wahrheit, und es ist schon ein Verdienst, den Geist des Widerspruchs erweckt und so eine zuverlässige Erkenntniß vermittelt zu haben. Das gegenwärtige Buch schließt sich zunächst an des Verf. „Quellen und Forschungen", namentlich an die Untersuchung über die Heimat der Nibelungen an, zu welcher hier Nachträge zu liefern der Verf. durch die Anfrage des Verlegers veranlaßt worden ist. Diese sollen indeß die noch immer sehr unvollständige geschichtliche Begründung der Heldensage, welche dort versucht wurde, keineswegs abschließen, sondern nur einen Theil des dazu bisjetzt nachgesammelten Stoffs dem Publicum übergeben. Außerdem enthält es Vorarbeiten zur äußern Geschichte der Heldensage mit Anfügung eines Capitels aus der innern Geschichte derselben nebst einem Anhang neuer Quellen.

(Der Beschluß folgt.)

Die nachgelassenen Memoiren des Sir James Mackintosh.*)

Es gibt drei verschiedene Gattungen von Biographien, oder auch Memoiren, wenn man sich dieses complicirtern und

*) Memoirs of the life of the right honourable Sir *James Mackintosh* edited by his son, Sir *Rob. Jam. Mackintosh* Esq. Zwei Bände. London 1835.

modernern Ausdrucks bedienen will. Die erste Gattung hat es vorzüglich mit der handelnden und leidenden Persönlichkeit des Helden zu thun; sie zeigt, was er selbst gethan und gelitten. Die zweite Gattung kehrt das Handeln und Dulden der Menschheit zwar auch noch hervor, allein nicht sowol an der Person des Helden der Geschichte selbst, vielmehr an Andern, deren Thaten und Erlebnisse dieser im Laufe seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte; die dritte Gattung endlich (oder auch die Memoiren im engern Sinne) läßt das Ereigniß und Lebenserlebniß als solches in den Hintergrund treten und bemüht sich dafür, die Gedanken, Reflexionen, Bemerkungen, kurz alle geistigen und gemüthlichen Seiten des Subjects zur Hauptsache der Darstellung zu erheben. Es handelt sich bei dieser Art nicht mehr um die Facta selbst, vielmehr um die geistigen Resultate der Ereignisse. Wenn nun die erste Gattung die Memoiren oder Biographien der eigentlichen öffentlichen Charaktere umfaßt, sodaß z. B. hierher viele Lebensbeschreibungen des Plutarch, das Leben Napoleon's, Alfred's, Washington's, Muhammed's ꝛc. zu rechnen sein würden, so berührt die zweite Gattung alle diejenigen Selbstbiographien, welche sich auf Compilationen von Journalen und Tagebüchern gründen, wo die chronikenartige Form wieder eintritt und der Verfasser, weil seine eignen Begebenheiten nur subalterner Natur sind, dafür Zeit und Raum gewinnt, sein Augenmerk ausschließlich auf die Begebenheiten Anderer zu richten. Die dritte, für die Literatur und ihre Geschichte unstreitig bedeutendste Classe der Biographien gehört fast ausschließlich den geistreichen Schriftstellern an, und dieselben müssen deshalb stets, wie etwa Göthe's Selbstbiographie, als Ergänzungen ihrer poetischen, philosophischen, künstlerischen ꝛc. Werke angesehen werden, zu denen sie mannichfache Aufschlüsse geben und gleichsam die Genesis des Geistes hinzufügen, wie dieser Das, was er ist, allmälig geworden sei. Diese Biographien sind Geschichten, nicht der Personen, sondern der Gemüther, und ihr Werth richtet sich deshalb nach der mehr oder minder umfassenden Genialität des Geistes, dessen innere Geschichte sie enthalten, nach der mehr oder minder bedeutenden Stelle, welche er in der Geschichte der geistigen Cultur und der Literatur einnimmt.

Zu dieser umfassendsten und bedeutsamsten Gattung der Biographien und Selbstbiographien lassen sich die nachgelassenen Memoiren von Sir James Mackintosh rechnen. Er ist kein Mann der That, er ist ein Gelehrter, ein philosophischer Schriftsteller (im guten englischen Sinne), ein Staatsmann. Was ihm in seinem Leben begegnete, ist das minder Hauptsächliche und wol schon Vielen begegnet; aber die Spuren, die er mit seinen Gedanken verfolgte, sind das Werthefte. Wenn ihn diese geistige Strebsamkeit auch nicht grade — wie der etwas breite Kritiker im „Edinburgh Review" sagt — zu einem „of the most powerful thinkers, most conscientious enquirers and most learned reasoners" macht, „that the world has ever seen" (wobei wir wenigstens das erste Prädicat bestreiten müssen), so macht sie ihn doch zu einem umsichtigen Weltmann, zu einem feinen und vorsichtigen Beobachter und zu einem besonnenen und gründlich beurtheilenden Augenzeugen der geistigen Interessen seines Zeitalters. Mackintosh ist kein Genie, das ist gewiß; aber er ist ein sehr vielseitig gebildeter, mit einer durchaus soliden Beobachtung begabter Mann, bei dem die Solidität und Gründlichkeit häufig das Genie ersetzt. Er ist seinem Wesen nach ganz national, ein Engländer, wie er leibt und lebt; aber ein sehr achtungswerther, kenntnißreicher, gewissenhafter und im Forschen unermüdlicher Engländer. Diese Eigenschaften alle machen seine Memoiren bedeutsamer, interessanter und ertragreicher für den aufmerksamen Leser, als dies manche weit geistreichere Selbstbekenntnisse sein können. Es ist bekannt, daß Coleridge in seinen „Tischgesprächen" kein ganz günstiges Urtheil über Mackintosh fällt. Er zweifelt, daß man diesen im eigentlichen Verstande einen originalen und genialen Mann nennen könne, denn trotz seines großen Überflusses an Stoff (fluency) und seiner blendenden Gelehrsamkeit (brilliant erudition) könne man nicht leicht ein Ding von ihm sich merken und gebrauchen; es ließe sich füglich an seinem Schädel die Inschrift anbringen: „Hier ist eine Niederlage zu vermiethen." Trotz diesem scharfen Urtheil des geistvollen Coleridge behält Mackintosh's geistige Persönlichkeit ihren Werth. Beide Naturen, obgleich einer und derselben Nation angehörend, sind freilich himmelweit verschieden. Des Letztern Urtheile, Beobachtungen und Gedanken verlaufen sich in der Breite des Lebens und verlieren sich auch wol einmal darin, während Coleridge das freilich höhere Talent besitzt, diese Breite und Zerflossenheit des Lebens selbst in eine scharfe geistige Spitze, in ein enggeschlossenes, aber intensiv mächtiges Centrum zusammenzuschließen. M. braucht großen Raum für seine Ansichten, er braucht wirklich ein Vorrathshaus dafür, und als solches können seine Memoiren gewissermaßen gelten; Coleridge dagegen läßt seine schlanken Aperçus, die leichte Reiterei seiner Gedanken und Beobachtung an den Ereignissen, an dem Inhalt, auf den sie sich beziehen, hinspielen. Mit einem einzigen Wort setzt er den Dingen die Krone auf. Er schleudert durch die Welt und trifft alle Dinge auf den Kopf. Sammelt er nun einmal diese Worte und Bemerkungen in eine Masse, so gibt es darum doch keine weitläufigen Memoiren, sondern nur leichte „Tischgespräche". Coleridge hat, um Alles in Allem zu sagen, weit mehr Deutsches und gleicht in vielen Stücken sehr unserm Lichtenberg.

Wir wollen einiges Nähere über die Lebensumstände des Sir James Mackintosh in aller Kürze mittheilen und diesem Abriß einige interessante Partien aus seinen Memoiren folgen lassen. Sir James Mackintosh war 1765 geboren und stammte aus einer alten, aber nicht begüterten Familie in Inverneßshire. Schon auf der Schule zu Aberdeen, wo er die Elemente seiner gelehrten Bildung empfing, zeichnete er sich durch Fleiß und Lebhaftigkeit des Geistes aus. Er wollte Medicin studiren und begab sich deshalb, um seine akademischen Studien zu vollenden, nach Edinburg. Dort wurde er 1788 Doctor der Arzneiwissenschaft. Gelehrte Studien anderer Art, namentlich politische Studien brachten ihn jedoch von seinem erwählten Beruf nach und nach ab; er gab den früher gehegten Plan, in Rußland als Arzt zu prakticiren, wieder auf und entschloß sich, die Rechte zu studiren. Diese Wendung lenkte ihn für sein ganzes Leben der Literatur im allgemeinen Sinne, der Politik und der Theilnahme an socialen Zuständen überhaupt zu. Er arbeitete nun viel in Zeitschriften; aber sein erstes selbständiges Werk waren die „Vindiciae Gallicae" in Erwiderung auf Burke's berühmte „Reflexions" (1791). Die Folge davon war, daß er sich an die Reihen der Führer der Opposition anschloß. Er wurde 1795 an einen der Gerichtshöfe berufen und erwarb sich Burke's persönliche Freundschaft. Er war früher ein großer Enthusiast für die französische Revolution gewesen; allein die Greuel der Schreckensregierung mäßigten seine Ansichten sehr. 1799 hielt er in Lincoln's-Inn's-Hall eine Reihe von Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht, worin er mit großer Beredtsamkeit, Gelehrsamkeit und eindringlichem Urtheil die streitigen Punkte des öffentlichen und Privatrechts aufzuklären und die Interessen des Volks mit den Ansprüchen der Regierung zu vermitteln suchte. Die Einleitung zu diesen Vorlesungen ist im Druck erschienen. Sehr viel zur Vermehrung seines publicistischen Ruhms trug die bekannte Rede bei, welche er bei Gelegenheit des Peltier'schen Processes wegen eines Libells auf Napoleon (1803) hielt und die allerdings noch immer als ein Muster in ihrer Gattung gelten kann. Sein damaliges Einkommen belief sich etwa auf 1200 Pfd. jährlich, was ihm vollkommen genügte; dennoch veranlaßten ihn anderweitige Rücksichten, besonders die Hoffnung, mehr Muße zu selbständigen Arbeiten zu gewinnen, daß er noch in demselben Jahr um die Stelle eines Syndikus von Bombay anhielt, die ihm auch ertheilt wurde. Er reiste deshalb im nächsten Jahre nach Indien ab; der Erfolg entsprach jedoch seinen Erwartungen nicht. So thätig er auch während seines

Aufenthalts in Indien war, so gewann er doch nicht die Muße, die beabsichtigten literarischen Werke zu vollenden. Er fing an und ließ liegen, und da er durch seine Ungewohnheit in ökonomischen Dingen noch überdies in seinen finanziellen Verhältnissen zurückgekommen war, so kehrte er 1812 nach Europa zurück, mit gestörter Gesundheit, unsichern Aussichten und einer Masse von Materialien zu gelehrten Arbeiten, die er nie vollendet hat. Perceval, der damals an der Spitze der Regierung stand, bestrebte sich, ihn passend zu versorgen, und bot ihm einen Sitz im Parlement an, wollte ihm auch eine einflußreiche Stellung bei dem Board of control verschaffen. Diese Anerbietung lehnte jedoch M., als mit seinen Grundsätzen nicht mehr übereinstimmend, ab. Dagegen nahm er im Interesse der Whigs seine vorige Stelle als Ausschußmitglied der Grafschaft Nairn wieder ein. Er blieb im Parlement seinen liberalen Grundsätzen getreu. 1818 ward er als Professor des Rechts in Hapleburg angestellt, legte jedoch 1827 diese Stelle nieder. Er beschäftigte sich nun in den letzten Jahren seines Lebens viel mit literarischen Arbeiten, war Mitarbeiter am „Edinburgh review", schrieb eine einleitende Abhandlung über Geschichte der philosophischen Moral zur „Encyclopaedia britannica" und unterstützte kräftig Romilly's Arbeiten zur Verbesserung des Criminalgesetzes. Nach dessen Tode ward er ausschließlich mit Leitung dieser wichtigen Reformen beauftragt. Vollendet erschien noch von ihm eine populaire „Geschichte von England", und in seinem literarischen Nachlaß fand sich ein sehr werthvolles Fragment einer Geschichte der Revolution von 1688. 1830 gelangte er unter Lord Grey's Verwaltung zu einem Sitz in dem Board of control, den er früher ausgeschlagen, und nahm in dieser Stellung thätigen Antheil an allen derzeitigen Reformen. Er starb 1832, und sein Verlust wurde, da sein Leben keine Veranlassung zum Neid dargeboten hatte, aufrichtiger als manches andern Staatsmanns seiner Zeit, bedauert. Mackintosh war ein durchaus ehrenwerther Mann; gewissenhaft in öffentlichen wie in häuslichen Dingen; zärtlich gegen seine Familie, prunklos in seinen Handlungen, bescheidener als viele seiner minder begabten Zeitgenossen und von einer vollkommen sittlichen Grundlage des Charakters. Diese Eigenschaften wird man ihm nie absprechen können, wenn man auch Das und Jenes an seinem Talente auszusetzen hat. Eine große Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf die Zustände seines Gemüths, auf Das, was in seiner Bildung lückenhaft war, mit einem Wort auf sein ganzes intellectuelles und sittliches Innere zeichnete ihn aus, und diese Seite ist es besonders, welche seinen Memoiren ein bleibendes Interesse verleiht.

Seine zärtliche Anhänglichkeit an die Seinen charakterisiren am meisten nachstehende Stellen aus dem Briefe, den er 1797 kurz nach dem Verlust seiner ersten Gattin (er war zweimal verheirathet) an seinen Freund Dr. Parr schrieb. „Erlaube mir", schreibt er, „daß ich, um ihrem Gedächtniß gerecht zu sein, dir melde, was sie war und was ich ihr verdankte. Ich hatte mich bei meiner Wahl nur durch eine blinde, aber unwiderstehliche Jugendneigung leiten lassen. Aber ich hatte doch grade das Rechte getroffen: eine einsichtsvolle Gefährtin, eine zärtliche Freundin, eine besorgte Rathgeberin, die treueste der Frauen und die zärtlichste Mutter, welche jemals Kinder verlieren konnten. Ich besaß eine Gattin, die bei der größten Geduld mit meinen Schwächen doch die Gabe besaß, die schlimmsten davon zu verbessern. Ihre große Zuneigung zu mir leitete sie zur Klugheit und Umsicht in meinen Angelegenheiten. Als diese am verwickeltsten waren, gelang es ihr allein, sie so weit zu ordnen, daß mir kein lähmender Nachtheil dadurch erwuchs. Sie verstand unter allen meinen Freunden am besten, meiner unentschlossenen Gesinnung zu Hülfe zu kommen, und munterte mich fortwährend grade zu derjenigen Thätigkeit auf, die, wie sich hernach fand, am einträglichsten und erfolgreichsten für mich war. Ich verdanke ihr deshalb nicht blos Das, was ich bin, sondern auch Das, was ich etwa noch sein werde. In ihrer Besorgniß für mein Interesse ließ sie keinen Augenblick die Eigenthümlichkeit meiner Gefühle und meines Charakters unberücksichtigt. Schmollen und Bitterkeit war ihrem Herzen ganz fremd. Von Natur eher heftig und leidenschaftlich, war sie doch durch ihre unermüdliche Sorgfalt für mich und unsere Verhältnisse mild und ruhig geworden. Die eheliche Liebe hatte ihre Heftigkeit geläutert. So war die Gattin, die ich verloren habe, und dieser Verlust ist für mich um so schmerzlicher, da er zu einer Zeit geschieht, wo sich, zuerst in Folge ihrer rastlosen Bemühungen, meine Verhältnisse freundlicher zu gestalten anfangen. Sie starb mir zu einer Zeit, wo ich ihr besser hätte danken können; diese Aussicht ist zerstört und wird nun für mich fast zu einem moralischen Vorwurf." Der Verlust dieser ausgezeichneten Gattin muß den gelehrten und gebildeten Mann, dem es doch an Hülfsquellen zu Trost und Beruhigung nicht gefehlt haben kann, überaus tief ergriffen haben, denn sein Schreiben an Dr. Parr wird, jemehr es sich dem Schluß nähert, desto schwermüthiger. Er findet in nichts Trost und ist ebenso sehr sittlich als sehnsüchtig aufgeregt. Und dies ist der wahre Adel des Schmerzes über den Verlust eines Geliebten, wenn Sehnsucht und Klage den Charakter des sittlichen Selbstvorwurfs annehmen. Dieser Todesfall machte ihn sogar in seinen Philosophemen irre; sie vermehren, sagt er, sein Unglück, anstatt Trost zu gewähren. Er fürchtet sich beinahe vor dem Weiterleben, so rathlos und verlassen kommt er sich vor. Den besten Beweis von seiner unverstellten Bescheidenheit und Demuth gibt M. in einer Anmerkung zu seiner Abhandlung über die ethische Philosophie, wo er seiner beiden verstorbenen Freunde George Wilson und Serjeant Lens die rühmlichste Erwähnung thut. „Dafür, daß ich dies niederschrieb", sagt er, „und Dasjenige laut gerühmt habe, was eigentlich meines Ruhmes nicht bedarf, hoffe ich, wird mich der Leser entschuldigen. Es war mir Bedürfniß, meine Freunde im Tode zu rühmen, da mir ja ihr Leben und schönes Beispiel, ihre Theilnahme und Freundlichkeit oft die schmerzlichen Gefühle gelindert hat, welche das Bewußtsein meiner eignen Gebrechlichkeit in mir hervorrief."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Unter den vielen prächtigen Aufzügen, womit die Herzoge von Burgund ihre Gastmahle festlicher, ihre Feierlichkeiten, wie die Stiftung des Ordens des goldenen Vließes, Vermählungen und Taufen, heiterer machten, war einer der letzten, aber auch der ansehnlichsten, der, welcher bei der zweiten Vermählung Karls des Kühnen mit der Prinzessin Margarethe von England stattfand. Es wurden bei dem Einzug der Neuvermählten in Brügge Mysterien gespielt, die sich auf den Ehestand bezogen, z. B. Adam, der die Eva aus der Hand Gottes empfängt, Kleopatra, die ihre Hand dem Antonius reicht, und andere mehr. Das Ritterspiel hatte es mit Riesen und Zwergen, gefeilten goldenen Bäumen, verwünschten Prinzessinnen und einer Ferm zu thun, die ins Dramatische überging. Für das Festmahl war jedoch das Absonderlichste aufbewahrt, die Zwischenspiele jagten sich, bald sah man auf einem Einhorn einen Leoparden reiten, der das Banner von England trug und ein Gänseblümchen in der Tatze hielt (Anspielung auf die Abkunft und den Namen der Herzogin). Bald erschien eine Zwergin als Schäferin auf einem großen goldenen Löwen; der Rachen des Thiers öffnete sich und ein Rondeau zu Ehren der Vermählten ertönte daraus. Riesen führten einen 60 Fuß langen Walfisch in den Saal. Er bewegte Schwanz und Lefzen, die Augen waren Spiegel. Sein Schlund öffnete sich, tanzende und singende Sirenen, und 12 Meermänner, die sich bekriegten, stiegen daraus hervor, zur Ergötzung der Versammlung, welcher der künstliche Mechanismus dieser und anderer Maschinen überaus wunderbar vorkam. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 263. — 19. September 1836.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Herausgegeben von mehren Gelehrten. Erste und zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 262.)

Die Quellen, woraus die Untersuchung der Heldensage geschöpft wird, sind nach dem Verf. innere und äußere. Jene sind die Heldenlieder selbst und die schriftlichen Zeugnisse, welche sich bestimmt auf eine Sage oder ein Lied beziehen. Alle andere Spuren und Andeutungen, die oft nur noch in einem Namen bestehen, nennt er äußere Quellen, und diese zu sammeln, hat er sich vorgesetzt, während die innern Quellen W. Grimm in seinem bekannten Buche untersucht habe. Jene äußern Quellen vergleicht er selbst mit den versteinerten oder sonst in Abdrücken erhaltenen Trümmern der körperlichen Urwelt, die uns Zeugniß geben von dem Untergang einer organischen Vorzeit. Die Frage, was solche äußere Quellen für den Ursprung und die Gestaltung der Heldensage beweisen, wird §. 3. der Einleitung aufgeworfen, aber nirgend bestimmt beantwortet.

Wol mag es manchmal schwer sein — heißt es §. 11. ebend. — den Zusammenhang und die Brauchbarkeit der Ergebnisse solcher vereinzelten Forschungen einzusehen; das darf jedoch nicht abhalten, solche Untersuchungen anzustellen, noch weniger berechtigt es, sie gering zu schätzen, denn ihr Zweck ist eine große Aufgabe, deren Lösung wol möglich scheint, wenn wir die Entdeckungen betrachten, welche täglich in unserer alten Literatur gemacht werden.

Das hierauf folgende erste Hauptstück: „Zur Völkerkunde der Heldensage" ergänzt in seinem ersten die Nibelungen betreffenden Abschnitte die in den „Quellen und Forschungen" (I, 22 fg.) angelegte Sammlung über das Vorkommen des Namens Nibelung, theils aus Leichtlen's Forschungen, theils durch eigne Nachlese aus gedruckten und ungedruckten Büchern. Das Hauptergebniß ist, daß die Sage der Nibelungen nur bei fränkischen Völkern ins Leben gedrungen, nur bei ihnen ursprünglich zu Hause sei. Hieraus schließt er weiter, daß die ältern Lieder dieser Sage nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch abgefaßt waren, und daß die Franken die übrigen Völker an Bildung und Geist übertrafen. Die Verwegenheit dieser Schlüsse darf nicht befremden. Interessant ist es aber, den Namen Napoleon hier unter den Formen zu finden, unter welchen der Name Nibelung sich bei den romanischen Völkern versteckt. Man sollte denken, die Ableitung von Neapel, Neapolis läge näher. Mone vermuthet, der Name Napoleon, welches er für die ältere Form erklärt, im Vergleich mit den auch vorkommenden Neapoleon u. s. w., welche noch näher an jene Herleitung erinnert, sei durch die fränkische Eroberung des lombardischen Reichs nach Italien gekommen. Mit den Nibelungen bringt dann der §. 14 die Ghibellinen in Verbindung, wie schon früher von Andern und von Mone selbst in den „Quellen und Forschungen" geschehen war. Ghibellin soll ein burgundischer Name, und dort 300 Jahre älter sein als in Italien, wohin er aus Burgund gekommen. Zuletzt gehen Gibelo und Gobelo, das durch die Wurzel Gob mit Kobold verwandt sei, auf die Kabiren (Kabilen) wie Nibelung auf die Nephilim zurück, doch seien die Zwischenbeweise schwer und vielleicht noch nicht zu führen. Hier glaubt man Radlof sprechen zu hören. Der geisterhafte Ursprung der Kobolde und Nibelungen habe dann die Verwechselung ihrer Namen veranlaßt und erleichtert. Der zweite Abschnitt dieses Hauptstücks kommt nun sehr natürlich auf die Wölflinger, als deren erste Heimat Oberbaiern und Steiermark ermittelt wird. Aber im 9. Jahrhundert stirbt der Name dort aus und erhielt erst zu Ende des 11. und zu Anfang des 12. mit der Sage zugleich einen neuen Schwung. Diese Wiedergeburt hat ihren politischen Grund in der Verbindung der Welfen mit dem Papste durch die Anheirathung von Toskana, welches auch seitdem in den Heldenliedern erwähnt wird. Daher die christliche Richtung der wölfinger Lieder, Wolfsnamen und Wolfswappen der Helden, und der Gegensatz derselben gegen die Ghibellinen oder Nibelungen, wie er besonders im „Rosengarten" hervortritt. Gegen diese Ansicht möchte wenig mehr einzuwenden sein. Auch die Ilsungen werden zuerst in Baiern, und zwar als die ältere Form des Namens Wölfinger nachgewiesen, und zugleich mit Welsung, ja mit Völsung und Wilz identificirt. Die Baiern müssen noch gewußt haben, daß Wils oder Ils ein Wolf heißt, weil sie es mit Wölfing übersetzten. Wichtige Folgerungen für die Geschichte des Mittelalters werden §. 24 aus diesen Prämissen abgeleitet. „Es ist falsch, wenn man von dem Schlachtruf bei Weinsberg: hie Welf! hie Waiblingen! die Parteien herleitet und den Namen Gibelin

durch die schwäbischen Dörfer Waiblingen erklärt". Die nähere Ausführung dieser wichtigen These wird, wenn auch nicht überzeugen, doch viel zu denken geben.

Das zweite Hauptstück: „Zur Länderkunde der Heldensage", beginnt wieder im ersten Abschnitt mit den Nibelungen, welche diesmal, ziemlich im Widerspruch mit dem in den „Quellen und Forschungen" über die Ansicht des Hrn. v. Ledebur, wonach deren Heimat in die Gegend von Neuß am Rhein gesetzt werden sollte, gefällten Urtheile, eben in dieser Gegend urkundlich zuerst nachgewiesen werden. Freilich irrte Hr. v. Ledebur, wenn er meinte, noch in dem Nibelungenliede werde unter Nibelungenland die Gegend um Neuß verstanden; aber diese ist nun auch nach Mone die älteste Heimat der Nibelungen, ja deren Name selbst wird von dem ältesten Namen dieser Stadt abgeleitet. Ein Nibelunge ist also ursprünglich ein Bewohner von Neuß. Ferner hat nach §. 30 die Eifel ihren Namen von den Nibelungen, ja wie es scheint auch Rifland, Ripuarien. Im §. 32 soll wol selbst der Name Neustrien damit in Verbindung gesetzt werden. Grimmilinghausen und Crefeld sind von Chriemhilden benannt. In Asberg in der Pfarrei Ober-Emmerich bei Mörs am Niederrhein ist das alte Asciburg erhalten. Das bekannte Odenheim, wo nach der Überarbeitung Siegfried am Brunnen erschlagen wurde, ist Udem am südlichen Abhange des clever Reichswaldes. Spechtshart, heutzutage Spessart, ist ein häufiger Waldname, der dem Gebirge am Main wol ausschließlich zukommt u. s. w. Der zweite Abschnitt dieses Hauptstücks enthält die Länderkunde der übrigen Heldensage. Das Morland in der „Gudrun" ist nicht die Nordküste von Afrika, sondern in den Niederlanden zu suchen, wo der niedrige, sumpfige Theil von Cadzand diesen Namen führt. Morland und Wulperland lagen nahe beisammen, zwei kleine Bezirke, die nicht einmal den Namen einer Herrschaft, vielweniger eines Königreichs verdienen. Überhaupt wird der niederländische Ursprung des Gedichtes von Gudrun behauptet. Eierland in der „Gudrun" ist nicht Irland, sondern die Insel Texel am Ausfluß der Süderse in das deutsche Meer. Ortland oder Hortrich ist Norwegen. Salneck im Wolfdieterich ist Thessalonich. Wir führen diese Beispiele an, um zu zeigen, wie Interessantes hier zur Sprache gebracht, und wie viel Einleuchtendes neben dem Halsbrechenden vorgebracht wird.

Das dritte Hauptstück, welches die äußern oder, wie sie hier heißen, indirecten Zeugnisse für die Heldensage enthält, aber auch einige directe, namhaft auf die Sage hindeutende bringt, gibt nicht weniger staunenswerthe Dinge. Ziemlich plausibel wird die Thatsache, daß Bonn Verona, Bern genannt wird, daher abgeleitet, daß austrasische Theoboriche mit dem ostgothischen in der Sage verschmolzen und manche Sagen von Bern früher von Bonn erzählt wurden, indem der Niederrhein überhaupt der ältere Schauplatz der Heldensage ist. Als späterhin die Lombardei aus der Geschichte in die Sage kam und das Ansehen der Heldenlieder in ihrer neuern Abfassung zu groß war, um die niederrheinische Sage gegen sie geltend zu machen, so lag die Erklärung nahe, Bonn müsse ehemals auch Verona geheißen haben. Dies war eine schüchterne Wahrung des alten Eigenthums. Hiernach ist Bern in den meisten Fällen, wo es mit der Nibelungensage in Verbindung steht, eine Verfälschung hochdeutscher Dichter, welche Bonn verdrängt haben. Aus dem vierten Hauptstück über die Abfassung der Heldensage erfahren wir, daß es nicht Bischof Pilgrim von Passau, sondern Erzbischof Pilgrim von Köln war, welcher den Stoff des Nibelungenliedes, wie die Klage erzählt, sammeln ließ, und daß auch hier die hochdeutschen Dichter sich eine Verfälschung erlaubten. In dem folgenden, die innere Geschichte der Heldensage betreffenden Hauptstück wird Elbegast, Alegast, Alberich, Auberon, Malegis und der Zwerg Euglin zu einer Person gemacht, die verschiedene Namen führt, eigentlich aber Ages heißt. Hier finden wir neben einigem Gewagten viel Richtiges und Treffendes. Ages ist bei den Alten der größte Dieb. Aus der deutschen und fränkisch-deutschen Heldensage sind Elbegast und Alegast, der Karl den Großen stehlen lehrte, in gleicher Eigenschaft bekannt. In der Ritterdichtung ist Klinsor von Ungarn an die Stelle getreten. Aber nun soll auch Ecke in Ecken, Ausfahrt mit seinen Brüdern Fasolt und Ebenroth nichts Anderes als Alberich mit Schilbung und Nibelung sein, und diese wieder mit Wielant und seinen Brüdern zusammenfallen. Über diesen Fasolt wird viel gefaselt; in Grimm's „Mythologie" wird er zum Sturmgott gemacht und nebst seinen Brüdern Ecke und Ebenroth mit den nordischen Gottheiten Stari (Kari), Ägir und Logi (Loki) identificirt. Dabei läßt es aber Mone nicht; nun soll Alles von Ages abgeleitet werden; der Magneteisenstein, der in der Sage Agstein heißt, die Eggesteinsteine in Westfalen, der Eichelstein zu Mainz, der Eigelstein zu Köln, das Eichsfeld in Thüringen, die Eichelberge bei Bruchsal, die Heuberge, die Elster (Agelaster), die Eidechse, ja selbst der Ochse, der Engerling und endlich, ziemlich spät, der Ekel.

In einem andern Abschnitt dieses Hauptstücks wird uns eröffnet, daß der Begriff des Hort und dessen Name eigentlich durch die Römer in die deutsche Sage und Sprache gekommen. Hort soll nämlich von horreum stammen, welches nicht blos Speicher, sondern Silber- und Geldkammer heiße. Auch Schatz, als genaue Übersetzung von census, habe keinen deutschen Ursprung, sondern gehöre mit Schatzung zu den Abgaben und zur römischen Herrschaft. Der Schatz ist bestimmt, Kriegsleute zu besolden, er ist durch Abgaben entstanden. Schatzung, Hort und Sold gehören zu einem Staatsschatz und entsprechen dem Begriff des römischen Ärariums. Den Schatz zu Rom haben die Niederrheiner, bei welchen die Sage entstand, nie erbeutet; ihre Sage vom Hort wird sich also auf eine römische Kriegskasse in der Germania secunda beziehen. Den geldarmen Deutschen mag sie reich genug gewesen sein, um sie so sagenhaft zu vergrößern. Hier sind wir wieder ganz im Reich der Träume.

Wie der Verf. geneigt ist, Alles an den Niederrhein, in sein geliebtes Altlothringen zu verlegen, oder von dort herzuleiten, so ist auch der Hort nicht bei Worms, son-

dern weiter unten in den Rhein versenkt. Wenn es in dem Liede heißt: ze Löche in den Rhein versenkt worden, so ist dies nicht auf die ausgegangenen Dörfer Lochheim am Rhein zu beziehen; auch heißt es nicht ze loche in das Loch, in den Grund. Ze Löche heißt zu Laach, der Hort ist in den laacher See (bei Andernach) versenkt und durch denselben in den Rhein. Zwar wird versichert, diese Angabe des Liedes sei falsch, weil man damals das lange a noch nicht ô gesprochen habe; aber das Lied enthält sie nun einmal. Weiter unten wird auch der Burlenberg des Marner für den Lurleifelsen bei St. Goar erklärt und angedeutet, in diesen Felsen sei der Hort verschlossen worden. Der Lurlei ist durch sein Echo bekannt; dies ist die Stimme des neckenden Zwerges, der in dem Berge bei dem Schatze wohnt. Nicht also versenkt, sondern verschlossen wurde der Hort.

Im Anhang wird das Gedicht von Werin von Lothringen (Garin le loherain) als eine neue Quelle zur deutschen Heldensage im Auszuge ausführlich mitgetheilt. Dessen Beziehung auf die deutsche Heldensage ist schwer einzusehen. Es sollte dem Ref. leicht werden, jede beliebige andere Sage, welchem Volke sie auch angehöre, mit ebenso gutem Recht aus gleicher Quelle abzuleiten. So gibt z. B. das serbische Heldenlied von der Hochzeit des Maxim Zernojewitsch (Talvj I, S. 71) viel überraschendere Analogien mit den Nibelungen, besonders in ihrer nordischen Auffassung, und doch wird es Niemand einfallen, es als eine Quelle der Heldensage, oder umgekehrt diese als die Quelle des serbischen Gedichts zu betrachten. Der gelieferte Auszug aus dem altfranzösischen Gedichte bleibt aber verdienstlich und dankenswerth. Ein zweiter Anhang liefert einen Abdruck des schon aus Grimm's „Irischen Elfenmärchen" bekannten Gedichts von dem Schretel und dem Wasserbären aus der pfälz. Heldensage Nr. 34, Fol. 370. Der angenommene Zusammenhang mit dem angelsächsischen Gedicht von Beowulf verräth wieder viel Kühnheit und Scharfblick. Das Gedicht von dem Kloster Wilten kannten wir aus Grimm's „Deutschen Sagen" bisher nur obenhin, und seine ausführliche Mittheilung ist willkommen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese neue Schrift Mone's viel Anziehendes, und neben vielem Falschen auch manches Wahre enthält; er hätte aber nicht nöthig gehabt, ein eignes Buch daraus zu machen, da zu solchen Mittheilungen der von ihm herausgegebene Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (Karlsruhe, Th. Groos) zu Gebote stand. 98.

Die nachgelassenen Memoiren des Sir James Mackintosh.

(Beschluß aus Nr. 262.)

So unselbständig sich M. laut seinen eignen Geständnissen in mancher verwickelten Lebenslage zeigte, so groß war seine Ausdauer, seine Beharrlichkeit, seine Unablässigkeit von dem vorgesetzten Ziel beim Arbeiten. Davon zeugt unter andern sein großer Fleiß während der Rückreise nach England, welche sehr langsam von statten ging. Er sitzt in einer engen Cajüte, unter einem tropischen Klima, bei schon sehr geschwächter Gesundheit, vielfachen Störungen und Beschwerden unterworfen, und studirt dabei unablässig, schreibt an seinem Journal, überläßt sich metaphysischen Untersuchungen und arbeitet einzelne Aufsätze bis zu großer Vollendung aus. So entstanden während dieser Reise in der Zeit von etwa 14 Tagen über 20 Skizzen berühmter englischer Gelehrten und Staatsmänner, welche zu seinen durchdachtesten Arbeiten gehören. So ist unter andern der Artikel über Swift, der etwas panegyrischer lautet als die übrigen, aber voll feiner Bemerkungen ist, an einem Sonntagsmorgen, den 29. Dec. 1811, abgefaßt.

In der Skizze Samuel Johnson's findet sich eine Stelle über die englische Sprachausbildung, welche Beachtung verdient: „In der progressiven Ausbildung des englischen Styls", heißt es, „kann man füglich drei Perioden unterscheiden. Die erste Periode reicht von Sir Thomas More bis Lord Clarendon, und der Styl zeigt während derselben die Rauhheit und Unsicherheit einer noch ungeformten Sprache, wo ihr eigenthümlich-englisches Gepräge noch nicht gefunden oder genugsam bestimmt und abgeschlossen war. Die Schriftsteller hatten noch nicht jene Wortfügungen gefunden, welche die ursprüngliche Structur, den originalen Bau des Englischen am stärksten charakterisiren. Englische Ausdrücke und lateinische Constructionen vermischten sich noch, denn diese feststehende Sprache der gelehrten Welt, die in allen Wissenschaften Credit besaß und auch als Muster der eleganten Form fortwährend galt, konnte nicht so schnell zurückgewiesen werden. Anderthalb Jahrhundert hindurch wurden Seitens der Schriftsteller vergebliche Versuche der Sprachreinigung gemacht, um den wahren Genius derselben aus den fremden Schlacken hervorzuarbeiten. Dies war das pedantische, zum Theil auch komisch-eigenwillige, seltsam so und so aufgeputzte Zeitalter des englischen Styls, oder seine lateinische Zeit. Die zweite Periode geht von der Restauration bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Es erscheint in dieser eine Reihe von Schriftstellern, die, genau genommen, nicht den Genius ihrer Vorgänger, aber desto mehr Geschick besaßen, die Schreibart dem Genius der Sprache selbst anzupassen. Eine ähnliche Umwandlung geschah um dieselbe Zeit in Frankreich durch Pascal. Man fing an, die gelehrte sowol als die vulgaire Phraseologie aus der Schreibart zu verbannen, beschränkte sie in ihre natürlichern Grenzen und formirte sich eine eigentliche, gebildete Umgangssprache. Diese Mittelregion, die zwischen der Vulgarität und Pedanterie innen liegt, bleibt gewöhnlich unverändert, weil beide Extreme gleicherweise zu fortwährenden Revolutionen verdammt sind. Diejenigen Autoren nun, welche ihre Wörter aus dem permanenten Vorrath der Sprache entnehmen und sie demnächst auf wahrhaft natürliche Weise zusammenfügen, haben das wahre Geheimniß gefunden, ihren Schriften einen bleibenden Werth zu verschaffen und ihre Stelle unter den Classikern ihrer Nation zu behaupten, den oft Schriftsteller von größerer intellectueller Macht nicht zu erreichen vermögen. Von diesen Schriftstellern, deren Schreibart noch nicht schlechthin verjährt ist, war Cowley unstreitig der früheste, Dryden und Addison unzweifelhaft die größten. Die dritte Periode kann man die rhetorische nennen, in welcher die Schule derjenigen Schriftsteller vorherrscht, deren Gründer Johnson ist. Der Grundcharakter des rhetorischen Styls ist, daß er unverhohlen Kunst und Künstlichkeit da anwendet, wo die classischen Autoren nur dem Antriebe einer verfeinerten und verschönerten Natur zu folgen scheinen." Wenn man auch im Allgemeinen diese Classification und die damit verbundenen Bemerkungen zugibt, so irrt sich doch Mackintosh darin, daß er die Ausbildung eines weichern, anmuthigen und vorzüglich eines idiomatischen Englisch erst von der Restauration an datirt. Diese Sprachausbildung beginnt vielmehr schon mit Chaucer. In der englischen Bibel sind schon die Spuren davon deutlich sichtbar, und die Sprache, die Shakspeare in seiner Prosa (um die Verse hier ganz zu übergehen) redet, ist doch wol das reinste und vorzüglichste Englisch, das es geben kann. Dryden's Glätte und Addison's gelecter Styl kann doch unmöglich der sinnigen Kritik höher als diese gelten. Man nehme nur die längern Passagen (ernsten sowol als humoristischen Charakters) bei Hamlet, Brutus, Shylock, Falstaff, Heinrich V., Probstein,

Rosalinde u. s. w. In diesen Stellen wohnt die wahre Milde der Sprache, eine Weichheit, Zartheit und wieder Gewandtheit und durchgebildete Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, die so ungezwungen und frei waltet wie bei Addison nimmermehr, und doch beiweitem lebendiger und von schönerm, tieferm Colorit. Wir wollen Einiges von Dem bemerken, was M. über Johnson sagt, einen Schriftsteller, über welchen es nicht schwer ist, im Klaren zu sein. „Wenn der Verstand", heißt es, „allein hinreichend ist für die poetische Kritik, so sind Johnson's Entscheidungen im Allgemeinen wichtig. Aber die Schönheiten der Poesie müssen zuvor empfunden werden, ehe man mit dem Verstand ihren Ursachen nachspürt. Es gibt eine poetische Sensibilität, welche in dem gesammten Progreß der Geistes- und Gemüthsbildung von nicht minderm Belang ist als ein musikalisches Ohr oder ein pittoreskes Auge. Ohne ein gutes Theil von dieser Sensibilität zu besitzen, redet man, so ein verständiger Mann man übrigens auch sein mag, von den höchsten Schönheiten der Dichtkunst doch nicht mit mehr Competenz als der Blinde von der Farbe. Aber ein solches Talent auszubilden, das war für die hausbackene Sagacität und für die schroffe Spottsucht Johnson's ganz etwas Heterogenes. Er war in seinen Lebensansichten wie in seiner Kritik eine Art von Freidenker (besser wäre gesagt: ein eigensinniger Halbdenker), wußte nichts, weder von gemüthlicher Neigung noch von gemüthlichem Enthusiasmus, und hatte keine Idee von der Bedeutung eines Mysteriums weder in Kunst noch Wissenschaft. In Dryden's und Pope's Schule, welche damals, als er in die Welt eintrat, der englischen Poesie Gesetze gaben, hatte er gleichfalls die Manier eines leeren Versgeklingels sich angelernt; aus den Banden dieser Schule ließ ihn seine geistige Beschränktheit Zeitlebens nicht herauskommen. Er wurde in seiner Kritik populair, nicht sowol wegen seiner Vorzüge, als vielmehr wegen seiner Mängel. Seine Engherzigkeit und Mangel an aller Imagination galten bei dem gewöhnlichen Publicum für Solidität des Urtheils."

Die letzte Bemerkung in diesem Urtheil über Johnson ist von besonderem Klang, vornehmlich aus englischem Munde, da auch die neuere englische Kritik Seiten darbietet, welche noch sehr stark nach dem sterilen Herausgeber des „Rambler" schmecken. Für den wahrhaft geistreichen und poetischen Menschen, namentlich aber für den deutschen Kritiker ist es noch viel zu wenig gesagt; denn Samuel Johnson in seiner Kritik ist ein Mann, über den man nicht hart genug sich ausdrücken kann. Wenn man so seine Noten und sonstigen ästhetischen Urtheile durchläuft, die er der damaligen gelehrten Welt in Altengland systematisch vorsetzte, so ist es beinahe, als habe er sein Privilegium und vorzüglichstes Vorrecht darin gesucht, von jedem tiefen und bedeutenden Gegenstande allemal das Dümmste zu sagen. Liegt z. B. eine vorzüglich schöne, tiefpoetische und inhaltvolle Stelle Shakspeare's vor, aus welcher der rechte Kern und die geheimnißvolle Fülle herauszuempfinden und sich mit liebevoller Behaglichkeit klar zu machen, wol auch dem nicht par excellence kritischen Gemüth gelingt, so fällt es allerdings schon schwer, die übrigen alten Glossatoren Mann für Mann die Revue passiren zu lassen, und es ist nicht immer ersprießlich, was N. Rowe, A. Pope, Theobald, sogar Stevens, der sonst nicht übel ist, dazu meinen; ja, es beginnt Einem wol ganz unheimlich zu werden, wenn nun der breite Malone seinen Mund aufthut und nach vielem Kreisen eine Maus gebiert, oder der steife, pedantische Dr. Warburton mit rechtem Pathos seine Perücke schüttelt — aber aller Spaß hat wirklich und wahrhaftig ein Ende und alle poetische Courage möchte Einem zu Wasser werden, wenn endlich der breitschultrige Samuel Johnson mit seinem schweren Geschütz vom allereigenthümlichsten Kaliber vorgerückt kommt. Das Kartätschenfeuer seines Wortschwalls greift die Nerven an, die Langeweile seiner Reflexionen erstickt beinahe in der eignen Seele das Saamenkorn der bessern Erkenntniß. Je schöner, je einfach-poetischer die Stelle ist, desto bornirter — darauf kann man sicher rechnen — ist Johnson's Urtheil. Es gibt deren, die nicht alberner und plumper hätten ausfallen können, wenn man einen Preis darauf gesetzt hätte. Es ergreift Einen zuweilen, wenn man dieser absoluten, aber prätentiösen Incapacität zuhört, ein wahrer cholerischer Ingrimm über einen solchen Kritiker, in dessen hohlem Innern auch nicht ein poetischer Funke vorhanden war.

Gut ist, was Mackintosh über Hogarth sagt, den er in Ehren hält, obgleich er sonst kein entschiedener Verehrer der direct auf moralische Resultate ausgehenden Kunst ist. Er hält es im Allgemeinen mit der idealischen Schule und schreibt dieser in noch höherm Maße sittliche Wirkungen zu. „Sollten denn nicht", ruft er aus, „die erhabenen Leidensgestalten des sterbenden Erlösers in vorzüglichem Sinne den Dulder Standhaftigkeit und geduldiges Ausharren lehren? Haben denn etwa die heiligen Familien das häusliche Leben nicht veredelt und die Innigkeit der Familienneigung nicht gesteigert? Der zarte Genius der christlichen Moralität hat, sogar in seinen schwächlichsten Perioden und Zuständen, die Mutter und das Kind zum höchsten Gegenstand zärtlicher Verehrung gemacht." Über Hogarth heißt es so: „Dieselben Umstände zu derselben Zeit lenkten damals sowol den Pinsel, als die Feder der Wirklichkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens zu. Hogarth trat auf mit Richardson und Fielding. „Der Weg des Liederlichen" ist eine Novelle auf Leinwand. (Dies ist vielleicht das Schönste und Treffendste in wenigen Worten, was über dies Meisterstück Hogarth's gesagt ist.) Die deutschen Maler hatten früher Familienstücke und Scenen aus dem gewöhnlichen Leben gemalt; aber diese hatten keine prädestinirte moralische Tendenz; was sie gaben, war mehr eine Scenerie, als eine Geschichte des wirklichen Lebens. Sie waren Meister in dem Mechanismus ihrer Kunst; diese Meisterschaft fehlte Hogarth gänzlich. Er besaß dafür eine ungemeine Lebhaftigkeit der Sinne und eine schnelle, man könnte sagen eine pfeilgeschwinde Auffassung für das Lächerliche; dagegen besaß er auch wieder ein gutes Theil Plumpheit und Vorurtheil im Gegensatz zur feinern Empfindung. Er speiste einst in der Gesellschaft Gray's bei Horaz Walpole, der sich zwischen Beide setzte und darüber scherzte, daß er nun zur Rechten die Tragödie und zur Linken die Komödie habe. Allein die Tragödie und die Komödie nahmen voneinander nicht die geringste Notiz; denn sicherlich entsetzte sich der Dichter über den Maler, und dieser lachte über jenen. Mit Johnson verstand sich Hogarth schon besser, denn Beide hatten Das miteinander gemein, daß sie ein paar sehr unpoetische Menschen und sehr halsstarrige Naturen waren, die sich schämten zu gestehen, woran es ihnen fehlte, und um ihre poetische Blöße zu decken, sich gegen Leute, die ihnen hätten aus der Noth helfen können, barsch betrugen." 71.

Literarische Notizen.

Friedrich Soulié hat eine Reihe von „Romans historiques du Languedoc" begonnen, in welchen Dichtung und Geschichte miteinander verschmolzen sind und die von dem Talent wie von den Studien und der glücklichen Auffassungs- und Darstellungsgabe des Verf. auf gleiche Weise zeugen. Die Abtheilungen: „Les Celtes", „Les Gaulois" und „Les Chrétiens", obschon im Einzelnen sehr verdienstlich, sind nicht so gelungen als „Les Romains", welche die französische Kritik als trefflich auszeichnet. — Der Roman: „La couronne de bluets", von A. Houssaye, einem jungen, bisher unbekannten Schriftsteller, hat wegen des nur zu sichtlichen Strebens des Verf. nach Originalität und einer gewissen Excentricität minder Anerkennung gefunden.

Von dem bekannten Baron Eckstein ist kürzlich in Paris erschienen: „De l'Espagne dans le présent, le passé, l'avenir." 4.

Hierzu Beilage Nr. 15.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 15. 19. September 1836.

Geschichte des preußischen Staats von Ernst Helwing. Erster Band. Der zweiten Abtheilung erste und zweite Lieferung. Lemgo, Meyer. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.*)

Man erzählt von einer großen öffentlichen Bibliothek, daß die Eckfenster ihres Gebäudes durch einen Bau in der Nachbarschaft verdeckt wurden. Nun führten jene Fenster grade zu den Bücherbehältern, welche die vaterländische Geschichte enthielten, sodaß nur mittels Laternen davon Gebrauch zu machen war. Wir wollen nicht entscheiden, inwiefern dieses Anekdötchen auf die Geschichte des preußischen Staats paßt, aber nicht verschweigen, daß es in neuern Zeiten an rüstigen Bearbeitern derselben nicht mangelte, obgleich die epidemische Sucht der Lobrednerei den Ertrag jener Bemühungen verminderte. Verschwiegen darf indeß nicht werden, daß die hierher gehörigen neuerlich begonnenen und erschienenen Geschichtswerke, Biographien, Monographien, Denkwürdigkeiten ꝛc. das Material der preußischen Geschichte bereichert und dem künftigen Geschichtschreiber dankenswerthe Gaben mitgetheilt haben.

Von obengenannter „Geschichte des preußischen Staats", deren erste Abtheilung früher in d. Bl. angezeigt wurde, liegt nun der erste Theil, welcher mit dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund schließt, vor. In der Vorrede der zweiten Abtheilung spricht sich Hr. H. über den Plan seines Werkes und über die Anfechtungen, welche dessen erste Abtheilung gefunden hat, aus. „Die Grundlage der höhern geschichtlichen Macht des preußischen Staats", so sagt er, „ist eine doppelte: die eine ist politischer, die andere religiöser Natur. Die erste dieser Grundlagen ward durch das erfolgreiche Streben der Markgrafen von Brandenburg gelegt, im Kampfe für die Beschirmung des nordöstlichen Deutschlands während des sichtbar beginnenden Verfalls des heiligen römischen Reichs eine kräftige, geschlossene und selbständige deutsche Herrschaft in den Ebnen an der Ostsee zu begründen; die zweite beruht darin, daß die brandenburgischen Kurfürsten der kirchlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts sich anschlossen, zu Vertretern der evangelischen Kirche sich erklärten und ihre Macht zum Mittelpunkte und zum Schilde des protestantischen Deutschlands erhoben. Dieser zweifachen Grundlage nach gehört der preußische Staat wesentlich und durchaus zur modernen Zeit; seine Wurzeln erstrecken sich zwar in das Mittelalter hinein, aber seine geschichtliche Bedeutung hat er erst dadurch erhalten, daß er seit dem offenen Hervortreten des in allen Kreisen des Lebens schon lange vorbereiteten Bruches auf das Entschiedendste dem Geiste des Mittelalters den Abschied und der neuen Richtung Raum gab." Die Klippe der Planlosigkeit und des Mangels an innerer Einheit, von denen die meisten frühern Bearbeitungen nicht freizusprechen sind, hat Hr. H. zu vermeiden gesucht; aber damit ist noch nicht Alles geschehen; vielmehr verlangt es genaue Untersuchung, ob der Mangel an geschichtlicher Einheit nicht in der Aufgabe selbst liegt, sodaß die Geschichte der einzelnen Regenten und der von ihnen regierten einzelnen Länder in einem dem Gegenstande der Darstellung aufgedrungenen Plane durch scheinbare Einheit gefährdet werden. Der Verf. hat Gegner gefunden, deren Ausstellungen sich nicht darauf beschränken, nicht einverstanden zu sein, „daß der brandenburgisch-preußische Staat, wenn er Das werden wollte, was er geworden ist, in seinem Ursprunge sich als der natürliche Feind Östreichs verhalten, daß er seine ganze Macht auf den Protestantismus, d. h. auf die gesammte, seit der Reformation und durch dieselbe anhebende moderne geistige Bildung stützen müsse". Der Beweis, daß Individuen, Regenten und Staaten Das werden wollten, was sie geworden sind, ist mehrentheils unmöglich zu führen, um so vorsichtiger muß der Geschichtschreiber mit der Aufstellung solcher Behauptungen sein. Es ist hier nicht der Ort, die Triplik oder Quadruplik zu dem literarischen Streite zu schreiben, welchen Hr. H. gegen die Herren Prof. Leo und Stenzel erhebt, weil sie mißbilligende Recensionen seines Werkes schrieben. Er fodert letztgenannten Schriftsteller heraus, sich unumwunden darüber auszusprechen: „ob in unserm Werke, namentlich in der zweiten Abtheilung, in welcher wir uns nicht so, wie in der ersten, hauptsächlich auf die über alles Lob erhabenen Arbeiten Wohlbrück's (?) stützen konnten, so gar nichts Neues und Eigenthümliches enthalten sei, wie Hr. Stenzel gern möchte glauben machen? Wir hoffen wenigstens, daß unser Buch keine so kläglichen Ergüsse eines provinzialen Patriotismus enthalte, als mit denen unser Gegner längst widerlegte Märchen, wie z. B. das vom Pseudowaldemar, als wahre Geschichte aufzustutzen versucht hat" u. s. f. Solche Leidenschaftlichkeit, welche ihren Grund in verletzter Eitelkeit zu haben scheint, weckt keine vortheilhaften Erwartungen für die Unparteilichkeit des Geschichtsforschers, wie die Verweisung auf den Pseudowaldemar von wenigem polemischen Geschicke zeigt. Bei der Zusammenstellung der Thatsachen über den abenteuerlichen Waldemar mag die Wahrscheinlichkeit dafür reden, daß er ein Betrüger war; indeß fehlt es nicht an verbürgten Thatsachen, welche Zweifel für die entgegengesetzte Meinung zulassen. Man lese nur die einfache Erzählung des Vorfalles z. B. in Gallus' „Geschichte der Mark Brandenburg", Band 1, S. 294 fg. nach und wird dem nach kritischer Quellenprüfung redenden Luden („Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten", Theil 2, Abtheilung 2, S. 458) beistimmen, welcher von dem „räthselhaften Waldemar" redet. Die bescheidene Foderung des Verf., ihm einzuräumen, daß in seinem Werke manches Neue und Eigenthümliche enthalten sei, mag zugestanden werden, ohne daß dadurch eine höhere Werthanerkennung begründet ist; doch darf ihm das Verdienst nicht streitig gemacht werden, den Begriff einer Geschichte des preußischen Staates richtig aufgefaßt und deren Bereich bedeutend erweitert zu haben, indem er nicht blos Regenten-, sondern auch Landesgeschichte erzählt und Hierhergehöriges, oft noch Unbekanntes, beibringt. Dieses findet sich besonders bestätigt in der dem politischen Verhältnisse der Marken seit dem Erlöschen des askanischen Hauses bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts gewidmeten Entwickelung. Hier wird von den Municipalitäten, vom Landklerus, von den drei Ständen in ihrer Vereinigung als landschaftliche Corporation und von landesherrlicher Gewalt berichtet. Nicht selten trifft man auf Darstellungen, wornach aus sehr vereinzelten Daten auf die systematische Durchführung von Erscheinungen, die zu Preußens Verherrlichung dienen sollen, geschlossen wird: so bei der Erzählung von einem im 16. Jahrhunderte in der Mark Brandenburg geschaffenen neuen Befestigungssysteme (S. 984 fg.). S. 983 heißt es: „Als die Reformation der Kirche einen offenen Bruch zwischen dem Kaiser und den Reichsgliedern bewirkte, war der Kurfürst von Brandenburg nicht der schwächste unter den Reichsständen, welche von jenem Streben beseelt waren. Mit Klugheit, mit Besonnenheit und Milde schlossen sich die Beherrscher Brandenburgs der neuen Richtung an; sie fochten nicht mit denjenigen Vertretern des Protestantismus, welche das Panier der Empörung gegen den Kaiser ergriffen. Als dieser, auf sein Recht gestützt, zuerst die Sache auf die Spitze stellte, gaben sie dem Kaiser, was des Kaisers war; aber als derselbe, seines Sieges froh, über sein Recht hinauszuschreiten trachtete und sich selbst statt des Reiches setzte, rüsteten sie sich zum Schutze und zur Rettung des Reiches, welches damals dem Wesen nach nicht mehr von Östreich vertreten wurde, gegen den

*) Vgl. Beilage Nr. 7 d. Bl. f. 1834. D. Red.

Kaiser. Die ernestinischen Sachsen hatten durch ihre Unbesonnenheit den Kurhut verloren; dieses warnende Beispiel spornte jetzt die Brandenburger an, alle ihre Thätigkeit dahin zu richten, daß der Kaiser, wenn sein Umsichgreifen einst einen Bruch unvermeidlich machen sollte, auf dem Boden der Mark kein Mühlberg finde. Die beiden Festungen Küstrin und Spandau sind demnach ursprünglich, dem Sinne der Erbauer nach, im Verhältnisse zu den kirchlichen Bewegungen des 16. Jahrhunderts, nichts als Schutzburgen des Protestantismus; in ihren Beziehungen zum Reiche aber erscheint die eine wie die andere wesentlich als Trutzöstreich. Die Anlage beider bildet daher in der That den Anfangspunkt der Bestrebungen der brandenburgischen Kurfürsten, in Deutschland ein neues Reich zu gründen, seitdem Östreich sich außerhalb des Reichs gestellt hatte, seitdem dasselbe nicht mehr eins mit dem Reiche war, seitdem der Norden Deutschlands ein neues deutsches, Östreich aber mit einem Theile des Südens das alte römische Reich wollte."

Daß hier scharfsinnige Combinationen zusammengereiht sind, wollen wir nicht verneinen, nur können wir sie nicht gelten lassen als Geschichte. Welchen Titel man aber dem Helwing'schen Werke zugestehen mag, die meisten Leser werden der Fortsetzung desselben mit Vergnügen entgegensehen. 25.

Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer von Friedrich Kries. Zweiter Band. Mit zwei lithographirten Tafeln. Leipzig, Dyk. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir haben unsere Leserinnen, die etwa zu den Vorlesungen des Herrn Professor Kries sich versammeln wollen, schon davon avertirt*), daß sie auch zahlreiche Herren in dem Hörsaal treffen werden, obgleich derselbe nach dem Anschlag nur für Frauenzimmer bestimmt scheint. Es bleibt zweifelhaft, ob die Affiche irrig, oder ob der vortragende Professor im Irrthum ist. Soviel ist gewiß, daß Jedermann die 45 Vorlesungen auch dieser zweiten Abtheilung anhören kann, ohne daß es ihm bemerkbar zu werden braucht, daß zu und für Frauenzimmer gesprochen wird. Höchstens kann das sichtbare Streben nach außerordentlicher Verdeutlichung, die mehr in die Breite als in die Tiefe geht, es merken lassen, daß der Vortragende sich dem schönen Geschlechte gefällig zu machen sucht. Hr. Kries holt die Kerne der Naturwissenschaft aus den harten mathematischen Schalen, an denen sich die schönen Zähne nicht gern stumpf beißen, heraus und richtet sie zu höchst bequemem Genuß in flüssiger Gestalt an. Die Zähne werden geschont, aber feine Gaumen werden meinen, daß bei der Speise Salz und Gewürz etwas sehr gespart sei. Und wie gesagt, obgleich der Titel ausdrücklich erklärt, daß Hr. Kries seine Zähne nur dazu hergebe, um für Frauenzimmer Nüsse aufzuknacken, so kann er doch voraussehen, daß an dem Mahl, das er ohne alle andere Geschlechtsunterscheidung auf offenem Markte angerichtet hat, auch eine Menge Herren Theil nehmen werden, die zu bequeme oder zu stumpfe Zähne haben, um die harte Kost mathematischer Wissenschaft zu genießen. Soll ein Buch für Frauenzimmer geschrieben sein, so muß der ganze Ton und der gesammte Inhalt nach dem schönen Geschlecht individualisirt sein; zu Damen spricht man anders und über Anderes als zu Männern. Wenn ein Mann Fontenelle's „Entretiens" liest, so muß er's bei jeder Zeile merken, daß Fontenelle es nicht mit ihm zu thun hat, sondern mit einer Dame.

Also entweder ist das Buch des Hrn. Kries nicht gut, denn es erfüllt seinen Zweck nicht; oder das Buch ist gut, aber es ist ihm ein falscher Titel vorgehängt worden. Wir müssen uns fürs Letztere entscheiden. Das Buch ist ein Kind der Euler'schen „Briefe an eine deutsche Prinzessin". Hr. Kries hatte diese „Briefe" übersetzt, die Übersetzung war vergriffen, die sehr achtbare Verlagshandlung verlangte eine neue Auflage; da setzte Hr. Kries ein neues Werk an die Stelle des berühmten, aber alten (denn die Naturwissenschaft läßt ihre Bücher nicht lange jung), und für die princesse d'Allemagne substituirte er das schöne Geschlecht überhaupt. Das Letztere war ein Mißgriff, zu dem der Titel des Euler'schen Werks verleitete. Denn die Naturlehre des Hrn. Kries ist nicht speciell für Damen zubereitet, sondern sie trägt nur im Gegensatze zu einer wissenschaftlichen Darstellung den Charakter einer allgemeinen Popularität. Wer eine allgemein faßliche Belehrung haben will, der findet sie hier; er mag Mann oder Frau sein, das ist ganz einerlei. Nur kann man von dem Buche sagen: es ist so populair, daß es selbst Frauen verstehen können. Diese große Deutlichkeit der Darstellung, das Vermeiden alles unnützen gelehrten Schnitzwerks, die große Enthaltsamkeit bei der größten Versuchung zu eignen Hypothesen, das kalte Vorüberfahren vor den reizenden Sirenenfelsen physikalischer Wunder und Geheimnisse, — das Alles sind große Vorzüge des Buches. Wer für des seligen Brandes treffliche „Vorlesungen über Naturlehre" aus Bequemlichkeit oder aus Unvermögen, noch um eine Stufe zu niedrig steht, dem können wir kein geeigneteres Buch zur Selbstbelehrung empfehlen als eben das des Hrn. Kries. Daß man sich dabei vor etwas Trockenheit und Breite nicht allzusehr scheuen dürfe, darüber ist schon bei der Anzeige des ersten Bandes gesprochen worden.

Dieser zweite Band verbreitet sich über die physische Beschaffenheit des Erdkörpers. Das Meer wird zuerst betrachtet, die noch nicht ergründete Tiefe desselben, der Druck des Meeres, der in 4800 Fuß Tiefe auf einem Walfisch so schwer lastet als 60 der größten Kriegsschiffe mit voller Bewaffnung und Bemannung, und dergleichen mehr. Das Leuchten des Meeres leitet der Verf. durchaus von dem Vorhandensein zahlloser leuchtender Thierchen im Meere her, selbst das Funkensprühen der Ostsee, das sich oft bei jedem Schlag in dieselbe zeigt, und den leuchtenden Streif, den ein segelndes Schiff in seiner Spur zurücklässt, schreibt er solchen leuchtenden Seethierchen zu. Er beruft sich dabei auf die Beobachtung, die schon Forster am Vorgebirge der guten Hoffnung anstellte. Doch möchten wir nicht alle diese Erscheinungen ohne die Annahme eines von solchen Thierchen unabhängigen phosphorischen oder elektrischen Leuchtens erklären. Von der Temperatur des Meeres sagt der Verf., daß sie im Allgemeinen mit der Tiefe immer niedriger werde. Es ist bekannt, daß man oft geglaubt hat, die äußersten Tiefen des Meeres seien wie die höchsten Spitzen der Gebirge mit ewigem Eis bedeckt, und auch des Verf. Meinung würde zu diesem Schlusse führen. Doch scheint die Beobachtung, daß die Temperaturabnahme des Meeres mit der Zunahme der Tiefe immer unmerklicher wird, und vielleicht auch die Erscheinung, daß im Polarmeer die Tiefe des Meeres eine höhere Temperatur zeigt als die Oberfläche, auf die Vermuthung zu führen, daß in der äußersten Tiefe des Meeres, die bisjetzt nicht ergründet ist, die Temperatur vielleicht wiederzunehme. Die Annahme einer eigenthümlichen Wärme des Erdkörpers könnte damit in Einklang gebracht werden. Ellis will diese Wiederzunahme der Temperatur in noch größern Tiefen des Meeres wirklich beobachtet haben. Über die merkwürdigen Strömungen des Meeres enthält sich der Verf. aller Erklärungen. Eigen ist es, daß derselbe von der Beschreibung des Meeres Gelegenheit nimmt, eine Vorlesung über das Thermometer zu halten, was wol an einem andern Orte hätte geschehen sollen. Auch überrascht es, daß später bei Gelegenheit der Quellen gleich vom Wasserstoffgas, der Sumpfluft, der Gasbeleuchtung, den Platinafeuerzeugen u. s. w. gesprochen wird. Die Davy'sche Rettungslampe, die vor dem Wasserstoffgas in Bergwerken schützen soll, hält der Verf. für ein untrügliches Sicherheitsmittel, wobei wir bemerken müssen, daß in England durch das Gas in Bergwerken fast mehr Unglücksfälle geschc-

*) Bei der Anzeige des ersten Bandes in Nr. 155 d. Bl. f. 1834. D. Red.

hen sein sollen, seitdem die Davy'sche Lampe eingeführt worden ist, als früher, was freilich mehr auf Rechnung der durch das Vertrauen auf die Lampe erhöhten Unvorsichtigkeit zu schreiben, als der Unvollkommenheit der Davy'schen Erfindung beizumessen sein mag.

Hr. Kries huldigt noch unbedingt der Meinung von ungeheuern Umwälzungen und allgemeinen Überschwemmungen, von welchen die Erde periodenweise betroffen worden sei. Die Meere, glaubt er, seien durch giftige Stoffe — man könne nicht wissen, wie — erfüllt worden, wodurch die ganze lebende Meerwelt habe untergehen müssen. Und nicht sehr galant gegen seine Zuhörerinnen ist es, daß er ganz unumwunden sagt, es sei wol zu glauben, daß die Natur bei ihrem sichtbaren Streben nach Vollkommenerm auch die jetzige Schöpfung werde untergehen lassen. Das Geschlecht der Menschen werde vergehen und Geschöpfe noch höherer Art seine Stelle einnehmen, die Erde werde nicht stets der Schauplatz menschlicher Gebrechen und Thorheiten bleiben. Ganz ausdrücklich aber für den schönen Theil des Auditoriums berechnet, scheint die Erwähnung der Kraftsuppe, welche ein Apotheker in Strasburg aus Mammuthsknochen vom Ohio bereitete und seinen Gästen beim Mahle aufsetzte. Bei der Behauptung, daß die Erde eine Veränderung der Temperatur erlitten habe, hätte übrigens der Verf. wol auch seinen Damen eine Erklärungshypothese anvertrauen dürfen, sei es nur die, daß ein Komet die Erde halb umgestoßen habe, oder die, daß die anfänglich glühende Erdkugel sich allmälig abkühle. — Interessiren wird die Leserin das „himmlische Bette" des Engländers Graham, welches bei Gelegenheit der elektrischen Erscheinungen geschildert wird. Eine Nacht, welche man in diesem Bette, fortwährend umschwemmen und geprickelt von einer elektrischen Atmosphäre, unter zauberischer Musik, in einem Meer von Wohlgerüchen und in magischem Helldunkel zubrachte, kostete 50 Guineen. Die Herstellung des Bettes soll 16,000 Guineen gekostet haben. Bei den magnetischen Untersuchungen wird die Leserin das Muster weiblicher Naturforscher, die treffliche Lady Sommerville, treffen, wie sie mit dem violetten Lichtstrahl kleine Nadeln magnetisch macht.

Am Ende dieses zweiten Bandes, welchem noch ein dritter folgt, findet sich eine „Einschaltung" vom Schalle, welche diesen interessanten Gegenstand sehr ansprechend behandelt. 26.

Der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeineren militairischen Beziehungen dargestellt von P. F. Stuhr. Lemgo, Meyer. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Während die frühern Bearbeitungen der Geschichte des siebenjährigen Krieges es sich fast ausschließlich zur Aufgabe machen, die kriegerischen Begebenheiten und den öffentlichen Inhalt desselben darzustellen, so ist es dagegen der Hauptzweck dieser neuen Bearbeitung, das innere geheime Getriebe, welches in den Verhältnissen jenes Krieges waltete, zu enthüllen und insbesondere darzuthun, daß Friedrich II., wieviel Geist, Kraft und Einsicht er auch im Laufe desselben entwickelt haben möge, doch eigentlich und hauptsächlich dadurch vom Untergange gerettet worden sei, daß die Verbündeten Östreichs gar nicht die ernstliche Absicht gehabt haben, ihm denselben zu bereiten, daß sie nicht sowol aus eigner, unmittelbar gegen Preußen gerichteter feindseligen Gesinnung als vielmehr zur Erreichung anderweitiger Zwecke an dem Kriege theilgenommen, und daß sie nur den Schein einer eifrigen Mitwirkung zur Ausführung der Plane Östreichs angenommen haben. Mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn sucht der Verf. diese Ansicht besonders in Beziehung auf Frankreich durchzuführen und zu begründen. Indem er den Beweggründen, aus denen man bisher die Verbindung Ludwig XV. zu erklären pflegte, nur einen untergeordneten Einfluß zugesteht, ist er der Meinung, daß dieser König zu derselben vornehmlich durch die Furcht bestimmt worden sei, Östreich möchte Frankreich während des Seekrieges mit England auf dem Festlande bedrohen, wenn er sich nicht mit jener Macht befreunde; daß Ludwig zunächst und auch während des Verlaufs des siebenjährigen Krieges keine andere Hauptabsicht gehabt habe, als jene Macht während seines Krieges mit England in Parteilosigkeit zu erhalten, daß er selbst bei dem engern, im J. 1758 geschlossenen Bündnisse nur den Zweck gehabt habe, sich Östreichs Freundschaft für den Augenblick zu erhalten, daß Ludwig selbst durch geheime Verhaltungsbefehle die Unternehmungen seiner Generale gehemmt habe und daß sich nur aus solchen Umständen die im Verhältnisse zu der Stärke der französischen Kriegsmacht sehr geringfügige Thätigkeit derselben erklären lasse. Obwol wir einräumen müssen, daß der Verf. nur eine solche Widerlegung oder Beschränkung seiner Ansichten als vollgültig anerkennen kann, welche sich auf ein ebenso umfassendes und gründliches Quellenstudium wie diese stützt und welche ihn Schritt vor Schritt durch seine Beweisführung begleitet, so müssen wir uns doch hier darauf beschränken, nur einige Bedenken aufzustellen. Abgesehen davon, daß die von ihm angeführten Zeugnisse zum Theil wol nicht so unbedingten Glauben verdienen möchten, als er ihnen beilegt, bleibt er auch noch den Beweis schuldig, daß Frankreich in der That einen Angriff von Seiten Östreichs zu Gunsten Englands hätte erwarten müssen, wenn es sich nicht in die Foderungen des wiener Cabinets ergeben hätte. Wahrscheinlich ist dies wenigstens nicht, da der östreichische Hof viel zu sehr mit dem Gedanken der Wiedereroberung Schlesiens beschäftigt war, als daß er denselben einem nur zur Unterstützung Englands unternommenen Kriege mit Frankreich hätte aufopfern mögen, und wäre es der Fall gewesen, so war Frankreich doch nicht so tief gesunken, daß es nicht hätte wagen dürfen, Kaunitz's gesteigerte Foderungen zurückzuweisen, und grade die von Friedrich II. gewünschte Erneuerung des mit diesem Fürsten im J. 1744 geschlossenen Bündnisses wäre das geeignetste Mittel gewesen, um sich gegen einen solchen Angriff zu sichern. Unglaublich ist es ferner, daß Ludwig XV., nur um jenen Zweck zu erreichen, nur zu einer mehr scheinbaren als ernstlichen Theilnahme am Kriege so kostspielige Rüstungen gemacht und so bedeutende Mittel aufgewandt, zumal dadurch eine kräftigere und erfolgreichere Führung des Krieges gegen England verhindert wurde, und daß er selbst den französischen Waffen Ruhmlosigkeit und sogar Schimpf und Schmach bereitet habe. Mochte man am versailler Hofe auch im Ernste nicht an eine Verpflichtung Frankreichs, Östreich wieder zum Besitze Schlesiens zu verhelfen, denken, so mußte man doch die Eroberung des Kurfürstenthums Hanover wünschen, und schwerlich würde Frankreich freiwillig auf dieselbe verzichtet haben. Indem aber der Verf. neben dem obigen, von ihm angegebenen Beweggrund Ludwig XV. zur Theilnahme am siebenjährigen Kriege noch einen zweiten stellt, nämlich die Absicht, das Kurfürstenthum Sachsen in ungeschwächter Macht aufrecht zu erhalten, so erscheint es noch unbegreiflicher, daß er selbst durch Hemmung der Unternehmungen seiner Armeen die Ausführung dieser Absicht sollte verhindert haben. Allerdings mag die Gesinnung einzelner einflußreichen, dem östreichischen Bündnisse abgeneigten Personen im französischen Cabinet wie in der französischen Armee die mögliche Benutzung der Überlegenheit der französischen Kriegsmacht in Beziehung auf die Zahl verhindert und dem Gegner Vertheidigung und Sieg erleichtert haben; allein daß der König von Frankreich selbst und absichtlich dazu mitgewirkt, davon hat uns der Verf., obschon er wol nichts unbenutzt gelassen hat, was zur Unterstützung seiner Ansicht dienen kann, nicht zu überzeugen vermocht. Noch weniger können wir uns die Meinung aneignen, welche er über die Veranlassung und die Weise der Theilnahme Rußlands am siebenjährigen Kriege aufstellt: daß nämlich die Kaiserin Elisabeth nicht sowol aus Eifersucht auf Preußens wachsende Macht, aus persönlicher Animosität gegen Friedrich II., oder zu dem Zwecke, Eroberungen für sich zu machen oder die

Wiedereroberung Schlesiens zu befördern, sich zunächst mit Maria Theresia verbündet habe, sondern vielmehr in der Absicht, sich des Beistandes derselben für den Fall zu versichern, daß Preußen wegen Kurlands oder wegen der polnischen Verhältnisse eine drohende Stellung annehmen würde, daß selbst nach der spätern, 1760 zwischen Rußland und Östreich geschlossenen Allianz, in welcher Ostpreußen zur Entschädigung für ersteres bestimmt wurde, eine wirklich feindselige Gesinnung gegen Preußen in Petersburg keineswegs die herrschende gewesen, daß Rußland nur zum Schein Anstalten für einen Vernichtungskrieg gegen diesen Staat gemacht habe. Da der Verf. wegen des Mangels an Materialien für diese Meinung weniger Zeugnisse als für die in Beziehung auf Frankreich aufgestellte Ansicht anführen kann und sich mehr auf Vermuthungen und Folgerungen beschränken muß, so wird es uns um so eher hier gestattet sein, Folgendes dagegen zu bemerken: der Fall, daß Preußen in den Angelegenheiten Kurlands und Polens den Absichten Rußlands ernstlich entgegentreten würde, war, zumal Friedrich II. vor Allem auf die Befestigung des Besitzes Schlesiens bedacht war und ebendeshalb nicht wünschen konnte, Rußland gegen sich zu reizen, unwahrscheinlich und wenigstens entfernt, sodaß es nicht glaublich erscheint, daß Elisabeth nur auf die Möglichkeit eines solchen hin am siebenjährigen Kriege, und zwar mit einem so großen Aufwande von Kräften sollte theilgenommen haben; der Verlauf der Begebenheiten, in welchem der Verf. eine Bestätigung seiner Meinung findet, läßt sich unseres Bedünkens hinlänglich aus der Beschaffenheit der russischen Kriegsmacht und der Schwierigkeit der Unterhaltung derselben, aus dem Charakter der commandirenden Generale und deren geringer Übereinstimmung mit den östreichischen, aus Friedrich II. Kriegsführung und der Achtung, welche auch der besiegte König noch einflößte, erklären, und wenn auch auf die Handlungsweise der russischen Generale bisweilen die Kenntniß von der Gesinnung des Thronfolgers eingewirkt hat, so ist doch die Annahme, daß die Kaiserin selbst durch geheime Verhaltungsbefehle die Unternehmungen derselben beschränkt habe, ebenso unnöthig als unwahrscheinlich, zumal da sie, wie der Verf. selbst überzeugt ist, bei ihrer Theilnahme am Kriege auch die Absicht gehabt hat, dem Könige von Polen wegen seines Kurfürstenthums Schutz zu gewähren. Dem Einwurfe, daß das Einzelne der Kriegsbegebenheiten nicht überall mit gleichmäßiger Ausführlichkeit behandelt sei, entgegnet der Verf. sogleich in der Vorrede, daß überhaupt dem allgemeinen, in dem Buche verfolgten Zwecke gemäß den Einzelnheiten nur insofern Aufmerksamkeit hätte gewidmet werden dürfen, als die Erwähnung derselben zur Begründung oder Bestätigung des im Allgemeinen durchgeführten Hauptgedankens dienen könnte. Diese Entgegnung läßt es nicht auffallend erscheinen, daß er besonders bei der Darstellung der Unternehmungen der Franzosen verweilt; indeß müssen wir es doch bedauern, daß es ihm bei seiner genauen Kenntniß des Gegenstandes nicht gefallen hat, auch in den übrigen Theilen des Krieges durchgehends das eigentlich Entscheidende wenigstens bei den wichtigern Ereignissen hervorzuheben, daß er Friedrich II. eignen Thaten fast nur dann eine nähere Betrachtung widmet, wenn sie ihm Veranlassung zu einer tadelnden Kritik geben, und daß z. B. die Schlachten bei Prag und bei Collin in vier Zeilen abgefertigt werden, während über den auf diese letztere folgenden Rückzug der Preußen aus Böhmen auf ebenso vielen Seiten gesprochen wird. 19.

Kritik des Armenwesens von J. Hansen. Altona, Aue. 1834. Gr. 8. 18 Gr.

Der Verf. ist Prediger zu Nottmark auf Alsen, stand vorher zu Ballum unweit Tondern und ward dort beauftragt, eine Anordnung für das neuerrichtete Arbeitshaus zu entwerfen. An seinem jetzigen Wohnorte gelten andere Gesetze und sind die äußern Verhältnisse anders. Er kennt nun aus Erfahrung das Armenwesen, wo es die Gemeinde hart drückt, und wo es ihr noch wenig beschwerlich fällt, was der Immoralität, was den menschlichen Verhältnissen angerechnet werden muß, und hält sich überzeugt, daß zwangsmäßige Versorgung der Armen Armuth hervorbringt und überall aufgehoben werden sollte, obwol auch ihm einige Bestimmungen in Beziehung auf älternlose Kinder, einige Policeiverfügungen und Communalgesetze nothwendig scheinen. Das hat ihn zur Herausgabe der vorliegenden Schrift bewogen, die als das Gutachten eines verständigen Mannes allerdings Rücksicht und von Jedem gelesen zu werden verdient, der auf die Einrichtung des Armenwesens Einfluß hat. Zwar sind wir weit entfernt, seine unbedingte Verwerfung jeder Art gesetzlicher Armenversorgung zu theilen, von deren gewissenhafter und verständiger Handhabung wir vortreffliche Wirkungen gesehen haben, und halten sie, wo nicht ganz besondere örtliche Verhältnisse eintreten, für nothwendig und heilsam. Daß sie nicht Alles und in seinem ganzen Umfange erreicht, was sie bezweckt, hat sie mit jeder von Menschen betriebenen Einrichtung und Thätigkeit, die heiligste nicht ausgenommen, gemein, und die augenblicklich vollkommenste wird bei Veränderung der Zeit und der Umstände einer Abänderung bedürfen. Eine andere Behandlung erfodert das Land, eine andere die Stadt; und ein übervölkerter oder volksarmer Bezirk, eine Verschiedenheit der Preise unentbehrlicher Bedürfnisse und der Arbeit, Überfluß oder Mangel an Wohnungen werden Vorkehrungen erfodern, deren Angemessenheit nicht die wohlwollende Ferne, sondern nur der gesunde Sinn jeder besondern Gemeinde beurtheilen kann, die nur insofern von ihrer vorgesetzten Behörde zu beaufsichtigen ist, daß ihre Gerechtigkeitsliebe nicht in Unbarmherzigkeit, ihre Sparsamkeit nicht in Entziehung des Unentbehrlichen, ihre wohlgemeinten Veranstaltungen nicht in Aufwand ausarten. Doch sehr belehrende Schriften, selbst aus der Heimat und Nachbarschaft des Verf., überheben uns der Nothwendigkeit, diesen Gegenstand ausführlicher zu entwickeln. Nur erinnert uns das Beispiel des menschenfreundlichen Englands zu sehr an die nachtheiligen Wirkungen zu weit getriebener Milde, als daß wir für überflüssig halten sollten, einen Sprecher zu vernehmen, der ausschließlich diese Nachtheile ins Auge faßte und von dem viel zu lernen, wenn auch nicht Alles anzunehmen ist. Einzelne Misgriffe und Übelstände hat er treffend und anschaulich hervorgehoben. Willig treten wir ihm bei, wenn er gutverwaltete Arbeitsanstalten als das wirksamste Mittel anempfiehlt, der Armuth zu steuern und verwahrloste Kinder zu retten, und der Verwaltung größere Gewalt eingeräumt wissen will, als gewöhnlich geschieht. Andere seiner Bemerkungen und Tadel treffen nur die Gesetze und Einrichtungen seiner Provinz, finden aber auch im Einzelnen wahrscheinlich anderswo statt und sind der Erwägung werth. Auch er berührt, was ihm Niemand ableugnen wird, die Heirathen unbegüterter Personen als eine häufige Quelle der Verarmung; nur wird sich diese Quelle nie verstopfen lassen, wenn man nicht ungleich schlimmern, nicht blos sittlichen und bürgerlichen, sondern auch physischen Übeln Thür und Thor öffnen will. Ein Trieb, den die Natur dem Niedrigen und Dürftigen im Volk reichlicher und stärker eingepflanzt hat als dem Hohen und Begüterten, dem unzählige Freuden zu Gebote stehen, während Jener auf eine einzige beschränkt ist, läßt sich nicht gewaltsam ausrotten, ohne alle Menschlichkeit zu verleugnen. Viel Gutes über Arbeitshäuser; doch ist auch das Annehmliche, wie der größte Theil des Buchs, eigentlich nur auf ländliche Anstalten anwendbar. Der Verf. geht in seiner Strenge so weit, nicht einmal Eheleute nebeneinander schlafen zu lassen und der ganzen Anstalt nur zwei Schlafstellen einzuräumen, eine für jedes Geschlecht. — Das Ganze enthält nichts absichtlich Falsches und Entstelltes, lauter Wohlgemeintes, Wahrheiten und Halbwahrheiten, Ausführbares und Unausführbares. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 264. —— 20. September 1836.

Thomas Kantzow's Chronik von Pommern in niederdeutſcher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften deſſelben. Nach des Verfaſſers eigner Handſchrift herausgegeben und mit Einleitung, Gloſſar und einigen Zugaben verſehen durch Wilhelm Böhmer. Stettin, Morin. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Zwei gleichzeitige wichtige deutſche Geſchichtswerke des 16. Jahrhunderts, das eine dem Südoſten, das andere dem Nordoſten unſeres Vaterlandes angehörig, haben ſeit ihrem Urſprunge ſeltſamerweiſe ein faſt gleiches Schickſal erfahren; Fugger's ſogenannter „Spiegel der Ehren des Erzhauſes Öſtreich" und Kantzow's ſogenannte „Pomerania". Hans Jakob Fugger, geb. 1516, verfaßte, noch nicht 40 Jahre alt, ſein öſtreichiſches Ehrendenkmal, beſonders für die Regierung Maximilian I. von Bedeutung, weil er ſich über die letzten Jahre des Kaiſers bei Zeitgenoſſen unterrichten konnte. Das Werk, von den Habsburgern hochgehalten, blieb in den kaiſerlichen Archiven verborgen, bis Leopold I. es durch Siegmund von Birken, Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, erneuern ließ. In der Ausgabe Birken's von 1688 in Folio glaubte man den authentiſchen Fugger zu beſitzen; als ſolchen rühmten ihn Häberlin, Coxe, Johannes Müller; die Thatſachen gingen in alle deutſche Bearbeitungen jener Periode über. Da erhob Leopold Ranke in dem vortrefflichen Büchlein: „Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber", ſeine Stimme, erwies aus ſprachlichen und innern Gründen, aus ſpäter gangbaren Büchern, aus Roo, Pontus Heuterus u. ſ. w., wie wenig im Birken'ſchen „Ehrenſpiegel" vom echten Fugger enthalten ſei, und machte es ſehr einleuchtend, daß der wahre Autor noch unter den kaiſerlichen Handſchriften verborgen läge, während der ſogenannte Ehrenſpiegel nur ein buntes, unquellenmäßiges Flickwerk, eine caſtrirte Geſchichte des Hauſes Habsburg ſei, wie ſie der eigenhändigen Cenſur Leopold's, des ängſtlichen Herrſchers, zuſagte.

Ingleichen arbeitete im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts Thomas Kantzow, ein vor ſeinen Zeitgenoſſen befähigter junger Pommer, mit glühender Neigung an einer Geſchichte ſeiner vergeſſenen und ſich ſelbſt vergeſſenden Heimat, trug aus Traditionen, alten Chroniken, Kloſtermatrikeln, Urkunden und Kanzleiſchriften eine Chronik von Pommern zuſammen, deren Herausgabe er, frühe verſterbend, gleichwol nicht mehr beſorgen konnte. Seine Handſchriften kamen in fremde, berufene und unberufene, Hände, wurden vielfach abgeſchrieben und umgeſtaltet und bildeten unter mehren Titeln den Kern alles Deſſen, was die fleißigen patriotiſchen Liebhaber in ihren handſchriftlichen pommerſchen Chroniken während der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhunderte niederlegten. Thomas Kantzow, als der Herodot der pommerſchen Geſchichte anerkannt und geprieſen von Allen, denen irgend eine der zahlreichen Abſchriften und Überarbeitungen zugänglich war, blieb dem größern Deutſchlande unbekannt, bis H. G. L. Koſegarten im J. 1816, als die Liebe zur deutſchen Vorzeit in allen Ländern unſerer Zunge ſchaffend ſich regte, Kantzow's 14 Bücher der „Pomerania" im Hochdeutſch des 16. Jahrh. in zwei Bänden herausgab. Da ſtaunte alle Welt, daß das alte Pommerland zu Luther's Zeit ſo Köſtliches hervorgebracht habe, welches an Anmuth, Reichthum der Sachen, an frommer Einfalt und klugem Geiſte Allem ſich vergleichen durfte, was das gebildetere ſüdliche und weſtliche Deutſchland in der Art aufzuweiſen hatte; Kantzow ging in die Literarhiſtorie über als muſter-gültige Geſchichtſchreibung des 16. Jahrh. und Pommern hob mächtiglich ſein Haupt. Jetzt nun, nach faſt 20jährigem unverkümmerten Genuſſe, tritt Herr Prof. Böhmer in Stettin, den Freunden vaterländiſcher Forſchung durch unermüdlichen Fleiß in der Zutageförderung und kritiſchen Anordnung pommerſcher Geſchichtsſtoffe rühmlichſt bekannt, mit einer Abhandlung und einer „Chronik von Pommern" von Thomas Kantzow hervor, wodurch er mit dem Scharfſinne des gewandten Philologen und dem Mittelreichthume des glücklichen Sammlers beweiſt: daß das Lob und die preiſende Anerkennung, welche die von Koſegarten herausgegebene „Pomerania" geerntet habe, fälſchlich auf den dermalen bekannten Thomas Kantzow, als auf Eine ſchriftſtelleriſche Perſon und Individualität, übertragen ſei und daß ſein niederdeutſch aus der Urſchrift edirter Autor für ſich den unzerpflückten Kranz der Ehren vindicire.

Soweit ſich mit der Tendenz unſerer Blätter verträgt, wird Ref. die Punkte des an ſich nicht unintereſſanten und in ſeiner Allgemeinheit für literariſche Kritik überhaupt bedeutenden Streites beleuchten, ohne ſich ein voll-

gültiges richterliches Erkenntniß anzumaßen, zu dessen Motivirung diesen Blättern der Raum, dem Ref. der literarische Apparat gebricht.

Herr Kosegarten, welchem immer das rühmliche Verdienst bleibt, Deutschlands Aufmerksamkeit dem vergessenen Geisteswerke zuerst zugewandt zu haben, gleichviel ob es Einer literarischen Persönlichkeit oder einer allmälig entstandenen Collectivverfasserschaft angehört, berichtet in seiner Vorrede, daß er die Urschrift Kantzow's nicht vor sich gehabt habe und an der Möglichkeit der Auffindung derselben zweifle. Dagegen sei die Chronik des Nikolaus von Klemptzen, des Freundes und mitarbeitenden Geistesverwandten Kantzow's, welcher des Verstorbenen literarisches Erbe überkommen und daraus ein neues Werk, dem zwar größerntheils Kantzow's Arbeit zu Grunde liege, aber dennoch Eigenthümlichkeit nicht abzusprechen sei, in vielen Abschriften vorhanden. Herr Kosegarten unterscheidet diese Klemptzen'sche „Pomerania" aus sichern, innern und äußern Merkmalen, und berichtet ferner, daß er sich zu seiner Herausgabe Kantzow's der Handschrift Albert's von Schwarz bediente, der vor 100 Jahren einen Codex der letzten, wahrscheinlich in Wittenberg beendeten hochdeutschen, von der frühern niederdeutschen verschiedenen Überarbeitung in Händen hatte; daß er die dort befindlichen Anmerkungen, als von Kantzow stammend, ohne Bedenken in den Text aufgenommen und die Rechtschreibung „soviel möglich gleichmäßig zu machen gesucht habe"; das weitere kritische Verfahren, wie und wo er die Lücken der verstümmelten Schwarz'schen Handschrift ausgefüllt und mit Beihülfe der Klemptzen'schen „Pomerania" in ein Ganzes verschmolzen habe, wird nur angedeutet.

Aus einem so künstlerischen, wiewol willkürlichen Bestreben, wobei es dem Herausgeber natürlich nicht in den Sinn kam, daß eine aufgefundene Kantzow'sche Urschrift und ein neugewonnener Apparat einen Philologen von Fach einst in den Stand setzen werde, seine Arbeit Schritt vor Schritt zu controliren, ist die „Chronik Pommerns" hervorgegangen, welche mit ungetheiltem Beifalle von der literarischen Welt aufgenommen wurde, ohne daß der Scharfsinn eines Lesers die Zusammensetzung merkte und eine an der Echtheit zweifelnde Stimme die Freude am Gegebenen schmälerte.

Herr Prof. Böhmer nun, welcher die Früchte von 20 forschenden Jahren voraus hat, einer Zeit, die mit dem rüstigsten Eifer pommersche Geschichtsquellen untersuchte, berichtet: während einer dauernden Lecture Kantzow's in allerlei kritische Zweifel gestürzt und zu dem Versuche gereizt worden zu sein, „auf philologischem Wege historische Wahrheit zu ermitteln", da die Hülfsmittel in seltener Vollständigkeit ihm zu Gebote ständen. Beschäftigt mit einer Abhandlung über Kantzow, seien ihm die langvermißten eigenhändigen Fragmente des Autors, die man glücklich auf der von Löper'schen Bibliothek zu Stramehl bei Labes auffand, zu beliebiger Benutzung für den Druck überlassen worden, und hätten den Entschluß in ihm gereift, „mit einer Abhandlung über alles dahin Gehörige den ersten Theil der Fragmente, die niederdeutsche Chronik, bekanntzumachen, zumal da diese neben ihrem selbständigen Werthe einen bedeutenden Zuwachs von geschichtlich Neuem biete". So gerüstet gibt der Herausgeber uns in einer 157 Seiten langen, mit reichem Aufwande von Scharfsinn und Sachkunde ausgestatteten Einleitung erst ein kritisches Verzeichniß einheimischer Geschichtschreiber vor Kantzow, ein dankenswerthes Geschenk für den Forscher auf diesem Gebiete; dann Kantzow's Leben, voll urkundlicher Notizen über des wackern Mannes Wirksamkeit. Aus der rostocker Universitätsmatrikel steht Kantzow's Besuch jener Hochschule vom April 1527 an fest, aus Urkunden sein Eintritt in die herzogliche Kanzlei zu Stettin und Wolgast um 1528. Daß der fürstliche Secretarius 1538, etwa 32 Jahre alt, nach Wittenberg ging, erweist die verglichene alte Matrikel jener Universität. So finden wir auch den edeln fränkischen Ritter Ulrich von Hutten, welcher, ziemlich bettelhafter Gestalt in den Norden verschlagen, die bekannten schimpflichen Drangsale in Greifswald erfuhr, im hiesigen akademischen Album „gratis" verzeichnet. — Mitten unter seinen geschichtlichen Arbeiten zu Wittenberg erkrankte Kantzow tödtlich und starb in der Heimat, zu Stettin, nach einer alten Nachricht am 25. September 1542. Kantzow's Schriften, die freien Erzeugnisse seines Talentes, sind in Ur- und Abschrift auch heute noch vollständig vorhanden, der größte Theil im Autographon, jenen drei Folianten der „Fragmente". Aus dieser vielartigen Sammlung geht hervor, daß Kantzow Jahrelang mit der größten Gewissenhaftigkeit und einem kritischen Kampfe mit sich selbst, z. B. ob er Germanen oder Wenden zu Urbewohnern seines Vaterlandes machen sollte? arbeitete, und daß er sein Werk einer wiederholten Recension unterzog. Den mühsam erworbenen Stoff faßte er zunächst in der niederdeutschen „Chronik von Pommern" zusammen, welche aus dem ersten Bande der „Fragmente" in der gegenwärtigen Ausgabe abgedruckt ist und bis 1536 reicht, also fünf Jahre über die Kosegarten'sche „Pomerania" hinaus. Von nachhaltigem Ernste beseelt, seinem Werke die vollendetste Form zu geben, schmolz Kantzow diese niederdeutsche Chronik, mit rücksichtsvoller Übergehung der Zeitgeschichte, vor der wittenberger Reise in eine ausführlichere hochdeutsche zusammen und verfaßte später, in der Entfernung von Pommern, wahrscheinlich in Wittenberg, eine zweite hochdeutsche Recension, welche nur in der ungenauen Schwarz'schen Abschrift zu Greifswald vorhanden und „bei aller Schätzbarkeit übel geeignet ist, eine fehlende Urschrift zu ersetzen".

(Der Beschluß folgt.)

Romanenschau.

Die Hauptvölker moderner Romantik, Deutsche, Engländer und Franzosen, haben ihre Repräsentanten an den Tisch eines Referenten abgeliefert, der glücklicherweise ein hinlängliches Maß kosmopolitischer Gesinnung besitzt und wohl weiß, daß eine nationelle Ausschließlichkeit und Einseitigkeit in einer an Dampfwagen-, Druckerpressen- und Eisenbahnenbindemitteln so

überaus reichen Zeit nicht geziemend ist. Ich darf wol nicht erst sagen, daß die Franzosen und Engländer ein deutsches Gewand umgehangen haben, das ihnen zum Theil lockerer nachschleppt, als sich mit dem Begriff des schönen Kleidersystems vertragen mag. Dennoch weiß ich nicht, ob es eine heimliche Vorliebe für vaterländische Wissenschaft, Kunst und Romantik ist, wenn ich die deutschen Originalwerke, die zum Theil übermäßig originell sind, dem ersten und ungeschwächten Feuer meiner Kritik aussetze und ins Vordertreffen schicke. Man weiß, wie viele Stöße und Kolbenschläge der Deutsche zu ertragen im Stande ist, und so wird man mich zuvörderst antreffen in der Dämmerung, zwischen Nacht und Morgen, in dem unheimlichen Stollen einer Novellensammlung, deren vollständiger Titel sogleich folgen wird.

1. Nacht und Morgen. Novellen, Phantasiestücke und Lieder von Ferdinand Stolle. Leipzig, Wigand. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der dankbare und hochachtungsvolle Verf. hat sein Büchlein dem Herrn Hofrath Winkler in Dresden gewidmet und seine Widmung mit einigen mystischen Versen begleitet, worin von einem ersten Tone die Rede ist und das Buch als ein hervorgekommenes, ernstes, heiteres, dunkles, lichtes und als ein Vergißmeinnicht charakterisirt wird. Sodann folgt eine Erzählung „Der Wunderdoctor", aus welcher wir nichts weiter wegwünschen als den Humor, wenn es nicht noch eher gerathen wäre, den Ernst daraus wegzuwünschen. Viel besser erfunden ist „Der Thürmer". Die Erzählung „Der Todtenwalzer" ist Hoffmann'scher Spuk; „Die Nacht in Auerbach's Keller" eine abgedämpfte Nachahmung der Hauff'schen „Phantasien" im bremer Rathskeller. Unter den übrigen Erzählungen läßt sich keine besonders auszeichnen; sie sind sämmtlich ebenso unnatürlich erfunden, als sie in einer sehr natürlichen Nacktheit eines platten Vortrages sich bewegen. Es könnte in diesen Erzählungen Alles, wenn es auch noch um einen bedeutenden Grad besser wäre, immer noch besser sein, als es ist. Viel vorzüglicher sind die angehängten Lieder, unter denen uns das zart empfundene und lieblich vorgetragene Gedicht „Cäcilie" zumeist angesprochen hat. Folgender Vers aus einem unbetitelten Gedicht ist ein Unvers:

Es ist's uralte Testament,
Daran wir alle glauben,
Und diesen Himmelsfreibrief kann,
Den kann uns Niemand rauben.

Ref. ist kein irreligiöser Mensch, aber er könnte es werden über diese und ähnliche Verse, um der Religion und aller Heiligen willen.

2. Furchtlos und treu. Historischer Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in drei Bänden von Morvell. Stuttgart, Weise. 1836. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Ein unglückseliger Krieg, der 30jährige, wenn er nach 200 Jahren noch solche Romane, wie der vorliegende, ins Leben ruft! Nicht blos Länder und Städte hat er verwüstet, er verwüstet auch unsere Romantik und macht sie brandig und legt sie brach. Ich glaube, daß solche Romane aus dem Plane der göttlichen Vorsehung herausfallen, und wenn der ritterliche Gustav Adolf hätte ahnen können, daß unsere romantische Sippschaft, Dr. Morvell mit einbegriffen, seine edle Gestalt in einen so ekelen romantischen Unguß wider Recht und Billigkeit zu bringen nicht Scham und Scheu haben würden, so dürfte er es füglich unterlassen haben, den deutschen Protestanten beizustehen und Pommern und die Mark, in deren Grenzen bis Thorn hinauf der Roman sich tummelt, von den Kaiserlichen zu reinigen. Furchtlos ist der wilde und berühmte General Holk, und treu dessen Gemahlin Mechtild, die ihn auch im Tode nicht verlassen will; furchtlos ist ein zweiter Liebender, der Schwede Soop, und treu eine zweite Liebende, Gertrud, des Rathsherrn Böttcher Töchterlein; daher der Titel „Furchtlos und treu". Mechthild und Gertrud aber sind Schwestern. Es ist Alles dick und grell aufgetragen, die Treue ebensowol als die Tücke, die Tugend ebensowol als das Laster, die Tapferkeit ebensowol als die Feigheit! Die Contraste stehen wie schwarz auf weiß, wie Essig auf Zuckerwasser, wie Bohnenstroh auf Eiderdaunen! Und dann all die Schrecken des 30jährigen Kriegs, die infame Gerechtigkeit, welche verbrennt, foltert, schindet, lebendig begräbt! Die Pest, welche würgt, was dem Schwerte entrann — die grausame Nachrichterin! Die blutigen Metzeleien in Frankfurt und anderswo! Und mitten hindurch edel hervorragend die Gestalt des Schwedenkönigs, des unleidlichen Schwägers, die mannhafte Ehrbarkeit des Rathsherrn und seiner schamhaften Ehehälfte! Und welche körnige, erhabene Helden- und Romanensprache! Gegen solche Bengelhaftigkeit des Ausdrucks, die in unsern schlechtesten Romanen stereotyp geworden, ist der Conversationston in unsern Tabagien nichts als Lumperei! Morvell's Kriegsmänner des 30jährigen Krieges müssen bereits von Shakspeare Kenntniß gehabt haben, denn Major Brandenstein sagt, spottend und sich höflich verneigend, zum Rittmeister Donat: mein werther Sir John Falstaff! — auch muß es damals bereits Husaren gegeben haben, denn ebenderselbe sagt zu ebendemselben: du bist ein Husar, hast also das Recht, nichts zu wissen. Die Rathsmänner werden gewöhnlich „hochbeinig" genannt, und die Jungfrauen sind meist so schön, daß auch die schönste von einer noch schönern übertroffen wird. Denn es heißt: Mechtildis war ein außerordentlich schönes, ein höchst reizendes Mädchen; allein Gertrud war doch noch schöner. Gertrud aber, dieser Ausbund von Schönheit, erscheint bei einer Umarmung doppelt so schön, aber nur, setzt der Verf. wohlweislich hinzu, „wie es schien". Wo Andere sagen würden: das rath ich euch an, da sagt der Verf.: das nehmt euch ad notam. Auch eine lüsterne Italienerin, die Gott weiß wie in das Pommerland gekommen, tritt allhier auf und gibt Herrn Morvell zu folgender Bemerkung Gelegenheit: „Bis in ihr zwölftes Jahr eingesperrt, sind in der Regel die italienischen Mädchen bleich, hager und ziehen unter allen Männern den Nordländer am wenigsten an, weil dieser, der kräftigen vollen Formen gewohnt, in ihnen durchaus Das nicht findet, was er gehofft ꝛc." Auch mit gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen ist der Roman geschmückt, z. B. daß die Bereitung der pikanten Saucen im Süden von Deutschland ganz vernachlässigt wird und daß die Fische in Salzwasser gekocht werden, wegegen der Knix folgendermaßen erläutert wird: „Knixen, einen Knix machen — die altmodige Art, ein Compliment (einen Diener) zu erwidern; ohne den Körper zu beugen, wird derselbe (völlig aufrecht erhalten) durch einknicken — sollte eigentlich mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden — gesenkt und dann wieder erhoben!" Ebenso neu sind die Kunstkenntnisse, die er auszubreiten an folgender Stelle Gelegenheit nimmt: „Sah man also dies liebliche Mädchen, nämlich Mechtild, so konnte man den Gedanken nicht entfernen, sie sei der Staffelei irgend eines ausgezeichneten altdeutschen Malers, eines Johann van Eick oder eines Scharel entstiegen, denn nur auf diesen finden sich die herrlichen Gestalten in all dem Liebreiz, welcher Mechtild umwehete, wieder. Die Niederländer, Rubens und van Dyk, und andere ihnen verwandte Geister haben wol unendlich Schönes geschaffen, allein ihre Figuren haben diese Überfülle, welche wollüstig, sinnlich reizend genannt werden muß, etwas, wovon die liebliche Jungfrau so weit entfernt war, wie von der trocknen Magerkeit der Menschen auf Hans Holbein's und zum Theil auch auf Albrecht Dürer's ältern Gemälden; und wollten wir das Urbild auf den unerreichbar herrlichen Werken, auf Rafael's und Julio (warum nicht Giulio) Romano's, auf Correggio's und Titian's Bildern suchen, so würde ihm die Erhabenheit, die Größe und Schlankheit der Formen fehlen, welche unter dem italienischen Himmel nicht gedeihen, daher die Gemälde dieser Meister auch nirgend solche Figuren zeigen. Ihre Phantasie, nur mit Dem, was sie sahen, beschäftigt, vermochte nicht, sich zu einem reinen Ideal zu erheben, wie dieses vielleicht die Griechen der alten Zeit, wie

es Scophas (eigentlich Scopas und der war ein Bildhauer) und Apelles gekonnt."

Ein Buch von so enormer Geschmacklosigkeit, das nur in Deutschland geschrieben, gedruckt und gelesen werden kann und das von der Bildung, die nach 6000jährigem Bestehen von der Menschheit errungen worden, ein trauriges Zeugniß ablegt, verdiente eine weitläufigere Betrachtung und Würdigung, und Morvell oder Vollmer möge von jetzt an der Schreckensruf sein, mit welchem unsere deutschen Mütter ihre unruhigen Säuglinge zum Schlafen bringen, wie die römischen Mütter die ihrigen mit dem Schreckens- und Weheruf: Hannibal ante portas!

3. Parvulus. Novelle von L. Wolfram. Leipzig, Weygand. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Auf einen so materiellen Roman wie „Furchtlos und treu", der nur Masse ist und nichts als Masse, thut die Novelle „Parvulus", als eine von Geist und geistigen Beziehungen überall durchzogene, doppelt wohl. Beide bieten eigentlich keinen einzigen Punkt zur Vergleichung dar, wenn aber einmal nach deutscher Art verglichen werden soll, so ist der Morvell'sche Roman Schlammwasser voll infusorischer Ungeheuer, diese Novelle aber reines und frisches Weihwasser, geistiger Niederschlag. Etwas Materielles liegt freilich auf dem Grunde: nur daß es nicht augenblicklich zu finden ist. Das ist der Hohn, der am Schlusse der Novelle eine heilige gottgeweihte Capelle in die Stube eines Magnetiseurs verwandelt, eines Menschen, der in die Geheimnisse der Natur und Wissenschaft drang, der nur für seine ärztliche Kunst lebt, nun aber, von einer stofflichen Liebe erfaßt, den schönen Leichnam eines durch ihn zu Tode magnetisirten Mädchens, während die Lichter verlöschen, mißbraucht, was der Verfasser des Wunderdoctors letzte Seligkeiten nennt, und zuletzt von einem Engel, der eine Parodie alles himmlischen Engelwesens und eine höhnische Verspottung des Glaubens daran darstellen soll, in den Himmel abgeholt wird. Viel eher hätten wir vermuhet, Parvulus stehe mit den bösen Geistern im Bunde und werde zur Hölle fahren. Wie dem auch sei, auf jedem Schritte begegnen wir Spuren eines nicht ungewöhnlichen Talents, so wild und wüst das Werk sich auch gestaltet hat und so wenig es als ein Kunstganzes befriedigen mag. Die Novelle ist ein Product deutscher ausschweifender Phantasie und philosophischer Durchbildung zugleich. Es reißt sich, wie die Mehrzahl der deutschen Romane, vom eigentlichen Leben los, es wurzelt in geistigen Beziehungen, wenn die Idee, die hier durchgeführt werden soll, auch nicht bestimmt hervortritt, indem sie durch die wuchernde Phantasie verdeckt erscheint. Dabei ist die Novelle bis auf das Einzelnste mit deutscher Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet, und man folgt ihr gern und mit Andacht. Eben dies ist das Charakteristische deutscher Novellen, daß uns das Einzelnste befriedigt, daß wir von dem Einzelnen nicht lassen und nichts überschlagen wollen, weil wir den Geist und die Liebe sehen, die auf das Detail verwandt sind. Andererseits mögen sie uns weniger befriedigen als die stoffhaltigen Lebensbilder der Franzosen und Engländer, wo man das Einzelne, besonders bei den Letztern das ermüdende Raisonnement gern lassen mag, um sich an dem Roman als an einem lebensvollen Ganzen zu erbauen. Die Schilderungen der Personen und Umstände gleich an der Pforte des Romans sind ebenso spannend, als mit nicht gewöhnlicher Kunst ausgeführt. Die wunderbare Figur des Doctors Parvulus bewährt ihre ungemeine Anziehungskraft die ganze Novelle hindurch.

4. Alexander Dumas' gesammelte Erzählungen. Deutsch von L. von Alvensleben. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Welch ein ganz anderer Boden, der Boden französischer Romantik, den wir soeben betreten! Wohl durcharbeitet, cultivirt, nicht im mindesten hartschollig, ist er so recht gemacht für eine lustige, lebendig wuchernde Pflanzung, deren dünne Wurzeln einen stärkern Boden nicht vertragen würden! In dem harten, festen Erdreich unserer Romantik kommt neben der Eiche noch anderes Genist fort — Farrenkraut, Disteln und Fliegenschwämme! Dafür haben wir auch, außer diesen wüsten Ausgeburten der Haide, eine hochstämmige Vegetation, deren feste Wurzeln im Erdkerne haften und von hier aus die Erdsäfte der Krone, die sich im Blau der Luft wiegt, zuführen. Der Franzose hängt näher mit der Lebensoberfläche zusammen; er hat in seiner Romantik nicht so viel Säfte und geistige Zuflüsse zu verwenden als der Deutsche, aber er weiß die, welche ihm zu Gebote stehen, besser zu brauchen. Die Eleganz, die Schicklichkeit, die lebensmännische Sicherheit zeichnen besonders die kleinern Erzählungen der Franzosen aus; hier ist Alles Natur und Leben, die Conversation fließt, einige Moral mit hinein, wenn sie auch durch den unmoralischen Thatbestand selbst häufig wiederaufgehoben wird. Zu diesen kleinern anmuthigen Erzählungen gehören die vorliegenden von dem übertragungsseligen L. von Alvensleben übersetzten Erzählungen des Dumas. „Der Maskenball", ein sonderbares Abenteuer von ganz neuer Erfindung und traurigem Ausgang, ist mit echt französischem Feuer erzählt; eine Kleinigkeit, „Der arme Teufel", worin die Zauberin Voisin die Hauptrolle spielt, dürfte kaum einer Übersetzung werth sein; aber interessant sind die folgenden Erzählungen: die Räubergeschichte „Cherubino und Celestini", und „Blanca von Beaulieu", eine Revolutionsscene. In der geschickten Einmischung historischer Personen und ihrer prägnanten Schilderung thut es kein Volk den Franzosen zuvor. Ob in ebenso wahren und gründlichen als lebendigen Schilderungen — das bleibe dahingestellt.

5. Medianoches. Mitternächtliche Erzählungen von Paul L. Jacob, Bibliophil, Mitglied aller gelehrten Gesellschaften. Deutsch von L. v. Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Crayen. 1836. 8. 2 Thlr.

Als die Pest 1636 in Paris wüthete, führte die Königin, Anna von Östreich, Nachtwachen ein, wobei leichte Speisen herumgereicht und allerlei anmuthige Zerstreuungen ersonnen wurden. Man erzählte Anekdoten, las Romane, führte kleine Theaterstücke auf, sodaß keine von den Personen, welche in diesem leichten Lebenselemente sich flott und obenauf erhielten, von der Pest ergriffen wurde. In Spanien nennt man eine solche freiwillige Nachtwache Medianoches. Dergleichen freundliche Nachtwachen verlegt P. Jacob in die Cholerazeit und auf ein Landgut, dessen Inhaber, Herr von Bontemps, eine so entsetzliche Furcht vor der Cholera hat, als nur irgend einer in unserer civilisirten Welt, der an Unsterblichkeit glaubt und sich doch vor dem Tode, also der Unsterblichkeit selbst fürchtet. Um diesen gruppiren sich Andere, seine junge Frau, welche mit einem jungen Manne ein Liebesverständniß hat, ein Doctor der Medicin, der Verf. selbst u. s. w. Jede von diesen Personen gibt der Reihe nach, oder wie Zeit und Gelegenheit auffodern, eine Erzählung zum Besten, jede in dem leichtesten französischen Style gehalten, oft von sehr zweideutiger Natur, oft sehr spaßhaften, oft traurigen Ausgangs. Dies Gemengsel von delikaten und undelikaten Geschichten ergötzt, und so inhaltslos und unnatürlich sie meist erfunden sind, so interessant und natürlich werden sie durch die Darstellung und die natürliche Art des Vortrages. Eine psychologische Begründung verlange man bei keiner. Während dem gehen die Intriguen innerhalb des Gesellschaftskreises selbst fort. Herr Bontemps, zugleich ein enragirter Anagrammatist, stirbt zuletzt in seiner Cholerafurcht, nicht in der Furcht des Herrn und an seiner Anagrammenwuth, indem er in dem Namen seines jungen Nebenbuhlers „Laroche" das Anagramm Cholera auffindet. Es läßt sich erwarten, daß seine junge Gemahlin und ihr Liebhaber, jenseits des Romans, ein vergnügliches Leben führen werden, obgleich jede Andeutung der Art im Buche selbst nicht gegeben ist.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 265. — 21. September 1836.

Thomas Kantzow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Herausgegeben durch Wilhelm Böhmer.

(Beschluß aus Nr. 264.)

Der dritte Abschnitt handelt von Nikolaus von Klemptzen's Leben und Schriften, welchem nebst andern historischen Arbeiten eine sogenannte dritte hochdeutsche Chronik, betitelt: „Pomerania", zugeschrieben wird; sie ist in vielen Copien vorhanden und zeigt den Proteus des Kantzow'schen Werkes in der vierten Verwandlung. Der Verf. bemüht sich mit Erfolg darzuthun, daß diese „Pomerania" weder Kantzow noch Klemptzen zum Urheber habe, und kommt im fünften Abschnitte auf die Kosegarten'sche „Pomerania". Von dieser nun wird behauptet, „daß sie keineswegs die erwähnte Schwarz'sche Handschrift, mithin nicht den echten Kantzow liefere; sie wimmele von Änderungen der ältern Form und von sprachlichen Fehlern, und könne nicht als Urkunde der Sprachform des 16. Jahrhunderts benutzt werden". Herr Kosegarten habe den Kantzow'schen Text des Cod. Schwarz durchweg mit dem Texte der sogenannten Klemptzen'schen „Pomerania" vermischt, und da letztere sich als spätere Diaskeuase des echten Kantzow kundgebe, „Urschrift und Diaskeuasis zu einer neuen Diaskeuase verschmolzen". Diese Behauptung ist denn auch durch eine Vergleichung, welche nur dem Verf. anzustellen möglich war, bewiesen, zugleich aber zugegeben, daß ein „beträchtlicher Theil der Stellen, welche dem Leser der Kosegarten'schen Ausgabe als die lebendigsten, kräftigsten und glänzendsten sich eingeprägt hätten, namentlich ein Theil der eingemischten anziehenden Sagen, Anekdoten und Charakteristiken, unecht, d. h. nicht aus Kantzow's alter Handschrift, sondern aus jener namenlosen „Pomerania" entlehnt sei. Dadurch sei das Ganze durch und durch ungleich, zwiespältig geworden, aller Einheit entbehrend und die Ausgabe daher bei allem unbestrittenen Verdienste auch streng literarisch nicht genügend". Ebenso veranlasse das beigefügte Glossarium zu manchen wichtigen Ausstellungen, als unvollständig und Kantzow's genuine Sprachformen mit der spätern „Pomerania" vermischend. Nach dieser wissenschaftlichen Diatribe, die bei aller schlagenden Kraft der Beweisgründe dennoch in den Grenzen der rücksichtsvollsten Mäßigung sich erhält, wird uns der niederdeutsche Text gegeben, welcher, wie die Mundart mit sich bringt, einfacher, nüchterner, ungezwungener, oft auch naiver und faßlicher erscheint als die spätere hochdeutsche Chronik, und bei mitunter mattern Stellen die Frische des Originals, die Einheit der Anschauung und der Gesinnung voraus hat. Um Vieles kürzer als der Kosegarten'sche Text, entbehrt er jenes Reichthums von Zügen, welche, nicht urkundlich gewiß, allmälig in der Conversation über vaterländisch liebgewordene Stoffe sich ausbildeten, wie denn z. B. die Jugendgeschichte Boguslaw X. nur kurz angedeutet ist und darum zuverlässiger erscheint als die fast dramatisch ausgeführte in der „Pomerania". Die Erweiterung des Werkes bis 1536 gewährt anziehend Neues über die Reformationsperiode; die Ansicht des Weltlaufes ist freimüthig und ernst, ohne den Leisegang und die unmännliche Rücksicht auf regierende Herren und delikate Verhältnisse, wie sie das folgende Zeitalter, geschichtlicher Wahrheit ungetreu, sich angewöhnen mußte. So hat denn auch Ref. aus diesen Zusätzen nicht unwichtige Einzelheiten über einen ihm werth gewordenen Stoff, die gleichzeitig mit der Kirchenverbesserung bemerkliche demokratische Reizbarkeit, gewonnen. Angehängt sind Proben aus den spätern hochdeutschen Überarbeitungen Kantzow's u. s. w., sowie auch „Martin Dalmar's Beschreibung der Peregrination Boguslaw X. nach dem heiligen Lande", ein Tagebuch, welches, geführt von dem Begleiter des Herzogs, den in der „Pomerania" schon nach Weise gern erzählter Geschichten unsicher gewordenen Abenteuern die historische Gewißheit zurückgibt. Den Schluß des Werkes bilden ein vollständiges, mit Fleiß abgefaßtes Glossar der niederdeutschen Chronik und Facsimiles der Handschriften Kantzow's und Klemptzen's.

Kann von des Ref. Pflicht in dieser Sache ein Resultat gefodert werden, ohne daß er unbillig beiden tüchtigen Förderern vaterländischer Historie zu nahe tritt, so erlaubt er sich folgende Bemerkungen. Allerdings hat in philologischer Hinsicht Herr Böhmer gewonnen und unumstößlich durchgeführt, daß Kosegarten's vielbelobte „Pomerania" nicht das Werk Kantzow's in dem Sinne sei, wie man Autorschaft anzusehen pflegt. Die Literarhistorie ist um eine verbürgte Thatsache reicher, das persönliche und individuelle Eigenthum eines Schriftstellers festgehalten, zugleich das Studium des niederdeutschen Idioms,

Herrn Wienbarg's Abgunst zum Trotz, befördert worden. Aber hat Herrn Böhmer's philologische Strenge den Manen Kantzow's einen Gefallen gethan, den diese ihm danken könnten? Wird der echte Kantzow, dem die anmuthige Plauderhaftigkeit, die anziehenden Erzählungen, die treffenden Sittenschilderungen abdisputirt sind, in seiner nüchternen, plattdeutsch correcten Form mehr Leser und Bewunderer finden? Wir glauben kaum; denn eben in dieser wechselnden Fülle und Lebendigkeit, in Geberden, dem wärmsten Leben abgestohlen, in Worten, die den Männern, wie Bildern auf alten Tapeten, zettelweis aus dem Munde gehen, besteht des bisher recipirten Kantzow's Haupttugend, sein unerschöpfliches Lob. Kritische Versuche haben den Ref. gelehrt, daß Kantzow bis dahin, wo er Zeitgenosse wird, ein in wichtigen Stücken unzuverlässiger Gewährsmann sei, dem man nur die Urkunden in der Hand und mit Benutzung Dessen, was die verbürgte Geschichte der Nachbarländer bietet, trauen dürfe. Wir möchten unsern vortrefflichen Pommern mit dem gleichfalls trefflichen Baiern Johann Aventin zusammenstellen und behaupten, daß Beider Werke überwiegender Werth darin bestehe, die Ansicht festgehalten zu haben, welche ihre Zeit sich von den Vätern bildete, mit einer Gläubigkeit, die keiner kritischen Prüfung fähig war; daß Beide die Spiegel seien, in denen die subjective Auffassung ihres Jahrhunderts von der Vergangenheit auf eine ergötzliche und befriedigende, Sinn und Gemüth erhebende Weise anschaulich wurde. Mannichfaltiger und reicher, bei allen sonstigen Mängeln, tritt diese behagliche Selbstbeschauung der pommerschen Natur in der Kosegarten'schen „Pomerania" schon deshalb hervor, weil mehre Geistesverwandte in das offene Bilderbuch mit sorgsamer Hand anmuthige Einzelheiten nachtrugen und aus landsmännischem Gefühl und Bewußtsein heraus die vorgefundenen spärlichern Umrisse mit hellen Pinselstrichen in unfreiwilliger Lüge colorirten.

Darum haben wir denn im Kantzow wie im Aventin ein unterhaltendes Buch, wie unsere Väter sich ihre Väter und deren Schicksale dachten; eine Schilderung, wie sie ihre Jugend ermunterte, ihr Alter erquickte; eine Geschichte im antiken Sinne des Livius und Florus, nicht wie unser kritisches Jahrhundert verlangt. Können wir darum in geschichtlicher Hinsicht die hochdeutsche „Pomerania" nicht unbedingt der niederdeutschen Chronik nachsetzen, so möchten wir auch jener zweiten Rüge Herrn Böhmer's, „daß sie auch in sprachlicher Beziehung nicht genüge", ein bedeutendes Gewicht versagen. Es gibt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. eine so große Fülle deutscher Werke, prosaischer und poetischer Form (wir erinnern nur an Luther's Schriften), daß dem Herausgeber des hochdeutschen Kantzow die Rücksicht, das Sprachstudium zu befördern, als eine untergeordnete erscheinen konnte, wollen wir gleich ebenso wenig die Regellosigkeit und Willkür, die Herr Kosegarten in dieser Hinsicht sich gestattete, loben, als wir den, damals noch jugendlichen, Herausgeber von einer gelinden, aber genialen Fälschung ganz lossprechen mögen, der aus Zärtlichkeit für seinen Fund herkömmlich genaue Rechenschaft mied, woher er seinem Lieblinge den fremden Schmuck entlehnt habe.

F. W. Barthold.

Romanenschau.

(Beschluß aus Nr. 261.)

6. Die Krümchen-Fee, von Karl Rodier. Aus dem Französischen übersetzt von K. von Kronfels. Aarau, Sauerländer. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine eigenthümlich poetische Erscheinung, die Geschichte eines Irrsinnigen, der in lauter blühenden Träumen und Phantasien lebt, Alles, was ihm begegnet, in das Reich des Wunderbaren versetzt und für ein Werk der Krümchenfee hält, eines alten Weibes, das ihm mit Freundlichkeit entgegenkam. Der Irrsinnige erzählt dem Verfasser seine Geschichte selbst in der Form eines Märchens, sodaß es dem sondernden Leser nicht immer möglich ist, die Täuschung von der Wirklichkeit zu unterscheiden und die versteckte Ironie herauszufinden. Der stillglückliche Michel hat, wie er erzählt, das alte Weib Krümchenfee geheirathet, liebt aber eigentlich die Prinzessin Belkiß, deren Portrait er besitzt und die ihn nächtlicherweile besucht; denn für Michel erwacht das Todte und Gegenstandslose selbst zu einem Lebendigen. Endlich sucht er nach der singenden Mandragore und er sucht noch darnach im Irrenhause und er nimmt von dem Verfasser Abschied, laufend nach der singenden Mandragore. Es ist etwas Deutsch-Nebulöses in dem Buche, doch fehlt die Gedrungenheit, die Wrsenheit, die Festigkeit, welche sich in den Gebilden deutscher Phantasie in ähnlichen Büchern kundthun. Die Phantastik, welche Gestalt wird, ist Eigenthum der Deutschen. Aber an eigenthümlich dichterischen Elementen hat dies sonderbare Buch keinen Mangel.

7. Trifolium. Drei auserlesene Erzählungen von Alfred de Vigny. Nach dem Französischen von Adalbert v. Schonen. Altona, Aue. 1835. Gr. 12. 1 Thlr.

Diese drei mehr als gewöhnlich gut übersetzten Erzählungen gehören zu den besten, die in jüngster Zeit auf dem ergiebigen Boden der französischen Romantik erwachsen sind. Sie wurden dem „Stello ou les diables bleus", von Alfred de Vigny entlehnt. Man hat hier die Erzählung von den Lebensschicksalen eines Dreiblatts von Dichtern, die aus der großen Zahl unglücklicher Dichter so gewählt sind, daß jeder von ihnen unter einer andern Regierungsform elend wird und im Elende umkommt: Gilbert unter der absoluten Monarchie Ludwig XV., André Chenier unter den Stürmen der französischen Republik, Chatterton unter der constitutionnellen Regierungsform Englands; der erste im Wahnsinn und vor Hunger, der zweite unter dem Fallbeil, der dritte selbstmörderisch durch Gift. Die erste Erzählung trägt den Titel: „Gilbert", und gibt ein wohlgelungenes Doppelportrait des herzlosen, ausgetrockneten und überaus faden und langweiligen funfzehnten Ludwig's und der Geliebten desselben, Fräulein von Coulanges, die nichts thut, als auf dem Sopha sich dehnen oder eine Menuett tanzen, ohne dem Lehnstuhl des Königs je den Rücken zuzukehren — ihr tiefstes Studium. Zuweilen unterhält sie sich auch mit ihm über einen Floh, der nach ihrer Meinung toll geworden. Gegen diese wahrhaft königlichen und Maitressenamusements sticht das Elend, in welcher der Dichter Gilbert lebt und umkommt, und von dem der König nichts wissen mag, weil er die Schriftsteller und schönen Geister für die geborenen und natürlichen Feinde des Thrones hält, auf die traurigste Weise ab. Gilbert starb in wahrhaft furchtbarer Armuth und im Zustande des Wahnsinns 1780 zu Paris. Seine vorzüglichsten Werke waren: „Das achtzehnte Jahrhundert" und „Meine Apologie". Seine Poesien sind in zwei Bänden gesammelt worden. Die zweite Erzählung: „Eine Geschichte aus der Schreckenszeit", behandelt die Gefangenschaft André Chenier's und dessen Tod von Henkershand, und gibt dem Verf.

Gelegenheit, die Wirren der Revolution in einigen glänzenden Schlaggemälden darzustellen, die hervorragendsten Charaktere der damaligen Revolutionsperiode, einen Robespierre, St. Just und Andere, auf eine ausnehmend lebendige und anschauliche Weise zu portraitiren und, über den Tod Chenier's hinausgehend, eine Versöhnung in dieser entsetzlichen Tragödie herbeizuführen, indem er den Untergang der Schreckensmänner in den Kreis seiner Erzählung zieht. Der Deutsche wird in solchen Revolutionsgemälden dem Franzosen, der, wenn er nur das Fenster öffnet, revolutionnaire Luft athmet, nie gleichkommen. Die dritte Erzählung hat, unter dem Titel: „Geschichte der Kitty Bell", das traurige Schicksal des in der modernen Literatur gäng und gebe gewordenen Chatterton zum Gegenstand. Auch die Figur der Kitty Bell, der Wirthin Chatterton's, die hier als mit Chatterton in dem zartesten Verhältniß der Theilnahme stehend dargestellt wird, ist bekannt. Die Erzählung endet mit einer ergreifenden Dissonanz. Der schwarze Doctor, der alle diese Trauergeschichten erzählt, wird am Schluß gefragt, was der stolze Lord Mayor, der sich Chatterton's annehmen will, dem unglücklichen Dichter angeboten habe. „Ach, es ist wahr!" versetzt der schwarze Doctor, sich besinnend: „Es war eine Stelle als erster Kammerdiener bei ihm!"

8. Andreas. Novelle von Georg Sand (Madame Dudevant). Aus dem Französischen, nebst einer Nachrede, von Ludwig. Koblenz, Hergt. 1835. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Madame Dudevant ist von vielen Seiten her in Belagerungszustand erklärt worden. Man warf ihr eine unsittliche Richtung und als Haupttendenz eine beabsichtigte Auflösung der Ehe vor, welche sie selbst von ihrer traurigsten Seite hat kennen lernen. Sie hat sich schön vertheidigt. Nicht das heilige Institut der Ehe will sie auflösen; sie will es nur von dem schmutzigen Anwurf, der drum und dran hängt, reinigen; sie operirt gegen die Rohheiten der Ehemänner, gegen welche, nach Fr. Schlegel's Ansicht, die Weiber keine andere Schutzwehr haben als die Schutzwehr der Koketterie. Dies ist das Mißverhältniß, welches sie gelöst wissen will. Und als einige St. Simonisten sie fragten, was sie denn an die Stelle der abgeschafften Ehe setzen wolle, da hat sie naiv und treuherzig geantwortet: „Die Ehe", nur aber die Ehe in ihrer Reinheit und vollkommensten Ungetrübtheit. Mad. Dudevant stellt die Ehe von ihrer nächtlichen Seite dar, die von dem duldenden und kaum mehr als geduldeten Weibe vertreten wird, wie umgekehrt unter den Deutschen Emerentius Scävola, der sich ebenfalls bemüht, die faulen und brandigen Flecken im Institut der Ehe aufzudecken, den Mann als Den, der vom Weibe gemartert und gefoltert wird, erscheinen läßt. Daß eine Störung in den ehelichen Verhältnissen eingetreten sei, läßt sich kaum noch leugnen, ebenso wenig, daß man nach einer Ausgleichung ringt und sich ihrer bedürftig fühlt. Auch in dem vorliegenden Romane: „Andreas", leidet und duldet das Weib, und duldet bis zum Übermaß und liebt unsaglich, und opfert dem Manne ihrer Wahl ihre Unschuld und mit der Unschuld Ruhe und Glück. Und wem? einem Jünglinge, der, nach dem gewöhnlichen Maßstab zu urtheilen, brav und edel ist und mit der Geliebten es herzlich gut meint, aber zugleich einem Schwächlinge, der seiner Gefühle, worin er wie in glühendem Wachse steckt, nicht Herr werden und seinem adelstolzen gemein grobkörnigen Vater die Spitze nicht bieten kann. Der Roman ist in seiner ersten Hälfte ungemein freundlich und anziehend. Andreas, ein zärtlicher, verschwommener Jüngling, als ländlicher Autodidaktos zu wissenschaftlicher Reife und poetisch sentimentaler Schwärmerei sich ausbildend, lernt in einem Städtchen eine Stickerin kennen, die unter den schnippischen Dingern ihres Standes eine gar liebliche Ausnahme macht. Genovefa ist eine rührende, blutjunge Gestalt, die unter Blumen und in der Bereitung künstlicher Blumen aufwuchs. So hat sie eine Blumennatur erhalten, von zartem Duft und freundlicher Farbe. Beide, zu den — aber nicht etwa pietistischen — Stillen im Lande gehörend, ziehen sich gegenseitig an, in magnetischer Berührung und geheimnißvoller Sympathie. Sie führen ein reines, unschuldiges Blumenleben miteinander, bis die Trübungen von außen her eintreten und der Vater des Andreas die derbe Faust in das innige Verhältniß störend einsetzt. Nun beginnen die Opfer, die Genovefa ihrem Andreas bringt. Voneinander gerissen, schnellen Beide desto mächtiger zusammen; die Gewalt der Umstände entscheidet. Genovefa, von ihren neidischen Alters- und Arbeitsgenossinnen verlassen, krank, muß dem jungen Andreas als ihrem einzigen Pfleger sich dahingeben. Hier gelangen wir an den delikatesten Punkt des Romans. „Was wäre denn unrein", sagt die Verfasserin, „zwischen zwei holden, trauervollen, von der ganzen übrigen Welt verlassenen Kindern? Warum die heilige Verbindung zweier Wesen brandmarken, denen Gott eine gegenseitige Liebe eingegeben?" Wir wollen mit der Verfasserin über diesen Ausspruch nicht rechten; genug! Andreas unterliegt und Genovefa mit ihm. Aber Andreas ist ein ehrlicher Mann; er bringt es, durch die Vermittelung seines braven Freundes Joseph, der seinen Vater zu bestimmen weiß, zu einer gesetzlichen Verbindung. Aber welch eine Ehe! Überall die eingreifende eiserne Faust des väterlichen Willens oder vielmehr Unwillens, welchen der schwache Sohn, so heftig er auch momentweise aufbraust, nicht balanciren kann. Es wird dem Leser unheimlich bei den furchtbaren Schlägen, welche Genovefa erdulden muß, die sichtbar hinwelkt. Endlich erliegt sie. Der gute Andreas ist untröstlich. Der hartherzige Vater bereut zu spät. Man kann nicht sagen, daß die Verfasserin gegen die Ehe als solche operirt; aber ihre Mißstimmung und Verbitterung gegen die verfehlte Ehe macht sich überall bemerkbar und ruft Dissonanzen hervor, die in der Seele des Lesers keine angenehmen, befriedigenden Eindrücke zurücklassen. Es ist der kreischende Ton einer zerspringenden Saite, der uns hier mißfällt, obgleich die Kunst, womit die Verfasserin ihr Thema an Personen, Conflicten und Situationen durchführt, ausnehmend zu rühmen ist. Der Übersetzer gibt noch eine „Nachrede oder Leichenpredigt, gehalten vom Verdeutscher", worin den Frauen als der „bessern, geistig stärkern Hälfte dieses Erdengeschlechtes" das Wort geredet wird. Der Verdeutscher beginnt: Im Anfang erschuf Gott den Himmel und Adam, die Erde und Eva; dann schreitet er fort durch Bettina und Rahel und endet bei Mad. Dudevant. Seine Hyperbeln zeugen von bedeutendem Ungeschmack. Ich habe nur zu einem halben Verständniß seiner aufgeschwollenen Redensarten gelangen können; ein halbes Verständniß aber ist oft schlimmer als gar keins. Man muß, wenn es auf die Erörterung socialer Fragen ankommt, den Mund nicht allzuvoll nehmen. Wann werden wir Deutschen anfangen, da, wo es darauf ankommt zum Herzen des Volks zu sprechen, unsere allzu salbungsvolle Stimmung und Sprache bis zu einem möglichsten Grade von Verständlichkeit und Popularität abzudämpfen?

9. Der Zigeuner. Von Georg Payne Ranisford James, Verfasser von „Heinrich Masterton", „Darnley" ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 4 Thlr.

Eine ganz andere Manier, diese romantische der Briten! eine beiweitem praktischere als die der Deutschen, ja praktischer selbst als die der Franzosen! Da ist Alles compact, comfortabel! Ein fester derber Boden! Anscheinend wenig Kunstverstand, womit er bearbeitet wird, aber die Sicherheit der Praxis! Der englische Roman hat seinen Typus, wie der deutsche und französische! Abnorme Charaktere, die aus der gewöhnlichen Gerichts- und Personenordnung herausschlagen und sich außer dem Gesetz stellen, sagen ihm zumeist zu; sodann verwickelte Situationen, veranlaßt durch Testamentsklauseln, dunkle und geheimnißvolle Verbrechen, Familienfeindschaften, ein verwildertes Conglomerat von Umständen, gegen welche zuletzt die weltliche Gerichtsbarkeit zu Hülfe gerufen wird. Auch der vorliegende Roman bewegt sich in diesen vorgezogenen Linien. Diese Situationen, diese Charaktere sind uns bereits in ähnlicher Weise vorgekommen; dennoch überraschen sie uns, span-

nen uns und erscheinen während der Lecture dem Leser neu. In weiterer Entfernung und wenn wir den Höhepunkt der Kritik gewonnen haben, erscheint uns der Roman andern seines Gelichters ebenso ähnlich, wie in der Ferne ein englischer Park dem andern gleicht; denn das Detail tritt zurück; der Gesammtanblick bleibt, und dieser ist wesentlich typisch. So hat der Roman: „Der Zigeuner", mit seinen landsgenössischen Romanen eine innerliche Confraternität, dieselbe Anlage, denselben Ausbau, dieselben Vorzüge und Fehler. Der Inhalt schwimmt, wie ein compactes Bratenstück, in einer breiten Sauce, die besonders im ersten Theile, wie bei den englischen Romanen gewöhnlich, kaum auszulöffeln ist. Der Hauptknoten besteht in einem Verbrechen, einem Brudermorde, bis der todtgeglaubte Bruder erscheint und die auf die Spitze getriebene Sache des Romans wieder ins Gleiche bringt. Ein edler Sohn der Wälder, ein großsinniger Zigeuner, dessen Sippschaft den Hintergrund und die Staffage des Gemäldes bildet, steht, eine mächtig anziehende Figur, im Vordergrunde, den Kampf der naturgemäßesten Bildung führend gegen die Anmaßungen einer in Verworfenheit ausartenden Übercultur. Aber auch die bürgerliche Sitte in ihrer Reinheit wird von wohlgesinnten Personen repräsentirt, Liebesverhältnisse werden eingeleitet und kommen zum Abschluß, sodaß nach dieser Seite hin der Segen, auf dem geldgierigen, des Attentats auf seines Bruders Leben verdächtigen Lord der Fluch ruht. Die Verwickelungen sind indeß im Romane selbst ebenso spannend, als sie in einem nackten Auszuge reizlos erscheinen würden. 45.

Aus Italien.

Ein in Neapel lebender Architekt, Carlo Falconieri, ein entschiedener Bewunderer des Talentes, wodurch der im vorigen Jahre zu Rom verstorbene Kupferstecher Bart. Pinelli seinen Ruf begründete, ist jetzt Pinelli's Biograph geworden, und die Seltenheit des in Neapel erschienenen kleinen Büchelchens: „Memoria intorno alla vita ed alle opere di Bart. Pinelli scritta per *C. Falconieri*, archit. sicil." (Neapel 1835), wird den Auszug seiner Thatsachen hier willkommen machen. Pinelli war zu Rom, im Rione von Trastevere, 1781 von sehr armen Ältern geboren worden, und aus den Erinnerungen seiner Kinderjahre stammen daher die vielen Scenen unbändiger, beinahe brutaler Wildheit, die er als Künstler mit Vorliebe in seine Darstellungen einflocht. Seine Jünglingsjahre fielen in die Zeiten der heftigsten Aufregungen der Gemüther; und Volksaufstände, Zuchtlosigkeit und Auflösung aller bürgerlichen Ordnungen konnte er, ohne sich von seinem väterlichen Rione zu entfernen, mit Bequemlichkeit studiren. Sein Temperament machte ihn nicht stets zum bloßen Zuschauer. Er gab sich den ärgsten Verirrungen hin. Daß er nicht versank, war ein Segen seiner kräftigen Natur und des Talents, das ihn auch in dem heftigsten Strudel immer auf die Oberfläche zurückhob. Die Wirren seines Lebens, zwischen denen die Momente ruhigen und fleißigen Studiums wie einzelne Oasen hervorleuchten, erinnern an die Künstlerbiographien des 17. Jahrhunderts und an Salvator Rosa's abenteuerliche Studien. Wie die Künstler jener Tage vergeudete er den reichlichen Lohn seines Fleißes. Man rechnet P. nach, daß er mehr als 100,000 Scudi verdient habe, und bei seinem Tode bestand sein ganzes Vermögen in 16—18 Bajocchen. P. begnügte sich, zum Nachtheil seines bleibenden Rufes, mit den leichten Hervorbringungen des Augenblicks, ohne etwas Dauerndes für alle Zeiten sich anzumuthen. Er arbeitete wie im Fluge. Außer der so großen Menge seiner Radirungen, die mehr als alle ähnlichen Blätter italienischer Künstler jenseit der Meere und der Alpen bekannt geworden sind, sind seine Zeichnungen beinahe unzählig. So besitzt der Kaufmann Scudellari eine Sammlung von 1400 Blättern, der Maler Fabri eine von 650, und die letztere ist dadurch wichtig, daß 250 Zeichnungen mythologischer Gegenstände sich darunter befinden, von denen er niemals etwas durch Radirung bekanntgemacht hat. Pinelli starb am 1. April 1835 und wurde in feierlicher Schlichtheit durch das Geleite der Künstler, ein paar Kapuziner und ein paar Männer von der Todtsbrüderschaft den 4. April zur Gruft in S.-Vincenzo Anastasio begleitet. Der Körper war einbalsamirt und die Akademie von S.-Luca ließ seine Identität durch den Fürsten Odescalchi sicherstellen. Eine ehrende Inschrift, die man in einem Bleirohre dem Sarge mitgab, wird seine Asche, wenn sie nach einigen Jahrhunderten wiedergefunden wird, vor der Verkennung bewahren. Man rechnete ihn darin zu den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit, besonders wegen seiner Kupferstiche, worin er Keinen, ders ihm gleich thäte, gehabt habe. Daß ihm ein Denkmal an Canova's Seite in der Protomotrea des Capitols errichtet werde, hoffen die Überschwänglichen unter seinen Verehrern.

Der ehemalige Bibliothekar Jos. Molini hielt sich 1831 und 1832 in Paris auf und benutzte die dortigen öffentlichen Bibliotheken zu Forschungen über italienische Geschichte. In der großen öffentlichen Bibliothek an der Richelieustraße fand er eine aus 1200 Folianten bestehende Sammlung von authentischen, meist autographischen Urkunden über Frankreichs politische Verhältnisse zu den übrigen europäischen Staaten, von Karl VI. Zeit bis zur Regierung Ludwig XIV. Was Italien betraf, wurde von Hrn. Molini daraus abgeschrieben, diese Auszüge mit den Abschriften mehrer Urkunden des Reichsarchivs im Hôtel Soubise in Verbindung gebracht und ein sehr wichtiger Codex, der eine pisaner Chronik des 12. Jahrh. enthält, aus der Bibliothek des Arsenals dazugegeben. Diese mehr als 500 Documente umfassende Sammlung berichtete der Marchese Gino Capponi mit chronologischen Nachweisungen u. s. w., wo sie fehlten, und bestimmte H. Molini zu ihrem Drucke. Als Versuch, wie das Publicum diese Sammlung aufnehmen werde, wird jetzt unter dem Titel: „Collezione di documenti storici appartenenti all' Italia, copiati dagli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da *Gius. Molini*, già bibliotecario palatino, e note del march. *Gino Capponi*" (Florenz 1835), der zweite Theil gedruckt, der die Urkunden bis zum J. 1527 umfaßt. Bei der Liebe für historische Studien wäre gewiß auf lebhafte Theilnahme zu rechnen, wenn nicht eben die Besorgniß vor dem Umfange des Werkes, das sich ohne Ende ausdehnen läßt, Einfluß auf seine Verbreitung äußern sollte. Wie eifrig in Italien selbst jetzt geschichtliche Forschungen getrieben werden, beweist „La storia dell antica Liguria e di Genova, scr. dal March. *Girol. Stella*" (4 Octavbände, Turin 1834), ein gut und fleißig geschriebenes, sehr inhaltreiches Werk, das auf die Vorzüge eines geschichtlichen Kunstwerkes jedoch verzichtet, beweisen Morbio's „Storia di Novara", die in einzelnen Abtheilungen zu Mailand und Vigevano 1833—1834 herauskam, die Werke von Dergo, Tamassia, Pompili Olivieri über alte Geschichte, Bazzoni's „Forschungen über die frühern Verhältnisse der Lombardei" (ein Buch voll gewagter Vermuthungen), Robolini's „Notizie appartenenti alla storia della sua patria" (Pavia 1834), Fistulario's Vermuthungen über den Ursprung von Udine („Intorno all origine della città di Udine. Ragionam. postumo di *Paolo Fistulario*" (Udine 1835), Bianchi's „Saggio stor.-crit. intorno all' epoca della distruzione di Aquileja" (Udine 1835) und selbst die „Cronica delle diverse vicende del fiume Aniene in Tivoli sino alla deviazione del medesimo nel traforo del monte Catillo ec." (Rom 1835), die, wie Alles, was Italien angeht, ein Interesse in Anspruch nehmen, wie wir es der Bildungsgeschichte der europäischen Gesellschaft nicht versagen können. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 266. —— 22. September 1836.

Grundzüge der Metaphysik. Von C. H. Weiße. Hamburg, Perthes. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es wäre feindselig, wenn man dem Scharfsinn und der speculativen Feinheit des Verf. nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder ihn mit bloßen Anhängern irgend einer Schule gleichstellen wollte. Er hält es mit Hegel, und auch nicht; denn schon früher (Vorr. S. IV) drangen sich mit gleicher Evidenz seinem Geiste auf: „die formale Wahrheit und die materiale Unwahrheit der Philosophie Hegel's, die gediegene Trefflichkeit ihrer Methode und die trostlose Kahlheit ihrer Resultate"; er suchte sich zu helfen durch Beibehaltung der Methode und Wegwerfung des Andern, wodurch der Schein eines unwissenschaftlichen Dualismus entstand, dem das gegenwärtige Werk zu begegnen trachtet, obgleich der Verf. durch fortgesetzte Arbeit nicht zu Hegel zurückgeführt, sondern nur weiter von ihm entfernt worden. Dies verdient Beachtung und Würdigung auf dem Felde der Speculation, namentlich, inwiefern die letztere entweder Freiheit der Handlungen behauptet oder leugnet, entweder ein System der Freiheit oder eins der Nothwendigkeit aufstellt. Hegel gibt von der Freiheit eine solche Definition, welche sie in den Augen der Gegner zu Einem und demselben mit der absoluten Nothwendigkeit macht; unser Verf. hält sich überzeugt, daß ein System der Freiheit durchaus im Recht, ein System der Nothwendigkeit durchaus im Unrecht sei, welchem Ausspruch Ref. gern beistimmt, da er längst derselben Überzeugung gewesen, ungeachtet die Mehrzahl deutscher Philosophen bisher mit unbeherzigter Gegenrede weniger dem Nothwendigkeitsysteme gehuldigt.

Aber nur für literarische Unterhaltung hierüber zu berichten, bemerklich zu machen, wie der Verf. mit Hegel's Methode Hegeln bekämpft, ist eine Aufgabe, für welche sich fast keine Methode findet. Wiewol in Deutschland selbst Frauen — z. B. Rahel — mit Philosophie sich befassen und über Hegel urtheilen, ist doch bei der größern Zahl von Lesern so etwas nicht vorauszusetzen, und nichts ist schlimmer, als Leute mit Dingen unterhalten wollen, die ihnen fremd sind und sie nichts angehen, oder gar mit solchen, welche, gleich der Philosophie, den Ruf der Trockenheit und Unerfreulichkeit haben. Dennoch liegt das Werk des Hrn. Weiße mit 564 Seiten vor, und will in d. Bl. erwähnt sein, sodaß Ref. gesonnen ist, sich des schriftstellerischen Rechtes zu bedienen, wovon er o viele Andere Gebrauch machen sieht, nämlich — zu langweilen.

Vorab etwas Allgemeines. Denken und Erfahren sind unsern Lesern, die Kopf haben, gewiß aus eignem Lebensbewußtsein bekannt, und sie werden meinen, jenes sei ihnen nicht ohne dieses, und dieses nicht ohne jenes gegenwärtig. Die Speculation, um das eigenthümliche Wesen beider zu erforschen, hält beide auseinander, und ihr begegnet dann die Schwierigkeit, das Sein des Einen mit dem Sein des Andern nicht recht mehr vereinigen zu können — aus welcher Trennung die Sekten der Aprioristen und Empiriker erwachsen — oder, wie neuerdings der Ausdruck gebraucht worden, mit dem Einen an das Andere nicht heranzukommen. Es soll aber Letzteres dennoch geschehen, und dafür bildet sich dann die Vorstellung eines Processes oder einer Vermittelung, etwa wie chemische Stoffe sich einander durchdringen, oder streitende Parteien vor Gericht durch richterliche Vermittelung sich miteinander ausgleichen und vergleichen. Proceß sowol als Vermittelung haben den Zweck, daß Nichts ganz zu kurz komme mit seinen Ansprüchen, was indessen bei den speculativ-philosophischen Processen und Vermittelungen bisher nicht der Fall gewesen, indem immer eine Wiederaufnahme des Processes und eine frische Vermittelung verlangt worden. Zur Bezeichnung der jedesmaligen Art und Weise des Vermittelungsprocesses oder der Proceßvermittelung — gleichsam die Proceßformeln und richterlichen Sentenzen — haben verschiedene philosophisch bedeutsame Worte Hülfe geleistet, unter andern die Worte als, an, für. Das Unendliche z. B. wird gedacht, das Endliche wird erfahren; durch welchen Proceß kommen beide aneinander? Schelling sagte einst:

Die Dinge haben eine ganz unmittelbare und der Idee nach ewige Wirklichkeit, der Grund jedes einzelnen Daseins, und zwar als des einzelnen, liegt in der ewigen Copula, kraft welcher die Substanz als das Unendliche auch das Endliche und jedes Einzelne insbesondere ist.

Hier bildet das Als die Proceßvermittelung. — Ferner: Göttliches absolutes Sein wird gedacht, weltliches bedingtes Dasein (der Dinge) wird erfahren, auf welche Weise wird der Gegensatz ausgeglichen? Fichte antwortet:

Das Sein darf in dem bloßen Dasein mit dem Dasein nicht vermischt, sondern Beides muß voneinander unterschieden werden, damit das Sein als Sein und das Absolute als Ab-

solutes heraustrete. Diese Unterscheidung und dieses — Als der beiden zu Unterscheidenden ist zunächst in sich selber absolute Trennung, das Princip aller nachmaligen Trennung und Mannichfaltigkeit..... Die Welt hat in ihrem Grundcharakter sich gezeigt als hervorgehend aus dem Begriff; welcher Begriff wiederum nichts ist, denn das Als zum göttlichen Sein und Dasein.

Unser philosophisches Als kehrt hier wieder. Nach Hegel muß Gott, der an sich ist, auch für sich sein, muß zu seinem Andern werden, dies ist die Entstehung der Natur. Das Wesen der Natur ruht daher auf dem für sich der Gottheit, ja Gottes Bewußtsein, Selbstbewußtsein ist durch das für. Mit dem eignen Ausdruck des Verstorbenen:

Der Geist ist Bewußtsein, frei, darum, daß in ihm Anfang und Ende zusammenfällt. Der Keim in der Natur, nachdem er sich zu einem Andern gemacht, nimmt sich wieder in der Einheit zusammen. Ebenso im Geiste; was an sich ist, wird für den Geist, und so wird er für sich selbst. Die Frucht, der Same, wird nicht für den ersten Keim, sondern nur für uns; beim Geiste ist Beides nicht nur an sich dieselbe Natur, sondern es ist ein Füreinander, und eben damit ein Für sich sein. Das Für, welches das Andere ist, ist dasselbe als das Andere.

Statt des Als erscheint in dieser Lehre das An und Für, und auch unser Verf. hat sich dieser Formelworte bedient. Wenn er inzwischen von Nothwendigkeit und Freiheit spricht, so bestimmt er den Unterschied derselben mit Nicht nicht und Auch nicht. Nun ließe sich sagen, jene würde gedacht, diese in ihrer Wirklichkeit würde erfahren, beide speculativ Getrennten müßten durch einen Proceß aneinander. Daraus sind nach S. 13 zwei Systeme entstanden, von denen das eine alles wahrhaft Seiende für ein nicht nicht sein Könnendes, das andere für ein Auch nicht sein Könnendes erklärt. Zu letzterm, als dem rechten, will sich der Verf. halten, und nennt seine Metaphysik die Wissenschaft des Nothwendigen, des nicht nicht sein Könnenden, die zu ihrem Resultat das Nichtsein des Nothwendigen (Nichtsein des Nicht nicht) und die alleinige Realität des Freien (Sein des Auch nicht) hat.

Die Wissenschaft des Nicht nicht sein Könnenden laut solcher Angabe besteht aus metaphysischen Begriffen, welche alle, nicht nur für den äußern in der Sinnlichkeit befangenen Menschen Schattengestalten sind, sondern auch für den innern mit dem Geiste der Gottheit erfüllten Menschen, ja für die Gottheit selbst in ihrer reinen, aber auch absolut concreten freien Geistigkeit. So erklärt sich der Verf. S. 34, setzt aber bald darauf hinzu, der Inhalt und Gegenstand der Metaphysik ist die Totalität der abstracten Allgemeinbegriffe, der Kategorien, welche, ohne für sich selbst ein abgesondertes Dasein oder Bestehen zu haben, die schlechthin nothwendige nicht nicht sein und nicht anders sein könnende Form und Gesetzmäßigkeit alles Daseienden, Wesenhaften und Wirklichen sind. Man wird hierbei an Kant's Formen der Anschauung erinnert. Aber daran schließt sich die Lehre von dem Umschlagen der Begriffe nach Hegel, welche Methode der Verf. für die seinige anerkennt. Das Bewußtsein nämlich der Nichtigkeit einer Kategorie ist durch sich selbst das Bewußtsein einer andern zu jener vorangehenden im Verhältniß des Gegensatzes stehenden Kategorie, in welche hiemit jene vorangehende umschlägt oder übergeht. Die neue Kategorie schlägt ihrerseits wieder in eine andere um, und diese andere hält solchergestalt nicht nur jene ihr zunächst vorangehende, sondern sämmtliche frühere aufgehoben in sich. Mit diesem Ausdruck läßt sich jener Doppelsinn von Verneinung und doch zugleich Bejahung und Bekräftigung bezeichnen, welcher allenthalben zufolge dieser Dialektik im Verhältniß des Vorangehenden zu dem Nachfolgenden liegt. Dieser Proceß setzt sich fort, von einfachen zu zusammengesetzten Gliedern fortgehend, zur Einheit aufsteigend, welche als höchste Einheit aller Gegensätze die absolute Idee ist. Insoweit ist der Verf. mit Hegel einig, läßt die Begriffe umschlagen und überschlagen; aber Hegel hypostasirt diesen dialektischen Proceß zum absolut concreten Inbegriff aller positiven und substanziellen wie formalen und negativen Wahrheit; der Verf. sieht von vorn herein die Nichtigkeit der einzelnen Kategorien in ihrem Gegensatz zu andern und den Kategorien überhaupt, welche das Negativ-Absolute sind, in ihrem Gegensatz zum Positiv-Absoluten der freien Wirklichkeit. Die Macht der letztern, welche im Auftreten und Umschlagen der Kategorien thätig ist, ist erhoben über die Gesammtheit aller. Hegel läßt die Begriffe in ihrem Umschlagen sich selber bewegen, Hr. Weiße fodert für diese Bewegung ein erstes Bewegendes und sagt:

Die Kategorien, welche das Object der Dialektik sind, auch zum Subject dieser Dialektik machen, heißt offenbar, das An und für sich Nichtseiende zum Seienden, das Wesenlose und Unwirkliche zum Inbegriff des Wesens und der Wirklichkeit machen.

Die Nothwendigkeit der Kategorien kommt nach Dem, was sie an sich ist, als diese reine Nothwendigkeit, zum Für sich sein, und obgleich es noch nicht in dieser Nothwendigkeit liegt, daß sie überhaupt zum Fürsichsein komme, so liegt es doch in ihr, daß, falls sie zum Fürsichsein kommt, sie nur so und in dieser Gliederung, und in dieser dialektischen Folge dazu kommen kann. Das Erkennen der Kategorien bleibt eine freie That des Geistes.

In anderer Weise ließe sich dies folgendergestalt ausdrücken: Hegel behauptet eine Transsubstantiation der Begriffe in Wesen, des Formalen in Reales, der Verf. leugnet sie, obwol er das Formale nicht als ein äußerliches, sondern als ein innerliches immanentes setzt; Hegel ist in dieser Beziehung ein philosophischer Katholik, Hr. W. ein philosophischer Protestant; Hegel möchte ihm erwidern, er verderbe ihm seine große That der Transsubstantiation, und wolle das objective Denken und Erkennen zu einem subjectiven herabsetzen; Hr. W. dürfte entgegnen, die Philosophie sei zu keinem Wunderglauben verpflichtet und brauche keine Schatten für Wirklichkeit zu nehmen; Hegel würde von einem Zurücksinken in Formalismus reden; Hr. W. von einer unmöglichen Hypostase und Verwandlung bleicher Schemen der Unterwelt in eine frische lebendige Oberwelt.

In drei Bücher vertheilt der Verf. die Wissenschaft des Nicht nicht sein Könnenden: 1) in die Lehre vom Sein; 2) die Lehre vom Wesen und 3) die Lehre von der Wirklichkeit. Zum Sein gehören die Kategorien der Qualität, der Quantität, des Maßes. Nach der Qualität ist Sein das schlechthin Allgemeine und Nothwendige, aber ohne alle und jede Bestimmung, wodurch es

mit dem Nichts identisch ist. Dies ist ein Widerspruch. Das dem Nichts identische Sein kann nicht nur sein, es genügt nicht sich selbst, dadurch ist es ein Werden, es weist auf ein Anderes, auf Erfüllung und Vollendung seiner selbst hin, es ist ein seiendes Nichtsein, Veränderung, Andersein. Daraus erwächst die Kategorie des Daseins, welches ein anderes neben sich hat, was gleichfalls ist, als ein Etwas deutet es hin auf ein was, ist Endlichkeit, relatives Sein. Zugleich aber als Sein des Daseienden ist es Inbegriff des Daseienden, Totalität, Unendlichkeit, Verneinung der Endlichkeit, aber zugleich Bejahung des Endlichen, nach Hegel Für sich sein. Unterscheidung des Unendlichen und Endlichen wird gefodert, und ebenso sehr, daß das Unterschiedene, sofern es ist, nicht unterschieden sei. Dies führt zur Kategorie der Quantität, zur Zahl, die das schlechthin endliche, aber ins Unendliche vervielfältigte Etwas voraussetzt. Das Für sich sein gibt den Begriff des Einen, der numerischen Eins, das unendliche Andersein gibt den Begriff des Vielen. Der Begriff der Zahl schlägt um in den Begriff der Größe, welche ist eine Anwendung der Zahl auf die Abstraction in einem irgendwo Gegebenen. Daraus erwächst der Begriff des quantitativen Verhältnisses, nämlich einer Bestimmtheit des Seins im Verhältniß zu anderm, anders bestimmten Seienden. In der Kategorie des Maßes wird die Besonderheit, die Einzelheit, welche sich im Begriff der Größe als das Nichtige erwies, zu Etwas; das quantitativ Gleiche ist nicht mehr Eins und dasselbe, es ist Individuum. Die qualitative Bestimmung, welche an dem Individuum die Einheit ausmacht, verhält sich gegen das Quantum, welches in diese Einheit eintritt, gleichgültig; aber ohne Ausfüllung durch Quantitatives hat es keine Wahrheit und wird dadurch zum leeren Scheine, dessen Sein unmittelbar sein Nichtsein ist. Diese dialektische Verneinung der Individualität ist ein auf bestimmter Stufe festgehaltenes Sein des Negativen, und seine Namenbezeichnung das Wort Art, und dieser Begriff erhält seine Vollendung und speculative Wahrheit im Begriff der Gattung. Daß die Art als Gattung erkannt werde, dazu wird erfodert, jenes zugleich Sein und Nichtsein, welches dem Individuum in dem Artbegriff zukommt, als ein Werden desselben zu fassen, und sonach in der Gattung die Macht zu erkennen, in welcher sowol Sein als Nichtsein der Individuen enthalten ist. Specifische Größe ist der bestimmte Ausdruck für die in der Gattung gesetzte Weise des Daseins, es muß nothwendig eine specifische Zahl geben, und die Bestimmtheit der wechselseitigen Specification heißt Gesetz und Regel. Das quantitative Moment gestaltet sich zur Form des Seienden, und das Übrige, was sonst noch zum Sein dieses Seienden gehört, ist der Inhalt dieser Form. Die Form, die specifische Größe, obgleich sie, als Zahlbestimmung, wesentlich metaphysische Bestimmtheit ist, wird zur seienden wesentlich durch ein außerhalb der Metaphysik liegendes Princip. Solches ist die Lehre vom Sein.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Herrn Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen". Von Max Schmidt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1836. Gr. 8. 10 Gr.

Bei der Wichtigkeit der neuerdings von mehren Seiten angeregten Frage über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des Gymnasialunterrichtes geziemte es wol den Vorstehern einer der berühmtesten Schul- und Erziehungsanstalten in Deutschland, der Franke'schen Stiftungen in Halle, ein öffentliches Gutachten abzugeben. Hr. Dr. Niemeyer ging mit einer kleinen Schrift: „Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreiche Preußen" (Halle 1836) voran, sein College und zugleich Rector der lateinischen Schule, Hr. Schmidt, hat denselben Gegenstand noch ausführlicher in der vorliegenden Schrift beleuchtet. Und nicht blos ihrer Ausführlichkeit wegen, sondern auch wegen der Klarheit und Schärfe, mit welcher der Verf. geschrieben hat, wegen ihrer Aufrichtigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen Nützlichkeit und Einsicht in die Objecte des Gymnasialunterrichts verdient diese Schrift vor vielen andern gelesen zu werden, welche durch des Dr. Lorinser Schrift gegen die Gymnasien und durch das so natürliche Gefühl, alte und mit Ruhm gekrönte Erziehungsprincipien nicht sofort der Laune des Augenblicks oder den unreifen Ansichten einiger Reformers und Schreier preiszugeben, hervorgerufen sind.

Hr. Schmidt untersucht zuerst, ob die Behauptungen, daß die gegenwärtige Gymnasialverfassung auf Geist und Körper nachtheilig einwirke, gegründet sind. Dagegen wird bemerkt, wie es sich nicht nachweisen ließe, daß die norddeutsche Jugend bei einem wöchentlichen Unterrichte von 30—32 Lehrstunden geistig oder körperlich geschwächt sei, es wird aber auch nicht verhehlt (S. 6), daß die Zahl an vielen Gymnasien überschritten sei und daß daher dafür gesorgt werden müsse, daß die Schulen jene Stundenzahl einhalten. Als zweiter Übelstand war gerügt worden, daß die Menge und Verschiedenartigkeit der Lehrobjecte, welche gegenwärtig in den Gymnasien vorgetragen werden, die Jugend verwirre und abmatte. Dagegen zeigt Hr. Schmidt, daß die Zahl der Lehrobjecte nicht größer ist als vor 20—30 Jahren, daß aber die Anfoderungen in jeder Wissenschaft und in den meisten Sprachen um Vieles gesteigert worden sind, und daß die Schüler durch die gegenwärtige Gymnasialverfassung ganz anders, sowol in den öffentlichen Lehrstunden, als auch, was noch bedeutender ist, außerhalb der Lehrstunden in Anspruch genommen werden als ehedem. Er untersucht darauf weiter (S. 16—40), ob durch diese Steigerung die körperliche und geistige Bildung der Schüler Schaden leiden könne, wie Hr. Lorinser behauptet hat, und führt eine Reihe pädagogische Wahrnehmungen an, durch welche jene Behauptung allerdings bestätigt wird, wobei auch auf S. 22 die Sicherheit der von Hrn. Froriep in seinem Büchlein: „Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit" (Berlin 1836), aus Caspar's Mortalitätstafeln genommenen Schlüsse in Zweifel gezogen und gewarnt wird, jenen Resultaten nicht ohne weitere Prüfung zu glauben. Wie ausgezeichnet auch immer die Leistungen vieler Gymnasien sind, wie groß die Thätigkeit der Lehrer, wie angestrengt der Fleiß der Schüler, wie preiswürdig die Sorgfalt der Regierung, namentlich in Preußen, ist, so leiden doch die Schüler an Überfüllung, die eigne Individualität wird gehemmt oder unterdrückt, die Liebe zur Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit nimmt ab und es zeigen sich sowol auf der Universität als im Staatsdienste nachtheilige Folgen, worüber sich besonders Hr. Hoffmann in der „Medicinischen Zeitung" v. d. J., Nr. 16, sehr eindringlich ausgesprochen hat, wie vom Ref. bereits in Nr. 174 d. Bl. nachgewiesen worden ist. Hr. Schmidt findet nun jene Steigerung durch die Foderungen des Abiturientenedicts, welches zuerst 1812 in Preußen gegeben, 1834 in veränderter Gestalt erschienen und von den meisten norddeutschen Staaten mutatis mutandis

angenommen ist, bedingt. Ohne die trefflichen Elemente in demselben, noch die Weisheit der preußischen Unterrichtsbehörden, die mit Ruhe und Umsicht den verschiedenartigsten Anforderungen zu begegnen wußten, im Mindesten zu verkennen, glaubt Hr. Schmidt doch annehmen zu müssen, daß, was bis jetzt in den Gymnasialdisciplinen friedlich nebeneinander bestand, jetzt gewaltsam einander entgegenstrebt und seinen eignen Weg sucht, daß namentlich Realschulen, wie eine reife Frucht, vom Baume fallen, daß aber darum der Baum nicht eingeht (S. 52). Daher müssen vor allen Dingen die Abiturientenprüfungen eine andere Form erhalten, sowol um der eigenthümlichen Zwecke des Gymnasiums willen, als um der großen Zahl von Schülern, die aus den untern, mittlern und obern Classen der Gymnasien nicht die sogenannte gelehrte Laufbahn verfolgen, sondern sich in anderer Weise dem Staatsdienste widmen. Aber aufgehoben sollen darum die Prüfungen nicht werden (S. 52—62). Hr. Niemeyer geht auf S. 43 fg. der angeführten Schrift in seinen Foderungen über die Änderung der Abiturientenprüfungen nach des Ref. Dafürhalten viel zu weit und verkennt den Nutzen dieser Examina, ohne welche in mehren Provinzen des preußischen Staats die Gymnasien einer wesentlichen Stütze entbehrt haben würden, um fleißige, pflichtgetreue und mit guten Kenntnissen ausgestattete Schüler zu erziehen.

In der zweiten Abtheilung seiner Schrift von S. 62 an spricht Hr. Schmidt über den Lehrstoff auf Gymnasien und gelangt durch Darstellung der Gegensätze, wie sie besonders durch Oken's einseitige Anfeindungen hervorgerufen worden sind, zu den Resultaten, daß die ganze Cultur als eine Masse von Kenntnissen nicht der Gegenstand sein darf, der auf Gymnasien erstrebt wird, daß ebenso wenig eine Vergleichung des Lehrstoffes der Universität ein Maß für den Lehrstoff des Gymnasiums sein kann, und daß der Stoff an sich keinen Werth hat, sondern nur wenn er durch die geistige Kraft entwickelt ist. Die Richtigkeit dieser Ansicht und des sie motivirenden Commentars (bis S. 75) wird wol keinem Zweifel unterliegen. Für die Gymnasien bleibt daher folgender Kreis von Lehrgegenständen: 1) Griechische, lateinische, deutsche, französische und resp. hebräische Sprache; 2) alte, deutsche, vaterländische Geschichte und eine allgemeine Übersicht der ganzen Geschichte; 3) Geographie, als Hülfswissenschaft der Geschichte, die reine Geographie in weiterer Ausdehnung gehört auf die Realschulen, als Wissenschaft auf die Universität; 4) Religion; 5) Zeichnen und Singen; 6) Naturbeschreibung und Naturlehre, erstere auf die untere Bildungsstufe, also in Sexta und Quinta, wo zwei Stunden wöchentlich hinreichen, letztere auf die oberste Bildungsstufe beschränkt; 7) Mathematik, doch in einem beschränktern Grade, als sie jetzt auf den preußischen Gymnasien gelehrt wird. Dagegen muß philosophische Propädeutik und allgemeine Grammatik von dem Lehrstoffe der Gymnasien ausgeschlossen bleiben. Mit Dem, was von S. 75—91 zur Erläuterung dieser Sätze gesagt ist, kann sich Ref. fast durchaus einverstanden erklären, doch ist hier nicht der Ort, das Ausführlichere mitzutheilen oder eine abweichende Meinung, wie etwa über die Ausschließung der neuern Geschichte, zu begründen. Aber besonders hervorheben müssen wir Das, was über die zu große Ausdehnung des mathematischen Unterrichts gesagt ist, worüber sich noch Niemand so offen und unumwunden ausgesprochen hat als Herr Schmidt. Wir können ihm hierin nur beistimmen und vermissen blos in seiner Darstellung die Erörterung des Nachtheils, den die Führung sogenannter mathematischer Hefte auf Schulen bringt, die zuerst durch E. G. Fischer in Gebrauch gekommen sind. Daß nicht blos Lehrer anderer Wissenschaften dadurch sich beeinträchtigt fühlen, sondern daß selbst Mathematiker von Fach, wie Richter in seinem: „Lehrbuche der allgemeinen Arithmetik" (Elbing 1834), und Spiller: „Über die Mathematik als Unterrichtszweig auf Gymnasien" (Glogau 1834), jenes Verfahren in sehr entschiedener Weise tadeln, dürfte bei der Beurtheilung desselben nicht zu übersehen sein. Den Thatsachen und Bemerkungen, die Hr. Schmidt zur Feststellung seiner Ansicht gesammelt hat, folgen sehr zweckmäßig zwei Urtheile über die Benutzung der Mathematik im Gymnasialunterrichte von F. A. Wolf und Hegel.

Der Schluß der Abhandlung verbreitet sich, wie auch Ref. am Ende seines angeführten Aufsatzes gethan hatte, über die Einrichtung von Realschulen. Auch hier sind thatsächliche Erfahrungen über das Wirken der in der Provinz Sachsen bereits bestehenden Anstalten dieser Art mitgetheilt und namentlich aus des Verf. nächster Umgebung der Vortheil bemerklich gemacht, den die Scheidung der Gymnasien und Realschulen für die Schüler selbst hervorgebracht hat. Für die sogenannten Realsectionen in Gymnasien ist Hr. Schmidt nicht eingenommen. Aber, wo die Mittel zur Errichtung eigner Realschulen von der Commune nicht beschafft werden können, scheinen uns doch diese Realsectionen dem Fortbestehen alter, als unpassend erkannter Einrichtungen vorgezogen werden zu müssen. Freilich bedürfen sie dann erfahrener Vorsteher, um nicht als Stiefkinder behandelt zu werden. 7.

Notizen.

Die Schrift des Grafen Stanhope über Kaspar Hauser seligen Andenkens ist ins Englische übersetzt worden. In England scheint man über diesen ungeschlachten Helden, welcher unser letztes Decennium so gewaltig mystificirt hat, nun völlig im Reinen zu sein. Man glaubt dort den Worten des Grafen Stanhope und thut sehr wohl daran. Wir Deutsche haben uns in dieser vertrackten Angelegenheit, die Gott sei Dank nicht mehr zur Sprache kommt, einmal wieder recht als gutmüthige Philister gezeigt. Das Hausermitleid griff uns *gewaltig* an und wir nahmen alle Surrogate der Romantik zu Hülfe, um diesen höchst trivialen Burschen so poetisch als möglich herauszustaffiren, von dem sich doch endlich — wie wol früher zu merken war — ergab, daß er so viel als nichts werth war. In der That, man kann gegen ein so thörichtes und unmotivirtes Mitleid, über welches uns doch zu guterletzt noch die Polizei belehren mußte, nicht heftig genug reden. Es ist eine Sünde, ein verdammenswerther Leichtsinn, solch ein Mitleid. Wie manches vielverheißende Talent, adelig und groß von Natur, schleicht und seufzt im Verborgenen, und all die gescheiten Leute kümmern sich nicht darum, und lassen es hinlaufen und verdorren und verzweifeln, während sie sich aus der Hefe des Volks, aus dem Winkelgäßchen der schmuzigen Gewöhnlichkeit einen Heros herausuchen und bei dessen Apotheose ihr letztes Fünkchen Menschenverstand in den Koth verlieren!

In England kommen die Theologen und die Mediciner beide schlecht weg. In Bath nämlich ist eine heftige Streitschrift gegen die Quacksalberei und in London sogar ein ganzes dickes Buch über die Habsucht der Kirche erschienen. Letzteres führt den Titel: „Mammon, or, covetousness the sin of the church". Ein Kritiker des letztern meint, da die ganze Welt heutzutage habsüchtig wäre, warum sollte denn die Kirche eine Ausnahme machen. Wenn dieser Mann kein Materialist ist, so gibt es keinen.

In Schottland haben Kinder in einer Höhle des Felsen, der den Namen Arthur's Sitz führt, das Grabmal der Familie dieses sagenhaften Königs entdeckt. Dieser Fund ist merkwürdig und auch närrisch genug: die Kinder spielten in der Höhle, und trafen plötzlich in einer Felsenspalte 17 hölzerne Kinderpuppen an, welche dort reihenweise, gegeneinanderüber, gleich Mumien von Liliputanern, hingelegt waren. Daß dies wirklich Arthur's Nachkommenschaft sei, haben bereits einige englische Alterthümler des Breitern und Breitesten bewiesen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 267. — 23. September 1836.

Grundzüge der Metaphyſik. Von C. H. Weiße.

(Beſchluß aus Nr. 266.)

Bei der Lehre vom Weſen kommen die ſpecifiſchen Grundzahlen der Weſenheit, die Kategorien der Räumlichkeit und die Grundbeſtimmungen der Körperlichkeit in Frage. Weſen iſt Einheit des Seienden, abſtracte ſpecifiſche Form der Einheit, nicht die concrete Weſeneinheit ſelbſt. Auf dieſer Betrachtungsſtufe iſt der Gegenſatz von Weſen und Erſcheinung genau daſſelbe, was für den Anfang der Metaphyſik der Gegenſatz von Sein und Nichtſein war. Der Unterſchied des Weſentlichen und Unweſentlichen im Reiche des Formalen oder des Scheins iſt der Unterſchied von Subſtanz und Accidens. Specifiſche Zweiheit iſt ſpecifiſche Grundzahl der einzelnen Subſtanz, das Weſen iſt nur Weſen in der Duplicität als ſolcher, das Daß nicht das Wie iſt unbedingt vom Begriff der Weſen als ſolcher zu prädiciren, und der Gegenſatz wird zu einem Gegenſatz der Reihen. Der abſtracten Beſtimmtheit des Gegenſatzes, der ſpecifiſchen Zweiheit gegenüber, iſt die Beſtimmtheit, welche allenthalben das Einzelne zum Einzelnen macht, ein Drittes. Durch das Hinzukommen dieſes Moments wird die ſpecifiſche Zweiheit zur ſpecifiſchen Dreiheit. Dieſe iſt die ſpecifiſche Urzahl für das Sein in allem Seienden, metaphyſiſch nothwendige Form des Einzelnen als Einzelnen. Gegenbild zum Zahlbegriff iſt der Raum, deſſen Begriff dadurch entſteht, daß durch die ſpecifiſche Dreiheit die quantitative Unendlichkeit, die von dieſer Dreiheit umfaßt wird, zur qualitativen ſpecificirt wird. Sein Charakteriſtiſches, wodurch er zur weſentlichen Form des Seienden wird, iſt die Dreizahl ſeiner Dimenſionen. Er beſteht als Ort des Realen, hat Sein, Daſein, Wahrheit, ſchon als leerer Raum, oder ſchlechthin als Leeres, iſt ein ſchlechthin Nothwendiges, die ſchlechthin nothwendige Vorausſetzung alles weſenhaften und wirklichen Daſeins, in die hinein ſich die Subſtanz, um da zu ſein, bilden und fügen muß, er iſt der umgeſchlagene Begriff des Weſens, Außerräumlichkeit iſt ein widerſprechender Begriff. Es iſt nicht wahr, daß das wahrhaft Seiende als ſolches außerhalb, jenſeits des Raumes und der Zeit iſt, nicht einmal, daß irgend ein Wirkliches ohne Körper, körperlos, iſt. Raum iſt Form, weſentliche Form der Dinge. Attraction iſt das Moment, welches vor allen andern das Sein der Materie ausmacht, jene Negativität des Seienden gegen den Raum, in welcher doch zugleich ausdrücklich die Beziehung auf den Raum enthalten iſt, das Setzen des Raumes zugleich als eines Seienden und Wahren, und doch zugleich als eines Weſenloſen und Unwirklichen, die dialektiſche Aufhebung des Raumes, genau in demſelben Sinn, wie jede andere metaphyſiſche Kategorie, um zu ihrer Wahrheit zu gelangen, aufgehoben werden muß. Der leere Raum wird durch die Anziehung als Nichts geſetzt, aber er wird geſetzt als Nichts, d. h. er wird als Etwas vorausgeſetzt. Anziehung in reinſter Abſtraction, welche das Vorhandenſein der Körper nicht vorausſetzt, ſondern daſſelbe bedingt, iſt Eins mit ihrem Gegentheil, der Abſtoßung. Verneinen des räumlichen Unterſchiedes ſchließt eine Bejahung der Realität des räumlich Unterſchiedenen als Vorausgeſetzten ein. Anziehung, wo die Repulſion als Moment ihr einverleibt iſt, mit dem Begriff der Materie identiſch, iſt Schwere. Wie Daſein ſich zum Sein verhält, ſo verhält ſich die Schwere zur Anziehung. Als Wahrheit der mit der Attraction in Eins gebildeten Repulſion wird der beſtimmte, d. h. der erfüllte Raum geſetzt, und ſpecifiſche Schwere iſt das Weſen der Materie. Die Maſſe ſpecificirt ſich, und Urform der Specification des Seienden im Raume iſt Polarität, und deren erſte unmittelbare Geſtalt der Magnet, als abſtracte metaphyſiſche Kategorie mit Cohäſion identiſch. Elektricität iſt abſtracte Form des realen Geſchiedenſeins der ſchweren und cohärenten Körperlichkeit, Geſetztſein der Fläche als realer und nicht blos idealer Grenze zwiſchen Körper und Körper, und andererſeits der Linie, welche als Moment der Neutraliſation oder Ineinsſetzung der elektriſchen Pole, weſentlich Eine mit der magnetiſchen und der Cohäſionslinie iſt. Ponderables und Imponderables ſind ſchlechthin nothwendige nicht nicht ſein könnende Momente jeder möglichen Realität. Der Begriff des Ponderablen für ſich allein erweiſt ſich unvermögend, eine Realität zu begründen; denn er bleibt eine vom leeren Raume ununterſchiedene Allgemeinheit; deshalb geht er dialektiſch in ſeine Verneinung über, welche der Begriff des Imponderablen iſt. Dieſer aber hat ſeinerſeits das Ponderable zu ſeiner Vorausſetzung, er vermag ſich zu realiſiren nur an dieſem oder in dieſem. Die höhere Wahrheit dieſer Beiden, in welcher der Begriff der Polarität mit dem Begriff der körperlichen Sub-

stanz, d. h. der Schwere, in Eins gebildet ist, ist Chemismus. Der Fortgang vom abstracten Begriff des chemischen Processes zum Begriff des Gesetzes, welches die Wahrheit dieses Processes enthält, ist derselbe, welcher sich in der chemischen Proportionenlehre ausgeprägt hat. Gesetz aber fodert ein Setzendes, Gesetzgebendes.

So kommen wir zur Lehre von der Wirklichkeit. Ihr Inhalt verhält sich zum Inhalt der vorhergehenden wie Seele und Geist zum Körper, wie Bewußtsein zum Bewußtlosen, wie Begriff zur begrifflosen Objectivität. Der Begriff der wahren Wirklichkeit enthält in sich die dialektische Aufhebung des Raumes und der Zeit. Was einseitig unter diesen Formen gesetzt ist, ist Erscheinung des Wirklichen; es verhält sich aber darum nicht gleichgültig gegen sie, sondern trägt sie als inwohnende Momente seines Begriffs in sich. In Betracht kommen die Kategorien der Reflexion, die der Bewegung, die der Lebendigkeit. Für den Grundbegriff der raumerfüllten Körperlichkeit als das eigentlich Reale wird Kraft angesprochen, das Sein heißt die Kraft, das Vermögen haben, im Raume zu sein, und zwar nicht blos in Gestalt eines Körpers, sondern in einer Reihe von Körpern. Daher nicht was in gemeinem Sinn wirklich ist, die körperliche Erscheinung, ist in Wahrheit, sondern was sein kann, die in dieser Erscheinung verborgene Möglichkeit des Andern. Jedoch diese Möglichkeit ist eine und dieselbe mit der Unmöglichkeit; denn, kommt allen Specificationen der gleiche Anspruch auf Realität zu, so kann er nie zu einer wirklichen Specification kommen. Der Körper ist Substanz als Actus seiner selbst und als Potenz anderer, das Ding, die Sache, ist wahrhaft nur als Ursache wirklich; das Wesen tritt auf in Gestalt des Daseins, das specifisch bestimmte Dasein als Wesen wirkt, d. h. setzt sein Dasein, die Wirklichkeit, das Reich der Wirklichkeit ist Causalproceß. Grund des Hergangs liegt im Gesetz, Ursache im Dasein und Wirken des Andern. Wirken selbst ist als Wirkung zu begreifen, welche, zur Energie erhoben, Wechselwirkung heißt. Nothwendigkeit ist das in bestimmter Räumlichkeit sich realisirende Gesetz. In der Wechselwirkung aller Momente der Wirklichkeit ist nicht das Wirkliche als Wirkliches, nämlich der besondere und einzelne Körper und seine Thätigkeit, sondern das Nothwendige als Nothwendiges, nämlich die gesetzlich ein- für allemal bestimmte Wechselwirkung der Körper aufeinander das eigentlich und in Wahrheit Seiende. Das einseitige Festhalten dieser metaphysischen Erkenntniß ist die Denkweise des Fatalismus. Der Begriff der Wirklichkeit als Proceß der Wechselwirkung gibt den Begriff der Bewegung, der räumlichen, körperlichen, als Wechselwirkung der Massen untereinander. Und wie der Begriff der Ausdehnung in den des Ortes, so schlägt der Begriff der Bewegung in den der Dauer um. Was für den Raum die Dreiheit der Dimensionen, das ist für die Zeit (als Dauer ausgesprochen) der Gegensatz des Vor und Nach, oder vollständiger ausgedrückt, der Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft und die Vermittelung Beider durch das Jetzt oder die Gegenwart. Im Zeitbegriff erblicken wir den metaphysischen Begriff, das metaphysische Sein, zur Unmittelbarkeit des absoluten Processes gesteigert. Wechselwirkung, der Proceß der Wirklichkeit, kann nur in der Zeit, nur in der Gestalt zeitlicher mechanischer und chemischer Bewegung erfolgen. Im mechanischen Proceß ist das Zukünftige, als bestimmt durch das Vergangene, im teleologischen Proceß ist das Vergangene als bestimmt durch das Zukünftige gesetzt. Nichts ist wirklich, was nicht in einem teleologischen Processe sein Dasein hat; Zweckbeziehung setzt die mechanische Causalität voraus, diese wird durch ihr inwohnendes Moment Mittel. Aber wenn Alles Zweck ist, so ist Nichts wahrhaft Zweck, und die Immanenz des teleologischen Processes muß in die einzelnen Glieder der Reihe, in die einzelnen Acte des Processes selbst gesetzt werden, im Begriff des Organismus. Die Kategorie, die sich hier als Wahrheit des Seins ergibt, ist das Fürsichsein. Die Bestimmtheit des Zwecks ist in der Form des zeitlichen Augenblicks, der Gegenwart, als Grenze der Zukunft und Vergangenheit, gegeben, so auch der Begriff des Lebens, in dem Sinne, da Leben nicht den körperlichen Proceß des Organismus als körperlichen, sondern das in diesem Proceß sich realisirende Fürsichsein bedeutet. In der concreten Natur ist diese Begriffsstufe verwirklicht im Pflanzenreich, im vegetabilischen Organismus. Jede Bestimmtheit hat ein doppeltes Dasein, ein reales zeitliches, in specifischer Körperlichkeit und Bewegung bestehendes, und ein ideales Außerzeitliches, die Wahrheit jenes ersten, ein Dasein als Vorstellung. Dies nämlich ist der Begriff, in welchen wir den Begriff des zeitlichen oder gegenwärtigen Fürsichseins, den Begriff der Empfindung, dialektisch umschlagen sehen. Die Vorstellung ist Subject, ist das für sich seiende Bild des Zeitlichen, d. h. der durch den Proceß der Zeitlichkeit bestimmten Körperlichkeit. Das augenblickliche Fürsichsein der Empfindung muß, um wirklich zu sein, eine Ausdehnung in der Zeit, eine Zukunft und Vergangenheit gewinnen. Dies wird in der empirischen Natur durch den animalischen Organismus, durch das Thierleben dargestellt. Seelenleben ist die Selbstbekräftigung, Vollendung und Wahrheit des organischen Lebens. Die animalische Seele ist die in den Causalproceß eintretende Substanz. Durch welche neue Begriffgestaltung wird die Vorstellung, ohne die Beziehung auf den bestimmten Zeitmoment zu verlieren, worin ihre Actualität besteht, dennoch von der Gebundenheit an diesen Zeitmoment befreit? Dadurch, daß die Vorstellung, statt Folge der in ihr abgebildeten Gestaltung des Moments der körperlichen Causalreihe zu sein, Ursache dieser Gestaltung, daß sie auch im zeitlichen lebenden Dasein, wie sie an sich, in der reinen Potenz oder im Begriff dies ist, statt Abbild zu sein, Vorbild ist. Diese höhere Stufe des Seelendaseins ist im Geist des Menschen realisirt. Vorstellungsleben in seiner wahrhaften Wirklichkeit, d. h. in seiner Freiheit, ist Denken, ist Thätigkeit des Hervorbildens der Allgemeinbegriffe aus den Einzelvorstellungen, des Subsumirens des Einzelnen unter das Allgemeine, ist der Begriff des Verstandes. Der denkende Geist ist

wirklich nur in seinem Handeln. Er setzt sein eignes Dasein unablässig ins Äußere um, ist durch die Objectivität bestimmt und sie bestimmend, erhebt durch diese Wechselseitigkeit des Bestimmens den teleologischen Proceß zum Fürsichsein aller seiner Momente, dieser Ausdruck ist Ich, Ichheit, Selbstheit. Das Fürsichsein der reinen metaphysischen Kategorie in Gestalt der Vorstellung, des denkenden Erkennens, ist Vernunft. Das Ich selbst ist nichts Anderes als das Bewußtsein der Kategorien. Eben dieses Bewußtsein, welches in dieser Beziehung Gedächtniß heißt, ist der intellectuelle Raum oder Ort, in welchem die im zeitlichen Seelenleben entstandenen Vorstellungen und Verstandesbegriffe aufbewahrt werden, und in Gestalt der Negativität oder Zeitlosigkeit ein wesenhaftes, obgleich unwirkliches Dasein haben. Die Actualität des Wissens, des Bewußtseins ist eine specificirende, gesetzgebende, eine freischöpferische Thätigkeit. Sie ist wesentlich, wie sie Denken und Bewußtsein ist, zugleich Geist und Wille. Absolutes Bewußtsein der Vernunft ist als Geist und Wille die absolute Voraussetzung alles Weltenlebens. Als solcher Anfang kann es selbst keinen Anfang in der Zeit haben, es ist, sofern es überhaupt ist, als gleich ewig mit seinem Inhalt, mit der reinen Kategorie, als solcher, zu denken. Seine Actualität ist Setzen seiner selbst durch Specification, die hier, wie allenthalben, eine auch nicht sein, eine auch anders sein könnende ist. Eben dieses Handeln ist als solches zugleich die ewige Leiblichkeit und Lebendigkeit des Urbewußtseins, welche aber freilich für das Urwesen selbst, sofern dieses noch kein zweites Dasein außer ihm setzt, nur als ideale inwohnende, als Leiblichkeit im Element des Denkens, als pneumatische Leiblichkeit zu denken ist. Dies Endergebniß unserer Wissenschaft ist zu bezeichnen als metaphysischer Beweis für das Sein Gottes. Gott ist nicht das schlechthin nothwendige Wesen, er ist in seinem Wirken wie in seinem Sein absolut freie That, ewige That seiner selbst, nicht minder wie die Schöpfung seine That ist. Durch diese That gibt sich Gott selbst seine Bestimmtheit, erst nach dieser weiten frei gesetzten Bestimmtheit heißt er Gott. Der Gottesbegriff, welcher aus der Metaphysik resultirt, ist noch ein leerer, abstracter, er schließt die Möglichkeit von Eigenschaften nicht aus, die mit den Eigenschaften des wahren Gottes, jenes Gottes, der nur durch Erfahrung, durch die Glaubenserfahrung des Christenthums erkannt zu werden vermag, unverträglich, ja direct ihnen entgegengesetzt sind.

Ref. hält den vorstehenden Überblick des Werks an sich verdienstlich, wiewol er nicht weiß, ob Jemand ihn für sich genehm finden wird. Das Resultat lautet in Kürze: Freiheit, Selbstbestimmung, Geist und Wille sind ein Ursprüngliches; Nothwendigkeit, Gesetzmäßigkeit, mechanisches und chemisches Geschehen sind nur unter Voraussetzung jener eine durch freie Zwecksetzung bestimmte Ordnung. Der Mensch erfährt durch Bewußtsein seiner eignen freien Selbstbestimmung und Zwecksetzung die Wirklichkeit und Wahrheit dieses Verhältnisses. Darin besteht sein Leben und Wirken in Zeit und Raum. Die Art und Weise, wie der Verf. zu diesem Resultat durch das dialektische Umschlagen der Begriffe Sein, Wesen, Wirklichkeit u. s. w. gelangt, erhielte vielleicht für den Ungewohnten durch eine rückläufige Betrachtung größere Faßlichkeit. Ist er aufgestiegen von der Schattenwelt der Begriffe zur Lichtwelt des Erfahrens, es läßt sich zurücksteigen von der letzten zur ersten, etwa in folgender Weise. Wirklichkeit ist die Begriffbezeichnung der lebendigen Geisteserfahrung, der vernünftigen Ichheit, des verständigen Handelns und Denkens. Abstrahirt von selbstbestimmender Zwecksetzung, bleibt Vorstellung, abstrahirt von dem Vorstellungsbilde und dem Gegenwurf desselben, der Empfindung, bleibt Fürsichsein, Organismus, teleologischer Proceß (mechanischer oder chemischer) in der Zeit. Abstrahirt vom Teleologischen desselben, bleibt Dauer, Bewegung, Wechselwirkung, Causalproceß. Das wirklich Wirkende ohne Selbstbestimmung und Bewußtsein ist Kraft. Merkmale dieses Begriffs sind Polarität, Anziehung, Schwere. Abgesehen davon und von Causalität bleibt Ort im Raume, qualitative Substanz. Abgesehen vom bestimmt Qualitativen bleibt specifische Größe, Maß. Abgesehen von der specifisch quantitativen Größe überhaupt bleibt Bestimmbarkeit durch Zahl, als Eines und Vieles. Abgesehen von Größe und Zahl bleibt Werden, abgesehen von der Veränderung darin bleibt Sein, als der allgemeinste und abstracteste Begriff. Dieser abstracteste, nackteste, inhaltloseste Begriff wäre das Centrum des metaphysischen Schattenreichs.

Wozu Alles gut? fragt der Leser. Man soll sich der Schatten ebensowol bewußt werden als der Leiber, die ihn werfen, und die erstern sind unter Voraussetzung der letztern das Nicht nicht sein könnende. Der Katholicismus in der Philosophie — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — hat immer behauptet, er verwandele die Schatten in Leiber, oder vielmehr, er lasse die letzten aus den ersten für die Wissenschaft entstehen. Unser Verf. leugnet dies und spricht: „Der Gedanke, daß die Kategorien durch sich selbst zu etwas Wesenhaftem und Positivem werden, ist Täuschung; den Inhalt der Empirie in sich zu absorbiren, kann nicht die Absicht der philosophischen Wissenschaft sein.“ Nun verfolgt er das dialektische Schattenspiel bis zu dem Punkt, wo die Voraussetzung von Leibern, die eine andere Wirklichkeit haben als der Schatten, unvermeidlich gefodert wird und will erst dadurch die Erfahrung vollständig verstehen. Über Letzteres (nämlich das Verstehen) wären, nach Ref. Bedünken, Zweifel zu erheben, das Übrige hätte wol seine Richtigkeit. Nach dem Ausspruch eines geistreichen Schriftstellers ist „das Geschäft der Philosophie das Aussondern und systematische Zusammenstellen Dessen, was sich von selbst versteht und wodurch Alles muß verstanden werden“. Die Geschichte der Philosophie gibt bisher kein Zeugniß für das Von selbst Verstehen, und ebenso wenig, daß Alles verstanden worden. 23.

Notizen.

In der „Literary Gazette“ findet sich ein sehr gelungenes englisches Originalgedicht, mit W. H. W. unterzeichnet, wovon wir den ersten und letzten Vers der Anerkennung halber hier anführen wollen:

I've lived too long: the ills of age
On me devolve; sad heritage!
Arthritic daemons fiercely rage,
My joints among:
My senses all in torpor lie,
My ear is dull, dim is my eye,
Nor feeling, taste, nor smell, have I:
I've lived too long.

I've lived too long: my heart is old,
'Tis indurated, withered cold,
I groan, and fret, and carp, and scold,
And all goes wrong:
A stupor seizes on my brain,
I cannot think, or think with pain,
Scarce can I finish e'en this strain:
I've lived too long.

Diesen trostlosen Refrain will jedoch der galante Herausgeber der „Literary Gazette" dem Verf. nicht zugeben und fügt deshalb aus seinen eignen Mitteln dem Gedicht desselben noch folgenden Replikvers bei:

If talents on the highest kind,
If feeling heart and noble mind,
If honour, sense and worth combined,
If all that's right, and naught that's wrong —
If these through ages should extend,
If these should never know an end,
Then ne'er couldst say, my much loved friend,
I've lived too long. —

Es ist wahr, man freut sich immer, wenn solche Sprache nicht die Wahrheit ist; aber wie innig muß man sich dafür betrüben, wenn man die Tausende betrachtet, die wirklich schon viel zu lang lebten, aber, den Schwindsüchtigen gleich, es nicht glauben wollen, daß sie sterben müssen!

Das Original der berühmten Warwickvase (die zu Tivoli gefunden und für ein Meisterwerk des Lysippus gehalten wurde) ist neuerlich in Ägypten entdeckt und von dem französischen Consul, Mimaut, der es an sich gebracht, mit andern merkwürdigen Gegenständen nach Frankreich gesendet worden. Der griechische Künstler hat den Alexander mit den Attributen des Bacchus dargestellt, und die Köpfe, Gruppen u. s. w., sowie die ganze Ausführung stimmen vollkommen mit Dem überein, was die alten Schriftsteller davon berichtet haben.

Mr. Kemble, der Herausgeber von „Beowulf", bemüht sich in einem neuen Werk ausführlich zu beweisen, daß die Bewohner der Provinz Kent eigentlich Friesländer seien. 11.

Bibliographie.

Ahasver. Unter Mitwirkung mehrer Gelehrten herausgegeben von Frick, A. Rehner, A. Schumacher. 1ster Jahrg. 1836. Gr. 4. (Wöchentlich 3 Nrn. ½ Bgn.) Mainz, Wirth. Preis eines Quartals 21 Gr.

Albion. MDCCCXXXVII. Dreisig Stahlstiche, nach Originalzeichnungen, der berühmtesten englischen Meister. Gr. 4. London (Berlin), Asher. 6 Thlr.

Angelstern, W., Paulus. Eine Tragödie. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung wieder erzählt von Gustav Schwab. 2ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Bürger, J., Helgoland. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 8 Gr.

Ehret die Frauen. MDCCCXXXVII. Gr. 8. London (Berlin), Asher. 4 Thlr.

Erzählungen von der Verfasserin der Lotosblätter. 8. Leipzig, Hartknoch. 1 Thlr.

Geib, K., Die Volkssagen des Rheinlandes. In Romanzen, Balladen und poetischen Erzählungen. 2tes Bdchn. Gr. 12. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 16 Gr.

Görres, J., Die christliche Mystik. 1ster Band. Gr. 8. Regensburg u. Landshut, Manz. 1 Thlr. 20 Gr.

Große, E., Spanische Charaktere. Eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien. Gr. 8. Leipzig, Kummer. 1 Thlr. 8 Gr.

Heigel, C. M., Kleiner Plutarch für die Bühne. Mit 3 illuminirten Kupfern. 16. Stuttgart, Hallberger. 21 Gr.

Hülle, H., Poesien, Gedanken und Bilder nebst Übertragungen. Gr. 8. Gera, Scherbarth. 18 Gr.

Koch, R., Immortellen. Sechs Erzählungen für das aufblühende Alter. 8. Breslau, Friedländer. 9 Gr.

Mark Brandenburg, Die, unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten, oder: Die Quitzows und ihre Zeit. 3ter Theil. Mit dem Facsimile der Handschriften Dietrichs von Quitzow und Hennings von Stechow. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr. 12 Gr.

Marquardt, E., Eichenblätter. Gedichte. 8. Breslau, Friedländer. 12 Gr.

Mayerhoff, E. Th., Die deutschen, insbesondere die preußischen Hochschulen in unserer Zeit. Eine Zuschrift an den Dr. F. W. Diesterweg. Gr. 8. Berlin, Crantz. 16 Gr.

v. Montalembert, Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. (1207—31.) Aus dem Französischen, im Einverständnisse mit dem Verfasser, und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von J. Ph. Städtler. (1ste Abtheilung.) Gr. 8. Aachen, Mayer. 1 Thlr.

Münch, Biographisch-historische Studien. 2ter Band. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 18 Gr.

Ortlepp, E., Beethoven. Eine phantastische Charakteristik. Allen Musikfreunden und Verehrern des großen Mannes gewidmet. 8. Leipzig, Hartknoch. 12 Gr.

Pogodie, M., Historische Aphorismen. Aus dem Russischen von Erhard Göring. Gr. 8. Leipzig, Voß. 12 Gr.

Rauch, J. M., Patriotische Lorberkränze. Geflochten für Ludwig und Otto. Gr. 8. Ingolstadt, Attenkover. 8 Gr.

Revolution, Die französische. Von 1789—1836. Gr. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. 16 Gr.

Schöning, K. W. v., Des General-Feldmarschalls Hans Adam von Schöning auf Tamsel Leben und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achttausend Brandenburgern gegen die Türken. Ein Beitrag zur Erkennung der Zeitverhältnisse in den kurbrandenburgischen und kursächsischen Landen während der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls und 55 Fac Simile von Namens-Unterschriften ausgezeichneter Zeitgenossen. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1837. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.

Timm, Der Untergang der Häuser Casanelli und Ferrato. Trauerspiel in 4 Acten, bearbeitet nach einer Erzählung Napoleon's. 8. Berlin, Crantz. 12 Gr.

Tocqueville, A. de, Über die Demokratie in Nordamerika. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Rüder. 1ster Theil. Mit einem Anhange, enthaltend die Verfassung der Vereinigten Staaten und die Verfassung des Staats von Newyork. Gr. 8. Leipzig, Kummer. 2 Thlr. 16 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit 6 Stahlstichen. 16. Leipzig, Brockhaus. 1837. 1 Thlr. 20 Gr. Geb. 2 Thlr.

Zabern, Wilhelm. Eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christians des Zweiten Zeit. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. Leipzig, Kummer. 1 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 268. — 24. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel. *)

57. Gesammelte Gedichte und Vorträge in gebundener und ungebundener Rede. Von Gottlieb Ernst Klausen. In zwei Bänden. Erster Band. Gedichte. Zweiter Band. Reden. Altona, Hammerich. 1835. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Zeit, in welcher diese Gedichte nach und nach entstanden sind, umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert; denn das erste Gedicht: „Craft und Selinde", ist 1786 entworfen und das letzte ist im April 1831 niedergeschrieben. Der würdige Verf., ausgestattet mit dem Doppeltalent der Ton- und Dichtkunst, ist erst nach vielen Aufforderungen, mancherlei Störungen und Hindernissen, längerm Sammeln, Ordnen und Feilen in jüngster Zeit dazu gekommen, die Kinder seines Semisäcularstrebens in die Welt zu senden, und bezeichnet zugleich mit gegenwärtiger Ausgabe sein 50. Dienstjahr, wo ihm die eigne Muse dankbar den Kranz reicht. Wir haben es hier blos mit dem ersten Bande zu thun, indem der zweite 15 Reden und Abhandlungen in ungebundener Rede enthält. So viel steht fest, daß der Verf. nicht zu den Naturen gehört, die im poetischen Element leben und weben und nach innerer Nothwendigkeit dichten müssen. Das Leben in seinen vielgeäderten Verhältnissen und bunten Wechseln, sowie das Feuer, das, von Andern entzündet, sich mit der Flamme der eignen Brust in magnetischen Rapport setzte, haben ihm wol erst die Lyra besaitet und in die Arme gelegt. Es offenbart sich hier in den mannichfaltigen Formen und Stoffen eine Humanität, etwa in dem Sinne, wie Herder sie nahm, und das ethische Moment webt überall seine weichen Fäden in das Gewebe der Darstellung. Eine durch vielseitige Lectüre, durch die Redeweise der Alten und durch eine sorgfältige Feile ausgebildete Sprache zeigt sich in jeder Gabe bis zum unbedeutendsten Impromptu hinab. Die Reflexion hat den Charakter jener Gemüthlichkeit, die von keiner philosophischen Kaste etwas weiß; die Naturschilderungen zeugen von ruhiger, aber scharfer und treuer Beobachtung, und sucht man aus dem Eindruck, den die geendete Lectüre auf den Leser macht, ein Resultat zu gewinnen, so ergibt sich, daß die Seelenkräfte bei ihm in harmonischer Kraft wirken und alle Räder im Mikrokosmus der Brust in ruhiger, gleichmäßiger Schwingung umlaufen, was wol nur bei einigen Schooskindern der Mutter Natur der Fall sein dürfte. Indem wir in diesen wenigen Zügen des Dichters Persönlichkeit im Allgemeinen richtig darzustellen glauben und gern ins Licht setzen, was die Gunst eines milden Gestirns und das eigne treue Streben bei ihm gethan, dürfen wir dennoch nicht unterlassen, einige Bemerkungen mitzutheilen, welche sich uns bei Betrachtung der einzelnen Stücke der Sammlung unabweislich aufdrangen.

„Der Anger zur goldnen Kette" (S. 19) ist eine Sage, welche die Mordsucht des Volks in tragischer Hinsicht verzerrt hat und wo überdies die breiteste Redseligkeit herrscht, die der Sage so abhold ist. „Leben, Empfindung und Liebe" ist mit ihren Tautologien nicht besser (S. 32). Der Gelegenheitsgedichte sind gar zu viele, und in den elegischen sind die Klagen zwar die eines schmerzlich verwundeten Gemüths, aber sie ermangeln des tragischen Pathos. Die von moralischer Reflexion strotzende Einleitung zum „Ringe des Gyges" (S. 63), so lehrreich und treffend sie an und für sich sein mag, paßt nicht auf die nachher erzählte Begebenheit. Wenn die Cantate: „Vergänglichkeit" (S. 197) componirt wird, so dauert die musikalische Aufführung nach mäßiger Berechnung einen halben Tag. „Die Wanderung zum Rolandshügel" (S. 157) ist zwar voll eigenthümlicher Naturmalerei, aber auch höchst breit und weitschweifig, und die Nachschrift dazu (S. 180), die eine Fortsetzung verheißt, müssen wir eine Drohung nennen. Als gelungen sind zu bezeichnen die Nachbildungen nach römischen Autoren, Dänen und Engländern; am ansprechendsten erschien uns der in der nordischen Mythensprache abgefaßte Schlummergesang eines Skalden (S. 14), woran sich der folgende Wettgesang der Skalden würdig anschließt. Als einen Beweis, daß auch der Verf. humoristisch und witzig sein kann, führen wir die Parodie auf Hamlet's Monolog (S. 117) an, die wir gern mittheilten, wenn der Raum es gestattete.

58. Der achtzehnte October. Ein episches Gedicht in drei Gesängen von Heinrich Manz. Dortmund, Krüger. 1835. 8. 12 Gr.

Stößt der Verf. auch mit dem Hauche einer glühenden, stets uns achtbaren Vaterlandsliebe in die Tuba, so läßt sich von seinem Instrument doch nicht sagen: Ecce, mirum tuba spargit sonum. Denn ihr Ton ist nicht bewundernswerth, sondern oft schreiend und dabei doch matt, namentlich in den matten Hexametern, welche uns die Details jenes merkwürdigen Kampfes allerdings mit der diplomatischen Genauigkeit eines officiellen Bulletinschreibers geben. Der erste Gesang schildert des Vaterlandes traurige Lage unter der französischen Herrschaft, die Rüstungen Napoleon's, den Fall des Staats und den sich wieder mächtig ermannenden Hochsinn der Germanen. Im zweiten werden die Rüstungen zur Abschüttelung der fremden Zwingherrschaft und die Begebenheiten des achtzehnten Octobers selbst geschildert. Der dritte enthält des Feindes völlige Flucht, malt die nächsten Folgen des Sieges, mahnt zum Danke gegen Gott, zur Liebe zu Preußens edlem König und zu treuer Pflichterfüllung überhaupt. Über den Thaten seiner Helden läßt der Verf. Germanias und des Nordens alte Götter walten, was er in dem langen, etwas schwülstigen Vorwort nicht zu entschuldigen braucht: Es muß ja doch etwas Episches im Gedichte sein!

59. Gedichte von E. Ruth. Hanau, Edler. 1836. 8. 12 Gr.

Da im Vorworte an die Leser sich eine gewisse Bescheidenheit bekundet, auch Urania (s. das erste Gedicht des Werkleins)

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 131—134, 210—213 d. Bl. D. Red.

des Verf. Führerin sein soll; da er ziemlich klar redet, und seine Empfindungen, mag sich auch in dieselben hin und wieder, gleichwie eine Schmarotzerpflanze ein edles tropisches Gewächs umrankt, ein prosaisch matter Gedanke drängen, des ethischen Moments nicht entbehren, so sprechen wir den Wunsch aus, der Verf. möge ebenso guter Pädagog sein, wie er ein erträglicher Versbildner ist.

60. Bruchstücke aus den nachgelassenen Papieren eines Verstorbenen, nebst einigen poetischen Versuchen und Übersetzungen des Herausgebers. Emmerich, Romen. 1835. 8. 8 Gr.

Wir erhalten auf diesen wenigen Bogen Prosaisches und Poetisches. Wahrscheinlich ist der Herausgeber der Sohn des Verstorbenen, dessen Andenken die Kindesliebe ehren will. Diese Liebe überschätzt aber leicht in der edeln Wärme ihres Gefühls den Werth der Gabe und meint, was ihrem Herzen individuell theuer sei, interessire auch das fernstehende große Publicum. Den prosaischen Theil haben wir dennoch mit Vergnügen und Nutzen gelesen. Er bietet Gedanken, Einfälle, Aphorismen und Parabeln, die von Lebenserfahrung, Umsicht, Gefühl und einem empfindenden Herzen ehrende Zeugnisse ablegen. An diese hat der Herausgeber, weiß der Himmel warum? einen poetischen Theil angeschweißt, von welchem sich leider nichts sagen läßt, als daß es Waare ist, wie sie täglich auf dem literarischen Markte feilgeboten wird.

61. Germanische Blüten, entsprossen auf Skandinaviens Boden, von S. J. Laseron. Erstes Heft. Stockholm, Bonnier. 1835. 16. 8 Gr.

Kein Vorwort belehrt den Leser, ob hier Übersetzungen aus dem Deutschen, oder deutsche Originalverse, auf schwedischem Grund und Boden entsprossen, den Skandinaviern geboten werden. Was es aber auch damit für eine Bewandtniß habe, der Verf. hat weder Germanen noch Skandinaviern einen Dienst erzeigt, indem er diese duftlosen, verschrumpften Blüten gezogen. Den Singsang eröffnet ein Gedicht in fünf Gesängen, „Klage und Trost" betitelt, welches in trochäischer Form abgefaßt scheint. Ein Greis tröstet da einen in Liebesweh verzweifelnden Jüngling. Schwer ist es zu bestimmen, ob die Jeremiaden des Jünglings oder des Alten Trostesworte kläglicher sind. Dabei ist es das größte Unglück, daß der pitoyable Versifer nicht Deutsch kann, und durchaus kein Ohr für Sylbenfall und Metrum hat. S. 4:

Auch des Thaues Tropfen schwimmen
Auf der Gräber Rasen,
Als ob weinend sie anstimmen
Klag' bei Todtenvasen! (sic)

S. 16: Brech das trübe, lange Schweigen ꝛc. st. brich.

S. 18. Unsinn: Gern meid' ich des Lebens Bürde,
Freudig will ich sterben,
Sprach der Jüngling, Gottes Würde (?)
Ist ja nur Verderben. (!?!)

S. 21: Wenn die Berge Flammen speien,
Dörfer, Städt verschlingen,
Kann da milde Schonung seyen (?)
Sanftmuth wohl erklingen. (!)

S. 25 steht der Sprachfehler: Streit' mit Himmelsgeister, welches sich S. 28 repetirt, und S. 39 heißt es gar: Kann nicht sanfter Trost einkehren, in dein Herz, dem bangen. S. 43 ist: Ein ewiges Leben führen als Trochäen gemessen und Olivensaft also — ⏑ — ⏑. Ein Kleinod in Geist, Sprache und Rechtschreibung ist endlich die Strophe (S. 67):

Ehre ist ein Rauchgebilde,
Keine echte Blüte,
Und sie führet oft im Schilde
Stolz, statt edle Güte!

Gott bewahre Stockholms und Germaniens Bewohner doch ja vor dem zweiten Hefte!

62. Karl der Große. Ein Gedicht in drei Balladen von J. Sutner. München, Jaquet. 1835. 8. 8 Gr.

Hr. S. hatte bei Abfassung der drei vorliegenden Balladen, welche wir lieber Romanzen genannt hätten, die doppelte Absicht, Karl's des Großen wahren, oft bestrittenen Geburtsort zu entschleiern und dann dieses Helden tiefe Weisheit und Gerechtigkeit dem Geschlechte der Gegenwart anschaulich zu machen. Ersteres geschieht in den beiden ersten Balladen, letzteres in der dritten, die, wir gestehen es, weniger Interesse für uns hat, indem sie nur das längst Bekannte aus der Geschichte und dem Sagenkreise schildert. Die erste Ballade führt die Überschrift: „Tibert, der rothe Ritter aus Schwaben." Dieser Günstling des fränkischen Königs Pipin nämlich wird von seinem Gebieter beauftragt, ihm Bertha, Tochter des Königs aus Kärlingen in Frankreich, als erwählte Gemahlin in sein Hoflager zu Weihenstephan im Bairischen zu führen. Tibert aber, im Besitz einer der Prinzessin sehr ähnlichen Tochter, baut auf diesen Zufall den höllischen Plan, Bertha von zweien seiner Söldner in einen dicken Wald führen und ermorden zu lassen, und seine Tochter dem Pipin als Gemahlin unterzuschieben. Die zweite Ballade erzählt, wie jene Söldner, gerührt durch Bertha's Flehen, sie nicht ermorden, sondern sie im Walde ihrem Schicksal überlassen, ihrem Herrn aber, als Pfänder ihres Gehorsams und ihrer That, Bertha's blutiges Nachtgewand und das Herz eines Hundes überbringen. Der getäuschte Pipin vermählt sich mit Tibert's Tochter, mit welcher er in einem Zeitraum von sieben Jahren vier Kinder erzeugt. Die unglückliche Bertha findet bei einem Waldmüller einen Zufluchtsort in der Reismühle, von welcher eine Zeichnung das Titelblatt ziert und die an dem aus dem Starnbergersee ausfließenden Flüßchen Würm nördlich von Starnberg bei dem Dorfe Gauting liegt. Der auf der Jagd verirrte Pipin kommt zur Reismühle, und sein Astrolog verkündet ihm, er werde die Nacht bei seiner rechtmäßigen Gemahlin zubringen. Dies geschieht auch. Nach neun Monden gebiert Bertha Karl den Großen, eben in jener Reismühle; jedoch erst nach 15 Jahren wird der Verräther Tibert entlarvt und zur Strafe gezogen, die Pseudogemahlin verstoßen und Bertha auf den Thron gesetzt. Über die dritte Ballade schweigen wir, weil wir den Inhalt derselben schon andeuteten. Dies der nicht uninteressante Stoff des der Königin von Baiern dedicirten und in einer vermehrten Auflage erschienenen Gedichts. Was die Form betrifft, so ließen sich mehre Ausstellungen machen; indessen begnügen wir uns mit der allgemeinen Bemerkung, daß es uns bei Durchsicht dieses und mancher andern Werke der deutschen poetischen neuern Literatur unbegreiflich gewesen ist, wie Dichter, welche sonst Ohr, Tact und Gewandtheit zeigen, sich Fehler in der Rhythmik wie im Reime zu Schulden kommen lassen, die mit wenigen Federzügen völlig verwischt werden könnten.

63. Alpenknospen, dem Vaterlande gewidmet von einem Schweizerjüngling. Bern, Jenni. 1835. 16. 12 Gr.

Es bedarf unbezweifelt nur der Mittheilung eines Bruchstücks aus dem Prolog, um dem Leser klar zu machen, welchen Höhenpunkt des Parnassus der Schweizerjüngling erreicht hat. S. 5 heißt es da:

Es gestalteten sich viel tausend verschiedene Bilder,
Die, bald schreckender Schein, änderten neu das Gewand.
Jetzt doch nahte der liebende Gott wonniger (?) Binde,
Hüllte sie unwissend mir um das meinige Aug. (Ja wohl!)
Und ich schlummerte bald, bewacht vom Sohne der Nacht, ein
In das geheime Reich, Träume trügend Gestalt, (?)
In die herrlich erglänzenden Felder des scheinbaren Wirklich. (?)
Da nun trat vor mich — kaum beschreibe ich's recht;
Denn mein Herz erzitterte plötzlich; es trübten die Blicke,
Und ich dachte nun nichts, sah nur den heiligen Glanz.
Denn es trat die göttliche Muse, Mnemosynes' Tochter,
Selber vor mich hin, — schauen konnte ich kaum —
Und die Helle verblendete schnell die sterblichen Augen.

Die nicht Solchem gewohnt, wandlen in Finsterniß,
In den unsern sinnlichen Bildern mit menschlichen Blicken.
Doch versuchte ich es, sah mit bebendem Herz,
Wie in der rechten Hand sie hielt eine herrliche Leier —

Genug und über genug: Ex ungue leonem!

64. Gedichte von Ignatz Weinberg. München, Fleischmann. 1835. 8. 16 Gr.

Ein Vorspiel, wie hier das Vorwort genannt wird, belehrt den Leser, der Verf. sei ein Fremdling aus den Landen,

die umschwebt ein stolzer Aar,
Wo einst Saaten ausgestreut Peter, jener große Czar;

und hat er als Ausländer diese Lieder gesungen, so ist schon ehrend und bewundernd anzuerkennen, daß er die Sprache, in welche sich nirgend ein ausländischer Geist eindrängt, kühn und sicher beherrscht. Viele Lieder sind freilich nur Bagatellen; indessen brauchen sie sich ihres Daseins nicht zu schämen. Da eine nicht kleine Zahl derselben in ein und dieselbe Form gegossen ist, auch Gedanke und Bild nur selten recht pikant hervortritt, so scheinen sie an einer gewissen Monotonie zu leiden, welche sich wol nur dann weniger fühlbar macht, wenn man die Gedichte nicht hintereinander weglieset. Wären doch mehr so artige kleine Poesien zu finden, wie z. B. (S. 88) „Traumzerstörung."

65. Gedichte von Friedrich von Sallet. Berlin, Finke. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Das materielle Gewand irdischer Verhältnisse und Sorgen abstreifend, bekleidet sich der jugendfrische Sänger mit dem duftgewebten Schleier zarter Empfindung; daher kein Gelegenheitsgedicht, keine oft gehörte Liebesklage, kein Alltagsjammern und kein stereotypischer Phrasenprunk; doch läßt der Totaleindruck der Lecture ein dunkles Gefühl zurück, als sei man einem Geiste gleicher Art in den Ätherräumen deutscher Poesie schon begegnet, und man findet bald, es sei dies ein Uhland'scher Geist. Dieser Geist erschließt unserm Verf. aber auch mit gewogner Hand die Porphyrpforten des Isistempels, dessen Wunder er nicht allein mit scharfem Blicke beobachtet, sondern auch mit frischer, leichter Keckheit darzustellen weiß. Wie gewandt er im Buche der Natur blättert, läßt sich aus „König Frühling" (S. 78) deutlich ersehen, und wie gut er bildert, bekundet „Der Weinstock und der Dichter" (S. 72). „Trinklied" (S. 31) und „Todesahnung" (S. 35) sind ebenfalls frische Balsamhauche einer edeln Dichternatur, wogegen „Der gefangene Vogel" (S. 36) eine gar zu oft dagewesene Pointe aufsteckt, das „Frühlingslied" (S. 51) gar matt schließt, und „Ewigkeit" (S. 62) ein schlechter, ja unwürdiger Witz ist. Die Zumuthung, mit welcher der Verf. dem Leser in der ersten Nummer entgegentritt, die Lieder nicht zu lesen, wenn er nicht ein närrischer Wicht sei, läßt man sich gar wohl gefallen, wie ja der wahre Dichter ein Sonderling in des Wortes edlerm Sinn ist, und gewiß weiset es Hr. F. v. S. nicht ab, wenn wir ihn in die Kategorie der poetischen Sonderlinge hier stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Premierminister. Geschichtliches Lebensbild, Volks- und Sittengemälde. Von H. E. R. Belani. Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1835. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Don José Sebastian Carvalho el Moelho, Graf von Oyras und Marquis von Pombal, jenes mächtige, geheimnißvolle und bewundernswerthe Triebrad dreier Regierungen in Portugal, einer der begabtesten und willenskräftigsten Menschen, die je auf der Staatsweltbühne erschienen sind, jenes unglückliche Opfer des Ehrgeizes bei überlegener Kraft, hat schon zu einem historischen Roman den Stoff hergegeben. Mit diesem, dem „Carvalho von Kronhelm", tritt der gegenwärtige jedoch nicht in die Schranken. Jener ist ein Phantasiebild ohne alle historische Begründung, ja selbst ohne den Sinn für geschichtliche Wahrheit oder für Naturtreue überhaupt. In diesem Werk dagegen herrscht das geschichtliche Element nicht blos vor, es constituirt es überall, und dem eingewebten leichten und bescheiden erfundenen Roman ist überall nur eine untergeordnete Stelle angewiesen; ja, er ist so sehr von den historischen Foderungen abhängig gemacht worden, daß er als Roman alles selbständige Interesse verliert und als solcher kaum mehr unter unsere Betrachtung fällt. Wir haben es daher hier eigentlich mit einem freien geschichtlichen Werke zu thun, das nur zuweilen und wie zur Erholung der Phantasie einen Einblick in das ihr angehörige Gebiet gestattet. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Verf. ihr auch diesen Einblick versagt und gradehin eine Lebensgeschichte Carvalho's angekündigt hätte, die sich ja immerhin und nach Belieben noch mit ebenso viel historischer Treue behandeln ließ, als z. B. Voltaire gegen Karl XII. oder Andere gegen Andere beobachteten.

Der Mann, welchem der Verf. diese, wenn wir so sagen dürfen, poetische Lebensbeschreibung widmet, ist noch heute unter manchem Betracht ein historisches Phänomen, das von wenig Stellen aus richtig und vorurtheilsfrei aufgefaßt ist. Gleichzeitige Schriftsteller waren entweder, wie der Verf. richtig bemerkt, seine Feinde oder seine Günstlinge und spätere, wie Liaño, ermangelten der umfassenden Menschen- und Sachkenntniß, die ein zuverlässiges Urtheil über Pombal nothwendig bedingt. Durchdringung der menschlichen Natur ist bei Beurtheilung eines solchen Mannes wenigstens ebenso unerlaßlich als geschichtliche Durchdringung der Verhältnisse, und namentlich hat die erstgenannte Bedingung fast allen Biographen Pombal's gefehlt, von dem italienischen Exjesuiten („Anecd. du ministère de Pombal") und bis zu Dohm („Materialien zur Statistik") herab. Wer 9809 politische und Staatsverbrecher in seinen Kerkern zurückließ, kann überhaupt wol für lange Zeit hin auf kein unbefangenes Urtheil der Geschichte rechnen. Der Verf. sucht nun das Unaufklärbare in dem Leben Carvalho's durch zwei allerdings höchst mächtige Leidenschaften zu erklären, durch Liebe und Rachsucht, beide auf der breiten Unterlage des Ehrgeizes aufgebaut und von diesem groß gezogen. Was in unsern Tagen im Geiste freisinniger Ideen geschieht, die Abschaffung ungeheuerer und altgewordener Misbräuche der Gewalt, die Erhebung eines gemishandelten erdrückten Volkslebens auf Kosten einer übermüthigen Aristokratie, der Sturz einer ausgearteten Hierarchie — alles dies geschah schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und unter ganz andern Kämpfen, durch Pombal, aber es geschah auf dem Wege der Gewalt und was die Gewalt gegründet hat, überlebt das Dasein dieser Gewalt nicht! Das Bild dieser frühzeitigen und überreifen Kämpfe ist an und für sich ein anziehendes Schauspiel; anziehender aber noch wird es, wenn es sich mit einer reichen, Gutes und Schlechtes stets vermischenden Individualität verbindet, wie die Pombal's war. Jenes Gemisch von Erhabenheit der Ansichten, relativer oder absoluter Großheit der Ideen, von Energie des Charakters bei hoher und alles Rechtsgefühl verleugnender Leidenschaftlichkeit, von großen Irrthümern hier, von gewaltiger und kühner Intrigue dort verlockt und irregeleitet, erhöht dies Schauspiel zu einem Gemälde voll Leben und voll Lehre. Und so vergegenwärtigt uns das Leben Pombal's, wie der Verf. gut anführt, die Lehre, daß ohne Gerechtigkeit kein Heil, ohne Handelsfreiheit keine Volkswohlfahrt, ohne dauernde Staatsgesetzgebung kein Bestand der besten Einrichtungen zu finden ist und daß die heilloseste Gewaltherrschaft selbst das Heilsame vergiftet, das sie etwa begründet.

Das Gemälde, wie der Verf. es aufstellt, kann eine große Theilnahme einzuflößen nicht verfehlen. Die lange, fast freudenlose Lebensbahn dieses Mannes, der an dem Besitz der Gewalt mit allen Lebenskräften festhielt, ohne aus ihr einen einzigen der Genüsse, die sie doch allein wünschenswerth machen, zu entlehnen, die Scenen von Blüte, Prunk und Glanz neben dem Anblick des höchsten menschlichen Jammers, der ergreifend-

sten Verwüstung, der erschütterndsten Verödung und Zerstörung, das Erdbeben von Lissabon, die Vertreibung der Jesuiten, die grausame Vernichtung zahlloser Grandenfamilien, der versuchte Königsmord, das Auto da fé des Peter Malagrida, das wechselvolle Gemälde dreier ganz verschiedener Regierungen, des frömmelnden, im Geheim wollüstigen, mit der Energie Peter des Großen prahlenden Don Juan IV., der Hof des guten, einsichtsvollen, aber charakterschwachen, furchtsamen und leichtgläubigen Don José und der der bigotten, dem pfäffischen Einfluß ganz hingegebenen Königin Maria Benedictina: alle diese seltsamen und wechselvollen Scenen, belebter noch durch die romantischen Episoden der Jugendliebe Don Juan's mit einer zweiten Ines de Castro, der Schicksale ihres Sohnes Manoel, Marquis de la Cruz und anderer fesselnder Familiengeschichten und auf einer Bühne dargestellt, welche die stärksten Contraste von Pracht und Schönheit der Natur und von Verödung durch die Elementargewalten darbietet, müssen uns in nicht geringem Maße anziehen und unterhalten. Fügen wir noch hinzu, daß der Verf. sich die Ergründung und die Darstellung eines Volkslebens angelegen sein ließ, das an wunderlicher Eigenthümlichkeit und an romantischem Gehalt keinem andern nachsteht und in dem die Richtung der Seelen auf das kirchlich zu Glaubende in ihrer höchsten Ausbildung, wie in seiner höchsten Ausartung hervortritt.

Was sein geschichtliches Material betrifft, so versichert der Verf. uns, aus den besten gleichzeitigen Quellen geschöpft, überdies aber noch Originalbriefe aus Portugal benutzt zu haben, die nur ihm zugänglich waren. Mit solchen Versicherungen darf man es bekanntlich in unsern Tagen so genau nicht nehmen; inzwischen kommt es bei einem Werke, das doch nur das Verdienst der Darstellung in Anspruch nimmt, hierauf auch nicht wesentlich an. Wir müssen uns daran genügen lassen, daß die historischen Charaktere wahr und richtig aufgefaßt, daß das Locale gut und wo möglich aus eigner Anschauung dargestellt sei — was hier wol der Fall ist — und daß das Ganze zu einem unterhaltenden und anziehenden Bilde zusammenfließt.

Die ästhetischen Interessen der Erzählung, Das, was der Erfindung oder der Erweiterung des Geschichtlichen angehört, will der Verf. nur als Mittel, historische Wahrheit in größern Leserkreisen zu verbreiten, angesehen wissen. In dieser Beziehung scheinen uns besonders das sittliche Panorama von Lissabon im ersten Bande, die Geschichte der Jugendverirrungen Donna Teresa's, die Schicksale Donna Julia's, zu gleicher Zeit von dem alten König Don Juan und von seinem Sohn Don José mit aller Glut südlicher Leidenschaft geliebt, wunderbar verloren und gerettet, die Episode ihres Sohnes, von dem alten König José anerkannt, zum Marquis von Sta. Cruz erhoben und mit seiner geliebten, zum Tode verurtheilten Donna Juana glücklich verbunden und in ein Paradies jenseit des Meeres verbannt — diese scheinen uns besonders verdienstlich, vorzüglich um eines Anscheins von Wahrheit willen, der mit den strenggeschichtlichen Partien dieses Werkes im vollsten Einklang steht. Mit Geist erfunden ist namentlich die Geschichte der zweiten Ines de Castro.

Was nun endlich das Bild des ausgezeichneten Mannes betrifft, dessen Lebensgeschichte diese Bände enthalten, so ist es groß, staunenswerth, gewaltig. Wie die riesige Hand dieses Emporkömmlings, den die Titulados von Portugal nie für ihres Gleichen gelten lassen wollten, allen und jeden Widerstand, den Sitte und Intrigue und Herkommen ihm entgegenstellen, wie morsche Stäbe zerknickt und die Splitter davon seinen Gegnern gleichsam ins Gesicht wirft; wie er zwei Könige durch die Gewalt seines Geistes beherrscht und durch ihren Mund zu sprechen weiß, selbst da, wo es die zartesten Seiten des Herzens angeht; wie er eine stolze Aristokratie zerreißt, stürzt, vernichtet und das Blut ihres herzoglichen Oberhauptes auf dem Schaffot verspritzt, dann die Hand kühn an den kirchlichen Koloß legt, einen halben Heiligen mitten aus dem Schoos dieses abergläubigen, anbetungssüchtigen Volkes herausreißt, ihn mit dem Strick um den Hals durch die Straßen von Lissabon führen und endlich als Ketzer — den Heiligen dieses Volkes als Ketzer — erdrosseln und verbrennen läßt — dies zu sehen, muß zu aller Zeit ein anziehendes Schauspiel sein. Doch das Buch des Verf. gewährt noch ein anderes Interesse als dies; er kennt nicht blos die Verhältnisse des alten Portugal, er weiß auch um die des neuen, des heutigen Portugal und läßt an angemessenen Stellen in die letztern Blicke werfen, für die wir ihm zu Dank verpflichtet sind. Durch die Person des jetzigen Ministers Silva Carvalho, eines Nachkommen des großen Pombal, knüpft sich überhaupt die Gegenwart an die Vergangenheit an. Styl und Darstellung sind nicht eben blühend, doch auch nicht ungefällig und in den Naturschilderungen herrscht Ordnung und Bedeutung, ja die Wirkungen des großen Erdbebens sind wirklich ergreifend dargestellt. Alles zusammengenommen nun ist dies wol das beste Buch, das der Verf. zur Zeit noch geschrieben hat, und gewiß strenger, ernster, zusammenhängender und besser, als seine „Kreolin". 21.

Notizen.

Die petersburger Handelszeitung enthielt Ende Januar 1836 einen Bericht über die in Rußland im Umlaufe befindlichen edlen Metalle. Nach demselben sind vom J. 1824 bis zum Ablauf des J. 1834 an edlen Metallen eingeführt für 296,911,771 Rubel, ausgeführt für 48,373,477 Rubel, verblieben also im russischen Reiche für 248,538,294 Rubel Bco.-Ass. Die Totalsumme der Ausbeute an Gold und Platina aus den uralischen Werken betrug nach amtlichen Verzeichnissen während der J. 1824 bis zu Ende 1834: A) an Gold: 8265 Pud, 24 Pfund, 76 Solotnik, 90 Theile. B) an Platina: 781 Pud, 9 Pfund, 60 Solotnik, 55 Theile. Das Pud Gold zu 50,000 Rubeln Bco.-Ass., und das Pud Platina zu 11,520 Rubeln gerechnet, ergibt diese Ausbeute, ohne die Solotniks und Theile zu zählen, einen Werth von 172,279,712 Rubel Bco.-Ass. Also ist der Finanzverwaltung aus der Einfuhr und den uralischen Bergwerken während der J. 1824 bis Ende 1834 an edeln Metallen für 420,818,006 Rubel Bco.Ass. zugeflossen. Den Rubel Bco.-Ass. zu 10½ Pence, dem ungefähren Durchschnittscurse, gerechnet, beträgt diese Summe circa 18,375,000 Pfd. St.

Im J. 1834 gab es in Rußland 59 römisch-katholische Mönchsklöster mit Paraphien, 49 ohne Paraphien, 89 Klostercapellen, 53 Schulen bei Klöstern und 11 Hospitäler, im Ganzen 1860 Mönche, 71 Novizen. Diese Klöster besaßen an Capitalien 1,903,311 Rubel Silber und zogen an Zinsen 74,849 Rubel Silber. — Nonnenklöster gab es 48, Nonnen 555, Novizen 46. Ihre Capitalien betrugen 572,904 Rubel Silber, ihre Zinsen 31,871 Rubel Silber, sie unterhielten 36 Schulen und 21 Hospitäler.

Im J. 1735 wurde in Archangel das erste Kriegsschiff vom Stapel gelassen. Bis zum J. 1835 sind nun auf dem dortigen Werfte der Admiralität folgende Fahrzeuge gebaut worden: 54 Linienschiffe von 74 Kanonen, 74 dergleichen von 60 K., 14 dergl. von 54 K., 48 Fregatten von 32—34 K., 28 dergl. von 44 K., 4 Sloops, 22 Transportschiffe, 5 Briggs, 8 Schoner und 98 Schaluppen von verschiedener Größe. In Summa 350 Fahrzeuge.

In Moskau sind in den Monaten Nov. 1835 bis März 1836 fünf Buchdruckereien, eine lithographische Anstalt, drei Buchhandlungen und ein Leseeabinet neu gegründet worden.

In den 78 Erziehungsanstalten des Bezirks Odessa gab es 1834—35 4835 Eleven, 200 weniger als im vorhergehenden Jahre. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 269. —— 25. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

66. Das Hohenstaufenlied von August Milo. Schwedt, Ernst. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Staufen, welche die Völker von schwindel erregender Höhe beherrschen, sie aus den knechtischen Fesseln der römischen Curie befreien und, vom Drange ihres Geistes mächtig getrieben, das Hohe vollbringen wollten, in romanzenartigen Liedern zu besingen, ist, wenn die Form nur, wie hier, den Anfoderungen der Zeit entspricht, ein dankbares Sujet. Es fehlt nicht an jenen finstern Mächten, die sich ihren Bestrebungen und Planen entgegenstellten und durch welche das epische Moment in das Romanzenlied eingetragen wird, sowie auch das tragische Ende des ganzen Geschlechts durch eine blutige Katastrophe einen trefflichen Schlußstein bildet. Der auf 248 Seiten correct gedruckte Octavband zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste Theil zählt sechs Abtheilungen; nämlich 1) „Friedrich von Hohenstaufen", in zwei Romanzen; 2) „Kaiser Konrad III.", in gleicher Nummerzahl; 3) „Friedrich I. Barbarossa", mit acht Romanzen, unter denen wir eine Elegie auf seinen Tod auszeichnen möchten; 4) „Kaiser Heinrich VI.", mit vier Liedern; 5) „Philipp von Schwaben", wo nur eine Nänie auf dessen Ermordung; und 6) „Kaiser Friedrich II.", mit 17 Nummern, historisch reich an Interesse. Im zweiten Theile finden sich nur zwei Abschnitte; nämlich 1) „Schicksal und Tod der Kinder und Enkel Friedrich II.", mit 13 Liedern; und 2) „Untergang der Hohenstaufen mit Konradin", in zehn romanzenartigen Klängen, aus denen wir als Probe (S. 206) „Konradin's Lied am Bodensee" mittheilen:

Am Uferrand
Vom hohen Strand
Wogt weithin die schäumende Welle,
Und ist sie fort,
Zerfließt sie dort,
Ihr folget die andere schnelle.

Die Blumen blüh'n
Und welken hin,
Daß Niemand die Stätte mehr kennet,
Und andre drauf
Bald sprossen auf,
Und sind gleich den Schwestern benennet.

Wie sich erhebt,
Die Wolke schwebt,
Luft, die sie gebiert, ist ihr Grab,
Und wieder fällt
Sie neu Gebild,
Und löst't die geschwund'ne nur ab.

Die Wandrer geh'n,
Vom Thal auf Höh'n
Und steigen von Höhen in's Thal,
Bald Freud', bald Schmerz
Erfüllt ihr Herz; —
Die Wallfahrt doch endet einmal.

67. Purpurviolen der Heiligen, oder: Poesie und Kunst im Katholicismus. Herausgegeben von J. B. Rousseau. In zehn Bänden. Erster bis vierter Band. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1835. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Kaum den achten Theil des Titels dieses Oeuvre à longue haleine haben wir in der Überschrift mitgetheilt. Der Verf., dessen wir schon einige Male ehrend in d. Bl. gedacht haben, ist durch sein eigenthümliches poetisches Talent, durch seinen feinen Geschmack und durch seinen frommen Eifer für die Kirche, der er angehört, vollkommen befähigt, eine Anthologie aus dem Gebiete der christlichen Sagengeschichte, wie sie uns hier vorliegt, zu veranstalten und auch diesen Zweig des großen, uralten Baums der Poesie mit duftumhauchten Blüten zu schmücken. Anfänglich hatte er, seiner Versicherung im Vorworte nach, die Absicht, ein noch umfassenderes Werk, als das vorliegende, zu bearbeiten und eines Theils das Poetische oder Mythische im Heiligenleben des Katholicismus, andern Theils aber die historische Begründung desselben durch literarische und kritische Abhandlungen und durch ein möglichst genaues Verzeichniß der Gemälde, Bilder ꝛc. jedes einzelnen Heiligen nachzuweisen; einsehend indessen, daß dies das Maß der bedeutendsten buchhändlerischen Unternehmungen überschreiten und eine solche Bändezahl einnehmen würde, daß nur bemittelte Kunstfreunde oder Fromme sich dasselbe anschaffen könnten, begnügte er sich ein Buch zu schreiben, dessen ganzer Titel, außer dem obigen, also lautet: „Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung, des Trostes und Heiles, enthaltend: die Gesänge, Legenden und Volkssagen aller Zeiten und Nationen zu Ehren der Apostel, Märtyrer und Heiligen, wie auch der gottseligen Männer und Frauen; Biographien der Heiligen in alphabetischer Ordnung; Angabe der einem jeden Heiligen geweihten Tage, Hauptorte und Hauptkirchen; literarische und kritische Nachweisungen über alle auf das Heiligenleben des Katholicismus bezügliche Schriften; Verzeichnisse der vorzüglichsten Heiligenbilder, Kupferstiche und Symbole; Schilderungen der geistlichen Orden; allgemeine Notizen über dichtende und bildende Kunst im Katholicismus." Was nun das Dichterische des, dem Stolze der katholischen Welt, dem Erzbischof von Erlau, Johann Ladislav Pyrker, gewidmeten Werks anbetrifft, so finden wir eine Sammlung der schönsten Heiligenlegenden von verschiedenen Verfassern, von denen der erste Theil 26 (größtentheils gefeierte deutsche Namen) enthält. Der Sammler selbst steht mit sieben Nummern, alle seines Namens und Strebens würdig, im ersten Theile. Die Zahl der besungenen Heiligen aber ist nicht weniger als 33. Im zweiten Bande zählen wir 17, im dritten 16, und im vierten (mehr Theils

liegen uns nicht vor) 21 Legenden von Aposteln, Märtyrern und Wunderthätern, die von crassen Auswüchsen des Aber- und Aberglaubens ziemlich gereinigt sind, wenn wir die Geschichte der Emmerich abrechnen, in welcher uns doch etwas zu viel zugemuthet wird. Das Biographische bildet die zweite Rubrik. Gewiß würden diese Lebensbeschreibungen, die der Herausgeber bis auf einige Zusätze und Weglassungen bewährten Schriftstellern oft wörtlich entnahm, anders ausgefallen sein, wären sie protestantischen Kirchenhistorikern nacherzählt; indessen wollen wir deshalb mit dem Sammler nicht rechten; wir müssen ihn durchaus auf seinem Standpunkte lassen; ja, es hätte nicht einmal einer Rechtfertigung aus Stellen der heil. Schrift, hinsichtlich der Begründung der Lehre von den Fürbitten der Heiligen in einer Schrift bedurft, der das Dogmatische ferner liegen sollte als das Poetische. Die dritte Rubrik: „Kirchliches", enthält Notizen über Ort, Tag und Zeit der Verehrung eines jeden Heiligen, über die ihm geweihten Hauptkirchen, über die Reliquien, über Stiftungen, Congregationen und Orden, die von den Heiligen gestiftet sind. Unter der vierten Rubrik: „Litterarisches", folgen, war der Heilige Autor, Bemerkungen über seine Werke, wie auch sonstige literarische und kritische Nachweisungen nebst einem Verzeichnisse derjenigen Kirchengesänge, Dichtungen und Legenden, in denen des Heiligen Erwähnung geschieht. Kann dieser Theil auch keine Ansprüche auf Vollständigkeit machen, so enthält er des Belehrenden und Interessanten doch viel. Mit welcher Liebe der Verf. an diesem Werke arbeitet, ergibt sich aus des Vorworts Äußerung, es sei seine Absicht, dasselbe über die zehn Bände hinaus noch fortzusetzen und die übrigen Heiligen in nämlicher Art zu bearbeiten, da er das hierzu nöthige Material herbeizuschaffen unausgesetzt bemüht sei. Wir sagen dazu blos: Ne quid nimis! Aber die alma mater wird nicht zögern, einen ihrer treuesten und genialsten Söhne mit der silbernen Rose ihres Verdienstordens zu beschenken, die wir ihm von ganzer Seele gönnen!

Es folgen nun vier Erzeugnisse der Literatur des vorigen Jahres, die wir in die Reihe der poetischen Ascetik stellen müssen. Das schon in materieller Hinsicht bedeutendste ist:

68. Stunden der Einsamkeit. Betrachtungen, Gebete und Gesänge von Friedrich Strack. Bremen, Heyse. 1835. Gr. 8. 18 Gr.

Unser Gefühl müßte sehr täuschen, wenn diese „Stunden der Einsamkeit" nicht gewährten, was sie gewähren sollen: Förderung der Andacht, fern vom störenden Geräusch des Lebens, Erweckung frommer Gefühle im stillen Kämmerlein, Belehrung über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände und Erhebung über die Erde und ihre Noth. Was indessen die Witschel'schen „Morgen- und Abendopfer" der Menge geworden sind, woran sie wol erinnern, möchten sie schwerlich werden; jedoch nicht etwa, weil W. mehr Klarheit, Gedankenfülle und frommen Sinn offenbart, sondern weil er populairer ist als unser Verf., welcher Leser will, die höher colorirte Bilder verstehen, und der seine Gedanken überdies in Formen gießt (es sind unter gereimten und jambischen auch antik gemessene Stücke), in welche sich nicht Jeder zu schmiegen weiß. (Man sehe z. B. S. 65 „Die Rede der Blumen", die sich ebenso weit aus der Sphäre der Blumenwelt, wie aus dem Fassungskreise der gebildeten Alltagswelt verliert.) Der Verf. bekundet allüberall einen frommen Sinn, ein tiefes, schönes Gefühl, wie sich das schon in der herzlichen Dedication an „seinen Dräseke" ausspricht, und eine durch und durch heitere Resignation. Nirgend zischt uns in dogmatischer Hinsicht das Schiboleth einer positiven theologischen Richtung an. Er ist weder ein Denkgläubiger im Sinne des heidelberger Paulus, noch ein Panierträger Augustin's oder Anselm's, die in ihrer Blutttheorie Gott selbst an den Marterstamm hängen. Dabei stehen Phantasie, Gefühl und Verstand in schönem, geschwisterlichem Einklange; in der classischen Diction sieht man auf jeder Buchseite die nüchterne, besonnene Feile, und was noch mehr zu bewundern ist, ein Mann, dessen Tag sich tief geneigt hat, bietet uns „seines Herbstes späte Kinder", deren Wange in der That noch mit der Farbe der Jugend geschmückt ist. Außer einem Anhange, der mehr subjectiv-lyrisch ist, finden wir nur zwei Rubriken angegeben, unter welche die frommen Ergüsse geordnet sind: Gott, Vater, Sohn und Geist, sämmtlich Betrachtungen und Ergüsse über des höchsten Wesens Erhabenheit und Kraft, durchdrungen von der Flamme tiefer Ehrfurcht und kindlicher Liebe; und Betrachtungen über Leben, Tod und Unsterblichkeit, woran sich aber eine Menge anderer Themata hängen, die sich unter diese Benennung nicht bringen lassen, wie wir denn überhaupt, theils um nicht zu ermüden, theils um dem Geist mehr eine bestimmte Richtung zu geben, über die einzelnen Betrachtungen eine Andeutung ihres Inhalts gesetzt hätten. Folgen wir in der zweiten Rubrik dem Gedankengange, so ergibt sich Folgendes: Liebe sei mein Leben, um mich des Bessern würdig zu machen, — das Herz wende sich, bewogen durch Gottes Liebe und Langmuth, zum Unvergänglichen — die Allmacht kann uns das Leben wiedergeben — Beantwortung einiger Fragen, die der Weltling und Zweifler thut — wirf dich dem Glauben in die Arme — Abweisung zweifelnder Fragen über des Lebens Dunkel — die Sehnsucht nach Wahrheit ist Bürgschaft der Hoffnung der Unsterblichkeit — fromme Gelübde des Glaubens, ein Blatt, welches also beginnt (S. 57):

Ich war einst nicht und kann die Stunden zählen,
Seitdem ich bin in diesem Paradies,
In das der Liebe Rath, die ich verehre,
Mich für ein kurzes, flücht'ges Dasein wies.
Ich küsse dankbar ihre Vaterhände,
Ja, auch dies kurze Dasein ist so schön,
Ob ich den Blick auf diese Fluren wende,
Ob ich sie richte zu des Himmels Höh'n!
Von dorther strahlen Sterne, die mir winken,
Hier küssen tausend Blumen mir den Fuß;
Zu beiden zieht mich Sehnsucht und Verlangen,
Und ich erwiedere den Geistergruß.
Hinauf zum Himmel fühl' ich mich gezogen,
Und doch gehalten von der Liebe Hand,
Um mich zu freuen in den schönen Auen,
Wo ich zuerst des Daseins Glück empfand.
Wer bin ich? Wem gehör' ich? Euch, ihr Sterne,
Auf jener dunkeln hohen Himmelsflur?
Wie, oder diesem grünen Mutterlande,
Ein Zögling dieser irdischen Natur?
Nach Beiden fühl' ich innigst mich gezogen,
An Beides mich gewiesen durch mein Herz;
Denn an die Erde fesselt mich die Freude,
Zum Himmel führet mich hinauf der Schmerz.
Wer löst die Frage? — Heil mir! Eine Stimme
Im Herzen, angeregt von Jenseit, spricht:
Hoff' und vertrau' des Weltenschöpfers Liebe!
Sie schuf auch dich und sie vergißt dein nicht!
Dein Mutterland gehört zum großen Reiche
Des Herrn der Welt; sie ist ein Vaterhaus! u. s. w.

Nun folgen: Warnung und Ermunterung an die Beglückten der Erde — Mahnung zur Demuth — Ermahnung für die moralisch Ungenügsamen, die dem ethischen Gebiet angehören. Später Abendbetrachtungen, Frühlingsempfindungen, Gedanken beim Glockenruf, Gefühle vor einer Leiche, die besonders aussprechen möchten. So schreitet der Dichter einher in den Regionen der Gemüthswelt, belehrend, ermunternd, bessernd, beruhigend und erhebend, oft herbeiziehend die bezüglichen Aussprüche der heiligen Urkunde, die er leicht und passend in die rhythmische Form zu flechten weiß. So schön nun aber auch, wie obiges Bruchstück beweiset, die Sprache ist, so fromm der Sinn, so warm das Herz, so ist es doch unvermeidlich, daß bei der Analysis der einzelnen Themata aus der christlichen Glaubens- und Sittenlehre sich die Mattigkeit didaktischer Prosa mit eindrängt und das sonst tiefe Jordansbett dieses

Stromes sich so verflacht, daß zwar die Flut noch rauscht, man aber dennoch hört, sie entbehre der Tiefe. Singt nun der Verf. im letzten Ergusse:

Dankbar leg' ich meine Harfe —
Ihre Lieder sind verklungen —
Nieder an dem Thron' des Vaters,
Dessen Liebe sie gesungen —

so läßt sich nur sagen, diese Harfe sei eine nicht unwürdige Opferspende!

(Die Fortsezung folgt.)

W. Cobbett.

William Cobbett, den Heine, als er noch die hamburgisch-radicalen Anwandlungen hatte, den „Hund von England" nannte, ist ohne alle Frage die ausgeprägteste National-Persönlichkeit, welche die moderne Zeit des United kingdom aufzuweisen hat. In Cobbett ist der Grundtypus des englischen Volkes vorhanden, wie es im Innersten ist, nicht blos wie es sich als handeltreibende, mercantil-speculirende Nation nach außen stellt, und ebendeshalb muß ihn sein Volk hochachten. Die Opposition und das populaire, aber vernunftgemäße Denken, das unbarmherzige Zergliedern aller nationalen Interessen und das starre Beharren auf den Resultaten, welche sich hieraus ergeben haben, das ist es, was ihn bezeichnet, das ist seine Stärke, wenn man will, auch seine Schwäche; das ist sein Element, in welchem er athmet, wie der Seehund in den Gewässern des Nordens. Ebendarum ist Cobbett ein einseitiger Mann, ein ungenießbarer Mann für Viele; aber er ist in dieser Einseitigkeit höchst geistvoll, weil er niemals um die Sache herum und leichtsinnig redet, sondern den Nagel auf den Kopf trifft. Ist man einmal geneigt, die Philosophie in dem populairen Sinne zu nehmen wie die Engländer, dann ist Cobbett der größte Philosoph der neuesten Zeit in England. Es hat unter dieser Nation nur einen Mann gegeben, der die rohen und unmittelbaren Elemente, aus denen Cobbett's Gemüth besteht, durchaus verfeinert, vermittelt, verklärt und durchgebildet in sich trug, dieser Mann ist — Canning; der größte, den das moderne England hervorgebracht hat — geistreicher als Burke, und mit tieferm Genius begabt, als Fox und Pitt zusammengenommen. Canning besaß ein edles Gemüth, das schönste Gemüth in England; edel und gemüthvoll zeigte sich auch Cobbett; Cobbett war jeder Zeit der Cyniker der Reformen, der Diogenes der Freiheit; Canning besaß nicht blos die Sache, er besaß auch die Form und die Eleganz der Liberalität. Cobbett ist ein hurtiger Denker, ein pfeilschneller Beobachter, und was er sieht, das richtet er; Canning's Denken war zarter und innerlicher, weil er verklärter war; sein Beobachten war eine tiefe Betrachtung, und da er richtete, baute er zugleich auf. Cobbett ist eine durchaus naive Natur, denn er ist durch und durch ein Engländer; Canning besaß viel von dem weichen Sentiment, das demjenigen Staatsmann im Schrein des Herzens sich anlegt, der sich nicht den politischen Verhältnissen, sondern ihrer Idee geweiht hat. Canning war der populairste aller englischen Minister, Cobbett war das englische Volk als Individuum. Der Letztere erinnert noch an John Bull, der Erstere hatte dessen rauhe Form durch zarte Bildung und sein überaus feines Genie abgestreift. Cobbett besitzt eine derbe, nicht sowol rührende, als vielmehr ergreifende Herzlichkeit; Canning's beißende Ironie findet ihren Hauptursprung gleichfalls in seinem Herzen. Cobbett und Canning, Beide hatten das Unglück, einen Feind zu besitzen, der in demselben Grade für Beide zu klein, als er ihnen zu mächtig war. Dies war derselbe Name, an welchem Lamarque und noch mancher Treffliche gestorben ist.

Mancher Mann, der an den Flugblättern ein Ärgerniß genommen, die der rauhe Radicale, als Peter Porcupine, jenseit des atlantischen Oceans in die Welt sandte, wird nicht glauben wollen, welch ein edles, geläutertes und weiches Gefühl in dieser rauhen Seele wohnte. Wer es nicht weiß oder daran zweifelt, der mag das im vorigen Jahr erschienene Büchlein, das sein Leben darstellt, aufmerksam lesen und studiren.*) Dies Büchlein wird immer ein Actenstück in der englischen Zeitgeschichte sein. Wir wollen ihn selbst hören, mit welcher ergreifenden Naivetät und gefühlvollem Ausdruck er die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt. Cobbett's Styl erinnert durchgängig sehr lebhaft an den „Vicar of Wakefield"; ja, es waltet stellenweise zwischen Beiden eine täuschende Ähnlichkeit. Diese Bemerkung, die sich von selbst darbietet, wenn man nur ein Paar Seiten in seiner Lebensbeschreibung liest, mag zu vielfältigen und interessanten Aufschlüssen über die Denkweise dieses originellen Mannes führen, zu deren Entfaltung uns hier leider Beruf und Raum fehlen. „In solch einem glückseligen Zustande", schreibt er, „lebten wir beisammen, als im J. 1810 die Regierung ihre rücksichtslosen Hände nach mir ausstreckte (im Englischen lautet es stärker: „laid its merciless fangs upon me"), mir diese Freuden misgönnend, mich ihnen entriß und in einem engen Kerker Missethätern beigesellte. Dies fügte sich noch zu den Schwierigkeiten meines Lehramts und vergrößerte sie, denn nun ward ich ja von dem einzigen Schauplatz, wo ich meine Thätigkeit für nüzlich und möglich hielt, hinweggerissen. Aber selbst diese Schwierigkeiten wurden überwunden. Der Schlag traf wahrlich schrecklich, und, o Gott, wie sehr empfanden ihn diese armen Kinder! Es war im Monat Juli, als die grausame Sentenz über mich gesprochen ward. Mein Weib, die ihre Kleinen in der Obhut ihrer gutgesinnten und zärtlichen Schwester gelassen, befand sich in London und wartete dort, das Urtel ihres Mannes zu erfahren. Wenn die Neuigkeiten in Batley (wo Cobbett früher im Schooße seiner Familie ein heiteres Leben geführt) anlangten, so waren meine Jungen, der älteste elf, der zweite neun und der dritte sieben Jahr alt, im Garten mit Kohlhacken beschäftigt, in demselben Garten, wo wir miteinander uns so harmlos vergnügt hatten. Als sie die Nachricht von der Verhaftung erhielten, konnte man dem Kleinsten nicht gut deutlich machen, was ein Kerker sei, und als es ihm endlich klar wurde, da rief er ganz erschrocken aus: das mag wol kein solch Plätzchen sein wie dieses, wo der Vater ist! (Now I'm sure, William, that papa is not in a place like that!) Die andern Beiden unterdrückten ihre Thränen, und dämpften ihr Schluchzen und fuhren fort, die guten Jungen, tüchtig in den Kohl zu hacken, und arbeiteten wie Blinde, denn sie sahen vor den Tropfen nicht. Als ich dies hörte, wie die Kinder sich benommen, ergriff es mich tiefer in der Seele als alles Andere, was ich zu erleiden hatte." Spricht so der zärtliche Vater, so hören wir weiter den tiefverletzten, ganz ergrimmten Oppositionsmann: „O wie verachte ich die Elenden, die mir meine Rachsucht vorwerfen! die mir nicht gönnen wollen, daß ich über die Verwirrung unter den Urhebern meiner Leiden Freude empfinde! Wie verachte ich die niedrigen Creaturen, die keichenden Sklaven, die listigen und feigen Heuchler, welche vorgeben, verletzt zu sein (die zärtlichen Seelen!) durch mein Frohlocken bei dem Tode von Gibbs, Ellenborough, Perceval, Liverpool, Canning und der ganzen Sippschaft, deren Ende ich längst abgesehen habe ꝛc. Wie ich diese Schurken verachte, mich über ihren Untergang freue und ihrer äußersten Lumpigkeit entgegenstrebe! Was? ich soll vergeben? soll ich? solche Beleidigungen; und das noch dazu ohne alle Vergütung? O nein, ich habe auch die heilige Schrift gelesen und gefunden, daß man über den Fall der ungerechten Feinde frohlocken darf. Und wahrlich es macht einen Theil meiner Glückseligkeit aus, daß ich Millionen von Menschen meine Freude erzählen darf, daß ich so die Mittel besitze, manchen redlichen und gefühlvollen Mann als Genossen meiner Freude herbeizurufen." „Nunmehr", heißt es weiter, „ward uns das Buchlernen aufgedrungen. Ich besaß einen Meierhof. Ich

*) The Life of William Cobbett. (London 1835. 12.)

mußte mich genau unterrichten über Das, was zu thun war. Ich ertheilte die nöthigen Anweisungen zu den Einkäufen und Verkäufen, zum Säen, Pflügen und andern Wirthschaftsarbeiten; da gab es unendlich Viel und Mannichfaltiges zu besorgen, das für uns von Belang war. Mein ältester Sohn und Tochter konnten noch nicht fertig schreiben. Eins davon war immer in Batley, ich hatte Raum genug, und auch die Mutter kam alle zwei bis drei Monate einmal und ließ einstweilen Haus und Kinder unter der Obhut ihrer Schwester. Wir hatten einen geflochtenen Wagenkorb mit einem Schloß und zwei Schlüsseln, dieser kam einmal in der Woche an, auch wol öfter, und brachte mir Früchte und allerlei ländliche Kost. Daß dies Alles kostenfrei an mich gelangte, verdankte ich der Menschenfreundlichkeit des Herrn George Rogers aus Southampton, ein so guter Mann, als der liebe Gott je einen erschaffen. Er starb in seinen schönsten Jahren und ward von Tausenden beweint, am aufrichtigsten von mir und meiner Familie, um die er sich unzählige Verdienste erworben hatte. Dieser bedeutungsvolle Wagenkorb, den ich stets mit ganz eignen Gefühlen ankommen sah, brachte mir auch Pflanzen, Zwiebeln und dergleichen, als Proben, damit ich sehen möchte, wie Alles zu Hause wachse; auch lagen oft die schönsten Blumen bei, wie sie die Jahreszeit bot, frühe Veilchen, Primeln, Schlüsselblumen, blaue Glocken, die ersten jungen Knospen und Blätter der Bäume in meinem Garten und viele andere Dinge, womit die Meinigen mir eine unverhoffte Freude bereiten wollten. In dem Augenblicke, wenn der alle diese Herrlichkeiten enthaltende Reisekorb anlangte, warf ich jede andere Beschäftigung bei Seite; ich hatte nun vollauf zu thun mit den Antworten auf die inliegenden Briefe, mit allerlei Anweisungen, die ich umgehend zu ertheilen hatte, mit dem Auspacken meiner Herrlichkeiten und mit meiner Freude darüber. Jede Sendung enthielt ein Schreiben von jedem meiner Kinder, zuweilen auch mehre, und natürlich mußte auf jedes Briefchen ein Antwortschreiben erfolgen, das ich auch sorgfältig zu couvertiren und zu siegeln nicht versäumte. Ich hoffte, meine Kinder dadurch im Briefschreiben zu unterrichten, ohne daß sie's merkten, denn freilich konnten sie meine ersten Antworten nicht einmal lesen, und ihr Geschreibsel sah immer aus wie Kraut und Rüben, Mord und Todschlag. Nichtsdestoweniger dankte ich ihnen jederzeit für ihren „pretty letter" und befleißigte mich nebenbei, selbst recht gut und deutlich zu schreiben, um so durch mein Beispiel nach und nach ihre Schriftzüge zu verbessern. So fand ich, während jene wilden Tiger mich zu einer fortwährenden Quaal und zu ohnmächtiger Wuth verdammt wähnten, die nach und nach die Kräfte meines Körpers und Geistes hätte aufzehren müssen — Trost, Kräftigung und reines Vergnügen in den Liebesbeweisen meiner Kinder, in der Zuneigung und Standhaftigkeit ihrer Mutter und lebte, obwol von ihnen geschieden, Tag für Tag doch mitten unter ihnen. „Der Himmel ersann zuerst die Briefe für die Unglücklichen." Dieser schönen Zeile aus Pope's Gedichten erinnerte ich mich jedesmal, wenn ich die possirlichen Ergüsse meiner Kinder der Reihe nach durchlief, und es war, als ob der Dichter aus meiner Seele gesprochen hätte. Die Correspondenz mit den Meinigen nahm einen guten Theil meiner Zeit hin, besonders da ich auf diese briefliche Weise meinen beiden Ältesten Lectionen gab und sie im Französischen unterrichtete. Dies Alles aber gewährte mir wahrhafte Erholung, und ich fühlte mich neu gestärkt, heitern und hoffnungsvollen Muthes, wenn ich von diesen Zerstreuungen zu meinem literarischen Tagewerk zurückkehrte."

Züge aus Cobbett's Kindheit theilt das Folgende mit: „Im 11. Jahr meines Alters war mein Geschäft, die Buchsbaumeinfassungen im Garten des Bischofs von Winchester beim Schloß von Farnham, meinem Geburtsort, zu verschneiden und die Blumenbeete zu begießen. Ich hatte von jeher an schönen Gärten ein außerordentliches Vergnügen, und ein Gärtner, der eben aus den königlichen Gärten zu Kew zurückkam, machte von der Schönheit und dem Gewächsreichthum derselben eine so lockende Beschreibung, daß ich mich entschloß, sie auf der Stelle selbst in Augenschein zu nehmen. Am nächsten Morgen brach ich auf, ohne Jemand ein Wort zu sagen und ohne etwas von Kleidungsstücken mit mir zu nehmen, außer die ich auf dem Leibe hatte. Meine ganze Baarschaft bestand aus 6½ Pence, und den Weg wußte ich ebenfalls nicht, sodaß ich mich von Dorf zu Dorf bis Richmond fragen mußte, das ich gegen Abend (es war ein langer Junitag) erreichte. Mein dortiges Abendessen, das aus Brot und Käse und einem Glas Dünnbier bestand, kostete mich drei Pence, einen halben Pence hatte ich auf dem Wege verloren, so verblieben mir noch drei Pence Kassenbestand. Mit diesem bedeutenden Vermögen schlenderte ich, angethan mit einer kurzen pfiffigen Schößenjacke und hellrothen Kniebändern durch die Straßen von Richmond, als ich, rechts und links mich umsehend, plötzlich an eines Buchhändlers Aushängefenster ein Büchlein erblickte, auf dessen Rücken geschrieben stand: „Märchen von der Tonne", Preis drei Pence. Der Titel war wunderlich und erregte meine ganze Neugier. Ich besaß allerdings drei Pence; aber wenn ich sie ausgab, hatte ich zu Abend nichts zu speisen. Ich entschloß mich kurz, kaufte das Buch und wandelte damit ins Feld, wo ich mich unweit dem obern Ende des königlichen Parks hinter einem Heuhaufen niedersetzte und mit wahrem Heißhunger fortlas, bis die Sonne längst untergegangen und ich keinen Buchstaben mehr zu erkennen im Stande war. Das Buch war so himmelweit von Allem unterschieden, was ich bisher gelesen hatte, daß es meine Aufmerksamkeit ganz und gar gefesselt hielt. Alles, was ich hier las, war mir völlig neu, unerhört, und wenn ich auch Vieles nicht verstand, so hatte grade das Unverständliche eben darum doppelten Reiz für mich. Als es ganz finster war, schob ich, im höchsten Maße befriedigt, mein Büchlein in die Tasche, legte mich neben dem Heuschober schlafen, und erwachte erst von dem hellen Morgenlied, welches die Vögel in Kew-Park aus hundert Kehlen zum Preis des Schöpfers sangen. Ich schlenderte nun vollends in den Ort hinein, immer in meinem Buch lesend, und sprach bei dem Schloßgärtner vor, der ein Schotte war und dem ich wegen meiner seltsamen Kleidung, wegen meines treuherzigen Benehmens, heiterer, lebenslustiger Laune nicht übel zu gefallen schien. Er nahm mich sogleich in Wohnung und Kost und gab mir in dem schönen Schloßgarten alle Hände voll zu thun, was mir eben recht war. Ich erinnere mich, daß während der Zeit meines Aufenthaltes in Kew der König und die Prinzen öfters über mich und meinen närrischen Anputz ihren Scherz hatten und mich, als ich einmal recht emsig die Rosenrotunde um eine Pagode rein fegte, tüchtig auslachten. Der Hofgärtner, der meine Begierde nach Lectüre bemerkt hatte, gab mir mehre Bücher über die Gartenkunst, denen ich jedoch, nachdem ich mein „Märchen von der Tonne" gelesen, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dies kam keinen Augenblick aus meiner Tasche, und als ich das kleine Büchlein elf Jahre später in der Bai von Fundy in Nordamerika über Bord verlor, machte mir dieser Verlust größern Kummer, als wenn ich 1000 Pfund eingebüßt hätte."

Das Grab hat sich nun bereits über dem außerordentlichen Mann (denn das war er) geschlossen, und wir wollen uns, indem wir unsere Bemerkungen über seine Memoiren hier abbrechen, aller fernern politischen Anspielungen enthalten, obgleich sich hier Gelegenheit böte, zu Gunsten des verkannten „Hundes von England" (den die zweideutigen Liberalen wol nur wegen der Treue, womit er in seinen Ansichten beharrte, so genannt haben) Vieles beizubringen. Nur das scheint gewiß zu sein, daß, wenn der trübe Sturm, das politische Hin- und Hergeplänkel, der Neid und Tadel dieser Jahre vorüber ist, Cobbett seine unbestrittene und ehrenvolle Stelle als ein Schriftsteller einnehmen wird, der die Nation verstand, wie so leicht keiner, und ihr in Leid und Freud ein treues und kraftvolles Bild ihrer selbst vorzuführen wußte. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 270. — 26. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

69. Jesus Christus, der duldende Erlöser. Ein episches Gedicht, nach den sechs Hauptstücken der heiligen Passionsgeschichte, in sechs Gesängen bearbeitet von Johannes Heinrich August Hensel. Heide, Dithmarsche Buchhandlung. 1835. Gr. 8. 10 Gr.

Wie sehr wünschten wir, es ließe sich auch von diesen Bogen sagen, sie seien eine nicht unwürdige Opferspende; aber wir können, wir dürfen das nicht, trotz der warnenden Bitte der Vorrede: Wer selbst nicht bauet, der zerstöre zum wenigsten nicht. Zerstören wollen wir nun zwar den Eindruck nicht, den das Gedicht auf fromme Gemüther machen will, und wollen uns freuen, wenn es Erbauung wirkt; zerstören aber müssen wir des Dichters Dünkel, welcher von einem Eindrucke spricht, den sein Gedicht machen müsse. Denn, abgesehen von dem schönen kindlichen Gefühl, mit dem er sein Lied dem Andenken einer theuern Mutter weiht, und einigen gelungenen, Talent kündenden Strophen (z. B. Strophe 3, S. 7), die sich aber wie grünende Oasen in einer Sandsteppe ausnehmen, ist der Verf. durchaus nicht befähigt, sich in die Reihen Derer zu stellen, die „Der sündigen Menschheit Erlösung" würdig sangen. Das beweise die erste Strophe:

Auf stimme dich zum tiefen Trauerklang,
O meine Harfe; durch die Saiten bebe
Den tiefgefühlten Schmerzgesang!
Du aber in Verklärungshöhen gebe
Dem starken Willen hohe Thatenkraft,
Und mit Gewährung lohn' sein kühnes Wagen!
Des Menschen Geist, der schwache, muß wol zagen,
Wenn nicht durch ihn ein höh'rer schafft.

Warum zagte denn nicht des Verf. Geist beim Unternehmen seines epischen Wagstücks? Wahrscheinlich weil er glaubte, ein höherer Geist schaffe aus ihm. Aber nirgend weht derselbe; denn sonst fühlten wir nicht mit Unbehaglichkeit auf jeder Seite, wie der Mann mit der Sprache ringt, ihr Gewalt anthut, und wie ihm Siona weder ein Ohr für den Reim, noch für die Rhythmik gegeben habe. Sein Lied bleibt somit ein „unausgesungenes Hosianna der Erde", wie er in der zweiten Strophe den Erlöser nennt, was wie Unsinn klingt. Der Leser wolle uns fernere Belege über die scheinbare Härte dieses Urtheils ersparen.

70. Rosen von Jericho, von Heinrich Schütze. Erster Kranz: „Für Euch". Stettin, Weiß. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

Wir wissen sogleich, wie wir mit diesem frommen und gefühlvollen Sänger daran sind. In seiner Persönlichkeit tritt uns entschieden die mystische Richtung entgegen, wie er denn auch in einem Liede an Paul Gerhard selbst sagt:

Ich fühle, wie du, Seliger,
Sein Lieben in mir glühen:
Bin ich dahier als Mystiker
Ein wenig schon verschrieen —
Doch das im Grunde ist ganz gut,
Weil doch in meinem bösen Blut
Viel Zorn und Hochmuth wohnen.

Erbauung im eigentlichen Wortsinne und stille Sammlung des Gemüths kann das Buch nicht hervorbringen; denn es bietet nicht sowol Betrachtungen, Gebete und Mittheilungen aus dem ethischen und dogmatischen Gebiet, klar und ruhig gehalten, durch den Verstand auf das Herz wirkend, als vielmehr jenen mystischen Scharfsinn, der, an Thomas a Kempis, Taulerus und Novalis mahnend, Bild auf Bild so lange dem Auge des Herzens vorstellt, bis es sich an diesem Anblick berauscht und verzückt wird. Seine Phantasiebilder sind zu aufregend, als daß der Wellenschlag des Gemüths sich legen und jener Zustand contemplativer Ruhe und Stille eintreten könnte, der das wahre Erbautsein und die fromme Gemüthssammlung hervorbringt. Die verbrauchte Terminologie und das oft anwidernde Geklingel süßer Worte, wie sie geistlose Mystiker führen, erscheint hier veredelt und vielseitiger durch eine genaue Kenntniß und eine geistreiche Anwendung der dichterischen Bilderbücher, in die er sich scharf hinein und wieder heraus allegorisirt. Häufig geht er in die Welt, in das bürgerliche Leben, weiß es aber durch Idealisirung in das religiöse Gebiet zu verklären. Die Form ist mannichfach und fein gegossen; selbst Südens Formen, eine Sestine und ein Sonett, finden wir. In den drei Psalmen, so gedankenreich und gefühlvoll sie sind, kann der deutsche Sänger nicht verhüten, daß unter dem Davidischen Purpurmantel ein moderner Kleiderstoff hervorguke, und daß in das Rauschen der Assaph'schen Githith ein Saiteninstrument aus dem 19. Jahrhundert hineinklinge; überdies ermangeln sie alle drei, da sie doch treue Nachbildungen althebräischer Tempelgesänge sein sollen, des Parallelismus, welcher dem morgenländischen Gemüthserguß die poetische Form einzig und allein gibt. Den allgemeinen Charakter der Lieder bezeichnet wol am treffendsten Nr. 14. (S. 26):

O Sanftmuth, die zu dienen kam,
Wer ist so mild wie du,
Der auch für mich das Becken nahm
Und meinen Fuß dazu.

Es drugt mich in den Staub hinab,
Dich hier als Knecht zu sehn.
Und, o noch weiter — bis in's Grab —
Wirst du aus Liebe gehn!

Daran erkenn' ich, wer ich bin
Und was der Sünde Last,
Und wie dein Denken und dein Sinn
Der Demuth Tiefen fasst.

Ich bin im großen Krankensaal
Und krank ist jeder Sinn:
Die Welt ist nur ein Hospital,
Und nur ein Arzt darin.

Der hilft aus aller Noth heraus,
Wenn man sich ihm vertraut,
Der sorgt für's ganze Krankenhaus
Und hat es auch gebaut.

Zwar wer gesund, der darf nicht sein —
Wo aber sind sie doch,
Die der Gesundheit sich erfreun? —
Ich such' sie immer noch.

Doch, wen genesen Er entläßt,
Der Keinen krank entließ,
Der hat ein ewig Freudenfest
Und ist im Paradies.

Außerdem zeichnen wir aus: „Todtenkranz für meine kleine Nichte" (S. 49):

Es ist Advent geworden, liebe Herzen;
Der Herr hat uns besucht und nahm sie fort:
So ohne Kampf und ohne lange Schmerzen,
Ruht sie versiegelt nun im Friedensport,
Und sieht des ew'gen Weihnachtsfestes Kerzen,
Und hört nun immerfort das süße Wort:
„So viel getauft, so viel sind aufgenommen,
Drum sag' ich: laßt zu Mir die Kindlein kommen".

O Wiedersehn! nicht nur dem ewig Einen,
Der mit der Dornenkrone von uns ging:
All deinen Lieben sollst du dich vereinen,
Ja Allem, was in ihm dein Herz umfing!
Der Herr kommt bald und stillet alles Weinen:
Nichts geht verloren in dem großen Ring.
Schaut her! und seht auf diesen heitern Zügen
Den Widerschein des Ostermorgens liegen!

Gern theilten wir noch zwei köstliche Weihnachtslieder mit, sowie auch die beiden originellen Stücke: „Liturgie zur Feier des Säcularfestes der vor siebenhundert Jahren zum ersten Mal durch den Bischof Otto von Bamberg in Pommern gehaltenen Predigt des Evangeliums", und „Die Vesper zur See" (S. 10); doch Obiges genüge. Deuten die auf dem Titelblatte befindlichen Worte: Erster Kranz, auf die Erscheinung eines zweiten, so soll er uns herzlich willkommen sein. Seine Rosen sind duftend; ihre Farbe frisch; ihr Heimatsland der Osten.

71. Die Welt des Herrn. In didaktischen Gesängen von J. P. Lange. Essen, Bädeker. 1835. 8. 12 Gr.

Wir können bei Anzeige dieser Gesänge kurz sein, indem wir ihres Verf. Persönlichkeit bereits dreimal in d. Bl. gezeichnet haben, und verweisen dabei namentlich auf Nr. 188, Jahrgang 1832. In 10 Abschnitten leitet der Dichter unsere Gedanken und Gefühle auf die Schöpfung, die Größe der Welt, den Reichthum der Welt, die Pflanzen, die Thierwelt, den Standpunkt des Menschen, die Natur des Menschen Erzieherin, den Menschen, als Bildner und Herrn der Erde (wobei wol der Ausdruck Bildner nicht ganz bezeichnend ist), die Erde im Lichte des Menschenlebens und endlich insofern uns dieselbe mit dem Himmel verkettet. Da es im Charakter der didaktischen Poesie liegt, durch den Verstand auf das Gefühl zu wirken, und der kundige Sänger nach dieser Ansicht auch gearbeitet zu haben scheint, so fehlt natürlich viel Schönes, was in seinen frühern religiösen Phantasiegemälden so ansprechend ist. Übrigens wird es Niemand gereuen, diese Bogen gelesen zu haben; es vereinigt sich in ihnen mit des Verf. übrigen Vorzügen Belehrung und Erbauung.

Zum Beschluß der ganzen Relation folgen sechs Schriften dichtender Damen, von denen die erste nicht mehr unter den Lebenden wandelt; denn wir reden zunächst von dem

72. Schriftlichen Nachlaß von Caroline Rudolphi. Mit dem Portrait der Verfasserin. Heidelberg, Mohr. 1835. 8. 16 Gr.

Ref. las diese Blätter mit jenem Gefühle der Rührung, welches uns fast immer beschleicht, wenn wir die Reliquien eines geliebten Todten um uns her erblicken, oder wenn wir die stille Stätte betreten, wo er athmete, wirkte, litt und starb. Schon der Ton und Geist, in welchem Caroline ihre Biographie (die hier vorangestellt ist) gibt, bereitet jenes Gefühl vor. Sie erzählt mit der Weichheit und Anmuth besserer weiblicher Seelen, zeigt uns die Wege, die sie wandelte, welche zwar, wie alle Lebenspfade, dunkel, dornenreich und schlüpfrig sind, ihr aber stets bezeichnet waren mit den Beweisen der göttlichen Liebe, welche sich reich in dieses schöne, weiche Gemüth gesenkt hatte, und selbst die Breite, die wir zu finden fürchteten, und die widerliche Geschwätzigkeit oder Selbstgefälligkeit, die in derlei Selbstbekenntnissen den Leser ennuyiren, weichen einer fließenden Darstellung ihres nützlichen pädagogischen und poetischen Stilllebens. Ihr hier mitgetheilter poetischer Nachlaß besteht aus Trümmern, welche allerdings an die Eigenthümlichkeit ihrer früher erschienenen Gedichte angenehm erinnern, die aber von den Herausgebern (Abraham Voß und Schwarz, einem Heros neuerer Pädagogik) nur wiederaufgebaut scheinen, um den Erlös aus ihnen zum Besten der in Heidelberg errichteten Kleinkinderanstalt zu verwenden. Hinsichtlich dieses Zwecks haben die Herren gewiß im Geiste der edeln Verstorbenen gehandelt; aber abgesehen von demselben, möchte man heutzutage schwerlich nach dem Nachlaß einer Dichterin verlangen, die in einer Zeit schrieb, wo sich mit leichter Mühe die Blätter von Apollo's Baume abstreifen und zum Kranze für die eignen Locken flechten ließen, und die das Glück hatte, ihre Lieder von Reichardt componirt zu sehen. Außer manchem Gelegenheitsgedichte, von welchem sich eben nichts weiter sagen läßt, als daß es ein Gelegenheitsgedicht ist, bezeichnen wir als durch Naivetät ansprechend das Kinderlied: „Marienwürmchen". „Emma's Lied von der Liebe" mag wol den Zustand aussprechen, in welchem die Sängerin war, als das Arkadien ihrer eignen Liebe um sie abblühete. Das letzte Lied: „Ruhe", welches wir jedoch früher schon irgendwo abgedruckt gefunden haben, ist die beste Blume in diesem Todtenkranze, die wir denn hiermit auch freundlich auf ihr Grab legen.

73. Gedichte und Novellen von Wilhelmine Hoffmann, geb. Blumenhagen. Hamburg, Kaiser und Fränkel. 1835. 8.

Es ist immer das Merkmal einer echten Dichterseele, daß sie der Brust überquellenden Strom unwillkürlich ausströmen muß; wenn also gegenwärtige Sängerin, die sich auf des Büchleins Titel, Verfasserin von „Die Gräfinnen Caboga", „Männerherz und Frauentreue", „Die Brautkrone", „Elisabeth", „Der polnische Jude" u. a. m. nennt, im Gedichte, welches an der Spitze steht, fragt:

Frag den Quell, warum im innern Drange
Sein Krystall durch Wiesengrün sich gießt,
Frag die Blume, wer ihr rief zu blühen,
Die dem rauhen Felsenthal entsprießt? —

und die Antwort sich selber also ertheilt:

Wie der Quell dem stillen Grund entrinnet,
Wie die Blumen dem Gestein entblühn,
Also meiner Seele inn're Bilder
Aus der Heimat in die Fremde ziehn;

so gibt sie zu erkennen, daß ihr das Versemachen so natürlich sei, wie das Athmen oder jede andere Regung und Thätigkeit im intellectuellen und moralischen Lebensproceß. Auch mögen ihr in der That die Verse leicht werden — man lieset sie schlank weg, und das Auge folgt mechanisch dem Laufe des Baches, ohne eben hier und da durch die Kinder, die er säugt, angezogen zu werden, obwol auch „Erinnerung" (S. 63) und „Gedanken" (S. 73) ein paar Vergißmeinnicht sind, die zum Abpflücken reizen. Ein Novellchen am Schluß: „Der Tausch", eine Anek-

bote aus dem Leben des jetzt regierenden Sultans Mahmud II., geht wol auch mit dem Übrigen durch das Mauthhäuschen der Kritik, ohne daß der finstere Visitator die Steuerbarkeit der Waare zu hoch anschlägt. Vor der Dame beugt sich sein sonst starrer Sinn. Er kratzt mit dem Fuße aus und spricht: „Reisen Sie nur weiter!"

74. Der Kettenschmied. Ein Märchentraum von Henriette Ottenheimer. Stuttgart, Brodhag. 1835. 8. 12 Gr.

Nimmermehr wird der Leser aus des Titels Ansicht errathen, von welchen Ketten hier die Rede sei, welcher Schmied sie fertige, — nimmermehr den Inhalt des Märchentraums und die Persönlichkeit der schönen Träumerin; wie wir es selbst waren, wird er überrascht sein, wenn er hört, die hier genannten Ketten seien nichts Anderes als Vorurtheil und Mistrauen gegen das Volk Israels, der Schmied derselben sei das Volk der liebeleeren Christen, und der Traum sei der Versuch einer poetischen Sulamith, ihres Volkes Emancipation zu realisiren. Sie will es unter Uhland's Ägide, dem sie das Buch weiht, aber nicht mit dem Schwert:

Es ruht in meiner Hand ja kein geweihtes Schwert,
Von Heldenhand geschwungen, zum Kampf um heil'ge Erd';
Des Mannes Kraft kann wetzen sein Lied zum scharfen Stahl,
Aus Frauenherzen flammt es nur als Versöhnungsstrahl.

Unter dem Namen Sonnenblüth allegorisirt sie sich in ein einsames Meerschloß hinein, wo ihr Undinen einige Spiegel vorhalten, in denen sie sich, die Welt und ihr Volk schaut, und wo sie, gleich einer Niobe, oder passender wie Ossian's Colma am sturmumbrauseten Haidehügel der elegischen Harfe ihren Jammer ausströmen läßt.

Schade, daß die ganze Threnodie, die so manches Ansprechende hat und stellenweis ein Nachklang jener Harfen zu sein scheint, welche die Väter im Exil weinend an Babylons Bachweiden hingen, an einer Wortschwulst und Unklarheit der Ideen leidet, die nicht allein häufig das Lesen hemmen, sondern auch mehr als ein Gedicht ungenießbar machen. Die Verf. bildet gar wunderliche Epitheta und läßt nicht blos ihre Worte, sondern auch ihre Bilder auf Stelzen gehen, wodurch sie verhüllten Ungeheuern ähnlich werden. Mehr Einfalt in Worten, mehr Klarheit der Ideen, richtigeres Durchführen der ganzen Allegorie wäre hier zu wünschen gewesen; ermangelte das Buch nicht dieser Eigenschaften, wie pikant würde es sein!

75. Gedichte von Elwine Alifeld. Berlin, Rauck. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es liegt nahe, zwischen der ebenerwähnten Henriette und dieser Elwine eine Parallele zu ziehen; am Ende sind sie Beide Töchter Israels, Blumen zu Saron, Rosen im Thal. Wir gründen diese Vermuthung (freilich auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden) auf den Umstand, daß Elwine ihre Gedichte zum Besten des Elisabethstifts zu Pankow, aber auch zum Besten des jüdischen Waisenhauses in Berlin hat drucken lassen, daß sie Lord Byron's „Hebräische Gesänge" mit Liebe übersetzt und daß ihr religiöses Gefühl, bei Frauen gewöhnlich tiefer und öfter hervortretend als bei Männern, sich nirgend in der Sammlung um die Persönlichkeit und Verdienste des Stifters des Christenthums schlingt, dessen Name auch nie genannt wird, sondern nur in einigen alttestamentlichen Gestalten und Bildern auftaucht. Übrigens sind beide Damen himmelweit verschieden. Henriette treibt sich in einem Ideenkreise in den krausen Bildern ihrer ungeordneten Phantasie umher, fast erliegend dem Zudrang stürmischer Gefühle; Elwine, sorglos an der Blüte der Gegenwart mit blühender Lippe saugend, ist überall klar, ja klar bis zur matten Prosa. Henriette voll Anlage für Ode und Hymnus, manche neue Idee hinstellend; Elwine, wie schon der Gedichte Überschriften bekunden, tausend Male Dagewesenes aufwärmend und voll entschiedener Anlage für das Lied. Nehmen wir „Das Schicksal" (S. 111) und noch mehr das ansprechende „Wiegenlied" (S. 100) aus, so gibt uns Elwine nirgend eine neue poetische Idee. Sie bekleidet ihre Psyche überhaupt (wir sagen das auf die Gefahr hin, bei ihr in den Ruf der Impertinenz und der Rücksichtlosigkeit auf Bitten um Schonung zu kommen) mit einem sehr materiellen Gewande, was sonst Damen, die sich ja auf den Anputz verstehen, nicht zu thun pflegen. Denn welche Dame in aller Welt schreibt ein „Trinklied" wie S. 75, oder eine dem ähnliche „Ermunterung" S. 159? Welche wünscht, der Teufel zu sein, um die Schlechten zur Hölle zu schicken, vergleichen S. 34 „Meine Wünsche"? Welche schreibt ein Lied mit der Überschrift: „Der Teufel soll sie holen"; nämlich Gold, Wein und Ruhm (S. 130)? Welche schildert eine Scene, wie S. 15 in: „Mitternacht", wo unter andern Scenen gemalt wird, wie ein junges Mädchen fällt? Welche schreibt ein „Falschmünzerlied", wie wir es S. 164 finden, oder ergießt ihre Naivetät in ein Liedlein, wie das mit der Überschrift (S. 171): „Da hört Alles auf"? Was würden eine Caroline Rudolphi, eine Luise Brachmann, eine Sophie Mereau dazu sagen? Ja, wir besorgen fast, daß die Prinzessin Wilhelm von Preußen, der das Buch zugeeignet ist, sich hin und wieder eines Lächelns über die zu naive Elwine nicht wird erwehren können. Wo die Verf. reflectirt, gibt sie gesunde, aber hausbackene Nahrung. Dem Loblied auf die Cholera (S. 125) hätten wir mehr Geist gewünscht; in dem einzig romanzenartigen Liede im Buche: „Der junge König", offenbart sich Talent für diese Dichtart. Das zweite Gedicht, „Warum ich dichte?" ist gar ein stolzes Wort, und es klingt pretiös, wenn wir da lesen:

Warum ich dichte? soll ich sagen,
Ihr, die ihr nie nach Höherm ringt,
Ihr müßt dann auch den Adler fragen,
Warum er sich zur Sonne schwingt.

Wenn das gemüthliche Lied: „Ich singe gern", die Strophe hat (S. 8):

Ich singe gern, weil Lorber winkt;
Und nimmer, nimmer will ich weichen,
Bis er, wenn schwer auch zu erreichen,
Die Stirn umringt —

so wünschen wir der Sängerin Ausdauer im Ringen nach demselben; an Kühnheit im Streben fehlt es ihr nicht. Dies beweiset schon der Umstand, daß sie sich an die Übersetzung der „Hebräischen Gesänge" Byron's gewagt hat, die, wie die meisten Werke dieses wortkargen Giganten, fast unübersetzbar sind. Vergleicht man die hier gegebnen nicht mit dem Original, so klingen sie recht artig; prüft man sie aber mit dem Original zur Seite, so verlieren sie, wie denn die Übersetzerin z. B. die zwölf Verse Nr. V, S. 179 zu achtzehn ausgedehnt hat. Was sollen wir aber sagen, wenn unsere schöne, junge Lorberbewerberin sich auch an den römischen Flaccus wagt, ihm Pallium, Tunica und Plectrum abnimmt, und ein modern germanisches Gewand anziehen läßt und dazu eine Guitarre in die Hand gibt? Doch mag sie aus dem Original, als eine der Sprache Kundige, oder aus bereits bearbeiteten Übertragungen geschaffen haben, die Sachen sind mit all ihren Reimen und Jamben ganz lesbar, und viel schlechtere Übertragungen aus männlicher Feder hat die neuere Zeit gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Bauten in England.

In einer Zeit, wo auf dem Continent so viele und großartige neue Bauwerke entstehen, ist es natürlich, daß auch Großbritannien nicht zurückbleibt. Wenn man indeß die Übersicht der Werke, wie sie der letzte Jahrgang (1836) des von der Gesellschaft für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse (unter Lord Brougham's Vorsitz) herausgegebenen: „Companion to the Almanac, or Year-book of general information" enthält, durchgeht, so könnte man der Meinung sein, daß die öffentlichen Bauten nicht völlig nach den Mitteln und Kräften der Nation gefördert werden, und daß die Vergleichung (unter Beobachtung

des Verhältnisses) sich zu Gunsten anderer Staaten erklärt. Man kann sich übrigens hierin täuschen, und so soll an gegenwärtigem Orte keine bestimmte Meinung ausgesprochen werden. Am meisten geschieht begreiflicherweise in der Hauptstadt selbst. Die National Gallery rückt indeß nicht rasch fort, namentlich in ihrem mittleren und Haupttheil. Man macht überdies manche Ausstellungen in Betreff des Architektonischen, namentlich was die Verhältnisse der einzelnen Theile betrifft. Unter Anderm werden die Säulengänge für kleinlich erklärt, was sich noch mehr herausstellen werde, wenn die Kuppel angebracht sei. — Die neue Fishmongers' Hall ist ein stattliches Gebäude. Ihre Lage am Aufgange zur neuen Londoner Brücke, der sie ihre 160 Fuß lange Seite zuwendet, und welche der Zugänglichkeit des Haupteinganges an der östlichen Façade Schwierigkeiten in den Weg stellte, nöthigte zu besondern Vorkehrungen, um die unvermeidliche Unregelmäßigkeit zu verstecken. Eine Substruction von mehr als 30 Fuß Höhe, aus Granit errichtet und durch die Höhe der Brücke veranlaßt, trägt das Gebäude. Die südliche Fronte wird durch ein ionisches Herastyl gebildet. Die östliche Fronte hat im Centrum Säulen und Pfeiler, und oberhalb der Attika über denselben das Wappen mit zwei Basreliefs von Seepferden zu den Seiten. Die Nordseite hat blos Pfeiler. Der Haupteingang ist auf dem Adelaidenplatz; die Halle ist geräumig und wird von der großen Treppe durch eine Reihe Säulen von polirtem Aberdeengranit von vorzüglicher Schönheit geschieden. An der Treppe steht die Statue eines berühmten Mitgliedes der Gesellschaft, William von Walworth, im Begriffe, den Aufrührer Wat Tyler, aus Shakspeare und Southey's Drama bekannt, mit seinem Dolche niederzustoßen. Das Innere, aus mehren Sälen und Gemächern bestehend, ist in einem würdevollen Style. Architekt war Hr. Henry Roberts. — Goldsmith's Hall ist jetzt vollendet, und zeichnet sich namentlich durch die Schönheit des Innern aus. Vestibulum und Treppe werden von der Kuppel überragt, welche sie beleuchtet. Der Bankettsaal wird durch Reihen von korinthischen Säulen geziert; die hohen Bogenfenster sind mit Wappenschildern gefüllt. — Das Atlas Assurance office, an Cheapside gelegen, ist im gemischten Baustyl, das erste Geschoß mit korinthischen, das zweite mit römischen Pfeilern. — Das College of Surgeons, in Lincoln's-inn-Fields, ist bedeutend verändert worden und hat sich sehr verschönert. Die Fronte wird durch einen Porticus von sechs ionischen Säulen und ein entsprechendes Gesimse geziert. — Hr. R. Cockerell, durch seine Forschungen in Griechenland rühmlich bekannt, hat das New Dividend Warrant office der englischen Bank auf eine seinem Talente Ehre machende Weise beendigt. — Die Arbeiten im Innern von Westminster Hall, deren Wände man mit Portland-Stein belegt hat, und wo man den Fußboden erneuern muß, rücken vor. Das Dach bedarf keiner Ausbesserung, sondern blos durchgängiger Reinigung.

Glücklicher als in ihren, großentheils mißverstandenen und unvollkommenen Nachahmungen antiker Architektur sind die Engländer im Allgemeinen in der Anwendung des sogenannten Tudorstyles, von welchem ihnen aus den Zeiten der letzten Heinriche und ihrer nächsten Nachfolger so schöne Denkmale geblieben sind. Dieser Styl läßt viele Abwechslung zu und fügt sich leicht unsern modernen Bedürfnissen, während die alterthümlichen Formen eine angenehme Wirkung zu machen geeignet sind. Namentlich wendet man ihn in unsern Tagen bei Schulgebäuden an, so neuerdings bei der neuen Schule für arme Blinde in St. George's Fields, welche im April 1834 begonnen wurde (Architekt: Hr. Newman), und bei St. Olav's Schule, in der Nähe des Thomasspitals, an der Eisenbahn zwischen London und Greenwich. Ersteres Gebäude ist ganz regelmäßig; das zweite besteht aus mehren anscheinend unzusammenhängenden Abtheilungen, unter denen man zwei achteckige Thürme mit Zinnen und spitzem Dache findet. — Die Camberwell-Collegiatschule, unter der Leitung des Bischofs von Winchester stehend, erinnert dagegen an die Colleges zu Oxford, und hat als Haupteingang eine Vorhalle mit Spitzbogen. Der Effect des ganzen Gebäudes, zu welchem Hr. Roberts den Plan gemacht, ist ein sehr angenehmer.

Zu der neuen Londoner Schule auf dem ehemaligen Heumarkt (City of London school) wurde am 21. Oct. 1835 durch Lord Brougham der Grundstein gelegt. Der Plan ist von Hrn. Bunning. Das Gebäude wird freistehen und einen Raum von etwa 180 Fuß von Ost nach West, und 80 Fuß von Norden nach Süden einnehmen.

Zu Oxford wurde in der St. Thomas Pfarre eine neue Kirche gebaut, die etwa 900 Personen faßt. Die Façade wird durch ein ionisches Tetrastyl gebildet; an den Seiten sieht man eine Reihe von fünf Fenstern, denen am Tempel der Minerva Polias in Athen nachgeahmt (Architekt: Hr. Underwood). — Die Wahl des Planes für das Fitzwilliam-Museum zu Cambridge fand im Nov. v. J. statt und fiel auf den des Hrn. Besevi. — Zu dem Mechanics' Institute in Liverpool legte Lord Brougham am 20. Juli 1835 den ersten Stein. Dies Gebäude wird 260 Fuß breit, 130 Fuß tief sein und die Façade durch einen ionischen Porticus geziert werden. Der Saal, in welchem die Vorlesungen gehalten werden sollen, wird halbkreisförmig auf der einen Seite. — Prior-Park, bei Bath, wird in ein römisch-katholisches Seminar unter Leitung des Dr. Baines umgeschaffen; eine Kirche im korinthischen Styl wird hinter dem jetzigen großen Gebäude errichtet werden. — Das neue große Arbeitshaus zu Abingdon, im März v. J. begonnen, wurde in Zeit von sechs Monaten beendigt. Die äußere Form ist ein Sechseck, in der Mitte stoßen die drei Hauptgebäude, welche ein Y bilden, zusammen. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 8500 Pfund. Die beiden großen Marktplätze zu Newmarket (Fleischer- und Gemüsemärkte), durch Arkaden, Buden und Brunnen geziert und von schönen Wohnungen, welche vier Häuserlinien bilden, umschlossen, wurden am 24. Oct. 1835 zum öffentlichen Gebrauche eröffnet.

G.

Notizen.

Der Dichter Cowper theilt in den Memoiren aus seinem frühern Leben ein bemerkenswerthes Beispiel von der Wohlthat des Trostes mit, welche uns in bedrängten Lebenslagen zuweilen zu Theil wird, wenn wir uns einer ausdrucksvollen Stelle aus der heiligen Schrift erinnern. Als er noch ein Knabe von 15 Jahren war, ward er in einer öffentlichen Lehranstalt erzogen, worin er, wie dies häufig der Fall ist, von der bösartigen Gemüthsart eines Mitschülers, der seinen ganzen Haß auf ihn geworfen, außerordentlich viel zu leiden hatte. Eines Tages saß der nachmalige Dichter ganz einsam auf einer Bank in der Schulstube, in Trübsinn und Kummer über seine Lage versunken, recht im Innersten erbebend aus Furcht vor seinem Quäler, den er jeden Augenblick erwartete. Da fielen ihm auf einmal ganz plötzlich die Worte des Psalmisten ein: „Ich will nicht erschrecken vor irgend einem Leid, das mir ein Mann thun kann", und diese Worte, deren Sinn augenblicklich auf den Knaben wirkte, erfüllte ihn mit solchem Lebensmuthe und mit einer solchen Heiterkeit, als er vordem nie in seinem Innern verspürt hatte. „Dies war sichtlich ein Lichtstrahl von oben", fügt der Dichter hinzu, „und wie glücklich wäre ich gewesen, wenn solche Trosteswohlthat sich recht oft in meinem Leben an mir wirksam erwiesen hätte."

In der Gegend der Minen von Bordernberg hat sich unter den Bergleuten folgende Sage erhalten: Zur Zeit, da die Römer aus dieser Provinz von Steiermark vertrieben wurden, erschien den Siegern der Genius der Gebirge und sprach: „Ich will euch eine Gnade erzeigen; wählt selbst: Wollt ihr Goldminen auf ein Jahr, Silberminen auf 20 Jahr, oder Eisenminen für immer?" Die Leute waren weise und wählten Eisen für immer.

H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 271. — 27. September 1836.

Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 270.)

76. Gedichte von Thekla. Leipzig, Leo. 1835. 8. 21 Gr.

Thekla überstrahlt Caroline, Henriette und Elwine! Sie beginnt mit einem Feierliede an die (deutschen) Sänger, die nicht undankbar gegen sie zu sein scheinen. Denn von Matthisson hat sie nicht blos das Talent für Naturmalerei, sowie die ihm eigenthümlichen Weisen und Rhythmen, sondern auch das „Elfenlied" (S. 45) bekommen; von Hölty die Weichheit und stille Wehmuth; von Körner den Schwung, den ihre keusche Phantasie nimmt; von Schulze, dem sie außerdem unter dem Titel: „Erinnerungen an Cäcilie" einen poetischen Todtenkranz flicht, den Wohllaut des Verses und den zarten magdlichen Traum; Novalis hat sie weniger bedacht, wol aber Klopstock, dem sie wenigstens hin und wieder die Kunst verdankt, dem Gewande Siona's einen entsprechenden Faltenwurf zu geben; Schiller hat ihr hin und wieder ein schimmerndes Bild zugehen lassen; daß sie, die weibliche Dichterin, von Göthe, dem hier auch Gefeierten, nicht bedacht ist, gereicht ihr zum Heil und zum Preise. Belegen wir das Urtheil mit dem schönen Liede: „Die erste Thräne" (S. 30):

Du hast gesiegt, du hast das Herz erschüttert,
Das keine Macht noch brach;
Die erste Thräne, die im Auge zittert,
Spricht furchtbar deine Scheideworte nach.

Ich habe viel geduldet und ertragen,
Was Mancher nicht ertrug;
Mein Stolz erhob mich über das Verzagen,
Wenn mich des Schicksals eh'rne Ruthe schlug.

Ich sah mein Vaterland in schnöden Ketten,
Und feige Sklaverei sein Loos;
Ich fühlte meine Kraft, und konnt's nicht retten —
Doch für die Thränen war der Schmerz zu groß.

Ich war zu kühn, bald haßten mich die Großen,
Und zum Verbrechen ward mir meine Pflicht;
Ich wurde aus der Heimat fortgestoßen,
Und ging und schwieg und weinte nicht.

Die Mutter starb, die letzte meiner Lieben,
Der letzte Freund verrieth mein Herz;
Ich weinte nicht, ich war mir selbst geblieben,
Und dies Bewußtsein trieb mich himmelwärts.

Da sah' ich dich. — O nimmer kann ich's sagen,
Wie Alles, was in meiner Seele schlief,
Und jedes Bild aus meinen bessern Tagen
Dein süßer Blick in's volle Leben rief.

Des Herzens unstätt schweifende Gefühle
Verschmolzen in ein einziges Gefühl;
Mein ganzes Wesen rang nach einem Ziele
Allmächtig hin, und du warst dieses Ziel.

Mein Traum war kurz — zwei himmelvolle Stunden,
Dann riß die Wahrheit schrecklich mich empor;
Und ich, den kein Geschick noch überwunden,
Ich weinte, als ich dich verlor.

Mein Dasein ist vollendet und die Scene
Des Lebens ist nun leer;
Leb' wohl! Ich weinte dir die letzte Thräne —
Jetzt hat die Erde keine Qualen mehr.

77. Gedichte von Christine Westphalen, geb. v. Aren. Vierter Band. Hamburg, Meißner. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Das Buch hat einen doppelten Titel. Auf dem ersten steht: Vierter Band. Der zweite heißt: Neuere Gedichte, erster Band. Da uns die ersten drei Bände nicht zu Gesicht gekommen sind, so haben wir es nur mit den neuern Gedichten der reichbegabten Verf. zu thun. Extensiv reich ist sie, das bekundet der Titel, das bekundet auch die Menge der hier in einem Großoctavband auf 266 Seiten splendid gedruckten poetischen Gaben. Und intensiv? — Ei, wir würden uns in der That der Krittelsucht und selbst der Ungerechtigkeit schuldig machen, wenn wir das vielseitige Talent, die Gemüthlichkeit, ein schönes Gefühl für dichterisches Streben und Schaffen, und besonders die Reflexionsgabe der Dichterin nicht anerkennen oder dem größern Publicum verdächtig machen wollten. Wir mögen es ihr auch nicht als Anmaßung ausdeuten, wenn sie in dem Zueignungsworte sagt:

„Wer bist du, mir bekannter Klang,
Der aus der Vorzeit zu mir drang?"
Fragt wol, erweckt von meinem Lied,
Ein später Enkel, hoch erglüht.
„Dich kenn' ich, mein, mein nenn' ich dich,
Im Einklang tönt mit dir mein Ich."

Die erste der vier Abtheilungen faßt Oden, Lieder und vermischte Gedichte in sich. Hier fehlt es nicht an Aufschwung und Erhebung in die Ätherspharen. Sie richtet das Auge mit gleicher Schärfe auf die Geisterwelt, auf das bewegte Erdenleben, auf die Natur und ist dabei nicht fremd im Mikrokosmus der eignen Brust. Sie reibt ihre Farben auf dem Reibsteine der eignen Phantasie, ihre Pinselstriche sind sicher und nirgend copirt sie einen Meister. Von ihrem Gefühlsdrange und wahren Berufe zeuge (S. 82) „Das Unbewußte":

Es will hervor an's Tageslicht,
Was mir den Busen engt!
Warum wird immer zum Gedicht,
Was da sich wogend drängt?
Ich denk' es wohl, begeistert sein,
Doch nicht, wie dies geschieht:
Der Raum wird schnell zum Dichterhain
Und das Gefühl zum Lied.
Die Muse lockt mit ihrem Laut,
Entgegen singt sie mir:
Ich werde schnell mit ihr vertraut,
Im Arme lieg' ich ihr.

Dann weiß ich auch, daß mir ist wohl.
Wenn so ich, Herz an Herz,
Ihr sing', wovon die Brust mir schwoll.
Von Freuden oder Schmerz.

Doch weiß ich nie, von wo sie kam.
Wohin sie wandelt, nie;
Von wo sie Reiz und Zauber nahm
Zu Bild und Phantasie.
Doch weiß ich, daß sie Wahrheit spricht.
Daß sie Gefühl nur singt;
Und sicher ist's Erdichtung nicht,
Was durch die Seele dringt!

In gleichem Gefühl ist „Beschränkung" (S. 34) gehalten und (S. 109) in: „Rechtfertigung" spricht sie einige gar sinnige Worte über Tasso's Äußerung in Göthe:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Lesen wir dagegen „Nöthiges Wissen" (S. 114), „Der Dichter" (S. 115), „Des Barden Seele" (S. 117), „Des Dichters Herrschaft" (S. 119) und einige andere mehr, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß die geistreiche Verf. in der Analysis ihres Strebens das Gefühl gar sehr erkältet, sowie, daß ihr jene trauliche Wehmuth und elegische Stimmung fehlt, die ihr Gedicht wie Regenbogen gern auf dunkeln Grund zieht. Auch pflegt sie die zarte Pflanze religiösen Gefühls, die schönste Blume des poetischen Frauenschmucks, viel zu wenig. Auch möchten wir im Allgemeinen für die Zukunft um mehr Sichtung, Auswahl und bis zur Selbstverleugnung gehende Strenge herzlich bitten. Versteht sie Latein, so empfehlen wir ihr die alte gute Regel zur Beachtung: Non multa, sed multum; versteht sie es nicht, so gibt ihr wol der Gatte, der Sohn, der Freund den Commentar. Die Romanzen und erzählenden Gedichte verwischen ihren Romanzencharakter und sind einem großen Theile nach in das didaktische Gebiet zu verweisen. Zählen wir doch kaum fünf goldhaltige Stücke. Mit den Sonetten, welche die dritte Abtheilung bilden, ist's nicht besser. Die sentimentale Pointe ist oft matt und es fehlt ihnen die südliche Weichheit und Klangfülle. Besser geht es mit den epigrammatischen Gedichten der vierten Abtheilung, wo sie mehr in ihrer Sphäre ist. Auf den Umstand, daß in Italien der Esel, wenn es einen pittoresken Anblick zu genießen gibt, unwillkürlich steht, bauet sie den Gedanken (S. 248):

Wie doch classischer Grund hier Alles begeistert und bildet!
Wo Merkwürdiges winkt, stehet der Esel von selbst.

Wenn es endlich S. 263 heißt:

Störe nicht den stillen Frieden
Einer dichtungsreichen Seele.
Rüg' ihn nimmer ihr als Fehle;
Dir auch ward dein Theil beschieden,
Nur zu anderm Thun gegeben.
Sie nennt Leben,
Stets in geist'gem Wohllaut schweben;
Über Andre sich erheben,
Und mit Tadel sie zu meistern
Ist der Stillen nicht gegeben;
Sie verkehrt mit Himmelsgeistern,
Die, ganz Liebe, mit ihr leben;
Darum stör' ihr nicht den Frieden;
Selig ist sie schon hienieden!

so knüpfen wir daran das Bekenntniß, daß auch der Kritiker nicht gern den Seelenfrieden dichtender Gemüther stört, daß nur das Pflichtgefühl und der Gedanke an die Heilsamkeit einer vernünftigen Kritik die Unannehmlichkeit überwindet, Winke, Belehrungen und Andeutungen für Solche zu geben, die da wähnen, den richtigen Pfad zum Parnaß zu wandeln, aber auf einem Irrpfade sich befinden, der sie weit ab von jenem Lorberhain führt, in dessen Schatten sie, mit seinen Zweigen geschmückt, ruhen wollten.

Möchten doch alle dichtende Gemüther, deren Gefühle, Ansichten und Bestrebungen in gegenwärtigem Aufsatz einer Prüfung und Sichtung unterzogen wurden, das Streben des Ref. erkennen, mit Freundlichkeit zu belehren, vor Irrpfaden zu warnen und den germanischen Bardenhain, in welchem die Zeit unaufhörlich neue Pflanzungen macht, von jenen Dornen zu säubern, die der Wandelnden Füße oft stechend verwunden. 79.

Die Reisetage. Aus meinem Leben; von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Manheim, Hoff. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

Daß wir die vorliegenden Reiseskizzen etwas anders als im modernsten Sinne der sogenannten Reisebilder zu nehmen haben, darüber belehrt uns der Verfasser gleich im Vorwort. „Es gebe", sagt er dort, „eine innere Nothwendigkeit, Erlebtes zu schildern, die freilich nur wenige Leser nachzufühlen vermögen, und man müsse bei solchen Schilderungen nicht immer sogleich den störend-hausbackenen Gedanken festhalten, daß der Verf. nur darum seine Ausflüge beschrieben habe, um durch das Honorar dafür die Reisekosten zu decken. Etwas Heiliges und in sich selbst Berechtigtes sei die Erinnerung, und möge wol ganz allein, ohne weitern Anlaß, wenn sie recht lebendig worden, dem Erinnerung-Seligen oder auch -Unseligen die Feder in die Hand geben."

Mag dem sein, wie ihm wolle; mögen immerhin sehr Viele geflissentlich ihre alljährlichen Wanderungen im Süden oder Norden im Druck herausgeben, um sich damit die Anwartschaft auf neue Ausflüge im folgenden Jahre zu sichern; von Bechstein, dem sinnvollen Lyriker und ernsteren Betrachter, wollen wir glauben, daß solche pecuniair-egoistisch verschleierte Rücksichten nicht seine Triebfedern sind und waren. Bechstein ist eine der wenigen stilleren Naturen in unserer modernen Literatenwelt. Sein Talent ist, wie bemerkt, ursprünglich ein lyrisches, darum ist er in seinem ganzen Wesen concentrirter als unsere novellistischen Fahrhelden, die gar leicht das Centrum und mit ihm alle Haltung verlieren; darum ist er gewissenhafter, redlicher, besonnener, mit einem Worte ein solideres Dichtergemüth. Dieses Plus von literarischer Solidität spricht sich unter Anderm vortheilhaft in dem Minus von Raisonnement aus, namentlich der politisirenden Kreuz- und Querzüge, das wir an diesem seinen Buch bemerken. „Die politischen Zustände Frankreichs", äußert er sich, „haben sein Interesse nicht in so hohem Grade gefesselt wie das von vielen seiner Landsleute. Es sei nicht erfreulich und ermüde ihn sehr, das Auge beständig auf die stets oscillirende Bewegung einer Wagezunge, oder auf eine glimmende Lunte zu richten, welche über einem offenen Pulverfaß hängt; auch glaube er, daß man seiner Gesinnung nach liberal sein könne, ohne doch deshalb von Frankreich den Messias der Freiheit zu erwarten, der von dorther gewiß und wahrhaftig nicht kommen werde." Ohne dem Verf. hierin beistimmen oder widersprechen zu wollen, geben wir nur die natürliche Folge solcher Gesinnung an, daß nämlich sich in seinem Buch durchaus gar kein politisches Raisonnement vorfindet.

Was ihn aber zunächst zu einem Ausflug nach Paris, der den hauptsächlichen Inhalt der „Reisetage" bildet, veranlaßte, war der Umstand, daß ein großer Schmerz in sein Leben getreten war. Noch am Thor seiner Heimatstadt, aus der er in einer dunkeln Aprilnacht ausfuhr, hatte er einen Gruß rechts hinüber zu senden nach einem theuern Grabe, das in seinem stillen Schoos sein kurzes Glück verschlossen hielt. Diesen trüben Wanderzustand, dessen Gleichen der Dichter schon früher erlebte und in den „Nachtbildern im Reisewagen" sich objectivirte, bezeichnet einigermaßen ein früher gedichtetes schönes Lied, das wir bei dieser Gelegenheit wiederfinden und, weil es wirklich schön ist und Bechstein's Lieder beiweitem nicht so gesungen sind als sie es verdienen, hierher setzen wollen. Es lautet:

Du mußt die weite Welt durchreisen,
Sprach ein geheimnißvoller Trieb;
Durch fremde Sitten, fremde Weisen
Wird dir die Heimat doppelt lieb.

So bin ich pilgernd fortgegangen
Bekämpfend männlich meinen Schmerz,
Zur Fremde zog mich das Verlangen,
Zur Heimat zog zurück das Herz.

Allein das Herz ward überwunden,
Und regt sich nun mit keinem Laut,
Nur daß in wehmuthvollen Stunden
Das Auge stille Thränen thaut.

Denn Herz und Auge sind verschwistert,
Wenn dieses Schönes sieht, im Nu
Wird es von Lust erfüllt und flüstert
Dem Herzen gleich die Kunde zu.

Und wenn ein Weh das Herz erschüttert,
Klagt es der Freundin seinen Schmerz,
Daß gleich im Aug' die Zähre zittert,
So zärtlich liebt sich Aug' und Herz.

Ein schönes Lied, und das auch Bechstein's ganze Natur treu und wahr bezeichnet. Unter dem wüsten Tages- und Journalgeklingel, wie erfreut ein solch innig empfundenes Gedicht! Aber die läppische Menge will nicht erfreut sein, sie will nur lachen, jauchzen und wahnwitzig jubiliren über aufgeputzte Lappenpuppen mit wüsten, oder gar verworfenen Herzen.

Nur einmal, im ganzen Verlauf seines Buches, bin ich an dem fühlenden Verfasser irre geworden, und das gleich zu Anfang. Die „Geschichte seines Ringes" kann ich ihm nicht vergeben. Wozu einen Unglücklichen dieser Art — nicht prostituiren, denn das ist sicherlich in Bechstein's Seele nicht gekommen — aber wozu ihn publik machen, da ihn doch sein eigen Verhängniß und seine Verirrungen selbst nicht publik machten? Wozu vertraut es ein deutscher Dichter, der so zart empfindet, dem Publicum, dem kaltsinnigen, widerwärtigen Publicum, daß ihm einst ein Freund, der confus und leichtsinnig geworden, weil er im 56. Jahre Tanzstunde nahm, seinen Mantel versetzte? Der leichtsinnige Mann schenkte dem Dichter an dessen Geburtstag einen goldenen Haarring; warum gab ihm der Dichter diesen wieder, als er ihn betend in einem rheinischen Dome wiederfand, betend zu Gott um Vergebung seiner Sünde? Sagt nicht der Verf., jener Betende sei von Wissenschaft und Talent gewesen, von Herz und Gemüth? War der Verf. nicht mit diesem Gemüthlichen so oft in herzlicher Eintracht im leipziger Rosenthal spazieren gegangen? Warum verzieh er ihm also nicht die kleinliche, fatale, zweideutige Mantelgeschichte? Denn unstreitig weiß der Verfasser des „Fürstentags", daß in dem Verschweigen die schönste und vollkommenste Vergebung liegt. Wir aber (das ist das deutsche Volk) bedürfen keiner Geschichten von solcherlei Unglücklichen; darum, weil unter uns selbst so viele Glückliche noch elend sind.

Der erste Band der „Reisetage" gibt Schilderungen von thüringischen Städten und Gauen, der Heimat des Verf., von rheinischen Gegenden und Örtern, von Köln und Düsseldorf, Bonn und Aachen u. s. w., auch Scenen aus Belgien, aus welchen allen wir nichts Erhebliches auszuheben wüßten. Überhaupt mangelt diesem ersten Bande das objective Leben, die eigentliche Darstellung; er ist so recitativartig ohne Leidenschaft, so skizzenhaft aufzählend. Der Verf. sagt hier nur: Dieses und Jenes habe ich gesehen, was vor mir Andere auch sahen; aber ich habe mir mein Eignes dabei gedacht. Von diesen Gedanken kommt nur hin und wieder ein Bruchstück zum Vorschein. Weit interessanter, lebendiger und mehr in objectiver Darstellung sich haltend ist der zweite Band, der des Verf. Aufenthalt in Paris beschreibt. Paris ist und bleibt doch die Wunderstadt, die jedes Gemüth nach seiner Weise auffrischt und aufregt. Es ist aber dennoch mit dieser Aufregung etwas Eignes. Muß ihr doch so viel Zerstreuendes einwohnen, daß die Aufgeregten den rechten, wirksamen Gesichtspunkt verlieren. Paris zu schildern ist vielleicht schwieriger als irgend einen andern Platz der Welt. Nach Novitäten kann uns in einem neuen Buch über die capitale du monde nicht gelüsten. Denn wie es in Paris hergeht, wie man dort lebt, was man dort zeigt, wie Straßen, Plätze und Häuser aussehen, dies Alles kann ein Mensch, der sich Paris nie auf 100 Meilen genähert, so genau erfahren, als ob er seit Jahren darin wohnte. Vielmehr kommt bei einer Darstellung solchen Orts und Lebens Alles auf Einrahmung und Auffassung an. Und hier ist der Punkt, bei welchem man oft über den geistreichsten Beobachter erstaunen muß. Ihr beobachtenden Dichter, warum gebt ihr uns nie das innerste Lebensmark, das wahre eigenthümliche Wesen der zahllosen poetischen Plätze jener Stadt zu vernehmen? Warum studirt ihr nicht in langer, gereifter Anschauung solche tiefsinnige Localitäten wie Père la Chaise, wie die Morgue, wie Notre Dame, wie das Palais Richelieu, wie St. Sulpice, Bicêtre u. s. w.? Warum gebt ihr uns nicht alle die feinen Unterschiede der welthistorischen Boulevards, ihr Leute, die ihr vorgebt, so objectiv die Welt zu durchreisen? Warum gebt ihr uns keine vergleichende Anatomie der pariser Gefängnisse? warum kein Stillleben aus den zurückgezogenen Kreisen seiner Familien? Ein einziger deutscher Schriftsteller neuester Zeit gab ein solches Stillleben und stellte es dar mit tragischer, ergreifender Gewalt. Es wird seinen Einfluß sicher nicht verfehlen. Ihr pariser Fremdlinge tischt uns ewig das alte Lied auf von Louis Philipp, und daß dieser nicht so schlimm sei, als er aussieht, von den Büsten Napoleon's, deren Zahl Legion ist, von der Deputirtenkammer, von Thiers, von den polnischen Flüchtlingen und ihrer Adresse (in der That konnte Paris denn langweiligere Figuren haben als diese?), von den Salons und Soiréen, von Glacéehandschuhen, Estaminets, Omnibus, Restaurants, von Janin und Dumas, die besser leben als unser einer, von Heine und Börne, von den Journalen und Ausstellungen, von den Grisetten und vertriebenen Schönen des Palais-Royal u. s. w. Aber erinnert euch nur, daß dies Alles noch nicht Paris, noch nicht der wahrhaftige Geist dieser Stadt ist. Diese Äußerlichkeiten sind kein Innres, diese Ausstellungen verstecken Frankreich und diese Fadaisen verbergen das Heiligere, was drunter ist. Wir haben viel, ach, viel zu viel von diesen Steinen und hohen Pallästen gehört; aber zu uns gesprochen haben sie leider nur wenig. Es ist eine große, eine schwere Kunst, Mauern, Straßen und Gefilde reden zu lassen, aber doch muß man sie zum Reden bringen, denn in ihnen liegen die Keime eines großen Verständnisses. Wir Alle mögen in dieser Kunst von dem einzigen Walter Scott lernen, den der schwächere Bulwer ganz unwürdiger Weise verdrängen gewollt. Und selbst die französischen écrivains du jour sind darin unsern Modernsten überlegen; wie unter Anderm so mancher ganz individuelle Aufsatz im „Cent et un" beweisen kann.

Der Verfasser war zu einer Soiree beim Herzog von Broglie, bei welcher Gelegenheit er sich, gewiß zu Trost manches ängstlichen Reisenden, der sich von Rücksichten der Mode ruiniren ließe, über die pariser Moden also äußert: „Hier wäre vor vielen der Ort gewesen, den Glanz der Moden zu beobachten; allein solcher machte sich sehr wenig bemerkbar. Die Damen, als die treuesten Vasallen jener Tyrannin, hatten sich natürlich reizend geschmückt, in der Tracht der Herren aber bemerkte ich eine große Einfachheit und nichts von jenem lächerlichen Modegeckenthum, das noch vor Kurzem auf Bällen zumal die Frauenwelt in ein bezauberndes Erstaunen zu versetzen strebte. Alle Herren, die nicht in Uniform waren, trugen Pantalons und Schuhe oder Stiefeln. Die meisten Modebilder, die wir erhalten, sind Schneiderphantasien; man kann in Paris in jeder Gesellschaft mit Anstand erscheinen, wenn man einfach, reinlich und nicht auffallend gekleidet geht, und braucht nicht, wenn man nicht will und nicht gradezu abgerissen ankommt, sein Geld an die theuern pariser Kleiderkünstler zu verschleudern."

Die pariser Policei besoldet, nach Angabe des Verf., nicht weniger als 4000 Spione, die ihre Augen, Ohren und Nasen (und mehr braucht ein Policeispion nicht) überall haben. „Es ist anzunehmen", sagt der Verf., „daß jeder Commissionair, jeder Portier ein von der Policei besoldeter Mouchard ist, denn diese Menschen sind am geeignetsten zu solchem Gewerbe. Die würdigen Glieder, deren sich die pariser Policei zu ihren menschenfreundlichen Zwecken bedient, sind größtentheils ehemalige Galerensklaven, Räuber und Mörder, alte Soldaten, kurz Menschen, die, weil sie auf keine Weise beschäftigt sind, der Menschheit zu nützen, zweckmäßig beschäftigt werden, ihr zu schaden, sie zu verderben." — Wer aus einzelnen kleinen Zügen von großem Inhalt das allgemeine Treiben der großen Städte zu erkennen liebt, der übersehe nicht die kleine Geschichte von den beiden unglücklichen Liebenden in der Rue d'enfer, welche der Verf. Theil II., S. 178 erzählt, sowie die ergreifende Skizze von der verhüllten Frau, die bettelnd auf dem Pont de la Concorde sitzt, neben ihr der kleine Hund, der wie eine ausgehungerte Hyäne neben ihr liegt, so stumm wie seine Herrin. In solchen Gruppen malt sich noch das alte Elend der alten Lutetia. 71.

Ein alter leipziger Komödienzettel von 1753.

Die geringste Sache kann oft durchs Alterthum einen gewissen Werth erhalten. Was gilt heute ein Theaterzettel? Nichts. Aber in hundert Jahren würde man ihn vielleicht mit vielem Gelde bezahlen. Er ist dann gleichsam ein Document, ein unwiderleglicher Zeuge vom Geschmacke der Zeit, von manchen kleinen Eigenthümlichkeiten. So haben auch wir jetzt einen solchen Theaterzettel aus „Leipzig, Freitags den 11. Mai 1753", und wir denken, daß er uns manche kleine Notiz über die damalige Zeit und das Theater in jenen Tagen documentiren soll. Es wurde am genannten Tage „Mit Ihro königl. Majestät allergnädigster Erlaubniß von den königl. polnischen und churfürstl. sächsischen Hofkomödianten: L'isle Sauvage, comédie en prose en trois actes par Mr. Saintfoix" aufgeführt. Also eine französische Komödie? Mit nichten; es war nur die Übersetzung davon, unter dem Titel: „Die wilde Insel oder der Unterschied von schwarz und weiß". Es scheint aber, als ob damals der vollständige Titel des Originals stets gleichzeitig vorausgeschickt worden wäre, denn „dazwischen", d. h. zwischen den drei Zwischenacten des Lustspiels, ward auch „das neue musikalische Zwischenspiel aufgeführt: Il dispetto amoroso: die verliebte Zwietracht". Statt daß bei uns nämlich der Zwischenact in der Regel vom Orchester ausgefüllt wird und nur selten einmal ein Concertsatz, eine Arie dazwischenläuft, wenn etwa ein fremder Virtuose sich zeigen will, war es in jener Zeit, wie wir auch schon ein andermal weitläufig dargethan haben, gewöhnlich, eine italienische Burleske einzulegen. Die Composition der genannten war „von dem Hrn. Joseph Orlandini aus Florenz", und das Ganze hatte nur zwei Personen: Valesko und Lilla, d. h. die beiden Liebesleutchen, die ihren dispetto amoroso untereinander selbst ausgleichen. Das Publicum muß damals viel für sein Geld verlangt haben, denn außer den sechs Acten, welche ihm das genannte Lust- und das darauf folgende Zwischenspiel darbot, kam nun auch noch „anstatt des Nachspiels: „Le Sicilien ou l'Amour peintre, comédie-ballet. Der Sicilianer oder Amor ein Maler. Ein ganz neuübersetztes Lustspiel in einer Handlung mit Singen und Tanzen untermenget. Nach den (sic) Französischen des Hrn. Molière." Es wurden darin „zwei Ballets von sieben Personen getanzt". Ein „Sklavenballet und ein Mohrenballet" und den Beschluß machte „eine Masquerade". Um Zuschauer anzulocken, finden wir nichts bemerkt, als daß „die Kleider sowol zu den Ballets als zur Komödie neu verfertigt worden" seien. So sorgfältig Titel und Verf. des Originals angegeben ist, wie wir sehen, so wenig ist der Übersetzer oder Bearbeiter genannt. Jetzt ist es umgekehrt der Fall. Kaum, daß der französische oder englische Dichter genannt wird. Der deutsche Bearbeiter fehlt aber nie. Woher dieser Unterschied? Es übersetzte damals nur ein junger Gelehrter, welcher so freies Parterre zu erlangen suchte, oder ein mit fremder Sprache vertrauter Schauspieler, wie namentlich Koch Vieles aus dem Französischen auf die deutsche Bühne verpflanzte, oder ein Freund und Gönner der Bühne, der aber damit nicht öffentlich zu prunken wagte, weil das Vorurtheil zu mächtig war. So haben wir z. B. vom geheimen Kriegsrath Müller in Leipzig eine Übersetzung der „Eugenie" des Beaumarchais aus der frühern Zeit seines Lebens *), ohne daß er jedoch je seiner Arbeit den Namen verliehen hätte. Überhaupt scheint damals die theatralische Eitelkeit nicht so groß gewesen zu sein wie jetzt. Das „Personenverzeichniß" unsers Zettels gibt uns nicht die Herren und Damen zu nennen, von welchen die Rollen dargestellt wurden. Wie ganz anders ist dies jetzt, wo eine Choristin bitterböse werden würde, wenn sie etwa einmal ein Wörtchen solo zu sagen oder nur ein Tambourin in die Hand zu nehmen hätte, ohne ihren Namen auf dem Zettel groß und breit gedruckt zu lesen. Der Anfang des Spiels war damals „um halb 5 Uhr" und der Schauplatz „in dem neuen Komödienhause in der Nicolaistraße in Zotens Hofe **), der aber doch etwas beschränkt gewesen sein muß, wenn ein Notabene nicht blos als façon de parler angesehen werden darf. Es wird nämlich „zur Nachricht gemeldet, daß für heute Niemand aufs Theater wegen vieler Verwandelung und Zubereitungen zugelassen werden könne". Nun sind aber die angegebenen drei Stücke doch keineswegs nur im Entferntesten mit unsern Spectakelstücken zu vergleichen und begründen so die geäußerte Vermuthung um so mehr, da auch die Preise von den unserigen nicht sehr abweichend sind, mithin die Plätze nicht überaus groß gewesen sein können; denn die Zahl der Theaterbesucher war in jener Zeit, zumal da Leipzig kaum halb so viel Einwohner hatte als jetzt, sicher kaum zum vierten Theile Derer anzuschlagen, welche in unsern Tagen davon angezogen werden. Die Personen zahlte „in dem ersten Range Logen 1 Thlr.", der zweite Rang ist à 12 Gr. und das Parterre mit 6 Gr., die Galerie mit 4 Gr. angesetzt; Preise, wie sie bei uns ungefähr bis 1817 noch bestanden. Das Haus selbst enthielt auch nur zwei Reihen und zusammen 18 Logen, und überhaupt, wenn man Quandt's Hof, der damals der Zoten'sche oder Krahe'sche war, auch mit noch so günstigem Auge betrachtet, so wird man sich doch immer nur mit Rücksicht auf jene genügsamere Zeit bereden können, wie es möglich war, daß darin ein Komödienhaus enthalten sein konnte. 47.

*) 1778. Druckort und Verleger ist nicht angegeben. Sollte der Wunsch, anonym zu bleiben, ihn auch dazu bestimmt haben, sie beide auf dem Titel wegzulassen? Nur solche, die Fern von den schönen Wissenschaften machten, gingen über solche Bedenklichkeiten hinweg, wie Lessing, Schlegel, Gellert. Weiße hielt schon geraume Zeit hinter dem Berge. Die erste Auflage von „Richard III." 1758 z. B. ꝛc. und selbst „Die Jagd" 1770 erschien — ohne Namen. Ein Kreissteuereinnehmer und — Komödienschreiber schien damals nicht in einer Person vereint werden zu können.

**) Schon 1735 hatte die Neuberin ihre Bühne hier eingerichtet gehabt; ebenso hatte sie 1737 hier zum letzten Male gespielt. Der Besitzer des Hauses hieß Krahe und nicht Zote. Aber der Hof war unter diesem Namen einmal so bekannt, wie z. B. der Auerbach'sche Hof noch auch jetzt unter demselben Namen wie vor 200 Jahren. So schließt ein von Blümner in der „Geschichte des leipziger Theaters" mitgetheilter Zettel der Neuberin vom 17. Oct. 1737: „In dem Schauspielhause auf der Nicolaistraße in Hrn. Krahens oder in dem sonst bekannten Zotens Hofe." Koch hatte das Theater 1751 ganz neu umbauen lassen und, Gottsched's Rath benutzend, zuerst den Halbkreis angebracht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 272. — 28. September 1836.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur Italien. Par *Valery*. Brüssel. Ausgabe in einem Bande.

Während wir, gewiß nicht mit Unrecht, die Franzosen der Unfähigkeit, sich der angeborenen Vorurtheile ihrer Heimat zu entäußern und sich in fremde Zustände hineinzufinden, anklagen, während wir selber oft genug Zeugen der seltsamen Unsitte sind, mit der sie eine Atmosphäre französischer Sprache und Weise bis an die Enden von Europa und weiter um sich her zu behaupten wissen, ist es ein merkwürdiger Umstand, daß dennoch dieselben Franzosen unter der Literatur der Reisen einen so vorzüglichen Platz behaupten. Seit etwa anderthalb Jahrhunderten überschwemmen die Druckerpressen von England, Frankreich und Deutschland den Büchermarkt alljährlich mit zahlreichen Reiseberichten über das einzige kleine Italien; unter diesen Tausenden von Bänden aber hat sich nur eine sehr kleine Anzahl von Werken zu solcher Anerkennung erhoben, daß sie eine Zeitlang regelmäßige Begleiter italienischer Reisenden geworden wären. Das älteste Buch dieser Art ist die 1691 erschienene und bald darauf ins Deutsche übersetzte „Reise" des Parlements-Rathes Misson. Fast 80 Jahre später gab der Astronom La Lande sein „Voyage d'un Français en Italie" heraus, das besonders in der allbekannten Volckmann'schen Bearbeitung durch ein halbes Jahrhundert Allen, die von Deutschland aus die Alpen überstiegen, als ein unentbehrlicher Führer galt. Nun verdanken wir nach abermals 60 Jahren in dem zur Überschrift dieses Artikels genannten Werke schon dem dritten Franzosen einen Reisebericht, der sich wohl dazu eignet, wieder auf längere Zeit als belehrender Gefährte nach Italien zu dienen, und von dem der Meßkatalog auch bereits eine deutsche Übersetzung ankündigt. So reichhaltig dagegen die deutsche Literatur auch in diesem Fache ist, und so mannichfache Nuancen der Auffassung sie von dem Enthusiasmus des verstorbenen Kephalides bis zu Nicolai's Warnungsstimme darbietet, so dürfte sie doch schwerlich ein Werk aufzuweisen haben, das an Brauchbarkeit und allgemeiner Verbreitung mit den genannten wetteifern könnte. Die Keißlersche „Reise", die geraume Zeit einen europäischen Ruf behauptete, ist nun längst vergessen und veraltet, die gemüthreiche und doch so unterrichtende Stolberg'sche berührt die wichtigsten Punkte Italiens mit sehr verschiedener Ausführlichkeit und ergeht sich für einen Reisebegleiter wol in zu weit entlegene Abschweifungen. Von der Hagen's „Briefe" verfolgen bei allem Reichthum an gelehrten Einzelnheiten zu ausschließend die dem Verf. eigenthümliche, dem Altdeutschen zugewandte Richtung; Speth handelt nur von der Kunst, und auch von dieser nicht ohne große Einseitigkeit, und Scholler's fleißige Notizensammlung schildert bisjetzt erst einen kleinen Theil des schönen Landes. Andere Reiseberichte, die ihrem Umfange nach vielleicht auf den Namen eines Führers Anspruch machen könnten, schrecken durch die, den Schilderungen der meisten unserer Landsleute gemeinsame Vorliebe für alles kleinliche Detail ihrer persönlichen Reiseereignisse, ihre Tafelfreuden und mannichfaches Ungemach, oder auch durch müßige, von den Nachfolgern ihren Vorgängern pflichtmäßig nachgeschriebene Ausrufungen des Entzückens den Belehrung Suchenden zurück, und nur in den Berichten über einzelne Landschaften haben wir so Musterhaftes aufzuweisen, wie z. B. Martens' „Reise nach Venedig".

Was nun Hrn. Valery betrifft, so erscheint derselbe schon durch seine Persönlichkeit und die Art seiner Besuche in Italien vorzugsweise zu einem reiferen Urtheil über Land und Leute befähigt. Durch seine Stellung als Bibliothekar im Mittelpunkte europäischer Bücherschätze in den Stand gesetzt, Kenntnisse jeder Art aus der ersten Hand einzusammeln, betrat er Italien, nachdem er das reifere Mannesalter bereits erreicht, unverhältnißmäßig gründlicher vorbereitet, als wer auch noch so zahlreiche Bände von Reisebeschreibungen und Wegweisern durchstudirt hat. Nach einer cursorischen Beschauung der wichtigsten Punkte der Halbinsel, die den meisten für den Druck Reisenden schon als ungewöhnlich gründliche Forschung erschienen wäre, kehrte er noch zweimal dahin zurück, um das erste Mal den Norden, das andere Mal aber den Süden des Landes einer detaillirteren Betrachtung zu unterwerfen. So gelang es dem Verf., einen größern Theil von Italien aus eigner Anschauung zu schildern, als die große Mehrzahl der Reisenden sonst gesehn zu haben pflegt. Rechnen wir die fast nie besuchten Landschaften im Süden und im Osten von Neapel ab,

so vermissen wir außer Friaul und Istrien, außer Urbino, Macerata, Corneto und den cyklopischen Städten im Volsker- und Hernikerland kaum eine dem Geschichtsforscher, Antiquar oder Kunstfreund wichtige Stadt, und mehre von dem Verf. durchstrichene Gegenden gehören zu denen, die Reisende nur äußerst selten zu sehen pflegen, so namentlich die Sette comuni, Ravenna, San Marino, die Straße von Ancona nach Neapel, das Chianathal, Cortona u. s. w. Wohin Hr. Valery sich aber auch wendet, da beobachtet er mit offenem, vorurtheilsfreiem Auge, da weiß er mit der löblichsten Umsicht alle die Erinnerungen, welche den Gegenständen, die ihn umgeben, Interesse verleihen, zur Hand zu halten, und versäumt es nie, bei den Unterrichtetsten unter den Einheimischen Belehrung zu suchen und in erlesenen Kreisen Sitten und Bildung der Landesbewohner kennen zu lernen. Leider pflegt der große Haufe unserer Reisenden, entweder aller italienischen Geselligkeit fremd, ausschließlich die selten rühmenswerthen Vergnügungsörter der Landesgenossen aufzusuchen, oder sie nehmen an der officiellen Gesellschaft der Diplomaten und Banquiers Theil, die durch ganz Europa ziemlich die gleiche Farbe trägt. Die Wenigen aber, welche nicht nur die ausgezeichnetsten unter den Ruinen und Bildwerken, sondern auch unter den Menschen in Italien zum Gegenstande ihrer Beachtung gemacht haben, werden sich bei Valery's Schilderungen der Gastfreundschaft und Geselligkeit in den Häusern Benzon und Teotochi-Albrizzi in Venedig, Malvezzi und Martinetti in Bologna, Lenzoni und Vieusseux in Florenz, Del Negro und Mojon in Genua, Serego-Alighieri in Verona und vor Allen Trivulzio in Mailand dankbar und freudig angeregt fühlen und jenem Verzeichniß noch gar viele werthe Namen anzufügen wünschen. Mit Recht rühmt der Verf. (S. 184, 85) an manchen dieser Cirkel, namentlich an denen, die sich um bejahrtere Damen versammeln, jene feinere, rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, die mehr zu den Tugenden der vorigen als der jetzigen Generation gehört.

Ich scheue mich nicht zu gestehen — setzt er hinzu — wie wohl ich mich in diesem Kreise (vermuthlich redet der Verf. von dem der Gräfin Scutellari in Ferrara) gefühlt. Der Umgang war durchaus wohlwollend, leicht und ungezwungen; trotz der italienischen Lebhaftigkeit herrschte ein tadelloser Ton, und keine ausgesprochene oder versteckte Eitelkeit war zu bemerken.

Und wenn dieses Lob in den größern und vielbesuchten Städten ein verdientes ist, so wäre den kleinern und denen, wo Reisende seltener zu verweilen pflegen, noch herzlichere, wahrhaft unermüdliche, wenn auch manchmal ermüdende Gastlichkeit nachzurühmen. Es ist ein seltner Vorzug des Valery'schen Werkes, daß der Verf. so manchen Orten, die man gewöhnlich überall nicht berührt, oder wo man doch nur zum Nachtlager oder zur Mahlzeit einzukehren pflegt, Aufmerksamkeit und Muße gewidmet, und mit Wahrheit sagt er (S. 319):

Der Reisende, der vom Albergo reale in Mailand zu Schneidorff in Florenz jagt, um von da zu Zerni nach Rom und in das Hôtel della Vittoria nach Neapel zu eilen, hat den wahren Kern des Landes nicht gesehen; er kennt weder seine großartige Verödung, noch seine ernsten und seine lachenden Gestade, und jene so durchaus gutherzige und verbindliche Gastfreundschaft der Italiener mußte ihm fremd bleiben.

Aber nicht nur in den Privathäusern wird man so herzlich bewillkommt; auch in den Klöstern findet der Reisende den freundlichsten Empfang und meistens aufmerksame und rücksichtsvolle Bewirthung.

Mit der den italienischen Klostergeistlichen eignen sorgsamen und liebevollen Höflichkeit aufgenommen — sagt der Verf. (S. 367) von La Cava — wurden wir sofort zu dem reichlichen, aber weder verschwenderischen noch erlesenen Klostermahle geladen.

Selbst den Wirthshäusern, die in so manchen Reisebeschreibungen ekele Räuberhöhlen heißen, gibt Hr. Valery (S. 31) das nicht unverdiente günstige Zeugniß, daß sie jetzt im Allgemeinen sehr erträglich, sogar wol besser als die in Frankreich geworden seien; und die fast noch mehr verunglimpfte Classe der Vetturine wird in einem Mustereremplare (S. 330) ebenso treffend als günstig geschildert. Selbst die italienische Räuberei erscheint in der Darstellung des Verf. und im Gegensatze nordischer Dieberei (S. 332) nicht so gehässig, als man sie zu betrachten gewohnt ist, und des poetischen Namens einer chevalerie manquée, den Hr. Valery ihr ertheilt, nicht ganz unwürdig.

Ein gleicher offener, vorurtheilsfreier Sinn läßt dem Verf. noch gar manche Dinge in einem ganz andern Lichte erscheinen, als in welchem es überhaupt, oder doch bei den Franzosen üblich geworden ist, sie zu betrachten. Selbst in Deutschland dürfte es vielen Lesern unerwartet sein, wenn der Verf. die Verbreitung des Volksunterrichtes, die Besoldung der Schullehrer, die Sorge für Gesundheitspolicei und die für Wirthlichkeit der ärmern Classe in der östreichischen Lombardei als auf einer höheren Stufe wie in Frankreich stehend nicht nur schildert, sondern den behaupteten Vorzug mit Zahlen belegt (S. 51 fg.; s. auch S. 67, 68). Besonders lebhaftes Interesse widmete Kaiser Franz selber den Volksschulen, und als ihm eines Tages Ausnahmegesetze für die italienischen Provinzen vorgeschlagen wurden, weil der östreichische Strafcodex zu sanft für jenes heiße Blut sei (vgl. S. 34), weigerte er sich dessen mit den schönen Worten: „Kann nur erst das ganze Volk lesen, so wird es nicht mehr morden."

Die Gewissensfreiheit — sagt Hr. Valery ferner — dürfte schwerlich irgendwo heiliger aufrechterhalten werden als in den östreichischen Provinzen. Da ist von keiner officiellen Frömmigkeit die Rede, welche das Ruder der Regierung führt, und die Behörden haben sogar überflüssigerweise den Kanzelrednern alles Eifern gegen Ketzerei ausdrücklich verboten.

Weit entfernt also, in die liberalen Herzensergießungen einer Lady Morgan einzustimmen, über deren oft verderblich gewordene Indiscretionen er (S. 50, Nr. 2) seinen gerechten Unmuth ausspricht, gibt er (S. 52) den wahren Grund des Misverhältnisses zwischen Regierung und Volk weit richtiger an:

Ohne Zweifel ist diese fremde Herrschaft in einzelnen Punkten streng, aber auch selbst in diesen tritt nicht etwa ein nackter, entschiedener Despotismus, wie der Abbé Galiani ihn liebte, hervor. Das Einschreiten der Staatsgewalt bleibt ohne Einfluß auf die Sitten und Gebräuche, auf den Charakter des

Volks; es beläſtigt, ohne zu ſchaden; es iſt nicht ſowol feindlich als widerwärtig. Die öſtreichiſche Regierung, ſo weiſe wie ſie iſt, unterdrückt nicht, aber ſie iſt unbequem.

Ähnliche Gerechtigkeit läßt der Verf. (S. 119) einer, nun ſchon ſeit 40 Jahren an Entkräftung geſtorbenen Regierung, nämlich der venetianiſchen, widerfahren. Er hätte hinzufügen können, daß am 25. Mai 1797 in den berüchtigten Bleikammern und Brunnen noch weniger als in der Baſtille die geſuchten Opfer des Despotismus ſich finden wollten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erziehungs- und Unterrichtslehre von Friedr. Ed. Beneke. Erſter Band. Erziehungslehre. Berlin, Mittler. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., ſehr gerecht gegen die praktiſchen Verdienſte von Niemeyer und Schwarz um die Pädagogik, glaubt ſich ein eigenthümliches dadurch zu erwerben, daß er ſie als angewandte Pſychologie behandelt, die ihn, wie man weiß, unabläſſig beſchäftigt und ſchon zu mehren Schriften allgemeinen und beſondern Inhalts veranlaßt hat, auf die er nicht verfehlt ſich zu beziehen. Er will nicht ſyſtematiſcher ſein als die Natur, aber an die Stelle bloßer Namenerklärungen für die Formen und Entwickelungen der Erziehung durchgängig Sacherklärungen ſetzen, dieſe genetiſch bis zu ihren tiefſten Elementen verfolgen und die unbeſtimmte Angabe der Erfolge mit genauer Beſtimmung der Größenverhältniſſe vertauſchen, wodurch eine rationelle Pädagogik, ein klares Bewußtſein Deſſen möglich wird, was bei der Erziehung eigentlich geſchieht und vom Erzieher gethan wird. Wir trauen uns ſo viel Erfahrung nicht zu, entſcheiden zu dürfen, wie vollkommen er dieſen Zweck erreicht hat; aber es ſcheint uns, er habe ihn wohl verſtanden und als Denker behandelt. Die Einleitung beſtimmt als Grundgeſetz der Erziehung: die gebildete Vernunft zieht die ungebildete zu ſich hinauf; folglich als Begriff der Erziehung: abſichtliche Einwirkung der Erwachſenen auf die Jugend, um dieſe zu der höhern Stufe der Ausbildung zu erheben, auf welcher die Einwirkenden ſtehen. Das ſetzt Wiſſenſchaft und Kunſt voraus, ohne welche die Erfahrung blind iſt, mithin Kunde von den allgemeinen Entwickelungsverhältniſſen der menſchlichen Seele. Daher erklärt ſich die Abhängigkeit der Pädagogik von der Pſychologie. — Grundverhältniſſe der Erziehung. Die drei Erzieher des Menſchen ſind die ihn umgebende Natur, ſeine Schickſale und andere Menſchen. Die gebildete Vernunft iſt eine höchſt veränderliche Größe. Der Erzieher, auch der von ſeltener Vollkommenheit, erzieht nicht allein, und vermag die Umgebung ſeines Zöglings nie völlig zu durchſchauen. Er muß ſich zu dieſem herablaſſen, was ungemein ſchwer und grade dem Hochbegabteſten nicht ſelten unmöglich iſt. Reizempfänglichkeit, Kräftigkeit und Lebendigkeit ſind die angeborenen ſinnlichen Vermögen des Menſchen, auf welche gewirkt werden ſoll; alle übrigen Naturanlagen müſſen erſt entſtehen und folgen ſämmtlich dem Grundgeſetz, daß von allen Seelenentwickelungen, welche zu einiger Vollkommenheit gelangen, auch wenn ſie dem Bewußtſein entſchlüpfen, eine Spur im Innern der Seele zurückbleibt, die als Anlage oder Kraft in die ſpätern Entwickelungen eingehen kann. Auf dieſen fruchtbaren Satz kommt der Verf. in ſeinem ganzen Lehrgebäude immer zurück und zieht aus ihm die einleuchtendſten Folgerungen. Dadurch erklärt ſich Gedächtniß und Erinnerung. Das hebt den Menſchen über die untergeordneten Thiere, dadurch wird das Sinnliche ein Geiſtiges, das Unvernünftige ein Vernünftiges. Verſchiedenheit des Vorſtellens, Strebens und Fühlens. Es gibt vier Erziehungsperioden. Die erſte, das Zeitalter des ſich bildenden Bewußtſeins ſeiner ſelbſt und der Welt, dauert ungefähr bis zum dritten Lebensjahr. Die zweite, die Ausbildung der innern Seelenthätigkeit bis zum Gleichgewicht mit der äußern ſinnlichen, bis zum Ende des ſiebenten. Die dritte, bis zum Übergewicht des überſinnlichen über das Sinnliche, bis zum Ende des vierzehnten. In der vierten treten die höhern Geiſteskräfte, Verſtand, Phantaſie, Sittlichkeitsgefühl, Vernunft in voller Ausbildung hervor. Der Erzieher muß nie blos für den Augenblick handeln, nie ſich auf unmittelbare Wirkung ſeiner Maßregeln beſchränken, ſondern ſich immer Rechenſchaft ablegen, was davon als Spur zurückbleiben oder als weitere Entwickelung hervortreten könne. Unterricht iſt, was er heißt, Mittheilung von Vorſtellungen; Erziehung will gewiſſe Anlagen als Eigenſchaften des Menſchen begründen: daher kann die erſte innerhalb gewiſſer Grenzen für Viele gleich ſein; die zweite muß nothwendig individualiſiren. Die Wirkungen der erſten offenbaren ſich ſchneller, die der zweiten allmäliger, wodurch ſie ungleich ſchwieriger und unſicherer wird. Mit Recht aber begehrt man auch von dem Unterrichte, daß er bildend wirke, denn nur das wohlerzogene Kind kann wohlunterrichtet werden. — Erziehungslehre. Erſtes Capitel: Bildung der Vorſtellungskräfte. Die erſte Entwickelung des ſinnlichen Empfindens und Wahrnehmens, die Gewöhnung zur Aufmerkſamkeit, die Beförderung und Beſchränkung der Ausbildung des Gedächtniſſes, die Leitung der kindiſchen Spiele, die Übung des Witzes, die Verſtandesbildung, die Bildung der Sprache ſind vortrefflich behandelt und reich an ſeelenkundigen feinen und tiefen Bemerkungen, die, was der Pſychologie ſo unwiderſtehlichen Reiz gibt, auch auf Erwachſene jeden Standes, Alters und Geſchlechts angewendet werden können und manche räthſelhafte Erſcheinung des Menſchenlebens erklären. Was man Vernunft nennt, erkennt Hr. Beneke für kein beſonders angeborenes Vermögen, ſondern für die ideale Norm des Allgemeinmenſchlichen, oder für die Geſammtheit der höchſten und zugleich fehlerlos gebildeten Producte des menſchlichen Geiſtes in allen ihren Formen. — Zweites Capitel: Gemüths- und Charakterbildung. Die Natur gehorcht dem Menſchen nur, wenn er zuerſt auf ſie gehorcht hat; und dieſer zu oft überſehene Satz gilt von der geiſtigen und moraliſchen wie von der materiellen Natur. Es gibt keine angeborenen Neigungen, Willensbeſtimmungen, oder ſonſt entſchieden praktiſche Anlagen. Angeboren iſt nichts als die allgemeine Grundbeſchaffenheit, das Urvermögen, deren Erregung Spuren, nicht ſelten unbemerkt, zurückläßt, aus denen alles Übrige entſteht. Überſicht der praktiſchen Vollkommenheiten: durchgängige Kräftigkeit, Einſtimmigkeit der Neigungen und Intereſſen mit dem wahren Werth der Dinge, harmoniſche Zuſammenſtimmung derſelben, Klarheit, Feſtigkeit, Zuſammenhang und Durchbildung der praktiſchen Anlagen, Reichthum, Richtigkeit, Feinheit in Ausbildung der auf die Mittel zu den Zwecken ſich beziehenden Vorſtellungsreihen, Ausbildung der Anlagen für das Thun in Fertigkeiten und Gewohnheiten, Erziehung der Seele zu gehaltener Kraft. Behütendes und ableitendes Verfahren bei leiblichen Schmerzen ſowol als bei trüben Einbildungsvorſtellungen oder Erwartungen, Verlangen und Unluſt. Beſonders darf der Trieb nach Beſchäftigung um Vieles nicht unterdrückt, nicht einmal beeinträchtigt, ſondern muß ſehr unmerklich geleitet werden. Behandlung des Eigenſinns bei Kindern, milde aber ſchnelle Strafe und Vermeidung alles Nachzürnens und anhaltender Unfreundlichkeit, die erſt für ſpätere Jahre ein wichtiges Erziehungsmittel darbietet. Wir ſind ihr überhaupt nicht gut, auf keiner Stufe des Lebens; denn unſere Spanne Erfahrung hat uns nie eine heilſame Wirkung von ihr gezeigt. Wen man nicht umhinkann, anhaltend unfreundlich und zurückhaltend zu behandeln, von dem thut man für ſich ſelbſt und ihn am gerathenſten, ſich gänzlich zu entfernen, wenn es die Verhältniſſe irgend geſtatten, was freilich nicht ſelten unmöglich iſt. Gewöhnung zu kräftiger Duldung und Widerſtreben. Verhütung und Behandlung des Leichtſinns. Allgemeine Grundformen der ſittlichen Bildung. Mit Recht nimmt Hr. B. das unmittelbare, natürliche, naive Sittlichkeitsgefühl in Schutz, welches ſich bei nicht verwahrloſten

Kindern lange vor dem reflectirten, vor dem Bewußtsein des Sittengesetzes äußert. Es ist dessen festeste Grundlage und kann nicht vorsichtig genug gepflegt werden, um jeder Veranlassung zum Übermuth und zur Geringschätzung Anderer vorzubauen. Moralische Grundsätze müssen klar sein und werden nur dann ihre Wirksamkeit nicht verfehlen. Eintheilung der Neigungen. Die elementarischen und einfachen zerfallen in die des Vegetationslebens, der niedern Sinne, der Muskelsysteme, der höhern Sinne, der passiven Reproduction von Vorstellungen, der activen Reproduction und Anbildung, der Erwerbung gewisser Eigenschaften, persönlicher Neigungen. Abgeleitete oder zusammengesetzte: auf Ehre gerichtet, Vergleichungsneigungen, Mittelneigungen zu Gegenständen, die an sich keine Befriedigung gewähren, aber Befriedigung vermitteln, z. B. zum Gelde, zur Thätigkeit, zur Unthätigkeit, zur Herrschaft u. s. w. Bildung der besondern Neigungen. Überreich, gediegen und das Studium belohnend, aber ebendeshalb keines Auszuges fähig. Nur in Ansehung der Lüge dürfen wir eine wichtige Bemerkung nicht übergehen, gegen welche selbst von Menschenkennern oft verstoßen wird.

(S. 337): „Der Erzieher hüte sich, etwas für Lüge zu nehmen, was nicht Lüge ist. Hierher gehört das Spielen mit der Rede auf Gerathewohl, aus Freude über dessen erste Erwerbung. Kinder setzen nicht selten Worte zusammen, ohne dabei irgend etwas zu denken oder zu meinen, aus bloßer Lust an der neuen Combination. Ebenso augenscheinlich ist, daß die eben erst erworbene Sprache von ihnen mit großer Unsicherheit gebraucht wird. Sie müssen häufig Wörter verwechseln, in der Frage wie in der Antwort, in der Bejahung wie in der Verneinung. Noch häufiger sind bei Lebhaften die Einschiebungen der Phantasien. Sie werden nicht leicht etwas erzählen können, ohne zu vergrößern, zu übertreiben, zu verschönern u. s. w. Nicht als ob sie sich dessen bewußt wären, sondern bei der schnellern Reproduction fließen die idealisirten Phantasien unmittelbar ein und sie glauben selbst an ihre Dichtungen. Endlich sind unerfüllte Versprechungen nicht als absichtliche Lügen zu nehmen. Sie haben ein ganz anderes Maß für Kräfte und Umstände, und verheißen, was sie nicht thun können, ohne daß für ihr Bewußtsein diese Verheißung eine Unwahrheit gewesen wäre.“ Wie viel Menschen gibt es, selbst unter Hochbegabten, die in dieser Hinsicht bis ins späteste Alter ewig Kinder bleiben! Nicht minder wichtig sind die Regeln der Vorsicht, wodurch jeder Veranlassung der Lüge bei Kindern vorgebaut wird. Dies ist einer der seltenen Fälle, in welchen körperliche Züchtigung nicht zu vermeiden ist. Viel Belehrendes über die Verhältnisse zu Altersgleichen, Geschwistern, Ältern und Erziehern. Festigung und Läuterung der sittlichen Bildung. Das Sittliche muß rein, klar, mit lebendiger Erregtheit begründet und auf alle Lebensverhältnisse ausgedehnt werden. Belohnungen und Strafen sind nur Surrogate einer nicht nach Wunsch gerathenen Erziehung und dürfen nur sparsam angewendet werden. Bildung zur Religion muß schon in früher Kindheit beginnen. Was der Verf. über die Art ihrer Richtung sagt, wird jedem verständigen und unbefangenen Sinn einleuchten. Gegensätze gegen abweichende Religionsformen gehören nicht für die Kunde des Kindes. Das Christenthum ist wesentlich eine Religion der allgemeinen Menschenliebe und muß bei ihnen von aller Sectirerei rein erhalten werden. Pädagogische Betrachtungen über das Böse.

Drittes und letztes Capitel: Begründung und Berücksichtigung der individuellen Erziehungsverschiedenheiten. Verhältniß der angeborenen Anlagen zu den Erziehungswirkungen. Vom ersten Bewußtsein des Kindes an finden Tausende von Entwickelungen bei ihm statt, von denen viele Tausend Spuren zurückbleiben. Bei dem männlichen Geschlecht überwiegt die Kraftigkeit, bei dem weiblichen die Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit. Vergleichung der öffentlichen und Privaterziehung in Hinsicht ihrer Bildungseinflüsse. Aufklärung des Volks soll durch Erziehung bezweckt werden; aber diese Aufklärung besteht nicht darin, daß es durch Unterricht in einen Kreis des Vorstellens und der Thätigkeit hineingezogen wird, welchen es nie fähig werden kann praktisch anzuwenden. Der Kreis seines besondern Berufes, welchen der Mensch als Mensch hat, soll ihm vollständig klar gemacht und entwickelt werden. Diese wahre Aufklärung steht seiner Ruhe und Zufriedenheit so wenig im Wege, daß sie vielmehr das einzige Mittel ihrer Sicherung ist. Familienerziehung hat von Seiten der Gemüthsbildung einen Vorzug, macht das Zusammenwirken beider Geschlechter möglich und kann sich den individuellen Anlagen und Entwicklungsverhältnissen enger anschließen. Dagegen hat eine Erziehung in größerer Gemeinschaft viel Werth für das künftige Gemeinleben. Das männliche Geschlecht kann keiner von beiden entbehren, dem weiblichen ist die häusliche am unerlaßlichsten. Betrachtungen über den Schluß der Erziehung. Vorsichtsmaßregeln beim Erwachen des Geschlechtstriebes. Wahl des künftigen Lebensberufs. Zu wünschen wäre, daß dieser für gelehrte Stände erst auf der Universität getroffen würde, nachdem dort die allgemeinen Studien zurückgelegt wären. Das Ende der Erziehung ist durch innere und äußere Nothwendigkeit bedingt. Auch sie muß, wenn es sein kann, allmälig nachlassen und die Freilassung nicht mit einem Schlage geschehen. Wir hoffen, selbst durch diese flüchtigen Andeutungen, den empfänglichen Leser auf den Genuß und die Brauchbarkeit eines Buchs aufmerksam gemacht zu haben, dessen Bekanntschaft jede weitere Empfehlung überflüssig macht.

Der verspätete Abdruck verstehender Anzeige hat uns auch den zweiten Band des schätzbaren Werks zugeführt, der das Ganze beschließt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Gregor Dankowski, Prof. an der presburger Universität, ein ungrischer Slawe, hat ein „Kritisch-etymologisches Wörterbuch der magyarischen Sprache“ herausgegeben, dessen letzte Lieferung vor Kurzem erschienen ist. Interessant ist die Nachweisung des Verhältnisses der ursprünglichen, aus Asien stammenden Wortstämme zu den jetzt in der magyarischen Sprache eingebürgerten fremden Wörtern. Der Verf. hat nur 962 eigenthümliche magyarische, zum Theil mit dem Türkischen verwandte Wortstämme aufgezählt, dagegen 1898 slawische, 889 griechische, 834 lateinische, 288 deutsche, 268 italienische, 25 französische und 4 hebräische. Demnach wären nur etwa $\frac{1}{7}$ der Wortstämme magyarisch und die Sprache wesentlich eine slawische. Ein ähnliches Werk des Prof. Stephan Sebestyen zu Pápa wird jetzt auf Kosten der magyarischen Societät unter dem Titel „Hebraizáló etymologus“ gedruckt, in dem das Verhältniß des Orientalischen und insbesondere des Hebräischen zum Magyarischen näher bestimmt ist.

In Petersburg ist Anfang d. J. eine für die britische Bibelgesellschaft unternommene Übersetzung des Neuen Testaments in der Mandschusprache gedruckt worden. Sie wird für eins der schönsten in Europa gedruckten orientalischen Werke ausgegeben, das chinesische Papier ist eigens dazu gefertigt worden. Der Übersetzer, Lipoffoff, im auswärtigen Departement, hat einen großen Theil seines Lebens im Oriente, namentlich in Peking zugebracht. Die Herausgabe besorgte G. Borrow aus London.

Man berichtet, daß das erscheinende russische „Conversations-Lexikon bereits 7000 Subscribenten zähle.

In Petersburg erscheint jetzt eine Geschichte des Feldzugs in der asiatischen Turkei von 1828 und 1829. Der Verf. ist der Oberst Uschakoff, der als Adjutant des Fürsten Paskewitsch dem Feldzuge selbst beigewohnt hat. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 273. — 29. September 1836.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur Italien. Par *Valery*.

(Fortſetzung aus Nr. 272.)

Nationelle Vorurtheile weiß Hr. Valery zu beſiegen, wenn er die Verkehrtheit und den verderblichen Einfluß der franzöſiſchen Eroberungszüge nach Italien und die Barbarei der ſie begleitenden Plünderungen, deren Beginn er (S. 68) mit Recht ſchon in das 15. u. 16. Jahrh. ſetzt, zu wiederholten Malen mit grellen Farben ſchildert. Es iſt empörend zu leſen, wie nicht nur Denkmäler, die ihren wahren Werth nur durch die localſten Erinnerungen erhielten, wie eine Handſchrift des Virgil aus Mantua, nach der Alles verſchlingenden Charybdis Paris geführt wurden (S. 230), ſondern wie ſo manche Reliquie größerer Vorzeit durch unwiſſende Habſucht oder fanatiſche Parteiwuth unwiederbringlichen Untergang fand, ſo die 12 Brautmieder der ſogenannten Marina von Gold und Perlen, die eine der poetiſchſten Reminiſcenzen aus der Venetianergeſchichte des 10. Jahrh. vergegenwärtigten (S. 144), und der Carroccio, den die Breſcianer den Cremoneſen im 12. Jahrh. abgenommen (S. 78, 79). Freilich ſollten ſolche Unbilden durch die Übertragung freiſinniger Inſtitutionen und die Volksfeſte ausgeglichen werden, welche die Obergenerale der franzöſiſchen Armee zu commandiren pflegten; von den letzten aber gibt Hr. Valery ein ergötzliches Beiſpiel aus Mantua, wo Virgil zu Ehren die Statue der heil. Urſula als Minerva u. ſ. w. figuriren mußte (S. 239), und die erſteren iſt er weiſe genug den Italienern nur „ohne das demokratiſche Gift, das ſie dem Untergange entgegenführen kann", zu wünſchen, und dagegen zu hoffen, daß eine an Gütern und Erinnerungen reiche, einſichtige Ariſtokratie zum ſtolzen Förderungsmittel der Freiheit werden möge (S. 204, 205).

Ehrenwerth ſteht dieſem leichtfertigen Umſtürzen und Zerſtören die geſchichtliche Pietät, der wenn auch mitunter etwas beſchränkte Municipalpatriotismus der Italiener gegenüber. So können wir nicht ohne Rührung leſen, daß in einem Dorfe bei Cento die beabſichtige Entführung einer Himmelfahrt von Guido einen erfolgreichen Volksaufſtand erregte (S. 186), und daß die Einwohner des ärmlichen Ravenna, die übrigens neuerlich durch freiwillige Beiträge ein nicht unbeträchtliches Muſeum zuſammengebracht, ihr berühmtes Manuſcript des Ariſtophanes gleich hartnäckig gegen die Geld- und Machtgebote des Vicekönig Eugen und des Cardinal Conſalvi vertheidigt haben (S. 321).

Unter den andern Plünderungen der franzöſiſchen Invaſion und zum Theil ſchon früherer falſcher Aufklärerei beklagt der Verf. auch die der Klöſter:

Alle dieſe philoſophiſchen Beraubungen, dieſe gewaltſame Undankbarkeit gegen die Wohlthäter des Landes, dieſe Zerſtörung eines religiöſen und volksthümlichen Denkmals erwecken nicht minderen Abſcheu und nicht minderes Bedauern, als irgend eine andere Trümmer nur erwecken kann (S. 65, 66, vgl. S. 205).

Er erkennt an, wie, wenn auch einzelne Mönchsorden den Richtungen unſerer Zeit entfremdet ſind und ſich nur in einer falſchen Stellung behaupten können, andere dafür, ſelbſt in ihrer jetzigen Armuth und Beſchränkung, Segen verbreiten (S. 302, 303, vgl. S. 473 über die Einſiedelei von Monte Luco und S. 481 die Camaldulenſer von Monte Corona), und er berichtigt nicht minder das ſo oft mit leidenſchaftlicher Unredlichkeit gezeichnete Bild des italieniſchen Weltgeiſtlichen:

Erinnert man ſich daran, daß Männer wie Muratori, Morelli u. ſ. w. Pfarrer waren, ſo kann man nicht umhin, zu geſtehn, daß die italieniſchen Pfarrer, gleich den engliſchen Predigern, unendlich viel mehr unterrichtete Männer zu den ihrigen zählen als die franzöſiſchen, und daß der gute Anquetil, der Pfarrer von la Villette, uns ſolchen Namen gegenüber etwas alltäglich vorkommt (S. 219, vgl. S. 305).

und noch ehrender als das Lob der Gelehrſamkeit iſt für jene Pfarrer das ihnen gleichfalls ertheilte der eindringlichen und überzeugenden, oft wahrhaft beredten Sprache (S. 45, vgl. S. 285). Hr. Valery macht überhaupt keinen Anſpruch auf den hohen, angeblich philoſophiſchen Standpunkt ſo mancher ſeiner Landesgenoſſen, von welchem aus die Religion, deren Zeugen und deren Diener mit gleicher Geringſchätzung betrachtet werden. Mit warmen Farben ſchildert er vielmehr, ohne für die Ausartungen des italieniſchen Katholicismus blind zu ſein (vgl. z. B. S. 284), die apoſtoliſchen Alpenwanderungen des heil. Franz v. Sales (S. 16, 17) und die praktiſche Frömmigkeit des heil. Karl Borromeo (S. 36), und mit einſichtiger Bewunderung, wenn auch mit geringerer Theilnahme die Inſpirationen des heil. Franz v. Aſſiſi (S. 476), der heil. Roſa von Viterbo (S. 456) und der heil. Katha-

rina v. Siena (S. 464, 69). Weit entfernt von dem frivolen Spott des großen Haufens der Reiſenden, deren Reliquiendienſt ſich auf die Tapeten von Ferney, auf die Katze des Petrarca und auf den Lorber des Virgil zu beſchränken pflegt, ſpricht der Verf. daher mit Schonung von der Verehrung chriſtlicher Reliquien, ja er verſagt der Richtung des menſchlichen Gefühls, aus welcher ſie hervorgegangen, keineswegs ſeine Theilnahme (S. 13, 506, vgl. S. 332). Nicht minder ehrenwerth und gewiß ſchon von Manchen mitempfunden iſt, was er über die Andere ſtörende und für ihn ſelber ängſtigende Stellung des Reiſenden ſagt, der während des Gottesdienſtes neugierig die Kirchen durchmuſtert (S. 44). Neu und intereſſant dürften für Viele namentlich auch die reichlichen Notizen über wohlthätige Anſtalten ſein, die auf religiöſem Grunde errichtet ſind. So z. B. über die Congrega apostolica in Brescia (S. 84), über die vom heil. Bernardin von Feltre geſtifteten Leihämter oder Monti di pietà (S. 219), über die florentiner Misericordia (S. 295) u. ſ. w.

Ein ganz eigenthümliches Verdienſt des Valery'ſchen Werkes iſt die vertraute Bekanntſchaft ſeines Verf. mit der politiſchen und Literaturgeſchichte des von ihm bereiſ'ten Landes, wie ſie vielleicht noch keinem der bisherigen Reiſebeſchreiber in gleichem Umfange zu Gebote geſtanden hat. Mit unermüdlichem Eifer und einer die Ortsbewohner oft beſchämenden, im Voraus erworbenen Localkenntniß ſucht er vereinzelte, oft von allen gangbaren Straßen entlegene Dörfer und Landgüter auf, an die ſich irgend eine intereſſante Erinnerung anknüpft, und ſelbſt wer Jahrelang Italien in allen Richtungen als Fußgänger und mit den verſchiedenſten Arten von Fuhrwerk durchſtreift hat, begreift oft nicht, wie es dem Verf. gelingen konnte, ſich ſo vielfach von den für Beherbergung der Reiſenden einmal eingerichteten Strichen zu entfernen, ohne daß man ſeinen Schilderungen jemals die leiſeſte Unbehaglichkeit anmerkt. Mit der Gelehrſamkeit eines Bibliothekars ſucht Hr. Valery die Orte auf, wo Dichter, Gelehrte und Mäcenaten verweilten, und mit dem esprit eines liebenswürdigen Franzoſen entwirft er uns in ſcharfen Zügen ein Bild jener Perſonen, das er durch einen unerſchöpflichen Vorrath von Anekdoten und Curioſitäten belebt. Selten dürfte eine ſo übergroße Fülle von Erudition ſich ſo angenehm leſen laſſen, einen ſo unterhaltenden Wechſel bunter Eindrücke gewähren. Vielleicht ſetzt der Verf. etwas zu viel Vorkenntniſſe bei ſeinen Leſern voraus, von denen wol Mancher den einen oder andern Namen, deſſen Erinnerung er zu feiern berufen wird, wo nicht zum erſten Male hören, doch mit demſelben keine recht beſtimmte Vorſtellung verbinden dürfte. Der geehrte Leſer dieſer Anzeige möge ſich z. B. an den Namen von vier gelehrten Frauen ſelbſt prüfen: Iſotte Nogarola (S. 102), Properzia de' Roſſi (S. 192), Betiſia Gozzadini (die übrigens der richtigern Meinung nach nie gelebt hat, S. 202) und Coſtanza Varano (S. 261). Aber auch in ſolchen Fällen ſind die wenigen mehr angedeuteten als mitgetheilten Notizen piquant genug, um eine nähere Bekanntſchaft wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen. Oft knüpfen ſich an dieſe flüchtigen Erwähnungen feine und treffende Winke über Charaktere, deren Misverſtändniß traditionell geworden iſt, namentlich über ſolche, die zu überſchätzen man ſich gewöhnt hat. Nirgend z. B. iſt vielleicht die hohle Eitelkeit und Pedanterie Petrarca's klarer ans Licht geſtellt, als hier verſchiedentlich bei Gelegenheit der manchen Örter, wo Laura's überverfeinerter Sänger gelebt und gedichtet hat, und deren jeden er ſelbſt als ein unvergängliches Denkmal ſeines Ruhmes zu betrachten pflegte (S. 62, 63, 225, 26, 304). Beſonders anſprechend iſt in dieſer Hinſicht die Parallele zwiſchen Petrarca und Voltaire (S. 168). Ebenſo treffend iſt, was Hr. Valery über die kränkliche, mikrologiſche Natur des Taſſo und über die in ſeinen Werken unverkennbaren Spuren des ſpäter im 17. Jahrhundert herrſchenden Geſchmackes für gelecktes und eklektiſches mit Zierathen überladenes Weſen in Poeſie und Kunſt an verſchiedenen Orten ſagt (S. 180—83, 209, 241, 46, 291). Auch das hartklingende Urtheil über den Geiz und Hochmuth der Mehrzahl unter den bis zum Überdruß gefeierten Gönnern und Beſchützern von Kunſt und Wiſſchaft im 15. und 16. Jahrhundert iſt ebenſo wahr, als für Viele gewiß noch neu (S. 174, 454, Nr. 2). Dennoch iſt es eben dieſe Zeit, welcher der Verf. vorzugsweiſe Vorliebe gewidmet zu haben ſcheint und aus der er uns die zahlreichſten und gelungenſten Bilder vorführt, z. B. Cardan (S. 87), Fracaſtoro (S. 101), Triſſino und des Cieco d'Adria (S. 107), Catarina Cornaro (S. 111), Pietro Aretino (S. 116), Aldus Manutius (S. 131), Arioſt (S. 178), Bojardo und Taſſoni (S. 209, 10), Pomponazzo (S. 232), Bernardo Taſſo, bekanntlich Torquato's Vater (S. 233), Caſtiglione (S. 238), Picus von Mirandula (S. 273), die gelehrten Handwerker in Florenz, namentlich der Barbier Burchiello, die Apotheker Laſca und Palmieri, der Mützenmacher Gelli und der Goldſchmied Magliabecchi (S. 262, 82), Lorenzo Magnifico (S. 304), Machiavell (S. 305 u. 30), Leon Battiſta Alberti (S. 326), Nikolaus V. (S. 497, 98) u. ſ. w. Aus ſo vielen geiſtreichen Bemerkungen Auszüge mitzutheilen, wäre unmöglich; nur möge erwähnt werden, daß der Verf. dabei nie ſeine Nationalität vergißt und neben andern intereſſanten Hinblicken auf die franzöſiſche Literatur mit beſonderer Vorliebe häufig auf Montaigne und deſſen Reiſetagebuch zurückkommt. Vorzugsweiſes Gefallen findet er auch an merkwürdigen Spielen des Zufalles, die ſich leicht dem Gedächtniß einprägen, wie z. B. daß Galilei zwei Tage vor Michel Angelo's Tode geboren ward und an dem Tage ſtarb, wo Newton zur Welt kam (S. 299). Wenn Hr. Valery über die Literatur ſpäterer Jahrhunderte ſparſamere Notizen mittheilt, ſo ſind die daran geknüpften Bemerkungen vielleicht nur um ſo lehrreicher und treffender, ſo z. B. über Redi (S. 485), Muratori (S. 208), Paciaudi (S. 218), Bettinelli (S. 232), Ceſarotti (S. 157), den ſo oft überſchätzten Alfieri (S. 210, 497, 513), Jpp. Pindemonte (S. 93), Niccolini (S. 294), den Impro-

visator Sgricci (S. 247) und den trefflichen Leopardi (S. 277). Bei so genauer und umfassender Kenntniß der Literatur mag dem Verf. die Bescheidenheit, mit welcher er über die Sprache zu urtheilen sich nicht getraut (S. 87), doppelt angerechnet, ihm aber auch nicht verargt werden, wenn er die Unkenntniß und Leichtfertigkeit Anderer mitunter in etwas strengen Ausdrücken tadelt. Solche gerechte Vorwürfe treffen namentlich Lord Byron (S. 19, 21 und öfter), Frau v. Staël (S. 277), Daru (S. 120, 21) und Delavigne (S. 118).

(Der Beschluß folgt.)

Erziehungs- und Unterrichtslehre von Friedr. Ed. Beneke. Zweiter Band. Unterrichtslehre. Berlin, Mittler. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

(Beschluß aus Nr. 272.)

In der Einleitung charakterisirt der Verf. den Unterricht als absichtliche Mittheilung von Vorstellungen, die in einer gewissen Vollständigkeit und nach einem gewissen Plane geschieht; jene überwiegend auf das Subjective, das Formelle gerichtet; diese überwiegend auf das Objective, das Materielle. Er wird zu bestimmten Zeiten ertheilt, hat bestimmten Anfang und Ende und geht darauf aus, im Schüler dieselbe Entwickelung zu begründen, welche im Lehrer gegeben ist. Vorstellungen und äußere Bewegungen eignen sich für den Unterricht. Bildung der Gefühle und Strebungen muß im Allgemeinen der Erziehung verbleiben, wiewol sich begreiflicherweise kein tauglicher Unterricht denken läßt, welcher die Pflichten der Erziehung jemals aus den Augen verlöre. Das Gebiet des Unterrichts reicht in Hinsicht der Außenwelt sehr weit, indem es Alles umfaßt, was von derselben überhaupt vorgestellt werden kann, ist aber in Hinsicht der innern Welt in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Entwickelung der Gefühle und Strebungen, Begründung der Gemüthsstimmung, der Gesinnung, des Charakters ist nur der freiern Wirksamkeit der Erziehung erreichbar. Der Zweck des Unterrichts geht dahin, die Bildung zu beschleunigen, sie auf eine höhere Stufe zu erheben und vor Abirrungen zu bewahren. Verschiedenheit des Unterrichts für den allgemein menschlichen und für den besondern Beruf. Begrenzung des Jugendunterrichts, Eintheilung der Untersuchung, deren Umfang, Ordnung und Folge nichts zu wünschen übrig läßt und manche oft erneute Streitfrage zu genügender Entscheidung bringt. Nur zu oft haben Lob und Tadel fälschlich als Eins zusammengeworfen, was seiner innern Natur nach sehr verschieden ist, und die Grundbedingungen und Bildungsverhältnisse der für den Unterricht erfoderlichen Entwickelungen nicht tief genug erforscht.

Erstes Capitel: Allgemeine Unterrichtslehre. Übersicht der Unterrichtsgegenstände. Es gibt ebenso wenig einen rein formellen Stoff als einen rein materiellen. Nichts in der Seele ist todter Stoff; Alles in ihr ist nicht nur der Thätigkeit fähig, sondern zur Thätigkeit aufstrebend. Die Spuren, welche von gewissen Vorstellungen zurückbleiben und diesen entsprechende Kenntnisse begründen, sind zugleich auch Vermögen, Kräfte, Fähigkeiten, begründen Gedächtniß-Verstandes-Schlußübungen. Nur dann wird der Unterricht als gelungen betrachtet werden können, wenn er in den mitgetheilten Vorstellungen zugleich lebendige Kräfte und Triebe begründet hat; wenn durch ihn ein Durst nach weiterer Erkenntniß für das ganze Leben hervorgerufen ist. Unzählige haben in erwachsenen Jahren die alten Sprachen und die Mathematik so sehr vergessen, daß sie vielleicht nicht mehr den kleinsten Satz in jenen richtig zu bilden, nicht den leichtesten Beweis in dieser zu führen im Stande wären. Aber sie verdanken dem Unterricht darin die Klarheit, Bestimmtheit, Schärfe, Gewandtheit, Umsicht, mit welcher sie nun ganz verschiedenartige Gegenstände beurtheilen und für ein angemessenes praktisches Einwirken bearbeiten. In den einfachsten Elementen des menschlichen Vorstellens und Empfindens sind Objectives und Subjectives stets zusammen gegeben. Die Seele ist immer thätig, sie bildet die Vorstellungen, diese sind wesentlich ihr Werk. Wir können die Außenwelt nur durch uns selbst auffassen; indem wir aber in sie hineingehen, legen wir zugleich einen gewissen Vorstellungsinhalt hinein; nie kommen wir zu einem rein Materiell-Elementarischen, es bleibt stets eine gewisse Form anhängen, dem Objectiven stets das Subjective, und umgekehrt. In Hinsicht des Materiellen kann der Jugendunterricht nirgend Vollständigkeit erstreben, nur Anfänge: Grundlagen, feste Grenzpunkte und Umrisse für spätere Ausfüllung, welche er innerlich dadurch sichert, daß er Liebe zur Sache und Eifer für weiteres Fortschreiten erweckt. Höhere Formentwickelungen liegen für die Zeit des Jugendunterrichts zu hoch, und es würde eine unnatürliche Versuchung sein, wenn man sie zur Aufgabe setzen wollte. Bei dem Unterricht ist der Schüler Zweck, der Lehrer nur Mittel. Dieser muß sich, so lange er unterrichtet, seines höhern geistigen Standpunktes gewissermaßen entschlagen; er muß für den Augenblick vergessen, was er weiß, muß es noch einmal lernen mit dem Schüler zusammen; muß also bis auf den Punkt der Entwickelung zurückgehen, auf welchem der Schüler steht: so freilich, daß er (hierin demselben ungleich) das ihnen nun gemeinsame Ziel unverrückt und fest im Auge behält, wie weit sie auch noch davon entfernt sein mögen. Ihm ist, außer der Kenntniß des Gegenstandes, Selbstentsagung nothwendig, auf der Grundlage einer reinen und warmen Liebe zu seinem Beruf. Nicht geringere Schwierigkeiten zeigen sich auf Seiten des Schülers. Er soll seine eignen Gedanken aufgeben gegen die des Lehrers, sowol die ganz außerhalb des Unterrichtsgegenstandes liegenden, als selbst die durch den Unterricht aufgeregten, welche einer andern Richtung folgen, als die vom Lehrer eingeschlagen wird. Am günstigsten wird dieses Misverhältniß gehoben oder ihm vorgebeugt durch regen Wissenstrieb in Verbindung mit Liebe und Hochachtung gegen den Lehrer. Bedenklicher und unsicherer ist der Ehrtrieb, am schlimmsten Eigennutz oder Furcht. Dazu genügt keineswegs blos die intellectuelle Überlegenheit des Lehrers, sondern auch seine Charakterüberlegenheit, und bei manchen Gemüthern auch Liebe; außerdem auch noch ein besonderes Lehrtalent, das freilich zum Theil auf individueller Anlage beruht, wofür aber der Verf. die allgemeinen Vorschriften gibt, die sich ertheilen lassen. Rufen wir uns zurück, was wir uns nie verheimlichen konnten, so oft wir diesen Gegenstand ins Auge faßten, daß es so wenig vollkommene Lehrer und Erzieher gibt, als fehlerfreie Pflegbefohlene und Schüler, daß die Besten sich von den Schlechten nur dadurch unterscheiden, daß ihnen die unentbehrlichsten Tugenden weniger abgehen, so gestehen wir, daß uns die Beispiele einer gelungenen Jugendbildung nicht selten noch unbegreiflicher waren als die einer verfehlten. Indessen ist aber deswegen ein so seelenkundiges, auf Erfahrung gegründetes Lehrbuch, wie das vorliegende, so höchst verdienstlich, weil es einen treuen Spiegel Dessen vorhält, was gethan und unterlassen werden soll, und wenigstens den guten Willen vor unabsichtlichen Misgriffen bewahrt. Über die unmittelbare Einwirkung des Lehrers und dessen Anregung der Fortentwickelung des Unterrichts. Damit er dem Schüler Theilnahme abgewinne, darf er durchaus nie langweilig werden. Das vermeidet er durch die Selbstthätigkeit des Schülers, die um so stärker aufgeregt wird, je weniger der Lehrer dem Schüler gibt, je mehr dieser selbst hinzuzufügen und zu ergänzen hat, und je höher das Hinzuzubringende auf der Stufenleiter der geistigen Entwickelung steht.

Zweites Capitel: Besondere Unterrichtslehre. Dürften wir uns anmaßen, in einem Werke, an dem uns Alles zusagt, einen einzelnen Abschnitt für vorzüglich gelungen zu erklären, so wäre es die hier aufgenommene didaktische Würdigung der Unterrichtsgegenstände. Es ist unmöglich, diese Untersuchung kenntnißreicher, gerechter, unbefangener und einleuchtender anzustellen.

Dabei ist sie von der höchsten Wichtigkeit; denn Überschätzung hat Herabwürdigung zur unausbleiblichen Folge, und wer einem Gegenstande Eigenschaften beilegt, die ihm nicht zukommen, bewirkt nichts sicherer, als daß er auch die verdächtig macht, welche er wirklich besitzt. Aber wir würden glauben, uns an einem Meisterstücke der Kritik zu versündigen, wenn wir Bruchstücke Dessen ausheben wollten, was im Ganzen erwogen werden muß, und verweisen den empfänglichen Leser auf das Werk selbst, indem wir, was uns betrifft, dem Verf. unsern besondern Dank für Das abstatten, was er über die geistige Seite des Sprachunterrichts, besonders in dem des classischen Alterthums und der Mathematik gesagt hat. Diese Entscheidung wird keine Erfahrung umstoßen. Kritische Übersicht der Methoden. Heuristische, Pestalozzi'sche und des gegenseitigen Unterrichts. Methode für einzelne Unterrichtsgegenstände. Mit Recht legt der Verf. großes Gewicht auf den Unterricht in der Geschichte von seiner innern Seite. Er bildet, zusammen mit dem in der Moral und Religion, die Erzeugung des Sprachunterrichts zur geistigen Weltanschauung, indem er die Entwickelung des menschlichen Geschlechts in allen ihren Formen umfaßt. Der Knabe und Jüngling muß dazu vorbereitet werden, damit der gereifte Mann sich dessen bemächtigen könne. Er ist von höchstem Einfluß auf das Studium der Philosophie in allen ihren Theilen, besonders in den praktischen, die der geistigen Anschauung nicht entbehren können. Der Schüler, dessen Seele lebendige Bilder des Geistigen nicht eingeprägt sind, tritt wie ein Wilder in die Universität und später in das Leben. In dieser Rücksicht ist die alte Geschichte für die Jugend noch faßlicher als die neuere, weil sie mehr Geschichte von Individuen ist und zu Parallelen Anlaß gibt. Eigentliche Staatsverhältnisse gehören nicht für die Beurtheilung der Jugend, wol aber belebende Bruchstücke aus der Geschichte der allgemeinen Cultur, der Wissenschaften und Künste, und besonders der Erfindungen.

Drittes Capitel: Unterrichtsanstalten. Gymnasium, Bürgerschule, Volksschule, Mädchenschule. Die erste Erziehung, die wichtigste von allen, ist von Rechtswegen, auch für Knaben, fast ganz der Obhut des weiblichen Geschlechts anheimgegeben. Männer besitzen dazu weder Neigung noch Fähigkeit. Auch bedarf es für Mädchen aus mittleren und höheren Ständen besonderer Unterrichtsanstalten, in strenger Scheidung von denen der Knaben, obwol das Wesentliche ihrer Bildung nur innerhalb des häuslichen Kreises gewonnen werden kann. Dahin gehört besonders die Haushaltungskenntniß und die Wartung und Pflege der Kinder. Hingegen kann sich die Schule großes Verdienst erwerben durch elementarische Vorschriften für die erste Erziehung, besonders in negativer Hinsicht, und durch eine Art pragmatischer Anthropologie. Pädagogische Seminare. Schullehrerseminare. Einrichtung der Unterrichtsanstalten. Gehörige Vermittelung des Classen- und Fachsystems. Verhältniß der Lehrer zueinander. Schulordnung. Aufsicht. Zweckmäßige Thätigkeit. Sinnliche, geistige, gemischte Strafen und Belohnungen. Beschäftigung in der Schule und im Hause. Prüfungen und Verhältnisse der Schüler unter sich und zu den Lehrern. — Wie Vieles, was das reichhaltige Buch umfaßt, haben wir unerwähnt gelassen, nicht einmal flüchtig angedeutet. Aber wir gestehen aus inniger Überzeugung, daß wir die Kunde des wichtigen Gegenstandes wesentlich dadurch gefördert glauben. Belesenheit, Urtheilskraft, Seelenkunde und vollendete Beobachtung sprechen aus jeder Zeile; und nirgend verräth sich die leiseste Anwandlung, das erreichbare Gute gering zu achten, um dem Unerreichbaren das Wort zu reden. Wir tragen daher kein Bedenken, jedem Urtheilsfähigen das eigne Studium desselben nicht blos zu empfehlen, sondern zur Pflicht zu machen. Der Mensch wird erzogen und erzieht von der Wiege bis ans Grab, ehe er die Schule betritt und wenn er sie längst verlassen hat, er mag darum wissen oder nicht; und wenn nur Wenige vermögen, das Wünschenswerthe zu befördern, so kann leider Jeder dazu beitragen, es zu verkümmern. 8.

Mancherlei.

Feindschaft aus Freundschaft hervorgegangen ist wider die Vernunft und alle guten Grundsätze. Niemand darf sich selbst dergleichen verzeihen, wenn auch der Mensch, den die Feindschaft träfe, ihrer werth sein dürfte. Hat er mit dir einmal in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, so muß ihm dafür ein gewisses unverwüstliches Wohlwollen bleiben, ihm selbst vielleicht gleichgültig, aber nicht dir, dem er einst Gegenstand der Neigung gewesen und als solcher bedeutsam in der Erinnerung, gleich einem Spielwerk der Jugend, einem Lieblingsplatz früherer Tage, einem Baum, der geblüht und Früchte getragen. Hat er dein Vertrauen und deine Liebe getäuscht, so trage den gerechten Schmerz und gib dir selber einen Theil der Schuld, daß du nämlich ihn nicht besser gekannt und richtiger beurtheilt. Ein Doppeltes kann hierbei eintreten. Entweder offenbart der Freund in seinem Abfall wahre Schlechtigkeit, kränkt geflissentlich, sucht nach Kräften in allen Lebensverhältnissen zu schaden; dawider rechtfertigen Nothwehr und Selbstvertheidigung den Gebrauch aller Waffen, auch wenn sie verwunden, selbst wenn sie tödten; denn hier ist offener Krieg, der aber enden muß, sobald der Feind unschädlich gemacht worden. Oder du hast dich blos in des Freundes Gesinnung betrogen, er zeigt Thorheit und Schwäche, die ihn unwürdig machen, das alte Verhältniß fortzusetzen, obgleich nur für dein Herz, nicht für das übrige Leben dir Schaden erwachsen. Dann zürne, beklage, weise zurück; aber führe ohne dringenden Beruf keinen Angriffskrieg, weil die Welt der Thorheiten und Schwächen so voll.

Statt dessen thun die Menschen bei Zerwürfnissen der Freundschaft zu viel und zu wenig, gerathen in Leidenschaft, oder wollen weichliche Aussöhnung, wollen Misverständnisse zurechtlegen, die eben daraus entsprangen, daß man niemals sich eigentlich verstand, wollen sich versöhnen, um sich wieder zu trennen, quälen sich miteinander fort, wenn Umstände sie zueinander gebracht, können weder ablassen noch festhalten und erneuern gegenseitige Beschuldigungen. Aller Qual wäre bald ein Ende, sobald beide Theile mit dem reinen Geständniß ihrer Ungefügigkeit alle Freundschaftsforderungen fallen ließen. Wie wenig aber verstehen sich die Menschen! Nicht die Männer und Weiber, nicht die Ältern und Kinder, nicht die Adeligen und die Bürgerlichen, nicht die Pietisten und Rationalisten, nicht die Philosophen untereinander. Gesetzt nun, ein Unkrautkorn fällt zwischen Freundschaft und Liebe, sollen sich die Menschen darum hassen oder fortwährend abquälen? Sie sollen vielmehr sich trennen und glückliche Reise wünschen.

Hypochondrie ist Zärtlichkeit gegen sich selbst. Zuförderst gegen den Körper, den man gegen üble Einwirkungen schützt, und aus Erfahrung der Fruchtlosigkeit solches Bemühens schon im Voraus sorgend die kleinsten Zeichen möglicher Krankheiten aufsucht, worin eine geübte Einbildung zuletzt so geschickt wird, um ein drohendes Heer von Krankheiten am Leichname zu finden und Heilmittel dafür auszusinnen. Zweitens bezieht sich die hypochondrische Zärtlichkeit auch auf die Seele; man ist empfindlich, leicht verletzt und will vor allen Dingen kein Unrecht haben mit seinen Gedanken. Jetzt werden zur Rechtfertigung derselben alle äußern Umstände erwogen, selbst die kleinsten, mit den künstlichsten Zusammenstellungen. In dieser Richtung hypochondrischer Einbildung sieht sie die größten Gebrechen und Krankheiten in der moralischen Welt, und besonders unter den nächsten Umgebungen. Geheilt wäre Alles, wenn der gegen sich selbst so Zärtliche einmal recht hart zu sich spräche: „Du bist ein Narr.“ 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 274. — 30. September 1836.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur Italien. Par *Valery*.

(Beſchluß aus Nr. 273.)

Kaum weniger reich ſind des Verf. Reminiſcenzen aus der politiſchen Geſchichte von Italien, und auch hier verweilt er, trotz ſeiner genauen Bekanntſchaft mit denen des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit, dem Anſchein nach mit beſonderer Vorliebe bei denen der zwei einander berührenden Hälften des 15. und 16. Jahrh., d. h. der den franzöſiſch-italieniſchen Feldzügen zunächſt liegenden Zeit. So fehlt es denn nicht an lebendigen Scenen aus dem Leben und Treiben der Condottieri, wie Colleoni, Braccio da Fottebraccio, Carmagnola u. ſ. w. (S. 76, 163, 478 u. ſ. w.), aus der Geſchichte Bayard's (S. 79), den Schlachten von Ravenna (S. 324) und Pavia (S. 66), aus den Feldzügen Julius II. (S. 331) und aus den Municipalgeſchichten der romagnoliſchen Städte Faenza (Galeotto Manfredi, von deſſen tragiſchem Schickſal der Verf. die Monti'ſche Bearbeitung nicht zu kennen ſcheint (S. 318), und Forli (S. 325). Die letzte Geſchichte, ein Beiſpiel heroiſcher Frechheit, wie Hr. Valery ſie nennt, iſt zu charakteriſtiſch, um nicht, obwol in neuerer Zeit bezweifelt, auf Machiavell's Autorität hier mitgetheilt zu werden.

Girolamo Riario, Herr von Forli und Imola, hinterließ bei ſeiner Ermordung 1488 ſeine Witwe Catarina, natürliche Tochter des Galeazzo Maria Sforza (und in zweiter Ehe Mutter des *Giovanni Medici delle bande nere*), und ſeine Kinder in der Gewalt der Mörder. Indeß die Burg war noch in den Händen der Söldner des Ermordeten und die Empörer ſandten die Witwe hinein, um die Übergabe zu vermitteln; jedoch mit dem Bedeuten, daß ihre Kinder, ſobald der Zweck ihrer Sendung nicht erreicht werde und ſie nicht freiwillig wiederkehre, hingerichtet werden würden. Catarina ließ, kaum in die Citadelle eingelaſſen, das Feuer auf die Belagerer mit doppelter Heftigkeit eröffnen, trat auf die Mauerzinnen und rief mit lauter Stimme: Macht mit meinen Kindern, was Euch beliebt; denn ſeht (und bei dieſen Worten hob ſie vor den Augen der betroffenen Zuhörer jedes verhüllende Hinderniß), daß die Natur mich mit Mitteln, um neue Kinder zu gewinnen, verſehen hat (Discorsi III, 6). Und die Burg wurde befreit, und die Verräther theils hingerichtet und theils verbannt.

Ein anderes Beiſpiel von Frechheit, aber nicht von heroiſcher, wenngleich von der Schweſter des größten Helden der neueren Geſchichte geübt, erzählt der Vf. (S. 290, Nr. 3):

Eine berühmte Prinzeſſin fand ſich im gerechten Bewußtſein der Schönheit ihrer Formen um 1810 bereit, dem großen Canova als Modell zu ſeiner aus dem Bade ſteigenden Venus zu dienen. So viel der Künſtler auch bei der Ausführung zu ſtudiren und nicht ſelten zu verändern fand, ſo unermüdlich war ſein gütiges Vorbild. Eine allzubedenkliche Freundin erfuhr von dieſem Kunſteifer und ſagte zu dem erlauchten Modell: Aber, wie war es denn möglich? — ſo unbekleidet? — Oh, ma chère, erwiderte die ſchöne Pauline, denn von ihr iſt die Rede, il ne faisait pas froid, je vous assure; on avait allumé un très grand feu dans l'atelier de Canova.

Wo die Frauen allzu „vorurtheilsfrei" ſind, pflegt die Galanterie der Männer nachzulaſſen; wenigſtens zeigt es nicht von übertriebener Galanterie, wenn nach S. 329 auf dem Eingang der Villa Imperiale bei Peſaro zu leſen iſt:

A donne, ad oche, a capre
Questo giardin non s'apre.
Hier darf Jeder ſich, der will, vergnügen;
Doch verbannt ſind Weiber, Gänſe, Ziegen.

Dafür wiſſen die Frauen aber auch in Italien ihre Rechte mit beſonderer Schlauheit zu wahren, und die Venetianerinnen erhielten ſich die Freiheit der Eheſcheidung, wie (nach S. 133) die Mutter der Prinzeſſin Czartorinsky ihrer Tochter, indem ſie ihr zum Beweiſe des nöthigenfalls geltend zu machenden Zwanges vor dem Altare ein paar Ohrfeigen gab.

Doch, auf die politiſche Geſchichte zurückzukommen, ſo ſcheint Hr. Valery zwar keineswegs zu den Anhängern des großen Kaiſers zu gehören, und die Wahrheit Deſſen, was er über Napoleon's unedles Betragen gegen Venedig u. ſ. w. ſagt (S. 146), dürfte in Deutſchland mehr als in Frankreich anerkannt werden; aber auch ſein Herz ſchlägt warm bei dem Gedanken an die Lorbern, welche unter der Führung ihres Helden die Heere ſeiner Landesgenoſſen ſich auf den dichtgeſäeten Schlachtfeldern des nördlichen Italiens erbeutet haben. So beſucht er denn faſt alle die gefeierten Wahlplätze mit einer Pietät, welche ſeine politiſche Geſinnung doppelt ehrenwerth macht. Umgekehrt macht ſeine Anhänglichkeit an das Bourboniſche Haus den Verf. gegen die Verkehrtheiten befreundeter Regierungen keineswegs blind, und was er (S. 211) über die jetzt ſo iſolirte Autokratie Herzog Franz IV. v. Modena berichtet, gehört zu dem Stärkſten, was Ref. noch darüber geleſen.

Daß Hr. Valery, der ſelbſt Bibliothekar iſt, den Bibliotheken und Archiven vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit

gewidmet habe, war zu erwarten, und auch er ſtimmt mit Blume, Pertz und allen Andern, die mit Einſicht und ohne Vorurtheil reden, in das unbedingte Lob dieſer muſterhaft vortrefflichen Anſtalten, ihrer großentheils höchſt liberalen Einrichtungen und der, mit wenig allbekannten Ausnahmen, unermüdlichen Gefälligkeit ihrer Vorſteher ein (S. 121—24, 145, 197, 260—62, 367, 68 u. ſ. w.). Merkwürdig iſt dabei ein gegenſeitiger Beweis der Unabhängigkeit von nationellen Vorurtheilen, indem Hr. Valery (S. 257) in der berüchtigten Geſchichte des Dintenklekſes im Manuſcript des Longus ſeinen Landsmann Paul Louis Courier ebenſo unbedingt verurtheilt, als Blume in dem ſoeben erſchienenen 4ten Bande des „Iter italicum" (S. 202—6) ihn freiſpricht.

Zu dem Studium der Archäologie ſcheint den Verf. ſeine Neigung weniger hingezogen zu haben, obgleich es auch in dieſer Beziehung an fleißig geſammelten Notizen nicht fehlt.

Größere Aufmerkſamkeit hat Hr. Valery der Kunſt gewidmet, und ſeine Bekanntſchaft mit der Kunſtgeſchichte und den Biographien der Künſtler verdient ebenſo viel Anerkennung, als der Reichthum an Künſtleranekdoten unterhaltend iſt. Auch die Kunſturtheile des Verf. ſind recht häufig, und zwar überall, wo ſie ſich von den Anſichten emancipiren, die in Frankreich traditionell ſein mögen, wahr und treffend. So wenn er die höhere Schönheit der ſogenannten gothiſchen Baukunſt in Deutſchland als in Italien hervorhebt (S. 216) und die kleine Kirche S. Maria della Spina in Florenz (S. 313) an Kunſtwerth höher ſtellt als den mailänder Dom (S. 35, vgl. auch S. 118 über die gothiſchen Candelaber des Teſoro di S. Marco). Oder wenn an mehr als einer Stelle die Simplicität und Großartigkeit der altitalieniſchen Kunſt in den Werken des Niccolò Piſano (S. 196, 309, 462), des Giotto (S. 158, 267, 311, 351, 381, 476), des Orgagna (wie wir ihn noch immer zu ſchreiben gewohnt ſind, S. 250, 279, 310), des Taddeo Gaddi (S. 278) ihn gewaltſam ergreifen, wenn die naive Anmuth und Innigkeit des Fra Angelico da Fieſole (S. 388, 415, 458, 481) ihn rühren und der muntere Reichthum des Benozzo Gozzoli (S. 311 und anderwärts), des Coſimo Roſſelli (S. 278), der Ghirlandajo's und anderer ſpäterer Florentiner ihn erfreut. Nicht minder beifällig iſt es aufzunehmen, wenn Hr. Valery Donatello's Judith eine Nonne mit dem Schwerte nennt (S. 250), wenn er die Verkehrtheit des Bernini (S. 71) in ſtarken Ausdrücken erkennt, wenn er die Fehler Canova's (S. 112, 290) zu ſehen weiß und gegen die Verkehrtheit eifert, ſüdliche Architektur (die Bauriſſe des Palladio) unter nordiſchen Himmel nach England zu verpflanzen (S. 108). Andere Male geſchieht es auch wol, daß unſer Autor ein Kunſtwerk ganz richtig charakteriſirt, aber als Lob ausſpricht, was wir für einen Tadel halten würden, z. B. wenn er von den ſpätern Ghiberti'ſchen Thüren (S. 269) ſagt, ſie ſeien wahrhafte Gemälde, denen nur die Farben fehlten. Im Ganzen indeß gehört die Kunſtbildung des Verf. einer von der unſrigen ſehr verſchiedenen Richtung an, wie die nur allzulangweiligen, nicht endenden Verzeichniſſe der durch Kirchen und Muſeen verſtreuten Werke der bologneſer Akademiker und noch neuerer und ſchlechterer Zeiten unerfreulich beweiſen. Wird uns hier Unerwünſchtes in Menge geboten, ſo vermiſſen wir auf der andern Seite manches Treffliche der ältern Kunſt. So ſuchen wir in Venedig (S. Salvatore) vergebens den vielleicht ſchönſten Giovanni Bellini: Chriſtus in Emaus; in Florenz iſt die reiche Sammlung der Akademie, und ebendaſelbſt in S. Marco der Fra Angelico unerwähnt geblieben. Noch häufiger vielleicht iſt das Urtheil über ältere Kunſt ein mit dem unſrigen nicht übereinſtimmendes, wie wenn Giovanni Piſano für weit geringer als ſein Vater Niccolò geachtet (S. 308), oder wenn die Kunſt des 14. Jahrh. die der Wirklichkeit, die des 15. aber die Kunſt des Ideals genannt wird (S. 493).

Von der Natur ſpricht der Verf. zu Zeiten (z. B. S. 16) mit der ſcheinbaren Kälte eines Bibliothekars; zahlreiche andere Stellen bewähren aber ſeine warme Empfänglichkeit und die glückliche Gabe, gewonnene Eindrücke anſchaulich wiederzugeben. So z. B. der Morgen in Incaſſi (S. 102) und der See von Gitè di Luco (S. 473).

Bei einer Arbeit von ſolchem Umfange und die von ſo großem Fleiße Kunde gibt, wäre es höchſt unbillig, über einzelne Irrthümer und Mängel, wie ſie jedem menſchlichen Werke ankleben, rechten zu wollen. Einige können nur Schreibfehler ſein, z. B. wenn der Kirche des 1195 geborenen und 1231 geſtorbenen heil. Antonius in Padua ein Alter von 10 Jahrhunderten (S. 155), und ein genau gleiches dem Mönchsorden des mit Antonius gleichzeitigen heil. Franz gegeben wird (S. 476), oder wenn Giotto, deſſen Todesjahr (nach S. 164) dem Verf. wohl bekannt war, nach 1348 noch eine Kirche gebaut haben ſoll (S. 279). Wirkliche Verſehen ſind es dagegen, wenn (S. 249) die Geſchichte von Soderini's angeblicher Kunſtkennerſchaft, die er ungeſchickt durch die Rüge der vermeintlich allzudicken Naſe an Michel Angelo's koloſſalem David geltend machen wollte, völlig falſch erzählt wird: Michel Angelo warf keineswegs dem Gonfaloniere plumper Weiſe eine Handvoll Marmorſtaub in die Augen; ſondern er ſtellte ſich, als ob er die Naſe dünner meißele, berührte aber den Marmor nicht, ſondern ließ nur etwas Marmorſtaub, den er zwiſchen die Finger genommen, leiſe herabfallen, worauf der getäuſchte Soderini ſelbſtgefällig verſicherte, die Statue ſei durch die Veränderung noch einmal ſo ſchön geworden. Ebenſo wenig wollte (S. 293) Sultan Soliman von Michel Angelo Aſien und Europa, ſondern nur Konſtantinopel und Pera durch eine Brücke verbinden laſſen. Irrig iſt ferner, daß der kleine (von Amsler geſtochene) Rafael zu Perugia im Palaſt Staffa ſei (S. 479), indem er längſt aus dieſer Familie in die der Conneſtabili übergegangen iſt; irrig (S. 459), daß Dante's Exil (1302) durch deſſen Brief an Heinrich VII. (1311) veranlaßt ſei, und irrig die meiſten Einzelnheiten, die (S. 327 fg.) über Entſtehung und Verfaſſung von San Marino gegeben werden, wie ſich dies am einfachſten aus der Vergleichung

mit einem Aufsatze des Ref. im „Auslande", 1834, Nr. 212 — 20, ergibt.

Der größte Mangel von Hrn. Valery's Buche ist ohne Zweifel, daß ihm die deutsche Literatur, die sowol an eigentlichen Reiseschriften, als an speciellen, hier zu berücksichtigenden Forschungen so ausnehmenden Reichthum hat, fast völlig unbekannt geblieben ist. Sollen wir also, was nur erfreulich sein könnte, eine deutsche Bearbeitung dieses dem Reisenden höchst nützlichen Werkes erhalten, so ist dringend zu wünschen, daß dieselbe möglichst kundigen Händen übergeben und von diesen sowol aus deutschen Reisebeschreibungen, als aus kunstgeschichtlichen und antiquarischen Monographien die gelassenen Lücken ausgefüllt werden mögen. Auch die äußere Einrichtung des Buches läßt noch Manches zu wünschen übrig. So angenehm es ist, in dem einen Bande des brüsseler Nachdruckes die fünf Bände der pariser Originalausgabe zu besitzen, so erschwert die Zählung nach ganzen Seiten, nicht nach gespaltenen Columnen, und der Mangel der Columnentrubriken und Randangaben das Nachschlagen sehr. Unzweckmäßig erscheint es auch, daß nur die in Sculpturen und Gemälden dargestellten Gegenstände, nicht aber die Namen der Künstler und der Kirchen und sonstigen Gebäude, wo die Kunstwerke sich befinden, cursiv gedruckt sind, während das Verhältniß grade umgekehrt hätte sein müssen. Diesem Allen wird sich in der deutschen Ausgabe wol mit Leichtigkeit abhelfen lassen. Karl Witte.

Die Babylonier in Jerusalem. Dramatisches Gedicht von Friedr. von Uechtritz. Düsseldorf, Schreiner. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

„An Wassern Babylon saßen sie und weinten!" Wer erinnert sich nicht jenes schönen Bildes aus der düsseldorfer Schule, das diese bangen Worte des alten Bundes, das die trauernden Juden an den Wasserflüssen Babels vorstellte? Zu diesem schönen Bilde, vor welchem der Ref. oftmals in Wehmuth und Bewunderung versenkt gestanden, ist das vorliegende Drama von Uechtritz die Introduction. Es zerfällt in drei Theile — denn als Acte lassen sie sich nicht wohl bezeichnen —; der erste enthält: „Den Abfall" (nämlich von Jehova, dem Gott der Väter, vom heiligen Tempel Zion zum Baal und seinen Götzen); der zweite Theil enthält: „Den Kampf mit Babel", und der dritte: „Den Untergang Judas". Man liest das geistvoll angelegte Gedicht mit großer Theilnahme; aber man wird es auch nur lesen können; darstellen wird es sich auf keine Weise lassen. Es ist lyrisch, durchaus lyrisch, wie die ganze Geschichte der Juden. Selbst die Handlung, die darin erscheint, die Rüstung Nebukadnezar's, Pharao's und Zedekia's, des Judenkönigs, die Schlacht und der Tempelsturz ist nur ein Hymnus oder ein Trauerlied auf das Geschehende. Dazwischen schreitet die klagende Prophetengestalt des Jeremias, der, wie die griechische Kassandra den Gram erlebt, nicht begriffen, nicht geglaubt zu werden. Denn während der von Jehova abgewandte, in sich selbst bereits gebrochene Sinn des israelitischen Volks schon an und für sich nicht mehr für die Stimme Jehova's empfänglich ist, welche in Jeremias dunkelm Klaglied erscheint, steht noch neben diesem gottheiligen Mann, an den nur noch die Sklaven und Knechte glauben, eine Prophetin auf, Mirjam, die, von falschen Gesichten bethört, zum Kampf mit Babel anfeuert, weil sie in dem König Zedekia selbst, von mächtiger Leidenschaft ergriffen, den von den Patriarchen und Propheten verheißenen Messias erblickt. Dieser falschen Gottesstimme folgt Zedekia und schleudert so sich und sein Volk um so schneller dem Verderben zu. Als nun der Kampf geendet, die Babylonier in Jerusalem sind und Juda überwunden ist; als der grausame Nebukadnezar den König der Juden hat blenden lassen, da rächen sich der Aberglaube und der Unglaube; aber doch auf milde und fast versöhnende Weise geschieht die Rache; denn König Zedekia wird vom Wahnsinn ergriffen, in welchem er sich nun selbst für den Messias hält, Heil Juda! ruft und Lobgesänge anstimmt.

Aber auch beim König der Babylonier bricht schon der Wahnsinn aus, eben da der Tempel Juda zertrümmert ist, und es erfüllt sich schnell die furchtbare Weissagung:

Und er wird
Der Menschheit Siegel von der Stirn dir reißen,
Und wirst vergessen ganz, daß du ein Mensch warst.
Und dich geberden wie ein Thier des Feldes,
Und in den Wäldern irren und das Gras
Der Wildniß fressen, bis die Nägel dir
Gleich Vogelsklau'n und deines Hauptes Haare
Gleich Adlersfedern starren u. s. w.

Was man noch mit diesem Gedicht — welches auch einer innern Trauer über Juda seinen Ursprung zu verdanken scheint — vergleichen kann, das ist: Bendemann's Jeremias. Ganz Israel trauert in diesem Bilde, das ein größeres Gedicht noch ist als das vorliegende. Aber hier wie dort beschleicht Einen der allgemeine Jammer über das auserwählte Volk des Herrn, das einst lebendige, jetzt schemengleiche Volk, mit seinen einsamen Prophetengestalten von ehemals, mit seinen ungeheuern Busenlücken in der Gegenwart. Es ist wahr, man kann ein großes Gedicht auf das Volk Israel schaffen, ein größeres, als was hier gegeben ist. Ein zweiter Jeremias, mehr als klagend, kann aufstehen und diese jahrtausend-alten Schmerzen im Heiligenschein der Poesie verklären. Aber bei all dieser Schmerzlichkeit und klagevollen Poesie dieser ewig irrenden, ewig an fremden Gewässern trauernden Volksgeister läßt es sich doch nicht in Das einstimmen, was neulich ein geistreicher Schriftsteller behauptete: „die Juden könnten jetzt die größten Dichter sein". Wehe, wenn dem so wäre; dann wäre die Poesie nichts als ein Wehgeschrei! dann wäre das Einzige und Vollkommene, wonach der Dichter zu ringen hätte: ein Jeremias seines Volks zu sein. Dann gäbe es gar keine christlichen Dichter; denn das Christenthum hat den Schmerz, wie den Tod, überwunden. Nein, im schneidendsten Gegentheil: niemals wird Juda einen großen Dichter erzeugen, darum, weil aus einem sieben und siebenzigfach gebrochenen Leben kein geistig Wunder erblühen kann. Das eben, ihr Eiferer für Judenthum, ist das Wunder des Kreuzes, daß es zwar ein todtes Holz ist, aber aus welchem alles Leben und ein ewiges Leben grünt. 71.

Neugriechische Literatur.

Nach weitern Mittheilungen eines Griechen in Triest hat der amerikanische Griechenverein in den letzten Jahren noch folgende Bücher in griechischer Sprache drucken lassen. 1) Lebensbeschreibung Eduard VI., Königs von England (Malta 1827); 2) Abcbuch für Kinder (1828); 3) Des Milchhändlers Tochter, eine wahre Erzählung (1828); 4) Rede an die Matrosen (1829); 5) Die junge Hüttenbewohnerin, eine wahre Erzählung (1829); 6) Der Weg zum Heil (1829); 7) Der kleine Heinrich und sein Wärter (1829); 8) Rede über die Eingebung der heiligen Schrift (1828); 9) Die Geschichte von Robert (1828); 10) Zusammenstellung der Beweise für das Christenthum, aus dem Englischen (1829); 11) Der Weg zum Bösen (1828).

Außerdem erschienen in Griechenland: 1) Gedichte Verschiedener; heroische, witzige, Weinlieder und andere (*Ἀισματα διαφόρων ποιητῶν, ἡρωϊκὰ, εὐτράπελα, Βαχχικὰ καὶ Ἀντιβαχχικά*; Nauplia 1835); 2) Der Verbannte vom Jahre 1831 (*Ὁ ἐξόριστος τοῦ* 1831), komisch-tragischer Roman von Alexander Sutsos (Athen 1836); 3) Der Lüstling (*Ὁ ἄσωτος*), Lustspiel in Versen von Alex. Sutsos (Nauplia 1830); 4) Kurze

Geschichte der drei Inseln Hydra, Spetsia und Psara, mit einem Anhange von Briefen und andern Belegen, von Homeridis. Erster Band, das Jahr 1821 enthaltend (Nauplia 1831); 5) Kurzgefaßte Darstellung der Seeschlachten des griechischen Freiheitskampfes (*Συνοπτικὴ ἱστοριῶν ὑπὲρ τῆς ἐλευθερίας ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος γενομένων ναυμαχιῶν κ. τ. λ.*), von Antonios Miaulis (Nauplia 1836); 6) Elementarbuch der lateinischen Sprache (*Στοιχειώδη μαθήματα τῆς λατινικῆς γλώσσης*), vom Prof. Ulrich, Lehrer der lateinischen und deutschen Sprache am Gymnasium zu Athen (ebend. 1836). — Der Verf. der 1815 erschienenen „Geschichte von Suli", Perraiwos, hat unter dem 15. October 1835 von Athen aus „Denkwürdigkeiten über die einzelnen Schlachten u. s. w. von 1820 an bis 1829" (*Ἀπομνημονεύματα πολεμικὰ διαφόρων μαχῶν κ. τ. λ.*) in zwei Bänden angekündigt, die jedenfalls von um so größerm Werthe für die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes sein werden, da sie der Verf. aus seiner eignen Theilnahme an jenen Ereignissen geschöpft hat. — Der obengenannte Alexander Sutsos gibt seit Kurzem in Athen Gedichte und prosaische Aufsätze zur Beurtheilung des Zustandes von Griechenland unter dem Titel: „Die griechische Wage" (*Ἑλληνικὴ πλάστιγξ*), in einzelnen Lieferungen heraus. Sie scheinen eine Art Fortsetzung seines „*Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*" (Nauplia 1833), sowol was Gesinnung als was den eigentlichen Gegenstand und dessen Behandlung anlangt. Übrigens steht dieser Alexander Sutsos als wahrhaft origineller und volksthümlicher Dichter des neuen Griechenlands noch immer einzig und allein da. Das von dem Griechen E. Bibilakis auf die Ankunft des Königs Otto in München den 29. Mai 1836 verfaßte Gedicht dagegen ist weder in seiner äußern Darstellung, noch seinem Gehalte nach als volksthümlich zu betrachten. 12.

Bibliographie.

Bülow, E. v., Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge. Briefe und Novelle. 8. Leipzig, Lehnhold. 18 Gr.

Düntzer, H., Göthe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen: über Byron's Manfred und Lessing's Doctor Faust. Gr. 12. Köln, Eisen. 12 Gr.

Edgeworth, Miß, Helene. Ein Roman. Aus dem Englischen von G. Wordb. 4 Theile. 16. Schneeberg, Schumann. 1 Thlr. 12 Gr.

Fallmerayer, J. Ph., Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 2ter Theil. Morea, durch innere Kriege zwischen Franken und Byzantiner verwüstet und von albanesischen Colonisten überschwemmt, wird endlich von den Türken erobert. Von 1250 — 1500 nach Christus. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Gedichte. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1837. Mit 8 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Gerhard, E., Berlin's antike Bildwerke beschrieben. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr.

Görz, E. C. A. Baron v., Ist die Polygamie in der Natur des Menschen begründet? Eine physiologisch-psychologisch-philosophische Abhandlung. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Gr.

Iduna. Taschenbuch für 1837. 17ter Jahrgang. 16. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.

Kerner, J., Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Körner, J., über Christenthum und die Anfoderungen der Gegenwart. Gr. 8. Schneeberg, Schumann. 18 Gr.

Kretschmer, G., Polterabend-Gedichte. 16. Cressen, Riep. 2 Gr.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen, der Transatlantischen Reiseskizzen, des Virey ꝛc. 4ter, 5ter Theil. Auch u. d. T.: Pflanzerleben oder der Transatlantischen Reiseskizzen 4ter, 5ter Theil. 8. Zürich, Schultheß. 3 Thlr. 12 Gr.

Lebensgeschichte eines Leichtsinnigen und dessen Abenteuer in Deutschland, Polen, Frankreich und Algier. Von ihm selbst geschrieben. 8. Zerbst, Kummer. 16 Gr.

Lorenzo, P., Harald, der furchtlose Ritter. Ein Roman. 8. Schneeberg, Schumann. 1 Thlr. 12 Gr.

Morstadt, C. F., Vertheidigung der Universitäts-Professoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Recepte. 8. Mannheim, Hoff. 8 Gr.

Mumie, Die, von Tammendorf. Historische Novelle aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. 8. Cressen, Riep. 12 Gr.

Nekrolog, Neuer, der Deutschen. 12ter Jahrgang, 1834. 2 Theile. Mit 2 Portraits. Gr. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

—, Registerband über die 10 ersten Jahrgänge des neuen Nekrologs der Deutschen. Nach alphabetischer Folge I. der Zu- und Vornamen von 10,364 von 1823 bis 1832 verstorbenen Deutschen; II. der Staaten, Provinzen und Ortschaften, wo sie gelebt haben und III. ihrer Zusammenstellung nach Rang, Stand, Beruf und Würden. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 18 Gr.

Nothomb, Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien. Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben von A. Michaelis. Mit einer Karte des Königreiches Belgien. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 20 Gr.

Pflanz, B. A., über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Ein Versuch. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften. 6ter Theil. Zweites Buch. Ost-Asien. Band IV. 2te Abtheilung. 2te stark vermehrte und umgearbeitete Ausgabe, nebst einem Register über die 5 Theile von Ost-Asien. — Auch u. d. T.: Die Erdkunde von Asien. Band IV. 2te Abtheilung. Die indische Welt. Gr. 8. Berlin, Reimer. 5 Thlr. 4 Gr.

Röser, J., Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Ägypten und Syrien, im Jahre 1834 bis 1835. 1ster, 2ter Band. (1ste bis 5te Lieferung.) 8. Mergentheim, Neue Buch- und Kunsthandlung. 1 Thlr. 6 Gr.

Rückert, Gesammelte Gedichte. 2ter Band. Gr. 8. Erlangen, Heider. 2 Thlr.

Schüz, C. W. C., über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Stieglitz, C. L., Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neueren Zeiten. In drei Abtheilungen. Neue umgearbeitete Ausgabe. Gr. 8. Nürnberg, Campe. 1837. 3 Thlr.

Stutz, J., Gemälde aus dem Volksleben nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen Zürcherischer Mundart 3ter Theil. Gr. 8. Zürich, Schultheß. 18 Gr.

Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Wartholz, Leo, Soltmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. 8ter Jahrg. Mit dem Bildnisse Ludwig XIV. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1837. 2 Thlr.

Wie ist Armuth in den deutschen Staaten zu verhüten und dagegen allgemeiner Wohlstand zu verbreiten, trotz aller Einwendungen? Nebst vorangehenden allgemeinen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Menschen in Europa, mit besonderer Bezugnahme auf Deutschland. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1837. Herausgegeben von Georg Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Zehner, H. G., Palmenblüten. 8. Hersfeld, Schuster. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1836. Juni, Juli und August.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar und Februar enthaltend, findet sich in Nr. IX des Lit. Anzeigers; Nr. II. die Versendungen vom März, April und Mai enthaltend, in Nr. XVIII desselben.)

31. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Erster Jahrgang. 1836. 2tes Semester. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1—2 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

34. **Baggesen's (Jens)** poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. 5 Thle. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

35. **Ben Jonson und seine Schule** dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch **Wolf Grafen von Baudissin.** 2 Thle. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

36. **Blätter, Altdeutsche, von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann.** 3tes Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das 1ste, 2te Heft, 1836, 1 Thlr. 4 Gr.

37. **Bülow (Eduard von),** Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von **Ludwig Tieck.** 3ter Theil. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste, 2te Theil, 1834, 35, à 2 Thlr. 12 Gr.

38. **Cambecq (Louis),** Themis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgelehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Livland. (Dorpat.) Gr. 8. 2 Thlr.

39. **Conversations-Lexikon,** oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 19te Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

40. **Cramer (Friedrich),** Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. 1ster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. — 2ter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 3 Thlr.

41. *ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος.* — Auch u. d. T.: *Γραμματικη.* Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

42. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet und herausgegeben von **Georg Friedrich Most.** 2te, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. 1sten Bandes 3tes und 4tes Heft. Gr. 8. Subscr.-Pr. eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

43. **Falk (Johannes),** Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 2te Aufl. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

44. **Hartenstein (G.),** Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 2 Thlr.

45. **Hauch (J. C.),** Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Geh. 20 Gr.

46. **Heinsius (Wilhelm),** Allgemeines Bücher-Lexikon. VIII Bd. Herausg. von O. A. Schulz. 6te Lieferung. Bogen 51—60. Jugend-Bibliothek—Leyo. Gr. 4. Geh. 20 Gr.

47. **Leo (Heinrich),** Herr D. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

48. **Müller (Wilhelm),** Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. 2te Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von **Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius.** Gr. 8. 20 Gr.

49. **Raumer (Friedrich von),** Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. 1ster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 1 Gr.

50. — —, 2ter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit (1740—9). Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

51. **Rellstab (Ludwig),** Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Gesammelte Schriften. 2 Thle. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

52. — —, Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. 2 Bdchn. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

53. **Repertorium** der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von **K. G. Gersdorf.** IX. Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

54. **Vibe (F. L.),** De classicae antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obtrectata. Oratio etc. (Christiania.) 8maj. 4 Gr.

55. **Wiese (Sigismund),** Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

56. **Zuccagni-Orlandini (A.),** Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von **Alfred Reumont.** Mit 1 Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

☞ Ein vollständiger **Katalog meines Verlags** ist ebenfalls vor Kurzem ausgegeben und in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Zeitung für die elegante Welt.

Redigirt von Dr. **F. G. Kühne.**

Wir erlauben uns, das Publicum auf den Inhalt der letzten Monatshefte dieses Journals aufmerksam zu machen. Das Maiheft wurde mit den „Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier" von dem durch seine Reisen in Afrika bekannten Dr. **Moritz Wagner** eröffnet. Der Verf. schildert das Leben in Algier, eine maurische Kriegsscene und entwirft ein Gemälde von der Cholera in Afrika. An Genrebildern aus dem Leben der Gegenwart bietet sich dem Leser noch sonst eine reiche Mannichfaltigkeit. Hierzu gehören die von Dr. Andree mitgetheilten „Bilder aus Spa-

Digitized by Google

nien", der „Festtag zu St.-James und in Greenwich" von Victor Lenz, die „Saison in London", von Dems., der Tanz in Spanien von Louis Lüring, Pater Monroe's Spaziergang nach Syrien u. a. An Novellen finden wir von der Mistreß Jameson: Schwesterliebe, — Maria Tudor, — Tamango, der Sklavenhäuptling, — Unterhaltungen auf dem St.-Bernhard von der als C. Tetpen bekannten Charlotte Wolfhagen, — eine Ehestandsgeschichte aus den Memoiren des Freiherrn v. B., mitgetheilt von Fanny Tarnow. Dieselbe gab aus den Memoiren der Marquise v. Crequy einen Abschnitt: die Kirche und die Toilette der Revolution. Von H. Koenig (dem Verf. der hohen Braut) erhielt der Leser eine Phantasie: der Toast im Traum; Th. Mundt spricht über Immermann und die Epigonen, Hofrath A. Wendt über Leopold Robert's letzte Lebenstage, Stephan Schütze über die geistige Bedeutsamkeit des Reims und über das Lachen beim Komischen. Von Baruch Auerbach erhielten wir das biographische Gemälde, das derselbe von dem merkwürdigen jüdischen Dichter und Denker Ephraim Moses Kuh entwirft. Der Feder eines geistreichen Deutschen in Paris gehört der biographische Artikel über Armand Carrel an. Eine Reihe kleiner Aufsätze: „Frauen in Männerkleidern", „Goethe über Voltaire's Tact" u. a. verriethen dem Publicum die feine Darstellungsgabe eines in Berlin lebenden ausgezeichneten Mannes. Andere kleine Aufsätze sind aus den Papieren eines Grafen von der Lippe, von Dr. Carové u. s. w. F. G. Kühne gab in seinen „geistlichen und weltlichen Briefen aus Deutschland" humoristische Phantasien über den Culturzustand der Gegenwart. Unter den lyrischen Dichtungen machen wir auf Friedrich Rückert's „früheste Jugendlieder" (im Juniheft) aufmerksam. Außer den Artikeln über die ältere französische Oper und das ältere französische Theater heben wir unter den reichhaltigen kritischen Aufsätzen Kühne's Urtheil über Grabbe und über die Eckermann'schen Gespräche mit Goethe hervor. Die Correspondenzen geben ein fortlaufendes Gemälde von den Zuständen in London, Paris und den Hauptstädten Deutschlands. Mannichfaltige Notizen geben in Scherz und Ernst Bericht über zeitgemäße Erscheinungen. Das Septemberheft ist mit einer Novelle von Th. Mundt: „Hamburgerinnen und Wienerinnen" eröffnet.

Leipzig, den 2ten September 1836.

Die Verlagshandlung von Leopold Voß.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band IX. Jahrgang 1836.

Erster Band. Zweites Heft.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs zu 6 Heften 3 Fl.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Reise von Dresden über Plauen nach Tharand, von Buchhalter Zeller in Hohenheim, nunmehr Secretair des landwirthschaftlichen Vereins zu Karlsruhe. 2) Weinfaß von Stein, mitgetheilt von Oberamtsarzt Dr. Lechler zu Leonberg. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Landwirthschaftliche Berichte; b) über Anbau von Farbepflanzen; c) über Gerbemittel und Surrogate der Eichenlohe; d) über Förderungsmaßregeln für die Seidenzucht; e) Patenttheilung; f) Aufmunterungsprämie; g) Unterstützung für Seidenzucht; h) Unterstützung für Kräuterkäse-Bereitung; i) Unterstützung für landwirthschaftliche Bestrebungen; k) Beiträge zur Bibliothek. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Die miethenhäuser Mühle bei Urach, von F. L. Finkh, Prof. am k. Seminar in Urach; 2) Beschreibung des Hipfelhofes bei Heilbronn und seiner Bewirthschaftungsweise, von Buchhalter Zeller in Hohenheim, jetzigem Secretair des landwirthschaftl. Vereins zu Karlsruhe. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Runkelrübenzucker-Fabrikation in Verbindung mit Landökonomie; 2) über den Zuckergehalt der Runkelrübe; 3) Fortschritte der Fabrikation von Runkelzucker in Böhmen; 4) über die verkäuflichen Branntweine; 5) Wirkung des Gerbestoffs auf die Vegetation; 6) über den Mehlthau; 7) über die Bestandtheile des Krapps und die Krappfärberei. — V. Literatur. 1) über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen, von Prof. Pleininger. 2) Die landwirthschaftl. Buchhaltung ꝛc., bearbeitet von Zeller, Secretair des landwirthschaftl. Vereins zu Karlsruhe. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart. 1836. Tab. III und IV. März und April.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. August. Nr. 175—178.

Nr. 175. * Evora. Wanderungen einiger Pflanzen. * Die Geschichte und Verfertigung des Glases. Erinnerung aus der Perrückenzeit. Züge aus dem Leben König Karl XII. von Schweden. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. I. Von den Blinden überhaupt. — **Nr. 176.** * Bilder aus Rom. * Die Seehundsjagd. Der Kuhbaum. Die Rechnenorgel. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. I. Von den Blinden überhaupt. (Forts.) — **Nr. 177.** * Bilder aus Rom. (Forts.) * Die Eisenbahn von Dublin nach Kingstown. * Ibrahims Palast zu Kahira. Münchhausen's Reisen. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. I. Von den Blinden überhaupt. (Forts.) — **Nr. 178.** * Bilder aus Rom. (Beschluß.) * Die Pilze. über den Weinbau. II. * Das Grabmal des Herzogs Karl von Bourbon und seiner Gemahlin Agnes von Burgund, in Sauvigny.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Vom Januar bis Juli d. J. sind in unserm Verlage erschienen und versandt:

Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Herausgegeben von *Abegg, Birnbaum, Heffter, Mittermaier* und v. *Wächter.* Jahrgang 1836. Erstes und zweites Stück. 8. Geh. jedes 12 Gr.

Baumgarten-Crusius, A. M., Periodologie oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen. Gr. 8. 2 Thlr.

Freytagii, G. W., Lexicon arabico-latinum. Tomi Quarti Sectio prima et secunda. 4maj.

Preis für alle 4 Theile:

1ste Ausgabe 26 Thlr. 16 Gr. 2te Ausgabe 53 Thlr. 8 Gr. 3te Ausgabe 100 Thlr.

Mühlenbruch, C. F., Lehrbuch des Pandektenrechts. Nach der dritten Auflage der *doctrina Pandectarum* deutsch

bearbeitet. Zweiter Theil. Gr. 8. Subscr.-Preis für alle 3 Theile 4 Thlr.

Sintenis, K. Friedr. Ferd., Handbuch des gemeinen Pfandrechts. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Stier, R., Darf Luther's deutsche Bibel unberichtiget bleiben? Erwiderung auf Dr. Heinrich Schott's Aeusserungen in seiner Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. M. Luther's. 8. Geh. 4 Gr.

Suidae lexicon. Graece et latine ad fidem optimorum librorum exactum post Thomam Gaisfordum recensuit et annotatione critica instruxit *Godofredus Bernhardy.* Tomi Secundi Fasciculus secundus. 4maj. 2 Thlr.

Allgemeine landwirthschaftliche Zeitung auf das Jahr 1836. Ein Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft. Herausgegeben von *F. A. Rüder.* Januar bis Juni. 4. Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr. 16 Gr.

Halle, im August 1836.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jonathan Jefferson Whitlaw,

oder

Scenen am Mississippi.

Roman

von

Frances Trollope,

Verf. von „Paris und die Pariser", Belgien und Westdeutschland", „Tremordyn Cliff" ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

Drei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Sgr.

Ein Roman, der durch die Schilderung amerikanischer Verhältnisse, dort üblicher Landessitten und durch die geschickte Verschlingung der Fäden eine sehr anziehende Unterhaltung gewährt.

Anzeige

für **Gymnasien, Bürger-, Real-** und **Töchterschulen,** sowie für Familien, über die **zweite** verbesserte Auflage des neuesten, reichhaltigsten und höchst wohlfeilen deutschen Lesebuches

von **C. Oltrogge.**

55 Bogen in gr. 8. auf weißem Druckpapier.

Preis nur 1 Thlr. 8 Gr.

In der zweiten verbesserten Auflage ist seither bei uns erschienen:

Deutsches Lesebuch für Schulen

von

Carl Oltrogge,

Vorsteher einer Privat-Lehranstalt in Lüneburg.

Erster Cursus. 2te verb. Auflage. Gr. 8. 27½ Bogen. 1835. 16 Gr. (Cartonnirt 20 Gr.)

Zweiter Cursus. Für das mittlere Jugendalter. 2te verb. und umgearb. Auflage. Gr. 8. 1836. 27½ Bogen. 16 Gr. (Cartonnirt 20 Gr.)

Die rasche Einführung dieses, von einem erfahrenen Schulmanne mit größter Umsicht herausgegebenen Lesebuchs in sehr vielen Lehranstalten, Gymnasien, Bürger-, Real- und Töchterschulen, wodurch binnen Jahresfrist schon neue Auflagen erforderlich wurden, beweiset die Zweckmäßigkeit desselben. Die fernere allgemeinste Verbreitung dieses reichhaltigen und angemessen ausgestatteten Werks, das, besonders auch in seinem zweiten, sich jetzt dem ersten näher anschließenden Cursus, zugleich zur belehrenden und anziehenden Familien-Lecture, selbst für Erwachsene und zu Geschenken vorzüglich geeignet ist, wird durch die ungewöhnliche Wohlfeilheit desselben wesentlich befördert.

Vielfachen Wünschen und Aufforderungen zufolge, ist der verdiente Herr Verfasser mit der Ausarbeitung eines 3ten höheren Cursus schon seit längerer Zeit thätig beschäftigt, welcher gegen Ende d. J. erscheinen und nur Aufsätze von classischen Schriftstellern enthalten wird.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Vorschule der lateinischen Sprache

in leichten Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Als Leitfaden für die Anfangsclassen in Lateinschulen und beim Privatunterrichte,

von

L. Oettinger,

Professor an der Universität zu Freiburg.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage,

bearbeitet von

Professor **Ch. Th. Schuch.**

8. 12 Gr. Sächs., oder 45 Kr. Rhein.

Diese Vorschule hat sich gleich beim Anfange ihrer Erscheinung nicht nur durch ausgezeichnete Anerkennung von der Kritik, sondern auch durch die vielfältige Anwendung, welche sie in allen Theilen von Deutschland trotz der zahlreichen Menge von lateinischen Übungsbüchern gefunden und behauptet hat, und wodurch diese neue Auflage nöthig wurde, bewährt.

Die gewissenhafte Beobachtung eigner Erfahrungen und fremder Winke, welche sich der Hr. Verfasser bei derselben zur Pflicht machte, sichern ihr, sammt der einsichtsvollen Mitwirkung des Herrn Professors Schuch, nicht nur die bereits gewonnene Zuneigung, sondern jemehr ihr Werth erkannt werden wird, desto größere Verbreitung.

Heidelberg, im September 1836.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat August, oder Nr. 214—244, 1 Beilage: Nr. 14, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXIII—XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Neunten Bandes zweites Heft. (Nr. XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1836. Monat August, oder Nr. 32—35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 32—35. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Sept. 1836. **F. A. Brockhaus.**

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Im Verlage der Buchhandlung F. E. C. Leuckart in Breslau ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Berufstreue.

Doppel-Novelle aus den Papieren eines jungen Arztes, von H. E. R. Belani. 2 Bde. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der durch seine durch Geist und Leben erhöhte Romane und Novellen allgemein bekannte und in der Lesewelt beliebte Verfasser liefert mit obigem Werke sehr interessante Lebens- und Seelentableaux, welche gewiß jeden Liebhaber der Novellenliteratur erfreuen, und in jeder modernen Leihbibliothek öffentlich oder privat eine Zierde sein werden.

Schauspiele von **B. Neustädt.** 1ster Theil enthält: „**Der Bravo**", Schauspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel „Der Kampf der Gondoliere in Venedig", nach Cooper für die Bühne bearbeitet. — „**Süd und Nord**", Schauspiel in drei Aufzügen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Früher erschien in demselben Verlage:

„**Ben David** der Knabenräuber, oder der Christ und der Jude", Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach **Spindler's Erzählung** der **Jude** für die **Bühne** bearbeitet von B. Neustädt. Preis 1 Thlr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Siebentes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. II. Übersicht der Entstehung, Verfassung und Verwaltung der östreichischen Militairgrenze. (Schluß.) III. Die Leichenfeier eines durch sechsundfunfzig Jahre dienenden Kriegers. IV. Literatur. V. Kartenankündigung. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler. In den Jahren 1814—17 erschien diese Zeitschrift nicht.

Wien, den 24sten August 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Géographie de Balbi.

Mr. Jules Renouard, Libraire à Paris, va publier incessamment la troisième édition de l'Abrégé de Géographie de A. Balbi, qui était depuis long-tems attendue. L'auteur fixé à Vienne, en qualité de Conseiller impérial près de S. M. a refondu entièrement cet ouvrage déjà si estimé, et a mis la dernière main à son travail qui différera essentiellement des éditions précédentes, tant par les rectifications qu'il y avait lieu d'introduire, que par les documens précieux qu'il a su recueillir sur tous les points. Placé au centre de l'Allemagne, il a pu donner particulièrement à cette partie de son ouvrage des développemens en rapport avec l'importance de cette contrée. Enfin ce livre, tel qu'il sera livré au public, sera le précis le plus complet des connaissances géographiques.

L'éditeur par une combinaison intelligente des caractères, et en adoptant un plus grand format, a pu sans une augmentation notable du prix, faire entrer dans cette 3ème édition beaucoup plus de matière que dans les précédentes; il a de plus orné le volume d'un grand nombre de cartes et de plans de villes d'une parfaite exécution. La contrefaçon annoncée dernièrement en Belgique, presque au même prix, et copiée sur l'ancienne édition, ne peut manquer de tomber en grande défaveur, dès que la nouvelle publication de Paris commencera à se répandre.

Commissionnaire pour l'Allemagne, Mr. Leopold Michelsen à Leipzig.

Interessante Neuigkeit.

Bei C. W. Leske in Darmstadt hat die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Portfolio

eines deutschen Journalisten.

Erster Band.

Octavformat. Geh. 490 Seiten. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Der geistreiche Verfasser behandelt in Form einer Reise durch einen Theil Deutschlands und der Schweiz u. s. w. auf humoristische Weise das Leben, die Literatur, namentlich auch das Treiben in der neuesten Zeit. Sein Buch gewährt eine angenehme Unterhaltung und wird von Niemand unbefriedigt aus der Hand gelegt werden. Mehre gelesene Blätter haben daraus Bruchstücke gegeben und lassen dem Verdienste des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Bildung zur deutschen Sprache und Rede und zum Ausdruck des selbständigen Denkens auf den Gelehrtenschulen und ähnlichen höhern Anstalten. Vorschläge zur weitern Ausbildung einer wissenschaftlichen Behandlung des deutschen Unterrichts von Hermann Harleß, Dr. und Oberlehrer. Gr. 8. 20 Sgr.

Bielefeld und Herford.

Aug. Helmich.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Kinder.

1836. Juli. Nr. 27—31.

Nr. 27. *Ein verwundeter Elefant rettet einen Soldaten. Kaiser Wenzel. *Der Eisen- oder Sturmhut. Die Entdeckung des Bergwerks zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Mancherlei von den Katzen. *Der Todtenkopf. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 28. *Kinder der Indianer in Canada. Peter Klaus von Sittendorf. Eine Sage vom Kopfhäuser. *Der große Regenpfeifer oder Steinwälzer. Die Regierung des Königs Salomo. *Der Delphin. Räthsel. — Nr. 29. *Joachim Heinrich Campe. *Das Spitzenklöppeln. Der kluge Elefant. Zum Jägerspiele. Die Schulprüfung. *Der Quagga. — Nr. 30. *Der Sturm und die Abreise vom Oheim. *Der Staar. Die kleinen Klavierspieler. Die Katze, der Stock und das Milchtöpfchen. *Der weiße Germer. Räthsel. — Nr. 31. *Der Hühnerhund. Der gute Sohn. *Das Luftschloß. Plinius. *Die Wespen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 1 Thlr. — Der erste und zweite Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1812.

Ein historischer Roman

von

L. Rellstab.

Zweite Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

Es bleibt immer eine seltene Erscheinung in der Literatur, wenn ein so bändereicher Roman nach zwei Jahren schon eine neue Auflage erlebt; sie ist der beste Beweis der dauernden und wohlerworbenen Gunst des Publicums.

Empfindsame Reisen.

Nebst einem Anhang

von Reiseberichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w.

aus den Jahren 1832 und 1835.

Von

L. Rellstab.

Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

In einer andern, heiterern Form, als in dem Roman „1812", zeigt sich in diesen geistvollen Reiseberichten das Talent des gewandten Verfassers, aber auch sie wird den zahlreichen Freunden seiner Schriften wohl behagen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Declamatorik,

oder

vollständiges

Lehrbuch der deutschen Vortragskunst

von

C. Fr. Falkmann,

fürstl. lippe. Rath und Lehrer am Gymn. Leop. zu Detmold.

Erster oder: theoretischer Theil.

Erster Band.

Gr. 8. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel: **Praktische Rhetorik u. s. w.**

Zweite Abtheilung.

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. füllt durch die Herausgabe dieses ersten vollständigen Lehrbuchs des mündlichen Vortrags eine nicht unbedeutende Lücke in unserer pädagogischen Literatur aus. Es ist dasselbe nicht nur für alle Jünglinge bestimmt, die sich irgend einem Berufe widmen, der sie künftig unter die Gebildeten der Nation stellt (denn hier wird Lesen, hier wird Sprechen gelehrt und Nichts vorausgesetzt als Kenntniß der Muttersprache), sondern das Werk bildet durch seine lebendige und reichhaltige Vielseitigkeit und durch die geistvolle Behandlung der Sprache ein gründliches und praktisches Lehrbuch für alle Diejenigen, deren Amt und Wirksamkeit die Gabe des Vortrags erheischt oder künftig fodern wird, sei es für die **Kirche**, für die **Schule**, für den **Gerichtssaal**, für die **Ständeversammlung** oder auch, als schöne Kunst, für die **Bühne**. Alle und jede Leser, jung oder alt, welche den Menschen und seine Anlagen und Leistungen in den edelsten Beziehungen gern näher kennen lernen wollen, werden hier geistvolle Unterhaltung, gründliche Belehrung und die Resultate eigner reicher Beobachtung und der Benutzung aller literarischen Hülfsmittel vereinigt finden.

Der zweite Band dieses theoretischen Theils und ein zweiter praktischer Theil (Beispielsammlung oder Declamirbuch mit fortlaufenden declamatorischen Bemerkungen) werden baldigst nachfolgen.

Gewiß wird daher diese neue größere Arbeit des hochverdienten Herrn Verf. denselben allgemeinen Beifall finden, dessen sich seine frühern Lehrbücher längst zu erfreuen hatten, wovon in wiederholten Auflagen seither bei uns erschienen sind:

Praktische Rhetorik. Erste Abtheilung, oder vollständiges Lehrbuch der deutschen **Abfassungskunst. Dritte** verb. und vermehrte Auflage. (Mit mehr als 900 Aufgaben und Musterstücken.) Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Stylistisches Elementarbuch, oder: Erster Cursus der Stylübungen u. s. w. **Vierte,** verb. und verm. Aufl. (Über 700 Aufgaben und Musterstücke enthaltend.) Gr. 8. 16 Gr.

Methodik der deutschen Stylübungen. **Zweite** Auflage. Gr. 8. 2 Thlr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Juliheft.

Inhalt. Einiges über die Dampfmaschinen in Cornwallis. Über die Erzeugungs- und Härtungsmethode der Säbelklingen in der Provinz von Cutch. Über die Verfertigung metallener Haarröhrchen. Wright's Verbesserungen an den Maschinen zur Papierfabrikation. Mit Abbildungen. Über den Bau von Brückenbogen aus Backsteinen und hydraulischem Cemente ohne Lehrbogen und Baugerüste, nach der Methode des Hrn. Brunel in London. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Francoeur über eine neue mechanische Lampe von der Erfindung des Hrn. Careau in Paris. Bericht des Hrn. Olivier über eine von Hrn. Bruneel, Büchsenmacher in Lyon erfundene, von der Kammer aus ladbare Flinte. Mit Abbild. Über die von Hrn. Robert in Paris erfundene Flinte, verbessert von dem Herzog Heinrich von Würtemberg. Mit Abbild. Beschreibung eines Apparates, womit man in den Seidenzüch-

tertien die naß gepflückten Maulbeerblätter trocknen kann. Von Hrn. d'Arcet. Mit Abbild. Über die Seidenraupenzucht und deren Ertragnisse. Von Hrn. Bourdon. Verfahren, den Werth des Braunsteins für technische Zwecke zu bestimmen; von Dr. Thomson. Über die Wirkung der Hausenblase beim Klären der Würze, von Samuel Roberts. Anleitung zum Baue der Unschlitt- oder Talgschmelzereien, um die Nachbarschaft gegen die von ihnen herrührenden Unannehmlichkeiten zu schützen. Abgefaßt von Hrn. d'Arcet. Mit Abbild. Miscellen. Verzeichniß der neuesten in England ertheilten Patente. Preise der Société royale et centrale d'agriculture in Paris, die Runkelrübenzucker-Fabrikation betreffend. Über Strömungen im Wasser. Massie's und Ranwell's Ruderräder. Über die Folgen der Verbreitung der Maschinen. Tragbarer Kessel zum Erhitzen von Bädern. Über die Vortheile der Dampfpflüge. Über das Schmelzen von Platin. Neue Art von Stereotypie. Über das Verzinnen bleierner Röhren. Über die Conservirung von Marmor durch Einlassen desselben mit Wachs. Wagschalen aus Porzellan. Bavier's elastischer Sattel. Über die Benutzung von Pfeifenton anstatt Seife. Polizeiverordnung in Betreff der Wurst- und Speckhändler in Paris. Über die Ertragnisse der Talgschmelzerei und Kerzenfabrikation in Frankreich. Otis' Maschine zum Waschen und Butterausrühren. Zur Geschichte der Irrthümer großer Männer.

Zweites Juliheft.

Inhalt. Verbesserungen an den Dampfmaschinen, von William Lucy. Mit Abbild. Verbesserungen an den Eisenbahnen, worauf sich John Reynolds ein Patent ertheilen ließ. Mit Abbild. Verbesserungen an den Ruderrädern, worauf sich John Rogers ein Patent ertheilen ließ. Mit Abbild. Verbesserte Maschine zum Emporschaffen versunkener Schiffe, worauf sich William Kemp ein Patent ertheilen ließ. Mit Abbild. Verbesserungen an den Maschinen, womit das Vorgespinnst von Baumwolle, Wolle oder andern Faserstoffen auf Spulen aufgewunden wird, worauf sich Joseph Dyer und James Smith ein Patent ertheilen ließen. Mit Abbild. Verbesserungen an den Maschinen zum Spinnen und Dubliren von Baumwolle, Flachs, Wolle und Seide, worauf sich Joseph Whitworth ein Patent ertheilen ließ. Mit Abbild. Verbesserungen an den Maschinen zur Bobbinet- oder Tullfabrikation, worauf sich John Levers und James Pedder ein Patent ertheilen ließen. Mit Abbild. Jupe's verbesserter Tisch zum Ausziehen. Mit Abbild. Sylvester's Verbesserungen an den Apparaten zur Communication oder Übertragung von Wärme an gasförmige, flüssige und feste Körper. Mit Abbild. Dumoulin's Verbesserungen an den Gasapparaten. Mit Abbild. Verbesserungen im Schmelzen von Eisenerzen, worauf sich Charles Devaur ein Patent ertheilen ließ. Mit Abbild. Anleitung zur Fabrikation des Runkelrübenzuckers in kleinem Maßstabe, bekanntgemacht von der Société royale et centrale d'agriculture. Weinrich's Verfahren mit ganz einfachen Apparaten aus dem Rübensafte gleich bei der ersten Krystallisation raffinirten Zucker darzustellen. Über die Baumwollwaaren-Fabrikation in Frankreich. (Fortsetzung.) Miscellen. Carter's Chronometer. Capital, Ertrag und Verkehr an den vorzüglichsten Eisenbahnen in England. Über die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. John Macneill's Wegmesser. Ein Beispiel der Wirkung von Windstößen auf Kettenbrücken. Über die mechanischen Wirkungen der durch Reibung entwickelten Elektricität in den Baumwollspinnereien und Tapetenfabriken. Über den Mechanismus der menschlichen Stimme. Mignard-Billinge's kupferne Röhren ohne Löthung. Über den Ursprung und die Bestandtheile des Gummigutts. Laurence's Macerationsproceß für die Runkelrübenzucker-Fabrikation. Recept zur Bereitung eines Johannisbeerenweines. Bird's verbesserte Druckerschwärze und Anstreichfarbe. Belang der schweizerischen Baumwollenspinnerei. Actiengesellschaftenwesen in England. Über den Ertrag der Posten in Frankreich und England. Gillespie's Verbesserungen an den Bruchbändern.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Tiedemann's Physiologie betreffend.

Der unterzeichnete Verleger hat das Vergnügen hierdurch anzuzeigen, dass von

Fr. Tiedemann's *Physiologie des Menschen*

der dritte Band erschienen ist, auch besonders verkäuflich unter dem Titel:

Untersuchungen über das Nahrungsbedürfniss, den Nahrungstrieb und die Nahrungsmittel des Menschen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Der erste Band, welcher 1830 erschien und den *allgemeinen Theil* behandelt, kostet 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr.

Da wegen der mehrjährigen Unterbrechung des Drucks manchen Besitzern des ersten Bandes diese Fortsetzung nicht unverlangt zukommen dürfte, so können sie solche durch jede Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes beziehen.

Dass der dritte Band vor dem zweiten erschienen ist, geschah in Folge der ausdrücklichen Bestimmung des geehrten Herrn Verfassers. — Nach dessen, sowol dem Verleger als öffentlich in der Vorrede ertheilten Versicherung sollen nun *die verschiedenen Lehren der speciellen Physiologie* in einzelnen Abtheilungen, mit besondern Titeln versehen, *unverzüglich* nach und nach erscheinen, und der zweite Band des *allgemeinen Theils*, der laut der Vorrede grossentheils schon ausgearbeitet sei, ebenfalls dem Drucke bald übergeben werden.

Da demnach das ärztliche Publicum baldigst in den Besitz des vollständigen Werkes gelangen wird, so bedarf es um so weniger einer Warnung vor dem diebischer Weise nach einem höchst fehlerhaften und unvollständigen Collegienheft zu *Ulm* angekündigten *Fordrucks*, da ohnehin schon die königl. würtemb. Gesetzgebung der Fortsetzung dieses räuberischen Handwerks ein Ziel setzen wird.

Darmstadt, im August 1836.

Carl Wilhelm Leske.

Bei Wartmann und Scheitlin in St. Gallen ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Blumenblatt,

eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt.

Nebst einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. Sächs.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten unserer Zeit, dass auch das größere Publicum mit den literarischen Schätzen der entlegensten Nationen bekanntgemacht wird. Welches Interesse es gewährt, namentlich die poetischen Erzeugnisse eines Volks kennen zu lernen, das in seiner ganzen Anschauungsweise von der unsrigen so ganz verschieden ist, weiß jeder gebildete Leser. Bei keinem Volke der Welt mag dies in so hohem Grade der Fall sein als bei den Chinesen, die in vielen Stücken gradezu unsere Antipoden sind. Daher sind ihre poetischen Werke, die ungleich zahlreicher sind als man gewöhnlich glaubt, von

dem höchsten Interesse und öffnen uns eine Welt, in der wir uns mit ebenso wohlthuendem Erstaunen ergehen, wie der sinnige Naturforscher in den Seltsamkeiten des fünften Welttheiles. Schade nur, daß man die chinesische Literatur so selten kennt und so oft verkennt!

Diese Übersetzung wird jedem Freunde der Poesie eine äußerst willkommene Erscheinung sein, sie ist als eine wahre Bereicherung unserer Literatur anzusehen. Die Dichtung selbst hat eine so liebliche Zartheit, ein so eigenthümliches Gepräge, daß man bei jedem Schritte auf das Anmuthigste überrascht wird. Der Übersetzer hat uns diesen Genuß mit all der Geschicklichkeit bereitet, die nur von einem genauen Kenner der Ursprache und einem fein und gründlich gebildeten Gelehrten erwartet werden kann.

Theorie der Schauspielkunst,

von

E. Thürnagel,

großherzoglich badischem Hofschauspieler.

In elegantem Umschlag geheftet 1 Thlr. 10 Gr. Sächs., oder 2 Fl. Rhein., roh 1 Thlr. 4 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhn.

Die Kunst der Mimen, schon im Alterthume als Schule der Erkenntniß, als Spiegel des menschlichen Lebens in seinen mannichfaltigsten Nuancirungen geehrt und von den größten Geistern zur Aufgabe erkoren, ist in unsern Zeiten zum Element aller gebildeten Völker erhoben. Die Koryphäen der deutschen Literatur: Lessing, Göthe, Schiller, Wieland, Schlegel ꝛc., haben die Flamme ihrer hehren Geister ihrem Tempel geweiht. Englands Shakspeare, Spaniens Calderon, Italiens Metastasio und Goldoni ragen aus ihrer Zeit in alle Zeiten als Leitstern der höchsten Bildung hinüber. Eine Theorie der Schauspielkunst, welche nicht nur dem Künstler, sondern jedem Gebildeten und Bildungslustigen den rechten Weg zeigt zur Erkenntniß und Würdigung Dessen, was die Muse gespendet, und was sie zu Lehre und Erbauung bieten will, ist also gewiß um so allgemeiner willkommen, als sie eine offenbare Lücke ausfüllt und wenn sie wie hier von einem gefeierten Künstler, von einem in Wissenschaft und Leben hoch und umfassend gebildeten Manne gegeben wird.

Heidelberg, im September 1836.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Subscriptionsanzeige für Freunde des Alterthums und Philologen.

An alle Buchhandlungen wurde versandt und ist daselbst zu haben:

Creuzer, Friedr. (Geheimerath und Profess. zu Heidelberg), *Deutsche Schriften.* Neue und verbesserte. Erste Abtheilung. 1ster Band, 1stes Heft. Auch unter dem Titel:

Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen und Römer. Dritte verbesserte Ausgabe. Ersten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Derselben: Vierte Abtheilung. 1ster Band, 1stes Heft. Auch unter dem Titel:

Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde. 1stes Heft. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Diese Sammlung wird in Heften von 12 Bogen erscheinen und zerfällt in folgende Abtheilungen:

1) Symbolik und Mythologie, welche zunächst vollständig gegeben werden soll;
2) zur Archäologie;
3) zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur und Philosophie;
4) zur römischen Geschichte und Alterthumskunde;
5) zur Geschichte der Philologie.

Jeder Unterzeichner ist verbunden, sämmtliche Lieferungen einer Abtheilung zu nehmen. Nach dem Schluss einer Abtheilung tritt dafür ein erhöhter Ladenpreis ein. Sammler von Unterzeichnungen erhalten von jeder Buchhandlung das siebente Exemplar frei.

Darmstadt, im August 1836.

C. W. Leske.

Landwirthschaftliche Schriften.

In der Unterzeichneten sind folgende für den Landwirth äußerst interessante Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. N. v. Schwerz,

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau.

Erster bis dritter Band.

Preis 10 Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 16 Gr.

Von Demselben:

Landwirthschaftliche

Mittheilungen,

erstes Bändchen.

Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt während eines zweijährigen Aufenthaltes in Westflandern

von

Friedrich Feihl,

Zögling der hohenheimer Waisenanstalt.

Mit Steindrücken. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Hortus Gramineus Woburnensis,

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen;

veranstaltet durch

Johann Herzog von Bedford.

Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, sowie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten

von

Georg Sinclair,

Mitglied der Linné'schen und der Gartenbaugesellschaft zu London, correspondirendem Mitglied der caledonischen Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftl. Vereins zu Stuttgart.

Preis illum. 8 Fl., oder 4 Thlr. 18 Gr., schwarz 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.

Dem Botaniker von Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk ebenso interessant sein, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräser-

kunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Cultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

J. G. Elsner,
Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht.
Zweite verbesserte Auflage.
Preis 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.
Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Kurzem von keinem Schafhalter vermißt werden können.

J. G. Elsner,
Die deutsche
Landwirthschaft
nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.
2 Thlr. Gr. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

J. G. Elsner,
Handbuch
der
veredelten Schafzucht.
Gr. 8. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

J. G. Elsner,
Hand- und Hülfsbuch
für den
kleinen Gutsbesitzer und Landmann.
Gr. 8. Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

J. G. Elsner,
Die Politik
der
Landwirthschaft.
2 Thlr. Gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 18 Gr.

J. G. Elsner,
Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Vermehrung seiner Producte speculiren?
Auf Erfahrung begründete
Rathschläge und Lehren
für
den Landwirth.
Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

U. W. Pabst,
k. w. Ökonomierath,
Beiträge
zur
höhern Schafzucht
mit besonderer Rücksicht auf die Production der hochfeinen Wolle im Königreich Würtemberg und den angrenzenden Staaten. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

U. W. Pabst,
Anleitung
zur
Rindviehzucht
und zur verschiedenartigen Benutzung des Hornviehs. Mit 9 lithographirten Tafeln und 2 Tabellen.
Preis 2 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

S. v. Hördt,
k. w. Ober-Medicinalrath,
Unterricht
über die
Pferde-Huf-Beschlage-Kunst
und die
Behandlung
der kranken und fehlerhaften Hufe, nebst einer Abhandlung über die Castration der Pferde. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 18 Bogen stark, auf fein Velinpapier mit Lithographien. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.
Stuttgart und Augsburg, im August 1836.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Repertorium
für
Anatomie und Physiologie.
Kritische Darstellung fremder und Ergebnisse eigner Forschung.
Von **Dr. Valentin.**
Mit einer Kupfertafel.

Von diesem Repertorium, dessen erstes Doppelheft wir hiermit dem Publicum übergeben, wird jährlich ein Band von 24 Bogen mit den nöthigen Kupfertafeln zum Subscriptionspreis von 2 Thlr. 12 Gr. erscheinen; das zweite, den ersten Band beschliessende Doppelheft wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben.
Berlin, im September 1836.
Veit u. Comp.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist soeben erschienen:
De Aeschylii antistrophicorum responsionibus scripsit Robertus Enger, Dr. philos. 8maj. 12 Gr.

Soeben ist bei mir in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ansichten
aus der Cavalierperspective
im Jahr 1835.
Aus den
Papieren eines Verstorbenen.
8. Geh. 2 Thlr.
Eine Schrift, welche durch ihre geistvolle Beleuchtung der Zustände der neuern und neuesten Zeit Aufsehen erregen wird.
Leipzig, im September 1836.
A. Frohberger.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines

Bücher-Lexikon,

oder

alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. s. w. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. von

Wilhelm Heinsius.

Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis sechste Lieferung, Bogen 1—60.

Abaelardi—Levy.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 20 Gr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Wilhelm Heinsius, 1812—29, kosteten früher 87 Thaler, sind aber jetzt **zu dem ermäßigten Preise von zwanzig Thalern** zu beziehen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

In August Oßwald's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Die Philosophie des Geistes,

oder

Encyklopädie der gesammten Geisteslehre,

von

Dr. **Joseph Hillebrand,**

Oberstudienrath und Professor in Gießen.

Erster Theil.

Gr. 8. 3 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Der Zweck dieses Werkes geht dahin, eine möglichst erschöpfende und umfassende Wissenschaft des Geistes darzulegen. Es beginnt mit der speculativen Betrachtung der Urbestimmungen des Geistes, und schreitet fort zur Erkenntniß und Darstellung seiner Wirklichkeit. Diesem Ganzen entsprechend, begreift es drei Theile, wovon der 1ste die allgemeine Metaphysik oder Ontologie des Geistes enthält, der 2te die Anthropologie desselben, der 3te die theologische Geisteslehre. Der zweite Theil, oder die Anthropologie des Geistes, ist seiner Natur nach der umfassendste. Er besteht 1) aus der eigentlichen Psychologie, 2) aus der Pragmatologie (Philosophie des objectiven Geistes), 3) aus der Philosophie der Geschichte. Die Bearbeitung geht (nach des Verf. Erklärung) von selbständigen Principien aus, und trägt durchgängig den Charakter strenger Theorie. Das Reichhaltige des Werkes ergibt sich schon aus diesen vorläufigen Andeutungen. Was dessen philosophischen Werth betrifft, so darf wol der Name des Verf. die Bürgschaft geben, daß Gediegenes bei Eigenthümlichkeit der Ideen und ihrer Ausführung Haupteigenschaften der Schrift seien. Jedenfalls möchte sie grade jetzt eine höchst wichtige literarische Erscheinung zu nennen sein. Der zweite Theil:

Pragmatologie des Geistes, Philosophie der Geschichte und speculative Theologie,

verläßt soeben die Presse und kostet einzeln 2 Fl. 42 Kr. Rh., oder 1 Thlr. 16 Gr. Sächs. Um die Erwerbung des interessanten Buches jedoch möglichst zu erleichtern, ist für den Lauf des Jahres 1836 jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, beide Bände ungetrennt, also zugleich genommen, für 5 Fl. 24 Kr. Rh., oder 3 Thlr. 8 Gr. Sächs. abzulassen. Später tritt auch für das Ganze der höhere Preis der einzelnen Bände unabänderlich ein.

Heidelberg, im September 1836.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1835. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr. — Ladenpreis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Die im Königreich Würtemberg gefundenen römischen Steininschriften und Bildwerke, verzeichnet und erklärt von Dr. Chr. Fr. Stälin, Prof. und Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Verzeichniß der Schriften, worin in Würtemberg gefundene Alterthümer beschrieben sind. Register. Über den nördlich der Donau ziehenden römischen Grenzwall, limes transdanubianus, Teufelsmauer, Pfahl u. s. w. von dem Topographen Paulus. Kritische Beiträge zur würtembergischen Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts, von Karl Pfaff. Nekrolog. Johann Christian von Pfister, königl. würtembergischer Prälat und General-Superintendent des Generalats Tübingen. Der Veteranen-Verein zu Altdorf. Ergebnisse der Weinlese im Herbst 1835.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hanover ist soeben erschienen:

SCHUL-GRAMMATIK

der griechischen Sprache

von

Dr. **RAPHAEL KÜHNER,**

Conrector am Lyceo zu Hanover.

27 Bog. compressen Drucks in gr. 8. 1836. 1 Thlr. 6 Gr.

In A. Pichler's Verlag in Wien sind soeben erschienen und wurden von mir an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Zerstreute Blätter
aus meinem Schreibtische.
Von
Caroline Pichler,
geb. von Greiner.

Mit dem neuesten, überaus gelungenen Portrait der Frau Verfasserin von Kriehuber, gestochen von Benedetti.
8. Wien 1837. Postdruckp. In Umschlag brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir möchten dieses Buch einem reichen Füllhorn vergleichen, aus dem eine Flut bunter Blüten und Früchte quillt; erstere voll rosiger Glut und poetischen Duftes, letztere mit dem ernsten Gepräge kräftiger Reife.

So finden wir nämlich in diesem Werke eine lachend frische Phantasieblüte neben einer ernsten Lebensansicht. In dem bunten Stoffe, der hier behandelt, in den so mannichfachen Ansichten, die hier ausgesprochen werden, haben wir Gelegenheit, abermal den reichen Genius der Frau Verfasserin ebenso wie ihren praktischen Frauensinn, die edle Zartheit ihrer Ideen zu würdigen und zu bewundern.

Stehende Masken
im Lustspiele des Lebens.
In zwölf Frescobildern
von
Ritter Braun von Braunthal.

Gr. 12. Wien 1837. Velinp. In Umschlag brosch. 16 Gr.

Inhalt: 1. Monsieur Immergrün. 2. Politische Kannegießer. 3. Gelehrte Frauen. 4. Cabinetstücke. 5. Kokette Mütter. 6. Gecken. 7. Die Schwärmerin. 8. Die Hagestolzen. 9. Literarische Schmarotzer. 10. Allerweltdiener. 11. Der Eisenfresser. 12. Der Enthusiast.

Was Lichtenberg für die Carricaturen Hogarth's ist, ist der Verfasser für die der Gegenwart. In diesen zwölf Lebensgemälden, die viele komische prosaische Erzählungen umfassen, zeichnet derselbe in scharfen Zügen das durch Mode und Lebensweise bedingte Lächerliche unserer Zeit, welches er denn auch in seinem eigenthümlichen Humor zur Belustigung und Belehrung jedem Leser anschaulich macht.

Geschichte
des
Blinden-Unterrichtes
und der
den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt Nachrichten von Blinden-Anstalten in andern Ländern,
von
J. W. Klein,
Director des wiener Blinden-Instituts.

Gr. 8. Wien 1837. In Umschlag brosch. 1 Thlr.

Herr Director Klein, der als Gründer und Leiter des wiener Blinden-Instituts wie auch als Literator längst eines ausgezeichneten, wir dürfen wol sagen, in seiner Sphäre eines europäischen Rufes genießt, erfreut uns hier mit einem neuen Geisteserzeugniß, ebenfalls jenem philantropisch-pädagogischen Wissenszweige angehörig, dem der Verfasser gleichsam den Weg in die deutsche Literatur angebahnt und den er stets nur mit Liebe und Erfolg ausgebildet hat.

Im vorliegenden Werke sind interessante Notizen über alle jetzt existirenden Blinden-Anstalten in Europa sowol als Nordamerika aufgenommen. Die Winke und Belehrungen für den Blinden-Unterricht sind abermal erfahrungsgemäß erweitert und vermehrt und äußerst merkwürdige Beilagen angeschlossen.

Wir enthalten uns jeder weitern Anpreisung des Buches, in der Voraussetzung, daß sowol das Interesse des jedem Menschenfreunds ohnehin wichtigen Gegenstandes, noch mehr aber der Name des Herrn Verfassers die beste Empfehlung sein dürften.

A. G. Liebeskind in Leipzig.

*** Für Bau- und Gewerbschulen, für Maurer und Zimmerer sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

G. S. Hörnig, Baucommissar, Theoretisch-praktisches Handbuch der verschiedenen Maurerarbeiten bei dem Land- und Wasserbau; für Maurer und Bauliebhaber, in Fragen und Antworten bearbeitet. Mit 28 großen Steindrucktafeln. Gr. 8. Prän.-Preis bis Michael d. J. 3 Thlr. 6 Gr. Ladenpreis 4 Thlr. 12 Gr.

Ein Seitenstück dazu bildet das Handbuch für Zimmerleute und Bauliebhaber unter dem Titel:

G. S. Hörnig, Grundsätze und Erfahrungen in Betreff der verschiedenen Zimmerarbeiten bei dem Land- und Wasserbau, nebst einem Anhange über einige Lehren der Arithmetik und Geometrie. Mit 21 großen Steindrucktafeln. 1834.

Es kostet im Ladenpreise 4 Thlr. Bis Ende des Jahres soll jedoch der Prän.-Preis von 3 Thlrn. noch gelten, wofür solches durch alle Buchhandlungen zu bekommen ist.

Dazu:

G. S. Hörnig, Sammlung praktischer Zimmerrisse, theils ausgeführter, theils für verschiedene Zwecke entworfener Baugegenstände. 1stes und 2tes Heft mit 12 großen Steindrucktafeln 3 Thlr., 3tes und 4tes Heft mit 12 Tafeln 3 Thlr., 5tes und 6tes Heft ebenfalls mit 12 Tafeln 3 Thlr., desgl. 7tes und 8tes Heft mit 12 großen Tafeln zu 3 Thlr.

Bis Ende des Jahres soll jedoch der Prän.-Preis von 2 Thlr. 12 Gr. für jedes Doppelheft und mithin 10 Thlr. für alle 8 Hefte stattfinden, wofür solche durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Bei Wartmann und Scheitlin in St. Gallen ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Religion, Natur und Kunst,
vorzüglich in ihrer Verbindung.
Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen.
Von
Prof. Scheitlin.

240 Seiten. Brosch. 1 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. Sächs.

Diese Schrift erfreute sich gleich bei ihrem Erscheinen der günstigsten Recensionen im Erzähler, in der zürcher neuen Kirchenzeitung Nr. 33, in den schweizerischen Literaturblättern Nr. 7 und im pädagogischen Beobachter Nr. 30. Die Beurtheilung des letztern lassen wir hier folgen:

„Ein geistreicher, kenntnißvoller und edelmüthiger Mann bietet dem größern Publicum die Gaben an, deren erste Darreichung eine engere Zuhörerschaft gewiß mit hohem Genusse empfing. Der biedere Geber darf versichert sein, daß seine Worte in vielen Herzen wiederklingen, und manche der edlern Saiten im Gemüthsleben aufs Neue rühren werden. Die Gegenstände, die sich der Sprecher gewählt, umschließen das Höchste und Heiligste. Um so erfreulicher, daß ein tiefer Geist und würdiger Sinn dieselben behandelt. Wir können hier über die Ergebnisse der Prüfung jener wichtigen Gegenstände nicht im Speciellen eintreten, glauben aber mit aller Zuversicht, diese Schrift allen heitern Gemüthern und allen aufgeklärten Köpfen empfehlen zu dürfen."

Chateaubriand. Lamartine.

Soeben erschien bei Metzler in Stuttgart:

Chateaubriand, Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Zeiten, der Menschen und der Revolutionen. 1ster Band. Gr. 8. Geh. 2 Fl., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses neue Werk Chateaubriand's, dessen längst begründeter Ruhm sich in seiner Heimat eher zu verjüngen als zu veralten scheint, wird durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts jeden Leser anziehen und befriedigen, indem es neben literarischen und kritischen Reflexionen und Notizen, fern von gelehrtem Pedantismus, eine Fülle von philosophischen und historischen Betrachtungen, ebenso geistreich gedacht als durch die Schönheit der Sprache gehoben, darbietet. Neben Milton, Shakspeare, Byron, werden hier Luther, Heinrich VIII., Cromwell, Mirabeau, Napoleon und viele andere Männer besprochen, welche durch ihre Schriften oder Thaten berühmt geworden sind, und überall interessante, oft überraschende Gesichtspunkte eröffnet. — Die Übertragung ist von anerkannter Feder, die Ausstattung des Inhalts würdig. Der 2te und letzte Band erscheint im September.

Alphons von Lamartine's Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landschaftsgemälde. Aus d. Franz. übers. v. Gustav Schwab u. F. Demmler. 4 Bände. Gr. 8. Geh. Preis jedes Bandes 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Man findet in dieser, durch die Ausgabe des 4ten Bandes nun vollendeten Reise nicht nur den Dichter, sondern zugleich den Denker, den Forscher, den Christen. An die malerischen Naturschilderungen reihen sich Klänge eines reinen tiefen Gemüths, an die Sittengemälde ungezwungene Betrachtungen über rein Menschliches. Die beschriebenen Landschaften führen uns meistens an Orte von biblischem oder antiquarischem Interesse, oder auf Schauplätze einer noch mangelhaft beleuchteten Geschichte der neuesten Zeit. In Gebieten, die dem gewöhnlichen Reisenden verschlossen sind, beutet Lamartine Notizen aus, die nicht blos der Neugierde, sondern auch der Wissenschaft merkwürdig sind. Denkt man sich alle diese Bilder, Empfindungen, Notizen von dem chevalereſten Hauche eines reinen, edlen, religiösen Gemüthes durchweht, dazu das Interesse, welches die persönlichen Begebnisse des liebenswürdigen Dichters einflößen, so wird man den allgemeinen Beifall erklärlich finden, der diesem Werke in Deutschland wie in Frankreich zu Theil geworden.

Zu erhalten durch jede gute Buchhandlung Deutschlands, Östreichs und der Schweiz.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Ulfilas.

Veteris et novi testamenti versionis Gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata, latinitate donata, ad notatione critica instructa cum glossario et grammatica lingua gothicae conjunctis curis ediderunt

H. C. de Gabelentz et Dr. *J. Loebe.*

Vol. I. Textum continens c. tab. II. 4maj. 45 Bogen. Weisses Druckp. 5 Thlr. 12 Gr. Velinp. 6 Thlr. 18 Gr.

Gegenwärtige neue Ausgabe des Ulfilas enthält zuerst vollständig alle bisjetzt aufgefundenen Überreste der gothischen Bibelübersetzung.

Der Text ist durchaus neu verglichen und verbessert, da die Herausgeber zu diesem Ende nicht nur selbst nach Upsala und Wolfenbüttel gereist, sondern auch mit dem Grafen Castiglioni in Mailand in Briefwechsel getreten sind, und der Gefälligkeit dieses Gelehrten insbesondere viele wichtige Emendationen zu den von ihm zuerst herausgegebenen Paulinischen Briefen verdanken. In den beigegebenen Anmerkungen ist auf das Verhältniß zu dem griechischen Text beständige sorgfältige Rücksicht genommen worden, weshalb diese Ausgabe nicht nur den zahlreichen Freunden der alten vaterländischen Sprache und Literatur, sondern auch den sich mit neutestamentlicher Kritik beschäftigenden Theologen willkommen sein dürfte.

Der zweite Band wird eine ausführliche Grammatik und Wörterbuch der gothischen Sprache enthalten.

Neue Schriften für Freunde der Homöopathie.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig sind erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. F. Schwarze (K. S. Hofrath), Homöopathische Heilungen, nebst Bemerkungen über die Größe der Arzneigaben und deren Wiederholung; besonders für angehende homöopathische Ärzte. Gr. 8. 1 Thlr.

Nachdem der Verf. 20 Jahre allöopathischer Arzt gewesen, ist derselbe vor 8 Jahren aus Überzeugung zur Homöopathie übergegangen und übergibt nun dem Publicum in dieser Schrift eine nicht unbedeutende Anzahl merkwürdiger Krankheitsfälle, welche derselbe homöopathisch heilte.

Dr. Bigel, Homéopathie domestique ou guide médical des familles. Ouvrage indispensablement nécessaire aux pères de famille, aux personnes qui habitent la campagne, loin des sécours de la médecine; indiquant les moyens de se sécourir soi même dans les maladies les plus ordinaires, et de subvenir aux prémiers besoins dans les maladies aigues, dont le traitement ne souffre aucun délai. 16. Rel. 1 Thlr.

Tübingen. In der H. Laupp'schen Buchhandlung sind erschienen und zu haben:

XII Volkslieder, für vier Männerstimmen gesetzt von Silcher. 5tes Heft. Subscriptions-Preis bis Ende September 12 Gr., nachheriger Ladenpreis 16 Gr.

Dieses Heft, das den frühern nicht nachstehen dürfte, enthält unter andern folgende beliebte Nummern: Der Schweizer: Zu Strasburg auf der Schanz ꝛc. — Matrosenlied: Auf dem Meer bin ich geboren ꝛc. — Soldatenlied: Frisch auf Soldatenblut ꝛc. — Altenglisches Volkslied (nach Shakspeare): Komm o Tod und laß mich Armen ꝛc. — Steiermärker Alpenlied: Wenn der Schnee von der Alma ꝛc. — Der schöne Schäfer zog so nach ꝛc. von Uhland. — 's Blümeli, Schweizerlied. — Unterländers Heimweh: Drunten im Unterland ꝛc. — Mailiedchen: Drauß ist Alles so prächtig ꝛc.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1836. Viertes, fünftes und sechstes Heft. Jedes Heft mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Neunten Bandes drittes Heft. (Nr. XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Anzeige.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Ranke, Leop., Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. 2ter und 3ter (letzter) Band. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr.

Auch unter dem Titel:

Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten. 3ter und 4ter Band.

Der 2te Band („Die römischen Päpste ꝛc.", 1ster Bd.) erschien 1834 und kostet 2 Thlr. 20 Gr.

Historisch-politische Zeitschrift; herausgegeben von Leopold Ranke. 2ter Band. 4tes Heft. Inhalt: 1. Über die Memoiren des Cardinal Richelieu. — 2. Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755. — 3. Die Arbeiten der sächsischen Kammern im Jahre 1834. — 4. Politisches Gespräch. — Preis des Bandes von 4 Heften 5 Thlr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ueber Eisenbahnen und deren Credit. Allgemein faßlich für Bürger und Landmann dargestellt. 8. Brosch. Preis 6 Gr.

Der beste und wohlfeilste Hausarzt für Stadt und Land. Ein Rathgeber zu vielfach erprobten sympathetischen und Hausmitteln gegen Gicht, Kopf- und Zahnschmerz, Frost-, Brand- und Bruchschäden, Gelbsucht, Fieber u. v. a. Übeln. Preis 6 Gr.

Altenburg, 1836.

Expedition des Eremiten.

Bei F. E. C. Leuckart, Buch- Musikalien- und Kunsthandlung in Breslau, ist erschienen:

Handbuch beim Unterricht im Gesange.

Für Schüler auf Gymnasien und Bürgerschulen bearbeitet von B. Hahn, Capellmeister am Dom und Gesanglehrer am königl. Leopoldinischen Gymnasium zu Breslau.

3te Auflage. Preis 8 Gr.

Die empfehlende Aufnahme von Seiten des königl. preuß. hohen Unterrichts-Ministeriums, sowie die äußerst günstigen Beurtheilungen in kritischen Blättern und pädagogischen Zeitschriften, sprechen für die Brauchbarkeit dieses Handbuches.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 6 Gr. zu bekommen:

H. C. F. v. Nostitz-Drzewiecki, K. S. Ober-Grenz-Controleur, Übersichtliche Darstellung der neuen Verfassung indirecter Staatsabgaben im Königreiche Sachsen, in einem Auszuge der, über den Zoll der Branntwein-, Bier-, Wein-, Tabak- und Schlachtsteuer, ingleichen die Chausseeabgaben, ergangenen gesetzlichen Bestimmungen. Ein Hülfbuch für Beamte und Gewerbtreibende. Gr. 8. Brosch.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes in ihrem Verlage erschienene Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St.-Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Augsburg, im August 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der

deutschen Dichter

Frauensaal.

Eine Sammlung weiblicher Bildnisse, als Zierden zu den classischen Dichtern Deutschlands, in herrlichen Stahlstichen berühmter englischer Meister.

Der Frauensaal erscheint in monatlichen Heften, je 3 Bildnisse enthaltend, mit erklärendem Text und den betreffenden Stellen, à 16 Gr. (20 Sgr.) per Heft. Das Format ist so gewählt, dass die Bilder zu allen Ausgaben — von der kl. fol. bis zur 8. — passen, namentlich ist das Werk aber zur Illustrirung der beliebten „Ausgaben in einem Bande" bestimmt. Das 1ste und 2te Heft enthält Schiller, die folgenden werden Goethe — Bürger — Körner und den andern grossen Dichtern Deutschlands gewidmet sein. Jedes Heft ist einzeln zu haben, das Ganze wird etwa 8 Hefte umfassen.

Berlin, den 1sten Mai 1836.

A. Asher.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Homerische Vorschule.

Eine

Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee.

Von

Wilhelm Müller.

Zweite Auflage,

mit

Einleitungen und Anmerkungen

von

Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius.

Gr. 8. 20 Gr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und Dr. H. Hauff.

Neunte Lieferung.

Südafrikanische Skizzen

von

Thomas Pringle.

Aus dem Englischen übersetzt.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Inhalt: 1) Ankunft der Auswanderungsgesellschaft in Südafrika. 2) Reise nach dem angewiesenen Wohnort. 3) Erste Begründung der Colonie in Glen-Lynden. 4) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 5) Rückblicke auf die Empörung der Grenzboers im Jahre 1815. 6) Ausflug des Verfassers nach dem Missionsorte Enon. 7) Vergrößerung und Zustand der Colonie. 8) Das Thierreich des Caplands; Jagdbegebenheiten. 9) Reise des Verfassers nach der Capstadt. 10) Herausgabe einer Zeitung und gewaltsame Unterdrückung derselben. 11) Reise nach der östlichen Grenze; die Niederlassung Albany. 12) Rückkehr nach Glen-Lynden. Verhältnisse der Hottentotten und Buschmänner. 13) Geschichtliche Rückblicke auf die Unterdrückung des Hottentottenstammes. 14) Die Kaffern und ihr Verhältniß zur Colonie. 15) Christliche Missionaire in Südafrika. Rückkehr des Verfassers nach England.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1. Lfg. **Irland.** Preis 1 Fl., oder 16 Gr.
2. — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte des Mittelmeeres. 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.
3. — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Theil. Mit einem Steindruck. 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.
4. — **Washington Irving's Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 Fl., oder 16 Gr.
5. — **Alfred Reumont's Reiseschilderungen.** 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.
6. — **Briefe in die Heimat,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.
7. — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Theil. Mit einer Karte. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.
8. — **John Barrow jun., Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Jede Lieferung wird auch einzeln unter ihrem besondern Titel abgegeben.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die französische Revolution.

Von 1789 bis 1836.

12. Geh. 16 Gr.

Das Publicum erhält hiermit zum ersten Male eine zusammengedrängte Darstellung der ganzen Geschichte Frankreichs vom Ausbruche der Revolution bis auf den heutigen Tag. Die neusten und besten Quellen sind dazu benutzt, die Form ist leicht faßlich, der Preis (16 Gr.) sehr mäßig, der Standpunkt vom rein Factischen für Niemand störend; — es muß dem größten Theile des Publicums willkommen sein, sich auf eine so schnelle und leichte Weise vom wichtigsten Zeitabschnitt der neusten Geschichte zu unterrichten.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ben Jonson
und seine Schule,

dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert

durch

Wolf Grafen von Baudissin.

Zwei Theile. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Vorwort. Chronologische Übersicht der Geschichte der englischen Bühne, von ihrer ersten Entstehung bis zu den Zeiten Cromwell's. Der Alchemist, Lustspiel von Ben Jonson. Der dumme Teufel, Lustspiel von Ben Jonson. Der spanische Pfarrer, Lustspiel von J. Fletcher. Anmerkungen. II. Die unselige Mitgift, Trauerspiel von Ph. Massinger und Nath. Field. Der Herzog von Mailand, Trauerspiel von Ph. Massinger. Der ältere Bruder, Lustspiel von J. Fletcher. Eine neue Weise, alte Schulden zu zahlen, Lustspiel von Ph. Massinger. Die Bürgerfrau als Dame, Lustspiel von Ph. Massinger. Anmerkungen.

Den Freunden der ältern dramatischen Literatur Englands wird das vorstehende Werk höchst willkommen sein; ich erlaube mir sie noch aufmerksam zu machen auf

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Gr. 8. 1823—29. 5 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: I. Die wunderbare Sage vom Pater Baco. Schauspiel von Rb. Green. Arden von Feversham, eine Tragödie. Die Hexen in Lancashire, von Th. Heywood. — II. Die schöne Emma, ein Schauspiel. Der Tyrann, oder die Jungfrauentragödie, ein Trauerspiel von Ph. Massinger. Die Geburt des Merlin, oder das Kind hat seinen Vater gefunden, ein Schauspiel von W. Shakspeare und W. Rowley.

Die zahlreichen Freunde der Meisterwerke Shakspeare's benachrichtige ich, daß

Shakspeare's Schauspiele erläutert von Franz Horn. Fünf Theile. (107 Bogen.) Gr. 8. 1822—31.

welche bisher **8 Thlr.** kosteten, jetzt im Preise auf **3 Thlr. 18 Gr.** ermäßigt sind.

Zugleich mache ich noch auf nachstehende Übersetzung aufmerksam:

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen Heinrich und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Neun Bände. (356½ Bogen.) Gr. 8. 1818—29.

Früherer Preis **27 Thlr.**, jetzt **9 Thlr.**

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

F. K. v. Strombeck's neueste Schrift.

Darstellungen aus einer Reise

durch

Deutschland und Italien im Jahre 1835.

Von **Friedrich Karl von Strombeck.**

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.

Dritter und vierter Theil.

Der berühmte Verf. übergibt damit dem Publicum seine Beobachtungen auf einer Reise nach Italien. Die Schilderungen des Lebens, des Volks, der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Baierns, Tirols und besonders Italiens, der Zusammenkünfte mit dem Papste und den Mitgliedern der Napoleon'schen Familie, geben dem Werke einen seltenen Reiz, welcher durch den Standpunkt des Verf. noch erhöht wird. — Der dritte Theil erscheint nächstens.

Von den

Darstellungen
aus meinem Leben und meiner Zeit.

Von **F. K. von Strombeck.**

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 2 Thlr. 8 Gr.

ist soeben die zweite Auflage erschienen.

Braunschweig, im August 1836.

Friedr. Vieweg und Sohn.

Weber's Möncherei und Ritterwesen.

Da die Hallberger'sche Buchhandlung dahier die beiden obengenannten Schriften in die gegenwärtig bei ihr erscheinende Sammlung von Karl Julius Weber's Werken aufnimmt, Manchem aber erwünscht sein dürfte, diese beiden geistvollen humoristischen Geschichtsgemälde Weber's zu billigem Preise einzeln zu besitzen, ohne genöthigt zu sein, Weber's sämmtliche Werke, deren Anschaffung eine nicht unbedeutende Summe kosten wird, sich anschaffen zu müssen, so haben wir im vorigen Jahre eine neue Subscription auf die bei uns erschienenen Originalausgaben der Mönchere und des Ritterwesens in Lieferungen von 6 Bogen zum Preise von 18 Kr. oder 4 Gr. für die Lieferung eröffnet, und es ist nun vollständig ausgegeben:

Die Mönchere oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes. Von Karl Jul. Weber. 4 Bände. (112 Bogen in 18 Lieferungen.) 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr.

Ferner ist ausgegeben die 1ste bis 8te Lieferung von:

Das Ritterwesen, und die Templer, Johanniter und Marianer, oder Deutsch-Ordens-Ritter insbesondere. Von K. J. Weber. Gr. 8.

Die 9te bis 15te Lieferung, womit das Ritterwesen geschlossen sein und also vollständig (93½ Bogen in 3 Bänden enthaltend) nur 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr. kosten wird, werden noch in diesem Jahre ausgegeben.

Die obigen, auf die Hälfte der frühern, herabgesetzten Preise, die überdies bedeutend billiger sind, als diese beiden Schriften die Abnehmer der sämmtlichen Werke Weber's in der Hallberger'schen Ausgabe zu stehen kommen werden, bleiben bestehen so lange unser übrigens nicht mehr bedeutender Vorrath von Exemplaren zureicht.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz.

*** Neue schöngeistige Schriften.

E. Gehe, Demetrius und Boris Godunow oder Rußland in den Jahren 1591 bis 1606. Historisch-romantisches Gemälde. 2 Bde. Velinp. 2 Thlr. 12 Gr.

H. F. Mannstein, Graf Pensorosa, eine Novelle; und die Leiden einer großen Seele. Erzählung. Velinp. 1 Thlr. 4 Gr.

O. Goldsmith, Der Landprediger zu Wakefield. A. d. Engl. von W. A. Lindau. 2te wohlfeilere Ausgabe. 8. (24 Bogen). 1 Thlr.

Dresden und Leipzig, den 28sten Juni 1836.

Arnold'sche Buchhandlung.

In August Oswald's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Erste Begriffe der deutschen Sprache

für den

Elementarunterricht,

von

Michael Besaga.

Zweite, nach Dr. Becker's Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprache völlig umgearbeitete, mit einer Anweisung zum Rechtschreiben und mit Dictirübungen zur Einübung der Rechtschreibregeln vermehrte Auflage.

9 Gr. Sächs., oder 36 Kr. Rhein.

Die gute Aufnahme und allgemeine Verbreitung, welche dieses Werkchen in der ersten Auflage gefunden, wird ihm in dieser zweiten noch in gesteigertem Maße zu Theil werden, da der Verf. in derselben die gefeierte Becker'sche Methode aufgenommen und in seiner faßlichen Weise entwickelt hat.

Es bildet das Buch nun eine sehr zweckmäßige Stufenfolge zwischen den von dem Hrn. Verf. herausgegebenen

Ersten Lehren der Muttersprache,

welche durch die geachtete darmstädter Schulzeitung so dringend zur Anwendung empfohlen sind, und der früher erschienenen größern deutschen Sprachlehre, indem es zugleich für beide nähere Ausführung und Erläuterung bietet.

Trotz der bedeutenden Vermehrung haben wir den frühern Preis beibehalten, sodaß wir zugleich verhältnißmäßig die wohlfeilste deutsche Sprachlehre liefern.

Heidelberg, im September 1836.

Soeben ist im Verlage von Wilh. Engelmann in Leipzig erschienen:

Ueber Christenthum und Kirche

und ihr Verhältniß zum Staat

in Rücksicht auf die Ansichten, welche einige Anhänger des Luther'schen Lehrbegriffs in dieser Beziehung jetzt geltend machen wollen. Gr. 8.

Da diese Schrift, wie bisher noch nicht in gleicher Art geschehen, ebenso wahrhaft christliche Gesinnung ausspricht, wie sie den Ideengang der Lutheraner in seinen Irrthümern entwickelt und ihre Principien in Bezug auf den Widerstand gegen die kirchliche Ordnung sowol vom Wendpunkt des Glaubens wie des Kirchenrechts widerlegt, auf der andern Seite aber auch die Rechte der Gewissensfreiheit geltend macht und das Interesse der letztern mit der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung in Einklang zu bringen sucht, so wird die Schrift gewiß bei Allen, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, die größte Aufmerksamkeit erregen.

Um ihre Verbreitung möglichst zu erleichtern, ist der Preis ungeachtet eines Gehaltes von 10 Bogen bei sehr gefälligem Druck und Papier auf 18¼ Sgr., oder 15 Gr. festgesetzt.

Soeben erschien bei mir und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Französische Chrestomathie

poetischen Inhalts,

oder

Auswahl französischer Gedichte.

Mit erläuternden Anmerkungen und häufigen Hinweisungen auf die Hirzel'sche Grammatik.

Herausgegeben

von

Conrad v. Orelli,

Professor am Gymnasium zu Zürich.

28 Bog. Gr. 8. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Plutarchi

Opera Moralia Selecta

ad codices

emendavit et illustravit

A. G. Winckelmann.

Supplementum Editionis Wyttenbachianae.

Vol. I.

continens

Eroticum et Eroticas Narrationes.

17 Bog. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr., od. 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Rappoltstein.

Eine Wundersage aus dem Mittelalter.

Dichterisch bearbeitet

von

G. Dürrbach.

31 Bog. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 21 Gr., oder 3 Fl.

Antiquissimus

quatuor evangeliorum canonicorum

Codex Sangallensis

graeco-latinus

interlinearis

nunquam adhuc collatus

ad Similitudinem ipsius libri manu scripti accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum

curavit

H. C. M. Bettig.

53¼ Bogen. 4. 9 Thlr., oder 14 Fl. 24 Kr. Rhein.

Französische Chrestomathie.

Erster prosaischer Theil,

enthaltend

eine Auswahl

von

Fabeln und Parabeln, Erzählungen, Biographien und dramatischen Stücken

nebst

einem Anhang von Gedichten.

Mit grammatischen Anmerkungen und häufigen Hinweisungen auf die Sprachlehren von Hirzel und von Noël und Chapsal.

Herausgegeben von **Conrad v. Orelli,**

Professor am Gymnasium zu Zürich.

Gr. 8. 22½ Bog. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Zürich, im Juli 1836.

Friedr. Schultheß.

Anzeige.

Stuttgart. In einem frankfurter Tageblatt steht ein Artikel aus Stuttgart des Inhalts:

„Dr. Kerner in Weinsberg habe beabsichtigt, eine neue Erscheinungsgeschichte herauszugeben, die er Herrn Dr. Menzel in Stuttgart schon triumphirend mitgetheilt habe; es sei aber an Tag gekommen, daß sie auf Betrug beruhe und jene Schrift über sie werde nun wol nicht erscheinen."

Daß ein Gerede der Art auf Lüge und Trug beruht, aber nicht jene Geschichte, kann wol nichts klarer beweisen, als die im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinende und demnächst an alle Buchhandlungen versandt werdende Schrift, die den Titel führt:

Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, von einer Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt, von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt zu Weinsberg.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Leben
der
heiligen Elisabeth
von Ungarn,
Landgräfin von Thüringen und Hessen.
(1207—1231.)

Aus dem Französischen
des
Grafen v. Montalembert,
Pairs von Frankreich,
im Einverständnisse mit dem Verfasser, und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen,
übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt
von
J. Ph. Städtler.

In zwei Abtheilungen. — Erste Abtheilung.
8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. Preuß. Courant.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Zur Beurtheilung
des
National-Wohlstandes
des
Handels und der Gewerbe
im
Königreiche Hanover
vom
Hofrathe **G. W. Marcard.**

Mit vielen Tabellen und zwei lithographirten Abbildungen. Gr. 8. Fein Maschinen-Velinpapier. 1836.
Geh. 2 Thlr.

Herabgesetzter Preis.

Die „**Erläuterung einiger Hauptpunkte der Philosophie; mit Zugaben über den Widerstreit zwischen Jacobi, Schelling und Fr. Schlegel**" von Dr. J. Salat, Professor an der (ehemaligen) Universität zu Landshut, ist 36 Bogen stark und der Preis war 3 Fl — Derselbe wird nun auf 1 Fl. 30 Kr. herabgesetzt. — In den göttingischen gelehrten Anzeigen hießen diese Erläuterungen „vortrefflich"; und der Rec. dieses Buches in der leipz. Lit.-Zeit. bemerkte über einen Theil der Zugaben: „Der Verf. hat das Ridendo dicere verum meisterlich ausgeübt."

Landshut, den 3ten August 1836.

Jos. Thomann'sche Buchhandlung.

*** Zu Vorlesungen in Sonntags- und Gewerbeschulen, sowie zur Selbstbelehrung für Baugewerken und Bauliebhaber ist als Leitfaden soeben erschienen:

G. Heine, Prof., Kurzer Unterricht in der bürgerlichen und Landbaukunst. Mit 19 großen Steindrucktafeln. 2 Thlr. Für Bau- und Gewerbschulen findet ein sehr ermäßigter Preis statt.

Arnold'sche Buchhandlung.
in Dresden und Leipzig.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Netto, Dr. F. A. W., Einhundertundzehn geometrische Constructions-Exempeltafeln als erste Vorübung zur Gewerbzeichnenkunst für Bürger-, Sonntags- und Gewerbschulen und zur Selbstbelehrung. Folio. Halle, C. A. Kümmel. 1 Thlr. 12 Gr.

Der mehrfach von sachverständigen Personen öffentlich ausgesprochene Wunsch, ein praktisch behandeltes geometrisches Constructionsbuch für Gewerbtreibende zu bearbeiten, bestimmten den Verf., die auf rein praktisches Bedürfniß der Gewerbtreibenden gerichteten geometrischen Constructionen in einzelnen Exempeltafeln auszuarbeiten. Da aber derselbe solche bisher mit großem Nutzen in dem von ihm errichteten sonntäglichen Privatunterrichte für Gewerbtreibende eingeführt und angewendet hat, so glaubt er, daß solche allen gleichen Zweck habenden Bürger- Sonntags- und Gewerbschulen wegen ihrer Zweckmäßigkeit mit Recht empfohlen werden können. Aller Gewerbtreibende können ohne Lehrer sich ihrer mit Nutzen zum Selbstunterrichte bedienen, und Gewerbtreibende auf dem Lande und in kleinen Städten finden in ihnen ein sehr brauchbares Werk, aus welchem sich ihre Söhne selbst nützliche Kenntnisse anzueignen im Stande sind.

*** Neue Unterrichtbücher.

W. H. v. Rouvroy, Hauptmann, Leitfaden zum Unterricht in der Mathematik. Erster Theil, **Zahlenrechnung und Algebra,** ist in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und daselbst, sowie in allen andern Buchhandlungen für 21 Gr. zu bekommen.

Soeben ist erschienen:

Gaudy, Franz Freiherr, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. — Die Lebensüberdrüssigen. Zwei Novelletten. 8. Velinpapier. Brosch. 1 Thlr.
Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die toscanische
Insel Pianosa
und
deren Colonisirung.

Nebst dem Plane eines Actien-Vereines.

Von
A. Zuccagni-Orlandini.

Herausgegeben von
Dr. Alfred Reumont.

Mit einer Karte der Insel Pianosa.
Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Der preuss. Consul, C. Stichling, in Livorno, hat im Laufe des vorigen Jahres die Insel Pianosa von der grossherzogl. Regierung in Erbpacht übernommen, und schon ist zur Ausführung des wichtigen Unternehmens der Colonisirung Alles vorbereitet. Der Anhang des Schriftchens enthält den Plan zu einem Actienvereine, um mit gemeinsamen Mitteln ein so schönes, aber die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigendes Werk in seinem ganzen Umfange zu beginnen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

schluß.) — Notizen. —

268. Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur. Dritter Artikel. (57. Gesammelte Gedichte und Vorträge in gebundener und ungebundener Rede. Von Gottlieb Ernst Klausen. In zwei Bänden. 58. Der ... Oktober. Ein epischer Gedicht in drei Gesängen ... Ruth. 60. ... von. Erstes Heft. ... 63. Alpenknospen, ... drei Balladen von J. Sattner. 63. Alpenknospen, dem Vaterlande gewidmet von einem Schweizerjüngling. 64. Gedichte von Ignaz Weinberg. 65. Gedichte von Friedrich von Sallet. 66. Das Hohenstaufenlied von August Mylo. 67. Purpurveilchen der Heiligen, oder: Poesie und Kunst im Katholicismus. Herausgegeben von J. B. Rousseau. In zehn Bänden. Erster bis vierter Band. 69. Stunden der Einsamkeit. Betrachtungen, Gebete und Gesänge von Friedrich Strack. 69. Jesus Christus, der duldende Erlöser. Ein episches Gedicht, nach den sechs Hauptstücken der heiligen Passionsgeschichte, in sechs Gesängen bearbeitet von Johannes Heinrich August Hasel. 70. Rosen von Jericho, von Heinrich Schütz. Erster Kranz. 71. Die Welt des Herrn. In didaktischen Gesängen von J. P. Lange. 72. Schriftlicher Nachlaß von Caroline Rudolphi. 73. Gedichte und Novellen von Wilhelmine Espenmann, geb. Blumenhagen. 74. Der Kettenschmied. Märchenkranz von Henriette Ottenheimer. 75. Ge... von Elwine Alfeld. 76. Gedichte von Thekla... Gedichte von Christine Westphalen, geb. v. Arn... Band.) — Der Premierminister. Geschichtliches Lebensbild, Volks- und Sittengemälde. Von H. C. R. Berlant. Vier Theile. — Notizen.

Nr. 269. Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur. Dritter Artikel. (Fortsetzung.) — W. Gebert.

270. Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur. Dritter Artikel. (Fortsetzung.) — Neue Banten in England. — Notizen.

...ersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen ...ratur. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Die Reisetage. ...s meinem Leben; von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. — Ein alter leipziger Komödienzettel von 1759.

272. Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur italien. Par Valery. Von Karl Witte. — Erziehungs- und Unterrichtslehre von Friedr. Ed. Benecke. Erster Band. — Literarische Notizen.

273. Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur italien. Par Valery. Von Karl Witte. (Fortsetzung.) — Erziehungs- und Unterrichtslehre von Friedr. Ed. Benecke. Zweiter Band. (Beschluß.) — Mancherlei.

274. Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828, ou l'Indicateur italien. Par Valery. Von Karl Witte. (Beschluß.) — Die Babylonier in Jerusalem. Dramatisches Gedicht von Friedrich von Uechtritz. — Neugriechische Literatur. — Bibliographie.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Herr Dr. Diesterweg

und die

deutschen Universitäten.

Eine Streitschrift

von

Dr. Heinrich Leo.

Man sagt: eitler Eigensinn stinkt; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Kadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Nase.

Göthe.

Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Friedrich von Raumer's neueste Schrift!

Beiträge zur neuern Geschichte

aus dem

britischen Museum und Reichsarchive.

Erster Theil.

Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart

nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive.

Mit dem Bildniß der Maria Stuart.

Zweiter Theil.

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—63).

Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive.

Von

Friedrich von Raumer.

Gr. 12. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist dieses die zweite Frucht der Studien des Verfassers während seines vorjährigen Aufenthalts in London, als deren erste:

England im Jahre 1835.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

erschienen ist, ein Werk, welches, in Deutschland wie in England mit allgemeinstem Beifalle aufgenommen, das dauerndste Interesse erregt hat.

Ich benutze diese Veranlassung, um auf ein früheres Werk des Verfassers aufmerksam zu machen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Zwei Theile. — Erster Theil: Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. Zweiter Theil: Italien und Großbritannien. Mit lithogr. Tafeln. Gr. 12. 1831. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

besonders da der erste Theil der „Beiträge zur neuern Geschichte" in engster Beziehung zu diesen [illegible] Briefen steht.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1836
Oct.

1836.

Monat October;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 275—305, 1 Beilage: Nr. 16, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXI—XXXIV.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Inhalt.

Nr. 275. Zur Nachricht. — Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Siehe. — Autographa von Johann Michael Moscherosch. Von Prof. C. Petersen. — Literarische Notizen.

276. Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Siehe. — (Fortsetzung.) — Chateaubriand in England. — Notizen.

277. Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Siehe. (Fortsetzung.) — Dionysos-Fest. Lyrische Tragödie von Heinrich Stieglitz. — Notiz. — Literarische Anzeige.

278. Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Siehe. (Beschluß.) — Das Buch von den Belohnungen und den Strafen. — Literarische Notizen aus alter Zeit.

279. Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Erster bis dritter Theil. Von B. A. H. — Biographisch-historische Studien von Ernst Münch. Erster Band. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

280. Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Erster bis dritter Theil. Von B. A. H. (Fortsetzung.) — Die Romantik. — Notiz.

281. Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Erster bis dritter Theil. Von B. A. H. (Beschluß.) — Cooper's neuestes Werk. (Excursions in Switzerland, by J. Fenim. Cooper. Zwei Bände.) — Erinnerungen aus dem Leben. Von Ferd. Aug. Oldenburg. Zwei Theile. — Literarische Notizen.

282. Die Waldenser. Roman von H. Koenig. Zwei Theile. — Gott und Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der natürlichen Theologie und ihrer Beweiskraft von Lord H. Brougham. Aus dem Englischen von Joh. Sporschil. — Literarische Notiz. — Bibliographie.

283. Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Oken. Erste bis achtundzwanzigste Lieferung. — Notiz.

284. Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Oken. Erste bis achtundzwanzigste Lieferung. (Beschluß.) — Briefwechsel zwischen Göthe und Schultz. Aus dem rheinischen Museum für Philologie. — Literarische Notizen.

285. Zu Schiller's Bildungsgeschichte, Andeutungen von Schiller selbst. Nebst Beiträgen zur Gesammtausgabe seiner Werke. — Neue Romane des Capitain Marryat. (1. Willy Königs-Eigen. Übersetzt von H. Roberts. Drei Theile. 2. Frank Mildmay, der Flottenoffizier. Übersetzt von H. Roberts. Drei Theile. 3. Japhet, der den Vater sucht. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile.) — Aus Italien.

286. Zu Schiller's Bildungsgeschichte, Andeutungen von Schiller selbst. Nebst Beiträgen zur Gesammtausgabe seiner Werke. (Beschluß.) — Collection de documens inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Première série. — Notizen.

287. Leben des Generals Hans Karl v. Winterfeldt. Von K. A. Varnhagen von Ense. — Dr. Walsh über Konstantinopel. — Notizen.

288. Leben des Generals Hans Karl v. Winterfeldt. Von K. A. Varnhagen von Ense. (Beschluß.) — Dr. Walsh über Konstantinopel. (Beschluß.) — Mancherlei. — Literarische Anzeige.

289. Herr Thaddäus oder der letzte Sajasd in Litthauen. Eine Schlachtschitz-Geschichte aus den Jahren 1811 und 1812. In zwölf Büchern. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. D. Spazier. Zwei Bände. Von W. Häring. — Neue romantische Hundekomödie. — Notiz.

290. Herr Thaddäus oder der letzte Sajasd in Litthauen. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. D. Spazier. Zwei Bände. Von W. Häring. (Beschluß.) — Notizen. — Bibliographie.

291. Freie Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1836 von Eduard Vobrik. — Elisabeth Kulmann. — Notiz. — Literarische Anzeige.

292. Freie Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1836 von Eduard Vobrik. (Fortsetzung.) — Elisabeth Kulmann. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

293. Freie Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1836 von Eduard Vobrik. (Beschluß.) — Skizzen aus Spanien. — Literarische Notiz.

294. Über das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Gottlob Landgrebe. — De l'Italie et de ses forces militaires, par M. le général marquis Gachenet. — Theorie der Schauspielkunst, von C. Thürnagel. — Notiz.

295. Beiträge zur neueren Geschichte aus dem brittischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Zweiter und letzter Artikel. — Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht von J. L. Cooper. Zweiter Band. — Literarische Anzeige.

296. Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall, ein Fasil. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer. — Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht von J. L. Cooper. Zweiter Band. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

297. Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall, ein Fasil. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer. (Fortsetzung.) — Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien. Nach dem Französischen des Paul Piardot ins Deutsche übertragen von Theodor Hell. Erster Theil. — Literarische Notizen.

298. Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall, ein Fasil. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer. (Beschluß.) — Neueste statistische Nachrichten über das Reich Mexiko. — Bibliographie.

299. Brasilien. (1. Zehn Jahre in Brasilien während der Regierung Dom Pedro's und nach dessen Entsetzung. Mit besonderer Hinsicht auf das Schicksal der deutschen Truppen und der deutschen Colonisten. Von Carl Seidler. Erster Band. 2. Beiträge zur Geschichte des Krieges zwischen Brasilien und Buenos-Ayres, in den Jahren 1825, 26, 27, 28 von einem Augenzeugen.) — Philosophie de l'économie politique ou nouvelle exposition des principes de cette science; par M. Joseph Dietens. Zwei Bände. — Literarische Notiz.

300. Brasilien. (Beschluß.) — Wanderungen eines sächsischen Edelmannes zur Entdeckung der wahren Religion. Ein Seitenstück zu den „Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion, von Thomas Moore". In Gemeinschaft mit einem Freunde herausgegeben von G. F. H. Rheinwald. Erster Theil.

301. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835. Kurze und kürzer Artikel. (64. Der Mann des Ruhms, oder Dreißig Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Erste

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 275. — 1. October 1836.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM“

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von Karl Friedrich Ferdinand Sietze. Potsdam, Riegel. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenngleich die merkwürdige Krebsmüllergeschichte, welche zur Zeit ihres Vorganges und späterhin noch so vieles Aufsehen gemacht hat, und stets als eine in guter Absicht unternommene Übereilung des großen Friedrich's angesehen worden ist, nun schon ganzer 57 Jahre her ist, so würde es doch immer nicht zu spät sein, dieselbe von Neuem vorzunehmen und zu beleuchten, insofern dadurch entweder für die Wissenschaft des Rechts, oder auch nur für die Regierungsgeschichte des großen Königs eine Ausbeute zu gewinnen ist. Zufällig in den Besitz eines Convoluts Papiere gekommen, welche zwar nicht zu den Actenstücken jenes berüchtigten Processes selbst gehören, sondern sich nur darauf beziehen, indem sie Mittheilungen der dabei vorzüglich thätigen Personen untereinander enthalten, welche wahrscheinlich der damalige Kammergerichtsdirector Keßler zur Erhaltung des Andenkens der sich darin offenbarten Gesinnungen versiegelt bei den betreffenden Acten niedergelegt hat, überredete sich der Hr. Verf., darin Spuren eines Einverständnisses zur geflissentlichen Hinterziehung der von dem Könige ausgegangenen Maßregeln zu entdecken. In dieser Voraussetzung, die ihm bald zu einer vorgefaßten Meinung wurde *), bemühte er sich tiefer in die Sache einzudringen, um nun von Königsberg aus die Welt darüber aufzuklären, daß der große König 1) keineswegs leidenschaftlich oder eigenwillig, sondern in klarer Anschauung der richtigen Sachbewandniß gehandelt habe; 2) daß seine Verfügungen dem wahren Rechte völlig angemessen waren, und daß 3) endlich derselbe auch der Form nach also zu verfügen wohl befugt gewesen sei. Die Bewandniß der Sache ist kürzlich folgende:

Der Müller Arnold, welcher von der von seinem Vater erkauften Krebsmühle an die Gutsherrschaft zu Pommerzig, den Grafen v. Schmettau, eine Abgabe an Getreide und Geld zu entrichten hatte, war damit verschiedentlich im Rückstande geblieben, auch deshalb ausgeklagt, jedoch immer mit Schonung behandelt worden. Im J. 1774 wurde er deshalb aufs Neue bei dem Patrimonialgerichte belangt und schützte nun vor, daß er diese Abgabe nicht mehr entrichten könne, weil der Mühle durch einen oberhalb derselben 1770 von dem Landrathe v. Gersdorf auf Kay angelegten Teich das Wasser entzogen würde, wobei nur zu bemerken, daß der Müller weder der Anlegung des Teiches, noch sonst bis dahin widersprochen hatte, und daß dieser Teich keine neue Anlage war, sondern schon seit Jahrhunderten existirt hatte, wie aus einem darüber geschlossenen Vergleiche von 1566 erhellt. Der Gerichtshalter ließ sich durch diese Einrede nicht abhalten, dem Müller die Entrichtung seiner Schuld bei Vermeidung der Execution aufzugeben, vollstreckte jedoch diese nicht, weil der Müller bei der Regierung zu Küstrin gegen den Grafen v. Schmettau darauf klagbar geworden war, daß er die Zuwerfung des Teiches bewirke, ihm allen daraus erwachsenen Schaden ersetze und bis dahin von der Einfoderung seines Zinses abstehe. Mit dieser Klage wurde er rechtskräftig abgewiesen und ihm dabei nur die eigne Ausführung seines Rechts gegen den v. Gersdorf vor der Kammer nachgelassen. Nach beschrittener Rechtskraft verlangte nun der Gutsherr 1777 von Neuem von dem Patrimonialgerichte die Beitreibung des Abgabenrückstandes. Da der Müller der Auflage nicht genügte, wurde die Mühle gerichtlich ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen, von welchem sie bald darauf der Landrath v. Gersdorf abgetreten erhielt, sie aber gleich wieder an die Witwe Kölchen um 500 Thlr.

*) Die Beweisführung für deren Widerlegung ist in den Anmerkungen enthalten, um das allgemeine Interesse an der Sache von dem des Sachverständigen zu sondern.

verkaufte, alſo 35 Thlr. unter der Taxe, aber 200 Thlr. über den Kaufpreis des Arnold ſelbſt. Der Arnold hatte das ihm vorbehaltene Separatum gegen den v. Gersdorf nicht angeſtellt, ſondern nur gegen das Subhaſtationsverfahren wiederholte Beſchwerden bei der Regierung und, mit Übergehung des Miniſteriums, bei dem Könige eingereicht, war aber damit zurückgewieſen worden, weil bei jenem nie irgend eine Ungeſetzlichkeit zu entdecken geweſen iſt. Als aber der Müller am 21. Auguſt 1779 den König in Potsdam zum dritten Male antrat, ließ dieſer ihn zu Protokoll vernehmen und beauftragte darauf ſogleich den Oberſten v. Heucking, die Sache an Ort und Stelle zu unterſuchen, wobei der Regierung nur befohlen wurde, aus ihrer Mitte einen Concommiſſarius abzuordnen, der ſich mit dem Oberſten zu vereinigen habe. Beide Commiſſarien vereinigten ſich indeſſen ſehr bald, ſowol über die Grundſätze, als über die Form des Verfahrens, ſodaß der Oberſt allein an den König berichtete, der abgeordnete Regierungsrath Neumann aber an das committirende Collegium, welches dann weiter ſeinen Bericht an den König erſtattete. Dieſer ging natürlich ſpäter ein als jener, auf welchen der König ohne Weiteres dem Juſtizminiſterium befahl, daß den Beſchwerden des Arnold ſofort abgeholfen werden müſſe, weil ihm Unrecht geſchehen ſei. Der Regierung aber ſagte der König: „daß ſie nicht einen Schuß Pulver werth ſei; daß er ſie insgeſammt zum Teufel jagen wolle, weil es wider alle geſunde Vernunft ſei, dem Müller das Waſſer zum Teiche wegzunehmen, daß er nicht mahlen könne, gleichwol von ihm Abgaben zu fodern, und daß ſie die Sache ſofort in Ordnung zu bringen und den Müller gänzlich klaglos zu ſtellen habe". Die Regierung leitete hierauf von Amtswegen ein Verfahren zur Erörterung der Frage ein, ob und wie der v. Gersdorf dem Arnold für ſeinen Schaden aufkommen müſſe, wies aber durch ein Erkenntniß den Letztern mit allen desfallſigen Anſprüchen ab. Die Frau des Arnold ging nun wieder an den König, worauf dieſer dem Kammergerichte befahl, die Acten auf der Stelle abzufodern, die Sache kurz und ohne ſo viele Weitläufigkeiten abzuthun und ihm darüber ohne Verzug zu berichten. Der Appellationsſenat des Kammergerichts beſtätigte das Erkenntniß erſter Inſtanz. Darauf befahl der König, daß die drei Räthe, welche dies Erkenntniß gemacht, mit dem Großkanzler v. Fürſt zu ihm kommen ſollten. Dieſen entſetzte er ſogleich ſeiner Stelle; mit jenen ſtellte er ein Verhör an, ließ ſie ſodann ins Gefängniß werfen, auch die vier älteſten Räthe der Regierung zu Frankfurt und den Hoffiſcal Schlecker arretiren und befahl dem Chef des Criminaldepartements, durch das Criminalcollegium eine kurze, jedoch gründliche Unterſuchung gegen ſie einzuleiten und nach der Schärfe der Geſetze ein Urtheil abzufaſſen, das mindeſtens auf Caſſation und Feſtungsarreſt lauten müſſe. Der Criminalſenat erſtattete ſein Gutachten dahin, daß ſich nirgend ein Grund zu einer Anklage gegen die Inhaftaten finde, und der Miniſter v. Zedlitz ſtellte dem Könige wiederholentlich ausführlich vor, wie ungerecht es ſein würde, gegen dieſe Männer weiter zu gehen, weigerte ſich endlich auch entſchieden, das von dem Könige verlangte Urtheil abzufaſſen. Unterm 1. Januar 1780 entſchied denn der König ſelbſt: daß der Regierungsrath Scheibler und der Kammergerichtsrath Rannsleben, weil ermittelt worden, daß ſie in einigen Stücken bei dem ſonſt einmüthigen Beſchluſſe der Collegien anderer Meinung geweſen, wieder in ihr Amt einzuſetzen, die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, die Regierungsräthe Buſch, Bandel und Neumann, endlich der Hoffiſcal Schlecker aber zu caſſiren und auf ein Jahr auf die Feſtung zu ſchicken, auch dem Arnold aller Schaden aus deren Vermögen ſogleich zu erſetzen ſei.

Es hat dem Ruhme und der Bewunderung des großen Königs bisher keinen Eintrag gethan, daß man dieſe Entſcheidung für einen Machtſpruch gehalten hat. Man hatte erkannt, daß ein Mann von großem Gemüthe, wenn er einmal fehlt, auch in ſeinen Fehlern außerordentlich zu ſein pflegt. Es war ſonſt aus ſeinem Leben bekannt, daß er den Widerſpruch haßte, und daß er Diejenigen nicht leiden mochte, welche, ſeinen Planen entgegenhandelnd, die Weisheit derſelben in Zweifel ſtellten. Man denke nur an den General Fink bei Maxen und das Jahrgehalt, was dieſer vom General Seidlitz bezog. Je mehr Friedrich über ſeinen Beruf nachgedacht hatte, deſto höher leuchtete ihm die Obliegenheit zur Beſchaffung einer guten Rechtspflege ein, und je ſchlechter ihre wirkliche Beſchaffenheit bei dem Antritte ſeiner Regierung war, deſto größer wurde ſein Eifer, durch ihre Umſchaffung ein unvergängliches Verdienſt ſich zu erwerben. Zeuge deſſen ſind ſeine fortlaufenden Verfügungen zu dieſem Zwecke. In dieſem Eifer nun meinte er in dem Krebsmüllerproceſſe einen Vorgang ganz offenbarer Rechtsverletzung entdeckt zu haben, ſei es, daß das wahre Recht durch die Art der Proceßverhandlungen verdreht, oder daß von den Gerichten dem Anſehen der Perſonen zu viel nachgegeben worden. Die Heftigkeit, womit er dabei ſowol die vermeintlichen Advocatenkniffe angriff, als die Gleichheit aller Unterthanen vor Gericht verkündigte, gleichviel ob ſie Prinzen oder Bauern ſeien, weiſt auf Beides zurück. Daß aber der König in der Sache eine ſo entſchiedene Meinung aufgefaßt hatte und das Verfahren der Juſtizbehörden ſo überaus beargwohnte, noch bevor er von der Sache amtlichen und vollſtändigen Vortrag erhalten hatte, dies leitet darauf hin, daß ihm ſolche einſeitig auf eine, ſeinen Affect aufregende Weiſe inſinuirt worden ſein mag, wovon zwar nichts verlautbart hat, wovon ſich aber doch eine gar ſehr erhebliche Spur zeigt. In ſeiner Verantwortung hat der Regierungsrath Neumann nämlich Beweismittel dafür angegeben, daß der Auditeur Bech mit den Müller-Arnold'ſchen Eheleuten, bevor die Sache an den König kam, verkehrt hat und ihr Conſulent geweſen iſt, und daß ebenderſelbe während der commiſſariſchen Unterſuchung der Sache, wobei er die Stelle eines Actuars verſah, noch das Orakel derſelben war.

Durch einen Bruder der verehelichten Arnold, welcher als Soldat bei der Leibcompagnie des Prinzen Leopold von Braunſchweig in Frankfurt ſtand, war Letzterer für deren

Angelegenheit so eingenommen worden, daß er sich dafür lebhaft bei dem auf Visitation der dortigen Regierung zu Küstrin befindlichen Großkanzler v. Fürst verwendete, von diesem jedoch eine schriftliche und mit Gründen unterstützte abschlägliche Antwort erhielt. Bald darauf traten die Arnold'schen Eheleute den König zum dritten Male an, welcher nun, nicht wie bei den ersten beiden Beschwerden, solche dem Justizministerium zur Erledigung zufertigte, auch nicht erst von diesem in der Sache Bericht erfoderte, sondern sogleich dem Obersten v. Heucking den Auftrag ertheilte, die Sache commissarisch zu untersuchen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Dieser v. Heucking wählte, was unstreitig sehr wichtig ist, jenen Auditeur Bech zu seinem Commissionsactuar, von welchem actenmäßig ist, daß er früher als Advocat in Berlin schuldenhalber ausgetreten und später als Justitiar in Sternberg wegen mehrer Malversationen von eben der Regierung zur Untersuchung und Strafe gezogen wurde, gegen welche der König nun aufgebracht war. Es ist ferner Thatsache, daß der Letztere, noch ehe er die Arretirung der von ihm in Verdacht gezogenen Räthe befahl, dem Großkanzler v. Fürst ohne Weiteres bekanntmachte, daß seine Stelle bereits anderweitig besetzt worden sei. In dem Allen ist der Zusammenhang schwer zu verkennen.

Gewiß aber ist anzunehmen, daß, wenn Friedrich noch lebte und das vorliegende Werk läse, er auf der Stelle von seinem Irrthume zurückkommen und einsehen würde, daß nicht Das, was ihm damals von seinen Dienern in der Sache vorgestellt wurde, wie er sich ausdrückte, Advocatenkniffe und Fickfackereien gewesen sind, sondern umgekehrt, daß es in seiner Lauterkeit und Bündigkeit nur mit deren Hülfe angefochten werden konnte. Denn

1) hat der Verf. aus ganz unvollständigen Acten seinen Vortrag gemacht, indem die frühern Proceßacten sämmtlich von ihm nicht haben ausfindig gemacht werden können, sondern nur noch Bruchstücke von Vernehmungen und einige Erkenntnisse, Berichte und Rescripte vorliegen. Sogar Hauptdocumente mangeln, ohne deren Einsicht eine zuverlässige Behauptung in Betreff der durch sie bestimmten Punkte sich gar nicht aufstellen läßt. *)

2) Zeigt derselbe eine Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit in seiner ganzen Auffassung und Ausführung der Sache, die ihn nicht nur zu einer überaus unanständigen und verdächtigen Schreibart und zu häufigen Schmähungen, sondern auch zu ganz unerwiesenen Beschuldigungen und sichtbaren Verleumdungen hingerissen hat **), sodaß die Angehörigen der Angegriffenen ihn deshalb zu belangen wol befugt sind. Die Ehrentitel von unwissend, oberflächlich, böswillig, falsarisch u. s. w. werden fortwährend alle Dem beigelegt, was nicht in seinen Kram paßt. Alle Umstände, welche seiner Ansicht entgegen sind, werden übergangen; diejenigen hingegen, welche seiner Ausführung dienen sollen, der Zeit und der Sache nach in ganz andern Zusammenhang und in ein anderes Licht gestellt, als ihnen zukommt. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dahin gehören besonders das mit dem Teichinspector Schade aufgenommene Besichtigungsprotokoll und dessen Gutachten, der Vergleich von 1566 und die ältern Erwerbungsdocumente von der Krebsmühle, worauf sich die spätern beziehen.

**) Z. B. a) daß Schlecker Justitiar in Kay und als solcher dem Landrathe v. Gersdorf gegen den Arnold behülflich gewesen sei; daß der v. Gersdorf die Witwe Kölchen durch das Versprechen, ihrem Sohne den Abschied zu verschaffen, vermocht habe, ihm die Mühle um 200 Thlr. theurer, als er sie erstanden hatte, wieder abzukaufen, was wenigstens mit deren nachherigem günstigen Zeugnisse in keiner Beziehung steht; daß der Präsident v. Rebeur aus Animosität gegen die von dem Könige beabsichtigte Umgestaltung der Proceßform der königl. Absicht entgegengewirkt habe, und zu Gunsten des Großkanzler v. Fürst, wobei nur zu bemerken, daß der Letztere bereits abgesetzt war, und daß nicht dieser, sondern v. Jariges mit v. Rebeur gegen den Grafen Carmer gekämpft hatte.

*) Beispielsweise folgende Behauptungen: a) Die Krebsmühle könne für kein Eigenthum oder Erbzinsgut, sondern müsse für ein Erbpachtstück angesehen werden, ungeachtet sie in zwei Käufen zu Erb- und Eigenthum übertragen worden war, theils weil in denselben der darauf haftende Getreideschutt die Pacht genannt worden, theils weil überhaupt die Abgaben an die Grundherrschaft mehr betragen als die Zinsen des dafür gegebenen Kaufgeldes, mithin jene im Verhältnisse zu dem Ertrage der Mühle ständen. Allein es ist keine Spur davon vorhanden, daß der Müller Arnold selbst jemals das Eigenthum seiner Mühle verleugnet habe, noch daß darüber Streit gewesen. Auch mußte dies ja nach der Hypothekenordnung von 1750 längst im Klaren sein.

b) Der Guts- und Zinsherr von Pommerzig habe den Müller Arnold gegen den Besitzer von Kay vertreten und Letztern von Anlegung des Teiches als Gewährsmann abhalten müssen, weil dadurch die Mühle Schaden gelitten. Allein, obgleich nicht in Gewißheit gestellt worden ist, ob der Teich oder die Mühle eher existirt haben, nimmt selbst der Verf. jenes für das Wahrscheinlichere an. Actenmäßig ist nur, daß der Teich lange vor 1566 existirt hat, indem sich die Besitzer von Kay und Pommerzig damals über die Benutzungsart des schon vorhandenen Teiches verglichen haben; ferner, daß damals die Krebsmühle ein Zubehör des Gutes Pommerzig war und folglich von dessen Besitzern nachmals erst muß veräußert worden sein. Sonach ist ein Grund zu irgend einer Gewährleistung hier nirgend ersichtlich, da so viel außer allem Rechtsstreite ist, daß, insofern nicht der Besitz eines entgegenstehenden Rechts erworben worden ist, es lediglich von dem Gutbefinden des Besitzers abhängt, ob und wie lange er ihn anspannen oder wüste liegen lassen will.

c) Daß der Müller Arnold schon früher öfter mit seiner Pacht in Rest geblieben war und unter Execution gestanden hat, aber von seinem Zinsherrn immer mit Nachsicht behandelt worden ist, sodaß die Berufung auf die Beschädigung durch die Teichanlage nur als ein Verwand der letzten Renitenz erscheint, zumal der Müller zu der Herstellung des Teiches drei Jahre lang still gewesen ist und dann erst sich darauf berufen hat. Das scheint der Verf. so wenig bemerkt zu haben, als daß der Müller, als er den Weg zum Könige gefunden, in der Betreibung seiner Angelegenheit vor Gericht sich weiter nicht sehr betriebsam gezeigt hat, vielmehr trotzig auf die Hülfe, welche er von oben her bereits erwartete. So ist absonderlich seine Versäumniß der Rechtfertigung der Appellation in dem vierten Termine aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, zu deren Entschuldigung sein eigner Mandator, Namens Grävell, nichts vorzubringen gewußt hat. Der Verf. legt auf die dadurch veranlaßte Präclusion ein großes Gewicht, bedenkt aber nicht, daß die Fortsetzung des Rechts-

Autographa von Johann Michael Moscherosch.

Die große Theilnahme, welche unsere ältere Literatur gegenwärtig wieder findet, hat manche Unternehmung ins Leben gerufen, die, je schwieriger sie ist, desto mehr von allen Seiten unterstützt zu werden verdient, damit sie den immer möglichen Grad von Vollständigkeit und Vollendung erhalten kann. Von dieser Art scheint die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur", von der bei Basse in Quedlinburg neuerdings die ersten Bände erschienen sind. Unter den zahlreichen und werthvollen deutschen Handschriften der hamburgischen Stadtbibliothek, die zum Theil noch unbekannt und unbenutzt sind, findet sich auch ein Werk von dem berühmten Satiriker Johann Michael Moscherosch, und zwar in der Originalhandschrift des Verfassers. Die beabsichtigte Aufnahme dieses Dichters in jene Sammlung veranlaßt den Unterzeichneten die Aufmerksamkeit der Sachkenner auf jenes Werk zu lenken, das fast ganz unbekannt geblieben zu sein scheint. Wenigstens nahmen weder die Bearbeiter unserer Literaturgeschichte, noch der letzte Herausgeber des Hauptwerkes unseres Dichters, Heinrich Dittmar („Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philander's von Sittewald", Berlin 1830), obgleich der Letztere in der Abhandlung über Leben und Schriften des Dichters manche Nachrichten aus dem handschriftlichen Besitz der Familie benutzte, nicht die geringste Notiz von der Existenz dieses Werks. Man muß daher wol annehmen, daß es gar nicht gedruckt worden ist, und das ist um so wahrscheinlicher, da es vom Verf. nicht vollendet ist, obgleich es in die frühere Lebensperiode fällt und in zwei, theilweise in drei Überarbeitungen vorliegt. Sollte es bei der häufigen Veränderung des Wohnorts und bei den vielen Unglücksfällen des Verf. demselben abhanden gekommen sein? das möchte man um so eher vermuthen, da so manche andere Papiere bis auf den heutigen Tag von der Familie aufbewahrt sein sollen.

Die beiden Handschriften, welche verschiedene Überarbeitungen eines und desselben Werkes enthalten, stammen aus der Uffenbach'schen Bibliothek, die in Frankfurt am Main gesammelt ward und aus der unser hochverdienter J. C. Wolf, Prof. am akad. Gymnasium, 1200 Handschriften erwarb, die mit seiner übrigen Bibliothek einen Hauptbestandtheil unserer Stadtbibliothek ausmachen.

Im Katalog der Uffenbach'schen Bibliothek (Frankfurt 1748) S. 190 sind die erwähnten Handschriften folgendermaßen bezeichnet:

Fol. Joh. Mich. Moscherosch, Poetae et satyrici clariss. de Patientia liber rhythmis Latino-Germanicis conscriptus 1627. Auctoris Autographum.

Quarto. Ejusdem adparatus ad praecedens opus de patientia continens potissimum veterum ac recentiorum sententias.

Diese zweite Handschrift in Quart scheint die ältere zu sein und die erste Anlage des Werks zu enthalten. Sie führt den Titel: „Prima Patientia Philander." (So nannte sich bekanntlich Moscherosch.) Dann folgt ein lateinisches Epigramm mit der Überschrift:

Pati - entia
Ad Paulum

In cuius sedem fixit Patientia corde
Ille *Pati* quaevis *Entia*, Paulle potest.

Die Handschrift besteht aus einzelnen Blättern von ungleicher Größe, die offenbar erst später zusammengefügt sind. Jedes Blatt enthält ein deutsches Epigramm, das mit dem lateinischen Worte Patientia schließt. Meistens sind ähnliche Sentenzen aus der Bibel und den Prosanschriftstellern, sowie Beispiele aus der Geschichte hinzugefügt.

Die Foliohandschrift enthält theils dasselbe, theils Anderes. Zuerst steht in etwas kleinerem Format als der übrige Theil des Buchs eine Sammlung deutscher Epigramme, prosaischer Aufsätze und lateinischer Epigramme, denen der Titel vorgesetzt ist: „Quaedam ad titulum Notae 1 Patientia. Auth. J. M. Moscherosch 1627." An der Seite varia ad varias editiones.

Dann folgt in etwas größerem Format das eigentliche Werk: „Patientia Prima." Die prosaische Einleitung führt die Überschrift: „Patientiae Necessitas", und beginnt mit folgendem Epigramm:

Wiltu Mensch mit Frieden leben
Ach so lerne die Gedult:
Sonst wird man dir selbst die schuldt,
Daß du nicht fortkommst, geben.
Drumb ist Patientia
Aller Tugend Anfang da.

Dieses wiederholt sich auf der dritten Seite mit einem ausführlichen Commentar, der jedem der folgenden Epigramme hinzugefügt ist. Auf dem achten Blatte fängt eine andere Abtheilung an, deren erstes Epigramm die Überschrift führt: „Infantium loctio." Es lautet:

Bistu ins ein Kind geboren?
Mit dir kommt Creuz und Noth:
Weh und Weinen bis zum Todt:
Offt geprickt, erschröckt, verschworen,
Und ist Patientia
Nun das einig Mittel da.

Manche Epigramme und besonders die prosaischen Erklärungen sind nicht ohne Werth für die Sittengeschichte der Zeit, z. B.:

Bist du ein Paenal geworden
Und mußt leiden Pein und Plag
Von Schoristen alle Tag,
Biß kommst in Studenten Orden
So ist Patientia
Nur das beste Mittel da.

Der Commentar reicht aber nicht über 80 Blätter hinaus: die folgenden, noch sehr zahlreichen Epigramme, welche meistens einen ähnlichen Ausgang haben, sind ohne Erklärungen bis auf einige der letzten. An einigen Stellen sind auch lateinische Gedichte eingestreut.

Am Schluß der Handschrift sind zwei gedruckte Sachen angebunden, welche für Geschichte der Zeit und des Dichters, ungeachtet ihres kleinen Umfangs, nicht ohne Werth sind: 1) Was der Adel sei. Auth. Esaia Eckie. 2) Eine Sammlung lateinischer Gedichte, in denen Moscheroschens Freunde seine Abreise von Strasburg nach Frankreich besangen 1624.

Hamburg. Prof. C. Petersen.

---

mittels blos den Unterschied zwischen dem Preise des reinen und des Mengekornes, also etwa 1/6 der ganzen Schuldsumme betragen hätte, wodurch in dem übrigen Gange der Sache selbst nichts geändert wurde. Ebenso erhebt derselbe darüber Aufsehen, daß dem Gerichtshalter, nachdem er die Execution verfügt hatte, erst die Weisung zugegangen ist, daß er zuvörderst ein Liquidum constituiren und die Execution erst in das Mobiliare vollstrecken möge, bevor er die Mühle angreife. Letzteres war aber unstatthaft, weil kein Mobiliare dazu vorhanden war, und Ersteres betraf nur die Feststellung des Geldbetrages für das executivisch beizutreibende Zinsgetreide.

Literarische Notizen.

Der Baron Barchou de Penhoen hat soeben eine „Histoire de la philosophie allemande" in zwei Bänden herausgegeben, welche die deutschen Philosophen von Leibnitz bis Hegel umfaßt.

Delecluse, dessen früherer Roman „Mademoiselle Justine de Liron" mit Beifall aufgenommen ward, hat jetzt einen neuen: „La première communion" geliefert, der ebenfalls die Anerkennung der Gebildeten findet. Alph. Baudot's Roman: „La Madone de Montbazon" ist durch Sujet, glänzende Darstellung und trefflichen Styl ausgezeichnet. — „Cléopatre, reine d'Egypte", in zwei Bänden von J. de Saint-Felix, ist einer der unterhaltendsten neuern historischen Romane der Franzosen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 276. — 2. October 1836.

Ausübung loberſtrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Juſtiz, in weſentlicher Differenz dargeſtellt von Karl Friedrich Ferdinand Sietze.

(Fortſetzung aus Nr. 275.)

3) Noch weit mehr offenbart ſich die Richtung des Verf. in den rechtlichen Momenten, welche er angeführt hat, um dadurch ſeiner Ausführung ein rechtliches Anſehen zu geben. In der Hauptſache ſetzt er ſchon als im Rechte feſtſtehend voraus, was erſt aus der Unterordnung der Thatſachen unter die Rechtsſätze zu erörtern und zu erſchließen geweſen wäre. Indem er ſolchergeſtalt durch dieſe Vorausſetzungen unvermeidlich ſchon vom richtigen Wege abgeführt werden mußte *), hat er ſeine Verirrung noch dadurch vergrößert, daß er, in der Meinung und Abſicht, zu zeigen, die Ungerechtigkeit des von

*) Dieſe irrigen Vorausſetzungen ſind: a) daß von Hauſe aus die Sache dadurch falſch eingeleitet und rechtswidrig behandelt worden ſei, indem der Patrimonialrichter nicht den Müller Arnold über Alles belehrte, wodurch er ſich den Geſetzen nach gegen ſeinen Zinsherrn ſchützen konnte, und daß er nicht von Amts wegen alle Thatſachen und Umſtände aufklärte, auf welche es hierbei ankam; inſonderheit daß

b) nicht ins klare Licht geſtellt wurde, wie viel Waſſer der Krebsmühle durch die Wiederanlegung des neuen Teiches entzogen würde, und welchen Schaden ſie dadurch am Mahlwerke erleide, indem es von vorn herein außer allem Zweifel ſei, daß ein Teich durch Einſaugen und Verdunſten Waſſer verzehre; endlich

c) daß der Zinsherr dafür dem Müller die Gewähr zu leiſten und entweder dafür aufzukommen, oder die Teichanlage zu verhindern habe.

Dies Alles iſt aber ungegründet. Es iſt an ſich bekannt, daß liquide Foderungen durch illiquide Einreden nicht aufgehalten werden dürfen. In Brandenburg iſt es aber überdies geſetzlich, daß die Gutsherren ihre hergebrachten Zinſen und Pächte ohne allen Proceß entweder ſelbſt oder durch die Gerichte executiviſch beitreiben laſſen können. Dieſem gemäß machte der Hoffiscal Schlecker ganz in der Ordnung die executive Auflage und that mehr als er zu thun brauchte, daß er die Vollſtreckung der Execution ausſetzte, weil der Müller bei der Regierung klagbar geworden war. Alle Anſchuldigung pflichtwidriger Unterlaſſungen, die ihm der Hr. Verf. aufbürden wollen, fallen damit von ſelbſt weg. Später verſteht ſich ſchon von ſelbſt, daß, nachdem rechtskräftig feſtſtand, daß die Anlaſſung des Teiches der Abentrichtung des Zinſes keinen Eintrag thue, darauf nicht mehr eingegangen werden durfte. Aber auch in dem Verfahren zwiſchen dem Müller und dem Teichbeſitzer iſt vollkommen geſetzlich die techniſche Unterſuchung der Conſumtion des Teichwaſſers bei Seite geſetzt worden. Denn einmal beſtimmen die damaligen und die jetzigen Geſetze, daß, wenn ein Präjudicialeinwand erhoben wird, eine weitläufige Beweisaufnahme in der Hauptſache ausgeſetzt werden müſſe, bis über jenen verwerfend entſchieden worden iſt. Nun hatte der v. Gersdorf den Einwand gemacht, daß er dem Arnold für keinen Schaden einzuſtehen brauche, der ihm aus dem rechtmäßigen Gebrauche ſeines Eigenthums erwachſe, und dieſer Einwand iſt für gültig erkannt worden, womit alle Unterſuchung des angeblichen Schadens wegfiel. Aber auch hiervon abgeſehen, iſt es ungegründet, daß an und für ſich ſchon ausgemacht ſei, wie die Speiſung eines Teiches mit Waſſer einer unterhalb liegenden Mühle ſchädlich werden müſſe. Denn nicht darauf kommt es an, wie viel Waſſer der Teich verzehrt, ſondern wie viel das Mühlenfließ führt, und ob ſolches für den Teich und die Mühle hinreicht? Es kann ein Teich einer Mühle ſogar nützlich werden, weshalb bei allen Mühlen an nicht ununterbrochen fortfließenden Gewäſſern beſondere Mühlteiche zur Aufſammlung und Spannung des Waſſers angelegt ſind. Lächerlich iſt deshalb das Verlangen des Erweiſes einer Negative (S. 219), der Unſchädlichkeit des Teiches, da vielmehr die Behauptung deſſen Schädlichkeit das ganze Fundament der Klage abgab, ohne deren Erweislichmachung der Kläger ſachfällig werden mußte. Dieſer Beweis konnte doppelt geführt werden, entweder a priori durch Berechnung der nöthigen Waſſerkraft, oder a posteriori durch die Ermittelung des Fortganges der Mühle nach der Teichbeſpannung. Bei jenem Beweiſe war aber nicht zunächſt darauf zu ſehen, wie viel Waſſer der Teich verzehre, weil namentlich das Einſaugen in den Boden, wenn der Teich zur Zeit überflüſſigen Waſſers angelaſſen und anſehnlich geſpannt wird, der Boden daher geſättigt iſt, für die Mühle ganz unſchädlich werden kann, ebenſo, wie das Verdunſten, wenn ſie zu jener Zeit hätte das Waſſer frei laufen laſſen müſſen, ſondern darauf, wie viel Waſſer das Fließ überhaupt führt und wie viel davon in der trockenen Zeit zur Anfriſchung des Teiches entzogen wird. Da weder die Jahreszeiten noch die Jahre in dem Waſſerſtande ſich gleich ſind, ſo würde dieſe Ermittelung eine ſehr lange und ſehr koſtſpielige geworden ſein. Sie konnte aber nur dann von Erheblichkeit ſein, wenn überhaupt erſt erſichtlich war, daß die Mühle ſeit der Anlaſſung des Teiches weniger Mahlwaſſer hatte als ſonſt. Der Sache ganz angemeſſen wurde daher hierauf zunächſt die Beweisaufnahme durch Zeugen gerichtet, welche als ſolche und da ſie keine Sachverſtändige waren, natürlich nur in Betreff ihrer Sinneswahrnehmungen, nicht ihrer daraus gefolgerten Urtheile glaubwürdig waren. Sehr zweckmäßig wurde dieſer Beweis auf die Nebenumſtände mitgerichtet, inwiefern die Nichträumung des Mühlenfließes oder die ſchlechte Beſchaffenheit des Gerinnes und der Freiarche mitwirkende Urſachen eines Stillſtandes der Mühle wären, und wie ſich der Waſſer-

dem Könige gemisbilligten Verfahrens und der übereinstimmenden Entscheidungen der Gerichtshöfe bestehe in der That und deren Aufhebung sei eine Handlung der Gerechtigkeit des Staatsoberhauptes gewesen, es sich vorgesetzt hat, in allen Stücken das Gegentheil von Dem für Recht auszugeben, was die Gerichtshöfe dafür erkannt haben. Solchergestalt ist er verleitet worden, nicht nur theilweis neue Rechtstheorien aufzustellen, sondern auch Rechtsgrundsätze zu behaupten, wobei man bald über den sich darin offenbarenden Aberwitz lachen, bald über die kundgegebene Unkunde der vaterländischen Verfassung und Gesetzesbestimmungen sich bei einem Manne verwundern muß *),

zufluß bei der zwischen dem Teiche und der Krebsmühle liegenden Schneidemühle verhalten habe. Denn ganz unbedenklich muß die untere, nicht größere Mühle hinreichendes Wasser haben, wenn es die obere hat; und es ist eine leere Einbildung (S. 125), rücksichtlich der Verschiedenheit des Gefälles solches bestreiten zu wollen. Nicht zu gedenken, daß dem durch eine Erhöhung des Gerinnes leicht abzuhelfen wäre, hat das Gefälle wol die ganze Mühlenanlage bestimmt, ist aber auf die Gehbarkeit der Mühle weiter ohne Einfluß. Wenn endlich die Wiederanlassung des Teiches nicht auf den Grund einer auf der Mühle haftenden Realbeschwerde, sondern vermöge der freien Handlung eines Dritten geschah, so ergibt sich daraus schon, daß die ganze Vorstellung von einer dem Zinsherrn obgelegenen Gewährleistung eine verschrobene sei. Hiervon verschieden ist die Frage, inwiefern er zu einem Zinserlasse verbunden gewesen? Dabei ist vom Verf. an den wesentlichen Unterschied der Erbzins- und der Zinsgüter nicht gedacht worden, auch gar nicht klar, zu welcher Gattung die Mühle gehörte? Aber auch bei den Erbzinsgütern gibt es kein Gesetz, welches einen solchen Erlaß am Zinse um der Beschädigung eines Dritten willen angeordnet hätte, sondern nur aus der Ausführung der Juristen war von einigen Gerichtshöfen die Meinung angenommen worden, daß dieses stattfinden müsse, wenn durch die Kraft der Natur oder höhere Gewalt dem Besitzer die Nutznießung gänzlich entzogen worden (Allgem. Landrecht I, 18. §. 758 fg). Jedenfalls beschränkte sich ein solcher Remiß auf Dasjenige, was aus dem Ertrage des belasteten Grundstücks nicht weiter zur Berichtigung des Zinses zu erschwingen war. Da überhaupt gar keine Verschlechterung der Mühle durch die Teichanlage hatte dargethan werden können, so konnte schon aus dieser Ursache von einem Zinserlasse gar nicht die Rede sein.

*) Solche Vorwürfe erheischen Beweis. Also

A. Neue Rechtstheorien:

1) über die Vorschriften des römischen Rechts wegen Benutzung der Privatflüsse, d. h. derjenigen, die nicht schiffbar sind, welchen Unterschied das Allgem. Landrecht II, 15. §. 38 u. 39 (vgl. I, 6. §. 36 u. 8. §. 13) ebenfalls beibehalten hat. Jedes Lexikon hätte dem Verf. gesagt, daß Rivus ein Bach, ein Wasserlauf heißt; ihm aber ist es eine Wasserleitung (Aquaeductus); ein Flumen privatum ist ihm blos ein Gießbach, ausserdem flumen und aqua profluens (vorbeifließendes Wasser, dessen Besitz Niemand ergriffen hat) gleichbedeutend. Allerdings ist es ein Versehen, wenn (S. 96) anstatt der L. 26 D. de damno infecto, welche klare Maße gibt, die L. 7. C. de servit. et aqua sich allegirt findet; allein keineswegs enthält die letztere Stelle etwas Entgegengesetztes, sondern nur ein Verbot gegen die Beeinträchtigung einer Servitut, welche immer auf einer besondern Rechtserwerbung beruhen muß. Der Verf. beschuldigt also nicht nur mit Unrecht den Ref., seiner Pflicht, die Rechtsmaterie zu repetiren, nicht genügt zu haben, da er den Lauterbach und Mevius anzieht, sondern Jener darf auch nur weiter „Leyseri Jus georgicum" III, 33. §. 42, „Voetii Commentarius, ad D." VIII. §. 6 und der es unternimmt, die übereinstimmenden und von allen Ministern anerkannten Aussprüche dreier Gerichtshöfe

Stryckii „Usus modernus", ibid. §. 8 et 9, wo namentlich der hier vorgelegene Fall vorkommt, nachsehen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß die Entscheidung dem Gesetze und dessen bewährtesten Auslegern gemäß gewesen ist.

2) Nach sächsischem Rechte ist die Mühlengerechtigkeit eine Befugniß, zu deren Ausübung jede Ortsobrigkeit Concession zu ertheilen das Recht hat (S. 112), und wogegen den schon vorhandenen Müllern im Allgemeinen und ohne besondern Rechtstitel kein Widerspruch zusteht, wie noch in dem Rescript vom 1—7. Sept. 1800 als herkömmliches Recht anerkannt ist, auch solches durch den bloßen Nichtgebrauch keineswegs verloren geht, worüber Hommel und Schaumburg Auskunft geben. Wie es den Anschein hat, gilt dem Verf. die gänzliche Ableitung eines Flusses und der Gebrauch und Besitznahme von Wasser aus demselben für einerlei.

B. Unkunde, wozu auch die schon gerügte Ignorirung der Befugniß zur Beitreibung hergebrachter Zinsen und der Nichtverpflichtung zum Erweise einer Negative gehören, zeigt sich auch darin, daß der Verf. (S. 41) annimmt, es enthalte die Verweisung der Sache von der Regierung an die Kammer eine Art von Rechtsversagung, da doch bei den Kammern besondere Justizdeputationen zur rechtlichen Verhandlung der vor die Kammern gewiesenen Streitigkeiten bestanden, welche einen privilegirten Gerichtsstand der Sachen bildeten, mit Ausschließung jeder Prorogation desselben.

C. Aberwitz.

1) Nach dem Verf. durfte der Arnold nur angehalten werden, bis zur Entscheidung seines Einwandes ad *Depositum* oder gegen Caution seinen rückständigen Zins zu zahlen (*S. 35*). Ja, wenn er einen Arrest oder ein Retentionsrecht zu begründen vermochte, wovon nichts erhellet; außerdem keineswegs.

2) Derselbe stellt sich, nicht einzusehen, daß jedes Rechtsverfahren, so von einer andern Person und vor einem andern Gerichte angebracht wird, ein Proceß für sich ist, und daß deshalb die mehren Processe, in welche der Arnold verwickelt wurde, nicht einen Proceß ausmachen, wenngleich sie conner sind (S. 58). Die Vorschrift des „Codex Frider." wegen chikanöser Processverzögerung und deshalb anzuordnender Specialcommission paßt darum hierher gar nicht.

3) Derselbe findet eine schuldbare Übertretung der Processordnung darin, daß der Regierungspräsident nach jener kränkenden Cabinetsordre, worin er das ganze Collegium zum Teufel zu jagen drohte, nicht die Commissionsacten einem oder zwei Räthen zum schriftlichen Vortrag zuschrieb, sondern das ganze Collegium zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberief, in welcher die Actenstücke selbst vorgelesen, sodann Punkt für Punkt debattirt und ein Beschluß darüber gefaßt, dieser sogleich einem Referendar vom Präsidenten zu Protokoll laut in die Feder dictirt, in eben der Art am Schlusse endlich vom Präsidenten selbst das Erkenntniß gefaßt und vom ganzen Collegium vollzogen wurde. Wenn auf solche Weise nach einem so außerordentlichen Vorgange eine außergewöhnliche Vorsicht beobachtet worden ist, hat wol Niemand denken können, daß er deshalb noch einmal getadelt werden würde.

4) Der Verf. hält die sämmtlichen Proceduren in der Sache für null und nichtig und meint deshalb, die Regierung hätte auf des Königs Befehl sie gleich aufheben und die Sache von vorne nach dessen Absicht einleiten sollen. Aber es lagen rechtskräftige Erkenntnisse vor, zu deren Vernichtung eine begründete Nullitätsbeschwerde, rechtliches Verfahren und rechtliches Erkenntniß darüber unumgänglich nöthig sind. Allerdings erhellt aus einer spätern Cabinetsordre des Königs wohl (S. 80), daß es seine Meinung war, die Sache solle ohne processualische Weiterungen abgemacht werden. Dazu konnte sich aber doch kein Gerichtshof hergeben. Nur wer mit dem

anzufechten, welche sie, unerschüttert von den Drohungen eines erzürnten Königs und die Vollführung seiner Gewaltsamkeit schon vor Augen habend, in treuer Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit gethan haben.

Aus alle Dem ist so viel ersichtlich, daß eine Sache nicht so schlecht sein kann, daß sich nicht Jemand finden sollte, der die Stirn hat, sie zu vertheidigen, zumal wenn es auf die Vertheidigung eines Erdengottes ankommt. König Friedrich selbst sah der Sache besser auf den Grund. Nicht nur bezeugte er dem Minister v. Zedlitz seine Gnade ausdrücklich über die von ihm bewiesene Rechtschaffenheit*), sondern foderte diesen auch noch am folgenden Tage auf, „ihm noch schleunig anzuzeigen, wer die eigentlichen Urtheilsfasser wären, da er nicht intentionirt sei, Unschuldige unglücklich zu machen". Ein deutlicheres Eingeständniß der Erkenntniß des Misbrauchs der Macht abzulegen, war der König nicht im Stande, daher denn, da der Minister pflichtmäßig, einen Unterschied unter den Opfern zu machen, sich enthalten mußte, er es bei seiner Entscheidung zwar bewenden ließ, die Verurtheilten ihrer Haft jedoch noch vor Beendigung des Jahres entließ. Nach seinem Tode trat der ebenfalls seines Amts entsetzte Präsident der Regierung zu Küstrin den Thronfolger um eine Revision der Sache und Aufhebung des geschehenen Unrechts an. Der König ließ sich von dem Lieblinge seines Vorgängers, dem Großkanzler Grafen Carmer, Bericht erstatten, in welchem dieser keinen Anstand nahm, des gebeugten Rechts sich anzunehmen, worauf der König auf Grund des verworfenen Gutachtens des Criminalsenats ein freisprechendes Erkenntniß ausfertigen und die noch Lebenden wieder in ihre Stellen einsetzen, ihnen auch das für den Arnold bereits Bezahlte erstatten, über den Civilanspruch des Müller Arnold aber von dem Geheimen Obertribunale in dritter Instanz erkennen ließ. Auch dieser oberste Gerichtshof bestätigte die frühern Erkenntnisse als überall zu Recht beständig. Merkwürdig ist hierbei, daß der König in seiner Ordre vom 27. Oct. 1786 die als einen Machtspruch angefochtene Entscheidung seines Vorgängers mit eben diesem Ausdrucke bezeichnete, den er nachher in das Gesetzbuch aufzunehmen nicht dulden wollte. Um so auffallender ist es, daß der Hr. Verf. dieser Bezeichnung widerspricht und die Rechtmäßigkeit der Entscheidung nach Inhalt und Form, als eines Ausspruchs des höchsten Richters im Lande, verficht, eines Majestätsrechts, dessen eigner Ausübung der König sich erst später durch die Einsetzung der Gesetzcommission begeben habe. Denn grade darum, weil der König aus dieser Veranlassung wohl eingesehen habe, „daß der Vorbehalt der Rechtsentscheidung in höchster Instanz für den Inhaber der höchsten Machtvollkommenheit nothwendigerweise auf eine Verwirrung der Begriffe hinauslaufen würde, die verderbliche Folge haben müßte", habe er zur Vermeidung dessen jene Staatsbehörde eingesetzt, welche ebendarum in dem Staatsorganismus eine nicht zu entbehrende vorstelle. Hierüber sind wir mit dem Verf. einverstanden, indem in allen Fällen, wo es auf eine authentische Auslegung oder auf eine Ergänzung der Gesetze hinausläuft, außerdem ein Zusammenfluß der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt unausbleiblich ist, sei es in den Gerichtshöfen oder beim Staatsoberhaupte, worin grade das Wesen des Despotismus besteht. Der Gegensatz desselben, der Rechtszustand im Staate, besteht eben in der äußern Sicherheit, daß Jedermann unter der Herrschaft der Gesetze frei sich ergehen kann, und daß vermöge deren Beobachtung jedes Recht unverletzlich ist. Darin liegt die unbedingte Nothwendigkeit der Trennung der Gesetzgebung von dem Richteramte. Das heißt keine Begebung der richterlichen Gewalt selbst, welche ein unveräußerlicher Bestandtheil der Hoheit ist, sondern nur die Unerlaßlichkeit der Bestellung von Gerichten, welche in ihren Richtersprüchen unabhängig von der Staatsgewalt, in der Ausübung ihres Amtes aber derselben durchaus verantwortlich und also ihrer Beaufsichtigung unterworfen sind. Jedes Gericht kann nur vermöge seines erhaltenen Auftrags im Namen des Staatsoberhauptes Recht sprechen; aber was es in jedem einzelnen Falle für Recht gesprochen hat, muß auch vermöge dieses Auftrags für Recht gelten, weil außerdem die Hoheit mit sich selbst in Widerspruch gerathen müßte. Auf solche Weise entsteht die Verschiedenheit des materiellen und formellen Rechts im Staate und die Vorherrschung des letztern als unvermeidlich ganz von selbst. Aber die Gesetzgebung ist es sich und der Gerechtigkeit schuldig, daß diese Verschiedenheit so gering als möglich sei, d. h. daß das formelle Recht nicht der subjectiven Vorstellungsweise des jedesmaligen Richters anheimgegeben sei, sondern sich nach objectiven Regeln richten und daran erkennbar sein müsse. Es ist also nicht nur nothwendig, daß das Recht von Rechtskundigen gehegt werde, welche sich über ihre Wissenschaft und Fertigkeit in der Anwendung des Rechts genügend ausgewiesen haben, sondern auch, daß für das

---

Verf. unheilbare Nichtigkeiten darin zu finden weiß (S. 63), daß die Schädlichkeit des Teiches nicht von Amts wegen genau untersucht, und daß von einem Präjudicate in Betreff des Zinserlasses keine Anwendung gemacht worden war, obschon er selbst (S. 297) die Würdigung jedes Präjudicats in das richterliche Ermessen stellt, da doch nur allein die Beiseitesetzung der Essentialia processus und ein Spruch gegen ein ausdrückliches und klares Gesetz eine solche Nichtigkeit begründen, hätte so sich zu helfen wissen können.

5) Am niedlichsten macht sich der Verf., wenn er (S. 160) kein Bedenken darin findet, nachdem die Mühle im öffentlichen Verkauf zugeschlagen und bereits in den Händen eines Dritten befindlich war, diesen ohne Weiteres heraus- und den Müller Arnold wieder hereinzusetzen, weil es sich hier um eine nothwendige Abtretung zum allgemeinen Besten gehandelt habe.

*) Nachdem der König dem Minister viele Vorstellungen gemacht und dieser ihm geantwortet hatte: er solle nur sagen, ob er ihm gehorchen wolle oder nicht, schrieb der brave v. Zedlitz: „Ich habe Ew. Königl. Maj. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Überzeugung vornehmen könnte. Aus den angezeigten Gründen werden Ew. Maj. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin, ein condemnatorisches Urtheil gegen die arretirten Beamten abzufassen."

Verfahren zur Erkennung der Merkmale, wodurch der Rechtsbegriff in jedem Falle bestimmt wird, sowie für die Erweislichmachung derselben durch die Parteien umfassende Regeln aufgestellt werden, aus deren Beobachtung die Objectivität der Rechtssprüche hervorgeht und sich daran abnehmen läßt. Was einmal Rechtens ist, muß es immer und für Alle sein. Daraus ergibt sich, daß der Souverain niemals das Richteramt selbst versehen darf, weil er sich weder einer Prüfung seiner Rechtskunde unterziehen, noch die Gültigkeit seines Ausspruchs den Proceßregeln unterwerfen darf, ohne deren Beobachtung doch kein Richterspruch für einen Rechtsspruch gelten mag. Die Geltung seines Willens ist wesentlich subjectiv; er gilt, weil es sein erklärter Wille ist; aber ebendarum kann durch ihn niemals ein richterlicher Ausspruch gefällt werden. Darin eben liegt das Abscheuliche der Kriegsgerichte und Specialcommissionen, daß durch sie diese, zur Aufrechthaltung der Rechtssicherheit unumgänglich nöthige Trennung verstecktermeise vernichtet wird; und sie sind mit Recht um so gehässiger, je abhängiger solche außerordentliche Richter von dem Willen Desjenigen sind, der sie despotisch dazu bestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand in England.

Chateaubriand's Buch über England ist ins Englische übersetzt, unter dem Titel: „Sketches of english literature, with considerations on the spirit of the times, men and revolutions, by the Viscount of *Chateaubriand*" (Zwei Bände. London 1836). Bei dieser Gelegenheit äußert sich die englische Kritik über den berühmten Verfasser folgendergestalt: „Es ist für einen englischen Kritiker unmöglich, eine genaue Schätzung von Chateaubriand's Werth abzugeben. Er ist das Ideal des französischen Genius, und um dies zu messen, müssen wir uns auf die Richtungen eines Geschmacks beziehen, der dem unsrigen oft schnurstracks entgegengesetzt ist. Wir haben in unserer Sprache keinen Styl, der der poetischen Prosa Frankreichs entspricht. Solche Schriftsteller würden unter uns ihren Ausdruck in Versen gefunden haben, eine Form, die man in England für den freien Ausfluß der Gefühle und Gedanken durchaus angemessen hält. Keine Prosa entspricht dieser Freiheit, aber auf der andern Seite entspricht sie derselben auch noch in höherem Grade, da man mittels Rhythmus, Reim und Klang eher zu Übertreibungen gelangt. Wir müssen bemerken, daß in einer Übersetzung Chateaubriand das ihm ganz eigenthümliche Gepräge eines melodiertichen und pittoresken Styls verliert. Es ist eine Affectation, wenn man jenseits des Kanals diese so ausschließlichen und ausgeprägten Eigenthümlichkeiten nachbilden will. Unstreitig ist Ch. einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts. Man muß die Größe eines Genius hauptsächlich nach zwei Umständen messen, erstlich nach dem Anklang, den er in seinem eignen Vaterlande findet, sodann nach den Einflüssen, die er ausübte. Der Ruf Chateaubriand's in seinem Geburtslande gehört zu den außerordentlichsten und gründet sich vorzüglich auf die Leidenschaftlichkeit, auf den Adel und die Treue — mit einem Wort auf die feinen und durchaus edeln Elemente seiner Poesie. Der Einfluß seiner Schriften hat aller modernen imaginativen Literatur einen mächtigen Impuls gegeben. Unendlich mächtig ist Chateaubriand in Jugendeindrücken. Wir glauben, daß, wer im Knabenalter die „Atala" gelesen, wol für immer dem edeln Beschützer der altlegitimen Dynastie gewogen bleibt. „Die Erinnerung der Jugend", sagt das arabische Sprüchwort, „ist ein Seufzer", und ein Seufzer ist doch der wirkliche Odem, den wir einziehen. Die Scene in dem Wald, wo in dem Sturm der Lüfte die jungen Indianer das Echo des Aufruhrs in ihrem eignen Herzen vernehmen, diese Scene ist das Original geworden von fast der Hälfte aller jener leidenschaftlichen Gemälde, welche die Kämpfe zwischen der himmlischen und irdischen Liebe schildern. Als das berühmte Pamphlet zu Gunsten der Bourbons erschien, so durchtönte es Frankreich gleich einem Trompetenstoß. Mögen nun unsere politischen Meinungen, auch in Betreff dieses Gegenstandes, weit entlegen von denen Chateaubriand's sein, denn in der That waren ja die Bourbons, gleich den Stuarts, die Schmiede ihres eignen Verhängnisses dadurch, „daß sie nichts vergaßen und nichts lernten", so müssen wir doch die Poesie und die schöne Treue bewundern, womit hier ihrer Sache das Wort geredet wird. In einem so materiellen Zeitalter, wie das gegenwärtige, sollten alle Regungen, die uns unserer Selbstsucht entheben, von uns als Pflichten und als heilige Pflichten geachtet werden. Eine edle Empfindung erzeugt die andere, und wir mögen von den erhabenen Gefühlen Dasselbe sagen, was Schiller von den Göttern:

Nimmer, glaubt mir,
Erscheinen die Götter
Nimmer allein."

Ja wohl ist das sehr schön und richtig gesagt. Unserm ganzen zerlumpten, an Zweideutigkeit und Niederträchtigkeit so überreichen Jahrhundert kann Chateaubriand als leuchtendes Vorbild dienen. Es ist wahr, er ist als Schriftsteller, im Gegensatz zu Dem, was die Bestrebungen der modernen Zeit erheischen, stabil geworden; aber diese Stabilität, dieser geschehene Stillstand, dieses In-sich-selbst-Versunkensein nach einem vielbewegten Leben gehört mit zu seinem eigentlichen Wesen. Chateaubriand birgt in seinem Herzen eine reiche, *unendlich reiche* Poesie, aber freilich ist es eine Poesie der Vergangenheit. Was aber schadet dies dem Adel und der eigenthümlichen, angeborenen, ursprünglichen Schönheit dieser Poesie? Diese Poesie ist seine Liebe, sie ist auch seine Treue; sie ist eins mit der gewaltigen Energie seines Herzens. Nenne man Ch. wie man will: er ist und bleibt ein ganzer Mensch und ein ganzer Dichter. Innig in sich selbst und einig in sich selbst, rein in den heiligen Mächten lebend, die sein Dasein begründen, steht er deshalb in seiner Zeit, als Dichter und als Schriftsteller, fast einzig da. Wenige haben so schön empfunden, Wenige so stark und fest geglaubt und Keiner in so männlicher Unschuld sein Dasein durchgelebt. L.

Notizen.

In öffentlicher Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg am 29. April 1836 erfolgte die fünfte Zuerkennung der Demidoff'schen Preise für 1835. Den vollen Preis erhielten: 1) der Contre-Admiral von Lütke für sein „Reise um die Welt", angestellt auf dem Sloop Senjawin; 2) der Prof. Brashmann an der moskauer Universität für sein „Lehrbuch der analytischen Geometrie"; 3) der General-Lieutenant Michailowsky Danilewsky für seine „Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge von 1813". Außerdem wurde der halbe Preis achtmal ertheilt, u. A. an Sniegirew für seine Sammlung russischer Sprüchwörter, an Stepanoff für die Beschreibung des Gouvernements Jenisseisk, an den Pater Winjaminow für die „Grammatik der aleutischen Sprache", an von Helmersen für die „Geschichte des livländischen Adels" und an Dr. Gebler für die „Übersicht des katunischen Gebirges".

Die böhmische Literatur hat vor Kurzem durch den Tod der beiden Schriftsteller Wanka und Sedlaczek einen großen Verlust erlitten. — Auch ist im Februar d. J. zu Miskolcz im schimeghrer Comitat Ungarns der magyarische lyrische Dichter Daniel von Berseny, 59 Jahre alt, verstorben, sowie im April d. J. die magyarische Dichterin Judith Takacz von Pathó, bekannt unter dem Namen Malvina. G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 277. — 3. October 1836.

Ausübung oberſtrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Juſtiz, in weſentlicher Differenz dargeſtellt von Karl Friedrich Ferdinand Sietze.

(Fortſetzung aus Nr. 276.)

Wir waren daher ungemein neugierig, worein der Verf. den Unterſchied der oberſtrichterlichen Gewalt des Staats (das gibt keinen Sinn, ſondern es muß heißen: des Staatsoberhauptes) und der Cabinetsjuſtiz geſetzt, wie er das Weſen beider beſchrieben und was er für den Unterſcheidungsgrund angegeben haben würde. Allein von dem Allen iſt in dem Buche überall keine Rede. Seine Ausführung dreht ſich nur darum, daß König Friedrich die oberſte Richterſtelle in der Mark Brandenburg wirklich bekleidet habe und in dieſer Eigenſchaft zu entſcheiden wohl befugt geweſen ſei, weil

A. die uralt deutſche Rechtsverfaſſung es ſo mit ſich bringe. Allerdings, ſo lange die Markgrafen als kaiſerliche Beamte Gericht hegten oder als Herren über Hörige geboten. Seitdem ſie aber Landesfürſten geworden ſind, haben ſie nicht umhin gekonnt, Gerichtshöfe einzuſetzen, die in ihrem Namen Recht ſprechen (S. 231). Überdies war kein Graf oder Richter befugt, allein das Recht zu verwalten, noch daſſelbe zu finden oder zu vertheidigen, ſondern zu alle Dem mußte er die Gerichtsbank mit Schöffen beſetzen.

B. Die überſpannte, eines Juſtinian vollkommen würdige Anordnung der L. 12. C. de Legibus, wornach jede Willensäußerung eines Regenten als Geſetz für alle Zukunft geachtet werden ſoll, hat ſo wenig als irgend eine andere, das römiſche Staatsrecht angehende Vorſchrift in Deutſchland gegolten, weil ſie vermöge der verſchiedenen Verfaſſung Deutſchlands niemals hat ſtillſchweigend recipirt werden können.

C. Wenn nicht nur die Juſtizverwaltung und die Beaufſichtigung des Gerichtsweſens allezeit ein Attribut des Landesherrn geblieben iſt, ſondern auch die angeordneten Gerichte nur im Namen des Landesherrn ihr Amt verwalten durften, ſo folgt aus allen den Verfügungen, in denen dem Staate oder deſſen Oberhaupte die Aufſichtsführung und die Ahndung der Geſetzübertretungen vorbehalten worden iſt, keineswegs, daß darüber der Landesherr ſelbſt Recht ſprechen wollen oder zu entſcheiden habe, ſondern nur, daß ſolches unter ſeiner Autorität und auf die Weiſe geſchehen ſolle, wie überhaupt zu Recht erkannt werden darf (S. 235). Eben dies gilt insbeſondere auch von der Verordnung vom 23. Juli 1777, worin ſich der König die Caſſation und ſonſtige Beſtrafung derer Juſtizbedienten ohne weitläufige Unterſuchung vorbehält, welche ſeinen Edicten entgegen die Proceſſe zu verſchleppen fortfahren. Um dies zu ermitteln, bedurfte es keiner weitläufigen Unterſuchung. Davon war aber auch hier keine Rede. Es iſt dieſe Vorſchrift auch in der jetzigen preußiſchen Gerichtsordnung beibehalten, ja noch weiter ausgedehnt, aber auch im Th. III. Tit. 1. §. 21 und 23 ſorgfältiger unterſchieden worden. Wenn nämlich bei Juſtizviſitationen oder ſonſt vom Chef der Juſtiz angeordneten Unterſuchungen des Dienſtverhaltens ſich äußere grobe Verbrechen von Juſtizbedienten ergeben, wovon das Allgem. Landrecht II, 20. §. 366 fg. handelt, ſo ſollen ſolche dabei ſogleich näher unterſucht und der dabei ermittelte Schaden ohne weitern Proceß beigetrieben, außerdem aber nach Vorſchrift der Strafgeſetze verfahren werden. Von einer Beſtrafung ohne Urtheil und Recht kommt hier überall nichts vor. Wenn endlich

D. auch zugegeben werden muß, daß nach der noch fortbeſtehenden Verfaſſung dem Landesherrn und dem Juſtizminiſterium die Befugniß zuſtehe, die untauglich befundenen Juſtizperſonen ihres Amtes zu entlaſſen, ſo iſt doch von dieſer, mit einer Penſionsberechtigung verbundenen Entlaſſung eine Caſſation als Strafe nach der Allgem. Gerichtsordnung I, 35. §. 34, Nr. 5 himmelweit verſchieden, die nur im Wege Rechtens verhangen werden mag. Ja, wenn ein Beamter der ihm Schuld gegebenen Unfähigkeit widerſpricht und die Dienſtentlaſſung nicht annehmen will, wird ihm das rechtliche Gehör darüber nicht verſagt werden dürfen, da eine aufgedrungene Entfernung aus dem Dienſte allemal zu einer Entſetzung aus demſelben wird, welche nach dem Allgem. Landrecht II, 17. §. 99 nur vermöge gerichtlichen Ausſpruchs erfolgen darf. Es iſt ein ganz offenbar falſches Vorgeben, daß dieſe Geſetzſtelle nur von der Entlaſſung der Patrimonialrichter durch ihre Gerichtsherren rede; denn die beſondern Vorſchriften für die Patrimonialgerichtsbarkeit endigen ſchon mit dem §. 97 ebendaſ., und es fangen mit dem §. 98 die allgemeinen Beſtimmungen für alle Gerichte ohne Unterſchied wieder an, wie denn auch der allgemeine Ausdruck zeigt: „Wer ein richterliches Amt bekleidet ꝛc.“

Daß König Friedrich II. also sich im Rechte befunden habe, seine harte Entscheidung zu geben, ist auf keine Weise durchzuführen; und es ist ganz unhaltbar, daß aus dem vorliegenden Falle sich die geringste Unstatthaftigkeit der gänzlichen Trennung des Richteramtes von der Staatshoheitsausübung ins Licht gestellt habe (S. 3). Der Verf. hat seine Aufgabe keineswegs gelöst, die er selbst dahin angibt (S. 9), zu erweisen:

daß der König sich scharf in den Grenzen der damals geltenden Gesetze gehalten und eben dadurch die Sicherheit seines Rechtsgefühls bewährt habe, jenes Gefühls, welches in sich die Gewißheit trägt, die Formen des Rechts sollen und müssen Das gewähren, was auch dem sittlichen Zwecke des Staats, wie des Einzelnen entspreche, und es sei, wo dieser Zweck verletzt werde, auch eine Verletzung der Form zu suchen.

Der ganze Satz hat an sich keinen Boden, theils weil in ihm eine Ableugnung des unleugbaren Unterschiedes zwischen materiellem und formellem Rechte enthalten ist, theils und hauptsächlich, weil er das Urtheil auf das Gefühl gründet und dieses für zuverlässig ausgibt. Denn jedes Gefühl ist seiner Natur nach ein individuelles und kann niemals in sich die nothwendigen Bedingungen der Allgemeinheit aufnehmen. Unstreitig hat Friedrich im warmen Gefühle seiner königlichen Pflicht zu allgemeinem Rechtsschutze und in dem aufgeregten Gefühle über eine ihm auffallende Ungerechtigkeit gehandelt. Aber eben dies Gefühl verführte ihn, weil es seinen klaren Verstand verdunkelte und nicht von der Vernunft regiert wurde. Es ist daher das gelindeste Urtheil, was Preuß ausspricht:

Man werde sich immer über solche landesväterliche Sorgfalt freuen müssen, wenn man auch die damals unschuldig gekränkten Richter mit theilnehmender Liebe bedauert und den Wunsch nicht unterdrücken kann, das Ungewitter möchte nicht schuldlose Häupter getroffen haben.

Ohne Zweifel mochte Friedrich sich damit trösten, daß diese Einzelnen dem Wohle des Ganzen geopfert würden, indem der Schrecken, den er in die Justizbehörden durch seine Strenge bringe, auf lange Zeit widerhalten werde, zumal abgesehen davon, daß er nicht die Größe besaß, ein begangenes Unrecht zu bekennen und wieder gut zu machen, ihm ein solches Umkehren nach dem Ernste, womit er die Sache angefaßt hatte, seinem Ansehen gefährlich zu werden wol bedünken mochte. Aber der Zweck heiligt kein Mittel, und die Rechtlichkeit der Beamten, die sich blos auf Furcht gründet, ist noch vergänglicher als der Mensch selbst. Sehr passend heißt es daher in der Cabinetsordre vom 14. Sept. 1786:

Der ruhmwürdige Eifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät ist durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel unterrichteter und präoccupirter Personen verleitet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Dionysosfest. Lyrische Tragödie von Heinrich Stieglitz. Berlin, Veit und Comp. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Wir wollen, um das richtige Bewußtsein über die vorliegende Dichtung zu gewinnen, den dieselbe beschließenden Chorgesang hier hervorheben. Er lautet so:

Alles Werdens, alles Strebens,
Alles Blühens, aller Saat,
Des geheimsten Keimerbebens,
Jungen Quellens letzte That —
Ihm sich weih'n in heiterm Ahnen
Ist die Wahrheit, ist das Wort;
So vereint sein heilig Mahnen
Unter seine Siegesfahnen
Friedefelig hier und dort.
Heil ihm! Nicht zerreißen wollt' er
Fromme Sitte, schlichtes Recht,
Aber unversöhnlich grollt er
Widerstrebendem Geschlecht;
Milder Löser harter Bande
Trat er siegend in die Welt,
Seiner Treu zum Unterpfande
Zu beglücken alle Lande,
Er, der jugendliche Held.

Allerdings eine hohe und schöne Aufgabe und ein wahrhaft poetisches Geheimniß, alles Werden und Blühen, alles Quellen und dunkles Keimerzittern, Alles, was Feuer, Kraft und Leben ist, in der Natur darzustellen und zu schildern. Denn vergessen wir einmal alles mythologische Bei- und Nebenwerk, allen philologisch-beschwerlichen Apparat, der dem Dionysosdienst anhaftet, und fragen wir ganz einfach die lautere, unendliche Natur und den ihr einwohnenden Geist: Wer ist *Dionysos*? Der schöne Gott, dem alle Jahrhunderte das Evan, Evoë singen?

Eine leichte Frage und fürwahr eine schwere Antwort. Zuerst mag uns in dem Bestreben, das Geheimniß zu lösen, wol der Rebenstock einfallen, den Vater Noah pflanzte, als er Gottes Gnade am ewigen Himmel im siebenfarbigen Regenbogen erschaut hatte. Es mag uns als die einfachste Erwiderung mithin diese erscheinen: Dionysos ist der — Wein. Also der Wein, und der Cultus des schönen Gottes wäre dann eine Philosophie, eine Poesie des Weins.

Es gibt eine ganz naive Weise, diese Philosophie des Weins herzustellen. Dieser Weise und ganz einfachen Methode bemächtigte sich einst Wilhelm Hauff in den „Phantasien im bremer Rathskeller". Nichts ist unbeschwerlicher, nichts naturgemäßer als die Genesis und Fortentwickelung dieser Speculation. Ein junger Mann, der in Deutschland umherzieht, um der Menschen und Städte Sitte zu lernen, findet sich in der guten Stadt Bremen als ein Trinklustiger ein. Er hat von der alten Frau Rose gehört und den heiligen zwölf Aposteln. Da verschafft ihm denn ein Freund, der auch des Weines achtet, auf sein brünstiges Bitten den Eintritt in das unterirdische Heiligthum, in dessen ahnungsvoller Dämmerung er nun am rohbehau'nen Eichentisch Platz nimmt, erwartungsvoll und lauschend. Da kommt nun der brave Rathskellermeister zu Bremen und bringt mit feierlich langsamem Schritt den gefüllten, mächtigen Goldpokal. Er ist noch beim ersten Glase — nicht der Kellermeister, sondern der Jüngling — da denkt man noch nichts Sonderliches, so uralt auch die Tropfen sind, die in der dämmernden Gotteshöhle, beim einzigen Lichte der ewigen Kellerlampe in seinem Glase perlen. Denn das erste Glas wird aller Orten von keinen, oder nur sehr nüchternen Gedanken begleitet. Aber da kommt schon das zweite Glas, und der einsame Geist wird stiller und in sich gekehrter und lauscht, heimlich in sein eigen Selbst zusammengekauert, schon allmälig den Glockenklängen aus früher Kindheit. Da gedenkt er der Tage, wo die ersten Hoffnungen erwachen, und geht zurück auf den Urgrund seines Selbstbewußtseins, auf die Grenze, wo die uralte Nacht des Nichtseins an das erste Frühroth des Geborenwerdens grenzt. Er gedenkt der grünen Wiese, die er nur noch im Traumbild schaut, wo er zuerst spielte, gedenkt des ersten Jauchzens und des ersten Widerstreits, gedenkt der muthwilligen Gespielen und des kleinen Bröder's, seines ärgsten Feindes. Und wie nun zwischen diese reinsten und ursprünglichsten

Erinnerungen die uralten dunkelgoldenen Tropfen perlen, ist es, als ob ein zweiter Regenbogen Noah's sich am reinen Jugendhimmel des Jünglings aufzöge, und als ob ein einziger Regenbogenglanz die ganze Wölbung über ihm durchleuchtete, in welchem schon ganz andere und noch trautere Bilder neigend und beugend auf- und abschweben.

Es sind mit einem Worte die Farben, die Lichter, die Tage und Nächte der ersten Liebe. Weiße Kleider, blaue Himmelsblicke, sanftreste Gefühle, heimlichste Hoffnungen, stille, verschwiegendste Genüsse.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wildem Reih'n,
Du bist in meinen Arm gekettet,
Du bist nun mein, nun einzig mein.
Es schlummert Alles diese Stunde,
Nur wir, wir leben auf der Welt,
Wie in der Wasser stillem Grunde,
Der Meergott seine Göttin hält.

Er ist schon beim vierten Glase und die heilige Metamorphose der Wirklichkeit zur ursprünglichen Pracht der leibhaftigen Poesie ist vollbracht. Nicht Träume sind es nur, nicht selige Erinnerungen, welche die Brust bewegen; es sind Gestalten, die in selbständiger Kraft und Jugend an dem Geist vorüberschreiten; es sind herrlich gelungene Bilder, welche sich auf den rauhen, kühlen, undurchdringlichen Mauern des Rathskellers zu Bremen abzeichnen. Es ist die alte Mähr, welche wiederkehrt; es ist die Sage in ihrem ewig frischen Gewande, welche aus der Blume des Rheinweins emporsteigt; es sind die tausend muthwilligen, üppigen Weingeister, die auf dem Rande des Pokals hüpfen und leise singen. Ein Sang und Klang, bei welchem die Seele des Dichters ganz unmerklich hingelockt wird bis zum sechsten und siebenten Glase. Siehe, da werden nun all die Riesenfässer und all die Riesensteine lebendig, und der Aufruhr der Gestalten wird überschwänglich, und zwischen die lauten Chöre der Mänaden, zwischen die unbändigen Worte und zügellosen Scherze der heidnischen und christlichen Geisterchen tönt doch die sanfte, friedevolle, erlösende Stimme des Gottes; denn Dionysos selbst ist nun eingezogen. Erst wenn Alles wieder still geworden, wenn die laute, lärmende Schar vorüber, erst dann sammelt sich der Geist des Dichters wieder und erkennt, wenn er mit dem epheugekränzten Haar und noch taumelnden Schrittes die Stufen hinauf zum Licht der Oberwelt emporwankt, daß dies Alles nur *sein* Träumen und im fabelhaften Traum nur *sein* wirkliches und wahrheitvolles *Dichten* gewesen.

Nimmt er aber Alles in Allem, was er in diesen Stunden erlebte, so muß er selbst aus befreiter Brust sein Evan Evoë rufen und bekennen, daß er im Rathskeller zu Bremen den Dienst des schönen Gottes gefeiert.

Und in diesem Bekenntniß läge dann die erste Antwort auf die Frage: Wer Dionysos sei. Aber hüten wir uns wohl, die ganze Lösung des Geheimnisses darin zu finden. Denn um wie viel mehr ist Dionysos als nur der Wein!

Alles Lebens, alles Strebens,
Alles Blühens, aller Saat,
Des geheimsten Keimerbebens,
Jungen Quellens letzte That —

so nennt es der Dichter, und er hat Recht, denn dies ist wirklich Dionysos. Allein wir selbst würden besser thun, wenn wir für diesen Namen des Gottes einen andern ersönnen. Denn wo findet sich denn alles Leben und Streben, alles Gesäete, Blühende und Erblühte, alles Quellen, Knospen und Keimen? Wo anders, als in der unendlichen Natur, dem schönen, geheimnißvollen Endlichen, das doch uns das Unendliche ist? Wer anders also ist Dionysos, als der leibhaftige *Geist* und *Gott der Natur*? Und so steht es denn fest, daß nicht blos das Griechenthum seinen Dionysos und dessen Dienst besitzt, sondern in gleichem Maße auch das Christenthum und die christliche Romantik.

Und wahrlich, der Dionysos der christlichen Romantik ist, wenn vielleicht nicht so schön — was nämlich der Grieche Schönheit nannte — doch *ein weit tieferer Gott*. Denn nicht blos alles Lebendige besucht er, nicht blos alles Lebendige erschafft er, nicht blos alles Lebendige beschützt er, sondern wirklich und wahrhaftig in allem Lebendigen wohnt und hauset er. Er bekränzt sich nicht mit Epheu und mit den Reben des Weins; aber auch in dem Epheublatt und in der Rebe und in allem Sprossenden keimt er selbst unsichtbar in seiner schönen lebendigen Geistigkeit. Wo ist der Dionysos der Romantik? Brich ein Blatt vom Baume, von der Blum' im Garten, so kannst du ihn mit dir nach Hause nehmen.

Wir haben zu einer andern Zeit von einem Tag der Natur und von einer Nacht der Natur geredet. In beiden wohnt der Dionysos; aber der unsrige, der christliche, nicht der Gott der Griechen, denn dieser weiß nur vom Tage. Darum ist der Gott der Griechen schöner. Wollt ihr den unsrigen in seiner Nachtschauen, leset Göthe's „Erlkönig"; wollt ihr aber den leibhaften *Kampf* des heidnischen mit dem christlichen erleben, leset die „Braut von Korinth". Es gibt manches deutsche Gedicht, in dem Dionysos in seiner lebensvollen Herrlichkeit wandelt; es gibt auch manches geistige Werk, das kein Gedicht ist, wo er in voller Glorie erscheint. Aber auch viel tausend Werke gibt es, wo seiner nicht gedacht wird, und tausende, die zu öde und erstorben sind, als daß er darin einkehren sollte.

Was nun dieses Gedicht von Heinrich Stieglitz betrifft, so ist es der alte griechische Dionysos, der hier genannt wird. Denn in Lykurgos, König der Edonen, erscheint hier das starre, allem Lebenshauch der Poesie von Ewigkeit her entfremdete Widerstreben, die Widerwärtigkeit, die lieber den eignen Sohn im blinden Wahnsinn opfert, ehe sie sich dem schönen Gott ergibt. Denn also läßt sich der rauhe König gegen den Chor der Bacchanten und gegen den Gott selbst vernehmen:

Des Willens Steinwall gegen euern Strom,
Der Grundgesetze ehrne Mauer gegen
Der angedrohten Massen Feuerregen!
Wag' einer anzutasten ein Atom
Geweihter Väterfitte, ohn' Erbarmen
Trifft ihn der Speer von meiner Krieger Armen.
Und du entartet Kindlein (er meint den Gott), Unheillehrer,
Wahnwitziger, fluchwürdiger Empörer,
Des Grundbaus grauer Jahre lockernder Zerstörer,
Auswurf der Zeit, genährt von hohlem Tande,
Hinweg von hier! entfleuch mit deiner Bande,
So lang es Zeit ist, fleuch aus meinem Lande
Und birg dich heulend in die eigne Schande.

Bei solchem ganz verlornen Sinn und eiseskaltem Wort ist natürlich an keine Versöhnung zu denken, und die milde Rede des Gottes findet kein Gehör, welcher spricht:

Lykurgos, mein Panier ist nicht Zerstörung,
Lykurgos, mein Gebot ist nicht Empörung;
Geburt, Erlösung, Aufbau heißt die Kraft,
Die in dem Krim, den ich dir biete, schafft.
Geburt von zukunftschwangern Lebensschätzen,
Erlösung von bluttriefenden Gesetzen,
Des Schönen Bau, der Musen hohe Gunst,
Natur, verklärt am Zauberhauch der Kunst,
An dem aus rohen Taumels Bändigung
Sich Lust erhebt in leichtbeschwingtem Schweben,
Die Trauer selbst versöhnt zu sanftem Beben,
Durchzieht der Seelenfäden Saitenschwung,
Wo sich des Schicksals dunkler Gang, die Leiden,
Des Tages buntes Wechselspiel, die Freuden,
Entrückt des Zufalls launischer Gewalt,
Befreien zu lebendiger Gestalt —
Die Frucht entsprießt der reichen Saat, der neuen,
Ein siegend Licht, die Nebel zu zerstreuen,
Mit Labung Aller Herzen zu erfreuen.

Aber dieser rauhe König der Edonen selbst ist auch der einzige

seines ganzen Volks, dessen Sinn bis ans Ende gegen den Freudenspender verhärtet bleibt; er, der Einzige, der kein Evoë ruft, der an keine Poesie, an keinen sanften Tag, an kein Blühen und Keimerbeben der Natur glauben will; darum ist er denn auch der Einzige, der ein großes Opfer bringen, die Naturgötter sühnen und den eiteln Starrsinn seiner Brust abbüßen muß mit dem Verlust des einzigen Sohnes, der ein Gläubiger des Dionysos war, welchen der Vater, vom Gott, den er verschmähte, geblendet, selbst erschlägt. Dryas, dieser erschlagene Sohn, hatte in seinem frommzugewandten Sinn das Erscheinen des Gottes zuvor geahnet, aber die sich nur erschließende Knospe seiner Freude kann nicht zur Blume werden, weil es sein Verhängniß ist, die Rache des Gottes zu vollbringen und die Sünde des Vaters zu tilgen. Sein Gesang in der Einsamkeit des väterlichen Gartens ist rührend:

Blütenkelch im frühen Lenze,
Kind vom ersten Sonnenstrahl,
Daß er dufte, daß er glänze
In dem stillen Quellenthal,
Wenn ihn unter kaltem Kosen
Anhaucht scharfer Reif der Nacht,
Morgenwind mit wildem Tosen
Endet schnell die junge Pracht.

So schnitt früh der Reif des Lebens
In mein junges Werden ein
Und ich zähle nun vergebens
Stunden unheilbarer Pein.
Jugend ging mir schon verloren,
Als ich kaum sie keimen sah,
Aus des Todes dunkeln Thoren
Fädl' ich mir die Schatten nah.

Dunkle Schatten mich umschwirrend
Hohlen Auges, öder Brust,
Den getäuschten Blick verwirrend,
Trübend kaum erwachte Lust,
Kaum erwachtes süßes Sehnen,
Heitern Tag, erschlossen kaum —
Und so löset sich in Thränen
Der verlornen Jugend Traum.

Diese unverhaltene Klagestimme erinnert an Kassandra:

Wo ich wandle, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.

Und wirklich ist, in einem tiefen Sinne, wer des Dionysos mächtig ist, einer Kassandra zu vergleichen. Wer den Geist hat — das ist das alte, ewig bleibende Wort — der hat auch die Geister, und es kommt, daß die Geister allmächtig werden und den Seher locken in urnächtliche Stätte und ihn dort erwürgen. Es gibt Todte, die der Geist getödtet hat. Ein solcher Tod ist wahrlich schön.

Wenn nun gleich auf der einen Seite nicht zu wähnen ist, daß der achtungswürdige Dichter dieses „Dionysosfestes" dieses Todes sterben wird, so ist doch so viel gewiß, daß er auch nicht zu den Todten gehört, welche ohne den Geist gestorben und dem Leben und der Gottheit abgestorben sind. Wenn der Dichter solche Gedanken ausspricht, wie diese:

Hast du die Zaubernacht
Je ohne Furcht durchwacht,
Schrittest durch Feuerglut
Je du mit kaltem Muth,
Bist du des Todes Pfad
Je ohne Schreck genaht,
Wächter, dann ohne Fahr,
Reiz' Dionysos' Schar!

so darf man an ihm nicht verzweifeln. Denn es dichten in diesen Tagen so Manche, die nicht von der heiligen Scheu gegen Dionysos beseelt werden, ja die von der Göttlichkeit des Dionysos nicht einmal etwas ahnen, die niemals zaubervolle Nächte mit Furcht durchwachten, nie durch Feuersglut wandelten und von dem Pfade des Todes nichts wissen, als daß er ihrem leeren, götterlosen Dasein, als das allgemeine Erbtheil menschlicher Armseligkeit, endlich bevorsteht.

Aber das Herrlichste wäre, wenn einst ein begabter Dichter ein christliches Dionysosfest schriebe, eine Transfiguration jener großen Zaubernacht, wo zwischen Todesdunkel und Feuerglut die Dichtung sich gestaltet. 71.

Notiz.

In Paris wurde 1764 ein Ballet mit Gesang gespielt, „Ballet d'ennui". Ein reducirter Offizier ist der Mittelpunkt darin, um den sich Alles dreht. Er klagt über seinen leeren Beutel, in welchen Jammer ein Heer von Schuldnern hinter der Bühne, singend als Chor einfällt. Ein tanzender Chor von régrets bewegt sich traurig um den Klagenden her; er wird von Projecten abgelöst, die einen grotesken Tanz mit vielen Sprüngen und Entrechats aufführen. Ihre Reihen sind zu wenig geschlossen, als daß die Gläubiger nicht eindringen sollten; sie bemächtigen sich des Offiziers, müssen ihn aber wieder loslassen, wie sich die Scene öffnet und in deren Hintergrund sich Luftschlösser erheben; die Hoffnung steigt herunter, eine Menge Hülfsmittel, expédiens, in ihrem Gefolge, deren lebhafter Tanz die Gläubiger weichen macht; der Offizier nimmt die Luftschlösser ein, und der dramatische Scherz, von einem Stabsoffizier ersonnen, war aus. 29.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1837.

Mit Alexander von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinpap. Mit Goldschnitt geh. 2 Thlr.

I. **Die Prinzeninseln.** Novelle von Leopold Schefer. — II. **Das Schloß Dürande.** Novelle von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. — III. **Der Adoptivvater.** Novelle von Emerentius Scävola. — IV. **Wunderlichkeiten.** Novelle von Ludwig Tieck.

Humboldt's Bildniß kostet in Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrg. 1830—34 der Urania, sie kosten zusammengenommen anstatt 10 Thlr. 6 Gr. nur **5 Thlr.** jetzt, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrg. 1835, 36 ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis, G. Döring, Fr. von Heyden, Wilh. Martell, Fr. Mörike, A. Oehlenschläger, Pogarn, C. Fr. von Rumohr, A. von Sartorius, Emerentius Scävola, Leop. Schefer, Gust. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. Freih. von Sternberg, Fr. Voigts, **Ludwig Tieck**, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Scipio Cicala". Die Bildnisse von Cornelius, Dannecker, Oehlenschläger, Uhland, Zelter, Tegnér und Auber sind als Titelkupfer außer den meistens sehr gelungenen Stahlstichen beigegeben.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind vergriffen.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 278. — 4. October 1836.

Ausübung oberſtrichterlicher Gewalt des Staats und Cabinet-Juſtiz, in weſentlicher Differenz dargeſtellt von Karl Friedrich Ferdinand Sietze.

(Beſchluß aus Nr. 277.)

Daß Friedrich II. eine ganz falſche Vorſtellung von der Bewandniß der Sache gehabt habe, zeigt ſeine eigne wörtliche Darſtellung derſelben in ſeiner Ordre vom 11. Dec. 1779, worin er die Criminalprocedur befahl, das Endurtheil aber ſchon vorherbeſtimmte.

Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Waſſer darin zu haben, ſo läßt er einen Graben, der des Arnold's Mühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Waſſer und kann nicht mehr mahlen, außer höchſtens 14 Tage im Frühjahre und im ſpäten Herbſte, wenn die Gewäſſer ſehr groß ſind. Dennoch wird prätendirt: der Arnold ſolle ſeine Zinſen bezahlen, die er ſonſt gegeben. Er kann ſie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber kehrt ſich die küſtrinſche Juſtiz nicht, ſondern ſie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden ſoll, damit der Edelmann ſeine Pacht kriegt, und das hieſige Kammergericht approbirt dieſen Ausſpruch. Das iſt höchſt ungerecht und deshalb nöthig, daß einmal ein nachdrückliches Beiſpiel ſtatuirt wird.

Der König hatte aber nicht blos Unrecht, daß er eine ſo ganz unrichtige Vorſtellung von der Sache faßte und durchaus nicht darauf einging, ſich beſſer davon zu unterrichten*); ferner, daß er ſich ſelbſt eine allerhöchſte Entſcheidung in der Sache anmaßte; auch ſein ganzes Verfahren dabei trägt in allen Stücken den Charakter der Gewaltſamkeit an ſich. Denn

1) nach dem „Codex Frider." müſſen zur Erörterung rechtshängiger Sachen allemal in den Rechten erfahrene Perſonen gebraucht werden, und der Verf. ſelbſt führt weiterhin (S. 301) aus, daß nicht blos die Entſcheidung der Rechtsſtreitigkeiten, ſondern auch ſchon deren Inſtruction, als die vorbereitende Feſtſtellung der beiden Vorderſätze, aus denen das Endurtheil zu ſchließen iſt, nur Leuten anvertraut werden möge, welche ebenſo bewandert in der Theorie des Rechts, als geübt in deſſen Praxis ſind. Es war alſo geſetzwidrig, daß der König den Oberſten v. Heucking zum Commiſſar in der Sache ernannte, und dies die Wurzel alles Übels. Denn obgleich dieſer Mann wol nicht eben darauf ausging, der Regierung eine Scharte einzuhauen, ſo war ihm doch die Unbiegſamkeit des Rechts etwas ſo Fremdartiges, hingegen unbedingte Subordination etwas ſo Geläufiges, daß ſein einziges Beſtreben nur darauf gehen konnte, und nach den mit Beweismitteln verſehenen Angaben ſeines Concommiſſarius wirklich gegangen iſt, in dem Sinne und nach der Abſicht des Königs zu verfahren. Um deswillen redete er dem Letztern freundlich zu, ſich mit ihm zu dieſem Zwecke zu vereinigen, „indem man doch zum Beſten des Arnold an Se. Maj. berichten müſſe, da Se. Maj. dieſen Leuten geholfen wiſſen wolle und man im Gegentheile ſich der größten Ungnade zu gewärtigen habe." Um deswillen ſchüchterte er die Zeugen ein, welche gegen Arnold Etwas ausſagten, und erſtattete einen Bericht, durch welchen der König in ſeinem Irrthum beſtärkt wurde. Dieſer Inhalt liegt zwar nicht vor; aber derſelbe iſt aus Dem, was der König darauf that, hinlänglich zu entnehmen.

2) Gleich auf den Bericht des Heucking, und ohne erſt den Bericht der Regierung zu erwarten, erließ der König den Befehl, daß der Arnold klaglos geſtellt werden ſolle, und der ſpäter empfangene Vortrag der Regierung änderte hierin ſo wenig, daß eben dieſer Befehl unter unwürdigen Beſchimpfungen auf ſolche Weiſe wiederholt wurde, daß erhellte, der König wolle gar kein rechtliches Verfahren weiter. Die Regierung hatte gebeten, die Sache einem andern Gerichtshofe zu übertragen. Dies war auch der einzig mögliche Weg einer Änderung, indem eine Unterſuchung über die Rechtsgültigkeit des Geſchehenen angeordnet und darauf, was Rechtens ſei, erkannt wurde. Gegen den Unterrichter eine ſolche Unterſuchung zu verfügen, hat ſich nie ein Grund ergeben, und gegen ſich ſelbſt konnte ſie die Regierung nicht verhängen. Es iſt nicht erſichtlich, ob und welche Anweiſung ſie vom Juſtizminiſterium erhalten hat? Als Gerichtshof konnte ſie aber nur auf dem Wege und in den Formen des Rechts verfahren. Zwiſchen dem Grafen Schmettau und dem Müller Arnold ſtand das Rechtsverhältniß rechtskräftig feſt, und darin konnte ſie nichts ändern. Sollte ſie dem Müller helfen, ſo war dies nur durch eine Schädenklage gegen den v. Gersdorf noch möglich. Um deswillen leitete

*) Und dies in Folge eines von ihm ſelbſt eingeſtandenen Vorurtheils. „Ihr könnet des nur gewiß ſein, daß ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube als allen euren Advocaten und Rechte." So ſchrieb der König noch am 28. Dec. dem Miniſter v. Zedlitz auf deſſen Vorſtellungen.

ſie dieſen Proceß ein, obgleich ſie vorher denſelben an die Kammer gewieſen hatte, indem ſie den Befehl des Königs für einen beſondern Auftrag anſah, außerdem aber darauf bei ihrer Entſcheidung keine Rückſicht nahm. Denn der „Codex Frider." beſtimmte ausdrücklich:

Die Gerichte ſollen auf keine Reſcripte, wenn ſie ſchon aus unſerm Cabinet herrühren, die geringſte Reflexion machen, wann darin Etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepirt worden, oder der ſtrenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen worden.

Hat die Regierung einen Fehler begangen, ſo iſt es der, daß ſie nicht mit Berufung auf dieſes Geſetz ſich auf der Stelle geweigert hat, Etwas in der Sache vorzunehmen, die ſie an die Kammer gewieſen hatte. Dann hätte der König ſich wenigſtens beſtimmter darüber ausſprechen müſſen, was er ihr eigentlich anſinne?

3) Wenn der König auch bei ſeiner Vorausſetzung begangener Ungerechtigkeit befugt war, die betheiligten Richter arretiren zu laſſen und eine Criminalprocedur über ſie zu verhängen, durfte er doch ſie nicht im Voraus verdammen, noch weniger die ihnen aufzulegende Strafe vorherbeſtimmen. Wozu da noch eine Unterſuchung und ein Urtheil? Um Andere zu Theilnehmern dieſes Unrechts zu machen?

4) Daß der König die unverzügliche Vollſtreckung ſeiner Entſcheidung anbefahl, auch das Miniſterium jedes Rechtsmittel dagegen zurückweiſen mußte, war nur eine natürliche Folge der Anmaßung des oberſtrichterlichen Amtes. Über einen ſouverainen Ausſpruch kann keine untergeordnete Behörde weiter urtheilen. Es iſt zum Lachen, wenn der Verf. dagegen (S. 268) Appellation und weitere Vertheidigung zulaſſen will. Aber eben dieſe Abſchneidung der einem Jeden rechtszuſtändigen weitern Vertheidigung ſeiner Perſon und Sache hätte dem Könige eine Warnung ſein müſſen, das Richteramt Denen zu überlaſſen, denen es geſetzlich zuſtand.

Je größer das Unrecht und der ſich darin ergehende Zorn des unumſchränkten Königs war, deſto achtbarer müſſen nothwendig die Männer erſcheinen, welche ſich dadurch auch nicht im Geringſten von ihrer Pflicht abbringen ließen, ſondern beharrlich ihren Weg gewiſſenhaft fortgingen. Der Verf. weiß ihnen ein anderes Motiv unterzulegen.

Es iſt — ſagt er — durch dieſe Geſchichte der Nerv einer Macht bloßgelegt, welche fort und fort dahin ſtrebt, oder, vielleicht beſſer, dazu getrieben wird, das ganze Metall der beſten Geſetze, den ganzen Schatz rechtlicher Thätigkeit der Nationen in Roſt und Schaum zu verwandeln. Dieſe Macht iſt der inſtinctartige Tact aller Ariſtokratie, der ſie lehrt und befähigt, jedes ihrer Mitglieder in Schutz zu nehmen, welches von Außenſtehenden angegriffen wird, ſobald nur irgend zu beſorgen iſt, daß durch offenes Anerkenntniß begangener Fehler die ſchwache Seite der Ariſtokratie ſelbſt entblößt werden könnte. Wenn hierin einerſeits das Geheimniß der Feſtigkeit aller Ariſtokratie zu ſuchen iſt, ſo liegt auch darin der Grund, warum geringe Schäden menſchlicher Schwäche ſo leicht in der bürgerlichen Geſellſchaft unter ſich freſſen und unheilbaren Übeln das Daſein geben.

Dieſe Bemerkung iſt wahr und treffend an ſich; ſie enthält die Erklärung der Erſcheinung eines oft unerklärlichen Zuſammenhaltens der Beamten-Ariſtokratie. Aber ſie leidet nicht die allerentfernteſte Anwendung in dem vorliegenden Falle, in welchem ſelbſt der Verf. alle Theilnehmer von einer niedrigen und ſelbſtbewußten Machination zur Durchſetzung oder Aufrechthaltung des einmal beobachteten Verfahrens gegen den Eingriff der Staatsgewalt völlig freiſpricht. Dagegen meint er, daß die ſämmtlichen Richter doch, in jenem Triebe befangen, durch die Schritte des Königs in ſolche Gemüthsſtimmung verſetzt worden ſeien, daß ſie, dadurch an der freien und richtigen Geiſtesthätigkeit in der klaren Auffaſſung der Sachbewandtniß und in deren Beurtheilung behindert, gefliſſentlich zuſammengewirkt hätten, die Abſicht des Königs zu hindern und zu vereiteln. Er will dies daraus folgern, daß ſie die unumgänglich nöthige Unterſuchung der Schädlichkeit des Teiches unterlaſſen, folglich nicht die gehörige Sorgfalt auf die Herausſtellung des Rechts verwendet hätten, und daß beſonders nach der Anordnung der Criminalprocedur unter den handelnden Perſonen außeramtliche Beſprechungen ſtattgefunden haben.

Jenes iſt bereits hinlänglich widerlegt; und dieſes war eine unausbleibliche Folge der außerordentlichen und geſetzwidrigen Anordnungen des Königs, welche nicht blos unangenehm, ſondern traurig waren, weil ſie alle Selbſtändigkeit der Rechtspflege vernichteten. Daß die handelnden Perſonen in der Wahl, die ihnen geſtellt war, entweder ihr Gewiſſen zu verleugnen oder ſich der rechtswidrigen Gewaltſamkeit des königlichen Zornes bloszuſtellen, einander ermunterten, um jeden Preis ihre Pflicht zu erfüllen, zugleich aber auch nichts zu verſäumen, dieſen zu beſänftigen, wer mag das tadeln? — Hr. Sietze hat den unvergänglichen Ruhm der ſchon genannten Männer, beſonders aber des Director Keßler und der beiden Referenten Kühze und Frieſe, ſowie der übrigen Mitglieder des Criminalſenats, Haag, Krüger, Straßburg, Mayer, Rimpler, Rudolphi und v. Benecken, nicht beſchmitzen können, welche mit Feſtigkeit, Beſonnenheit, Klarheit und Gründlichkeit dem Pflichtgebote treu geblieben ſind, das erkannte Recht auszuſprechen, ohne ſich durch den entgegengeſetzten Befehl des Königs und deſſen Drohungen irren zu laſſen. Mit Bewunderung muß man dieſe Arbeiten leſen. Rührend iſt es, und ebenſo ehrerbietig als gerecht, wenn es heißt:

Wir werden uns nie erkühnen, gegen die allerhöchſten Befehle Ew. königl. Maj., als unſers ſouverainen Landesherrn, auch nur die allergeringſten Ausſtellungen zu machen; ſo viel aber können wir doch auch vermöge unſerer Pflicht zu bemerken nicht unterlaſſen, daß u. ſ. w.

Und hiermit haben wir nach Pflicht und Wahrheit Ew. königl. Maj. dieſe Sache aus den Acten vorgelegt; wir haben gewiſſenhaft gezeigt, daß die Sache Allerhöchſtdenenſelben in einem falſchen, oder wenigſtens unrechten und nicht in dem actenmäßigen Lichte angebracht und vorgeſtellt worden iſt ꝛc.

Möge nie ein Gerichtshof weniger ehrenwerth ſein!! 2.

Das Buch von den Belohnungen und den Strafen.

Das alte und berühmte Buch: „Kan-ing-p'ien", d. h. von den Belohnungen und den Strafen, eine Sammlung von Sprüchen aus den kanoniſchen und claſſiſchen Werken der Glaubenslehre der Taoſſé, die von Laotſeu im ſechsten Jahr-

hundert vor der christlichen Zeitrechnung gestiftet ward, ist für die Chinesen ein Gegenstand der höchsten Verehrung und seine Herausgabe und Vertheilung gilt als religiöse Pflicht. Die vielen Sentenzen und Sätze, aus denen es besteht und die größtentheils auf die Sittenlehre Bezug haben, sind von einem Commentar begleitet, sowie durch Geschichten und Anekdoten erläutert, deren Zahl sich auf 400 beläuft und welche meist charakteristische Zeugnisse der Glaubensprincipien, der Denkungsart und Lebensweise des Volkes sind. Herr Stanislaus Julien hat in der Ausgabe, welche er im Auftrage der großbritanischen Gesellschaft für orientalische Literatur (Oriental translation fund), die eine so große Thätigkeit an den Tag legt, von diesem Buche veranstaltet hat („Le livre des récompenses et des peines, en chinois et en français", Paris und London 1835), diese Geschichten, Legenden und Parabeln zum ersten Male vollständig übersetzt, nachdem Abel Remusat nur wenige derselben mitgetheilt. Wir wählen einige aus der großen Menge aus, welche die Eigenthümlichkeiten dieses sonderbaren Volks, von dessen Literatur man uns in neuerer Zeit so manche Proben geboten hat, zu bezeichnen geeignet sein mögen.

King-san-tsi, mit dem Beinamen Te, war ein wackerer und rechtlicher Mann, der sein gegebenes Wort hielt und des Trugs unfähig war. Einer seiner Freunde, welcher an einer schweren Krankheit daniederlag, war in großer Besorgniß wegen seines Sohnes, welcher einen schlimmen Lebenswandel befürchten ließ. Er nahm 1000 Unzen Silbers, händigte sie dem San-tsi im Geheimen ein, und sagte zu ihm: Wenn ich nicht mehr sein werde, wird mein Sohn sich ohne Zweifel dem Laster hingeben und sein Erbe verschwenden. Ehe ihr ihm diese Summe gebet, wartet, bis er sich im äußersten Elend befindet.

Es geschah, wie der Vater vorausgesehen. Der Sohn verpraßte unbedachtsam Alles, was er besaß, und befand sich bald in der größten Noth. San-tsi ließ ihn rufen und redete ihn mit den Worten an: Euer Vater hatte euch Vermögen hinterlassen, wie kommts, daß ihr euch in dieser Dürftigkeit befindet?

Der junge Mensch war so beschämt, daß er nichts zu antworten wußte. Ich habe euch einiges Geld anzubieten, fuhr San-tsi fort, aber ich fürchte, ihr werdet es wieder mitten unter Wein und Blumen verschwenden. Jener nahm den Himmel zum Zeugen, und schwur sich zu bessern. Entspreche ich euern Absichten nicht, sagte er, so möge Tod meine Strafe sein.

Hierauf nahm San-tsi die 1000 Unzen, welche er vom Vater erhalten, und übergab sie ihm unberührt. Der Jüngling dankte ihm mit Thränen. Von dieser Zeit an besserte er sich und übte die Tugend. San-tsi aber bekam drei Söhne, deren ältester zum Rang eines Staatsministers erhoben wurde.

Fu-tschong-sin, welcher unter der Dynastie der Song lebte, war von niederer Abkunft, hatte sich aber zu einem hohen Rang emporgeschwungen. In seinem 25. Jahre ward er krank und träumte, er befände sich in der andern Welt. Dort fand er mehre seiner alten Freunde, welche der Tod dahingeführt hatte. Herr, sprachen sie zu ihm, wie kommt ihr an diesen Ort?

Hierauf gingen sie Alle zusammen eine Magistratsperson begrüßen, welche zu ihnen sagte: Dieser Mann sollte ursprünglich durch Hunger und Kälte umkommen; aber er liebte es, Almosen zu ertheilen, und deshalb hat er ein blühendes Haus errichten können. Es war seine Bestimmung, 59 Jahre zu leben: da er aber keine Wohlgerüche brennt, den Schlaf liebt und spät aufsteht, so wird seine Laufbahn heute zu Ende sein.

Das sind kleine Fehler, antworteten sie.

Keinen Weihrauch brennen, erwiderte der Magistrat, das heißt weder Himmel noch Erde ehren. Spät das Lager verlassen, zeigt, daß man Weichlichkeit und Vergnügen liebt. Kann man dies kleine Fehler nennen?

Seufzend sagten sie darauf: Wenn um solcher Gründe willen das Leben von Menschen, die tugendhaft sind wie Fu-tschong-sin, verkürzt wird, was soll dann aus den übrigen werden?

Bei seinem Erwachen erzählte der Kranke, was er vernommen.

Die Gattin eines Kriegers, Namens Fan, litt an der Schwindsucht und war bereits aufgegeben. Ein Taossé rieth ihm ein Mittel an, welches darin bestand, 100 Sperlinge drei bis sieben Tage lang mit Reis, dem gewisse Arzneien beigemischt worden, zu füttern, sie sodann zu tödten und ihr Gehirn von der Kranken verzehren zu lassen. Fan kaufte sogleich 100 Vögel und nährte sie einige Tage hindurch auf die angegebene Weise. Da er eines Tages im Auftrage eines seiner Obern ausgegangen war, sagte die Frau seufzend, indem sie die Sperlinge betrachtete: Muß man, um meine Heilung zu bewirken, 100 lebende Geschöpfe tödten? Lieber will ich sterben als dies dulden. Mit diesen Worten öffnete sie den Bauer und gab den Vögeln die Freiheit wieder.

Bei seiner Heimkehr ward Fan sehr zornig und machte seiner Gattin heftige Vorwürfe. Sie aber hatte keinen Grund, ihre Handlung zu bereuen: nach einiger Zeit wurde sie von selbst wieder gesund. Dies ist nicht Alles: sie brachte einen Sohn zur Welt, auf dessen Händen man Flecken von der Gestalt und Farbe von Sperlingen bemerkte.

Ein Mann von Pien-liang, Namens Tschang-king, versah das Amt eines Gefängnißwärters. Jeden Morgen fegte er selbst den Kerker und reinigte die Fesseln der Gefangenen. Eine unüberwindliche Nothwendigkeit, sagte er zu sich selber, nöthigt den Magistrat, diese einzuschließen in das Netz des Gesetzes. Wenn aber der Wärter kein Mitleid hat mit den Unglücklichen, wem werden sie ihre Leiden erzählen, bei wem sollen sie Trost suchen? Bei Bereitung der Nahrungsmittel und der Arzneien, welche ihnen bestimmt waren, beobachtete er die nämliche Sorgfalt, als wären sie für ihn selbst gewesen. Wenn ihr wirklich schuldig seid, pflegte er ihnen zu sagen, so müßt ihr euch selbst anklagen, und euch enthalten, eure Verbrechen Tugendhaften aufbürden zu wollen. Deshalb brauchte man bei ihnen die Tortur nicht anzuwenden, und es wurde den Richtern immer leicht, zweifelhafte Fälle zu entscheiden.

In der Folge starb die Frau dieses Mannes in einem Alter von 48 Jahren. Ein Geist sagte zu ihr: Euer Gatte hat im Geheimen große Tugenden aufgehäuft; es ist gerecht, daß er durch das Glück und den Wohlstand seiner Nachkommen dafür belohnt werde. Ihr könnt zur Erde zurückkehren. Im folgenden Jahre gebar sie einen zweiten Sohn, und hatte das Glück, 82 Jahre alt zu werden. Ihre Söhne erhielten glänzende Ehrenstellen.

Ein Mann von Ling-an, Namens Tschin-i, welcher sehr geizig und begehrlich war, hatte vor den Thoren der Stadt Tsien-tang eine Schenke eröffnet. Eines Tages, bei der zweiten Wache, traten fünf junge Leute von einem ausgezeichneten Äußern bei ihm ein und verlangten zu trinken. Tschin-i hielt sie für die fünf Götter, die man Wu-tao-schin nennt. Er warf sich vor ihnen nieder mit den Worten: Da ich das Glück habe, mit so mächtigen Gottheiten, wie ihr seid, zusammenzutreffen, so flehe ich euch an, mir einiges Wenige von Reichthümern und Ehren zu verschaffen. Das ist nicht schwer, erwiderten lachend die Fremden. Sie geboten einem Soldaten, dem Wirth einen Sack zu geben, den er auf seinen Schultern trug. Tschin-i empfing ihn, indem er sich von Neuem zu Boden warf; dann steckte er die Hand in den Sack und fand ihn mit Weingefäßen gefüllt. Eilig trug er ihn nach der Stadt und sorgte, daß die Gefäße ihn nicht durch ihr Aneinanderschlagen verriethen. Die Zollbeamten hielten ihn auf, begnügten sich aber damit, den Sack von außen zu berühren. Zu Hause angelangt, erzählte er mit freudestrahlendem Gesicht seiner Frau den Vorfall. Diese öffnete den Sack und rief mit Verwunde-

rung: Aber das sieht ja völlig aus wie unser eigen Geschirr. Tschin-i sah geschwinde hin und fand den Sack leer.

Man ersieht daraus, daß die Reichthümer, die Jeder besitzen soll, durch das Schicksal bestimmt sind. Hätte Tschin-i nicht ein Glück begehrt, zu dem er kein Recht hatte, so würde sein Hausgeräth unversehrt geblieben sein: er zerstörte es durch seine gemeine Begehrlichkeit. Was nutzt es den Menschen, so dringend Sachen zu begehren, die ihnen nicht bestimmt sind?

Zwei Studenten waren in demselben Jahre, in demselben Monat, an dem nämlichen Tage und in der nämlichen Stunde geboren worden und hatten ebenfalls zu gleicher Zeit den Doctorgrad erlangt. Einige Zeit darauf wurde der Eine von ihnen zum literarischen Intendanten von Ngo-tscheou, der Andere zu der nämlichen Stelle in Hoang-tscheou ernannt. Der Letztere starb aber bald und Jener wohnte seiner Leichenfeier bei. Vor dem Sarge seines Freundes sprach er folgende Bitte: Wir waren zu demselben Zeitpunkte geboren, überdies hatte dasselbe Land uns das Dasein gegeben. Zusammen ins Leben getreten, weshalb konnten wir es nicht zusammen verlassen? Kann mein Gebet zu euch dringen, so bitte ich euch, erklärt mir dies in einem Traumgesicht. In der folgenden Nacht hatte er wirklich einen Traum und sah seinen Freund, der zu ihm sprach: Ich stammte von einer wohlhabenden Familie und genoß schon frühe der Vortheile, welche von Rang und Vermögen abhängig sind, deshalb habe ich das Leben verlassen. Wenn ihr mich überlebet, so geschieht es, weil ihr, in Niedrigkeit und Armuth geboren, noch nicht des Glücks genossen habt, das euch bestimmt ist.

In diesem Bezuge sagte Hoang-han-tschong: Man kann Niemanden langes Leben oder frühen Tod prophezeien. Der Mensch stirbt, sobald er den Antheil Glück, der ihm zugedacht war, verzehrt hat, weil die Summe unserer Belohnungen und Reichthümer vom Schicksal festgesetzt ist. Lasset uns also uns sorgfältig hüten vor dem Kleiderluxus und den Tafelfreuden. Hat zum Beispiel ein Mensch 100 Unzen Silbers und verthut er sie an einem Tage, so bleibt ihm für den nächsten Morgen kein Pfennig; verbraucht er an einem Tage den zehnten Theil, so kann er zehn Tage leben und so fort. Man sagt: Wer mit seinem Glück haushält, verlängert seine Lebensdauer.

In einem Alter von 70 Jahren pflegte Lo-schi, die Gattin Yang-tsching-tschai's, während des strengen Winters sehr frühe aufzustehen. Sie ging selber in die Küche und ließ einen Topf mit Reis aufs Feuer setzen, den sie sodann ihren Mägden austheilte und ihnen nicht eher an die Arbeit zu gehen gebot, bis sie gegessen. Warum bemühet ihr euch so sehr? frug sie eines Tages ihr Sohn Tong-chan. Meine Mägde sind auch Kinder der Menschen, gab sie zur Antwort. Sie stehen frühmorgens auf und sind der Kälte ausgesetzt. Es ist gerecht, ihnen den Magen zu erwärmen, damit sie die Kraft haben, ihren Dienst zu versehen. Wenn man sieht, wie mitleidig diese Frau für ihre Untergebenen sorgte, kann man leicht denken, daß Solche, welche die Fehler ihrer Diener emsig hervorsuchen und sie mit Härte behandeln, der Strafe nicht entgehen können.

Als Fei-hong Mitglied der Akademie der Han-lin war, spielte er oft Schach mit einem seiner Collegen. Eines Tages schlug er ihn im Scherz auf die Wange. Sein Freund wurde böse. Fei bereute seinen Fehler und ging jeden Tag zu ihm, ihn um Verzeihung zu bitten; endlich aber hörte er auf, ihn zu sehen. Da sein Vater es vernahm, ward er zornig, gab ihm ein eingewickeltes Bambusrohr in die Hand und sandte ihn in die Hauptstadt mit einem Schreiben, indem er ihm gebot, sich bei seinem Freund selbst anzuklagen. Fei trat mit dem Rohr und dem Briefe in das Gemach, wo dieser sich befand, klagte sich dreimal an und verlangte bestraft zu werden. Sein Freund lief auf ihn zu und fing bitterlich zu weinen an, indem er den Kopf in seine Hände drückte. Fei war erstaunt und frug, was dies bedeute. Ihr habt noch, erwiderte Jener, einen Vater, der euch zurechtweiset: ich suche eine Person, die mir denselben Dienst erzeige, und kann sie nicht finden. Hierauf ließ er von Neuem seinem Schmerze Lauf. Von diesem Augenblick an liebten sie einander wie vormals.

Man kann sagen, daß Fei-hong seinem Vater nicht ungehorsam war, aber die wenigen Worte seines Freundes erfüllten seine Seele mit Achtung.

Unter der Regierung Tien-chim's (1547—1565) lebte ein Befehlshaber, Namens Ma-liang, den der Kaiser sehr liebte. Da dessen Frau gestorben war, redete der Kaiser jeden Tag tröstende Worte zu ihm. Nach Verlauf einiger Zeit hörte er auf, bei Hofe zu erscheinen, und als der Herrscher darüber seine Verwunderung ausdrückte, vernahm er von den Umstehenden, daß Ma-liang eine neue Gattin genommen habe. Da gerieth er in Zorn und sprach: Da dieser verächtliche Mensch so wenig Anhänglichkeit an seine erste Gattin gezeigt hat, wie könnte er mir treu dienen? Er ließ ihm die Bastonnade geben und entfernte ihn für immer. 6.

Literarische Notizen aus alter Zeit.

In einem Hagedorn'schen Gedicht, das die Haller'sche Manier nachzuahmen scheint, kommt folgende Stelle vor:

Monarchisch schreckt und herrscht, zu schwäch'rer Nachbarn Wet,
Der Adler in der Luft, der Schwertfisch in der See;
Ein königlicher Löw', ein kriegerischer Tiger
Ist Alexandern gleich, ein Haupt, ein Held, ein Sieger.

Es war doch eine schöne Zeit, die Zeit der deutschen Alexandriner, und eine nicht genug zu preisende Unschuld der Poeten, welche die Fürsten und die Leuen, das Eine ganz harmlos für das Andere nahm.

Gut und würdig, daß man daran erinnere, ist Klopstock's epigrammatische Beschreibung des Epigramms selbst:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schneide;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Es kann zuweilen Freude machen, sich in die alten, abgelebten, längst vermoderten Zustände der Litteratur zurückzuversetzen, um sich der Jugend des Heute und der Ewigkeit des Geistes aller Geschichte um so lebhafter bewußt zu werden. In diesem Sinne wollen wir an die berühmte Gottsched'sche Ode erinnern, die er auf das „Hochadelige zweite Beilager des Ministers von Bünau" gedichtet, und das um so lieber, da heutzutage es wenig Menschen mehr geben mag, die Gottsched's Gedichte noch in die Hand nehmen:

Weicht, ihr traurigen Cypressen,
Lösche nur, vergnügtes Haus,
Deine Trauerkerzen aus!
Aller Kummer sei vergessen,
Schmücket Haupt und Haar mit Myrthen,
Brennet Hochzeitfackeln an,
Daß die Zahl gelehrter Hirten
Bünau's Fest besingen kann!
Bünau ist's und seine Schöne;
Er macht sie, sie ihn beglückt;
Sie, die ihr Geschlechte schmückt;
Er, das Haupt der Musensöhne.
Diese neu entbrannte Liebe
Dämpft die schwarze Traurigkeit,
Weil die Regung alter Triebe
Sich gedoppelt schön erneut.

Man sieht, daß der alte Gottsched doch auch auf recht familiair thuende Weise seine poetische Perücke schüttelte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 279. — 5. October 1836.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde *de Toreno*. Erster bis dritter Theil. Madrid 1835.

Daß ein Mann wie der Graf Toreno, dem sogar seine Gegner sehr bedeutende Fähigkeiten, Kenntnisse und Erfahrungen nicht absprechen, auf einem so weiten und reichen Gebiete wie die Geschichte der letzten 25 Jahre in Spanien, welches überdies bisher zwar von vielen nach vielen Richtungen hin mehr oder weniger tief umgewühlt, aber nur von äußerst wenigen hinreichend berufenen Arbeitern und nur theilweise bebaut worden ist — daß ein solcher Mann hier Bedeutendes leisten werde, ließ sich schon im Voraus mit solcher Sicherheit annehmen, daß es nach Erscheinung der vor uns liegenden drei ersten Bände seines Werkes eigentlich überflüssig sein dürfte zu versichern und nachzuweisen, daß dasselbe zu den bedeutendern Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit gehört. Auch wenn Raum und Muße uns eine ausführlichere Beurtheilung gestatteten, würde diese wesentlich in einer beistimmenden oder wol gar apologetischen Analyse der Hauptpunkte bestehen müssen, bei der unsere Leser am Ende mit allem Recht denken dürften, sie könnten das Alles besser in dem Werke selbst nachlesen. Um so mehr müssen wir uns hier mit stillschweigender Voraussetzung aller gebührenden Anerkennung der Vorzüge des Werkes begnügen, um den beschränkten Raum zu einigen ausnahmsweise tadelnden, oder doch das Lob beschränkenden Bemerkungen zu benutzen. Überdies erscheint bei der Art, wie das Werk angekündigt und zum Theil schon aufgenommen und beurtheilt worden ist, die Gefahr einer Überschätzung von Seiten des Publicums viel größer als die des Gegentheils. In der That nämlich finden wir wenigstens in dem bisher vorliegenden, freilich verhältnißmäßig kleinen Abschnitt des Werkes — er umfaßt einen Zeitraum von etwa drei Jahren (1808—10) — zwar eine ausführliche, vollständige, lebendige, im Ganzen klare und wesentlich richtige, billige und unparteiische Darstellung der Begebenheiten — eine Darstellung, welche sich zumal durch Klarheit vor dem sonst so verdienstlichen, ja auch noch und neben diesem unentbehrlichen Schepeler'schen Werke —, durch wahre Unparteilichkeit und Billigkeit, besonders hinsichtlich der Kriegsbegebenheiten vor den französischen und noch mehr vor den englischen Berichten*), durch eine sorgfältigere und sachkundigere Behandlung der innern politischen Verhältnisse und Entwickelungen vor allen seinen Vorgängern sehr auszeichnet.

*) Dies gilt besonders von Napier in Beziehung auf den Antheil der Spanier, von Southey und Londonderry hinsichtlich der Franzosen. Napier zumal hat in Deutschland noch nicht den strengen Tadel gefunden, den er so reichlich verdient. Sein Werk ist wirklich ein merkwürdiger Beweis, wie wenig einige ganz ehrenwerthe Eigenschaften des Geistes, des Charakters und des Wissens hinreichen, um einen ausreichenden historischen Beruf zu bilden, sobald sie mit einer gewissen, zugleich handwerksmäßig pedantischen (hier militairischen) und nationellen Selbstgefälligkeit, Befangenheit und Beschränktheit verbunden sind. Nehmen wir nur den einen Punkt, die Bedeutung des kleinen oder Guerillaskrieges, im weitesten Sinn, wo denn nicht blos die wirklich bewaffnet herumstreifenden Haufen, sondern das Ganze der volksthümlichen Gesinnung und Sitte zu beachten ist, woraus der permanente, innere, bei jeder günstigen Gelegenheit auch äußerlich activ oder passiv hervorbrechende Widerstand erwuchs. Fragen wir nun: Wie groß war die Zahl der französischen Truppen, welche, unaufhörlich durch Widerstand oder Angriff dieser Art beschäftigt, den entscheidenden Punkten und Augenblicken des großen Krieges ganz und gar entzogen wurden? Wie groß war ferner die Zahl der Opfer dieses kleines Krieges? Wie unberechenbar verderblich war endlich der Einfluß desselben auf die geistige und physische Haltung, auf die Beschlüsse und Bewegungen der für den großen Krieg übrigbleibenden Truppenmassen? Beantworten wir auch nur die beiden ersten Fragen nach dem allerbescheidensten Maßstabe, schlagen wir z. B. die Zahl der zu Verfolgung der Guerillas, zum Schutz der Magazine und Hospitale, zur Sicherung der Verbindungen, zur Escorte der Courriere und Ordonnanzen, zum Convoy von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Gefangenen unter diesen Umständen in ganz Spanien fortwährend beschäftigten Truppen auf 100,000, den Abgang durch Gefechte, Mord, Strapazen, Desertion auf täglich etwa 120 oder auf jährlich etwa 50,000, den Verlust oder Verbrauch von Kriegsmaterial, die Kosten u. s. w. nach Verhältniß und Belieben an, so ergibt sich leicht, wie wenig Vernunft, Recht, Billigkeit und Wahrheit Napier's Geringschätzung dieser Seite des spanischen Antheils an dem Kriege für sich hat. Rechnen wir dazu noch die französische Truppenmasse, welche die eigentlichen Heere oder Festungen der Spanier, obgleich fast immer geschlagen, doch fortwährend beschäftigten und beschädigten, auf etwa 120,000 Mann, so mag man ungefähr abnehmen, wieviel den Engländern und Portugiesen zu tragen übrigblieb, und wie es um sie gestanden haben möchte ohne die Spanier und ohne den spanischen Volkskrieg!

Daß schon damit dem Werke ein ehrenwerther Platz gesichert ist, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Wer dagegen in demselben die Früchte und Wirkungen der besondern Stellung des Verf. als eines Staatsmannes, der selbst an den Begebenheiten Theil genommen, sie sogar gelegentlich entschieden und geleitet hat — was man denn so nennt! — der Vieles aus eigner Kunde besser wissen, Anderes aus wichtigen und seinen Vorgängern verschlossenen Quellen und Zeugnissen schöpfen konnte, dem endlich vor allen Dingen durch eine gewisse praktische Reife und Unbefangenheit ein höherer und der eigentlichen historischen Auffassung und Darstellung günstigerer Standpunkt nicht entgehen kann — wer das Werk mit solchen Erwartungen in die Hand nehmen sollte, der wird sie wenigstens in den vorliegenden Bänden nicht ganz erfüllt sehen, ohne daß er freilich daraus schon ein Präjudiz gegen die folgenden zu ziehen brauchte. Einzelnheiten abgerechnet hat der Verf. offenbar nur solche Quellen benutzt, die auch seinen Vorgängern nicht verschlossen waren und großentheils von den ausgezeichnetern unter ihnen — zumal von Schepeler — mehr oder weniger benutzt worden sind; oder wenn er auch hin und wieder seine Kunde entweder eigner Theilnahme oder mündlichen oder brieflichen vertrautern Mittheilungen verdanken mag, so sind doch die Ergebnisse von den schon bekannten wenig oder gar nicht abweichend, und nur insofern von besonderem Werth, als sie jenen zur Bestätigung dienen. Dies kann indessen um so weniger dem Verf. eigentlich zum Vorwurf gereichen, da seine eigne Theilnahme an den Begebenheiten, also die Ersprießlichkeit seiner Stellung für sein Werk erst nach dem J. 1810 mehr und bedeutender hervortritt, sodaß wir in der Fortsetzung des Werkes immer noch die besondern Früchte jener besondern Stellung zu finden erwarten können. Was aber den eigentlich historischen Standpunkt betrifft, der allerdings Keinem so zugänglich und angemessen sein sollte als dem echten Staatsmann, so können wir nicht umhin, es zu beklagen, daß wir in der Auffassung des Verf. die Wirkung eines solchen in einigen wesentlichen Punkten vermißt haben und eben nicht einsehen können, worauf sich die Hoffnung gründen sollte, daß in dieser Hinsicht die Fortsetzung des Werkes jedem Tadel entgehen dürfte. Welche Schlüsse und Erklärungen etwa aus diesen Mängeln des Historikers auf dessen bisherige und etwa noch bevorstehende Verdienste und Bedeutung als Staatsmann von Übelwollenden gezogen werden möchten, können wir hier glücklicherweise dahingestellt sein lassen und vielmehr einen oder den andern jener Mängel näher betrachten. Als ein solcher, und wenigstens zum Theil auf solche Ursachen zurückzuführender, erscheint uns in mancher Hinsicht die Einrichtung und Eintheilung des Werkes oder vielmehr des Stoffes, obgleich darin bis zu einem gewissen Punkt auch untergeordnete Ursachen wirksam gewesen sein mögen. Und wir gestehen gern, daß die Unkunde in der Kunst de faire un livre weder dem Historiker noch dem Staatsmanne sehr zur Schande gereichen kann. Allein die Sache hat doch eine andere wichtigere Seite und liegt tiefer. Ja, wir möchten behaupten, daß der richtige historische Sinn, Blick und Standpunkt schon ganz von selbst eine der Natur, der organischen Entwickelung des Stoffes entsprechende äußere Eintheilung und Gestaltung herbeiführen wird, welche jedenfalls auch in ästhetischer und praktischer Hinsicht sich als die möglichst beste erweisen dürfte. Wie dem nun auch sei, so müssen wir es jedenfalls für einen wesentlichen Fehler der Darstellung des Verf. halten, daß sie uns auf eine Weise gleich medias in res führt, welche dem Epos viel angemessener ist als der Geschichte. Der Verf. fängt nach einigen wenigen ganz allgemeinen Bemerkungen über die europäischen Verhältnisse seine Geschichte mit den Verhandlungen zwischen dem Friedensfürsten und Napoleon und den Verfolgungen und Intriguen des Prinzen von Asturien im Herbst 1807 an und verfolgt von diesem Moment an den Lauf der Begebenheiten, ohne — beiläufiger und zerstreuter Winke nicht zu gedenken — Veranlassung oder Raum zu einem auch nur nothdürftigen Rückblick auf die früheren und vorbereitenden Begebenheiten und auf die vorhandenen Zustände und Verhältnisse zu finden oder zu suchen. Ob er einen solchen wenigstens in Beziehung auf die innern Zustände Spaniens vielleicht für eine künftige Gelegenheit, etwa als Einleitung der Darstellung Dessen, was man gewöhnlich und im engern Sinne die spanische Revolution zu nennen pflegt, aufspart, können wir freilich nicht wissen; aber jedenfalls könnten wir auch dann unsern Tadel nicht zurücknehmen. Denn erstlich ist eben jene gewöhnliche Ansicht, wonach die spanische Revolution mit 1820 anfinge, eine so durchaus falsche, verworrene und verwirrende, daß wir uns gar nicht denken können, daß der Verf. auch nur im Geringsten damit behaftet sein und etwa schon durch den *Titel*: „Levantamiento, guerra y revolucion de España" eine Aufeinanderfolge etwa von drei Aufzügen oder drei Theilen einer Trilogie hätte bezeichnen wollen, während schon aus seiner eignen Darstellung hervorgeht, wie alle drei Acte gleichzeitig und vielfach miteinander verschlungen und durcheinander bedingt vor sich gingen. Ist nun eine richtige Ansicht der Revolution durchaus nicht denkbar ohne eine vorhergehende richtige Ansicht und genaue Kenntniß der Zustände, welche eben die Revolution herbeiführten, empfingen und gebaren, um dann durch sie verschlungen und gezwungen zu werden, andern zu weichen, die wieder aus der Revolution — man könnte vielleicht sagen aus deren Vermischung mit ihren Erzeugern — hervorgingen, ist also eine Kenntniß dieser letztern unumgänglich nöthig zu einer irgend genügenden Kenntniß der Revolucion und ihrer Erzeugnisse, so gilt ganz Dasselbe von dem Levantamiento und der Guerra, und es ist insofern ganz gleichgültig, ob man das J. 1808 nur als Anfang dieser beiden gelten lassen, oder, wie sich von selbst verstehen sollte, auch die Revolution von da an datiren will. Eine, wenn auch noch so gedrängte, doch die Hauptmomente charakterisirende Übersicht der Entwickelung der politischen, religiösen, sittlichen, geistigen und materiellen Bildung und der Einwirkung derselben auf die politischen Zustände Spa-

Lord Mayor of London, Sir Robert Geffrye, who died in 1726, and left the property for the benefit of the poor of the parish. The Almshouses, which are twenty-six in number, are occupied by twenty-six poor persons, who receive each a weekly allowance of 4s. and a chaldron of coals annually. The Almshouses are under the management of the Ironmongers' Company, who are trustees of the charity. The Hall is a plain building, with a small cupola, and contains a portrait of the founder, and a bust of Queen Anne, by Bird. The Chapel is a neat edifice, with a handsome altar-piece, presented by Bishop Gibson. The Schools are for the education of 40 boys and 40 girls, who are clothed and instructed gratuitously. The Asylum is a handsome building, erected in 1827, for the reception of 50 boys and 50 girls, who are clothed, boarded, and educated. The Asylum is under the management of the Ironmongers' Company, who are trustees of the charity. The Hall is a plain building, with a small cupola, and contains a portrait of the founder, and a bust of Queen Anne, by Bird. The Chapel is a neat edifice, with a handsome altar-piece, presented by Bishop Gibson. The Schools are for the education of 40 boys and 40 girls, who are clothed and instructed gratuitously. The Asylum is a handsome building, erected in 1827, for the reception of 50 boys and 50 girls, who are clothed, boarded, and educated.

The Hall is a plain building, with a small cupola, and contains a portrait of the founder, and a bust of Queen Anne, by Bird. The Chapel is a neat edifice, with a handsome altar-piece, presented by Bishop Gibson. The Schools are for the education of 40 boys and 40 girls, who are clothed and instructed gratuitously. The Asylum is a handsome building, erected in 1827, for the reception of 50 boys and 50 girls, who are clothed, boarded, and educated.

len, im höchsten Grade von dem englischen Volke gemißbilliget worden ist. Um auch Einzelnes herauszuheben, so weiset Hr. Münch auf S. 45 nach, daß das neu entdeckte Virginien von der Königin Elisabeth selbst und nicht von Raleigh, wie bisher fast allgemein fälschlich behauptet worden ist, seinen Namen erhalten hat.

II. Die Liebe Pfalzgraf Friedrich III. und Leonorens von Östreich. Ein mit anmuthiger Gewandtheit gezeichnetes Bild aus dem innern Leben Karl V. und seiner Schwestern, meist nach der Schrift des pfälzischen Kanzlers Hubert Thomas, das vor Allem passend ist, auch gebildete Frauen, denen ja Hrn. Münch's schriftstellerisches Verdienst ohnehin nicht fremd geblieben sein wird, für die neue Sammlung zu interessiren. Dasselbe gilt von

III. König Christiern II., das Täublein von Amsterdam, und Mutter Sigbrit. Die Begebenheit selbst ist erst vor einigen Jahren durch Leop. Schefer's Novelle: „Die Düvecke", in das Gedächtniß schöner Leserinnen zurückgerufen worden, wir gestehen indeß, daß wir dem in Rede stehenden, quellenmäßigen Aufsatze den Vorzug vor Schefer's Novelle geben, bei deren Lecture, wie überhaupt bei den meisten Productionen dieses Schriftstellers, es uns niemals recht wohl und heimisch werden will.

IV. Giulio Cesare (Lucilio) Vanini. Von Hrn. Münch, wie es uns scheint, mit besonderer Vorliebe bearbeitet und mit manchen neuen Zusätzen (die Abhandlung erschien zuerst im Jahre 1827) vermehrt. „Freundliche Urtheile", sagt er auf S. 325, „Cousin's und Heeren's bestimmten mich, die kleine Arbeit in zweckmäßiger Umgestaltung dieser Sammlung einzuverleiben; ohne Anspruch auf erschöpfende Gelehrsamkeit über den Inhalt, als Document der Stimmung jener Zeit, wo man dergleichen gern wieder hervorsuchte, um die Gegenwart und ihre Tendenzprocesse durch Parallele mit Ähnlichem aus der Vergangenheit zu brandmarken." Der Verf. hat also zuerst ein getreues Bild von den wechselvollen Lebensschicksalen des Philosophen (geb. 1585 zu Taurosano im Neapolitanischen, verbrannt zu Toulouse im Februar 1617) gegeben, dann ihn selbst in seinen Schriften reden lassen, zuletzt aber versucht, die Vorstellung festzusetzen, wie er nach sorgfältiger Vergleichung der Lehre und That in seinem eignen Wesen sich darstellte, wobei zugleich die Anklagen des Parlaments in Toulouse, die Acten des Urtheils und die Aussprüche älterer und neuerer Philosophen und Theologen nochmals geprüft werden. In jeder Beziehung eine sehr lesenswerthe Zusammenstellung und eine Ergänzung zu den Lehrbüchern der Philosophie und Kirchengeschichte. Ein sonderbarer Druckfehler findet sich auf S. 344, wo Vanini gegen den Vorwurf in Schutz genommen wird, sich unnatürlichen Sünden ergeben zu haben. Er sei, heißt es, *καταπογωνιστέρος* gewesen, aber es muß heißen: *καταπυγωνιστέρος* (homo pathicus). Ferner ist auf S. 363 eine seltene Ausgabe von Vanini's „Amphitheatrum aeternae providentiae" beschrieben. Ref. versteht jedoch nicht die folgende Angabe des Verlags- und Druckortes: Lugduni apud viduam Antonii de Harvy ad insigne sunt, Coloniensis. Vielleicht berichtigt Hr. Münch dies im zweiten Bande.

V. Die Aqua Tofana in Rom unter Papst Alexander VII. und der Todtengräber zu Gurau in Niederschlesien. Eine Sicilianerin, die in Rom ansässig war und ihres Wahrsagertalentes wegen von hohen und niedern Frauen fleißig besucht ist, kam plötzlich in den Verdacht der Giftmischerei, da in überraschend kurzer Zeit sich die auffallendsten Todesarten in Rom gezeigt hatten. Durch List wußte sich der Gouverneur von Rom, dem der Papst unbeschränkte Vollmacht gegeben, ihrer zu bemächtigen, und die Furcht vor der Folter brachte das Weib zum Geständniß, daß sie das Gift bereitet habe, welches so vielen Menschen das Leben gekostet, zur Nennung ihrer Mitschuldigen und zur Angabe der Materialien, aus denen sie das Gift bereitet habe. Zugleich bekannte sie sich als Schülerin der berüchtigten Tofania in Palermo, über die es vielleicht nicht unnützlich ist, wieder einmal auf Beckmann's „Geschichte der Erfindungen", II, 565—572, zu verweisen. Das Weib ward nebst einer andern hingerichtet. Ähnlich handelte der Todtengräber zu Gurau in Niederschlesien, als im Jahre 1656 eine Pest diesen Ort betroffen hatte und viele Menschen hinwegraffte. Beide Erzählungen aber können wir nur als Lückenbüßer betrachten und gestehen offen, daß wir statt ihrer weit lieber eine von den vielen biographischen Darstellungen gelesen hätten, welche Hr. Münch im Vorworte verspricht.

In diesem Vorworte werden nämlich eine Menge der berühmtesten Namen älterer und neuerer Zeit aufgezählt, welche Hr. Münch zum Gegenstand biographischer Studien machen will, als König Enzio, Demosthenes, Brutus, Cervantes, Lucretia Borgia, Ines de Castro, Georg Forster, König Wilhelm I. von Würtemberg, König Wilhelm I. der Niederlande, Stein, Niebuhr und andere mehr. Möge denn der Verf. uns nicht zu lange auf die versprochenen Schaustellungen warten lassen. 7.

Literarische Notizen.

Von Delaforest erschien in zwei Bänden: „Terre et ciel, histoire du monde."

Vor einigen Tagen sind in Paris die zwei ersten Bände von „L'empire, ou dix ans sous Napoléon, par un ancien chambellan" ausgegeben worden, denen die beiden letzten bald nachfolgen sollen. Der Zweck des Verf., der sich der Gunst Napoleon's erfreute, ist mehr, ein treues Gemälde der Gesellschaft und des Hofes zur Zeit der Kaiserregierung zu geben und die Sitten der merkwürdigen Epoche von 1804—14 zu schildern, als das tausendmal Erzählte zu wiederholen oder ein politisches Buch zu liefern. 4.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Achter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Ludwig XIV.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Ausgang des Joan'schen Zweiges der Komanow und seiner Freunde. Dargestellt durch F. W. Barthold. — II. Über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutschland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert. Von H. Leo. — III. Versailles. Historische Rückblicke von J. D. Zinkeisen. — IV. Ältere Geschichte der Xylographie und der Druckkunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Bilddruck. Ein Beitrag zur Erfindungs- und Kunstgeschichte. Von J. D. F. Sotzmann.

Der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) kosten einzeln 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt **5 Thlr.**; einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste und siebente Jahrgang (1835 und 1836) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, K. W. Böttiger, Fr. Förster, Ed. Gans, H. Leo, J. W. Loebell, Fr. Lorenz, F. Passow, Fr. v. Raumer, K. Roepell, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth und Fr. Wilken.

Leipzig, im October 1836.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 280. — 6. October 1836.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde *de Toreno*. Erster bis dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Ebenso dürfte es zwar schwer sein, ein anderes praktisch durchzuführendes Verhalten für ein auf diesem Gebiete angegriffenes Heer, zumal wo die Übermacht nicht ganz unbedingt auf seiner Seite ist, anzugeben, als das in Spanien von den Franzosen und in andern Ländern unter ähnlichen Umständen von andern befolgte. Philanthropische Phrasen sind hier so wohlfeil und unerspießlich wie in so vielen andern Fällen; allein ebenso wenig läßt sich verkennen, daß auch dies Verfahren seine unvermeidlichen Folgen nicht blos bei dem Gegner, sondern auch auf die moralische Haltung der Truppen hat, und darauf muß man denn eben auch gefaßt sein. So ist Spanien nicht blos das Grab von etwa 400,000 Franzosen gewesen, sondern in gewisser Hinsicht auch das Grab des edlern, höhern militairischen Geistes des französischen Heeres — eine Quelle der Demoralisation. Nicht in der Art, daß die kriegerische Tapferkeit unmittelbar und im engern Sinne darunter litt; aber doch so, daß nicht blos die Heere in Spanien selbst, sondern auch überall, wo solche Regimenter, die in Spanien gedient hatten, verwendet wurden, gar bald die übrigen Truppen auf eine sehr merkliche und bedenkliche Weise dadurch afficirt wurden. Man könnte allenfalls poetice sagen: die sieggewohnte, kampfbeherrschende Athene sei durch den tobenden Ares verdrängt worden. Alles dies war unvermeidlich, sobald man einmal von der einen Seite von einem Standpunkt ausging, der auf der andern einen solchen nationellen Widerstand hervorrufen mußte. Die Hauptfrage bleibt also immer: ob und warum Napoleon in den spanischen Angelegenheiten eine solche Stellung nehmen, einen solchen Weg einschlagen mußte? Hier nun, wie in der ganzen neuern Geschichte, genügt den Geschichtschreibern wie dem Publicum der große Hauptschlüssel, den Unverstand, Leidenschaftlichkeit und Absichtlichkeiten mancher Art seit einer Reihe von Jahren fort und fort handhaben: französischer, Napoleonischer Ehrgeiz, Herrschsucht, Eroberungslust, Treulosigkeit u. s. w. Auch der Verf. verschmäht es nicht, sich damit zu schleppen, und wir unseres Orts müssen eben darin den Hauptzweifel gegen seinen Beruf zum Geschichtschreiber, ja, insofern er die Dinge nicht besser wissen und begreifen sollte, als er sie darstellt, gegen seinen Beruf als Staatsmann schöpfen. Übrigens werden wir uns sehr hüten, hier auch nur ein Wort zu verlieren, um die Absurdität dieser Ansichten darzuthun.

Solche Dinge scheinen nun einmal ihre Blütezeit haben zu müssen, die allerdings in diesem Fall schon eine gute Weile dauert, aber doch noch lange nicht vorbei zu sein scheint. Wenigstens beeifern sich noch fortwährend bei uns namhafte Geschichtschreiber dieses Stroh wiederzukauen, und mehre der berühmtesten schämen sich nicht, dieses Narrenseil wieder, mit neuen Phrasen von Gründlichkeit und Unparteilichkeit der richtigen Mitte geschmückt, durch die ganze Geschichte der neuern Zeit bis auf unsere Tage zu drehen und zu ziehen. Diese Beharrlichkeit läßt sich zum Theil ohne Zweifel daraus erklären, daß dies noch immer die bequemste Manier ist, die Verheißungen der policeigemäßen Loyalität, der hofmäßigen Rechtgläubigkeit und des volksthümlichen Patriotismus, welche sonst seit einiger Zeit leicht in Conflict gerathen, zu vereinigen.*) Wir müssen eine so undankbare Danaiden- oder Sisyphusarbeit um so mehr von uns ablehnen, da wir unfehlbar nach zwei Seiten zugleich uns zu verwahren haben würden. Oder wie könnten die, nicht weniger als ihre gewöhnlichen Antipoden abgeschmackten Napoleonsanbeter sich dabei beruhigen, daß ihr Götze auch hier zu den praktischen Dimensionen eines bloßen gewöhnlichen großen Mannes herabgesetzt werde, daß man behaupte, er habe auch hier ebenso wenig wie in irgend einem Falle aus der Luft gegriffenen, in der Luft schwebenden, unermeßlichen, willkürlich phantastischen allumfassenden, Europa, ja die Welt beglückenden Hirngespinnsten nachgejagt; er habe auch hier, wie in allen andern Fällen gethan, was er nicht

*) Sollte man nicht glauben, unser (wie jedes andern Volkes und Staates) gutes Recht, zu behaupten, was wir besitzen, gleichviel wie wir es erworben und gleichviel gegen wen, beruhe auf solchen pseudohistorischen Salbadereien? Dem ist Gott Lob! nicht so. Hält man diese pia fraus aber für ein unentbehrliches Mittel, jenes Recht dem lieben Publicum einleuchtend zu machen, so hat doch dergleichen nichts mit dem Ernst und der Würde der Geschichte gemein, und wer solche Gelegenheitsarbeit treibt, der dient andern Herren, nicht ihr.

lassen konnte, was aus sehr bestimmten, in der ganzen Lage der Dinge gegebenen Verhältnissen, Bedürfnissen, Schwierigkeiten, Gefahren und Möglichkeiten und Nothwendigkeiten hervorging; er habe, wie in allen andern Fällen, unter mehren höchst mislichen gefährlichen Wegen den gewählt, der doch noch verhältnißmäßig die meisten Möglichkeiten des Gelingens darzubieten schien, ohne übrigens die Gefahren und Fehler, die hier bevorstanden, zu verkennen, soweit sie überhaupt zu berechnen waren; er habe mit einem Worte so gehandelt wie jeder wahre und große Staatsmann an seiner Stelle, d. h. also auch mit seinen individuellen Hülfsmitteln gehandelt haben würde? Hülfsmittel, derengleichen freilich höchstens bei einem Manne der neuern Geschichte zu finden, der deshalb auch zu seiner Zeit der Einzige genannt wurde. Wenn aber auch darin jedenfalls Napoleon schulterhoch alle seine Gegner und Zeitgenossen überragte, so standen doch die bedeutendern unter ihnen ihm insofern gleich, daß auch sie die Bedingungen ihres wirklichen, gegebenen, nicht willkürlich geschaffenen Standpunktes ebensowol zu übersehen wußten, als er die des seinigen; obgleich dann bei der Verfolgung der eingeschlagenen Bahn oder bei dem unvermeidlichen feindseligen Zusammentreffen eben die größere Fülle und Mannichfaltigkeit der individuellen Hülfsmittel und, wer möchte es leugnen, das Glück meist zu seinen Gunsten entschied; das Glück, welches die schönste Blüte und Weihe der Heldengröße ist. Alles dies, wie gesagt, sowol im Allgemeinen, als besonders in Beziehung auf die spanischen Angelegenheiten weiter auszuführen, dazu fehlt es uns jedenfalls in diesem Augenblicke und an diesem Orte gänzlich an Zeit und Lust. Wir begnügen uns lediglich damit auch gegen das vorliegende Werk in dieser Hinsicht unser Zeugniß und Protest einzulegen, obgleich wir nicht leugnen, daß der Verf. um ein gutes Theil verständiger und billiger erscheint als seine Vorgänger, und daß er, freilich ohne es zu wollen und zu wissen, einige neue Momente zur Begründung einer richtigern Ansicht mittheilt. Nur die Thatsache, welche das Hauptthema einer solchen sein müßte, sprechen wir ohne weitern Beweis hier noch aus. Der Kampf zwischen Frankreich und den übrigen großen Staaten, besonders aber England, als deren permanentem Vorkämpfer, war auf einen solchen Punkt gesteigert, daß keine von beiden Mächten, am wenigsten aber Frankreich als Landmacht, und am wenigsten in seiner Nähe einen unsichern, schwankenden, schlaffen Freund, oder einen Neutralen dulden konnte noch durfte. Englands Nachbarn sind alle Seemächte, daher die Entwickelung des alle neutralen Flaggen tödtenden Seerechts der bekannten orders in council, welche als nothwendige Repressalie das System der Continentalsperre herbeiführte, wozu der wirkliche Beitritt eine conditio sine qua non des Friedens mit Frankreich war und sein mußte. Von allen Nachbarn Frankreichs war grade Spanien derjenige, dem Frankreich um seiner eignen Selbsterhaltung willen eine andere Stellung als die eines zuverlässigen, wirksamen Verbündeten am allerwenigsten und unter keiner Bedingung zugestehen konnte noch durfte. Diese Nothwendigkeit und das daraus hervorgehende Recht lag theils in permanenten geographischen Ursachen, theils in dem besondern Charakter der damaligen Zustände in Spanien, wodurch seine Neutralität aller Eigenschaften ermangelte, welche die geringste Sicherheit gegen die Gefahr darbieten konnten, dieses neutrale Gebiet in feindliche Hände fallen zu sehen, gleichviel ob diese Krise durch einen Angriff von Außen, oder durch eine Veränderung im Innern herbeigeführt werden möchte. Es gab für Frankreich keine andere Sicherheit gegen ein solches Resultat (welches unter Umständen unmittelbar und unvermeidlich verderblich werden konnte), als der Gefahr zuvorzukommen und selbst das Terrain zu occupiren.

(Der Beschluß folgt.)

Die Romantik.

Unter den frühern Erzeugnissen der romantischen Poesie tritt der „Roman de la rose" hervor, der als eine Nachahmung Ovid's im 13. Jahrhundert von Wilhelm von Lorris geschrieben, jedoch nicht vollendet ward; dies geschah erst 40 Jahre später von Johann Clopinel, der nahe daran war, wegen seiner Satiren auf die Damen eine arge Strafe zu erleiden. Durch einige Herren vom Hofe in eine große Damengesellschaft gebracht, warfen diese ihm seine beleidigenden Äußerungen im „Roman de la rose" vor: „Toutes estes, serez ou fûtes" etc. und verurtheilten ihn, von allen Anwesenden mit Ruthen gepeitscht zu werden, zu welchem Ende sich jede Dame mit einer Hand voll derselben versehen hatte. Wohl einsehend, daß er nicht so wohlfeilen Kaufes davonkommen werde, bat er nicht um Erlassung der Strafe, sondern blos ihm dabei eine Gnade zu gewähren und zu versprechen. Obgleich nicht ohne Widerstreben, verstanden sich die Damen doch endlich auf Zureden der anwesenden Herren dazu, und nun sagte er: „Da Sie einmal so gnädig gegen mich sind, bitte ich demüthigst, daß die barmherzigste Schwester (la plus forte putain) aus der Gesellschaft die Strafe anfange und mir den ersten Streich gebe." Die Damen sahen jetzt einander an, welche es über sich nehmen wollte, den Anfang zu machen. Doch keine wollte es wagen, ihn anzurühren, so große Neigung auch alle hatten, ihn durchzupeitschen. Clopinel entging durch diesen Einfall der ihm zugedachten Strafe und gab den Hofcavalieren Gelegenheit genug, über die Damen zu lachen. Sein „Roman de la rose" ward übrigens sehr hoch geschätzt und der Engländer Gottfried Chaucer unternahm ein ähnliches Gedicht unter gleichem Titel, das nach Balâus aus dem Werke eines andern Engländers: „über die Kunst zu lieben", genommen sein soll. Thevet („Hist. des plus illustres et sçavans hommes", Theil 7, Paris 1671) erklärt dies jedoch für einen Irrthum und Clopinel's Roman für das eigentliche Original. Der Verf. hat auch noch Anderes geschrieben: den Vegez aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt, so auch die Briefe Abälard's und Heloise's, das Buch von der geistlichen Freundschaft und Boethius „De consolatione". Der „Roman von der Rose" gab Gelegenheit zu einem andern von Martin Franc, Geheimschreiber Papst Felix V. („Le champion des dames, contenant la defence desdames contre malebouche et ses consors", Paris 1530), worin die Beschuldigungen Clopinel's auf eine ziemlich langweilige Art auf 820 Seiten zurückgewiesen werden. Im letztern Roman steht auf dem Titel:

Cy est le Romant de la roze
Ou tout l'art d'Amour est encloze
Histoires et Auctoritez
Et maints beaulx propos usitez
Qui a esté nouvellement
Corrigé suffisantement

Mr. Justice Chatterjee.

Mr. Justice Chatterjee.

Mr. Justice Chatterjee.

zu ihr zu bringen verspricht, und seiner mit vielen Lobeserhebungen gedenket, indem sie ihr zugleich ihr früheres Leben erzählt. Sie sagt:

Belle fus, jeune, nice et folle
Donc d'amours ne fuja l'escolle,
Ou l'on me leust de theorique
Mais je sui tout par la pratique.

Sie gibt der jungen Dame Vorschriften und Regeln, wie sie sich gegen ihren Liebhaber zu verhalten habe, um ihre Reize herauszuheben, so theuer als möglich zu verkaufen und Alle zu täuschen:

S'ils sont mil à chaq'un dois dire
La rose avez tout seul, beau Sire
Jamais aultre n'y aura part,
Faille dieu à qui la depart.

Falsches Haar, Schminke und andere Schönheitsmittel werden empfohlen, es heißt dann:

Et comme bonne bachelette
Tienne sa chambre Venus nette
Si elle est saige et bien enseignee
Ny laisse entour une Araignée
Quelle ne arrache, ne arde ou housse
Si que ne si cueille la mousse.

Andere Mittel und Kunstgriffe, den Liebhaber zu hintergehen, Gold und Geschenke von ihm zu erhalten. Nachdem die Alte ihren langen und langweiligen Unterricht geendigt und Bel-accueil eingewilligt hat, geht sie zu deren Liebhaber, um ihm anzuzeigen, wie er zu der Geliebten kommen könne. Er findet diese in ihrem Cabinet, sie führen ein zärtliches Gespräch mitinander; das Liebchen spricht:

S'il y a ceans rien qui Vous plaise
Je vuoil que Vous en avez l'aise,
Prenez ce que pouvez choisir
Et en faites votre plaisir

Er antwortet:

Quand puis ainsi vos choses prendre
Parquoi je ne quiers plus attendre,
Quand avez la chose si preste
Dont mon coeur se fera moult grand feste,
Plus que du tresor d'Alexandre;
Lors m'avançai pour la main tendre
A la chose que tant desir,
Pour accomplir tout mon desir,
Si cuid ni bien à nos parolles
Qui tant estoient douices et molles,
Et nos plaisantes acointances
Plaines de belles contenances
Que tout fût fait apertement,
Mais il m'advint bien autrement.

Als er die Rose brechen wollte, fallen ihre Wächter, Gefahr, Furcht und Scham, über ihn her und treiben ihn mit Schlägen und harten Worten davon. Jetzt kamen die Ritter der Liebe zu seinem Beistand herbei, indem sie ihre Herrscherin um Hülfe anriefen. Das Schloß, worin Bel-accueil eingeschlossen ist, wird gestürmt; nun folgen wieder eine Menge heterogene Erörterungen über den Tod, die chemischen Erscheinungen, die Erzeugung der Metalle und die Verwandlung derselben, von der Schwäche der Männer und der Unart der Weiber, nichts zu verschweigen; hierauf von den vier Elementen, den Constellationen, der Prädestination, von Gott, dem Allweisen und Allmächtigen, vom freien Willen, von Donner und Blitz, den Wolken u. A. m. Zuletzt die Geschichte des Pygmalion und der Belebung seiner Bildsäule; endlich die Eroberung des festen Schlosses, wo Bel-accueil sich befand. Diese ward dadurch frei und verstand sich gern dazu, den Dichter mit der Rose zu beglücken.

Je la lui abandon,
Dit Bel-accueil, moult voulentiers
Cueillir la peût en dementiers
Que seule sommes en ceste voye
Piecza receuvoir de leveye.

Es folgt nun eine ebenso obscöne als widrige Schilderung seiner Mittel und ihrer Anwendung; dann, als Einschiebsel, ein Vergleich der Liebesfreuden bei alten Frauen und Mädchen. Er schließt endlich:

Tant suis du rosier approché
Qu'à mon vouloir peux la main tendre
Au rameau, pour le bouton prendre
Bel-accueil moult fort me privit
Que nul outraye fait n'y ait,
Et je lui mis bien en couvent
Pource qu'il m'en privit souvent,
Que je nulle riens n'y feroye
Fors sa voulenté et la moye.
Par les rains saisi le rosier
Qui plus fut franc que nul esier,
Et quand aux deux mains m'y peux joindre
Trestout souef et sans moy poindre
Le bouton prins à esclochier,
Car envye l'eusse sans hochier.

Auch sein Gegner Franc, der ihn in seinem „Champion des dames" durch Beispiele älterer und neuerer Zeit aus dem Felde zu schlagen unternimmt, ist nicht frei von obscönen Stellen und lasciven Gemälden. Es kann jedoch hier der Ort nicht sein, sie weitläufig anzuführen. 95.

Notiz.

Hawes trug neuerlich im Unterhause darauf an, das Loos der wegen Schulden Verhafteten zu erleichtern und namentlich die englischen Gesetze in dem Punkte zu verbessern, daß nicht Schuldner wegen unbedeutender Summen von harten und rachsüchtigen Gläubigern, die nicht einmal für ihren Unterhalt zu sorgen brauchen, viele Jahre ihrer Freiheit beraubt würden. Aus dem Bericht der von dem Unterhause angeordneten Untersuchungscommission über die Anzahl der in Arrest befindlichen Schuldner, über die Dauer ihrer Haft und den Betrag der Schulden, welche dieselbe veranlaßt, geht u. A. in Bezug auf die fünf londoner Schuldgefängnisse hervor: Der älteste Bewohner der King's Bench und wel der Veteran der englischen Schuldgefangenen ist ein gewisser Jonathan Wood, der am 14. Mai 1810 wegen der Summe von 10,949 Pfd. St. 10 Sh. verhaftet ward. Sogleich nach diesem kommt John Dufrene, am 9. Mai 1812 wegen nur 50 Pfd. in dasselbe Gefängniß gebracht, in welchen sich noch 24 Individuen seit 1824 befinden, von denen nur eines wegen 2000, mehre wegen nicht 100 und eines wegen nicht mehr als 9 Pfd. 15 Sh. 7 P. in Haft. In dem Gefängnisse der Fleet sitzt als ältester Schuldner ein gewisser Jeremiah Beard seit 1814 wegen 7616 Pfd. 7 Sh., zwei Individuen seit 1830 wegen Gebühren an die Kanzlei, das eine wegen 80 Pfd., das andere wegen 59 Pfd. St. 15 Sh. 3 P. (!) In dem Gefängniß von Whitecrossstreet zählt man nur 24 Schuldner, die vor dem 1. Jan. 1835 dahin gebracht wurden. In dem von Horsemongerlane ist der älteste Insasse ein gewisser Werton, seit 1828; die hier befindlichen 25 Gefangenen sitzen fast sämmtlich nur wegen ganz unbedeutender Summen. Marshalsea zählt 28 Gefangene, von denen nicht einer wegen 1000 Pfd. eingesetzt ward. Die ältesten unter diesen Schuldnern, King und Roberts, sitzen seit 1824, jeder wegen einer Foderung von nicht 70 Pfd. St. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 281. — 7. October 1836.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde *de Toreno*. Erſter bis dritter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 280.)

Aber, ſagt man, Spanien war ſchon Frankreichs Verbündeter; was konnte es mehr erwarten oder verlangen? So täuſcht man ſich mit Schein und Worten und ſpielt fort mit trügeriſchen Karten! Bei dem Zuſtande der Auflöſung und Zerrüttung, worin Spanien ſich befand, wo für Niemanden irgend eine klare ſichere Thatſache vorlag, als die unbedingteſte Unzuverläſſigkeit und Unfähigkeit der wirklich Regierenden und der nach der Regierung Strebenden, der Ältern und des Sohns mit ihrem Kreiſe von Günſtlingen und Intriguanten.— unter dieſen Umſtänden war das Bündniß mit Spanien von gar keinem Vortheil mehr, konnte den ſteigenden Anfoderungen des Kampfes keineswegs genügen. Nicht nur mußte Frankreich eine beſſere Bürgſchaft für die Zuverläſſigkeit des Verbündeten fodern, ſondern es mußte auch fodern, daß die großen Hülfsmittel, die derſelbe noch beſaß, ohne ſie benutzen zu können oder zu wollen, in viel höherem Grade als bisher in Anſpruch genommen und gegen den gemeinſamen Feind entwickelt würden. Dies war das klare, handgreifliche, dringende Gebot und Recht der Selbſterhaltung für Frankreich. Dies wollte Napoleon um jeden Preis erlangen und mußte es wollen. Daß und inwiefern Spaniens Intereſſen, Rechte und Pflichten damit nicht übereinſtimmten, iſt völlig gleichgültig zur Beurtheilung der franzöſiſchen Politik und beweiſt nur, daß Spanien eben auch Recht hatte, ſich derſelben zu widerſetzen. Für Napoleon konnte die Frage nur die ſein: auf welche Weiſe, durch welche Mittel jener Zweck der Selbſterhaltung am ſicherſten und ſchnellſten erreicht werden könnte? In dieſer Hinſicht nun war er (wie auch das vorliegende Werk gegen die eigne Anſicht des Verf. beweiſt) faſt bis zum letzten Augenblick zweifelhaft, und es lag in der Natur der Sache, in dem Gange der innern Entwickelung der ſpaniſchen Zuſtände, daß er hierüber ſeine Anſichten, ſeine Entſcheidung zurückhalten, ja mehr denn einmal wechſeln mußte. Eben in dieſer Unſicherheit mußte er vor allen Dingen ſich auf jeden möglichen Wechſel und Entſchluß gefaßt machen, die entſcheidenden wichtigen Punkte jeder Art, beſonders aber die militairiſchen um jeden Preis occupiren, ſoweit es ohne einen wirklichen Ausbruch des Krieges, eine Kriſis, welche jede fernere Wahl ausſchließen mußte, herbeizuführen möglich war. Daher der Einmarſch von Truppen unter allerlei Vorwänden, daher und als nothwendige unerlaßliche Sicherheitsmaßregel für dieſe Truppen in einem Lande, was jeden Augenblick ein feindliches werden konnte, die Beſetzung der Feſtungen durch Überraſchung, Liſt, Hinterliſt, gleichviel, wie dies allen Phraſen zum Trotz zu allen Zeiten unter ähnlichen Umſtänden geſchehen muß und wird, wenn auch nicht in ſo großem Maßſtabe geſchehen iſt. Daher wahrſcheinlich die Vereinigung der königlichen Familie in Bayonne. Wir ſagen wahrſcheinlich, weil wir die Möglichkeit zugeben, daß Napoleon wenigſtens ſchon vor Ferdinand's Ankunft, vielleicht ſchon vor deſſen Abreiſe ſeinen Entſchluß gefaßt hatte. Erwieſen iſt dies aber, was man auch ſagen mag, noch nirgend. Alle angeblichen Beweiſe gehen von falſchen, einſeitigen und beſchränkten Vorausſetzungen aus, beweiſen gar nichts, weil ſie Alles und Dinge beweiſen wollen, die handgreiflich falſch ſind, weil ſie namentlich die unerlaßlichen Vorkehrungen für jeden möglichen Fall immer als Vorkehrungen für einen beſtimmten, nachher wirklich eingetretenen Fall anſehen und darſtellen.*) Schwerlich wird ſich der Augenblick des beſtimmten Entſchluſſes der Beſeitigung der ſpaniſchen Bourbons jemals authentiſch nachweiſen laſſen. Vielmehr wird immer der hiſtoriſchen Pſychologie hier ein gewiſſes Gebiet übrig bleiben, und eben auf dieſem und durch jene möchte ſich als wahrſcheinlichſtes Reſultat ergeben, daß Napoleon erſt in Bayonne und nachdem er ſich ſelbſt von der unbedingten, allſeitigen Unzuverläſſigkeit und Unfähigkeit des Vaters und des Sohnes und ihrer Umgebungen überzeugt hatte, ſich für den Weg entſchied, auf dem er denn auch ſogleich mit gewohnter Energie, Raſchheit und Ganzheit vordrang. Ob er aber jene Überzeugung einige Tage, ja Wochen früher erworben und ſeinen Entſchluß danach ſoviel früher gefaßt, kann keine weſentliche Änderung in dem Werthe ſeiner Handlungsweiſe

*) Auch die frühern und vorläufigen Anfragen Napoleon's bei ſeinen Brüdern beweiſen nichts. Auch nach dieſer Seite hin mußte er den möglichen Fall vorberreiten, ohne ſich zu binden. Daß er nicht ſehr delicat gegen ſeine Brüder war, iſt bekannt.

machen. War nun jene Überzeugung gegründet — udn wer möchte jetzt noch zu behaupten unternehmen, daß sie es nicht war! — so möchten wir in aller Welt wissen, welcher andere Ausweg näher, oder überhaupt offen lag, als der, seine eigne Dynastie auf den spanischen Thron zu setzen? Diese Eventualität hatte er ohne Zweifel ebenfalls schon lange erwogen und erwägen müssen; aber eben weil er sich die ungeheuern Schwierigkeiten nicht verbarg, hatte er sich nicht dafür entscheiden können, ehe er sich überzeugte, daß jeder andere Ausweg, der oben angedeuteten unerbittlichen Anfoderung des politischen Moments in Beziehung auf Spanien zu genügen, verschlossen war. Nichts ist abgeschmackter als die Behauptung, Napoleon habe dabei den Charakter des spanischen Volks gar nicht gekannt oder berücksichtigt. Die Memoiren des Herzogs von Rovigo enthalten in Napoleon's Briefen und Worten im Gegentheil Beweise genug, daß er auf eine bewundernswerthe Weise fast instinctmäßig wenigstens im Allgemeinen fühlte, wovon damals außer Pitt kaum Jemand in Europa eine Ahnung gehabt hatte: daß in Spanien die Elemente eines Volkskrieges lagen.*) Aber, fragt man, warum führte er dennoch eben die Gefahr herbei? Dagegen fragen wir immer wieder: was sollte er denn thun? Daß er aber die Vermeidung und im schlimmsten Falle die endliche Unterdrückung auch dieses Widerstandes damals für möglich hielt, wird man ihm doch wahrlich nicht als ganz unverzeihlichen Leichtsinn und Dünkel vorwerfen. Nun wissen wir freilich, daß man uns Alles dies mehr oder weniger zugeben und dennoch fragen könnte: Aber wer war Schuld daran, daß ein Moment eintreten konnte, wo alle diese Dinge wirklich nöthige Mittel, unerläßliche Bedingungen der Selbsterhaltung wurden? Wer hatte Frankreich, wer England, wer Europa dahin getrieben? Und dann wieder die alte Leier: Napoleon's Eroberungssucht, Herrschsucht, Ehrgeiz, Eitelkeit, Treulosigkeit u. s. w.! Immer, als wenn Napoleon oder Frankreich jeden einzelnen Krieg begonnen hätte, wie man ein Glas Wasser austrinkt, das man ebenso gut hätte können stehen lassen — und das heißt Geschichte! Und solcher Abgeschmacktheiten, welche kaum in Mädchenschulen zu buloen, glaubt man zu bedürfen, um Napoleon's Gegner zu rechtfertigen, um den ganzen Riesenkampf zu erklären! Doch genug!

Sollten wir nun noch auf einzelne Partien aufmerksam machen, so wäre es auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte besonders die Darstellung der zweiten Vertheidigung von Gerona (vom Mai bis December 1809), welche dem Verf. sogar besser gelungen als jene der beiden Vertheidigungen von Saragossa. Wir können uns darüber um so weniger sehr beklagen, da jene viel weniger bekannt ist und es doch ebenso sehr zu sein verdient. Abgesehen von dem über jeden Ausdruck erhabenen Freiheits- und Heldenmuth der Vertheidiger, der in beiden Fällen gleich war, hat allerdings die Eigenthümlichkeit des Straßen-, Häuser- und Minenkampfes in Saragossa ein ganz besonderes, wir möchten sagen dramatisches Interesse; dagegen aber concentrirt und rundet sich der mehr kriegsgebräuchlich regelmäßige Kampf um Gerona mit der hervorragenden Heldengestalt eines Alvarez mehr zum Epos. Unter den weniger bekannten Zügen zu dem Bilde dieses Mannes heben wir zwei von verschiedener Art aus. Alvarez hatte gleich, als die Franzosen vor der Festung erschienen, deren fehlerhafte, ausgedehnte Anlage, verfallener Zustand, wenige Vorräthe und geringe Besatzung kaum einen Widerstand von einigen Tagen zu erlauben oder auch nur zu rechtfertigen schien, in einem Tagesbefehl erklärt: wer von Übergabe spreche, werde ohne Weiteres erschossen. Nachdem nun die Belagerung schon mehre Monate gedauert hatte, aber auch alle Hoffnung auf Entsatz, jede denkbare Möglichkeit, die Vertheidigung länger hinauszuziehen, verschwunden war, wagte Jemand in Alvarez Gegenwart zu fragen: was man denn beginnen wolle, da alle Lebensmittel aufgezehrt seien? „Die Memmen schlachten und essen, die von Übergabe sprechen!" rief Alvarez drohend. Als ein Offizier, der zu einem desparaten Ausfalle commandirt war, ihn fragte: wohin er sich denn zurück ziehen solle, wenn der Angriff mislinge? antwortete Alvarez ganz ruhig: „Ins Grab." Bekanntlich wurde die Capitulation auch endlich doch nicht von ihm unterzeichnet, indem er tödtlich krank darniederlag, als sie abgeschlossen wurde. Diese Krankheit erklärt übrigens seinen bald darauf in der Gefangenschaft erfolgten Tod hinreichend, und der Verf. bleibt der von ihm sonst im Ganzen beobachteten Billigkeit und Unbefangenheit nicht treu, wenn er hier nach einigen ganz vagen Aussagen die Franzosen eines Mordes beschuldigt.

Auf dem Gebiete der innern, politischen Entwickelung empfehlen wir besonders die Darstellung der Auflösung der Centraljunta, der Zwischenregierung der Regentschaft und der Zusammenberufung und ersten Verhandlungen der Cortes der Aufmerksamkeit Derjenigen, welchen es um eine richtige Ansicht der spanischen Revolution auch in ihren spätern Stadien zu thun ist. Insbesondere möchten z. B. diejenigen Staatsweisen daraus Einiges lernen können, welche meinen Wunder was gesagt zu haben, wenn sie, wie z. B. neulich ein bekanntes politisches Journal, verlangen, man solle Spanien nur seine 1000jährigen politischen und kirchlichen Institutionen, Principien und Gesinnungen wiedergeben, deren es durch die Revolution beraubt worden, so werde Alles bald zum Besten stehen und gehen. Wir wissen nicht, ob Don Carlos oder wer sonst das Wunder thun soll; aber wir glauben, daß Don Carlos (oder jeder Andere), auch wenn es nur eines olympischen Winkes bedürfte, um seine Wünsche, seine Ansichten in Werk und Wirklichkeit zu stellen, in nicht geringerer Verlegenheit sein dürfte, als man es schon 1809 u. 10 war, um auch nur zu be-

*) Höchst merkwürdig ist, was Torrno nach dem Berichte von Ohrenzeugen von Pitt sagt: daß er 1805, als er bei einem Diner die Nachricht von den Niederlagen der Östreicher erhielt, die bestürzten Anwesenden mit einer Hinweisung auf einen Volkskrieg gegen die französische Übermacht beruhigte, der in Spanien, aber auch nur in Spanien möglich sei!"

stimmen, welches eigentlich die Fundamentalgesetze und Einrichtungen der Monarchie seien, geschweige denn, inwieweit ihre Wiederherstellung möglich oder gar wünschenswerth.*) Mit solchen Phrasen von dieser Seite ist um kein Haar mehr gesagt und noch weniger gethan als mit den bekannten Phrasen von andern Seiten, welche freilich damals wie jetzt mehr Geltung und Einfluß gewannen, als gut und vielleicht durchaus nöthig und unvermeidlich war. Auch die Darstellung des Verf. ist nicht ganz frei von der selbstgefälligen Befangenheit des gemäßigten Liberalismus, und die nachtheiligen Folgen des schon oben gerügten Mangels einer vorhergehenden Darstellung der frühern Zustände zeigen sich besonders hier auf mancherlei Weise; dennoch aber ist es beiweitem die beste Darstellung dieser schwierigen und wichtigen Entwickelungsperiode, die uns bisher bekannt geworden wäre. Übrigens kann von einer definitiven Bestimmung des Werthes und der Bedeutung des Werkes nicht die Rede sein, ehe nicht die weitere Fortsetzung vorliegt.

V. A. H.

*) Als (freilich bei näherer Betrachtung leicht erklärbare) Curiosität zu beliebiger Betrachtung der aristokratischen Legitimisten führen wir nur an, daß damals z. B. grade die Antirevolutionnairs am eifrigsten für die Berufung einer einzigen Versammlung und gegen die Zuziehung oder Repräsentation des Adels und der Geistlichkeit als solcher waren.

Cooper's neuestes Werk.

Die unlängst erschienenen „Ausflüge in der Schweiz", aus der Feder des vielgelesenen Cooper („Excursions in Switzerland, by *J. Fenim. Cooper.*" Zwei Bände. London 1836), bilden eigentlich nur das Probebruchstück aus einem größern Werke, welches er herauszugeben denkt und das eine ausführlichere Schilderung und Beurtheilung aller Länder Europas enthalten soll, in welchen der Verf. längere Zeit verweilte. Das Merkwürdigste an dem erwähnten Fragmente möchte wol dies sein, daß der Verf. in demselben seine gar zu strengen und schroffen Nationalvorurtheile abgelegt zu haben scheint, oder daß diese mindestens jene Beschränkung erlitten haben, die für den vielgewanderten Mann sich immer ergeben, welcher vieler Menschen Sitte gelernt hat. Hr. Cooper scheint nicht mehr der eingefleischte Demokrat zu sein, so wenig als der einseitige Vergötterer der amerikanischen socialen Zustände. Daß diese Veränderung den Schriften dieses noch immer beliebten Autors nur heilsam sein kann, möchte wol am Tage liegen, sowie hierin unleugbar ein neuer Beweis geliefert wird, daß in dem Maße, wie der Mensch sich einer allgemeinen Weltbildung hingibt, auch die starren Grundsätze seines Gemüths und die einseitigen Richtungen seines Geistes verschwinden. Hören wir den Verf. an einigen Orten selbst sprechen:

„Es gibt", sagt er, „eine gewisse Eigenthümlichkeit, die allen Denen, welche mancherlei Länder besucht haben, bemerkbar und auffallend gewesen sein muß und die sich ebendeshalb allenthalben vorfindet, weil sie ganz einfach zu den Zügen menschlicher Gebrechlichkeit gehört. Man findet nämlich keine Nation, wo nicht die größere Volksmasse sich in geistiger Hinsicht sowie in Hinsicht auf allgemeine Begabung und bessere Natur vor allen übrigen Nationen bevorzugt glauben sollte. Es gehört zu den Ergebnissen und Früchten des Reisens, die Individuen von dieser Schwäche zu heilen; nur daß bei einer solchen Heilung häufig das Gegentheil jener Nationaleinseitigkeit nicht minder beunruhigend hervorbricht, nämlich eine gewisse Lauheit und völlig unentschiedene Gleichgültigkeit, welche von Denjenigen, die sich vorzugsweise „Männer der Welt", Weltbürger nennen, oft fälschlicher Weise für philosophischen Fortschritt und weitergreifende Liberalität der Völker genommen wird. Obgleich die Gemeinden der Völker allerdings nur Gesellschaften menschlicher Wesen sind, so hat doch eine jede ihre besondern und unterscheidenden Züge ebenso gut wie die menschlichen Individuen selbst, und es kann keine wahrhaft werthvolle Völkerschilderung geben, welche nicht, noch mehr als die materiellen Elemente, jene geistigen Abweichungen, Modificationen und Unterschiede des Volkscharakters selbst zu entwickeln strebt."

An einer andern Stelle äußert sich der Verf. so: „Wären diese Briefe über die Schweiz in ihrem ganzen Umfange zum Druck gekommen und nicht ein großer Theil derselben von dem Verf. selbst unterdrückt worden, so würde der Autor wahrscheinlich mehrfachen Anschuldigungen und Vorwürfen in Rücksicht auf seinen Patriotismus nicht entgangen sein. Denn indem er diejenigen Vergleichungen anstellte, welche in dem Gegenstande selbst begründet und mithin unabweislich waren, so fügte es sich, daß er öfter zu Gunsten der amerikanischen Principien, als der amerikanischen Dinge und Zustände sprechen mußte, ausgenommen da, wo nach seiner festen Überzeugung den letztern wirklich der Vorzug zu geben war. So natürlich und richtig dieses Verfahren gewiß an sich ist, so will es doch den Köpfen sehr vieler amerikanischen Kritiker, die sich zu Stimmführern in nationalen Angelegenheiten erheben, nicht einleuchten, welche der Meinung sind, ein Mann müsse im Nothfall sogar seine Überzeugung und seine fünf gesunden Sinne verleugnen, um nur als ein anhänglicher Sohn seiner vaterländischen Scholle zu erscheinen. Die Überlegenheit der Schweiz (der Verf. zielt wol auf die schweizerische Verfassung im Gegensatz zu der von Amerika) ist zu allgemein anerkannt und im Besondern bereits zu sehr gerechtfertigt, als daß ihr den Vorzug zu geben nicht auf dasselbe herauskommen sollte, wie wenn Jemand, der sich nicht anders helfen kann, einräumt, daß der Montblanc von 15,000 Fuß Höhe ein erhabenerer Naturgegenstand sei als unser Butterhügel." Wer hätte wol eine solche Sprache und solche Gesinnungen von dem strengen Republikaner und Ultraamerikaner Cooper erwarten sollen?

Wir wollen uns in dieser kurzen Anzeige eines Werks, das unstreitig mit voller Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient, nicht über die politischen Interessen und über die Formen, welche diese in der Darstellung des Verf. einnehmen, verbreiten. Um so weniger, da er selbst gleich im Voraus seinen Leser auf einen sehr bestimmten negativen Standpunkt stellt. „Der Verf. dieses Buches", so drückt er sich aus, „darf für die Mittheilung der politischen Meinungen, die er gelegentlich in demselben ausspricht, keine große Gunst und Anerkennung hoffen. Er hat das Unglück (?), zu keiner der beiden großen Factionen zu gehören, welche dies Land in zwei Theile zerspalten, und, einander auf die schroffste und grausamste Weise gegenüberstehend, ein neutrales Verhalten nicht wohl zulassen." Anstatt uns also in diese, keineswegs befriedigenden Interessen zu vertiefen, wollen wir lieber schließlich eine ganz unbefangene Reiseskizze im eigentlichen Sinne mittheilen, welche die Freunde Cooper'scher Darstellung mehr ansprechen wird als ein trübes Raisonnement über noch weit trübere Volks- und Staatsinteressen.

„Unser Gasthof war ganz mit Reisenden besetzt, welche über Nacht von Luzern und vom Rigi angelangt waren. Wir speisten Alle in einem gemeinschaftlichen Zimmer und es befanden sich unter uns mehre Franzosen, welche sich in sehr schlechtem Englisch, aber mit einer gewissen Selbstgefälligkeit miteinander unterhielten. Ich erfuhr aus ihrem Gespräche, daß sie neuerdings in England gereist waren. Da sie mich irrthümlicherweise für einen Insulaner nahmen, so begannen sie mir einige Complimente über mein Vaterland in den Bart zu werfen, die meine Bescheidenheit etwas in Aufruhr setzten und mich zum Widerspruch aufregten. Die Wirkung, welche meine Versicherung, daß ich kein Engländer sei, hervorbrachte, war wirklich spaßhaft. Anfangs bezweifelten sie es und konnten es mit der Reinheit meiner Aussprache nicht zusammenrei-

men. Allein da ich ihnen mit einer hohen Betheuerung die Wahrheit meiner Aussage bekräftigte und noch hinzufügte, daß ich bis auf die neueste Zeit niemals einen Fuß nach England gesetzt hätte, und daß ich im Ganzen innerhalb 20 Jahren höchstens acht bis neun Monate in England zugebracht und auch diese nicht einmal nacheinander, sondern von manchen Kreuz- und Querzügen unterbrochen, so war ihre Verwunderung unbegrenzt und, wie es mir vorkam, mit etwas Mißgunst vermischt. Sie bestürmten mich nun mit Fragen, die ich unmöglich alle zu beantworten im Stande war, in Rücksicht auf die Art und Weise, wie ich mich in so vollkommenen Besitz der englischen Sprache gesetzt habe. „Vielleicht waren Ihr Herr Vater, oder Ihre Frau Mutter Engländer?" Keineswegs, weder diese, noch der Großvater und die Großmutter. „Vielleicht wurden Sie bei Erlernung der Sprache durch eine auffallende Verwandtschaft Ihrer Muttersprache mit jener unterstützt?" So scheint es in der That, entgegnete ich. Es folgte eine Pause, während welcher ich mich schweigend verhielt, in vollster Erwartung, daß sie nunmehr mein Vaterland ausfindig gemacht haben würden. Aber ich täuschte mich; es ging noch weiter. „Monsieur haben gewiß die Sprache sehr frühzeitig erlernt?" Ich habe sie von Jugend auf gesprochen. „Das ist allerdings ein großer Vortheil." In dem Lande, wo ich geboren und erzogen bin, lernen wir Alle von Kindesbeinen an Englisch. Die Herren machten große Augen und warfen sich Blicke des Unglaubens zu. Jetzt hielt ich es für Zeit, meinen Rückzug zu nehmen, und wünschte ihnen in ebenso schlechtem Französisch, als ihr Englisch war, eine geruhsame Nacht. Ob sie nun jetzt über meine eigentliche Heimat im Klaren sind, weiß ich nicht; aber es scheint nicht, daß die Herren überhaupt den Fonds besaßen, um in dieser, an sich ziemlich gleichgültigen Sache hinter die Wahrheit zu kommen."

Schließlich wollen wir nicht glauben, daß der Verf. in dieser kleinen Erzählung übertreibt. So wie sie hier steht, erinnert sie etwas an die alten Spötttereien Hogarth's, der an den verwünschten Franzmännern keinen guten Bissen läßt. 1.

Erinnerungen aus dem Leben. Von Ferd. Aug. Oldenburg. Zwei Theile. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 1835. 8. 3 Thlr.

Die faden und auf geschmacklose Art dargestellten Erlebnisse des Verf. in Magdeburg, Hamburg, Paris, Strasburg und Köln können nicht leicht eine andere als die Theilnahme des Bedauerns anregen, daß der junge Mann seine Zeit nicht einem einträglichern Geschäfte gewidmet hat, als das ist, solche Trivialitäten zu zergliedern und zu beschreiben. Was wir von ihm zu erwarten haben, lehren uns sogleich die ersten Perioden seines Buchs: „Wie die Bilder einer Camera-Obscura fliegt die Vergangenheit an unserm Sinne vorüber, sehnsüchtig breiten wir die Arme aus, die lieben Gestalten zu haschen, aber traurig sinkt die Hand, der Wehmuth Flor umzieht das Auge, und ein banger Seufzer sucht die schwergedrückte Brust zu erleichtern; es (?) ist die Einsicht der Unmöglichkeit, welche, durch die optischen Bilder getäuscht, einen Augenblick verschwand und jetzt (!) ihren eisernen Scepter (der eiserne Scepter der Einsicht?!) wieder sichtbar macht. So stehe ich vor drei Decennien meines Lebens; seine Freuden und seine Schmerzen bilden einen Kettenring, dessen Gestalten an mir vorübertanzen, mit halberloschenen Farben mich grinsend verhöhnen (?) und lächelnd begrüßen" u. s. w. Die Verwirrung und das Streben, mit nichtssagenden Worten etwas Bedeutendes zu sagen, wie sie in diesen Perioden herrschen, bilden überall das Element dieser „Erinnerungen". Wir wüßten nicht, an welchem Theil derselben ein gebildeter Leser sich erfreuen, was er aus ihnen lernen könnte, es sei denn, er habe eine besondere Vorliebe für den Koran, den der Verf. allerdings besser zu kennen scheint als viele andere Menschen. Wir wissen nicht, wie er zu dieser ganz besondern Prädilection, zu dieser etwas sonderbaren Wissenschaft, mit der er Parade macht, gelangt sein mag, wie wir denn, trotz diesen zwei Bände starken Erinnerungen und Bekenntnissen, von seiner Person immer nicht viel mehr erfahren, als daß er ein ziemlich unruhiger, wohlhabender, reiselüchtiger (vagabundus) und sehr verliebter Passagier sein muß, der überall ziemlich gewöhnliche, aber doch närrische Abenteuer mit Frauen erlebt und den die Mädchen einigermaßen zu fürchten scheinen. Seine Sprache ist der niedern Sprechweise entlehnt, in der junge Handelscommis, sogenannte Reisende, in den Wirthshäusern am Rhein bei Cigarren und einer Tasse schwarzen Kaffees, oder auch bei einer Flasche Champagner nach abgethaner Tafel ihre verliebten Abenteuer einander zu erzählen pflegen. Der berühmte Verf. hat seiner Suada hier nicht den geringsten Zwang angethan und zeigt uns in seinem Beispiel recht deutlich, wohin das beliebte und gepriesene laisser-aller, der belobte abandon einen Autor führen kann. Hiernach kommt denn dem Verf., welcher zum Sehen keine Augen hat, Manches spanisch vor — einer seiner Lieblingsausdrücke —, was uns nur in seiner Erzählung so erscheint, während es in der Sache selbst gemein und trivial ist. Mit einem Wort, wir glauben in Mainz oder Frankfurt, im großen Rheinberg oder im Pariser Hof einen Club junger Commis in ihren geheimsten Herzensergießungen zu belauschen, so lange Hr. Oldenburg spricht, und danken gebührend für eine solche Unterhaltung. — Außer seinem wunderlichen Koran, der eben wol nur der Wunderlichkeit wegen hier prangt, weiß der Verf. nichts, das der Rede werth wäre, die allen Reisenden bekanntesten Sachen scheinen ihm fremd und neu und seine Verirrungen in die alte Literatur oder das deutsche Alterthum erscheinen eben nur als Verirrungen. In Worms ärgert ihn, daß das Haus, wo Luther sprach, jetzt ein Gefängniß oder Armenhaus sei. „Vielleicht schritten die Gefaldten (!) durch diese Thür!" ruft er aus. Doch er weiß sich zu trösten; denn er fährt fort: „Doch so geht's in der Welt, was heute die Luft (?) bewohnt, füllt morgen der Jammer. Diese Scenen verscheuchen die Monotonie aus dem Leben und die beliebte Abwechslung ist da! Was will man mehr!"

Man will mehr Sinn und Verstand, antworten wir auf diese Frage und lassen dem Verf. und sein Buch — laufen, wohin beide wollen. In das Gebiet der Literatur werden sie ohnedies nicht eindringen. 21.

Literarische Notizen.

In Rußland ist ein neuer Volksdichter Namens Kolzow aufgetreten; er ist der Sohn eines Viehhändlers in Woronesch und jetzt 26 Jahre alt. Sein Dichtergeist, den er überall, in den Steppen, auf den Märkten offenbarte, entwickelte sich, als ihm durch Zufall Dmitrijeff's Gedichte in die Hände kamen. Bereits ist Ende 1835 zu Moskau ein Bändchen der Gedichte Kolzow's erschienen, es sind Ergießungen aus dem Volksleben Rußlands.

Seit 1829 erscheint in Prag in böhmischer Sprache eine theologische Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit. Sie wird von dem Consistorium unter der Redaction des Kanonikus Pessin herausgegeben und ist ausgezeichnet durch die auf die Sprache und die Bearbeitung der Aufsätze gewandte Sorgfalt. 1835 hatte sie 52 Mitarbeiter und an 900 Pränumeranten, eine Anzahl, deren sich eine andere der Wissenschaft geweihte slawische Zeitschrift nicht rühmen kann.

Wuk Stephanowitsch hat 1835 eine Reise nach Montenegro gemacht und eine große Anzahl Volkslieder und Sprüchwörter von Neuem gesammelt. Aus Petersburg ist eine Buchdruckerei nach Montenegro gebracht worden, und der Wladyka hat bereits eine Sammlung Poesien abdrucken lassen. Daß auch bei den südlichen Slawen Östreichs und Serbiens ein literarisches Leben erwacht, dafür kann sprechen, daß zum neuen Jahre an 10 Almanache in serbischem, slowakischem, chorwatischem und krainischem Dialekte erschienen sind. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 282. — 8. October 1836.

Die Waldenſer. Roman von H. Koenig. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 4 Thlr.

Der geiſtreiche Verf. der „Hohen Braut" hat mit dieſem neuen Werke abermals den Beweis geliefert, daß er zu den wenigen Talenten der deutſchen Gegenwart gehört, die den Beruf und die Befähigung haben, den hiſtoriſchen Roman zur Bedeutſamkeit des äſthetiſchen Kunſtwerkes zu potenziren, womit noch keineswegs eingeräumt iſt, daß mit den „Waldenſern" das Ziel dieſes Strebens erreicht ſei. Faſſen wir die Tendenzen ins Auge, die ſich überhaupt für die Geſtaltung des Romans herausſtellen, ſo ſehen wir auf dem Boden der deutſchen Literatur einen bürgerlichen, einen hiſtoriſchen und eine dritte Gattung Romane, die ſich als zur Memoirenliteratur gehörig bezeichnen läßt. Der bürgerliche Roman geziemte der deutſchen Productivität, ſo lange Deutſchland ſich in ſeinen Ständen, in ſeinem Familienleben und in den Verhältniſſen ſocialer Zuſtände zu einem neuen zeitgemäßen Organismus gliederte. Er gehört ſeiner hiſtoriſchen Bedeutſamkeit nach dem Ende des vorigen Jahrhunderts an, und Göthe gab ihm den nationalen Typus. Faſt unabſehbar iſt die Reihe von modernen Epopöen dieſer Art, in denen ein Individuum in künſtleriſcher oder blos menſchlicher Bewegſamkeit die Wendungen ſeines Lebens und Strebens zum Stoffe bietet. Auch Tieck huldigte mit ſeinem „Lovell" und „Sternbald" dieſer Richtung des Romans, brachte aber in deſſen Geſtaltung ſpäter eine Modificirung, die den Roman zur Novelle machte. Er nahm die Kunſt und die Lebensideen als Objecte und ſtellte vor dieſen Hintergrund einzelne Figuren, die nur als Repräſentanten erſchienen von dieſer oder jener Auffaſſung des ideellen Gehaltes. Hieraus entſtanden jene Novellen voll Kunſtraiſonnement mit beiläufig, oft ſehr locker eingewebten Romanſituationen. Hiermit erreichte der ſociale Tendenzroman eine Endſchaft, obſchon er an Fülle des Stoffes noch genug bot und Tieck ſelbſt erſt kürzlich in ſeinem „Jungen Tiſchlermeiſter" dieſe als in ſich fertig gewähnte Romangattung wiederbefruchtete. Seitdem aber eine kriegeriſch große Wirklichkeit Europa beſchäftigt hatte, ſchien auch der deutſchen Romandichtung eine neue Sphäre eröffnet. Tieck und Fr. Schlegel hatten die pulſirenden Ströme deutſcher Kunſtintereſſen, aus denen der deutſche Roman eine Zeitlang ſeinen ideellen Gehalt nahm, in den Sumpf der Wolluſt auslaufen laſſen, und man witterte auch in dieſer Beziehung an Tieck's Productivität eine Endſchaft dieſer Richtung der Poeſie. Ein Sturm hatte die Gemüther der Nation gerüttelt; man ſteckte ſeine Naſe hinaus über Haus und Herd, der Drang der Seele ging hinfort über Schwärmerei für Natur- und artiſtiſche Genüſſe und ſtrebte einer Geſtaltung politiſcher Zuſtände entgegen. Dazu kam Walter Scott's geſunde und baare, blanke Wirklichkeit, deren Gebilde aller Speculation über die innere Gemüthswelt entlegen blieben. Es begann in Deutſchland eine Epoche der hiſtoriſchen Romandichtung. Eine große Anzahl von Producten dieſer Art circulirte und das Publicum verſchlang ſie. Aber man konnte es zu keinem Kunſtwerk bringen; Spindler blieb großartig wüſt, Willibald Alexis zu verzagt, Steffens ſchrieb geiſtvolle Anthropologien in Romanſtoffen. Mit Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" ſah man das erſte Kunſtwerk in dieſer Gattung; ſein „Dichterleben" und ſein „Tod des Dichters" ſind auf kleinerm Raum, wozu jener größern Dichtung noch der Abſchluß fehlt.

Die dritte Gattung bezeichnete ich als den Memoirenroman. Schon im „Werther" gab Göthe dieſer Gattung den Typus der Briefform; ihm war es Bedürfniß, ſein ſubjectives Naturell völlig in eine Dichtung aufgehen zu laſſen. Eine lange Reihe von Romanen in Briefen gehört dieſer Richtung mehr oder weniger an. Dem Tieck'ſchen Talente ſtand ſie nicht zu Gebote, ſeine Perſönlichkeit verkroch und verpuppte ſich ſelbſt da in ein objectiv fremdes Gehäuſe, wo man ſie, wie im „Alten vom Berge", dieſem Tieck'ſchen Fauſt voll innerer Naturwildniß, zu wittern glaubte. Die jüngſte Literatur, die man nun wol bald anfangen wird ohne Parteieifer und Parteihaß in ihren Tugenden und Schwächen zu beleuchten, hat den Memoirenroman zu einer eigenthümlichen Bedeutſamkeit gebracht. Man nehme Bücher wie die „Modernen Lebenswirren", „Die Quarantaine im Irrenhauſe", „Madonna" u. a. Hier haben wir die Entwickelungsgeſchichten moderner Subjectivitäten im Widerſchein allgemeiner Weltzuſtände. Die Autoren dieſer Bücher ſind nicht Perſönlichkeiten, die um ihrer ſelbſt willen und aus ſich ſelbſt heraus einen Romanfaden ſpinnen, ſondern Individuen, die in aller Luſt und in allem Schmerz, der die Welt der Gegenwart füllt, geiſtig potenzirt ſind, ſodaß wir ſie

im Brennpunkte der Zeitverhältnisse erblicken. Es gehört immer ein Individuum dazu, um die geistigen Ströme der Zeit in allen ihren Krümmungen zu einer Gesammtheit nach irgend einer Seite hin zusammenzufassen. Und hier eben sind es Persönlichkeiten, die nicht sich, sondern ihr Zeitalter repräsentiren; es sind Gestalten, die im Schaum der aufgeregten Meereswellen aufsteigen und wieder von ihnen verschlungen werden. Diese Autoren haben nur Individualität, insofern sie Vertreter einer ganzen Zeitstimmung sind.

Bleiben wir bei der zweiten Gattung, welcher Kornig's Roman angehört. Die Erscheinung der Waldenser mitten in der langsam veraltenden Welt des feudalistischen Katholicismus ist hier das Hauptthema. Aber wir sehen es vom Verfasser nicht an der Wurzel erfaßt, wir erblicken nur eine Pflanzcolonie der Waldenser auf deutschem Grund und Boden; von Petrus Waldus erfahren wir nichts. Der Same eines neuen Religionslebens ist schon vielverzweigt in den Gemüthern und der alte Glaube waffnet sich mit allen seinen Schrecken zur Ausrottung der Ketzerei. Mönche predigen Verfolgungslust und der Bruder Konrad von Mainz eröffnet Inquisitionstribunale, während der Pöbel sich allerlei Ungeheuerlichkeit von nächtlichen Mysterien der Waldenser erzählt. Dies bietet auf der einen Seite Stoff zur historischen Decorationsmalerei und der Verf. ist hierin besonders glücklich; auf der andern Seite gibt es Veranlassung zur Entwerfung humoristischer Volksscenen, die nicht weniger gelungen sind. An Vertheidigern der neuen Religionssekte fehlt es inmitten des alten Lebens- und Glaubensgebietes auch nicht; der Ritter Langenschwarz, der waldensische Versammlungen in seiner Burg zuläßt, wird ein Feueropfer seiner Toleranz. An ihrer eigentlichen Stätte belauschen wir die Waldenser bei nächtlicher Weile durch das reine, friedfertige Mädchenauge der Mergardis, der Nichte des Abts von Fulda. Ein Ritter entführte sie aus dem sichern Schooße ihres Daseins. Sie entflieht ihm und flüchtet sich in Waldeseinsamkeit, wo sie in die Mitte der Ketzer geräth. Hieraus entspinnt sich der Faden der Katastrophe. Konrad von Mainz, der wüthige Priester, zieht auch sie vor Gericht, da sie den Versammlungen der Lästerer Gottes beigewohnt. Schon steht sie auf dem Richtplatz und der Mönch spricht das Urtheil über sie, als sie durch ihren Geliebten, den Ritter Konrad, mit Hülfe der Studenten aus den Händen der Kirchenrichter befreit wird. Die Studenten in Fulda sind wie alle humoristischen Volksfiguren sehr interessant gezeichnet. Wir theilen eine Art Toast mit, den der Student Wuarten bei einem Volksfeste den Ketzern ausbringt.

Auch die Hexen und die Ketzer sollen ihre Freiheit haben! Wer etwas mehr weiß und kann als der Allerweltspöbel, sei uns willkommen. Ein neuer Flug der Gedanken, ein neuer Schwung der Kräfte ist eine Wohlthat, ja ein Glück für die Welt. Jedwede Offenbarung eines unergründlichen, unerschöpflichen Lebens muß gedeihen. Rom ist nur eine Pulsader, nicht das schlagende Herz der Wahrheit; der obherrschende Purpur ist kein so hohes Abendroth der Ehre, daß ihn die Brut des Adlers nicht überflöge. Setzt nur einmal die Schreibfedern gegen den Glauben und euere Schwerter gegen die Tyrannei, und gleich wird eine andere Welt entstehen; eine andere Jahreszeit wird andere Erscheinungen bringen. Meint ihr denn, ihr Spießbürger und Hintersiedler, nur für euere Gemüsgärten und Kornfelder gäb's Frühlinge, frische Quellen sprudelten nach jedem Winter nur für euere Wiesen, die Bäche schwöllen nur für euere Mühlen, und nur um euere verunreinigten Gäßchen zu lüften, wehten die Äquinoctialstürme? Nein, auch das große Menschenleben, der Welt Trachten und Treiben hat seinen Jahreswechsel. Gott Lob! ein Winter scheint wieder einmal vorüberzugehen, ein neuer Frühling anzubrechen. Was jetzt treibt und ausschlägt, sei willkommen! Wir Studenten beschützen es, wir verkündigen es! Wir sind stets der steigende Saft des Frühlings. Mit uns brausen die kühnen Gedanken, die verwegenen Triebe durch Stamm und Gezweig des Staats. Wir stoßen die dürren, ledernen Blätter des letzten Herbstes ab und setzen neue Sprossen an. Die Ketzer hoch! das sind frische Sprossen. — Was lachst du, Meister Faulstich, du Pechdraht des gemeinen Wesens? Da schau' her und schäme dich der Schuhe, die du mir so plump und wettermorsch gemacht hast. Ich wollte dir's gern verzeihen, wenn du mir ein Paar bessere hättest hexen können. Und ist der Meister Weißensee nicht auch da, der mir dies schmähliche Wamms geschneidert hat? Das hat seine rechtgläubigen Falten, ja das glaubt an mehr als eine Dreifaltigkeit. In der Pfalz und am Rhein macht man die Wämmser netter; dort sitzen sie der Jugend wie angegossen. Aber nicht wahr, die nennt ihr ketzerische Wämmser? Das ist Waldenserarbeit? — Was die Esel nicht können, ist ihnen Ketzerei.

Bisjetzt haben wir die gelungenen Partien des Romans angedeutet. Turniere, Volksfeste, Ketzergerichte, Pöbelconversationen, Volksaufläufe und Balgereien mit Pfaffen und Hexen sind vortrefflich geschildert; der Roman enthält eine lange Reihe von mittelalterlichen Genrebildern, die nicht anders als mit großer Anerkennung aufgenommen werden können. Eine Hauptpartie des Werkes bilden aber die weltlichen Händel der Äbte, Bischöfe und Reichsritter der fuldaischen Nachbarschaft. Diesen meist kleinlichen Angelegenheiten ist zu viel Spielraum gestattet, sie sind zu chronikenartig gehalten. Walter Scott wurde durch die Kenntniß des Details auch verführt, sich allzu gemächlich in diesem und jenem Winkel seines Terrains einzunisten; aber er bleibt, selbst wenn er die ganze zähe Langmuth und das kühle Comfort seiner Sofaruhe entfaltet, noch immer auf antiquarisch interessantem Boden. An der verzettelten und verwinkelten Geschichte der deutschen Reichsangelegenheiten liegt es, wenn der Autor eines deutschen historischen Romans noch weiter abirrt in minutiöses Detail. Hier ist strafferes Zusammenfassen doppelt noth, weil der Stoff deutscher Geschichte an sich schon in Winkelinteresse auseinanderfällt. Die Kenntniß der Localinteressen verführte den Verf. der „Waldenser" dazu, seinem Roman allzu sehr das Gepräge der Chronik zu geben. Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" steht hier in einem weit höhern Lichte, er ist durch und durch das Erzeugniß der Musen. Soll die Geschichte im historischen Roman potenzirt erscheinen, um wie viel mehr muß es dann nicht die Chronik, die sich an die abgepferchte Scholle eines Localterrains anschließt! Dazu kommt der Mangel psychologischer Interessen in Bezug auf die Hauptfiguren des Romans. Mergardis und ihre beiden Ritter, Konrad und Manegold, sind nicht bedeutend genug, um an sie den Faden des Begebenheitlichen zu knüpfen. Sie

der Lage, dieselben Bedingungen, wie sie in der Natur vorkommen, nachzuahmen. Wir können Wasser, Luft, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Schwerkraft, Druck, Stoß, Reibung, Schall, Bewegung, Ruhe, Trägheit, Kohäsion, Adhäsion, Affinität, Gährung, Fäulniß, Verwesung, Verbrennung, Ernährung, Wachsthum, Fortpflanzung, Absterben, Tod, Krankheit, Gesundheit, Schlaf, Wachen, Empfindung, Bewußtsein, Gedächtniß, Vernunft, Leidenschaft, Wille, Handlung, Gewohnheit, Sprache, Gesellschaft, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft, Geschichte, Tradition, Fortschritt, Rückschritt, Stillstand, Revolution, Krieg, Frieden, Handel, Verkehr, Industrie, Ackerbau, Bergbau, Forstwirthschaft, Jagd, Fischerei, Viehzucht, Gewerbe, Arbeit, Müßiggang, Armuth, Reichthum, Luxus, Mäßigkeit, Völlerei, Hunger, Durst, Sättigung, Ekel, Appetit, Geschmack, Geruch, Gesicht, Gehör, Gefühl, Tastsinn, Temperatursinn, Muskelsinn, Gemeingefühl, Schmerz, Lust, Unlust, Wohlbefinden, Unbehagen, Ermüdung, Erholung, Schlaf, Traum, Ohnmacht, Schwindel, Delirium, Wahnsinn, Blödsinn, Idiotismus, Cretinismus, Epilepsie, Veitstanz, Lähmung, Krämpfe, Zuckungen, Tetanus, Starrkrampf, Wundstarrkrampf, Hydrophobie, Tollwuth, Milzbrand, Pocken, Masern, Scharlach, Typhus, Ruhr, Cholera, Gelbsucht, Wassersucht, Auszehrung, Schwindsucht, Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, Herzentzündung, Herzklopfen, Herzfehler, Blutarmuth, Bleichsucht, Blutschwamm, Krebs, Geschwulst, Eiterung, Geschwür, Brand, Wundfieber, Blutvergiftung, Eiterinfektion, Faulfieber, Nervenfieber, Gehirnentzündung, Gehirnerweichung, Gehirnwassersucht, Schlagfluß, Gehirnschlag, Rückenmarksentzündung, Rückenmarkserweichung, Rückenmarkswassersucht, Rückenmarksschwindsucht, Rückenmarkslähmung, Rückenmarksschlagfluß, Rückenmarksschlag, Rückenmarkskrämpfe, Rückenmarkszuckungen, Rückenmarkstetanus, Rückenmarksstarrkrampf, Rückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarkshydrophobie, Rückenmarkstollwuth, Rückenmarksmilzbrand, Rückenmarkspocken, Rückenmarksmasern, Rückenmarksscharlach, Rückenmarkstyphus, Rückenmarksruhr, Rückenmarkscholera, Rückenmarksgelbsucht, Rückenmarkswassersucht, Rückenmarksauszehrung, Rückenmarksschwindsucht, Rückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksherzentzündung, Rückenmarksherzklopfen, Rückenmarksherzfehler, Rückenmarksblutarmuth, Rückenmarksbleichsucht, Rückenmarksblutschwamm, Rückenmarkskrebs, Rückenmarksgeschwulst, Rückenmarkseiterung, Rückenmarksgeschwür, Rückenmarksbrand, Rückenmarkswundfieber, Rückenmarksblutvergiftung, Rückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksfaulfieber, Rückenmarksnervenfieber, Rückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksschlagfluß, Rückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzklopfen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzfehler, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutarmuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbleichsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutschwamm, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrebs, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwulst, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgeschwür, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksblutvergiftung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkseiterinfektion, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksfaulfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksnervenfieber, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnerweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnwassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgehirnschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkserweichung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslähmung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlagfluß, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschlag, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkskrämpfe, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkszuckungen, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstetanus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswundstarrkrampf, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkshydrophobie, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstollwuth, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmilzbrand, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkspocken, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksmasern, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksscharlach, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkstyphus, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksruhr, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkscholera, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksgelbsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkswassersucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksauszehrung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksschwindsucht, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarkslungenentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrippenfellentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksherzentzündung, Rückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrückenmarksrücken

terialismus. Nie ward der Atheismus offener bekannt und gepredigt. Robinet's Werk „Sur la nature" steht ungleich höher, hat aber, weniger beredt und gewandt, so viel Aufmerksamkeit beiweitem nicht erregt. B.'s gedrängte Widerlegung des verführerischen Gegners ist ebenso bündig als treffend. Am wunderbarsten erscheint, daß eben dieses Lehrgebäude überall der unbestimmten und mysteriösen Idee von einer Kraft oder lebendigen Macht huldigt, welche der Materie einwohnt, und diese Macht vergöttert: „Si par athée l'on désigne un homme qui nierait l'existence d'une force inhérente à la nature, et sans laquelle on ne peut concevoir la nature, et si c'est à cette force qu'on donne le nom de dieu, il n'existe point d'athées, et le mot sous lequel on les désigne n'annoncerait que des fous." Betrachtungen über Hume's skeptische Schriften und dessen Argument in Betreff der Vorsehung. Über die Lehren der Alten in Beziehung auf die Seele, die Gottheit, die Materie und die Seelenunsterblichkeit. Widerlegung der Warburton'schen Theorie der Lehre der Alten von einem künftigen Zustande. Zum Schluß ertheilt der Verf. die willkommene Nachricht, B. Montague werde ein sehr vollendetes Werk über Lord Baco's Leben nächstens herausgeben, welches klar beweise, Jakob I. und dessen ausschweifender Minister hätten den würdigen Mann vermocht, seine eigne Vertheidigung aufzugeben und sich ihrer krummen und niedrigen Politik aufzuopfern. Es gehe unleugbar hervor, daß Baco's unversöhnliche Tadler die Niederträchtigkeit fast aller großen Staatsmänner jener höfischen Zeit übersahen.

Übersetzung und äußere Erscheinung sind dem Werth der Urschrift angemessen. 8.

Literarische Notiz.

In China herrscht freie Presse, allein der Verleger und der Verfasser des Buchs sind für dasselbe gleicherweise verantwortlich. Von einer Censur ist allerdings nicht die Rede, allein der Leu-lee oder das Strafgesetzbuch erklärt in Rücksicht auf Preßvergehen Folgendes: „Wenn Jemand beschuldigt und überwiesen ist, daß er schlechte und gemeine Bücher herausgegeben hat, welche das Volk verführen und von seinen heiligen Pflichten ablenken sollen, der soll die Strafe Desjenigen theilen, welcher Aufruhrschriften unter dem Volke verbreitet: er soll enthauptet werden." Nichtsdestoweniger gibt man in China eine große Menge Bücher heraus. Einige der berühmtesten chinesischen Bücher sind in der That riesenhafte Werke. So umfaßt unter andern die Geschichte von China von den frühesten Zeiten an bis auf die mongolische Dynastie nicht weniger als 300 Bände; „Sing-poo", ein biographisches Werk, umfaßt 120 Bände; „Pai-sing-ye-Tung-che", ein Wörterbuch für Künste und Erfindungen, hat 240, der Civilcodex 261 und die Landesgesetzsammlung 200 Bände. Die Commentare über die Werke des Confucius sind unzählig. Ebenso die statistischen Nachrichten über einzelne Provinzen. Endlos sind auch die Sammlungen moralischer Erzählungen und Aphorismen. Der Kaiser Kienlung veranstaltete, wie in den „Mémoires sur les Chinois" erzählt wird, in der kaiserlichen Druckerei eine neue Auflage aller bedeutendsten Werke, die in chinesischer Sprache geschrieben sind. Diese Sammlung umfaßte binnen fünf Jahren 168,000 Bände, und das ganze Unternehmen, wenn es zur Vollendung gediehen wäre, hätte sich auf 600,000 Bände erstreckt. 11.

Bibliographie.

Abenteuer, Die, des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Ed. v. Bülow. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Beccau, C. U., Gedichte. 8. Husum. (Altona, Aue.) 1 Thlr. 6 Gr.

Berthold, F., Novellen und Erzählungen, eingeführt von L. Tieck. 16. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 12 Gr.

Bibliothek des Frohsinns u. s. w. redigirt von Braun. VIte Section. B. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Humoristische Perlenschnur. Chrestomathie der gelungensten Stellen aus den besten humoristischen Schriftstellern. 1stes Bändchen. Mit 1 Titelkupfer. 8. Stuttgart, Köhler. 6 Gr.

Bohn Clement, über den Ursprung der Theudisten. Gr. 8. Altona, Aue. 8 Gr.

Bülow, v., Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen u. s. w. 4ter Theil. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Bürger, J., Gedichte. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1 Thlr.

Duller, E., Lepala. 3 Bände. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr. 21 Gr.

Friedrich der Einzige verherrlicht durch die Accorde des deutschen Barbitons. Immortellen zur funfzigsten Todtenfeier des Königs. Gr. 4. Nürnberg, Recknagel. 1 Thlr. 12 Gr.

Funck, Z., Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. 1ster Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 16 Gr.

Gehe, E., Vermischte Schriften. 2ter Theil: Jefonda, große Oper in drei Acten. Die Romantischen, Lustspiel in einem Act. Mein Ausflug nach Salzburg und Kärnthen. Gedicht verschiedenen Inhalts. 8. Bunzlau, Appun. 18 Gr.

Gersdorf, W. v., Leben des Königs Mathias Corvinus von Ungarn in historisch-romantischen Erzählungen. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Hartmann, C. F., Das Schloß Lützelhardt. Ein historisch-elsassisches Rittergemälde dramatisch bearbeitet. Gr. 12. Strasburg, Treuttel u. Würtz. 18 Gr.

Krafft, A., Gulmineh. Historisches Gemälde aus der Zeit der Expedition der Franzosen nach Ägypten unter Bonaparte's Befehl. Gr. 12. Leipzig, F. Fleischer. 1837. 1 Thlr.

Laube, H., Reisenovellen. 3ter, 4ter Band. 8. Mannheim, Hoff. 3 Thlr.

Lelly, Chevalier de, Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

(Manuel.) — Des Venners der Stadt Bern Niklaus Manuel Fastnachtsspiele. Nach Handschriften und der Ausgabe von 1540 neu abgedruckt. 8. Bern, Jenni, Sohn. 10 Gr.

Mickiewicz, A., sämmtliche Werke 1ster Theil Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen von *Carl von Blankensee*. Gr. 12. Berlin, Nauck. 1 Thlr. 12 Gr.

Reineke der Fuchs. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr. Ausg. mit 9 illum. Kupfern 1 Thlr. 12 Gr.

Ruge, A., Neue Vorschule der Ästhetik. Das Komische mit einem komischen Anhange. Gr. 8. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 1 Thlr. 12 Gr.

Rumohr, C. Fr. v., Auf Veranlassung und in Erwiederung von Einwürfen eines Sachkundigen gegen die Schrift: Hans Holbein der Jüngere in seinem Verhältniss zum deutschen Formschnittwesen. Gr. 8. Leipzig, Anstalt für Kunst und Literatur. 6 Gr.

Satori, (Neumann), J., Kain oder Wenzl und Boleslaw, Prinzen von Böhmen. Eine historische Erzählung. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Scävola, E., Andronika. Roman. 3 Theile. Gr. 8. Güstrow, Opitz u. Frege. 5 Thlr. 18 Gr.

Uhland, L., Sagenforschungen. I. Der Mythus von Thôr. — Auch u. d. T.: Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Weber, W. E., Goethe's Faust. Übersichtliche Beleuchtung beider Theile zu Erleichterung des Verständnisses. 8. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 1 Thlr. 4 Gr.

Wolff, O. L. B., Novellen. Fremd und eigen. — Ruhe im Sturm, Sturm in der Ruhe. — Die Perlen. — Drei Capitel aus dem Leben eines Anatomen. — Fräulein von Marsan. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 283. — 9. October 1836.

Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände, von Oken. Erſte bis achtundzwanzigſte Lieferung. Mit Oken's Portrait und einem Atlas. Stuttgart, Karl Hoffmann. 1833 — 36. Gr. 8.

Das Streben, welches in dem Geiſte unſerer Zeit liegt, nach allen Seiten hin, bis in die unterſten Claſſen der Menſchengeſellſchaft über alles Nöthige und Nützliche Aufklärung, Belehrung zu verbreiten, hat formell verſchiedene Modificationen angenommen: bald unterſchied man die verſchiedenen Stände nach ihren Bildungsſtufen und bearbeitete die Gegenſtände für jeden insbeſondere; bald faßte man alle zuſammen und ſchrieb für alle Stände. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß man dieſen Ausdruck nicht ſo ſtreng zu nehmen hat, ſondern daß derſelbe vielmehr demjenigen, der ſonſt gebräuchlicher war, für gebildete Stände entſpricht. Der letztere iſt allerdings auf einem Titel nicht ſo lockend als jener, welcher ohnedies inſofern nicht gebilligt werden dürfte, als man wol gradezu ſagen kann, er verſpreche etwas Unmögliches. Denn es iſt doch wahrhaftig ein großer Unterſchied, ob man ſich einen Leſer von claſſiſcher Schulbildung, oder einen ſolchen denkt, der nicht weiter als auf die Bänke der Dorfſchule gekommen iſt. Indeſſen aber iſt, wie geſagt, ein ſolcher Titel lockend, und man weiß ja, wie namentlich jetzt gar ſehr auf die Titel geſehen, wie oft ein Werk lediglich auf Buchhändlers Verlangen geſchrieben wird, wobei man ſich freilich nicht wundern darf, daß auch der Titel etwas nach Verlangen gemodelt wird. Der Buchhändler verlangt Abſatz für ſein Werk, und bekommt nur der Verfaſſer ein anſtändiges Honorar, und wird ihm das Lob, daß er ein tüchtiges Werk geliefert hat, ſo braucht er ſich wol über einen etwas mehr oder weniger verſprechenden Titel nicht allzu ſehr zu grämen.

Wir glaubten dieſe Bemerkung vorausſchicken zu müſſen, um zugleich den Standpunkt anzudeuten, von welchem aus wir das vorliegende Werk zu betrachten und zu beurtheilen beabſichtigen.

Wer Oken aus ſeinen frühern Schriften, namentlich aus ſeinem claſſiſchen „Lehrbuch der Naturgeſchichte", aus der erſten Ausgabe ſeiner „Naturphiloſophie" kennt, dem mußte gleich anfangs das Vorhaben dieſes ausgezeichneten Naturforſchers, eine Naturgeſchichte für alle Stände ſchreiben zu wollen, inſofern auffallend ſein, als ſein Styl überhaupt, ſein ganzer Vortrag, beſonders auch in Beziehung auf Namengebung, Eintheilungen und Schlußfolgerungen ſo viel Eigenthümliches gezeigt hatte, daß es ſchwer war, es ſich zu denken, daß es ihm möglich ſein werde, jene Eigenthümlichkeiten ſo weit abzulegen, daß er einen ganz populairen Vortrag gewinne, obwol er dies bereits und nicht ohne Erfolg in ſeiner „Naturgeſchichte für Schulen" verſucht hatte. Es iſt ihm aber wirklich gelungen, ſeinen Vortrag ſo weit umzugeſtalten, und zwar ohne ſich zu verleugnen, daß er als allgemein verſtändlich für Gebildete gelten kann. Es war dies ſicherlich keine leichte Aufgabe für den Verfaſſer, wie ſich Jeder überzeugen wird, der jene genannten Werke mit dem vorliegenden vergleicht. Betrachten wir nun dieſes etwas näher.

Zuerſt fällt uns das Portrait Oken's in die Augen, Stahlſtich aus dem bekannten Kunſtverlag in Karlsruhe. Es iſt ähnlich, wenn auch nicht ganz, beſonders um den Mund herum, und, was an Portraits geiſtreicher Männer wol immer zu tadeln ſein möchte, mit abgewandtem Blick gezeichnet. Der Stich an ſich iſt lobenswerth.

Auffallend mußte es ſein, das Werk mit dem vierten Band beginnen zu ſehen, das heißt, mit dem Thierreich, aber die Gründe, welche der Verf. dafür vorlegt, ſind gar nicht zu verwerfen. Er meint, er habe zuerſt mit dem Menſchen anfangen wollen, um dann durch die Thiere und Pflanzen zu den Mineralien herunterzuſteigen, wodurch ſich das Werk wol gleich den Leſern empfohlen haben würde; allein die Betrachtung, daß dieſe Methode eigentlich nur ein Auswendiglernen, aber nicht ein Eindringen in die Natur des Gegenſtandes ſelbſt gewährt, indem der Menſch ein höchſt zuſammengeſetztes Weſen iſt, welches erſt durch die Kenntniß der einfachen Thiere und ſelbſt der Pflanzen, Mineralien und Grundſtoffe begreiflich wird, habe ihn beſtimmt, dieſen Vortheil aufzugeben und von unten, nämlich mit den Mineralien anzufangen. Indeſſen während der Arbeit daran habe er immer mehr und mehr gefühlt, wie viel beſſer es wäre, wenn er mit den Thieren zuerſt auftreten könne, und ſo habe er denn dies vorgezogen, wolle aber dennoch von unten, das heißt mit den einfachſten Thieren beginnen. Der Plan geht nun dahin, daß zuerſt das Allgemeine über die Organe und ihre Verrichtungen, oder die

Anatomie und Physiologie des Thieres überhaupt, wobei der Mensch zum Grunde gelegt wird, begleitet von den nöthigen Abbildungen, gegeben werden soll, dann sollen die Grundsätze der Classification und diese selbst, das System, nämlich die Classen mit Beschreibungen der einzelnen, im menschlichen Verkehr besonders hervortretenden Thiere, die Weichthiere, Insecten, Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere folgen, vor jeder Classe das Nöthige über Anatomie, Physiologie und Entwickelung derselben gesagt, darnach die geographische Verbreitung, Aufenthalt, Lebensart, Wanderung u. s. w., sodann der Nutzen und Schaden in der Haushaltung, in den Gewerben und Künsten und in der Arzneikunde, darauf der Fang, die Jagd, das Einsammeln u. s. w., endlich die Geschichte und Literatur abgehandelt werden.

Wir finden hier gleich die von Oken immer zum Grund gelegte Idee angedeutet, daß der Mensch der Maßstab und Messer des gesammten Thierreichs sei; er hat nur, wie es scheint, mit dieser Idee nicht sogleich hervortreten wollen, um vielleicht bei manchen Lesern, welche sich durchaus nicht in das Thierreich stellen lassen mögen, vielleicht auch bei mancher Censur *) keinen Anstoß zu geben.

Das Werk selbst ist hiernach, wie man leicht bemerken wird, eine Vereinigung der Naturgeschichte mit der sogenannten Naturphilosophie, in dem Sinne, wie sie Oken selbst behandelt hat, man findet diese letztere hier im populairen Vortrag gleichsam wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß nach kurzen Vorbegriffen über die Natur der Pflanzen und Mineralien sofort zur allgemeinen Anatomie und Physiologie des Menschen und der Thiere übergegangen wird. Der Verf. hebt gleich anfangs den Nutzen der Zoologie oder Thierkenntniß dadurch hervor, daß er sagt, sie sei vor allem Andern geeignet, den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst zu bringen. Denn, fährt er fort, die Thiere sind seine nächsten Verwandten in dem großen Reiche der Naturkörper, an deren Betrachtungen und Beobachtungen er die ganze Mannichfaltigkeit seiner eignen Formen, Organe, Bewegungen, Empfindungen und Handlungen studiren kann, indem alle menschlichen Verhältnisse gleichsam an die Thiere vertheilt und auf diese Weise so einzeln rein und klar dargelegt sind, daß man jedes für sich von allen Seiten zu untersuchen und mit Erscheinungen im Menschen zu vergleichen im Stande ist. Wie man eine sehr zusammengesetzte Maschine nicht begreift, ehe man die Theile auseinandergelegt hat, so ist es unmöglich den aus allen Stoffen und Kräften der Natur zusammengesetzten Menschen zu begreifen, wenn man sie nur zusammen in seinem Leibe wirken sieht. In den Thieren sind sie aber abgesondert dargestellt, wirken ohne Verwickelung und erscheinen ohne Verhüllung, sodaß man in dieser Hinsicht das Thierreich den auseinandergelegten Menschen nennen kann. Die Naturgeschichte allein, schließt der Verf., hat die Schrecken und Greuel des Aberglaubens verscheucht, welchem Worte man so unbedingt nicht beistimmen kann, indem Chemie und Physik gewiß das Ihrige dazu beigetragen haben.

*) Vgl. Fischer's „Lehrbuch der Zoologie".

Wie genial und ganz nach seiner eigenthümlichen Weise der Verf. seinen Gegenstand zu behandeln weiß, davon nur einige Proben aus dem Abriß der Geschichte der Zoologie:

Den Wendepunkt aller menschlichen Kenntnisse bildet offenbar die Entdeckung der Buchdruckerkunst in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Aus dem großen Raume vieler Jahrtausende vorher leuchtet nur ein einziger Stern der Zoologie hervor; er heißt Aristoteles, der unter Alexander dem Großen zwischen 384 und 322 vor unserer Zeitrechnung lebte und von diesem, seinem Zögling, Verwandten und Gönner nicht weniger als 800 Talente (3,000 Laubthaler) zur Anschaffung, Zerlegung und überhaupt zum Studium der Thiere erhielt. Aristoteles ist nicht blos der Schöpfer der Zoologie, sondern auch der vergleichenden Anatomie und Physiologie.

Die Römer haben sich blos mit dem Todtschlagen der Menschen, nicht mit der Natur beschäftigt. Plinius hat nur zusammengetragen u. s. w. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gab es sogleich eine Menge Naturforscher, und zwar in allen Fächern. Vor derselben wohnten die Wissenschaften im Hause des Privatmannes, auf dem Landgute eines Reichen, in dem engern Kreise einer Privatgesellschaft, einer Kaste oder eines Standes, hin und wieder in einer Schule, nicht im Staate, dessen Regierung sich überhaupt nicht um die Wissenschaften bekümmerte. Nach derselben traten die Wissenschaften plötzlich aus ihren Verließen hervor und breiteten sich in alle Welt aus; nicht mehr Stand, Kaste, geheime Gesellschaft, Kloster verschlossen die Kenntnisse vor dem Volke, durch die Presse bekamen sie Flügel und drangen in die Hütten der Armen wie in die Paläste der Mächtigen. Von nun an wurden sie Staatsangelegenheit, theils um sie zu unterdrücken, theils um sie zu schützen, je nach Roheit oder Bildung, Einfalt oder Einsicht, nach Furcht oder Muth. So erging es auch der Naturgeschichte. Anfangs aus Aberglauben von der Unwissenheit verfolgt, welche aus Gespenstern oder Wundern erklären will, was sie nicht versteht, hat sie sich unter wechselseitigem Druck und Aufflug so ausgebreitet, so bereichert und geltendgemacht, daß sie in unserer Zeit mit wenigen, nicht mehr schädlichen Ausnahmen sich des Beifalls und der Pflege sowol der Regierungen als der Völker erfreut, und hat hinsichtlich ihres geistigen Werthes einerseits und ihres materiellen Nutzen andererseits solche Anerkennung gefunden, daß sie überall, wo sie einkehrt, mit Freudigkeit und Ehren aufgenommen wird.

Grade zu der Zeit, als die Buchdruckerei zu Mainz erfunden wurde, eroberten die Türken Konstantinopel, Theodor von Gaza floh nach Calabrien, übersetzte daselbst den Aristoteles in das Lateinische, überreichte das Werk nach 1470 dem Papste Sixtus IV., von dem er 50 Gulden erhielt, die er in die Tiber warf, um wieder arm Rom zu verlassen, in welchem, wie er sagte, die fettesten Esel das beste Korn verschmähten. Aus diesem Wurf ist die neuere Zoologie entstanden, wie aus einem ältern die Menschen hervorwuchsen.

In dieser Weise fährt der Verf. fort, einen kurzen geistreichen Überblick der Hauptperioden der Zoologie zu geben, geht dann über zu dem Begriffe des Thieres und einer kurzen Vergleichung desselben mit den Pflanzen und Mineralien, um sich dann sofort zur Anatomie zu wenden.

Um das Thierreich kennen zu lernen — sagt hier der Verf. —, müssen wir seine Elemente oder Bestandtheile kennen; diese sind aber die Thiere. Um das Thier zu kennen, müssen wir vor allen seine Organe aufsuchen, ihr Geschäft und ihren Rang bestimmen, sowie ihre Entwickelung verfolgen. Dann erst wird es sich zeigen, welche Organe den verschiedenen Thieren zukommen

oder fehlen, wie sie daher über und unter einander stehen und sich zu einem Staate oder Reiche verbinden. Nun wird aber Niemand in Abrede stellen, daß der Mensch das vollkommenste Thier ist und daher alle, oder wenigstens die meisten Organe in sich vereinigt, sodaß er als der Complex aller Thierorgane und mithin als der Typus der Anatomie und als das Schema des ganzen Thierreichs betrachtet werden muß. Um daher die volle Zahl der Organe, sowie ihre verhältnißmäßige Lage und Größe kennen zu lernen, müssen wir die menschliche Anatomie zum Grunde legen, und meine Leser müssen sich schon bequemen einen Gang durch die anatomischen Säle zu machen und durch einige anstoßende der vergleichenden Anatomie, so viel nämlich daraus nöthig ist, um sehr verschmolzene oder räthselhafte Organe des menschlichen Leibes zu verstehen, wie z. B. die Bildung des Schädels, der Kiefer, der Luftröhre, Schilddrüse u. dgl.

Rec. darf wol versichern, daß die Leser dies um so lieber thun werden, je weiter sie in der Lecture vorrücken; ja, er möchte ihnen, ist einmal ihr Interesse für die geniale Entwickelung der Analogien erregt, dafür garantiren, daß sie sich ungern unterbrechen werden. Oken hat es hier wirklich vortrefflich verstanden, seine eigenthümlichen Ansichten klar auseinanderzusetzen und immer Eines aus dem Andern so hervorgehen zu lassen, daß Keines unverständlich bleiben kann, wenn man ihm nur gehörig folgt, ihn verstehen lernt und ihm nicht mit Gewalt Misverständnisse aufdringt, wie so Manche gethan haben. Indessen hat er sich gegen letztere Anmuthungen unter andern in der wichtigen Abtheilung über die Bedeutung der Theile möglichst zu verwahren gesucht. Er erklärt daselbst:

Die Grundmasse aller Pflanzen und Thiersubstanzen besteht aus weichen Bläschen, bort schleimig, hier mehr gallert- oder eiweißartig. Die niedersten Pflanzen, wie die Pilze, die man Rost nennt, sowie die Wasserfäden oder vielmehr die Wassergallerten (Nostoc) sind nichts Anderes als solche Bläschen, welche bald einzeln, bald zusammengewachsen vorkommen. Das Zellgewebe der Pflanzen ist daher nichts Anderes als ein Haufen von Urpflanzen. Dieselbe Bedeutung hat das Zellgewebe des Thieres. Wir finden nämlich, daß die niedersten Infusorien nichts anders als Gallert- oder Eiweißbläschen sind, von den Pflanzenbläschen nur durch einen Mund unterschieden. Das thierische Zellgewebe ist mithin nur ein Haufen Infusorien, und die Bedeutung der thierischen Grundmasse ist keine andere als die Verwachsung von Millionen Infusionsthierchen. Man muß diese Sache jedoch nicht so maschinenmäßig nehmen, als wenn die Pflanzen vorher wirklich Rost und Wasserfäden, und die Thiere wahre für sich herumschwimmende Infusionsthiere gewesen wären, die sich später aneinandergesetzt hätten, um einen gemeinschaftlichen Leib zu bilden. Die Urbläschen des Zellgewebes sind sogleich in ihrem Keime verbunden gewesen, oder vielmehr aus der Flüssigkeit, in der sie chemisch aufgelöst waren, als Punkte angeschossen, die später eine Höhle bekommen haben, weil der Umfang der physischen Punkte durch den Oxydationsproceß erhärtet und dann dadurch das Innere nothwendig flüssiger wird. Ebenso sind z. B. Blutgefäße nicht vorher ein wirkliches Zellgewebe oder eine Haut gewesen mit einer schon eigenthümlichen Verrichtung, sondern die körnige Masse hat sich sogleich in Gefäße verwandelt. Auf dieselbe Weise kann man sagen, der Mensch sei nur ein höher ausgebildeter Affe, und dennoch wird Niemand es so nehmen, als wenn er vorher ein ausgewachsener Affe gewesen wäre und sich dann erst durch günstige Umstände in einen Menschen verwandelt hätte, etwa wie ein Schmetterling aus der Puppe gebildet wird. Wer solche grobe Ansichten, oder vielmehr solche Misverständnisse in die Lehre von der Bedeutung der Theile mitbringt, mit demselben kann keine Verständigung stattfinden.

In der Abtheilung, welche von der Verrichtung der Theile handelt, oder, mit andern Worten, von der Physiologie, versucht der Verf. zuerst einen Begriff vom Leben zu geben, von dem er selbst sagt, daß dies sehr schwer sei; doch auch diese Schwierigkeit hat er so weit als möglich überwunden. Leben ist ihm Wiederholung der Bewegung in einem einzelnen Körper. Die nähern Erläuterungen über diese Definition muß man durchaus in dem Werke selbst nachlesen, sie stehen zu nahe in Verbindung mit dem Vorhergehenden, als daß sie, ohne ganze Seiten abzuschreiben, hinlänglich deutlich würde. Auf einen Abschnitt in dieser Abtheilung aber wollen wir besonders aufmerksam machen; es ist der vierte, mit der Überschrift: Mesmerismus, welcher Name wol den Vorzug vor dem: thierischer Magnetismus, und Kieser's Bezeichnung: Tellurismus verdient, indem er das Andenken an den Entdecker zurückruft. Wer das Vorhergehende gefaßt hat, was durchaus nicht schwierig ist, dem wird auch diese Erscheinung weder unerklärbar, noch weniger unglaublich bleiben, ungeachtet der Verf. ihr nur drei Seiten gewidmet hat. Wir können uns indessen nicht enthalten den schönen Schluß dieses Abschnittes wörtlich herzusetzen.

Es ist jetzt eine bekannte Sache, daß die Erscheinungen des Somnambulismus vom Aberglauben, d. h. von der Unwissenheit, dem Teufel zugeschrieben wurden, daß man solche Personen für Besessene gehalten *) und daß leider solche Unglückliche sich selbst dafür gehalten haben. Auch der Glaube an Hexen schließt sich hier an, und nur den neuern Fortschritten in der Naturkunde und besonders in der Naturgeschichte und Physiologie hat man es zu verdanken, daß der Schimpf der menschlichen Unwissenheit, die Exorcismen und gerichtlichen Hexenermordungen nur noch in der Erinnerung vorhanden sind und nun an die Stelle grausamer Behandlung, Verdächtigung, Meidung und Verfolgung verständige Pflege, Belehrung, Unterstützung, oder wenigstens Mitleid getreten ist. Zwar gibt es noch Gegenden, wo das gemeine Volk noch nicht frei von solchem gefährlichen, die besten Nachbarverhältnisse und mithin den Familienfrieden störenden Wahn ist, man lasse aber nur den Unterricht der Naturgeschichte in die Schulen dringen **), man lasse sie in den Pfarrhöfen ***) einheimisch werden und bald wird aller Aberglaube dem Volke fremd sein.

Nach dieser allgemeinen Anatomie und Physiologie kommt der Verf. auf die vergleichende Anatomie, welche eben nur in dem Umfange abgehandelt ist, als dies zur Verständniß der gesammten Zoologie nothwendig wird. Wie bei der allgemeinen Anatomie die Entwickelung der Organe eine wichtige Abtheilung bildete, so dieselbe auch

*) Vgl. Kerner, „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessensein und Zauber.“ Karlsruhe, 1834.

**) Man weiß ja, wie sehr Thiersch in Baiern gegen die Einführung der Naturgeschichte in die Schulen geeifert hat, man kennt Oken's Streit mit ihm und Oken's Entfernung aus Baiern und hat nur noch zu fragen, in wie weit denn den Benedictinerklöstern die Aufnahme der Naturgeschichte in die Reihe der Lehrvorträge frei steht, und ob es ihnen wol gestattet ist, Oken's Werk dabei zum Grunde zu legen.

***) In den Klöstern?

hier, denn eben sie führt auf die zunächst folgende Classification.

In dieser Abtheilung werden die allgemeinen Classificationen der Zoologie bis auf die neueste Zeit durchgenommen, überall mit vielen kritischen Bemerkungen; zuletzt kommt der Verf. auf die eigne Methode, wobei er die verschiedenen Arten von Classificationen nicht unpassend mit Grammatik und Wörterbuch vergleicht, sodaß der sogenannten philosophischen Grammatik dasjenige System als analog gegenübergestellt wird, welches der Verf. selbst befolgt und das er das Entwickelungs- oder genetische System nennt.

Dieses System ist denn auf die Entwickelung der Thiere, die Vervollkommnung und Vereinigung der Organe, je nachdem diese eine niedere oder höhere Bedeutung haben, basirt. Wie sich durch diese das System selbst darlegt, kann man eigentlich nicht sagen, daß es in seinen Hauptumrissen neu sei, wol aber in der Art und Weise, wie die Abtheilungen anders gedeutet werden, immer mit Beziehung auf das Vorhergeschickte über die Natur und den Rang, welchen die Organe unter sich behaupten.

Demnach gibt es nach dem Verf. folgende Stämme:

1. Stamm. Gefühlthiere: alle niedern Thiere, wie Polypen, Schnecken und Insecten.
2. St. Zungenthiere: Fische.
3. St. Nasenthiere: Amphibien.
4. St. Ohrenthiere: Vögel.
5. St. Augenthiere: Säugethiere.

Vereinigt man den zweiten bis fünften Stamm im Gegensatz mit dem ersten, so hat man eben die alte Eintheilung, wie sie der Verf. selbst weiter entwickelt, in wirbellose, fleischlose, oder Rumpfthiere, und in Wirbelthiere oder Fleischthiere, Kopfthiere.

Bezüglich der weitern Abtheilungen in Classen und Ordnungen können wir nur die erstern noch andeuten, da eine weitere Auseinandersetzung zu viel Raum einnehmen würde und die Classen selbst, welche der Verf. in Verfolg seiner Erklärung hinsichtlich der Fleischthiere noch weiter abtheilt, eine hinlängliche Einsicht in das System bieten.

Sie sind nun folgende:

A. Eingeweidthiere:

I. Classe. Darmthiere, deren Leib selbst nichts anderes als ein Darm ist: die Gallertthiere, nämlich die Infusorien, Polypen und Quallen.

II. Classe. Aderthiere, deren Darm vom Leib abgesondert ist und wozu noch ein vollkommenes Kreislaufsystem mit dem Herzen kommt: die Weich- oder Schalthiere, nämlich die Muscheln, Schnecken und Ruderschnecken oder Kraken.

III. Classe. Hautthiere, deren Haut wie eine Luftröhre geringelt ist: die Ringelthiere oder das Gewürm, als: Würmer, die ungeflügelten und geflügelten Insecten.

B. Fleischthiere.

IV. Classe. Knochenthiere, bei welchen zuerst das Knochensystem auftritt, nebst einer echten Zunge, bei einer undurchbohrten Nase: die Fische.

V. Classe. Muskelthiere, bei denen zuerst ein echtes Muskelsystem erscheint, nebst einer durchbohrten Nase, ohne äußern Gehörgang: Amphibien.

VI. Classe. Nerventhiere, bei welchen zuerst Hirnwindungen erscheinen, der Kopf durch einen langen Hals vom Rumpfe abgesondert ist und sich ein weiter Gehörgang nebst einer Ohrschnecke findet: Vögel.

C. Sinnenthiere.

VII. Classe. Sinnenthiere, bei denen alle animalen Systeme und alle Sinnorgane vollkommen entwickelt sind: Säugethiere.

Der Classification folgen interessante Übersichten der Zahl der bisjetzt bekannten Thierarten, oder, wie sie der Verf. nennt, Gattungen, von denen wir nur die ungefähren Verhältnisse, wie sie der Verf. entworfen hat, mittheilen, nämlich: Säugethiere 4, zu den Vögeln 4, den Amphibien 1, den Fischen $3^1/_2$, den Fliegen (geflügelten Insecten) 40, den Flügellosen $1^1/_2$, den Würmern $1^1/_2$, den Schalthieren $5^1/_2$, zu den Gallertthieren $1^1/_2$.

Diesen Betrachtungen folgen am Schlusse des Bandes nicht minder interessante über die Zahl der Individuen und Geschlechter, über die Verbreitung der Thiere, Aufenthalt und Lebensart.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Versündigung an Horaz.

Bekanntlich ist unsere ältere Literatur reich an geschmacklosen Übersetzungen der Classiker und besonders des Horaz. Wenige indeß haben es hierin so arg gemacht, als ein gewisser Groschuf, der seine „ungebundenen Übersetzungen" der Gedichte des Horaz 1749 zu Kassel herausgab. Hier einige ganz wörtliche Proben aus derselben:

Lib. III. Od. 1.:

Odi profanum vulgus et arceo.

Ich hasse den unvernünftigen und albernen Pöbel und müssen mir solche Leute vom Leibe bleiben.

Lib. I. Od. 13.:

Quum tu Lydia Telephi
Cervicem roseam, et cerea Telephi
Laudas brachia, vae, meum
Fervens difficili bile tumet jecur.

So oft du, o schöne Lydia, den schneeweißen Hals, das niedliche Gesichtchen des Telephus und seine alabasternen Arme, die wie gedrechselt seyn, rühmest, ach! so quillet mir der Plautz.

Lib. I. Od. 20.:

Vile potabis modicis Sabinum
Cantharis — — — —
Care Maecenas, eques —

Mein werthester Mäcen, wenn du als ein vornehmer Ritter mich besuchen willst, werde ich dir nichts denn einen schlechten sabinischen Magenkratzer vorsetzen.

Um das Maß der Versündigung voll zu machen, hat der Übersetzer seinem Opus eine Biographie des Horaz vorgesetzt, worin er sich bemüht zu zeigen, daß Horaz kein Latein verstanden habe und ein sehr schlechter Poet, ein Hurenjäger, ein Schelm, ein Trunkenbold, ein Feiger, ein Schmarotzer, ein Abergläubischer gewesen sei. Warum mag er ihn wol übersetzt haben?

89.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 284. — 10. October 1836.

Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Oken. Erste bis achtundzwanzigste Lieferung.

(Beschluß aus Nr. 283.)

Zu diesem ersten Bande gehört auch die erste Lieferung des Atlasses, Taf. 1 — 10 nebst zwei Bogen Text enthaltend. Die Abbildungen sind bis auf wenige der menschlichen Anatomie gewidmet, jene beziehen sich auf Wirbel- und Zahnbildung. Überall sind gute Originale zum Grunde gelegt. Die Tafeln, welche die Arterien enthalten, sind im Bezug auf diese colorirt. Der Lithograph hat sich freilich überall an die Originale gehalten, und insofern er diese treu wiedergegeben hat, kann man ihm keinen Vorwurf machen. Indessen wäre doch sehr zu wünschen gewesen, daß man in der Zeichnung der einzelnen Theile die, in der neuern Zeit, namentlich in Seiler's Atlas eingeführte Darstellungsweise berücksichtigt hätte. Nach dieser sind z. B. die Arterien quer, die Venen nach der Länge zu schraffiren. Durch eine solche Bezeichnungsweise tritt der Gegenstand aus den Umgebungen besser hervor, auch ohne Colorit, und sofern dieses bestimmt wird, können bei dem Coloriren selbst weniger Irrthümer unterlaufen. Wo aber in Abbildungen, wie sie auch hier wieder vorliegen, Knochen und Muskeln, Arterien und Venen, Nerven und Eingeweide aller Art gleichmäßig und höchstens nach den Regeln der Perspective durch Schraffirungen bezeichnet sind, da geht das Besondere im Allgemeinen unter, und sei die Darstellung auch sonst noch so wohl gerathen, so muß man sie in dieser Beziehung verwerfen. Wir bemerken dies nur insofern, als man bei einem Werke dieser Art wünschen muß, daß die begleitenden Abbildungen ebenso gediegen seien als der Text, der ja auch nicht zurückgeblieben ist hinter der Zeit. Wenn auch in Beziehung auf reine Kunst noch ein kleiner Streit darüber obwaltet, ob es thunlich und möglich, in einer einfarbigen Darstellung, z. B. im Kupferstich, auch die Farben auszudrücken, so ist doch darüber längst entschieden, daß man die Darstellung der Beschaffenheit oder des Materials der Gegenstände verlangen kann. Eine solche Anfoderung kann auch die Anatomie an die zeichnende Kunst stellen, und die Befriedigung ist wahrlich nicht schwer, die Naturgeschichte muß aber noch weiter gehen, sie muß wenigstens Abstufungen oder Unterscheidung der Farben verlangen, und auch diese kann, wenigstens theilweise, der Zeichner geben, und wenn die Möglichkeit dazu vorliegt, ja sogar durch Beispiele schon nachgewiesen werden kann, so muß er sie geben.

So weit der erste Theil dieses Werkes.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit der speciellen Naturgeschichte. Es muß in demselben zuerst auffallen, besonders für alle Stände, welche Oken's Weise und Fortschreiten nicht kennen, daß hier auf einmal eine andere Eintheilung auftritt, als auf den letzten Seiten des vorigen Bandes gegeben ist, daß die daselbst (S. 578) aufgestellten Classen hier auf einmal bald zu Kreisen erhoben werden, bald wieder als Classen stehen bleiben und so folgende Abtheilung in zwei Länder hervortritt, deren früher im ersten Band (S. 562) unter ganz abweichenden Namen, nämlich einhöhlige und zweihöhlige Thiere, erwähnt wurde. Dieses neue System gestaltet sich wie folgt. Wir müssen es aufführen, um unsere Leser näher mit der Weise des Verf. bekannt zu machen.

Erstes Land. Eingeweidthiere.

Haben nur Eingeweide und Hauptorgane, keine Knochen, Muskeln und Rückenmark.

I. Kreis. Gedärmthiere, Gallertthiere: Darm vorherrschend, kaum Spuren von Gefäßen und Kiemen, daher keine Leber.

1. Classe. Magenthiere, Infusorien: Mund blos von Wimpern zum Strudeln umgeben.
2. Classe. Darmthiere, Polypen: Mund von Lippen oder Fäden zum Ergreifen umgeben.
3. Classe. Saugaderthiere, Quallen: Leib von vielen darmartigen Saugröhren durchzogen.

II. Kreis. Aderthiere, Schalthiere: Adern vorherrschend, mit Herzen und Kiemen; Darm mit Mund, After und Leber.

4. Classe. Zweiöhrige Aderthiere, Muscheln: ein häutiges Herz und zwei Ohren.
5. Classe. Einöhrige Aderthiere, Schnecken: ein muskulöses Herz mit einem Ohr.
6. Classe. Zweiherzige Aderthiere, Kracken: zwei muskulöse Herzen. Dintenschnecken.

III. Kreis. Athemthiere: Haut oder Fell vorherrschend, geringelt.

7. Classe. Fellthiere, Würmer: das Athemorgan ist die weiche Haut selbst oder ein Theil derselben, ohne gelenkige Füße.

8. Classe. Kiementhiere, Krabben: Kiemen oder Luftröhren von der hornigen Haut abgesondert.
9. Classe. Drosselthiere, Fliegen: Luftröhren innerlich, Kiemen äußerlich, Flügel.

Zweites Land. Fleischthiere.

Haben außer den Eingeweiden auch Knochen, Muskeln und Rückenmark.

IV. Kreis. Bloße Fleischthiere: Sinnorgane nicht fertig.
10. Classe. Knochenthiere, Fische: Knochensystem vorherrschend, ganz zerfallen; Muskeln weiß, Hirn ohne Windungen, Zunge mit Zungenbein, Nase undurchbohrt, Ohr verborgen, Augen ohne Lider.
11. Classe. Muskelthiere, Amphibien oder Lurche: Muskeln roth, Hirn ohne Windungen, Nase durchbohrt, Ohr ohne äußern Gehörgang, Augen unbeweglich mit verkümmerten Lidern.
12. Classe. Nerventhiere, Vögel: Hirn mit Windungen, durch mehr als neun Halswirbel vom Rumpfe entfernt, Ohren offen, Augen unbeweglich, Lider unvollkommen.

V. Kreis. Sinnenthiere: alle anatomischen Systeme und Sinne vollkommen.
13. Classe. Sinnenthiere, Säugthiere: Zunge und Nase fleischig, Ohren offen, meist mit zwei vollkommenen Lidern.

Dergleichen Abweichungen von dem einmal Gegebenen dürften in einem Buche für alle Stände allerdings zu misbilligen sein. Sie ließen sich allenfalls entschuldigen, wenn der Verf., wie in seinen frühern Werken, vielleicht gesagt hätte: „Rahmen, an den man sich einstweilen zu halten", d. h. so lange, bis etwas Besseres, Genaueres folgt. Dieser billigen Anfoderung ist aber keine Genüge geschehen, und so wird der Laie auf jeden Fall etwas irre und weiß nicht recht, woran er sich zu halten hat.

Was die specielle Naturgeschichte der Thiere betrifft, so dürfte es dem Verf. schwer werden, mit dem Raume auszukommen, der nach dem Prospectus für die Zoologie gestattet ist. Er befolgt nämlich bei dem Vortrag eine ganz eigenthümliche Weise, indem er aus den wichtigsten Schriftstellern ganze Stellen aushebt, und indem er dabei den Schriftsteller selbst reden läßt, weiß man oft nicht recht, ob dieser oder Oken selbst die Beobachtungen gemacht hat, da „—" mangeln. Diese Art der Mittheilung ist zwar auf der einen Seite insofern willkommen, als man die Originaläußerungen der Beobachter vernimmt, aber auf der andern wird sie auch wahrhaft ermüdend und verwirrend. Um diese unsere Rüge mit einem Beispiele zu belegen, führen wir (S. 48) die Gattung des Kronenthierchens (Stephanoceros) an. Diese Gattung gehört Ehrenberg an, es wird aber bei derselben, ohne zu bemerken, daß dieses dasselbe Thier ist, der Kronpolyp aus Eichhorn angeführt. Hierauf wird eine Stelle aus Schäffer angeführt und bemerkt, daß dieser dieselben Thiere unter dem Namen Blumenpolypen beschrieben habe; dann kommt unter diesem Namen wieder ein Auszug aus Eichhorn, dann wieder ein großer Auszug aus den „Annales du musée d'hist. naturelle", Beobachtungen von Dutrochet, in welchen mehre Arten von Rotifer genannt werden, ohne daß bemerkt wird, daß diese nur demselben Thier angehören. Hier wird also dem Laien überlassen, dies Alles selbst zu errathen; da dies aber nicht wohl möglich ist, so bleibt er auf jeden Fall in Zweifel, wird irre an der Sache selbst und verliert die Lust, sich in dem Buche Rathes zu erholen. Diese Rüge trifft indessen nur die Abtheilungen, welche sich mit den niedersten Thieren beschäftigen, später sind die ausgehobenen Stellen deutlicher gesondert.

Es sind zwar überall, auch bei den niedersten Thieren, die lateinischen Gattungs- und Artnamen angeführt, selten aber sind die dazu gehörigen Autoren genannt, und es muß gewaltig auffallen, wenn man in ein und derselben Gattung mehre Arten mit andern Gattungsnamen beschrieben findet. So wird z. B. (S. 92) als die gemeine Art der Gattung der Meerfeigen (Aplidium) Alcyonium ficus angeführt. Zur Gattung der Meerlappen (Distomus) gehört nach (S. 93) 1) der blätterige (Alcyonium ascidioides), und 2) der rothe (Distomus ruber). Dergleichen Beispiele könnten wir eine Menge anführen, müssen sie aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen.

Nach allen bisher vorgekommenen Untersuchungen, namentlich von Link*), gehören die Corallinen offenbar in das Pflanzenreich; man muß sich daher sehr wundern, sie hier unter den Strahlpolypen, noch überdies mit der Bemerkung eingereiht zu finden, daß sie wol mit Recht unter das Pflanzenreich gehören.

Von dieser „Naturgeschichte" ist nun auch der fünfte Band vollendet. Dieser enthält die gesammten wirbellosen Thiere und ist in drei Abtheilungen gebracht. Man kann nun also sehen, wie der Verf. das Ganze behandelt hat. Die erste Abtheilung, mit den Infusorien beginnend, schließt mit den Mollusken; die zweite enthält die Würmer und einen Theil der Insecten, mit den Hymenopteren schließend; die dritte beginnt mit den Schmetterlingen und schließt mit den Käfern. Beigegeben ist eine systematische Übersicht und ein Register der lateinischen und deutschen Namen.

Leider stoßen wir im Verfolg des Werkes wieder auf neue Abtheilungsnamen, sodaß nicht einmal in der zweiten Abtheilung diejenigen beibehalten sind, welche in der oben angegebenen Übersicht aufgenommen wurden. In der Naturgeschichte der Schmetterlinge hat der Verf. alles die Raupen und Puppen Betreffende dergestalt zusammengebracht, daß er zugleich in die Naturgeschichte der einzelnen Arten eingeht, welche erst später nach dem vollkommenen Insect classificirt werden, eine Anordnung, die Vielen nicht angenehm sein wird, ebenso wenig, daß bei vielen aus Réaumur gezogenen Beschreibungen der systematische Name des Insects fehlt.

Freilich läßt sich anführen, daß es allerdings nicht leicht ist, manche der von Réaumur beschriebenen Insecten zu bestimmen, was denn auch den Verf. zu einer desfallsigen Preisaufgabe in der „Isis" veranlaßt hat. Übrigens

*) Über Pflanzenthiere überhaupt und die dazu gerechneten Gewächse besonders, von H. F. Link. 1831.

kann man mit der getroffenen Auswahl der Gegenstände selbst allerdings zufrieden sein, denn man wird nicht leicht irgend etwas Wichtiges vermissen, und nur die eigenthümliche, bereits oben gerügte Behandlungsweise hinsichtlich der wirklichen Auszüge wird nicht Vielen gefallen, wiewol es auf der andern Seite interessant ist, so viele Originalbeobachtungen zusammengestellt zu finden. Sehr zu loben ist auch die überall beigebrachte Literatur sowie die allgemeinen literarischen Übersichten, wie sie jeder Abtheilung beigegeben sind.

Außerdem ist noch erschienen das erste Heft des sechsten Bandes, welcher mit den Fischen beginnt. Hier stoßen wir abermals auf eine Namenverwechselung, indem Das, was früher als Land aufgestellt wurde, nämlich die Fleischthiere, hier wieder als erster Kreis, die Sinnenthiere als zweiter Kreis aufgestellt sind. Möchte doch der Verf. dergleichen Übelstände für die Folge vermeiden.

Auch des ersten Bandes erste Lieferung liegt vor. Dieser Band ist der Mineralogie gewidmet und enthält eine Menge eingedruckter Holzschnitte, die verschiedenen Krystallformen vorstellend, eine Einrichtung, die man nur loben kann. Die Krystallographie, welche in der jetzigen Behandlungsweise, als zu streng mathematisch, gar Viele von dem Studium der Mineralogie zurückschreckt, ist hier recht zweckmäßig behandelt, sodaß man wenigstens einen Überblick der Wichtigkeit derselben und der interessantesten Gegenstände erhält.

Von der zweiten, dritten und vierten Lieferung des Atlasses gehören noch drei Tafeln in der zweiten der menschlichen Anatomie an, die übrigen sind wieder besonders nummerirt und gehören alle zu dem fünften Bande, reichen jedoch noch nicht bis zu dessen Ende, indem die letzte Tafel (21) erst Krebse und Spinnen enthält. Man kann im Ganzen mit der getroffenen Auswahl der Abbildungen sehr zufrieden sein, es sind überall mit wenigen Ausnahmen die besten und kostbarsten Originale benutzt. Bei den Mollusken indessen kann man wol tadeln, daß fast nichts gegeben ist als Anatomie, namentlich bezüglich der Muscheln und zum Theil auch der Schnecken, wodurch man denn von der Schale selbst nur einen unvollkommenen oder gar keinen Begriff bekommt. Die Ausführung der Tafeln selbst ist durchweg zu loben, der Stich ist sehr schön, nicht wie bei andern Lithographien in der unbrauchbaren Kreidemanier, sondern in Linienmanier ausgeführt, wodurch eine viel größere Deutlichkeit erhalten worden ist. Manche der Tafeln sind auch colorirt, theils ganz, theils nur zum Theil, und zwar mit so vieler Sorgfalt, daß man sich auch darüber nur mit Beifall aussprechen kann.

Da die oben gerügten Mängel bezüglich der Namen u. s. w. dem Laien schwerlich einen Anstoß geben dürften, dem Manne vom Fach aber kein Hinderniß sind, so wird sich diese Naturgeschichte als eine gemeinnützige überall sehr empfehlen, dem nicht Gelehrten macht sie ziemlich jede andere entbehrlich, und dem eigentlichen Naturforscher gewährt sie die Bequemlichkeit, alles Wichtige, was sich über ein Thier hier und da gesagt findet, beisammen zu haben. Dasselbe kann man auch von dem Atlas sagen.

So wünschen wir denn dem Werke einen gedeihlichen Fortgang und bemerken nur noch, daß die Ausstattung, namentlich auch für den Atlas, sehr zu loben ist. 51.

Briefwechsel zwischen Göthe und Schultz. Aus dem rheinischen Museum für Philologie. Bonn, Eduard Weber. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

So wenige der Blätter sind, die hier zur Anzeige vorliegen — denn das ganze Büchlein hat nur 46 Seiten — so wenig dürfen sie in der Gesammtheit des Göthe-Briefwechsels übersehen werden. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß jede Bereicherung dieser vielleicht schon zu umfangreichen Correspondenz an sich eine bedeutungsvolle Zulage zu dem Thatbestand der deutschen Literatur ausmache. Vielmehr nur so viel, daß wir hier eine literarische Persönlichkeit gleichsam in ihrem literarischen Stillleben kennen lernen, die sich in ihren schriftlichen Privatmittheilungen, gleichviel ob an Göthe oder sonst Jemand gerichtet, als beachtenswerth zeigt. Was Göthe selbst betrifft, so erfahren wir hier über ihn durchaus nichts Neues, lernen ihn von keiner neuen Seite kennen, die einen neuen erfreulichen Blick in seine Wesenheit thun ließe. Es ist ganz der alte Spätgöthe mit den steifen Talismanen seines Spätstoskelwerks, mit dem ahnungsvollen „Ewig verbunden" und dem mystisch-bedenklichen „Und so fortan". Es ist der mit behaglichem, fast wollüstigem Phlegma in sanfter Philistrosität, in durchaus ersprießlichem ritardando sich ergehende, sich bewegende, sich objectivirende Dichter, der in behäbiger Sicherheit, nicht karg mit Worten, nicht verwegen im Speculiren, allbetrachtend und allumblickend, eher Andern als sich selbst lästig wird. Mit einem Wort: es ist Göthe, der Alte, wie wir ihn ohne Schmollen und Grollen hinnehmen müssen, nachdem wir uns an der düfterreichen Blüte, an der unbescholtenen Kraft seiner Jugend erquickt haben. Auch alte Genies sind bedenklich und dann und wann langweilig; das ist am Ende die einfache Lösung des ganzen Geheimnisses. Aber an und für sich erquickend kann uns diese spätgöthe'sche Bedächtigkeit, dieses ruhige Balancement und höchstvorsichtige Limitiren nicht sein, und so müssen wir auf der einen Seite lächeln über Stellen wie diese, wo er selbst von sich sagt: „Die kritische Zwietracht, die Sie (nämlich Schultz, durch seine neuen und etwas unerwarteten antiquarischen Untersuchungen) erregen werden, muß uns Allen willkommen sein. Ich ehre und liebe das Positive und ruhe selbst darauf, insofern es nämlich von Uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein directer Angriff auf eine usurpirte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten, denn sie schadet einem düstern dummen Volke nicht, das ohne sie noch übler wäre dran gewesen; aber zuletzt, wenn das Wahre nothwendig wird, um uns das entschieden Nutzende zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur aufs Genaueste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt."

Hier haben wir so recht unsern verehrten Alten, wie er räuspert und wie er spuckt, wie er sich vorsieht und wie er seine Basis sondirt, und wie er sich nirgend hinsetzen will, wo es nicht recht geheuer ist, und wie er den Geist der Jahrhunderte erst mit seinem kleinen verzwickten Weltkatechismus ausfragt, ehe er sich ihm anvertraut, und wie er sein Ich auf ganz liebenswürdige Weise in Schutz nimmt, und wie er die drei bis fünf Jahre, die er noch zu existiren hat, doch recht hoch anschlägt, eben um seines Ichs willen. „In meinem Alter", schreibt er, „kann der Spruch: Eile mit Weile, nicht mehr anwendbar sein." Da müsse nun, meint er, wer mit ihm zu

Die Herzoge von Sachsen-Coburg und Gotha, Ernst II. und Albert, sind in Coburg eingetroffen.

Der Kaiser von Russland ist in Moskau eingetroffen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Der Kaiser von Russland hat dem Grafen Orlow, dem Bevollmächtigten Russlands bei den Pariser Friedensverhandlungen, den Alexander-Newski-Orden verliehen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 285. — 11. October 1836.

Zu Schiller's Bildungsgeschichte, Andeutungen von Schiller selbst. Nebst Beiträgen zur Gesammtausgabe seiner Werke.

Die Liebe der Deutschen für Schiller ist eine vor andern Neigungen sehr ausgezeichnete. Sie scheint unerschöpflich, und es ist Grund zu glauben da, daß sie sich als solche bewähren wird. Wäre sie nur bei Manchen nicht bloße Erhitzung, und fehlte es nur nicht so oft an Gründlichkeit! Schiller ist der unermüdete Titan, der den Himmel stürmte; aber nicht wie die heidnischen Riesen aus Übermuth, sondern in reiner Liebe, durch die ja selbst der Himmel Gewalt leiden mag, oder er gleicht dem Herkules, der nach zwölf schweren Arbeiten, endlich flammend rein und verklärt zum Olymp aufsteigt. Schiller that sich selbst nie Genüge, sein ganzes Leben war ein stetes Arbeiten, und zeigte er sich oft streng gegen Andere, so war er gegen sich nicht selten hart. Diesem Arbeiten und Umarbeiten, Wählen und Wegwerfen, Versuchen und Feilen zuzusehen, ist lehrreich und, ich mag wol sagen, erbaulich, aber auch zur Erreichung jener Gründlichkeit im Urtheil über ihn unerlaßlich. Hier kommt uns aber die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke nicht genug zur Hülfe, denn sie ist, genau genommen, nicht vollständig. Betrachten wir das näher.

Es ist sehr löblich, daß die alte Ausgabe der „Räuber" wiederhergestellt worden ist, denn sie ist unendlich besser und eigenthümlicher als auch die Bearbeitung dieser großartigen Blutflammentragödie, die Schiller selbst einige Jahre später für das manheimer Theater besorgte und die nur die Absicht hatte, die wohlbekannte berlinische zu verdrängen. Dennoch ist es nicht die allererste Ausgabe, die wir in den gesammelten Werken erhalten haben, nicht die, von der der Dichter selbst erzählt, daß die 800 Exemplare, aus denen sie bestand, so leicht und schnell zerstreut worden seien. Auch ich habe sie nie gesehen, so viel Mühe ich mir auch schon als Knabe darum gab; da indeß diese zweite Auflage nur wenige Monate nach der ersten 1781 erschien, so mag sie immer als die Hauptedition gelten, und wir wollen den Verlust einiger gräßlichen Ausdrücke, die der Dichter schon so bald ausstrich, nicht bedauern. Aber jene spätere Bearbeitung, die sich durch tausendmalige Darstellung auf allen großen, mittlern und kleinen Bühnen geltendgemacht hat, sie sollte doch auch nicht vergessen sein. Denn wichtig bleibt es immer, wie Schiller, der anfangs die Bühnen selbst vor seinem Stücke gewarnt hatte, einige Jahre darauf die Schwierigkeiten zu besiegen hoffte. Wichtig? für den übervornehmen, nach Addison'scher Correctheit dürstenden Kritiker freilich nicht, sondern nur für den Liebhaber; für den Nichtliebhaber schreibt man jedoch überhaupt gar nicht, der kann es halten, wie er eben Lust hat.

Dasselbe gilt von „Fiesco". Auch bei diesem Stücke trieb ihn die unglückliche berlinische Bearbeitung, für die Einrichtung desselben zur Theatervorstellung selbst zu sorgen, und dies geschah mit einem Eifer, der uns seine damalige Vorliebe für das Stück deutlich zu erkennen gab. Als es nämlich am 18. Januar 1784 in Manheim unter seiner eignen Leitung zum ersten Male aufgeführt wurde, ließ er eine „Erinnerung an das Publicum" neben dem Anschlagzettel drucken, die, wie wenig sie uns auch in mancher Hinsicht befriedigen kann, dennoch als ein wichtiges Actenstück im Leben des gefeierten Mannes gelten mag. Jene Zettel sind wol längst untergegangen, und auch der Wiederabdruck in der „Literatur- und Theaterzeitung" (1784, Stück 21) steht in unserer Theaterliteratur so ganz vereinzelt da und scheint so gänzlich übersehen, daß von tausend heutigen Lesern vielleicht kaum zehn etwas davon wissen werden. Der Aufsatz, der manche Pfeiler, Bäume und Straßenecken Manheims zierte, lautet also:

> Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt. — Dennoch setze ich einen zu großen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publicums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.
>
> Fiesco ist der große Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielende Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken. — Fiesco, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesco, ein großer fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikurischen Müssiggangs in stiller geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenpläne und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren — Fiesco, der, lange genug miskannt,

endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegenlaufen — Fiesco, der nichts fürchtet als seines Gleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eignes Herz zu besiegen als einen furchtbaren Staat — Fiesco, der zuletzt den verführerischen schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volks zu sein.

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesco gegen die historische Wahrheit — ja gegen meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowol als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genueser Fiesco sollte zu meinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Übrige mochte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben; doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre — wenn mein Publicum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eignen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen. — Vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.

Über die moralische Beziehung dieses Stücks wird wol Niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zu Großem und Gutem unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeistelei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Convenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreise unsers alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fiesco's Verschwörung.

Heilig und feierlich war immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhause, wo die Herzen so vieler Hunderte wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe nach der Phantasie eines Dichters beben — wo herausgerissen aus allen Masken und Winkeln der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen, einem Ball gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn Jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens.

Weniger konnt' ich einem Publicum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebte und dem alle meine künftigen dramatischen Producte gewidmet sind.

Um dieses Actenstück hat sich seitdem, so viel ich weiß, Niemand bekümmert, und es bezeichnet doch einen wichtigen Moment in dem Bildungsgange des theuern Mannes. Können wir hier nicht blos die Zeilen selbst, sondern auch zwischen und hinter den Zeilen lesen, so werden wir nicht blos das gemessene Pathos, die zusammengepreßte Flamme, das unsichere Ringen nach geglättetem Styl (der für den damaligen Schiller am wenigsten paßte), die zwar geistreichen, doch zuweilen sich selbst überspringenden und deshalb ermüdenden antithetischen Wendungen leicht bemerken, sondern wir können vielleicht durch die ganze Art dieser Darstellung auch in sein damaliges äußeres und inneres Leben einen Blick werfen; wenn auch keinen mathematisch gewissen, doch einen vermuthenden. So schreibt man nicht, wenn Einem recht wohl und friedlich ums Herz ist, so nicht im raschen, durch heitere Geselligkeit und gediegene Freundschaftsverhältnisse erhöhten und erfreuten Leben; so schreibt man etwa, dünkt mich — versteht sich mit Berücksichtigung des Culturstandpunkts im J. 1784 —, wenn man mit Stolz und Kraft fast einsam steht, doch keine sonderliche Freude hat an jener stolzen Kraft. Es wird, wenn dieser Zustand zu lange dauert, doch am Ende eine gewisse Schwere und Schwüle in den Geist bringen, der Ausrufungen und Gedankenstriche werden zu viele werden, ja es kann kommen, daß wir uns wol gar zuweilen nur erst im Schreiben diesen oder jenen blendenden Gedanken erschreiben. Ich weiß von Schiller's Aufenthalt als Theaterdichter in Manheim nichts weiter als das Wenige, was in den gedruckten Lebensbeschreibungen des Dichters zu finden ist; aber auch dies Wenige läßt vermuthen, daß er dort keineswegs heiter war, und diese Vermuthung wird fast zur Gewißheit, wenn wir erwägen, daß er bereits 1785 nach Leipzig ging. Wer hatte ihn dorthin gerufen? Kein Fürst, kein Großer und Mächtiger, und dennoch gab er sobald die sichere Stelle eines Theaterdichters auf; denn ihn erwartete die Freundschaft Körner's und Huber's, die ihn, noch ehe sie ihn gesehen, liebten. Wie äußerlich arm er dort lebte, aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebegeben und Empfangen, darüber hat mir der verstorbene Huber, den ich früher durch Briefwechsel, später (1804) persönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Erfreuliche erzählt.*) Schiller war damals der Liebling der gesammten deutschen Jugendwelt. Die Monologe aus den „Räubern", „Fiesco" und „Kabale und Liebe" konnte jeder Jüngling auswendig; das „Lied an die Freude" machte gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, sinnigen, oder phantastisch aufgeregten Mitternachtsgesellschaft, und der Champagner mischte sich gern mit der trunkenen Begeisterung des Gedichts. Die „Resignation" und „Freigeisterei der Leidenschaft" gingen noch vor dem Druck in hundert Abschriften in Deutschland umher, und bald bedurfte man weder Abschrift noch Druck; denn diese Gedichte hatten sich so tief in das Herz und Gedächtniß der deutschen Jugend geprägt, daß man sie nicht mehr auf

*) Wie arm Schiller noch um 1788 war, darüber gibt er selbst in einem Briefe an Göthe vom 22. August 1795 auf die liebenswürdigste Weise Auskunft.

dem Papier zu suchen brauchte, und die bald scheltende, bald seufzende Kritik der Ramler-Batteux'schen, Engel'schen, Nicolai'schen u. s. w. Schule vermochte nichts gegen die Flammen der Jünglinge, die alle für Schiller glühten. Während man aber den Dichter im Herzen trug und ihm auf dem Papier einen Triumphwagen nach dem andern baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer in Leipzig oder dem benachbarten angenehmen Dörfchen Gohlis und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialischste Weise nicht blos zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie. Seit dem Beginn des „Don Carlos" war ein ganz neues Leben in ihn gekommen. Er sah hier eine Arbeit vor sich, die sein ganzes Gemüth befriedigend anregte; an jedem Tage erneute sich die Hoffnung auf die Gunst der Musen und daß sie ihn eine Mustertragödie würden vollenden lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane des Capitain Marryat.

1. Willy Königs-Eigen. Übersetzt von H. Roberts. Drei Theile. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1835. 16. 1 Thlr.
2. Frank Mildmay, der Flottenoffizier. Übersetzt von H. Roberts. Drei Theile. Ebendas. 1835. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Japhet, der den Vater sucht. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile. Aachen, Mayer. 1835. 4 Thlr.

Ref. muß bekennen, daß ihm das Dasein des Romans Nr. 1 nur in einem Contracte mit dem Buchhändler begründet erschienen ist, welcher als Hauptbedingung etwa festsetzte, das Buch müsse nothwendig aus dreien Theilen bestehen. Diese Bedingung habe nun für den Verf. manche Verlegenheit herbeigeführt und ihn verleitet, das Nächste, Beste zu ergreifen, um Capitel an Capitel zu stoßen und endlich richtig drei Bände Manuscript zur Druckerei zu liefern. Von dem armen Willy erfahren wir im Grunde nicht mehr als seine Herkunft, einige Anekdoten aus seiner Knabenzeit, eine flüchtig hingeworfene Liebe und seinen Tod. Das Alles hatte in Einem Bande vollkommen Platz. Willy's verschleierte Herkunft müßte schon früh durch sein Liebesverhältniß ans Licht kommen, und wenn der Verf. dagegen anführen wollte, sie sei nun einmal nicht ans Licht gekommen, wie dergleichen täglich in der Welt sich begebe, so entgegnen wir: in einem Romane muß ein solcher Umstand nothwendig motivirt werden, oder der Verf. macht sich einer Unwahrscheinlichkeit schuldig und ist für alle Folge verantwortlich. Und von einer schweren Verantwortlichkeit können wir den Verf. wirklich auch nicht freisprechen. Ward Willy zu rechter Zeit als der Großsohn des Admirals de Courcy durch den Vicar erkannt, — und da im Buche dieser Erkennung kein Hinderniß entgegensteht, so mußte sie erfolgen, — ward er erkannt, so nahm der Roman eine durchaus andere Richtung; selbst wenn er tragisch schloß, mußte in Willy's Untergange Beruhigung und Erhebung sich aussprechen. So aber werden wir um den ganzen Erdball gezogen, erfahren dabei von Willy, dessen Knabenhandlungen so viel versprachen, fast nichts und müssen diesen Jüngling zuletzt schändlich gemordet sehen.

Der Verf. stellt uns gewiß hier wieder die Wirklichkeit entgegen; allein der Roman kann ein sehr getreuer Spiegel der Wirklichkeit, er soll das sogar sein, nichtsdestoweniger wollen wir die Widersprüche des Lebens im Lichte der Poesie wenn nicht gelöst, doch gemildert, verklärt erblicken. Davon ist hier kaum eine Spur zu entdecken, und wie feindselig der Verf. auch gelegentlich nach Recensenten hinüberschielt, Ref. kann sich diesmal nicht daran kehren, indem er unverhohlen ausspricht: seit längerer Zeit kein Buch weniger befriedigt und mit trüberer Stimmung aus der Hand gelegt zu haben als eben dieses.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo man sich im Lobe Englands zu überbieten trachtete. Englische Gesetze, englische Freiheit, englische Moden galten als höchste Vollkommenheiten, und wenn ein Schriftsteller, z. B. Jean Paul, eines Engländers habhaft werden konnte, so sah man sich in ein unabsehbares Heer von Vortrefflichkeiten verwickelt. Gegenwärtig ist Deutschland von dieser Anglomanie, etwa die Roßschweife und einige andere Kleinigkeiten abgerechnet, zurückgekommen; man erdreistet sich sogar, reisende Engländer als Caricaturen in Romanen und Novellen zu verbrauchen, und außerdem will man eingesehen haben, daß die englische Verfassung an beträchtlichen Gebrechen laborire. Gleichwol liegt eben in ihr ein bedeutendes Element staatsbürgerlicher Fortbildung in der Freiheit, mit welcher jeder redliche Mann unumwunden sein Votum über Gesetze, Einrichtungen und Observanzen ausspricht, und das hat denn auch der Verf. in dem Romane Nr. 2 über das Schooskind der Engländer, über den Gegenstand der Bewunderung aller andern Völker, nämlich über die englische Marine, gethan. „Frank Mildmay, der Flottenoffizier" darf wirklich als ein Lehrbuch, nicht allein für den Seemann, sondern auch für Jeden betrachtet werden, der einen tiefern Blick in das Wesen der englischen Marine zu thun geneigt ist. Wir lernen daraus, was wir schon lange wissen sollten, daß die englischen Seeleute auf allen Stufen ebensowol nur Menschen sind als andere Leute, und manchmal noch etwas schlechter; daß die vielgepriesene Marine sogar der handgreiflichsten Verbesserungen bedürftig ist. Man werfe nicht ein, daß den deutschen Leser, namentlich den in die Unterhaltungsclasse gehörenden, wenig interessiren könne, ob ein englisches Schiff so oder anders eingerichtet; ob die Matrosenpresse nachtheilig sei, oder nicht; ob die Manneszucht angemessen, oder verwerflich sei u. s. w. Das Alles liegt uns Deutschen freilich nicht so nahe als einem schiffahrttreibenden Volke; allein die Form, in welcher diese Dinge zur Sprache gebracht werden, ihre innige Verknüpfung mit Frank's Lebensschicksalen machen dieselben nicht allein genießlich, sondern erheben das Buch auch zu der angenehmsten Unterhaltungslectüre. Männer in der Classe der Schriftsteller, denen es redlicher Ernst ist um des Vaterlandes Wohl und Wehe, nicht jene Federhelden, die mit perfiden Wigeleien nur ihre Selbstsucht zur Schau tragen, mögen außerdem aus diesem Romane leicht eine Form entlehnen, die, ohne die Grenzen edler Mäßigung zu überschreiten, ihren Wünschen entgegenkommt. Was aber auch wir Deutschen von diesem Romane urtheilen oder lernen mögen, immer wird es doch unbestritten bleiben, daß derselbe für den Seemann, für den englischen vorzugsweise, von unberechenbarem Nutzen sei und selbst auf den Charakter desselben vortheilhaft einwirken müsse. „Frank Mildmay" hat Ref. mit dem Verf. völlig wiederausgesöhnt; dagegen befindet sich Ref. wirklich in äußerster Verlegenheit bei Ansicht des Romans.

Nr. 3. Das Kürzeste wäre ein Versuch, den Beweis zu führen, daß „Japhet, der den Vater sucht", nachdem er ihn gefunden, auch noch seinen Verfasser suchen müsse, denn Capt. M. scheint wirklich keinen Theil an der Existenz dieses Buches zu haben. Ohne über den Werth oder Unwerth desselben hier absprechen zu wollen, wäre jener Beweis nicht eben schwer. Die Personenzeichnung, beim Capt. M. so markig und treffend, ist hier matt und kleinlich, und eine eigentliche Charakteristik ist kaum aufzufinden. Die Begebenheiten ermangeln ebenfalls jener Kraft, jener Elasticität, die wir beim Capt. M. gewohnt sind, und wo sie uns ansprechen, ist es weniger die Darstellung derselben, als ihr Gehalt an sich. Der Rechtsanwalt, der durch den größten Theil des Romans die Rolle eines Mittlers spielt, ist eine schwache Nachbildung des trefflichen Oheims

Newton Forster's; Lord Wiedermear scheint nur erschaffen zu sein, den Japhet mit Gelde zu versehen, denn übrigens ist ihr gegenseitiges Verhältniß vage und fast nicht zu enträthseln. Dieses Geld führt denn auch unsern Japhet in die sogenannte große Welt, und diese Welt ist so durchaus farblos hingeworfen, als hätte sie der Verf. niemals gesehen. Capt. M. würde sicher nicht unterlassen haben, einige Frauen, welche hier flüchtig aufschimmern, etwas fester zu halten, um ihnen irgend einen fühlbaren Streich zu versetzen. Das Auffallendste jedoch ist, daß in allen drei Bänden zusammengenommen das Schibolet des Capt. M., nämlich Redensarten und Bilder aus dem Seemannsleben, wiewol z. B. bei Japhet's Fahrt von England nach Irland die beste Gelegenheit sich darbot, nirgend auftaucht, denn die zwei oder drei Seemannsausdrücke, die in dem Buche umherschwimmen, wollen bei einem englischen Schriftsteller noch weniger bedeuten als bei einem deutschen, der vielleicht nur den um sein Geburtsdorf fließenden Bach gesehen hat und gleichwol beträchtliche Wasserbilder in seine Werke drucken läßt. Dagegen ist die Sprache, so weit solche sich aus einer Übersetzung beurtheilen läßt, gehaltener, künstlerischer, philosophischer als beim Capt. M., der bekanntlich mit den nächsten Worten auszudrücken gewohnt ist, was er zu sagen hat, oder der, wie wir Deutschen sagen, kein Blatt vor den Mund nimmt.

Ref. bittet den Capt. M. um Verzeihung, wenn er sich geirrt haben sollte! Vielleicht ist „Japhet" ein Jugendwerk; vielleicht wollte der Verf. sich einmal zur Erholung von den Seestrapazen längere Zeit auf dem Festlande verweilen, und da ist ihm denn doch auch manches Gute begegnet, z. B. als Japhet endlich seinen Vater gefunden hat, die Bändigung dieses wohen Nabobs; vorzüglich aber liegt eine schöne Ironie in der Bekehrung seiner quäkerischen Geliebten zum Glauben der anglicanischen Kirche durch das Medium der Putzsucht. Im Allgemeinen aber muß Ref. wünschen, daß die gute Leibesconstitution des Verf. an dieser Erholung auf dem Lande für seine übrige schriftstellerische Lebenszeit genug habe. 46.

Aus Italien.

Ein gelehrter Sprachforscher, vielleicht Castiglioni, gibt im Januarheft der „Bibl. ital.", 1886 (S. 21—70), eine ebenso gelehrte als belehrende Anzeige von „*Amelei Peyron* Lexicon linguae copticae" (Turin 1885). Das Werk gehört darum jetzt zu den doppelt beachtenswerthen Erscheinungen, weil Klaproth's Angriffe gegen die Champollion'schen Erklärungen der Hieroglyphen auch gegen die koptische Sprache, als Schlüssel dieser Geheimnisse, gerichtet waren und es eines genügendern Beweises bedurfte, als man bisher aufgestellt hatte, um glaublich zu machen, daß die koptische Sprache die fortgeerbte der alten Ägypter sei. Peyron hat sich's angelegen sein lassen, diesen durch sein gelehrtes Werk zu geben, und die Absicht des gleich gelehrten Beurtheilers geht auf denselben Zweck aus. Klaproth's Angriffe gegen das Alter der koptischen Sprache hatten durch eine nachgelassene Abhandlung Akerblad's, die im Aprilheft des „Journ. asiatique" (1834) steht, an Wichtigkeit gewonnen; denn mit sehr scheinbaren Gründen war dort wahrscheinlich gemacht, daß der Name des koptischen Volkes und seiner Sprache erst von der Stadt Koptos in der Thebais abgeleitet sei, welche der Hauptstapelplatz des ägyptisch-arabischen Handels seit der Ptolemäer Zeit war. Die Abkunft des Koptischen aus sehr neuer Zeit wäre dadurch erwiesen. Peyron's Studien der koptischen Sprache widersprechen dieser Annahme. Er fand durch die genaueste Sichtung auf, daß weder semitische noch griechische Sprachelemente auf die Bildung der koptischen Wörter können eingewirkt haben, da sie weder in den Zahl- noch in den persönlichen Fürwörtern sich darthun, in welchen Sprachverwandtschaft sich am ersten bemerklich macht. Das Koptische erscheint vielmehr bei dieser Prüfung als eine mit keiner bekannten Sprachclasse verwandte. Klaproth meinte in den Wurzelwörtern eine Verwandtschaft mit nord- und ostasiatischen Sprachen zu finden; diese Behauptung hat Peyron nirgend bestätigt gefunden. Wie das Chinesische ist das Koptische einsylbig, und wie bei dem Chinesischen, ohne daß man deshalb an Verwandtschaft denken dürfte, sind alle die, zur nähern Bestimmung des den Hauptgedanken ausdrückenden Wortes nothwendigen Partikeln (die grammatischen Accidenzien) getrennt davon geblieben und haben die Schmelzung nicht bestanden, aus der in andern Sprachen die Casus, Tempora, Modi u. s. w. hervorgingen. Der italienische Beurtheiler in der „Bibl. ital." schreibt diese Eigenheit der koptischen Sprache der ideographischen Schrift zu. Daß die Hieroglyphenschrift in einem Lande entstand, wo die ägyptische (koptische) Sprache gesprochen ward (mit Heeren meinen die neuern französischen Gelehrten in Nubien oder Äthiopien), scheint daraus hervorzugehen, weil die Buchstaben darin von Gegenständen bezeichnet werden, deren koptische Namen durch diese Buchstaben selbst anfangen. Diese Anfangsbuchstaben wechselten in den verschiedenen Dialekten der ägyptischen (koptischen) Sprache, und so wird es erklärlich, wie die Ägypter für einen Buchstaben mehre Zeichen anwendeten, was so viele Zweifel gegen die bisherigen Hieroglyphendeutungen veranlaßt hat. Von diesen Dialekten war die Mundart von Memphis wegen der vielen Berührung mit den Griechen die gemischteste; der alten Sprache am nächsten rein erhielten sich die saidische oder thebische (in Oberägypten), und endlich die baschmurische, die im Nildelta gesprochen ward. Sollten die jetzt erst beginnenden Forschungen in den Überresten der koptischen Literatur eifriger betrieben werden, so ist zu hoffen, daß die Übersetzung der heiligen Schrift in saidischer Mundart zu Tage komme, welche der Zeit ihrer Entstehung nach den demotischen Urkunden ziemlich nahe stehen möchte. Überhaupt ergibt sich zur Geschichte der Sprache der Kopten, die man für die Sprache der Ägypter zu halten so viele Gründe vorbringt, daß sie unter der griechischen und römischen Herrschaft sich sicher, aber auch noch mehre Jahrhunderte nach der arabischen Eroberung erhielt. Ein merkwürdiges Beispiel der frühern Zeit bringt Zoega „Catal." (S. 371) bei. Erst im Anfange des 8. Jahrhunderts n. Chr. trat die arabische Sprache in den öffentlichen Registern an die Stelle der ägyptischen. Am frühsten verlor die alte Landessprache sich in Unterägypten; bis zum 16., vielleicht bis zum 17. blieb sie in Oberägypten im Gebrauche. Später, als sie auf den Kirchendienst beschränkt ward, kannten die Priester allein noch die koptische Sprache; sie versanken aber in solche Unwissenheit, daß sie, zufrieden lesen zu können, sich um die Verständniß wenig bekümmerten. Auffallend ist, daß die Kopten auch in arabischen Schriften ihre koptischen Zahlzeichen (sicher ägyptischen Ursprungs, aber nicht einerlei mit den hieratischen und demotischen) beibehielten. — Peyron hat sein Lexikon aus Rücksicht auf die Unstätigkeit der Selbstlauter der koptischen Sprache blos nach den Mitlautern geordnet, und es ist vorauszusagen, daß die ferneren Vergleichungen der hieroglyphischen Texte mit den koptischen entsprechenden Formen diese Anordnung als die sprachgemäßere täglich mehr empfehlen wird.

Noch sucht man in Italien die Hülfe, die man zur praktischen Kunstentwickelung für nothwendig hält, um hinter dem wetteifernden Bemühen der andern Nationen nicht völlig zurückzubleiben, nur in etwas mehr und etwas besser der Akademiestudien, die seit ein paar Jahrhunderten bestehen. Man sieht, daß kunstkritische Abaten dort über diese Anordnungen zu bestimmen haben, nicht kunstthätige Leute, die Erfahrungen zum Maßstabe nehmen. Der bekannte Melchierre Missirini, Secretair von S. Luca u. s. w. hat im Novemberheft der „Bibl. ital." (1885) einen „Cenno per la direzione d'una scuola di pittura" gegeben, der den Vertheidigern der in Deutschland so hart angefochtenen Akademien sehr tröstlich, den Freunden von Italiens künstlerischem Ruhme wie ein galvanischer Versuch an einem abgestorbenen Muskel erscheinen wird. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 286. —— 12. October 1836.

Zu Schiller's Bildungsgeſchichte, Andeutungen von Schiller ſelbſt. Nebſt Beiträgen zur Geſammtausgabe ſeiner Werke.

(Beſchluß aus Nr. 285.)

An dieſem „Don Carlos", der noch 1784 begonnen wurde und nach und nach ſehr zerſtückt und vereinzelt in der „Thalia" erſchien, arbeiteten gewiſſermaßen tauſend und wieder tauſend deutſche Jünglinge mit, und wie man ſich ehedem, als Hamlet und Werther gefallen hatte, ſo gefiel man ſich jetzt als feuriger Infant, dem man jedoch etwas Poſa, oder (wenn die Redensart zu kühn iſt) etwas Poſaiſches beimiſchte, um die Compoſition ſolider zu machen. Wer dieſe erſte unvollſtändige Ausgabe des „Carlos" in der „Thalia" nicht ſelbſt geleſen hat, wird kaum eine Ahnung haben von der ſeltſamen Unbeholfenheit in der Scenirung, ſowie im Styl und Ausdruck, während doch wieder eine friſche Jugendlichkeit und das muthige Ringen mit dem unmäßig breiten widerſtrebenden Stoff, ja ſelbſt das wilde Wühlen in unerhörten Bildern uns immer wieder von Neuem zu feſſeln weiß. Dann erſcheint die Kriſis im Bildungsgange des Dichters, und zwar in der Unterordnung des Marquis mit dem König. Vergleichen wir dieſe ſehr ſorgſam und geiſtreich durchgeführte Scene mit dem ſeltſamen pathetiſch-cyniſchen Anfange:

Der Erzſpion (Domingo nämlich) verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes u. ſ. w.

ſo iſt es, als hätten wir plötzlich einen ganz neuen, und zwar durch neue Ideen umgewandelten Mann, Politiker und Dichter vor uns. Welch ein grenzenloſer Abſtand von der erſten Scene des erſten Acts bis zu dieſer letzten des dritten Aufzugs, in welcher Poſa ſchon die Magna charta in der Taſche zu haben ſcheint, um ſie Philipp zur Unterſchrift zu überreichen. Dieſes philoſophiſch-poetiſch-politiſche Actenſtück wird um ſo wichtiger, wenn man erwägt (was, ſo viel ich weiß, noch nie erwogen worden), daß dieſe Anſichten zuerſt von einem Deutſchen vorgetragen wurden, die ſpäterhin, beſonders 1791, jenſeit der Ardennen ſich in Proſa übertrieben ausſprachen.

Und was wünſche ich denn nun? Nichts weiter, als daß man jene Studien alle in die Geſammtausgabe der Schiller'ſchen Werke mit aufnehme, und daß man dabei die Ausgabe der erſten Hälfte des Stücks in der „Thalia" und ſodann die vollſtändige von 1787 vergleichend gebe, was ebenſo lehrreich als ergötzlich ſein würde. Die Ausgabe des „Carlos", die wir jetzt in den Geſammtwerken finden, iſt eine ſehr unvollſtändige aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Es iſt allerdings zu loben, daß er in derſelben einige Ungehörigkeiten ſtrich, einige trunkene Gedanken und ſpritzende Pechfackelflammen unterdrückte und den ſchönen, aber für den Jambendichter unbequemen Namen Rodrigo (der nun einmal nicht als Daktylus, ſondern als Amphibrachys ausgeſprochen ſein will) in einen metriſch leichter zu handhabenden Roderich verwandelte; aber geholfen iſt damit im Ganzen wenig. Ein gediegenes, poetiſches Kunſtwerk in höherm Sinne kann das Stück ſeiner ganzen Anlage nach doch nicht werden. Darum bleibe es für die Nachwelt, was es in der Ausgabe von 1787 war, eine großartige und geniale, aber ungemeſſene und uncorrecte Äußerung der Zeit, die ſich hier in tauſend Stücken, die ſie will und die ſie nicht will, ungenirt ausſpricht.

Auch die Einleitung zum erſten Stücke der „Thalia", als ſie noch die „Rheiniſche" hieß, ſollte wol von Neuem mitgetheilt werden. Sie iſt noch in Manheim geſchrieben und in einer noch pomphaftern Sprache als die oben mitgetheilte Erläuterung zum „Fiesco"; aber ſie enthält ebenſo wichtige als rührende Selbſtgeſtändniſſe. Der treffliche Jüngling erzählt hier, wie unendlich theuer er ſeine „Räuber" bezahlt habe durch die Trennung von ſeiner Familie und ſeinem väterlichen Hauſe, von ſeinen Freunden und Verwandten und durch die Flucht aus ſeinem Vaterlande, wohin keine Rückkehr möglich ſei.

In einer Epoche — ſchreibt er hier am Schluſſe —, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des verführeriſchen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung — zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das übrige u. ſ. w.

Der ruhige Muth bei der flammendſten Erregbarkeit, das reine Gottvertrauen, mit dem er, der arme Flüchtling, der Zukunft entgegengeht, die große Beſcheidenheit, mit der er von dem Stücke ſpricht, das ſeine Leiden veranlaßt, das gänzliche echt vornehme Schweigen von einigen

Widersachern, die, theils böswillig, theils geistig beschränkt, ihn um sein geliebtes Vaterland gebracht hatten, alles das zeigt ihn uns bereits als Jüngling so ehrenwerth und liebenswürdig, daß wir mit Recht auf dieses wichtige Actenstück von Neuem aufmerksam machen.

Was uns aber nicht blos rührt, sondern innig jammert, ist der Umstand, daß seine Bescheidenheit in Beziehung auf „Die Räuber" ihn sogar ungerecht und hart gegen dieses Stück machte. Er hatte seit etwa zwei bis drei Jahren eine so ungeheuere Menge von verworrenen Lobeserhebungen und verworrenen Schmähungen über dieses Werk von allen Gegenden Deutschlands her vernehmen müssen, und es hatte von der Bühne herab so übermächtig gewirkt, daß er, zuletzt selbst davon betäubt, dem ganzen Getreibe — auch dem in eigner Brust — dadurch ein Ende machen wollte, daß er das Stück selbst öffentlich desavouirte. Für unser Urtheil hat dieses Schiller'sche nur eine historische Wichtigkeit; denn da wir keineswegs gewillt sind, jedem kecken Scribenten, der sich rühmt, mit erhabener Scheitel die Sterne zu berühren, Glauben zu schenken, so wollen wir auch durchaus nicht immer dem trefflichen Poeten beistimmen, wenn er sich einmal in trüber Exaltation zu hart behandelt. Doch auch in dieser Härte zeigt sich ein großer Charakter, und Confessionen dieser Art sollten uns nicht vorenthalten werden, am wenigsten eine von Schiller, der seitdem selten oder nie wieder zu dem Publicum von sich selbst gesprochen hat. Um deswillen sollten selbst einige Anmerkungen in der „Thalia", z. B. die zum „Don Carlos", in welcher er einräumt, daß er dasselbe nicht als ein Trauerspiel im reinsten Sinne des Worts, sondern nur als ein „fürstliches Familiengemälde" betrachten dürfe, in einer Gesammtausgabe nicht fehlen. Auch die Briefe an Dalberg aus jener Zeit sollten wol eine Stelle finden; denn bei einem Manne, der dem gelehrten Unterrichte so sehr wenig und sich selbst fast Alles verdankt, ist selbst die Art, wie er von seinen großen Kämpfen mit sich selbst und mit der Welt redet, anziehend und lehrreich.*) Wie würden wir uns gefreut haben, hätte er uns in späterer Zeit auch nur eine einzige Vorrede zu seinen Werken geliefert; aber schon „Kabale und Liebe" bringt kein einziges Vorwort an den Leser mit. Bei den spätern Stücken erwartete man kaum mehr eine Vorrede, und was „Die Braut von Messina" als Einleitung gibt, ist gewissermaßen nur ein prodromus galeatus, der Schiller's überrasch und überfeuerig aufgefaßte Ansicht vom tragischen Chore in die Welt hineinrufen sollte. Nur bei den „Horen", die er jedoch keineswegs als sein Werk, sondern im Voraus als ein großes deutsches Nationalwerk betrachtete, machte er noch eine Ausnahme. Es ist wol noch unvergessen, daß Schiller, außer andern sehr herben Xenien auf Reichard, auch eine auf dessen längst verhalltes Journal: „Deutschland", machte, die also lautete:

Alles beginnet der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

Wer Lust hat, mag diese Xenie selbst auf Schiller's Ankündigung der „Horen" anwenden; denn in der That, feierlicher ist wol noch kein Journal angekündigt als dieses. Er fühlte sich so glücklich in jener Zeit (Dec. 1794) durch die höhere Läuterungsflamme, welche ihm durch Kant's tiefsinnige „Kritik der reinen Vernunft und Urtheilskraft" geworden war, sowie durch den liebevollen Verein, in den er zu den vortrefflichsten Dichtern Deutschlands getreten war, daß er in der reinsten Begeisterung jene Monatsschrift verkündete, die gewissermaßen aller Rohheit, Verworrenheit oder genügsamen Mittelmäßigkeit in Deutschland den Garaus machen sollte. Wer aber das Begeisterte ohne Begeisterung liest, der findet Stoff genug zum Lachen darin; das möchte jedoch wol nicht das rechte Lachen sein, sondern eher ein solches, das sich selbst auslacht. Die unübertreffliche Ouverture zum „Don Juan" hält allerdings vollständig Wort in ihrer genialen Verkündigung des genialsten Werks; so Wort halten konnte diesmal Schiller nicht; was aber irgend möglich war, hat er wirklich geleistet, und wenn vorhin von einer der vielen verhallten Monatsschriften die Rede war, so darf man noch immer auf die „Horen" als auf eine wahrhaft lebendige, den Tod glücklich besiegende Schrift hinzeigen; darum sollte aber auch jene Ankündigung in einer Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke nicht fehlen. Sie hat auch noch das Merkwürdige, daß ihr Inhalt und ihr Styl nicht zu harmoniren scheint. Jener ist, wie gesagt, von flammender Begeisterung eingegeben, dieser ist so künstlich gefeilt, so glatt, ja, ich möchte fast sagen, so schlüpfrig aalartig glatt, daß wir uns mit Betrübniß abwenden und nach dem herrlich einfachen und lebenvollen Styl im „Geisterseher" zurücksehnen. Das ist nun aber einmal so. Schiller hatte so viel gewonnen, daß er auch wol Einiges verlieren mußte. Wir aber, die ihn ehren und lieben, wollen Alles zusammen haben, was er uns gab; denn bedeutungsvoll und beziehungsreich wichtig ist auf diesem Standpunkte Alles, was er uns gab. — Der elektrische Pulsschlag der Liebe ist bei den Deutschen eine Seltenheit. Sie besinnen sich lange, ehe sie sich zur Liebe entschließen; haben sie sich aber einmal dafür entschieden, so wollen sie auch den geliebten Gegenstand vollständig besitzen.

Schreiber dieses, der ein gutes Gedächtniß hat, erinnert sich noch recht wohl, daß man vor einigen Decennien bald mit lateinischen Literaturzeitungslettern, bald mit deutschen (deutsch-bibliothekarischen) Buchstaben über die gar zu große Vollständigkeit der Ausgabe der Lessing'schen Schriften spöttelte; kam man aber Abends bei einem Glase Wein zusammen, so spottete man wieder des Spottes und sagte treuherzig: „Ich möchte mir selbst das kleinste Blättchen des theuern Mannes — z. B. die Briefe an seine Frau — nicht nehmen lassen, eben weil er mir theuer ist." Die Liebe hat ja ihre Rechte, von denen sie sich nichts abdingen läßt. 99.

*) Noch wichtiger ist die unmäßig strenge Antwort auf Bürger's Antikritik („Allgem. Lit.-Zeit.", März 1791); denn auch das nicht zu Billigende darf als Äußerung eines bestimmten Bildungsmomentes nicht übergangen werden.

Collection de documens inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Première série. Histoire politique. Paris, 1836.

Herrn Guizot's große Verdienste um das Unterrichtswesen und die Wissenschaften, namentlich aber um die historischen Studien, werden von allen Parteiorganen Frankreichs, selbst von denjenigen, die sonst seine politischen Gegner sind, anerkannt. Ihm verdankt man auch die erste Idee des hier vorliegenden großartigen Unternehmens, zu dessen Ausführung noch unter seinem Ministerium der Anfang gemacht wurde, dessen Umfang und Belang sich jedoch dermalen noch gar nicht auch nur annähernd angeben läßt. Es sollen nämlich, nach dem diesem Unternehmen zu Grunde gelegten Plane, um eine möglichst vollständige Urkundensammlung dem Publicum zu überliefern, nicht blos die großen Bibliotheken zu Paris und die Staatsarchive, sondern auch die unbedeutendsten Bibliotheken in den Provinzen und die Archive der Departements und der Gemeinden den mit dieser Arbeit beauftragten Gelehrten zugänglich sein, um von ihnen benutzt zu werden. Inzwischen sind von dem projectirten großen Werke nur erst drei Bände erschienen. Zwei davon sind betitelt: „Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV etc. accompagnées d'un texte historique etc., par M. *Mignet*"; und der dritte: „Journal des états-généraux de France tenus à Tours en 1484, rédigé en latin par *Jehan Masselin*, député du baillage de Rouen, et traduit par *A. Bernier*". Unstreitig sind davon, besonders für das Ausland, die beiden erstern die wichtigsten, sowol wegen ihres als Geschichtschreiber der französischen Revolution rühmlichst bekannten Herausgebers, wie auch wegen des Stoffes selber. Es befinden sich nämlich in diesem Werke, dessen Umfang auf 8 bis 10 Bände etwa berechnet zu sein scheint, sämmtliche Correspondenzen, Denkschriften und diplomatische Actenstücke, welche die Ansprüche des Hauses Bourbon auf den durch Karl II. erledigten spanischen Thron und dessen Gelangung zu demselben betreffen, die in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt sind und denen H. M. eine Einleitung und eine Geschichtserzählung beifügt, die solche untereinander verbinden und mittels deren sie einen historischen Zusammenhang erhalten.

Große Bestimmtheit im Ausdruck und Klarheit, gepaart mit gedrängter Kürze, gehören bekanntlich zu den ausgezeichneten Eigenschaften dieses Schriftstellers. Diese aber machen sich besonders in der schon erwähnten Einleitung bemerklich, die der Urkundensammlung voransteht. Man könnte dieselbe ein an sich vollständiges, zwar kurzes, allein inhaltreiches Werk nennen, worin sich die Geschichte beider Länder, Frankreichs und Spaniens nämlich, die zunächst bei den betreffenden Unterhandlungen betheiligt sind, in flüchtigen, aber kräftigen Zügen zusammengefaßt befindet. M. drängt und treibt vor sich her die Thatsachen bis zu dem Ziele, das ihnen die Weltregierung gesteckt hat. Er zeigt, wie Spanien, nachdem es mittels langjähriger Prüfungen und seiner Kriege gegen die Mauren zum Gipfel der Größe und des Ruhms gelangt, sich durch seine Siege selbst erschöpfte und unter dem Übermaße seiner Macht erliegen mußte. Es ist ein Gießbach, der im Ausbreiten versiegt. Nimmer sank ein Volk so schnell von der größten Kraft zur äußersten Schwäche herab. Und als nun der letzte von den Nachkommen Karl V. den Thron bestieg, trug Spanien, gleich seinem Könige, alle Merkmale der Hinfälligkeit und der Ohnmacht an sich. Es gab keine Finanzen, kein Kriegsheer, keine Flotte mehr; Spanien lebte nur noch durch die Almosen Amerikas. „Überall", sagt der Verf., „hatte sich der Tod eingedrängt: in die Nation, durch den Ruin ihrer Freiheiten; in die Regierung, durch die Zerstörung ihrer Marine, ihrer Armeen, ihrer Finanzen; in das Eigenthum, durch das Aufhören der Arbeit, die Substitutionen und die todte Hand; in die Bevölkerung, durch Unthätigkeit und Armuth. Die Dynastie endlich erreichte derselbe durch Unvermögen. Was den Nationen ihr Ende bringt, richtet die Könige zu Grunde; somit arbeiten die Fürsten, die ein Land entkräftigen, an der Erschöpfung ihres Stammes. Nimmer war der Verfall einer Familie stärker bezeichnet als in Spanien. Nach Maßgabe, als sich die Wirksamkeit für das Königthum verminderte, schwinden auch die königlichen Facultäten dahin. Karl V. war Heerführer und König gewesen, Philipp II. war nur König, Philipp III. und IV. waren dies nicht einmal, Karl II. war sogar nicht ein Mann. Von der Unfähigkeit versank die Dynastie in Unvermögen, und es blieb Spanien nur sein Erbfolgegesetz, um es durch Berufung einer fremden Dynastie zum Throne aus seiner Vernichtung zu ziehen." Frankreich im Gegentheil, zeigt uns Mignet im Verfolge seiner Darstellung, machte in sich selber Eroberungen, indem es die abgetrennten Provinzen allmälig mit dem Mittelpunkte vereinigte. Sogar unter Franz I. behauptete sich dasselbe, wiewol nicht ohne große Anstrengungen, gegen den Andrang der Macht Karl V. Als aber Ludwig XIV. den Thron bestieg, war Frankreich zu der höchsten Stufe von Macht gelangt, während Spanien auf die unterste Stufe von Schwäche herabgesunken war. Und nunmehr beginnt jene Reihenfolge von Unterhandlungen, welche die Krone Spaniens einem französischen Prinzen zuwenden sollten. H. M. verfolgt dieselben mit bewunderungswürdigem Scharfsinne auf allen ihren Umwegen von dem viel berufenen Pyrenäen-Tractate an, der den Keim dazu enthielt, bis zu den Friedensverträgen von Utrecht und Rastatt, die dem Erbfolgekriege ein Ziel setzten. „So endigt", bemerkt der Verf. am Schlusse seiner Einleitung, „jener langwierige Streit mittels einer Theilung, wie solche in den Augenblicken entworfen worden war, wo Weisheit der Ehrsucht Stillschweigen gebot. Diese Theilung aber versetzte die Häuser von Frankreich und Östreich überall ins Gleichgewicht und hielt sie gegenseitig im Schach. Diejenigen, welche sich dieser, der allgemeinen Ruhe nothwendigen Entwickelung widersetzen wollten, wurden durch die Gewalt der Ereignisse nachzugeben gezwungen. Ludwig XIV., anstatt Alles zu haben, kam in Gefahr, Alles zu verlieren; seine Feinde, anstatt ihm Alles zu rauben, gaben ihm zurück, was das Glück ihm entrissen hatte. Er behielt die Provinzen, in deren Abtretung er sich bereits ergeben; die düstere Farbe seiner letzten Tage ward durch einige Strahlen Ruhmes erleuchtet; er befestigte seinen Enkel auf dem bestrittenen Throne, und als er nach dem Abschlusse dieses großen und letzten Geschäfts seiner Regierung starb, ging die Krone Frankreichs ohne Erschütterung von dem Haupte des alten Monarchen auf das des jungen Kindes über, das von seiner Nachkommenschaft noch zuletzt am Leben blieb."

Was nun die hier befragten Urkunden anbetrifft, so gewährt deren Lecture um so mehr Interesse, da nicht blos der Gegenstand und die Ereignisse, worauf sie sich beziehen, an sich von hoher Wichtigkeit sind, sondern da auch die Personen, die bei denselben betheiligt sind — wie ein Mazarin, Condé, Turenne, Eugen von Savoyen, Marlborough, Wilhelm von Oranien, Johann de Witt ꝛc. —, zu den größten Illustrationen jener Geschichtsepoche gehören, deren geheimste Gedanken sich gleichsam vor unsern Augen enthüllen. Europa war damals noch nicht unter vier oder fünf Großmächte, die sich durch ihr ungeheueres Gewicht einander die Wage halten, getheilt. Deutschland allein umschloß eine Menge kleiner Staaten, die sich durch die langen Religionskriege für die Politik gebildet hatten und die das Gefühl ihrer Schwäche um so wachsamer bei Vertheidigung ihrer Rechte und Interessen machte. Selbst bei Angelegenheiten von minderm Belange mußte Ludwig XIV. nicht blos mit dem Kaiser, mit England, Holland, Schweden, dem Kurfürsten von Brandenburg, sondern selbst mit weniger bedeutenden Reichsfürsten, als einem Kurfürsten von Mainz, Köln ꝛc. in Unterhandlung treten. Die Mitwirkung des Einen und die Neutralität des Andern mußten erkauft und das unruhige und argwöhnische Gemüth derjenigen eingeschläfert werden, die, von der anwachsenden Größe Frankreichs betroffen,

Bd. 14, Heft 6, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Metallkunde. 1922.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Metallkunde.

Die Ausdehnung des Kupfers zwischen 0° und 1100°.

Von Dr. Ing. Wilhelm Fraenkel.

Mitteilung aus dem Kaiser Wilhelm-Institut für Metallforschung in Stuttgart.

Die Ausdehnung des Kupfers ist bisher nur bis 800° C genau bestimmt worden. Die Messungen wurden mit einem Differentialdilatometer ausgeführt, das eine Genauigkeit von 0,1 % gewährleistet. Es wurden Proben von 99,9 % Cu verwendet. Die Ergebnisse werden mit den Messungen anderer Forscher verglichen

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 287. — 13. October 1836.

Leben des Generals Hans Karl v. Winterfeldt. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Mit Winterfeldt's Bildniſſe. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Seitenſtück zu der Biographie des berühmten preußiſchen Generals von Seydlitz, durch deren Herausgabe Hr. V. von Enſe ſich 1834 allgemein anerkanntes Verdienſt erwarb. Die hier verſuchte Löſung einer biographiſchen Aufgabe gehört zu den ſchwierigſten: Friedrich der Große ſelbſt ſtellt den General Winterfeldt ſo hoch wie keinen ſeiner Unterfeldherren und beehrt ſein Andenken mit reichen Lobſprüchen, während faſt alle Kriegsgefährten des Königs: Wilhelm und Heinrich, ſeine Brüder, Ziethen, der Fürſt von Deſſau, Warnery, Retzow u. ſ. f. über W.'s Charakter mit entſchiedener Misbilligung, über ſeine Thaten mit Geringſchätzung reden; dieſe Vorliebe Friedrich's iſt um ſo auffallender, wenn man erwägt, wie ſparſam er mit Gnadenverleihungen und Lobſprüchen gegen ſeine Generale war, wie er ſtreng darüber wachte, daß glücklicher Erfolg ſie nicht übermüthig machen durfte, wie er ihnen nachtheilige Ereigniſſe, eigne Fehler und üble Laune entgelten ließ.

Winterfeldt's ganze Laufbahn iſt eine Verkettung der glücklichſten Ereigniſſe; am frühen, aber thatenreichen Ziele derſelben widmet ihm ſein königlicher Freund Ehrendenkmale in Marmor, noch bedeutſamer in ſeinen unſterblichen Schriften; aber hinaus über die Grenzen dieſer ſcheinbar unerſchütterlichen Grundlagen eines hohen Ruhmes übt die Nachwelt ein ſtrenges Todtengericht. Dieſen Bann zu löſen, machte ſich der Verf. zum Berufe, indem er mit ſorgfältiger Kritik die hierhergehörigen Druckſchriften benutzte und damit die Benutzung ergiebiger handſchriftlicher Quellen verband. So berichtet er Seite 234 in der Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel. Der Gegenſtand iſt ſo wichtig, daß wir gern von dem Hrn. Verf. nähere Belehrung vernommen, welches jene Schriften ſind, beſonders die „weniger bekannten und zum Theile unbeachteten". Von einem ſo wohlunterrichteten, mit gediegenem Scharfſinne in geſchichtliche Unterſuchungen eingehenden Schriftſteller vermißt man ſolche Mittheilungen am meiſten. Zwar wird man einiges Hierhergehörige finden in Preuß's Werke über Friedrich den Großen (Winterfeldt betreffend Bd. 2, S. 76 fg.); doch die unbequeme Anordnung der ſonſt ſchätzbaren Arbeit wird bei dem Mangel zuverläſſiger Regiſter auch hier bemerklich, indeß man ſich dankbar ſolcher Nachweiſungen erinnert, wie Hr. V. v. Enſe z. B. hinter dem zweiten Theile ſeiner claſſiſchen „Biographiſchen Denkmale" gab.

Winterfeldt, den 4. April 1707 auf einem pommerſchen Familiengute, Vanſelow, geboren, trat in ſeinem 14. Jahre als gemeiner Reiter zu Königsberg in Preußen in den Kriegsdienſt, wurde aber vom Könige Friedrich Wilhelm I. bald als Lieutenant in die Grenadiergarde verſetzt, empfohlen durch ſchlanken Wuchs und ſtattliches Anſehen, bald auch durch feuriges Weſen, Dienſteifer, Gewandtheit und Ausdauer. Der König ſtellte ihn ſeiner Perſon näher, indem er ihn zum Regimentsadjutanten machte. Als ſolcher führte er 1732 eine Anzahl preußiſcher Unteroffiziere, welche den Ruſſen preußiſche Taktik lehren ſollten, wogegen die damalige Regentin Rußlands, Anna, dem Könige 800 lange Rekruten ſchenkte, nach St. Petersburg, wo ihn der Graf von Münnich, Winterfeldt's Oheim, mit Wohlwollen aufnahm und ihm die Stieftochter zur Gattin gab. Nach ſeiner Rückkehr wuchs das Vertrauen des Königs zu ihm in demſelben Maße, als er deſſen oft wunderlichen Aufträgen genügte. Er wurde in dieſen Verhältniſſen dem Kronprinzen (nachherigem König Friedrich II.) näher bekannt und erwarb deſſen Vertrauen, ohne das des mistrauiſchen Vaters zu verlieren. In ſolcher zweideutigen Stellung zwiſchen König und Kronprinzen erhielt er ſich eine Reihe von Jahren, ſelbſt als Begleiter und Geſellſchafter des Letztern während des im Heere des Kaiſers mitgemachten Feldzuges am Oberrheine 1734 unter dem alten Feldherrn Eugen von Savoyen. Nachher nahm Friedrich Wilhelm den Lieutenant von Winterfeldt wieder in ſein Gefolge und hielt noch wenige Wochen vor ſeinem Tode ihn für ſo unentbehrlich, daß, als W. zu einem ertragreichen Poſten vorgeſchlagen wurde, der König antwortete: „Den auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reiſen nicht miſſen; es muß einer ſein, der hier bleibt." Welchen Grund eigentlich die hier ausgeſprochene Unentbehrlichkeit hatte, bleibt problematiſch. Der Vater vererbt ſie auf den Sohn, der bekanntlich den 31. Mai 1740 zum Throne gelangte und W. zum Flügeladjutanten, vom Lieutenant zum Major ernannte. Als ſolcher geht er nach Petersburg, beglückwünſcht die

neue Regentin und erneuert das Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen, indem, wie Friedrich II. sagte, der gesunde Verstand des Pommers die italienische Schlauheit des Gegners, des östreichischen Gesandten Marchese di Botta Adorno, überbot. Indeß führte der König, in Wien schnöde zurückgewiesen mit seinen Foderungen schlesischer Herrschaften, sein Heer nach Schlesien. Früh genug ist W. von Petersburg heimgekehrt, um den ersten Kriegsthaten beizuwohnen, namentlich nach der Eroberung von Glogau der Schlacht von Molwitz, welche der noch kriegsunerfahrene König verloren gibt, der einsichtsvolle Schwerin aber unter Mitwirkung Winterfeldt's gewinnt. Dieser hat schnell Bewunderung des Königs und Vertrauen auf sein Kriegertalent erworben, sodaß ihm weit über seinen dermaligen Militairrang gehende Commandos gegeben werden, wodurch veranlaßt, Winterfeldt dem Könige den Oberst Ziethen zum Befehlshaber sämmtlicher Husaren empfiehlt; aber auch Erkaltung alter Freundschaft, die endlich in offene Feindschaft ausartet, spinnt sich hier an zwischen Winterfeldt und Ziethen. Jener findet Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs auszuzeichnen, hellen Überblick, tapfere Entschlossenheit darzuthun. Beispiellos schnelles Vorrücken auf der Stufenleiter der militairischen Rangordnung mag den Neid geweckt haben unter Mitwirkung hoffährtiger Persönlichkeit. Bei außerordentlichem Glücke wächst der Neid zum Hasse, welcher den Grabeshügel noch mit Nesseln besäet. Übrigens erscheint nach jetzigem Maßstabe es kaum erklärlich, wie nur der Umstand, daß der König bei diesem oder jenem Unternehmen, dem ein älterer Offizier vorstand, W. zur Leitung beigegeben, allgemeine Feindschaft ihm zugezogen habe, da dem Commandirenden ja oft ein Generalstabsoffizier, wenn auch nur in der Person des Adjutanten zugeordnet wurde, welcher eigentlich die strategische Intelligenz geltendmachen sollte, während die unter dem Anciennetätsgesetze halb erstorbene Generalität, wie die Aloe, auf hundertjährige Blüte vergeblich hoffen läßt.

W. als Generaladjutant bewährte sich im Kriege wie im Frieden, wo er mit mancherlei oft geheimen Aufträgen des Königs im In- und Auslande verschickt wurde. Seinen Ausrichtungen bezeigt der König immer Zufriedenheit und Dank. Unser Verf. sagt: „Gab es irgend etwas auszuführen, oder zu beaufsichtigen, und Winterfeldt konnte dabei sein, so war der König ohne weitere Sorge und sein Vertrauen wurde jedesmal gerechtfertigt" (S. 37). Mittheilungen aus W.'s Briefwechsel mit dem geheimen Cabinetsraths Eichel beweisen, wie dieser in den Absichten und Planen des Königs, selbst die Militarien betreffend, wohl unterrichtet war und mit Winterfeldt, wie vielleicht Keiner, in freundschaftlichem Vertrauen lebte. Für glänzende Waffenthaten bei Landshut im Mai 1745 wird W. zum Generalmajor ernannt, das Patent aber unterm 1. December 1743 ausgefertigt; zwar beschränkten sich seine Thaten größtentheils auf glückliche Coups kleiner Streifpartien, doch auch hierbei machte er freien und sichern Blick in das Ganze der Kriegsleitung geltend. In den 11 Friedensjahren von der Beendung des zweiten schlesischen Krieges bis zum Anfange des dritten blieb W. als Generaladjutant des Königs, mit dessen Vertrauen beehrt wie Keiner, in Friedrich's Nähe. Besuchte er die Bäder Böhmens oder am Rheine, so wurde dieses Veranlassung zur Einsendung militairischer und politischer Mittheilungen. Je höher er in der Gunst des Königs stieg, um so wichtiger ward sein Einfluß auf die unmittelbar vom Cabinet ausgehenden Entscheidungen, eine Stellung, welche Vieler Persönlichkeit berührte und bei Militair- und Avancementsangelegenheiten dem Generaladjutanten oft Unzufriedenheit zuzog, bald mit Recht, bald mit Unrecht, gereizt durch die hochfahrende Weise des Günstlings, „in Trotz und Sicherheit seines Amtes, rücksichtslos für alles Andere. Viele seiner Kriegskameraden und selbst die Mitglieder der königlichen Familie hegten ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem steigenden Vertrauen des Königs nur wachsen konnte. Besonders finden wir den berühmten Ziethen in fortwährendem Zorn und Unwillen, die er auch gar nicht verbergen wollte" (S. 94). Der Auftrag des Königs, brauchbare Offiziere aus auswärtigen Diensten für das preußische Heer zu gewinnen, war geeignet, sich üble Nachrede zu machen, und Winterfeldt scheint nicht mit besonderer Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Am wenigsten Ehre legte er mit den Nationalungarn ein, welche zu Ziethen's Verdrusse die Husaren neu organisiren sollten. Bei seinen Reisen und Versendungen war er Kundschafter für alle den König interessirende Gegenstände; was W. nicht selbst sah und erspähete, wußte er durch Andere zu erfahren. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf Dresden und Wien gerichtet. So soll er auch schon gegen das Ende des Jahres 1754 durch einen Kundschafter Reinitz zuverlässige Nachricht von den für Preußen so feindseligen Verhandlungen, deren Mittelpunkt Dresden war, erhalten haben, worauf die Mittel, solche zu verfolgen und zu vervollständigen, leicht gefunden wurden. Winterfeldt rieth, sogleich loszuschlagen; doch der König hielt die Gefahr nicht für so dringend; jener aber blieb im Vertrauen der gemachten Entdeckung und der der Entscheidung immer näher rückenden diplomatischen Geheimnisse Friedrich II., sodaß, als im August 1756 der König, seinen Feinden zuvorkommend, Sachsen überzog, die Generalstabsarbeiten unter Winterfeldt's unmittelbarer Leitung ins Werk gerichtet wurden; diesem ward, nachdem er zuvor von Karlsbad aus Böhmen nochmals durchspäht hatte, unter mehren neuen Gnadenverleihungen des Königs, auch die Ernennung zum Generallieutenant zu Theil. Winterfeldt war für den Krieg; die Prinzen des Hauses, als sie später von der kühnen Unternehmung hörten, gegen denselben, ohne daß ihnen ein Stimmrecht eingeräumt wäre. Daß die Kriegsrüstungen Östreichs und Sachsens so weit gediehen wären, daß ein offener Ausbruch nicht mehr fern sein konnte (S. 110), wird von mehren Seiten geleugnet; selbst W. mußte theilweise dieses einräumen (S. 111). Preuß berichtet (Bd. 1, S. 436): „Preußens Bündniß mit Frankreich währte bis zum Juni 1756"; wogegen Hr. v. Varnhagen S. 105 sagt: „Dem Namen nach bestand

noch ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen, allein dieses Bündniß lief im März des Jahres 1755 ab." Preuß's Angabe scheint die richtigere zu sein. Hiernach wäre der Vertrag zwischen Großbritannien und Preußen vom 16. Januar 1756 zu einer Zeit geschlossen, wo das Bündniß mit Frankreich noch nicht völlig abgelaufen war. Winterfeldt hatte, wie hier erzählt wird, schon im Sommer 1755 zu Hanover während Georg II. Anwesenheit daselbst den Vertrag von Westminster, für den er sich, als England geneigt, sehr interessirte, vorbereitet und eingeleitet. Ruhmvoll für W. ist es, daß er nach dem Einmarsche in Sachsen und Böhmen im August 1756 die Erstürmung des pirnaer Lagers und rasches Vordringen auf Prag empfahl, während der entscheidende Augenblick unter nutzlosen Verhandlungen entfloh. Aus diesem sehr wichtigen Abschnitte des Lebens Winterfeldt's folgen hier (S. 119 fg.) interessante Mittheilungen, gar bezeichnend für das persönliche Verhältniß des Königs zu seinem Generale, dessen frühere, nicht angenommene Rathschläge Bestätigung erhalten in der Zuschrift Friedrich's vom 8. October:

Die Sachsen verderben mir die ganze Campagne; ich werde, wo es noch acht Tage dauert, nicht im Stande sein, mir länger zu maintenieren. Brown hat nun Zeit gehabt, sich seinen Posten hinter der Eger recht stark zu machen. Dieses Land ist schon sehr mitgenommen. Man kann nicht stark genug sein, um im Fall einer Winter-Entreprise dem Feind zu resistiren. Schreibe Er mir seine Gedanken hierüber.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Walsh über Konstantinopel.

Von dem in mehrfacher literarischer Hinsicht bekannten Dr. Walsh ist unlängst ein Reisewerk erschienen, das seinen längern Aufenthalt in Konstantinopel während der griechischen Revolution schildert. Der vollständige Titel des Werkes ist: „A residence at Constantinopel during a period including the commencement, progress and termination of the greek and turkish revolution by Dr. *Walsh*" (Zwei Bände. London 1836). Haben sich gleich seit jener unruhevollen und bedenklichen Zeitepoche die socialen und politischen Verhältnisse des türkischen Reiches um ein Merkliches verändert, so enthält das Werk doch mannichfache Züge und Schilderungen von allgemeinem und bleibendem Interesse, welche vielleicht eben darum, weil sie sich auf eine frühere Periode beziehen, für die neueste Zeit um so ansprechender und des Aufhebens werther sind.

Dr. Walsh ging 1820, im Gefolge der englischen Gesandtschaft als Kaplan des Lords Strangford nach der Hauptstadt des türkischen Reichs, kehrte dann auf einige Jahre wieder nach England zurück, von wo aus er eine zweite Reise nach Konstantinopel machte. „Dies gab mir", sagt er, „Gelegenheit, den Orient unter verschiedenen Aspecten kennen zu lernen und demselben sowol im ruhigen Zustande vor der Revolution als in dem Sturme und Drange des Aufstandes, und endlich in jener bedenklichen Krisis, welche immer einer Revolution zu folgen pflegt, meine Betrachtung widmen zu können. Ich glaube, daß ich jenem Reiche auf diese Weise Ansichten abgewonnen, welche nicht jedem Reisenden zu Theil werden. Es kann nicht fehlen, daß ich bei genauer Durchsicht alles Dessen, was ich hierüber aufgezeichnet, auf manches Veraltete, nicht mehr Brauch- oder doch Genießbare stoßen mußte, was bei der Herausgabe dieser Reiseskizzen füglich wegfallen mußte. Alles dies Uninteressante ist von mir gestrichen worden und ich glaube, daß in Dem, was ich dem Leser biete, sich nichts mehr findet, was unstatthaft und ununterhaltend wäre."

Die Hälfte des ersten Bandes nehmen die Reisen des Verf. in Griechenland ein, welche demselben zu mancherlei antiquarischen Untersuchungen und Bemerkungen Veranlassung geben, in welchen er sich ebenso gewissenhaft als gut unterrichtet zeigt. Der übrige Raum des Werks ist dem Aufenthalte in Konstantinopel selbst gewidmet, eine Stadt, die von dem Verf. auf die mannichfaltigste Weise und, man kann sagen, in allen ihren socialen Verhältnissen beleuchtet wird. Hier ein Auszug von diesen Beobachtungen, dem unsere Leser einigen Geschmack abgewinnen werden: „Am Ausgang der Straße erblickten wir die sogenannte hohe Pforte (Babi Hummeyoun), die dem ganzen Reich seinen Namen verliehen hat und den vordersten Eingang in das Serail bildet. Hier bot sich uns sogleich eine charakteristische Aussicht dar. Die Pfeiler mit Menschengesichtern, die ich kurz zuvor hier bemerkt hatte, waren umgestürzt und auf dem Boden niedergetreten, mit Ausnahme einiger der größten, deren Masse den menschlichen Anstrengungen widerstanden zu haben schien. Auf jeder Seite der Pforte befanden sich Mauernischen, worin einige türkische Kinder spielten, und das auf charakteristische türkische Weise, mit den Menschengesichtern selbst, die sie unter Jauchzen auf dem Kopfe balancirten, oder gleich Kugeln gegeneinander rollten, um sie vollends zu zertrümmern. Als wir das Thor passirt, befanden wir uns in einer unregelmäßig-oblongen Area, etwa Smithfield zu vergleichen, mit Häusern auf beiden Seiten. Eins dieser Gebäude war die großherrliche Münze (Taraphannay), die ich Verlangen trug, in Augenschein zu nehmen. Kaum hatte ich mich in dieser Absicht dem Eingange genähert, als ein armenischer Oberaufseher auf mich zuschritt, mich freundlich wie ein Kind bei der Hand nahm und sehr gefällig durch die ganze Anstalt führte, auf deren Eigenthümlichkeiten er mich aufmerksam machte. Ich fand das Münzhaus des Großsultans nicht sehr verschieden von unsern europäischen Münzen; ausgenommen, daß die Arbeiter mit kreuzweis ineinandergeschlagenen Füßen an ihren Pressen auf dem Boden saßen. Bei jeder Presse, wo eine andere Münzsorte geprägt wurde, hielt mein gefälliger Führer inne und verfehlte nicht, mir ein schönes Exemplar des soeben geschlagenen Geldstücks anzubieten. Es befanden sich hier ungefähr 30 Arbeiter, die sämmtlich außerordentlich fleißig zu sein schienen. Neben dem Münzhause steht eine Platane, die mit den berühmten zu Bujukdere wetteifert und deren Alter weniger problematisch ist. Die Türken pflanzen immer einen solchen Baum zum Andenken einer Geburt, sowie eine Cypresse zur Erinnerung an einen Todesfall in ihrer Familie. Mohammed II. folgte diesem Gebrauche bei Gelegenheit der Geburt seines Sohnes Bajazet, und die Sage meldet, daß der in Rede stehende Baum einer, und der einzig übrige von denen war, die der Sultan damals pflanzte. Sein Gipfel ist abgestumpft, die Zweige und das Laubwerk sehr dünn, aber der Stamm ist noch vollkommen kräftig und gesund. Ich maß ihn einige Fuß über dem Boden und fand, daß er 50 Fuß im Umfange hatte. Wenn dies wirklich die von Mohammed nach der Einnahme von Konstantinopel gepflanzte Platane ist, so beträgt ihr Alter ungefähr 360 Jahre, ein Alter, das minder ungeheuer und hypothetisch ist als dasjenige, was einigen andern Bäumen dieser Gattung zugeschrieben wird. Daß dieser Baum sehr alt ist und so ziemlich die äußerste Grenze des vegetabilischen Lebens erreicht hat, sieht man auf den ersten Blick. Wir passirten nun den ersten Hof, wo sich eine große Menge Neugieriger gesammelt hatte, und gelangten an das zweite Thor, wo wir von unsern Pferden stiegen. Jenseit dieses Thores befanden wir uns in einer Art von Zimmer, das den Namen Kapi-arasi führt, weil es zwischen zwei Thoren liegt, die den Eingang dahin von beiden Höfen aus bilden. Hier waren die Werkzeuge der öffentlichen Bestrafung aufgehängt; auf der einen Seite befinden sich die Gemächer des Oberscharfrichters, und zwei andere subalterne Individuen dieser Gattung wurden mir bezeich-

net, die sich unter der Zahl der zu unserm Empfange bestellten Wächter befanden. (Man könnte diesen Umstand in Bezug auf die dortigen Erlebnisse des Lord Strangford eine üble Vorbedeutung nennen.) Wenn der Abgesandte ein bloßer Geschäftsträger ist, so muß er an diesem Orte Halt machen; allein da Se. Excellenz ein außerordentlicher Bevollmächtigter war, so kam es seinem Gefolge zu, sich weiter ins Innere zu verfügen, und man brachte uns in ein Gemach, unweit dem Thore, das der Zelle eines Gefängnißwärters glich, wo man uns mit Pfeifen und Kaffee bediente. Nachdem wir uns hier eine halbe Stunde aufgehalten, führte man uns über den zweiten Hof des Serails. Dieser ist etwas kleiner als der vorige und ihm übrigens ganz ähnlich, nur daß er mit Baumreihen bepflanzt ist und deshalb der Garten heißt. Auf der einen Seite befinden sich Reihen von Küchen, auf der andern Seite ist der Divan mit seinen Nebengemächern, und am obersten Ende der große Eingang in das Harem. Da es zu der Politik der türkischen Regierung gehört — eine Sitte, die der Ausländer prahlerisch und lächerlich finden muß — die Abgesandten fremder Mächte in die imposantesten Details des Staatswesens einzuführen, damit sie über die Gewalt und großartigen Mittel der hohen Pforte gehörig erstaunen, so bestimmt man gewöhnlich einen Tag zur Audienz, wo die Janitscharen oder andere Truppen ihren Sold empfangen. Dieser Tag war nun der Löhnungstag für die Janitscharen, welche zu diesem Zwecke alle in dem Hofraume versammelt waren. Es war dies ein bunter Haufe alter und junger Leute, die durchgängig keine Uniform trugen, mit Ausnahme des unförmlichen, schmutzigen Huts oder Mütze, der so ungeschickt ist, daß er dem Träger häufig vom Kopfe fällt. Die Obersten tragen eine ganz außerordentliche Art spitziger Helme, die aber gleichfalls keineswegs zur Zierde dienen und wie jene Hüte so ungefügsam in der Form sind, daß sie mit beiden Händen auf den Kopf gestülpt werden müssen; wie denn überhaupt alle Bedeckungen der Türken recht absichtlich gegen die Bequemlichkeit eingerichtet zu sein scheinen. Auch der Turban ist häufig ein sehr unhandlicher Schmuck: einige gleichen Wollsäcken, die beständig wie Milchkübel auf dem Kopfe balancirt werden müssen. Was uns zuerst zum Besten gegeben ward, war die Ceremonie des Pilaffaufens. Es wurden nämlich Näpfe, mit Reis und Milch gefüllt, an verschiedenen Plätzen des Hofes niedergesetzt, auf welche sich nach einem gegebenen Signal die Janitscharen zustürzten, und jeder, was er konnte, zu erobern suchte. Es war lustig anzusehen, wie sich diese würdigen Krieger der hohen Pforte hin und herzausten, um den Preis zu gewinnen, wie sie sich balgten, übereinander purzelten und sich die Gesichter mit dem Reisbrei beschmierten. Dabei betrugen sie sich aber ganz ernsthaft, als ob dies eine Staats- und Soldatenpflicht wäre. Nach Beendigung dieses kindischen Spiels geleitete man uns in den Divan. Dieser orientalisch-classische Schauplatz aller Staatsverhandlungen (so genannt bekanntlich wegen der ringsherum laufenden Lagersitze) besteht aus zwei gewölbten Gemächern, die durch eine reich verzierte, mit Bildhauerwerk geschmückte Scheidewand von ungefähr Brusthöhe getrennt sind. Das Gemach zur Linken ist der Platz, wo die Großoffiziere des Reichs ihre Berathungen und Erörterungen halten; das zur Rechten ist für die untern Beamten bestimmt und gleicht einer etwas elegant eingerichteten Wachstube. Die Gemächer haben übrigens nicht den Anschein undurchdringlicher Staatsmysterien, denn die Eingangspforte derselben öffnet sich auf einen Platz, der einen Theil des allgemeinen Gartenhofs des Serails bildet. Zur Linken ist ebenfalls eine Pforte, die nach einem Kafferhaus führt, das, wie es scheint, dem Zutritte von Jedermann offen steht. Genau in der Mitte und dem Eingangsthor unmittelbar gegenüber saß der Großvezier in einem Gewand von weißer Seide, mit einem kegelförmigen Turban von blendendweißem Musselin auf dem Kopfe, der mit einem breiten goldenen Bande geschmückt war. Grade über dem Haupte dieses mächtigsten und doch zugleich so ohnmächtigen Beamten befand sich eine halbkreisförmige kleine Galerie, welche aus der Mauer hervorsprang und mit so dichtem, aber feinem Gitterwerk versehen war, daß die dahinter befindliche Person zwar Alles, was in dem Divan vorging, übersehen, aber selbst nicht gesehen werden konnte. Dies ist das Versteck des Sultans, hinter dem er während der Sitzungen des Divans häufig Platz nimmt. Es ist eine Retraite des Despotismus, die an das Ohr des Dionysius erinnert. Ich warf mehr als einmal einen verstohlenen Blick auf dieses Gitterwerk, und es kam mir vor, als ob ich einmal den Strahl eines dahinter verborgenen Auges bemerkte. Dies war unstreitig ein Späherblick des Sultans. Zur Rechten des Veziers saß in demüthiger Entfernung der Kapudan Pascha, in ein grünseidenes Gewand gekleidet, mit einem Turban, der sich von dem des Veziers nicht merklich unterschied. Der Letztere war ein bejahrter, schwächlicher Mann, mit dunkeln Augen und von sanftem, aber beschränktem Aussehen. Der Pascha sah ebenso, aber nicht so freundlich aus. Beide Großwürdenträger aber, der eine Oberbefehlshaber der Armeen, der andere Großadmiral der Flotten, hatten in diesem Augenblicke das Ansehen, als ob sie sich zu ihren verantwortlichen Ämtern nicht sonderlich qualificirten. Delhi Abdallo, der Kapudan Pascha, war Schiffer auf dem Bosporus gewesen und hatte bei einer Meerfahrt des Sultans die Aufmerksamkeit desselben auf sich gezogen durch eine Art von rohem Humor, durch die Lebhaftigkeit seines Wesens und den Reichthum kräftiger Schwüre, der auf seinen Lippen thronte. Um dieser Eigenschaften willen, obgleich er so ungebildet war, daß er nicht einmal zu schreiben verstand, erwarb er sich das Commando über die Flotte und die persönliche Gunst seines Gewalthabers. Zur Linken des Großveziers saßen zwei Richter des Reichs, der eine von Rumelien, der andere von Natolien. Beide waren in dunkelgrüne Gewänder gekleidet und von sehr magerm, schwächlichem Körperbau. Besonders der eine von ihnen schien mir das bejammernswürdigste Bild eines Mannes zu sein, das ich je gesehen. Hiernächst bemerkte ich zwei Großbeamte der Schatzkammer in rothen Gewändern. Diese sechs Männer waren sämmtlich bejahrt, und der erste Eindruck, den sie auf mich machten, war der der Überraschung und des Erstaunens, wie sie auf ihren Plätzen so eine Reihe von Jahren hindurch ihre Köpfe conserviren konnten. Von dem Gesandten und seinem Gefolge wurde fast keine Notiz genommen. Die anwesenden Mitglieder des Divans blieben ruhig auf ihren Plätzen und beachteten die Gesandtschaft nicht mehr als einen Haufen gemeines Volk. Zuweilen präsentirt man dem Botschafter der auswärtigen Macht bei seinem Eintritt in den Divan einen besondern Stuhl; dies geschah jedoch diesmal nicht und Lord Strangford mußte sich auf den Divan niederlassen. Bei solchen Gelegenheiten affectirt der Türke auf doppelte und dreifache Weise seine Verachtung des Frankenthums, von welchem er doch im gewöhnlichen socialen Leben so sehr berührt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Das epische Gedicht von Collingwood: „Alfred der Große", wird von der englischen Kritik nicht sonderlich belobt. Man sagt: eleganter Ausdruck und Bildung seien noch keine genügenden Surrogate für den wahren poetischen Genius (aber doch besser, als Roheit, Unverschämtheit oder geistlose Ziererei, die sich wol auch in der heutigen englischen Literatur vorfinden).

Der berühmte Beza pflegte zu sagen: „Es gehört allerdings zur Kirche Gottes, daß sie Streiche erleide, anstatt solche auszutheilen. Allein auf der andern Seite hat die Kirche gezeigt, daß sie ein Ambos ist, auf welchem sich schon mancher Hammer entzweischlug." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 288. — 14. October 1836.

Leben des Generals Hans Karl v. Winterfeldt. Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Viel vertraute der König auf Winterfeldt, doch auf sich selbst noch mehr; er schrieb aus Böhmen nach Sachsen an W. den 13. October: „Ich gestehe, daß weilen ich nicht selber sehen kann, was da passirt, daß mir das Herz recht benauet ist". Am Schlusse des Feldzuges war man so weit wie beim Anfange: Sachsen, das leicht eroberte, gab reiche Hülfsquellen für Winterquartire und die Einverleibung der gefangengenommenen sächsischen Truppen die schlechteste Vermehrung des Preußenheeres, da mit dem erzwungenen Uniformenwechsel der feindselige Sinn erst recht aufgeregt wurde. Winterfeldt sah dieses ein; der König wollte nichts davon wissen; doch Mittheilungen und Berathungen zwischen Beiden gehen immer fort; jener seufzt nach der Zeit, „daß man nicht fragen muß, wie stark der Feind ist, sondern nur, wie man ihm ankommen will, und wenn es nur erstlich so weit wäre, so geht, will's Gott! alles gut". Am 18. Januar 1757 schreibt der König:

Der König von Frankreich ist von einem infamen Menschen (Damiens, den 5. Januar 1757) blessirt worden; er ist außer Gefahr, brichtet und communicirt; dieses wird ein neues Ministerium zu Wege bringen, und wollen die Franzosen doch etwas thun, so glaube ich, wird es langsam und spät geschehen.

Weder das Eine, noch das Andere erfolgte: Choiseul's Macht vermehrte sich, die Jesuiten erlagen den Anfeindungen, und der Krieg in Deutschland wurde so rasch betrieben, daß Friedrich am Ende der Campagne die Franzosen aus Sachsen vertreiben mußte. Ludwig XV. Feindschaft gegen Friedrich II. mußte vermehrt werden, als man ihn durch schriftliche Anzeigen in Schrecken setzte. Soulavie sagt in seinen Denkwürdigkeiten Th. I, S. 38: „Le roi de Prusse y est nommé particulièrement complice de l'assassinat de Louis XV." Kein vernünftiger Mensch hat je Friedrich solcher Schandthat fähig gehalten; doch die geheim verbreitete Anfeindung erleichterte die Bemühungen, welche Kaunitz aufbot, um das Anrücken französischer Heere zu beschleunigen.

In der Hauptsache mochte es dem G. v. Winterfeldt nicht recht sein, daß man der zahlreichen Feinde Rüstungen abwartete, ihre Angriffsplane zu erspähen suchte und so die Initiative verlor. Er sagt: „Indessen bleibe ich immer der Meinung, wie das Prävenire die beste Partie." Man war damals gewöhnt der Schwalben und Nachtigallen Heimkehr abzuwarten, ehe man einen neuen Feldzug begann. W.'s Vertrauter war des Königs geheimer Cabinetsrath Eichel, der wahrscheinlich bessern strategischen Überblick hatte als die Mehrzahl der Generale, welche der Regel nach die Anciennität macht, während das Talent den Feldherrn bezeichnet. Der Feldzug von 1757 beginnt mit dem Einmarsche in Böhmen, das man nach W.'s Planen im vorigen Herbste gar nicht völlig verlassen mußte, der König marschirt aus Sachsen; Schwerin mit dem schlesischen Heere, wobei Winterfeldt, stieß zu dem Herzog von Bevern, welcher den 21. April bei Reichenbach gesiegt hatte und aus der Lausitz heranzog. Alle Armeecorps drangen rasch vor und vereinigten sich um Prag, wo der König am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt zusammentraf und durch den Ausspruch: „Frische Fische, gute Fische!" den Entschluß, den in fester Stellung am rechten Moldauufer gelagerten Feind anzugreifen, kund gab. Schon aus Preuß (II, 45) ist Winterfeldt's Bericht über die Schlacht bei Prag in Ansehung der Infanterie bekannt; selbst nicht unbedeutend am Halse verwundet, dictirte er denselben zwei Tage nach der Schlacht. Schon den 22. Mai preist er gegen den Feldmarschall v. Lehwald, daß seine Blessur am Halse, Gott sei Dank, noch glücklich genug gerathen und hoffentlich in 14 Tagen völlig wiederausgeheilt sei. Bei seinem unbegrenzten Vertrauen auf die unüberwindliche Tapferkeit der Preußen fühlte er sich zu den kühnsten Planen begeistert. Er gedachte in Ungarn, wohin er immer gern seine Blicke richtete, eine Insurrection zu bilden und das Königreich von der östreichischen Herrschaft loszureißen. Die Niederlage bei Kollin, den 17. Juni, nöthigte auf Selbsterhaltung zu sinnen. Die nächste Hülfe kam von der Unfähigkeit der Östreicher, den Sieg zu benutzen. Die systematische Kriegführung brachte es mit sich, daß Schlachtengewinn weniger entschied als in neueren Zeiten. Winterfeldt zeigte dem Könige, welcher sich für den Fall, geschlagen zu werden, gar nicht vorbereitet hatte, Kraft und Kühnheit; während Friedrich mit den besten Belagerungstruppen sich auf Leitmeritz wandte, überließ er die Reste des geschlagenen Heeres seinem Bruder, dem Prinzen

Thronerben, um sie nach der Lausitz zurückzuführen. Winterfeldt war ihm beigeordnet. Dieser Rückzug, über dessen Anordnung der König höchst unzufrieden war, was er seinem edeln Bruder auf die härteste Weise empfinden ließ, indeß W. im Besitze bisheriger Gunst blieb, ist ein Hauptpunkt geblieben, aus welchem man auf Zweideutigkeit des Charakters W.'s schloß. Von Einer Ungerechtigkeit ist Friedrich II. nicht freizusprechen, daß er nämlich den Verdruß über selbstverschuldete Unglücksfälle an seinem Bruder und dessen Leidensgefährten rächte. Vom preußischen Heere sagt Hr. V. v. E. treffend:

Unzufriedenheit und Mangel herrschten bei den Truppen; sie liefen haufenweise davon. Die Generale waren uneinig, man vermißte und betrauerte Schwerin, Niemand übersah das Ganze, und da die Sachen rückwärts gingen, suchte Jeder die Schuld davon in den Andern. Selbst der König wurde nicht verschont, sondern bitter getadelt, nicht nur wegen des Verlaufes der Schlacht von Kollin, sondern wegen der Maßregeln, die er jetzt nahm.

Der König, welcher späterhin seinem Bruder, dessen Liebenswürdigkeit, Kenntniß, Muth und Eifer alle Zeitgenossen rühmen, späterhin alle Feldherrengaben absprach, that Unrecht, daß er ihn dahin stellte, wo sie am meisten nöthig waren. Specielle Instruction wollte der König seinem Bruder nicht geben, wol aber theilte er ihm zwei Rathgeber zu: Schmettau, der des Prinzen Vertrauen hatte, aber beim Könige nicht gut angeschrieben war, und Winterfeldt, dem Prinzen verdächtig, vom Könige, mit welchem er fortwährend geheim correspondirte, hochgeschätzt; Verantwortlichkeit überall, freie Wirksamkeit nirgend. Erwägt man diese Umstände, wozu noch kam, daß der König durch unmittelbare Befehle von fernher eingriff, so begreift man kaum, wie die völlige Vernichtung des Corps verhindert wurde. Am 29. Juli stieß zu Bautzen der König mit einer Verstärkung zum Heere des Prinzen und behandelte diesen nebst den ihn umgebenden Generalen mit dem härtesten Unwillen, während Winterfeldt, dem Könige zunächst reitend, mit fortdauernder Auszeichnung beehrt wurde. Nachher bei Austheilung des Tagsbefehles ließ der König durch W. seinem Bruder und den ihn begleitenden Generalen sagen, „sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo sie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse". Zur Beschönigung dieser ungerechten Härte des Königs läßt sich nicht viel sagen; der Biograph W.'s hat es zunächst mit diesem zu thun und versucht mit diplomatischer Feinheit die auf W. lastenden Vorwürfe zu beseitigen.

Er wurde — sagt der Verf. — unverdient das Opfer seiner Stellung, deren Verwickelungen diesmal zu hoch reichten, als daß er sie hätte lösen können. Der unglückliche Ausgang des brüderlichen Zwistes (der Prinz starb trübsinnig den 12. Juni 1758, wie Friedrich II. meinte, „an der Kunst der Ärzte", die Nachwelt aber glaubt, an den Folgen der unwürdigen Behandlung) gab seinen Namen noch mehr der übeln Nachrede preis, welche bisweilen sogar den König in seinem Lieblinge treffen sollte.

Man sagte laut, der Gram habe ihn getödtet, und der Haß gegen das Andenken Winterfeldt's, der an des Königes Unwillen schuld gewesen sein sollte, fand darin neue Nahrung und wurzelte bei des Königs Brüdern (die doch wahrscheinlich gut unterrichtet waren) so fest, daß noch bei den spätesten Anlässen seine Spuren sichtbar wurden.

Der König zog unter ungünstigen Verhältnissen sein Heer zusammen und suchte Daun zur Schlacht zu bringen, während W. die gesunkenen Siegerhoffnungen belebte, rastlos wirkte und nie um kühne Plane zur Vernichtung des Feindes verlegen war. Als der König nach Sachsen abmarschirte, um dem Andrange der Franzosen über Erfurt her sich entgegenzuwerfen, blieb W. bei dem Heere in der Lausitz unter dem Herzoge von Bevern, den er berathen und nöthigenfalls leiten sollte. Als ihn der König vor seinem Abmarsche zum letzten Male sah, umarmte er ihn mit den Worten: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruction zu geben! Nur diese habe ich für Ihn: Erhalte Er sich mir!" Winterfeldt's Stellung war jetzt schwieriger als je: er fand mit seinen Vorschlägen beim Herzoge oft Widerspruch und fast von allen Seiten Abneigung. Er stand mit einem detachirten Corps unweit Görlitz beim Holzberge, 3000 Schritt von der Hauptstellung, als im gegenüberstehenden feindlichen Lager des Prinzen Karl von Lothringen der Minister Graf von Kaunitz eintraf, dessen Anwesenheit man durch eine Waffenthat, die Wegnahme des Holzberges, verherrlichen wollte. Man schritt unter Aufbietung großer Streitmassen den 7. September 1757 zum Angriffe, welchen Winterfeldt, wohlvorbereitet, heranziehen sah und, für ein Vorpostengefecht haltend, so wenig achtete, daß er ins Hauptquartier ritt. Erst als um 10 Uhr ein starkes Geschützfeuer den Angriff unterstützte, sprang er mit den Worten auf: „Aha! da sind meine Gäste! Nun will ich sie auch bewirthen!" Er flog dem Kampfe zu, wo der Holzberg schon von der feindlichen Übermacht genommen war. Sogleich wurde der unbedeutende Posten für ihn eine Ehrensache der preußischen Waffen; der Ernst des Kampfes und des Feindes große Übermacht nöthigte W., mehre Adjutanten an den Herzog von Bevern, Unterstützung begehrend, zu schicken, wozu der Feldherr nicht sehr bereitwillig war; W. stürmte tollkühn — denn selbst das Gelingen der That verhieß keinen entsprechenden Erfolg — mit zwei Regimentern nochmals den Holzberg hinan, als ihn, da er seitwärts von Maps hinritt, der Schuß eines Kroaten durch die Brust bis zum Rückgrat tödtlich verwundete; er wurde von seinen Grenadieren, während die Preußen noch um Rache für den Anführer, aber mit gebrochener Kraft kämpften, nach Görlitz gebracht, wo er unter den heftigsten Schmerzen seine Generale um sich versammelte und die nöthigen Vorschriften ertheilte; nur Ziethen vermied absichtlich, den Sterbenden zu sehen. Um 3 Uhr Morgens den 8. September, nachdem er einen Brief an den König dictirt, hauchte dieser kühne Mann den letzten Athem aus. (Nicht am 8. November, wie S. 217 gesagt ist, wahrscheinlich ein Schreibfehler.) Wie Friedrich II. sein Andenken ehrte, beweist die Art, wie Winterfeldt's in den Schriften des Königs gedacht ist, und das ihm auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin errichtete Monument.

Diese Biographie, reich an interessanten, der Geschichte Friedrich's zugehörigen Details, unternimmt es, Winterfeldt gegen die ihn von vielen Seiten gemachten Vorwürfe zu vertheidigen, und es geschieht mit einer klaren Ruhe, welche am besten beweist daß der Schriftsteller seinem Unternehmen gewachsen ist. Vielleicht gelingt es den weiteren Forschungen des Hrn. v. W., aus den ihm zugänglichen Quellen zu ermitteln, welches der eigenthümliche Geist der Winterfeldt'schen Kriegsplane war. Daß er hier einen Personalcharakter ungewöhnlicher Art entfaltete, beweist die Art, wie der König so oft seine Ansichten und Plane zu hören verlangt. Durch W. erhält auch seine Bestätigung, wie der König das auswärtige Departement behandelte, in der Regel die am wenigsten befähigten, schlechtbezahltesten Gesandten hatte und die hieraus entstehende Lücke durch geheime Ausspäher und durch wunderbar richtig combinirenden Scharfsinn zu ersetzen suchte. Auch in dieser Beziehung sind die Acten über den großen König noch nicht abgeschlossen, oder vielmehr, es steht zu wünschen, daß die durch Siegel secretirten Acten dem Gerichtshofe der Geschichte vorgelegt werden. 25.

Dr. Walsh über Konstantinopel.

(Beschluß aus Nr. 257.)

„Zuerst erfolgten nun die Entscheidungen verschiedener Rechtshändel von Seiten des Großveziers, welche alle sehr kurz abgefertigt wurden. Eine Anzahl von Personen, in verschiedenfarbige Gewänder gekleidet, traten ein und hielten in den Händen Papiere, auf welchen wahrscheinlich der Thatbestand der Klagen verzeichnet stand. Sie stellten sich zu beiden Seiten des Großveziers der Reihe nach nach dem Eingange zu auf. Einer von ihnen las etwas von seinem Papiere, worauf ein Anderer aus der Gegenpartei etwas erwiderte. Der Großvezir gab sein Ultimatum in aller Kürze, sodaß die ganze Rechtsverhandlung innerhalb 15 Minuten entschieden und geschlossen war. Auf diese folgte eine zweite, und so fort. Alles machte der Vezier in Person ab und kein einziger der versammelten Richter mischte sich im Geringsten in die Verhandlung. Sie schienen dabei ganz überflüssig, nur Automaten von Richtern zu sein. Dies war in der That", fährt der Verf. fort, „die einfachste Streitschlichtung, die ich jemals erlebt; ob sie auch im Geiste der Gerechtigkeit stattfand, bleibt eine andere Frage." „Nach Beendigung derselben erfolgte die Auszahlung des Soldes an die Truppen. Mehre Männer brachten Geld in ledernen Beuteln herein und schichteten sie auf dem Boden auf, bis sie zwei große Haufen bildeten, vier Fuß hoch und zehn Fuß lang. Jeder Beutel enthielt 450 Piaster, und die Haufen zusammengenommen nicht weniger als 6½ Millionen, oder ungefähr 200,000 Pfd. Sterling in 30,000 Beuteln. Diese Summe war der sechsmonatliche Sold für alle Janitscharen in Konstantinopel. Der Umständlichkeiten und Ceremonien bei dieser Auszahlung war kein Ende. Der Vezier fertigte erst einen Boten ab an den Sultan mit einem gesiegelten Schreiben in weißen Musselin geschlagen, in dessen Postscript er Seiner Hoheit auch beiläufig die Anwesenheit der fremden Gesandten anzeigte. Nach einer Stunde kam erst der Bote zurück und die Auszahlung selbst dauerte noch volle drei Stunden, denn die Beutel hatten mehr als eine Hand zu passiren, ehe sie in die Hände der eigentlichen Anspruchhaber gelangten. Das Antwortschreiben des Sultans auf den Bericht des Großveziers hatte auch die Zulassung des Gesandten und seines Gefolges enthalten, die nun dem Beherrscher der Gläubigen vorgestellt wurden. Die Bewirthung der Gesandtschaft war nun ebenso ausführlich, als vorher das Warten gewesen war. Die Mahlzeit bestand aus nicht weniger als 12 Schüsseln. Diese nach Art der Türken nur mit Holzstäbchen zu genießen, erfodert wenigstens für den Ausländer ziemlich viel Zeit. Nach der Mahlzeit erfolgte die nicht minder weitschweifige Waschung und hierauf die Austheilung der Gewänder, bei welcher Gelegenheit die Namen der zur Gesandtschaft gehörigen Personen ausgerufen und notirt wurden. Der meinige", sagt der Verf., „wurde in Dostermatsch verstümmelt, was Doctor Walsh heißen sollte und die nächste Approximation an meinen eigentlichen Namen bildete, deren eine türkische Zunge fähig war. Nach Verlauf von abermals einer halben Stunde, nachdem der Großvezier nebst den andern Großbeamten des Reichs den Divan verlassen hatte, meldete man uns, daß wir uns nun zur Audienz beim Sultan verfügen sollten, worauf wir nach dem Thore des eigentlichen Harems unsern Weg nahmen. Dies Thor ist mit den unförmlichsten Skulpturarbeiten geziert, deren die türkische Baukunst fähig ist, und ganz im heutigen orientalischen Geschmacke. Rund um den Eingang standen Offiziere in den reichsten Kleidern, von Gold und Seide starrend, die bei jeder Bewegung rauschten und knisterten. Aber was am meisten unsere Aufmerksamkeit erregte, waren die unglückseligen Eunuchen. Einige dieser armen Verstümmelten waren fast noch Knaben oder Jünglinge von 15 – 20 Jahren; ihre Gestalten waren schmächtig, aufgedunsen und unvortheilhaft gebaut. Ihre Haltung zeigte einen hohen Grad von Ängstlichkeit, als ob ihre Lage ihnen Pein verursache und sie unter gräßlichem Druck, unter dem Gefühle tiefster Entwürdigung zu Boden sänken. Sie sahen alle ganz schwindsüchtig aus. Auch einige alte Männer befanden sich darunter, die ganz das Ansehen von alten Frauen hatten, nur mit unnatürlichern entstellten Zügen. Sie trugen durchgängig grünseidene Gewänder. Im Allgemeinen sahen die schwarzen Verschnittenen besser aus als die weißen, wahrscheinlich weil bei ihnen die Entstellung der Züge vermöge der schwarzen Hautfarbe weniger ins Auge fällt. Während ich so im unangenehmen Anschauen dieser Jammergestalten verloren stand, fühlte ich mich auf einmal von zwei Männern ergriffen, welche mich eine breite Stiege hinab, zwischen Reihen von Garden hindurch in das Innere des Harems führten, oder vielmehr schleppten. Ein Gleiches widerfuhr meinen Gefährten. Hier befanden wir uns in einem engen, schmuzigen Hofraume, bis man uns nach der Rechten hin in ein kleines, finsteres Gemach führte, nur erleuchtet durch ein einziges Gitterfenster, das nach dem Garten ging. Es verging einige Zeit, ehe wir die Gegenstände um uns her deutlich unterscheiden konnten. Wir Fremde füllten die eine Hälfte des Gemachs, die andere Hälfte nahm ein geräumiger Thron ein, der an Größe und Gestalt einem altmodischen zweischläfrigen Himmelbett ohne Vorhänge glich. Dieser Thron war mit hellfarbigem Seidenzeuche, gestickt mit Gold und Perlen, ausgeschlagen. Hier saß der Sultan mit herabhangenden Füßen, ganz in der Stellung eines Mannes, der noch halb schlaftrunken eben das Bett verlassen. Ihm zunächst standen der Großvezier und der Kapudan Pascha, Beide ganz regungslos wie Bildsäulen, die Augen auf den Boden geheftet. Unsere Gesellschaft bildete einen Halbkreis um den Thron, in der Mitte dieses Kreises stand der Gesandte mit seinem Dolmetscher und dem Dragoman der Pforte. Der Sultan erschien als ein Vierziger von gewöhnlichem Aussehen, schmalem und nicht ganz wohlgeformtem Körperbau, mit überaus vollem Bart von so blendender Schwärze und zierlicher Form, daß man auf künstliche Mittel schließen muß, mit denen der Besitzer seinem Wuchs zu Hülfe kommt. Der Sultan ist hochgewachsen, aber sehr schlank, und ausgezeichnet durch die Kleinheit seiner Hände. Seine Körperlänge mochte 5 Fuß 8 Zoll betragen. Er trug ein tiefrothes Kleid; sonst war nichts Ausgezeichnetes an seinem Anzug zu bemerken. Nichts war der Unbeweglichkeit seines Kopfes zu vergleichen, der immer geradeaus gerichtet war; desto lebhafter rollten seine Augen,

deren Weißes so gläsern war, daß es im Vergleich mit den schwarzen funkelnden Sternen einen fast dämonischen Eindruck machte, der mit dem grausamen Charakter dieses Despoten, mit dem traurigen Zustande des Landes und mit der finstern Enge dieses Audienzgemaches wohl übereinstimmte. Die Rede des Gesandten, welche von Seiten Sr. Maj. von Großbritannien den Wunsch ausdrückte, das freundliche Verhältniß zwischen den beiden Mächten aufrecht zu erhalten, wurde dem Sultan durch seinen zitternden Drageman übersetzt, worauf der Erstere nach einer kurzen Pause in einem leisen, aber festen und übermüthigen Tone seine Antwort an den Großvezier richtete, der die Rede seines Gebieters dem Dolmetscher etwas stockend wiederholte, welcher Letztere, im eigentlichsten Sinne stammelnd, sie in französischer Sprache an den Gesandten richtete. Der Name dieses unglücklichen Dragoman war Stavrak Oglu; er stammte aus Karamanien. Er war eine schlanke, skelettartige Gestalt und konnte die außerordentliche Angst, die ihn ganz erfüllte, in seinem Benehmen nicht verbergen. Er stand mir zunächst und zitterte so sehr, daß ich selbst die Erschütterung davon fühlte. Seine Nerven waren so angegriffen, daß er kaum das Papier zu lesen vermochte, das er in seinen Händen hielt. Unaufhörlich perlte ihm der Angstschweiß in großen Tropfen von der Stirn auf die Schrift herab, die mehr als einmal beinahe seinen Händen entfallen wäre. Dieser Mann hatte allerdings einige Ursache, in Angst zu sein; sein Vorgänger war soeben hingerichtet worden, und er selbst hatte keine Aussicht, einem ähnlichen Schicksale zu entgehen. Wirklich wurde er auch bald nachher nach Natolien verbannt, wo man ihn eines Tages, als er kaum in seinem Exil angekommen war, vor seiner eignen Thür ermordet fand."

Diese Audienz, die hier Dr. Walsh beschreibt, fand 1820 statt, seit welcher Zeit sich in den Formen der türkischen Audienzen überhaupt wol Manches geändert hat. Wenigstens haben ja neuere Blätter berichtet, daß innerhalb der letztvergangenen Jahre europäische Gesittung und europäische Hofetikette am Hofe des Sultans mächtig übergegriffen hat, und so wird wol auch jetzt die Empfangnahme der auswärtigen Botschafter unter etwas freundlichern Formen stattfinden, wenn schon wir nicht behaupten wollen, daß deshalb die Köpfe des Dragomans um Vieles fester sitzen.

„Übrigens dauerte die ganze Audienz", fügt der Verf. noch bei, „nicht über 10 Minuten, nach Verlauf deren wir ebenso gewaltsam wieder zum Audienzzimmer hinaus befördert wurden, als wir hereingekommen waren. Man kann sagen, daß wir im eigentlichsten Sinne hinausgeworfen wurden, denn die Fäuste unserer türkischen Begleiter kamen keinen Augenblick aus unsern Rockkragen." 80.

Mancherlei.

Im J. 1732 war an der Hauptthür der Parochialkirche St. Martin zu Segovia ein Glaubensedict der spanischen Inquisition angeschlagen, welches schon aus ältern Zeiten stammte, worin von den Gläubigen verlangt wird, sie sollen dem heiligen Officium Spuren von Mohammedanismus, Mosaismus, Lutheranismus anzeigen, dann aber auch als Vergehen wider den heiligen Glauben: „Wenn Personen gesagt oder bejahet haben, die Sekte der Inspirirten sei gut, oder das Herzensgebet sei göttlichen Befehls, am mündlichen sei wenig gelegen." Ihr Seherinnen von Prevorst, ihr Mystiker und Frommen neuerer Schule, erkennt euern Irrthum. Der rechte katholische Glaube ist schwer und eine enge Thür.

Irdische Besitzthümer, welche am meisten von den Menschen beneidet werden, gewähren höchstens nur ein negatives Glück, nämlich Entfernung des Mangels, welcher zum positiven Unglück gehört. Ist Jemand vor diesem positiven Unglück gesichert, so hat er Alles, was Besitzthümer gewähren können. Wer die letztern als positive Grundlage seines Glücks betrachtet, zerstört dieses selbst und verdirbt sich sogar seinen negativen Vortheil, woraus denn mancherlei Klagen und Sorgen der Reichen ihren Ursprung nehmen. Besser ist ein Schatz des Himmels, und Jeder wird ihn sammeln, dem es damit Ernst, so auch Philosophie, und einige Noth schenkt meistens beide. Niemand aber gewinnt den Himmel oder Weisheit, der nicht etwas dafür gethan, und sie fliegen Einem keineswegs so an den Leib, wie Manche wähnen. Wer nun gethan und gewonnen, muß sich wundern, so viele Träge auf Standpunkten zu sehen, von denen er eiligst, oft mit vieler Anstrengung, weggewandert, während jene hartnäckig darauf verweilen; und er könnte mit theologischer Sprache etwas von Hochmuth, Verstocktheit und Unbekehrbarkeit reden.

Montaigne meint, ihm sei, wie seine Steinschmerzen, so auch seine Abneigung gegen die Ärzte angeerbt von seinen Vorfahren. Von vielen Neigungen und Abneigungen ließe sich dergleichen behaupten; wir wissen nicht, woher sie kommen, und finden vielleicht ihre Wurzel im Dasein unserer Großväter und Urgroßväter. Möglicherweise hatte die Kastenabtheilung der alten Völker diesen Sinn, und daß mit gewissen Neigungen auch gewisse Beschäftigungen in den Familien heimisch bleiben. Aber wie weit müßten wir zurückgehen, um für die Wiedergeburt einer gewissen Neigung oder Abneigung die erste Geburt zu finden? Gesetzt wären sie in unserm Geschlecht, pflanzten sich fort auf die Nachkommen, immerdar sich verjüngend in neuen Geschlechtern. Was auf solche Weise zum Vorschein käme in der Welt, wäre ebenso gut eine Überlieferung — nämlich eine ungeschriebene, materialistische oder spiritualistische — als das geschriebene Wort und wissenschaftliche oder sittliche Bildung. Wir kämen demnach aus der Überlieferung gar nicht heraus, weder durch etwas Äußerliches, noch durch etwas Innerliches. Nur der Gebrauch, der regierende Geist des Lebens, wäre unser volles, durch Lehnverhältnisse gegen die Ahnen nicht bedingtes Eigenthum. 28.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Leben
zweier Dichter
Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's
und
Friedrich Gottlob Wetzel's.
Von
J. Funck.

Auch unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Jean Paul war es vorzüglich, der den Verfasser dazu ermunterte und bestimmte, die hier gebotene biographische Skizze Hoffmann's zu beginnen, und der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", der ihn mündlich und schriftlich darin bestärkte, die Andeutungen über Wetzel darauf folgen zu lassen. So werden diese Mittheilungen sich auch einer günstigen Aufnahme im größern Kreise erfreuen.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 289. — 15. October 1836.

Herr Thaddäus oder der letzte Sajasd in Lithauen. Eine Schlachtschitz-Geschichte aus den Jahren 1811 und 1812. In zwölf Büchern. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1836. 8. 3 Thlr.

Mickiewicz ist ein Dichter; ich habe dafür zwei in die Augen springende Beweise. Ein Dichter, meine ich, in der vollen, wahren Bedeutung des Wortes, dem es gegeben wurde und der sein Pfund wuchern läßt und seinen Weinberg bestellt, wie es der Geist ihm vorschreibt. Ein echter Dichter, das ist sein äußeres Kriterium, läßt sich nicht von den Verhältnissen besiegen, sondern er besiegt sie, daß sie wie gebändigte Leidenschaften ruhig vor ihm liegen, seines Winkes gewärtig. Er muß kämpfen, um jenes zu bewirken; aber nur ein Wort muß es ihm kosten, um sie als dienende Genien loszulassen.

Vorweg nenne ich ihn um deshalb einen Dichter, weil dies bedeutende, umfangreiche, fremdartige Gedicht in einer Übersetzung uns fesselt und hinreißt, welche, um sie ganz zu verstehen, nöthig machte, daß wir erst Polnisch lernen. Denn Spazier hat den Mickiewicz nicht ins Deutsche übersetzt, sondern nur das polnische Gedicht mit deutschen Worten drucken lassen. Es gehörte das ganze Interesse dazu, welches die Dichtung einflößt, um durch Studium zum Genusse durchzudringen; und daß dieser Genuß blieb, ja sich steigerte, indem wenige Stellen in den 12 Büchern waren, die ich, um sie mir nur verständlich zu machen, nicht zwei- oder dreimal durchlesen und mir construiren mußte, ist wenigstens für mich Bürge, wie gewaltig die ursprüngliche Dichtkraft sein muß, und wie der Genius des Poeten über die größte Ungunst, die einem fremden Dichter widerfahren kann, gesiegt hat. Doch davon nachher.

Mit welchen andern Verhältnissen hatte aber der schaffende Dichter selbst zu ringen! Wenn uns schon in Deutschland gepredigt wird, daß nur der Dichter heut einer ist, der im Strom und Strudel der Zeit, der Factionen und herrschenden Ideen mitsteuert, und dessen Werke ein Reflex sind der chaotischen Gährung, in der wir uns befinden sollen, was dann von einem exilirten Polen erwarten? Wenn schon uns tagtäglich aus allen Winkeln des Marktes zugeschrien wird, die Kunstperiode sei vorüber, der Poet müsse die Fesseln des Schönheitsbegriffes zersprengen und die Mänadenfackel ergreifen, um dem neuen Gotte zu dienen; wer erwartet von einem jungen Polen, dessen Fibern der jüngste Schmerz um ein verschwundenes Vaterland durchbrennt, der in der Verbannung vielleicht darbt, wer erwartet von ihm epische Ruhe, heitere Besonnenheit, künstlerisches Maß, politische Unparteilichkeit? Wenn er im trostlos Elegischen schweigt, wenn er die Zerrissenheit verkörpert, Tod, Moder und Verwesung hinter den schönen Larven wittert, und statt in den Idealen der sogenannten Classiker in den Henkerfratzen der sogenannten Romantiker sich gefällt, so wäre das entschuldbar, erklärlich. Schmerz und Zorn mögen große lyrische Dichter erwecken, aber keine Epiker. Doch hier ist es anders. Dieses neueste Werk von Mickiewicz ist ein vollendetes episches Gedicht, eines, das, in seiner Form uns fremd, in seinem Wesen den strengsten Anforderungen entspricht, die unsere ästhetische Kritik an ein Epos, und zwar an die höchste, nach Andern die einzige Gattung desselben macht. Es liefert nämlich das vollständige, abgeschlossene Bild eines Volkes und seiner Eigenthümlichkeit zu einer bestimmten Epoche; eine durchgehende Handlung voll Interesse, mit reichen Episoden, ebenso interessanten als belehrenden Rückblicken in eine historische Vergangenheit, meisterhafte saftige und volle Schilderungen von Örtlichkeiten, Zuständen, Sitten. Eine plastische Malerei der todten wie der lebendigen Natur, und dazu eine Charakteristik, kühn, treffend, launig; hier mit vielen Worten, dort mit wenigen schlagenden Zügen, je nachdem es dem Dichter nöthig schien. Die volle patriotische Begeisterung, deren der Dichter eines Nationalepos bedarf, durchglüht ihn; aber er wird nicht von ihr übermannt und blind ins fanatisch Unbestimmte fortgerissen.

Wo nahm der Dichter die Ruhe her, wo die Heiterkeit, um dies umfangreiche Gedicht zu componiren? Es hat eine Verwandtschaft mit der Iliade, die mir nicht ganz zufällig scheint. Zwar wird die Privathandlung abgeschlossen, die Liebenden heirathen und die Parteien versöhnen sich, eben wie im großen Trojanerkriege die Irrungen unter den Griechen durch den Tod des Patroklus und die neuerwachte Thätigkeit des Achill ein Ende gewinnen; aber das Hauptinteresse ist damit nicht geschlossen, gleichwie das große Nationalepos der Hellenen noch

endlos fortgehen könnte. Hier rücken zum Schluß die Franzosen 1812 als Befreier in Lithauen ein; es wird schnell eine altpolnische Hochzeit gefeiert, musicirt, getrunken, gejubelt, Polonaisen getanzt und abmarschirt, und der Vorhang des Epos fällt, ohne eine trübe Ahnung, ohne einen düstern Seherblick auf Das, was dieser ephemeren Befreiung folgte. Diese Ruhe, diese Selbstüberwindung sich zur Aufgabe zu stellen, nichts zu geben als einen plastischen Ausschnitt, einen Sonnenblick aus dem Volksleben, das gleich darauf umnachtet wird, traue ich der Besonnenheit unserer besonnensten Dichter nicht zu. Von dem an, der das Nibelungenlied componirte, bis zum Meister künstlerischer Ruhe, bis Göthe, es wäre keiner gewesen, der diese Selbstüberwindung geübt hätte, nur den freudigen, lebenvollen Augenblick festzuhalten, ein Bild von Kraft, Fülle und Heiterkeit aufzustellen, wo einen Schritt weiter Blut, Tod, Verderben, Untergang lauerte. Mickiewicz, angeblich Ursprung und Streben nach der deutsch-romantischen Schule verwandt, hat hierin eine seltene Freiheit von derselben und eine Verwandtschaft mit dem Alten bewährt, daß er das Element der Ahnungen, der prophetischen Vor- und Rückblicke ganz gemieden hat. Was er sagt, hat Kern, was er aufstellt, Hand und Fuß; mit dem Nebelhaften der Romantik (von den Pestdünsten der Pseudoromantik ganz zu schweigen) ging aber weder die Wärme noch die Farbe verloren. In frischem, kräftigem Duft ist das Ganze, antik in einem guten, modern im bessern Sinne gehalten. Ob das Fundament davon in der Klarheit seines Dichtergenius oder im leichtblütigen Sinn der Nation liegt, die über den Rausch des Augenblicks die Folgen vergißt, lasse ich unentschieden. Der Kritiker hat es nur mit dem Dichter zu thun. Diesen muß ich um der Enthaltung und Beschränkung willen bewundern, denn sie verräth ebenso viel Selbstbeherrschung, als der Nibelungendichter von seinem Standpunkte aus sie darthut, wenn er durch sein ganzes Epos die süß-düstere Ahnung vorblicken läßt, daß all diese Herrlichkeit, die er schildert, in fürchterlicher Blutschuld versinken wird.

Der Form nach steht dieser „letzte Sajasd" ganz eigenthümlich da. Nach den ersten Gesängen konnte ich meinen, ob Stoff und Behandlung sich nicht mehr den modernen Bedingungen des Romans fügten, ob das Gedicht, die Verse nicht zufällige Beigabe seien? Die launige Beimischung konnte an Wieland'sche Manier erinnern. Aber mit jedem folgenden Gesange trat der feste Grund und Boden, auf dem der Verf. steht und geht, deutlicher heraus. Da ist nichts willkürlich als der Muthwille, mit dem er von seinem sichern Standpunkte aus gelegentlich spielt. Ein innerer Ernst, eine Nothwendigkeit liegt diesem inhaltschweren Gedichte zu Grunde, und die scheinbar nachlässige, geschwätzige Erzählungsweise, die breiten, sich wiederholenden Reden sind Absicht, Kunst und Natur zugleich. Er wollte sein lithauisches Volk, wie er es kennen gelernt, malen. Dazu brauchte er solche Töne, Farben aus den Producten des Landes selbst. Ich kenne die lithauische Nationalität nur wenig; aber nach seinem Gedichte ist sie mir lebendig geworden; aus der Abwesenheit der fremden Elemente in seiner Dichtung lerne ich, daß seine Töne eigenthümlich, wahr sind. Wo Fremdes eingestreut erscheint, fehlt nicht der ironische Beischmack, des Dichters bewußte Freiheit bekundend. Die weitschweifig gemächlichen, sich immer wiederholenden Reden sind kein accidens, sie sind ein essentiale; daß er als Dichter auch mit wenigen scharfen Zügen malen *kann*, zeigt er an andern Stellen. Für ein antikes, wie für ein romantisches Epos wären der Worte, der Begebenheiten, es wäre allüberall *zu viel* gegeben, zu wenig angedeutet, zu wenig zum Rathen überlassen. Aber es ist kein antikes und kein romantisches Heldengedicht, sondern: eine lithauische Schlachtschitzgeschichte.

In der breiten Behaglichkeit lithauischer Freibauern und kleiner Edelleute bewegt sich die Handlung. Sie tritt auch nie positiv in höhere Sphären über; doch spiegelt sich in diesem Fundamente so viel davon ab, als zur Vollständigkeit des Nationalgemäldes nöthig wird. Den Hochmuth und Heldenmuth, den Leichtsinn, die Verschwendung, die Ausländerei der polnischen Großen kennen wir; sie können einem Gedichte glänzende, aber nicht warme Farben geben. Das echt Nationale findet und entwickelt der Dichter in der kleinen Haushaltung des Schlachtschitzbauern, an dem gastlichen Herde des Landedelmanns, in der Schenke des recipirten und nationalisirten Juden, im Hader und in der Lust der Jäger, in dem stillen Treiben der Landwirthe. Wie geschickt weiß er jedem Gegenstande seinen Farbestoff zu entlocken, ohne ferner das Ungewöhnliche herbeizuziehen, wodurch Andere ihren magern Sujets künstliche Würze geben. Er ist von Anfang bis Ende mittendrinnen, in seinem Lande, Volke, bei Lust und Streit, beim galanten Pfänderspiel und bei der Raufluft, die der Branntweinrausch erzeugt. Und doch bleibt er trotz diesem Versenken frei; des Dichters klarer, unparteiischer Blick schwebt erhaben über allen Verhältnissen; und von jeder Erscheinung weiß er ihr Einseitiges aufzudecken.

Ob er geschickter das Land oder die Menschen behandelt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Bei den Charakteren hatte er mit dem Reichthum, bei der Örtlichkeit mit der Armuth zu kämpfen. Dort mußte er sondern, wählen; hier schöpfen, sammeln, schaffen. Was bieten auf den ersten Blick lithauische Wälder, polnische Lehmhütten, Hanffelder und Küchengärten dem schildernden Dichter? Er hat es verstanden, Reize herauszulesen. Scott hat dies auch gethan; aber die Sentimentalität muß helfen der Monotonie seiner Moosheiden Reiz zu geben. Hrn. Mickiewicz's Schilderungen laboriren nicht an Eintönigkeit; was nur da war, von den Mohrrübenfeldern bis zu den Birkenbüschen und Heuböden, hat herhalten müssen zur Colorirung des Volksgedichtes. Er prunkt nicht mit Gewittern und Sonnenaufgängen. Ein nordisches Hagelwetter, ein bedeckter Himmel, der Sonnenstrahl, der durch das Schließloch einer Fensterluke in die dunkle Kammer dringt, genügt zu seinen Zwecken. Er findet auch wol ein altes gethürmtes und gezinntes Feudalschloß; aber er verschmäht den Zauber seiner Hallen, Verließe und seines Täfelwerks; er weiß weit mehr Poesie aus den fliegenbedeck-

an Lehmwänden seiner Bauernhütten zu entwickeln, und während Phantasten und Rechthaber um jenes sich streiten, gestehen sie sich Beide, daß es ein unnützes Ding ist.

Doch fehlt, wie es keinem Epos abgehen darf, das Großartige und Schauerliche, nicht ganz. Hier zur Probe die Schilderung des lithauischen Urwaldes, die uns in Örtlichkeiten versetzt, von denen unsere das Wunderbare suchende Romantik kaum träumt:

Wer kennt wol Litwas bodenlose Wälderweiten?
Wer kann zur Mitte hin, zum Kern des Dickichts schreiten?
Wie Fischer kaum am Meeresstrand zum Boden streifen,
So Jäger um die Waldeslager Litwas schweifen,
Kaum oberflächlich kennend die Gestalt, die Wangen, —
Denn nie zu ihren Herzensräthseln sie gelangen! —
Und diese weiß nur Fabel, Sage nur zu singen.
Kannst du den Wald, den ausgefütterten durchdringen,
Da triffst du einen Wald von Stämmen, Wurzeln, Ästen,
Wie Burgen stark von tausend Bächen und Morästen,
Von Ameisbergen, Netzen, welche Kräuter rings sich schlangen,
Von Wespen, Hornißnestern, Klumpen gift'ger Schlangen.
Hat mehr als Menschenkühnheit alles dies besieget,
Die größre Schreckniß die noch weiter einwärts lieget.
Gleich Wolfesgruben lauern Höhlen jedem Schritte,
Und kleine Seen, grasbedecket in der Mitte,
Von Menschen ihre Tiefen nie erforscht noch waren
(Sehr wahr erscheint die Sage, daß dort Teufel scharen);
Der Seen Wasser decket fleckig blut'ger Schimmel;
Stets raucht aus ihm ein stink'ger Brodem auf zum Himmel,
Von dem den Bäumen Laub und Rinde rings entfallen,
Die kahl stehn, zwerghaft, krank, der Wurm in Allen;
Die Äste hält ein weichselzöpfig Moos gebogen,
Mit Pilzen, wie mit Bärten, ist der Stamm umzogen.
Den See umsitzend, einer Hexenschar sie gleichen,
Die sich am Kessel wärmet und sich kochet Leichen.
Und hinter diese Teiche strebt umsonst zu gehen
Nicht nur der Fuß, das Aug auch, weiter noch zu sehen.
Dort Nebelwolken Alles bergend schon umgeben,
Die aus den weichen Sümpfen ewig sich erheben.
Doch hinter diesem Nebel, wie die Sage wähnet,
Nun eine schöne reiche Landschaft aus sich dehnet, —
Die große Hauptstadt aller Thier- und Pflanzenarten,
Wo sie den Baum- und Pflanzensamen aufbewahrten
Von den Geschlechtern, die sich in der Welt zerstreuen.

In diesem poetisch geschilderten Urthierreich, wo die Thiere ihre Hofhaltung haben und, von der Menschen Bildung nicht verführt, in guten Sitten leben, sterben die Altgewordenen nur den Naturtod:

Sie haben einen Kirchhof, dem, wenn nah dem Scheiden,
Sie ihr Gefieder, ihre Haare anvertrauen;
Der Bär, deß stumpfgewordne Zähne nicht mehr kauen,
Der Hirsch, wenn er gebeugt, kaum rutschet auf den Füßen,
Ergraute Raben, Falken, denen zu sich schließen
Die Augen; Hasen, wenn ihr Adernblut erkaltet,
Der Adler, wenn der Schnabel krumm sich schon gestaltet,
Dem Hals sich naht und nun auf immer ist geschlossen,
Sie birgt der Kirchhof. — Kleinwild auch, wenn angeschossen,
Erkrankt auch, eilet in der Heimat zu verenden;
Weshalb man, wo als Gäste hin sich Menschen wenden,
Auch nie man noch gefunden todter Thiere Knochen.

Dieses Urwalds Schlupfwinkel, Matecznik in der Jägersprache genannt, wohin nie eines Jägers Fußtritt drang, birgt außer jenen phantastischen Wundergestalten auch die realen Bären, welche bisweilen Einbrüche ins cultivirte Land machen und deren einer eine bedeutende Mittlerrolle in dem Gedichte spielt.

Unter dem letzten Sajasd ist nicht ein letzter Mohicaner, Chouan, oder Abkömmling untergegangener Geschlechter zu verstehen. Ein Sajasd war in Lithauen eine eigenmächtige Execution. Die Gerichte hatten selten die Kraft, ihren Urtelssprüchen Geltung zu verschaffen, zumal wenn der Verurtheilte ein mächtiger Mann war. Wer den Proceß gewonnen, an dem war es, rüstige Verwandte und Freunde um sich zu sammeln, welche durch Fäuste und Waffen das erstrittene Recht geltendmachten. Nicht selten floß dabei Blut, wenn auch meist nur das der unschuldigen Bauern der Gegenpart. Eine solche letzte eigenmächtige Selbsthülfe fingirt der Dichter als im J. 1811 vorgefallen. Um das wüste Schloß eines ausgestorbenen Grafengeschlechts processiren zwei Parteien, denen beiden es wenig um den Besitz zu thun ist. Es ist mehr eine Ehrensache, und Aufredereien, brutale Rachsucht, Lust an Zank und Hader und gereizte Eitelkeit bringt sie aneinander. Es kommt zu einem fürchterlichen, nächtlichen Überfall, für die unsere Vorstellungen kaum 400 Jahre rückwärts nach der Möglichkeit suchen. Aber dieses als patriotisch fingirte Unternehmen — denn die Angefallenen sind die Blutsverwandten und Erben eines Verräthers — contrecarrirt die Plane der echten Patrioten, welche einen gemeinsamen Aufstand zu Gunsten der anrückenden Franzosen vorbereiten. Vergebens ist indessen ihre warnende Stimme. Mit vollkommener Unparteilichkeit schildert uns hier der polnische Dichter den blutigen Leichtsinn seiner Landsleute, welche über die Entflammung des Augenblicks die höhere Wohlfahrt muthwillig aus dem Sinne schlagen. Der zornschnaubende Pförtner der alten Hereschkos, der seines letzten Herrn Mord an den Soplizas zu rächen hat, beweist mit merkwürdigen Sophismen in der Rathsversammlung den kampflustigen Schlachtschitzen, daß: die Russen überfallen eine weitläufige, die Soplizas züchtigen aber eine naheliegende Angelegenheit sei, daß man jenes den Großen füglich überlassen, dies aber selbst thun könne. Umsonst ruft der 70jährige Schlachtenheld, der Schlachtschitz Matscheck, seine Brüder zur Besinnung und schließt in sarmatischem Unmuthe:

So lang' von Polens Wiederaufstehn war die Rede,
Vom Staat, Ihr Esel, war bei Euch nur Zank und Fehde.
Da konntet Ihr, Ihr Ochsen, weder Euch verstehen,
Noch Euch, Ihr Tröpfe, einen Führer ausersehen.
Doch ist gleich Eintracht immer, gilt es nur Personen.
Nun schert Euch! Denn der Matscheck wünscht Euch zu Millionen
Und vierundzwanzighunderttausend Tonnenwagen
Voll Teufel.

Sie verstummen, stürzen aber fort.

Die Thür verriegelnd, Alle Matscheck nun verjagte
Und dann zum Fenster noch hinaus: Ihr Esel! sagte.

Nachdem der Überfall geglückt, die Gegner gefangen sind, die Sieger aber sämmtlich betrunken am Boden liegen, kommt die militairische Execution und Züchtigung, die denn noch um einige Grade brutaler ist. Jetzt endlich verbinden sich, zur Nüchternheit zurückgekehrt, beide polnische Parteien und machen gemeinschaftliche Sache gegen den Major und sein Bataillon. Es kommt zu einem ernsten Gefecht, worin die Lithauer Sieger bleiben; hier

gefällt sich der Dichter in Schilderungen von Kleinkämpfen, die er vermuthlich mitgemacht, und man kann es ihm zugutehalten, wenn weit mehr fremde Militairs fallen als lithauische Schlachtschitzen. Aber auch eine düstere Execution wird im Keller an dem gefangenen Major vollstreckt. Auf denselben rachsüchtigen Pförtner, der den ersten Kampf entflammte, fällt der Verdacht; er kreuzt die Hände und hofft im Himmel Nachsicht für den Meuchelmord, weil es pro bono publico geschehen! — Der Sieg ist indessen gefährlich, der Aufstand zu voreilig, denn die Franzosen sind noch durch den Niemen und einen Winter von den Insurgenten getrennt. Die sich am meisten compromittirt haben, müssen flüchten. Die Sache wird, so gut es geht, vertuscht, bis im nächsten Frühjahr Dombrowski's Scharen mit Napoleon's Heere als Befreier einrücken. Allgemeiner Jubel und Bewaffnung, Feste, Hochzeiten, Hoffnungen, Rückkehr alter Sitten und der Aufbruch nach Rußland schließen, wie schon angegeben, das Gedicht.

(Der Beschluß folgt.)

Neue romantische Hundekomödie. Magdeburg, Creutz. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Eine ziemlich hausbackene Invective gegen Menzel. Der Verf. benutzt für seinen Zweck einige der unverantwortlichsten Stellen, die jener im „Literaturblatt" gegen Göthe vorgebracht hat, und legt sie ihm aufs Neue an einem Orte in den Mund, wo sie am wenigsten hingehören, nämlich im Elysium. Dort werden sie von Menzel weniger hergesagt, als hergebellt, dieweil er nämlich sammt seinen Genossen (wer sollen diese sein?) in Hundsgestalt verwandelt ist. Daher die: Hundekomödie. Wieland, Schiller, Merk und Göthe selbst machen die Sprecher der Unterwelt; auch der alte Götz, Herrmann und Dorothea reden mit drein. Mitunter kommt etwas Treffendes, das sich nicht garstig ausnimmt; das Ganze aber bleibt immer eine garstige Einfassung und ist wirklich vom Übel. Es ist dem Verf. so viel zu sagen, daß solche Producte zu gar nichts helfen, nicht einmal zur Verspottung. Denn um Menzel zu verspotten, ist der Verf. zu schwach; und wenn er ihn hätte belehren wollen — was aber wahrscheinlich ebenfalls nicht gefruchtet hätte — so mußte er keine Hundekomödie schreiben. Wer wird Menschen durch Hunde belehren, da oft nicht einmal ein Mensch einen Hund etwas lehren kann! Es kommt auch überhaupt gar nicht darauf an, ob Menzel für seine Person bei seinem Glauben über Göthe bleibt oder ihn abschwört. Denn der Inhalt, der in seinen unmotivirten Ansichten liegt, ist bereits widerlegt, und zwar unter andern durch noch jüngere Geister, die ebenso ponirend und disputirend, und mit eben solchem Selbstvertrauen auftraten wie Menzel, aber dennoch dem alten Göthe seine Gültigkeit vindicirten. Wenn doch nur endlich die deutschen Scribenten zu der festen Überzeugung kommen wollten, daß alles Unwahre sich immer von selbst annihilirt, und daß es weder einer wilden, noch einer zahmen Polemik dazu bedarf. Und ferner ist es immer ganz etwas Anderes, eine neue, sich aufthuende Richtung zu bekämpfen, als mit der subjectiven Ansicht oder Meinung eines einzelnen Mannes zu streiten, der in dieser Meinung eine ganz abweichende und ihm selbst nur eigenthümliche Idiosynkrasie besitzt. Das Merkwürdigste an dem ganzen Büchlein ist, daß ein Hund darin eine spanische Romanze singt. Wahrscheinlich ist dies der berühmte Hund Bregenza. 71.

Notiz.

Dem interessanten Reisewerk: „Narratives of South-America, illustrating manners, customs and scenery etc. by *C. Empson*" (London), entnehmen wir folgende naturwissenschaftliche Notiz: „Der Fluß Claro, ein Nebenfluß des Magdalenenstroms, ist nicht der wichtigste, aber einer der bewundertsten der Nebenflüsse dieses Stroms. Sein Gewässer ist silberrein und durchsichtig, und breitet sich, so als ob es verschmähe, sich mit dem weniger klaren Wasser des Magdalenenflusses zu vermischen, bei dem Vereinigungspunkt beider in einen breiten, ruhigen See aus. Es ist bemerkenswerth, daß die Kaimanen oder Alligatoren den Fluß Claro selbst nicht hinaufgehen, aber in dem See haufenweise sich aufhalten. Man hält sie zuweilen für frisch gefällte Bäume, deren Rinde noch frisch und grün ist, und wenn sie dicht gedrängt zu mehren dem Strom des Gewässers nachschwimmen, so glaubt man von weitem ein Floß zu sehen. Diese wachsamen Ungeheuer verhalten sich, wenn sie auf Beute lauern, so still, daß sie es ruhig geschehen lassen, wenn eine vorbeisegelnde Barke ihre Seiten streift, und ihre Stellung keineswegs verändern. Daß sie an die Boote herangeschwommen kommen und aus ihnen einen Menschen oder Thier herausreißen, ist eine Fabel; sie fallen vielmehr niemals ein Boot an, machen aber Alles, was über Bord in ihr Wassergebiet fällt, zu ihrer sichern Beute. Diese lassen sie alsdann unter keiner Bedingung mehr fahren, mag man schreien, schießen oder mit Lanzen und Steinen auf sie eindringen. Ein armes Mädchen, welches am Ufer des Sees von einem überhangenden Baume Guavas gepflückt, fiel von einem Ast und wurde auf der Stelle von einem Alligator aufgeschnappt; ihr Bruder, der in der Nähe war, sah das schreckliche Schauspiel und machte Lärm, allein vergebens, denn schon war kein Glied des armen Kindes mehr sichtbar. Eine Menge Menschen wurden in der Schnelle aufgeboten, um den Tod des unglücklichen Mädchens an dem Unthier zu rächen; man schoß unaufhörlich auf dasselbe; allein alle Kugeln glitten an der undurchdringlichen Haut des Ungeheuers ab. Überhaupt sind die Kaimanen nur an zwei Stellen verwundbar, nämlich am Auge und an der weichen, elastischen Haut zwischen der Vorderschulter und dem Rumpf. Ihre Augen sind klein und in der Regel halbgeschlossen. Alsdann lassen sie sich noch am besten erlegen auf dem Lande, wenn sie sich zu gewissen Zeitrn auf die kleinen Gilande oder Sandbänke des Magdalenenstroms begeben, wohin sie ihre Eier legen, die nicht größer als Schwaneneier sind. Ihre Farbe ist ein schmuziges Blaßgrün; ihre Oberfläche ist nicht glatt, wie die der Vogeleier, sondern rauh und brüchig und nicht angenehm zu berühren. Auf diesen Inselchen werden die Alligatoren mit Wurfspießen und dicken Stangen getödtet. Erstere jagt man ihnen in die Weichen, mit letzteren fährt man ihnen in den ungeheuern Rachen und sucht ihnen die Kinnbacken zu zerbrechen. Um dies zu bewerkstelligen, müssen aber günstige Umstände zusammentreffen, das Thier muß schlafend angetroffen werden, in welchem Zustande es sich insgemein nach einem reichlichen Fraß befindet; auch muß es allein sein, was sehr selten ist, da der Alligator am liebsten in Gesellschaften zieht, sowol im Wasser als auf dem Lande. Am besten ist daher das Erlegen des Thiers durch den Schuß; es gehört aber ein fester und guter Schütze dazu. Sobald die Kugel das Auge trifft, ist das Thier auf der Stelle todt. Die Eingebornen haben einen solchen Haß und Abscheu gegen die Alligatoren, daß sie die Erlegung eines solchen mit lautem Jauchzen wie ein festliches Ereigniß feiern. Wir fanden unweit Cara den Cadaver eines der größten Alligatoren, der kurz zuvor erlegt worden war; man hatte ihm irgend ein scharfes Instrument in den Rachen geschleudert; die Zunge war ganz zerrissen und hing, fast ganz abgelöst, zum Maul heraus. Ringsum sickerte noch das frische Blut in dem Sande. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 290. — 16. October 1836.

Herr Thaddäus oder der letzte Sajasd in Lithauen. Aus dem Polniſchen des Adam Mickiewicz, in Gemeinſchaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 289.)

Den Inhalt dieſes Gedichts habe ich aber damit ſo wenig angegeben, als wenn Jemand die Iliade durch die Aufzählung von Achill's Verhältniß zu dem Griechenheere und ſeinem endlichen Losſchlagen charakteriſiren wollte. Auch laufen noch mehre intereſſante Privatgeſchichten oder Intriguen, jede in ſich bedeutend, mit; keine von ihnen macht aber den Inhalt des Gedichts aus, das eben in den hundertfältig geſchickt verſchlungenen Wurzeln und Zweigen eines mit meiſterhafter Wahrheit geſchilderten Volkslebens beſteht.

Aber wenige Epopöen ſind ähnlich reich an markigen Charakteren. Man iſt im Leſen verwundert, wo der Dichter die Tinten fand, Unterſchiede auszudrücken, wo die generelle Ähnlichkeit das Nuanciren ſo ſchwer macht. Ein ganzes Dorf tollköpfiger Freibauern wird aufgeführt, Alle zankſüchtig, zur Rauferei in jedem Augenblick aufgelegt, Alle ſtolz, arm, tapfer, trunkliebend, Alle Preußen- und Ruſſenfeinde und gnädige Herren, kurz Alle im Weſentlichen gleich und ungebildete Bauern, und doch werden fünf bis zehn von ihnen individualiſirt und ordentliche ſelbſtlebige Menſchen. Da ſind zwei, drei halbkomiſche Alte, Scottiſche Kalebdiener, die ihre Perſönlichkeit nichts achten, um die Ehre ihrer Herren, und doch iſt jeder verſchieden, ein ganz geſondertes Weſen, in ſeiner Treue, ſeiner Geſchwätzigkeit, ſeiner Rachſucht. Auch die gemeinen Charaktere, der Rejent und Aſſeſſor, blaſirte Tollköpfe, treten mit wenigen Zügen in voller Anſchaulichkeit heraus. Die polniſchen Ehrenmänner werden durch den beſonnenen rechtlichen Sendzia und den würdigen Podgomorzy repräſentirt, Beide Vertreter alter Sitte und Ehrbarkeit, und doch Jeder in ſeiner Art. Daß der Pole auch dem Juden ſein Recht der Achtung gewährt und ihn als Landsmann und Vaterlandsfreund anerkennt, wie es hier in der trefflichen Charakteriſtik des Schenkwirth Jankiel geſchieht, war mir neu.

Ein Charakter vertritt das romantiſche Princip, das aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinüberſpielende Wunderbare. Der Jüngling Jazek iſt der tollwüthende Sarmate, wie wir ihn uns denken. Und der Dichter ſpart keine Züge, um dies wüſte Treiben anſchaulich zu machen; er verſchönert nichts. Die Wuth verhöhnter Liebe macht ihn zum Meuchelmörder, zum Vaterlandsverräther. Aber er büßt durch ein langes, qualvolles Daſein und aufopferndes Wirken für das Vaterland ſeine Verbrechen; er, oder die Erinnerung an ihn iſt das romanhafte Band des Gedichts, geſchickt gewoben, intereſſant verſchlungen. Jazek's Sühne iſt die geiſtige Kataſtrophe deſſelben. — Wem, unter den ſtrengern äſthetiſchen Richtern, die nationale Weihe des Gedichts doch den Vorwurf, daß es mehr Roman, Erzählung als Gedicht ſei, nicht nehmen ſollte, der wird wenigſtens in Jazek's Bekenntniſſen auf dem Sterbebette den echten Dichter nicht verkennen. In welchem Conflict Jazek mit dem Prieſter Roback ſteht, bleibe hier unverrathen, um dem künftigen Leſer nicht das romanhafte Intereſſe des Werkes im Voraus zu ſchmälern. Roback iſt eine der gelungenſten Kerngeſtalten in demſelben; ein grimmiger Prieſter, ein gewaltiger Held, ein mächtiger Aufruhrprediger und ein feiner Diplomat. Koſtbar iſt die Scene in der Schenke, wo er, mittels der Tabacksdoſe, den an Napoleon's Rechtgläubigkeit zweifelnden Bauern deſſen apoſtoliſche Sendung beweiſt. Auch ſolche Charaktere ſind für unſere hiſtoriſchen Romane durchaus neu. Hier ſind noch Urſtoffe, die weder die Claſſiker, noch unſere Romantiker gebraucht, und von denen die franzöſiſchen Romantiker, in deren Mitte Mickiewicz dichtete, keine Ahnung haben.

Ob die Polinnen dem Dichter danken werden? Reizend iſt das halbe Naturkind, die Sofia, mehr angedeutet als gemalt. Ein vollendetes Meiſterwerk dagegen die Kokette Talimene. Aber, fragt die Kritik, gibt es dazwiſchen keine Mittelgattung? Wird die Jungfrau aus dem unſchuldigen Kinde ſogleich intriguirende, kokettirende Weltdame? Faſt ſcheint es, aus poſitiven Andeutungen, daß dies des Dichters Meinung iſt. Ein Dichter, der ſo verſtändig mit ſeinen Mitteln umzugehen weiß und Licht und Schatten mit deutſcher Beſonnenheit vertheilt, ſpricht eben ſchon durch die Negative. Das männliche Perſonal iſt ſo vollſtändig, daß wir annehmen müſſen, weil er nicht mehr gab als dieſe beiden Frauen, er habe damit die Genres wenn auch nicht erſchöpft, doch angedeutet. — Übrigens können ihm auch die polniſchen Ko-

ketten Dank wissen, denn er zeichnet sie in ihrer Art äußerst liebenswürdig.

Daß die Deutschen, Preußen, Russen in einem polnischen Nationalgedicht nicht Liebkosungen zu erwarten haben, versteht sich von selbst; der Haß gegen beide Letztere flammt hier und da auf, und die Deutschen werden lächerlich gemacht. Aber Alles mit Maß. Die Art, wie der polonisirte Deutsche in dem docirenden Herrn Buchmann repräsentirt wird, ist harmlos und lustig zugleich. Die Polemik ist milderer Art und doch auch schlagender, als wir ehedem die Franzosen zeichneten, und einen Geist wie Lessing an der Spitze! Hr. Buchmann ist ein sanfter Charakter, dessen Ordnungsliebe nur Argumente und Gründe für Alles verlangt, was geschieht. Er billigt überall die polnischen Schlüsse, nur will er zuvor wohlerwogene Berathungen und Erörterungen. Zum Exempel, wenn der Executor den Straffälligen auf den Hacken ist, billigt er an sich, daß sie entfliehen, möchte aber, daß vor der Flucht man sich durch wohlgesetzte Reden klar mache, warum man fliehen muß. Noch weniger können die Nationalrussen über gehässige Verunglimpfung klagen; ihr Hauptmann Rykow ist ein Ehrenmann; nur die polnischen Überläufer werden als Verworfene gegeißelt. Wie dieser Billigkeitssinn gegen Fremde und Feinde das Vertrauen für die Wahrheitsliebe des Dichters erweckt, so wird dies Vertrauen zur Achtung bei der Art, wie er, der glühende Patriot, die schwachen Seiten seiner Landsleute nicht verbirgt. Er züchtigt die Gallomanen und macht die Anglomanen lächerlich. Der sentimentale, romantisch anglisirte Graf ist eine ergötzliche Figur. Bis auf den ritterlichen Schwung will nichts davon zum Polen passen; doch wird er nicht Caricatur, sondern bleibt, trotz des Ridiculen, eine edle Gestalt. Aber auf jeder Seite erscheint die eigenthümliche Untugend der Polen, die Zanksucht, in neuer Verkörperung. Keine Versammlung, kein Gastmahl, keine Jagd, kein Gespräch, keine gemeinsame Unternehmung, wo nicht Nachbarn, Freunde aneinander gerathen, heftig werden und der Wortstreit zwischen den Parteien zu Thätlichkeiten und Blutvergießen ausartet. Die Bauern in der Knechtschaft gerathen aneinander und sind bereit, sich bei den Haaren zu greifen in dem Augenblick, wo der diplomatische Unterhändler sie zum Aufstande bearbeitet, und um was? — Ob Kosciusko einen polnischen Rock mit oder ohne Franzen getragen hat! Um die Trefflichkeit einer Flinte, eines Jagdhundes wird aufs Blut gestritten. Bei solcher Rührigkeit und Quecksilbernatur begreift man kaum, wie allüberall jemals in Polen gemeinsame Unternehmungen zu Stande kamen! Selbst unter den Alten gährt die unverlöschliche Zanksucht. Darum ist der Schluß des ganzen Gedichts bedeutungsvoll und schön, wo sämmtliche streitsüchtige Paare und Parteien versöhnt und einig erscheinen. Leider nur ein symbolischer, eine Fata Morgana, die dem Dichter erschien. Ein glücklicher Dichter, der sich solchen Träumen noch hingeben kann!

Wenn ich die negativen Seiten seines Patriotismus heraushob, so wird es auch Pflicht, ihn in der positiven Wärme seiner edeln Begeisterung fürs Vaterland den Lesern zu zeigen, und ich glaube dies nicht besser thun zu können, als indem ich folgende rührende Verse, den Anruf des Exilirten an die Bäume seiner Heimat, ausziehe:

Ihr Heimatbäume! Wenn es je der Himmel schickte,
Daß ich, Ihr alten Freunde, wieder Euch erblickte,
Werd' ich Euch wiederfinden noch nicht umgebrochen,
Ihr, die ich einst auf Kindesfüßen oft umkrochen?
Lebt noch der alte Baulis, in deß großer Klause,
Die manch Jahrhundert zählte, wie in gutem Hause,
Zwölf Menschen setzen konnten sich zum Abendtische?
Blüht an der Kirche noch Mendoza's Busch, der frische?
Und dort in der Ukraine, ist wol noch vorhanden
Vor Holowinski's Hause, dicht am Rosch gestanden,
Die Linde, die so groß, daß rings in ihrem Schatten
Wol hundert Tänzerpaare Platz zum Tanzen hatten?

Denkmäler unsers Lands! wie viel in Jahresweile
Zerfetzen euch wol Kaufmanns und der Russen Beile?
Die keinen Schutz den Waldessängern übrig lassen,
Noch Dichtern, die, wie Vögel, euch mit Lieb' umfassen!

Trotz des wahren Ernstes, der den Dichter durchdringt, ist doch der trockene Ernst vermieden. Das Gedicht ist, bei wilder Roheit, Blutvergießen und den heiligsten Interessen, die es berührt, von anmuthiger Laune durchzogen. Eine feine Ironie, die nirgend zur Vernichtung wird, spielt mit den Verhältnissen. Wenn er sagt, daß die Frösche nirgend so harmonisch süß singen als in Lithauen, so blickt hier der wehmüthigste Ernst schalkhaft aus dem Spaße vor. Zur Probe der launigen Darstellungsweise diene folgende Schilderung der kokketten Tallmene, wie sie im süßen Schauer der Waldeinsamkeit eine Eroberungsattitude einnimmt.

Am Bache wirft sie von den Schultern auf das Grüne
Den Shawl, vom Wind beweget. Ein Karniol er schiene (schien),
Sie glich der Badenden, die sich zum Wasser neiget,
Zum kalten, eben ehe noch hinein sie steiget.
Dann kniet sie hin, läßt sachte sich zur Seite fallen;
Wie fortgerissen dann von einem Strom Korallen,
Fällt auf das Tuch sie endlich, lang dann aus sich dehnet,
Den Arm aufs Gras, die Schläfe auf die Hand gelehnet,
Und, blitzend unterm Haupte, das herab sich beuget,
Französisches Velinpapier sich zeiget,
Und um des Buches Alabasterblätter ringen
Sich schwarze Puffen und der Rosabänder Schlingen.
Auf weiches Gras, auf karniolnen Shawl gefallen,
Im langen Kleide, wie im Schleier von Korallen,
Das schwarze Haar an einem, und am andern Ende
Der schwarze Schuh, zu Seiten das Gesicht, die Hände,
Und Tuch und Strümpfe, weiß wie Schnee; — so gleichet
Von weitem einer bunten Raupe sie, die schleichet
Auf grünem Erlenblatt daher. — Vergebens schmachten
Die Reize dieses schönen Bilds, daß sie beachten
Der Kenner Augen.

Aber dieselbe Talimene setzt sich auch ein andermal, als sie diese Attitude probirt, in einen Ameisenhaufen, und ihre tollen, entsetzlichen Sprünge lassen den ängstlich lauschenden Liebhaber fürchten, daß sie sich vergiftet habe. In diesen Partien des Buches fehlt es auch nicht an charakteristischen Notizen aus Volksansichten. Während bei uns der polnische Rock ein deutscher heißt, gilt dem polnischen Bauer der französische Frack für einen deutschen Rock! Nach ihrem Glauben trägt der Teufel einen

solchen; auch spricht er immer Deutsch. Der gemeine Russe glaubt, daß Suwarow sowol als Napoleon sich auf das Hexen verstanden, und Beide in ihren gegenseitigen Schlachten sich in Thiere verwandelten, um sich besser untereinander zu zausen oder voreinander zu fliehen.

Von dem schalkhaften Charakter des Originals, von den leisern Anspielungen mag Vieles in der Übersetzung verloren gegangen sein. Und doch ist die Absicht, uns das polnische Gedicht in seiner frischen Gestalt kosten zu lassen, Ursach, weshalb Hr. Spazier so und nicht anders übersetzt hat. Er hat mit vollem Bewußtsein, und stolz darauf, daß er es durchgesetzt, ein Gedicht geliefert, wo die Reime, Sätze, Wendungen, Constructionen, Auslassungen, kurz Alles, was Farbe und Fleisch ist, polnisch sind, und nichts als die dürren Worte deutsch.

„Wie gut, Thaddäus" — (für den Jüngling diesen Namen
Die Ältern von Kosciusko damals sich entnahmen,
Zu dessen Krieg, in dem zur Welt er kam, Gedenken. —)
„Wie gut, daß heute deine Ankunft uns muß schenken
Wo du so viele Fräulein wirst im Hause sehen."

Kann das selbst polnisch sein! Noch unverständlicher werden folgende Zeilen:

Thaddäus solche Tugenden und Eigenheiten
Der aufmerksamen Dame Neigung auf ihn leiten.

Ich begreife wohl, welche ungeheuere Mühe diese Treue dem Übersetzer gemacht haben muß; aber wer dankt sie ihm! Der Dichter mag darüber entzückt gewesen sein, er fand sein Original buchstäblich wieder; auch meine Freunde, welche die Sprache reden, riefen erfreut: das ist ja ganz polnisch! aber von den deutschen Lesern dankt es ihm höchstens, wer auf diese halbe und doch höchst mühsame Weise sich mit dem Geiste einer fremden Sprache bekannt machen will. Der Genuß wird erschwert, wo nicht aufgehoben. Daß Spazier übrigens auch deutsch und gut deutsch übersetzen kann, verrathen mehre anscheinend flüchtig übersetzte Stellen, wo er sich gehen ließ und ein harmonischer Versfluß von selbst erwuchs.

Indem ich meine Anzeige durchlese, finde ich so viel Lob gehäuft, daß ich besorge, statt kritisch, panegyrisch an's Werk gegangen zu sein. Übersah ich Schwächen und lobte zu unbedingt, so trifft mich, vor mir selbst wenigstens, nicht der Vorwurf der Absichtlichkeit. Ich ging sogar mit einer Art Vorurtheil an die Lecture, indem einzelne Stellen, die mir in einer Gesellschaft vorgelesen wurden, mich nicht ahnen ließen, was ich im Buche finden sollte. Und doch, wenn ich mir jetzt zum Schlusse Rechenschaft für mein Lob abfodere, finde ich Gründe genug dafür: ich finde ein echtes Nationalgedicht, nicht zusammengesucht und geleimt, sondern aus dem Vollen geschnitten; frisch-übersäftig, wie die noch unverbrauchten Stoffe es selbst sind, und doch in der Anordnung die kunstgeübte Hand des Meisters sichtbar, der, was in einem Garten Überwuchs wäre, in dem Walde nicht wegschneiden durfte, ohne am Charakter zu schädigen. Eine überreiche, kräftige Charakteristik, launige Auffassung, feine Beobachtungsgabe und bei einer sinnvollen, reichen Naturanschauung, die nur selten sich zu sehr in das Detail verliert, lebendige und eigenthümliche Bilder und Gleichnisse. Dem Heldengedicht, denn das ist es, fehlt es nicht an schönen idyllischen Zügen, und dem Nationalepos, das sich das edle Ziel gesteckt, eine Volkseigenthümlichkeit poetisch festzuhalten, wo sie factisch und politisch im Erlöschen ist, nicht an dem Maßhalten, ohne das der flammendste Dichtergeist nicht zum Poeten wird. Ich finde eine ganz eigenthümliche, selbstgeschaffene Form, die das alte Epos mit dem Romane verknüpft, und endlich in der Existenz dieses Gedichts den Beweis, daß Epopöen schaffen noch möglich ist. W. Häring.

Notizen.

In „Histoire de Botany-Bay etc." beschreibt Jules de la Pilorgerie den gegenwärtigen Zustand der englisch-australischen Strafcolonien und stellt gründliche Untersuchungen über die Wirkungen der Deportation als Strafe und als Mittel der Colonisation an. Das Buch kann als eine dankenswerthe Ergänzung der Werke von Tocqueville, Lucas u. A. angesehen werden. Das Resultat der mit gewissenhaftem Fleiß aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpften Untersuchungen des Verf. ist, daß im Allgemeinen in Neusüdwales und Vandiemensland die Deportation nichts zur sittlichen Verbesserung der Verbrecher beigetragen habe, und daß der materielle Wohlstand der australischen Colonien seit 15 Jahren den 40,000 freien und unternehmenden Einwanderern zuzuschreiben sei, die ihre Capitale aus dem Mutterlande gezogen und sich hier angesiedelt haben. Die englische Regierung hat den unausgesetzten Reclamationen in neuern Zeiten nachgeben und strenge Verordnungen für die Strafcolonien erlassen müssen. Die Peitsche und eine barbarische Strenge werden nöthig erachtet, die Leiden der Verbannung zu verstärken, welche anfangs blos an sich als das größte, Kerker und Galeeren aufwiegende Strafübel angesehen wurde, aber sich als solches nicht bewährt. Die Deportation, sagt Hr. de la Pilorgerie, dient zu nichts als den eingewanderten Pflanzern weiße Sklaven zu liefern, verdient aber als Strafe in einem guten Strafrechtssysteme keine Aufnahme.

Alfred Michiels, ein Reisebildler und Kritiker im Feuilleton des „Temps", der, wie es fällt, mit und ohne Esprit über Alles schwatzt, was er halb oder gar nicht versteht, tadelt in einer Kritik der vom Marq. de Lagrange herausgegebenen „Pensées de Jean Paul" mit richtigem Tact und gesundem Sinn solche, bei uns ebenfalls längst gewöhnliche, aber abgewiesene Auszüge aus den Werken bedeutender Schriftsteller. Es liegt aber in dem Wesen des Hrn. A. Michiels, das richtig Gedachte und Schickliche, was er vorbringt, sogleich durch etwas Albernes und Unschickliches wiederaufzuheben. So sagt er, scherzhafte Äußerungen unsers großen Humoristen für baare Münze nehmend, bei Erwähnung der Zusammensetzung des „Quintus Fixlein" aus 15 Zettelkasten: „Man fühlt alles Unzulängliche, um nicht zu sagen Absurde einer solchen Art der Composition. Hierin ist allein der Grund der frostigen Aufnahme zu suchen, welche „Titan" trotz der aus seiner Heimat mitgebrachten Empfehlungsbriefe bei uns fand. Die Franzosen werden immer Mühe haben, einem nomadischen Geiste zu folgen, der an keinem Orte sein Zelt aufschlägt und aufs Gerathewohl der Leitung seines Eigensinns folgt. Sie ziehen die Regelmäßigkeit des militairischen Schritts den Kreuz- und Querläufen des Somnambulismus vor (!?!)." Nachdem Hr. M. noch viel Unsinn über die literarische und politische Verfassung Deutschlands nach den Faseleien des frivolen und unwissenden Deutschschofels in Paris vorgebracht und den Deutschen „politische Servilität" vorgeworfen hat, behauptet er gar: „Ein Gendarm ist bei ihnen eine Macht; man grüßt ihn, wenn man ihm begegnet; man bleibt stumm, wenn er den Mund öffnet."

Hr. M. muß bei seinem Zuge durch einen großen Theil Deutschlands viel in Bettler- und Vagabundenherbergen eingekehrt sein, deren Besucher allein aus Gründen ganz ordinairer Klugheit einen Gendarm für eine „puissance" zu halten und vor ihm zu verstummen geneigt sein mögen.

Die Vereinigten Staaten haben gegenwärtig eine Bevölkerung von 16,580,000 Einwohnern; darunter kommen auf Neuyork 2,400,000, Pennsylvanien 1,600,000, Virginien 1,360,000, Ohio 1,300,000. 4.

Bibliographie.

Almanach de Gotha pour l'année 1837. 74me année. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von J. G. Seidl. 15ter Jahrgang. 16. Wien, Buchholz. 1 Thlr. 16 Gr.

Autenrieth, J. H. F., Ansichten über Natur- und Seelenleben, nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 16 Gr.

Beer, A. L., Erzählungen. 2 Bändchen. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Blumröder, A. v., Der Selbstmord, psychologisch erklärt und moralisch gewürdigt, mit besonderer Berücksichtigung der Ursachen von der gegenwärtigen Frequenz dieses Übels und mit beigefügten Beispielen aus der alten und neuen Geschichte. Ein Beitrag zur Warnung vor Trübsinn und Verzweiflung und zur Empfehlung der echten Lebenskunst; theils nach dem Französischen, theils eigenthümlich bearbeitet. 1ster Theil. Unterhaltungen über den Selbstmord von Guillon. 2ter Theil. Beispiele von merkwürdigen Selbstmördern. 8. Weimar, Voigt. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg in Nordspanien. Aus dem Tagebuche eines Augenzeugen. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Formica, A., Nach den Papieren eines Staatsgefangenen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 6 Gr.

Freund, Der, des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1837. 16. Wien, Buchholz. 1 Thlr. 8 Gr.

Geschichten-, Märchen- und Anekdotenzeitung. Unterhaltungsblatt für Leihbibliotheken, Privatgesellschaften und Familienkreise. 1stes Heft. Gr. 4. Dinkelsbühl, Walthr. Preis des Semesters 1 Thlr. 8 Gr.

Heller, W. R., Der Wende. Erzählung. 8. Leipzig, Drobisch. 1837. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann, K. F. V., Europa und seine Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben. In acht Bänden, mit drei Karten, neun Städtegrundrissen und einhundert Holzschnitten. 2ter Band, enthält: Das Wasser. — Auch u. d. T.: Die Gewässer Europa's. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 12 Gr.

Hof-Kalender, Gothaischer genealogischer, auf das Jahr 1837. 74ster Jahrgang. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1837. Mit Beiträgen von A. v. Tromlitz, Fr. Laun, Ad. Ritter v. Tschabuschnigg, J. N. Vogl, F. Dingelstedt, M. G. Saphir. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.

Kerner, J., Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens, und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. Stuttgart, Cotta. 9 Gr.

Kleinschrod, C. T., Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Mit mehren Tabellen. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Könige, Drei, aus dem Geschlechte Wittelsbach, Max I., Ludwig I., Otto I. der Baiern und Hellenen Stolz. Herausgegeben von Dr. J. H. Wolf und Dr. W. Lindner. Gr. 8. München, im Verlage der Herausgeber. (Finsterlin.) 8 Gr.

Kottenkamp, F., Die Engländer. 8. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 12 Gr.

Londondery, Marquis von, Geschichte des Krieges von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet durch *D. G. v. Ekendahl.* 2 Theile. Gr. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 12 Gr.

Morell, Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bände. 8. Stuttgart, Weise. 2 Thlr.

Öttinger, E. M., Das schwarze Gespenst. Taschenbuch für Satire, Ironie und Persiflage ohne Goldschnitt. 2 Theile. Gr. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. I. Lüge und Wahrheit, Schauspiel. Die Braut aus der Residenz, Lustspiel. Der Oheim, Schauspiel. Zum Besten des Frauenvereins zu Dresden. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Verfasserin: Prinzeß Amalie von Sachsen.

Rank, G. F., Dramatische Zeitbilder. 1ster Band. Inhalt: 1. Der Emporkömmling oder Bürger und Aristokrat. Charaktergemälde in fünf Aufzügen. 2. Die Patrizier. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, O. Wigand. 1837. 2 Thlr.

Riffel, C., Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Von der Gründung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Von der Gründung des Christenthums bis auf Justinian I. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Schefer, L., Kleine Romane. 1ster Theil. Die Geschiedene. — 2ter Theil. Unglückliche Liebe. — Das vergiftete Testament. 16. Bunzlau, Appun. Preis für 3 Bdchn. 3 Thlr.

Schütt, A., Psyche. Episches Gedicht in drei Gesängen. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 8 Gr.

Skizzen, Romantisch-historische, aus Östreichs Vorwelt. Von Emil **. 8. Wien, Beck. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

Stuhr, P. F., Die Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch, Genealogisches, der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1837. 10ter Jahrgang. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr. 8 Gr.

Tschischka, F., Kunst und Alterthum in dem östreichischen Kaiserstaate. Geographisch dargestellt. Gr. 8. Wien, Beck. 2 Thlr. 6 Gr.

Uschold, J., Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Veilchen, Das. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. 20ster Jahrgang. 1837. 16. Wien, Buchholz. 1 Thlr. 8 Gr.

Vorbilder für alle Stände. I. Lebensbeschreibungen ausgezeichneter und berühmter Gewerbetreibender und Fabrikunternehmer u. s. w. — Auch u. d. T.: Lebensbeschreibungen für Gewerbtreibende. Insbesondere für Sonntags-, Real- und Gewerbschulen, gewerbliche Lese-Vereine, Bibliotheken und alle Freunde der Gewerbs- und Volksbildung. I. Schmid. Gottlob Nathusius. Jacquard. John Cockerill. Auf Kosten eines Vereines zur Förderung des Menschenwohles, allgemeiner Volksbildung und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Gr. 16. Verlag des Vereines ꝛc. Leipzig, Schmidt. 8 Gr.

Zeller, M. F., Beschreibung des chinesischen Reichs und Volkes nebst Übersicht der Geschichte Chinas. Mit Rücksicht auf die Ausbreitung des Christenthums in diesem Länder-Gebiet. Für Leser aus allen Ständen bearbeitet. Mit 1 Karte des chinesischen Reichs. Gr. 8. Stuttgart, Beiler. 1 Thlr. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 291. — 17. October 1836.

Freie Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1834 von Eduard Bobrik. Zürich, Ziegler u. Söhne. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist natürlich ein Unterschied, ob eine Ästhetik von einem bloßen Kunstliebhaber, oder von einem ausübenden Künstler, oder endlich von einem speculativen Philosophen geschrieben wird. Obgleich aber ein jeder von diesen Dreien der Ästhetik ein mehr oder weniger von den übrigen abweichendes Aussehen geben wird, so waltet dabei zugleich doch der Vortheil ob, daß, sobald nur alle sich innerhalb der nicht schwer zu erkennenden Grenzen halten, es der Natur dieser Wissenschaft auch keineswegs entgegen ist, von so verschiedenen Seiten, wie die genannten sind, betrachtet zu werden, daß man im Gegentheil behaupten darf, es könne ihr nur Nutzen daraus entspringen, oder, es sei ihr sogar nothwendig. Wir wollen nämlich annehmen, daß es dem Kunstfreunde wesentlich sei, das von den Künstlern Dargebotene in dem ihm zukommenden Grade der Reinheit aufzufassen und in der entsprechenden Wirkungsweise auf das Subject zu fixiren, oder, um es noch anders zu bezeichnen, das ästhetische Was in klare Begriffe zu bringen und die einem jeden entsprechende Gemüthslage theils für sich, theils in ihren durch das Zusammentreffen mit anderen Gemüthslagen entspringenden Modificationen erkenntlich zu machen. Der wirkliche Künstler dagegen mag hypothetisch seine charakterisirende Aufgabe darin finden, über das schon fertige, nur empirische Feld des Kunstfreundes hinaussteigend, die zwischen dem ästhetischen Was der Kunstproducte und den schöpferischen Vorstellungsmassen des Gemüthes stattfindende Verbindung zu enthüllen, mithin, einerseits jene empirischen Elemente des bloßen Kunstfreundes gleichsam in ihre geistige Quelle einzutauchen, wie andererseits eben diese letztere in ihrer freien Idealität dem Auge vorzuhalten. Der speculative Philosoph endlich, als Ästhetiker, mag die Bedeutung seines Problems darein legen, daß er nur das Elementare des ganzen Schönheitsgebietes zu ergründen strebt, und zwar von einer doppelten Seite, einmal durch sogenannte Construction, und alsdann, um das innere Warum dieser Constructionen darzuthun, mit den Hülfsmitteln der deducirenden Psychologie. Wenn sich dieses so, wie gesagt, verhält, so leuchtet ein, daß hierbei der Kunstfreund nicht weniger als der Künstler, und dieser nicht weniger als der speculative Philosoph eine der Ästhetik zur Erschöpfung ihres gesammten Inhaltes nothwendige Function verrichtet, und man erkennt, daß, wie verschieden voneinander auch die von diesen drei Richtungen ausgehenden Arbeiten ausfallen müssen, eine jede den andern doch zur Ergänzung dient, und mithin zu diesen in Beziehungen stehen muß, welche zu benutzen, ihr nur vortheilhaft sein kann.

Betrachtet man aus diesem, allerdings nur dem Begriffe nach stattfindenden, deshalb aber in der That die Sache erleichternden Gesichtspunkte die Arbeit des Herrn Bobrik, so wird man ebenso bald gewahr, daß derselbe den Inhalt seiner Vorträge nach allen dreien, eben bezeichneten Richtungen zusammengefügt, als man gestehen muß, daß er diese Zusammenfügung auf eine sehr vortreffliche Weise durchgeführt hat. Dies Letztere will um so mehr sagen, da, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, der Verf. seine Überzeugungen nach einem philosophischen Systeme gebildet hat, welches in den ästhetischen und praktischen Gegenständen nicht weniger als in den rein theoretischen das Meiste auf die größte Schärfe und Tiefe der Begriffe zu setzen gewohnt ist, und es also gewiß nicht ohne eine Art von Kunst möglich war, die von diesem Systeme in Betreff der Ästhetik erforschten Resultate einer zwar höchst gebildeten, dennoch aber wahrscheinlich auch manche Berücksichtigung fodernden Gesellschaft so vorzutragen, daß dadurch ebenso sehr die letztere durch angenehme Belehrung und geistige Erholung und Erheiterung, als der Gegenstand selbst durch Klarheit und Verständlichkeit befriedigt wurde. Es macht uns Vergnügen, sagen zu können, daß der Verf. diese Aufgabe in jeder Beziehung gelöst zu haben scheint. Wenn aber auch aus den besondern Umständen, unter denen der Verf. vortrug, Manches hergeflossen sein sollte, das eine strenge Kritik zu einigen misbilligenden Bemerkungen veranlassen könnte, so wollen wir dies doch hier ganz bei Seite lassen und uns dagegen erlauben, etwas aus dem fünften Vortrage mitzutheilen, der unstreitig einer der interessantesten ist und dem Leser eine Gelegenheit geben kann, unsere obigen Anfangssätze sich auf eine speciellere Weise zu commentiren. Dieser fünfte Vortrag spricht von den verschiedenen Wirkungsarten des Schönen, je nachdem dabei das sinnliche oder intellectuelle, oder ästhetische Interesse und Wohl-

gefallen im Spiele ist, und gibt daher über die Eigenthümlichkeit dieser einzelnen Arten von Interesse wie über den Unterschied des letztern vom Wohlgefallen Auskunft.

Das Interessante zunächst pflegt man selten als ein Einzelnes zu finden, sondern es steht seiner Natur nach mit einer Anzahl anderer Gegenstände in Verbindung, welche in diesem Sinne das Gleichgültigere genannt werden. Man bemerkt hierbei, daß Das, was interessant heißt, aus seiner Umgebung, jenem Gleichgültigern, hervortritt und in dieser seiner Höhe vorzugsweise die Aufmerksamkeit fesselt, oder, mit andern Worten, im Gemüthe dominirt. Diese erste empirische Auffassung ist in der That der Sache gemäß, denn die psychologische Erklärung bestätigt sie dadurch, daß sie nachweist, wie eine gewisse Vorstellung oder ein Complex von Vorstellungen oft eine große Anzahl anderer im Gemüthe zurückzuhalten, gegen die Schwelle des Bewußtseins zu drängen vermag und mitunter, während die Aufmerksamkeit allein nur unter den Gliedern jenes Complexes umherzulaufen scheint, diese sogar von jenen mehr zurückgehaltenen Vorstellungen noch unterstützt werden. Allein in diesem Verhältnisse, worin das Interessante zu jenen Nebenvorstellungen steht, liegt sogleich der Keim zu noch andern Erscheinungen, die für das Interessante ebenso wesentliche Merkmale liefern, als wir eben das Fesseln der Aufmerksamkeit für ein solches ausgaben. Nothwendig nämlich muß die Verbindung mit andern Vorstellungen den Erfolg haben, daß das Interessante von diesen einzelne oder ganze Reihen, die bis dahin gleich den frühern tiefer im Bewußtsein standen, aufregt und in Bewegung bringt; hierdurch bekommt der jener erstern sich vertiefenden Aufmerksamkeit entsprechende Zustand des ruhigen Interesses noch einen Zusatz, nämlich die Aufmerksamkeit geht in Erwartung über, und das Interessante, das uns vorhin gleichsam als die Spitze einer unter ihm liegenden, es selbst aber tragenden und hebenden Vorstellungsmasse erschien, wird jetzt der Anfangspunkt eines weiterlaufenden Vorstellens und damit der Grund eines aufgeregten Gemüthszustandes, sodaß es jetzt nun gleichsam von einer Vergangenheit und Zukunft umgeben ist. Drittens aber denke man sich, daß dem der Erwartung entsprechenden Zustande des Gemüthes die wirklich eintretenden neuen Zustände nicht auf solche Weise zusagen, wie dies die eigentlich erwarteten würden gethan haben, so ist hiervon wiederum die Folge, daß auch der Zustand der Erwartung noch eine Modification bekommt, und zwar die, daß seine vorherrschende Neigung zu dem Erwarteten wegen der von dem nicht entsprechenden Neuen auf dieselbe rückwirkenden Spannung jetzt in den Zustand des Begehrens übergeht, welcher, da wir denselben in einem angefüllten und mit einem Körper versehenen Gemüthe annehmen, sich endlich entweder als Foderung oder als hervortretende Handlung offenbaren kann. Dies Alles zusammengenommen ist nun Dasjenige, was den Zustand des Interesses ausmacht, sowol mit seiner Veranlassung wie mit seinen Folgen, und welches mithin das Interessante charakterisirt.

Man kann diese Sätze sich am leichtesten bei beweglichem Interessanten deutlich machen, also etwa dadurch, daß man sich als betheiligten Zuschauer einer Schlacht denkt und sich versinnlicht, über wie viele Scenen dabei das Merken hineilen, bei den wichtigern verharren, dann beim Hauptschlage stehen bleiben, wie dieser aber, wegen seiner schon vorgefühlten Erfolge, zu drängenden Erwartungen veranlassen, dann wieder wegen Hindernisse Hemmungen erleiden, dadurch also den Zuschauer zu Foderungen treiben, ja ihn endlich mit zur Handlung wird fortreißen können; aber wir wollen lieber das schon mehrfach gebrauchte und auch vom Verf. benutzte Beispiel hersetzen, weil dieses dem Ästhetischen näher liegt.

Die ersten Scenen eines Dramas z. B. regen eine Menge von Vorstellungen in dem Zuschauer an, als ob nun der nächste Verlauf der begonnenen Handlungen und Situationen auf diese oder jene Weise fortschritte, das Ganze der Darstellung sich auf diese oder jene Art weiter verwandeln müßte. Wie lange alsdann diese vorausgedachten Scenen mit ihren neuen Handlungen, Situationen und Verwandlungen sich darzustellen noch zögern, schwebt das Interesse mit diesem Theile seines noch nicht verwirklichten Gedankeninhaltes in der Erwartung. Hier geht das Interesse offenbar aus dem Gegenwärtigen, an welchem die vertiefende Aufmerksamkeit haftete, über zum Künftigen, noch nicht Erschienenen, nur Erwarteten. Der Erfolg der später eintretenden Scenen und ihrer Verwandlungen stimmt nun mit den vorausgebildeten Vorstellungen, mit den Erwartungen überein oder nicht. Es kommt nun darauf an, ob das Gemüth sich die theilweisen oder gänzlichen Abweichungen des wirklich Erscheinenden von dem Erwarteten ruhig gefallen lasse oder nicht. Erhalten die durch das neu Erscheinende erregten Vorstellungen in dem Gemüthe das Übergewicht über die von dem ersten Interesse in das Bewußtsein hineingerufenen Vorstellungen mit leichter Mühe, so entsteht ein neues Interesse an dem nun wirklich vorhandenen neuen Gegenwärtigen, welches vielleicht wieder neue Erwartungen anregt, die neuen Erfüllungen oder Täuschungen entgegengehen. Diesen Wellenschlag zwischen vertiefter aufmerksamer Anschauung und immer neu erregter Erwartung kann man in allen classischen Dichterwerken erkennen, in denen der geübte Dichter unsere Gedankenreihen so entfaltet und fortlenkt, als wären sie dem natürlichen Triebe in einer gemüthlichen Erinnerung überlassen. Will man dies endlich auf die Verschiedenheit des Auffassens übertragen, so wird man bemerken, daß dem Liebhaber die Erwartung, dem Kenner die deutlich ausgesprochene Foderung, dem ausübenden Künstler die Handlung mit dem ganzen Erfolge planmäßig überlegten Wollens die geläufigste Äußerung seines höhergestiegenen Interesses zu sein pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elisabeth Kulmann.

Eine die Aufmerksamkeit fesselnde Erscheinung ist diese junge begabte Dichterin, die, in einem fernen, nicht deutschen Lande, unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen lebend, nur ihr 17. Jahr erreicht und vier Bände deutscher Gedichte hinterläßt! Es sind dies ergreifende Klänge aus den Tiefen eines leichtbewegten und schön gestimmten Gemüths; aber was den erstaunten Leser, wenn nicht noch mehr anzieht, so doch in größere Verwunderung setzt als der gedankenreiche, lyrische Erguß, ist die genaue Bekanntschaft der jungen Dichterin mit Hellas Welt, ihren Heroen und Sängern, welche ein Studium voraussetzt, das man nicht erwartet. Bei dem Hinblick auf die seltenen Gaben und die noch seltenere Erudition, die mit der jugendlichen Sängerin untergingen, empfindet man schmerzlichst das herbe Walten menschlichen Schicksals. Elisabeth Kulmann

ward am 5. Juli alt. St. 1803 zu Petersburg geboren. Ihren Vater, Bernhard Kulmann, der anfangs im russischen Heere gedient, dann mit dem Prädicat eines Collegienraths ein Civilamt verwaltet hat, verlor sie frühzeitig und fiel nun mit mehren Geschwistern der Sorge einer zärtlichen, aber dürftigen Mutter anheim. In einem entfernten Theile der Residenz zunächst dem finnischen Meerbusen wohnend, verlebte sie ihre Kindheit in den ärmlichsten Umständen; aber schon im fünften Jahre wurden ungewöhnliche Geistesgaben und eine reiche productive Phantasie an ihr bemerkbar. Damals dichtete das Kind folgende Fabel, deren Entstehung in einem so jugendlichen Kopfe merkwürdig ist: „Ein armer Mann hatte einen Hund, der sein Haus bewachte und schmeichelnd um ihn herumsprang, wenn der Mann sich müde gearbeitet hatte und ausruhte. Der Mann liebte sehr seinen Hund, aber der Hund ging plötzlich verloren. Da grämte sich der Mann und weinte bitterlich. Seinen Kummer sah der helle Mond, lächelte ihn an und sprach: Weine nicht, guter Mann, dein Hund ist bei mir, komm du auch zu mir, ich gebe dir eine Hütte und Brot. Der arme Mann hörte auf diese Rede, und nun ist er im Monde, sieht von dort auf uns herab, und es ist ihm wohl." Die Gaben des Kindes fanden einen großmüthigen Pfleger an einem Jugendfreunde des Vaters, Dr. Großheinrich, damals Erzieher in einem adeligen Hause zu Petersburg. In ihrem sechsten Jahre schrieb Elisabeth richtig Deutsch, die Sprache ihrer Ältern, und Russisch, die Landessprache, zugleich drückte sie sich mit Leichtigkeit im Französischen aus. Sie hatte auch Gelegenheit gefunden, Unterricht im Italienischen zu erhalten, das bald ihre Lieblingssprache ward. Voll Verwunderung hörte man das elfjährige Mädchen in der Art italienischer Improvisatoren lange Stellen aus Tasso mit ihrer jugendlichen Silberstimme recitiren, die man geneigt war für eine römische zu halten. In ihrem 12. Jahre erlebte Elisabeth eine günstige Veränderung in ihrer äußern Lage. Abramow, der griechische Geistliche des Bergcorps, eines Instituts zum Unterricht angehender Bergbauoffiziere, der Frau und Tochter durch den Tod verloren hatte, bot Elisabeth's Mutter, deren dürftige Lage ihm bekannt war, einen Theil seiner jetzt leerstehenden Amtswohnung an. Durch den Umzug in das Gebäude des Bergcorps kam Elisabeth in Berührung mit der Familie des damaligen Directors desselben, von Meder. An seinen Töchtern fand sie ihr bald befreundete Gefährtinnen und konnte Theil nehmen an ihrem Unterrichte. Auf diese Weise erlernte sie in raschen Fortschritten Musik, Tanz, Zeichnen und erwarb sich die Ausbildung, die man jungen Mädchen von Stande angeeignet. In ihrem 12. Jahre erlernte sie mit wunderbarer Schnelligkeit Latein, las mit Dr. Großheinrich Cicero's Briefe, übersetzte Oden des Horaz. Eine Äußerung dieses ihres Lehrers im Gespräch mit Andern, wie befriedigend die Kenntniß der griechischen Sprache sei, um in den Werken hellenischer Dichter die wunderbare Kraft eines poetischen Gedankens zu erfassen, der in die möglichst schönen Sprachformen eingekleidet ist, erweckte in der jungen Brust den Wunsch, auch diese Sprache sich zu erschließen. Der großmüthige Pfleger ihres Geistes schenkte ihr einen Homer und gab ihr, durch seine Berufsgeschäfte fern von ihr gehalten, an seinem einzigen freien Wochentage, dem Sonntage, Unterricht im Griechischen. Im vierten Monat desselben las sie das Evangelium Matthäi, nach 15 Monaten Pindar, der ihr Liebling ward. Jetzt wandte sie ihre Aufmerksamkeit auf die neugriechische Sprache, und so außerordentlich war ihre Gabe, Sprachen zu erlernen, daß sie bald mit großer Fertigkeit Neugriechisch sprach. Ein Moreot, der sie sah, hielt sie für eine Griechin, ja bestimmte die Insel im Archipelagus, von der sie, ihrer Aussprache, nach gebürtig sein müsse. In diesem Glauben bestärkte ihn die äußere Erscheinung Elisabeth's. Die Linien ihres schönen Gesichts waren griechisch; das mit leichter Wangenröthe überflogene Lilienweiß desselben umschatteten dunkle Locken, das Auge war tiefblau wie südliche Augen, wenn sie nicht schwarz sind. So sehr Elisabeth mit jugendlichem Enthusiasmus und dem Eifer eines Philologen an Hellas Dichtern hing, so fand sie doch Zeit und Lust, die englische, spanische und portugiesische Literatur kennen zu lernen. Sie übersetzte Deutsch aus dem Englischen Bruchstücke aus Milton's „Verlornem Paradies", aus dem Spanischen Iriarte's Fabeln, aus dem Portugiesischen dreißig Oden von Manoel. Von den neuern Literaturen zog sie am wenigsten die französische an, und sie hat nichts aus dieser Sprache übersetzt, aber über die ältern französischen Dramen scharfsinnige Urtheile ausgesprochen, die Urkunden ihrer ungemeinen Belesenheit sind. Gönner der jungen Dichterin suchten ihr die Theilnahme der Kaiserin Maria zu verschaffen und überreichten derselben eine Auswahl Anakreontischer Oden, die Elisabeth deutsch und russisch und einige auch italienisch übersetzt hatte. Ein reiches Geschenk der Kaiserin erfreute die Dichterin und erweckte in ihr eine enthusiastische Erkenntlichkeit. Nur 15jährig dichtete sie jetzt, deutsch und russisch, zum Preis ihrer Wohlthäterin: „Das Denkmal Berenicens", einen Cyklus von Gedichten voll hellenischen Geistes. Berenice, die Mutter des Ptolemäus Evergetes, die Schützerin der Kunst und Wissenschaft, ist ihre Wohlthäterin, die Kaiserin Maria, Alexander's Mutter. Zehn gleichzeitige Dichter, Lykophron von Chalcis, Philemon, Bion, Moschus, Apollonius von Rhodos, Homer der jüngere, Aratus, Philotas, Kallimachus und Theokrit beginnen wetteifernd Gesänge zum Preis ihrer Beschützerin Berenice, jeder in der ihm eigenthümlichen Weise. Diese vereinigten Gesänge betragen im Druck 180 Seiten und nur selten ist ein panegyrisches Gedicht mit so viel Sinn, Geschmack und Erudition abgefaßt worden. Ein Gedicht ähnlichen Geistes ist „Korinna". Diese Zeitgenossin Pindar's soll, wie berichtet wird, im Wettgesange mit ihm fünfmal den Preis davongetragen haben. „Ich glaube es nicht", sprach einst die 15jährige Schülerin zu ihrem Lehrer; „zu erhaben ist Pindar, als daß ein Frauenzimmer ihn hätte übertreffen können. Die Richter müssen bestochen gewesen sein; aber immer ist es Schade, daß von Korinna keine Gedichte auf uns gekommen sind. Nicht leicht war es, in Griechenland den Ruhm einer guten Dichterin zu erlangen, und sie hatte diesen." — „Erwecken Sie Korinna, wie Macpherson den Ossian", erwiderte scherzend der Lehrer, und nach einiger Zeit zeigte ihm Elisabeth ein russisches und auch ein deutsches Gedicht, in Korinna's Geist gedichtet. Erstaunt munterte sie Dr. Großheinrich zu fernern Versuchen auf, und so entstand eine Reihe von Gedichten, im Druck 220 Seiten, „Die Gesänge Korinna's" genannt, voll Anmuth, reicher Erfindung und Kenntniß des Alterthums. Die Schilderungen griechischer Landschaft und südlicher Natur setzen in Erstaunen, wenn man bedenkt, daß die 16jährige Verfasserin nichts weiter gesehen als eine morastige Newainsel, ein graues Meer mit flachen Ufern, dürres Birkenlaub und den bleichen nordischen Himmel. Als Zeugniß der Leichtigkeit ihrer poetischen Production und der Entwickelung der Gedanken aus dem eignen, begeisterten Wesen, schreiben wir hier eins ihrer frühesten deutschen, fast noch in den Kindesjahren abgefaßten Gedichte aus:

Du willst, daß ich dir sage,
Woher mir die Gedanken
Zu meinen Bildern kommen.
Wie soll ich das erklären,
Ich kann es nur durch Bilder.
Hast du noch nie den Himmel
Ganz wolkenfrei gesehen?
Nun, da erblick' ich manchmal,
Nicht an dem Himmelrande,
Nein hoch im Reich der Lüfte
Ein zartes leises Wölkchen,
Von dem ich mich vergebens
Bemühe zu entdecken,
Woher es wol entstanden.
So kommen mir gewöhnlich
Die allerersten, schönsten

Gedanken, ohne daß ich
Mir selbst erklären könnte,
Woher sie mir gekommen.
Ist aber dieses Wölkchen,
Nun einmal da, so bildet
Es schnell sich zum Gewölke,
Das tausend Formen annimmt,
Die eine immer schöner,
Anmuth'ger als die andre.
Oft sitz' ich in Gedanken
Und schaue in die Zukunft
Und denk' an Alles, was mir
Schon vaterlosen, später
Vielleicht auch mutterlosen
Begegnen wird im Leben.
Da hör' ich das Gezwitscher
Von einem kleinen Vogel,
Der sich auf einem Zweige
Der nahen Birken schaukelt.
Und mir ist es zu Muthe,
Als sagte mir der Vogel
In einer völlig klaren,
Mir längst bekannten Sprache:
„Was kümmerst du dich, Mädchen,
Vergeblich um die Zukunft?
Sieh, ich bin nur ein Vogel
Und bin stets froh und heiter. — —
Zwar weiß ich nicht, wohin sich
Die mich gebar, begeben,
Ich habe weder Bruder,
Noch Schwester, noch Verwandten,
Und dennoch siehst du, daß ich
Des Lebens mich erfreue!"
Ich hör' sein Lied und deute
Es mir so aus, und heiter
Wird mir aufs neu die Seele.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Einem der zahlreichen chinesischen Romane (denn man schreibt deren in China beinahe ebenso viele als in Deutschland) liegt folgende Fabel zu Grunde, welche komisch genug ist.

Ein Schüler von der Sekte der Taoutse oder Doctoren der Vernunft geht des Abends unter den Grabstätten spazieren, um dort seinen Meditationen Raum zu geben; hier bemerkt er an einem frischen Grabmale eine junge Dame damit beschäftigt, mit einem großen Fächer das Grabmal abzuwedeln. Bei dieser seltsamen Manipulation vergießt sie reichliche Thränen. Der Scholastiker, welcher meint, dies sei eine Selbstkasteiung zur Ehre des Todten, tritt gerührt zu der jungen Frau und fragt sie, warum sie sich diese sauere und unersprießliche Mühe gebe. „O", antwortete ihm die junge Frau, „Ihr erblickt in mir, mein Herr, eine trauernde Witwe auf dem Grabe ihres Gatten. Er war mir sehr theuer und liebte mich mit gleicher Zärtlichkeit wieder. Bei seinem Tode, der ihn sehr betrübte, waren dies seine letzten Worte: Mein geliebtes Weib, solltest du je daran denken, dich zum zweiten Male zu verheirathen, so beschwöre ich dich, mindestens so lange zu warten, bis der Möttel auf meinem Grabmal trocken ist. Nun", fügte das Weib hinzu, „seht ihr mich beschäftigt, mein Herr, das Grab meines Mannes anzuwedeln, damit es etwas eher trockne, denn es ist noch außerordentlich feucht." O du Ungeheuer, denkt der Doctor der Vernunft bei sich selbst, geht eilig nach Hause zu seinem jungen Weibe und erzählt ihr den Vorfall. Die Frau des Doctors scheint im Innersten empört über die leichtfertige Gesinnung der andern Frau: „Wie ist es möglich", ruft sie aus, „daß ein Weib zum zweitenn Male sich vermählen! Ich schwöre dir's zu, mein Geliebter, sollte ich je das Unglück haben, dich zu verlieren, so bleibe ich zeitlebens ledig." — Wir wollen sehen, denkt der Philosoph und Doctor der Vernunft, ob sie die Probe halten wird. Nicht lange darauf streckt ihn eine schwere Krankheit aufs Lager. Es erfolgt eine zärtliche Scene; der Ehegemahl, der sein Ende vor Augen sieht, nimmt für immer Abschied von seiner bis in den Tod betrübten Gattin. Sie wiederholt ihm ihren Entschluß, daß sie zeitlebens Witwe bleiben will. Unter dieser tröstlichen Versicherung segnet der Doctor der Vernunft das Zeitliche. Die Witwe jammert entsetzlich. Es finden sich bald Tröster, unter Andern auch ein junger, sehr hübscher Mann u. s. w. Der Sarg des ersten Gemahls ist noch nicht zur Erde bestattet, da ist schon die Sache mit dem zweiten richtig. Es werden bereits die Vorkehrungen zur Hochzeit getroffen, als dem Bräutigam plötzlich sehr unwohl wird und er, wie vom Schlag getroffen, für todt zu Boden stürzt. Da kommt ein Nachbar zu der ganz untröstlichen Braut und bedeutet ihr, ruhig zu sein, denn diese Zufälle hätten nichts auf sich, wenn man nur in der Eile des Gehirns eines unlängst Verstorbenen habhaft werden und dies dem Apoplektischen in warmem Wein zu trinken geben könne. „Ei was", ruft die Frau erfreut, „da ist uns ja geholfen, mein Mann ist erst vor wenig Tagen gestorben, ich will gleich selbst den Sarg öffnen und ihm das Gehirn herausschlagen; er ist ja todt der Arme und fühlt es nicht mehr." Sie eilt sogleich mit einer tüchtigen Haue in den Garten, wo der Sarg beigesetzt worden; allein eben da sie den schauerlichen Schlag thun will — o Schrecken, so erhebt sich der Leichnam, und der todtgeglaubte Mann steht vor ihr. „Mein gutes Weib", sagt er, „hilf mir aus dem verdammten Kasten steigen!" Auf diesen großen Schreck that das Weib das Gescheiteste, was sie thun konnte, das heißt: sie hing sich an dem ersten besten Baum auf. Der Doctor der Vernunft aber schnitt ruhig ihren Körper ab, und nachdem er sich höchst kaltblütigerweise überzeugt, daß sie ihrerseits vollkommen todt sei, legte er sie in seinen eignen Sarg und scharrte sie ein, worauf er einen heiligen Schwur that, sich nie wieder in seinem Leben zu verheirathen. Diese einfache, aber ihrer ganzen Haltung nach echt orientalische Geschichte hat Voltaire in seinem „Zadig" so gut bearbeitet, als er sie auf seinem Standpunkte bearbeiten konnte, das heißt mit andern Worten, ziemlich schlecht. 11.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Abenteuer
des
Simplicissimus.
Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Herausgegeben von
Eduard von Bülow.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, dieses alte Buch, einen wahren und zwar den ersten Originalroman in der deutschen Literatur, wieder in einen größern Kreis von gebildeten Lesern einzuführen. Man kann den Simplicissimus zugleich als frühzeitige, deutsche Denkwürdigkeiten ansehen, insofern es kein anderes Werk gibt, das den Verfall und das Elend unseres Vaterlandes in jener unglückseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gleichwie Sitten und Denkungsweise während dessen, anschaulicher und lebendiger darstellt.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 292. — 18. October 1836.

Freie Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1834 von Eduard Bobrik.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Der Verf. geht jetzt, nachdem er also psychologisch das Interesse erläutert hat, zu den möglichen besonderen Arten desselben über, und nähert sich dadurch der Unterscheidung zwischen dem Interesse und dem Wohlgefallen. Die Arten des Interesses müssen sich natürlich durch die mögliche Verschiedenheit Dessen ergeben, woran das Interesse haften kann, und da bietet sich die Eintheilung in Sachen, Formen und Zeichen dar, sodaß den Sachen das sinnliche, den Zeichen das intellectuelle, den Formen aber das ästhetische Interesse und Wohlgefallen entspricht.

Eine Sache, welche sich vor den übrigen für uns geltend machen will, muß einen überwiegenden Eindruck auf unsere Sinne ausüben. Doch es ist bekannt, daß hierbei sowol auf die Eigenthümlichkeit dieser Eindrücke, als auch auf ihre Quantitäten, wie endlich auf die Art und Weise ihres Gegebenwerdens viel ankommt, wie und in welchem Grade das Interesse dabei stattfinden soll. Am meisten ist das sinnliche Interesse ein wandelbares und flüchtiges, sodaß, wie etwa bei dem analysirenden Auffassen der Merkmale eines Gegenstandes, oft ein mit Absicht unterstütztes und erhaltenes Verweilen hinzukommen muß. Ferner liegt es in den Gesetzen unserer Natur, daß die sogenannte Empfänglichkeit unserer Sinne, sobald sie den ihr möglichen Grad erreicht hat, unmittelbar wiedernachläßt, weshalb wir gleichsam stets zwischen den beiden Grenzen der frischen Regsamkeit und der ermatteten Abspannung leben; und endlich übt hier das aus diesem zweiten Punkte hervorgehende Gesetz der Gewohnheit einen außerordentlichen Einfluß aus. Es wird daher mit Recht bemerkt, daß, wenn man an diese Wandelbarkeit der sinnlichen Eindrücke noch die nachfolgenden Stufen der Erwartung, Foderung und Handlung anknüpfen wollte, man sehr leicht einsehen werde, wie wenig der geistigen Entwickelung das alleinige sinnliche Interesse gewähren kann, und wie sehr durch dasselbe ein ihm allein hingegebenes Gemüth ein bloßer Kanal für alle Empfindungen werden muß, die der Moment bringt und der nächste wiederverdrängt. Was aber das sinnliche Wohlgefallen betrifft, dessen Unterschied von demselben Interesse hier gleich genannt werden mag, so hat dieses seinen Ursprung in den während und neben der sinnlichen Wahrnehmung entstehenden sinnlichen Gefühlen, und seine Eigenthümlichkeit in der Befriedigung bald deutlich, bald nur dunkel bewußter körperlicher Bedürfnisse. Indeß muß man gestehen, daß dieser Gegenstand keineswegs schon so aufgehellt ist, wie man wünschen möchte; wir müssen uns vielmehr mit dem charakteristischen Merkmale des sinnlich Wohlgefälligen oder also des eigentlichen Angenehmen begnügen, daß es nämlich jedesmal ein von der Masse oder dem Stoffe untrennbares Gefühl ist, bei dem wir nicht, wie es bei dem ästhetischen und in manchen Fällen auch bei dem intellectuellen Interesse und Wohlgefallen angeht, den Stoff aus seiner Verbindung mit dem Gefühle herausnehmen und ihn als etwas Gleichgültiges der Annehmlichkeit gegenüberstellen können.

Die Zeichen, z. B. die geschriebenen oder gesprochenen Wörter der sämmtlichen Sprachen, also diesen Begriff im engern Sinne genommen, interessiren nur mittelbar, nämlich als Mittel zur Erinnerung Dessen, was sie bezeichnen sollen, und deshalb hat das Interesse eigentlich nur einen Durchgangspunkt an ihnen, da die Aufmerksamkeit sowol wie die Erwartung am Ende immer auf das Bezeichnete selbst gerichtet ist; die reine Sprachforschung macht hiervon die einzige Ausnahme. Man muß daher diesen Begriff „Zeichen" hier in einem weitern Sinne nehmen, sodaß unter ihn selbst Sachen und auch gewisse Formen fallen können, nämlich als Symbol oder Andeutung eines Gedankens; ja, wenn man die Unterscheidung zwischen Subjectivem und Objectivem so zulassen dürfte, daß unser Wissen das Letztere in Wahrheit abbildete, so möchten selbst die Begriffe, namentlich die individuellen, als Zeichen angesehen werden können, nämlich als Abdrücke oder Bilder von dem durch sie gedachten Objectiven. Auf diese Weise wird dem Leser einerseits leicht eine Menge Beispiele von dem Interesse an Zeichen beifallen, indem er etwa an die Auslegung der Hieroglyphen oder an alle Untersuchungen der mythologischen Symbolik denkt, und andererseits wird er begreiflich finden, weshalb man dieses Interesse mit Recht das intellectuelle nennen kann, deshalb nämlich, weil in den meisten Fällen dabei jene bezeichneten rein geistigen Zustände in dem Gemüthe vorherrschend sind.

Der Verf. macht an dieser Stelle die sehr wahre Bemerkung, daß selbst die höchsten Ahnungen über Gottheit und Unsterblichkeit, die tiefsten Untersuchungen und Überzeugungen von den ersten Gründen und dem nothwendigen Zusammenhange der wirkenden Naturkräfte im Grunde nichts Anderes seien, als ein Gedankengewebe, dessen erste Fäden sich an den Rahmen dargebotener Zeichen anknüpfen, oder von den oft kenntlichen, öfters noch kaum erkennbaren Spuren jener Gewalten ausgegangen sind.

Das intellectuelle Wohlgefallen wird einem Jeden bekannt sein, der irgend schon einmal Hindernisse gegen Wünsche und Begehrungen überwunden oder seine Befürchtungen in einen glücklichen Erfolg hat auslaufen gesehen; am meisten aber muß es wol Denen, die sich mit der Kunst und den Wissenschaften befassen, zu Theil werden, wie dies wenigstens die vielfachen Versicherungen glauben lassen, daß die Freuden der geistigen Arbeit und deren glücklichen Gelingens weit jedem andern Genusse sollen vorzuziehen sein. Und in der That, auch die psychologische Erklärung kann dies nur bestätigen, indem zu demjenigen Processe, welcher zur Erzeugung des intellectuellens Wohlgefallens erfoderlich ist, sich besonders in der Kunst und in den Wissenschaften Gelegenheit findet. Wir lernen diesen Proceß am kürzesten aus den eignen Worten des Verf. kennen, die hier daher folgen mögen.

Man denke sich nämlich ein paar Gedankenreihen, welche sich auf die Art gleichzeitig im Bewußtsein entwickeln, daß sie durch gemeinschaftliche Wirkung gegen ein und dasselbe Hinderniß sich gegenseitig begünstigen. Die Bestrebungen und Regungen des intellectuellen Interesses, namentlich wenn es durch seine höhern Entwickelungsstufen zu den verwickelteren Untersuchungen und Forschungen antreibt, bringen eine Mehrzahl von Vorstellungsreihen in wirksame Bewegung; es hängt nun von der Beschaffenheit dieser Reihen ab, ob sie mehr eine gegenseitige Hemmung, oder mehr eine gegenseitige Beschleunigung und Verstärkung ihrer Klarheit im Bewußtsein hervorbringen werden, und weiter von diesem Resultate hängt es ab, ob das intellectuelle, an diesen Gedankenentwickelungen genommene Interesse auch zum Wohlgefallen werden könne. Vereinigen sich nämlich einzelne Vorstellungen oder Reihen derselben ohne bemerkbare Hemmung zu einer neuen Gesammtkraft, mit welcher sie die entgegengesetzten Vorstellungen und Gedankenreihen unter die Schwelle des Bewußtseins hinabdrücken, so enthält die Entwickelung der mit ihnen verbundenen Gedanken eine neue Energie, und diese Begünstigung des innern Organismus bringt ein dem sinnlichen Wohlgefühl analoges Resultat aus dieser rein geistigen Quelle hervor. Daher das erhöhete Lebensgefühl, welches mit jedem neu verstandenen oder neu gebildeten Schlusse, jeder neuen Combination oder jeder neu gewonnenen Ansicht verbunden zu sein pflegt. Daher die Vorliebe für oft gelungene Geistesthätigkeiten, welche den Lauf der dazu gehörigen Gedanken in mühelosem Fluß erhalten, während eine schwierige Gedankenarbeit, z. B. ein erst seit Kurzem angefangenes Sprachstudium, alle gewöhnlichen Gedanken zu lange und schwer hinabdrückt, welche an der Schwelle des Bewußtseins umhergelagert und von dem ganzen Triebe und Drucke immer elastischer gespannt, ein fühlbares Misbehagen hervorbringen, bis endlich das absichtliche Nachlassen von der Anstrengung allen jenen Gedanken freien Lauf in das Bewußtsein hinein verstattet und das bekannte Wohlgefühl der Erholung hervorruft. Die vorzügliche Ursache also, weshalb sich aus dem blos Interessanten des intellectuellen Interesses das Wohlgefällige erzeugt, liegt in derjenigen Wirksamkeit, durch welche irgend ein entweder neues oder auch schon älteres, aber in der Verbindung, worin es alsdann erscheint, wieder als Neues Dargebotenes den schon vorhandenen Gedankenkreis in Bewegung setzt, und die Möglichkeit dieser Wirksamkeit liegt wiederum in der mannichfaltigen Verbindung der Gedankenreihen, die sich dem Inhalte der einzelnen Vorstellungen gemäß geknüpft hat. Mag man nun übrigens sämmtliche Geistesträfte als ursprünglich in der Seele vorhanden annehmen, sodaß das Leben nur ihre Entwickelung veranlaßt, oder mag man sie sich erst während des Lebens sich bildend denken, durch den täglichen Zufluß neuer Gedanken und durch die täglich anwachsende Verbindung unter denselben: für beide Meinungen ist die gleiche Möglichkeit vorhanden, sich das Resultat der Entwickelung oder Bildung ähnlich zu denken mit dem körperlichen Organismus, und demgemäß für diesen Organismus der geistigen Kräfte Begünstigungen und Hindernisse in den neuen Gedankenbewegungen und dem neu dargebotenen Gedankenstoffe anzuerkennen, als dergleichen Begünstigungen und Hindernisse in den neu dargebotenen Nahrungsstoffen und deren Wirksamkeit für den körperlichen Organismus enthalten sein und fühlbar werden können. Auf diese Art bedeutet also das intellectuelle Wohlgefallen das für das Geistige, seines Inhaltes wegen, Angenehme, wie das sinnlich Angenehme das den Sinnen Wohlgefällige bedeutet.

(Der Beschluß folgt.)

Elisabeth Kulmann.

(Beschluß aus Nr. 291.)

Außer den bereits erwähnten deutschen Übersetzungen hat Elisabeth in diese Sprache noch übersetzt: aus dem Russischen einige lyrische Gedichte von Lomonossow, Derschawin u. A., sowie die vier Tragödien des beliebten russischen Trauerspieldichters Ossarow; aus dem Italienischen vier Tragödien von Alfieri und aus dem Griechischen den ganzen Anakreon, welcher letztere jetzt auch gedruckt ist. Diese zahlreichen Ergebnisse geistiger Thätigkeit setzen um so mehr in Erstaunen, wenn man in den biographischen Notizen über Elisabeth Kulmann liest, ihre Mutter sei so arm gewesen, daß keine Magd gehalten ward und Elisabeth viel von ihrer Zeit auf niedere Handleistungen des Hauswesens verwenden mußte. Sie trug dies Geschick mit leichter Ergebung und verglich sich scherzend, wenn sie Wäsche besorgte, mit Nausikaa. Ihr frühzeitiger Tod war auch nicht Folge geistiger Anstrengungen, wie man vielleicht geneigt wäre, es anzunehmen. Es war der verzehrende Odem der Armuth, der die schön sich entfaltende Blume welken ließ. Elisabeth hatte in den letzten Tagen des Octobermonats, der in Petersburg schon rauh ist, der Trauung einer Verwandten beigewohnt; sie war leicht gekleidet, der schützende Mantel fehlte der Dürftigen. Als sie aus der Kirche trat, mußte sie lange auf ihr Fuhrwerk warten; der vernichtende Herbstwind durchdrang die Unverwahrte und schon am andern Tage empfand sie die Folgen heftiger Erkältung. Drei Wochen darauf, am 19. Nov. 1824, ereignete sich jene bekannte Überschwemmung Petersburgs, die besonders hart den Stadttheil am finnischen Meerbusen traf, den Elisabeth bewohnte. Die Kranke erlitt durch die Gefahr, in der sie schwebte, die Noth, die sie um sich verbreitet sah, die nachtheiligste Erschütterung und es bildete sich in ihr der Keim der Schwindsucht, die innerhalb eines Jahres sie dem Grabe zuführte. Zwar hatten schon in dieser Zeit die bekannter gewordenen Leistungen der Dichterin die Aufmerksamkeit hoher Gönner auf sie gelenkt, die Hülfe fehlte nicht, aber der überwältigenden Krankheit war ihr Opfer nicht zu entreißen. Am 1. Dec. 1825 starb Elisabeth Kulmann, und ihr frühes Grab bezeichnet ein Denkmal von carrarischem Marmor, das ihre Freunde ihr aus dem Ertrag der Geschenke gesetzt, womit die regierende Kaiserin und die Großfürstin Helene die Dichterin haben ehren wollen. Auf einem antiken Sarkophage ruht eine zarte weibliche Gestalt, deren griechische Gesichtsbildung nur den Zügen Elisabeth's entlehnt sein soll. — Ihre russischen Gedichte erschienen gesammelt und gedruckt auf Kosten der Akademie der

Ch. 1. Of the Nature of Sin and Punishment. 1
Ch. 2. Of the Nature of Sin and Punishment. 2
Ch. 3. Of the Nature of Sin and Punishment. 3
Ch. 4. Of the Nature of Sin and Punishment. 4
Ch. 5. Of the Nature of Sin and Punishment. 5
Ch. 6. Of the Nature of Sin and Punishment. 6
Ch. 7. Of the Nature of Sin and Punishment. 7
Ch. 8. Of the Nature of Sin and Punishment. 8
Ch. 9. Of the Nature of Sin and Punishment. 9
Ch. 10. Of the Nature of Sin and Punishment. 10
Ch. 11. Of the Nature of Sin and Punishment. 11
Ch. 12. Of the Nature of Sin and Punishment. 12
Ch. 13. Of the Nature of Sin and Punishment. 13
Ch. 14. Of the Nature of Sin and Punishment. 14
Ch. 15. Of the Nature of Sin and Punishment. 15
Ch. 16. Of the Nature of Sin and Punishment. 16
Ch. 17. Of the Nature of Sin and Punishment. 17
Ch. 18. Of the Nature of Sin and Punishment. 18
Ch. 19. Of the Nature of Sin and Punishment. 19
Ch. 20. Of the Nature of Sin and Punishment. 20
Ch. 21. Of the Nature of Sin and Punishment. 21
Ch. 22. Of the Nature of Sin and Punishment. 22
Ch. 23. Of the Nature of Sin and Punishment. 23
Ch. 24. Of the Nature of Sin and Punishment. 24
Ch. 25. Of the Nature of Sin and Punishment. 25
Ch. 26. Of the Nature of Sin and Punishment. 26
Ch. 27. Of the Nature of Sin and Punishment. 27
Ch. 28. Of the Nature of Sin and Punishment. 28
Ch. 29. Of the Nature of Sin and Punishment. 29
Ch. 30. Of the Nature of Sin and Punishment. 30
Ch. 31. Of the Nature of Sin and Punishment. 31
Ch. 32. Of the Nature of Sin and Punishment. 32
Ch. 33. Of the Nature of Sin and Punishment. 33
Ch. 34. Of the Nature of Sin and Punishment. 34
Ch. 35. Of the Nature of Sin and Punishment. 35
Ch. 36. Of the Nature of Sin and Punishment. 36
Ch. 37. Of the Nature of Sin and Punishment. 37
Ch. 38. Of the Nature of Sin and Punishment. 38
Ch. 39. Of the Nature of Sin and Punishment. 39
Ch. 40. Of the Nature of Sin and Punishment. 40
Ch. 41. Of the Nature of Sin and Punishment. 41
Ch. 42. Of the Nature of Sin and Punishment. 42
Ch. 43. Of the Nature of Sin and Punishment. 43
Ch. 44. Of the Nature of Sin and Punishment. 44
Ch. 45. Of the Nature of Sin and Punishment. 45
Ch. 46. Of the Nature of Sin and Punishment. 46
Ch. 47. Of the Nature of Sin and Punishment. 47
Ch. 48. Of the Nature of Sin and Punishment. 48
Ch. 49. Of the Nature of Sin and Punishment. 49
Ch. 50. Of the Nature of Sin and Punishment. 50
Ch. 51. Of the Nature of Sin and Punishment. 51
Ch. 52. Of the Nature of Sin and Punishment. 52
Ch. 53. Of the Nature of Sin and Punishment. 53
Ch. 54. Of the Nature of Sin and Punishment. 54
Ch. 55. Of the Nature of Sin and Punishment. 55
Ch. 56. Of the Nature of Sin and Punishment. 56
Ch. 57. Of the Nature of Sin and Punishment. 57
Ch. 58. Of the Nature of Sin and Punishment. 58
Ch. 59. Of the Nature of Sin and Punishment. 59
Ch. 60. Of the Nature of Sin and Punishment. 60
Ch. 61. Of the Nature of Sin and Punishment. 61
Ch. 62. Of the Nature of Sin and Punishment. 62
Ch. 63. Of the Nature of Sin and Punishment. 63
Ch. 64. Of the Nature of Sin and Punishment. 64
Ch. 65. Of the Nature of Sin and Punishment. 65
Ch. 66. Of the Nature of Sin and Punishment. 66
Ch. 67. Of the Nature of Sin and Punishment. 67
Ch. 68. Of the Nature of Sin and Punishment. 68
Ch. 69. Of the Nature of Sin and Punishment. 69
Ch. 70. Of the Nature of Sin and Punishment. 70
Ch. 71. Of the Nature of Sin and Punishment. 71
Ch. 72. Of the Nature of Sin and Punishment. 72
Ch. 73. Of the Nature of Sin and Punishment. 73
Ch. 74. Of the Nature of Sin and Punishment. 74
Ch. 75. Of the Nature of Sin and Punishment. 75
Ch. 76. Of the Nature of Sin and Punishment. 76
Ch. 77. Of the Nature of Sin and Punishment. 77
Ch. 78. Of the Nature of Sin and Punishment. 78
Ch. 79. Of the Nature of Sin and Punishment. 79
Ch. 80. Of the Nature of Sin and Punishment. 80
Ch. 81. Of the Nature of Sin and Punishment. 81
Ch. 82. Of the Nature of Sin and Punishment. 82
Ch. 83. Of the Nature of Sin and Punishment. 83
Ch. 84. Of the Nature of Sin and Punishment. 84
Ch. 85. Of the Nature of Sin and Punishment. 85
Ch. 86. Of the Nature of Sin and Punishment. 86
Ch. 87. Of the Nature of Sin and Punishment. 87
Ch. 88. Of the Nature of Sin and Punishment. 88
Ch. 89. Of the Nature of Sin and Punishment. 89
Ch. 90. Of the Nature of Sin and Punishment. 90
Ch. 91. Of the Nature of Sin and Punishment. 91
Ch. 92. Of the Nature of Sin and Punishment. 92
Ch. 93. Of the Nature of Sin and Punishment. 93
Ch. 94. Of the Nature of Sin and Punishment. 94
Ch. 95. Of the Nature of Sin and Punishment. 95
Ch. 96. Of the Nature of Sin and Punishment. 96
Ch. 97. Of the Nature of Sin and Punishment. 97
Ch. 98. Of the Nature of Sin and Punishment. 98
Ch. 99. Of the Nature of Sin and Punishment. 99
Ch. 100. Of the Nature of Sin and Punishment. 100

schen Schatzes; im deutschen Dichterwald ist Elisabeth hingegen nur eine merkwürdige, aus der Ferne hinüberwinkende Erscheinung, eine schöne exotische Blume, obgleich den einheimischen, ähnlichgestalteten nicht gleichkommend. Ihre schwächsten deutschen Gedichte sind die gereimten; es sind dies ihre frühesten Versuche, wie sie denn überhaupt zuerst die deutschen und dann ihre russischen Gedichte gedichtet hat. Manche scheinen uns Reminiscenzen zu enthalten, so z. B. singt die arme, durch irgend ein schnödes Benehmen verletzte Dichterin:

Du lachst des Klanges meiner Saiten
Und siehst herab auf mich mit Schmach?
Wo ich hingeh', wirst du nicht schreiten,
Weit hinter mich laß ich dich nach!

welche Zeilen, obschon sie ihre eigne Erfahrung und Erhebung ausdrücken mögen, uns dennoch bekannte Wendungen darzubieten scheinen. Der Hohn der Reichen mag die Dürftige oft getroffen haben, und obgleich sie sich in den größern, dem Alterthum nachgebildeten Gedichten über subjectiven Jammer erhebt, so drücken doch kleinere Gedichte solchen Kummer aus, wie z. B. das Gedicht: „Der fallende Stern", niedergeschrieben nach einem Balle am 29. Juni 1825:

Sei nicht zu stolz, o Tochter
Hochadeliger Ahnen,
Auf deine Diamanten,
Die jedermann bewundert;
Ein Zufall kann, wenn du es
Am mindesten vermuthest,
Sie dir auf immer rauben.
Nichts halt' ich für unmöglich,
Seit einen Stern vom Himmel
Ich habe fallen sehen.
Er schimmerte weit strahlend
Im Kreis der andern Sterne,
Wie du im frohen Kreise
Der tanzenden Gespielen;
Kein feindlich Wesen sah ich
Den Himmelsraum durchschweben
Und schadenfroh ihm nahen;
Nichts desto minder sahe
Ich ihn vom Himmel fallen,
Verlöschen und verschwinden.
Drum sei, o reiche Tochter
Hochadeliger Ahnen,
Du nicht so stolz auf deine
Gepriesenen Juwelen,
Ein Nichts kann sie dir rauben.
Nichts halt' ich für unmöglich,
Seit einen Stern vom Himmel
Ich habe fallen sehen.

Aus ihren geistreichsten Gedichten: „Berenicens Denkmal" und „Korinna's Gefangen", lassen sich keine Bruchstücke mittheilen, weil solches Losreißen nur eine formlose Scherbe liefern würde, daher schließen wir mit einem Gedicht, das Elisabeth im Bewußtsein des nahenden Todes deutsch niederschrieb:

An die Sonne.

Sonne, Quelle des Lichts und der Wärme,
Belebrin und Seele der Welt,
Die du im kehrenden Lenz die gestorbnen
Blumen alle von neuem erweckt!

Ein entsetzliches Wort erreichte
Heut mein lauschendes Ohr: „Sobald
Den Bäumen die letzten Blätter entfallen,
Hat auch ihr Dasein sein Ziel erreicht."

Sonne, in meiner Blüte Tagen
Nannten sie oft die Rose mich;
Sage, wirst du mich wieder beleben,
Wenn du im Lenze die Blumen erweckt? S.

Literarische Notizen.

Mit dem Roman: „Le notaire de Chantilly", in zwei Bänden, hat Léon Gozlan eine Reihe von Gemälden begonnen, welche unter dem Haupttitel: „Influences", die einflußreichen Gestalten der modernen Gesellschaft vorführen; nach dem Notar soll der Arzt, nach diesem der Advocat, sodann der Journalist u. s. w. kommen. Dem Verf. ist der Roman: „L'histoire de la bourgeoisie"; aber derselbe ist auch, wie ein französischer Kritiker hierbei bemerkt, „die Geschichte der Empfindungen, der Leidenschaften, der Ansichten und Meinungen, welche eine Zeit bewegen. Der Roman ist eine Camera obscura, zufällig in einem Winkel der Welt aufgestellt, Alles, was sich begibt, widergebend; seine Form ist nicht allein würdig, eine nützliche Idee zu veranschaulichen, sondern diese Form ist selbst die beste, weil beweglichste, treffendste und populairste. Der Roman vertritt bei uns Alles, den Lehrsatz und die Epopöe, und erfodert von Seiten des Verf. zugleich die Eigenschaften des Dichters und des Philosophen." Der nur erwähnte Kritiker, Em. Souvestre, äußert sich über das französische Schriftstellerwesen u. A.: „Einer der Hauptübelstände der Presse in ihrer jetzigen Verfassung und über den man im Allgemeinen sich wenig zu beunruhigen scheint, der aber nach unserer Meinung große Beachtung verdient, ist die Vernichtung aller Literatur." Die Presse läßt die Schriftsteller nicht mehr zu Athem kommen. Es ist keine Zeit, sich durch gründliche Studien zu bilden, keine Muße, sich für etwas Dauerndes zu sammeln, der Eingebungen zu warten und die Gedanken sich entwickeln und reifen zu lassen. Alle Talente und Fähigkeiten werden in diesem rastlosen Drängen und Treiben geschwächt, aufgerieben und vernichtet. „Etwas Ernstes und Tiefes zu schreiben, ist nicht mehr allein das Merkmal eines gereiften Talentes, sondern zeigt Charakterstärke und edeln Willen an. Wir haben wol oftmals über die Zeiten gelacht, wo ein Madrigal einen dichterischen Ruf begründete und zwei Oden auf den Frühling die Thüren der Akademie öffneten; jetzt aber ist es dahin gekommen, daß man seinen Namen populair macht durch Dramen für Franconi's Pferde und ein Ehrenkreuz erhält für gereimte Calembourgs. Nicht die Armuth tödtet bei uns das Genie, sondern der Reichthum. Unsern Schriftstellern ist nichts verderblicher als die leichte Art, reich zu werden (wohl ihnen! den deutschen wird das etwas sauer); das ist für sie die Versuchung und die Klippe, an welcher sie scheitern. Das tiefe Studium ausgenommen, ist Alles für Den leicht geworden, der eine gut geschnittene Feder führt. Schreibe er immerhin wie die Sibylle auf fliegende Blätter, bei jedem Windstoß, der seine leichten Orakel fortweht, wird ein Goldregen ihm vor die Füße fallen. Kein noch so schlechtes Geistesproduct, das nicht seine Gönner fände! Die unersättliche Presse ruft und zieht Alles herbei. Jenen Ungeheuern des Alterthums vergleichbar, die Alles verschlangen und doch nicht satt wurden, erneut sich ihr Hunger unaufhörlich wieder. Ihr würdet vergebens ihr zu entfliehen suchen: sie nur ist mächtig, sie nur reich und kann Euch ernähren. Jede Stunde, die Ihr um ernsterer Arbeiten willen derselben entzieht, ist ein Verlust an Geld, den Ihr berechnen könnt. Ein Werk des Ernstes und der Tiefe zu schreiben, ist heutzutage eine literarische Aufopferung."

In einer Broschüre: „De l'ordre social, symbolique, antique et l'ordre juif et chrétien", beleuchtet Bellée, Advocat am königlichen Gerichtshofe, aus Anlaß von Alibaud's Verbrechen zunächst, auf eine neue und eigenthümliche Weise das doctrinaire, republikanische und karlistische System.

Der erste Band von Merle d'Aubigny's gut gearbeitetem „Histoire de la reformation au 16ième siècle" ist größtentheils der Biographie Luther's gewidmet, die darin bis zum 28. Nov. 1518 geführt wird und sehr zweckmäßig und geschickt die Geschichte der Reformation, welche man mit Luther gleichsam wachsen sieht, einleitet. A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 293. — 19. October 1836.

Freie Vorträge über Ästhetik, gehalten zu Zürich 1834 von Eduard Bobrik.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Bevor wir zu der letzten Art von Interesse und Wohlgefallen, dem eigentlichen ästhetischen, übergehen, mag zu dem eben Gesagten noch der Zusatz gemacht werden, daß bei der Erzeugung des intellectuellen Wohlgefallens keineswegs immer sich ein fremdes Drittes als ein Hinderniß braucht den übrigen im Bewußtsein herrschenden Vorstellungen entgegenzustellen, sondern daß in vielen Fällen schon das bloße anfängliche Übergewicht des zwischen den sich einander begünstigenden Gedankenreihen als solchen stattfindenden Gleichartigen, gegenüber dem in ihnen liegenden Entgegengesetzten, dazu ausreicht. Das Vorhandensein noch einer besonderen, den übrigen entgegengesetzten Gedankencomplexion hat nur den Erfolg, daß das Wohlgefallen dabei einerseits gesteigert, andererseits oft plötzlich erzeugt wird, wie man dies leicht an mehren Beispielen erkennen kann. Man setze sich z. B. in Gedanken an die Stelle irgend eines Theoretikers, der darauf ausgeht, seine Theorie an den zu ihr gehörenden Gegenständen zu bewähren, so wird dabei anzunehmen sein, daß die Theorie selbst schon aus einer gewissen Anzahl miteinander übereinstimmender Gedankenreihen zusammengesetzt sei; in dem Versuche der Bewährung aber bilden sich aus den Gegenständen heraus andere, meistens rein empirische, Vorstellungsreihen; auf die Concinnität dieser letztern mit jenen kommt mithin Alles an, um die Theorie eine wahrscheinliche oder wahre, oder unwahrscheinliche oder falsche nennen zu können. Statt daß diese Concinnität aber in allen Fällen sich schnell und leicht offenbart, geschieht es vielmehr bisweilen, daß die empirischen Vorstellungsreihen anfänglich sogar in einem drückenden Widerstreite oder Gegensatze zu stehen scheinen; ja, dieser Gegensatz kann den Theoretiker in ein wahres Labyrinth führen, sodaß er selbst schon an einem guten Ausgange verzweifelt. Aber erneuete Bemühung erzeugt neue Entdeckungen, und wie sollte es nicht möglich sein, daß unter diesen grade solche mitenthalten sind, welche in das vorige Dunkel plötzlich einen Lichtstrahl fallen lassen, der sich gleichsam in eine geistige Lichtkugel verdichtet, von der aus nun umgekehrt auch jene scheinbar disharmonirende Gedankenreihen ein neues Aussehen erhalten, sodaß sich am Ende Alles in die befriedigenste Consonanz auflöst! Jedesmal, wo etwas Ähnliches vorgeht, wird der bis dahin unangenehm drückende Widerstreit plötzlich verschwinden; die Gedanken werden auf einmal in eine convergirende Bewegung übergehen, worin sie, figürlich ausgedrückt, den inneren Affinitätsgesetzen folgen, und jede Befolgung solcher Gesetze, die mit Friede und Harmonie endigt, ist die Quelle eines rein geistigen, intellectuellen Wohlgefallens. Diese Gesetze aber brauchen nun, wie gesagt, nicht immer Hindernisse zu finden, sondern das sie begleitende Wohlgefallen muß als natürliche Folge sogar bei dem freiesten Phantasiespiele, worin Witz, kühne, aber immer noch von einem Ähnlichkeitsfaden zusammengehaltene Bilder, ernste und humoristische Allegorien u. dgl. zu Tage kommen, ebenso sehr als bei dem Durchlaufen der abstractesten Begriffssysteme gedacht werden, welche vielleicht erst die mühsamsten Arbeiten zu der sie jetzt auszeichnenden innerern Übereinstimmung ausgebildet haben.

Von dem Interesse und Wohlgefallen an den Formen kann man zwar im Allgemeinen sagen, daß dasselbe zwischen dem sinnlichen und intellectuellen in der Mitte stehe, indem nämlich die meisten Formen auf der einen Seite sich allerdings auf irgend welche sinnliche Eindrücke stützen, und andererseits auch selbst sich den Zeichen nähern; allein es liegt darin doch immer eine Beschränkung dieses Begriffes, da es wieder viele Formen gibt, die sich weder zu den sinnlichen Eindrücken, noch zu den Zeichen hinneigen. Man muß nämlich unter Form hier eine gewisse Relativität oder gegenseitige Bezugnahme unter irgend welchen, wenigstens zweien, Gliedern verstehen, wobei die Qualität solcher Glieder höchst mannichfaltig ist. So nennt man Formen zunächst die eigentlichen Zeichnungen, wie Linien, Flächen und deren Zusammenstellungen; aber auch die Verhältnisse der andern Sinnesempfindungen, wie die der Töne zueinander oder der Geschmacksempfindungen zueinander, heißen Formen; ja, auch bei den Gesichtsempfindungen nennt man, abgesehen von den als ihre Begrenzungen aufzufassenden Figuren, die besonderen Zusammenstellungen unter ihnen selbst als solchen, Formen; ferner gehören dazu die verschiedenen Rhythmen, Versmaße und Versfiguren, alle Combinationen, sowie systematische Anord-

nungen und Zusammenfügungen als solche; weiter werden im rein abstracten Denken gewisse Beziehungen besonderer Begriffe zueinander, namentlich in Logik und Methodologie, und endlich insbesondere alle idealen Constructionen Formen genannt, aus welchen Beispielen also die Weite dieses Begriffes hinreichend erhellt. Zugleich wird man aber daraus auch abnehmen, daß hier zwar ein großer Spielraum sowol für das Interesse als für das Wohlgefallen vorhanden ist, daß es aber in der That auch eben nicht gar leicht sein muß, in einen so verwickelten Gegenstand, namentlich von der tiefern psychologischen Seite, ein durchgreifendes Licht zu bringen. Wir müssen uns hier daher nur mit wenigen analytischen und nur populairen Bemerkungen begnügen, und unter diesen möchten die folgenden etwa die deutlichsten sein.

Was zunächst den Unterschied zwischen ästhetischem Interesse und Wohlgefallen betrifft, so ist dessen Vorhandensein schon deshalb nicht zu zweifeln, weil viele Formen (z. B. Caricaturen) Interesse erregen, ohne zugleich vom Wohlgefallen begleitet zu sein; allein jedesmal, wo das letztere stattfindet, ist auch das erstere mit vorhanden, weil nämlich die Natur des ästhetischen Wohlgefallens, der zufolge dasselbe sich stets in einem genau zerlegbaren Urtheile ausspricht, nothwendig von dem Interesse wenigstens die erste Stufe, die Aufmerksamkeit, voraussetzt: das Interesse ist hier also die psychologische Bedingung des Wohlgefallens. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich erinnert, wie schwierig es überhaupt schon ist, Formen aufzufassen und festzuhalten, und daß grade deshalb, weil bei manchen Formauffassungen schon zur Erzeugung nur der gehörigen Aufmerksamkeit so Manches erfüllt sein will, hier die größte Verschiedenheit unter den Individuen angetroffen wird. Wenden wir uns nämlich besonders zu den Formen, die entweder wirklich noch sinnlichen Eindrücken anhaften oder ihnen wenigstens nahe stehen, so ist es, um dieselben aufzufassen, eine erste Bedingung, daß diese Eindrücke als solche in der Seele zurücktreten, damit die Aufmerksamkeit sich nicht in dem sinnlichen Affecte verliere. So lange dies noch der Fall ist, wird keine Auffassung der Form, und am wenigsten einer solchen, die ein Wohlgefallen mit sich führen könnte, zu Stande kommen, sondern dieselbe bleibt auf dieser Stufe entweder ganz unbemerkt oder sie wird gestört. Das Erstere kann man am leichtesten daraus abnehmen, daß in allen rohen Kunstproducten mehr auf die Beschaffenheit, Stärke und Menge der sinnlichen Eindrücke, als auf die Form gegeben wird; das Letztere wird man zugestehen, wenn man sich etwa an die Art von Schwierigkeit erinnert, die man nicht weniger bei Zeichnungen, als bei einer von der Zeit beschmuzten Statue zu überwinden hat, um ungeachtet des störenden sinnlichen Eindrucks doch deren Form zu finden und zu würdigen. Allein das bloße Zurücktreten der Eindrücke ist bei den Formauffassungen noch nicht hinreichend, sondern, da jede Form nur unter einem Mehrfachen stattfindet, so ist es ebenso unerläßlich, daß ein solches Mehrfaches im gleichschwebenden Vorstellen zumal aufgefaßt wird, damit keines über dem andern verloren geht. Diese Bedingung gilt sowol für die ruhenden wie für die durch Bewegung darzustellenden Formen, sowie auch für diejenigen, welche von eigentlichen sinnlichen Eindrücken ganz entfernt sind. Gesetzt nun aber, es seien auf der einen Seite die blos dem Interesse zugänglichen Formen abgesondert, und andererseits seien die eben angegebenen Bedingungen der Auffassung erfüllt, so wird jetzt endlich das ästhetische Wohlgefallen eintreten, welches eben nichts Anderes ist, als das die gleichschwebende Auffassung einer Form, deren Glieder in einem erst durch den speciellen Fall näher zu charakterisirenden Verhältnisse zueinander stehen, begleitende Gefühl, das aber, wie schon gesagt, sich dadurch auszeichnet, daß es in dem bei diesem Vorgange sich bildenden sogenannten Geschmacksurtheile an die Stelle eines synthetischen Prädicats tritt.

Indem wir hier unsere Anzeige schließen, mag nur noch bemerkt werden, daß das Buch des Hrn. Verf. auch dazu eine gute Gelegenheit gibt, nach Anleitung dieses besprochenen fünften Vortrages die unzählige Menge der ästhetischen Allgemeinbegriffe in die ihnen gebührende, bisjetzt aber noch wenig beachtete Ordnung zu bringen und dadurch es möglich zu machen, daß man die Eindrücke, welche vorhandene Kunstwerke auf uns ausüben, weder in eine zu hohe noch in eine zu niedere Classe schiebt.

70.

Skizzen aus Spanien.

„A summer in Spain, being the narrative of a tour made in 1836 etc.", unlängst in London erschienen, ist eine abermalige Vermehrung der jetzt immer reichhaltiger werdenden Reiseliteratur über Spanien. Namentlich die Engländer haben sich in neuern Zeiten sehr für dies unglückliche Land interessirt und darüber Manches zur Kenntniß des größern Publicums gebracht, was erfreuliche Belehrungen und neue Ansichten über die socialen Zustände der Halbinsel enthält. Ein solches Buch, gut geschrieben, von richtiger Beobachtung zeugend, nicht arm an einzelnen hervorstechenden Zügen, ist auch das vorliegende, dessen Verfasser, was seine politische Farbe anlangt, sich als einen heftigen Antikarlisten ankündigt. Diese politische Tendenz des Buchs lassen wir ganz bei Seite liegen, in der Überzeugung, daß die politischen Züge immer die unerfreulichsten an Reisewerken sind, und begnügen uns folgende charakteristische Skizze des Lebens und Treibens in Valencia herauszuheben.

„Während meines einmonatlichen Aufenthalts in Valencia", sagt der Verf., dessen Name nicht auf dem Titel steht, „gab es in dieser Stadt nicht weniger als fünf Feiertage (dias de festa), während welcher alle bürgerlichen Geschäfte stillstanden. Der erste dieser Feiertage war zu Ehren des heiligen Martin, des Schutzpatrons der Stadt, und die bei dieser Gelegenheit statthabende Procession war die wunderlichste und absurdeste, die mir in meinem Leben vorgekommen. Nicht allein war das Bild des Heiligen in effigie vorhanden, das mit großem Prunk vorausgetragen ward; nein, auch einen burlesken Kerl gab es in dem Zug, der den Heiligen persönlich vorstellte, und zwar auf ganz cavaliere Weise. Denn er schritt daher mit mächtigen klingenden Sporen, einer wehenden Schwungfeder auf dem Kopf, mit ungeheuerm Bart, der bis zu den Augen hinauf reichte u. s. w. Dieser romantische Stellvertreter eines uralten Heiligen trug ferner einen Sammetmantel von riesenhaften Dimensionen, den er mit der Linken, weit ausgespannt, gleichsam vor sich hertrug, als ob er ihn männiglich zum Geschenk anbieten wollte. In seiner Rechten hielt er ein gezücktes Schwert,

daß noch dazu geschliffen war und vollkommen schlagfertig aussah. Ob diese Figur nun ein lebendiges Emblem von der Streitfertigkeit der römischen Kirche sein sollte, welche stets bereit ist, die Widerwärtigen zu vertilgen, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte, als ich diesen ritterlichen Champion der Alleinseligmachenden an mir vorüberstreifen sah. Das Wachs muß in Valencia außerordentlich wohlfeil sein, wenigstens wenn man nach der enormen Größe der bei dieser Procession verwendeten Wachskerzen urtheilen darf. Sie waren wenigstens 10 Fuß hoch und nach Verhältniß dick. Ungefähr ein Dutzend solcher Kerzen werden jeder Procession vorausgetragen und die Kräfte ihrer Träger scheinen vollkommen von dieser heiligen Bürde in Anspruch genommen zu werden. Jede Kerze ist mittels eines breiten Gurts um die Schultern des Trägers befestigt und steckt überdies noch mit dem untern Ende in einer ledernen Holster, ungefähr wie die Lanze eines Uhlanen, sodaß es fast scheint, als ob der Träger von der Kerze, und nicht diese von ihm abhängig wäre. — Ein anderer dieser Festtage wurde gefeiert zu Ehren des heiligen Johannes, dessen vorzüglichste Lebensereignisse mit in die Procession verflochten und darin bildlich vorgestellt waren. In der ersten Abtheilung derselben erschien ein Kind von fünf oder sechs Jahren, in Weiß gekleidet, ein Lamm an der Hand führend und ein kleines Kreuz tragend; darauf kam ein Mann, mit einer Haut von einem wilden Thier über den Schultern, der den Heiligen in der Wildniß der Verbannung vorstellte; zuletzt folgte eine Person mit einer überaus häßlichen Larve, die ein Haupt und ein bloßes Schwert trug, was das Ende des Evangelisten und den Vollstrecker von dem Spruch des Tyrannen bezeichnete. An einem andern Feiertage bemerkte ich aus meinem Fenster einen Haufen Menschen, die sich vor der Eingangsthür eines etwa 20 Fuß hohen Thurmes hingepflanzt hatten. Ich war neugierig, was in dem seltsam aussehenden Gebäude zu sehen sein möchte, und drängte mich durch die Menschenmasse. Die Thür stand offen, und im Innern brannten viele Lampen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich nun, daß dies Thürmchen gewissermaßen das Schilderhaus für eine ungeheuere Figur bildete, welche auf einem Piedestal in der Mitte stand. Die Figur war mindestens 14 Fuß hoch, mit einem grünen Rock, rothen Hosen und gelben Stiefeln bekleidet und trug auf ihrem Riesenhaupt einen mächtigen Hut, von welchem eine ungeheure Feder herabnickte. Die groteske Lächerlichkeit des kolossalen Gesichts, dessen Maul mindestens einen halben Fuß breit war, läßt sich nicht beschreiben. Der Patron sah aus wie der Riese Christoph, dem das 16. Jahrhundertjubiläum einen neuen Ritteranzug beschert hat. Es war aber Niemand anders als St. Joseph. Trotz dieser Absurditäten, über welche doch nie ein Volk, wenn es nicht die Bornirtheit selbst ist, Ehrfurcht empfinden kann, kam es mir vor, als ob unter der Menge hier in Spanien weit mehr Lauigkeit stattfände, als dies in Italien der Fall ist. Sogar wenn die Monstranz vorüberzog, gab es Mehre, die nicht niederknieten, und Einige behielten sogar die Hüte auf. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß es in Spanien überhaupt zwischen ausschweifender Bigotterie und offenem Unglauben keine Mitteltinten gibt, ein Umstand, der allemal nothwendig daraus folgen muß, wenn man mit dem Heiligen ein Spektakel treibt und die äußern Glaubensformen gewaltsam outrirt werden. Jeder, der die Landleute in Italien und Spanien kennt, wird einsehen, daß ihre Ehrfurcht sich auf die Gemälde, Statuen und Reliquien selbst, nicht aber auf den Heiligen bezieht, dessen Symbole und Attribute sie ausmachen. In diesem Sinn kann man jene Leute ganz eigentlich für Götzendiener ansehen.

Eine der nachtheiligsten Folgen, welche dies kirchliche Schaugepränge unmittelbar auf das Volk äußert, ist, daß dieses dadurch im Nichtsthun und Müßiggang bestärkt wird. Wenn der Pöbel an vielen Tagen im Jahr nicht arbeiten *darf*, so wird er es auch nicht genau damit nehmen, sich nach Willkür selbst Feiertage zu machen. Das spanische Volk ist ohnehin nicht das thätigste und die Einwohner von Valencia unter andern scheinen zu den Schlimmsten unter den Schlimmen zu gehören. Davon hatte ich selbst Gelegenheit, Erfahrungen zu machen. Wenige Tage nämlich nach meiner Ankunft in jener Stadt bestellte ich mir bei einem Mann ein paar neue Schuhe, die er mir mit Bestimmtheit binnen zwei Tagen zu liefern versprach. Es verging aber eine volle Woche, und die Schuhe stellten sich noch immer nicht ein. Nachdem ich vergebens versucht hatte, durch eine Menge enger Gäßchen wieder zu dem Schusterladen zu gelangen, wo ich sie mir bestellt hatte, gab ich einem andern Handwerksmann den Auftrag. Diesen fand ich an der Thür seiner Bude angelehnt, ohne Rock und Weste, das vollkommene Bild der Trägheit. Ich grüßte ihn (denn der Spanier kann nichts verrichten, ohne zu schwatzen) und erzählte ihm meine Verlegenheit. Er aber schüttelte würdevoll sein Haupt und bedauerte sehr, mir nicht den Augenblick dienen zu können, denn er sei eben *sehr beschäftigt*. Die ernsthafte Miene, womit er die Worte: mucho trabajo (ungemein viel zu thun), herausbrachte, war um so komischer, da er nicht einmal Gesellen hatte, sondern ganz allein in seinem Laden war. Ich begab mich nun zu einem dritten Schuhmacher, der bereitwilliger im Versprechen war, aber mich ebenfalls im Stiche ließ. Nun riß mir die Geduld, und ich wollte, als ein wahrhaft Gesoppter, wenigstens die Satisfaction haben, jenen ersten maestro, der so erschrecklich viel zu thun hatte, tüchtig auszuschelten. Allein er hatte bereits, als ich ihn wiederaufsuchte, seinen Laden geräumt, und ich fand nur seine Frau, die, wie alle spanische Frauen, nichts von dem Vornehmen ihres Mannes wußte. Endlich verschaffte mir noch die Wirthin einen Menschen, der wirklich ein paar Schuhe machen wollte, aber sie eben so wirklich nicht gebracht hat. So konnte ich in der classischen Hauptstadt des alten Königreichs Valencia, die mehr als 63,000 Einwohner zählt, nicht einmal ein paar Schuhe gemacht bekommen, weder für Geld noch für gute Worte. Ich mußte mir also aus Madrid selbst ein Paar verschreiben, von einem — Franzosen. Glücklicher war ich mit meinem Schneider, der mir, weil er außerordentlich geschickt und ein Muster von Thätigkeit war, einige Kleinigkeiten binnen 14 Tagen lieferte. Als ich ihm seine Rechnung bezahlte, konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, weshalb er mich so lange habe warten lassen (denn er machte und hielt seine Versprechen ungefähr wie Talleyrand); er erwiderte mir, daß er fürchterlich beschäftigt sei, denn er habe für einige Offiziere in der Stadt Uniformen zu machen, die schon vor zwei Monaten bestellt wären. Dies war in der That eine höfliche Art, mir zu verstehen zu geben, wie sehr ich ihm für seine prompte Bedienung verpflichtet sei. Ich bedankte mich auch sehr, indem ich dabei an den ehrenwerthen Sancho und den geschenkten Gaul dachte. Zudem hatte der Mann ein übriges gethan, weil der Consul selbst ihn mir als den Stolz von Valencia empfohlen hatte. Die große Tageshitze mag dieser augenscheinlichen Trägheit einigermaßen zur Entschuldigung gereichen. Man arbeitet nur am Morgen; von Mittag bis Sonnenuntergang ruht Alles, Niemand kommt aus seinem Schlupfwinkel hervor, und wenn man zu dieser Zeit der Siesta ausgeht, findet man sich allein auf den Straßen. Wer den Nachmittag über nicht schläft, der schlendert halb unbekleidet im Hause herum und raucht höchstens seine Cigarre, die Frauen bringen ihre Toilette für den Abend in Ordnung und singen dazu constitutionnelle Lieder. Mit dem Augenblick aber, wo die Sonne untergegangen ist, beginnt ein ganz anderes Leben. Die ganze Bevölkerung, die sich vorher verborgen gehalten, wird nun öffentlich; Alles treibt sich auf den Gassen und Plätzen herum, was nur eine Mantilla überhängen und einen Fächer erschwingen kann, und auch solche Leute, die das nicht können. Es gibt einen Spaziergang, der sich von der Stadt aus bis nach der See erstreckt, in einer Entfernung von zwei Meilen; diese Promenade ist gut gepflastert und zu beiden Seiten mit schönen Pappelbäumen bepflanzt. Dieser Spaziergang ist der Stolz der beau monde von Valencia,

welche dort jeden Abend in der Tartana herumkutschirt, ein im Grunde sehr unscheinbares Fuhrwerk, das nichts Anderes ist als ein gründbedeckter Karren ohne Federn, der von einem einzigen Pferde gezogen wird. Mit den eigentlichen Wagen oder Kutschen sieht es in Valencia ganz bedenklich aus. Es gibt deren allerdings einige, aber sie sind von uralter Construction, Erbstücke, die sich aus frühern, nicht Decennien, sondern Jahrhunderten datiren, in ihrer Form völlig unsern Leichenkutschen gleich, aber roth und grell bemalt, und werden von Maulthieren gezogen. Man muß, wenn man ein solches Wagenexemplar vorüberschwanken sieht, unwillkürlich an den Zustand des ehrenwerthen Don Ranudo de Colibrados erinnert werden. Schwanken ist für die Bewegung dieser Fuhrwerke der passende Ausdruck. Sie gehen (und alle Wagen in Valencia) stets einen feierlichen Schritt. Bei den leichter gebauten Tartanas ist das schon um der Insassen selbst willen unumgänglich, denen beim Trottiren alle Rippen im Leibe zerbrechen müßten. Sobald diese Fuhrwerke das Ende des Spaziergangs erreichen, stellen sie sich der Reihe nach hintereinander auf, denn keinem ist es erlaubt, an einem andern vorbeizufahren, und bilden so eine Wagenburg, die zu den lächerlichsten Betrachtungen Veranlassung geben muß. Außer diesen erblickt man auf der Promenade eine Menge galoppirender Reiter, Gruppen von halbnackten Bauern und ganze Schwärme von Mönchen, von jeder Congregation und Farbe, von dem ärmlich aussehenden Capuziner an, der unbeschuht und barhaupt einherschreitet, bis zu dem zierlich gekleideten Carmeliter, in seiner schneeweißen Flanellkutte, dessen rundes, volles Gesicht mit den freundlichen Zügen gewiß nicht von Fasten und Vigilien erzählt. Dies Alles und noch manches Andere schwärmt auf dem abendlichen Gange bunt durcheinander. Ungefähr um acht Uhr, wenn es anfängt zu dunkeln, begibt sich die schöne Welt nach der Glorieta, einem öffentlichen Garten innerhalb der Stadt, nicht sehr groß, aber mit Geschmack angelegt und sehr gut erhalten. Die Nächte in Valencia sind unbeschreiblich schön, im wahrsten Sinne des Worts. Während des Tages ist das Himmelsgewölbe von einer blendenden Helle und die Hitze wahrhaft niederdrückend; allein unmittelbar nach Sonnenuntergang weht ein kühler Wind vom Meere her, der die ganze Atmosphäre erfrischt, und die Wölbung des südlichen Himmels, nachdem sie feenhaft in allen Farben gespielt, endigt in einem tiefen Blau, von viel reichern, innigern und sanftern Tinten als zur Tageszeit. Wenn kein Mondlicht ist, so werden die Gärten alle mit Lampen erleuchtet und sind in der Regel von 8 — 10 Uhr besucht, höchstens bis 11 Uhr. Aber bei Mondlicht muß man die Glorieta sehen, dann bilden die bunten Trachten der durcheinander hin sich ergehenden Menge, das sanfte Himmelslicht, das die Hitze des Tages so lieblich aufklärt und abkühlt, und die entzückende Kühle der Nacht selbst eine Scene, an welcher man sich nicht satt genießen kann. Nachdem die Glorieta allmälig leer geworden, begeben sich die Einwohner nach ihren Wohnungen, um zu Abend zu speisen. Das Theater zu Valencia, eins der größten und hübschesten in ganz Spanien, wird nicht sehr besucht. In dieser Hinsicht herrscht eine merkliche Geschmacksverschiedenheit zwischen den Einwohnern von Valencia und ihren Nachbarn in Barcelona, welche letztere dem Theatervergnügen mit Leib und Seele ergeben sind. Auf dem Wege nach Barcelona begegnete uns ein Trupp Kunstreiter, welche dort dreimal wöchentlich Vorstellungen gaben und sehr gute Geschäfte machten. Das ziemlich geräumige Amphitheater war immer zum Erdrücken voll, und wer einen guten Platz haben wollte, mußte sich zwei Tage vorher Billets lösen.

Was die eigentliche Umgangssitte in den spanischen Städten anbetrifft, so weicht sie allerdings merklich von andern europäischen Völkern ab, was der Fremde, der sich dort eine Zeit aufhält, sehr empfindet. Die Familien statten einander gegenseitige Besuche ab, ohne Einladung und Ceremonie. Es findet aber bei solchen Zusammenkünften keine weitere Unterhaltung statt, als Gespräch und Musik, und, wie sich von einem südlichen Volk erwarten läßt, sind die geselligen Manieren weit verbindlicher und vertraulicher als im Norden von Europa. Ganz entgegen Dem, was man immer von dem spanischen Stolz und Hochmuth denkt und sagt, habe ich vielmehr unter ihnen eine gewisse sociale Gleichheit bemerkt, die der Franzose égalité nennt. Der Spanier ist stolz, nicht auf Geburt und Reichthum, sondern auf den alten Ruhm seines Landes, mit einem Worte, weil er ein Spanier ist. Dieses Nationalgefühl (warum will man es just einen Hochmuth nennen?) theilt der einflußreiche Grand mit dem niedrigsten Bauer; allein ich habe es nur da einigermaßen grell hervortreten sehen, wo entweder eine schimpfbare Verletzung ihrer Ehre oder ein unbezwingliches Vorurtheil stattfand, wofür man den Einzelnen nicht zurechnungsfähig machen kann. Ich habe im Gegentheil das Benehmen der Spanier, die ich kennen lernte, freimüthig und rückhaltslos gefunden. So lernte ich unter Andern einen Edelmann in Valencia kennen, der mir, wo ich mit ihm zusammentraf, freiwillig die beachtenswerthesten Gefälligkeiten erwies. Ich hatte kaum seine Bekanntschaft gemacht, als er mir schon anbot, auf seinen Besitzungen nach Belieben zu jagen. Er war ein Liberaler, hatte bessere Studien gemacht, als sonst seine Landsleute zu thun pflegen, und war der englischen Sprache vollkommen mächtig. Als ich Valencia verließ, begleitete er mich zur Post, nahm auf die herzlichste Weise von mir Abschied, und sagte mir, als ich ihm für seine Güte meine Dankbarkeit bezeigte: „Sie müssen diese Kleinigkeiten nicht erwähnen; ich habe in Ihrem Vaterlande viele gastfreie Menschen gefunden, denen ich die Dienste, die sie mir erwiesen haben, nie vergelten kann. Überdies ist es eine Pflicht für jeden Eingeborenen, den Fremden mit Aufmerksamkeit zu behandeln.“ Der höfliche Mann fügte noch bei, daß ich ja in vorkommenden Verlegenheiten mich schriftlich an ihn wenden möge, und that dies mit ungeheuchelter Herzlichkeit. Nicht oft findet der Reisende solche Freunde, und in Spanien sollte man sie vielleicht am wenigsten erwarten.“

Es wird in Valencia — wie der Verf. erzählt — sehr stark gespielt. Überhaupt in Spanien soll dieses Laster noch weiter und allgemeiner verbreitet sein als in Frankreich und Deutschland, denn sogar die Bauern sind hier davon ergriffen. Die Studenten in Valencia sind ausgemachte Spieler. Es gibt nur eine öffentliche Bank in Valencia, und diese findet man Tag für Tag ganz besetzt mit Soldaten, Landleuten, Studenten und Caballeros, welche zusammen eine der seltsamsten und gemischtesten Gesellschaften bilden, die es geben kann. Wer die Spielhäuser unserer deutschen oder französischen Hauptstädte im Sinne hat, wird sich von einer spanischen Bank nicht die rechte Vorstellung machen. Wir sind gewohnt, an und um den Pharotisch bleiche Gesichter, verzweifelte Mienen, Ausdrücke der Leidenschaft, gewaltsam unterdrückte Empfindungen zu finden, stiere Blicke, die nur auf die Karte geheftet sind, und ein ängstliches ringsum herrschendes Schweigen. Dergleichen bietet Spanien nicht. Der Spanier, dieser leidenschaftliche Südländer, spielt ganz leidenschaftslos. Er raucht ruhig seine Cigarre, unterhält sich beim Pointiren mit seinem Nachbar; es ist ihm ziemlich einerlei, ob er verliert oder gewinnt. Woher kommt in diesem Fall diese Ruhe und Gleichgültigkeit? Sie ist leicht zu erklären; sie beruht weder auf verschmitzter Praktik noch auf Affectation, vielmehr auf dem einfachen Umstand, daß weder die Seele, noch die Sinne des Spaniers beim Spiel sind. Es ist eine Gewohnheit, die bei ihm nicht zur Leidenschaft sich steigern kann, weil sein Gemüth von ganz andern Objecten der Leidenschaft in Anspruch genommen wird. 80.

Literarische Notiz.

Eben ist in zwei Bändern erschienen: „Le livre des douze“, von George Sand, Mérimée, Lowe-Weimars, Léon Gozlan, Alfred de Vigny, Alex. Dumas, Jules Janin, Aug. Barbier, Alfred de Musset, de Stendhal, Em. Souvestre und Dusongeray. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 294. — 20. October 1836.

Über das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Georg Landgrebe. Marburg, Elwert. 1834. Gr. 8. 3 Thlr.

„Nihil luce obscurius!" Dieses Wort setzte mit Recht Succow seiner berühmt gewordenen Abhandlung von den chemischen Wirkungen des Lichts („De lucis effectibus chemicis etc." Jena 1828) als Motto vor. In gleichem Sinne spricht sich Hr. Landgrebe zu Anfange seines vorliegenden Werkes aus, wenn er bekennt, daß „die Schleier, welche die innere Natur des Lichtes verhüllen, durch den Lauf so mancher Jahrhunderte und die Anstrengung so vieler ausgezeichneter Geister noch nicht konnten gehoben werden". Hr. Landgrebe ist, wie er in der Vorrede sagt, auch nicht gesonnen, durch selbsteigne mühsame Beobachtungen den dichten Schleier nach allen Seiten hin zu lüften; er gibt vielmehr nur eine reiche Zusammenstellung aller der Beobachtungen, welche er in den ihm zu Gebote stehenden Schriften über diesen Gegenstand aufgeführt fand, und sucht durch Zusammenstellung vieler Erklärungen auf einen Lichtpunkt wo möglich mehr Licht über das Licht zu verbreiten. Er handelt aber vorzugsweise von den chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichts. Die erste Abtheilung, eine sehr ausführliche Mittheilung über die Einwirkung des Lichts auf die unorganische Natur, ist von zu wenig allgemeinem Interesse, als daß wir uns vor einem nicht aus bloßen Chemikern bestehenden Publicum in nähere Erörterungen darüber einlassen möchten. Wir müßten denn die allerdings interessanten Forschungen über den Einfluß des Sonnenlichts auf den Verbrennungsproceß aufführen. Das Resultat derselben stimmt mit der alten Küchenmeinung überein, daß Feuer im Dunkeln stärker brennt, als wenn es dem Sonnenlichte ausgesetzt ist. Mac-Keever nahm zwei Wachskerzen, jede 10 Gr. schwer, zündete sie gleichzeitig an und stellte die eine in ein finsteres Zimmer mit 67° F. Temperatur, die andere in die freie Luft in den hellen Sonnenschein, wo die Temperatur 78° F. war. Die Kerze, welche im Sonnenschein brannte, verlor in fünf Minuten an Gewicht 8½ Gr.; die zweite im finstern Zimmer während derselben Zeit 9¼ Gr..

Mac-Keever glaubt, daß die Ursache dieser Erscheinung in der zersetzten Eigenschaft der Sonnenstrahlen zu suchen sei, in Folge deren die Lufthülle, welche den brennenden Körper umgibt, bis zu einem gewissen Grade ihres Sauerstoffes beraubt und auf diese Art weniger zur Unterhaltung des Verbrennens geschickt sein könne.

Hr. Landgrebe dagegen möchte diese Erscheinung eher der bekannten desoxydirenden Kraft des Sonnenlichtes zuschreiben. Übrigens ist der Verf. mit eignen Urtheilen fast durchgehends sehr und mehr als billig sparsam, und läßt selbst eine übersichtliche Zusammenstellung des Resultats der verschiedenen Beobachtungen nicht selten vermissen. So bei dem „ameisensauern Silberoxydul" (was wol Silberoxyd heißen muß), wobei er alle sich ergebenden Schwierigkeiten unberücksichtigt liegen läßt, z. B. die, daß das ameisensaure Silberoxyd sowol am Sonnenlichte als im Dunkeln schwarz wird. Die 57 Stoffe, bei welchen der Verf. den Einfluß der Lichtwirkung bestimmt, hätten übrigens wol noch auf 100 vermehrt werden können.

In Beziehung auf die elektrische und magnetische Kraft des Lichtes, wovon der Verf. im zweiten Abschnitte handelt, bemerkt er mit Recht, daß dieselbe noch keineswegs als constatirtes Naturgesetz betrachtet werden könne. Doch neigt sich derselbe viel mehr zur Meinung der Italiener und der Miß Sommerville, welche durch ihre Experimente mittels des violetten Lichtstrahls Stahlnadeln magnetisch machten. Wirklich scheint des großen Berzelius Urtheil, der die wunderbare Vermittelung zwischen den Geheimnissen des Lichts und des Magnetismus ein für allemal für unstatthaft finden wollte, nicht als genügende Autorität gelten zu können. Denn Zantedeschi's Beobachtungen zeigten ebensowol die magnetische Kraft des violetten Lichts von Neuem, als sie auch die Ursachen des schlechten Erfolgs mehrer anderer Physiker erklärlich machten. So fand er, daß Drähte von einem schwefelhaltigen Eisen sowie von einem zu sehr gehärteten, sich nicht magnetisiren ließen, dahingegen ein wohl polirter Draht von weichem Eisen, 4" lang, ¾" im Durchmesser haltend, nach fünf Minuten an dem in den violetten Strahl gelegten Ende einen Nordpol erhalten hatte und nach acht Minuten eine vollständige Magnetnadel mit deutlichen Polen geworden war. Es ist ferner zu solchen Experimenten eine etwas erhöhte Temperatur, am besten von 25 und 26° R. erfoderlich, auch dürfen die Drähte nicht von zu starkem Durchmesser sein.

Eine andere Frage ist die, ob die Wirkung des violetten Lichts nicht vielleicht chemischer Natur sei. Es ist

übrigens zu bedauern, daß Hr. L. seine Berichte über Photomagnetismus und Photoelektricität etwas bunt durcheinanderwirft, sodaß es schwer wird, das Eine von dem Andern zu trennen, da doch Magnetismus und Elektricität, wenn auch unzweifelhaft zusammenhängende Kräfte, doch offenbar getrennte Erscheinungsarten sind.

Noch ansprechender als die Beobachtungen über den Einfluß des Lichts auf die unorganische Natur sind diejenigen über den Einfluß des Lichts auf die organische Natur, von welchen der Verf. in der zweiten Abtheilung handelt. Es gehören hierher sehr alltägliche und dennoch unerklärte Erscheinungen, z. B. die Lichttendenz der Pflanzen, wohin zuerst das seltsame Winden der Pflanzen gehört, welches man z. B. besonders stark an der rothblühenden Bohne bemerkt. Wenn dieselbe kaum eine Höhe von sechs Zoll erreicht hat, so fängt schon ihre Spitze des Morgens an, sich in der Regel von Abend gegen Morgen und wieder rückkehrend stets in einem Kreise zu bewegen. Von dieser Bewegung der Pflanze um sich selbst ist das Winden derselben um eine Stütze verschieden.

Sehr schön läßt sich der Einfluß des Lichts an der Cuscuta beobachten. Diese Pflanze wächst bekanntlich gern an dunkeln und schattigen Orten, und ihre erste Bewegung, nachdem sie sich an fremde Pflanzen angeschmiegt hat (an leblose Gegenstände heftet sie sich merkwürdigerweise nie an), zeigt nur ein Streben nach oben ohne Spur einer Windung. Hat sie aber eine bestimmte Höhe erreicht, wodurch sie dem Lichte zugänglicher wird, so fängt sie auch an, sich zu winden, und ihre frühere blasse Farbe wird nun in eine mehr röthliche umgewandelt.

Indeß kommen hier außer dem Licht noch andere Agentien in Betracht. Ausführlich sind die Untersuchungen über die Neigung der Pflanzen gegen das Licht (nutation) und über ihr schmächtiges, mit blassem Aussehen verbundenes Aufschießen (étiolement, nicht éthiolement, wie der Verf. durchweg schreibt), wenn das Licht sie entweder theilweise oder gar nicht trifft. Auch der Einfluß des Lichts auf das Wachen und Schlafen der Pflanzen ist besprochen, aber ebenso wie die vorigen Gegenstände schwer zu bestimmen. Denn während der Amarindenbaum und Lotus ornithopodioides L. in der Nacht ihre Blätter so zusammenlegen, als wollten sie die Blüten umarmen und gleichsam vor der Nachtluft schützen, wollen Portulaca oleracea und Drosera rotundifolia sehr stark vom Sonnenlicht gereizt sein und öffnen sich erst um 12 Uhr Mittags, dahingegen für Oenothera biennis der Reiz des Tageslichts zu heftig zu sein scheint, sodaß sie erst bei minder starkem Licht sich öffnet und vom Abend bis zum Morgen offen steht, ja andere, z. B. Cactus grandiflorus, den Nachtthieren gleich, nur des Nachts seine Blüten öffnet. Noch räthselhafter sind die anscheinend willkürlichen Bewegungen mancher Pflanzen, unter welchen besonders die Mimosa pudica die Beobachtungen der Pflanzenphysiologen auf sich gezogen hat. Hr. L. kommt hierbei auch nicht weiter als bis zu Runge's Schluß, daß die Pflanze, wenigstens die Mimosa pudica, ebenso wie das Thier, gegen feindlich krank machende Einflüsse reagirt, obwol auf eine eigenthümliche Weise.

Bei dem Capitel: „Von der Farbe der Pflanzen", ist es etwas störend, daß der Verf. noch die alte Farbenlehre Newton's und nach dieser die sieben Farben des Prismas beibehält. Die Grundfarbe der Pflanzen, das Grün, wird (auch nach des Verf. Meinung) „durch die Einwirkung des Lichtes auf das Wasser zuerst erzeugt, und bezeichnet daher die ersten Ausdrücke des Vegetationsactes des letztern". Wenn Humboldt die Hypothese aufstellt, daß die Bleichsucht der Pflanzen eine Anhäufung des Sauerstoffes in denselben sei, so läßt sich damit wohl vereinigen, daß bei der Entbindung des Sauerstoffes die grüne Farbe zum Vorschein kommt. Auf diese Entbindung influirt unter andern Ursachen vorzüglich das Licht.

Außer dem Lichte scheinen aber auch der Stickstoff und der Wasserstoff die Entbindung der Lebensluft zu befördern und die Anhäufung des Sauerstoffs, d. h. die Bleichsucht der Pflanzen, zu befördern.

Sehr ausführlich und bis auf die genauesten Zahlenverhältnisse folgt der Verf. den Untersuchungen von Schübler und Köhler über die Vertheilung der Farben und Geruchverhältnisse in den wichtigern Familien des Pflanzenreichs. Man findet darin die Untersuchungen über 4200 Pflanzen aus 27 verschiedenen Familien der Dikotyledonen und Monokotyledonen. Weiß ist die am weitesten verbreitete Blütenfarbe. Ebenso finden sich unter den weißen Blüten die meisten riechenden, nämlich unter 100 im Mittel 15,66 riechende, und unter diesen nur eine unangenehm riechende; dagegen finden sich unter 100 gefärbt blühenden Pflanzenarten nur 6,3 angenehm und 1,4 unangenehm riechende. Unter den farbigen Blüten sind die rothen am meisten, hingegen die blauen am wenigsten zur Entwickelung riechender Substanzen disponirt. Im Durchschnitt kommt auf 10 Arten nur eine riechende. — Als Ursache des Geruchs der Pflanzen nennt der Verf. schlechtweg die flüchtigen Öle und läßt sich über die Art der Textur, über den Kochpunkt ꝛc. derselben in Untersuchungen ein, die seinem Zwecke ebenso fern liegen als mehre Berechnungen in den vorher berührten Farbenverhältnissen. Als Gesetz stellt er auf:

Directes, ungetrübtes Sonnenlicht wirkt zur Hervorbringung des Geruchs in jeder Beziehung am kräftigsten, ebenso wie bei der Abscheidung des Sauerstoffgases, sodaß man also auch hier als Grundsatz annehmen kann, die Stärke des Geruchs stehe ebenfalls mit der Lichtintensität in einem gerade Verhältnisse. Diese Ansicht scheint durch eine höchst interessante Beobachtung bestätigt zu werden, die man während der Blütenzeit an Cacalia septentrionalis machen kann. Ihre Blüten, der directen Einwirkung des Sonnenlichts ausgesetzt, duften nicht nur einen aromatischen, sondern auch einen höchst flüchtigen Geruch aus. Bei der Verbreitung desselben kann man recht deutlich bemerken, von welchem großen Einflusse hierbei das Sonnenlicht ist. Man kann nämlich diesen Geruch verschwinden und wieder zum Vorschein kommen lassen, je nachdem man durch eine vor die Pflanze gehaltene undurchsichtige Fläche dem Sonnenlichte Zutritt zu den Blüten gestattet oder nicht.

Diejenigen Pflanzen, welche grade des Abends und Morgens bei minder starker Lichteinwirkung am stärksten duften, betrachtet der Verf. nur als Ausnahmen von der Regel, die das Gesetz selbst nicht umzustoßen vermögen. — Zum Schlusse referirt der Verf. noch die wichtigsten Erfahrungen über den Einfluß des Lichts auf den Ge-

schmack der Pflanzen, und über das seltsame, schon von Älian und Plinius beschriebene, aber noch heute unerklärte Leuchten mancher Pflanzen in gesundem oder verdorbenem Zustande, wobei ebensowol die wunderbare Aglaophotis (vielleicht Diotamnus) des Älian, die des Nachts „hell leuchtet wie ein Stern und glänzt wie ein flammendes Feuer", als auch Tropaeolum majus, Calendula officinalis und andere Pflanzen, vor allen die Rhizomorphen, sowie das Leuchten des faulenden Holzes und der im Keller liegenden Kartoffeln zur Sprache kommt.

Die interessanteste Partie des Buches ist unzweifelhaft derjenige Abschnitt, welcher „Von dem Einfluß des Lichts auf das Thierreich" handelt.

Die Farben, womit wir das Thierreich geschmückt sehen, glauben wir überhaupt folgenden Ursachen zuschreiben zu können. Sie sind 1) entweder physikalische, d. h. sie entstehen durch Brechung, Beugung, Zerstreuung und Zurückwerfung des Lichts. Dieser Entstehung hat wol vor allem Andern die Farbenpracht des Gefieders der Vögel ihr Dasein zu verdanken. Auch dürfte der Glanz und die Farbe der Schuppen mancher Amphibien, der Fische, der Insectenflügel und ihrer sonstigen körperlichen Bedeckung, die malerische Ausstattung vieler Würmer, besonders Weichwürmer (Mollusken), Rundwürmer und Gallertwürmer davon herzuleiten sein. 2) Oder chemische, d. h. sie lassen sich durch ein mit Hülfe der Chemie nachweisbares Pigment erklären. 3) Oder physiologische, d. h. sie haben ihre Entstehung der Lebenskraft zu verdanken. Diese physiologischen oder subjectiven Farben sind von denen anderer Schriftsteller, z. B. Göthe's, zu unterscheiden, welche nach jenen bekanntlich theils dadurch entstehen, daß das Auge durch einen zu starken Lichtreiz für irgend eine Strahlengattung unempfindlich wird, theils auch dadurch, daß es von mehren Eindrücken von sehr verschiedener Intensität den schwächern gar nicht empfindet. Diese thierischen Farben werden nun wiederum modificirt a) durch Klima, b) durch Jahreszeit, c) durch Nahrung und Diät, d) durch Alter, e) durch Geschlecht, f) durch Individualität.

Der Verf. nimmt zuerst den Menschen vor und bespricht, nachdem er den Säugling und die Färbung der Haut und des Auges bei demselben erwähnt hat, die so oft und vielseitig besprochene, aber immer noch unerklärte Farbenverschiedenheit der verschiedenen Menschenracen. Er führt die verschiedenen Meinungen über die Entstehung der braunen und schwarzen Hautfarbe von Herodot an bis auf unsere Zeiten durch, bespricht besonders ausführlich das Pigment und die Art seiner Darstellung aus verschiedenen Organen und stellt die Meinung auf, daß der färbende Stoff der Haut angeboren, daß die Haut selbst aber zuerst ungefärbt sei und die Farbe erst durch den Zutritt der Luft sich entwickele. Er führt dafür unter Anderm die Thatsache an, daß die Kinder der Neger weiß geboren werden, oder vielmehr röthlich, wie die Kinder der Weißen, allein zwei bis drei Tage nach der Geburt sich nach und nach bräunen und nach sieben bis acht Tagen vollkommen schwarz sind. Dasselbe beobachtete man in Hamburg bei einem neugeborenen Negerkinde, das in einem ganz dunkeln Zimmer und von Windeln dicht eingewickelt gehalten wurde. Natürlich sind dabei außer dem Lichte noch viele andere und stärkere Agentien im Spiel, deren Besprechung freilich, so interessant sie auch sind, nicht gradezu in die vorliegende Abhandlung gehörte.

Was nun die Einwirkung des Lichts auf die Säugethiere betrifft,

so bemerken wir auch hier wieder, daß der Einfluß desselben größtentheils im Hervorrufen von Farben besteht; und zwar treffen wir auch in diesem Falle, daß, je länger und intensiver das Licht der Sonne auf den thierischen Organismus influirt, auch desto lebhaftere Farben dadurch zum Vorschein kommen. Alle nach dem Lichte zugekehrten Flächen sind dunkler und gesättigter, die dem Lichte abgewendeten dagegen heller und bleicher. Deshalb ist die Expansionsseite, der Rücken der Thiere, der gefärbtere Theil. Dieser Seite oder diesem Pole entspricht: Erhöhung der Arterialität, Licht, Tag, Sommer, Helle, Tropenländer, Wachen, männliches Geschlecht und Mannesalter, welche Absonderung der Pigmente begünstigen. Der Contractionsseite hingegen entspricht der Bauch oder die Nacht, Dunkelheit, Erhöhung der Venosität, Beschränkung des Athmens, Schlaf, Winter, Polarländer, weibliches Geschlecht und Greisenalter.

Bei den Vögeln ist der hauptsächlichste Sitz des Pigments in den Federn zu finden, und Heusinger meint, daß die Feder ebenso wie das Haar aus Pigment sogar entsteht.

Es ist jedoch dasselbe in den einzelnen Theilen der Feder, als der Spule, dem Schaft und der Fahne nicht gleichmäßig vertheilt, sondern es tritt vielmehr erst am Ende des Schaftes deutlich hervor, verbreitet sich von da in die benachbarte Fahne und bildet am Ende derselben, bisweilen als sehr entwickelte Form, einen Fleck oder ein Auge.

Da von dem Einflusse des Lichts auf die Farben der Vögel die Rede war, so war wol auch die Erscheinung zu besprechen, daß Vögel, welche in der Stube gehalten werden, z. B. der Stieglitz (fringilla carduelis) und der Hänfling (fringilla linaria), selbst wenn sie am Fenster der Sonne fortwährend ausgesetzt sind, bei der ersten Mauser ihren Farbenglanz verlieren, der Hänfling namentlich seine rothgesprenkelte Brust wieder in eine weißliche (ohne alles Roth) verwandelt, ebenso wie das Blau des Blaukehlchens gleichsam mit Schimmel anläuft.

Gleich den Säugethieren und Vögeln geht nun der Verf. alle Classen der Thiere bis auf die Infusorien herab durch, ohne jedoch ein viel genaueres Resultat zu gewinnen, als daß eben das Licht auf die Färbung aller auch einigen Einfluß habe. — Zuletzt wird noch von dem Leuchten mancher Thiere gesprochen und in einem Anhange eine Vergleichung des Lichts der Sonne mit dem des Mondes und des Feuers in chemischer und physiologischer Beziehung gegeben.

Ist nun gleich Hrn. Landgrebe's Werk an selbstgefundenen, neuen Resultaten fast arm, so verdient doch die mühselige Arbeit einer auf 600 Seiten ausgeführten Zusammenstellung der bisher gemachten Erfahrungen, obgleich dieselbe mitunter der Vollständigkeit, Bündigkeit und Klarheit ermangelt, allen Dank. Schade, daß das Buch, besonders gegen das Ende, reich mit Druckfehlern durchsät ist. 26.

De l'Italie et de ses forces militaires, par M. le général marquis *Oudinot*. Paris 1836.

General Oudinot, ein Sohn des berühmten Marschalls und selbst noch in der Kriegsschule Napoleon's gebildet, gehört zu den ausgezeichnetsten Offizieren der französischen Armee. Auch

als Schriftsteller ist vorliegendes Buch keineswegs sein erster Versuch; indessen gewähren seine frühern Producte viel mehr ein specielles als ein allgemeines Interesse, wie beispielsweise seine „Considérations sur les ordres de Saint-Louis et du Mérite militaire" und sein „Aperçu historique sur la dignité de maréchal de France". Sein hier in Rede stehendes neuestes Werk nun ist nicht blos von ungleich umfassenderm Interesse als jene frühern Schriften, sondern man darf es sogar belehrend nennen, insofern man voraussetzen kann, daß die darin enthaltenen Zahlenangaben aus authentischer Quelle geschöpft wurden und daher vollkommen genau sind. Überdies knüpft der Verf. nicht selten daran Betrachtungen, deren höhere politische Bedeutung sich um so weniger verkennen läßt, da in unsern Tagen die Stärke der Heeresmacht den Staaten ihre respective Wichtigkeit ertheilt, ja selbst eine der Hauptbedingungen ihrer Selbständigkeit und ihres unabhängigen Daseins ist.

Die soeben erwähnten Zahlenangaben nun gewähren folgendes Resultat: Sämmtliche Staaten der italienischen Halbinsel unterhalten eine Truppenmacht, die sich in Friedenszeiten auf 140,000 Mann beläuft, die aber, auf den Kriegsfuß gesetzt, 270,000 Mann erreicht. Hierunter sind die östreichischen Garnisonen im lombardisch-venetianischen Königreiche und in den päpstlichen Legationen nicht mitbegriffen. Der Effectivbestand des Friedensfußes vertheilt sich also: Das Königreich beider Sicilien 47,715, der Kirchenstaat 17,707, das lombardisch-venetianische Königreich 31,400, das Königreich Sardinien 35,200, das Großherzogthum Toscana 4500, das Herzogthum Parma 1800, das Herzogthum Modena 1750, das Herzogthum Lucca 680, die Republik San-Marino 40. General D. bemerkt dabei, daß allerdings 140,000 Mann eine sehr schwere Bürde für eine Bevölkerung von 22 Millionen seien; man dürfe aber nicht aus der Acht lassen, daß Italien wie das übrige Europa unter den Waffen stehe und sich in jenem gewaltsamen Zustande befinde, der, da er weder Frieden noch Krieg ist, für die Völker eine erdrückende und zwecklose Last wird. Allein ungeachtet dieser durch die Zeitereignisse hervorgerufenen Lage ergebe sich, daß unter gleichem Verhältnisse Frankreich, als ein abgerundeter Staat, wo drei Millionen Nationalgarden die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung überwachten, an einer Armee von 200,000 Mann in Friedenszeiten genug haben würde, zumal bei einem Princip von Stätigkeit und mit einer Regierung, die ernstlich die Bahn der Ersparungen einzuschlagen Willens sei. Alles, was dieses Verhältniß übersteige, wäre als eine unnütze Überbürdung und als eine Versichtsmaßregel zu betrachten, die nur ein Land beleidige, das keine äußern Feinde habe.

Man ersieht schon aus dieser Bemerkung, daß der Verf. keineswegs zu den eifrigen Lobrednern des gegenwärtigen Regierungssystems Frankreichs gehört. An andern Orten des Buches gibt er seine Ansichten in dessen Betreff noch unverhohlener zu erkennen. So unter Anderm, indem er auf frühere Geschichtsepochen zurückgeht, wo, wie er sagt, die italienische und die spanische Halbinsel gleichsam die Stützen Frankreichs gewesen wären, wie zwei Säulen mit breitem Grundflächen die Façade eines großen Gebäudes unterstützten: Spanien nämlich durch den Familienpact, Italien aber durch die Blutsverwandtschaft mit der zu Neapel herrschenden Dynastie, durch die Familienverbindungen mit dem Hause Savoyen, durch das Protectorat des heiligen Stuhls und den Einfluß, dem in Folge davon Frankreich auf Rom ausübte, endlich durch die isolirte Lage Toscanas und die Erwerbung Corsicas. Die Revolution von 1830 habe jedoch alle diese Vortheile auf das Spiel gesetzt. Man wisse noch nicht, welchem Systeme der äußern Politik Spanien in Zukunft angehören werde. Was aber Italien anbetrifft, so müsse man mit schmerzlicher Bekümmerniß gewahren, daß sich auch dort fast unmerklich unter den Auspicien einer nebenbuhlerischen Macht eine Art geheimer, aber fest zusammenhängender Conföderation bilde, der bald nur noch eine öffentliche Erklärung und ein Hauptsitz, eine Acte und ein Congreß nach dem Vorbilde des frankfurter Bundestages abgehen werden.

Für die heutige Politik des römischen Hofes endlich scheint Hr. D. eine ganz besondere Vorliebe zu hegen. „Ein Muster aller Tugenden", sagt derselbe, „weiß der Souverain, der die Last der Tiara trägt, gar wohl, daß man mit gewaltsamen Mitteln stets nur vorübergehende Erfolge erlangt. Der coercitive Einfluß der Bajonette widerstrebt nicht weniger seiner Politik wie seinem Herzen. Hat er aber seine Krone unter fremden Schutz gestellt, so ist ihm doch nicht unbekannt, daß auch die Nationen Rechte haben, und nimmer wird er die Verpflichtungen verkennen, deren Erfüllung Denjenigen obliegt, die zum Regieren berufen sind. — Zum ersten Male versammelt die päpstliche Regierung Abgeordnete und zieht die Meinung des Landes über die Bestimmungen eines projectirten Gesetzes zu Rathe. Dieser erste Schritt ist eine rationelle Reform, eine dem Geiste des Jahrhunderts dargebrachte Huldigung. Es erscheint derselbe aber um so bedeutsamer, wenn man bedenkt, daß vor wenigen Jahren noch die Regierung sich keinerlei Concession entreißen lassen wollte, und daß sie jetzt solche aus freien Stücken ertheilt." 17.

Theorie der Schauspielkunst, von E. Thürnagel. Heidelberg, Oßwald. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Gr.

Allerdings mit geordnetem Sinne geschrieben, recht verständig und gut gemeint; indessen versteht sich nur das Meiste, was in dem Buche gesagt wird, ganz von selbst, und zwar wird es mit viel zu vielen Worten gesagt.

Wir fürchten, Niemand wird es eigentlich lesen: der Anfänger oder Lehrling nicht, weil ihn eben in seinem Stande als Schauspieler vor allen Dingen Talent und Erfahrung belehren muß. Und hat er es erst einmal so weit gebracht, daß er sich Geselle oder Meister nennen darf oder nennt, so wird er denken, er sei darüber hinaus, wenngleich es dann doch grade ihn hier und da auf manche grobe Unschicklichkeiten, Verstöße oder Fehler aufmerksam machen könnte, gesetzt, daß er hören wollte. Aber, wir wiederholen es, es sind zum Nachtheile des Buches, um einer gewissen nichtigen Form willen, gar zu viele Worte gemacht, mit denen weder etwas Neues, Eigenthümliches gesagt wird, noch ein junges Talent in seiner Entwickelung gefördert werden dürfte. 56.

Notiz.

Der neunzigjährige Orest.

Nach dem Vellejus Paterculus (s. d. 1. Buch von dessen Gesch.) hat es kaum einen und vielleicht keinen Fürsten gegeben, der so alt geworden ist und so lange glücklich regiert hat wie Orest, den die griechischen Tragiker von den Furien verfolgen lassen. Er soll 90 Jahre alt geworden sein und 70 Jahre regiert haben. Sein Mord an der Klytämnestra wurde auf solche Art von den Göttern gebilligt, sagt er noch (factum ejus a diis approbatum). Wie kommt es nun, daß die griechischen, ihm in der Zeit viel näherstehenden Dichter die Schicksale desselben so entstellten? Vielleicht nur, weil sie Demagogen waren; weil ihnen nur daran lag, Alles, was Königthum hieß, dem Volke in Athen verhaßt zu machen. In Republiken kommt so etwas öfters vor. So wurde noch in den Niederlanden und namentlich in Leyden im vorigen Jahrhunderte ein Trauerspiel: „Die Belagerung von Leyden", gegeben, das von Sentenzen gegen Könige und Minister strotzte. Dasselbe geschah während der französischen Republik und geschieht noch selbst jetzt daselbst öfters, z. B. in den Stücken von Victor Hugo, wenn es gilt, die Valois und Bourbons herabzusetzen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 295. — 21. October 1836.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Der zweite Band dieses Werkes ist, obwol im Ganzen aus denselben Gattungen von Quellen geschöpft wie der Inhalt des ersten, doch von wesentlich verschiedener Haltung, wenigstens macht seine Lecture einen wesentlich verschiedenen Eindruck. Für den ersten Band waren an den beiden Königinnen Maria und Elisabeth sittliche Mittelpunkte vorhanden, in Beziehung auf welche sich dann die zerstreutesten Mittheilungen ordneten und anfügten, gewissermaßen krystallinisch ansetzten, und die Summa, die aus allen Mittheilungen hervorging, erschien als ein innerlich Harmonisches, Ganzes. Im zweiten Theile verbreiten sich die gemachten Mittheilungen auf einen ungleich weitern Kreis, sind in Beziehung auf jeden einzelnen Punkt des Kreises weit fragmentarischer, und nur in sehr untergeordnetem Grade bildet Friedrich II. einen sammelnden Mittelpunkt, indem namentlich die Mittheilungen über Schweden und Rußland gewissermaßen für sich dastehen, und die über Rußland nur für die Zeit, wo sie grade am wenigsten interessant sind, für die Zeit nämlich des siebenjährigen Krieges, eine durchgreifende Beziehung zu Preußen haben. Vieles unter dem Mitgetheilten muß auch so für Den, der das speciellere Studium dieser Zeit zu seiner Aufgabe gemacht hat, von hohem Werthe sein; das hindert aber nicht, daß die Lecture des ganzen Bandes oft einen gewissen Eindruck mangelnden Zusammenhängens hinterläßt.

Die Erscheinung der Höfe, bei denen wir durch Hrn. v. R. in diesem Bande eingeführt werden, geben nur hinsichtlich Rußlands und Preußens einigermaßen feste Bilder; Wien und Stockholm lassen für eine bestimmte, kürzere Zeit auch noch Charaktere erkennen; was aber von andern Seiten beigebracht wird, ist ganz sporadisch. In Wien ist es vor Allen die liebenswürdige, muthige Kaiserin Maria Theresia, die selbst in abgerissenen Zügen noch sich in einer herzen- und geistergewinnenden sittlichen Haltung zeigt, auf deren Vorhandensein in unserer Geschichte wir Deutschen um so stolzer sein dürfen, wenn wir diese Erscheinung mit dem Kothbild vergleichen, was Elisabeth's von Rußland Hof in derselben Zeit bietet.

Die nordischen Höfe im Allgemeinen, der schwedische und polnische wie der russische, erscheinen in anekelnder Widrigkeit durch die Gewalt, die wir hier dem rohen Bedürfniß eingeräumt sehen, durch die ganz unverhohlene Bestechlichkeit der Minister und Großen; welche Corruption in der Zeit, auf welche sich die Mittheilungen dieses Bandes beziehen, in Schweden sogar die Reichsstände ergriffen hat und das traurige Bild einer Nation darstellt, deren höchste Interessen bestimmt werden durch ein paar Tausend Thaler mehr, die der eine oder der andere der fremden Höfe, welche Gesandte in Schweden haben, aufwenden will, um seine Zwecke zu erreichen! Wenn schon die Betrachtung der Geschichte der Reformation in Schweden dadurch Einen anwidert, daß hier die kirchliche Umbildung im Grunde deswegen begünstigt wird und dadurch eine so feste Wurzel schlägt, daß die Güter der Geistlichkeit Gustav Wasa's Bedürfnissen so paßlich zu Hülfe kommen, so wird bei der Betrachtung späterer Zeiten dieses vielfache Eingreifen der Interessen der Armuth in die Führung und Gestaltung schwedischer Reichsangelegenheiten noch widriger; und namentlich uns Deutschen muß sie widrig sein, wenn wir bedenken, daß an die Schicksale dieses käuflichen Reiches so lange Zeit hindurch schöne deutsche Landschaften geknüpft, daß diese der hochfahrenden Haltung von Oberbeamteten preisgegeben waren, deren Familien daheim vor der bedürfnißvollen Stellung des schwedischen Adels im Allgemeinen nicht eben immer eine Ausnahme gemacht haben werden.

Der russische Hof erscheint in diesen Mittheilungen, wie in allen auf diese Zeiten bezüglichen, als ein durchaus barbarischer. Charaktere wie Ostermann, Münnich und Biron, wie Bestucheff und die Schuwalof's und Orlof's, — Revolutionen wie die, welche Elisabeth und Katharina II. zum Herrschen führten, versetzen Einen im Grunde schon ganz aus europäischer Sphäre heraus; kommt nun noch der Anblick von Crapule jedweder Gattung, wie sie unter Peter I. und unter dem Regimente seiner Tochter am Hofe herrschte, hinzu, so verdenkt man es dem Verf. ebenso wenig wie den Berichterstattern, aus deren Schriften er schöpft, wenn überall in diesem Reiche die rohesten und niedrigsten Leidenschaften als die bewe-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 257, 258 d. Bl. D. Red.

genden Mächte bezeichnet werden. Es kann keinen mächtigern Contraſt geben als die Höfe von Petersburg und Wien, wie ſie in dieſem Werke erſcheinen, und das Schickſal Iwan III. wie er, als Kind ohne Bewußtſein auf den Thron gehoben, dann die Kinderjahre in halbem und ganzem Gefängniß hindämmert, wie es ſcheint halb zum Thier gemacht wird, bis endlich des Lieutenants Mirowitz Verſuch zu ſeiner Befreiung ihm, dem Schlafenden, den Tod bringt — Alles das iſt mehr als byzantiniſch, es iſt ſultaniſch.

In einer ſolchen Zeit, wo der Norden dieſen Hintergrund bildet und wo der Pompadour Regiment den ſüdlichen Vordergrund abgibt, ſtehen Maria Thereſia und Friedrich II., die beiden Feinde, als ein paar ſchöne Heldenbilder da, bei denen wir uns recht gern gefallen laſſen können, daß in dem Manne ein keckeres Hinausgreifen und Hinwegſetzen über eingelebte Schranken ſtattfindet, als in der Frau, welche, eben durch dieſe Keckheit verletzt, die Verletzung doppelt empfindet, einmal in dem eignen Verluſt Schleſiens und ſodann in dem Bruche Deſſen, was ſie als heiliges Recht anſieht. Es iſt ganz deutlich, wie ſich in Maria Thereſia dem Schmerze über die Schmälerung ihres Reiches auch eine ſittliche Empörung über Friedrich's Handlungsweiſe zugeſellt, und eine lange Reihe von Jahren muß vergehen ehe ſie im Stande iſt dieſer Empörung Herr zu werden. In ihr aber eben iſt ſie ſchön und durch dieſelbe werden die kriegeriſchen Beſtrebungen der Kaiſerin gewiſſermaßen geheiligt.

Andererſeits allerdings muß erwähnt werden, daß es wol keinen Staat in Europa gibt, der nicht einzelne Erwerbungen mit noch ſchlechterm Rechte gemacht hätte als Friedrich II.; auch kann man zugeben, daß ſich für Friedrich's formelles Recht Manches anführen läßt; aber immer ſoll man dabei im Auge behalten, daß ſolche Anführungen im Grunde nur die Macht des Rechtsgefühles im Menſchen überhaupt beurkunden, der, ſelbſt wenn er das ganz Unerwartete, das dem ſittlichen Gefühle ſeiner Zeitgenoſſen ganz Zuwiderlaufende unternimmt, noch das Bedürfniß hat, ſeine That als juriſtiſch berechtigt darzuſtellen. Das Gefühl, was allerdings Friedrich II. gehabt hat und deſſen Richtigkeit ſeine welthiſtoriſche Rechtfertigung bildet, das Gefühl, daß ſein eigner Geiſt, daß die Ziele, auf welche alle in Preußen geweckten Richtungen hinwieſen, daß der Königstitel für ſich allein ſchon eine breitere äußere Grundlage verlangte, und daß er ſich dieſe erobern, oder darauf verzichten müſſe Das zu ſein, was ihm ſeine Natur, ſeine politiſche Stellung und ſeine Zeit für ſich, für Preußen, für Deutſchland zu ſein geboten, — dies Gefühl konnte ihn wol treiben und eine Leidenſchaft der Erwerbung erzeugen, aber zunächſt war daſſelbe gewiß nicht immer auch mit dem Gefühle der Rechtfertigung vor ſich ſelbſt verbunden. Daß dies höhere Gefühl, das Bewußtſein einer welthiſtoriſchen Aufgabe, in Friedrich war, ſieht man deutlich aus vielen ſeiner Äußerungen; wir beziehen uns hier nur auf eine, auch in dem vorliegenden Bande angezogene Stelle eines Briefes an d'Argens, in der es heißt: „J'ai agi et je continue d'agir suivant cette raison intérieure et le point d'honneur qui dirigent tous mes pas; ma conduite sera en tous tems conforme à ces principes." Daß aber dies höhere Gefühl den König nicht vor innerm Zwieſpalt ſicherte, ſieht man deutlich daraus, daß er recht wohl begriff, ſein Unternehmen, ſeine Handlungsweiſe bedürfe der Beſtätigung der Geſchichte, um gerechtfertigt zu ſein; und die Art, wie er ſich in der Welt geſtellt, ſei ein wahres Unrecht, ſobald ihr der Erfolg fehle. Nur in dieſem Sinne konnte er dann mit Recht ſagen: „Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir, la vie est un opprobre et la mort un devoir", weil ihm eben, ſobald ſeine Thaten nicht die welthiſtoriſch gefoderten waren, nichts übrigblieb als das volle Bewußtſein eines verfehlten Lebens und eines aus ſolchem verfehlten Leben durch ſeine Schuld über Tauſende ausgegoſſenen, unermeßbaren Unglücks. Dieſes Hingewieſenſein auf Selbſtvernichtung im Falle eines völligen Zurückgeworfenwerdens von den vorgeſetzten Zielen iſt der nothwendige, der gefoderte Revers zu der dämoniſchen Unruhe, die ſich in den aus dem Briefwechſel mit Jordan entnommenen Stellen (S. 72 u. 73 des vorliegenden Bandes) deutlich zeigt, als Friedrich's erſtes ſelbſtändiges Auftreten in der europäiſchen Politik begleitend. Wir ſtimmen vollkommen in Hrn. v. R.'s Meinung ein, wenn er ſagt: „Des Königs Aufgabe war zu Ende, ſobald er nicht mehr ein König und nicht mehr ein großer König ſein konnte."

Geben wir aber gern zu, daß in Friedrich ein weit höheres Leben iſt, als daß man es mit der gewöhnlichen Elle zu meſſen hätte, ſo glauben wir doch auch hervorheben zu müſſen, daß er eben wie Cäſar und wie Napoleon für Das, was in ſeinem Wollen über den ſtrengen ſittlichen Kreis hinausging, grade ſo gut hat büßen müſſen wie irgend Einer, an den die gewöhnliche Elle anzulegen uns erlaubt wird. Schon jene innere Gewaltſamkeit, die ihm in gewiſſen Lagen keinen Ausweg mehr erkennen ließ, als ſich ſelbſt den Tod zu geben, ſchon dieſe, die er öfter und längere Zeiträume hindurch in ſich walten laſſen mußte, iſt als eine herbe Strafe anzuſehen; und wie ſie, wie alles Das, was der König um Das, was er in der Welt nun einmal gethan, auch welthiſtoriſch zu rechtfertigen, durcharbeiten und vollbringen mußte, an ihm gezehrt, ihn angegriffen und vielfach auch ein unglückliches Bewußtſein in ſeine Lebenstage gebracht hat, zeigen deutlich die Briefe an d'Argens, und namentlich die Stellen, welche Hr. v. R. (S. 465 u. 466) anführt:

Enfin, mon cher Marquis, je suis vieux, triste et chagrin. Quelques lueurs de mon ancienne bonne humeur reviennent de tems en tems; mais ce sont des étincelles qui s'évanouissent, faute d'un brasier qui les nourisse; ce sont des éclairs qui percent des nuages orageux et sombres. Je vous parle vrai; si vous me voyiez, vous ne reconnaitriez plus les traces de ce que je fus autrefois. Vous verriez un vieillard grisonnant, privé de la moitié de ses dents, sans gaieté, sans feu, sans imagination.

Depuis quatre ans je fais mon purgatoire; s'il y a une autre vie, il faudra que le père éternel me tienne compte de ce que j'ai souffert dans celle-ci etc.

Mehr noch als nach der positiven Seite glauben wir übrigens, daß Friedrich nach der negativen Seite gebüßt, daß er also eingebüßt habe bei dem Lebensbewußtsein, was er einmal in sich entwickelt und zum großen Theile inmitten und als Folge seiner Thaten entwickelt hatte. Freilich war seine Zeit überhaupt den eigentlich bewegenden Kräften des Christenthums wenig aufgeschlossen und beschränkte sich im Allgemeinen gleich ihm (wie dieses auch Hr. v. R. S. 538 u. 539 anerkennt) auf ein Hervorheben der Einflüsse des Christenthums auf die Bildung einer gewissen humanen, der modernen Zeit eignen Moral; freilich ist nicht zu leugnen, daß „die Art und Weise, wie ihm in der Zeit seiner Jugend die protestantische Dogmatik aufgedrängt wurde", keine freundliche Vermittelung bildete zwischen Friedrich's Seele und dem Christenthume; aber auch andere Menschen haben in ähnlichen Zeiten einer Veräußerlichung und Seelenverödung gelebt, auch andern Menschen ist das Christenthum zuerst geboten worden in einer herben und für sie lange Zeit zu harten Schale; aber endlich haben sie doch das Bedürfniß gefühlt, sich in eigenthümlich christlicher Weise zu Gott zu wenden, und haben nun in der im Gedächtniß bewahrten harten Schale einen köstlichen Kern gefunden. Daß aber Friedrich sich in seinen spätern Jahren auch nicht von seiner, allerdings nicht ohne christliche Elemente entwickelten, aber doch nicht eigentlich christlichen Denkweise zu eigenthümlich christlicher Weltanschauung hinwendete, war die einfache Folge eines Lebens, welches glorreich und doch so war, daß Friedrich zum Theil mit dessen Princip hätte brechen müssen, wenn er es vom christlichen Standpunkte aus betrachtet hätte. Wie oft aber können sogar kleine Menschen nicht dazu kommen mit einem Lumpenleben zu brechen; wie wollte man es da von Dem so leicht fodern und finden, der, selbst groß, ein großes Leben geführt und in demselben unleugbar auch Herrliches vollbracht hatte! Aber wie viel hat er darüber, wie viel grade, was das Alter schön macht, eingebüßt!

An Friedrich's Buße aber hat Deutschland mitzutragen gehabt, so gut wie es seine Glorie mitgenossen hat; denn der Geist weltlicher, reinweltlicher, sogenannter philosophischer oder, eigentlicher gesprochen, rationalistischer Betrachtungsweise hat dann die Gesetzgebung und Verwaltung allmälig fast aller deutschen Länder bestimmt, hat jene charakteristische Richtung auf das weltlich Verständige, weltlich Zweckmäßige, d. h. auf Das, dessen Nützlichkeit sich dem endlichen Verstand auf platter Hand präsentirte und wobei die höchsten sittlichen Foderungen und Beziehungen oft ganz außer Rechnung blieben, zur Herrschaft geführt und durch sie das deutsch-christliche Hauswesen aus puren Gründen anscheinender Billigkeit und gewissenhafter Rechtssorge in Atome aufgelöst, das öffentliche Wesen den Foderungen eines imaginairen bien publique untergeordnet, die Kirche vielfach zu einer Gattung sittlicher Policeianstalt herabgewürdigt, durch eine Alles penetrirende Staatsbevormundung die Einzelnen zum Bedientensinn erzogen und vielfach von Dem, was man sonst scheute, die Schande, abgestreift, bis seit den Anfängen dieses Jahrhunderts sich allmälig gegen diesen Weltgeist wieder eine Opposition erzeugt, in dem ernstern Sinne der Freiheitskriege sich offenbart und seitdem nach allen Seiten einen abermals umgestaltenden und zu den organischern Lebenskräften zurückführenden Einfluß bewährt hat.

49.

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht von J. L. Casper. Mit 17 Tafeln und drei graphischen Darstellungen. Auch unter dem Titel: Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Zweiter Band. Berlin, Dümmler. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wenn Ref., welcher bereits einen Vorläufer des vorliegenden Werks in d. Bl. anzeigte, mit Besprechung der vollendeten Arbeit des Verf. etwas spät kommt, so ist das eine Versäumniß, der wenigstens keine Vernachlässigung zum Grunde liegt. Vielmehr ist das Buch, eines von den seltenen, die eine neue Wissenschaft nicht nur beginnen, sondern die durch sie entstandene darlegen, vorsätzlich zurückgehalten worden, um zu erwarten, ob die Erfolge, die sich Ref. nach den ihm bekanntgewordenen Proben davon versprach, wirklich eintreten würden, worauf dann, bei dem vielfachen Interesse der hier niedergelegten Forschungen und bei der Verschiedenheit der möglichen Ausgangspunkte für die Beurtheilung, wol noch einer derselben für eine unsern Lesern zugedachte Anzeige sich finden würde. Denn obgleich das Buch von einem Arzte herrührt und der Verf. im Verlaufe seiner Mittheilungen sich oft genug an seine Berufsgenossen wendet, so würde doch er und seine Arbeit, vor das blos ärztliche Forum gezogen und die Resultate der letztern einer eventuellen, d. h. hier sehr zufälligen, Benutzung blos von Ärzten anheimgegeben, nur eine sehr beschränkte Würdigung erfahren, vorausgesetzt sogar, daß der ärztliche Beurtheiler den höchsten Gesichtspunkt, bei dem er noch Arzt bleiben kann, den der Staatsarzneikunde und namentlich des einen Zweigs derselben, der medicinischen Policei oder öffentlichen Gesundheitspflege, festhielte. Aber wie reichlich diese auch durch das Werk bedacht sei, so darf sie es doch nicht für sich allein in Anspruch nehmen; denn, um es kurz zu sagen, mehr als eine Wissenschaft mag behaupten, es fallen diese Untersuchungen in ihren Bereich, und es mag überdem aus ihnen ebensowol der Philosoph, der Gang und Ziel des Lebens in Masse betrachtet, wie der Staatsmann, der es regeln und lenken soll, Stoff zum Nachdenken und Anregung zum Handeln entnehmen. Daß dem so sei, soll sich, meinen wir, bei einer Durchmusterung des Inhalts ohne unser besonderes Zuthun herausstellen, und diese wird dann auch nachweisen, wie das Buch anzusehen sei: als ein Werk, eingegeben nicht von dem Bedürfniß tabellarischer Übersichten dieser oder jener angehäuften Erfahrungen, sondern von dem Eifer, diese, allerdings hier veranschaulichten Erfahrungen zur Wahrnehmung, zur Sprache, zur Beherzigung zu bringen; als ein Werk, nicht dieser oder jener besondern Doctrin angehörig und ihren Bearbeitern oder Schülern gewidmet, sondern das menschliche Leben, seine Bedingungen und die Verhältnisse seines Entstehens und Aufhörens als Größen auffassend und berechnend, und welches, indem es in der Berechnung dieser Größen, Ordnung und Regelmäßigkeit, Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, kurz Gesetzmäßigkeit enthüllt in einem Gebiete, wo man gewohnt ist keine zu suchen, oder verzweifelt hat sie zu entdecken, den menschlichen Gesichtskreis überhaupt erweitert und eine Aussicht eröffnet nicht nur auf Erkenntniß der Lebensgesetze, sondern sogar auf einen Grad von Einwirkung in den Lebensgang, nicht der Individuen, sondern der Generationen. Bis hierher ist der Verf. vorgedrungen; die Benutzung seiner

Expositionen kann er Andern überlassen, deren Amt es ist, deren Stellung es möglich macht; die Beweise aber für dieselben hat er mit einer Schärfe und Umsicht geliefert, die wiederum ein besonderes Eingehen, eine Schätzung für sich verlangen würden, wovon wir aber abstehen, überzeugt, im Sinne des Verf. über sein Werk zu berichten, wenn wir nicht die Methode, sondern die Resultate den Lesern vorlegen.

„Bevölkerungswissenschaft" nennt der Verf. in der Einleitung das Gebiet, auf welchem sich seine Untersuchungen bewegen, „Lebensprobabilität" den bestimmten Gegenstand, worauf sie gerichtet sind. Volkszählungen waren schon in den ältesten Zeiten üblich; aber es sind noch nicht 200 Jahre, daß Mathematiker, Statistiker, Ärzte und Staatsmänner einen nähern und sichrern Weg zeigten und einschlugen, die Lehre von den Gesetzen des Lebens und Todes mit Erfolg zu bearbeiten. Von den Gesetzen, weil, „wie sehr auch im Einzelfalle der Tod eines Menschen ein Zufall scheinen mag, doch die Beobachtung im Großen gelehrt hat, daß, weit entfernt von einem bloßen blinden Zufalle, Leben und Tod auch den Zahlenverhältnissen nach gewissen festen und unwandelbaren Regeln folgen". Die Beobachtung dieser Ordnung des Todes führte auf die Erfindung der Mortalitätstafeln. Eine solche ist nach des Verf. Bestimmung eine Tabelle, woraus die Reihenfolge der in den verschiedenen Lebensaltern nach und nach aussterbenden Menschen, die Zahl der von denselben durchlebten Jahre und deren mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer in jedem einzelnen Lebensjahre zu ersehen ist. Dergleichen hat man von Süßmilch, Halley, Finlaison, und die letztere ist von der englischen Regierung gesetzlich als Grundlage in den betreffenden Angelegenheiten angenommen; aber wenn auch diese und andere ähnliche Tafeln auf umfassendern Grundlagen und nach richtigern Voraussetzungen berechnet wären, als nach ihren Resultaten sich ergibt, so macht doch in unsern Zeiten der Umstand, daß alle ältern Mortalitätstafeln vor der allgemeinen (?) Einführung der Vaccination verfertigt sind, die einen entschiedenen, wenn auch oft überschätzten Einfluß auf die Bewegung der Bevölkerung gehabt hat, neue Sterblichkeitstafeln unerläßlich. Wie eine solche zu construiren sei, zeigt der Verf. demnächst und erörtert dann die Begriffe der „wahrscheinlichen" Lebensdauer, welche Halley ermittelte, und der „mittlern" Lebensdauer, wie sie Déparcieux auffinden lehrte; zwei Begriffe, die man oft, aber mit Unrecht, für identisch gehalten hat. Die wahrscheinliche Lebensdauer bezeichnet nämlich die Zahl von Jahren, bis zu denen die Hoffnung zu leben und die Furcht, sie nicht zu erleben, gleich groß ist, oder wo sich die Wechselfälle wie 1:1 verhalten; es sind z. B. auf der Mortalitätstafel 100 Menschen verzeichnet, die alle das 38. Jahr erreicht haben; bei dem 62. finden sich nur noch 50; von den 100, die im 38. Jahre zusammen lebten, hatte Jeder die Wahrscheinlichkeit, bis ins 62. Jahr zu leben, oder, die bereits durchlebten 38 Jahre von den 62 abgezogen, hatte Jeder in seinem 38. Jahre eine Lebensprobabilität von 62—38 = 24 Jahren. Für die Auffindung der mittlern Lebensdauer addirt Déparcieux die Jahre, die eine Anzahl Menschen zusammen gelebt haben, dividirt die Summe durch die Anzahl der Menschen, und der Quotient stellt dann die mittlere Lebensdauer jedes Einzelnen, d. h. die Zahl der Jahre dar, die ein Jeder von diesen Menschen gelebt haben würde, wären die durchlebten Jahre unter alle gleich vertheilt gewesen. Wenn also z. B. 100 Menschen von ihrer Geburt an zusammen 2800 Jahre durchlebt hätten, so würde $^{2800}/_{100}$ d. h. 28 Jahre ihre mittlere Lebensdauer gewesen sein. Nach Aufführung einiger ähnlichen Annahmen geht dann nun der Verf. zur Aufstellung seiner „Thesis" über, des wichtigsten Satzes für die Bevölkerungslehre, aus dem sich unmittelbar besonders zwei Folgerungen ergeben. Der Satz aber ist: „Bei einer einigermaßen stationairen Bevölkerung drückt das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung fast genau die mittlere Lebensdauer (bei der Geburt) aus." Der Bestätigung dieses Satzes ist ein großer Theil der folgenden Untersuchungen gewidmet; was unmittelbar aus ihm folgt, ist: 1) daß das Geburtenverhältniß und die mittlere Lebensdauer in gleichem Verhältniß steigen und fallen (wo z. B. mehr und mehr Kinder auf eine gegebene Bevölkerung geboren werden, wird die mittlere Lebensdauer ebenso gleichmäßig kürzer); also hat, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch das Collectivum, die Masse, seine Lebensdauer durch Vermehrung oder Verminderung der Zeugungen gewissermaßen in seiner Gewalt. 2) Für die Glückseligkeit der Bevölkerung erleidet das: „Seid fruchtbar und mehret Euch", seine Beschränkung. Indem der Verf. für jetzt den Satz ohne weitere Begründung hinstellt und vorerst nur auf die Wichtigkeit dieser Untersuchungen aufmerksam macht, gibt doch gleich der folgende §., wo er sie als Maßstab für die Volkswohlfahrt geltendmacht, einen Beleg für die zweite Folgerung. Menschencapital macht den Reichthum eines Staats aus und kann sehr wohl mit einem Geldcapital verglichen werden, bei dem es zur Beförderung des Reichthums ebenso wichtig ist, gewonnene Schätze zu erhalten, als sie ursprünglich zu erwerben. Aber bei dem Menschencapital ist es noch wichtiger, die geschaffene Summe (Geburten) längst möglich zu erhalten, als Capital selbst (Menschen) immer wieder neu zu erschaffen. Denn Quetelet z. B. hat gefunden, daß von der Geburt bis zu 12—16 Jahren der Unterhalt eines Kindes in den Hospizien des damaligen Königreichs der Niederlande (1821) im Durchschnitt 524,^{66} Fl. betrug; jedes Kind also, das die mannbaren Jahre erlebt, hat eine Schuld von dieser Höhe contrahirt. Es wurden aber zu jener Zeit jährlich in den Niederlanden über 210,000 Kinder geboren, von denen $^{9}/_{20}$ in den Kinderjahren starben. „Diese 94,500 Unglücklichen", sagt Quetelet, „können als ebenso viel Fremde betrachtet werden, die ohne Vermögen zu uns gekommen sind, um an der Consumtion Theil zu nehmen, und die nachher abgehen, ohne eine andere Spur zurückzulassen als die eines ewigen Bedauerns. Die Ausgabe, die sie verursacht haben, ohne die Zeit, die man ihnen gewidmet hat, zu rechnen, beträgt die ungeheuere Summe von fast 50 Millionen Fl., d. h. fast $^{1}/_{5}$ der Staatseinkünfte." Die fernern Erörterungen über den Nutzen solcher Untersuchungen überhaupt für Vergleichungen, für Ermittelung der Dauer der Generationen, für die praktische Medicin, für leichte Übersicht der Altersclassen, für Witwenkassen, Lebensversicherungsgesellschaften ꝛc. übergehen wir, ebenso wie die Darstellung der Mortalitätstafel für Berlin, und wenden uns, die Folge der Darstellung des Verf. verlassend, zu den Bestätigungen seiner „Thesis" und den daraus gezogenen Folgerungen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Cavalier-Perspective.

Handbuch
für angehende Verschwender
von
Chevalier de Telly.

Motto: **Mon metier et mon art c'est vivre.**
Montaigne.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Der in den höhern Kreisen der Gesellschaft sehr bekannte Herr Verfasser (die Dedication ist an Eugen Baron Baerst gerichtet) bietet in diesem Buche einen schönen und gewiß willkommenen Beitrag zur noch fast unbebauten Literatur für frohe und glückliche Menschen, für reiche liebenswürdige Müßiggänger, für die übermüthige Jugend und für angehende Verschwender.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 296. — 22. October 1836.

Gúl und Bülbúl, das ist: Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer. Pest, Hartleben. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wieder eine bisher unerforschte Insel des stillen Meeres morgenländischer Poesie, wie der berühmte Herausgeber diese köstliche Dichtung in seiner Vorrede (S. x) sehr treffend nennt; ja, ein herrliches, von Rosen duftendes und strahlendes, von Nachtigallen durchsungenes Eiland! Über die Topographie desselben gibt uns der große Kenner des Morgenlandes in seinem Vorworte vollständigen Aufschluß. Wir fassen daraus Folgendes zusammen, was dem Leser zu wissen wünschenswerth ist, ehe ein Überblick über das Gebiet der Dichtung selbst ihn weiter orientiren soll.

Die osmanische Literatur hat ein halbes Hundert romantisch-epischer doppeltgereimter Gedichte aufzuweisen, wovon aber die berühmtesten theils treue Übersetzungen, theils sklavische Nachahmungen gleichnamiger persischer Originale sind, die meisten von einem Umfange mehrer Tausend Distichen und in vielen Stellen ihrer Üppigkeit wegen unübersetzbar. Unter allen diesen vereint Fasli's Gedicht: „Rose und Nachtigall", allein die Vorzüge origineller Eigenthümlichkeit, unbescholtener Züchtigkeit, und vorzüglich den der Kürze, indem dasselbe nur dritthalbtausend Distichen stark ist. Der schöne Mythos selbst, von der Liebe der Nachtigall, oder, wie Hr. v. Hammer, um das nothwendige Masculinum zu gewinnen, sagt und fast immer übersetzt, des Sprossers (denn auch dies ist ein deutscher Name für Nachtigall) zur Rose, — dieser Mythos selbst ist zwar persischen Ursprungs. Die Ausbildung desselben zur Handlung eines Romans, die zarte Liebesgeschichte mit den darin handelnden Personen und vorkommenden Verwickelungen gehört dem türkischen Dichter eigen an. Mohammed Fasli, Kara Fasli, d. i. der schwarze Fasli beigenannt (vermuthlich wegen seiner schwarzen Gesichtsfarbe und häßlichen Gestalt), war der Sohn eines Sattlers von Konstantinopel und lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In seiner Jugend trat er in dem Kloster Sarif Hasan Effendi's in den Orden der Chalweti als Derwisch ein und in seiner bürgerlichen Beschäftigung als Schreiber auf. Sein Dichterhang zog ihn zuerst zu dem Dichter Rijaft und dann zu Sati, einem großen Lyriker, hin, welchem Meister er sich als Schüler geweiht. Bei dem großen Feste, womit Sultan Suleiman 1530 drei Wochen lang die Beschneidung seiner drei Söhne feierte, erbat sich Sati, der größte lyrische Dichter der Osmanen zu Beginn der Regierung jenes Sultans, bis er zu Ende derselben durch den (von Hrn. v. Hammer seit 1825 auch bei uns eingebürgerten) Baki übertroffen ward, nachdem er seine Festkassíde abgelesen, von dem Sultan die Erlaubniß, das von seinem Schüler, Fasli, verfaßte Festgedicht vorlesen zu dürfen. Suleiman, der den Beinamen des Großen, den ihm europäische Geschichtschreiber beigelegt haben, verdiente, weil er als Herrscher große Talente zu schätzen und zum Vortheile und Ruhme des Reiches zu benutzen verstand, erkannte und würdigte des Schülers Talent, und bald darauf begleitete Fasli den Prinzen Sultan Mohammed in die Statthalterschaft Magnesia als Secretair des Divans. Im J. 1543 nach des Prinzen Tode ward er Secretair des Prinzen Sultan Mustafa, und nach dessen tragischem Ende (durch des Vaters Blutbefehl) wurde er 1562 zum Staatssecretair des Thronerben Sultan Selim ernannt, starb aber schon im folgenden Jahre zu Kutahije, beiläufig 50 Jahre alt, wenn man annimmt, daß er bei jenem Beschneidungsfeste das Alter von etwa 20 Jahren gehabt. Die übrigen Werke dieses Dichters sind fast lauter Nachahmungen persischer Dichter. Seine Ghaselen und Kassideen sind in einem Divan erhalten, und abgesondert von demselben besteht eine Sammlung von tausend seiner vierzeiligen Strophen. Denkmale seiner zierlichen Feder sind seine Staatsschreiben, welche er im Namen Sultan Selim's als dessen Secretair geschrieben. Vorliegendes Gedicht ist sein Schwanengesang, denn er vollendete es nur zwei Jahre vor seinem Tode, und am Schlusse rühmt er von sich gar poetisch, doch nicht zu viel:

Ein Maal ragt dieses Buch empor,
Und jeder Vers ist Edens Thor.
Den Sinn erfindend legt' ich an
Des Wortes schmucken Gúlistan; *)
Es sproß aus meinem reinen Witz,
Mein Genius ist dessen Sitz;
Ich kleidete das Märchen ein,
Bedeutung und das Wort sind mein.

*) Gúlistan heißt Rosenbeet.

Das Original des Werkes ist in den zierlichsten türkischen Lettern, mit rothen Rändern wie mit Rosenbeeten eingefaßt, der Übersetzung beigedruckt, und wir erfahren durch den Herausgeber, daß seit dem 17. Jahrhundert, wo der französische Botschafter zu Konstantinopel, Herr Savari de Brèves, den französischen Tractat mit der Pforte zu Paris mit zierlichen türkischen Lettern drucken ließ, außer einer vor einem halben Jahrhundert zu Wien gedruckten kleinen Chronik, dies der erste außer Konstantinopel in Europa erschienene türkische Sprachtext sei. Aber auch diesen hat Hr. v. Hammer nicht etwa der türkischen Presse entlehnt, sondern aus Manuscripten zu Tage gefördert, nachdem die Dichtung bisher nur durch einen schwachen Auszug bekannt geworden war (s. unten). Unter der Centurie wissenschaftlicher, zu Konstantinopel gedruckter Werke nämlich ist auch nicht ein einziges Werk der Poesie; denn die gereimten arabischen und persischen Glossarien sind bloße Gedächtnißformeln für Lehrlinge. Außer Messihi's Frühlingsliede, von Jones (Leipzig 1777) herausgegeben, und Baki's von Hammer übersetztem „Divan" ist dem christlichen Europa bisjetzt keine andere Kunde türkischer Poesie geworden. Die deutsche Übersetzung des Gedichts folgt, nach Hrn. v. H.'s Versicherung, dem Originale getreu, Doppelreim für Doppelreim, sodaß nicht nur die Zahl der Verse gleich, sondern auch nirgend der Sinn von einem Doppelreime in den andern herübergezogen worden ist; nur in wenigen Stellen, wo der Sinn sich durchaus nicht dem deutschen Reime fügen wollte, ist dieser, der Reim, jenem aufgeopfert, sonst aber durchaus mit steter Rücksicht auf die Treue des Sinnes, als der wesentlichste Schmuck morgenländischer Poesie, beibehalten worden; wo derselbe sich dem Sinne nicht treu genug anschmiegen konnte, ist zur Erleichterung für Anfänger und zur Beschwichtigung für Kritiker (die der Verf. wol bisjetzt nicht in Mehrzahl zu fürchten haben wird!) die wörtliche Übersetzung in den Noten beigefügt.

Der Übersetzer fürchtet, daß viele Leser an den Buchstabenspielen und andern kindischen Ausgeburten morgenländischer Phantasie ästhetischen Ärger nehmen werden, erklärt aber mit vollem Rechte, daß er dieselben hier, wo es sich um die Ausgabe eines ganzen Gedichtes handelt, weder im Texte, noch in der Übersetzung weglassen konnte; in dieser sind dieselben jedoch größtentheils nur durch Alliterationen nachgeahmt, weil sie der Natur der verschiedenen Alphabete nach unmöglich getreu übersetzt werden konnten, ohne Denen, die das türkische Alphabet nicht kennen, ganz und gar unverständlich zu sein. Abschreckend genug beginnt sogar die Anrufung Gottes mit einem so ungenießbaren Buchstabenspiele. Leser, die nicht Orientalisten sind, dürften daher, um sich nicht im Voraus die Lesellust zu verderben, am besten die sechs ersten Abschnitte (des aus 60 solchen Capiteln bestehenden Ganzen) bis zum wirklichen Beginne der Erzählung überschlagen. Dies ist eine Erlaubniß, die wir uns gesagt sein lassen wollen, und sofort zum Überblicke der Dichtung selbst schreiten.

An einem hochbeglückten Morgen, wo der Ost die Welt mit Reizen schmückt, wo im Wehen des Frühlings die Flüsse hoch voll Sehnsucht gehen, wo die Erde rosengleich ist und an den Bergwänden Tulpen den Becher in der Hand halten, wo überall Rosen blühen und überall Bül-büle kosen, fodert den Dichter ein alter Freund zum Gesange auf und ermuntert ihn, die Sage von der Rose Schönheit und von der Liebe des Bülbül nach seinem reinen Genius in einem schönen Buche zu reimen. Dieses Wort war dem Dichter genehm, und mit Sehnsucht ging er an das Werk (Abschn. 7). Mit dem 9. Capitel fängt die eigentliche Erzählung an.

Es war einmal in vorigen Tagen, in dem anmuthigsten der Länder, im Lande Rum, ein gnädiger, milder, frohsinniger Schah:

Ein Schah beglückt in jedem Schritte,
Von gutem Antlitz, guter Sitte,
Deß Handlungen gemäßigt alle,
Vollkommen dessen Thaten alle,
Von reinem Sinn und reiner Art,
Herzöffnend, geisternährend, zart,
Ein Schahinschah von hohem Stamme,
Schah Frühling war desselben Name.

Welt und Zeit erfrischt dieser großmüthige Monarch durch Gerechtigkeit:

Man hörte keine andre Klagen
Als die, so Nachtigallen schlagen.
Das Schwert zog Niemand aus der Scheide,
Wenn nicht Schwertlilie auf der Heide,
Es stachen andre Nadeln nicht,
Nur Dornen des Bülbül Gesicht.
Es raubte Keiner andre Krone,
Wenn nicht der Ostwind Tulpenkrone.
Es deckt sein Heer von Pflanzenseelen
Die Erde, und ist nicht zu zählen,
Es zählte Lauben in den Räumen
Mehr als des Laubes an den Bäumen;
Als goldbehängte Wachen standen
Narcissen in zahllosen Banden,
Mit Mund und Bechern aus Rubinen
Die Schönen ihm als Schenken dienen,
Die Lilien sind als Wach' bewehrt
In grünem Stahl mit blankem Schwert,
Cypressen tragen hoch das Haupt
Mit grünen Fahnen dicht belaubt,
Es schießen Dornen von den Wällen
Wie Lanzner, welche Löwen fällen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht von J. L. Casper. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Für den Satz, „daß das Maß der Sterblichkeit in einer Bevölkerung mit dem Maße der allgemeinen Fruchtbarkeit in derselben überall in gradem Verhältniß stehe; daß die Menschen in jener Bevölkerung, in der die wenigsten Kinder gezeugt werden, am wenigsten sterben, also sich einer allgemeinen größern Lebensdauer erfreuen, und umgekehrt" — für diesen Satz, der freilich keinen Anspruch machen kann, so nackt hingestellt angenommen zu werden, hat der Verf. Massenerfahrungen, umfassend mehr als 60 Millionen Menschen aus verschiedenen europäischen Ländern, gesammelt. Er beginnt mit der preußischen

Monarchie. Hier haben die officiellen Bevölkerungslisten der Jahre 1826—30 folgendes durchschnittliche Ergebniß geliefert:

Verhältniß der Ehen zur Bevölkerung . . = 1 : 120,¹
" " Geburten zur Bevölkerung . = 1 : 25,⁹
" " Geburten zu den Ehen . . = 1 : 4,⁶³
" " Sterblichkeit zur Bevölkerung = 1 : 35,².

Sämmtliche Regierungsbezirke der preuß. Monarchie nun getheilt (ohne Rücksicht auf klimatische, geognostische und ähnliche Verhältnisse, die ebendeswegen keinen Grund des Unterschieds abgeben) in solche, wo die Verhältnisse sich über, und solche, wo sie sich unter das Mittel stellen, ergibt sich in 14 Bezirken mit 8 Mill. Menschen auf 113 Eine Ehe, in 11 andern Bez. mit nur 5 Mill. M. erst auf 129 Eine Ehe; aber dort stirbt schon der 35., hier erst der 37. Mensch. Um an einzelnen Regierungsbez. diesen Abstand noch mehr herauszuheben, erwähnt der Verf. zwei nahe aneinandergrenzende und doch in den hier besprochenen Beziehungen so sehr verschiedene. Minden zählt schon auf 107, Münster erst auf 134 Einw. Eine Ehe; aber in jenem stirbt schon der 35., in diesem erst der 43. Mensch. — Das Verhältniß der geschlossenen Ehen also, als eins der Kriterien der allgemeinen Fruchtbarkeit betrachtet, hat den entschiedensten Einfluß auf die Steigerung oder Minderung der allgemeinen Sterblichkeit und dadurch wieder auf die Lebensdauer der Einwohner — wodurch andere mitwirkende Einflüsse natürlich nicht ausgeschlossen sind. Es wird aber das mitgetheilte Resultat noch durch zwei andere unterstützt, nämlich des Verhältnisses der Geburten zu den Ehen und der Geburten zur allgemeinen Bevölkerung. In 10 Bez. der preuß. Monarchie ergeben 100 Ehen 55 Kinder mehr als in den übrigen 15 Bez.; dafür stirbt in jenen fruchtbaren Landestheilen der 33., in den minder „mit Kindern gesegneten" erst der 38. Mensch. In 14 Bez. mit circa 7 Mill. Einw. kommt erst auf 28, in 11 Bez. mit 6 Mill. Einw. schon auf 24 Eine Geburt; dafür stirbt dort kaum der 38., hier schon der 33. Mensch, und bei der Berechnung der Lebensdauer der Bevölkerung nach ihren Geburten und Sterbefällen findet sich diese in den sich schnell vermehrenden Landestheilen = 27,⁹, in den weniger fruchtbaren aber = 32,⁶ Jahre. Demnach werde man zugeben müssen, daß nicht der Tod der „Regulator" der Ehen, sondern vielmehr die Ehen (Fruchtbarkeit) der Regulator des Todes sind. — Von den zu fernerer Bestätigung dieses Satzes für England, die Niederlande und Frankreich angestellten Berechnungen (deren Modificationen durch die eigenthümlichen Verhältnisse eines jeden dieser Länder genau in Betracht gezogen werden) ergibt sich für England durchschnittlich: in 19 Grafschaften kommt auf 119 M. Eine Ehe, es stirbt der 55., in 23 Grafsch. auf 142 Eine Ehe, es stirbt der 59. In der einen Hälfte des Landes auf 31 M. Eine Taufe, es stirbt der 56.; in der andern auf 35 M. Eine Taufe, es stirbt der 58. — In den Niederlanden (dem ungetrennten Königreich, nach Quetelet), in den fruchtbarern Provinzen Geburten = 1 : 24,¹, Sterblichkeit = 1 : 36,⁷; in den weniger kinderreichen Prov. Geburten = 1 : 28,⁵, Sterblichkeit = 1 : 49,⁷, Ehen in 9 Prov. = 1 : 116,⁹, es stirbt der 44.; in 10 Prov. = 1 : 147,⁹, es stirbt der 49. — In Frankreich: in 42 fruchtbaren Departements Ehen = 1 : 130, Sterblichkeit = 1 : 36,³; in den 43 Dep. Ehen = 1 : 157; Sterblichkeit = 1 : 39,⁴. Ebenso in 43 fruchtbarern Dep. Geburten = 1 : 28,³, Sterblichkeit = 1 : 38; in 42 Dep. Geburten = 1 : 34,⁵, Sterblichkeit = 1 : 45. — Die Lehre, die sich daraus für den Staat ergibt: „Daß nicht das Vermehren der Individuen, sondern die Erhaltung der Geschaffenen seine Aufgabe sei", ist mit der andern: daß der Mensch als Gattung Herr seines Lebens und Sterbens sei, genau verwandt; eine secundaire Folgerung ergibt sich für die Medicin, die immer mehr und mehr dahin zu streben habe, eine Lebenserhaltungs- und Lebensverlängerungskunde zu werden; „aber es verlange die Staatsverwaltung und die Gesetzgebung von ihr nicht, daß sie Hindernisse wegräume, die, von wie entschiedenem Einflusse auf die Lebensdauer der Menschen sie auch sind, außer dem Bereiche der Heilkunst liegen und deren Werth zu ermitteln hier versucht werden sollte".

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen Ergebnissen, mit denen der Verf., das Nachdrücklichste bis gegen den Ausgang seines Werks versparend, die ganzen Untersuchungen beendet hat. Man wird, besonders nach sorgfältiger Überlegung der von uns übergangenen Details und nach Ansicht der beigefügten Tabellen, die Richtigkeit der Berechnungen wie der Resultate zuzugeben geneigt sein; aber Viele werden sich auflehnen gegen die neuen Eingriffe des „Vielregierens" in das Gebiet des Privatrechts und der persönlichen Freiheit, die etwa aus jenen Resultaten hergeleitet werden möchten. Hier ist nun zuerst der Verf. völlig zu rechtfertigen gegen etwanige Insinuationen, da er von den ersten bis zur letzten Seite sich streng in dem Kreise hält, den er sich vorgezeichnet: des Erhebens von Thatbeständen, die allerdings oft genug ihre Folgerungen sogleich mit sich führen, wie wir gesehen haben. Ganz rein hat er sein Werk gehalten von „Vorschlägen", die zu allen Zeiten für und noch mehr wider Populationsvermehrung gemacht worden sind, ohne daß diese Staatswirthschaftskünstler auch nur darauf gekommen waren zu unterscheiden, welche Population sie meinen, ob die zu erzeugende oder die zu erhaltende, geschweige denn, daß irgend Einer sich erst nach den Prämissen zu Beurtheilung oder Verbesserung des eingebildeten Populationsglücks oder Unglücks umgesehen hätte, wie solche Prämissen hier vor uns liegen. Also der Verf. that, was für diesmal, d. h. für seinen genau abgegrenzten Zweck, seines Amts war; nun mögen Andere das Ihrige thun; er hat ihnen Motive, aber keine Vorschriften dazu gegeben. Vielmehr grade seine Untersuchungen haben ihn gelehrt, „daß die Natur, unbekümmert um die Theorien der Staatswirthschafter, die Bilanee in ihrem Haushalte selbst ziehe". Und wenn man Übervölkerung fürchtet, so erzählt der Verf. gleich darauf einen Beleg für den Ungrund einer solchen Befürchtung, der aber um so geeigneter ist, den oft erwähnten Satz auf eine schneidende Art zu bestätigen. „Das fabrikreiche Städtchen Elbenstock im sächs. Erzgebirge hat eine Fruchtbarkeit, die das seltene Verhältniß von Einer Geburt auf 19 Einwohner zeigt, wie denn auch dort die Ehen so fruchtbar sind, daß 5 Kinder auf eine Ehe kommen, ja 6 selbst, wenn man sämmtliche Geborene, also auch die unehelichen, mit der Anzahl der geschlossenen Ehen zusammenstellt. Anderntheils stirbt aber dort schon der 26. Mensch, und wenn wir hören, daß in den 10 Jahren von 1800—1804 und von 1808—1812 unter 1421 nach der Geburt Verstorbenen 784 noch nicht 7 Jahr alte Kinder waren, so finden wir eine wahrscheinliche (man sehe oben, wie Halley diese ermitteln lehrt) Lebensdauer von noch nicht 7 Jahren, wie sie so klein in der heutigen Zeit vielleicht in ganz Deutschland nicht noch einmal gefunden wird. Kann man sich hiernach nicht besser als nach allen übrigen Schilderungen ein Bild von dem Elende einer solchen Bevölkerung machen? Und wer, der gewohnt ist, die Hütten der Armen zu besuchen, wie z. B. Ärzte, Prediger, Policeibeamte, wer sähe nicht im Geiste, wenn er solche Thatsachen hört, die mit kranken und widerlich anzusehenden Kindern angefüllten Wohnungen, in denen die immer wieder schwangere Mutter die immer wieder sterbenden Kinder pflegt — die lieben Pocken nicht mehr vermissend!"

Indeß ist mit dem bisher Mitgetheilten der Inhalt des Buches beiweitem nicht erschöpft, nur daß wir uns nun viel kürzer fassen dürfen und müssen, nachdem wir über einen der Hauptsätze des Verf. umständlicher berichtet und dabei auch wol zugleich die Umsicht angedeutet haben, mit welcher bei dessen Gewinnung verfahren wurde. Ohnehin sind zwei Abschnitte dieses Werks, sehr interessante Fragen umfassend, schon früherhin bekannt geworden, nämlich die wahrscheinliche Lebensdauer in verschiedenen Ständen, und Einfluß des ehelichen Standes auf die Lebensdauer (über letztern s. d. Bl. f. 1835, Nr. 158). Welche Länder, welche Städte einen Vorzug rücksichtlich der Le-

benspräsabilität ihrer Bewohner haben, wie das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung bis zu den letzten Lebensstufen (trotz der mit Unrecht verschrienen klimakterischen Jahre, vgl. S. 51) bevorzugt sei und Ähnliches mag in dem Werke selbst nachgelesen werden. Aber zwei Ergebnisse, die mit der nämlichen Besonnenheit und Gründlichkeit ermittelt wurden wie alle übrige, wollen wir unsern Lesern, die ja wol sämmtlich der „fortschreitenden Civilisation" huldigen und denen wir wenigstens wünschen, daß sie alle den „wohlhabenden", wenn auch nicht grade den höhern Ständen angehören, nicht vorenthalten. Erstens: Das jetzige Geschlecht lebt länger als die vorangegangenen, in Folge der erwähnten Fortschritte der Civilisation. Zweitens: Wenn die öffentliche Meinung hinsichtlich des Einflusses, den der Wohlstand auf die Lebensdauer ausübt, zwischen den Extremen schwankt, so ist die vergleichende Tabelle (S. 185), womit der Verf. anderweite Untersuchungen dieses Gegenstandes ergänzte, hinlänglich geeignet, von der Genüglichkeit mit einem allzubescheidenen Loose abzumahnen. Der Verf. berechnete nach einer Reihe von Jahrgängen des gothaer genealogischen Kalenders die Lebensalter von 718 verstorbenen Mitgliedern deutscher Fürsten- und Grafenfamilien, verglich damit die Alter von 2000 berliner Stadtarmen bei ihrem Tode, und es ergab sich „je 1000 an beiden Endpunkten der bürgerlichen Gesellschaft Geborene miteinander verglichen, vom 10. Jahre ab fortdauernd mehr als die Hälfte überlebend unter den Reichen, von denen grade noch einmal soviel als unter den Armen das 70. Jahr, das sogenannte natürliche Lebensziel, erleben, während zu 85 Jahren noch dreimal, ja zu 90 Jahren fast viermal soviel Wohlhabende am Leben sind als Arme. Oder mit andern Worten: die mittlere Lebensdauer der hier betrachteten Fürsten und Grafen betrug 50, die der berliner Almosenempfänger nur $32,^{06}$ Jahr, und der Zufall, der ein Kind auf den Polstern der Begüterten geboren werden ließ, gab ihm ein Geschenk von 18 mehr zu durchlebenden Jahren mit auf den Weg als dem andern Kinde, das auf dem Strohlager der Bettlerin zur Welt kam!" — Auf Einwendungen gegen diese Annahme gefaßt, widerlegt sie der Verf. in dem Folgenden, was wir hier nicht weiter beibringen.

Und nun wünschen wir dem Werke die rechten Leser, solche nämlich, die, jeder in seinem Kreise, das hier Dargebotene zu segensreichem Wirken in sich aufnehmen mögen. Dazu bedarf es keineswegs überall der Autorität einer Staatsbehörde. 20.

Mehemet Ali.

Europa beschäftigt sich seit längerer Zeit mit Mehemet Ali, und er wird wol sobald nicht in Vergessenheit gerathen. Zwar ist Mehemet Ali jetzt 70 Jahre alt und klein von Statur, allein von kräftigem Bau und voll Feuer; was er als Krieger und Staatsmann vermag, haben seine Siege und innere Einrichtungen hinlänglich ausgewiesen. Er besitzt Muth, Schlauheit und Scharfsinn; ein besonderer Charakterzug bei ihm ist die Ausdauer. Man hat ihn der Grausamkeit beschuldigt, weil er die Mamelucken niederhauen ließ; Mehemet Ali hatte keine andere Wahl: er mußte unterliegen oder das auf ihn gerichtete Mordinstrument gegen die Brust seiner Feinde umkehren. Es hatte sich eine weitläufige Verschwörung gegen ihn angesponnen, die sich bis nach Syrien verzweigte; er hatte alle Fäden derselben in Händen. Briefe, die er auffing, gaben ihm die Gewißheit, daß der Tag, an welchem er angegriffen werden sollte, festgesetzt sei; er kam seinen Gegnern um eine Woche zuvor.

Herr Pariset, dessen Mittheilungen wir diese Notiz entlehnen, bekanntlich ein Arzt von großem Rufe in der Hauptstadt Frankreichs, wurde dem Vicekönig von Ägypten den 11. Oct. 1828 um fünf Uhr des Abends durch Hrn. Drovetti, damals Consul in Ägypten, vorgestellt. Mehemet Ali zeigte dem Consul eine freundschaftliche, zutrauungsvolle Ergebenheit; dieser behandelte den Pascha mit ehrfurchtsvoller Liebe. Mehemet Ali fand besonders Freude an Zeichnungen, die ihm Herr Pariset vorlegte. Diese Zeichnungen waren ihm durch einige ägyptische Zöglinge eingereicht worden, welche sich zu Toulon aufhielten, um sich im Schiffbauwesen zu unterrichten. Herr Pariset erzählt bei dieser Veranlassung eine Anekdote, die seltsam genug klingt. Die jungen Ägypter, welche sich ihrer Bildung halber in Frankreich aufhielten, wurden bei der Nachricht von der Schlacht von Navarin von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie Alles, was sie seit mehren Jahren erlernt hatten, vergaßen; sie glaubten nämlich, daß man ohne Weiteres über sie herstürzen und sie alle ermorden werde, und alle gesammelten Kenntnisse wurden dergestalt aus ihrem Gedächtnisse vertilgt, daß man von vorne wieder anfangen mußte sie zu unterrichten. Wir sind um so mehr berechtigt, diese Thatsache in Zweifel zu ziehen, da Hr. Pariset sie blos von Hörensagen hat.

Auch Ibrahim, dem Sohn Mehemet Ali's, wurde Hr. Pariset vorgestellt; sie kamen Beide aus Morea. Bei dieser ersten Zusammenkunft scheint sich der junge Prinz nicht viel um den pariser Arzt bekümmert zu haben. Bei der Rückkunft zu seinem Vater hatte er freilich Wichtigeres zu thun, als sich über medicinische Angelegenheiten zu unterhalten, um so mehr, da er voll Jugendfeuer und Kraft war. Späterhin sah ihn Hr. Pariset einer Art Staatsrathe präsidiren, dessen Berathschlagungen er mit ruhigem Ernste leitete. Ibrahim ist sehr einfach in seinem Äußern; aller asiatische Luxus ist aus seinen Umgebungen verbannt. Während der Audienzen liegt er nicht nach orientalischer Art auf seinen Divan gestreckt, sondern er steht, er geht ab und zu, unterhält sich mit seinen Offizieren wie Bonaparte, dessen Name bei den Orientalen in hohen Ehren steht; bekanntlich äußerte schon Bonaparte, der Orient sei für eine Umwälzung reif und warte nur auf den rechten Mann; wird Ibrahim dieser Mann sein? Jedenfalls steht zu vermuthen, daß, wenn die Ereignisse ihm gestatten, seinem Vater in der Regierung zu folgen, er seinen Ruhm und seine Macht noch weiter ausbreiten werde. Er wird außer Ägypten und Syrien das Land Sennaar und Kordofan und Nubien und das ganze Litorale des rothen Meeres bis Moka erben. Nächstens vielleicht wird Mesopotamien diesem ungeheuern Reiche, das Mehemet Ali gegründet, einverleibt werden.

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß Mehemet Ali sich in Unternehmungen eingelassen, die mit seinen Einkünften und besonders mit der Bevölkerung des Landes in keinem Verhältnisse stehen; daher wird es durch das Monopol niedergedrückt und ausgeplündert; oft sind ganze Dorfschaften gezwungen auszuwandern, wie Hr. Pariset das in Oberägypten mit eignen Augen gesehen, daher endlich dieser große Verlust an Menschen, welche vor Hunger und Elend zu Grunde gehen. Auch bilden die verschiedenen Theile seiner Staaten kein compactes Ganze, sodaß man berechtigt ist zu zweifeln, ob Mehemet eine wirkliche, dauerhafte Macht besitzt, oder ob sie nicht vielmehr ein eitler Schein ist, ähnlich jenen Todtenpalästen Ägyptens, deren Pracht weiter nichts als eine Leiche deckt. Um darüber ein Urtheil zu fällen, müßte man, wie Mehemet, im Mittelpunkte seiner Hülfsquellen sein, er hat deren wahrscheinlich, die wir nicht kennen. Die Producte von Ägypten allein wären ein unerschöpflicher Schatz: das feinste Öl, die köstlichsten Weine, Seide, Cochenille, Gewürze, Getreide, welche unermeßliche Reichthümer besitzt nicht Mehemet! Nur fehlt es an Menschen; neuerdings sind über 500,000 Einwohner an der Pest und an der Cholera gestorben. Zum Schlusse einen Zug, welcher die Großmuth Mehemet Ali's treffend bezeichnet. Die französische Fregatte, welche Hrn. Pariset nach Alexandrien brachte, langte sehr beschädigt an; Mehemet ließ dieses Fahrzeug auf seine Kosten ausbessern; es gehörte zu der Flotte, welche seine eigne zerstört hatte! 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 297. — 23. October 1836.

Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

Der herrliche König nährt in seinem Haine eine Tochter, die ihn hoch beglückt, die Rose, die sofort im zehnten Abschnitte, wie ein Mädchenleib in aller ihrer Glieder Vollkommenheit, nach Haar, Wuchs, Gesicht, Brauen, Wimpern, Nase, Wangen, Augen, Ohren, Lippen, Zunge, Zähnen, Kinn mit Grübchen, Hals, Armen, Hand, Nägeln, Brust, Nabel und Füßen geschildert wird, sodaß z. B. die Nase ein Schattenstrich in der Rose, die Zunge die Nachtigall, welche den Rosenbusch wie einen Käfig von Rubin bewohnt, die Zähne Perlenthau u. s. w. sind (Abschn. 10).

Dieses schöne, hoffnungsvolle Kind übergibt der Schach Frühling einem Lehrer, der den empfänglichen Geist in der Wissenschaft unterrichten soll und der für die holde Rose ein Buch zusammenschreibt, das ein Versuch über Rosen ist. Als Statthalterschaft wird der schönen Jungfrau die Stadt Rosenhain (Gülistan) angewiesen, wo auserlesene Diener sie umgeben. Ihr Sorbetbewahrer, der Genosse der Lust, des Grams, des Trunkes, ist der Thau; ihr holder Schenke, dessen Hand nie das Glas entsank, ist der Narciß; ihr Dolchträger ist die freie Lilie, ihr Thürsteher ein großer Mann, Cypreß genannt, ihr Bote ein junger lustiger Springinsfeld, der Ostwind; andere Diener sind der Fluß und die Hyacinthe. Der Morgen reicht als Spiegelhalter der zartwangigen Rose den Spiegel und macht sie auf ihre unvergleichliche Schönheit stolz. Da war aber ein armer, irrer Mann, dem die Liebe viel Leides angethan hatte und der nur von Liebe sang, er ein hochgeborener Prinz, jetzt ein kuttentragender Derwisch, er hieß der irre Nachtigall (Abschn. 15).

Als schnellen Zuges nun der Ost
Die Welt durchzog auf Vogelpost,
Schlug an sein Ohr ein Trauerton
Von einer Lamentation;
Der Ost stand eine Weile lang
Mit Lust zuhörend dem Gesang.
Das Lied macht seinem Herzen Luft,
Es hauchte in selbem Treuduft.

Er trat hervor und sah den Kunden,
Den liebeskranken, herzenswunden,
Er sprach: „O du in Leid versunken
Und von dem Glas der Liebe trunken!
Dein Ton wirft in die Seele Glut,
Warum entflammt er so das Blut?
Woher nimmt dein Gesang die Lust,
Daß er verbrennet so die Brust?
Wer bist du, wie bist du genannt,
Wer lehrte dich wol den Discant?....."

— — — — —

Als dieses hörte der Bülbül,
Schlug er aus Lieb' und Lust Gülgül.
„Du siehst hier", sprach er, „einen Armen,
Mit nassem Aug', der zum Erbarmen!
Lieb' unterwies mich in dem Grame,
Ich weiß nicht, was da sei mein Name."

Er erzählt nun dem Ostwind, daß er ein von Liebe verwirrter, die Welt durchirrender Wanderer sei, vom Streiche des Schicksals als Ball gejagt. Auf die Frage des Ostwinds: wo denn seine Geliebte sei? erwidert der Sprosser (Nachtigall), er wisse nicht, für wen er brenne:

„Wiewol die Glut beständig flammet,
Weiß ich doch nicht, woher sie stammet!"

— — — — — — —

„Nun sage du mir, wie du wehst,
Woher du kömmst, wohin du gehst?
Weß Bote du bist abgesandt,
Und wen du suchest in dem Land?
Was suchest du, was forschest du?
Wo bist du denn, wie heißest du?.....
Du hauchst den Duft der Treue rein,
Du mußt wol ein Getreuer sein!".....

Der Ost erwidert, daß er ganz mit dem Sprosser in gleichem Falle sei:

„Ich denke stets an schönes Kind,
Bin unbeständig wie der Wind,
Begier ists, die mich schwindelnd dreht
Und die mein ganzes Sein verweht.....
Dem Äußern nach, Beglückter mein,
Bin ich zu Hauf' im Rosenhain,
Wo ich im Dienst der Fürstin Rose,
Ihr zu Gefallen lauf' und kose."....

Diese seine Fürstin, ihre Schönheit und Herrlichkeit beschreibt der Ostwind noch weiter.

Als dieses Wort vernahm Bülbül,
Er stöhnend auf die Erde fiel.
Der Liebe Feuer in dem Herzen
Brennt lichterlohe wie die Kerzen,
Geduld wird nun der Liebe Raub,
Er wirft sich klagend in den Staub.

Kurz, er ist für die Rose entbrannt und jener Schönheit ist sein Herz zugefallen. Nun schreckt zwar der geistreiche Ostwind den irren Sprosser mit Worten des Rathes ab; dieser aber ergibt sich dem Rathe nicht, sondern wandert nach dem Gaue der Geliebten.

Als er nun kam zum Gülistan,
Da weht ihn Duft der Freundin an;
Diesseits des Rosenbeets Gehegen
Kam fleißig ihm ein Freund entgegen,
Ein Reisender, der unverweilt
Durch diesen Hain dem Meer zueilt;
Der reine Fluß mit hellem Sinn,
Der weltbeschauend pilgert hin.....

Dieser Fluß, grade vom Rosenhain kommend, grüßt den berauschten, irren, liebekranken Bettler, den Sprosser, und zeigt ihm den Weg nach der Stadt. Dort angekommen, befreundet sich Bülbül mit dem anmuthig schwankenden Cupressus, welcher den Sprosser ehrt, indem er sich ihn auf den Kopf setzt. Dieser aber belebt allein mit seinem Seufzen und Geweine die Nacht bis zum Morgen. Seines Auges Becher ist voll Liebeswein, die Faust des Schmerzes riß ihm die Geduld aus. Er ängstigt sich in der finstern Nacht ab, und, als der Mond auf einmal aufgeht, redet er mit Bangen den leuchtenden an:

„— O Mond so licht,
Der du die Welt erfüllst mit Licht!
Wohnst du vielleicht bei jener Sonne,
Weil dich erhellt des Lichtes Wonne?
Hat sie vielleicht dir Glanz verliehen,
Damit die Welt zu überziehen?“.....

Ebenso spricht er den hellen Morgen und die weltenschmückende Sonne auf gebührende Weise an, und wendet sich endlich von der Sonne und dem Monde zu Gott, zum Wissenden, der Alles weiß. Ihm bekennt er seine Liebe und beschwört ihn bei Tag und Nacht, Erde und Himmel, bei Adam's unschuldsvoller Zeit, bei Noah, Abraham, Seth, Gabriel, Moses, bei Jesus und Maria's Licht, ihn nicht mit Trennungsglut zu verbrennen, das harte Herz der Geliebten mit Milde zu erwärmen und ihm des Genusses höchstes Gut zu geben.

Das wunderseltene Gellen Bülbül's hört die Rose im Schlafe. Sie fragt:

„— Was ist das für ein Schall,
So Lebensgeist in Ruhe wälzt?
Wer ist es, der die Töne schmelzt?“...

Mit ihrem Auftrag geht Narciß und bringt die Kunde zurück, daß es ein Armer sei, dem der Verstand entwichen, den die Liebe angebrannt und der nun mit seiner Begier von Lande zu Lande streift. Mit Freuden hört Rose dieses Wort, doch fährt sie, wie die Schönheit dies verlangt, mit Liebreiz zürnend auf:

„— Was thut der Bettler hier,
Der so viel Kopfweh machet mir?....
Was für ein Vogel ist der Wicht,
Ich weiß nicht, welche Sprach' er spricht“....

Auf ihren Befehl geht Narciß, den Bülbül zu schelten. Betrübt, mit verschlossenem Munde sitzt nun der Sprosser, ein armer Fremdling der Erde, als der Ostwind, der seelennährende, unversehens vorüberfährt. Dieser kommt dem Trauernden nahe, grüßt und tröstet ihn, übernimmt des unkundigen Sprossers Kunde und entdeckt an der schmucken Rose Spuren der Barmherzigkeit. Inzwischen genießt diese im Kreise ihrer Vornehmen und Großen des Lenzmorgens.

Die Rose war in ihrem Glücke,
Bülbül in seinem Misgeschicke,
Die Rose trank mit ihren Trauten,
Bülbül verging in Schmerzenslauten,
Und so vergingen manche Tage
In Rosenlust und Sprossers Klage.

Zuletzt schreibt der Herumschweifende einen Liebesbrief, seinen Zustand kund zu thun, sendet ihn durch den kopfhochtragenden Jasmin ab und erhält durch denselben eine in Ironie, Mitleid und Liebe sich theilende Antwort:

„— O armer Schwärmer,
Du Herzenskranker ohne Mittel!
Die Liebe hat dich ausgezehrt
Und an den Narrenring gebunden.
Wie ist des Liebesgrams Befinden,
Wie alterirt die Trennung dich?....
Macht Trennungsdolch dein Inn'res wund
Und brät Begier Gedärme dir?
Vergießen deine Augen Thränen,
Verheert der Gram die Seele dir?
Wie geht es dir? bist du gesund?
Bist immer noch mit Schmerz behaftet?
Da du mich so aufrichtig liebst,
So eile denn mich zu genießen“.....

Nun ergießt sich Bülbül in allerlei sinnreichen Liebesgesang. Aber

Wo des Genusses Sonne scheint,
Ein Hinderniß sogleich erscheint.

Denn es war der Rose ein grausamer Hüter beigesellt,

Tyrannischer Natur, voll Neid,
Bösartig freuend sich am Leid,
Deß Nicken scharf, wie das der Lanzen,
Deß Wimpern wie die Pfeile tanzen,
Stets mit dem Dolche angethan
Und in der Hand die Partisan';
Und wenn er zürnet, wird im Tadel
Ein jedes seiner Haar' zur Nadel.....
Sein ganzes Thun war Groll und Zorn,
Im Rosenhaine hieß er Dorn.

Bei diesem neidischen Gesellen verschwärzt die ränkeschmiedende Hyazinthe den armen Sprosser, daß jener ihn vom Rosenhaine abhält. Der Dorn geht auch alsogleich zur Rose und gibt ihr „in breiter Prosa“ Rath gegen den Bettler; ebenderselbe verleumdet ihn beim Schach des Frühlings. Die Brust vom Dorn zerrissen, entfernt sich der arme Sprosser vom Gülistan und trifft im Winkel einen Armen, dessen Wuchs tief vom Grame gebückt ist, der zerschlagen, blau und lendenlahm ist, wie der Leib des unglücklich Liebenden — das Veilchen. Während er mit diesem sich im Zwiegespräche tröstet, kommen unversehens die Späher, spannen das Netz des Luges aus, streuen das Korn des Truges aus, und Einer fängt den Sprosser mit der Hand, der sofort in einen eisernen Käfig eingeschlossen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien. Nach dem Französischen des Paul Piardot ins Deutsche übertragen von Theodor Hell. Erster Theil. Leipzig, Leo. 1836. Gr. 8. 20 Gr.*)

In einem Augenblick, wo Spaniens politische Verhältnisse so sehr ein Gegenstand des öffentlichen Interesses sind, muß man die vorliegende Schrift und namentlich deren ersten Abschnitt, welcher eine gedrängte Geschichte der spanischen Verfassung enthält, willkommen heißen. Wenn wir auch nicht glauben, es sei etwas Neues darin mitgetheilt, oder er sei das Resultat tiefeindringender historischer Forschungen: so ist doch die Darstellung allgemein faßlich und erfüllt ihren Zweck, einen Leitfaden durch das Labyrinth constitutioneller Formen an die Hand zu geben, welche, in geschichtlichen Werken oft beiläufig erwähnt, den mit ihnen nicht vertrauten Leser leicht irre machen können. Wir wollen versuchen, die Grundzüge der alten spanischen Staatseinrichtungen, deren demokratischer Geist aufs Schärfste mit dem nachmaligen streng absolutistischen Regierungssystem contrastirt, in kurzer Übersicht zusammenzufassen.

Die politische Verfassung Spaniens leitet ihren Ursprung aus den Institutionen zweier voneinander sehr verschiedenen Nationen ab: der Römer und Gothen, wovon erstere, die drei, nachmals fünf Proconsulate in einzelne Städte, Civitates, theilend, dem Lande ihre Municipalitäten gaben, welche noch am Ende des 15. Jahrhunderts als Behetrias ihre Unabhängigkeit behaupteten und selbst jetzt nicht ganz verschwunden sind, während die letztern die Nationalversammlungen, Concilia, mit sich brachten. Durch diese Concilien wurde in der gothischen Wahlmonarchie die Wiederbesetzung des Thrones, wenn nicht bestimmt, doch geleitet, und die Könige konnten von ihnen ihrer Würde entsetzt werden, wie es mit Svinthila geschah. Auch die Legislation lag in ihrer Hand und aus der Sammlung ihrer Verordnungen entstand das große bürgerliche und peinliche Gesetzbuch, welches seit dem 13. Jahrhundert in spanischer Sprache unter dem Namen des Fuero jurgo bekannt ist. Die Nationalversammlung theilte überdies mit dem Könige die ausübende Gewalt, und bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Steuererhebungen u. s. w. war ihre Zustimmung erforderlich. Unter der gothischen Herrschaft erhielt sich die Municipalität zwar noch, aber, zum Lehnsystem nicht passend, als bloße Gebietseintheilung.

Nach der maurischen Invasion bestand in dem unabhängig gebliebenen Gebirgslande Asturien die Nationalversammlung neben der Wahlmonarchie, die später in eine erbliche überging, und ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich über alle Zweige der Verwaltung, entweder bestimmend oder genehmigend. Auch bei Gegenständen, die außerhalb der legislativen oder politischen Sphäre lagen, fand stets ihre Mitwirkung statt. In den ersten Jahrhunderten wurde die Versammlung von den Prälaten, den großen Kronvasallen und den Feldherren gebildet. Die kirchlichen Angelegenheiten hatten den Vorrang in der Berathung und das Concil theilte sich gleichsam in zwei Hälften, deren erste eine kirchliche Synode war, die andere die weltlichen Interessen in Anspruch nahm. Als später beide getrennt wurden, blieb der Name Concilium den eigentlich religiösen Versammlungen, die politischen hießen Curien oder Junten. Als der dritte Stand (estado llano, einfacher, schlichter Stand) zugelassen ward, nahmen sie den Namen Cortes (Höfe) an. Die Entstehung derselben fällt mit dem Wiederaufleben des Freiheitssinnes in Europa zusammen. Die große Umwandlung fand im 15. Jahrhundert statt; als die Mauren in den Süden der Halbinsel gedrängt, die Thronfolge geregelt war und die Volkssprache auch bei öffentlichen Angelegenheiten gebraucht wurde (1260), stellte der tiers-état sich neben Klerus und Adel. Um dieselbe Zeit nahm die Municipalverfassung wieder eine regelmäßige Gestalt an, und die Communidades wurden durch die castilischen Könige mittelst Fueros-Briefen (Cartas forales) anerkannt und bestätigt. Diese Verfassung ging auch auf die jedesmal den Mauren entrissenen Landestheile über. Sie näherte sich den republikanischen Formen: die Communen hatten ihre besondern Einkünfte und Milizen; eine jährlich sich vereinende Versammlung der Familienoberhäupter (concejo) ernannte die Alcaldes und Regidores, wie die Merinos und Jurados — Erstere hatten die verwaltende, Letztere die richterliche Gewalt. Klerus und Adel waren ausgeschlossen. Die erwählten Beamten nun ernannten die Procuradores oder Städtedeputirten zu den Cortes — also eine Wahl von zwei Graden wie bei der französischen Constitution von 1791 und der spanischen von 1812. Die Nationalversammlung bestand aus dem Könige, der ihr mit allen Gliedern seiner Familie und seinen Räthen beiwohnen mußte, und den drei Ständen, estamentos oder brazos (Arme) genannt. Der König berief in der Regel die Cortes, doch konnten sie sich auch ohne ein solches Aufgebot versammeln. Der erste dieser Stände, dem Range nach, war der Klerus, aus den Bischöfen und Äbten der großen Klöster bestehend; der zweite der Adel — die Großwürdenträger der Krone (Magnates), Grafen (Condes) und Solche, welche lehnsherrliche Jurisdiction besaßen (ricos homes). Gesetzlich trat der dritte Stand erst bei den Cortes von Medina del Campo 1328 auf. Die Anzahl der Procuradores war bestimmt: in Castilien zwei für jeden der acht Hauptorte des Königreichs, ebensoviele für die zehn Hauptorte der Provinzen. Die Abgeordneten genossen große Vorrechte und Freiheiten, mußten sich aber den Municipalitäten gegenüber durch feierliche Eide verpflichten. Während der Zeit ihrer Wirksamkeit erhielten sie eine Vergütung aus den Communaleinkünften — nach den Cortes von Medina 1463 täglich 140 Maravedis (beinahe 10 Silbergroschen).

In Castilien war die Zusammenberufung der Cortes nicht an bestimmte Epochen gebunden: der König berief sie, wann es nöthig schien, nach der Stadt, wo er sich eben aufhielt, da Castilien vor Philipp II. keine eigentliche Hauptstadt besaß. Der Ort der Versammlung war irgend ein Schloß, Kloster oder Kirche. Der König leistete den Eid, die Beschlüsse des Congresses aufrecht zu erhalten; auch die Procuradores leisteten den Eid, ehe die Verhandlungen begannen. Letztere waren geheim und die Nation erfuhr nur deren Resultate. Die Procuradores hatten das Recht, dem Könige Petitionen oder Schriften (peticiones y cuadernos) zu übergeben, worin selbst Klagen gegen ihn vorkommen konnten. Die Antworten auf solche Petitionen hatten Gesetzeskraft. Die legislative Gewalt befand sich völlig in den Händen der Cortes; sie bestimmten die Abgaben und Zölle, führten die Aufsicht über den Schatz und die Verwendung der bewilligten Subsidien, wurden über alle politischen Verhältnisse befragt und hatten die Obergewalt über die Krone, indem der Thronnachfolger nicht eher als König galt, bis er durch sie anerkannt, proclamirt und vereidigt war. Auch bestimmten sie Vormund- und Regentschaft, mußten Vermählungen in der königlichen Familie bestätigen und übten die oberste Staatsgerichtsbarkeit im Falle einer streitigen Succession. Der König für sich konnte nur einfache Befehle im Einzelnen erlassen. Die novissima recopilacion, noch jetzt das allgemeine Recht Spaniens, ist fast ganz aus den Cortesgesetzen zusammengetragen.

Soviel über die Verfassung Castiliens. Die Cortes von Aragon, das zu Anfange des 11. Jahrhunderts als besonderes Reich auftritt, errangen noch größere Gewalt, beruhten aber so ziemlich auf denselben Principien. Nach alten Gesetzen wurden sie einmal im Jahre zu Saragoza zusammenberufen, später alle zwei Jahre. Die politische Verbrüderung des tercer estado, welche im 13. Jahrhunderte unter dem Namen der Union von Saragoza bekannt wurde, beherrschte völlig das Kö-

*) Auf den kürzlich erschienenen zweiten Theil werden wir später zurückkommen. D. Red.

nigthum unter Alfons III. Der Oberrichter (Justicia mayor) der aragonischen Constitution untersuchte und cassirte die Decrete des Königs und Aussprüche seiner Gerichtshöfe. Der neue König erhielt von ihm auf den Knien die Investitur des Nationalrechts, indem die Worte ausgesprochen wurden: „Wir, die wir soviel gelten als ihr, und mehr vermögen als ihr, wir machen euch zu unserm Könige und Herrn, unter der Bedingung, daß ihr unsere Freiheiten bewahrt; wo nicht, nicht.“

Unter Karl V. (I.), welcher noch von den Cortes von Valladolid die Worte hatte hören müssen: „Erinnern Eure Majestät sich daran, daß ein König im Dienste seiner Unterthanen steht“ (Acuerdese V. M. que un rey es mercenario de sus subditos), begannen die Angriffe auf die Nationalverfassung, die das Land bis dahin mächtig und ruhmvoll gemacht hatte. Die Verletzungen und Beschränkungen bisher bestandener Freiheiten und Rechte und die sich immer häufenden Anforderungen der Krone veranlaßten in Castilien den sogenannten Aufruhr der Gemmunen (la rebelion de las communidades), welcher anfangs auf gesetzliche Gegenvorstellungen sich beschränkte, dann unter Juan de Padilla Gewalt mit Gewalt zurückweisen wollte und in der Schlacht von Villalar, 23. April 1521, den Untergang fand. Die tapfere Vertheidigung Toledos durch Padilla's Witwe, Maria Pacheco, ist der letzte Act dieses Trauerspieles. Spaniens Freiheit war damit dem Wesen nach vernichtet; der Umsturz des alten Systems war bald vollständig. Die Cortes verlieren alle Wichtigkeit: sie wurden bloße Deputirte an den König, dessen Befehle sie entgegenzunehmen kamen. Bei der Krönungsfeierlichkeit brachten sie den Schwur den Unterthanen dar. Die Eidesleistung an Ferdinand VII. als Prinz von Asturien 1789 gab noch zu guterletzt zu einem Scandal Anlaß, indem die Versammlung augenblicklich aufgelöst, ja weggejagt wurde, weil die französisch-revolutionnairen Ideen sich bei ihr blicken ließen. — Die neuesten Ereignisse, mit der Bildung der Centralregierungsjunta im J. 1808 beginnend, der die allgemeinen außerordentlichen Cortes vom 24. Sept. 1810 und die Constitution von 1812 folgten, können hier nur im Vorbeigehen berührt werden, noch mehr da man in vielen Werken die ausführlichsten Nachrichten darüber findet. Durch das am 4. Mai 1814 zu Valencia erlassene Decret Ferdinand's annullirt, mißglückten alle einzelne Versuche, die Verfassung wiederherzustellen, bis die große Revolution vom Jan. 1820 ausbrach. Was von jener Zeit an bis zur Organisirung der gegenwärtigen sehr veränderten Cortes durch das Estatuto real vorging, dürfen wir als allgemein bekannt voraussetzen.

Die baskischen Provinzen, Provincias exentas genannt, lassen schon durch diesen Namen auf die Vorrechte schließen, die sie sich vor den übrigen Theilen des Reiches zu bewahren gewußt haben. Die Vereinigung der drei kleinen Landschaften, Alava, Guipuscoa und Biscaya, bildete eine Art von Freistaat, den man nur als ein Anhängsel der spanischen Monarchie betrachten kann. Der König ist seit 1331 ihr Señor, aber er darf auf ihrem Gebiete weder Festung noch Wohnhaus bauen und beschwört die Fueros. Sie sind von der allgemeinen Conscription (quinta) frei und nur nach alten Lehnsgesetzen zur Landesvertheidigung im Falle eines feindlichen Angriffes verpflichtet; sie zahlen keine förmlichen Abgaben: Biscaya nur freiwillige Geschenke (donativos), die beiden andern einen Tribut von 42,000 Realen. Auch sind sie den spanischen Mauthen nicht unterworfen, deren Linien am Ebro beginnen — als ein fremdes Volk bezeichnet sie vorzüglich der Umstand, daß die Handelsverbote, welche dem übrigen Europa den Verkehr mit den spanischen Colonien untersagen, sich auch auf sie erstrecken. Die Formen in Biscaya sind ganz demokratisch, in Guipuscoa oligarchisch, in Alava gemischt. Die Nationalcongresse versammeln sich zu bestimmten Zeiten, ordnen Verwaltung und Finanzen und ernennen die Obrigkeiten. Der König hält in jeder Provinz einen Corregidor, der aber mit der Administration nichts zu schaffen hat. Navarra steht in einem ähnlichen, wenn auch weit minder unabhängigen Verhältniß. Der hartnäckige Kampf, welchen diese Provinzen gegen die constitutionnelle Regierung führen (welche sie früher ihrer, unter allen despotischen Regierungen Spaniens unversehrt bewahrten Rechte beraubte), hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt.

Was nun den zweiten Abschnitt des Biardot'schen Buches betrifft, welcher von der poetischen Literatur Spaniens handelt, so müssen wir uns darauf beschränken, hier in der Kürze anzuführen, daß er mit den Anfängen der gegenwärtigen romanischen Volkssprache beginnt und bis zu den neuesten Schriftstellern gelangt — Martinez de la Rosa, dessen Werke auch bei uns bekannt sind; Don Angel Saavedra (Herzog von Rivas), welcher im Exil ein Heldengedicht in Romanzen dichtete: „El Moro exposito“, oder Cordova und Burgos im 10. Jahrhundert, die alte Sage der sieben Kinder von Lara; Melendez Valdes u. A. Manche Proben werden mitgetheilt. Die Übersicht, nach den Dichtungsarten eingetheilt, ist praktisch; über die allmälige Ausbildung der Sprache findet sich manches Gute und das Ganze zeigt von Geist und Geschmack, ist aber zu kurz und zu sehr in der Form eines Journalartikels, um befriedigen und wirklich nutzen zu können. — Aufsätze über Theater und bildende Kunst sind zwar auf dem Titel versprochen und es ist auch in dem Vorwort die Rede davon — sie fehlen aber unerklärlicherweise im Werke selbst, was jedenfalls gerügt werden muß. 6.

Literarische Notizen.

Der gräßliche Unfall und die nach vierzehntägigem Leiden, Hoffen und Bangen endlich mühsam bewirkte Rettung des bei Lyon verschütteten Dufavel hat dem Theaterdichter Charles Desnoyers den Stoff zu einem Stücke gegeben („Le puits de Champvert, ou l'ouvrier lyonnais“, Drama in zwei Tableaux, mit einem Nachspiel: „La résurrection“), das nur wenige Tage nach der glücklichen Lösung des tragischen Ereignisses zum ersten Mal auf dem pariser Ambigutheater aufgeführt ward und, jeden Abend wiederholt, die Zuschauer in großer Menge herbeizieht.

Die „Histoire et description des principales villes d'Europe“, unter Nisard's Redaction von Chateaubriand, Villemain, St.-Marc-Girardin, Augustin und Am. Thierry, Ch. Nodier, Letronne, Delecluse, Pichot, Charles u. A. bearbeitet, läßt auch im Äußern durch eleganten Druck, treffliche Stahlstiche und Holzschnitte nichts zu wünschen übrig. Das Werk wird 12 Bände in 4. stark und kommt in 250 Lieferungen, deren jede 1 Franc kostet, heraus. Die Unternehmer sind entschlossen, gleichzeitig mit der pariser, Ausgaben in London, Brüssel und Leipzig zu veranstalten.

Alph. Brot, der wol um Stoff etwas verlegen sein muß, hat den in mehr als einer Hinsicht bemitleidenswerthen Mörder Kotzebue's zum Helden eines Romans: „Carl Sand“, gemacht, der Mitte Sept. in zwei Bänden herauskam. Wie es mit den gerühmten „Etudes“ des Verf. über die deutschen Universitäten und über die dieselben besuchenden Studirenden beschaffen sein mag, kann man sich leicht denken.

Lamennais wird in Kurzem ein Buch über seine Reise nach Rom herausgeben. Unter den darin mitgetheilten Actenstücken ist das von zwei seiner Schüler, Lacordaire und Montalembert, mitunterzeichnete, an den Papst gerichtete Memorial, worin die demokratischen Principien der Zeitschrift „L'avenir“ vertheidigt werden, besonders wichtig. Lamennais' Buch wird noch überdies Briefe und Documente zur Erläuterung der Motive enthalten, welche den römischen Hof in dieser Angelegenheit geleitet haben. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 298. — 24. October 1836.

Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Ein neues Feuer ergreift jetzt (Abschn. 38) den Dichter:

O Herz, mach deine Zunge warm,
Erweich' mit Sehnsucht das Gemüth,
Ein heißes Märchen baue auf,
Mit heißem Hauch verheer' die Welt,
Es ström' der Feder Zunge Feuer,
Es geh' die Welt in Feuer auf!

Er will nämlich singen, wie im Osten der Schach August (der Monat August) erscheint und die Erde verheert. Sein Grimm macht die Welt zum Kohlenherd, brät den Stein im Wasser, trocknet die Saat aus, siedet die Flüsse, durchglüht die Himmelstasse und nimmt auch die Staaten der Schönheit ein. Den Glühwind sendet er mit Brand nach Rosenhain, daß seiner Feuerzungen Tulpe ins Rosenbeet dringt; diesem Boten folgt August's Feldherr, die Sonne, und der Frühlingsschach, der sich nicht halten kann, flüchtet ins Gebirg; aber auch von seinem Gipfel wird er vertrieben; er verschwindet mit der Rose, man weiß nicht wohin. Schach August verbrennt in seinem Grimme die Stadt Rosenhain.

Aber hoch im Norden wohnt ein großmüthiger, goldstreuender Schach, ein unerreichter Maler, ein Zauberer, der den Blättern Seele einhaucht und hundertfarbigen Schein verleiht, aber auch grimmig sein kann — der König Herbst:

Er hauchet, wenn er zürnet, kalt
Und gibt mit Schrecken die Gestalt,....
Aus Furcht vor ihm erblaßt der Hain,
Mit falbem und mit goldnem Schein.
Er war von wunderlicher Art,
Indem mit Grimm die Huld er paart;
Kalt von Natur, war er manchmal
Halb wässerig und halb Krystall,
Und manchmal blinket er so warm,
Daß nur Geduld abwehrt den Harm.....

Dieser erhält plötzlich Kunde, daß des Gartens Reich seinem Ende nahe, der Herr der Flur verschwunden, der Hain verheert sei. Er sendet eine Kundschaft nach der Stadt Rosenhain, die er durch einen Handstreich erobert. Da erscheint vom Osten

Ein Herrscher, dessen Kälte brennt,
Ein Weltschach, den man Winter nennt;
Sobald als laut wird seine Stimme,
Erzittern Völker seinem Grimme....

Die Flüsse erstarren vor seinem Grimm, die Wasser dehnen sich wie Erde. Dieser König Winter hat einen Günstling von gleichem Temperamente, den Schnee, weiß, wohlgestalt und kalt wie Kampher, weich wie Baumwolle, hartem Eisen an Kälte gleich; der ist des Winters rechter Mann, den sendet er nach Rosenhain, wo er sich die ganze Stadt unterthan macht. Aber trotz seiner großen Tyrannei ist der Winter auch freigebig:

Großmüthig streut er aus das Silber,
Versenkt die ganze Welt in Silber,
Zieht Gedern silbernen Kaftan
Und Silberschmuck dem Garten an,
Den Flüssen, welche gehn in Lumpen,
Verschenkt er ganze Silberklumpen.

So herrscht er einige Zeit hindurch ungescheut im Rosenhaine. Da begibt sich Neues. Schon während der König August die Welt durchglühte, war der Schach Frühling über Haid' und Saat hinunter zu der Stadt des Südens gewandert und war zuletzt zu einer Erde gekommen, die von einem hohen Kaiser beherrscht ward, der Adel mit Milde paarte und dessen Glück die Welt mit Licht füllte; Newruf (Tag- und Nachtgleiche) ist sein Name. Dieser ehrte den Frühling hoch, und nachdem er ihm die Leiden seines Landes erzählt hat, gewährt er ihm seinen Beistand und Heereshülfe, erobert die Stadt Rosenhain, besiegt den Winter und macht den Schach Frühling siegreich, der den Thron in seiner Residenz wiederbesteigt. Da aß und trank man nach Herzenswunsch, und Tag und Nacht war Fröhlichkeit.

Bei einem solchen Feste erinnert sich auch die schöne Rose an ihren Geliebten.

Sie sprach: „Wo ist der arme Narr,
Der Liebesweinberauschter war?
Wie geht es denn dem Mann der Zähren,
Wie kann ihn denn der Hain entbehren?
Es ist von ihm kein Laut zu hören,
Was konnte seine Lieder stören?
Ward seine Brust dem Schmerz zum Raube?
Ward er vielleicht aus Gram zum Staube?
Hat ihn verbrennet Trennungsglut?
Erschlug ihn meines Auges Wuth?“....

Auf die Nachricht, daß er in einem Käfig schmachte, ordnet sie den Ostwind als Boten und Tröster ab. Dieser

trifft den Bülbül im Gefängnisse sich abgrämend, wie er Gott seine Klagen vorträgt, und bringt dem Kranken Gruß von der schmucken Rose, worauf jener Dankeslieder schmettert. Endlich kommt die Rose gar selbst und macht dem Gefangenen einen Krankenbesuch. Wie der Sprosser sie erblickt, fällt er berauscht auf den Grund seines Käfigs, die Rose aber betrachtet ihn huldvoll und erhöhet seinen Muth.

Die Rose streut Juwelen aus,
Es streut Bülbül die Seele aus,
Es fleht Bülbül, es horcht die Rose,
Von beiden Seiten traut Gekose.....

Nun sendet die schmucke Rose den herzeröffnenden Ostwind, um den Sprosser zu befreien, zum Frühlingsschach. Der König befiehlt ihn zu bringen, auf daß er ihn sehe. Er verhört den armen, zu Haut und Bein zusammengeschwundenen Wicht und fertigt ihn sofort befreit ins Rosenreich ab. Der Ostwind aber gibt der Rose Kunde von der Befreiung ihres Geliebten. Das Fest der Liebe wird gefeiert (Abschn. 56).

An einem Morgen, wo der Tag
Der Welt wie Rosen offen lag,
Wo Tage des Genusses hell,
Der Welt Gesicht ein Rosenquell,
Wo Welt eröffnet sich wie Rosen,
Die Menschen wie die Sprosser kosen;
Da schmückte sich im Gülistan
Die Ros' in goldenem Kaftan,
Von außen und von innen roth,
Und auch der Turban hohes Roth,
Sie schmücket sich mit Lust und Ruhm,
Wirft einen grünen Mantel um.....

Die Tulpen füllen ihr Stengelglas mit Wein; reinen Wein schenkt der Thau ein in den Blumenkelch; der Narciß kommt mit dem Becher als Zecher, der Cypreß versieht den Pfortendienst wie zuvor, die Lilie legt ihr Schwert nieder, Hyacinth läßt seine Ränke. So wills ein Ferman der Rose. Diese, den Schleier gelüftet, läßt den einsamen Sprosser durch den Ostwind rufen.

Sie trinken rosenfarbnen Wein,
Und singen zu dem Fest Schalmey'n;
Bülbül stimmt helle Lieder an,
Die schmettern durch das Gülistan,
Bald flötet er, wie süße Lauten,
Bald brennet er in Trillerlauten,
Er sieht beständig an die Rose,
Und schmilzt aus Sehnsucht im Gekose....

Schmaus und Trunk dauert unter Zinken- und Castagnettengetön durch die tiefe Nacht;

Wann günstig die Gelegenheit,
Wird Eins, was ehmals war entzweit.

Lust und Liebe dauert so, bis die Rose dem Wind zum Raube ward und der Sprosser in den Staub stürzte. Denn allem Leben der Welt ist zuletzt Verderben bestimmt, und wem die betrügerische Welt die Schale Honigs reicht, dem schenkt sie auch tödtliches Gift ein.

Mit dieser ernsten Wendung schließt die Erzählung. Der Verfasser ist aber nicht zufrieden mit dem einfachen allegorischen Sinn, welchen dies idyllische Frühlingsepos fast in jeder Zeile ausspricht; dem Ganzen wird von ihm auch noch eine tiefere, mystische Bedeutung gegeben. Schon der armenische Geistliche, der vor einigen Jahren einen schwachen Anklang dieser Dichtung in einem armenischen Auszuge, welcher in einer französischen Übersetzung zu Paris lithographirt erschienen ist, zu Petersburg herausgegeben hat (vgl. Vorrede S. IX), fand in der Liebe der Nachtigall und der Rose ein Sinnbild der Liebe der Seele zu Christus und seiner Kirche, in der Rose das eingefleischte Wort Gottes, im Rosenbeet die Kirche, in der Nachtigall die liebesbrünstige Seele. Aber auch der türkische Verfasser selbst hängt dem Gedichte eine höhere sinnbildliche Erklärung ähnlicher Art an: der Schach Frühling ist laut dieser die Vernunft; die Tochter des Schachs, die Rose, ist Geist, den die Vernunft erzeugte; die Stadt Rosenhain ist das Lotterbett des Leibes; der Sprosser ist das Herz, das sich nach dem Geiste sehnt und sich durch ihn vollendet; der Ostwind ist die Leidenschaft, die zwischen Herz und Seele geht; die Kredenzerin Tulpe ist die liebende Freundschaft; die Cypresse ist die Geradheit, der Bach oder Fluß die Reinigkeit der Seele, in der sich die Geliebte spiegelt; der Thau ist der Ausfluß von Gottes Huld, die Lilie Tapferkeit, das Veilchen Bescheidenheit, die Hyacinthe der Neid; der brennende August ist der Zorn, der König Herbst die befruchtende Geschlechtsliebe; der Winter ist das am Übermaß von Zorn und Lust gestorbene Temperament; der Schach Newruf endlich ist Gottes Licht:

Der Zorn, die Lust muß unterliegen
Und Gottes Licht muß endlich siegen;
Er hilft dem Geist und dem Verstand
Eroberend sie für das Land;
Befreit den Geist von Körperbanden
Und führt ihn zu der Seele Landen,
Und Geist und Herz vereint in Kuß
Sind Ros' und Sprosser im Genuß.

Auch dieser tiefere Sinn der Dichtung enthält nichts Gezwungenes oder Abgeschmacktes, sowie alles Wesentliche derselben voll Geist und Poesie ist, über die man conventionnelle Spielereien und Steifigkeiten und die häufigen Wiederholungen ganz und gar vergißt. Unser jetziger Geschmack wird freilich diese Naturbilder, in welchen Witz, Phantasie und Seele in steter Durchdringung glänzen, am liebsten als solche genießen und sich an Rose, Nachtigall, Ostwind, Fluß, Sommer, Herbst, Winter und Frühling mit allen seinen Blumen als an Naturgeistern ergötzen, die sich alle Selbstzweck und keinem metaphysischen Witzspiele dienstbar sind. Die Übersetzung ist, wie unsere Proben bewiesen haben werden, klar, ungezwungen und dichterisch, und das Ganze, auf deutschen Boden verpflanzt, ein rechter Rosenschmuck unserer Literatur. **B.**

Neueste statistische Nachrichten über das Reich Marokko.

Die neuesten Notizen über das Kaiserreich Marokko verdanken wir dem Grafen Jakob Gröberg di Hemsö, der sich als Consul des Königreichs Schweden und Handelsbevollmächtigter

des Königs von Sardinien sechs Jahre in Marokko aufhielt und während dieses Aufenthalts mannichfache Gelegenheit hatte, dies in neuern Zeiten dem europäischen Blick einigermaßen entschwundene Land zu beobachten. Er beschreibt es in seinem Werke, von welchem in einer der letzten Sitzungen der statistischen Societät zu London ein interessanter Abriß mitgetheilt wurde, als sehr ergiebig, fruchtbar und für schnelle und gründliche Verbesserungen empfänglich, in Betracht, daß die geographische Lage des Landes ihm klimatische Vortheile gewährt, vermöge deren es dereinst auf den europäischen Märkten eine nicht unbeträchtliche Stelle einnehmen kann und wird. Das Werk des Grafen Gräberg-Hemsö zerfällt in drei Abtheilungen: die erste, die Chorographie, verbreitet sich über das Geographische des Landes, gibt gründlichen Nachweis von seinen Häfen und Rheden, seinem Boden und klimatischer Beschaffenheit, seinen Producten durch alle drei Naturreiche. Der zweite Theil, die Ethnographie, bespricht die Bevölkerung. Der dritte, die Nomographie, ertheilt Aufschlüsse über die Civil- und policeiliche Regierung des Landes, über seine Finanzen, militairischen Einrichtungen und diplomatischen Beziehungen. Die Gegenden, welche zusammen das Reich Magh'reb-el-acsà, oder den äußersten Westen, bilden, befassen eine Oberfläche von 24,379 englischen Quadratmeilen. Die Seeküste am mittelländischen Meer, die sich bis zum Cap Spartel erstreckt, hat eine Länge von 270 Meilen, und die Küste am atlantischen Meer vom Cap Spartel bis zum Cap Agoulow, eine Länge von 560 Meilen. Die Bevölkerung gibt Gräberg auf 9,000,000 an und unterstützt seine Angabe durch Vergleichung mit der Bevölkerung des südlichen Spaniens, der europäischen Türkei und Ägyptens. Diese Einwohnerzahl vertheilt sich folgendergestalt:

Im Königreich Fez .	3,200,000 E.	auf 9853	engl. Q.-M.
Im Königreich Marokko	3,600,000 „	„ 5709	„ „
In Tafilelt u. Segelmesa	700,000 „	„ 3184	„ „
In Ad'raz, Sus ꝛc. . .	1,000,000 „	„ 5633	„ „
	8,500,000 E.	auf 24,379	engl. Q.-M.

Vermöge dieser Berechnung kommen auf die Quadratmeile (englisch) 349 Seelen, welches ungefähr mit der Bevölkerung von Andalusien, Algier, Tunis, der europäischen Türkei und Ägypten zusammenstimmt. Die Städte sind weder zahlreich, noch sehr bewohnt. Die Hauptstadt Marokko hat 30,000 Einwohner (was auch schon die Angabe der neuern geographischen Handbücher ist) und Fez 33,000 Einw. (Volger hat 100,000). Die Bevölkerung besteht aus, ihrem Ursprung, ihrer Sprache, Sitten und Gesetzen nach, sehr verschiedenartigen Nationen und Stämmen. Man kann diese folgendermaßen classificiren:

Berbers, Tawariks	2,800,000.
Shelloochs, eine Abart von den Erstern	1,450,000.
Araber (rein als Beduinen, vermischt als Mauren)	4,290,000.
Juden	339,000.
Schwarze oder Neger	120,000.
Europäer (Christen)	300(?)
Europäer (Renegaten)	200(?)

Die erstere Classe lebt von dem Ertrag ihrer Heerden, wohnt in Zelten und Höhlen, und nur Wenige von ihnen sind dem Kaiser wirklich unterworfen. Der zweite Stamm beschäftigt sich mit Ackerbau und Manufacturwesen. Er lebt in Städten und Dörfern und manche seiner Fabrikate gehen nach Europa. Die Araber leben in großem Wohlstande und bekleiden die höchsten Staatsämter. Ihr Charakter ist in jeder Beziehung schlecht. Die Beduinen führen ihr Wanderleben. Die Juden beschränken sich auf gewisse Districte; sie wohnen meistentheils in Seehäfen, treiben Handel, auch Handwerke und Künste, und man bedient sich ihrer als Dolmetscher. Die Neger sind Sklaven, sie bilden die Garde des Sultans, die sich auf etwa 10,000 Mann beläuft, in jeder Hinsicht die besten Truppen. Die wenigen Christen, welche in Marokko leben, sind Fremde; es sind die Handelsconsuln der auswärtigen Staaten, Kaufleute, Künstler und ihre Diener. Seit 20 Jahren weiß man in Magh'reb-el-acsà nichts von Christensklaven; alle solche werden, sobald sie das Gebiet von Marokko betreten, eo ipso frei, kraft einer freiwilligen Acte des letzten Sultans. Renegaten gibt es zwei Classen: l'bzi, das sind christliche, und Aslami, das sind jüdische, die Zahl der Erstern, meist Franzosen, Italiener und Portugiesen, ist klein und vermindert sich täglich, während die zweite Classe im Zunehmen begriffen ist. Die christlichen Renegaten gehören allen europäischen Nationen an, mit Ausnahme der Schweizer, Dänen und Preußen. Sie bekleideten ehemals die höchsten Staatsämter; allein belehrt durch das traurige Schicksal des Italieners Antonio Piloti, der 1825 die Würde eines Oberadmirals und Commandanten der Artillerie behauptete, unter dem Namen Achmed Ben-Steerman, sind sie klüger geworden und drängen sich jetzt nicht so leicht zu ausgezeichneten Chargen. Und freilich macht der Sultan von Marokko seine Staatsdiener, wenn sie sich Etwas zu schulden kommen ließen, nicht auf so rücksichtsvolle Weise verantwortlich wie das französische Volk seine Exminister.

Interessant sind auch die Notizen, welche der Verf. unserer topographischen Schrift über die anderweiten Volksbeschäftigungen, über Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei gibt, welche er als die ursprünglich-einheimischen Erwerbszweige, im Gegensatz zum Handel und Manufacturwesen bezeichnet. Unter dem Capitel von der Industrie handelt er auch das Nöthige von dem Bergbau in Marokko ab. Er gibt ferner Details über den Anbau des Getreides (Weizen, Roggen und Gerste), Hirses, Mais und Reises, welcher letztere aber nur in den westlichen Provinzen, und zwar dort in so schlechter Qualität gebaut wird, daß der zum Verbrauch des Sultans und seines Hofstaats dienende aus Nordamerika eingeführt wird. Am einträglichsten ist die Cultur des Mais, am unergiebigsten die des Weizens. Hirse rentirt auch gut. Erdäpfel, welche aus Frankreich und England hier eingeführt sind, gedeihen in den nördlichen Provinzen, aber sie entarten insgemein nach der zweiten oder dritten Ernte und es wird deshalb häufig neue Aussaat nothwendig. Dies ist auch der Fall mit den aus Europa eingeführten Küchengewächsen. Der Ackerbau steht, wie es sich erwarten läßt, in Marokko auf keiner hohen Stufe der Cultur. Auf den Märkten ist an ausgewählten Früchten kein Mangel: Weintrauben, Orangen, Limonien, Feigen, Mandeln, Granaten, Pfirsichen, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Mispeln, Pflaumen, Maulbeeren, Melonen, Kürbisse, Gurken, Bohnen, Erbsen, Knoblauch, Rüben, Artischocken, Zwiebeln. Auch aromatische Pflanzen und Specereigewächse bringt das Land im Überfluß hervor. Man hat sogar auch mit dem Flachsbau den Anfang gemacht, jedoch nur in sehr wenigen Gegenden, sodaß man sich Jahre lang im Lande aufhalten kann, ohne davon etwas zu Gesicht zu bekommen. Hanf, Taback, Al'hennah, ein Kraut, das zum Gelbfärben dient und von den Frauenzimmern viel verbraucht wird, gedeiht im Überfluß. Die Mauren rauchen stark Taback und bedienen sich dazu auch des Samens und der Blätter des Hanfes, der stärker und narkotischer, aber ebendeshalb auch der Gesundheit nachtheiliger ist als der eigentliche Taback. Herrliche Waldungen von den schönsten Lerchenbäumen finden sich in Marokko wie fast in keinem andern Lande. Heuschrecken, dieses Verderben der Agricultur, vermehren sich in Marokko auf eine ungeheuere, fast unglaubliche Weise. Ein Weibchen legt gegen und über 700,000 Eier in den Sand, welche zu lebendigen Thieren werden, ehe man's sich versieht. Schafe finden sich im Lande 40—45 Millionen. Allein bei dem großen Feste A'id-ul-keb'ir, dem Sylvestertag der Moslem, werden ihrer 7—800,000 geschlachtet. Die Ziegen kommen den Schafen an Anzahl und Güte am nächsten; es gibt deren 10—12 Millionen in Marokko, Kameele etwa 500,000. Das Pferd, echte Berberrace, wird beinahe so hoch geschätzt als das arabische. Es ist nicht im Überfluß vorhanden, man zählt ihrer im Durchschnitt etwa 450,000. Esel gibt es nur die Hälfte, dagegen eine gewaltige Zahl von Hunden. Es ist Landesbrauch, nie einen Hund ums Leben zu bringen, obgleich die Eingeborenen, welche sie sorgsam pflegen, oftmals selbst Noth leiden.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß die Hunde des nördlichen Afrika nie die Wasserscheu bekommen, dagegen sollen die Maulthiere hier dieser Krankheit unterworfen sein. 1.

Bibliographie.

Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen, Könige von Preußen, nebst einem Anhang, enthaltend ein Tagebuch aus Friedrich's des Großen Regentenleben von 1740—1786, mit historischen, charakteristischen ꝛc. Notizen, Berichtigungen ꝛc. Herausgegeben von K. H. S. Rödenbeck. 1ster Band. (1ste Abtheil.) Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. 12 Gr.

Beraz, J., Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie für gebildete Leser aus allen Ständen. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 2 Thlr. 6 Gr.

Birch-Pfeiffer, Ch., Der Liebe Streit. Festspiel zur Feier der Ankunft Seiner Majestät Otto des Ersten, Königs von Griechenland. Dargestellt auf dem königlichen Hoftheater zu München. 8. (München, Franz.) 7 Gr.

Bösche, E. Th., Wechselbilder von Land- und Seereisen, Abenteuern, Begebenheiten, Staatsereignissen, Volks- und Sittenschilderungen während einer Fahrt nach Brasilien und einem zehnjährigen Aufenthalts daselbst, in den Jahren 1825—1834. Mit Berücksichtigung des Schicksals der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

(Böttiger.) — Ideen zur Kunst-Mythologie. 2ter Bd. 2ter, 3ter und 4ter Cursus. Jupiter, Juno und Neptunus, Amor und Psyche. Aus C. A. Böttiger's hinterlassenen Papieren herausgegeben von J. Sillig. Nebst 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 3 Thlr. 6 Gr.

Brand, G., Olivier. Eine Novelle. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Cellarius, F., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dessen Freunden. 1ster Band. Musestunden. 1ster und 2ter Theil. 12. Frankfurt u. Leipzig. 1 Thlr. 12 Gr.

Cunningham, A., Lord Roldan. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. (4 Theile.) 1ster, 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Danz, J. A. L., Heinrich August Schott. Nach seinem Leben, seinem Charakter und seiner Wirksamkeit dargestellt. Gr. 8. Leipzig, Wuttig. 1 Thlr.

Deutschland, Das malerische und romantische. In zehn Sectionen (mit 260 Stahlstichen). I. Die sächsische Schweiz von *A. Tromlitz*. II. Schwaben von *G. Schwab*. III. Franken von *G. v. Heeringen*. IV. Thüringen von *L. Bechstein*. V. Der Harz von *W. Blumenhagen*. VI. Das Riesengebirge von *E. Raupach*. VII. Steiermark und Tyrol von *C. Herlossohn*. VIII. Die Donau von *Ed. Duller*. IX. Der Rhein von *C. Simrock*. X. Die Ost- und Nordsee von *Mohnike* u. *Starkloff*. (1ste Section.) — Auch u. d. T.: Romantische Wanderung durch die sächsische Schweiz. Von *A. Tromlitz*. Mit 20 Stahlstichen. (1ste Lieferung.) Lexikon-8. Leipzig, G. Wigand. 8 Gr.

Cormont. Ein Roman. Herausgegeben von Ludwig Tieck. 3 Theile. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr. 12 Gr. Verfasserin: Frau Sophia v. Knorring, geb. Tieck.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Theile. 8. Breslau, Max und Comp. 3 Thlr. 12 Gr.

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von H. Döring. Ein Supplementband zu des Dichters sämmtlichen Werken. Schmal gr. 4. Leipzig, Wunder. 1837. 3 Thlr. 12 Gr.

Hermes, J., Dichtungen. Gr. 8. Helmstedt, Fleckeisen. 1 Thlr. 12 Gr.

Hohlfeldt, C. C., Harfenklänge. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr.

Lewald, A., Schattirungen. 2 Theile. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 16 Gr.

Marryat, Captain, Midshipman Ruhig. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Merzdorf, Br. J. F. L. Th., d. Sohn, Die Symbole, die Gesetze, die Geschichte, der Zweck der Maconei schließen keine Religion von derselben aus. Nur für Brüder Maconen. Gr. 8. Leipzig, 5836. (Wunder.) 6 Gr.

(Mortonval.) — Celeste. Eine Erzählung nach Mortonval's „Un secret d'Etat" aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Reichlin-Meldegg, K. A. Frhr. v., Das Leben Heinrich Schmid's, Doctors und ausserordentlichen Professors der Philosophie zu Heidelberg, in kurzem Umrisse dargestellt. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 6 Gr.

Rosen. Ein Taschenbuch für 1837. 16. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 8 Gr.

Rückert, F., Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 1stes Bändchen. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Schlager, J. E., Wiener-Skizzen aus dem Mittelalter. 1ste, 2te Reihe. Gr. 12. Wien, Kupffer u. Singer. 4 Thlr.

Semilasso in Afrika. 2ter Theil. Algier, Bougie, Bone. Aus den Papieren des Verstorbenen. Hierzu die Abbildung: Bivouac in Khraschna. — 3ter Theil. Biserta, Tunis. Aus den Papieren des Verstorbenen. Hierzu die Abbildung: Der Bey im Audienz-Saal. Mit königl. würtemberg. Privilegium. 8. Stuttgart, Hallberger. 4 Thlr.

Tarnow, F., Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Marquisin v. Créquy. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch, Deutsches, auf das Jahr 1837. Mit Beiträgen von W. Alexis, A. v. Chamisso, J. Frhrn. v. Eichendorff, E. Ferrand, F. Frhrn. Gaudy, E. Geibel, O. F. Gruppe, A. Kopisch, H. Marggraff, Th. Mundt, L. Rellstab und H. Stieglitz. Herausgegeben von K. Büchner. Mit 8 Kupfern. 16. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

— —, Rheinisches, auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Adrian. Mit 6 Stahlstichen. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Vergißmeinnicht, Dramatisches, für das Jahr 1837 aus den Gärten des Auslands nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 14tes Bändchen. Enthält: Die Dame von Laval, Drama in 3 Abtheilungen, und Laurette oder das rothe Siegel, Lustspiel in einem Aufzuge. Kl. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Vergißmeinnicht. Ein Taschenbuch für 1837. Mit sieben Stahlstichen. 16. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 8 Gr.

Wangenheim, F. A., Die Luftschiffer. Novelle aus dem Schattenreiche. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 8 Gr.

Weiske, J., Die Grundlagen der frühern Verfassung Deutschlands. Beleuchtet. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 15 Gr.

(West.) — Bilder aus dem Leben von Thomas und Karl August West. Aus West's gesammelten Schriften besonders abgedruckt. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg. 2 Thlr.

Zettler, A., Nachgelassene Gedichte. Mit einer Vorrede herausgegeben von Chr. Kuffner. Gr. 8. Wien, Schmidl's Witwe und Klang. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 299. — 25. October 1836.

Brasilien.

1. Zehn Jahre in Brasilien während der Regierung Dom Pedro's und nach dessen Entthronung. Mit besonderer Hinsicht auf das Schicksal der ausländischen Truppen und der deutschen Colonisten. Von Karl Seidler. Erster Band. Quedlinburg, Basse. 1835. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Beiträge zur Geschichte des Krieges zwischen Brasilien und Buenos-Ayres, in den Jahren 1825, 26, 27, 28 von einem Augenzeugen. Berlin, Reimer. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Auswanderungslust unserer Tage ist in den wenigeren Fällen Folge einer entschiedenen Nothwendigkeit, sondern jenes Schwindels, welcher periodisch ganze Völker ergreifen kann und in der Art seiner Äußerungen sich nach dem Bildungsgrade und den politischen Verhältnissen der Zeit richtet. Derselbe Geist der Unruhe, des Misvergnügens und des Strebens nach einem geahnten, aber in der Wirklichkeit unerreichbaren Gute, welcher in den Jahrhunderten größerer Roheit Tausende nach Palästina trieb, oder in der willkürlichen Hervorbringung öffentlicher Unruhen und kleiner Kriege seine Nahrung suchte, ist zum Theil auch noch in der Gegenwart vorhanden, obgleich er unter veränderten Umständen sowol in seinen Äußerungen verschieden als beschränkt auftritt. Unstetes Leben mag vielleicht das naturgemäße des Menschengeschlechts sein, denn überall begleitet es den Urzustand der Völker. Die Neigung zu ihm liegt als Instinkt in den Meisten, allein sie äußert sich seltener unter den verändernden Einflüssen und den Beschränkungen, denen der Bewohner civilisirter Länder von früher Jugend unterworfen ist. Nebenumstände, die von dem philosophischen Forscher der Vergangenheit wol erkannt werden, welche aber Niemand voraussehen kann, erwecken nicht selten jenen schlummernden Trieb. Mit ihm verband sich einst der religiöse Fanatismus, um die Reihen der Kreuzesheere zu füllen, und in unsern Tagen ist er vereint mit Unzufriedenheit über persönliche und bürgerliche Verhältnisse, die nicht sowol immer in der Wirklichkeit ihren Grund findet, sondern in dem unglücklichen Streben ganzer Volksclassen, sich über die angewiesene Sphäre auszudehnen und die Befriedigung von Wünschen und Begierden zu suchen, die ihnen fremd sein sollten, allein aus der unverhältnißmäßigen und doch nicht genügenden Bildung, aus dem Halbwissen und der Überfeinerung entsprungen sind. Unter den Tausenden, welche alljährlich jenseits des Oceans eine neue Heimat suchen, sind nur sehr Wenige unterrichtet genug, um im Voraus ihr mögliches Loos berechnen zu können; die Mehrzahl betritt den amerikanischen Boden entweder mit utopischen Erwartungen, oder unfähig, seine Eigenthümlichkeiten und seine Völker richtig zu beurtheilen, indem beschränkte Verhältnisse in der verlassenen Heimat die Ausbildung des Talents der Beobachtung verhinderten, oder jugendliche Unreifheit und Einseitigkeit zur raschen Annahme der verkehrtesten Ansichten verführen. Grade aber dieser Classe gehören meistens die Verfasser jener Flut von kleinen Schriften über Amerika an, welche seit dem Zunehmen der Auswanderung, oder, was gleichbedeutend ist, seit der Vermehrung der Zahl unglücklicher und bittergetäuschter Emigranten erschienen sind. Höchst selten wird ein und der andere Schriftsteller unter ihnen durch Gediegenheit, durch gerechtes und klares Urtheil bemerklich. Männer von Fähigkeiten wandern entweder nicht aus, oder sie verstehen es, in dem neuen, mit ruhigen Erwartungen und Vorsicht betretenen Lande den Grundstein, wenn auch nicht des Glücks, doch der festern Niederlassung zu legen, und schweigen, wenn im schlimmsten Falle das Schicksal selbst ihren Bemühungen feindlich entgegentritt. Ebenso jedoch, wie die Nichterfüllung der überspanntesten Hoffnungen sich in manchem übelgeschriebenen und ungerechten Berichte Luft machte, ebenso gibt es auch eine nicht unbedeutende Zahl von kleinen Schriften, deren Verfasser mit nicht geringerer und vielleicht noch weit tadelnswertherer Einseitigkeit alles Transatlantische mit Lob überhäufen und schon manchen Unbesonnenen zur schwerbereuten Nachfolge veranlaßten. Zwischen Berichterstattern von so verschiedenen Erfahrungen und Ansichten, zwischen Schriftstellern, deren Zwecke unverkennbar sich entgegenstanden, mußte nothwendig mancher Kampf sich entspinnen. In der That erscheint auch nicht leicht eine neue Schilderung Nordamerikas, ohne Angriffe auf die vorhergegangenen zu enthalten, und die Äußerungen des Verdrusses sind um so heftiger und bitterer, je unangenehmer die persönlichen Schicksale des heimgekehrten und verarmten Emigranten waren, oder jemehr er, durch Glück

begünstigt, glaubt, sein neues Vaterland gegen alle Beschuldigungen aus Dankbarkeit vertheidigen zu müssen. Leidenschaftsloses Urtheil ist unter solchen Umständen nicht zu erwarten, eine Ansicht, die ebensowol den einfachen Leser begleiten und vor der Annahme des fremden Urtheils zur vorsichtigen Prüfung veranlassen sollte, als sie auch nothwendigerweise der Kritik eine besondere Richtung geben muß.

Nordamerika, ganz besonders die Vereinigten Staaten, waren ehedem fast allein die Anziehungspunkte der Emigration. Unstreitig war wol auch die Wahl jener Länder dem Nordeuropäer die entsprechendste, so lange noch die mindere Gedrängtheit der Bevölkerung dem Einwanderer unfern den Küsten einen Wohnsitz verhieß und der geringere Umfang der Industrie einem jeden Fleißigen oder mit irgend einer gemeinsamen nützlichen Kunst Vertrauten eine dauernde und gewinnreiche Beschäftigung finden ließ. Es lag in der Natur der Dinge, daß dieses günstige Verhältniß in demselben Maße abnehmen mußte, als es zahlreiche Einwanderer herbeizog, und in der That ist grade seit 1815 jedes Jahr die Aussicht für Emigranten in den Vereinigten Staaten mehr und mehr unvortheilhaft geworden, da, wie bekannt, die stärksten Wanderungen dorthin nicht sowol unmittelbar dem Schlusse der europäischen Kriege folgten, sondern aus der ungewohnten und unerfreulichen Lage sich entwickelten, in welcher sich einige Jahre später die Bewohner einzelner Staaten befanden. In Folge der Schilderungen und Anregungen, die entweder an dem Verstande ihrer Urheber zweifeln machen, oder ihre Redlichkeit in ein sehr ungewisses Licht stellen, wurde seit 1820 Brasilien von manchem unruhigen Deutschen, der, gleichviel mit welchem Rechte, seines Vaterlandes müde war, zum künftigen Wohnort erwählt. Mit nicht geringer Verwunderung sahen alle mit der Wahrheit Vertraute die Einschiffung großer Scharen nach Rio Janeiro, indem von den Menschen des Nordens Dasselbe gilt, was die Erfahrung über die Pflanzen derselben Gegenden lehrt: sie lassen sich nicht leicht nach tropischen Klimaten verpflanzen; denn entweder gehen sie über dem Versuche unter, oder sie erlangen nur Fortdauer auf Kosten einer allgemeinen Entartung. Daß diese Voraussetzungen die richtigen gewesen, bewies die Erfahrung. Von allen deutschen und schweizerischen Colonien Brasiliens gedieh nicht eine, und kaum mag man sagen, daß sie als Vereinigung europäischer Familien noch fortdauern. Ihre traurige Geschichte ist bekannt und gehört nicht hierher; indessen mag es vergönnt sein hinzuzusetzen, daß in ihnen unendlich mehr Elend erduldet worden, mehr redliche Herzen unter dem bittersten Kummer gebrochen und mehr natürlich gute Menschen unter dem Drucke der Umstände den niedrigsten Lastern verfallen sind, als je die öffentlichen Blätter oder Berichte der Reisenden erzählten. Neben jenen eigentlichen Landleuten zog noch ein buntes Gemisch von schwer zu beschreibenden Candidaten künftigen Glücks über das Meer, von Leuten, die man nicht gradezu mit dem Namen von Abenteurern belegen kann, die aber, gleich allen ähnlichen Auswanderern, mit Kenntnissen und Bildung in sehr ungleichem Maße ausgerüstet und, meistens mit großen Ansprüchen erfüllt, gefaßt waren, irgend eine Rolle zu spielen, die ihnen das Schicksal zuschieben würde. Wenigen von ihnen ist es am Ende gelungen, in Brasilien sich eine bequeme Häuslichkeit zu erringen, und in den Heimgekehrten finden wir die Verfasser der mancherlei Werke über jenes Land, von denen oben die Rede war. Die Vereinigten Staaten haben nicht allein über die lange Reihe von verkehrten und einseitigen Schilderungen von Fearon bis zu Hamilton und der Dame Trollope zu klagen; auch Brasilien und seine Bewohner sollten ähnliche Beschreiber finden, eine Thatsache, die um so mehr zu bedauern ist, als jenes Land von enthusiastischen Naturforschern, denen sich für ihre Zwecke dort freilich ein Paradies eröffnet, gewöhnlich in den glänzendsten Farben gemalt worden war und die ungereiste Leselwelt zwischen so widersprechenden Nachrichten nicht den Mittelweg der Wahrheit mit der Leichtigkeit herauszufinden vermag, mit welcher heutzutage ein Urtheil über die Vereinigten Staaten abgefaßt werden kann.

Wir stellen in diesem Artikel zwei neuerdings über Brasilien erschienene Werke zusammen; nicht als ob sie von gleichem Verdienst wären, oder als ob derselbe Geist die Verfasser leitete, sondern weil beide ein geschichtliches Ereigniß der neuesten Zeit in Brasilien behandeln, welches verhältnißmäßig weniger gekannt ist, als es wol verdient, und weil die Verfasser, mindestens der eine, jener Classe von Auswanderern angehören, die auf das Gerathewohl nach Amerika gingen und den Verdruß über die nicht unverdiente Täuschung später an dem Lande selbst auslassen. Der Verf. der „Zehn Jahre in Brasilien" belehrt uns, daß er 1825, zur Zeit seiner Auswanderung nach Rio, ein 16jähriger braunschweiger Cadett gewesen (S. 105), der ohne Kenntniß der portugiesischen Sprache in Brasilien landete, weil es ihn „hinaustrieb in die neue Welt, die Columbus erfand" (S. 3), wohin ihn aber nicht die Silberadern lockten, denn das „stand nicht in seiner Fibel", sondern die Bilder, die er sich machte „von jungfräulichen Urwäldern, Lauben und Hütten, Affen, Nachtigallen und Kolibris, die schwatzend hinter Blättern saßen, großen Bergen, weißen Europäern und schwarzen Negern, schönen Damen, die spanische Grandezza mit italienischer Liebesglut vereinen, endlich von einem Kaiser, der wie ein possirliches Äfflein auf dem Rücken des todten Löwen gesprungen war, sich als Löwe zu geberden". Eine Reise über den Ocean zu unternehmen, um den letztern Anblick genießen zu können, setzt eine ebenso unwiderstehliche Neigung zum Komischen voraus, als die Erwartung schöner Damen und die schnellangeknüpften „Liebesintriguen" (S. 92) kurz nach der Landung uns bei einem kaum halbreifen Jüngling überraschen müssen. Gedrückt vom Mangel, trat der Verf. in brasilische Kriegsdienste, wurde zum Secondelieutenant in einem fremden Bataillon ernannt und „ist kein Held geworden, weil die Kaiserin starb und Dom Pedro das Hasenpanier nahm" (S. 113). In solchen subordinirten Verhältnissen scheint der Verf. den größten Theil der zehn

Jahre zugebracht zu haben und hat in ihnen wenigstens bestimmt den Krieg gegen Buenos-Ayres mitgemacht, sodaß wir also kein besonderes Vertrauen in die Versicherung des Vorworts setzen können, daß er durch seine „Stellung in Brasilien und seine ausgedehnte Bekanntschaft mit dem Hofe zu Rio" besonders zur genauen Beobachtung befähigt worden sei. Wir vermögen dieses um so weniger, als das Schöpfen aus fremden, aber sehr zugänglichen Quellen eben keinen großen Reichthum von Beobachtungen gediegener Art, zu denen Niemand Anekdoten über persönliche Schicksale rechnen wird, voraussetzen läßt. Mit Ausnahme einer und der andern eingeflochtenen, nicht immer sehr geschmackvollen und zartsinnigen Ergießung ist die Geschichte der Feldzüge gegen Buenos-Ayres nur Compilation aus dem zweiten der obengenannten Werke, indem die gebrauchten Fragmente, etwas anders eingekleidet, in der Reihenfolge verändert wurden. Was über die Stämme der Urbewohner, die Puris, Botocudös u. s. w., deren Heimaten der Verf. wenigstens bis 1829 nicht besucht hatte, gesagt wird, gehört dem Pr. v. Neuwied an, ist freilich aber auf die eigenthümliche Weise des Verf. zugestutzt. Die dem Pr. v. Neuwied nacherzählten Duelle der Botocuden bestehen darin, daß sich beide Theile „durchholzen" (S. 237), und das ganze Volk ist eine Art von „indisch brasilianischen Naturjesuiten, welche durch falsche Friedenszeichen — ihre allöopathischen Reizmittel — die Einwohner betäuben" (S. 223). Soviel über die persönliche Lage des Verf.; ein Jeder wird vermögen für sich selbst zu entscheiden, inwiefern ein solches Lebensalter und solche Stellung — ohne auf leicht errathbare Nebendinge Rücksicht zu nehmen, welche sich aus Durchlesung des Buches selbst ergeben — den Verf. befähigt haben können, das Versprechen zu erfüllen:

Berichten will ich hier jetzt Alles, was ich aus eigner neunjähriger Erfahrung kennen lernte; dies Land will ich abmalen, von dem doppelten Brennpunkte der Natur und Cultur betrachtet; diese Nation will ich beschreiben in den gegenseitigen Verhältnissen (u. s. w.); erzählen will ich sodann das Märchen, welches anhebt: „Es war einmal ein Kaiser, nicht der kleine von St. Helena, nein, ein großer, gewaltiger, reicher Kaiser, der am 24. September 1884 elendiglich zu Lissabon umkam" (S. 33).

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie de l'économie politique ou nouvelle exposition des principes de cette science; par M. *Joseph Dutens*. Paris 1836. Zwei Bände.

Es scheint zur heutigen Epoche vor Allem Noth zu thun, jenes vage Bedürfniß von Theorien und Systemen zu heilen, das eine der unleugbarsten und zugleich widerspenstigsten Krankheiten derselben ist, der abzuhelfen vornehmlich diejenigen Männer berufen sind, bei denen sich Erfahrungen im praktischen Staats- und Geschäftsleben mit Intelligenz und Wissenschaft paaren. Ganz gewiß wird das Studium der Staatswirthschaft als wissenschaftlicher Disciplin mit einer Schwunghaftigkeit wie nimmer zuvor betrieben. Man verkündigt in öffentlichen Vorträgen von auf Kosten des Staats errichteten Lehrkanzeln herab die abstracten und strengen Principien dieser Wissenschaft, und mit lauter Stimme als mit man in ihrem Namen das von ihr sich zugeeignete Recht in Anspruch, mit gebieterischer Autorität bei allen jenen Verhandlungen dazwischenzutreten, wo die tausendfältig verschiedenen Interessen der gesellschaftlichen Organisation geregelt und miteinander vereinbart werden sollen. Allein alle Controversen der Professoren der Staatswirthschaft wie der schriftstellernden Gelehrten des nämlichen Faches haben bisher noch zu keinem definitiven Resultate geführt; als Wissenschaft ist dieselbe noch immer höchst unvollständig, als Theorie fast grenzenlos geblieben. Ebenso wenig hat bisjetzt noch irgend Jemand, daß wir wüßten, das Wort genommen oder die Feder ergriffen, um in einem hinlänglich umfassenden und unparteiischen Lehrplane darzuthun, wie vielfältig die einer sehr ernsten Erwägung werthen Hemmnisse sind, worin sich die materielle Lage der Gesellschaft, die man verbessern will, heutiges Tages verwickelt befindet, und wie groß die zu ihrer Zeit sich rechtfertigenden und selbst nothwendigen Hindernisse, die sich bis zu unsern Tagen forterhalten haben, sowie endlich inwieweit diese zu einer frühern Epoche als wirkliche Garantien betrachtet werden konnten und noch gegenwärtig bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit lang beachtet zu werden verdienen. Im Allgemeinen kennt man von der Vergangenheit nur Das, was die politische Geschichte der respectiven Staaten und Länder Europas interessirt; in allen andern ihrem Gebiete angehörigen Dingen aber, die, wenn man will, von einer niedern Ordnung sind und welche die Staatswirthschaft zu verbessern übernommen hat, ist man ziemlich unwissend. Endlich aber geben sich auch Diejenigen, die sich berufen glauben, die Jetztzeit anzugreifen oder zu vertheidigen, nicht einmal die Mühe, die Vorzeit zu erforschen, ohne zu beachten, daß die Jetztzeit gleichsam ein Vermächtniß, eine Dependenz und so zu sagen ein Glied der Vorzeit ist, mit welchem sich keinerlei Operation vornehmen läßt, bevor man nicht den Körper genau hat kennen lernen, dem es sein Leben und seine Lebenskraft, bisweilen aber auch, wir geben es zu, seine Gebrechlichkeiten verdankt. Bei einem solchen Hange zur Unbekümmertheit hinsichts der Vorzeit vermögen sich Diejenigen, welche für die Aufrechthaltung des jetzt Bestehenden kämpfen, auf keine solide Basis zu stützen; ihr einziges Motiv ist ein gewisser roher Erhaltungsinstinkt, während ihre Gegner die Vorzeit verachten, ohne sie erforschen zu wollen, noch die Absicht zu begreifen, welche jene Schutzmaßregeln hervorrief, die zu einer frühern Epoche heilsam, vielleicht unumgänglich waren. Ebenso wenig ziehen sie das jetzt Bestehende in Betracht, dessen Zusammenhang mit den vergangenen Jahrhunderten zu untersuchen sie sich nicht die Mühe geben: sie lassen sich in kurzen Worten nur von aprioristischen Principien leiten. Die Staatswirthschaft in ihrer ganzen Reinheit und systematischen Strenge ist ihr einziges Gesetz; jene radicalen Reformen, die sie ihnen verheißt und anbefiehlt, sind der Zweck, den sie verfolgen und dessen Erreichung ihnen stets als nahe bevorstehend erscheint. Was darf man aber bei so bewandten Umständen erwarten, wenn selbst praktische Staats- oder Geschäftsmänner, anstatt die ihnen wohlbekannten Thatsachen darzulegen und den Ideengang blos speculativer Gelehrten durch positive Ansichten zu berichtigen, auch ihrerseits blos staatswirthschaftliche Theorien aufstellen und gleich jenen allgemeine Systeme zu construiren suchen? Wir unsererseits halten es für eine höchst müßige Arbeit, die Staatswirthschaft zu einer transscendentalen Wissenschaft erheben und ihr gleich der Geschichte eine Philosophie zutheilen zu wollen.

Dieser Arbeit nun hat sich Hr. D., nachdem er früher ein ebenso interessantes als belehrendes Werk über die Binnenschiffahrt in Frankreich geschrieben, in vorliegenden zwei ziemlich starken Bänden unterzogen. Erkünstelt derselbe aber auch darin keineswegs jene Mißachtung der Thatsachen, von der wir soeben sprachen, und beabsichtigt er eben nicht, sie überall durch Regeln der Theorie zu ersetzen, so hat er doch sein Lehrgebäude selbst auf einen, unserer Meinung nach vollkommen unhaltbaren Grund errichtet. Demnach kann man nur bedauern, einen in seinem Berufsfache (der Wasserbaukunst) so ausgezeich-

neten Mann jenen Aufwand von fast mathematischen Beweisen ganz vergeblich machen zu sehen, um seine Thesis zu entwickeln, zumal da solche, weil dabei von einer an sich falschen Prämisse ausgegangen wird, keinerlei Überzeugung, sondern nur Erstaunen wegen der scheinbaren Strenge ihrer logischen Ordnung hervorzurufen vermögen. Somit werden denn auch Diejenigen, die an kunstvoll formulirten algebraischen Gleichungen ein Vergnügen finden, ohne sich um Das, was sie beweisen sollen, noch ob sie zu einer unbestreitbaren Wahrheit führen, viel zu bekümmern, dieses in seiner Art merkwürdige Werk mit großem Interesse lesen. Allein in staatswirthschaftlicher Hinsicht vermag dasselbe durchaus keine Befriedigung zu gewähren, weil Hrn. D.'s System viel zu beschränkt ist, um daß man darin, was doch der Titel des Buches verspricht, genügende Auskunft über den Reichthum und dessen unseres Dafürhaltens so vielfältige Quellen finden sollte. Wer nämlich auf den Grund der Dinge zu gehen gewohnt ist, der wird unfehlbar sehr bald alle jene Scheinbeweise beseitigt haben, welche die Lücken in den ökonomistischen Doctrinen des 18. Jahrhunderts, deren Inbegriff man das physiokratische System im Gegensatze zum mercantilen zu nennen pflegt, nur schlecht verhehlen, und es daher auch unserm Verf. nur wenig Dank wissen, das absolute Dogma einer Schule, die man längst für erloschen halten durfte, wiederhervorgerufen zu haben. Es verträgt sich nicht mit der Wahrheit, sich großmüthig gegen irgend eine Schule zu erweisen, noch hat dieselbe genug Muße und Fügsamkeit, um sich mit künstlichen und ephemeren Wiederbelebungsversuchen abzumühen. Was soll man aber von einer Schule halten, die, wie die hier befragte, erklärt, daß der einzige Reichthum, der alljährlich hervorgebracht werden könne, niemals den Belang des reinen Bodenertrags zu übersteigen vermöge. Allerdings nimmt diese Schule, um zur Beweisführung ihres Dogmas zu gelangen, eine Hypothese an: hiernach muß man sich alle Nationen als eine einzige Gemeinschaft bildend denken, in deren Schooße alle Erzeugnisse verschiedener Arten gegeneinander ausgetauscht werden. Inwiefern aber von den besondern Abtheilungen dieser großen Gemeinschaft eine jede mehr oder weniger landwirthschaftliche oder industrielle Producte, und umgekehrt, liefert, und welche unter denselben neben diesen beiden Arten von Production auch noch den belangreichern Handel treibt, dies muß fürs Erste gar nicht in Erwägung gezogen werden. Nun aber wird sich bei jener Hypothese ergeben, daß, sollte auch bei einigen jener Abtheilungen, d. i. bei einzelnen Völkern, der industrielle und commercielle Reichthum den Reinertrag ihrer Ländereien beiweitem übersteigen, doch dieser Überschuß des Fabrik- und Handelsbetriebes durch den Überschuß des reinen Bodenertrags bei andern Völkern ausgeglichen und bezahlt wird. Diesen hypothesirten Vordersatz einmal zugegeben, wird daraus weiter zu folgern sein, daß die Summe des Reinertrags aller angebauten Ländereien auf der Oberfläche des Erdballes der Maßstab für alle Reichthümer sei, die in ihrer Gesammtheit alle Manufacturen und aller Handel der Welt zu schaffen vermögen. Diese beiden großen Zweige menschlicher Arbeit nämlich absorbiren und vernichten nach der Theorie der Physiokraten bei der durch sie bewirkten Reproduction einen Werth an landwirthschaftlichen Erzeugnissen, der dem von ihnen geschaffenen Werthe gleichkommt; es findet daher nur Umgestaltung des Reinertrags der Ländereien in eine entsprechende Quantität industrieller Producte statt, die durch den Handel den Consumenten zugeführt würden; allein eine wirkliche Reichthumsvergrößerung, eine Werthvermehrung wird und kann dadurch in keinerlei Weise hervorgebracht werden. Hieraus nun endlich ergibt sich der Schluß, der freilich ersten Blickes und vor ernstlicher Prüfung ziemlich befremdend erscheint, daß alle Manufacturen und aller Handel der Welt zusammen keinen Reinertrag liefern und daß der Boden und die darauf verwandte Arbeit allein dieses Vorrecht besitzen.

Glücklicherweise ist dem aber nicht also, wie bereits Adam Smith und andere scharfsinnige Forscher bald nach dem Aufkommen dieser Theorie, deren Urheber bekanntlich ein französischer Arzt, Doctor Quesnay, war, bis zur Evidenz nachgewiesen haben. Denn wäre die befragte Theorie richtig, so würden alle Erzeugnisse der Betriebsamkeit fabricirender Menschen sich ausschließlich in den Händen der bei dem Ackerbaue betheiligten Menschen anhäufen, um den von ihnen abgegebenen Reinertrag ihrer Ländereien zu bezahlen; eine fernerweitige Folge davon aber würde noch sein, daß die Beschäftigung der handeltreibenden Menschen, als der nothwendigen Vermittler, unter den Producenten verschiedener Gattung durch einen Antheil an jenem Reinertrag sich hinlänglich gelohnt befinden würde, ohne daß ihnen von den industriellen Erzeugnissen das Mindeste zukäme, da diese lediglich dazu bestimmt sind, in den nämlichen, Alles verschlingenden Abgrund zu versinken. Ganz anders verhält es sich, wie wir alle Tage wahrnehmen können, in der Wirklichkeit. Fabrikanten und Handelsleute behalten, nachdem sie mit einem Theile der Früchte ihrer Arbeit den Reinertrag des Ackerbaues bezahlt haben, ohne den sie allerdings nichts zu unternehmen im Stande gewesen wären, für sich selbst, für ihren Gebrauch und ihre Consumtion eine gewisse Summe von Reichthümern übrig, die nach allen ihren Merkmalen keineswegs blos durch den Feldbau erzeugt werden und die demnach als ein vom Reinertrage der Ländereien ganz unabhängiger Werthüberschuß, als ein wahrhafter Reinertrag des Fabrik- und Handelsbetriebes erscheinen. In Kurzem, keinerlei Übung menschlicher Thätigkeit ist ihrer natürlichen und rechtmäßigen Vortheile beraubt; jede vielmehr darf auf die Ehre Anspruch machen, auch ihren Beitrag zur Masse der allgemeinen Production zu liefern.

Haben wir nun im Vorstehenden die der angeblichen Philosophie der Staatswirthschaft des Hrn. D. zu Grunde liegende Hauptidee angedeutet, zugleich aber auch, wie wir glauben, deren vollkommene Unstatthaftigkeit nachgewiesen, so dürfte es wol nur eine müßige Arbeit und gänzlich unvergoltene Mühe sein, uns auf eine fernerweitige Controverse einzulassen, deren Durchführung uns überdies der Raum dieser Blätter nicht gestatten würde. Herr D. gehört, so bedünkt es uns, zu jenen sonst achtungswerthen Schriftstellern, die dem Publicum ihr letztes Wort noch nicht gesagt, den ganzen Umfang ihres Wissens und die Stärke ihres Geistesvermögens vor demselben noch nicht entfaltet zu haben wähnen, bevor sie nicht unter Beiseitesetzung ihrer Berufsstudien und gewöhnlichen Arbeiten irgend ein neues Resultat von Forschungen und Erfindungen, worauf es gar nicht gefaßt war, zu dessen Kenntniß gebracht haben. Gleichwol würden wir gegen den Verf. dieses Werks ungerecht sein, wollten wir nicht anerkennen, daß er solches mit höchst interessanten Betrachtungen über die verschiedenen Arten von öffentlichen Arbeiten, deren Ausführung und Leitung schließt. Er tritt hier wieder in die Sphäre seines amtlichen Berufs zurück, mit dessen Obliegenheiten genau bekannt zu sein und solche gewissenhaft erfüllt zu haben, seine in Betreff dieses Gegenstandes hier von ihm entwickelten Gedanken außer Zweifel setzen. 17.

Literarische Notiz.

In England jagt ein Buch über Spanien das andere. Schon wieder ist ein solches Werk erschienen, unter dem Titel: „Madrid in 1835, sketches of the metropolis of Spain and its inhabitants, and of the society and manners in the Peninsula, by a resident officier" (2 Bände). Bei dem jetzigen Zustande des unglückseligen Landes ist es natürlich, daß sich alle diese Werke in Ansehung der Haltung und des Tons auffallend gleichen. Das gegenwärtige zeichnet sich durch genaue und gute Beobachtung aus, weshalb denn die schon mehrfach geschilderten Dinge und Zustände, namentlich der Hauptstadt, als da sind: Volksbelustigungen, öffentliche Stimmung, Trachten, Kirchen, Theater, öffentliche Plätze, Stiergefechte u. s. w. hier wenigstens in der Darstellung einen gefälligen und authentischen Anstrich gewinnen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 300. —— 26. October 1836.

Brasilien.

(Beschluß aus Nr. 299.)

Wenn wir nun aber auch in Bezug auf die Beurtheilung den oben ausgesprochenen Grundsatz der Milde gegen alle ähnliche Producte verunglückter Auswanderer im weitesten Sinne zu befolgen geneigt sind, so kann derselbe nur da Anwendung finden, wo das beleidigte Selbstgefühl und getäuschte Hoffnung zu bittern Urtheilen und gelegentlichen Übertreibungen verführten, nicht aber da, wo Übermuth, burschikose Roheit und gewaltiger Dünkel fast auf jeder Seite Äußerungen hervorbringen, denen selbst gegenseitige Consequenz abgeht und welche obenein in geschmackloseſter Form den Lesern hingeworfen werden. Es herrscht ein Geist in dem ganzen Buche, der um so mehr anwidert, als er auf misbrauchte Talente schließen läßt, und dem gebildeten Theil der Lesewelt, auf welchen der Verf. doch wol gerechnet hat, die vollständige Durchlesung verbieten wird. Verletzend ist die Possenreißerei, der fade Witz, der Schwall von Beiworten und Anspielungen fern von ihrem Platze, diese fruchtlosen Anstrengungen, genial sein zu wollen, und beleidigend sind die Urtheile über Dinge, weil bei ihrer Einkleidung alle Achtung gegen den Leser aus dem Auge gesetzt ist. Verzeihen wir dem getäuschten Soldaten seinen Widerwillen gegen Dom Pedro, so finden wir uns unangenehm berührt von der Entdeckung, daß die demselben gespendeten Ehrentitel: „Harlekin, Vogelscheuche", noch keineswegs die stärksten sind, abgesehen davon, daß wir die Inconsequenz nicht begreifen, welche an andern Orten diesen geschmäheten Kaiser wiederum lobend beurtheilt wegen kurz vorher getadelter Eigenschaften. Einige Beispiele genügen vielleicht, um eine Idee jener Schreibart zu geben.

Der Major Schäffer, der moderne Robinson, der das Blut seiner Landsleute verkaufte; S., der so viele unschuldige Schafe geschoren hat, um sich selbst einen warmen Pelz zu bereiten; S., der politische Don Quixote — der Renegat der Treue und des Glaubens — der endlich den Dom Pedro, seinen passenden Herrn, mit Haut und Haaren verkaufte; S., der gewissenlose Werber; S., der moderne Seelenverkäufer u. s. w. (Mit vielen Weglassungen Auszug von S. 6.)

Wohl zu bemerken ist es, daß S. dem Verf. nie Leid gethan, nie mit ihm in Berührung gestanden hat. In der neuen Welt

herrscht Stockkatholicismus mit der dreizipfligen Nachtmütze. In Portugal trägt die Madonna auf beiden Armen nur ein Kind, in Brasilien auf einem Arme Jesuitismus, Fetischismus und Cannibalismus (S. 29).

Das Land selbst wird im Allgemeinen glänzend genug beschrieben; als Beispiel von Consequenz und Gedanken folgt hier der Anfang eines Capitels:

Brasilien ist das Mutterland der Natur und der Märchenwelt, das Land der Phantasie, der Unvernunft, der Gesetzlosigkeit, der Speculation, das Land der Affen, Pfaffen, Ratten und Mulatten, der Kaiserstaat eines buntscheckigen Harlekins, der mit seinem Zauberstabe Gold in Papier, Brot in Stein, Menschen in Thiere umwandelt, und in dem alten mimischen Ballet, Jocko, der brasilianische Affe, seinen getreuen vierfüßigen Unterthanen den Rang abläuft. Papageno ist der brasilianische Schutzgeist, und immerfort klingt und gilt in Brasilien sein Lied: Ich bin der Vogelfänger, ja!

Unter Massen von ähnlichen Scurrilitäten, von Wust und selbst von unverdaueten Brocken aus den Schuljahren, die bunt durcheinander gemengt einen bessern Anstrich geben sollen, geht das wenige Gute und Brauchbare dieses Buches unter, das kaum in den höhern Ständen Leser finden wird, während ungeschminkte, ruhige und gesittete Darstellung des Erlebten allgemeine Theilnahme erhalten haben würde.

Mit Vergnügen wenden wir uns zu dem zweiten der oben genannten Werke. Des Verf. Name und persönliche Verhältnisse sind völlig unbekannt, die letztern aus dem Werke selbst nirgend zu errathen, indem sogar jede Bemerkung, welche zu ihrer Erkennung behülflich sein konnte, mit sichtbarer Vorsicht vermieden worden ist. Um so erfreulicher aber ist es, aus dem sich überall gleichbleibenden Charakter des Buches auf einen ernsten, mit gediegenen Lebenserfahrungen und reichen Kenntnissen versehenen Mann schließen zu können, der in der europäischen Vorschule das Alter erreicht hatte, welches allein den besonnenen Umblick erlaubt, ehe er Brasilien besuchte. Daß er ein Militair, und zwar ein altgedienter gewesen sei, ehe er, wie wir glauben müssen, in brasilische Dienste trat, daß seine Stellung keine niedrige gewesen, und daß er mit den Fremdenbataillonen, die nur ein Gemisch sehr verderbter und lasterhafter Menschen waren, eben nicht in enger Verbindung gestanden, läßt sich im Allgemeinen ahnen. Wie dem auch sei, so ist es eine angenehme Aufgabe, ein Buch anzuzeigen, welches allen Erwartungen entspricht, ohne auf seinem Titel durch

große Verheißungen zu locken. Der befolgte Ton ist derjenige der einfachen Erzählung eines Dritten und Unbetheiligten und mag ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden, selbst wenn die Begebenheiten auf einem sehr fremdartigen Theater spielen, wenn kluge Benutzung vorhandener Materialien jede Wiederholung überflüssig macht und eine allgemeine Einleitung den Leser auf den rechten Standpunkt stellt. Beides ist im vorliegenden Werke geschehen und die Aufgabe mit Glück gelöst worden, einem Krieg und dem politischen Zustand eines Volkes durch geschickte Schilderung ein Interesse zu verleihen, welches sie in ihren Einzelheiten in solchen Entfernungen eigentlich nicht zu erwecken geeignet sind. Das Buch beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über die frühere Geschichte von Buenos-Ayres, gibt dann ein übersichtliches Gemälde des Bodens und seiner Producte, der Natur und des Klimas und der Bewohner der streitigen Provinzen der Cisplatina, und wenn auch der Belesene grade nicht sehr viel Neues über dieses verhältnißmäßig zugängliche Land in jenem Abschnitte findet, so ergeben sich doch manche interessante Anschauungen aus den Eigenthümlichkeiten des Deutschen und manche dem Alten abgewonnene neue Seite in der klaren und ruhigen Beschreibung der Dinge, die wir zum großen Theil völlig verschieden durch Franzosen und Engländer empfingen. Vorzüglich gelungen ist die Entwickelung der höchst seltsamen Verhältnisse der Gesellschaft und ihrer allgemeinen Cultur, wie diese durch Untermischung mit mancherlei fremden Menschenstämmen in Brasilien und den Platastaaten bedingt werden (S. 80 fg.). Der philosophische Geist des Ganzen spricht aus der richtigen Würdigung sogenannter klimatischer Einflüsse auf den Volkscharakter und den Vergleichen. Folgender Überblick der brasilischen Bevölkerung ist gleich kurz und wahr:

Der Kreole des Südens ist in Wuchs, Größe und Haltung wenig von den Portugiesen verschieden; dasselbe dunkle Auge, schwarze Haar, die gelbliche Hautfarbe; doch hat das Klima die festeren europäischen Züge, wie auch bei den Spaniern des Plata, verwischt, wodurch sie auf der einen Seite ein gefälligeres, auf der andern aber ein ausdruckloseres Äußere erhalten. In der Provinz Rio negro, wo die Viehzucht, in der von San Catharina, wo die Schiffahrt, in der von San Paulo, wo Ackerbau und Viehzucht die Mehrzahl der Kreolen mitbeschäftigen, sind sie kräftig und gewandt, gute Reiter, Seeleute und Ackerbauer. Von hier nördlich zum Äquator, wo hauptsächlich die Anpflanzungen von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle den Haupterwerb ausmachen und sie die Bearbeitung derselben durch Sklaven verrichten lassen, verweichlichen sie bei dieser unthätigen Lebensweise nur noch mehr; ihr Wuchs verringert sich, die Olivenfarbe der Haut spielt in das Kupferbraune hinüber; die ganze Gestalt wird hager, in den ungesunden Gegenden von Ceara und am Marannon fast mumienartig, und der menschliche Adel des Gesichts verliert sich in dem Ausdrucke eines verkümmerten materiellen Daseins.

Den zweiten Abschnitt bildet die Geschichte vom Ende der spanischen und portugiesischen Colonialherrschaft bis zum Beginn des Krieges 1825. Nach einer Schilderung der Streitkräfte, welche von Seiten der Provinzen der Cisplatina und Buenos-Ayres den Portugiesen entgegenzustellen waren und ein höchst nationelles Wesen und Fechtart behaupteten, wird Artigas eingeführt. Er nimmt durch seine Entschlossenheit und das Abenteuerliche seiner Züge das Interesse so in Anspruch, daß man mit Bedauern ihn in den festumschließenden Mauern eines Klosters von Paraguay untergehen sieht, das ihm, dem Flüchtigen, durch Francia's Politik zum Wohnort angewiesen worden war. Eroberten auch die Portugiesen zuletzt die Banda oriental, die seit zwei Jahrhunderten Gegenstand ihrer Begierde gewesen war, so sollten sie doch nur kurze Zeit die Gebieter bleiben. Die noch nicht völlig erklärte Katastrophe des Abfalls Brasiliens vom Mutterlande erregte einen Aufstand in der Cisplatina, der, von Buenos-Ayres aus unterstützt, zu einem verhältnißmäßig blutigen Kriege führte,

der über eine Scholle Land entscheiden sollte, während noch Tausende von Quadratmeilen wüst und öde lagen — der, ohne den beabsichtigten Erfolg herbeizuführen, beide Parteien an den Rand des Abgrunds schleudern mußte, der als ein Act der fortschreitenden Revolution erscheint, weil er die schwache Ordnung auflöst, anstatt, zur Befestigung derselben beitragend, ein Fortschritt zur wahren Wohlfahrt der Völker zu werden.

Die Ereignisse des Krieges (S. 161 fg.) führten, wie bekannt, nicht nur die Freiwerdung der Cisplatina und also die Bildung eines neuen jener Freistaaten Südamerikas herbei, die mit der Schnelligkeit der Pilzvegetation sich erheben und in vielen Fällen die kurze Existenz jener Gewächse theilen, sondern sie waren auch die mächtigsten Ursachen von Dom Pedro's Sturz. Mit Umsicht und bedeutender Vertrautheit mit den brasilischen Verhältnissen entwickelt der Verf. vor unsern Augen das Gewebe der Parteiränke im neuen Kaiserthum, schildert das Heer im Style eines kriegsgewohnten Europäers, legt die Aussichten auf Erfolg, mit dem sich beide Seiten schmeicheln durften, dar und führt uns dann — stets selbst im Hintergrunde bleibend — auf den Kriegsschauplatz. Ihm dort durch alle Verwickelungen der unheilvollen Expeditionen zu folgen, zu sehen, wie bald durch Ungeschicklichkeit, bald durch Verrätherei, bald durch Feigheit Siege verloren gingen oder doch unbenutzt blieben, wie Alles sich der allgemeinen Auflösung immer unaufhaltsamer näherte, wie gradweise das Schicksal des spanischen Amerika auch über Brasilien sich verbreitete, muß das Geschäft des Lesers sein, dem wir hier nicht vorgreifen wollen. Wir vermögen nur hinzuzusetzen, daß eine Lücke von größter Wichtigkeit glücklich gefüllt und daß den folgenden Generationen unendlich weniger — wol oft fruchtlose — Arbeit gelassen worden wäre, hätten sich seit 1810 in andern Theilen von Südamerika viele solcher „Augenzeugen" befunden. 67.

Wanderungen eines sächsischen Edelmannes zur Entdeckung der wahren Religion. Ein Seitenstück zu den „Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion, von Thomas Moore". In Gemeinschaft mit einem Freunde herausgegeben von G. F. H. Rheinwald. Erster Theil. Berlin, Herbig. 1835. Gr. 8. Preis beider Theile 2 Thlr. 4 Gr.

Das zerrissene öffentliche kirchliche Leben Deutschlands stellt sich vorzüglich von einer doppelten Seite der Beobachtung dar.

Einmal ermüdet es sich in endlosen Kämpfen, die nur zu sprechende Symptome eines aufs Höchste gereizten Fieberzustandes sind, im Schooße der einzelnen Confessionen selbst; und sodann spaltet es sich in die langen Schlachtlinien, welche Katholiken und Protestanten gegeneinander aufstellen und die nun schon seit mehren Decennien, wie sie auch mitunter gelichtet wurden, aus immer neuen Kämpfern sich herstellen, wol kaum aber jemals erbitterter einander anstielen, als es gegenwärtig der Fall ist. Und es ist wol richtig, wollen wir irgend eine einigermaßen genaue Werthschätzung des religiösen Gehaltes unseres Volkes anstellen, so müssen wir unsere Wage an eben diese Kämpfe anlegen und wie Zeus in der Schlacht der Griechen und Troer die Gewichte der Streitenden prüfen, weil wirklich das außerhalb dieser Kämpfe befindliche Glaubensleben so ganz unbedeutend geworden ist, daß es kaum ein Moment in der Wagschale ausmacht. Die Kirche ist, wie leider! so viele andere Lebenstendenzen in unsern Tagen, mehr als jemals gegenwärtig eine streitende, und es gewinnt ebendeshalb dieses zur Zeit überwiegend gewordene Streiten eine welthistorische Bedeutung, die den unbefangenen Beobachter unmöglich gleichgültig lassen kann. Mag es nun zugleich nicht verkannt werden, daß ein solches Agonisiren Ausdruck schwerer Krankheit und tiefgedrungener Störung der ursprünglichsten Lebensfunctionen ist, so wissen wir ja, daß Homöopathen an künstlich hervorgebrachten Krankheitszuständen wie Allopathen an den Naturpräparaten ihrer Fieberkranken die schönsten Beobachtungen über das Leben und seine Pathologie zu machen wissen, und darum hoffen wir wol auch nicht zu Kühnes, wenn wir glauben, daß ein guter Kritiker und Recensent an dem abnormen und aufgelösten Zustande des kirchlichen Lebens die ursprüngliche, normale Beschaffenheit desselben, an den Sünden und Fehlgriffen seiner Leiter und Führer Das, was eigentlich geschehen sollte, zugleich mit der rechten Art und Weise, in der es zu thun ist, am besten werde nachweisen können. Sei es uns darum verstattet, heute unsere lieben Leser auf ein Schlachtfeld zu führen und, da, wie gesagt, der Kampf, den wir im Auge haben, aus zwei ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, auch die Betrachtung des einen von beiden schon hinlänglichen Stoff darbietet, so wollen wir uns begnügen, aus der Vogelperspective nur die eine Hälfte des großen Kampfplatzes zu überschauen. Die Richtung, die wir zu nehmen haben, wird durch die Schrift bestimmt, die wir in der Überschrift angegeben haben und die uns auf Seiten des protestantischen Streitheeres recht in die volle Mitte des entzündeten Kampfes zwischen Katholiken und Protestanten einführt. Wir müssen gleich im Voraus bemerken, daß die Äußerung des Herausgebers S. VII der Vorrede: „Im Hinblicke auf die unerfreuliche Art, wie der Streit von Katholiken unserer Tage erneuert und geführt ward, wollten wir zu zeigen suchen, in welcher Weise etwa ein solcher Kampf von evangelischer Seite zu bestehen sei" u. s. w., mit dem Anführen auf der folgenden Seite von dem Wunsche, „die Leidenschaften zu besänftigen, die Streitenden zu versöhnen", uns, nachdem wir das interessante Buch durchgelesen hatten, an die wunderliche Gewohnheit des Gewissens, Das, was es grade verdecken möchte, recht erkennbar zur Schau zu stellen, erinnert habe, wie wir denn schon hier versichern können, daß der oder die Verfasser der vorliegenden Reise recht wacker zu kämpfen und auch in den gehörigen Grad der Kampfesleidenschaftlichkeit sich zu versetzen wissen.

Seitdem auf protestantischer Seite allmälig die Sansculottenheere der Rationalisten theils in der Glut des Kampfes aufgerieben worden sind, theils die Gestalt einer mehr geregelten Truppe angenommen haben, zugleich aber auch der Kern des Heeres von jener Garde gebildet wird, die nicht mit Unrecht als die Stütze eines dem Katholicismus zwar entgegengesetzten, im Wesen aber mit ihm identischen Absolutismus anzusehen ist, seitdem hat die Kampfesweise für den katholisch-protestantischen Krieg unserer Tage sich allerdings verändert; und wenn die Coalition im katholischen Deutschland sich unverkennbar mehr und mehr consolidirt, auch energischer und ungescheuter als jemals auftritt, so findet das entgegengesetzte Heer in seiner vermehrten innern Concentrirung, in dem echtmilitairischen Esprit de Corps, durch welchen seine Glieder mit einer bewundernswürdigen Zähigkeit zusammengehalten werden, sowie in der höhern Intelligenz und größern geistigen Beweglichkeit, die unbestritten dermalen auf Seiten der protestantischen Ligue ist, eine Ausstattung, die ihm zur Zeit ohne Widerrede noch das Übergewicht zuwendet. Wie lange es so bleiben werde? das wollen wir nicht versuchen auf dem Wege der Vermuthung zu enträthseln. Die Geschichte gibt mancherlei Analogien an die Hand, und wenigstens erfodert es die Klugheit überall, wo die Heere im Felde stehen, die Wacht nicht zu verabsäumen und auf alle mögliche Wechselfälle sich gefaßt zu halten. Unsere Verfasser — wir bemerken hier ein für allemal, daß nach dem Titel und einer Stelle der Vorrede die vorliegende Reisebeschreibung das gemeinschaftliche Werk des Herausgebers und eines Freundes sein soll, daß wir aber in der ganzen Schrift nirgend zu einer bestimmten Vermuthung, wie viel davon dem Einen oder dem Andern in Rechnung zu schreiben sein möchte, Veranlassung gefunden haben — unsere Verfasser gehören augenscheinlich zu den vorhin von uns gedachten Kerntruppen und wir mögen insofern uns gewiß nicht täuschen, wenn wir von ihnen im Voraus uns manche schöne Probe echt protestantischer Taktik und Tapferkeit versprechen.

Die nächste Veranlassung zu diesem Feldzug gegen den Katholicismus versichert der Herausgeber durch Thomas Moore's „Travels of an Irish gentleman, in search of a religion" erhalten zu haben. Die frivole, dem Romanismus, dessen Schild sie vorhält, und dem Christenthum überhaupt in gleicher Weise präjudicirliche Schrift hat der vorliegenden zunächst die Form bestimmt, und statt eines irländischen sehen wir hier einen sächsischen jungen Edelmann, aus der Sphäre, die von dem hohen Adel ebenso fern absteht, wie von dem Nichtadel überhaupt, aus einer jener im Ganzen dermalen sehr seltenen Familien, die Einfachheit der Sitte und des Lebens wie alte echtprotestantische Gottesfurcht sich bewahrt haben, mit einer guten Dosis Leichtsinn und Flüchtigkeit im Herzen, aus dem älterlichen Hause ausfliegen, nicht um die wahre Religion zu suchen, wol aber sie auf ähnliche Weise zu finden, wie Saul, der Sohn Kis, die Krone in Israel fand. Die erste Hälfte der Reise, an deren Schluß man jedoch schon so ziemlich gewiß abnehmen kann, was gefunden werden wird, liegt in dem ersten Theile vor uns. Die zweite Hälfte steht, soviel wir wissen, noch zu erwarten, wiewol der Preis für beide Theile bereits bekanntgemacht ist.

Wer nun die allerdings von Tag zu Tag greller und unwürdiger auftretende Polemik der katholischen Theologen, wie sie im „Kirchenfreund", in der „Katholischen Kirchenzeitung", im „Katholiken", in der Zeitschrift „Sion", in den Pfanz'schen „Herzensergießungen" u. s. w., sowol negativ in der gemeinsten Verunglimpfung des Protestantismus, als positiv in den unverschämtesten Lobpreisungen und Empfehlungen der längst im Mittel der bessern Katholiken gerichteten idololatrischen Institute, der Heiligenverehrung, der marianischen Abgötterei, des Reliquiendienstes ꝛc. geübt wird, einigermaßen kennt; wer die bedenklichen Wolken nicht unbeachtet läßt, die mit der Rückkehr der Klöster und jener ihre alte Weissagung vom wiederjungwerdenden Adler bewahrheitenden Mönche am südlichen Himmel des Vaterlandes aufsteigen und das wirklich siegestrunkene Jubelgekrächz vernimmt, das die katholische Geistlichkeit erhebt und das zu unnatürlich ist, als daß man ihm nicht eine schlimme Vorbedeutung zutrauen sollte: der begreift sehr bald, daß eine sichere polemische Taktik gegen solche Gegner in diesem Augenblicke nicht darauf sich einlassen dürfe, durch einen strengwissenschaftlichen Angriff den Feind aus dem Felde zu schlagen; denn auf einen solchen Schlachtplan ist er eben jetzt durch alle Demonstrationen, die angewendet werden mögen, doch nicht zu manoeuvriren. Das sicherste, von dem gegenwärtigen Stand-

punkt gebotene Verfahren bleibt der sogenannte kleine Krieg oder vielmehr ein rasches Eindringen in das feindliche Land selbst, um da zunächst die eignen Kriegsmittel des Feindes gegen diesen selbst zu gebrauchen; bleibt der immer wiederholte Versuch, die theils früher schon, theils erst in der neuesten Zeit flüchtig aufgeworfenen Außenwerke des Feindes zu zerstören, um ihn so in seiner nicht zu bedeckenden Blöße mit desto sichrerm Erfolg angreifen zu können. Wir aber dürfen versichern, daß die beiden wackern Kämpfer, deren Kriegsgeschichte uns jetzt beschäftigt, eben diese Taktik nicht nur in einem sichern Gefühl gewählt, sondern auch mit vorzüglichem Geschick und männlicher Ausdauer in Anwendung gebracht haben. Sie wissen in einer sichern Folge zuerst die niedrige Proselytenmacherei der Mönche zu entlarven, dann die gemeine Schablichkeit der Kirchenlehre in recht schlagender Weise zu charakterisiren, hierauf im scharfen Contrast gegen den gesunden natürlichen Verstand die Unverständigkeit derselben zur vollsten Evidenz zu bringen, noch weiter die faulen Flecke der Intoleranz, der Inquisition u. s. w. recht offen darzulegen und daneben zugleich auf dem so gereinigten Boden die stillen, ansprechenden Heiligthümer der protestantischen Glaubensinnigkeit und Lebensreinheit, mit all den freundlichen Zugaben patriarchalischer Häuslichkeit und Genügsamkeit, in der so klaren und verständigen als innigen und gemüthlichen Weihe des Lebens, die in dem Umgang mit dem Vater im Sohne durch das Medium des Gebets und eines einfach ernsten Cultus vermittelt wird, aufzurichten, daß wir wirklich ihren Holmgang durch das südliche Deutschland und die Schweiz, bis wohin die Kampfgeschichte des ersten Theils uns führt, einen durchgängig siegreichen nennen müssen, dessen Früchte die Zeit gewiß in reichem Maße offenbaren wird, und in der That auf ihren fortgesetzten Zug in das Herz des Katholicismus, nach Italien, den uns der zweite Theil berichten wird, in hohem Grade gespannt sind.

Wir geben, um unsere Ansicht einigermaßen zu objectiviren, noch schließlich einige Züge aus der Reise des sächsischen Edelmanns selbst, ohne damit auf eine vollständige Skelettirung des Buchs, von dem wir wünschen, daß es recht Vielen aus eigner Anschauung bekannt werden möge, Ansprüche zu machen. Der junge unerfahrene, wie gesagt, ziemlich leichtgeherzte Junker vergißt schon in München unter jungen katholischen Wüstlingen die frommen Ermahnungen, mit welchen ihn Vater und Mutter auf seine Reise entlassen hatten, und vollends in Wien angekommen, lernt er sehr bald die laxen Grundsätze kennen und sich aneignen, mit welchen die katholische Jugend unter der Ägide der mildvergebenden Mutter Kirche sich allen Ausschweifungen preiszugeben weiß. Krank geworden, kommt er dazu in ein Hospital der Redemptoristen oder Liguorianer (Jesuiten), und von dem Augenblick an ist sein Übertritt zum Katholicismus entschieden. Stufenweise schreitet er fort auf dem betretenen Wege, wird Redemptorist und bestimmt sich zum Missionar, mit der größten Strenge allen Bußübungen sich unterwerfend. Er wird in das Jesuitenkloster zu Bischberg bei Strasburg gesendet, um da seine Studien und Vorbereitungen auf den Missionsberuf zu vollenden, und lebt da, eine Zeitlang in dem Geruch vorzüglicher Glaubensfestigkeit stehend, bis die Rückkehr eines ebenfalls übergetretenen, allein auf einer Reise in Klosterangelegenheiten wieder schwankend gewordenen Landsmannes, von dessen eingeleiteter Abtrünnigkeit man im Kloster die genaueste Nachricht hat und den unser Edelmann zu neuer Glaubensfestigkeit bekehren will, ihm den Funken des Zweifels ins Herz wirft, der bald zur verzehrenden Flamme werden soll. Schon die Episode, in welcher des ebengedachten Klosterbruders X. Fata und Erfahrungen unter Protestanten und Katholiken am Rhein erzählt werden, enthält einen recht interessanten Streifzug, in welchem die protestantische Ehrlichkeit über die Heimlichthuerei und Unredlichkeit der Katholiken, die geistige Innigkeit auf jener Seite über die grobmaterielle Ansicht vom Priesterthum, Bibel, Tradition, Meßopfer, Fürbitte der Heiligen, Ohrenbeichte, Primat des Petrus, Fegfeuer ꝛc. auf dieser einen nicht unwichtigen Sieg davonträgt (S. 24—47). Indeß wird von nun an der Kampf immer ernsthafter und umfassender engagirt. Der zukünftige Missionar ist schon sich ganz fremd im unheimlichen Kloster geworden und ergreift mit Begierde eine Sendung nach Wien, um ins Freie zu kommen. Auf dem Wege kommt er ins Badensche, zunächst zu einem gastlichen protestantischen Landmanne, dem es nicht an der neuesten evangelischen Salbung fehlt, und durch diesen zur Bekanntschaft mit Henhöfer, der Geschichte des mühlhausener Abfalls, dem edeln Freiherrn von Gemmingen, und zugleich mit den „schlagenden und treffenden Liebesbeweisen der Katholiken gegen die Abtrünnigen", womit jedenfalls ein sehr glänzender Vortheil über den Feind gewonnen ist (S. 48—78). Sofort wird nun der Kampf in das Östreichsche verlegt, wo die Evangelisirung von Gallneukirchen die Gelegenheit zu einem nicht unbedeutenden Gefechte darbietet. Mit der Entdeckung eines untergeschobenen Briefs, den vergeblichen Versuchen des Fürsten Hohenlohe und einigen umsonst verschossenen Brandraketen, die Ausscheidenden zurückhalten zu wollen, gehen für die Katholischen schon wichtige Vortheile verloren. Allein weit entscheidender wird der Kampf und zugleich der Sieg für das protestantische Heer, als die katholischen Pfarrer bei ihren sechswöchentlichen Prüfungen der zu Entlassenden Niederlage auf Niederlage erleiden und zuletzt die herbeigerufenen Hülfstruppen der wiener Redemptoristen einen schimpflichen Rückzug antreten müssen (S. 78—128). Der Aufenthalt unseres Reisenden in Wien ist nur von kurzer Dauer und er eilt mit schnellen Schritten dahin zurückzukehren, wo ihm, wie er nun so ziemlich entschieden ist, die Quelle des Lebens reiner und ungetrübter fließt. Schon auf der Reise von Nürnberg nach Schwaben beginnt der neue Feldzug gegen das feindliche Heer, das diesmal sogar in Lamennais eine Verstärkung erhalten hat. In einem protestantischen Pfarrhause kämpft ferner eines Theils die protestantische Klarheit und Einfachheit mit den schönen Früchten, die sie trägt, unter glücklichem Erfolg, andern Theils treten die gelehrten Zeugen der ersten christlichen Jahrhunderte für Bibelverbreitung und Bibellesen, des Sieges im Voraus gewiß, in die Reihen der Kämpfenden und ihr Sieg wird durch den Märtyrertod des spanischen Pfarrers Solano im J. 1805 im Kampfe für die Bibel vollendet (S. 128—154). Von nun an ist der Kriegsschauplatz nach der Schweiz verlegt und als Mittelpunkt desselben gilt forthin Bern. Es werden zunächst die Jesuiten angegriffen und ihre Niederlage kann nach einem sehr anhaltenden Kampfe gar nicht bezweifelt werden. Jetzt folgt nun Treffen auf Treffen und der Feind wird siegreich aus allen Positionen geworfen. Voran wehen Trophäen des Evangeliums (S. 185) in Bekehrungen von Heiden, Juden und Katholiken in einer Art, die sie allein dieses Namens werth machen; der Hauptkampf aber entzündet sich über die Verfolgungen, die die römische Kirche verhängt hat; über die Inquisition, welcher Schritt vor Schritt gefolgt und die zugleich mit glühenden Kugeln aus den Zeugnissen der Schrift und der ältesten Kirchenväter über Toleranz beschossen wird; über die evangelischen Märtyrer vor und nach Luther, unter welchen Huß und Hieronymus von Prag, Heinrich Voes, Johann Esch, Adolf von Clarenbach, Peter Flysteden u. s. w. die Entscheidung vorzüglich für das protestantische Heer bestimmen; und dem mühsam aber unbezweifelt behaupteten Siege wird durch eine glänzende Rechtfertigung der Reformatoren gegen ihre Verunglimpfung von Seiten der Katholiken die Krone aufgesetzt. Hiermit endigt die Geschichte des Kampfes diesseits der Alpen, und erst im zweiten Theile haben wir die Fortsetzung desselben im ultramontanischen Gebiete zu erwarten. 97.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 301. —— 27. October 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Vierter und letzter Artikel.*)

64. Der Mann des Ruhms, oder: Dreißig Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde in fünf Abtheilungen, mit dazu gehörendem Vorspiel. Nach dem Französischen des Alexander Dumas zeitgemäß für die deutsche Bühne eingerichtet von Georg Nicolaus Bärmann. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir vermögen nicht auszudrücken, welche widrige Empfindung uns die Durchlesung dieses Stücks gegeben hat. Wenn die Welt ein Puppenspiel und Napoleon der Hanswurst darin wäre, so hätte der Verf. seine Personen nicht anders sprechen lassen können, als hier geschieht. Es ist die allerunglücklichste Idee, die es gibt, ein Lebensdrama Napoleon's aus seinen eignen Worten zusammensetzen zu wollen, wie hier Zweck war. Diese Äußerungen, welche zerstreut und in weiter Entfernung voneinander, schon genug des Komödienhaften, Übertriebenen und Widersinnigen an sich tragen, dergestalt einander zu nähern und in Verbindung zu bringen, daß ein Dialog daraus wird, ist wirklich das Nec plus ultra der Geschmacklosigkeit und französischer Hypokrisie. Der Eindruck davon im Deutschen ist in der That von kolossaler Widerwärtigkeit, denn der deutsche Verstand entdeckt in dem Ganzen wirklich kaum ein vernünftiges Wort. Hr. Bärmann nennt diese Verdeutschung überdies nun eine „zeitgemäße". Wenn je etwas zeitungemäß war, so ist sie es. Wir sind in unserer Zeit zum Ernst über Napoleon — zu religiösem Ernst in seiner Beurtheilung gelangt, und dies Stück macht ihn lächerlicher, als es die Fanfaronaden Rinaldo Rinaldini's oder ähnlicher schätzbarer Romanhelden sind. Mit einem Wort, das Lächerliche ist das Element dieses „großen historischen Dramas" des Hrn. Dr. Bärmann. Oder kann man etwa seinen Ernst behaupten, wenn Napoleon in Moskau die Weltkarte entzweireißt und damit die Erde frei macht, und an der Beresina 500 Mann befehligt, die 30,000 Tschitschakow's aufzuhalten? Wir lasen jüngst die Proceßacten eines Landsmannes von dem Mann des Ruhms, die uns eine ähnliche Lachlust bereiteten — es muß wol im Blute dieses Volkes stecken — und die Kernworte Papst Pius VII. in der bekannten Unterredung zu Fontainebleau, die Worte: „Comediante — Tragediante" tönten uns in den Ohren.

65. Karl X. Im Jahre 1832 in Schottland. Eine dramatische Scene von Arthur Lutze. Anhang Gedichte. Neustadt-Eberswalde. (Berlin, Mittler.) 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Die Sentimentalität dieser dramatischen Skizze, sonst ein gefährliches Gift, wirkt diesmal wie ein Gegengift auf den Helleborus des vorhergehenden Schauspiels. Es verhält sich zu jenem wie Lamartine zu Dumas. Sein Ziel ist die Verherrlichung des Königthums und der Volkstreue. Im Karl X. von Frankreich stellt der Verf. den letzten (?) Sprößling der Stuarts dar, bringt ihn in eine Hütte, die der Prätendent bewohnt hat, und läßt ihn hier einen sterbenden Stuart-Anhänger und die Tochter seines eignen Bruders — doch wol Ludwig XVIII. — wiederfinden. Die ganze Idee erscheint im Zwangskleide; aber der Vers ist gut, die Entwickelung geht rasch von statten und das Ganze verfehlt die beabsichtigte Wirkung nicht. Unter den angehängten Gedichten, welche Phantasie verkünden, ist ein Räthsellied (S. 56) so keck, und höchst bedeutungsreich, daß wir es selbst zu lösen gewünscht hätten.

66. Zeit und Stände. Historische Skizze in drei Abtheilungen, frei nach Scribe's und Rougemont's „Avant, Pendant et Après" von H. Marr. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 15 Gr.

Das Original ist bekannt und in unsern Übersichten besprochen; die Bearbeitung ist etwas über mittelmäßig, ohne darum gut zu sein.

67. Tankred und Clorinde. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen. Von August Milo. Schwedt. (Berlin, Öhmigke.) 1836. Gr. 8. 6 Gr.

An diesem Stück ist schon soviel verlorene Mühe zu bedauern, daß wir die Masse derselben nicht noch durch eine genaue Analyse und specielle Kritik vermehren wollen. Aus dem „Befreiten Jerusalem" und aus einigen Operntexten — und zu solchen eignet sich der Gegenstand ganz besonders — ist der Inhalt, die Fabel des Stücks, zur Genüge bekannt. Erscheinen nun die Motive hier auch in etwas erhöht und veredelt, so dünkt uns doch, daß die Tragödie es mit einer ernstlichern, und namentlich mit einer weniger lieblichen Leidenschaft zu thun habe, als das romantische Epos sie verbraucht. Was hier vor allen Dingen mangelt, ist: Austiefung der Charaktere und sprechende Individualitäten. Trotz des rhetorischen Kraftaufwandes fehlt es an Zeichnung, an Persönlichkeit, an compacter und besonderer Gestalt. Clorinde bleibt immer die Clorinde Tasso's, d. h. eine schöne Idee, mit erborgtem Leibe, durchsichtig, körperlos, unerfaßbar. Und ebenso Tankred, der noch obenein ein wenig wortselig und mundheldenmüthig erscheint. Den Gang der Fabel nimmt der Verf. — dem schon Besseres gelang — ganz aus Tasso, und vergißt natürlich auch Erminia nicht, Sophronia und Olind, sodaß uns stellenweise zu Sinne ist, als läsen wir das „Befreite Jerusalem" in einer französischen Übersetzung, die bekanntlich das Durcheinandermengen nicht scheut.

Auf diesem Wege ist kein Ruhm zu erwerben, wenn man auch noch mehr rednerischen Schmuck verbraucht, als der Verf. thut, und noch bessere Verse macht, als ihm gelingen. Nicht schöne Bilder, nicht wohlstylisirte Erzählung, auch Lieder, Chöre und Gesänge nicht, wol aber Idee, Bedeutung und Charakter soll uns die Tragödie bieten. Diesen gehen wir nach, diese fesseln uns, diese führen die Tragödie zu ihrem natürlichen Ziel: Läuterung der Leidenschaft durch Weisheit!

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 86—89, 180—183, 338—341 d. Bl. D. Red.

68. Taschenbuch dramatisirter Sprüchwörter für das Jahr 1836. Zum Gebrauch für gesellige Kreise. Von Pulvermacher. Zweiter Jahrgang. Mit 6 illuminirten Kupfern. Breslau, Friedländer. 1836. 16. 16 Gr.

Wir haben des ersten Jahrgangs dieser Sammlung lobend gedacht und können dies Lob auch auf den zweiten Cyklus dieser gefälligen Dichtungen ausdehnen, vorausgesetzt, daß der Verf. nicht zu viel von uns verlangt. Unter den sechs hier gebotenen Sprüchwörtern geben wir dem ersten: „Viele Köche verderben den Brei", wegen seiner guten Charakterskizzen (Lieutenant v. Wind und Referendarius Roth), und dem vierten: „Der Schein trügt", wegen seiner glücklichen Erfindung den Vorzug. Sprache und Vers sind gleichmäßig bei allen sechsen zu loben und werden je länger desto besser. Bei aller Formung übt die Übung ihr Recht. Die colorirten Bildchen sind nicht schlechter als in dem bekannten Kotzebue-Almanach, und so scheint sich diese Jahresgabe allmälig kr Publicum und ihren Platz zu sichern, den wir ihr gern gönnen.

69. Don Juan von Östreich, oder: Der Beruf. Historisches Gemälde in fünf Acten, nach dem Französischen des Casimir Delavigne von Georg Nicolaus Bärmann. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Von allen Arbeiten Delavigne's nimmt die vorliegende die meisten deutschen Elemente in sich auf, und die vormalige, mit der sogenannten classischen Tragödie nahe verwandte Stylart des Dichters löst sich hier fast ganz in Victor Hugo einerseits und Schiller'sche Nachahmung andererseits auf. Wir möchten nicht behaupten, daß dies ein Fortschritt sei; es ist ein Seitenpas, der wenig in Delavigne's Natur begründet ist, von welcher die „Messéniennes" gewiß ein treuerer Ausdruck waren als dies Schauspiel. So schwer wird es selbst starken Köpfen, wie Delavigne sicher ist, sich dem Geist, dem Geschmack ihrer Zeit zu entziehen, oder sich auch nur ein ganzes Leben hindurch glücklich dagegen zu vertheidigen! In den „Don Juan" ist viel vom „Hernani" übergegangen, und sein Widerpart Philipp II. ist fast ganz eine Copie Karl V., nur etwas jesuitischer. Die Anlage ist jedoch tief und dichterisch. Die beiden Hauptcharaktere, die feindlichen Halbbrüder, sind scharf, tüchtig und mit Wärme aufgefaßt, es regt sich etwas von Genius in ihrer Zeichnung. Don Juan, wie er, durch Erziehung seinem Lebensberuf entfremdet, durch glückliches Naturell in denselben zurückgerufen wird, ist ein treffliches Portrait. Fast jede Scene hat ihre Bedeutung, ihr besonderes Gewicht; es fehlt nicht an Bewegung, an guterfundener Handlung, an ausgetiefter Charakteristik, wie in Quejada, dem Erzieher Don Juan's; ja selbst, was eine wahre Seltenheit in einer französischen Tragödie ist, an einem Anlauf zu tüchtigem und echtem Humor. Mehr dürfen wir von einer Übersetzung an diesem Ort nicht sagen, so sehr das Stück auch zu kritischer Analyse auffodert. Die Diction des Übersetzers ist im Geiste des Dramas und daher zu loben.

70. Neuestes komisches Theater von Louis Angely. Erster Band. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wohnt dem nun verstorbenen Verf., der zuerst das französische Vaudeville auf der deutschen Bühne einheimisch zu machen wußte, auch nicht viel mehr als ein gutes Arrangirtalent und ein hausbackener Localwitz bei, so sind doch auch dies Gaben, die wir an rechter Stelle und zu ihrer Zeit uns gefallen lassen dürfen; ja mehr, es sind Gaben, ohne welche der ganze Kreis der Aufgaben für das Lustspiel sich nicht erfüllen läßt. Es wäre auch ganz vergebliche Mühe, hier auszuführen, was wir bei Angely etwa noch vermissen, denn in der Kunst gilt jede Leistung nach Dem, was sie gelten will, und des Verf. komische Gemälde haben keine andere Absicht, als welche Caricaturen überhaupt haben: sie sind Gemälde zum Lachen. Von diesem Urtheilspunkte her sind die sechs hier gebotenen Stücke ohne Weiteres anzuerkennen. Das komische Gemälde in fünf Rahmen: „Wohnungen zu vermiethen", ist eine wirksame berliner Posse, gut arrangirt, nicht zu kurz, nicht zu lang für den Spaß. „Die Schwestern", in einem Act, hat etwas mehr vom Lustspiel an sich, mit einer großen Neigung jedoch, immer wieder in die Posse, des Verf. eigentliches Element, überzuschlagen. Nichts Anderes läßt sich von der „Königin des Festes", dramatisirte Anekdote in einem Act, und dem Lustspiel: „Jugend muß austoben" sagen; sie sind, ohne Anspruch auf Charakteristik und Beobachtung, gute Gemälde von Localsitten. Die Burleske: „Prinz Tu-ta-tu", bringt uns durch chinesische Albernheit zum Lachen, und der „Thurm von Notredame" dramatisirt einen Zug aus dem Leben Karl VII. von Frankreich auf eine Art, die uns bedauern läßt, daß die Zeit des jovialen Königthums vorüber ist, das sich wie ein wohlthuender Deus ex machina in das bürgerliche Leben mischte. Zugleich zeigt sich, daß dem lachlustigen Angely der sentimentale Ton gar nicht übel steht, und daß er, wenn er gewollt hätte, auch wol larmoyante Komödien hätte schreiben können.

71. Das Mädchen von der Spree, oder: Das Duell im Dachstübchen. Lustspiel in zwei Acten. Nebst einer Sammlung von Gedichten. Leipzig, Reimann. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Die Gedichte gehen uns hier nichts an. Sie gehen überhaupt keinem Menschen etwas an, als etwa Denen, deren Gedanken hier verbreitet und verarbeitet wiedererscheinen. Mit dem Lustspiel aber gibt sich der Verf. eine unnöthige Mühe. Für die Magerkeit und die Trivialität des Sujets hätte die allergewöhnlichste Prosa vollkommen ausgereicht, und der mestrische Sattel hätte dem lahmen und engbrüstigen Hippogryphen erspart werden können. Das Stück ist ohne alle Bedeutung und nur mit Unrecht eine Neuigkeit zu nennen. Solche Stücke zeigen, wie hoch das gesunde Element poetischer Albernheit anzuschlagen sei, und wie selten dies im Ganzen genommen angetroffen wird.

72. Shakspeare's dramatische Werke. Erstes bis drittes Bändchen. Erstes Bändchen enthält König Lear, zweites: Der Sturm, drittes: Timon von Athen. Leipzig, G. Wigand. 1836. 32. 12 Gr.

Die Unerschöpflichkeit des Dichters und die unerschöpfliche Liebe der Deutschen für ihn verkündet sich in immer neuen Bearbeitungen Shakspeare's, die in Deutschland stets ihren fast unerklärlichen Platz finden. Nach so vielen vorzüglichen, guten und mittelmäßigen Übersetzungen des britischen Tragöden, nach Eschenburg, Schlegel, Benda, Voß, Kaufmann u. s. w. folgt nun noch diese kleinste aller Ausgaben in Sedez und bittet um ein Räumchen. Sie verdient ihn; denn sie ist gut. „König Lear" von Leopold Petz eröffnet die Reihe mit lobwürdiger Strenge. Die Übersetzung ist gehalten, treu, ernst, geschickt. Im zweiten Bändchen bringt Th. Mügge den „Sturm". Wir erwarten etwas Vorzügliches, und wir finden es. Dem Vers nur wäre etwas mehr Geschmeidigkeit zu wünschen. „Timon von Athen" ist von E. Ortlepp nicht minder löblich übertragen. Dies wunderbare Stück hat auf uns in dieser Übersetzung einen guten Eindruck gemacht; man sieht daraus, daß die Kunst der Übertragung — eine Kunst, die als solche der Deutsche allein versteht — unter uns wirklich ihren Triumph feiert. Über die andern Übersetzer erklärt der Herausgeber sich nicht. Während wir sie erwarten, können wir die bisjetzt erschienenen Leistungen mit vollem Rechte empfehlen.

73. Prometheus. Tragödie vom Verfasser des Abälard. Osnabrück, Rackhorst. 1836. 12. 4 Gr.

Ein Gedicht von großer Anlage und voll kolossaler Bilder, aber verunziert durch Stellen von tiefsinkendem Ton. Der Prometheus ist Napoleon, der Geier das Schicksal, der Fels Helena. Es ist keine Tragödie, sondern ein Gespräch zwischen dem Gefesselten, dem Fatum, das sich seine Mutter nennt, und einem Chor von Wassergeistern. Das Gedicht erweckt zum Nachdenken, ohne zu befriedigen. Doch schon die Anregung ist verdienstlich. Etwas Dunkles und vielleicht vom Dichter

Bekanntmachung über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste.

Vom 9. Januar 1907.

(RGBl. S. 7.)

Auf Grund des § 60 Abs. 2 des Gesetzes, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie, vom 9. Januar 1907 (Reichsgesetzbl. S. 7) wird bestimmt:

§ 1. Die Anmeldung der Urheberschaft an einem Werke der bildenden Künste (§ 60 Abs. 1 des Gesetzes) ist bei dem Amtsgerichte, in dessen Bezirke der Urheber seinen Wohnsitz hat, zu Protokoll des Gerichtsschreibers zu erklären.

Hat der Urheber im Inlande keinen Wohnsitz, so ist die Anmeldung bei dem Amtsgerichte zu erklären, in dessen Bezirke sich das Werk befindet.

§ 2. Die Anmeldung soll enthalten:

1. Name und Wohnort des Urhebers;
2. eine Beschreibung des Werkes, die es von anderen Werken unterscheidet;
3. die Erklärung, daß der Urheber sich das Recht vorbehalte, das Werk zu vervielfältigen.

§ 3. Der Gerichtsschreiber hat die Anmeldung in ein Verzeichnis einzutragen und dem Urheber eine Bescheinigung darüber zu erteilen.

§ 4. Die Gebühr für die Anmeldung beträgt 1 Mark.

§ 5. Diese Bekanntmachung tritt mit dem Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie, vom 9. Januar 1907 (Reichsgesetzbl. S. 7) in Kraft.

Bekanntmachung über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste.

Vom 9. Januar 1907.

(RGBl. S. 7.)

Auf Grund des § 60 Abs. 2 des Gesetzes, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie, vom 9. Januar 1907 (Reichsgesetzbl. S. 7) wird bestimmt:

§ 1. Die Anmeldung der Urheberschaft an einem Werke der bildenden Künste (§ 60 Abs. 1 des Gesetzes) ist bei dem Amtsgerichte, in dessen Bezirke der Urheber seinen Wohnsitz hat, zu Protokoll des Gerichtsschreibers zu erklären.

Hat der Urheber im Inlande keinen Wohnsitz, so ist die Anmeldung bei dem Amtsgerichte zu erklären, in dessen Bezirke sich das Werk befindet.

§ 2. Die Anmeldung soll enthalten:

1. Name und Wohnort des Urhebers;
2. eine Beschreibung des Werkes, die es von anderen Werken unterscheidet;
3. die Erklärung, daß der Urheber sich das Recht vorbehalte, das Werk zu vervielfältigen.

§ 3. Der Gerichtsschreiber hat die Anmeldung in ein Verzeichnis einzutragen und dem Urheber eine Bescheinigung darüber zu erteilen.

§ 4. Die Gebühr für die Anmeldung beträgt 1 Mark.

§ 5. Diese Bekanntmachung tritt mit dem Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie, vom 9. Januar 1907 (Reichsgesetzbl. S. 7) in Kraft.

Österling, welcher Letztere eben der fahrende Schüler und nebenbei ein recht volks- und zeitthümlicher Taugenichts aus jenem bewegten Jahrhundert ist. Dafür ist sein Zwilling Oskar desto edler, hat aber das Unglück, daß er unaufhörlich für die Schurkereien seines Bruders, von dessen Dasein er anfangs keine Ahnung hat, einstehen muß, bis sich endlich der Knoten mit dem zeitlichen Hintritt des falschen Oskar noch ziemlich befriedigend auflöst. Mehr dürfen wir von der ungemein verwickelten Geschichte dieser Menächmen des Mittelalters dem wiß- oder neubegierigen Leser nicht verrathen, wir müßten denn das Interesse des ganzen Romans im Voraus vernichten wollen. Außer diesen Beiden ist ihr Großvater, der alte Norweger mit der wahnsinnigen Pflegetochter, welche, ganz im nordischen Geschmack, in einer gewittervollen Sturmnacht, unter dem Gesang uralter Heldenlieder aus der Heimat, auf dem Gewässer des schwarzen Bergsees untergeht, eine recht markirte Romanfigur; desgleichen der italienische Abbate ein charmanter Schurke, wie man ihn nur an hohen Festtagen verlangen kann. Wobei wir bemerken wollen, daß die im Verlauf der Geschichte mitgetheilten Stellen aus der spätern Edda passend eingelegt und gut übersetzt sind. Überhaupt thut das abenteuerlich-romantische Durcheinanderspiel von Süd und Nord, Scandinavien und Hesperien der im Herzen Deutschlands fixirten Scene keinen Eintrag und hebt die Figuren, welche hier gleichwie in einem Maskenspiel auf- und abschweben.

Was aber das vorzüglichste, negative Verdienst des vorliegenden Romans ausmacht, ist, daß derselbe ohne alle Reflexion ist. Die Reflexion ist gewiß immer das Widerwärtigste, was ein historischer Roman zweiten Ranges enthalten kann. Wenn wir einmal von Haus aus wissen, daß wir nicht im Heiligthume der Poesie stehen, daß es kein Höchstes ist und sein soll, was uns dargeboten wird, so erfreut es wenigstens, auch den Dünkel und die Ansprüche entfernt zu wissen. Wenn aber moderne Novellisten, die zwar einiges Geschick für Einfädelung, Abspinnung und Zuendeführung ihrer halbpoetischen Geschichte besitzen, uns nebenbei mit hochbeinigen Betrachtungen und geschraubten Floskeln bewirthen und sich in Tiraden verlieren, so als ob sie die Dichtung leibhaftig in ihrem Seckel führten, so ist das der wahre Weg, ein abgelebtes Genre, das die Einsichtigen sich ohnehin nur noch gefallen lassen, gänzlich herunterzubringen.

Soviel ist gewiß, daß „Der fahrende Schüler" seine Abnehmer und Leser finden wird, und das aus mehr Verdienst als manche andere Producte seines Gleichen. 71.

Notiz.

Die englische Nationalschuld.

Die englische Nationalschuld, deren Zinsen vor ungefähr 20 Jahren 21 Mill. Pfd. St. betrugen, die ein Capital von wenigstens 600 Mill. Pfd. St. voraussetzen, hat den politischen und staatsökonomischen Rechenmeistern schon manches Kopfzerbrechen verursacht. Um das Ungeheuere dieser Summe recht auffallend zu machen, ist man auf mancherlei Methoden gerathen, wovon folgende vielleicht die unterhaltendsten sein möchten. Die Interessen der englischen Nationalschuld, hat man gesagt, betragen allein schon mehr als zweimal soviel, als Östreich in seiner blühendsten Periode jährliche Einkünfte hatte, und auch über zweimal soviel als Rußland aus seinen europäischen Besitzungen bezieht. Denkt man sich die englische Nationalschuld nur zu 525 Mill. Pfd. St. oder zu 2200 Mill. Laubthalern in Carolins baar vor sich liegen, und legt einen gedrängt an den andern, so durchläuft diese Linie eine Länge von 1520 geographischen Meilen. Es könnte also der 76 Meilen lange Weg von Paris nach London, wenn er zu Lande möglich wäre, in einer Breite von 1¼ Fuß mit lauter Carolins belegt werden. Mit Dukaten würde diese Linie 2604 Meilen lang werden. Mit Laubthalern, wovon 230,400 Stück die Länge einer geographischen Meile bedecken, würde diese Linie 9547 Meilen betragen und demnach beinahe zweimal um den ganzen Erdball, dessen größter Umfang 5400 geographische Meilen beträgt, herumlaufen. Jede Quadratmeile aller englischen Besitzungen in Europa ist mit einer Schuldenlast von 967,175 Gulden und jeder Quadratmorgen Landes der drei britischen Königreiche mit 80 Gulden beschwert. Vertheilt man die englische Nationalschuld auf ganz Europa, das ungefähr 2,320,052 Quadratmeilen in sich begreift, so kommen auf jede Quadratmeile 2489 Gulden. Verwandelt man die englische Nationalschuld in französische Sous oder deutsche Kreuzerstücke, so könnte die Oberfläche der Erde, soweit sie Land ist, ziemlich damit bedeckt werden. In dieser Gestalt betrüge gedachte Schuld 346,500 Millionen Sous oder Kreuzerstücke. Nimmt man die Oberfläche der ganzen Erde zu 9 Mill. Quadratmeilen an, wovon zwei Drittheile aus Wasser und ein Drittheil oder drei Mill. Quadratmeilen aus Land bestehen, so kommt auf jede Quadratmeile des ganzen festen Landes 115,500 Sous oder Kreuzerstücke, oder 1925 Gulden.

Die zur Bezahlung der englischen Nationalschuld, angenommen zu 600 Mill. Pfd. St., nöthigen Bancozettel würden eine Last von 64,453 Centnern betragen, zu deren gleichzeitigem Transport 6—7000 Pferde nöthig wären, wovon dann immer jedes Pferd ungefähr 10 Centner zu ziehen hätte. — Wenn aber Jemand gedachte Schuld in Golde abzählen wollte, und dabei alle Tage 18 Stunden und in jeder Minute 100 Guineen zählen könnte, so würde er doch 11 Jahre und 160 Tage daran zu zählen haben.

Man sieht also, daß das Facit dieser sämmtlichen Berechnungen auf den alten Spruch hinauskommt: Es lebt Einer von seinen Schulden. Dies können mithin nicht blos Privatleute, sondern auch Nationen. Hätte England 500 Millionen Schulden weniger, so wäre es wahrscheinlich ruinirt, denn auf diese Schuldenlast basirt sich eben großentheils seine Vergangenheit. 11.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Das Novellenbuch;

oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Vierter Theil.

mit dem diese Mustersammlung echter Novellen geschlossen wird. Für den Werth derselben haben sowol die günstigsten Beurtheilungen in geachteten öffentlichen Blättern, wie die beifällige Aufnahme des Publicums entschieden. Es finden sich darin Novellen nach dem Italienischen des Alamanni, Argelati, Bandello, Bargagli, Bottari, Erizzo, Giovanni, Giraldi, Gozzi, Grazzini, Machiavelli, Malespini, Meri, Motense, Rota, Sacchetti, Strapparola, Tomasi; nach dem Spanischen des Avellaneda, der Donna Caravajal y Saavedra, des Castillo Solorzano, Cervantes, Don Manuel, Montalvan, Montemayor, Robles, Vega und der Donna de Zayas y Sotomayor; nach dem Französischen der Angelique de Gomez, des Hugues-le-Roi, Loquessolles und Retif de la Bretonne; nach dem Lateinischen des Aeneas Silvius (Piccolomini), dem Englischen der Aphra Behn, des Deloney, Head und Alex. Smith, dem Deutschen des Sam. Greiffensohn, Kirchhof, Just. Möser, Schnabel, Ursi, außer den vielen nach Originalen anonymer Schriftsteller.

Eine werthvolle Zugabe bietet Tieck in seinem Vorworte, in dem er die Geschichte der Novelle behandelt. Alle vier Theile kosten 10 Thlr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 302. — 28. October 1836.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1835.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 301.)

77. Der böhmische Krieg. Tragödie in fünf Acten. Des dreißigjährigen Krieges erster Theil. Von Otto vom Ravensberg. Berlin, Reimer. 1836. 8. 20 Gr.

Nachdem Tromlitz dem 30jährigen Kriege 30 Novellenstoffe entlehnt und diesen unheilvollen deutschen Bruderkampf etwas um seinen Credit gebracht hat, scheint der Verf. ihn dieselbe Rolle auf der Bühne spielen lassen zu wollen. Davor mögen uns und ihn die Musen behüten; es wäre ein Fehler, eine Ilias post Homerum; denn den dramatischen Kern und Nerv des Ereignisses hat Schiller, haben die „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" vorweggenommen, und sich auf Incidentpunkte zu werfen, Seiten und Nebenwege einzuschlagen, halbe Wirkungen aufzufassen, wenn man die große Scenerie bei Seite liegen lassen muß, an den Ereignissen umherzuspielen, wenn man die That selbst, den Anfang des Endes schon vorgebildet findet, das kann in keines Dichters Interesse liegen. Welche Volksscene soll nach „Wallenstein's Lager" noch Wirkung machen? Welcher Trennungsschmerz nach Max's Tode? Welcher Fall nach Wallenstein's? Welche Schilderung des Fürsten, des Hofes, der Anführer, des Kriegers, der Sitte nach den „Piccolomini"? Wir sehen kein Heil in diesem Bemühen. Dennoch ist „Der böhmische Krieg" ein gutes historisches Drama, wohlgeordnet, mäßig anziehend, geschichtlich gut aufgefaßt, scenisch geschickt geführt, mit einigen guten Charakterskizzen ausgestattet (z. B. Graf Thurn und Friedrich v. d. Pfalz); aber viel zu zerstreut, in kleinen Wirkungen verloren, um zu dramatischer Erschütterung fähig zu sein, und viel zu gedehnt, um zu pathetischer Wirkung zu gelangen. Der fühlbarste Fehler dieser Arbeit ist die ganz unnöthige Anhäufung der handelnden Personen, deren Menge es zu keiner rechten Theilnahme für eine derselben gedeihen läßt. Wollte der Verf. eine Geschichte des böhmischen Aufstandes in Action geben, oder ein Drama? Er mache sich die Antwort auf diese Frage klar, bevor er weitergeht. Ein Mittelding von beiden wäre unstatthaft. Wiewol der Rahmen dieses Stücks eng genug ist und die Begebenheiten bis zur Schlacht am weißen Berge allein in sich faßt, so verwendet der Verf. doch nicht weniger als 60 Personen zu diesem Bilde. Verwirrung und Gleichgültigkeit sind die Folgen dieser Verschwendung. Es ist uns nie ein Drama vorgekommen, bei dem der Leser eine nothwendige Person vermißt hätte; aber zahllos sind die, welche deren zu viele darstellen. Wozu die Sprecher der verschiedenen Stände, mährische, lausitzische, schlesische? Aus einem Munde konnten alle diese Worte widerhallen. Und welcher Bühne, von den ästhetischen Foderungen abgesehen, wäre die Darstellung dieses Dramas möglich, das uns an Martinez de la Rosa „Kaffeehaus" erinnert? Alles dies bemerken wir, weil wir das auf einen Abweg gerathene Talent des Verf. bedauern. Von Talent aber zeugt seine Darstellung, seine Sprache, sein voller, wohltönender, kräftiger Vers. Wir sehen die Empörung wachsen unter dem unbesonnenen Druck, die zaghaften Gemüther erstarken an dem Unrecht des Gegentheils, und indem der Verf. klug und fein das Recht der Parteien abwägt, gelangen wir zu einer belehrenden Erkenntniß von den Übeln, welche die starre Vertheidigung geglaubten Rechts über die Völker bringt. Einer Zeit, welche von den Segnungen des Friedens mehr Genuß hat als jene, ist es vorbehalten, zu erkennen, daß es besser ist, über das Recht, das geglaubte, zu transigiren, als das Ende des Kampfes in Erschöpfung und Blutverlust zu suchen.

Die einzige wirklich dramatische Gestalt unter den 60 handelnden oder redenden Personen des Stücks ist König Friedrich, eine Gestalt, mit Künstlerliebe entworfen und gut ausgestattet. Als das Volk gegen ihn aufsteht, ruft er:

Will es mein Blut?
Hier steh' ich! Gottes ist die Seele! Laßt
Die Rasenden! Ich habe viel zum Opfer
Für sie gebracht, und achte dies Gefäß
Nicht für das Theuerste — sie nehmen's hin.

Auch Elisabeth von England ist gut. Die übrigen Gestalten entbehren der Persönlichkeit mehr oder minder, Kaiser Ferdinand aber der Wahrheit selbst.

78. C. W. Koch's dramatische Beiträge für das k. k. Hofburgtheater in Wien. Das Testament einer armen Frau. Er bezahlt Alle. Die Vorleserin. Wien, Wallishaußer. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Gleich das erste Wort dieser Sammlung zeigt, daß der Verf. über die sprachlichen Studien noch nicht hinaus ist. „Als aufgezogen wird, sitzt Amalie u. s. w." Man kann die Partikel „als" nicht unrichtiger verwenden. „Das Testament einer armen Frau," Drama in fünf Acten, ist die Bearbeitung eines beliebten Ducange'schen Stücks, in dem es mehr auf Rührung abgesehen ist, als die Kunst oder auch der deutsche Bühnengeschmack dermalen verträgt. Leerheiten dieser Art können nur durch das Spiel gehoben werden; den Leser stoßen sie zurück. „Er bezahlt Alle," Lustspiel in einem Act nach Mellesville, ist, nach Abrechnung des Titels, ein auf der deutschen Bühne in hundert Gestalten bereits bekanntes, aber launiges Stück, in das „Der Vater von Ungefähr" und andere Erfindungen hinüberwandelten. „Die Vorleserin," Schauspiel in zwei Acten nach Bayard, ein Rührstück; die fälschlich verurtheilte Tochter hat sich bei dem blinden Vater zur Vorleserin verdungen, um, wenn demselben die Augen geöffnet werden, gleich bei der Hand zu sein und einen herzerschütternden Kniefall thun zu können. Man sieht; hier ist die Rührung wohlfeil erkauft; es fragt sich nur, ob das ein Drama sei, was von Hause aus auf einen Irrthum basirt, einen Irrthum, der die Grundlage der ganzen Verwickelung ist.

79. Die Prinzen von Oranien. Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form in fünf Acten. Von Gustav Callenius. Weimar, Voigt. 1836. 8. 16 Gr.

Man muß dem Verf. zugestehen, daß er sich deutlich ausdrückt. „Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form" — hier

bleibt kein Zweifel übrig, daß, was wir sehen, kein Drama sei, nach andern Gesetzen componirt ist und andere Foderungen mache. Nichtsdestoweniger enthalten diese Scenen einige gute dramatische Momente. Parma's Leidenschaft, den edeln Gegner Oranien an Heldenthum und Seelengröße übertreffen und das Urtheil der Nachwelt für sich gewinnen zu wollen, ist an sich ein guter Zug und gut durchgeführt. Wilhelm von Oranien selbst erscheint fest und scharf gezeichnet, Moritz ist liebend und edel. Die Handlung wird durch den Tod Oraniens von Gerardt's Mörderhand beendet.

Still! Hier entfesselt sich ein großer Geist,
Der selbst der raschen Zeit vorausgeflogen,
Der die Jahrhunderte beherrschen wird

sagt St. Aldegonde. Der Verf. hat Recht insofern, als derselbe Geist, der Wilhelm von Oranien tödtete, noch jetzt jenes Land beherrscht und seinen würdigen Enkel nicht tödtete, aber vertrieb. Das Stück ist gut geschrieben und durch die — wol nicht historische — Leidenschaft Moritzens für Marie v. d. Warft aus dem Gebiete der reinpolitischen in das der romantischen Sphäre hinübergeführt. Die Verse sind löblich, aber die Personen sind zu redselig. That, Ereigniß, Begebenheit, mit einem Wort: Handlung ist und bleibt doch das Wesen des Dramas, und leider werden diese immer seltener, je mehr die Kraft abnimmt und das Passive in uns, die Empfindung, zur Herrscherin wird. Diesem Gemüthszustande entsprechen auch die Worte, und dies selbst in ihrer Formung. So finden wir bei dem Verf. „Mein Hoffen — mein Bewundern" u. s. w. anstatt: meine Hoffnung, meine Bewunderung, gleich als läge in diesen zu viel Actives, Selbständiges:

Denn seinen Ausdruck sucht, was in uns lebt.

80. Deutsches Volkstheater. In Manuscripten (??) herausgegeben von Joseph Schickh, dramatischem Volksdichter (?) in Wien. Erste Lieferung: Die schöne Holländerin. Locales Lustspiel mit Gesang in drei Acten. Wien, auf Kosten des Herausgebers. 1835. 12. 6 Gr.

Dies Heftchen von scandalöser Ausstattung enthält: „Die schöne Holländerin", locales Lustspiel mit Gesang in drei Acten von dem Herausgeber, dem es gefallen hat, sich selbst einen Volksdichter zu nennen. Wir würden eine andere Bezeichnung vorschlagen, wenn sie nicht beleidigend wäre und wenn wir nicht die Ansicht hegten, daß keine Geschmacksverirrung so groß sein kann, daß sie eine Beleidigung rechtfertigte. Doch, mit Sudeleien dieser Art hat die Kritik nichts zu thun, und es ist nur zu bedauern, daß noch mehr Lieferungen dieses prächtigen Werkes im Hinterhalte liegen.

81. Shakspeare. Drama in drei Acten. Nach Ludwig Tieck's Novelle „Dichterleben". Von Ritter Braun v. Braunthal. Wien, Pichler. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Der Geist der schönsten Novelle Tieck's ist in dies gelungene und wirkensvolle Drama übergegangen. Wollte Gott, wir hätten mehr solche Stücke, so bedürften wir weder der französischen Lückenbüßer, noch Birch-Pfeiffer'scher Henkerssöhne und „Pfefferröseln". Der „Shakspeare" ist ein Stück, an dem sich der beste Geschmack, ohne zu erröthen, erfreuen kann, das Humor und Bedeutung, Laune und Sinn in sich faßt. Nachdem Tieck's Novelle einmal gedichtet war, gehört der Erfindung des Verf. in diesem Drama nichts mehr an; er hat sich begnügt, die schöne Dichtung, die er fand, zu dialogisiren, ganz einfach, ohne alle eigne Zuthat. Diese fromme Scheu macht uns seine Arbeit nur noch werther, und selbst in reinem Bezug auf die Bühnenforderungen scheint sie uns preiswürdig. Alle deutschen Bühnen sollten sich beeilen, diese dramatisirte Novelle zur Darstellung zu bringen, wäre es auch nur um Shakspeare's und Tieck's, dieser beiden engverbundenen Namen, willen. Die ersten Scenen, die Scene bei dem Wahrsager, die Schlußscene, wo Elisabeth in so einfacher, kunstloser und ungesuchter Größe erscheint, eine königliche Muse, muß jedes Publicum befriedigen. Das rührende Verhältniß zwischen Greten und seiner Frau, Emmy, kann nicht verfehlen, dem zweiten Rang Theilnahme einzuflößen, und die Dichtergespräche müssen wenigstens dem Parterre und einem Theile des Parquets köstlich erscheinen. Die Sprache ist natürlich, gut, edel, und so empfehlen wir dies löbliche Drama allen Bühnendirectionen aufs Beste.

82. Atellanen. Eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. Herausgegeben von Jovialis. Stuttgart, Cotta. 1836. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir kennen den Verf. bereits als den geistreichen dramatischen Bearbeiter mehrer Sagen vom Till Eulenspiegel, in denen ein ganz neuer Ton angeschlagen ist, und wir vertrauen, daß unsere wiederholte Anerkennung seines Talents in d. Bl. ihn angespornt hat, hier mit größern, nicht minder eigenthümlichen als geistvollen Versuchen hervorzutreten, in denen der Verf. sichtbar nach dem Namen eines deutschen Aristophanes, im strengern Wortverstande, ringt. Die „Atellanen" sind Gedichte nach Aristophanischem Muster, undarstellbar auf unsern heutigen Bühnen, aber witzig, geistvoll, einer Idee, und obenein einer hohen, entsprossen. Dies Bändchen ist vielleicht die wichtigste, gewiß eine der bedeutendsten Erscheinungen in unserer dramatischen Jahresernte, und nicht ohne Grund machen wir mit seiner Prüfung den Beschluß unseres Artikels.

Den falschen Enthusiasmus zu verspotten, ist eine der Aufgaben unserer Zeit, wie sie die Aufgabe der Aristophanischen Periode und das besondere Ziel jenes Dichters war, und unter allen Richtungen und Zielpunkten, welche das heutige Lustspiel nehmen kann, ist keine praktischer und belehrender, wenn sie auch nicht grade die allerhöchste Richtung ist, die überhaupt eingeschlagen werden kann. Der Verf. gibt sich selbst in einer sehr lesenswerthen dialogisirten Einleitung, welche von seinem ernsten Nachdenken über Aufgabe und Wesen der Komödie Zeugniß gibt, Rechenschaft und legt die dreifache Frage vor, ob die deutsche Nationalbühne den Weg der Griechen, den des Faust (den phantastischen) oder den der reinen deutschen Gemüthlichkeit, mit Ausschluß von Imagination einerseits und Reflexion andererseits einzuschlagen habe. Diese Frage wird zum Vortheil der Griechen entschieden; aber es dünkt uns, daß mit dieser Entscheidung wenig gethan sei. Die Verwirklichung eines solchen Vorwurfs ist es, was wir verlangen; denn für das Ideal, für die Theorie ist Verwirklichung, was für den Richterspruch die Execution ist, überall die Hauptsache. Eine solche wird von dem Verf. in der That versucht, und zwar in einer überaus phantasiereichen, sehr eigenthümlichen, aber wunderlichen und seltsamen Komödie: „Wolkenzug", offenbar nach Aristophanes' „Wolken" betitelt.

Es gehörte eine gewisse Kühnheit der Conception dazu, diesen Plan zu fassen; wir lieben die Kühnheit, und am meisten vielleicht in der Kunst; ein solches Maß von dieser Tugend, wie hier, ist uns jedoch kaum je begegnet. Auf jeden Fall verlohnt es der Mühe, den genialen Einfall etwas näher anzusehen. Der Verf. denkt sich das irdische Streben einiger besonderer und viel besprochener Geister unserer Tage, wie Sand, Kleist, Pitschaft, Dörring, Pustkuchen und Fürst Hohenlohe, als von dem Wolkenzuge gelenkt. Neblicht, dunkel und wolkicht ist das Bewußtsein solcher Seelen; sie sehen allerdings irgend einen Stern, dem sie folgen möchten und der sich hinter Wolken der Leidenschaft und Nebel des Urtheils alle Augenblicke für sie verbirgt. Soweit ist die Idee ganz richtig; sie ist vor allen Dingen poetisch; aber es gehört ein Göthe'sches Maß von Feinheit, Wissenschaft und Geschmack dazu, sie zu verkörpern. Mit allem Aufwand von Geist, der in diesem Stück anzutreffen ist, gelingt es dem Verf. doch nicht, uns für diese neue poetische Form zu gewinnen, obgleich Einzelnes erhaben, höchst geistvoll, ja selbst schön erscheint. Das Chor der Wolken und seine Sprache ist tief, geheimnißvoll, gedankenschwer — aber mitten in der Erhabenheit faßt den Dichter ein neckender Blumauer'scher Geist und zerreißt alle die fein angelegten Fäden. Die Erhabenheit ruht nur in der Sprache,

Ausgabe vom 1. Januar 1887 bis 31. Dezember 1887 ist zu bezahlen.

Wir ersuchen die Herren Abonnenten, die Zahlung gefälligst bald leisten zu wollen.

Hochachtungsvoll

Redaktion und Verlag.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Hohenstein hat beschlossen, eine Wasserleitung anzulegen. Die Arbeiten sollen im Frühjahr 1887 beginnen. Wir fordern hiermit alle Interessenten auf, sich bis zum 15. Februar 1887 bei dem Gemeindevorsteher Johann Schulz zu melden.

Hohenstein, den 10. Januar 1887.

Der Gemeinderat.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Hohenstein hat beschlossen, eine Wasserleitung anzulegen. Die Arbeiten sollen im Frühjahr 1887 beginnen. Wir fordern hiermit alle Interessenten auf, sich bis zum 15. Februar 1887 bei dem Gemeindevorsteher Johann Schulz zu melden.

Hohenstein, den 10. Januar 1887.

Der Gemeinderat.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 303. — 29. October 1836.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff u. A. Erster Band. Auch unter dem Titel: Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Aus dem Englischen des Sir Charles Bell von Hermann Hauff. Stuttgart, Neff. 1836. Gr. 8. 15 Gr.

Wenn auch hier und da Menschen, welche die Vorsehung mit Reichthümern gesegnet hat, diese zum Nutzen ihrer Mitmenschen benutzen, so sind doch die Beispiele äußerst selten, daß auf diesem Wege den Wissenschaften etwas zugute kommt, und Männer, wie Städel in Frankfurt a. M., die ihr ganzes großes Vermögen zur wissenschaftlichen Fortbildung ihrer Mitbürger verwenden, nehmen sich in unserer egoistischen Zeit aus wie Zugvögel, die zufällig an eine fremde Küste verschlagen worden sind. Wir wollen nicht leugnen, daß nicht in manchen Fällen einer solchen ausgezeichneten Munificenz auch eine gewisse Eitelkeit zum Grunde liegen könne, indem sich der Mensch noch im Leben an dem süßen Gedanken weidet, wie lange sein Name noch nach seinem Tode in Ehren genannt und wie viel Gutes man ihm nachsagen werde; jedenfalls ist aber eine solche Eitelkeit eine sehr verzeihliche, und wollte Gott, es käme so weit auf der Welt, daß wir uns keine andern Eitelkeiten vorzuwerfen hätten als die, welche im Gefolge guter und edler Handlungen erscheinen.

Die Veranlassung zu diesen einleitenden Worten gibt uns ein Buch, welches gleichfalls einem Vermächtniß eines edeln Mannes sein Dasein verdankt. Ein Engländer, Franz Heinrich, Graf von Bridgewater, gestorben im Februar 1829, stellte in seinem am 25. Febr. 1825 aufgesetzten letzten Willen 8000 Pfd. St. zur Verfügung des jeweiligen Präsidenten der londoner Akademie der Wissenschaften, mit der Bestimmung, daß dieser mehre Schriftsteller veranlassen solle, ein umfassendes Werk über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Schöpfung offenbaren, zu verfassen. Alle Beweisgründe für ein höchstes Wesen, das nicht nur Alles geschaffen, sondern auch das Geschaffene unter seiner beständigen Obhut hält, welche sich der Vernunft in der ganzen Verfassung der Natur wie in der Entwickelung des Menschengeschlechts darbieten, sollten in jenem Werke niedergelegt, jene 8000 Pfd. unter die Verfasser vertheilt und sie überdies im freien Besitz ihrer Werke gelassen werden. Der damalige Präsident der londoner Akademie, Davies Gilbert, erbat sich sofort die Mitwirkung des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London, und beauftragte mit der Ausführung des Werkes die folgenden acht Schriftsteller, welche das Thema in nachstehender Weise unter sich vertheilten:

Charles Bell, Professor der Anatomie und Chirurgie: Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften.

Th. Chalmers, Prof. an der Universität Edinburg: Über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in den Beziehungen der äußern Welt zur moralischen und intellectuellen Natur des Menschen offenbart.

John Kidd, Prof. an der Universität Oxford: Über das Verhältniß der äußern Welt zur Körperlichkeit des Menschen.

W. Whewell, Mitglied des Trinity-Collegs zu Cambridge: Sternkunde und allgemeine Physik.

W. Prout, Mitglied des royal college der Ärzte: Chemie, Meteorologie u. s. w.

P. M. Roget, Secretair der royal society: Thierische und Pflanzenphysiologie.

W. Bucklan, Prof. der Geologie zu Oxford: Geologie und Mineralogie.

W. Kirby, Verfasser der berühmten Einleitung in die Entomologie: Geschichte, Sitten und Instincte der Thiere.

Der Gedanke, den Menschen die Macht, Weisheit und Güte Gottes in den Wundern der Schöpfung vorzuführen und so die Wahrheiten der geoffenbarten Religion gleichsam auf analytischem Wege zu begründen, ist schön und erhaben, und es läßt sich wol nicht leugnen, daß der Testator durch seine nützliche Preisaufgabe der Welt einen größern Dienst erwiesen habe, als wenn er die dazu bestimmte Summe irgend einer Bibelgesellschaft überwiesen haben würde. Die Anregung, die dadurch dem Naturforscher gegeben worden ist, seinen Gegenstand nicht blos auf materielle Weise, sondern mit Rücksicht auf eine allwaltende Vorsehung zu betrachten und auch den Sinn des Laien für die Weisheit und Zweckmäßigkeit, wie sie auch in dem niedrigsten Gebilde der Schöpfung erkennbar sind, aufzuschließen, wird nicht ohne segensreiche Folgen bleiben.

Indessen sind die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Bearbeitung naturhistorischer Gegenstände entgegenstellen, von nicht geringem Belange. Der Naturhistoriker von Profession, vertieft in die Betrachtung seines Gegenstandes, vergißt nur zu leicht darüber die Beziehungen, in welchen die Wunder der Schöpfung zu ihrem Urheber stehen; gewohnt, die Welt als nun einmal gegebenes Object seiner Forschungen anzusehen, und befangen in dem ewigen Kreise von Ursache und Wirkung, in welchem die einzelnen Dinge zueinander stehen, übersieht er nur zu leicht die Führungen einer unsichtbaren Hand, die Alles auf das zweckmäßigste verbindet und weislich zu einem höhern Ziele leitet. Derjenige, der das anatomische Messer gut zu führen, oder den Destillirkolben und den Schmelztiegel gut zu handhaben versteht, ist deshalb noch nicht berufen, die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers in der Natur zu predigen, und eine geistige Ansicht der Natur ist deshalb noch keine religiöse. Es erfodert daher ebensowol ein eigenthümliches Talent als ein eigenthümliches Studium, jene geheimen Beziehungen des Sinnlichwahrnehmbaren zu dem Übersinnlichen aufzusuchen und festzuhalten. Endlich aber gehört noch eine besondere Befähigung dazu, den rechten Ton der Mittheilung zu treffen und, ohne gradezu die wissenschaftliche Form aufzugeben, diese doch dem Fassungsvermögen des Laien so nahe zu rücken, daß die ganze Darstellung ohne bedeutende Vorkenntnisse in den Naturwissenschaften verstanden werden kann.

Wir wissen nicht, inwieweit die Verfasser der „Bridgewater-Bücher" diese schwierige Aufgabe gelöst haben, da uns bisjetzt nur Charles Bell's Abhandlung: „Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften" zu Gesicht gekommen ist, und müssen uns daher auch mit unserer Beurtheilung nur auf dieses letztere Werk beschränken. Aber, irren wir nicht, so ist grade bei ihm die wissenschaftliche Form so überwiegend, daß ein großer Theil der Leser, welche im Fache der Anatomie und Physiologie noch keine Vorkenntnisse besitzen, sich schwer bis zum Verständniß des Ganzen durcharbeiten wird. Gibt es doch viele, übrigens grade nicht ungebildete Menschen, welche Nerv und Muskel, Arterie und Vene nicht voneinander zu unterscheiden wissen. Wollte man solche Leser zur Lecture dieses Buches befähigen, so müßte man wenigstens einen Cursus der allgemeinen Anatomie und Physiologie voraufschicken, um ihnen die allgemeinsten Begriffe der verschiedenen Organisationen lebender Wesen zu verschaffen. Es würde sich dies wol der Mühe lohnen, und es würde sich ihnen dadurch eine reiche Quelle der Erkenntniß und Bewunderung für die Zweckmäßigkeit und weise Anordnung mancher Naturproducte eröffnen, wovon der gewöhnliche Sinn, so nahe sie ihm auch liegen, gar keine Ahnung hat.

Abgesehen nun aber von diesen Gründen, weshalb wir das Buch einer allgemeinen Verbreitung unter dem großen Publicum nicht für fähig halten, muß es dagegen für Diejenigen, denen die erfoderlichen Vorkenntnisse zur Lecture desselben nicht abgehen, eine reiche Fundgrube der Belehrung und des Vergnügens werden. Der Verf. zeigt sich darin nicht allein als großer Anatom und Physiolog, sondern auch als denkender Forscher, der Herr und Meister seines Stoffes ist und allenthalben ihn mit Geist und Leben zu behandeln versteht. Bridgewater's Gedanke, auf die göttliche Führung in den Werken der Natur hinzuweisen und in ihren Erscheinungen die innere Zweckmäßigkeit und Weisheit der Anordnung zu verfolgen, begleitet ihn als leitender Führer auf allen Stufen seiner Forschungen und veranlaßt ihn, eine Menge von Gegenständen, die nicht unmittelbar mit dem behandelten Gegenstande in Verbindung stehen, mit in den Kreis seiner Untersuchung zu ziehen und uns so einen Überblick über einen großen Theil der thierischen Organisation in körperlicher und geistiger Beziehung und über das Verhältniß lebender Wesen zur Erde und zur ganzen Natur zu verschaffen. Es ist dies eine ebenso eigenthümliche als geistreiche Behandlung der Naturgeschichte, die, wenn sie weiter verfolgt würde, gewiß zu den ersprießlichsten Resultaten führen würde.

Im ersten Capitel zeigt der Verf., daß zwischen dem Planeten und den Körpern aller seiner Bewohner, zwischen der großen Masse und den physischen Eigenschaften jedes der Theile ein Verhältniß obwalten müsse, daß die Thiere ihrem mechanischen Bau wie ihren Lebenskräften nach im Verhältniß zum Ganzen geschaffen sind und das Ganze Plan und Bildung eines und desselben Geistes ist. Er lehrt ferner, wie im frühern Lebensalter, bevor unser geistiges Wahrnehmungsvermögen vollständig entwickelt ist, die uns umgebenden Gegenstände nur zur Anregung und Übung der äußern Sinne dienen, bei größerer Reife aber mit dem Geiste erfaßt werden, der nur durch Erfahrung hierzu und damit zum Gefühl der Dankbarkeit befähigt ist. Dieser Sinn für Dankbarkeit ist der eigenthümliche Vorzug des Menschen; alle das Leben verschönenden Verhältnisse entspringen daraus, und sie bildet eigentlich das Band, das die Gesellschaft zusammenhält. (Wollte Gott, es wäre dies wahr, und es verbände nicht vielmehr das Gefühl des gegenseitigen Bedürfnisses und der Abhängigkeit die Menschen zusammen!) Erkennt der Mensch, daß seine Lebensäußerungen der Herrschaft der Vernunft entzogen sind, daß ihr Spiel nimmer stockt, daß sie viel zu wesentlich sind, um den wechselnden Zuständen des Geistes preisgegeben zu werden, daß ganz andere Quellen der Bewegung als der Wille sie in Thätigkeit erhalten, so kommt er auch zum vollen Gefühle seiner Abhängigkeit. Wird der Mensch somit gewahr, daß seine gepriesene Vernunft diese Lebensäußerungen weder in Ordnung halten noch schützen kann, ist dann Gleichgültigkeit gegen den Urheber dieser verborgenen Segnungen nicht schlimmer als Undank?

Im zweiten Capitel kommt der Verf. auf den Mechanismus der Hand zu sprechen und zeigt, wie dieselbe kein einzelnes Werkzeug, kein blos angehängter Theil ist, und wie der ganze Körper sich nach der Hand richten und in Bezug auf sie sich bewegen muß. Dies führt ihn auf die Betrachtung des Skeletts, oder des Systems von Knochen, welches den sogenannten Wirbelthieren, oder

der Reihe der Wesen vom Menschen bis zu den Fischen angehört. Die Wirbelsäule setzt aber nicht allein ein inneres Skelett voraus, sondern auch den eignen Apparat von Rippen, der beim Athmen beweglich ist. Die Rippen erfodern aber eigne Muskeln, und diese müssen ihre zugehörigen Nerven haben, für welche wieder ein Rückenmark vorhanden sein muß. Die Knochen, welche die obern Gliedmaßen des Menschen bilden, sind allen Wirbelthieren gemeinschaftlich, sie finden sich in der Flosse des Wallfisches, in der Tatze der Schildkröte und im Flügel des Vogels u. s. w. Betrachtet man dieses System am Menschen oder an irgend einem Thiere in der Reihe, so findet man zur Verwunderung, daß Alles nicht sorgfältiger angeordnet und für das Thier berechnet sein könnte, und welchen Fall man grade vor sich hat, man sollte immer meinen, zu diesem besondern Zwecke sei das ganze System geschaffen. Auf die Kenntniß dieses Systems gründet sich namentlich jenes so höchst interessante Verfahren, wo man aus der Beschaffenheit der fossilen Knochen eines Thieres auf seinen Bau und seine Lebensart schließt. Die ausgegrabenen Knochen führen uns unter Anderm zu dem wichtigen Schlusse, daß nicht nur durch sämmtliche Classen von Thieren, welche gegenwärtig die Erde bewohnen, ein Schema, ein System des thierischen Baues herrscht, sondern daß das Princip dieses großen Schöpfungsplanes schon vor den Umwälzungen, welche die Erdoberfläche selbst betroffen, in Ausübung war und die Bildung derjenigen Thiere bestimmte, welche vor jenen Revolutionen existirten; daß die vollendete Form, die uns jetzt im Skelett des Menschen entgegentritt, lange vor der Schöpfung des Menschen, bevor noch die Erdoberfläche für ihn zubereitet, für seinen Bau und seine Fähigkeiten fertig gemacht war, in thierischen Formen vorgebildet ist. Der Verf. berichtigt hier die von Manchen aufgestellte Ansicht, als ob der Bau gewisser Thiere unvollkommen wäre; eine Vorstellung, die nur daraus entstanden ist, daß man jene Thiere mit uns, mit unserm Bau und unsern Lebensäußerungen verglichen hat, statt sie in Bezug auf die ihnen eigenthümlichen Zustände zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von Wilh. Drumann. Zweiter Theil. Königsberg, Gebr. Borntträger. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.*)

Schneller, als wir es erwarten durften, sehen wir uns in den Besitz des zweiten Theiles eines Geschichtswerkes gesetzt, in welchem deutsche Forschung und Gelehrsamkeit in dem schönsten Lichte erscheint. Eine Menge reichhaltiger Mittheilungen und scharfsinniger Combinationen, durch welche viele Einzelnheiten in den besprochenen Epochen aufgehellt werden, eine durchaus quellenmäßige Arbeit und ein warmer Antheil an den geschilderten Begebenheiten, der jedoch nie in rhetorische Sentimentalität übergeht, sind die bedeutendsten Vorzüge, welche wir auch diesem zweiten Theile nachrühmen müssen. Hr. Drumann hat sich dadurch ein wesentliches Verdienst um die Geschichte Roms erworben, das nur von Demjenigen verkannt werden kann, der, von der äußern Einrichtung des Buches getäuscht, hier eine bloße Materialiensammlung oder historische Collectaneen zu finden meint. Freilich wäre es besser, wenn ein solches Vorurtheil hätte gar nicht aufkommen können. Aber Ref. sieht sich genöthigt, auch jetzt wieder die einzige Ausstellung zu wiederholen, welche er bereits in seinem Berichte über den ersten Theil herausheben mußte. Die Methode des Verf., nach Geschlechtern zu erzählen, bewährt sich wiederum als unbequem und dem Zwecke des Buches nachtheilig, indem der Leser, wo er eine zusammenhängende Darstellung der Begebenheiten zu erwarten berechtigt ist, dieselbe an mehren Orten zusammensuchen muß, namentlich im zweiten Theile oft auf die noch gar nicht erschienenen Theile verwiesen wird. Wenn z. B. der Fulvia, Antonius' Gattin, Erwähnung geschieht, erinnert Hr. Drumann an Das, was im Leben des Antonius über sie zu finden ist (S. 572), in Sulla's Lebensgeschichte wird nicht selten auf die des Pompejus verwiesen, bei der Erwähnung ausgezeichneter Männer in den bürgerlichen Kriegen zwischen Cäsar und Pompejus werden die ergänzenden Nachrichten in der Biographie Cäsar's und Pompejus' (die erst im dritten oder vierten Theile erscheinen werden) versprochen, wo die ausführliche Geschichte des Bürgerkriegs erzählt werden soll. Metellus' Kampf gegen Sertorius wird (S. 42) erwähnt, aber die eigentliche Geschichte des Sertorius finden wir erst im Leben des Pompejus, ebenso wie die Übersicht der Verhältnisse Roms zu den cilicischen Seeräubern, obgleich auf S. 51 der Feldzug des Metellus Creticus gegen sie erwähnt und seinen Hauptzügen nach geschildert wird. Cassius ist die Seele der Verschwörung gegen Cäsar (S. 123), aber die Geschichte der Verschwörung wird erst unter dem Artikel: Julii enthalten sein, der sich im zweiten Theile noch nicht findet; ebenso sind in dem Artikel: Claudii die Händel des Clodius mit Cicero ausführlich geschildert, die doch zu eng mit Cicero's Geschichte verflochten sind, als daß sie in dem ihm zu widmenden Artikel nicht von Neuem wiederholt werden müßten. Und dann lesen wir wieder unter die Rubrik: Cassii, von S. 144 an, die Beschreibung der Schlacht bei Philippi, nicht blos Cassius' Antheil an derselben, sondern auch die Geschichte der Schlacht nach seinem Tode bis zum Tode des Brutus, die ebenso füglich in dem Leben des Antonius oder Octavius hätte stehen können. Ähnliche Stellen ließen sich in nicht geringer Anzahl nachweisen. Bedenken wir nun dazu, daß die auf dem Titel genannten drei Hauptpersonen, Cäsar, Pompejus und Cicero, bisjetzt nur in Verbindung mit andern Geschlechtern, der Claudier, Cornelier, Calpurnier, Cassier und anderer erwähnt worden sind, und daß ihre eigentliche Geschichte noch fehlt, so haben wir zwar noch außerordentlich viel Interessantes zu erwarten, aber auch einen Stoff, der sich kaum in die noch fehlenden zwei Theile wird bringen lassen, wenn nicht überall Rückverweisungen auf den ersten und zweiten Theil vorkommen sollen. Dabei gewinnt aber das Buch nicht, noch weniger die so höchst wünschenswerthe Verbreitung desselben. Wenigstens wäre es nach unserm Dafürhalten zweckmäßiger gewesen, erst die Geschichte der drei Hauptpersonen ausführlich, genau und umfassend abzuhandeln und dann in einzelnen Nachträgen oder genealogischen Artikeln diejenigen Begebenheiten folgen zu lassen, für die sich in dem Hauptwerke kein bequemer Platz gefunden hätte.

Nachdem Ref. nach Pflicht und Gewissen diesen fast einzigen, aber freilich nicht unbedeutenden, Übelstand des Drumann'schen Werkes gerügt hat, wendet er sich zu dem Inhalt desselben, um seinen Lesern ein einigermaßen ausreichendes Bild von dem Reichthume des historischen Mahles zu entwerfen, welches Hr. Drumann vor uns aufgetragen hat. Denn wir wünschen recht sehr dazu beizutragen, daß dasselbe nicht blos ein Schaugericht bleibe, sondern daß diese kräftige und wohlzube-

*) Über den ersten Theil berichteten wir in Nr. 221 und 222 d. Bl. f. 1835. D. Red.

reitete Speise von recht Vielen mit Verstand und Wohlbehagen genossen werde.

Der vorliegende Theil umfaßt die Geschlechter der Afinier, der Cäcilier, der Calpurnier in den drei Familien Piso, Bestia und Bibulus, der Caninier, der Cassier, der patricischen und plebejischen Claudier, d. h. der Marceller, der Cölier, der Cornelier, die letztern in den Familien Sulla, Lentulus, Cethegus, Dolabella, Cinna, Balbus, und der Cornificier. Viele berühmte Namen einzelner Männer von sittlicher Kraft und Stärke, aber weit mehr kühne Machthaber und Freunde unumschränkter Gewalt sind in diesen Geschlechtern vereinigt, viele Details über einzelne Personen und Verhältnisse treten in größter Klarheit hervor und würden noch mehr Licht auf jene unruhige Zeit werfen, in welcher der Freistaat Rom zur Monarchie wurde, wenn nicht die zerstückelte Anordnung des Werkes den Gesammteindruck erschwerte. Dieser Gesammteindruck wird dem Leser indeß doch in drei Epochen zu Theil, die wir als die wichtigsten und an großen Begebenheiten reichsten in diesem Theile bezeichnen. Wir meinen die Zeit des Sulla, die Streitigkeiten zwischen Cicero und Clodius und den Antheil des Cassius an den Begebenheiten, durch die Cäsar's Tod vorbereitet und herbeigeführt wurde. Wir glauben diesen drei Zeitabschnitten eine etwas ausführlichere Betrachtung widmen zu müssen.

Die Geschichte Sulla's ist in den letzten Jahren von Zachariä in einem sehr gehaltvollen Werke und von zwei jüngern Gelehrten, A. Wittich und C. Ramshorn, in zwei Erstlingsschriften behandelt worden. Hr. Drumann konnte nach seiner eignen Erklärung auf die erste dieser Schriften nicht Rücksicht nehmen, da er sie erst nach Vollendung seines Manuscripts erhielt, der beiden andern hat er nirgend gedacht. Die Schriften und Forschungen Neuerer sind überhaupt von Hrn. Drumann nur selten benutzt worden, und wenn wir auch zugeben, daß grade für diesen Theil der römischen Geschichte die Ausbeute in den letzten 10 bis 15 Jahren (mit Ausnahme des Schlosser'schen Werks, das doch zu hoch steht, als daß es ganz hätte dürfen übersehen werden) nicht allzugroß gewesen sei, so hätte doch hier und da manche kleine oder Gelegenheitsschrift benutzt werden können. Beim Cassius Parmensis (S. 161—163) z. B. hätten Weichert's gelehrte Abhandlungen: „De Cassio Parmensi" (Grimma 1833 u. 1834), eine Berücksichtigung verdient, wie es Hrn. Drumann auch nicht unlieb sein wird, die Bemerkungen des genannten Forschers über Octavian in seinem neuesten Programm: „De Caesaris Augusti scriptis eorumque reliquiis" (Grimma 1835), mit den seinigen im ersten Theile zusammenhalten zu können. In Beziehung auf Sulla schildert der Verf. zuerst den Boden, auf welchem er auftrat. Seit dem Aufkommen der Nobilität strebte Rom wieder nach dem Gleichgewichte, Optimaten und Volkspartei standen gegeneinander und die Gracchen gaben die Losung zum Kampfe, die Wagschale sank auf diese und auf jene Seite, ohne daß ein Gleichgewicht gewonnen wurde. Die Vornehmen wurden zuerst der Hochherzigkeit und den einfachen Sitten der Republik entfremdet, die Selbstsucht bemächtigte sich ihrer, sie erkauften Ämter, um in den Provinzen zu rauben, und raubten, um in Rom fortschwelgen zu können. Aus diesen Beamten bildete sich der Senat, kräftige Naturen schwangen sich in die Reihen der Senatoren hinauf, aber sie nahmen als Senatoren das Verbrechen in Schutz, weil sie sich selbst schuldig fühlten, sie rissen das Richteramt an sich, um die Gesetze unwirksam zu machen, und wurden als Ausschuß der Optimaten selbst zur Partei, während sie als Senat über den Parteien hätten stehen sollen. So lernte das Volk im Senate Gesetz und Magistrate verachten, es bedurfte eines Führers und fand ihn in Marius, während Sulla an die Spitze der Optimaten trat. Beider Ziel war zunächst die Provinz Asien und der Mithridatische Krieg (S. 438—495). Die Geschichte dieses Krieges in Asien und Griechenland ist mit vieler Klarheit erzählt worden, ebenso die des Bürgerkrieges in Rom und der Siege Sulla's über den jüngern Marius und die mit ihm verbündeten Samniten und Lucaner. Hierauf hatte Sulla Vieles zu rächen, denn er hatte den Bürgerkrieg nicht veranlaßt, er war für ihn Nothwehr gewesen. Denn die Häupter der Volkspartei versuchten ihm den Krieg mit Mithridat zu entziehen, zu welchem er durch Gesetz und Verfassung berufen war; sie bewirkten, daß er unter den dringendsten Umständen keine Hülfe erhielt, daß er und seine Anhänger geächtet, seine Güter zerstört, die Seinigen und die ihm günstigen Optimaten vertrieben oder getödtet wurden. Über diesen Wendepunkt in Sulla's Leben läßt sich Hr. Drumann auf S. 470 also vernehmen: „Die Rache verschaffte ihm zugleich die Mittel, seine Freunde und sein Heer zu belohnen, und endlich hoffte er die Volksherrschaft in ihren Urhebern und Vertheidigern bis auf die Wurzel auszurotten. Geld und Blut war demnach die Losung, und in Sulla's Gesinnungen lag die Ursache nicht allein; die Herrschsucht hatte gar keinen Antheil daran, er wollte Feinden und Freunden vergelten und die Ordnung herstellen, ehe er sich zurückzog. Schon war in den Schlachten reichlich Blut geflossen, aber man hatte mit dem eignen gezahlt, und der Todten waren noch nicht genug, um die Wuth und die Habsucht der Lebenden zu befriedigen und, bei einer noch immer drohenden Stellung der Gegner, bei der Gährung unter den neuen Bürgern, die Verfassung zu sichern, hieß verbannen soviel als außerhalb Italiens Massen bilden, welche, von erbitterten Provinzen unterstützt, Rom verderben konnten. Sulla wich aber nicht blos der Nothwendigkeit, er unterlag nicht blos dem Fluche jeder staatsbürgerlichen Umwälzung, er fügte zu ihrem Schrecken das Entsetzliche, das Gräßliche hinzu." Es folgten hierauf die Proscriptionen. Bei diesen Ereignissen erinnert man sich unwillkürlich an die Schreckenstage der ersten französischen Revolution und an Barrère's Styl, der die terroristischen Grausamkeiten nur „formes un peu acerbes" nannte. Sulla's Wort, als der Senat erschreckt auffuhr, indem er das Geschrei der 4000 hingemordeten Samniter vernahm, man möchte sich nicht schrecken lassen, indem er nur einige Empörer hinrichten ließe (Hoc agamus, seditiosi pauculi meo jussu occidantur nach Seneca „De clementia" 1, 12), ist in demselben Sinne gesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der neue Roman der Mad. A. Dupin: „Marguerite", in zwei Bänden, bekundet aufs Neue das leichte und anmuthige Talent der Verf., das Aufmunterung verdient.

Dr. Buckland erklärte neulich in einer Sitzung der britischen Gesellschaft, daß die Welt Millionen Jahre alt sei, und daß gelehrte Hebräer eben eine neue Auslegung der beiden ersten Capitel der Genesis gegeben hätten. Ein französisches Blatt macht dazu die Bemerkung, daß man uns noch ohne Zweifel einmal belehren würde, die Welt habe gar keinen Anfang gehabt. 4.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben Napoleon's

kritisch geprüft.

Aus dem Englischen.

Nebst einigen Nutzanwendungen auf „Das Leben Jesu von Strauß".

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 304. — 30. October 1836.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff und Andern. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 303.)

Das dritte Capitel ist der vergleichenden Anatomie der Hand gewidmet. Der Verf. zeigt sich hier in seiner ganzen Größe, indem er die ganze Gliedmaße, worunter er die verschiedenen Knochen von der Schulter bis zu den Fingern versteht, und die Anordnung ihrer Theile durch die ganze Thierreihe betrachtet. Er beschreibt sie, wie sie beim Menschen ist und bei den obersten Thieren, denjenigen, welche ihre Jungen säugen, wie bei denen, die sich durch Eier fortpflanzen, bei Vögeln, Reptilien, Fischen; er verfolgt die Knochen, welche durch gewisse gemeinsame Charaktere als ein und derselbe, zu verschiedenen Zwecken verwendeter Knochen erscheinen, durch die ganze Reihe, von der Menschenhand bis zur Flosse. Er betrachtet sie beim Maulwurf, wo sie zu einem kräftigen Grabwerkzeuge verbunden erscheinen, mittels dessen das Thier unter dem Boden sich einen Weg gräbt; er zählt jeden Knochen im Flügel des Adlers, um zu sehen, wie sie für ein neues Element angeordnet sind, sodaß der Flügel sich so kräftig in die Luft schwingt, als die Flosse des Salmen das Wasser peitscht; der volle Huf des Pferdes, der gespaltene Fuß des Wiederkäuers, die Tatze mit einziehbaren Krallen beim Katzengeschlecht, die langen zurückgeschlagenen Nägel des Faulthiers treten auf unter den mannichfaltigen Modificationen in der Anordnung jener Knochenkette, welche beim Menschen den verwickelten Bewegungen der Hand dient. Auch die Skelette der urweltlichen Thiere, des Plesiosaurus und Ichthyosaurus, des Pterodaktylus, Megalonyx sind in Betracht gezogen worden, und wenn man die in den Gebirgsarten eingeschlossenen organischen Reste mit Münzen verglichen hat, die zum Gedächtniß der großen Umwälzungen geschlagen worden, welche die Erde betroffen, so kann man in dieser Beziehung dem Verf. den Beinamen eines guten Numismators nicht versagen.

Im vierten Capitel werden die Muskeln des Arms und der Hand, insbesondere aber ihre Verrichtungen nach zwei Rücksichten betrachtet. Einmal nämlich wird die Lebenskraft der Muskeln durch Beispiele erörtert, dann die mechanischen Verhältnisse in ihrem Bau und ihrer Befestigung. Bei den Muskeln sehen wir in jeder Beziehung die Kraft zum vorliegenden Zwecke aufs reichlichste verliehen, nirgend aber auch nur im Geringsten etwas Überflüssiges. Soll ein Glied durch die Thätigkeit eines Muskels, oder einer ganzen Partie von Muskeln bewegt werden, so ist ihnen nicht etwa in solchem Maße Kraft verliehen, daß sie die ihnen das Gegengewicht haltenden Muskeln, ihre sogenannten Antagonisten überwältigen können; nein, sondern die positive Kraft schwindet gleichzeitig in diesen Antagonisten; sie erschlaffen, verlängern sich, und denjenigen Muskeln, welche sich grade im Zustande der Zusammenziehung befinden, wird somit ihr Geschäft verhältnißmäßig leicht. Der zweite Punkt, das mechanische Verhältniß der Muskeln ist einfacher. Bei sämmtlichen Muskeln der Glieder laufen die Fasern in schiefer Richtung. Die dergestalt schiefwirkende Faser verliert an Kraft, erhält aber damit die Eigenschaft, beim Zusammenziehen das an ihr unteres Ende Befestigte durch einen größern Raum zu ziehen, und somit wird an Geschwindigkeit gewonnen. Dieser Mechanismus erklärt sich nun aus dem Gesetz, daß Geschwindigkeit der Bewegung durch den Raum und Kraft oder Gewicht einander gleich sind. Hier im Muskel wird Kraft aufgegeben, um dafür Geschwindigkeit der Bewegung zu erhalten. Dasselbe wird erzielt durch die Weise, wie die Sehnen der Muskeln über die Gelenke laufen. Sie würden ungleich kräftiger wirken, liefen sie in grader Linie zu den Zehen oder Fingerspitzen; damit aber, daß sie in Scheiden niedergehalten werden, bewegen sie Finger und Zehen mit einer dem Kraftverlust proportionalen Geschwindigkeit.

Im fünften Capitel werden diejenigen Organe mancher Thiere, welche als unvollständige Vertreter der Hand erscheinen, mit derselben verglichen. Es gibt dies dem Verf. Gelegenheit zur Mittheilung mancher interessanten Thatsachen in Bezug auf die Organisation verschiedener Thiergeschlechter. Unter Anderm erfahren wir, daß es einen, unter dem Namen Harlekin, Lophius histrio, bekannten Fisch von seltsamer, grotesker Gestalt gibt, dessen Brustflossen kurzen Armen gleichen und unten fingerförmig getheilt sind. Renau erzählt in seiner „Geschichte der Fische", er habe einen Fisch der Art gesehen, der drei Tage außer dem Wasser gewesen und wie ein Hund im Hause herumgelaufen. Der Umstand, daß er sich außerhalb des

Waſſers bewegen kann, iſt nicht ohne Intereſſe, weil er auf den Nexus zwiſchen Organen hinweiſt, welche ſcheinbar rein nichts miteinander zu thun haben. Man will die Thatſache, daß dieſer Fiſch außer dem Waſſer leben könne, noch bezweifeln; aber die Bildung ſeiner Kiemen, d. h. ſeiner Athmungswerkzeuge, macht den Verf. geneigt, daran zu glauben, und ſeine Lebensweiſe erfodert wol eine ſolche Einrichtung. Bei dieſem Fiſchgeſchlecht öffnet ſich nämlich kein Kiemendeckel, um das geathmete Waſſer frei hinten hinauszulaſſen, wie bei den meiſten Fiſchen, ſondern das Waſſer entleert ſich durch eine kleine Öffnung, welche, wie Owen annimmt, durch einen Schließmuskel verſchloſſen werden kann. Die Höhlen, in welchen die Kiemen liegen, ſind ſehr groß, und daher rührt zum Theil der monſtröſe Kopf des Fiſches. Somit ſind bei ihm nicht nur die Floſſen in Füße, ſondern auch die Kiemendeckel in Waſſertaſchen umgewandelt, wodurch die Kiemen ihre Verrichtung fortſetzen, auch wenn kein Waſſer zuſtrömt, d. h., wenn der Fiſch im Schlamm oder in ſeichten Pfützen liegt; denn grade hier ſucht er ſeine Beute, und die Weiſe, wie er ſie zu angeln verſteht, iſt ſehr merkwürdig. Doch es gibt auch noch andere Fiſche, welche ſich außerhalb des Waſſers auf trocknem Boden bewegen können, ja ſogar Bäume erklettern, ohne vom Waſſer dahingeführt zu ſein. Die Perca scandens ſteigt auf Bäume mittels der Stacheln an ihren Kiemendeckeln und der ſtachligen Strahlen in ihren Floſſen.

Das ſechste Capitel gibt weitere Belege aus der vergleichenden Anatomie und als Schlußfolgerung daraus, daß nur die Macht, welche das Schöpfungswort rief, im Stande iſt, die Veränderungen im Weſen der Thiere hervorzubringen, wodurch ſie ihren verſchiedenen Zuſtänden angepaßt werden, daß ihre Organiſation vorherbeſtimmt, nicht erſt hinterher vom Zuſtande der Erde oder den umgebenden Elementen bedingt iſt. Auch eine dem Thiere inwohnende Eigenſchaft erklärt nimmermehr die mit dem Einzelweſen vorgehenden Veränderungen, ſo wenig als die im Schooſe der Arten vorkommenden Varietäten. Alles weiſt darauf hin, daß die Arten jede für ſich geſchaffen ſind, daß nicht ein Urtypus allmälig zu den Arten zerfallen iſt, und mit jeder andern Annahme als derjenigen, daß jedesmal den wechſelnden Verhältniſſen der unorganiſchen Erdmaſſe, dem Zuſtande des Waſſers, der Atmoſphäre, der Temperatur entſprechende Thiere neu geſchaffen worden ſind, verwickelt man ſich nur in unendliche Schwierigkeiten.

(Der Beſchluß folgt.)

Geſchichte Roms in ſeinem Übergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung u. ſ. w. Von Wilh. Drumann. Zweiter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 303.)

Mit vieler Gründlichkeit hat Hr. Drumann die von Sulla beabſichtigte Reſtauration der Optimaten in Rom geſchildert (S. 475—495). Wir wollen die Hauptpunkte in der Kürze zuſammenfaſſen. Sulla's Ziel war die Herſtellung der Republik in ſeinem Sinne, eine Verfaſſung, welche den Optimaten ihre Herrſchaft ſicherte. Daher ward er Dictator; aber er war äußerlich nicht ganz frei, weil die Nobilität ihn als ihr Haupt und die Menge, durch die er geſiegt hatte, ihn als ihren Schuldner in Anſpruch nahm; er war innerlich befangen, weil er jene Anſprüche gegeneinander auszugleichen, durch den Arm der Menge ſein Werk befeſtigen zu können glaubte und dabei ſelbſt ein Sklav ſeiner Leidenſchaften war. In dieſer Abſicht erließ er viele Disciplinar- und Criminalgeſetze, er verfolgte den Ritterſtand und beſchränkte die Macht der Tribunen, er ſetzte geſchärfte Strafen auf die Habſucht und Geldgier der Optimaten; aber zu den Geſchworenen, die in ſolchen Fällen Beiſitzer des Gerichts ſein ſollten, beſtellte er wieder Optimaten oder Senatoren, und verſchaffte dem ganzen Stande durch das Corneliſche Geſetz über die Provinzen Gelegenheit, dieſe länger als zuvor zu berauben. Überdies ſtellte er ſich ſelbſt über ſeine Geſetze. Sein Geſetz beſchränkte den Aufwand und er gab dem Volke die ſchwelgeriſchſten Gaſtmähler; er gebot eheliche Treue und lebte ſelbſt im Ehebruche; er verpönte den Mord und ließ Lucretius, Oſella und Granius ohne Urtheil und Recht tödten; er gab ein Majeſtätsgeſetz und verführte die Majeſtät des römiſchen Volks mehr als Alle. Auch hierin war Sulla ſehr von Napoleon verſchieden, den vor mehren Jahren Jouy unter Sulla's Maske hat auf dem franzöſiſchen Theater erſcheinen laſſen. Napoleon kannte ſeine Franzoſen: er wußte, daß er Alles mit ihnen machen, daß er ihnen Alles aufbürden könnte, wenn er ihnen nur ihre gloire ließe. Ferner ließ Sulla in ſeiner Staatsverwaltung unbeachtet, daß der krankhafte Zuſtand des Reichs zunächſt durch den Senat verſchuldet war, mithin durch die obern Claſſen der Geſellſchaft, aus denen er ſeine Mitglieder empfing; er mußte alſo ihr Erzieher werden und die ſittliche Wiedergeburt derſelben als das ſicherſte Mittel betrachten, dem wankenden Staatsgebäude Feſtigkeit zu geben. Indeß ſogar der Verſuch dazu unterblieb, was nicht hätte geſchehen ſollen, wenngleich Hr. Drumann ſelbſt zugibt (S. 504), daß die Wiedergeburt der Republik unter den damaligen Umſtänden unmöglich und daß ſelbſt im entgegengeſetzten Falle Sulla nicht geeignet war, eine ſolche zu bewirken. „Eine ſittliche Wiedergeburt Roms", ſagt er, „war damals nur eine Aufgabe für einen Monarchen. Rom verabſcheute die Monarchie und war auch ſtark genug, ſich ihrer zu erwehren: auch der Ausgezeichnetſte konnte nur im Dienſte einer Partei das Ruder führen und nur ſolange, bis ihr der Sieg geſichert war. Die Nobilität wurde zur Trägerin der Republik, zur Stütze des Staats beſtimmt und erhielt als ſolche durch bedeutende Vorrechte eine äußere Weihe; ein auf innere Vorzüge, auf ſittliche Würde gegründetes Anſehn und Vertrauen ſchien überflüſſig." Was der Verf. in der letztern Beziehung über Sulla's ſittlichen Werth und die ſichtbare Verlegenheit der alten Schriftſteller, ſo oft ſie veranlaßt ſind, ſich über denſelben zu äußern, geſprochen hat, iſt ſehr überlegt und durchdacht, ſodaß nur der beſchränkte Raum uns hindern konnte, Mehres daraus unſern Leſern mitzutheilen.

Wir wenden uns jetzt zu der zweiten, von uns oben bezeichneten Epoche, die Cicero's Streitigkeiten mit Clodius umfaßt. Auch hier zeigt ſich dieſelbe Genauigkeit im Arbeiten und Forſchen, dieſelbe quellenmäßige Beleſenheit, dieſelbe Bemühung, klar und überſichtlich den Stand der Parteien und den Gang des Streites zu ſchildern, ſodaß dieſer Theil der römiſchen Geſchichte durch Hrn. Drumann unſtreitig ſehr gewonnen hat. Wir vermögen nur Einzelnes hervorzuheben, können dies aber um ſo weniger unterlaſſen, da unſer Urtheil über eine der Hauptperſonen, über Cicero, mit dem des Verf. nicht überall übereinſtimmt. Im Allgemeinen bemerkt der Verf., daß Laſter und Verbrechen ihren Sitz in den oberſten Claſſen hatten, aus welchen der Senat hervorging, in ihm lernte das Volk Sitte und Geſetz verachten. Die Nobilität war ſchlaff und begehrte doch in ihrer Schlaffheit das Höchſte; ſie ermannte ſich erſt bei Thapſus und Pharſalus, als ſie das Recht, allein zu glänzen und zu genießen, als ſie ihr größtentheils in den Provinzen geraubtes und erpreßtes Gut für immer dahingeben ſollte (S. 196, 242, 288). Dieſen Zuſtand der Geſellſchaft kannte

Clodius. Er hat nie einen tief angelegten Plan wie Cäsar verfolgt, die Herrschaft in Rom war nie sein Ziel, ebenso wenig der Umsturz der Verfassung, er wollte zuvörderst nur Ungebundenheit und die Vortheile und Ehren, deren Besitz ein Optimat sich durch die Verwaltung von Magistraturen verschaffen konnte. Die Parteiungen erleichterten ihm dies. Eben weil er den Einzelnen angriff und die Parteien nur dann, wenn sie sich für seinen Gegner erklärten, zeigte sich ihnen sein Treiben auch von einer gefälligen Seite. Den Optimaten war es erwünscht, daß er Pompejus, den Triumvir, demüthigte, und diesem, daß er die Optimaten in Furcht erhielt; Cäsar'n aber frommte das städtische Gezänk, welches er mit unsichtbarer Hand beförderte, denn er wußte, daß diese Großen, welche jetzt mit kindischer Freude Einer den Andern unter der Zuchtruthe des Clodius sahen, sich gegen ihn verbinden würden, und das Gelingen seiner Entwürfe hing davon ab, daß sie jetzt noch getrennt blieben. Der Streit mit Cicero lenkte den Clodius aus seiner Bahn, die Rachgier bemächtigte sich seiner, aber sie verblendete ihn nicht, er entwickelte eine Schlauheit und Festigkeit, wodurch die Gegner vollkommen getäuscht und überwunden wurden. So geschah es namentlich bei Cicero's Verbannung und bei Cato's Entfernung aus Italien nach Cypern, die vom Verf. (S. 262—268) sehr geschickt dargestellt worden ist. Nach diesen Begebenheiten begann eigentlich der Häuser- und Straßenkrieg zwischen Milo und Clodius, und Fechterbanden entschieden da, wo sonst der Senat gesprochen hatte, bis nach fünf Jahren Clodius in einem solchen Kampfe bei Bovillä erschlagen wurde. „Clodius", sagt Hr. Drumann am Schlusse seiner Charakteristik, „verbarg sich nicht hinter der Tugend und buhlte nicht mit dem Gesetze, seine Geschichte ist sein Gericht; aber nur dann wird man ihn nicht falsch beurtheilen, wenn man das Gemälde Roms aus dieser Zeit ins Auge faßt und die andern widerwärtigen Gestalten in den Reihen der Optimaten mit der seinigen vergleicht." (S. 369, vgl. S. 320.)

Dem Clodius gegenüber steht Cicero, kein Kriegsmann, kein Raufbold, kein Mann von entschiedener Nichtswürdigkeit, deren Clodius von den alten Schriftstellern auf das deutlichste angeklagt wird, sondern ein Mann des Friedens, ein Freund des Vaterlandes und seiner republikanischen Verfassung, ein warmer Anhänger der Nobilität, weil er in ihr die Optimaten (die optimi cives) des Staats zu erkennen glaubte. Hr. Drumann urtheilt freilich anders. Er, der sonst so gerecht ist und nicht leicht ohne die ausdrücklichsten Zeugnisse verdammt, hat in diesem Theile wie im ersten (was auch von uns nicht ungerügt geblieben ist) mit einer so vorgefaßten Meinung über Cicero geschrieben, daß er dadurch wirklich ungerecht geworden ist. Es fällt uns nicht ein, wie Middleton und der freiburger Professor Weißgerber gethan haben, Alles an Cicero loben zu wollen, wir erkennen willig seine Schwächen an, billigen nicht überall seine Ansichten und geben gern zu, daß ihn seine erträumte Menschenkenntniß öfters habe Mißgriffe thun lassen. Aber Hr. Drumann sagt gar von Cicero, daß sein Haß gegen die Machthaber nicht aus dem Eifer für die Republik hervorgegangen sei, sondern nur aus Rücksicht auf seinen Ruf (S. 227), daß er nur dem Triebe der Selbsterhaltung gefolgt sei und daß man erst nach seiner Rückkehr aus der Verbannung von ihm vernommen, daß er nur im Interesse des Vaterlandes gehandelt habe, als er aus Rom wich (S. 250, 254), daß er seinen Privatzwist mit Clodius zur Staatsangelegenheit gemacht (S. 298), daß ihm nach seiner Rückkehr nur Stolz und Eigennutz geleitet habe (S. 316), und daß die Erkenntlichkeit, welche er nach diesem Ereigniß dem Volk und dem Senate bezeigte, ihm fremd gewesen sei, daß es aber dem Sachwalter leicht gelingen konnte, Gefühle zu heucheln und ihnen durch die stärksten Ausdrücke die Farbe der Wahrheit zu leihen (S. 301). Überhaupt liebt der Verf. es besonders, Cicero als Sachwalter zu bezeichnen, und behauptet, daß er in sämmtlichen Reden, wo er pro aris et focis kämpft, Alles nur zu seinem Vortheile kehrt, von Zorn und Begierde fortgerissen, keine strenge Ordnung beobachtet, sich wiederholt und von einem Gegenstande abspringt, um gegen verhaßte Widersacher Ausfälle zu machen (S. 312), daß er überhaupt nur vergöttern oder verdammen konnte, daß ihm seine Reizbarkeit und seine Verwöhnung auf der Rednerbühne nicht erlaubt hätten, sich in der Mitte zu halten (S. 365).

Gegen so harte Anklagen bemerken wir nur Folgendes, was der Prüfung aller Unparteiischen empfohlen sein mag. Cicero erscheint während seines Lebens als ein großer und guter Bürger, ein beredter Freund der Unschuldigen und Unterdrückten, für die er so manches hochherzige Wort gesprochen und dadurch seinem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Aber aus Liebe zu diesem Vaterlande und zu der glanzvollen Vorzeit desselben verkannte seine Bürgertugend, daß sich die Zeiten sehr geändert hatten, daß Einzelne da befählen, wo früher die Besten des Staates in freier Berathung das Wohl desselben besprochen hatten, er glaubte, wie Wachler („Handbuch der Geschichte der Literatur", I, 195), sehr wahr bemerkt hat, mit gleicher Gutmüthigkeit, wie Pütter an die deutsche, an die römische Verfassung, für welche nur Bürgersinn Gewähr leisten konnte. Daher sprach er auch gern von der Zeit, wo er ohne Anwendung der bewaffneten Macht den Staat gerettet hatte, von dem Jahre seines Consulats, das, wie Niebuhr so schön sagt („Röm. Gesch.", I, 592), ein ganzes Leben werth war; und wenn wir auch auf der einen Seite zugeben, daß er nicht frei von Eitelkeit war und daß ihm Lob und Ruhm bei der Nachwelt als das Höchste galten, so darf auf der andern Seite auch nicht verkannt werden, daß die Sitte des Alterthums in solchen Fällen dem Selbstgefühl verstattete, sich offener und unumwundener auszusprechen, als es bei uns gewöhnlich ist.*) Rief doch das römische Volk dem abgehenden Consul Cicero mit Jauchzen zu, daß er wahr gesprochen habe, als er mit lauter Stimme schwor, er habe in seinem Consulate das Vaterland vom Verderben errettet (Rede gegen Piso, Cap. 3). Ja, es hat selbst die neuere Zeit die Staatsmänner nicht ruhmredig gescholten, die im Gefühl ihrer Würde mit Zufriedenheit ihrer Verwaltung gedachten. Der edle Sully durfte sich in seinem Briefe an Maria von Medici (s. Raumer's „Geschichte Europa's", IV, 8) rühmen, daß er die wichtigsten Angelegenheiten des Staats mit unerwartetem Erfolge geleitet und ihn aus einem tiefen Abgrunde des Elends auf den Gipfel des Ruhms erhoben habe; er durfte wünschen, daß seine Dienste für immer in den Herzen der Franzosen eingegraben blieben. Aloys Reding konnte über seine Amtsführung vor der Landgemeinde zu Schwyz reden wie der ältere Scipio auf dem Capitol zu den Römern, und noch in unsern Tagen durfte einer der größten Minister, die Frankreich gehabt hat, Casimir Périer, in der Deputirtenkammer am 21. Dec. 1831 ungescheut sagen: „Ich darf mit Recht die Achtung meines Landes verlangen, da mein Gewissen mir sagt, daß ich sie verdiene; — ich begehre von Niemandem eine Nachsicht, deren ich nicht bedarf und die ich nicht annehme." Wie Périer war auch Cicero reizbar, und wenn ihn also auf der Rednerbühne der Eindruck des Moments fortriß, wenn er der Erinnerung an die Vergangenheit mitunter zuviel einräumte, wenn ihn der Drang ineinandergekeilter und verketteter Umstände anders handeln ließ, als es uns bei kalter, besonnener Überlegung in unserm Studirzimmer erscheint, da mögen wir immerhin seinen Verstand tadeln, aber wir dürfen die Rechtlichkeit seiner Gesinnung nicht verdächtigen, oder seinem Willen und seinen Absichten, wo er frei handeln konnte, unedle, selbstische Motive unterlegen. Demnach scheint es uns, um nur bei Einem stehen zu bleiben, selbst nach den von Hrn. Drumann auf S. 366 angeführten Stellen zweifelhaft, ob Cicero so bestimmt den Milo zu Clo-

*) So Graf Platen (Sonett 37) im antiken Sinne:

„Wies auch die Tadler an mir tadeln mögen,
Ich halte nie der Seele Muth in Schranken.
Was wären wir, mit denen Alle zanken,
Wenn wir uns selbst das Bischen Ruhm entzögen?"

Bankruptcy, continued.

Bankruptcy Act, 1914, continued.

Bankruptcy Rules, 1915, continued.

Bankruptcy Rules, 1915, continued.

Bankruptcy Rules, 1915

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 305. — 31. October 1836.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff und Andern. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 304.)

Das siebente Capitel handelt von der Empfindlichkeit und dem Tastsinne. Alle Sinnorgane, das für den Tastsinn ausgenommen, finden wir bei den Thieren vollkommener als beim Menschen. Im Tastsinn, dessen Sitz die Hand ist, behauptet der Mensch den Vorzug. Beim Tasten der Hand kommt aber ein doppelter Sinn ins Spiel; es ist nicht genug, daß wir die Berührung des Gegenstandes fühlen, wir müssen uns auch des Aufwands von Muskelkraft bewußt werden, die dazu erfoderlich ist, den Gegenstand zu erreichen und mit den Fingern daran herumzugreifen. Bei letzterer Kraftäußerung kommt wirklich der Wille ins Spiel; gegen den Tastnerven selbst dagegen findet so wenig eine Determination desselben statt als gegen jeden andern Sinnnerven. (Die Richtigkeit dieser Annahme hat bereits unser Landsmann Steinbuch durch einen sinnreichen Versuch außer Zweifel gestellt. Er ließ nämlich die Oberfläche eines ebenen Spiegels ganz dünn mit sogenanntem Hexenmehl (Sem. lycopod.) bestreuen, verband sich die Augen und ließ durch einen Freund diesen Spiegel so unter seiner, ihn leise berührenden Fingerspitze wegbewegen, daß dadurch solche Linien und Figuren auf der Spiegelfläche gezeichnet wurden, wie sie der Freund haben wollte. In der Sinnesvorstellung, die Steinbuch dabei erhielt, erkannte er die Wirklichkeit des Daseins eines die Fingerspitze rührenden äußern Objectes. Er unterschied die Zeit des Anfangs, der Dauer und des Endes der äußern Rührung. Er erkannte in ihr, daß es kein rauher, sondern ein glatter Körper sei, der seine Fingerspitze rührte. Er erkannte also bei dieser passiven Rührung des Organs die tastbare Beschaffenheit des äußern Objects. Aber das war auch Alles, was er bei aller Wiederholung und Abwechselung dieser passiven Versuche durch diese passive Rührung seiner Fingerspitze zu erfahren vermochte. Von Erkenntniß der Größe, Gestalt, Richtung u. s. w. der so gezeichneten Linien war von fern keine Rede, denn beim Öffnen seiner Augen war er gewöhnlich verwundert, auf der Spiegelfläche eine durch seine Fingerspitze gezeichnete Figur zu finden, die er zu finden keineswegs erwartet hatte.) Wir übergehen, was der Verf. zur Bestätigung der Sätze anführt, daß die Empfindlichkeit eine verschiedenen Theilen des lebenden Körpers besonders angepaßte, nicht etwa eine das Leben nothwendig begleitende Eigenschaft ist und noch weniger als eine Folge der Feinheit des Gewebes erscheint; daß sie in ihren verschiedenen Modificationen nach dem Wesen jedes Organs, besonders nach dem Grade, in welchem es äußerlich bloßliegt, und auf seinen Schutz berechnet ist; daß ferner die Empfindlichkeit eine auffallend anders geartete wird, je nachdem die Organe äußere oder innere sind, und daß ihre Verrichtung immer darauf hinausläuft, eine nothwendige oder heilsame Thätigkeit im Organ aufzurufen, und endlich, daß Schmerz nirgend als Quelle von Leiden oder als bloße Strafe auftritt, oder ohne daß sich große, wesentliche Vortheile nachweisen ließen, die ihm reichlich das Gegengewicht halten, kurz, ohne daß wir gestehen müssen, der Theil hätte nicht besser, nicht sinnreicher geschützt werden können.

Das achte Capitel, welches von den Sinnen im Allgemeinen handelt, lehrt uns, daß nicht allein die Sinnorgane eigens für bestimmte Classen von Sensationen gebaut sind, sondern daß auch die zwischen dem Gehirn und dem äußern Organe verlaufenden Nerven respectiv für keine andern Sensationen empfänglich sind als für solche, welche durch die Organe, denen sie angehören, vermittelt werden. Jedweder Eindruck auf den Sehnerven, den Gehörnerven, Riechnerven, Geschmacksnerven erregt keine andere Empfindung als die des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens; nicht allein, weil die Nervenenden besonders auf äußere Eindrücke berechnet sind, sondern weil die Nerven auch in ihrem ganzen Verlaufe, und wo immer sie gereizt werden, im Geiste nur diejenige Vorstellung erzeugen können, für die sie bestimmt sind, keine andere. Ferner wird die Beziehung nachgewiesen, in welcher die Oberhaut zum Gefühls- und Tastsinne steht. Sie ist das Organ des Tastsinns insofern, als sie das Medium abgibt, durch welches die äußern Eindrücke zu den Tastnerven gelangen. An den Fingern finden sich alle Vorkehrungen zur Ausübung dieses Sinns beisammen. Die Nägel geben den Fingern Halt; sie sind breit, schildförmig, um das elastische Kissen zuoberst zu unterstützen, und durch ihre Rundung und Elasticität sind die Fingerspitzen aufs trefflichste zum Tasten eingerichtet. Das Kissen an

der Fingerspitze ist ein wesentlicher Theil des äußern Apparats. Nach der Bemerkung eines scharfsinnigen Mannes können wir mit der Zunge den Puls an der Handwurzel nicht fühlen; daran ist nicht die Unempfindlichkeit der Zunge, sondern die Feinheit ihres Gewebes schuld. Sie ist nicht dazu gemacht, jenen eigenthümlichen Stoß fortzupflanzen, wofür dagegen das feste, elastische Polster des Fingers besonders geschickt ist. (Zur Bestätigung dieser Beobachtung erlaubt sich Ref. hinzuzufügen, daß man allerdings den Puls mit der Zunge fühlen kann, wenn man ihr eine feste Unterlage gibt, indem man sie gegen die untere Zahnreihe umschlägt und an diese andrückt.)

Im neunten, vom Muskelsinne handelnden Capitel theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen über die Entwickelung des Tastsinnes beim Kinde mit und zeigt insbesondere, daß diese Entwickelung nicht unter dem bloßen Einflusse der Vernunft geschehe, sondern daß eingeborene, instinctive empfindliche Kräfte den ersten Anstoß dazu geben. Überhaupt würden wir ohne einen eigenthümlichen Sinn für die Thätigkeit der Muskeln, oder ohne das Bewußtsein vom Grade der beim Tasten angewandten Kraft durch den eigentlichen Tastsinn so gut wie nichts erfahren können, und der Verf. weist nach, wie die Bewegung der Hand und der Finger, und das Gefühl oder das Bewußtsein ihrer Thätigkeit sich mit dem eigentlich sogenannten Tastsinne verbinden muß, bevor wir ihm den Einfluß auf die andern Organe zuschreiben können, den er wirklich besitzt.

Obwol nun der Verf. in der Menschenhand ein Werkzeug von der höchsten Vollendung anerkennt, welches den höhern geistigen Anlagen des Menschen entspricht und womit er auszuführen im Stande ist, was er nur zu ersinnen vermag, so beweist er doch im zehnten Capitel, daß sie nicht die Quelle des Scharfsinns und der Kunstfertigkeit und also auch nicht der Überlegenheit des Menschen sei. Allerdings herrscht zwischen den Trieben der Thiere, ihrem Bau und ihrer äußern Organisation die vollkommenste Übereinstimmung, und man könnte meinen, der zufällige Gebrauch des Organs könne zu häufigerer Übung desselben führen und so eine entsprechende Disposition erzeugen. Aber die Erfahrung widerspricht dieser Annahme. Sir Joseph Banks sagt in seinen „Abendunterhaltungen", er habe ein Küchlein, dem noch die Eischale am Schwanze hing, eine Fliege fangen sehen. Sir Humphry Davy erzählt, ein Freund von ihm habe im brennenden Sande von Ceylon Alligatoreneier gefunden und aus Neugierde eins zerbrochen; es kam ein junger Alligator heraus, der physisch und moralisch völlig ausgebildet war; denn obgleich er im Sande von der Sonnenhitze ausgebrütet worden, machte er sich doch alsbald dem Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu; hinderte man ihn, so nahm er eine drohende Stellung an und biß in den vorgehaltenen Stock. Wie der Trieb zu gewissen Bewegungen, denen ihre äußern Organe dienstbar gemacht sind, den Thieren eingepflanzt ist, so sind ihnen auch Leidenschaften als Mittel zur Vertheidigung oder zur Erlangung von Nahrung anerschaffen. Die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß Kunstfertigkeit den Verlust der Hand nicht nur überdauert, sondern sich regt und übt, wenn auch von Geburt die Hände fehlen. Leider entwickeln sich aber auch zuweilen die furchtbarsten Leidenschaften und führen zu Verbrechen, unter Umständen, wo man es für unmöglich halten sollte, weil es an den äußern Mitteln zur Ausführung gebricht. Das merkwürdigste Beispiel der Art war ein Mann, der von Geburt keine Arme hatte und doch, wie vom Teufel besessen, mehre Mordthaten beging, bis die Sache endlich entdeckt und er hingerichtet wurde. Dieser Elende war ein Bettler und stellte sich an die Landstraße am Saume eines Waldes, wenige Meilen von Moskau. Er gab der Person, wenn sie ihm eben ein Almosen reichte, mit dem Kopfe einen Stoß vor den Magen, packte sie in der Betäubung mit den Zähnen und schleppte sie in den Wald.

Der Schluß dieses Capitels wendet den Blick des Lesers von blos mechanischen und physiologischen Betrachtungsweisen ab und nach höhern Regionen hin. Es thut wohl, einen Mann wie den Verf., der so tiefe Blicke in die mannichfaltigen Verhältnisse der Natur geworfen und ihren Erscheinungen mit solchem Fleiße und solchem Scharfsinne nachgespürt hat, seine religiösen Ansichten so gemüthlich und schlicht, ohne alle mystische Zuthat aussprechen zu hören. Wir können es uns nicht versagen, zum wenigsten den Schluß dieser Betrachtung mit den eignen Worten desselben wiederzugeben:

Wir haben — so sagt derselbe S. 150 — in einem frühern Abschnitte dieses Werks gezeigt, wie der Mensch durch die Vollkommenheit seiner Hand, als des allzeit fertigen Werkzeugs seines Geistes, zu allen Zuständen geschickt ist, welche er zur Erfüllung seines Geschicks zu durchlaufen haben mag. Wir sehen die Hand zuerst seinen Bedürfnissen dienen und das Leben des Individuums fristen. Auf der zweiten Stufe seiner Entwickelung, wo der Mensch Arbeiter und Handwerker wird, schafft sie im Dienste der Gesellschaft. Auf noch höherer Stufe tritt die Wissenschaft im Bunde mit mechanischem Scharfsinn auf, und die Elemente, welche dem Fortschreiten der Gesellschaft feindlich erschienen, werden just die Mittel, es zu fördern. Die Meere, welche anfangs die Nationen abgrenzten und die Familien der Menschheit auseinanderhielten, sind jetzt das eigentliche Band, das sie umschlingt. Die höhere Chemie hat die Elemente dem Menschen dienstbar gemacht, und Alles strebt hin auf Erfüllung der großen Zwecke, auf die von Anfang an Alles und Jedes hinwies: Vermehrung und Vertheilung der Menschheit über die Erde, Vervielfältigung der Quellen des Genusses und der Bequemlichkeit, Befreiung von zu harter Mühsal und somit Vervollkommnung der höhern, geistigen Fähigkeiten des Menschen. Der Instinct hat die Thiere so weit geführt, bis sie über den ganzen Umfang der ihnen bestimmten Wohnplätze verbreitet waren. Auch den Menschen treibt es vorwärts, und bleibt auch, wenn er seine Vernunft befragt, Vieles dunkel und ungewiß, so strebt doch sein Geist der Erfüllung desselben Endzweckes entgegen, der Erweiterung der Sphäre des Lebens und des Genusses.

Wenn wir so, wie auf einer Karte, den Gang der menschlichen Entwickelung vor uns sehen, so drängt sich uns wieder eine noch näher liegende, gewichtigere Betrachtung auf: zu was dienen uns alle diese Beweise von göttlicher Macht, von Übereinstimmung in der Natur, wozu die prädestinirte Umwandlung der Erde, wozu die Schöpfung des körperlichen und geistigen Menschen, wenn es damit aus ist? wenn sich uns kein unmittelbareres Verhältniß des Individuums zum Schöpfer offenbart?

Doch solcher Stillstand ist nicht unser Loos; im Gegentheil, bei jedem Schritte bieten sich uns Gründe in Menge dafür dar, daß die lebendige Seele zu etwas Höherm bestimmt, daß sie, daß ihr Zustand der Endzweck dieser ganzen Maschinerie, dieser ganzen Reihe von Umwälzungen ist. Und darum ist der Körper so gebrechlich, die Kindheit so hülflos, das Alter so hinfällig, darum ist Schmerz und Krankheit, Unglück und Kummer im Menschenleben; denn auf solchem Wege soll der Mensch erzogen werden, seine Fähigkeiten und seine Tugenden entwickelt, und sein Gemüth einem geistigen Beschützer in Liebe zugekehrt.

Noch sind diesem Werke erläuternde Zusätze beigegeben, in welchen sich der Verf. über manche, mit dem Inhalte desselben verwandte Gegenstände verbreitet, namentlich über die mechanischen Eigenschaften der festen Körpertheile, die mechanischen Eigenschaften der Knochen oder des wahren Skeletts, über die Muskelkraft und die Elasticität, über die Stellung des Kopfes bei den Thieren und das Verhältniß desselben zur Wirbelsäule, über fabelhafte Thiere, über die Vergleichung des Auges mit der Hand, über die Bewegung des Auges in Beziehung auf den Effect des Schattens und der Farbe auf einem Gemälde und über den Ausdruck im Auge. Auch darin finden sich viele höchst interessante, geistreich aufgefaßte Darstellungen und Bemerkungen, welche dem Naturforscher und Philosophen reichen Stoff zu weitern Forschungen geben.

Obwol wir nun dieses ganze Werk als eine höchst interessante Erscheinung in der Literatur betrachten und dem Verf. das Verdienst zugestehen müssen, daß er seinen Gegenstand auf eine sehr geistreiche Weise behandelt und ihn besonders in comparativer Hinsicht so mannichfaltige und anziehende Seiten der Betrachtung abzugewinnen gewußt hat, wie es bisjetzt noch von keinem Physiologen in ähnlicher Weise geschehen ist, so bedünkt uns doch, daß durch seine Arbeit der Gegenstand noch keineswegs erschöpft sei. Insbesondere vermissen wir eine nähere Würdigung der Vorzüge und ausgezeichneten Kunstfertigkeiten, wodurch sich die menschliche Hand vor allen andern analogen Organen der Thierreiche auszeichnet. Es ist dies gewiß ein Thema, welches einer weitern Betrachtung würdig gewesen wäre. Denn außer dem Auge und dem Ohr gibt es gewiß kein Organ des menschlichen Körpers, das einer solchen Perfectibilität fähig und so geeignet wäre, der Träger und Vollstrecker geistiger Ideen und Gefühle zu werden als grade die menschliche Hand. Abgesehen von der progressiven Vervollkommnung dieses Organs in jedem Menschen von der Geburt bis ins Alter, und von der gleichzeitigen Erhebung seiner mechanischen Geschicklichkeit mit der geistigen Ausbildung, welche verschiedene Stufen zeigen sich uns zwischen der Kunstfertigkeit eines Holzhauers und eines großen Tonkünstlers oder Bildhauers! Freilich ist es immer nur der Geist des Menschen, der sich des mechanischen Werkzeugs bemeistert, seine Strahlen über dasselbe verbreitet und es nach seinem Willen lenkt; aber dabei dürfen wir doch den Antheil, den das letztere an den Schöpfungswerken großer Künstler nimmt, nicht ganz außer Rechnung stellen. So wenig als eine Catalani ihre geistigen Gefühle in bezaubernde Gesänge ergießen würde ohne die ihr eigenthümliche Vollkommenheit der Stimmorgane, so wenig würde es Paganini vermögen, ohne seine Hand und seinen Arm. Nur die Einigung geistiger Vollkommenheit mit mechanischer macht jene Günstlinge des Himmels und der Menschen zu Dem, was sie sind.

Es ist in der That höchst bewundernswürdig, zu welcher unglaublichen Fertigkeit es die menschliche Hand durch Fleiß und Übung bringen kann. Mit der Schnelle des Blitzes folgt sie dem ebenso flüchtigen Gedanken, sodaß ihre Bewegungen gar nicht mehr unter seiner Leitung zu stehen, vielmehr auf automatische Weise vor sich zu gehen scheinen; es verkörpern sich durch sie die schönsten und tiefsten Gefühle der Menschenbrust, und sie leitet hinwiederum die äußern Eindrücke mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit zum Sensorium zurück, die kaum der Leitung durch das Auge nachsteht. Betrachten wir z. B. den geübten Pianofortespieler; mit welcher ungemessenen Schnelligkeit durchfliegen seine Hände das Reich der gesammten Töne, wie geschickt vermag er dabei die seltsamsten Combinationen der Töne hervorzuzaubern und durch die verschiedene Modification der Berührung selbst den todten Tasten Seele und Gefühl einzuhauchen! Betrachten wir ferner den Kupferstecher, wie er durch die bald tiefer, bald oberflächlicher geführte Nadel die verschiedenartigsten Lichteffecte zu erreichen versteht, und seinen treuen Gefährten und Interpreten, den Kupferdrucker, wie er durch stärkeres und schwächeres Auftragen der Farbe, durch festeres oder sanfteres Darübergleiten der Hand über die Platte die Wirkungen des Bildes zu erhöhen und zu schwächen vermag. Folgen wir den schnellen Bewegungen des Schriftsetzers, wie er mit geübter Hand die einzelnen Buchstaben und Zahlen aus ihren verschiedenen Behältern herauszubefördern weiß, ohne nur einmal einen Fehlgriff zu thun, oder den heitern Spielen des Taschenspielers, der mit zauberähnlicher Geschwindigkeit Gegenstände unsern Blicken zu entführen versteht, ohne daß ihm auch das schärfste Auge zu folgen vermag, oder den geistvollen Bewegungen und Wendungen des Mimikers, bei dem sogar die Arme und Hände zu sprechen scheinen. Ja, durch Übung und fortgesetzte Anstrengung vermögen manche Menschen Muskelbewegungen ins Leben zu rufen, deren wir im gewöhnlichen Leben gar nicht fähig sind. So beobachtete Ref. an einem sogenannten Athleten, der sich für Geld sehen ließ, daß er bei gekrümmten und feststehenden Ober- und Vorderarmen die Muskeln seiner Oberarme willkürlich nach dem Takte der Musik auf- und ab bewegte, sodaß diese Bewegungen auch den entfernt sitzenden Zuschauern sichtbar waren.

Doch genug, um anzudeuten, welcher Leistungen die menschliche Hand, dieses organum ante omnia organa, wie es Aristoteles nennt, fähig ist. Gern überlassen wir die weitere und speciellere Ausführung dieses Gegenstandes einer geübtern Feder, indem wir uns damit begnügen, gezeigt zu haben, daß ihm auch auf diese Weise eine interessante Seite abzugewinnen sein möge.

Dr. Hohnbaum.

Nachrichten aus Indien. Nr. 6. 7. 8. 1. Juni 1. Juli 1. August 1. September 1. October 1. November 1. December 1. Januar 1. Februar 1. März 1. April 1. Mai

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 16. 31. October 1836.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Zehnter Band. Gotha, J. Perthes. 1835. Gr. 8. Pränumerationspreis 2 Thlr. 4 Gr.

Wenn wir uns die Sache hübsch kurz und bequem machen wollten, so würden wir dem verehrlichen Publicum d. Bl. anzeigen, daß der ersehnte zehnte Band dieses Werkes noch im vorigen Jahre 1835 vom Stapel gelaufen, daß Behandlungsart, Styl und Ruhm des Verfassers bekannt genug wäre, um noch etwas darüber zu sagen, daß dieser Band die Zeit von 1125—1160, mithin nur 35 Jahre umfasse und daß wir mit unserer vorjährigen Bemerkung über die Ausdehnung des Werkes (s. d. Bl. Beil. 2, f. 1835) bisjetzt Recht behalten haben. Wir hoffen aber, unsere Leser wünschen sämmtlich etwas mehr als blos dieses zu erfahren, zumal wenn sie etwa nicht gleich an das Lesen selbst kommen könnten. Denn fürwahr unsere ernste gediegene Nationalliteratur, repräsentirt durch solche gehaltreiche und selbständige Werke, erliegt beinahe dem Troß der Flugschriften, die mit Geschrei und Lärmen sich aufdrängen und von einem Manne, der à la hauteur der Literatur sein will, gelesen sein müssen, gleich den unbequemen Hausirern und Tröblern mit ihrer kurzen Waare auf der Messe vor den großen, alten und soliden Kaufmannsgewölben. Wer greift jetzt nicht lieber zu einer Streitschrift, etwa über das junge Deutschland, oder nach dem jüngsten historischen Romane, wo man sein Capital an Witz und Zeit weit besser verzinset meint, als mit einem bänderreichen Werke über das deutsche Mittelalter. Wie die alten festen Capitalien sich in Eisenbahnactien zerbröckeln, der solide Gewinn in Speculation auf Agio und Prämie sich umwandelt, so droht es auch unserer Literatur gehen zu wollen. Hefte, die beim Aufschlagen auseinanderfallen, Bilderchen dabei, die ein Chodowiecki nicht des Steines, geschweige des Stahles zu der Druckplatte werth erachten würde, Zwergroschenliteraturen, elende Klatschereien aus nachgelassenen Briefen — solche Dinge sind an der Tagesordnung. Wir leben zu schnell, um ein einziges tüchtiges aber bändereiches Werk durchgenießen zu können, oder wir leben von lauter Confituren, die den Magen verderben. Wir sehen die Zeiten kommen, wo in jedem Dampfwagen von Hamburg nach Triest und von Bochnia bis Lindau eine kleine Unterhaltungsbibliothek und ein immer mit einem neuen zu vertauschendes Zeitungsblatt gehalten werden muß. Wir leben so schnell, daß wir eigentlich nicht mehr athmen, sondern nur noch schnappen, und wenn des seligen Bengel's Prophezeiung auf das Jahr 1836 nicht zutrifft, so geschichts, weil wir vielleicht nicht einmal recht würdig sind, das Wichtigste, was sich nach Erschaffung der Welt zutragen kann, nämlich ihren Untergang, zu erleben. Wir wünschen nur, daß unser Nationalhistoriker Luden nicht etwa, dieses Treibens selbst müde, sein Werk da abbricht, wo es uns eigentlich erst recht begehrenswerth erscheinen würde, nämlich bei der Zeit des Interregnums nach Untergang der Hohenstaufen, und legen auch für die Zeit der Luxemburger eine Fürbitte ein, weil wir diese nirgend noch nach Wunsch und zeitgemäß bearbeitet gefunden haben, während für die fränkische Periode Stenzel und für die Hohenstaufen Raumer bereits gesorgt haben.

Der gegenwärtige Band führt uns nur kaum drittehalb Regierungen, die des Kaisers Lothar, dem wir auch durch Luden noch keinen rechten Geschmack abgewinnen können, dann die des ersten und minder interessanten Hohenstaufen Konrad III., und acht Jahre aus der Regierung des Friedrich Barbarossa vor. Der Verf. zeigt, daß trotz der bekannten Behandlung der Hohenstaufen durch den obengenannten Historiker eine selbständige Forschung Manches auch wol noch anders sehen lassen könne, als dort geschehen. Wenigstens wird ihnen hier beiweitem weniger Weihrauch gestreut als dort, und Friedrich dem Rothbart die Begünstigung der Feudalaristokratie gegen das Bürgerthum an vielen Orten vorgeworfen. Es wird dies beitragen, die Stimmung der deutschen Jugend, welche noch von den Turngemeinden her aus Friedrich Barbarossa einen auch in Liedern überherrlichten Abgott machte, wo sie ja noch vorhanden sein sollte, etwas der Wahrheit näher zu bringen, wenn es (S. 297) bei Gelegenheit seiner Kaiserwahl heißt: „Ganz Deutschland erblickt in Friedrich I. den einzigen König, der wie den Willen so die Kraft habe, den Gebrechen abzuhelfen, an welchen es so lange und so schwer gelitten hatte. Ebendeswegen schauete es mit starker Hoffnung einer bessern Zukunft entgegen. Deutschland aber hat sich seines schönen Glaubens an die Zukunft nicht lange erfreuet und ist in seinen Hoffnungen schwer getäuscht worden. Von seinem eignen Könige versäumt, verkannt, mißachtet, hat es der Leidenschaft desselben nicht zu berechnende Opfer gebracht für die Mißhandlung und Beknechtung eines fremden Volkes; es ist selbst zu wilden Leidenschaften fortgerissen und hat sich selbst auf eine jammervolle Weise bekämpft, zerfleischt und seine eignen Kräfte verzehrt; endlich ist es mit seinem Kaiser aus dem heillosen Kampfe wider Italien ohne Ehre und Gewinn herausgegangen und, seine eignen Wunden betrachtend, ist es gleichsam an der Möglichkeit der Heilung verzweifelt, und hat, ermüdet und verzagt, auf sein altes menschliches Streben nach der lebensvollen Vereinigung aller deutschen Völker zu einem einigen mächtigen Reich unter einem starken Könige, wie für alle Zukunft, Verzicht geleistet." Hierauf untersucht der Hr. Verf., wie der Kaiser dennoch zu solchem Ruhme gekommen, und bemerkt sehr richtig, daß eigentlich sein Oheim und Biograph, Bischof Otto von Freisingen, einen Hauptantheil daran habe, weil ihm die meisten Spätern gefolgt wären, Otto aber nur den glanzvollen Anfang von Friedrich's thatenreicher Laufbahn sah und schilderte. Wahrscheinlich, meint L., würde Otto's Darstellung, wenn sie 30 oder 40 Jahre später erfolgt wäre, eine andere, dunklere Farbe erhalten haben. Dazu kam seine bedeutende Persönlichkeit, sein Waffenruhm und sein Vieles versöhnender oder in Vergessenheit bringender Tod.

Um in dem Urtheil über Friedrich I. recht sicher zu gehen, wird der Mann und das Reichsoberhaupt besonders gewürdigt, „der Mann nach seiner Zeit und nach den edelsten Gefühlen in unserer Brust, der König hingegen nach den Bedürfnissen des deutschen Volks und nach den Verhältnissen des Reichs". Es könnte von Interesse sein, zu sehen, wie ernst und unparteiisch der Verf. dabei zu Werke geht, und wir erlauben uns daher, zugleich um ein vollständiges Bild über jenen Heroen des Mittelalters zu gewinnen, die auszugsweise Mittheilung der dahin gehörenden Hauptstelle (S. 501):

„Friedrich's äußere Erscheinung erinnert an die alten Deutschen, welche vor 1200 Jahren die Verwunderung und den Schrecken der alten Römer erregt hatten. Er war nicht eben von hohem, aber von schlankem Wuchse; die Brust hoch gewölbt, der Bau des ganzen Körpers straff und stark, sodaß er so leicht als kräftig einherschritt und die größten Anstrengungen wohl zu ertragen vermochte; das Gesicht fein und frisch, die Augen blau; das Haar an Haupt und Kinn roth und kraus. In diesem Körper aber wohnte ein gewaltiger Geist. Was die Natur für einen Menschen zu thun vermag, das hatte sie für ihn gethan. Er hatte die Fähigkeit, Alles zu erreichen, was menschlichen Kräften zugänglich ist: einen tüchtigen Verstand, ein rasches Urtheil, einen scharfen Blick und

ein so ausgezeichnetes Gedächtniß, daß er einen Jeden, der ihm einmal bekanntgeworden war, nach sehr langer Abwesenheit sogleich wieder bei seinem Namen zu begrüßen vermochte. Und wenn er diese geistigen Kräfte allzumal am meisten auch nur in kriegerischen Dingen und für kriegerische Dinge ausgebildet hatte, und wenn er sich auch in andern wissenschaftlichen Kenntnissen versäumt haben mochte: so wußte er doch Mancherlei, und wußte selbst als Kaiser soweit als möglich gut zu machen, was gut zu machen war. Vor Allem liebte er, in diesem Stücke Karl dem Großen gleich, die Geschichten früherer Tage zu lesen oder sich lesen zu lassen, wohl erkennend, daß ein Mensch, er mag ein Fürst sein oder ein Gemeiner, welchem die Vergangenheit verschlossen ist, nothwendig ein Fremdling in der Gegenwart bleibt und für die Zukunft keinen andern Maßstab haben kann, als eine gemeine Rechnungsregel u. s. w."

„Wenn nun durch solche Eigenschaften Friedrich auf dem Throne zu dem ersten Manne seiner Zeit gemacht wird, so dürfte", fährt der Verf. fort, „das Urtheil desto unsicherer werden, wenn nach dem Edelsten in der menschlichen Brust gefragt wird, nach dem Sittlichen. Er mag immerhin gegen seine Freunde und Vertrauten, gegen seine Diener und Untergebenen viele menschliche Tugenden bewiesen haben; aber er war nicht Herr seiner Leidenschaften und bewies in der Befolgung derselben eine Beharrlichkeit, eine Stärke des Willens, die Schauder und Angst erregt. Am furchtbarsten war er in seinem Hasse, und seinen Haß erregte, wer sich ihm zu widersetzen wagte. Verzeihung kannte er nicht; Milde war ihm fremd; und wie soll man an Großmuth und Edelsinn bei einem Manne glauben, der in seinem Zorne schonungslos Schuldige und Unschuldige, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, bis zur Vernichtung verfolgt? der mit wilder Grausamkeit den Segen der Natur zerstört, ganze Städte in Asche legt und ohne Mitleid, Erbarmen oder Reue auf den Schutt hinblickt und sich solcher Thaten rühmt u. s. w."

Doch Friedrich I. ist lange nicht der Einzige, welcher in diesem Bande eine Rolle spielt. Was (S. 415) über Heinrich den Löwen gesagt wird, ist ebenso wahr als durchdacht. Er wird ein ausgezeichneter junger Mann von Geist und Kraft genannt, den aber die bisherigen Ereignisse, sein Glück und das Lob seiner Umgebungen verwöhnt, mit einem gewissen Trotz, mit einer gewissen Verachtung angefüllt hatten. Auch Friedrich's Verfahren in Italien mag des Eindruckes auf das Gemüth des jungen Helden nicht verfehlt haben. „Diese verachtende Kälte gegen Menschen, weil sie werkthätig in Städten gesellschaftlich lebten und nicht in Bergschlössern und Burgen den Ertrag fremder Arbeit verzehrten, dieses gewaltsame Zufahren oft ohne Grund, gewöhnlich ohne Zweck, dieses beständige Brennen und Zerstören, welches die Bahn des deutschen Heeres bezeichnete, mußte einen jungen Fürsten, der sich von solchen Greueln umgeben sah, hart machen bei Anderer Leiden, taub gegen Anderer Klagen und starrnäckig in seinem Willen. Die edle Gesinnung, die unverkennbar ursprünglich in Heinrich war, ging wol nicht verloren; sie mochte auch hier durchbrechen und dort; aber die Leidenschaft tobte leicht auf in seiner Brust und Zorn und Trotz überwältigten noch leichter die Mäßigung und die Besonnenheit." Den Schluß dieser Darstellung macht die gewiß wahre Bemerkung, daß zwei Riesengestalten, wie Friedrich und Heinrich, keinen Raum nebeneinander fanden, wol eine Zeitlang als sich unentbehrlich zueinander halten konnten, endlich aber nothwendig aneinander stoßen mußten.

Unter den übrigen ausgezeichneten Gestalten, welche dieser Band auf die Bühne führt, zeichnen wir den Priester Vicelin (S. 99), Abälard und Arnold von Brescia (S. 189) und Bernhard von Clairvaux (S. 220) aus. Die römische Kirche wird es freilich dem Verf. kaum verzeihen, daß der Ketzer Arnold sichtbar über seinen Lehrer Abailard (wie der Verf. schreibt), den Ruhm- und Ehrdurstigen gesetzt wird, der erst später „durch eigne und fremde Leidenschaft zu Schmach und Unglück gebracht, in den heiligen Mauern eines Klosters die Versöhnung mit der Welt, mit der Kirche und jene Ruhe der Seele fand, in welcher der gute Mensch nur vom Lichte der Sonne zu scheiden wünscht. Arnold hingegen, von der strengsten Sittlichkeit durchdrungen, trug den Jammer der Welt in seiner Brust; deswegen wandte er seine Seele von den eiteln Spitzfindigkeiten der Schule hinweg und richtete sie auf das Leben, um den Zustand der menschlichen Gesellschaft zu verbessern und zu veredeln".

S. 587 erklärt sich der Verf. gegen die gewöhnliche Annahme von dem vor Weinsberg entstandenen Parteiruf: Hier Welf, hier Waiblingen, ohne uns jedoch vollständig überzeugen zu können. Darauf käme indeß nichts an; wenn es aber der Verf. wagt, sogar die bekannte Anekdote von den weinsberger Weibern in Zweifel zu ziehen, so wage er es auf seine eigne Gefahr, unsere deutschen Frauen zu erzürnen. Wir geben zur Erholung des Lesers von so manchem Ernstern ein Stück der 14. Note (S. 488) darüber wieder: „Und die Weiber von Weinsberg? Freilich die sollten nicht fehlen! Seitdem Bürger die ehrlichen Frauen dieser Stadt so artig mit ihren Männern Huckepack ausziehen läßt, kann sich Niemand entschließen, ihnen die süße Bürde abzunehmen, und Niemand mag sich das schöne Schauspiel verderben lassen. Wie sollte man auch einen so handgreiflichen Beweis für die Treue der deutschen Frauen, welcher diese Treue gleichsam im Sacke darbietet, leichthin aufgeben. Indeß fürchte ich doch, daß die Treue der deutschen Frauen, wenn sie nicht besser bewiesen werden könnte, nicht besonders stark zu vertheidigen sein würde. Denn, wenn auch die Mähr von diesen Weibern eine geschichtliche Wahrheit wäre, was würde sie beweisen? Sie wäre eine einzelne Thatsache, welche für die Frauen von Weinsberg in jenen Tagen zeugte, und nichts mehr!" Es würde uns beim Verf. nicht viel helfen, wenn wir noch ein ähnliches Beispiel aus einer andern Gegend Deutschlands beibringen wollten; denn der Verf. würde nur eben auch die Sache in Zweifel stellen.

Eine Note, welche vielleicht für manche Mäßigkeitsgesellschaft passen könnte, mache hier den Beschluß. Arnold von Brescia empfahl besonders den Geistlichen Mäßigkeit und Nüchternheit. Dazu macht Luden folgendes Zwiegespräch als Note: „Wie, Paul, ihr wollet dem Mäßigkeitsvereine nicht beitreten? — Nein! — Und warum nicht? — Es geht nicht. — Und warum geht es denn nicht? — Ich muß Schnaps trinken. — Ei, mein Gott, könnt ihr denn das Schnapstrinken nicht ebenso gut unterlassen als ich? — Ja, ebenso gut, Ew. Magnificenz trinken täglich zwei Flaschen Burgunder. Überlassen Sie mir die Hälfte, und ich verspreche bei meiner Seligkeit, nimmer Schnaps zu trinken." 59.

Deontologie, oder die Wissenschaft der Moral. Aus dem Manuscript des Jeremy Bentham geordnet und herausgegeben von John Bowring. Aus dem Englischen übertragen. Zweiter Band. Leipzig, Allg. Niederländische Buchhandlung. Preis beider Bände 3 Thlr. 12 Gr.

Bei Anzeige des ersten Bandes dieser Glückseligkeitslehre (Bl. f. 1835, Nr. 140) wurde bemerklich gemacht, die Lehre sei nicht neu, wie der Verf. fälschlich wähne, sie sei den mercantilen Engländern nicht unbekannt und den speculativen Deutschen zuwider; jene wüßten schon zu berechnen, was ihnen tauge, und die Letztern wollten gar nichts damit zu thun haben, selbst nicht mit und in dem ewigen Leben. Ferner leugne unser unsokratischer Deontolog den Werth der Tugend und des Gewissens im gewöhnlichen Sinn der Worte, sowie Größe und Heroismus des Charakters, wolle die Welt bekehren mit Grundsätzen, denen sie längst gehuldigt, nämlich mit Arithmetik des Vergnügens, verdiene aber als Rathgeber für die letztere und als Menschenbeobachter des wirklichen Lebens Aufmerksamkeit.

Der zweite Band nun soll das deontologische System in praktische Anwendung bringen und für das tägliche Leben dessen Brauchbarkeit zum Glück und zur Verminderung des Elends zeigen. Nun gibt es zwei große Abtheilungen der Sphäre menschlicher Handlungen, diejenigen, welche den Menschen allein angehen, und diejenigen, welche Andere angehen; jene stehen unter der Klugheit, diese unter dem Wohlwollen, daher sind alle Tugenden Modificationen der Klugheit oder des Wohlwollens. Descartes sprach: „Gebt mir Materie und Bewegung, und ich schaffe eine physische Welt"; der Deontologe ruft: „Gebt mir die menschlichen Empfindungen, Schmerz und Vergnügen, und ich werde eine moralische Welt erzeugen." Er ist ein Arithmetiker, dessen Zahlen die Schmerzen und Vergnügen sind, seine Kunst besteht in Addition, Subtraction, Multiplication und Division. Seine Tugend ist eine kluge Haushälterin, die ihre Auslagen mit Interessen zurückzubekommen versteht. In vier Capiteln ist Alles erschöpft, 1) persönliche Klugheit, 2) objective Klugheit, 3) negativ thätiges Wohlwollen, 4) positiv thätiges Wohlwollen. Wer, wie im Ballspiele, durch Übung am besten die Abwägung der Kräfte versteht — also richtig rechnet —, der ist der fähigste Moralist. Er befördert dadurch die Sache der Wahrheit, welche einfach und verständlich ist; mit Klugheit und Unklugheit, Wohlthätigkeit und Böswilligkeit ist die ganze Liste der Tugenden und Laster erschöpft.

Unsere Blätter und deren Leser könnten in ihrer sokratischen Gesinnung hiermit den unsokratischen Bentham entlassen, wenn nicht seine Rechnungsweise mancherlei Anziehendes hätte und am Ende zu dem Resultate führte, es möge in der Welt so übel nicht stehen, wenn man sie sich aneignete. Frömmigkeit z. B. ist eine deontologische Tugend, denn Gott will das Gute und der Mensch kann ihm am besten dienen, wenn er das Feld des Wohlwollens bebaut und seine Kräfte auf Nützlichkeit für sich und Andere anwendet. Gerechtigkeit mit ihren Ansprüchen ist mit den Foderungen des Wohlwollens dasselbe, muß der allgemeinen Glückseligkeit untergeordnet werden; Großherzigkeit muß die menschliche Glückseligkeit vermehren, sonst ist sie eine Betrügerin; Wahrhaftigkeit kann nur nach dem Guten geschätzt werden, welches sie erzeugt u. s. w. Die Deontologie will also fromme, gerechte, großherzige, wahrhafte Menschen.

Ein guter Rath ist für Jeden: unangenehme Gedanken zu verbannen und angenehme herbeizuführen. Hierfür bleibt die sicherste und allgemeinste Regel, die Aufmerksamkeit so wenig als möglich auf vergangene Begebenheiten zu richten, die oft ein nutzloses Bedauern erzeugen von Dem, was hätte sein können, wenn Anderes nicht gewesen wäre. Man vermag durch Übung die Gewalt über die Gedanken zu verstärken. Ebenso muß man das Vorgefühl von unvermeidlichen Übeln zu verscheuchen suchen, doch wenn ein vorübergehender Schmerz der Urheber eines großen Vergnügens wird, hat er Werth, und darin liegt die echte Lehre, die ursprüngliche Arithmetik der Moral. Freiheit hierzu hat Jeder, und der Verf. empfiehlt die angenehmen Gedanken besonders für schlaflose Nächte.

Wir erfahren von dem Verf., das ganze Civilrecht sei größtentheils auf die Ausschließung und Entfernung der Täuschung gerichtet. Warum gibt man dem Eigenthümer das Seinige? Weil, wenn man es irgend einem Andern gäbe, man den Schmerz der Täuschung erzeugen würde.

Jeder Mensch beurtheilt am besten seine eignen Vergnügen und Schmerzen, er kann so wenig die Beachtung seiner eignen Glückseligkeit von sich ablehnen, d. h. die Glückseligkeit des Augenblicks, als er seine eigne Haut wegwerfen, oder aus ihr herausspringen kann. Und wenn er es könnte, warum sollte er es thun?

Gegen das Vergnügen des Spiels wird angeführt, daß man immer mehr dabei verliere, als gewinne, denn der Verlust einer Summe erzeuge mehr Schmerz, als der Gewinn Vergnügen. Damit der Eine ebenso viel gewinnen könne, als der Andere verliert, oder besser gesagt, damit der Eine nicht mehr verliere, als der Andere gewinnt, sollte die Summe, welche aufs Spiel gesetzt wird, eine solche sein, welche vorher Keinem von Beiden gehörte.

Man lasse sich nicht träumen, daß der Mensch auch nur den kleinen Finger rühren werde, um uns zu dienen, sobald er nicht klar seinen eignen Vortheil dabei voraussieht. Allein der Mensch wird seinen Nebenmenschen gern Dienste erweisen, wenn er sich selbst dient, und der Gelegenheiten dazu gibt es viele. In gegenseitigen Dienstleistungen liegt Tugend.

Eine schwierige Pflicht, deren Ausübung die objective Klugheit erheischt, ist diejenige, den Ausbrüchen des Witzes Einhalt zu thun. Glücklich ist Der, welcher, wenn er in Versuchung geräth, etwas Gescheites aber Boshaftes zu sagen, seine Eigenliebe beherrschen kann; noch glücklicher ist der Mensch, bei dem die Macht des Witzes und Spottes dem Einfluß des Wohlwollens stets so unterworfen ist, daß er keine Neigung fühlt, Das auszusprechen, was Andern nutzlosen Schmerz verursachen könnte. — Gut, dürfte man dem Deontologen einwenden, aber wie wenn der Witz dem Witzigen mehr Vergnügen macht, als Demjenigen Schmerz, den er trifft? Oder wenn der Gegenstand des Witzes von so unbedeutendem Range in der Gesellschaft ist, daß der Witzige für sein Vergnügen sich um denselben nicht zu kümmern braucht? Gegen Ansehen und Gewalt ist von selber kein Mensch witzig.

Wahrhaftigkeit will der Verf. und nennt Lügenhaftigkeit ein Laster. Unaufrichtigkeit ist eine andere Gestalt der Lügenhaftigkeit und muß hinsichtlich ihrer Schädlichkeit nach der Größe des Übels geschätzt werden, welches sie erzeugt. Ausnahmen gelten auch hier, aber nur in seltenen Fällen, wo die höhern Foderungen der Klugheit und des Wohlwollens das Opfer der Wahrhaftigkeit verlangen. Offenheit und Aufrichtigkeit sind besonders gewinnend und empfehlen sich selbst. Ja freilich, ohne die Ausnahmen; aber wie häufig werden diese eintreten?

Ein Irrthum wird gerügt, den die Jugend oft begeht, daß sie Gleichgültigkeit oder sogar Hochmuth gegen Höhere als einen Charakterzug der Unabhängigkeit oder Beweis von Hochherzigkeit ansieht. Es bestehen aber die Abstufungen des Ranges trotz Allem, was das Wohlwollen anticipiren und die Philosophie angeben mag. Laß irgend einen Menschen sich überzeugen, was er durch Verachtung Derer gewinnt, die über ihm stehen. Sind indeß mehre Personen gegenwärtig, so kann nach ihrer Meinung der Charakter der Person durch Darlegung der Unabhängigkeit gewinnen, und so kann der in Frage stehende Mensch Das, was er an Zuneigung des Höhern verliert, durch die vermehrte Achtung der Gegenwärtigen wiedergewinnen. In diesem Falle findet eine Art Streit zwischen beiden Tugenden statt. Die Vorschriften der Wohlthätigkeit werden bei Seite gesetzt, die der persönlichen Klugheit dagegen zu Rath gezogen, ihnen gemäß wird gehandelt und die Glückseligkeit gewinnt durch das von einer Tugend der andern gebrachte Opfer. Hier wäre besser gewesen und einfacher, den Gewinn und das Glück der vollen Niederträchtigkeit anzueignen. Heißt es doch an einem andern Orte: „Unter den Lehren der objectiven Klugheit ist die, welche uns räth, die Unverschämtheit der Beamten geduldig zu ertragen, eine der wichtigsten."

Vermeidet es, Die trösten zu wollen, welche den Verlust von Freunden beklagen. Das Trösten sowol wie das Trauern sind traurige Dinge. Die Menschen, vorzüglich aber die Frauen, vergrößern ihren Kummer, weil sie es für eine Art von Pflicht, ja für ein Verdienst halten, ihn zur Schau zu tragen. Wenn das Trauern ganz aus der Mode käme, würde eine Masse Leiden verhindert werden.

Man soll den Sinn des Geruchs, des Gehörs und des Gesichts nicht beleidigen, dies bringt dir und Andern kein Vergnügen. Der Verf. spricht bei dieser Gelegenheit von einem bekannten Gas, von Ausdünstungen aus dem Munde, vom Schneuzen, Spucken, Art und Weise zu essen u. s. w. Weit davon entfernt, mit der wahren Moralität im Widerspruch zu stehen, stimmen die Gesetze der echten Höflichkeit mit denen des Wohlwollens und der Wohlthätigkeit vollkommen überein. Die

echte Höflichkeit vermeidet ebenso sorgfältig, Schmerz zu verursachen, als die sogenannte Tugend.

Gegen Krieg und Kriegsmänner ist unser Deontolog aufgebracht. „Zieht einem Menschen eine besondere Kleidung an", sagt er, „gebt ihm einen besondern Namen, das reicht hin, um bei gewissen Gelegenheiten das Recht zu haben, jede Art von Verbrechen zu üben. Nichts ist trauriger, als die Bewunderung, welche man Helden zollt. Ihre Verbrechen scheinen eben wegen ihrer Größe von Verantwortung frei zu sein. Unsere Lehrer und die unmoralischen Bücher, welche sie uns in die Hände geben, haben uns eine große Liebe für Helden eingeflößt, und der Held ist ein um so größerer, je mehr Menschen er getödtet hat." Von mancher Seite möchte der Verf. sehr Recht haben. Unsere Jugend wird gewöhnt, Thaten der Griechen und Römer anzustaunen, welche sich doch nur in Kriegen und bürgerlichen Unruhen zeigten, und wenn sie selbst dann dergleichen ausführen will für Freiheit und Vaterland, so steckt man sie ein und verurtheilt sie nach den Gesetzen.

Auch folgende Bemerkung ist treffend, daß der Despotismus nie schlimmer als wenn er unter dem Mantel des Wohlwollens erscheint, nie gefährlicher sei, als wenn er in der Überzeugung handelt, daß er die Wohlthätigkeit vorstelle; man solle daher vermeiden, irgend Jemanden gegen seinen Willen oder wol gar ohne seine Einwilligung Gutes zu erzeigen. Religiöse Verfolgungen hätten dies gewollt, hätten den Verfolgten die Möglichkeit verschaffen wollen, der ewigen Glückseligkeit theilhaft zu werden, von welcher sie durch ihr Beharren im Irrthum ausgeschlossen wären. Ganz in ähnlicher Weise — was der Verf. nicht sagt — verfuhren die Revolutionsmänner, das Glück ihrer angeblichen Freiheit sollte den Völkern zu Theil werden durch Wegschaffung aller störenden Elemente der Aristokratie und der Aristokraten; die Reinigung der Gesinnungen durch Blut und Leichen galt als eine Wohlthat, welche man den Zeitgenossen erwies, und ohne welche kein Himmel auf Erden zu haben wäre!

Und so berührt Bentham mit seiner Lehre Größeres und Kleineres, geht dabei sehr ins Einzelne, empfiehlt unter Andern, wenn man aus dem Hause gehe, die Zeit der Rückkehr zu bestimmen, keinen Besuchenden warten zu lassen, am wenigsten aus aristokratischem Amtsstolz in den Vorzimmern.

Gar nicht übel aber, wie gesagt, wird es in der Welt stehen bei Befolgung solcher Arithmetik des Vergnügens. Man erwäge blos das Angeführte: Jedermann verschafft sich angenehme Gedanken bei Tage und bei Nacht; das Civilrecht verhütet den Schmerz der Täuschungen; Alle leben in der eignen Haut, in der Glückseligkeit des Augenblicks; Keiner unterliegt der Leidenschaft des Spiels, Keiner rührt den Finger ohne Vortheil für sich; Niemand leidet von Spott oder Witz; Alle sind in der Regel wahrhaft und aufrichtig außer mit gewissen Ausnahmen; die Beamten haben keinen Widerspruch der Untergebenen zu fürchten, die Traurigen keinen lästigen Trost; weder Geruch, Gehör noch Gesicht werden vom Nebenmenschen beleidigt; Krieg wird nicht geführt und man hat keine Helden zu scheuen; Wohlthaten werden nicht aufgedrungen, weder von Theologen, noch Revolutionsmännern, noch Mauthsystemen; man weiß, wann Jeder zu Hause ist, und verliert keine Zeit in den Vorzimmern der Großen — ein Zustand wahrlich, der Lust machen muß zum deontologischen Reich. 28.

Notiz.

Englische Bemerkungen über deutsche Zustände.

Neuerdings hat John Strang, der schon als Übersetzer aus dem Deutschen bekannt ist, ein Buch über Deutschland: „Germany in 1831" (London 1836), herausgegeben, ein Büchlein, das nicht uneben geschrieben ist und von welchem die englische Kritik äußert, daß es einiges Glück in der englischen eleganten Welt machen und ein Favoritbuch derselben werden würde. „Der Herausgeber hat in einer Hinsicht eine Abweichung gemacht von der allgemeinen Mode der modernen Reisebildler; er gibt nämlich weniger Ansichten, points de vue, Scenerien und zufällige Bemerkungen, als vielmehr Sitten der Menschen, persönliche Züge und Schilderungen von Landeszuständen. Man kann also sagen, daß er zur Hauptsache gemacht hat, was eigentlich die Hauptsache ist, während Andere seines Gleichen nur allzuhäufig die Nebendinge zur Hauptsache machen." So äußert sich ein englischer Beurtheiler über das Büchlein und scheint Recht zu haben. Wir wollen nur einiges Wenige zur Probe mittheilen:

Ad vocem Hamburg. „Wenn man die Straßen Hamburgs durchzieht, so stößt man auf eine große Zahl mißgeschaffener und verwachsener Leute. Dieser Umstand ist lange Zeit als ein charakteristisches Kennzeichen dieser Stadt angesehen und verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Einige finden diese in der Ungesundheit des Klima überhaupt, Andere in der Feuchtigkeit und übeln Atmosphäre der Wohnungen, noch Andere schreiben es dem Gebrauch der Wickelbänder und Schnürleiber, oder den Federbetten zu. Wie dem sei, das Factum selbst ist nicht wegzuleugnen; und immer bleibt es wahr, daß man in Hamburg etwa höchstens an 100 Tagen (von 365) im Jahr gutes Wetter hat. Allein zu berücksichtigen ist es, daß auch nicht leicht ein anderer Ort mehr Absteigequartiere für das üble Wetter darbietet als dieser."

„Unstreitig ist keine Stadt in der Welt, wo so viele Fallissements verfallen als Hamburg. Im J. 1830 geschahen deren 95. Man kann die hiesigen Bankrotte füglich in drei Classen bringen. 1) Bankrotte aus Unglück; 2) solche aus Geschäftsunkunde, Leichtsinn und Nachlässigkeit; 3) solche aus Betrug, die wahren Gaunerbankrotte, deren Geschichte aber schwer zu beschreiben ist, weil die geheimen Urkunden zu überwiegend sind. Für den Fremden sind unfraglich die hamburger Frauen interessanter als die hamburger Bankrotte. Die Erstern sind im Allgemeinen von schönem Gliederbau und schönem Teint. Man kann sie einigermaßen in ihrer Haltung und selbst Tracht mit den Frauenbildern des Rubens vergleichen. Sie sind sehr verbindlich und anschließlich, und besitzen, wenigstens in den höhern Ständen, ausgezeichnete Kenntnisse in Linguistik und Musik."

Hinsichtlich Berlin's verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich über die dortigen Weinstuben, Bierkeller, Schnapsläden, Restaurationen, über Weißbier und Kaltschale, über Jagor, Hippel, Beiermann, Josty, Stehely und andere Etablissements. Er bemerkt, daß, wie in London und Paris, so auch in Berlin auf den Kaffeehäusern das Cliquenwesen vorherrsche; auf dem einen die Musiker, auf dem andern die Politiker, auf dem dritten die Maler, auf dem vierten die Schöngeister. Sie alle haben ihre Clubbs auf bestimmten Cafés, wo man sich mit dem nervenstärkenden und kopferheiternden Getränk des Weißbiers bewirthet.

Unter den berliner Literaten bespricht der Verf. mit besonderer Theilnahme Hrn. von Raumer, dessen äußere Erscheinung er so schildert: „Hr. von Raumer ist etwa 45 Jahre alt, nicht groß von Gestalt, aber von einer Haltung, worin sich mehr ein gedankenvolles Wesen als Genie ausspricht. (Aber, was ist denn das Genie Anderes, als ein gedankenvolles Wesen?) Sein Betragen ist einnehmend und zeugt mehr von der Oberherrschaft der Philosophie als der Phantasie, obgleich sein klares graues Auge sogleich den Forschungsgeist des Geschichtschreibers verräth."

Unter Anderm theilt der Verf. auch die sehr gelungene Übersetzung des: „My heart's in the highlands", von Kaufmann mit, dem er auch als Übersetzer des Shakspeare volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Ngr.

Schriften für das weibliche Geschlecht.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau ist erschienen und zu haben:

Lehrbuch der deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt.

4 Bände.

Zweite Auflage.

Gr. 8. 1836. Geheftet. 3 Thlr. 20 Gr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Styls auseinander zu setzen und durch passende Musterstellen zu belegen; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern und ihren Hauptwerken, insofern deren Kenntniß jedem Gebildeten nöthig ist, bekannt zu machen. — Über die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt sein, und über den Beruf des Herrn Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die zwanzigjährige Erfahrung desselben, sowol bei der Leitung einer höhern Töchterschule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Die nöthig gewordene zweite Auflage führt endlich den Beweis, daß dieses Lehrbuch als ein zweckmäßiges und brauchbares sich geltend gemacht hat.

Einzelne Bände werden jetzt nur von den Beständen der ersten Auflage, so lange davon noch Exemplare vorhanden, abgelassen. Der Preis des 1sten Bandes ist 22 Gr.; des 2ten, 3ten und 4ten jeder einzeln 1 Thlr. 4 Gr. Nur das complete Werk ist für 3 Thlr. 20 Gr. zu haben.

Lehrbuch der Weltgeschichte

für

Töchterschulen und zum Privat-Unterricht heranwachsender Mädchen

von

Friedrich Nösselt.

Fünfte verbesserte und stark vermehrte Auflage.

Mit 6 Stahlstichen.

3 Bände. Gr. 8. 1836. Preis 3 Thlr. 20 Gr.

Die Kenntniß der Welt- und Menschengeschichte ist, wie allgemein anerkannt, ein Hauptelement der weiblichen Bildung und Erziehung geworden. Das obige Lehrbuch gibt in reicher und glücklicher Auswahl, sowie in lebendig veranschaulichender Darstellung eine Übersicht der bedeutendsten Momente, Begebenheiten, Erscheinungen und Charaktere, die, neben dem Reiz einer ansprechenden Lectüre, auf jedes weibliche Gemüth bildend, veredelnd und belehrend zu wirken geeignet ist. — Den vier ersten Auflagen, die in wenigen Jahren sich vergriffen haben, ist allgemeiner Beifall zu Theil geworden. Die jetzt erschienene fünfte Auflage ist abermals vermehrt und verbessert und, ohne den Preis zu erhöhen, mit meisterhaften Stahlstichen geziert worden.

Ein Auszug aus obigem Werke für Schulen ist unter folgendem Titel erschienen und zu haben:

Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen von Fr. Nösselt. 6te verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1834. 6 Gr., oder 7½ Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Jens Baggesen's
poetische Werke
in deutscher Sprache.

Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers
Karl und **August Baggesen.**

Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung der deutschen Werke des in der Literatur Dänemarks, seines Vaterlandes, wie in der deutschen, eine ausgezeichnete Stelle einnehmenden Dichters verdient der Beachtung aller Freunde der Poesie angelegentlichst empfohlen zu werden.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unteroffiziere insbesondere.

Vierte Lieferung:

Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung.
1ste Abtheilung. Bogen 5 — 8.

Preis 12 Kr., oder 3 Gr.

Dem unbefangenen Leser kann es nicht entgehen, daß das Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Classe der Unteroffiziere und der angehenden Militairs kundgibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wol beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militair von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab, und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercierplatze, noch aus den Dienstvorschriften und Instructionen erlernen lassen, zu verbreiten und die intellectuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken zu entwickeln und zu erhöhen.

Nimmt man einige eigens für die obenerwähnte Classe geschriebene Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so besteht bisjetzt noch kein zusammenhängendes Werk, das in einer allgemein verständlichen Sprache alle Zweige Dessen umfaßt, was für jene Classe als wissenswerth erscheint; und aus diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jungen Militairs und Unteroffiziere nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verderblichen Institute der Leihbibliotheken nehmen, wo ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend und für ihre militairische Ausbildung gänzlich ohne allen Nutzen sind.

Diesem wesentlichen Übelstande kann nicht kräftiger entgegengearbeitet werden, als durch Abfassung einer Reihe von Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in unterhaltendem Gewande Dasjenige mitgetheilt wird, was aus den Hauptzweigen des militairischen Wissens dem Unteroffizier und dem jungen Militair, der sich zu solchem heranzubilden sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen Zweckes hat sich eine Gesellschaft deutscher Offiziere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unteroffiziere entworfen, welche nach den geistigen und äußern Mitteln dieser Standesclasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspuncte, von welchen hierbei ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.
3) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist auf möglichste Wohlfeilheit, mit Beseitigung jedes Gedankens an Gewinn basirt, denn dem angehenden Militair und dem Unteroffiziere stehen nur schwache pecuniaire Mittel zu Gebote.
4) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande noch von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1. Lfg. Lehre von den Handwaffen . . . . . Bg. 1—4.
2. „ Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung . . . . . Bg. 1—4.
3. „ Die Lehre von den Handwaffen . . . . Bg. 5—8

Wer bei der ihm zunächstgelegenen Buchhandlung unterzeichnet und sich zur Annahme der ganzen in 2—2½ Jahren fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 Kr., oder 3 Gr. per Lieferung.

Sobald sämmtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verkauft wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Paul Neff in Stuttgart sind erschienen und erscheinen:

Admiral Nelson's
Leben, Kämpfe und Siege.

Geschildert von
Robert Southey.

Gr. 8. Drei Lieferungen à 30 Kr.; 8 Gr.

Die menschliche Hand.

A. d. Engl. des Sir Charles Bell von Dr. H. Hauff.

Gr. 8. Geh. 1 Fl. 36 Kr.; 1 Thlr.

Die Heilkraft der Rose.

Von Dr. C. Wolters.

8. Brosch. 30 Kr.; 8 Gr.

Handbuch

der französischen und deutschen Conversationssprache von Eduard Coursier. Zweite, mit einer Einleitung von August Lewald bereicherte Auflage.

1 Fl. 12 Kr.; 18 Gr.

Chemie und Meteorologie

als Zeugnisse für die Herrlichkeit des Schöpfers. Aus dem Englischen des W. Prout von G. Plieninger.

Gr. 8. Geh. 3 Fl. 12 Kr.; 2 Thlr.

Populaire Physiologie

oder die Erscheinungen und Gesetze des Lebens. Aus dem Englischen des P. M. Roget v. Dr. F. M. Duttenhofer. 2 Bde. in 8 Lieferungen, à 48 Kr.; 12 Gr.

Neue billigste Auflage
von

E. L. Bulwer's Romanen

übersetzt von

Friedrich Notter u. Gustav Pfizer.

1stes bis 30stes Bändchen.

Trotz der mehrfachen Concurrenz anderer Übersetzungen sind von unserer ersten, 5000 Exemplare starken Auflage der Bulwer'schen Schriften die Bändchen 1 bis 30 theils ganz vergriffen, theils nähert sich der Vorrath seinem Ende. Um den Genuß dieser geistvollen und unterhaltenden Meisterwerke des anerkannt vorzüglichsten der jetzt lebenden Romanendichter dem Publicum zu einem noch geringeren Preise anbieten zu können, wird daher ein unveränderter und seitengleicher Abdruck der fehlenden Bändchen besorgt und eine neue Subscription für jene 30 Bändchen hiermit eröffnet.

Wenn schon bei dem früheren Subscriptionspreise von 12 Kr., oder 3 Gr. Preuß. der Werth und die gewissenhafte Sorgfalt der Übersetzungen unserer Stuttgarter Taschenausgabe jenen glänzenden Erfolg verschafft hat, so dürfen wir eine noch gesteigerte Theilnahme hoffen, indem wir nun für jedes geheftete Bändchen von ungefähr 128 Seiten den Subscriptionspreis auf nur:

9 Kr., oder 2 Gr. Preuß.

festsetzen; — eine Preisbestimmung, durch welche die vorliegenden Übersetzungen fast nur auf den halben Preis der billigsten der übrigen vorhandenen deutschen Übersetzungen zu stehen kommen.

Den Inhalt dieser 30 Bändchen bilden folgende Romane:

Eugen Aram. 6 Bdchn.
Pelham, oder Begebnisse eines Gentleman. 6 Bdchn.
Devereux. 7 Bdchn.
Die Pilger des Rheins. 4 Bdchn.
Paul Clifford. 7 Bdchn.

Die Ausgabe findet in Lieferungen von 4 Bändchen statt, deren erste soeben versendet worden. Die weitern Lieferungen folgen in Zwischenräumen von 3—4 Wochen, sodaß die resp. Subscribenten in wenigen Monaten im Besitze sämmtlicher 30 Bändchen sein werden. Der geringe Subscriptionspreis von 9 Kr., oder 2 Gr. vom Bändchen findet jedoch nur statt bei Abnahme sämmtlicher 30 Bändchen; für einzelne Bändchen oder Romane gilt fortwährend der frühere Preis von 12 Kr., oder 3 Gr. Preuß. In allen guten Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz kann zu dem obenbemerkten Preise subscribirt werden.

Stuttgart, im August 1836.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

In August Oßwald's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Allgemeines Lesebuch

zur Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigsten Kenntnisse, für Stadt und Land, sowie für Schule und Haus.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von **Michael Wesaga.**

Zweiter Theil. Zweite Auflage.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Auch unter dem Titel:

Faßlicher Unterricht in der Menschen- und Weltkunde.

Mit zwei chronologischen Übersichtstafeln der Weltgeschichte und der Erfindungen, und einem vollständigen Sachregister.

Gr. 8. 36 Kr. Rhein., oder 9 Gr. Sächs.

Indem wir die so sehnlichst erwartete und so dringend begehrte Erscheinung der zweiten Auflage von dem zweiten Theil dieses in allen Theilen von Deutschland und selbst in entfernten fremden Staaten viel verbreiteten Lesebuchs anzeigen, überhebt uns schon diese aus Prüfung und Erfahrung hervorgegangene große Anerkennung jeder weitern Empfehlung, um so mehr, als dieselbe vielfältig in den vorzüglichsten literarischen Blättern und mit der entschiedensten Auszeichnung in der darmstädter allgemeinen Schulzeitung, 1832, 6tes Heft, 1ste Abtheil., Nr. 69, ausgesprochen ist.

Daß von unserer Seite die weitere Verbreitung durch offenbare Aufopferung bei dem fast über alles Beispiel geringen Preise erleichtert und allgemein möglich gemacht worden ist, bedarf für den Sachkundigen kaum der Erwähnung.

Heidelberg, im September 1836.

Neueste englische Romane.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen:

I.

Ben Brace,

der Letzte von Nelson's Agamemnonen.

Von Capt. Chamier, deutsch von Dr. Bärmann.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Gr.

II.

Das Leben eines Seemannes.

Von Capt. Chamier, deutsch von C. Jürgens.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

III.

Der Geächtete.

Von der Verfasserin des Bukkanier (Mrs. Hall.)

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

IV.

Aejischa, die Jungfrau von Kars.

Von J. Morier, Verfasser des Hadschi Baba, Zohrab ꝛc.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

Das allgemeine Interesse, welches Capt. Chamier's treffliche Romane in England erregten, und die hohe Anerkennung, welche sie dort fanden, wird ihnen auch bei der deutschen Leswelt in gleichem Maße zu Theil werden. Der „Ben Brace" ist ein Meisterwerk, voll tiefer, ergreifender Schilderungen und köstlichen Humors, in welchem das Leben und die Abenteuer eines Lieblingsmatrosen des großen Nelson mit seinem eignen Heldenleben verwebt werden. Beide Romane stehen den besten Erzeugnissen der Feder Bulwer's und Marryat's zur Seite, und wer sich an dem „Pelham" und „Peter Simpel" erfreute, wird gleichen Genuß im „Ben Brace" und dem „Leben eines Seemannes" finden. — Morier gibt in der „Aejischa" die ganze Geistesfülle wieder, mit der er im „Hadschi Baba" und „Zohrab" so unvergleichlich das Leben und die Sitten des Orients, besonders Persiens, im Gewande des Romans schilderte, und Mrs. Hall führt uns im „Geächteten" Charaktere der englischen Geschichte ebenso romantisch vor, als in ihrem vielgelesenen letzten Werke, dem „Bukkanier".

Im Verlage von W. Kaiser in Bremen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kobbe, Th. von, Die reichsgräflich Bentink'sche Successionsfrage oder Votum in der Erbfolgesache der Herren Söhne des verstorbenen Herrn Reichsgrafen W. G. F. Bentink wider die Herren Söhne des verstorbenen Herrn Reichsgrafen J. C. Bentink. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Roquet-Maumont, Graf von, Briefe, geschrieben an einen Freund während des Aufenthalts der französischen Truppen in Celle, in den Jahren 1757 und 1758. 8. Geh. 1 Thlr.

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Preis des ganzen Jahrgangs 1 Fl. 30 Kr.

Das **Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel** erscheint regelmäßig alle Samstage, und, so oft es nöthig scheint, werden ihm Beilagen und Lithographien beigelegt. Der Jahrgang kostet 1 Fl. 30 Kr., wofür es in ganz Würtemberg postportofrei bezogen werden kann. Die Bestellung macht man bei dem nächstgelegenen Postamte und kann dieselbe zu 45 Kr. auch für das halbe Jahr gemacht werden.

Die bisjetzt erschienenen Nummern des 2ten Halbjahrs 1836 enthalten Folgendes: Die Versammlung der ehemaligen landwirthschaftlichen Zöglinge von Hohenheim am 13. und 14. Mai 1836. Der Kirchheimer Wollmarkt im Jahr 1836. Tuchmarkt. Rübenzucker. Durchgehende Kamine; mit einer Zeichnung. Über das Propfen der Reben in Ungarn; mit einer Zeichnung. Die 7te Generalversammlung des würtembergischen Weinbauvereins am 29. Juni 1836. Forstliche Reisebemerkungen von Prof. Gwinner. Die Ackerbauschule in Hohenheim. Rettungsmittel bei Feuersbrünsten durch Gras, Klee ꝛc. Beschreibung eines Regulators für den Webstuhl; mit Abbildungen. Über den Rank und den Hinterbrand der Schweine. Das neue Verfahren der Rübenzuckerfabrikation. Über die Anwendung der Schnellschütze bei der Leinweberei; mit Abbildungen. Über den Anbau des Merrettigs. Maikäfer. Notiz für Seidenzüchter.

Stuttgart und Augsburg, im Aug. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Midshipman Ruhig.

Roman

von

Captain Marryat.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Geheftet. 3 Thlr.

Roman in der Manier des beliebten „Peter Simpel", in welchem der gefeierte und geistreiche Verfasser sein ausgezeichnetes Talent für komische Darstellung aufs Neue bewährt. Durch eine besondere Begünstigung des Captain Marryat ist die Verlagshandlung in den Stand gesetzt, diese deutsche Bearbeitung gleichzeitig mit dem englischen Originale erscheinen zu lassen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bülow, Ed. v., Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge. Briefe und Novelle.

8. 1836. Velinpapier. Elegant brosch. 18 Gr.

Schon der Name des Herrn Verf. wird hinreichend sein, jedem Freunde einer gediegenen Lecture dieses Werkchen, woraus bereits im Morgenblatt ein Bruchstück: „Die Besteigung des Brockens", mitgetheilt wurde, bestens zu empfehlen.

August Lehnhold in Leipzig.

Bei Friedrich Mauke in Jena ist soeben erschienen:

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, von Ernst Reinhold, Hofrath und Professor zu Jena. Gr. 8. 44 Bogen. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

In der Chr. Belser'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung des chinesischen Reichs und Volkes nebst Uebersicht der Geschichte Chinas. Mit Rücksicht auf die Ausbreitung des Christenthums in diesem Ländergebiet. Für Leser aus allen Ständen bearbeitet von M. F. Zeller. Mit einer Karte des chinesischen Reichs. 21 Bogen. 8. 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 3 Gr. Sächs.

Die erste Abtheilung dieses Werks beschreibt das China umgebende, von dem Reiche abhängige Hochland, die Mandschurei, Mongolei, Pongarei, hohe Bucharei, Tibet; die geographischen Verhältnisse des südlichen, des mittleren, des nördlichen Chinas; die Sprache, die Schrift, die Literatur der Chinesen, ihre Anbetung des Himmels, der Erde und der Ahnen, den Buddha-Dienst, die Staatsverfassung, die Gesetze, die Finanzen u. s. f.; das häusliche Leben, den Ackerbau, die Städte der Chinesen. Die zweite Abtheilung gibt hauptsächlich nach den Annalen der großen Reichsgeschichte eine Übersicht der alten Zeit bis auf Tsinschihoangti a. 249 vor Christus; der mittleren Zeit bis auf die Eroberung des Landes durch die Mongolen 1279 nach Christus; der neueren Zeit und des Verkehrs mit Portugiesen, Holländern, Engländern, Russen, und schließt mit Erzählung der Missionsversuche in China von Seiten der Katholiken und Protestanten.

Bei J. Hölscher in Coblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über die Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des höhern Schulwesens in Preußen. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Schrift des Hrn. Dr. Lorinser „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" von P. J. Seul, Oberlehrer am Gymnasium zu Coblenz. 8. Geh. 12 Gr.

Seidler, Das Moselthal zwischen Coblenz und Trier. 4. Geh. 6 Gr.

Neue Musikalien.

Die Wonne des Tanzes. Walzer für das Pianoforte zu vier Händen, comp. und dem Fräulein Fanny von Bissing gewidmet von O. Kressner. 8 Bl. 12 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Denkwürdigkeiten

der Gräfin

Maria Aurora Königsmark

und der Königsmark'schen Familie.

Nach bisher unbekannten Quellen

von

Friedrich Cramer.

Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August des Starken. Zweiter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten.

Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Denkwürdigkeiten, Studien zur Geschichte eines vielfach bewegten Zeitalters, geben die interessantesten Aufschlüsse über das Leben jener berühmten Frau und der Personen, mit denen sie in Berührung kam; sie werden Vieles in einem richtigern Lichte erscheinen lassen, als man es zu sehen bisher gewohnt war.

Leipzig, im August 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Winter-Halbjahre vom 24sten October 1836 bis 18ten März 1837 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck und Hr. Prof. Franke.

Hermeneutik des A. T. und die Geschichte derselben trägt Hr. Dr. Tuch vor.

Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T. trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor; auch liest Derselbe über *die Theologie des A. T.*

Von Büchern des A. T. werden erklärt: *das Buch Hiob*, vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; *die Psalmen* und *die Weissagungen der kleinen Propheten*, vom Hrn. Prof. Rödiger; *die Genesis* und *das Hohe Lied*, vom Hrn. Dr. Tuch.

Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des N. T., mit Beziehung auf „Das Leben Jesu" von *Strauss*, trägt Hr. Prof. Niemeyer vor.

Von Büchern des N. T. werden erklärt: *die Briefe* und *das Evangelium Johannis* sowie *die Apostelgeschichte*, vom Hrn. Prof. Wegscheider; *der Brief an die Römer* und *der Brief des Jacobus*, vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck; *die Offenbarung Johannis*, vom Hrn. Prof. Fritzsche; *der Brief an die Korinther*, vom Hrn. Prof. Dähne (in lat. Sprache).

Die dictra classica des A. und N. T. erläutert Hr. Prof. Fritzsche in lateinischer Sprache.

Exegetisch-homiletisch-praktische Vorträge über auserlesene Abschnitte der Paulinischen Briefe hält Hr. Prof. Marks.

Dogmatische Theologie lehrt Hr. Prof. Wegscheider nach der 7. Ausgabe seiner *Instit. theol. Christ. dogm.*

Symbolische Dogmatik lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Über den Paulinischen Lehrbegriff* liest Hr. Prof. Dähne nach seinem im J. 1835 erschienenen Buche.

Christliche Moral trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor.

Die Literärgeschichte der kirchlichen Schriftsteller trägt Hr. Cons.-Rath Thilo vor. — *Über die christlichen Alterthümer* liest Hr. Prof. Niemeyer.

Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil trägt Hr. Prof. Dähne vor; *derselben zweiten Theil* Hr. Cons.-Rath Thilo.

Pastoraltheologie lehrt Hr. Prof. Marks.

Homiletik trägt Hr. Prof. Franke vor; Ebenderselbe und Hr. Prof. Marks leiten *theoretisch-praktische homiletische Übungen.*

Katechetik lehrt Hr. Cons.-Rath Wagnitz und Hr. Prof. Fritzsche.

Liturgik trägt Hr. Prof. Marks vor.

Im königl. Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius *die Übungen in der Exegese des A. T.*, und Hr. Prof. Wegscheider *in der des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck *die Übungen der dogmatischen*, und Hr. Cons.-Rath Thilo *die der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks *die homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche *die katechetischen Übungen der Seminaristen.*

Übungen im Interpretiren des A. und N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche und Hr. Dr. Tuch. — *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Hr. Prof. Fritzsche; *über Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Prof. Wilda vor.

Die wichtigsten Capitel des Mosaischen Rechts trägt Hr. Prof. von Madai vor; auch erklärt Derselbe ausgewählte *Leges des Corp. jur. civ.* nach Hugo's Chrestomathie.

Institutionen und Geschichte des römischen Rechts trägt Hr. Prof. Pernice nach der zweiten Ausgabe seines Grundrisses vor.

Die Geschichte des römischen Rechts lehrt Hr. Dr. Pfotenhauer.

Die Pandekten trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; *dieselben verbunden mit dem Erbrecht* Hr. Prof. Witte; *das Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer.

Römisches Pfand- und Hypothekenrecht trägt Hr. Prof. Witte vor.

Deutsches Privatrecht lehrt Hr. Prof. Wilda.

Preussisches Civilrecht trägt Hr. Prof. Laspeyres vor; auch liest Derselbe *über das preuss. Erbrecht.*

Lehnrecht trägt Hr. Prof. Dieck nach seinem Grundrisse vor.

Europäisches Völkerrecht lehrt Hr. Prof. Pernice; auch liest Derselbe *über das Privat-Fürstenrecht.*

Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten lehrt Hr. Prof. Wilda. — *Das preussische Staatsrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor.

Gemeines und preussisches Criminalrecht trägt Hr. Hofrath Henke und Hr. Dr. Pfotenhauer vor.

Allgemeines Kirchenrecht lehren die Herren Proff. Dieck und von Madai. — *Preuss. Kirchenrecht* trägt Hr. Prof. Witte vor.

Handels- und Wechselrecht lehrt Hr. Prof. Dieck nach seinem Grundriss des deutschen Privatrechts.

Gemeinen und preussischen Civilprocess trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; *Criminalprocess* Hr. Hofrath Henke nach seinem Lehrbuche.

Gerichtliche Arzneikunde lehrt Hr. Prof. Hohl.

Übungen in der juristischen Praxis leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer.

Examinatorien und Repetitorien hält Hr. Hofrath Henke und Hr. Prof. von Madai; auch setzt Letzterer *die Übungen seiner juristischen Gesellschaft* fort.

* * *

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Preis des ganzen Jahrgangs 1 Fl. 30 Kr.

Das **Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel** erscheint regelmäßig Samstage, und, so oft es nöthig scheint, werden ihm Pläne und Lithographien beigelegt. Der Jahrgang kostet wofür es in ganz Würtemberg postfrei durch lehrt Derkann. Die Bestellung macht man bei dem amte und kann dieselbe zu 45 Kr. a gemacht werden.

Die bisjetzt erschienenen trägt Hr. Prof. Kru- 1836 enthalten Folgendes: lehrt Hr. Dr. Rosen- landwirthschaftlichen Zögli Derselbe über die Hautkrankheiten. Mai 1836. Der Kirchb markt. Rübenzucker nung. Über das Weinbau gen be liest Derselbe über Knochenbrüche und Verren- kungen.

Die Lehre vom chirurgischen Verband trägt Ebenderselbe vor.

Theorie und Praxis der Geburtshülfe tragen die Herren Proff. Niemeyer und Hohl vor.

Pharmakologie lehren die Herren Proff. Friedländer und Schweigger-Seidel; auch trägt Letzterer *die Receptirkunst* vor.

Die Elemente der Stöchiometrie lehrt Hr. Professor Schweigger-Seidel.

Medicinische Botanik, mit besonderer Berücksichtigung der preuss. Pharmakopöe, nach dem natürlichen Systeme, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor. — *Über die offizinellen Pflanzen* liest Hr. Dr. Sprengel.

Praktische Übungen in der Zergliederungskunst leitet Hr. Prof. d'Alton.

Die medicinisch-klinischen Übungen leitet Hr. Prof. Krukenberg; auch setzt Derselbe *die Übungen seiner medicinischen Gesellschaft* fort.

Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen leitet Hr. Prof. Blasius.

Praktische Übungen in der Geburtshülfe leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akad. Entbindungsanstalt.

Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

Examinatorien und Repetitorien halten die Herren Professoren Krukenberg, Niemeyer, Hohl und Hr. Dr. Rosenbaum.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Encyklopädie und Methodologie der Philosophie trägt Hr. Prof. Gerlach vor.

Allgemeine Geschichte der Philosophie lehrt Hr. Dr. Schaller. — *Die Geschichte der Philosophie bis auf die Scholastiker* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor; *dieselbe seit Descartes* Hr. Prof. Erdmann.

Logik tragen die Herren Proff. Gerlach und Hinrichs nach ihren Lehrbüchern vor.

Logik und Metaphysik lehrt Hr. Dr. Ruge nach Hegel.

Goethe's Faust erläutert Hr. Prof. Hinrichs.

Über Hegel's Phänomenologie des Geistes liest Hr. Dr. Schaller.

Psychologie lehrt Hr. Prof. Hinrichs.

Naturrecht trägt Hr. Prof. Eiselen vor.

Über Glauben und Wissen, als Einleitung in die Religionsphilosophie und Dogmatik, liest Hr. Prof. Erdmann.

Ethik und Religionsphilosophie trägt Hr. Prof. Gerlach In dem Lehrbuche vor; *letztere* lehrt auch Hr. Prof. ist selbe.

Die Unsterblichkeitslehre der Philosophie und des Christenthums liest Hr. Dr. Ruge.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftrunk; auch setzt Hr. Dr. Ruge *das Examinatorium und Conversatorium in seiner philosophischen Societät* fort.

* * *

Pädagogik und Didaktik trägt Hr. Prof. Fritzsche vor.

Die Übungen der Mitglieder des königl. pädagogischen Seminars leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Analytische Geometrie trägt Hr. Prof. Gartz vor.

Ebene und sphärische Trigonometrie lehrt Ebenderselbe.

Algebra trägt Hr. Prof. Rosenberger vor.

Die Grundlehren der Integralrechnung nach der neuesten und zweckmässigsten Darstellung von *Cauchy* lehrt Hr. Prof. Gartz.

Die Differentialrechnung trägt Hr. Prof. Schucke vor.

Analytische Mechanik lehrt Ebenderselbe.

Über die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternbedeckungen u. s. w. liest Hr. Prof. Rosenberger.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz. — *Die Übungen seiner mathematischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Schucke.

VI. Naturwissenschaften.

Experimentalphysik lehrt Hr. Prof. Kämtz.

Chemie, verbunden mit chemischen Experimentirübungen, trägt Hr. Prof. Schweigger vor; *analytische Chemie* Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

Meteorologie trägt Hr. Prof. Kämtz vor.

Mineralogie, verbunden mit Demonstrationen der Krystalle und Steine, lehrt Hr. Prof. Germar.

Der Botanik zweiten Theil trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor; auch liest Derselbe *über die kryptogamischen Gewächse.*

Helminthologie trägt Hr. Prof. Nitzsch vor.

Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger; auch hält Derselbe *Disputirübungen über Gegenstände der Physik.*

Examinatorien über das Gesammtgebiet der Phythologie hält Hr. Dr. Sprengel; *über Zoologie* Hr. Prof. Nitzsch.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Politik trägt Hr. Prof. Eiselen vor.

Über die Entwickelung der absoluten Monarchie in Europa liest Hr. Dr. Röpell.

National-Ökonomie lehrt Hr. Prof. Eiselen.

Forsttechnologie trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe *über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere.*

VIII. Historische Wissenschaften.

Religionsgeschichte oder Mythologie der alten Welt lehrt Hr. Prof. Ulrici.

Römische Alterthümer trägt Hr. Prof. Bernhardy vor.

Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs mit kriegswissenschaftlichen Erläuterungen trägt Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer vor.

Die Geschichte der französischen Revolution von 1786—1804 erzählt Hr. Prof. Leo.

Die Geschichte des preussischen Staats trägt Hr. Dr. Röpell vor.

Preussische Statistik lehrt Hr. Geh. Hofrath Voigtel nach der dritten Ausgabe seines Handbuchs.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Eine allgemeine, sowol philosophische als historische Einleitung in das Sprachstudium gibt Hr. Prof. Pott.

Die Geschichte der griechischen Literatur trägt Hr. Prof. Raabe vor.

Von Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt: *Aristoteles' Buch von der Dichtkunst*, vom Hrn. Prof. Bernhardy; *Pindar's Pythische Siegeshymnen*, vom Hrn. Prof. Meier; *des Sophokles' Oedipus auf Kolonos*, vom Hrn. Dr. Stäger.

Von Werken lateinischer Schriftsteller werden erklärt: *der Trinummus des Plautus*, vom Hrn. Prof. Meier; *die Annalen des Tacitus*, vom Hrn. Prof. Bernhardy; *das zweite Buch der Oden des Horaz*, vom Hrn. Prof. Raabe.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder im *Interpretiren*, *Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Proff. Meier und Bernhardy unterrichtet und geübt, und zwar hat Ersterer *die Antigone des Sophokles*, Letzterer *das erste Buch der Oden des Horaz* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Die Elemente der syrischen Sprache lehrt Hr. Prof. Rödiger.

Die Metrik der arabischen Sprache trägt Hr. Prof. Rödiger und Hr. Dr. Tuch vor; auch erklärt Ersterer *die Gedichte des Hamasa*, Letzterer *des Amru-benkelthûm Moallakât*.

Die Elemente der persischen Sprache lehrt Hr. Prof. Rödiger.

Sanskritgrammatik und die Elemente der Zendsprache trägt Hr. Prof. Pott vor.

* * *

Übungen im Disputiren und Schreiben über A. T. exegetische Gegenstände leitet Hr. Dr. Tuch; auch setzt Derselbe *die Übungen seiner hebräischen Gesellschaft* fort.

3) Neue abendländische Sprachen.

Die Elemente der angelsächsischen Sprache lehrt Hr. Prof. Leo nach den von ihm herausgegebenen „Angelsächsischen Sprachproben".

Die italienische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann; *den Dante* erklärt Hr. Prof. Blanc.

Die französische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Boileau's art poétique* erklärt Hr. Prof. Blanc.

Die portugiesische und spanische Sprache trägt Hr. Hofrath Hollmann vor; auch setzt Derselbe seine *engländischen und italienischen Sprechübungen* fort, und erbietet sich *zum Privatunterricht* in den oben erwähnten neuern und in den ältern Sprachen.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Die allgemeine Geschichte der zeichnenden Künste trägt Hr. Prof. Prange vor.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die *Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei*.

Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilt der akad. Zeichnenlehrer Hr. Herschel.

Übungen im Zeichnen leiten die Herren Proff. Prange und Weise.

Die Geschichte der christlichen Kunst, besonders der Musik, in ihrer Beziehung zur Religion und Kirche, trägt Hr. Prof. Ulrici vor.

Den Generalbass lehrt Hr. Musikdirector Dr. Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange*.

Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die Reitkunst lehren die HH. Stallmeister André sen. und André jun.

Unterricht in der Fechtkunst ertheilt Hr. Fechtmeister Urban.

Die Tanzkunst lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien*: 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Proff. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel.

II. *Klinische Anstalten*: 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer.

III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — IV. Die akad. *Kupferstich-Sammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen.

VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton.

VII. *Physikalisches Museum und chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten und Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Nitzsch und des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Kürzlich ist erschienen:

Beiträge
zur
Philosophie
des
Rechtes.

Preis 1 Fl. 54 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 4 Gr. Sächs.

Das Heiligthum des Menschen, sein Recht, wird in diesem Werke auf eine ebenso geistreiche als allgemein verständliche Weise in seiner Natur und seinem Ursprunge begründet, in seiner Entwickelung erläutert und nach allen Seiten in den Erscheinungen aller Zeiten beleuchtet, sodaß es des allgemeinsten Interesse nicht verfehlen und in keinem Falle anders als für Gegenwart und Zukunft gedeihlich wirken kann.

Heidelberg, im October 1836.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Mr. Bell's Surgical Works, 2 vols. 8vo.

THE PRINCIPLES OF SURGERY.

The Fifth Edition, with Additions, 2 vols. 8vo. 1826.

"Mr. Bell's Principles of Surgery is a work of great merit, and is the production of a man who has long been distinguished for his talents and industry. It is a work which we can recommend to the student, and to the practitioner, as containing a great deal of valuable information, and as being written in a manner which renders it peculiarly interesting."—*Edinburgh Medical and Surgical Journal*, No. 92.

"Mr. Bell's Principles of Surgery is a work of great merit, and is the production of a man who has long been distinguished for his talents and industry. It is a work which we can recommend to the student, and to the practitioner, as containing a great deal of valuable information, and as being written in a manner which renders it peculiarly interesting."—*Edinburgh Medical and Surgical Journal*, No. 92.

THE ANATOMY OF THE HUMAN BODY.

The Fourth Edition, with Additions, 3 vols. 8vo. 1826.

"Mr. Bell's Anatomy of the Human Body is a work of great merit, and is the production of a man who has long been distinguished for his talents and industry. It is a work which we can recommend to the student, and to the practitioner, as containing a great deal of valuable information, and as being written in a manner which renders it peculiarly interesting."—*Edinburgh Medical and Surgical Journal*, No. 92.

"Mr. Bell's Anatomy of the Human Body is a work of great merit, and is the production of a man who has long been distinguished for his talents and industry. It is a work which we can recommend to the student, and to the practitioner, as containing a great deal of valuable information, and as being written in a manner which renders it peculiarly interesting."—*Edinburgh Medical and Surgical Journal*, No. 92.

THE ANATOMY OF THE HUMAN BODY.

The Fourth Edition, with Additions, 3 vols. 8vo. 1826.

"Mr. Bell's Anatomy of the Human Body is a work of great merit, and is the production of a man who has long been distinguished for his talents and industry. It is a work which we can recommend to the student, and to the practitioner, as containing a great deal of valuable information, and as being written in a manner which renders it peculiarly interesting."—*Edinburgh Medical and Surgical Journal*, No. 92.

"Mr. Bell's Anatomy of the Human Body is a work of great merit, and is the production of a man who has long been distinguished for his talents and industry. It is a work which we can recommend to the student, and to the practitioner, as containing a great deal of valuable information, and as being written in a manner which renders it peculiarly interesting."—*Edinburgh Medical and Surgical Journal*, No. 92.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1837.

Mit Alexander von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinpap. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

I. **Die Prinzeninseln.** Novelle von Leopold Schefer. — II. **Das Schloß Dürande.** Novelle von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. — III. **Der Adoptivvater.** Novelle von Emerentius Scävola. — IV. **Wunderlichkeiten.** Novelle von Ludwig Tieck.

Humboldt's Bildniß kostet in Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrg. 1830—34 der Urania, sie kosten zusammengenommen anstatt 10 Thlr. 6 Gr. nur **5 Thlr.** jetzt, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrg. 1835, 36 ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis; G. Döring, Fr. von Heyden, Wilh. Martell, Fr. Mörike, A. Oehlenschläger, Posgaru, C. Fr. von Rumohr, A. von Sartorius, Emerentius Scävola, Leop. Schefer, Gust. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. Freih. von Sternberg, Fr. Voigts, **Ludwig Tieck**, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Scipio Cicala". Die Bildnisse von Cornelius, Dannecker, Oehlenschläger, Uhland, Zelter, Tegnér und Auber sind als Titelkupfer außer den meistens sehr gelungenen Stahlstichen beigegeben.

Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind vergriffen.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

Religion Jesu Christi

in

Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahres mit Nutzanwendungen

dargestellt von

Max. Jos. Herz,

geistlichem Rathe, erzbischöflichem Decan und Residenzstadtpfarrer in Sigmaringen.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Das christliche Kirchenjahr ist die erhabenste und zweckmäßigste Einrichtung in der Welt. Keine Idee ist so schön und passend durchgeführt. In seinen Festzeiten und in den auf die Sonntage gewählten Perikopen und Andachten erscheint Alles, was Gott den Menschen seit der Schöpfung war, ist und sein wird, was er ihnen an Wahrheit und Gnade in seinem Sohne gegeben und durch seinen heiligen Geist zuwendet. Das Kirchenjahr predigt die Religion, aber im Verlaufe desselben wird sie auch gelebt, Glaube, Liebe und Hoffnung werden gewebt, genährt, geübt und dargestellet. Es ist für Religionslehrer und Erzieher, sowie für Hörer und Leitungsbedürftige, der Faden, wornach die christliche Vollkommenheit gepflegt, erhöhet und vollführt werden soll. Prediger und Katecheten sollen im Geiste der Kirche lehren, und das Volk soll das kirchliche Leben inne werden und mitleben. Bisher war kein Religionshandbuch in der Art erschienen, daß es der Idee des Kirchenjahres angeschlossen, und am Leitfaden derselben das christliche Leben in vollständiger Ordnung und deutlichem Zusammenhange durchgeführt hätte. Der Herr Verfasser hat diesem Bedürfnisse abgeholfen. Predigern und Hörern des göttlichen Wortes, welche eifrig im Verbinden und Anhören, muthvoll im Bekennen und Verbreiten, treu im Bewahren und Befolgen, und beharrlich im Sammeln der Früchte desselben, einzig Gottes heiligen Willen, die Heiligung des Menschengeschlechtes, den Lohn des Glaubens, der Seelen Seligkeit, aus Liebe zu Christus, dem Hirten und Aufseher der Seelen, zu bezwecken suchen und fürdern, ist dieses Werk geweiht. Wofür der Herr Verfasser in seinen vielfach sehr dreifällig recensirten und allgemein verbreiteten, ja theilweise in andere Sprachen übersetzten Pastoralschriften, besonders in seiner Anleitung zum apostolischen Predigtamte, in dem Geistlichen als Lehrer und als Vorbild seiner Gemeinde, dann in dem Geistlichen in den verschiedenen Functionen seines Amtes, endlich in der Anleitung zum seelsorglichen Privatunterrichte belehrt und angeleitet hat, das hat er nun Lehrern, Priestern, Liturgen, Hörern und Befolgern des Wortes — die Religion Jesu Christi, die Offenbarung aller Wahrheit, die Verheißung aller Gnade, die Vereinigung mit Gott und Brüdern in Liebe, in der Erklärung und Nutzanwendung der sonntäglichen Perikopen planmäßig, tief umfassend, erschöpflich, faßlich und lebendig gegeben.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cottasche Buchhandlung.

An alle Lehranstalten, Ärzte, Apotheker, Kameralisten und Landbesitzer.

Von

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie ꝛc.

erscheint soeben der 6te Band der 3ten sehr verbesserten Auflage in 5 Heften à 12 Gr., zusammen 2 Thlr. 12 Gr. im Prän.-Pr. bis Michaelmesse d. J. Der nachherige Ladenpreis ist 3 Thlr. 8 Gr.

Diese 3te Ausgabe des 6ten Bandes gehört zur dritten und vierten Auflage der ersten 5 Bände, welche die ganze anorganische Chemie, mit einem vollständigen Register versehen, enthalten und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Diese 5 Bände kosten im Ladenpreise 15 Thlr. — Bis Michael d. J. sind solche jedoch, auf ausdrückliches Verlangen, noch im Prän.-Preise von 10 Thlrn. 12 Gr. durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen. Im Verweigerungsfalle erbieten wir uns, bei Baarsendung oder gültiger Anweisung des Betrages von 10 Thlr. 12 Gr. Pr. C. die Exemplare portofrei an jeden Ort zu liefern und auf 10 Exemplare das 11te unentgeldlich beizugeben.

Dresden und Leipzig, den 28sten Juni 1836.

Arnold'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. September. Nr. 179—182.

Nr. 179. *Birmingham. Über den Weinbau. II. (Forts.) Die steinernen Pferde und versteinerten Bäume von Pondichery. — Nr. 180. *Perlenfischerei auf Ceylon. *Der Ramasan. *Die Brüderschaft der weißen Büßenden. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. II. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden. *Hogarth's Werke. II. Der Ausmarsch der Truppen nach Finchley. — Nr. 181. *Der Sinai. Elektricität der Tuberose. *Über Messungen von Höhen und Entfernungen. Die russische Bauernhütte. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. II. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden. (Forts.) — Nr. 182. *Die orkadischen Inseln. *Der St.-Michaelsberg in Cornwall. Die Leopardenjagd in Indien. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. II. Von der Erziehung und dem Unterrichte der Blinden. (Forts.) *Don Rodrigo Diaz, der Cid.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rheinisches Odeon

herausgegeben

von

J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler.

Erster Jahrgang.

Mit Beiträgen von:

J. W. v. Schlegel, Ludw. Bechstein, Brandenbusch, L. Braunfels, Pet. v. Cornelius, O. von Czarnowski, M. J. de Noël, K. Dörnberg, F. G. Drimborn, J. Egenter, P. J. Fischbach, Fr. Förster, J. D. Fuß, E. Gasperini, K. Geib, P. J. Guth, H. Hoffmann, Gert. v. Hohenhausen, F. M. Kneisel, J. Kreusser, H. Künzel, D. M. Landsermann, Cl. Lenné, A. v. Marées, O. Müller von Nidda, J. C. Nänny, K. G. Neumann, Bar. von Norbeck, K. Oebeke, J. J. Reiff, R. Reincke B. v. Schepeler, K. F. Scholler, H. Seidel, W. Smets, H. Stieglitz, Ad. Stöber, Aug. Stöber, A. Voigt, M. Weiß, L. Wihl, H. J. F. Wüst und den Herausgebern.

Der Preis des Werkes auf Velinpapier in eleganter Ausstattung, 384 Seiten stark, in 12. cartonnirt, ist auf 1 Thlr. 15 Gr. festgestellt.

Coblenz, im August 1836.

J. Hölscher.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Geognosie

von **K. A. Kühn**, k. s. B.C.Rath und O.B.A.Assessor, bisher Professor der Geognosie und Bergbaukunst an der B.-Akad. zu Freiberg.

Zweiter Band, mit 4 lithogr. Figurentafeln. Ladenpr. 4 Thlr.

Dieser Band enthält die geognostische Structurlehre und die Erörterungen über die geognostische Systematik, Nomenclatur, Charakteristik und Physiographie. In der Structurlehre sind den Erfordernissen einer solchen gemäß, im Gegensatze zu den meisten andern Geognosien, auch sämmtliche Structurverhältnisse der Lager und der gangartigen Lagerstätten sehr umfassend behandelt. Mit diesem Bande ist der präparative Theil der Wissenschaft völlig geschlossen und somit schon ein für sich bestehendes Ganzes geliefert, welches einem bisher bestandenen Bedürfnisse des Publicums in so weit Abhülfe verschafft, als in demselben zuerst die Durchführung einer streng wissenschaftlichen Behandlung des bemerkten Theiles der fraglichen Wissenschaft versucht, zugleich aber allenthalben darauf hingedeutet worden ist, welche Fragen noch zu lösen und welche Verhältnisse noch näher zu ermitteln sein möchten, um die vulcanistisch-neptunistische Streitfrage dereinst befriedigend für jeden Unbefangenen lösen zu können.

Freiberg, im August 1836.

Craz und Gerlach.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band IX. Jahrgang 1836.

Erster Band. Zweites Heft.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs zu 6 Heften 3 Fl.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Reise von Dresden über Plauen nach Tharand, von Zeller; 2) Weinfaß von Stein, mitgetheilt von Oberamtsarzt Dr. Lechler. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Landwirthschaftliche Berichte; b) über Anbau von Farbepflanzen; c) über Gerbemittel und Surrogate der Eichenlohe; d) über Förderungsmaßregeln für die Seidenzucht; e) Patentertheilung; f) Aufmunterungs-Prämie; g) Unterstützung für Seidenzucht; h) Unterstützung für Kräuterkäse-Bereitung; i) Unterstützung für landwirthschaftliche Bestrebungen; k) Beiträge zur Bibliothek. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Die Miethenhäuser Mühle bei Urach; 2) Beschreibung des Hipfelhofes bei Heilbronn und seiner Bewirthschaftungsweise, von Zeller. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Runkelrübenzucker-Fabrikation in Verbindung mit Landökonomie; 2) über den Zuckergehalt der Runkelrüben; 3) Fortschritte der Fabrikation von Runkelzucker in Böhmen; 4) über die verkäuflichen Branntweine; 5) Wirkung des Gerbestoffs auf die Vegetation; 6) über den Mehlthau; 7) über die Bestandtheile des Krapps und die Krappfärberei. — V. Literatur. 1) Über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. 2) Die landwirtschaftl. Buchhaltung ꝛc., bearbeitet von Zeller. — Meteorologische Tabellen aus Stuttgart. 1836. März und April.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Feldmesser (Geodäten) sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

E. Bürkner, Theoretische Entwickelung und praktische Darstellung des Verfahrens zum Auftragen und Berechnen der mit der Kette und Boussole aufgenommenen Figuren. Ein Handbuch für Feldmesser und Ökonomen. Mit 3 Kupfert. Brosch. 16 Gr.

Dessen Angabe einer Vorrichtung, mit deren Hülfe man bei Aufnahmen mit der Mensel ohne Nadel genau, einfach und rasch arbeiten kann. Mit 1 Kupfertafel. Brosch. 4 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Kontrolle des Verkehrs mit Saatgut, vom 27. Juli 1895.

Auf Grund des § 1 des Gesetzes über die Kontrolle des Verkehrs mit Saatgut, vom 27. Juli 1895, wird hiermit bekannt gemacht, daß

1. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
2. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
3. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
4. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
5. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
6. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
7. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
8. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
9. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt;
10. Saatgut, welches zum Verkaufe oder zu sonstiger Veräußerung feilgehalten wird, mit einer Bezeichnung versehen sein muß, welche Art und Herkunft des Saatgutes angibt.

Berlin, den 27. Juli 1895.

Der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.
Dr. Freiherr von Hammerstein.

Der Minister des Innern.
Graf zu Eulenburg.

Der Minister für Handel und Gewerbe.
Brefeld.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.
Dr. Bosse.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten.
Thielen.

Der Finanzminister.
Dr. Miquel.

Der Justizminister.
Dr. Schönstedt.

Der Minister des Königlichen Hauses.
Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
Graf zu Eulenburg.

Der Kriegsminister.
Bronsart von Schellendorf.

Der Chef des Generalstabes der Armee.
Graf von Waldersee.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.
Freiherr von Senden-Bibran.

Der Chef des Marinekabinetts.
Freiherr von Senden-Bibran.

Der Chef des Militärkabinetts.
Freiherr von Hahnke.

Der Chef des Zivilkabinetts.
Freiherr von Lucanus.

Der Präsident des Staatsministeriums.
Graf zu Eulenburg.

Der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.
Dr. Freiherr von Hammerstein.

Der Minister des Innern.
Graf zu Eulenburg.

Der Minister für Handel und Gewerbe.
Brefeld.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.
Dr. Bosse.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten.
Thielen.

Der Finanzminister.
Dr. Miquel.

Der Justizminister.
Dr. Schönstedt.

Der Minister des Königlichen Hauses.
Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
Graf zu Eulenburg.

Der Kriegsminister.
Bronsart von Schellendorf.

Der Chef des Generalstabes der Armee.
Graf von Waldersee.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.
Freiherr von Senden-Bibran.

Der Chef des Marinekabinetts.
Freiherr von Senden-Bibran.

Der Chef des Militärkabinetts.
Freiherr von Hahnke.

Der Chef des Zivilkabinetts.
Freiherr von Lucanus.

Der Präsident des Staatsministeriums.
Graf zu Eulenburg.

Bibliography.

Bibliography of Technology.

A Guide to the Literature of Chemistry, Metallurgy, Mining, Civil, Mechanical, Electrical, Marine and Military Engineering, Architecture, Manufactures, Photography, Agriculture, Printing, Paper Making, Etc. By Alfred W. Pollard and G. R. Redgrave. 8vo, cloth, 500 pp. Price, $3.00.

Bibliography of Political Economy.

A Guide to the Literature of Political Economy, Including Sections on Socialism, Communism, Land Tenure, Labor Questions, Money, Trade, Transportation, Population, Statistics, Etc. By R. H. Inglis Palgrave. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Sociology.

A Guide to the Literature of Sociology, Including Sections on Anthropology, Ethnology, Folk-Lore, Religions, Mythology, Social Customs, Etc. By James Sully. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Philology.

A Guide to the Literature of Philology, Including Sections on Comparative Philology, Etymology, Dictionaries, Grammars, Etc. By J. Peile. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Philosophy.

A Guide to the Literature of Philosophy, Including Sections on Ethics, Logic, Psychology, Aesthetics, Metaphysics, Etc. By Hastings Rashdall. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Theology.

A Guide to the Literature of Theology, Including Sections on Church History, Creeds, Sects, Religious Biography, Etc. By Alfred W. Pollard. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Geography.

A Guide to the Literature of Geography, Including Sections on Physical Geography, Map Making, Geographical Biography, Travels, Etc. By Edward Heawood. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of History.

A Guide to the Literature of History, Including Sections on Historical Biography, Historical Geography, Archæology, Numismatics, Etc. By Charles Gross. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Law.

A Guide to the Literature of Law, Including Sections on Legislation, Codification, Law Reporting, Legal Biography, Etc. By Harrison Hall. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Medicine.

A Guide to the Literature of Medicine, Including Sections on Physiology, Therapeutics, Pathology, Dentistry, Nursing, Hygiene, Etc. By Dr. Edward T. Bell. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Fine Arts.

A Guide to the Literature of Painting, Sculpture, Architecture, Engraving, Etching, Decorative Art, Etc. By Cosmo Monkhouse. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Music.

A Guide to the Literature of Music, Including Sections on Musical Biography, Bibliography, Dictionaries, Etc. By H. Davey. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Bibliography of Sport.

A Guide to the Literature of Sport, Including Sections on Hunting, Shooting, Fishing, Racing, Athletics, Games, Etc. By Walter Armstrong. 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

The Pioneer Library.

A Series of Bibliographical Guides to the Literature of Special Subjects.

Edited by R. R. Bowker.

Each volume, 8vo, cloth, 200 pp. Price, $2.00.

Publishers, Authors and Booksellers.

Publishers' Weekly.

A Journal of the Book Trade.

Subscription, $5.00 per annum.

Publishers' Weekly Subscription and Book Review.

Subscription, $6.00 per annum.

Publishers' Weekly Subscription and Bibliographical Supplement.

Subscription, $6.00 per annum.

Publishers' Weekly Subscription, Book Review and Bibliographical Supplement.

Subscription, $7.00 per annum.

The Publishers' Trade List Annual.

Containing the Trade Lists of the Principal Publishers of the United States and Great Britain, with Indexes.

Subscription, $5.00 per annum.

The American Catalogue.

A Record of Books Published in the United States.

1876-1884. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1884-1890. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1890-1895. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1895-1900. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

The English Catalogue.

A Record of Books Published in Great Britain.

1835-1863. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1863-1871. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1872-1880. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1881-1889. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1890-1895. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1895-1900. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

The Annual American Catalogue.

1886. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1887. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1888. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1889. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1890. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1891. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1892. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1893. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1894. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1895. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1896. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1897. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1898. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1899. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1900. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

The Annual English Catalogue.

1890. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1891. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1892. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1893. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1894. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1895. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1896. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1897. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1898. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1899. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1900. Edited by Sampson Low. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

The Annual American Catalogue.

1900. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1901. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

1902. Edited by Frederick Leypoldt. 8vo, cloth, 1,000 pp. Price, $10.00.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Achter Jahrgang.
Mit dem Bildnisse Ludwig XIV.
Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Ausgang des Joan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde. Dargestellt durch F. W. Barthold. — II. über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutschland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert. Von H. Leo. — III. Versailles. Historische Rückblicke von J. W. Zinkeisen. — IV. Ältere Geschichte der Xylographie und der Druckkunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Bilddruck. Ein Beitrag zur Erfindungs- und Kunstgeschichte. Von J. D. F. Sotzmann.

Der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt 6 Thlr.; einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste und siebente Jahrgang (1835 und 1836) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, K. W. Böttiger, Fr. Förster, Ed. Gans, H. Leo, J. W. Loebell, Fr. Lorenz, F. Passow, Fr. v. Raumer, R. Roepell, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth und Fr. Wilken.

Leipzig, im October 1836.

Für Haus- und Handbibliotheken.

Stein's Handbuch der Geographie und Statistik

für die gebildeten Stände.
Nach den neuern Ansichten bearbeitet
von
Dr. Ferd. Hörschelmann,
Prof. am berlin. Gymnas. zum grauen Kloster ꝛc.
Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.
3 Bände. 170 Bogen. In gr. 8. Auf Schreibpapier 8 Thlr.
Auf starkes weißes Druckpap. 6 Thlr.

Alle Recensionen über dieses treffliche Werk erkennen die Vorzüge dieser neuen Bearbeitung, ganz besonders im rein geographischen Theile, an. Außer einer Einleitung über die mathematische, physikalische und politische Geographie mit beigefügter Literatur umfaßt das Werk die Lage, Größe, Boden, Klima, Gewässer, Producte, Bevölkerung, Cultus, Wissenschaften, Industrie, Handel, Staatsverfassung, Staatsverwaltung (Wappen, Orden, Budjet ꝛc.), Militairmacht, Topographie, Colonien jedes Landes nach den besten Quellen. An jedem Bande befindet sich ein ausführliches Register. — Gewiß, die deutsche Literatur bietet kein Werk dar, welches bei gleichem Umfange ebenso vollständige und zuverlässige Auskunft über die angedeuteten Verhältnisse gäbe und dabei in gleich wissenschaftlichem Geiste gehalten wäre. — Um bei dem schnellen Wechsel aller Verhältnisse diesem Handbuche eine längere Brauchbarkeit zu sichern, sollen den Besitzern desselben alle zwei Jahre bis zu Erscheinung einer neuen Aufl. die nöthigen Verbesserungen und Nachträge in einem eignen Hefte für ein Geringes nachgeliefert werden. Die Nachträge 1834—36 erscheinen zu Anfang 1837.

Leipzig, im September 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

*** Neue Schriften für Naturforscher und Mineralogen.

Dr. B. Cotta, Geognostische Wanderungen, 1ster Band: Geognostische Beschreibung der Gegend von Tharand. Ein Beitrag zur Kenntniss des Erzgebirges. Mit einer grossen geognostischen Karte und drei lithogr. Zeichnungen. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Dr. C. F. Naumann, Prof., Erläuterungen zu der geognostischen Karte von Sachsen, 1stes Heft: Geognostische Skizze der Gegend zwischen Taucha, Strehla, Bräunsdorf und Altenburg. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Die dazu gehörige geognostische Karte, Sectio XIV., wird nur auf ausdrückliche Bestellung und gegen portofreie Einsendung von 1 Thlr. 16 Gr. geliefert. Der Besteller hat auch alle Versendekosten selbst zu tragen.

E. A. Rossmässler, Prof., Iconographie der Land- und Süsswasser-Mollusken, mit vorzüglicher Berücksichtigung der europäischen noch nicht abgebildeten Arten. Drittes Heft, mit 5 schwarzen lithogr. Tafeln in 4., eingeb. 1 Thlr. Das erste Heft 2 Thlr. und das zweite 1 Thlr.

Das dritte Heft mit colorirten Kupfern kostet 2 Thlr. 12 Gr., das zweite Heft ebenso viel und das erste 3 Thlr. 8 Gr., wofür solche in allen Buchhandlungen zu bekommen sind.

Dresden und Leipzig, im Junius 1836.

Arnold'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Von dem soeben erschienenen interessanten Werke:

Dr. *Bowring's*
report on the Commerce and Manufactures of Switzerland
erscheint bei uns demnächst eine deutsche Übersetzung.

Orell, Füßli u. Comp. in Zürich.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das

System der Circulation

in seiner Entwickelung

durch die

Thierreiche und im Menschen

und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen

dargestellt von

C. H. Schultz,

Doctor der Medicin und Chirurgie und ordentl. Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin ꝛc. ꝛc.

Mit 7 illuminirten Tafeln.

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Bedeutung und Gliederung des Circulationssystems. I. **Vom Blute.** Lebendige Bestandtheile des Bluts. Plasma und Bläschen. a) Die Blutbläschen. b) Das Plasma. c) **Chemische Bestandtheile des Bluts.** Specifische Verschiedenheiten des Bluts in den organischen Systemen und in den Lebenszuständen und Individuen. II. **Vom Gefäßsystem.** 1) Gefäßsystem der Pflanzen. 2) Gefäßsystem der Thiere. a) Peripherisches System. b) Das centrale Gefäßsystem. Bewegungen des Herzens und der Gefäße. III. **Die Circulation des Bluts in den Gefäßen.** 1) Die peripherische Circulation. a) Vor der Herzbildung. b) Nach der Herzbildung. 2) Die centrale Circulation. Begriff. a) Bewegung im Venensystem. b) Blutbewegung im arteriellen System.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die

Sixtinische Madonna.

Erzählendes Gedicht in zehn Gesängen

von

Wolfg. Rob. Griepenkerl.

8. Fein Velinpapier. Geheftet 1 Thlr.

Braunschweig, im September 1836.

Friedr. Vieweg u. Sohn.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

ALMANACH DE GOTHA pour l'année 1837. 74ème année. Avec 8 portraits. Preis 1 Thlr.

Gothaischer genealogischer **Hof-Kalender** auf das Jahr 1837. 74ster Jahrgang. Mit 8 Portraits. (Auch ohne astronomischen Almanach unter d. Titel: Goth. gen. Taschenbuch.) Preis 1 Thlr.

Genealogisches **Taschenbuch** der deutschen **gräflichen Häuser** auf das Jahr 1837. 10ter Jahrgang. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

*** Eine neue wichtige Schrift für Ökonomen:

Der Scarificator,

ein vorzügliches Instrument zum Zucker-Runkelrübenbau, oder einige Erfahrungen im Ackerbauwesen von dem Major Pflugk. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Brosch. ist soeben in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen für 8 Gr. zu bekommen.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

P. Virgilii Mar. Opera

ad optim. libror. fidem edidit perpetua et aliorum et sua annotat. illustr., commentationem de vita carminibusque Virgilii et Indices necessarios adiecit *Alb. Forbiger.* Pars I. Bucolica et Georgica. 8maj. (VI u. 558 S.) 1836. 1 Thlr. 18 Gr.

Griechisch-deutsches Hand-Lexikon

von

Dr. *Gustav Pinzger.*

Fortgesetzt von

Dr. *Karl Jacobitz* und Dr. *Ernst Eduard Seiler.*

In 8 Lieferungen. 1ste Lieferung. 12 Bogen Lex.-8. Geh. 1836. 12 Gr. Subscrpt.-Preis.

Ein ausführlicher Prospect über dieses wichtige Werk ist in jeder Buchhandlung zu finden.

Leipzig, im September 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei X. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abhandlung über den Gerichtsstand

und den

Instanzenzug in Civilsachen

und **über die Administrativjustiz** nach der neuesten k. sächs. Gesetzgebung. Zur Fortschreitung der legislativen Wissenschaft überhaupt. Gr. 8. Geh. Preis 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.

Fünften Bandes siebentes und achtes Heft.

(Nr. XXXIX—XL.)

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Friedrich von Schuckmann. (Von Freiherrn von Lüttwitz.)

Adamantios Korais. Von Theodor Kind.

Biographische Andeutungen.

Dr. August Hermann Niemeyer.

Sir Thomas Lawrence, Präsident der königl. Akademie zu London.

Johann Fedorowitsch, Graf Paskewitsch-Eriwanski, Fürst von Warschau, kaiserl. russischer Generalfeldmarschall und Statthalter des Königreichs Polen ꝛc.

☞ Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Folgen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1836. F. A. Brockhaus.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens

Herausgegeben von

Johann Peter Eckermann

Dritter Teil

Leipzig

Verlag von F. L. Herbig

1848

Ex-Libris Wilhelm Schmidt-Bonn

TRIANON.

Kammerspiele am Zoo. 1921.

Direktion: Dr. Hans Brennert. Spielleitung: Max Reinhardt.

Am Donnerstag, den 3. November 1921, abends 7½ Uhr:

Zum ersten Male:

Eigenartige Gastfreundschaft.

Ein Spiel in einem Akt von Dr. Hans Brennert.

Regie: Dr. Hans Brennert. Bühnenbild: Ernst Stern.

Personen und Darsteller:

Dr. Hans Brennert.

Wiener literarische Unterhaltung.

1800.

Monat November.

Herausgegeben von Johann Friedrich Schink und Johann Gottfried Dyck.

Inhalt.

Seite

Ueber Gedichte. 1

Ueber Gedichte. Von Johann Friedrich Schink. 3

Ueber Gedichte. Von Johann Gottfried Dyck. 17

Wien,

Gedruckt bei Johann Thomas Edler von Trattner.

Deleted: 1. Subject to the provisions of Article 3, the Contracting Parties shall not maintain or introduce any prohibition or restriction on the importation of any product of the territory of any other Contracting Party or on the exportation of any product destined for the territory of any other Contracting Party, whether made effective through quotas, import or export licenses or other measures, except as otherwise provided in this Agreement.

2. The provisions of paragraph 1 of this Article shall not extend to the following:

(a) Export prohibitions or restrictions temporarily applied to prevent or relieve critical shortages of foodstuffs or other products essential to the exporting Contracting Party;

(b) Import and export prohibitions or restrictions necessary to the application of standards or regulations for the classification, grading or marketing of commodities in international trade;

(c) Import restrictions necessary to the enforcement of governmental measures which operate to restrict the quantities of the like domestic product permitted to be marketed or produced, or, if there is no substantial domestic production of the like product, of a domestic product for which the imported product can be substituted;

(d) Import restrictions on any agricultural or fisheries product, imported in any form, necessary to the enforcement of governmental measures which operate:

(i) to restrict the quantities of the like domestic product permitted to be marketed or produced, or, if there is no substantial domestic production of the like product, of a domestic product for which the imported product can be substituted; or

(ii) to restrict the quantities permitted to be marketed or produced of any animal product the production of which is directly dependent, wholly or mainly, on the imported commodity, if such production is relatively negligible;

(e) Import restrictions on any agricultural or fisheries product, imported in any form, necessary to the enforcement of governmental measures which operate to restrict the quantities permitted to be produced within the territory of the importing country of any product derived from the imported commodity, if such production is relatively negligible.

Any Contracting Party applying import restrictions on any product pursuant to subparagraph (c) of this paragraph may impose such additional restrictions as will prevent the circumvention of the provisions of subparagraph (c) relating to governmental measures operating to restrict the quantities of domestic products, but such additional restrictions shall not have the effect of increasing the proportion of the total domestic consumption of the product which is permitted to be met by imports below the proportion which might be expected to be permitted in the absence of the governmental measures. In applying import restrictions on any product pursuant to subparagraph (d) of this paragraph, a Contracting Party may vary the total quantity of imports permitted, provided that the resulting total quantity is not reduced below the quantity which might be expected to be permitted in the absence of governmental measures. In applying import restrictions on any product pursuant to subparagraph (e) of this paragraph, a Contracting Party may vary the total quantity of imports permitted, provided that the resulting total quantity is not reduced below the quantity which might be expected to be permitted in the absence of governmental measures. In applying import restrictions on any product pursuant to subparagraph (e) of this paragraph, a Contracting Party may vary the total quantity of imports permitted, provided that the resulting total quantity is not reduced below the quantity which might be expected to be permitted in the absence of governmental measures.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 306. — 1. November 1836.

KRANJSKI DEŽEL... RUDOLF...

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die deutschen Universitäten und der Seminardirector Diesterweg.

Unsere deutschen Universitäten sind seit etwa 20 Jahren der Gegenstand vieler und zum großen Theile unerfreulicher Besprechungen gewesen, recht im Gegensatze zu einer frühern Zeit, wo man in Deutschland diese Anstalten als wahre Palladien betrachtete und die Professoren an den Universitäten als die ersten und bedeutendsten Vertreter geistiger Interessen. Die meisten Besprechungen gingen aus der Furcht hervor, daß aus den bestehenden Verhältnissen des Universitätslebens dem Staate ein Nachtheil entstehen könnte, die übrigen aus sehr materiellen Gründen, mit denen die Partei der Utilitarier nun einmal gegen Alles ankämpft, was nicht unmittelbaren Vortheil bringt. Über die erstern wollen wir jetzt gänzlich schweigen; wohlwollende Fürsten und erleuchtete Staatsmänner haben solche Befürchtungen schon seit längerer Zeit als unbegründet angesehen; den letztern aber, die sich namentlich in süddeutschen Ständeversammlungen herausgethan haben, wie denn bei den badischen Landständen 1832 wirklich der unverständige Antrag auf eine Umstürzung des Universitätswesens vorgebracht worden ist, wollen wir nur entgegenhalten, daß selbst in Frankreich, in diesem dem Alten sonst abgeneigten Lande, sich nicht selten Stimmen für die strenge Aufrechthaltung der althergebrachten deutschen Universitätsformen vernehmen lassen. So finden wir in der „Revue encyclopédique" vom Oct. 1832, S. 159 die Nothwendigkeit eingeschärft: „de defendre contre les niveleurs bâtards et bourgeois ce que les époques antérieurs peuvent nous avoir légué d'institutions sortes et vivifiantes". Für Deutschland schien aber eine jede weitere Besprechung überflüssig, seitdem zwei Professoren vom größten Ansehen und dabei von durchaus loyaler Gesinnung, v. Savigny und Jak. Grimm, der Erste in Ranke's „Histor. polit.-Zeitschrift" (Bd. I, S. 569—592), der Andere in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (1833, Nr. 12, 34, 35), fast gleichzeitig sich über das Wesen und den Werth der deutschen Universitäten ebenso klar als schön ausgesprochen hatten. Wer hätte wol nach solchen Männern noch sich einer besondern Aufforderung rühmen können, denselben Gegenstand in den nächsten Jahren wiederum einer Prüfung zu unterwerfen?

Wir leben aber nun einmal in einer Zeit, wo man sich nicht entblödet, an das Heiligste und Ehrwürdigste eine freche Hand zu legen, und wo ein gewisser neidischer Geist im Gewande menschenbeglückender Theorien umherspionirt, um die Denkmäler menschlicher Kunst und Weisheit niederzuwerfen und ihre schönsten Trophäen zu verstümmeln. Und so haben denn auch die deutschen Universitäten ganz neuerlich einen bittern Feind und argen Verketzerer gefunden, wie die deutschen Gymnasien, jedoch in geringerm Grade, ganz kürzlich an dem Medicinalrathe Lorinser in Oppeln. Der neue Universitätenfeind aber ist Hr. Dr. Diesterweg in Berlin, der Director des Seminariums für die städtischen Schulen, ein Mann, der sich durch vorzügliche Schriften im Bereiche der Volkserziehung und durch praktische Tüchtigkeit sowol früher in Meurs als jetzt in Berlin einen sehr guten Namen gemacht hat. Derselbe ist „vermöge seiner ganzen feurig-lebendigen Persönlichkeit, die schnell ergreift und kräftig abstößt, und bei seiner vorherrschend reflectirend-praktischen Geistesrichtung" (so schildert ihn Hr. Mayerhoff auf S. 9 der gleich anzuführenden Schrift) von dem dermaligen schlechten Zustande unserer Universitäten so ergriffen worden, daß er die Feder ergriffen und einen Tractat unter folgendem Titel verfaßt hat:

Die Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.) Oder: Über das Verderben auf den deutschen Universitäten. Dritter Beitrag zur Lösung der Aufgabe dieser Zeit. Essen, Bädeker. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Denn die Universitäten sind veraltete Institute, sie bedürfen einer Reform, sie verderben unsere Jugend, sie

erkennen nicht ihre Bedeutung in einer so ungeheuern Zeit, wie die unsrige ist. Die Gedanken, welche die Professoren mittheilen, sind nichts werth, denn sie wissen nichts von Hochbildern, Hochgedanken, von Idealen; ihre Methode ist schlecht und geistlos und macht also auf die Zuhörer keinen Eindruck, sie können wol Gelehrte sein, aber sie sind keine Pädagogen. Sie selbst sind geld- und habsüchtig, sie haben kein Vaterland, sie können und wollen daher auch keinen vaterländischen Sinn erzeugen, ja, was noch mehr ist, sie predigen Ungehorsam gegen die heiligen Gesetze des Staats, sind nachlässig im Testiren der Collegien und schließen ihre Vorlesungen vor der gesetzmäßigen Zeit. Daher haben sie auch einen großen Theil der in demagogische Umtriebe verwickelten Studirenden auf ihrem Gewissen. Die Studirenden selbst schleppen sich schlaff und geistlos in den Hörsälen umher, schreiben die, wenige Stunden vor dem Vortrage erst neugeschaffenen Systeme ihrer Lehrer ohne Sinn und Verstand nieder, vergeuden die Zeit in den Ferien und untergraben ihre Gesundheit auf den Universitäten in den Kneipen, in Hurenhäusern und auf dem Fechtboden. Demnach sehen redliche Ältern ihre Kinder nur mit der größten Herzensangst auf die Universität ziehen, weil sie fürchten müssen, sie an Seele und Leib verkrüppelt zurückzuerhalten.

Das sind etwa die Hauptzüge aus der Diesterweg'schen Broschüre, die eine so gänzliche Unkenntniß des akademischen Lebens, eine so totale Verkennung alles Historischen, eine so bittere, an Groll streifende Gereiztheit gegen die Professoren und eine so durchaus in den Begriffen der Elementarschule befangene Ansicht darthut, daß wir kaum begreifen können, wie zwei Universitätsprofessoren, Beneke und Mayerhoff (S. 2 und 148 der anzuführenden Schriften), sagen konnten, es habe sich Hr. Diesterweg den Dank aller verständigen Universitätslehrer verdient. Es kann aber kein verständiger Universitätslehrer eine Schrift, deren Einseitigkeit und Falschheit wol den Eingeweihten klar sein wird, gern sehen, da sie offenbar eine Verunglimpfung des ganzen Standes enthält, und von der in Bezug auf Unkundige und hartnäckige Gegner alles Bestehenden auch das alte Wort gelten wird: Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Hat Hr. Diesterweg aus guter Absicht geschrieben (was wir immerhin annehmen wollen), so mußte er, der in Jahren vorgerückte Mann, sich besonnener und umsichtiger benehmen; er durfte nicht blos alten Erinnerungen trauen oder einzelne Begebenheiten aus der Universitätsstadt, in welcher er grade lebt, zum Maßstab des ganzen Universitätslebens nehmen, und darf sich daher nicht wundern, wenn Hr. Leo (S. 5) sein Buch „ein Werk der Verleumdung und der Unwahrheit" nennt. Und warum schrieb denn Hr. Diesterweg überhaupt? Glaubte er sich vor Vielen dazu berufen, die deutschen Universitäten um den jahrelang getragenen Ehrenkranz zu bringen? oder will er etwa selbst Professor werden und sein Licht leuchten lassen vor dem ganzen Hause Israel? Er sagt nun zwar in der Vorrede, daß er nicht Staatswissenschaften studirt, daß er sich auch nicht auf Politik gelegt habe. Das glauben wir herzlich gern; aber auch ohne das kann Jemand wohl über Universitäten schreiben, wenn er nur Gelehrsamkeit und gesunde Augen besitzt und keine Vorurtheile mitbringt. Da aber dies der Fall bei Hrn. Diesterweg nicht ist, wie fast jede Seite seines Büchleins zeigt, so mußte er bei seinen Seminarangelegenheiten bleiben, wo Niemand seine Tüchtigkeit bestreitet, und wo er das Recht gehabt hätte, Denjenigen, der über diesen nützlichen Zweig der Volkserziehung so verkehrt und absprechend geurtheilt hätte, wie er in dem gegenwärtigen Falle über die Universitätsangelegenheiten, sofort zurückzuweisen. Und wir zweifeln nicht, daß Hr. D. dies, aber nicht auf sehr glimpfliche Weise, gethan haben würde.

Um so weniger durfte es ihn auch befremden, wenn die so hart angegriffenen Professoren unserer deutschen Universitäten (denn seine Exception auf S. x der Vorrede beweist so gut wie gar nichts) im gerechten Gefühl ihrer Würde seine Verunglimpfungen nicht ruhig hingenommen haben.*) Hr. Professor Leo machte den Anfang. Seine Schrift ist ohne allen Zweifel die bedeutendste, denn sie ist vielseitig anregend, voll interessanter Notizen über Docenten und Studentenleben, frisch und gewandt geschrieben und nennt Alles beim wahren Namen. Nur die übertriebene Schwächlichkeit eines berliner Correspondenten in der „Allgem. Zeitung" konnte sie als „burschikos und knüppelhaft" bezeichnen. Denn es liegt eben in der subjectiven Haltung und in der Naivetät des Tons ein hoher Reiz der Darstellung; ja, die Schrift bekommt, wie Rosenkranz sehr richtig bemerkt hat, dadurch einen historischen Charakter und wird ihren objectiven Werth als ein Denkmal des heutigen Professorlebens behalten, wenn Diesterweg's Libell schon längst vergessen ist. Wir werden im Folgenden noch oft auf das Einzelne zurückkommen und der Leo'schen, allerdings starken, Abfertigung eines nicht minder stark auftretenden Gegners unsere Beistim-

*) Hr. Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift von Heinrich Leo. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Über das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten. Von C. F. S. Alschefski. Berlin, Plahn. 1836. Gr. 8. 10 Gr.

Vertheidigung der Universitäts-Professoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Recepte, von Dr. C. E. Morstadt. Mannheim, Hoff. 1836. 8. 8 Gr.

Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut. In Briefen an den Hrn. Director Dr. Diesterweg, als Beitrag zur „Lebensfrage der Civilisation". Von Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Mittler. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Die deutschen, insbesondere die preußischen Hochschulen in unserer Zeit. Eine Zuschrift an den Dr. F. W. Diesterweg, von Ernst Theodor Mayerhoff. Berlin, Grantz. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Die Kritiken von Rosenkranz in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1836, Nr. 46—48, und die von Eiselen in der „Allgem. Literaturzeitung", 1836, Nr. 184, 185, erwähnen wir hier der Vollständigkeit wegen. Beide Aufsätze enthalten viel Treffliches und Wahres. Eine, wie wir hören, scharfe Replik im „Hamburger Correspondenten" ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen, ebenso wenig die Schrift des bonner Professor Puggé.

mung nur selten versagen können. Behutsamer und ruhiger tritt Alschefsky auf, aber auch fast überall als D.'s Gegner. Eigenthümlich ist ihm eine schöne Stelle über die Theilnahme deutscher Professoren an den Freiheitskriegen (S. 48 fg.), sowie auch die Ansicht, daß alles Sprachstudium in den Gymnasien auf die Bildung der Muttersprache bezogen werden soll (S. 56 fg.). In seinen Vorschlägen zur Reform des Gymnasial- und Universitätswesens vermissen wir bei aller Rechtlichkeit der Gesinnung doch die praktische Ausführbarkeit. Wie will z. B. eine Behörde es durchsetzen, jeden Vermiether, der unsittliche Personen bei sich beherbergt hat, mit Festungsstrafe (?) zu belegen, wenn er es wagt, Schüler bei sich aufzunehmen (S. 63)? Morstadt in Heidelberg spricht in seiner desultorischen, mit Citaten aus eignen und fremden Schriften überladenen Manier so heftig gegen D.'s „Scharteke" (so nennt er sie), daß auf sein Büchlein statt: „ridendo dicere verum" besser als Motto gepaßt hätte: „fecit indignatio versum", oder was er selbst gleich zu Anfang anführt: „auf groben Klotz, ein grober Keil". Da heißt D. bald der „Scholarch", bald der „Pamphletist", bald der „Calumniant", ihm wird Albernheit, Ignoranz, Polituroſigkeit, Charlatanerie, Sykophantik u. dgl. m. vorgeworfen und andere harte Dinge mehr, daß wir uns nicht wundern dürften, wenn Hr. D. seinem Gegner einen Injuriencproceß insinuiren würde, denn so schlimme Dinge sind dem Gustav Nicolai, der dieses Rechtsmittel (zum Glück aber ohne Erfolg) vor dem naumburger Oberlandesgerichte gegen Professor Friedländer in Halle ergriffen hatte, niemals gesagt worden. Von Unzufriedenheit des Hrn. Morstadt mit den eignen Verhältnissen finden sich auch manche Spuren, wie auf S. 60, wo Mittermaier und Zachariä grade wol nicht in der freundlichsten Absicht genannt sind. Dagegen ist die Schrift des Professors Beneke in Berlin mit Würde und Ruhe geschrieben. Schon die Briefform bedingt hier eine mildere Behandlung des Gegners. Die Anklage der finanziellen und moralischen Verhaltnisse unserer Universitäten läßt er bei Seite liegen und beschäftigt sich vorzugsweise mit der auf den Universitäten herrschenden Lehrmethode. Wenn ihn nun auch die dermalige Art des Kathedervortrages nicht gefällt, so ist Beneke doch weit davon entfernt, mit D. eine dialogische Art des Vortrags auf Universitäten zu billigen, oder die Studirenden wie Schüler und Seminaristen behandeln zu wollen. Er will unbeschränkte Lern- und Lehrfreiheit, Gelehrsamkeit der Universitätsprofessoren und billigt alle Vorschläge, um die geistige Lebendigkeit der Studirenden zu erhöhen, für welche die Universitätszeit die Zeit der geistigen Gährung ist (S. 60). Gegen D. behauptet er mit schlagenden Gründen (S. 65 fg.), daß die Universitäten in Beziehung zu den frühern bedeutend besser geworden sind, daß die Sorge für die Sittlichkeit der Studirenden, wie z. B. das Einführen derselben in gemischte Gesellschaften, der Umgang mit Frauen, den Professoren nicht allein aufgebürdet werden dürfe (S. 71 fg.); daß statt der bisherigen Lehrmethode vielleicht am zweckmäßigsten das eigne freie Vortragen der Studirenden als Grundform anzuwenden sein möchte (S. 66). Auf manches Andere werden wir noch zurückkommen. Der Inhalt des fünften und letzten Briefes, der über die Spannung unserer Zeit im Allgemeinen und über ihren Charakter, Alles von der natürlichen Seite aufzufassen, sich verbreitet und das Wechselverhältniß zwischen Schulen und Universitäten darstellt, kann vom Ref. hier nicht so ausführlich besprochen werden, als er es verdient. Hr. Mayerhoff endlich behandelt seinen Gegner im Ganzen recht glimpflich und räumt ihm, obgleich er in der Hauptsache ihm nicht Recht geben kann, doch Einzelnes ein. Zuvörderst hat er (S. 13—34) im Allgemeinen die Reformversuche auf deutschen Universitäten charakterisirt und dem Hrn. D. die Entwickelungsgeschichte der meisten deutschen Universitäten vorgeführt (S. 34—63); Beides allerdings für den Kenner des Universitätswesens überflüssig, für Hrn. D. aber, der so absichtlich das Historische dieser Einrichtungen ignorirt, sind diese Umrisse trotz ihrer Kürze unstreitig sehr nützlich.*) In der zweiten, oder der raisonnirenden Hälfte der Schrift scheinen uns doch zu viele Worte zu sein, viele Klagen über Bestehendes, und doch keine Vorschläge zu gründlicher Abhülfe. Da nun überdies das Ganze ohne Abschnitt oder Überschrift fortläuft, so wird man in der That durch die Lecture dieser Schrift mehr ermüdet als belehrt. Die Lehrfreiheit nimmt Hr. Mayerhoff allerdings auch in Schutz, ebenso die akroamatische Methode (S. 103—117) und eine negative Form der Erziehung auf Universitäten; aber sonst misfällt ihm gar Manches auf den deutschen Universitäten, oder, eigentlich wol, in Berlin, wo der Verf. als Licentiat der Theologie lebt und als jüngerer Lehrer nicht überall mit dem Benehmen der ältern Lehrer, d. h. der Ordinarien, zufrieden ist. Für die hauptsächlichste Quelle vieler Übel auf der Universität gilt ihm der Mangel wahren Christenthums (S. 68); er stimmt mit D. überein, daß die Professoren aus eigner Schuld ihre Vorlesungen gegen die Befehle der Staatsbehörde zu früh schließen und zu spät wiederanfangen (S. 89—93), daß die Ansichten der verschiedenen Schulen die Professo-

*) Es ist übrigens eine sonderbare Vornehmheit, wenn Hr. Mayerhoff S. 53 meint, daß die Universität Halle vor 1806 sich immer noch „auf der zweiten Stufe gehalten habe". Welche Universität in Deutschland, etwa mit Ausnahme von Göttingen, hatte denn damals berühmtere Lehrer, und welche erfreute sich einer größern Frequenz von Studirenden aus dem In- und Auslande? Eine Unrichtigkeit ist es ebendaselbst, wenn der Verf. angibt, daß erst nach 1817 ein Kanzler in Halle ernannt sei. Der verstorbene Niemeyer war vielmehr 1807 von der westfälischen Zwischenregierung zum Kanzler und Rector auf Lebenszeit ernannt worden und führte auch nach der Restauration der Universität 1814 diesen Titel fort, wenngleich seine Geschäfte theils an den Prorector, theils an den Regierungsbevollmächtigten übergegangen waren. Ebenso ist bei S. 68 zu erinnern, daß die Einrichtung der frühern Universität zu Bonn nicht so „verfehlt" war, als der Verf. sie genannt hat. Nur die wenige Jahre nach der Stiftung einbrechenden Franzosen vereitelten das Aufblühen einer Anstalt, die einer der edelsten und weisesten Fürsten des katholischen Deutschlands, Maximilian Franz von Köln, gegründet hatte.

ren untereinander feindlich und ungesellig machen, daß da ein großer Unterschied zwischen den Ordinarien und jüngern Lehrern hervortrete, weil auch in dieser Beziehung der Geist des Christenthums die Universitäten nicht durchwehe (S. 99). Derselbe Mangel an Christenthum verursacht die Unredlichkeit im Testiren (S. 125) trotz der bestimmtesten Befehle der Staatsbehörden. Zuletzt führt er auch darüber zugleich mit D. Klage, daß außerhalb der streng amtlichen Verhältnisse die Lehrer mit den Studirenden nur sehr geringe Gemeinschaft hätten, und gibt allerlei Vorschläge, wo er auch zuletzt (S. 138—143) auf die akademischen Verbindungen zu sprechen kommt, wo wieder viel vom Mangel des Christenthums die Rede ist, der zur Selbstsucht, zur Selbstüberschätzung und andern Lastern führt, welche heimliche oder öffentliche Empörung gegen den Staat veranlassen. Alles, wie gesagt, recht gut gemeint, aber nur zu wenig praktisch und zu sehr — wie es uns wenigstens scheint, mit der subjectiven Lage des Verfassers in Verbindung gebracht. Dahin dürfte auch die Expectoration (S. 119 fg.) über die unwürdigen Mittel, durch welche mehre Lehrer die Studirenden in ihre Vorlesungen locken, zu rechnen sein. Hr. D. hat diesen Punkt nicht berührt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

In einem frühern Artikel dieser Blätter haben wir dem Geist Chateaubriand's, des Nestors der französischen Romantik (denn zu den Romantikern wird man ihn jederzeit rechnen müssen), volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein einzelne Stellen in seiner neuesten Schrift: „Essai sur la littérature anglaise", zeigen ihn wirklich hier und da als einen Nestor ohne Weisheit. Chateaubriand ist vielleicht bedeutender seinem Dasein nach als hinsichtlich seines Genius. Er ist ein tiefer Mann, aber zugleich ein bornirter Geist, einer von den Geistern, die sich während ihres Fortschritts immer aus eigner Selbstbestimmung das non plus ultra prädestiniren. Was soll man zu solchen Stellen sagen, wo es sich um einen der Unsterblichsten unter den Unsterblichen handelt und Chateaubriand's lahme Kritik, bleichsüchtig, abgezehrt, grillenhaft, hypochondrisch, mitleiderregend, jenem unbegriffenen Unsterblichen nachschleicht. „Shakspeare", sagt er, „unterscheidet keine Arten; sowie er das ganze Leben eines Mannes entfaltet, ebenso setzt er auch die ganze Gesellschaft in Bewegung. Der Dichter scheint die Überzeugung zu haben, daß unsere Existenz nicht in einem Tage abgeschlossen ist, daß von der Geburt bis zum Grabe Einheit herrschend ist. Wenn er ein junges Haupt ergreift, so wird er es entweder frühzeitig abschlagen, oder es, bis daß es ergraut ist, nicht wieder fahren lassen. Diese Universalität hat zum Verderben der Kunst beigetragen; sie ist ein großer Irrthum, auf welchem die neue dramatische Kunst nur gar zu gern fußen will. In diesem Sinne genommen wird jeder einzelne Mensch, der sein Tagebuch abschreibt, nach Art des englischen Dichters ein Drama verfaßt haben." Es kann wirklich nichts Grundfalscheres, Grilligeres und Faderes geben als diese Auslegung. Grade Dasjenige, was in Shakspeare's großartiger Kunst das Großartigste und Eigenthümlichste ist, macht ihm Chateaubriand zum Verbrechen. Grade das, daß Shakspeare die einseitige Charakteristik im Drama aufgehoben und sich zu wahrhaft allgemeiner Gestaltung erhoben hat, also den Hauptprogreß und die eigentliche Seele des romantischen und modernen Drama, will der altfranzösisch-gesinnte Kritiker nicht gelten lassen. Er sagt weiterhin die beispiellos einfältigen Worte, die man wirklich nur einem so vielfach gebeugten Mann, wie Chateaubriand ist, verzeihen kann: „Racine in der ganzen Vortrefflichkeit seiner Kunst ist natürlicher (??) als Shakspeare, sowie Apollo in seiner ganzen Göttlichkeit mehr menschliche Formen an sich trägt als ein ägyptischer Koloß." Aussprüche wie dieser gehören zu den dunkelsten Räthseln des menschlichen Geistes und der menschlichen Betrachtung. Man muß sich billig verwundern, wie selbst ein Franzose des alten régime dergleichen vorbringen kann. Es ist darin eine so schreiende, eine so durchgreifende Verkennung des wahren Genius enthalten, ein so grauenhaftes Festhalten am hohlen und leeren Scheine, daß die leibhafte Thorheit selbst sich über die nämliche Sache nicht unersprießlicher auszudrücken vermöchte. Wenn man erwägt, daß schon Boileau — und Boileau war doch in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen durch und durch ein Franzos — gesagt hat, daß nur in der Wahrheit die wahre Trefflichkeit beruhe, so will es uns mit Recht fast unbegreiflich bedünken, wenn wir einen Mann wie Chateaubriand diesen alten Satz in seinem Kunsturtheil mit Füßen treten sehen. An solchen Beispielen lernen wir, daß Naturen wie Chateaubriand's durchaus der Züchtigung bedürfen und auf poetische Weise mehr oder weniger gebeugt werden müssen, denn der Übermuth der ausgeprägtesten Einseitigkeit würde, wenn es nicht so wäre, ganz unersprießlich und unerträglich werden. „In der unbändigen Ungebundenheit des Seenengetöses, welcher sich Shakspeare überläßt, ist wenig Werth und viel Kinderspiel." Was aber ist in den Tiraden Desjenigen, der in Shakspeare's Seenerie nur eben das Getöse sieht? Und wer gibt dem Kritiker, der sich so großartig zu täuschen versteht, die Befugniß, für die bewegten Ereignisse der echt romantischen Dichtung einen Schauplatz zu verlangen so voll Grabesruhe und abstracten Friedens, wie sie über einer nordamerikanischen Wildniß schweben? Dort, wo selbst die Natur einseitig ist, mögen wol zwei wilde Herzen mit der ruhig flammenden Leichenfackel ihrer Leidenschaft, mit ihrem Seelenbrande, der so unbemerkt dahinlodert wie ein Waldbrand, als einzige Staffage genügen. Aber in diesen Welten, wo alle Wirklichkeit zur Kraft der Poesie sich umgestaltet, begnügen wir uns nicht mit zwei brennenden Herzen, sondern es bedarf der leuchtenden Gedanken, die sich in der Mächtigkeit der Ereignisse glänzend und flammend widerspiegeln. Vielleicht haben wir Chateaubriand das Hauptsächlichste in seinen rohen Bemerkungen darum zugute zu halten, weil er sie unmittelbar auf die jungen Romantiker seines Vaterlandes bezieht, und so wäre es eigentlich die Absicht, welche diesmal seinen Geist umnebelt hat.

H.

Literarische Anzeige.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beeilt sich die zahlreichen Subscribenten auf das

Bilder-Conversations-Lexikon
für das deutsche Volk

zu benachrichtigen, daß soeben die zehnte Lieferung dieses Werks erschienen ist. Dieselbe umfaßt auf 8 Bogen die Artikel: **Deutsche Kaiser** bis **Druiden**, mit 23 Abbildungen, und wird den Beweis liefern, wie sehr es gelungen ist, in diesem Werke

ein Handbuch
zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung

zu liefern, welches bei dem höchst geringen Preise auch den minder bemittelten Ständen zugänglich ist. Die ersten neun Lieferungen, 67 Bogen mit 223 Abbildungen und 15 Karten in Kupferstich, kosten nur 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 307. — 2. November 1836.

Die deutschen Universitäten und der Seminardirector Diesterweg.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

So viel im Allgemeinen über die in Rede stehenden Schriften. Wir wenden uns nun zur Beleuchtung der fünf Hauptvorwürfe des Hrn. Diesterweg, welche seinen Gegnern Veranlassung zur stärkern oder glimpflichern Widerlegung geworden sind. Wie Ref. die Sache ansieht, ergibt sich wol aus den vorstehenden Zeilen, das Nachfolgende wird seine Meinung noch besser darthun, wenn er dies auch nicht immer ausdrücklich hinzusetzen sollte. Denn es kommt ihm vorzüglich darauf an, in dem gegenwärtigen Artikel die Thatsachen aus den verschiedenen Schriften so unter einzelne Rubriken zu ordnen, daß die D.'sche harte Anklage in das gehörige Licht gestellt und eine weitere Besprechung von Schriften, die etwa in der fraglichen Angelegenheit noch erscheinen sollten, in d. Bl. nicht nöthig werde.

Erstens. Ich verlange, sagt Hr. Diesterweg, von unsern Universitäten echte Wissenschaftlichkeit. Diese ist aber nicht zu suchen in der Masse des Wissens, in historischer Erschöpfung oder in sogenannter Gelehrsamkeit, sie besteht vielmehr in der Selbstthätigkeit des Denkens; denn der akademische Lehrer braucht als solcher kein Forscher zu sein, aber wol ein Lehrer. Man darf also akademische Lehrämter nicht an solche Männer vergeben, die weder innern Beruf, noch äußeres Talent zum Lehren besitzen, wie z. B. Hegel ein tiefer Forscher gewesen sein mag, aber zugleich einer der schlechtesten Lehrer; man darf nicht zugeben, daß akademische Lehrer ihren Schülern ungeprüfte Neuerungen als ewige Wahrheiten vorlegen, daß sie sich in Widerspruch setzen mit Allem, was bisher für allgemeingültig angesehen wurde. Man muß vielmehr den Lernenden auf den Standpunkt zu stellen suchen, auf dem man in Betreff einer Wissenschaft im Allgemeinen steht. Dann ist er für seine Zeit gebildet. Ist dann noch ein Überfluß von Zeit und Kraft vorhanden, dann strebe er weiter. Ebenso darf auch die Lehrfreiheit nicht bis dahin ausgedehnt werden, daß die Professoren lesen dürfen, worüber sie wollen, im ganzen Umfange der Facultät (S. 2—11).

Gegen diese Sätze erinnert nun Hr. Leo, daß sich Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit nicht ausschließen, vielmehr in ihrer Vollkommenheit untrennbar aneinander gebunden sind, daß es allerdings Leute gibt, welche die Wissenschaft nur in Einzelheiten suchen, daß aber wissenschaftliches Leben ohne Gelehrsamkeit unmöglich sei (S. 98 fg.).

Die wahre Wissenschaftlichkeit — fährt er fort — ist etwas schlechthin Unerlernbares; sie ist ein dem Menschen Eingeborenes, ein Adelsbrief höherer Art, den Gott selbst dem Menschen schreibt, den aber selbst der Besitzer nur dann produciren und geltendmachen kann, wenn er sich außerdem die Mühe nimmt, auch recht viel Einzelnes zu lernen, so gelehrt zu werden wie möglich.

Wer aber auf eine Universität kommt, der soll gründlich wissenschaftlich gebildet werden, muß also auch gelehrt sein; denn Solche, die etwa ihre juristische und medicinische Bildung in positiv abgeschlossenen Grenzen und durch die D.'sche Methode ad hominem erhalten haben, bekommen jene ganze bornirte Wichtigkeit in sich unfertig-fertiger Menschen, sogenannter Pepins. Die Gelehrsamkeit ist zu allen Dingen nütze: unsere Nation hat sicher unberechenbare Vortheile davon gehabt, daß unser ganzer Beamtenstand auf Universitäten der Art, die Hr. D. Akademien nennen möchte, gebildet ist und nicht auf Dressuranstalten niederer Art, die er Universitäten zu nennen beliebt. Die Nothwendigkeit, warum der Professor ein Forscher sein muß, ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften so klar, daß wir glauben, Hrn. Leo's Worte von S. 103—107 hier nicht abschreiben zu müssen, wie zweckmäßig diese auch für seinen concreten Fall sind. Daß nun dieser Forscher kein schlechter Lehrer sein dürfe, liegt auch wieder auf der Hand, und es würde wahrer Unsinn sein, Forscher und Lehrer trennen zu wollen. Auch über Hegel spricht Hr. Leo (S. 107—109) und zeigt, daß, wenn auch nicht alle Zuhörer bei ihm in seiner Weise philosophiren gelernt haben, seine Lehre und sein Umgang aber doch für unzählige Schüler die reichsten Motive für eigne Geistesbildung enthalten habe. Er schließt:

Hat denn Hr. D. schon irgend einmal einen Schuh zu machen versucht, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Handgriffe zu lernen, und ohne vielleicht die nöthige Kraft im Arme zu haben, um den Schuhdraht zu ziehen? Und was er nicht von einem Schuster zu sagen wagt, wenn er dessen Arbeit nicht nachzuarbeiten und ihm nicht zu folgen versteht, das unterfängt sich dieser Doctor Diesterweg vor ganz Deutschland in Beziehung auf Hegel drucken zu lassen! Quousque tandem.

Zweitens. Die einseitige Richtung auf das Wissen

und die Gelehrſamkeit, klagt Hr. D. auf S. 36, führt zu der Lehrmethode, die unſere akademiſchen Lehrer üben. Es iſt die akroamatiſche. Der Lehrer ſpricht, die Schüler ſchweigen, hören zu und ſchreiben nach. Jener trägt vor, er lieſt ab, oder er bedient ſich des freien Vortrages. Natürlich iſt Letzteres das Beſſere, weil es das Lebendigere, Anregendere iſt, vorausgeſetzt, daß Ordnung in dem Vortrage herrſcht. Den akroamatiſchen Vortrag aber hält er für verkehrt und der Geiſtesentwickelung hinderlich. Da ſitzen die Jünglinge, ſchreibt er S. 401, oft zu Hunderten ſtumm vor dem einen Mann auf der Hitſche. In monotonem, geiſtloſem Vortrage leſen die Meiſten ihre Weisheit aus dem Hefte, oder, um den Stumpfſinn zu verewigen, kommen ſie der Faulheit durch Dictiren zu Hülfe. Machen die Herren, ſagte der alte N. N., weiland Profeſſor in Marburg, gefälligſt ein Kommachen. Nichts wird gehört als das Kritzeln der Federn. In gekrümmter Stellung legen ſie ſo täglich vier oder mehr Stunden ſich Sammlungen von Heften an u. ſ. f. Das iſt alſo Sklavenarbeit. Dafür muß der Dialog die vorherrſchende Lehrform ſein, aber nicht blos dialogiſche Unterhaltung, ſondern ſtrenge, ſokratiſche Entwickelung, beſonders der Grundideen. Dreißig bis funfzig Studenten ſollen um den Lehrer im Halbkreiſe ſitzen. Alles Hiſtoriſche haben ſie bereits auf dem Gymnaſium erlernt. Nun beginnt der Lehrer die Entwickelung im freien Geſpräche, nach der Weiſe der Alten. Ob viel, ob wenig verarbeitet wird, darauf kommt nichts an, aber das philoſophiſche Denken ſoll der Student lernen. Und wenn dies geſchehen iſt, kann er getroſt den Hörſaal verlaſſen.

Gegen das geiſtloſe Heftſchmieren und Nachſchreiben haben ſich, ſo lange Univerſitäten beſtehen, ſchon ſo viele geiſtreiche Männer erklärt, daß Hr. D. hieran nicht noch einmal brauchte zum Ritter zu werden. Auch gehören Beiſpiele, wie das eines Lehrers der Rechte auf einer preußiſchen Univerſität, der in der erſten Stunde durch ſeinen Fiscal ein Heft über die Pandekten dictiren läßt und in der zweiten darüber ſpricht, gewiß zu den großen Seltenheiten. Aber Hr. D. wollte um ſo mehr die Vortheile ſeiner Lehrmethode herausheben, die offenbar ganz aus den Schullehrerſeminarien entlehnt iſt, wo ſie nicht anders als nützlich und erſprießlich genannt werden kann. Indeß iſt eine Univerſität nicht blos eine pädagogiſche Anſtalt, wie ſie Hr. D. auf S. 19 bezeichnet, alſo muß auch die Lehrmethode anders ſein als in jenen Anſtalten, am wenigſten kann ſie eine ſolche ſein, wie er ſie vorgeſchrieben hat. Das hat ihm erſtlich Hr. Leo auf S. 24—26 und S. 120—131 nachgewieſen und zugleich gezeigt, daß am Heftſchreiben als ſolchem wahrlich nicht das Hangen am Gemeinen liege. Er nennt ausgezeichnete Lehrer, bei denen nachgeſchrieben wurde, und denen kein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann ſtreitig machen wird, daß „Hochbilder, Hochgedanken, Ideale" (Lieblingsausdrücke des Dr. D.) in reichem Maße ſich in ihren Vorleſungen fanden, unſtreitig mehr als in ſeinen dialogiſchen Unterhaltungen aus Peſtalozzi's Schule ſich würden gefunden haben. Daß die dialogiſche Methode in den verſchiedenen Seminarien vorherrſchend iſt, daß ſie in Converſatorien und Examinatorien geübt wird, ſcheint Hr. D. nicht haben wiſſen zu wollen und darf ſich daher nicht wundern, wenn ſeine Gegner, Leo, Morſtadt, Mayerhoff und Beneke, ihn deshalb mit ſtärkern oder mildern Worten eines Beſſern belehrt haben. Morſtadt ſagt auf S. 51:

Die Refutation beſteht 1) in einem Lügenhaftigkeitsbeweiſe; denn ein ſehr großer Bruchtheil aller wiſſenſchaftlichen Begriffe wird von den Profeſſoren keineswegs blos akroamatiſch, durch des Studenten Ohr, eingeflößt, ſondern zugleich auch theorematiſch, durch deſſen Auge. 2) Und ſodann in einem Albernheitsbeweiſe; denn ebenſo wenig als man am Spreeufer den Staub vermißt, oder am Rheinufer die Schnecken, mangelt es auf unſern Hochſchulen am erotematiſchen Unterrichte, ſo weit er Bedürfniß iſt und folglich geſucht und bezahlt wird. Unter den bunteſten Specialnamen wird er dutzendfältig ausgeboten in allen unſern Katalogen, und zahllos oft mit beſtem Erfolge benutzt von Solchen, die unterrichtsempfänglich ſind, d. h. weder Wind- noch Klotzſchädel auf dem Nacken tragen.

Zweitens aber hat Hr. Beneke dem Ankläger ausführlich in ſeinem dritten Briefe nachgewieſen, und zwar auf philoſophiſchem Wege, daß ſeine Eintheilung des Wiſſens in das Hiſtoriſch-Poſitive und in das aus dem Geiſte Stammende, das Rationale, unhaltbar ſei, alſo auch ſeine auf dem letztern beruhende dialogiſche Lehrmethode auf Univerſitäten. Ref. kann dieſe gründliche und durch die Erfahrungen des akademiſchen Lehrers reich ausgeſtattete Unterſuchung hier nicht im Auszuge mittheilen, aber ſie bildet mit Leo's Erörterungen zuſammen die bündigſte Widerlegung der D.'ſchen Phantaſien. Auch darin ſtimmen Leo und Beneke (S. 49 fg. u. S. 60 fg.) überein, daß der Studirende nicht ſoll, wie die Quartaner, fortwährend gegängelt werden, daß die Univerſitätszeit die Zeit der geiſtigen Gährung ſei und daß, wenn der Gährungsproceß glücklich von Statten gehen ſoll, man ihn möglichſt ungeſtört muß von Statten gehen laſſen.

Hr. Dieſterweg — ſagt Leo — ſcheint jenes jugendlich-ſtolze Bewußtſein, was, um zu tüchtiger, ſelbſtändiger Stellung im Leben fortzugehen, einmal der Wüſte, d. h. eines Zuſtandes bedarf, wo es Niemanden gibt, der ſich herausnehmen dürfte, in den individuellen Bildungsgang beſtimmend einzugreifen — er ſcheint dies nie gehabt zu haben, auch an Andern nicht zu kennen; denn ſonſt würde er wiſſen, daß es viele, ſehr viele, und grade die tüchtigſten, edelſten, ſtolzeſten Geiſter unter den Studenten gibt, die eine ſolche Bekümmerniß um das Individuum, wie er ſie verlangt, gar nicht ertragen können; die ungehindert nur einmal im Vierteljahr blos von Milch und nur einmal im Vierteljahr blos von Fleiſch leben, die nur einmal eine ganze Anzahl Collegia fleißig und tüchtig hören und beſtreiten, und nur einmal blos über ihre eignen Gedanken ſinnen und der Muſik ihres jungen Herzens zuhören und zu dieſem Ende alle Vorleſungen quittiren wollen.

Um aber den Gährungsproceß nicht dem Zufall allein zu überlaſſen, erinnert Hr. Beneke weiter, mußten die Elemente, welche in denſelben hereingegeben werden, d. h. die Univerſitätsvorträge und der Gymnaſialunterricht einerſeits, und die weiter vorliegenden Bewegungskräfte, d. h. die Examina und was ſonſt noch dieſen an die Seite zu ſtellen ſein möchte, vervollkommnet werden. Zur Erreichung eines ſolchen ſelbſtthätigen und ſchwungreichen Studirens gibt er verſchiedene Vorſchläge, namentlich wünſcht er (S. 64 fg.) etwas dem engliſchen Tutorenſyſteme Ähnliches,

freilich mit den Modificationen, welche die Nationalität und die Bildungsverhältnisse Deutschlands erfodern. Endlich hat sich auch Hr. Alschefski gegen die dialogische Vortragsweise ausführlich erklärt (S. 18—29) und wird warm über die Verunehrung Hegel's durch Diesterweg.

Unsere Universitätslehrer — ruft er aus — können auch reden: mit großer Klarheit und scharfer Bestimmtheit, mit drohendem heiligen Ernst, mit feurigen Zungen würden sie Hrn. D. gegenübertreten, wenn sie es nicht unter ihrer Würde hielten, sich zu vertheidigen, wo die Sache selbst für sie zeugen muß.

Sein unvorgreifliches Gutachten über die Mittel, wie die Studirenden schon auf der Universität mehr für das praktische Leben gebildet werden könnten, halten wir indessen für unsere Universitäten nicht passend. Es sollten nämlich in jeder Facultät Collegia eingerichtet werden, wo die im Leben und in der dialektischen Kunst gewandtesten Lehrer die natürlichen Anlagen der Studirenden für schriftliche und mündliche Beredtsamkeit durch Disputationen, frei gehaltene Reden und schriftliche Ausarbeitungen ausbildeten (S. 29—32).

Drittens. Einen ganz besondern Ingrimm zeigt Hr. D. an mehren Stellen seiner Schrift gegen die jüngern oder Privatdocenten. Wenn die dialogische Methode, die so recht sein Pracht- und Paradepferd zu sein scheint, überall eingeführt ist, so wird man nicht mehr junge, unreife Männer auf Universitäten anstellen, die, selbst erst Neulinge im Denken und im Leben, meinen, man könne ein akademischer Lehrer sein, wenn man ein Heft zusammenzuschreiben und vorzulesen versteht (S. 40). Ja, unter seinen Vorschlägen zur radicalen Verbesserung des Universitätswesens wird sogar nach diesen Grundsätzen angenommen (S. 74), daß kein akademischer Lehrer vor dem dreißigsten Jahre angestellt werden dürfte!!

Hören wir dagegen wieder zuerst Hrn. Leo:

Unsere Privatdocenten sind eine wesentliche, eine nothwendige, eine durch nichts ersetzbare Einrichtung, sobald die Facultäten entschlossen sind, bei Zulassung derselben nur mittels der strengsten Prüfung zu Werke zu gehen. Unsere Facultät ist entschlossen, streng zu Werke zu gehen, und wie es bei uns ist, so wird es wol allenthalben, wenigstens allenthalben auf den preußischen Universitäten sein; wogegen wir aber auch unsere Privatdocenten für sehr wesentliche Leute in der ganzen geistigen Ökonomie unserer Universität halten und dabei Das wenigstens für uns haben, daß fast noch nie eine Regierung eine Ausnahme gemacht und einen Mann zum ordentlichen Professer gemacht hat, der nicht Privatdocent war, ohne dafür das schwerste und böseste Lehrgeld zu geben, nämlich einen halb oder ganz unbrauchbaren Professor zu bekommen.

Ebenso vertheidigt Alschefski die jungen Docenten, die „mit den neuen Ideen, welche die jüngste Zeit gebracht hat, den Veteranen der Wissenschaft mit lebendigem Eifer an die Seite treten" (S. 11—14), und Morstadt fragt, welche denn die anderweitige Prüfschule der Kathederaspiranten sein solle? Etwa niedere Schulen, Schullehrerseminarien oder die theologische, medicinische und juristische Praxis? Die aus der ersten, meint er, würden nicht genügen, und die aus den andern Ständen die fette Praxis nicht hinopfern wollen an einen magern Lehrstuhl, oder die glückliche Freiheit nicht abschwören für die unselige Stundensklaverei (S. 53, 55). Noch ausführlicher hat Mayerhoff, der wie Leo durch „die Sterbe- und Hungerperioden der Privatdocenten" gegangen ist, diese Punkte besprochen (S. 75—81). Auch er hält Privatdocenten für einen wahren Hebel der Wissenschaft, welche die ältern Professoren nicht erschlaffen lassen, die besonnene Ruhe älterer Lehrer durch das jugendliche Feuer ergänzen und durch ihre Geistesbildung, die in der Gegenwart wurzelt, auch den Studirenden näher stehen. Die Frage, ob und welche Anrechte ein Privatdocent an die Behörde zu machen habe, könne dadurch erledigt werden, daß der Staat, der allerdings nicht die Verpflichtung hat, die Privatdocenten als solche zur Professur zu befördern, durch Erschwerung des Zutritts, durch gesteigerte Foderungen und Verpflichtungen sich diejenigen unter ihnen erhalten könne, welche ihm die würdigsten schienen. Solche verdienen allerdings Berücksichtigung aus Gründen der Billigkeit, und es wird auch wol selten eine Universität geben, wo Privatdocenten so wenig ihr Glück machen konnten, als es bis vor nicht gar zu langer Zeit in Leipzig der Fall war. Lipsia vult exspectari galt fast nur von den Professoren. Wünscht übrigens Hr. D. noch einige historische Belege, um seine Furcht vor zu jungen, noch nicht dreißigjährigen Docenten zu bewältigen, so erinnere er sich, daß Heyne in seinem 24. Jahre die Ausgaben des Tibull und Epictet erscheinen ließ, die ihm zur Professur in Göttingen verhalfen, daß Feuerbach seinen „Antihobbes" im 22. Jahre schrieb, und daß der Criminalist Wächter im 21. Jahre außerordentlicher Professor zu Tübingen war. Das erfolgreiche Wirken mehrer Privatdocenten hat sich nicht leicht in einem hellern Lichte gezeigt als zu Halle in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo junge, 25jährige Doctoren, wie Jakob, Tieftrunk, J. S. Beck und später Maaß, die Kant'sche Philosophie zu verbreiten begannen, und namentlich Jakob mit einem Beifalle, der den der Ordinarien weit überstieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologie oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von K. E. von Leonhard. Mit sechs Stahlstichen. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Schweizerbart. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine schöne Richtung unserer Literatur in neuerer Zeit ist die der allgemein verständlichen oder populairen Werke, welche die ins Leben eingreifenden und jedem Gebildeten mehr als die alten Sprachen unentbehrlichen Wissenschaften — denn daß man ohne jene dennoch zu den Gebildeten im strengsten Sinne des Worts gezählt werden kann, ist nun wol erwiesen — einem Jeden zugänglich machen, der nicht Gelegenheit gehabt hat, mit den allgemeinen Hülfswissenschaften, besonders mit Mathematik, Physik und Chemie vertraut zu werden. Da diese aber bis jetzt noch von der gewöhnlichen Schulbildung gänzlich ausgeschlossen oder zu schlecht gelehrt worden, so kann man nicht darauf rechnen, daß sie das Eigenthum jedes Gebildeten seien. Die populairen Lehr- und Handbücher wichtiger und interessanter Wissenschaften sind daher sehr verdienstlich, nur müssen sie, wenn sie gut und brauchbar sein sollen, von Meisterhand geschrieben sein, da es ein irriger Wahn ist, wenn man glaubt, es könne Jeder, der nur die Elemente einer Wissenschaft versteht, ein populaires Werk darüber verfassen.

Zu den trefflichsten Erscheinungen dieser Art gehört das in den beiden ersten Abtheilungen vor uns liegende Leonhard'sche Werk. Der Hr. Verf., der seit Jahren an der heidelberger Universität durch seine lebendige Rede und im Allgemeinen durch eine ganze Reihe gediegener mineralogischer und geologischer Schriften lehrte, hielt auch schon wiederholt Vorlesungen über Geologie vor einem Kreise Gebildeter beiderlei Geschlechts der schönen Neckarstadt, und diese sind es, welche er jetzt dem Publicum erweitert und verändert gedruckt vorlegt. Die Absicht des Hrn. Verf., das geologische Wissen zu einem Gemeingute aller Gebildeten zu machen, ist, wie Ref. aus eigner Erfahrung weiß, mit großen Schwierigkeiten verbunden, und daher mag es auch kommen, daß die deutsche Literatur bisjetzt noch ein Werk der Art vermißte, während Frankreich und besonders England schon seit mehren Jahren populaire Geologien — wenn auch nur von bedingtem Werth — haben und man in Deutschland längst von bewährten Gelehrten verfaßte populaire Naturlehren und Astronomien aufzuweisen hat. Das vorliegende Werk wird nun die Bahn brechen und sehr dazu beitragen, daß die Geologie in unserm Vaterlande in die allgemeine Gunst kommt, deren sie sich in Frankreich und namentlich in England schon längst erfreuet hat.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der beiden vorhandenen Abtheilungen des Werkes. Die erste Vorlesung handelt von den Aufschlüssen, welche der Bergbau der Geologie gewährt, und von den bergmännischen Arbeiten. Unstreitig hat der Bergbau am meisten zu der Entwickelung der Geologie beigetragen, und zwischen beiden finden so viele nahe und mannichfaltige Beziehungen statt, daß letzterer in der Reihe der Hülfskenntnisse eine der wichtigsten Stellen behauptet. Es ist Hrn. v. L. gelungen, dies Gewerbe ganz eigenthümlicher Art so deutlich und anziehend darzustellen, wozu fünf sehr schöne Stahlstiche das Ihrige beitragen, daß nach Einsicht dieses ersten Abschnittes von dem Werke das Interesse für dasselbe sehr stark gesteigert werden muß. Wir theilen eine besonders interessante Stelle mit, die zugleich einen Beweis von der beredten Darstellungsweise des berühmten heidelberger Professors gibt:

„Zu dem an den erhabensten Stellen in Europa betriebenen Bergbau gehörte der im Salzburger Alpenlande, namentlich der in der Schlapperebene. Gegenwärtig sind die Merkmale zum großen Theil verschwunden, und da, wo einst muntere Knappen ihr Wesen trieben, wo „Berghäuser", von grünen Weiden umgeben, standen, sieht man mächtige Gletscher. Die Gruben in Rauris liegen ganz in der Gletscherregion; die meisten Stollen münden im kristallhellen, ewigen Eise; das „Zechenhaus" ist von Gletschern umgeben; auf dem hohen Goldberge geht einer der Stollen über 100 Fuß weit durch reines Gletschereis. Die Goldzeche, ein Goldbergwerk im tiefsten Hintergrunde der kleinen Fleiß, eines Alpenthales an der Grenze zwischen Salzburg und Kärnthen, dürfte jetzt in Europa, unter allen noch in Betrieb stehenden Grubenbauen, der höchste sein. In sehr geringer Entfernung findet sich die Halde eines Stollens, welche in der Runde von Gletschern umgeben ist. Der Ort hat, nach des k. k. Bergbeamten Russegger's Beobachtungen, 8791 pariser Fuß Höhe über dem Meere. Ein anderer Stollen, der gegenwärtig noch gebraucht wird, liegt, ebenfalls von Gletschern umschlossen, am Fuße einer überhangenden Felsenwand, 8434 par. Fuß Meereshöhe. Unter dem Schutze der Felswand steht das „Berghaus", eine ärmliche Hütte, die zur Winterzeit von Lawinen verschüttet wird, sodaß die Arbeiter genöthigt sind, jeden Frühling ihre Wohnung unter dem Schnee hervorzusuchen. Die Requisiten zum Bergbau werden auf Saumpferden herbeigeschafft, zu welchem Zwecke ein eigner Saumweg besteht. Die Entfernung vom Markte Dellach, wo die Arbeiter wohnen, wenn sie nicht in den Gruben beschäftigt sind, bis zum Berghaus der Goldzeche beträgt sechs Stunden, und auf einer vierstündigen Strecke des Weges sind nur zwei Stellen, deren Gesammtlänge etwa eine halbe Stunde beträgt, wo man sicher vor Lawinen ist. An mehren Orten weht der Wind so gewaltig, daß die Gehenden sich nicht aufrecht erhalten können, sondern auf Händen und Füßen kriechen müssen. Vom Zechenhause auf dem hohen Goldberge in Rauris kann man, wenn das Wetter nicht besonders ungünstig ist, in vier bis fünf Stunden nach dem Marktflecken Rauris gelangen. An einem Tage im Jahre 1827, in der Frühe um acht Uhr, gingen, nach heftigem Schneewetter, 54 Bergknappen mit ihrem Hutmann, alle kräftige Leute, keiner über 40 Jahre alt, vom Berghause ab. Sie brachten den ganzen Tag und die folgende Nacht hin, und kamen erst am nächsten Morgen um acht Uhr im Marktflecken an. Zu einem Wege von vier bis fünf Stunden hatten dieselben, indem sie ohne Unterbrechung gingen und beinahe fortwährend von Lawinen bedroht waren, 24 Stunden gebraucht. Werden Bergleute durch starke Schneefälle in einem Zechenhause überrascht, können sie sich zuweilen durch die Schneemasse nicht mehr hindurcharbeiten, so bleibt ihnen nur die schreckliche Wahl, zu verhungern, oder rettungslos ihrem Tode unter Lawinen entgegenzugehen. Russegger erzählt nach Sagen, denen gewiß eine schauerliche Wahrheit zum Grunde liegt, daß in einer Knappenstube 12 Bergleute, die wegen Schnee zurückgeblieben, verhungert seien. Man fand ihre Leichen, als Gletscher schon die Stelle bedeckten, um den Tisch sitzend. In Gastein und Rauris bestehen Aufzugemaschinen zur Förderung der Erze über Tag. Vermittels derselben kann man, in der Sommerzeit, vom Thale aus zum Berggebäude hinauffahren. Ein gewaltiges Rad von 50 Fuß Durchmesser bewegt die Maschine. Die Länge des Treibseiles beträgt 4800 Fuß, und die senkrechte Höhe, zu welcher man, über schroffe Felswände und tiefe Abgründe, hinaufgezogen wird, 2161 pariser Fuß. Die Auffahrt dauert 20—25 Minuten, während beinahe zwei Stunden erforderlich sind, um zu Fuß die Höhe zu ersteigen; herab fährt man in 8—10 Minuten. Der Wagen zu diesen Fahrten ist sehr einfach; er besteht aus einem einfachen Bret mit vier Walzen; die übrige Einrichtung ist dieselbe wie bei Eisenbahnen. Der Geübtheit und Sicherheit der Bergwerksbeamten vertrauend, entschließen sich zuweilen selbst Frauen aus höhern Ständen zu einer solchen „Fahrt durch die Luft".

Die zweite Vorlesung handelt zuvörderst im Allgemeinen von der Hülfe, welche Physik, Chemie und Mineralogie der Geologie gewähren, sie gibt Andeutungen über Licht, Wärme, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus und Thermomagnetismus. In der dritten Vorlesung spricht Hr. v. L. von chemischen Thatsachen, von den geologisch wichtigen Urstoffen: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Chlor, Fluor und Phosphor. In der vierten von den Metallen. In der fünften von Luft und Wasser. — Wir empfehlen das Buch allen Freunden der Natur als eine ebenso lehrreiche als interessante Unterhaltung und wünschen dem wackern Verleger, der das Äußere so schön ausgestattet hat, einen bedeutenden Absatz, der bei der Vorzüglichkeit des Werkes nicht ausbleiben wird. 78.

Literarische Notiz.

Die kais. russische Akademie der Wissenschaften hatte 1832 auf den historischen Preis die Aufgabe gestellt: „Eine Geschichte des Ulussus Dschutschi oder der sogenannten goldenen Horde, kritisch bearbeitet nach den orientalischen, besonders mohammedanischen Geschichtschreibern und nach den Münzdenkmälern der Khane dieser Dynastie selbst, als auch nach den russischen, polnischen und ungarischen Chroniken und zerstreuten Nachrichten." Es ist nur eine deutsch verfaßte Bewerbungsschrift eingegangen, welcher der Preis nicht ertheilt werden konnte; die Akademie hat daher den Preis zurückgezogen. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 308. — 3. November 1836.

Die deutschen Universitäten und der Seminardirector Diesterweg.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Viertens. Vor Allen aber sind es die Professoren selbst, gegen die D. seine Blitze schleudert und die er in gleicher Art zerschmettern möchte, wie Wolfgang Menzel sich einbildet, Göthe'n oder das junge Deutschland zerschmettert zu haben. Das Verderben auf den Universitäten hat auch die Professoren ergriffen, es geht von ihnen aus. Sie haben keine Heimat, kein Heimatsgefühl, keine Anhänglichkeit an ein Land, sie sind Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre und dem Gelde nach. Wer ihnen am meisten bietet, der hat sie. Ihre Wichtigkeit und ihren Einfluß schätzen sie nach der Zahl der Zuhörer ab, um der Honorare willen speculiren sie auf Künste, die ihren Hörsaal füllen. Sie achten ferner nicht den Gehorsam, nicht die Subordination, denn sie schließen ihre Vorlesungen früher, als die Behörde will, und fangen zu spät wieder an, sie prunken vor ihren Zuhörern mit dieser Selbständigkeit. Im Übrigen beobachten sie gegen diese eine schauderhafte Gleichgültigkeit, bekümmern sich nicht um ihr Treiben und testiren, oft ganz unwissend, den Besuch der Vorlesungen. Unter ihnen selbst herrschen Katzbalgereien, hämische Angriffe, kritische Bosheiten, weibische Klatschsucht, hinterlistige Verleumdung und Parteisucht, der Hochgedanke der Tugend und Pflicht, die Aufopferung im edeln Berufe, die Fortentwickelung der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt, kurz die Ideen fehlen den Professoren, während sie Kenntnisse im Überfluß besitzen. Diese Bodenlosigkeit des sittlichen und erziehlichen Verhältnisses zwischen Professoren und Studirenden ist Hrn. D. durch die heillosen demagogischen Umtriebe der Studenten vollends aufgedeckt worden, und glühender Zorn ergreift ihn über die Professoren, welche sechshundert deutsche Jünglinge von dem Verderben, in das sie sich stürzten, nicht haben retten können oder wollen, also in negativer Weise die Schuld davon tragen.

Das sind durchaus Hrn. Dr. Diesterweg's eigne Worte (S. 45 — 61), und wir könnten deren noch stärkere anführen, wenn wir uns nicht so viel als möglich in Acht nehmen wollten, in „glühenden Zorn" zu gerathen über einen Mann, der mit so eiserner Stirne einen ehrenwerthen Stand angegriffen oder vielmehr verleumdet hat. „Schnell fertig", sagt der Dichter, „ist die Jugend mit dem Wort"; aber Hr. D. ist kein Jüngling mehr, er sollte also auch mehr Erfahrung und Klugheit besitzen, er sollte nicht blos grau in grau malen und meinen, daß dadurch der Welt geholfen sei; er sollte endlich nicht Einzelnheiten zu allgemeinen Sätzen erheben. Jedoch wir müssen zur Prüfung seiner Sätze übergehen. Was er Bitteres hören muß und wol bereits gehört hat, ist allein von ihm verschuldet. Denn auch hier gilt Lessing's Wort, daß die Nothwehr auch das Selbstlob entschuldigt.

Also die Professoren haben kein Heimatsgefühl und gehen blos der Ehre oder dem Gelde nach. Da möge doch Hr. D. lesen und beherzigen, was Leo ihm in dieser Beziehung (S. 33 — 36) entgegnet hat, offen und stark, aber aus seinem eignen Leben, das mit dem anderer Professoren vielfach übereinstimmt.

Ich habe — sagt er — in meinem Universitätsleben nicht eben Gelegenheit gehabt, in den Professoren Engel zu erblicken; darauf bin ich auch nie gefaßt gewesen; aber ich sage doch, trotz aller auch bitterer Erfahrungen, wer da im Allgemeinen ausspricht: Wer den Professoren am meisten bietet, der hat sie — der lügt.

Vieles thut allerdings die Noth und die Unmöglichkeit, bei einem kleinen Gehalte mit Frau und Kindern leben zu können, aber auch Familienangelegenheiten, Verwandtschaften, der Wunsch, lieber vor „500 Theologie Studiosen in Halle, als vor 17 in Heidelberg" zu lesen (Morstadt S. 5), und hundert andere Dinge wirken mit, die man oft einer Regierung nicht sagen kann; da wird denn oft der erhöhte Gehalt vorgeschoben. Zu vielen Belegen — wollte man so undelicat sein und sie anführen — ist hier der Ort nicht, aber Leo hat Recht, zu sagen, daß sich Hr. D. einer solchen Unwahrheit vor ganz Deutschland schämen müsse, und Morstadt, Gott zu bitten, daß er diesem D. verzeihen möge, denn sein Weg sei düster (S. 10). Über die Einnahmen durch Honorar spricht Hr. Leo ebenfalls sehr gründlich, und zeigt namentlich, daß man ein volles Auditorium haben könne und doch sehr wenig Honorar (wie z. B. Schütz in Jena, Neander in Berlin, Niemeyer in Halle, Niebuhr in Bonn), daß viele Professoren, namentlich der größte Theil der Mathematiker und Astronomen, auf den meisten Universitäten jährlich keine 30 Thaler einnehmen, und daß dies Alles auf das pflichtmäßige, gewissenhafte Halten der Vorlesungen keinen Ein-

fluß geübt habe, auch da nicht, wo die Einnahmen Einzelner durch Umstände, deren Beseitigung nicht in der Macht der Professoren stand, sich von 500 Thaler auf 5 oder 10 Thaler reducirten (S. 36—43). Auch hierzu kann der „Aristarch", wie ihn Morstadt nennt, Belege auf jeder Universität finden, wenn es ihm um redliches Forschen zu thun war. Hören wir hierüber auch Hrn. Beneke:

Daß die Honorare jedem einzelnen Lehrer, nach Maßgabe der Anzahl der Zuhörer, zu Theil werden, bringt die Natur der Sache selbst mit sich; es findet sich in derselben Art bei jeder individuellen Leistung auch in allen übrigen Lebensverhältnisse, und die entgegengesetzte Einrichtung würde unnatürlich und unbillig sein. Die Welt ist nun einmal so, daß die Krone nicht immer grade dem Verdienste zu Theil wird. (S. 10 fg.)

Die neue Einrichtung der Quästur und der Stundung der Honorarien hat Hr. D. — ob mit Absicht, wissen wir nicht — ganz mit Stillschweigen übergangen; ebenso Hr. Alschefski, der mit „blutendem Herzen" sich gedrungen sieht, die Wahrheit niederzuschreiben, daß den Universitätslehrern oft Gold und Titel mehr gelten als Herzen (S. 34—37).

Wir wenden uns zu der mit unverkennbarer Bitterkeit vorgebrachten Anklage des Ungehorsams und der Insubordination. Nun sind zuvörderst beide Begriffe nicht gleichbedeutend. Denn dem Staate nicht gehorsam sein zu wollen, fällt in unserer Zeit keinem vernünftigen Menschen ein, weil Jeder weiß, wohin ihn dieser Ungehorsam führen würde; was man aber zeither Subordination genannt hat, das hat noch Niemand von deutschen Universitäten gefodert (Leo 43, Mayerhoff 89). Was will also D. mit den Worten sagen: „Die Lehrer rühmen sich dieses Ungehorsams als eines Zeichens selbständiger Kraft und des Bewahrens corporativer Stärke?" (S. 48). Als einzigen Beleg weiß er nur das zu frühe Schließen und zu späte Anfangen der Vorlesungen anzugeben. Hr. Leo meint, daß dies nur in Berlin stattfände, wogegen aber sich doch nicht verschweigen läßt, daß in Halle, Bonn, Leipzig, und auch vielleicht noch auf andern Universitäten zu verschiedenen Zeiten dasselbe stattgefunden habe. Hr. Mayerhoff hat diesen Gegenstand von S. 89—94 ausführlicher behandelt, und wir müssen ihm darin Recht geben, daß, sobald die ältern Docenten, besonders die, welche die sogenannten Brotcollegia lesen, geschlossen haben, die Extraordinarien und Privatdocenten die Herren Commilitonen nicht mehr an der Abreise in die Heimat zurückhalten können. Ferner finden auch, was Hr. Rosenkranz ebenfalls zugibt, sich Docenten, die contre coeur lesen und also gar zu gern die Ferien früh anfangen lassen; andere schließen aus wirklich zwingenden Ursachen, wie aus Kränklichkeit oder um weiterer, wissenschaftlicher Reisen willen, was wol kein Billiger tadeln darf, zumal wenn die Ausbeute solcher Reisen so groß ist, als die, welche Hr. v. Raumer aus London und Paris nach Berlin zurückgebracht hat. Will man das zu frühe Verreisen der Studenten aber verhindern, so braucht man ja nur strenger bei der Austheilung der Reisepässe zu sein, denn das Verbot, den Abgehenden ein Testat über die gehörten Vorlesungen nicht früher als sechs Wochen vor ihrem Abgange zu geben, ist und wird noch immer umgangen. Ferner gibt Hr. Mayerhoff darin Hrn. D. Recht, daß die Vorlesungen trotz des frühen Schlusses nicht zur gesetzmäßigen Zeit anfangen. Ref. kann diese Wahrnehmung nicht unrichtig finden; denn so ungern wir die Ferienzeit zu sehr beschränkt und wol gar controlirt wissen wollen, so können wir doch Das nicht auf dem Herzen behalten, daß eine billige Verkürzung derselben schon um derjenigen Studirenden willen nützlich sei (und deren ist doch immer eine große Anzahl, vielleicht die größte), welche keine weiteren Reisen machen können, also oft acht Wochen auf einem Dorfe oder in einer kleinen Stadt still liegen müssen, wobei denn Niemand gewinnt als der Beutel des Vaters, der sie so lange nicht auf der Universität zu unterhalten braucht.

Was nun ferner die „schauderhafte Gleichgültigkeit" der Professoren gegen die Studenten anbetrifft, so hat Hr. D. hier wiederum viel Ungehöriges, ja Absurdes niedergeschrieben. Denn jeder akademische Docent von einiger Bedeutung wird eine größere Anzahl unter seinen Schülern nennen können, für die er sich wirklich interessirt hat und mit denen er auch über die Grenzen des akademischen Lebens hinaus noch in Verbindung bleibt. Sollte denn dies Hr. D. nicht auch während seiner Universitätszeit an sich selbst erfahren haben?

Keinen Professor — sagt Leo mit voller Wahrheit — oder höchstens einen jener wenigen, die zu der Schlacke dieses Standes gehören, kömmt es ungelegen, wenn ein Einzelner sich noch privatim bei ihm diesen oder jenen Aufschluß erbittet; es kömmt das sogar tagtäglich bei jedem Professor vor; aber auch hier kann man sich nicht jeder Indiscretion hingeben, ohne die höhern Pflichten des Amtes mit Füßen zu treten. Wenn Studenten mit solchen Miserabilitäten kommen, die auf die Schulen gehörten, und die sie wissen, aus denen sie sich helfen müßten ohne die Hülfe eines akademischen Lehrers — dann freilich kann dieser sich nicht Unreifheiten hingeben und als Unschuldiger die Sünde ausbaden, welche gewissenlose Rectoren oder einsichtslose Ältern begehen, die junge Leute auf die Universität schicken, die entweder gar nicht oder doch noch nicht dahin gehörten.

Dagegen aber kann es keinem Professor zugemuthet werden, darauf zu achten, ob die Studenten in den Vorlesungen zuhören oder nicht, in die Bänke ihre Namen schnitzen und schlafen (was der Seminardirector D. verlangt auf S. 50), oder in seine Gesellschaft Leute aufzunehmen, die entweder „nie in ihrem Leben von einer Nagel- oder Zahnbürste Gebrauch gemacht haben, oder die am Leibe riechen", oder die „als Libertins auf die Universität kommen, und die, wenn sie noch recht bescheiden sind, den Eintritt in das Haus des Professors sofort zur Anknüpfung zarter Verhältnisse mit dem Kindermädchen zu benutzen suchen" (Leo 12, 13). Ebenso kann es nie einem Professor zur officiellen Aufgabe gemacht werden (und auch dies gebietet Hr. D.), die jungen Studirenden in gesellige Kreise gemischter Gesellschaft, d. h. von Männern und Frauen, zu bringen, worauf Hr. Beneke sehr richtig erwidert, daß die Zeiten vorüber wären, wo der Student sich nicht aus seiner Studirstube herauszufinden wüßte, und daß er im Gegentheil schon

oder daß der Fluß Nerbudda (sic) so heiße? warum gar Ibn Haukal, daß der Indus die westliche Grenze bilde? warum der alte Rumphius bei völlig entbehrlichen Einzelheiten? warum Tavernier bei dem bloßen Namen der Stadt Bijapapura? warum Legoux de Flair, und nur er allein, über die Steinkette im Tempel von Chillimbaram (sic)? Bei dem bekannten Garuda wird auf Houghton's „Bengali Dictionnary" (sic), bei der indischen Architektur auf das Werk von Ram Raz verwiesen: der Verf. ist glücklich, wenn er diese theuern Bücher gesehen hat, aber wie sollen seine Leser dazu kommen? Dasselbe gilt von vielen andern Citaten, die auf gut Glück von Andern entnommen oder höchst ungenau aufgeführt werden: „Die Beschreibung des Himmels (Vishnu's) ist in dem Mahabarata (sic) über die Maßen pomphaft und glänzend", ohne weitere Anführung; S. 12 wird citirt Râmâyana 61, 1, 26, während die Sache 1, 32, oder nach Schlegel's Ausgabe 1, 44 fg. sich findet; „Mr. Elphinstone habe den Eintritt des Südwest-Monsuhn (sic) trefflich geschildert", dazu: Account of the kingdom of Caubul und weiter nichts; „vorzüglich interessant seien auch die von A. W. Schlegel herausgegebenen Bemerkungen über die Hindus" (wo?); über die Yugaperioden belehre uns Prof. Wallace „im dritten Bande seiner Abhandlung" (welcher?); ja wir finden Abrah. Roger und Capitain (sic) Seeley's (sic) „Wonders of Elora", ohne daß sie nach eigner Ansicht benutzt sind. Eine lange Stelle aus Malten's Jahrbüchern wird mit allen Oberflächlichkeiten abgeschrieben, eine Hymne von W. Jones als Auctorität nach Kleuker's Übersetzung mitgetheilt; Jones' Werke werden überall unrichtig aufgeführt: die Stelle S. 117 steht nicht Vol. IX, sondern im XIII. Bande; eine andere, S. 252, nicht Vol. XII, sondern im dritten, wogegen wieder alles, ohne Citat, über Krishna Gesagte, S. 255, aus Jones (III, S. 374) copirt ist, daher man unter der redenden Person: „über die merkwürdige Zahl der Gepis habe ich kein anderes Zeugniß" ꝛc. nicht Dr. Wiese, sondern W. Jones zu verstehen hat. Dieses möchte Alles hingehen, wenn der Verf. nicht über eben diesen Mann so vornehm hätte wegblicken wollen; aber er sagt von ihm: „Uns scheinen, bei aller Achtung für seine Gelehrsamkeit und Gewandtheit, die von ihm über den fraglichen Gegenstand aufgestellten Behauptungen höchst schwankend und untereinander gewirrt" und weiterhin: die Gründe, durch welche W. Jones zu beweisen suche, daß Manu's Gesetze etwa 880 vor Chr. bekanntgeworden seien, „erscheinen uns durchaus unzulänglich", und doch wird S. 179 das Resultat angenommen; endlich heißt es: „Die Träume eines sonst scharfsinnigen und ausgezeichneten Mannes dürfen wol auf einige Nachsicht Anspruch machen, allein diese mit den Haaren herbeigezogenen Verschwisterungen (von Manus und Minos) erscheinen uns doch in der That lächerlich." — Wer ist der junge Mann, der sich so an den Manen W. Jones' versündiget? Von Arrosmith's Karte, die Dr. Wiese vielleicht nie gesehen und zum wenigsten nicht verbessert, heißt es, „sie sei nicht frei von Fehlern", und von Richardson, daß seine höchst unphilosophischen Aussprüche von Schriftstellern von geringer Bedeutung, durch Nachahmungsgeist, unaufhörlich nachgebetet seien; dies habe meines Wissens nur ich gethan, und ich getraue mir noch für Richardson gegen Dr. Wiese in die Schranken zu treten, daß die Erblichkeit der Gewerbe dem Fortschreiten der Künste und Handwerke einigermaßen günstig sei. Im Übrigen kann es schon aus dem Gesagten erhellen, daß der Verf. keineswegs die neuesten, noch auch überall die besten Werke benutzt hat, und es will uns fast bedünken, als möchte er bei seinen unzusammenhängenden Notizen irgend eine englische Compilation zum Grunde gelegt haben; denn, abgesehen davon, daß er meint: „es verlohne sich für Englands Bewohner doppelt der Mühe, Indien kennen zu lernen", wie kommt es, daß der ehrliche Thieffenthaler „on the climate of India" anglisirt auftritt? daß Bernier's Werk als „Travels in the Mogul Empire", oder auch unter der Rubrik: „Lives of celebrated travellers" citirt wird? Warum wird Creuzer nicht im Originale gebraucht, sondern als Kreuzer (sic) „Religions de l'Antiquité"? warum die „Nouveaux rapports des missions de Halle", und warum über Spinoza's Meinungen nicht Spinoza selber, sondern Buhle „Histoire de la philosophie moderne"? Aus ähnlichen Quellen ist auch „Poullux" (S. 174) geflossen. Daher kommen denn nichtssagende Phrasen, wie unter andern, daß die Unterjochung Indiens durch die Briten „ein Triumph der Wissenschaft und Gesittigung über rohe Kraft" gewesen, daß „die Verehrung Brahma's von den Brahminen (sic) erfunden worden", oder daß das „sehr hohe Alterthum, worauf die Brahminen Anspruch machen, auf Erdichtung beruhe"; daher ferner, daß veraltete Meinungen hier von Neuem auftreten, wie über die nördliche Urnation, wofür Bailly, de Guignes, Jones, Oberst Tod, „ein gelehrter und eleganter Schriftsteller", Mill, Linné und Buffon zeugen sollen, oder daß über die Einrichtung der Casten selbst höchst achtbare und glaubwürdige Schriftsteller — freilich ältere — nicht miteinander in Einklang zu bringen seien; daher endlich, daß längst ausgemachte Dinge dem Verf. zweifelhaft scheinen. Der Name Indien ist den Griechen nicht wahrscheinlich durch die Perser bekannt geworden, sondern gewiß, und er ist „seinem Ursprunge nach nicht völlig unbekannt"; das Anfangs-S mag nicht in H sich verwandelt haben, sondern es ist so, und der Verf. konnte von Tod (Rajest. I, 705) lernen, daß dieser Buchstabenwechsel schon in den westlichen Gegenden Indiens stattfindet, wozu noch Lassen's „Pentapot." zu vergleichen. Die Eroberungen des Darius scheinen dem Hrn. Dr. Wiese über den Pengab hinaus sich nicht erstreckt zu haben; die Bekenner des Sivaismus scheinen ihm nur älter als die übrigen Sekten, und über die Religion „tappen wir, nach ihm, immer noch in verhältnißmäßiger Finsterniß herum"; er geht dann vom ursprünglichen Monotheismus aus, kommt auf Abraham und Jakob, auf Jablonsky und Hyde und gibt uns „aus dem Innern der religiösen Institutionen heraus" dennoch nichts, was nicht viel zusammenhängender und gründlicher bei Colebrooke u. A. sich fände. Für ein größeres Publicum zum wenigsten ist der Zweck ganz und gar verfehlt und weit besser würde der Verf. gethan haben, wenn er das fleißige Werk: „Modern traveller, a popular description of India" (4 Bändchen. 12. London 1828) übersetzt oder ausgezogen hätte. Die Holzschnitte sind nach bekannten Kupfern und nicht übel gerathen; sie scheinen dem Verf. vorgelegen zu haben, wie er denn zu Gunsten eines solchen Bildes, des in Indien nicht gar häufigen wilden Esels, nicht weniger als zwei volle Seiten füllt. Die zweite Abtheilung wird noch das ganze öffentliche Leben der Hindus, sowie ihre Literairgeschichte geben müssen. Möge Hr. Dr. Wiese seinen Lesern etwas Gründlicheres bieten!

v. Bohlen.

Notiz.

Das französische Journal „La chemie médicale" gibt Notizen über die atmosphärischen Wirkungen verschiedener Ascensionen. So bestiegen im J. 1851 Boussaingault und Oberst Hall den Chimborasso bis zu einer Höhe von 19,699 Fuß, die höchste Landhöhe, welche je ein menschlicher Fuß erreichte, denn Humboldt selbst erreichte auf dem Chimborasso eine nur 800 Fuß tiefere Höhe. Der Barometer fiel hier auf 13 Zoll 8 Linien, und die Temperatur im Schatten war 45—60° Fahrenheit. Gay Lussac erhob sich zu Paris in seinem Ballon bis auf eine Lufthöhe von 22,900 Fuß. Die Atmosphäre in Südamerika war durchaus passend zum Einathmen, dagegen Saussure auf der Höhe des Montblanc nur mit großer Anstrengung Athem schöpfen konnte. Der Aeronaut Green erreichte mit seinem ungeheuern Ballon, dem größten, der zeither gefertigt worden, in welchem sich acht bis zehn Personen befanden, eine Höhe von 18,500 Fuß. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 309. — 4. November 1836.

Die deutſchen Univerſitäten und der Seminardirector Dieſterweg.

(Beſchluß aus Nr. 308.)

Was aber jene Feindſeligkeiten, die aus verletzter Eitelkeit, aus geringfügiger Rivalität, aus verſchiedenen Anſichten über äußerliche Dinge und dergleichen mehr, angeht, ſo kommen dieſe allerdings bei den Profeſſoren vor, ja ſie treten in manchen ſcharfkantigen Naturen, die nun einmal in keine collegialiſchen Verhältniſſe paſſen (wie etwa Fr. A. Wolf und Meckel waren), vielleicht um ſo mehr hervor, aber ſie finden ſich auch ſonſt überall in der Welt. Hr. Mayerhoff brauchte ſich alſo nicht ſo wortreich, wie er von S. 95—103 gethan hat, über das wiſſenſchaftliche, amtliche und geſellige Verhältniß der Profeſſoren untereinander auszuſprechen, zumal da ſeine Unzufriedenheit zumeiſt locale Zuſtände betrifft. Er hätte vielmehr Belege dazu bringen ſollen (und die wären nicht allzuſchwer aufzufinden geweſen), daß Männer von den verſchiedenartigſten Grundſätzen in allen Facultäten, wo nur die mediciniſche oft eine Ausnahme machen ſoll, feindlich nebeneinander gelebt hätten, namentlich feindlicher als evangeliſche Geiſtliche von verſchiedener Glaubensanſicht, wenngleich ſie auch nicht in ein inniges Verhältniß zueinander getreten wären. Ein ſolches iſt aber von Profeſſoren nicht zu verlangen und hat ſelbſt in frühern Jahren nicht ſtattgefunden, als einzelne Univerſitätslehrer, wie Heyne in Göttingen, Niemeyer in Halle, Münſcher in Marburg, Beck in Leipzig, eine gewiſſe Suprematie über ihre Collegen übten. Als den Grund dieſer kleinlichen Feindſeligkeit nennt aber Hr. D. den Mangel an Ideen, den ſich die Profeſſoren zu Schulden kommen ließen, ſowie ihre Trägheit in Theilnahme an dem öffentlichen Leben und Erregung derſelben Tugend bei den Studirenden. Sagt nun Ref., daß ſich Hr. D. hier unklar ausgedrückt habe, ſo ſprechen wir noch ſehr milde, denn eigentlich iſt ſeine Anklage zu lächerlich, wenngleich ſie auch eine ſehr betrübende Seite hat. Leo ſagt, ſie ſei ſo abgeſchmackt, daß ſie keine Widerlegung verdiene. Und ſo denken wir auch. Nur das Eine wollen wir Hrn. D. aus der Geſchichte unſeres Volkes vorhalten, daß grade unſere Univerſitäten es waren, die den Funken der Begeiſterung für angeſtammtes Recht und deutſche Nationalität in ihrem Schooſe hegten und pflegten, als dies Feuer überall erloſchen zu ſein ſchien*). Dafür galten ſie aber auch dem Napoleon'ſchen Despotismus als Brennpunkte aufrühreriſcher Geſinnung**), und der gewaltige Imperator hat mehr als einmal ſeinen Grimm über Preußens Jugend laut werden laſſen, die ſich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen entriß und dem waffengeübten Feinde unerſchrocken entgegentrat. Und weiß denn Hr. D. nicht, daß Halle zweimal wegen ſeines ſchlechten Geiſtes von Napoleon aufgehoben, daß Jena und Leipzig bedroht, und daß in Göttingen, da Entehrung nicht gelang, wenigſtens die Stimme der Freiheit zum Schweigen gebracht ward? Und das iſt noch nicht vor ſo langer Zeit geſchehen, daß wir unſere jetzigen Univerſitäten für ganz entartet halten könnten, daß ſie auch jetzt nicht, wie damals, Theil nehmen ſollten an der „Ausbildung des Berufskreiſes" und an der „Fortentwickelung der allgemeinen Zuſtände der Nation und der Menſchheit".

Aber Hr. D. geht noch weiter. Er ſagt, daß dieſe Schwäche des ſittlichen und erziehlichen Verhältniſſes zwiſchen Profeſſoren und Studenten durch die hilfloſen demagogiſchen Umtriebe der Studenten ihm vollends aufgedeckt ſei, ſodaß, wer bisher der Meinung geweſen ſei, daß die Klage, welche er gegen die Lehrer erhebe, eines realen Grundes entbehre, weiterhin bei ſeiner Meinung nicht wird beharren können (S. 57). Nicht mit Unrecht behauptet Hr. Leo, daß eine ſolche Beſchuldigung eigentlich dem Gericht zur weitern Verfolgung müſſe übergeben werden (S. 56). Doch will er ſich auch allein gegen Hrn. D. helfen. Und ſo entwickelt er denn in einer ſehr

*) Man höre Platner in ſeiner Rede über die politiſche Wichtigkeit der Univerſitäten: In his luctus et moestitiae diebus, ubi mali exultarunt et boni desperarunt, academiae potissimum fuerunt, quae amorem patriae alerent (in Juſti's Schrift: „Über die Säcularfeier Marburgs", S. 63). In ähnlicher Weiſe hat ſich Segur in der „Histoire de la grande armée" L. 12, ch. 7 ausgeſprochen.

**) Dies bezeugt unter Andern der Marquis Lucheſini in ſeinem Werke: „Sulle cause della confederazione renana", Bd. II, S. 464 mit folgenden Worten: Era cresciuta oltra modo l'avversione dell' imperatore a tutti gli studiosi delle scienze speculative dentro e fuori dell' imperio francese. Non credendo, che l'ideologi (bekanntlich ein Lieblingswort Napoleon's) ponessero tra le leggi di natura, la necessità del suo despotismo tenevali per nemici e perturbatori della publica quiete.

lesenswerthen Darstellung das Leben der Studirenden in Bezug auf akademische Verbindungen, zeigt, daß jene „600 verirrten Jünglinge", die Hr. D. beklagt, zum größten Theile schon auf der Schule sich in demagogische Umtriebe eingelassen hatten, ehe ein Professor mit seinen Ermahnungen Hand anlegen konnte, und daß dann zwar Willen und sittliche Macht bei den Professoren vorhanden war, daß aber diese beiden Schlußpunkte, auf deren präsumtives Nichtvorhandensein Hr. D. seine Anklage fundirt, doch Niemanden und mit Recht Niemanden von der Untersuchung frei machten. Da nun in diese demagogischen Umtriebe sich vor allen die Burschenschaften eingelassen hatten, so faßt Hr. Leo auch diese vorzugsweise ins Auge und erklärt, daß, wiewol ihm Niemand auch nur entfernt den Vorwurf machen kann, daß er die politischen Verirrungen oder auch nur die politischen Interessen der Burschenschaft in Schutz nehmen wolle, er doch der unwahrste Mensch unter der Sonne sein müßte, wenn er nicht den Burschenschaften einen unberechenbar sittlichen Vorzug vor den Landsmannschaften einräumen wollte (S. 56—64). Das Gemälde, welches er von den letztern und ihrer Domination, wie er sie in den Jahren 1816—1820 kennen gelernt hatte, entwirft, und worin er mit Hr. Eiselen in der angeführten Recension übereinstimmt, hat eine in der That gräßliche Treue, und paßt unstreitig auch auf das Jahr 1808, in welchem Hr. L. (und ebenso Hr. Eiselen) auf einer süddeutschen Universität studirten. Für solche Mittheilungen, wie auf S. 92—97, die seiner Schrift einen echt historischen Charakter geben, verdient der Verf. vielen Dank. Wir setzen nur den Schluß her:

War der Patron (d. h. ein Angesehener aus der Landsmannschaft) eines Fuchses ein bestialischer Mensch, so wurde der Fuchs auch ohne Weiteres, wenn er nicht verstoßen, d. h. dem Vorsaufen, Schnurbarthauen und den Ausplünderungen wiederausgesetzt sein wollte, in den ganzen Billard- und Hurenverkehr des Patrons mit hineingezogen, und in keinem Falle konnte er sich solchen Hauptschauspielen, wie der schwarze Bär war, wenn sie beliebt wurden, entziehen, wollte er nicht mit den eigenthümlichen Strafen, über welche die ältern Studenten verfügen konnten, geplagt sein. Hatte sich der Fuchs noch leidlich durch alle Plagen und Erniedrigungen seines halben Jahres hindurch gewunden, ohne sich weder zum Obscuriren, noch zum eigentlichen Verbindungsleben entschlossen zu haben, so ließ ihm der Brandfuchscommers keinen Zweifel, daß er nur einen von jenen Wegen einzuschlagen hätte, denn dann wurde er bei dieser Gelegenheit auf das Furchtbarste gesengt. Die Haare wurden vom halben Kopfe gebrannt, die brennenden Fidibusse auf den Backen ausgestoßen, daß große Brandblasen das ganze Gesicht bedeckten.

Anders als Leo urtheilen Beneke und Mayerhoff über die akademischen Verbindungen. Der Erstere erklärt offen, daß er diesen nie habe einen Wohlgefallen abgewinnen können, weil es ihm nie möglich gewesen wäre, einen würdigen, ja einen nur einigermaßen leidlichen Zweck ausfindig machen zu können, der dieses vielen Lärmens, dieses großen Kraftaufwandes werth gewesen sei. Er hält solche Verbindungen für durchaus veraltet und erwähnt, daß auch die Bessern unter den Studirenden ein Interesse daran gehabt hätten, ihnen entgegenzuwirken, ehe dies von den Regierungen geschah, wobei er namentlich die vorzugsweise durch Immermann im J. 1817 zu Halle gestiftete Opposition der Teutonia meint (S. 68, 69). Mayerhoff tadelt ebenfalls die D.'sche Anklage, die weder logisch, noch moralisch sei, und namentlich in der letzten Beziehung entweder die aufgeregte Stimmung der Mächtigen benutzen wolle, um Pechkränze auf die Häupter der Feinde herabzuschleudern, oder aus einer gewissen Leichtfertigkeit hervorgegangen sei, welche die Folge eines solchen Ausspruches nicht bedacht hat. Zu Hrn. D.'s Ehre wollen wir mit Mayerhoff das Letztere annehmen, wie wir denn glauben, bereits hinlänglich gezeigt zu haben, daß er öfters oberflächlich und leichtsinnig für Abfassung seiner Diatribe zu Werke gegangen ist. Hrn. Mayerhoff gelten übrigens, wie wir bereits bemerkten, der Mangel an christlicher Gesinnung, die Selbstsucht und die Selbstüberschätzung der Studirenden für die Grundursachen jener demagogischen Umtriebe (S. 134—136). Indeß die Sache ist zu traurig und zu delicater Natur, als daß wir noch länger bei derselben verweilen möchten.

Die Nothwendigkeit, unter den Studirenden Genossenschaften oder Corporationen zu haben, die freilich nicht politischer Art sein dürfen, wird von allen unsern Schriftstellern (auch Alschefski spricht auf S. 69 fg. hierüber, jedoch ohne sonderliche Tiefe) anerkannt. Hrn. Leo's auf S. 31 erwähnten Aufsatz aus dem „Berliner politischen Wochenblatte" kennt Ref. nicht, also auch nicht seine Ideen, doch erklärt derselbe, Vieles von Dem zu unterschreiben, was Hr. D. von S. 23—26 gesagt hat, nur verbittet er sich das Princip der Vereinigung, wonach dieser Schriftsteller die Pommern nach der Derbheit, die Sachsen nach der Gutmüthigkeit, die Westfalen nach den breiten Schultern, die Rheinländer nach der Heiterkeit und die Baiern nach der Schwere zusammen rangiren will. Mayerhoff's Vorschläge sind eigentlich nichts als die Grundzüge der burschenschaftlichen Constitution. Körper- und Seelenausbildung soll der Zweck sein, ein Ehrengericht, Turnübungen werden empfohlen, Unanständigkeit und Unsittlichkeit, Duelle ohne Wissen des Ehrengerichts, Religionsspott schließen von der Verbindung aus (S. 138—143).

Fünftens. Hr. D. hat auch die übrigen Verhältnisse des Studentenlebens in den Kreis seiner Anklage gezogen. Hier findet er nun überall Libertinismus 1) weil der Student sich nicht an seinen Hauswirth anschließen kann, 2) weil er sein Quartier monatweise miethet, 3) weil er in Restaurationen ißt, 4) weil er die Matrikel schnell und leicht erhält, 5) weil er gute Freunde, „fidele Häuser" findet, 6) weil er die Collegia ohne Controle hören kann, 7) weil jetzt (im J. 1836) Renommisten, Schläger, Solche, die sich in Kloaken herumtreiben, Solche, die an schädlichen Krankheiten laboriren, nicht mehr verachtet werden, wie das in der Zeit geschah (richtiger geschehen sein soll), wo er studirte, 8) weil es liederliche Dirnen gibt und solche geduldet werden. Darum sind die Universitäten jetzt Stätten der Entmarkung, Entnervung, Entmannung (S. 62—70).

In vorigen Zeiten — so schließt Hr. D. — glichen die Uni-

versitäten einem wilden Walde in Altgermanien. Unter himmelhohen Eichen hauseten wilde Thiere mancherlei Art, zottige Bären, heulende Wölfe und Auerochsen mit gekrümmten Hörnern. Murmelnde Bäche strömten von den Bergen herab und vereinigten sich zu reißenden Strömen. Frische Nordwinde strichen durch den Wald. Wer ihn betrat, siedelte sich entweder an den Bächen oder Quellen an, um poetisch zu lustwandeln und sich an den süßen Liedern der Nachtigallen zu ergötzen. Oder er gesellte sich in wilder Kraft zu jenen Thieren, die gemeinschaftlich kämpfen mit Allem, was nicht in dem Walde war, und sich auch untereinander zerrissen. Mancher blieb in dem Walde: wer wieder herauskam, war zottiger und wilder geworden. Aber das wilde Leben hatte seine Kraft gestählt und er war ein Mann geworden, dem die spätere Politur die Mannhaftigkeit nicht mehr zu rauben vermochte. Jetzt ist der Wald ausgehauen, alle Höhen sind geebnet, alles Hervorstehende, Charakteristische ist nivellirt, die Quellen und Bäche sind zu Sümpfen geworden, die Bewohner der sumpfigen Flächen athmen erstickende Dünste und nichts mangelt ihnen so sehr als die Eigenschaften kräftiger Männer.

Wir haben diese Stelle, welche dem Baron Fouqué alle Ehre machen würde, unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Aber die Nutzanwendung bleibe ihnen selbst überlassen. Was nun jene Quellen des Libertinismus betrifft, so hat sich Hr. Leo die große Mühe gegeben, dem Hrn. D. zu beweisen, daß, wenn es auch jetzt noch Hurenhäuser gibt und liederliche Gast- und betrügerische Schenkwirthe, wie es sie immer gegeben hat und auch immer geben wird, doch die übrige Libertinage in Hrn. D.'s Universitätszeit weit schlimmer war als jetzt; denn Duelle sind jetzt meistens Kinderspiele, Schläger von Profession existiren fast gar nicht mehr, den Wüstungen und Schweinereien im Jugendleben ist durch die nationale und religiöse Erhebung des deutschen Volkes in den Freiheitskriegen ein Ende gemacht, patentirte Huren oder Hurenhäuser werden in keiner Universitätsstadt geduldet, und überhaupt hat die Disciplin seit 10 Jahren gewaltige Fortschritte gemacht, wenn sie auch darum die Studenten nicht grade als Gymnasiasten oder Seminaristen behandelt (S. 78—97). Es ist in der That eine sehr anzuerkennende Aufopferung des Hrn. Leo, sich so ausführlich über Dinge verbreitet zu haben, die man „besser in der Nähe nicht betrachtet, und bei denen man allewege die Nase zuhalten muß", und wir glauben es ihm gern, daß Dante nicht fröhlicher beim Aufsteigen aus der Hölle die Sterne des Himmels begrüßt hat, als er aus dem Orcus dieser niedern und policeilichen Schichten wieder in das Sonnenlicht des wissenschaftlichen Universitätslebens emporgestiegen ist, wenn auch dieses Sonnenlicht ihn für's Erste nur durch die trüben Gläser des Hrn. D. bescheint.

Dafür muß aber auch aus Hrn. Leo's Schilderung, mit denen die Hrn. Beneke und Mayerhoff übereinstimmen, für einen jeden Unbefangenen folgendes Resultat gewonnen werden. Die Universitäten sind im J. 1836 besser als im J. 1808 und in den folgenden, die Hr. D. als das goldne Zeitalter des akademischen Lebens ansieht. In dem Kreise der Professoren wohnt ein wahrhaft wissenschaftlicher Sinn, eine wahrhaft tüchtige und vaterländische Gesinnung, in den akademischen Vorträgen ist mehr Bildung und Geschmack als sonst heimisch geworden, wo sie von Anspielungen auf die Personen und Verhältnisse der Zeit, oder wol gar auf die eigne werthe Person des Docenten, oder von schlechten Kathederwitzen wimmelten. Die Studenten zeichnen sich im Allgemeinen durch ein ernstes Streben, durch Neigung zu frommer Sitte aus, der Geist unter ihnen ist, wie selbst von ältern Staatsbeamten anerkannt wird, sittlicher und gebildeter als vor 20 und vor 50 Jahren (Leo 97, Beneke 68 fg., Mayerhoff 144). Daß dies Lob nicht auch einzelne Ausnahmen hat, daß noch Manches zu wünschen übrigbleibt, daß noch Manches besser sein könnte — wer wird dies leugnen wollen? Wir können z. B. nicht in Abrede stellen, daß die Studirenden in größern Städten von dem feinern Tone oft zu sehr ergriffen sind, daß man mehr schmachtende, kraftlose Stutzer findet, wo man an Leib und Seele kräftige Jünglinge erwartet hätte, wenn auch nicht grade zottige Bären und Auerochsen mit gekrümmten Hörnern aus Hrn. D.'s Allegorie. Aber trotz dem wollen wir mit Dem zufrieden sein, was wir haben, und das Weitere Denen anheimstellen, welche die Macht und den Verstand zu nothwendigen Verbesserungen besitzen. Eine Reihe solcher Verbesserungen hat Hr. Alschefski am Schlusse seines Büchleins vorgeschlagen, in denen die wohlmeinende Gesinnung Lob verdient.

Ref. könnte nun noch manche curiose Stelle aus Hrn. D.'s Schriftwerk anführen, die selbst ernstere Leser zum Lachen bringen würde, wie seine am Schluß mitgetheilten Vorschläge zur Radicalreform der Universitäten. Da lesen wir z. B., daß auf keiner Universität eine Hure geduldet werden soll und ebenso wenig ein leichtsinniger Gastwirth, daß das akademische Gericht (hear him!) aus Professoren und Studenten bestehen soll, welches bei offnen Thüren, nicht nach einem Criminalcodex, sondern nach einem pädagogischen richtet und schlichtet; daß großen Universitäten eine Akademie oder eine Gesellschaft von gelehrten Forschern beigegeben werden soll u. s. w. Indeß wir eilen zum Schluß, da wir ohnehin fürchten müssen, unsere Relation zu weit ausgedehnt zu haben. Jedoch die Sache ist zu wichtig, es handelt sich um die Nationalehre, die wir nicht leichtsinnig preisgeben dürfen; denn unsere jungen Männer auf Universitäten sind die Hoffnung des Vaterlandes, und den Universitäten liegt die Sorge für sie ob. Wird aber der gute Boden untergraben, in welchem der junge Baum unvermerkt tüchtige Wurzeln gewinnen soll, um dereinst in Sturm und Sonnenbrand kräftig bestehen zu können, so wird auch zugleich die Hoffnung des Vaterlandes untergraben. Daher können auch solche, die nicht grade selbst auf Universitäten lehren, aber in dankbarer Erinnerung Das behalten, was sie auf ihnen gelernt haben, ihre Stimme zum Schutz dieser Anstalten gegen die leichtsinnige Verunglimpfung unberufener Verketzerer erheben.

102.

Das Heimweh und der Selbstmord. Von Julius Heinrich Gottlieb Schlegel. Zwei Theile. Hildburghausen, Kesselring. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Selbstmord, seine Ursachen, Arten, die Mittel dagegen, und die Untersuchung desselben, in medicinisch-policeilicher und in medicinisch-gerichtlicher Beziehung. Dargestellt von Innocent Tallavania. Linz, Eurich und Sohn. 1834. 8. 22 Gr.

Wir sind dem geehrten Verf. der erstgenannten Schrift sehr dankbar für die Bemühung, die er an Gegenstände gewandt hat, deren einer, das Heimweh, bisjetzt noch nicht so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zog, daß nicht jede Belehrung darüber willkommen sein sollte; deren anderer aber, der Selbstmord, zwar oft, doch noch keineswegs erschöpfend, weder von blos psychologischem, noch von anthropologischem (klimatische und ähnliche Verhältnisse berücksichtigenden) Standpunkte behandelt worden ist. Nur konnte man von einem so kenntnißreichen und belesenen Verf. nicht erwarten, daß die von ihm herrührende Bereicherung der Literatur über diese Gegenstände beinahe nichts als eine Vermehrung beobachteter und bekanntgemachter Fälle des einen wie des andern Pathema sein würde. Erfahrungen, Beobachtungen sind niemals zu verschmähen; sie sind Beispiele, aber Beispiele für Etwas, ein Etwas, dessen Ermittelung eben die Aufgabe der wissenschaftlichen Behandlung ist. Fehlt dieses, so können sie noch das Verdienst haben, zuerst die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der bisher unbeachtet blieb; sonst dienen sie blos zur Befriedigung der Unterhaltungslust, die denn auch zur Abwechselung einmal Geschichten von Selbstmördern aufsucht. Wenn wir nun das wissenschaftliche Etwas, eine selbständige Erörterung der innern, psychologischen Gründe (denn die äußern Veranlassungen sind nicht diese Gründe) des Heimwehs und des Selbstmordes nicht aufgefunden haben, das erwähnte Verdienst einer Priorität aber für die erste Abhandlung dem Verf. nur in Bezug auf den Umfang derselben zugestehen können, so bleibt uns nur die unerschöpfliche Lust zur Mittheilung zu bewundern, mit welcher eine Reihe von Selbstmördergeschichten, rubricirt nach der Procedur des Austritts aus dieser Welt (durch Erhängen, Ersäufen, Erschießen ꝛc.), aufgeführt werden, mit der gelegentlichen Anmuthung an den Leser, „die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Antriebe und ursächlichen Bedingungen zum Selbstmorde, wie die Ursachen der Neigung dazu, mögen nun jene in der Art von Reizen und Exaltation der Sensibilität, die man Lebenshaß nennt, oder in dem passiven Zustande, der durch Atonie derselben hervorgebracht wird — dem Ekel am Leben, dem Lebensüberdruß — begründet sein — selbst zu erkennen.“ Gesetzt, die beiden nachgiebigen Begriffe einer Exaltation und Atonie der Sensibilität seien einstweilen genügende Erklärung für einen „Lebenshaß oder Lebensekel“, wird man nicht weiter rückwärts nach den Veranlassungen jener Exaltation und Atonie fragen, und sind etwa die beigegebenen Sectionsprotokolle die Quelle der Aufklärung? Das wird der Verf. doch nicht behaupten, weil, wie wir glauben dürfen, er wol selbst die Aufgabe nicht darein setzt, jene Exaltation und Atonie, die in tausend andern Fällen die davon Befallenen im Bette sterben oder noch lange leben lassen, am Leichenbefunde nachzuweisen. Dabei wollen wir an dem oft Bemerkbaren verweilen, an den sentimentalen Partien dieser Erzählungen, den Äußerungen der Selbstmörder, sowie an dem Vortrage, der oft von dieser Beschaffenheit des Stoffs angesteckt wird, keinen Anstoß nehmen: handelt es sich doch blos um die Erzählung. Ebenso begreift man wohl, wie in der Abhandlung über das Heimweh blühende Schilderungen von Ländern und Städten und dichterische Ergüsse, die wenigstens nicht alle das Heimweh erwecken oder besänftigen möchten, Platz finden konnten; nur daß man nicht verlange das Alles für mehr zu nehmen als es ist: Stoff zur Unterhaltung, aber nicht für das Nachdenken, oder gar eine Frucht des letztern.

Anders hat sich der Verf. der zweiten Schrift gefaßt, wie auch schon der Titel andeutet. Er behandelt den Gegenstand nicht als Philosoph, nicht als Psycholog insbesondere, sondern als Arzt; aber er hat nicht unfreiwillig den ersten Standpunkt aufgegeben, das sieht man aus dem ersten Abschnitt, wo er den Begriff des Selbstmords genau bestimmt und alle Nebenumstände, die eine unachtsame Auffassung als Merkmale einmischen könnte, scharf absondert. Nur gehört die Beantwortung der Frage über Zulässigkeit des Selbstmordes gar nicht hierher, auch nicht in der Kürze, mit welcher sie der Verf. abfertigt. Weiterhin tritt die rein empirische Behandlung ein, die denn auch in alle Dem, was dem Arzte in der Privatpraxis sowol als in der Function des Gerichtsarztes bei vollzogenem Selbstmorde obliegt, keine andere sein kann, wenn auch die Gutachten gar sehr die Verschiedenheit der philosophischen Bildung ihrer Verf. ausweisen. Alles, was hierauf Bezug hat, ist mit Ordnung und Deutlichkeit entwickelt, die Beispiele nicht mehr gehäuft, als es ihre Bestimmung erfodert. Somit ist das Schriftchen zu einer vorläufigen Orientirung in dem hier einschlagenden Wissenswürdigen ausreichend. 20.

Notizen.

In Nr. 242 und 243 d. Bl. steht eine Beurtheilung der Schlosser'schen Schriften über Napoleon, die leicht das Richtigste enthält, was seit längerer Zeit über den genannten Kaiser geschrieben worden ist. Nur in einem Punkte vermögen wir nicht mit dem Recensenten überringzustimmen. Er versichert nämlich, unter den deutschen gebildeten Frauen kaum einige gefunden zu haben, die nicht mit Gunst, Bewunderung und halber Vergötterung von Napoleon sprachen. Nun ist uns zwar unbekannt, in welchen Gegenden von Deutschland der Hr. Recensent lebt, wir müssen aber unsern Theils versichern, daß wir in sehr verschiedenen Landstrichen Deutschlands, ja selbst in solchen Provinzen, die jahrelang der französischen Herrschaft unterworfen gewesen sind, eine solche Vergötterung fast nie gefunden haben. „Ich kann nicht leiden“, sagt Woltmann in den „Memoiren des Freiherrn von S—a“ (I, 120), „wenn deutsche Frauen sich eine Bewunderung Napoleon's herausnehmen. Er hat ihrem Vaterland, ihren Brüdern, ihren Männern und Vätern soviel Herzeleid und Verachtung bewiesen, daß dem deutschen Weibe nicht mehr geziemt, von dem gigantischen Schwunge seiner Thaten und Ideen ergriffen zu werden. Nur, wenn sie ihn persönlich kennen, würde ich ihnen eine Neigung für seine Natur verzeihen.“ Wir glauben, Woltmann hat hierin nicht Unrecht, wie erklärlich er es auch in einer andern Stelle (S. 208) findet, daß eine deutsche Frau von Enthusiasmus für die Siege in Italien und für den Helden von Ägypten hingerissen werden kann. Aber der General Bonaparte war auch nicht der Kaiser Napoleon.

Literarische Aufopferung.

Der Abbé Joseph d'Olivet nahm für seine Ausgabe des Cicero (Paris 1740—42) kein Honorar und die Verleger stellten ihrerseits einen sehr geringen Preis. Aber erst nach 37 Jahren vergriff sich die Auflage. In ähnlicher Weise ließ Joh. Jak. Reiske seine Ausgabe der „Oratores graeci“ auf eigne Kosten drucken, da nach seiner eignen Versicherung (auf S. 94 der in Leipzig 1783 erschienenen Autobiographie) beim Beginnen des Drucks nicht mehr als 20 Thlr. an Pränumerationsgeld eingekommen war und seine Gattin sogar ihr Geschmeide versetzen mußte, damit der Druck nur seinen Anfang nehmen konnte. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag 1838. Nr. 318. 14. November.

Der Inhalt dieser Blätter ist Eigenthum der Verfasser und Verleger. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Die Ehe. Ein Roman. Von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Arnold. 1838. 2 Bde. 8.

Der Verfasser dieses Romans hat sich durch seine Reisebeschreibungen in Nordamerika und Mexico bereits einen Namen gemacht, und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er auch in diesem Fache der Belletristik sich mit Ehren bewährt hat. Sein Roman ist ein Gemälde des Lebens, wie es sich in Nordamerika gestaltet, und wir finden darin alle Vorzüge, welche wir an seinen Reisebeschreibungen rühmen mußten, wieder. Die Charaktere sind mit Wahrheit und Lebendigkeit gezeichnet, die Handlung ist interessant und spannend, und die Sprache ist leicht und fließend. Wir können daher dieses Buch allen Freunden der Belletristik empfehlen, und wünschen dem Verfasser, daß er auf dieser Bahn fortfahren möge.

Weiter geht die gegenwärtige Schrift nicht zurück. Wenn es darauf ankam, darzuthun, wie Rußland durch Eroberungen groß geworden, so ließ sich, um von Hagemeister's Werk nicht zu reden, die Reihe der frühern Acquisitionen in geordneter Übersicht aus dem zweiten Paragraphen von Schubert's russischer Statistik entlehnen. Beispiellos bleibt es immer, daß das Reich, das Iwan I. Wasilsewitsch 1462 im Umfange von 18,500 □Meilen angetreten und 1505 in einer Ausdehnung von 37,200 hinterlassen, in 180 Jahren auf 266,000 Geviertmeilen angewachsen war.

Aber mit Peter dem Großen begann, durch das consequente Streben nach einer Grenzerweiterung auf Kosten der Türkei und Persiens, eine neue Epoche der russischen Politik. In der Darlegung von Peter's Entwürfen hat der Verf. hauptsächlich das allbekannte Buch von Voltaire zu Grunde gelegt. Er rechtfertigt diese Wahl durch zwei Gründe; weil Voltaire Materialien aus Petersburg vor sich gehabt, und weil er auf keine Weise einer seinem Helden ungünstigen Auffassung beschuldigt werden könne. Voltaire's Autorität gilt in Deutschland sehr wenig, weniger als sie verdient; denn, wenn man seine historischen Arbeiten prüft, ohne sich durch das allgemeine Vorurtheil abschrecken zu lassen, so wird man in die Anerkennung einstimmen, die ein so besonnener Forscher wie Robertson (am Schluß der Einleitung seines Karl V.) ihm gezollt hat. Indessen würde es nicht schwer sein, durch unverdächtige Zeugen das über Peter's Entwürfe Gesagte zu bestätigen. Wie vollkommen er die Bedeutung der südöstlichen Grenze seines Reichs begriffen, geht schon aus den gewaltigen Planen hervor, mit welchen in seinem Auftrage der Capitain John Perry eine Zeit lang beschäftigt war — nämlich eine Wasserverbindung zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere und eine andere zwischen der Newa und der Wolga herzustellen. Merkwürdig ist eine Äußerung des Marschalls Münnich in seinem Briefe an Katharina vom 20. Sept. 1762 (abgedruckt in Scherer: „Hist. du commerce de Russie", und daraus bei Arnould: „System der Seehandlung und Politik"):

Ich kann — sagt Münnich — authentisch beweisen, daß Peter der Große 30 Jahre, von 1695—1725, d. i. von der ersten Belagerung von Asow bis an seinen Tod, beständig die Idee mit sich trug, Konstantinopel zu erobern, die Ungläubigen aus Europa zu vertreiben und so das griechische Reich wiederherzustellen.

Doch mislang der erste Versuch so gänzlich, daß er jeden Andern entmuthigt haben würde. Wer kennt nicht den Frieden am Pruth (Juli 1711), und wie nur die Entschlossenheit des Mädchens von Marienburg und die Bestechlichkeit des Wessirs ein größeres Unglück abwandte? Asow, Taganrog mußten geräumt werden; der Plan einer Herrschaft des schwarzen Meeres, die Aussicht der Erneuerung des östlichen Handelszuges schwand dahin, indem jene Punkte geopfert wurden. Grund genug für Peter, um zu vergessen, was er in der Stunde der Noth angelobt. Es bedurfte kräftiger Anmahnungen von Seiten der Pforte (der Großwessir, von Karl XII. verhöhnt, büßte die Schuld, nicht mehr verlangt zu haben, mit dem Tode) und auch von Seiten anderer Mächte, um die Bedingungen des Friedens am Pruth in Erfüllung zu bringen. Er galt hinfort für das schimpflichste Blatt der russischen Geschichte. Absichtlich um die Schmach auszulöschen, zögerte Katharina II. (1774) mehre Tage mit der Unterschrift des Friedens von Kainardsche und datirte auch diesen für Rußlands Waffen rühmlichen Tractat vom 21. Juli.

Vom schwarzen Meere ausgeschlossen, wandte Peter seine Blicke noch weiter östlich — auf die Küstenländer des kaspischen. Ein räuberischer Überfall, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft mit ungewöhnlichem Geleit, galt den eingebildeten Goldminen der Khiwaner am Orus; aber dem unedeln Unternehmen entsprang kein Gewinn; die List ward durch List besiegt, der Verrath durch Verrath bestraft.

Dagegen schienen die innern Unruhen im persischen Reiche einen viel wichtigern Entwurf zu begünstigen. Die Lesghis waren vom Kaukasus herabgestiegen und hatten, wie es ihre Art ist, geplündert; das gab einen willkommenen Anlaß, Genugthuung zu fodern. Sie ward spät gefodert, erst in dem Augenblick, als der Schah Hussein sich durch rebellische Häuptlinge auf seinem Throne bedroht sah und in seiner Bedrängniß auf die Anfoderung, frevelnde Unterthanen zu bestrafen, mit der Bitte um Schutz und Beistand wider ihren Muthwillen antwortete. Nun konnte Peter seinen persischen Eroberungszug mit dem Scheine der Großmuth eröffnen; sein Manifest war voll Freundlichkeit für seinen „guten Freund und Nachbar, den Schah"; er eilte herzu, um dem Reiche den Frieden zu geben, vermahnte alle Leute, ihn gewähren zu lassen und ruhig sich in den Häusern zu halten; wenn sie nicht wollten, würden sie's zu verantworten haben „bei der zweiten Zukunft unsers Herrn". Das Resultat des Feldzugs war, daß Peter mit seinen Truppen Ghilan besetzte, die Provinz, die sich durch die blühendste Seidenzucht auszeichnete. Ein Triumphzug in Moskau (Jan. 1723) verherrlichte den Sieg.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Übersetzung des Werks der Madame Necker de Saussure: De l'éducation progressive ou étude du cours de la vie, von A. von Hogguer und K. von Wangenheim, mit einigen Anmerkungen des Letztern. Erster Theil. Hamburg, Perthes. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses vortreffliche Werk, eine wesentliche Bereicherung der Erziehungskunde, muß überall mit Beifall aufgenommen werden, vornehmlich von seinem erfahrensten Richter, unserm würdigen Schwarz, weil es die anschaulichste Erläuterung des von ihm ans Herz gelegten Lehrsatzes gewährt, daß die ersten Jahre des Menschen für die ganze Richtung seines Geistes und seines Charakters die entscheidendsten sind. Die Tochter des Hrn. von Saussure ist unterrichtet wie selten ein Frauenzimmer, besitzt Kenntniß der alten Sprachen und die Elemente der strengen Wissenschaften, begleitete ihren Vater auf einer Reise durch Italien, hegt Anhänglichkeit für die Schönheiten der Dichtkunst

Nachahmungstrieb. Beide zusammen entscheiden bei diesen jungen Wesen Alles. Schon in diesem Alter ist die Macht der Einbildungskraft bedeutend, obgleich erst die Sprache ein sicheres Mittel gewährt, den Werth ihrer Wirkungen zu würdigen. Vor dem dritten Jahre findet das Kind sein Glück nur bei seinen Ältern und Pflegern. Andere Kinder unterhalten es einige Augenblicke, aber bald belästigen sie es auch. Wird es einmal in den jungen Köpfen hell, erlaubt ihnen der Gebrauch der Sprache ein gemeinschaftliches Ziel zu verabreden, so entschlüpft das Kind den Erwachsenen nach allen Seiten und hängt sich an Spielgenossen seines Alters. Im sechsten Jahre ist sein Charakter fast schon gebildet und hat ein schwer zu verwischendes Gepräge erhalten. Das Herz erwacht vor dem Verstande; der Funke des Gefühls ist der erste, welcher sich entzündet, und am wenigsten der Gefahr des Erlöschens ausgesetzt. Das Kind besitzt einen wunderbaren Tact, wahre Liebe von vorgespiegelter zu unterscheiden. Vom fünften Jahre an schließen sich die Kinder vorzugsweise an ihre Mutter. Sie ist die Gebieterin ihrer Welt, des Hauses, die Austheilerin mannichfacher Wohlthaten, sie kennt sie genauer als irgend Jemand. Am Ende des zweiten Jahres machen die Kinder gewöhnlich schnellen Fortschritt im Sprechen. Sehr tiefe und treffende Bemerkungen über Das, was in der kindlichen Seele dabei vorgeht. Es ist viel daran gelegen, sehr frühzeitig an richtiges Sprechen zu gewöhnen. Unter allen Gewöhnungen der Kindheit ist die des Gehorsams die nothwendigste. Ihre Übung erweckt die Vorstellung der Pflicht zu einer Zeit, wo diese noch nicht den Gehorsam gebieten kann. Mit dem dritten Jahre werden die Begierden der Kinder entschiedener, ihre Bestrebungen motivirter, das Unbestimmte in ihrem Wesen verliert sich, Lust an Kraftübung ist bei ihnen unerschöpflich. Alles, was sie machen sehen, möchten sie nachmachen. Daher findet man in ärmern Familien oft artigere Kinder als in vornehmern, weil sie Manches verstehen und ausüben können, was sie sehen. Die geistigen Beschäftigungen vornehmer Ältern bleiben den Kindern unverständlich und erlauben ihre Mithülfe und Theilnahme nicht. Sehr wichtige Bemerkungen über die Erweckung der Wahrheitsliebe und über die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen. Über die Einbildungskraft der Kinder und deren außerordentliche Lebhaftigkeit, die grade eine Folge ihrer Unwissenheit ist. Glücklicherweise kennen sie im natürlichen und gesunden Zustande wol die Hoffnung, aber nicht die Furcht. Ungeregelt und veränderlich ist das Sittlichkeitsgefühl in diesem Alter, aber vorhanden ist es doch. Es hat wirklich eine lebendige Vorstellung von Gut und Böse. Eine seiner interessantesten Gemüthsregungen, die des Mitleids, ist gewöhnlich abhängig von seiner augenblicklichen Laune. Was ihm mißfällt, verhärtet auch sein Gemüth. Mit Ausnahme einer Anlage zum Egoismus, die von der Geburt an mit einem unbedingt nothwendigen, aber stets zu heftigem Gefühl der Selbstliebe verbunden ist, bemerkt man keine böse Neigung, welche allen Kindern gemeinsam wäre. Nicht selten, obwol nur vorübergehend, ist auch die Wollust an Übertretung der Regel. Der Grausamkeit, welche sich Knaben bei ihren Spielen erlauben, der Thierquälerei, liegt freilich auch Neugier zum Grunde; aber das eigentliche Salz dieses Vergnügens besteht doch in dem Bewußtsein, sanftern Regungen trotzen zu können. Sie sind wie alle übrigen menschlichen Wesen: sie thun oft das Böse, weil sie es nicht dafür erkennen, zuweilen aber auch, obgleich sie es erkennen. Wer das Gebäude der Erziehung auf dem trügerischen Grunde der Reinheit der menschlichen Natur aufführen wollte, würde auf Sand bauen. Man sieht, wie gewissenhaft die vortreffliche Frau berichtet, was sie nicht ohne Wehmuth niederschreibt. An diese Betrachtungen schließt sich folgerichtig die Darstellung der Vortheile einer frühzeitigen Entwickelung des religiösen Gefühls. Des Kindes ganze Sprache ist eine Bitte; mehr als wir das Gefühl seiner Schwäche bewahrend, erkennt es auch seine Hülfsbedürftigkeit mehr als wir; die Zärtlichkeit der Kindschaft ist in ihm, die Religion schlummert in seinem Herzen, man darf sie nur wecken, nicht erst erzeugen. Die Seele ist ihrem Wesen nach religiös, sie kann leben, ohne Gott zu verehren, aber sie wird verschmachten und welk werden. Bewährte Rathschläge für die religiöse Erziehung der kleinen Kinder. Nach der Verf. Überzeugung kann ein lebhaftes Kind schon gegen sein drittes Jahr für einen Strahl religiösen Lichts empfänglich sein und der Gottesverehrung, des Gebets, fähig erachtet werden. Das Vaterunser ist so einfach, daß es dem kindlichen, so tief und vielumfassend, daß es dem höchsten Alter zusagt. Zusammenstellung der psychologischen Thatsachen in der ersten Kindheit. — Die Übersetzung ist der schöngeschriebenen Urschrift würdig, und Hr. von Wangenheim, der die religiösen und psychologischen Überzeugungen der Verf. theilt, hat sie durch lehrreiche Anmerkungen erläutert und bestätigt, die zum Theil sehr merkwürdige, seltene und beglaubigte Erfahrungen aus seinem eignen Leben enthalten. Auch hat er gutgefunden, eine bisher ungedruckte christlich-philosophische Abhandlung des Professors Eschenmayer über die moralische Weltordnung anzuhängen, die in dessen bekanntem Geist und Manier abgefaßt ist und worüber wir uns keine Meinung erlauben. S.

Notiz.

Mit welcher Freimüthigkeit einst die Polen zu ihren Königen sprachen, zeige auch folgende Anrede Orzechowski's an Sigismund August, die der Dedicationsschrift des Werks: „Fidelis subditus de institutione regia et cura probe regendi subditos" (1549, 4.), entnommen ist: „Nunc quid et cur ad te scribam, accipe. Scisne tu, quis tu es? — Rex. — Regis igitur tu, regor ego; sapientior ergo tu quam ego. Quodsi tu sapiens, — liber, dives, felix ego; quodsi tu desipias, — servus, vagus, exul ego. Nemo igitur delicto tuo miser, nisi ego." 60.

Literarische Anzeige.

Mit der soeben erschienenen zwanzigsten Lieferung der bekannten

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

ist der zehnte Band des Werks, die Buchstaben Schw bis Sz umfassend, geschlossen. Die Redaction und Verlagshandlung nehmen nicht Anstand, bei dieser Veranlassung die zahlreichen Subscribenten zu benachrichtigen, daß bis Ostern k. J. unfehlbar die noch rückständigen beiden Bände geliefert sein werden. Durch die Sorgfalt, welche auf diese neue Ausgabe des Werks verwendet ist, werden die Subscribenten gewiß genügend für die eingetretene, unter diesen Umständen unvermeidliche Zögerung entschädigt.

Die achte Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 311. — 6. November 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Die Pforte konnte der Occupation von Ghilan nicht gleichgültig zusehen. Wie gern hätte sie den neuen Nachbar verjagt! Aber der Kaiser wollte keinen Angriff auf den Zar dulden; auch der französische Gesandte rieth ab, weil ja Peter nichts wolle, als dem rechtmäßigen Herrscher Persiens beistehen. Als nun Peter mit einem Unterhändler, von dem es glaublich ist, daß er seine Vollmacht überschritten, einen Vertrag schloß, durch den ihm selbst solche Provinzen abgetreten wurden, die noch kein russischer Soldat betreten hatte; als Peter die Protestation des Schahs nicht achtete, auf dem Vertrage bestand, sofern er ihm Gewinn brachte, und nur den Theil bei Seite setzte, der ihm Verbindlichkeiten auferlegte, da erwachte bei der Pforte die Lust, wenn sie dem Räuber nicht steuern könnte, wenigstens den Raub mit ihm zu theilen. Am 24. Juni 1724 kam ein Theilungsvertrag der nordwestlichen Provinzen von Persien zwischen Rußland und der Türkei zu Stande. Hammer in seiner unlesbaren und doch unschätzbaren „Geschichte des osmanischen Reichs" (IV, 214. Neue Ausg.) bezeichnet denselben als „Vorgänger und Muster der Theilung Polens". Zu den noch nicht allgemein bekannten neuen Aufschlüssen dieses wichtigen Werkes gehört es auch, daß Sultan Mustapha 1770 dem östreichischen Cabinet den Vorschlag thun ließ, Polen mit der Pforte zu theilen. Wenn dies auch nicht wirklich die erste Idee einer polnischen Theilung gewesen sein sollte, so hat Hammer doch nachgewiesen, daß sie zehn Monate vor der Anwesenheit des Prinzen Heinrich in Petersburg ausgesprochen worden. Die neueste Darlegung der russischen Politik, besonders in englischen Schriften, hat das Eigenthümliche, daß weniger unterrichtete Leser leicht dahin gerathen, im grellen Gegensatz sich die türkische mit einem gewissen Nimbus umkleidet zu denken. Um so mehr ist es der historischen Gerechtigkeit angemessen, auch solche Züge nicht zu verschweigen.

Die Frucht der Gewaltthat sollte für keinen der Contrahenten reifen. Tamaskulichan erhob sich, ein glücklicher Soldat, und stellte Persiens Grenze wieder her. Der Türkei nahm er mit gewaffneter Hand die usurpirten Provinzen ab. Rußland war nach Peter's des Großen Tode durch einheimische Veränderungen seiner Tendenz nach dem Osten eine Weile entfremdet; Anna Iwanowna, vermuthlich um zum Türkenkriege freie Hand zu haben, schloß Friede mit Persien und verzichtete auf die theils besetzten, theils prätendirten Landstriche. Der Vertrag, durch den dies geschah, vom 21. Jan. 1732, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein; er steht im „Mercure historique" von jenem Jahr, und daraus in Schmaußens „Historie der nordischen Reiche". Tamaskulichan bestieg jetzt unter dem Namen Nadir Schah selbst den Thron, von welchem er erst seinen Herrn und dann dessen unmündigen Sohn gestoßen hatte. Er trat nun als Verbündeter Rußlands auf, und dann als Vermittler zwischen Rußland und der Pforte im belgrader Frieden. Dieser, 1739 übereilt geschlossen, war für Rußland nicht viel günstiger als für Östreich; die Kabardiner wurden unabhängig erklärt, Asow geschleift und Rußland sollte weder im asowschen noch im schwarzen Meere Flotten haben oder Schiffe bauen dürfen.

So ward fast Alles wiederum eingebüßt, was erworben war. Aber den Heereszügen zur Seite, erfolgreicher als sie, ging die Einwirkung auf die nomadischen Stämme des Kaukasus und der Tatarei vor sich. Nie fehlte es an Veranlassungen, innere Zwistigkeiten dieser Horden zu schlichten, den Schwächern gegen den Stärkern zu heben und Alle an die fremde Einmischung zu gewöhnen. Der Verf. hat nicht erwähnt, was Hammer (IV, 287) anführt, daß Rußland schon 1729 mit der Behauptung auftrat, die Tscherkessen seien als ursprüngliche Kosacken aus der Ukraine, demnach als russische Unterthanen zu betrachten. Sie selbst waren nicht von dieser ihrer Abstammung zu überzeugen; noch heute scheinen die Tscherkessen mit den berühmtesten Ethnographen darin übereinzustimmen, daß sie sich für einen eigenthümlichen und unabhängigen Volksstamm halten. Mit verschiedenem Glück ward bei den verschiedenen Völkerschaften die russische Einwirkung aufgenommen; Einige fügten sich, andere verließen ihre Wohnsitze und zogen der Freiheit nach. Die Tscherkessen der Kabardei, früher Christen, entsagten selbst ihrem Glauben und suchten Schutz unter dem Islam und der Pforte. So zog 1771 eine halbe Million Kalmücken aus dem Bereich der russischen Civilisation, um dem himm-

tischen Reiche sich wiederanzuschließen; als man sie zurückforderte und einen Handelsvertrag anbot, erwiderte die chinesische Regierung den Abgesandten Katharina's: „Laßt erst eure Herrin alte Verträge achten lernen, dann wird es Zeit sein, von neuen zu reden."

Hatten sich jene Tscherkessen vom Glauben ihrer Väter abgewandt, so war es billig, daß Rußland sich bemühte, Andere fürs Christenthum zu gewinnen. Im J. 1745 wurden Missionare zu den Osseten geschickt, und eine Folge ihrer Predigten scheint auch die gewesen zu sein, daß ein großer Theil der Osseten sich Rußland unterwarf. Zugleich ward durch diese Osseten die Verbindung mit Georgien erleichtert, das dem Namen nach von Persien abhängig war, dessen Fürsten aber 1752 bei den Russen Beistand wider die räuberischen Lesghis suchten. Insbesondere trat der Fürst Heraklius mit dem russischen Hofe in ein Verhältniß, welches errathen ließ, daß er nicht abgeneigt sei, dem Nexus mit Persien vollends zu entsagen.

Die Pforte erklärte 1769 den Krieg, weil Rußland Polens Freiheit gekränkt, dessen Unabhängigkeit bedroht, das osmanische Gebiet verletzt und den Frieden gebrochen habe. Es war dies der Krieg, in welchem Rußlands Waffenglück die Welt in Erstaunen setzte, in um so größeres Erstaunen, meint Spittler, „wenn man in glaubwürdigen Erzählungen alle die Fehler liest, die zu Lande und zur See von den Russen begangen worden, und doch das Resultat des Krieges ansieht." Dies Resultat war der Friede von Kutschuck Kainardsche. Freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und allen osmanischen Seen, Durchfahrt der Dardanellen (nur sollte nicht mehr als ein russisches Kriegsschiff in den Gewässern von Konstantinopel sein); Handelsbegünstigungen; Asow, das langerstrebte, und Taganrog, Kertsch und Kilburun russisch; beide Kabardeien unter russischer Oberhoheit; die Krimm (es wird sich zeigen, in welchem Sinn) unabhängig. Endlich, vergessen wir nicht, mit Hammer (IV, 659) anzumerken: von Polen, der Haupturſache des Krieges, keine Spilbe im Frieden.

Es war viel; aber leicht würde Rußland noch mehr erlangt haben, hätte es ganz freie Hand gehabt. Die Unzufriedenheit einer großen Anzahl seiner Unterthanen war in offenen Aufruhr ausgebrochen; an der Spitze stand der Rebell Peguchef, der sich für Peter III. ausgab; der Friede war für den Augenblick Bedürfniß.

Desto besser ward er benutzt. Zwei Jahre später standen nahe an 30 Forts, durch Truppenlinien verbunden, vom schwarzen bis zum kaspischen Meere. Widerspenstige Stämme wurden im Zaum gehalten; und wie leicht war es, ehrgeizige Häuptlinge anzulocken! Dazu noch erschien auf dem kaspischen Meer eine russische Flotte und erregte bei den Persern Eifersucht und Besorgniß jeder Art.

Rußland war mit Östreich und Preußen durch die polnischen Plane verbunden; in Frederiksham (1783) versprach Gustav III. von Schweden, neutral zu bleiben im Fall eines Krieges mit der Pforte. Man sagt, Katharina habe ihn hoffen lassen, sie werde ihm künftig behülflich sein, sich Norwegens zu bemächtigen („Vie de Catherine", II, 2, 175).

Zunächst galt es der Krimm. Sie war unabhängig unter einem Wahlfürsten und unter russischem Schutz. Jeder unruhige Auftritt, jede Wahl eines Khans mußte den Einfluß der Schutzherrin steigern. In einem Aufstande ward der Khan vertrieben und ein anderer, Schaghin Geray, erwählt. Dieser ließ sich verleiten, die Türken auf der Insel Taman zu reizen; der benachbarte Pascha erlaubte sich eine Gewaltthat, Rußland züchtigte ihn und — ergriff Besitz von der Krimm, um, wie das Manifest sagte, allen Unruhen auf der Halbinsel ein Ziel zu setzen. Nur so könne dauernde Freundschaft mit der Pforte erhalten werden; und ob es mehr sei als ein gerechter Ersatz für die Opfer, welche Rußland dem Glück und der Ruhe der Halbinsel gebracht? Der letzte Khan, Schaghin Geray, ward pensionirt und nahm später ein tragisches Ende; 30,000 Tataren besiegelten das Patent der neuen Herrschaft mit ihrem Blute.

Der Fürst Heraklius von Georgien, uneingedenk seiner Verpflichtung gegen Persien, unterwarf sich russischer Oberhoheit. Nicht nur seine damaligen Besitzungen, sondern auch, was er etwa künftig sich aneignen möge, ward ihm garantirt. Der Abfall kleinerer Fürsten folgte; Rußland nahm ihre Huldigungen an. Persiens Grenze war zurückgedrängt und blosgestellt, die große Heerstraße über den Kaukasus eröffnet.

Die Zeit für größere Unternehmungen schien gekommen. Rußland, mit Östreich im Bunde, schien die Tage des osmanischen Reichs gezählt zu haben. Kaiser Joseph traf in Cherson die Kaiserin Katharina — in Cherson, wo eine griechische Inschrift sagte: „Hier ist die Straße nach Byzanz." Joseph ließ kaum durch die Nachricht von den brabanter Unruhen aus seinem Traum sich aufstören. Alles war ja vorbereitet und Europa hatte zu der polnischen Theilung geschwiegen.

Woran denn scheiterte der kühne, doch nicht unbedacht kühne Plan? Selbst die Mächte, die ins Interesse gezogen schienen, traten zurück. Der König von Schweden schloß einen Vertrag mit der Türkei, griff Rußland an und schrieb das Buch: „Du péril de la balance politique de l'Europe" (1789). Frankreich, dem die Erwerbung Ägyptens in Aussicht gestellt war, ließ durch den ungewissen Vortheil über die gewisse Gefahr sich nicht verblenden. Aber es waren zwei Mächte, Preußen und England, welche diesmal das Verdienst hatten, das Gleichgewicht zu retten.

England rüstete und entsandte eine Flotte nach der Ostsee. Man kennt Katharina's Wort an den englischen Gesandten: „Ihr König, scheint es, will mich aus St. Petersburg vertreiben; so hoff' ich denn, er wird mir verstatten, mich nach Konstantinopel zurückzuziehen." Das war der Sinn, in welchem schon 1783 eine Medaille geprägt war, mit dem Brustbilde der Kaiserin und der Ansicht von Konstantinopel, mit seinem vom Blitz zerschmetterten sieben Thürmen.

Aber am eifrigsten und erfolgreichsten, durch Rüstun-

der auf Grundlage Ihres Antrags vom 15. Juli 1887 ausgearbeiteten Vorlage, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Verwendung des Reinertrages der Spielbanken, vom 27. Januar 1872, Ihre Zustimmung zu ertheilen.

Berlin, den 3. Februar 1888.

Wilhelm.

Graf von Bismarck.

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Verwendung des Reinertrages der Spielbanken, vom 27. Januar 1872.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt:

Artikel I.

Der Reinertrag der Spielbanken in Wiesbaden, Homburg und Ems ist, nachdem die Verpflichtungen gegen die Pensionskasse der Beamten der Spielbanken erfüllt sind, zu einem Fünftel zur Unterstützung solcher Personen zu verwenden, welche durch das Spiel in diesen Spielbanken verarmt sind.

Artikel II.

Dieses Gesetz tritt mit dem 1. April 1888 in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 3. Februar 1888.

(L. S.) Wilhelm.

Graf von Bismarck.

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Verwendung des Reinertrages der Spielbanken, vom 27. Januar 1872.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt:

Artikel I.

Der Reinertrag der Spielbanken in Wiesbaden, Homburg und Ems ist, nachdem die Verpflichtungen gegen die Pensionskasse der Beamten der Spielbanken erfüllt sind, zu einem Fünftel zur Unterstützung solcher Personen zu verwenden, welche durch das Spiel in diesen Spielbanken verarmt sind.

Artikel II.

Dieses Gesetz tritt mit dem 1. April 1888 in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 3. Februar 1888.

(L. S.) Wilhelm.

Graf von Bismarck.

seine Grenadiere, d. h. die Grenadiere, die er vom Kaiser ererbt hat. Wie er die Fronte vorbeireitet, ruft Alles Vive le roi! Nur eine schwache, zitternde Stimme ruft Vive l'empereur. Dafür lautet denn der Spruch des Feldherrn:

„Zum Kriegsgericht mit diesem Mann!"

Die Trommel wirbelt, das Wort erschallt,
Im Pulverdampfe die Büchse knallt,
Die Grenadiere treffen gut,
Der Alte liegt in seinem Blut.
Im Todesröcheln, dumpf und schwer,
Tönt eine Stimme: vive l'empereur.

Das ist wirkliche, echte Poesie; allein der Dichter hätte um so eher fühlen sollen, daß hier, um das Ganze zu vollenden, die Gesetze der Metrik Wunder gethan haben würden, wenn sie in ihrer strengsten Form, gleichsam mit militairischem à plomb gewaltet hätten.

Unter den unklaren Gedichten dieser Sammlung zeichnet sich aus „Das alte Schloß" von R. Heilmann. Was kann der Sinn dieser Dichtung sein, wenn er nicht kurz und gut auf die Trivialität hinauskommen soll, daß man alte Schlösser nicht neu bauen soll? Das ist freilich ein wahrer Gedanke, allein den kann man in glatter, ehrlicher Prosa aussprechen.

Unter den acht Gedichten von A. Hillert ist ein recht gutes und ein überaus schlechtes. Nun, das kommt wol auch bei Leuten, die noch mehr Beruf haben als Hillert. Das schlechte führt den Titel: „Der erste Kuß." Darin geht der Dichter mit der Geliebten im Garten hin und her, wo viele Blumen und Bäume kreuz und quer standen. Nun ja, das fügt sich; in einem Garten wachsen keine Meßbuden; und daß die Blumen auch kreuz und quer stehen, beweist, daß der Gärtner auf Ferien war. Die Blumen nun thun natürlich ihre Schuldigkeit und duften, und die Käfer thun desgleichen und kriechen, und die Vögel ein dito und singen. Ferner schnäbelt sich ein Finkenhahn (das klingt beinahe, als ob's ein Auerhahn gewesen wäre) mit seiner Finkenhenne. Ei, wer läßt sich so etwas zweimal sagen, zumal wenn man die Geliebte bei sich hat! Es faßt natürlich den Poeten ein mächtig Sehnen, und er sieht ihr ins Auge, und es ist ihm, als ob er durstig würde, und paff! da hat sie ein Mäulchen weg, ehe sie sichs versieht. Das ist der erste Kuß. Andere Leute besinnen sich mit ihrem ersten Kuß nicht so lange. Das zweite Gedicht heißt: „Die drei Zecher", und erinnert etwas an Uhland's drei Lieder. Allein der Ton wie der Gedanke sind eigenthümlich. Genau genommen ist es eine Ballade, dergleichen sich viele in der Sammlung finden, der gelungenen einige, der mißlungenen mehre. Aber ein gutes Zeichen ist es immer, daß sich unsere norddeutschen Lyriker immer mehr von jener Zwittergattung des Halblieds entwöhnen und der eigentlichen Ballade wieder nähern. An Liedern, an wirklichen Liedern ist die Brust auch des trefflichsten Sängers nicht überreich. Wie viel haben Göthe, Uhland, Rückert, Pfizer, Lenau wirkliche Lieder? Aber die Ballade ist ein tiefsinnerliches, weithin sich erstreckendes, mannichfaltiges und reiches Feld und ist, wie alles Objective, fester und dauernder begründet in der Zeiten Wechsel. Aber aus dem Ärmel kann man keine Balladen schütteln.

A. Horwitz ist ein ausgezeichnetes lyrisches Talent, auf das wir hier ein für allemal aufmerksam machen wollen. In schönem Sinne eigenthümlich, fehlt seinen Liedern, wenigstens der Mehrzahl der hier mitgetheilten, nur die Vollendung. Aber behutsam, mein Freund, laß dich nicht in dem allgemeinen Strudel mit verschlingen! Die Gedichte: „Ein Mann", „Entschluß", „Herbst", „Das rechte Lied" und besonders „Die Todtenfeier" sind alle gedankenvoll, kräftig, ohne Affectation und Nachahmung. Sie zeigen von Selbständigkeit des Talents, und diese ist wahrlich in diesen Tagen der Infirmität ein überaus köstliches Gut.

Ein kleines Gedicht von H. Julius ist nett und zierlich:

Die Schildwache.

Vor dem kleinen Schilderhäuschen
Geht er langsam auf und nieder,
Steht dann stille, um sich blickend,
Wandert dann so ruhig wieder.

Wenn in blanken Uniformen
Offiziere dorten gehen,
Bleibt er halb erschrocken, eilig
Präsentirend stille stehen.

Und so schreitet er, bis einmal
Auch sein Mädchen dorten gehet,
Und er wie im Traume plötzlich
Präsentirend stille stehet.

Die Metrik dieses Gedichtchens wäre gleichfalls leicht zu verbessern gewesen. Beiläufig gesagt, wundert es den Referenten, daß noch kein berliner Lyriker die Doppelposten im Winter besungen hat. Das sind nämlich die doppelten Schildwachen, die vor den Palais der allerhöchsten Herrschaften stehen. Diese sind das Non plus ultra aller Schildwachenleiden, denn sie kommen, wenigstens unter den Linden, nicht aus dem Präsentiren heraus.

C. Jungnitz bringt lauter Balladen. Kosarsky ist kein schlechter Dichter, heinisirt aber gewaltig. Im eigentlichsten Sinne pikant, unheimlich-wilden, herzsprengenden Inhalts ist das Gedicht von H. Markgraff: „Der tolle Tambour." Der Gedanke ist originell, die Form wieder ist der ganze Heine, wie er leibt und lebt, oder besser, wie er leibte und lebte.

Schließlich verdienen noch rühmliche Erwähnung der „Sonettenkranz" von Julius Minding (auch in metrischer Hinsicht) und Einzelnes von F. v. Sallet und A. Rebenstein. „Der Orden" von Sutor gehört in das Genre der Grenadierlieder, ist jedoch nicht ohne Seele.

Um endlich in der Kürze ein allgemeines Urtheil über diesen „Norddeutschen Frühlingsalmanach" abzugeben, nachdem wir uns unserer Schuldigkeit gegen die einzelnen Dichter nach Gewissen entledigt haben, so können wir die absprechende Meinung Derjenigen nicht theilen, welche solche lyrische Anthologien für überflüssig halten. Warum soll manch' empfundenes Lied, das ungehört in dem Windzug der Journale verflattert, nicht auf diese Weise aufbewahrt werden? Warum soll, trotz dem unendlichen Geklingel, das aus tausend unberufenen Kehlen tönt, nicht Uhland's Wort noch heute gelten: „Singe, wem Gesang gegeben"? Nur, um Gottes willen, die Freiheit des Liedes nicht durch Einseitigkeit, orthodoxes Perückenthum und Splitterrichterei gehemmt! Hat man uns Deutschen doch schon den ehrlichen Hanswurst genommen, dergestalt, daß das Volk nicht mehr nach vollbrachtem Tagewerk zum Ort des harmlosen Gelächters wallfahrten kann. Will man uns, aus Mißverständniß der Privilegien der Poesie, auch noch das Singen verbieten? Nehmt Alles in Allem: es ist und bleibt wahr, was Seume (dieser war es, glaub' ich) sagte:

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder. 71.

Literarische Notiz.

Mit dem 1. Nov. d. J. beginnt in Paris ein neues, großartig angelegtes Blatt: „Le monde", das der Ankündigung nach der Politik, der Literatur, der Wissenschaft und den Interessen des Handels und der Industrie gewidmet sein soll. Redacteur dieses täglich im größten Format, die Seiten fünfspaltig, herauskommenden Blattes ist Dr. Pister, eine große Anzahl bedeutender Mitarbeiter sind für dasselbe in Frankreich und im Auslande gewonnen worden. Das Unternehmen ist auf 1200 Actien zu 500 Francs = 600,000 Francs gegründet, von denen jedoch vor der Hand nur 800 Stück, also für 400,000 Francs ausgegeben werden sollen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 312. — 7. November 1836.

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz, mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit, von K. R. Hagenbach. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wieder eine Geschichte der Reformation und wieder für Gebildete, und zwar in Vorlesungen. Es ist in der Schweiz, wie das schon von Johannes Müller's „Allgemeinen Geschichten" her bekannt ist, die löbliche Sitte, daß auch Erwachsene, Männer und Frauen, sich durch Vorlesungen über mannichfaltige Gegenstände belehren und ihr Urtheil bestimmen lassen, und solche Vorlesungen haben wir hier vor uns. Wenn aber Joh. Müller seine Vorlesungen in verschiedenen Jahren mehrmals gehalten und seine Handschrift mehrmals umgearbeitet und umgeschrieben hat, ehe er sie dem Drucke übergab, so wünscht unser Verf. dagegen, über diese Vorlesungen, sowie er sie gehalten, das Urtheil eines unbefangenen Dritten zu vernehmen. Er sagt im Vorworte:

Wenn ich diese Vorlesungen, welche unmittelbar nach dem Unglücke, das meine Vaterstadt Basel betroffen hat, im Winter 1833 auf 34 zur Aufrechterhaltung gebeugter Gemüther und zu eigner Stärkung und Erholung gehalten worden sind, dem Drucke übergebe, so geschieht es zunächst, um meinen Zuhörern und Zuhörerinnen, von denen ich vielfach dazu aufgefodert worden bin, ein Andenken an die in geistiger Gemeinschaft durchlebten Sonnabende zu hinterlassen. Zugleich aber glaube ich, daß das Büchlein auch in einem weitern Kreise einige Beachtung finden dürfte, einmal als Geschichte einer thatenreichen Vergangenheit, und dann als Zeugniß einer verschieden beurtheilten Gegenwart. — Das Zeugniß der Gegenwart betreffend, so halte ich zwar dieses, inwiefern es meine Privatansicht ausdrückt, gar nicht für so wichtig. Wenn sich aber aus der liebevollen Theilnahme, die meine Vorträge gefunden haben, einigermaßen abnehmen läßt, daß die darin ausgesprochenen politischen und religiösen Grundsätze, wenigstens der Hauptsache nach, der Ausdruck der Gesinnung vieler meiner achtungswerthesten Mitbürger seien, so möchte ich gern einen billigen Dritten urtheilen lassen, was es mit den uns Allen ins Gesicht hinein gemachten Vorwürfen eines engherzigen Aristokratismus und Pietismus auf sich habe. Sollten indessen auch hier Einige, wie schon geschehen ist, in meinem Wesen und Streben „eine Mittelfarbe zwischen theologischem Liberalismus und politischer Servilität" finden wollen, so gebe ich zu, daß es allen Denen so vorkommen mag, welche die edelste der Freiheiten, die einer klaren religiösen Überzeugung, weit hintansetzen hinter die Ungebundenheit einer aufwühlenden Willkür im Handeln u. s. w.

Ref. bemerkt im Voraus, daß, wenn man bei Hrn. Hagenbach ins Abschreiben kommt, das Ende schwer zu finden ist. Will man aber überhaupt die Frage aufstellen, warum Hr. H. die große Zahl der Bücher über die Reformation noch mit einem neuen vermehrt hat, so gibt schon der Titel genügende Auskunft: er will erstens das Wesen und die Geschichte der Reformation schildern und hat es deswegen für zweckmäßig gehalten, in die ältesten Zeiten des Christenthums, ja zur Stiftung desselben hinaufzusteigen; er will zweitens die Reformation sowol in Deutschland als in der Schweiz in ihrer beständigen Beziehung aufeinander schildern, während die bisherigen trefflichen Bücher immer nur die eine oder die andere gesondert oder wenigstens vorzugsweise behandeln, und während z. B. Marheineke versucht hat, jene große Zeit durch sich selbst und mit den Worten der Zeitgenossen zu schildern, ganz abgesehen von spätern Ereignissen und der Gegenwart, will unser Verf. drittens dieselbe mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit behandeln. Er hat also in dreifacher Art einen neuen Weg eingeschlagen und nicht ohne Glück verfolgt. Es ist zwar überhaupt mit Vorlesungen und insbesondere mit Vorlesungen, die vor einem bestimmten Kreise von Gebildeten gehalten worden sind, eine eigne Sache, und diese Eigenthümlichkeit stellt sich um so mehr heraus, wenn noch so besondere politische Verhältnisse dabei ins Spiel kommen, wie sie damals in der Schweiz waren; aber es ist auch um so mehr anzuerkennen, wenn unter solchen Verhältnissen etwas Tüchtiges geleistet wird, wenn die gedruckten Vorlesungen auch am andern Ende Deutschlands mit Recht empfohlen werden können. Was sich übrigens von selbst versteht, hat der Hr. Verf. noch besonders bevorwortet, nämlich, daß man an sein Büchlein keine streng wissenschaftliche Foderung machen werde, daß er die vor längerer Zeit benutzten Quellen nicht alle wieder bei der Hand gehabt, daß er dankbar jede Belehrung annehmen werde; allerdings darf man in 24 Vorlesungen, welche einen so großen Zeitraum umfassen, keine neuen geschichtlichen Entdeckungen und Aufschlüsse, kein tiefes Quellenstudium suchen; es ist hinreichend, wenn die Thatsachen richtig und unentstellt, das Urtheil besonnen und wohlbegründet, die Darstellung aber lichtvoll und lebendig ist. Wenn die gewöhnliche Erzählung an dem Faden der Zeit-

rechnung Schritt vor Schritt vorwärtsschreitet, nichts übergehen darf und dem Kleinen fast ebenso viel Raum und Zeit zuertheilen muß wie dem Großen, so soll dagegen jede einzelne Vorlesung eine dramatische Scene sein, ein Tableau, in welchem der Beschauer den kräftig hervortretenden Vordergrund, den Mittel- und Hintergrund zugleich übersieht. Eine treffliche Farbengebung, eine richtige Vertheilung von Licht und Schatten läßt auch einen Fehler der Zeichnung verschwinden, aber die vortrefflichste Zeichnung macht ohne jene keine Wirkung; so ist für ähnliche Werke der geschichtlichen Darstellung die Form im höhern Sinne des Wortes das Haupterforderniß, und an Büchern der Art hat die geschichtliche Literatur der Deutschen eben noch keinen Überfluß.

Was nun Schönheit der Darstellung betrifft, so scheint Ref. immer noch Reinheit der Sprache die erste Bedingung, wenigstens ist Verständlichkeit Dasjenige, was über die Zulassung fremder Wörter entscheidet. Und so müssen wir wol annehmen, daß die baseler Frauen weit mehr als etwa norddeutsche eingeweiht sind in die jetzige politische Kunstsprache; denn, mancher andern (wie Culmination, Elitencorps, Factotum u. s. w.) nicht zu gedenken, finden wir die ganze Reihe der Ungeheuer auf ismus: Lutheranismus, Monarchismus, Hildebrandismus, Rigorismus, Methodismus, Fanatismus, Reformatismus, Radicalismus u. s. w., welche freilich durch die stete Beziehung auf unsere Zeit ebenso zu entschuldigen sind wie das juste milieu, die Camarilla u. s. w. Doch wir gehen zu den Vorlesungen selbst über.

Nachdem der Verf. in der ersten, einleitenden Vorlesung die Veranlassung und den Zweck, die verschiedenen Ansichten über Reformation, die Schwierigkeit der Behandlung und den Plan des Ganzen dargelegt und mit einigen Bitten und Wünschen geschlossen hat, gibt er in der 2.—8. Vorlesung eine Übersicht der Geschichte der christlichen Kirche bis auf Luther und kommt erst gegen Ende der neunten Vorlesung (S. 188, Jugendgeschichte Luther's) zur Reformation selbst. In der 10.—21. Vorlesung behandelt er die Geschichte derselben bis zum augsburger Reichstage 1530, sodaß in die drei letzten (erst nach Ostern 1834 gehaltenen) Vorlesungen die ganze weitere Geschichte zusammengedrängt ist, S. 223:

Von dem Reichstage zu Augsburg beginnt eine neue Epoche in der Reformationsgeschichte, die wenigstens ebenso viel in die politische als in die Kirchen- und Reformationsgeschichte einschlägt und der wir, da wir von jetzt an nur auf das Wesentlichste uns zu beschränken haben, nur einen flüchtigen Blick werden schenken können.

Ja, die eigentliche Geschichte macht nur den Inhalt der 23. und der ersten Hälfte der 24. Vorlesung aus, da die 22. von „der protestantischen Lehre, dem protestantischen Cultus und der Kirchenverfassung" handelt, und die zweite Hälfte der 24. schließlich den Charakter der Reformation und ihren Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens schildert. Man kann diese Vertheilung nur billigen, doch ist die Geschichte des schmalkaldischen Krieges (S. 283, durch einen Druckfehler steht 1547 für 1546) bis zum Religionsfrieden auf etwas mehr als einer Seite gar zu kurz abgefertigt.

Aus der ersten Vorlesung läßt sich nicht gut ein Auszug geben, ohne ganze Seiten abzuschreiben. Der Verf. will in sich und seinen Zuhörern in der trüben Gegenwart durch die Betrachtung der schönern Vergangenheit das Gefühl der Erhebung und des Vertrauens erwecken, S. 2:

Fragen wir, was der eigentliche Hebel geistiger Bedeutsamkeit war, der unser Gemeinwesen auf die Höhe hob, die es im 15. und 16. Jahrhundert hatte, so war es doch vor Allem und vorzüglich der gesunde, fromme, gute Sinn der Väter selbst, den wir bei allen Mängeln an ihnen ehren müssen, und dieser Sinn kann zu allen Zeiten wieder erweckt und genährt werden. Es sind ja grade die Zeiten der allgemeinen Noth und Bedrängniß, deren sich Gott bedient, um ein Volk aus dem Schlummer der Trägheit aufzurütteln und einen neuen Geist ihm einzuhauchen, wenn er sich dessen empfänglich zeigt und die Mittel benutzt, die er ihm an die Hand gibt. Diese Mittel sind noch in unserer Gewalt, so sehr man uns äußerlich beengt und gedrückt hat. Sinn für Geistesbildung und Wissenschaft, Glaube und Liebe, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Muth und Tapferkeit — sie sind nicht unter uns ausgestorben; sie haben sich vielmehr in der letzten Zeit auf verschiedene und rühmliche Weise kundgegeben, wenn auch unter unglücklichen Verhältnissen. Was uns einzig fehlt, ist — ich sage es grade heraus — das harmonische Zusammenwirken dieser Kräfte. Hierin liegt bis zu dieser Stunde unsere Schwäche und die Schwäche unserer Zeit überhaupt, und hierin werden wir so sehr von der frühern beschämt. Was unsere Väter waren, das waren sie ganz, aus einem Stücke geschnitten, aus einem Gusse hervorgegangen. Nicht wollte die Geistesbildung, die Wissenschaft und Kunst Alles allein erreichen durch Aufklärung des Verstandes, ohne Bildung des Herzens und Festigung des Willens, ohne Glauben und Gebet, ohne Demuth und die Alles verklärende himmlische Liebe; noch wähnte die Frömmigkeit der wahrhaft Erleuchteten durch Verdächtigung und Herabsetzung der Wissenschaft und durch Hemmung ihrer Fortschritte das Reich Gottes zu fördern. Nicht meinte der weltliche Arm durch menschliche Kraft und Klugheit Alles auszurichten; noch suchte eine verweichlichte Ansicht des Lebens dem Kampfe auszuweichen, wo er nothwendig geworden ꝛc.

Über diese Worte ließe sich gar Manches sagen. Es ist löblich, wenn sich die Gegenwart die Vergangenheit zu einem edeln Bilde gestaltet, damit sie ihr nacheifern könne, wie sich ein edler Jüngling in derselben Absicht das Bild eines geliebten Lehrers zum Ideale gestaltet; aber die Wirklichkeit möchte doch ganz anders sein. Der Verf. fügt selbst hinzu, daß auch die einseitigen Richtungen der Verstandesbildung und der Gefühlsschwärmerei (z. B. in Erasmus und in den Wiedertäufern) damals in starken Gegensätzen hervortraten; aber man muß ferner auch bedenken, daß wir Das, was wir von einzelnen Männern jener Zeit rühmen, heutzutage auf ganze Classen von Menschen überzutragen gewohnt sind.

Um nicht zehnmal Gesagtes zu wiederholen, ist es nicht derselbe Fall wie mit der Fertigkeit, Latein zu schreiben? Auch diese hat sich — und nicht grade zum Unglück der Welt — verloren, weil man jetzt auch Deutsch, Griechisch, Mathematik, Englisch, Französisch, und was weiß ich Alles in den Schulen treibt; sonst wurde nur Latein getrieben und wieder Latein und nochmals Latein, und von der Anstrengung bei einem lateinischen Schriftsteller ruhte man sich bei einem andern lateinischen Schriftsteller aus.

Unsere Vorfahren waren weniger als wir, aber das waren sie ganz; sie wußten weniger, aber das wußten sie gründlich. Wo findet man heutzutage einen Prediger (ich rede nicht von Missionnairen und Schwärmern), der täglich, ja stündlich die Kanzel zu besteigen und einen erbaulichen Vortrag zu halten vermöchte? und zwar nach den Anfoderungen unserer Zeit, wie jene die Anfoderungen der ihrigen erfüllten? Doch wir kehren zum Verf. zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire du Royaume de Naples depuis Charles VII. jusqu'à Ferdinand IV., 1734 à 1835, par le général *Colletta*. Vier Bände. Paris 1835.

Man hat, um den erhabenen Beruf des Geschichtschreibers zu bezeichnen, gesagt, daß nach dem Ruhme, große Thaten verrichtet zu haben, solche zu beschreiben die ruhmwürdigste Aufgabe sei. Auch finden wir in der Wirklichkeit unter Denjenigen, die mit deren Lösung sich beschäftigten, Namen wie die eines Xenophon, Cäsar, Friedrich II. und Napoleon, die als Feldherren und Staatsmänner zu den Ersten aller Zeiten und Nationen gehören. Diese hohe Stufe hat nun zwar General Colletta im Verlaufe seines praktischen Staatslebens nicht erreicht; inzwischen stand er doch längere Zeit hindurch, nicht ohne ein rühmliches Andenken zurückzulassen, einem der wichtigsten Verwaltungszweige des Landes vor, dessen Geschichte während des letzten Jahrhunderts er in vorliegendem Werke zu schreiben unternimmt. Vermögen wir aber auch nicht, ihn den classischen Geschichtschreibern überhaupt beizuzählen, so hat doch seine Arbeit, unsers Dafürhaltens, vor vielen andern ähnlichen Producten der Neuzeit das Verdienst einer gewissen Unbefangenheit, die sich besonders bei Erzählung derjenigen Begebenheiten kundgibt, deren mitbetheiligter Zeitgenosse er war und deren Schilderungen er nicht selten mit Bemerkungen begleitet, welche der Klarheit seines Blickes zur Ehre gereichen. In diesem Betreff zeichnet sich vornehmlich derjenige Theil des Werkes aus, der die Geschichte der Regierung Ferdinand IV. von dem Zeitpunkte seiner Rückkehr nach Neapel bis zur Revolution von 1820 und deren unmittelbare Folgen umfaßt, und woraus wir demnach hier einige Hauptmomente ausführlicher besprechen wollen.

Den ersten Anlaß zur Unzufriedenheit mit der Wiedereinsetzung Ferdinand's auf seinen Thron zu Neapel gab, wie uns General C. berichtet, dessen Weigerung, die Lieferungen zu bezahlen, die das Haus Rebinger u. A. unter Joachim Murat übernommen hatte, wozu sich derselbe um so weniger verpflichtet glaubte, da solche hauptsächlich zum Kriege gegen ihn selber verwendet worden waren. Litten jedoch unter dieser Weigerung nur einige Wenige, so war desto allgemeiner mißfällig die Abschaffung mancher gesetzlichen Einrichtungen, die das Volk unter der Regierung Joachim's und Joseph's liebgewonnen hatte und an deren Stelle die alte Ordnung der Dinge wiedereingeführt ward. Dahin gehörte beispielsweise die Abschaffung der Ehescheidung, gewisse Modificationen der die persönliche Freiheit betreffenden Gesetzgebung, sowie überhaupt der Widerwille, den die Restauration gegen jene Regierung, die sie als usurpatorisch betrachtete, und Alles, was von ihr herrührte, offen zu Tage legte. Bei so bewandten Umständen nun „faßten die ehemaligen liberalen Gesellschaften wieder Muth, und bald entstanden deren noch neue. Auf ihre Veranstaltung wurde hier ein zum Aufruhr auffoderndes Pamphlet, dort eine kühne Adresse an den Souverain in Umlauf gesetzt, während man anderswo eine gedruckte Constitution im Publicum verbreitete. Überall offenbarte sich Abgeneigtheit gegen die Regierung, deren Anhänger angegriffen und mit Schmähungen überhäuft wurden.“ — Was die Carbonari anbelangt, so hatte sie Murat anfangs geduldet, ja selbst in Schutz genommen. Als er jedoch erfuhr, sie seien Feinde der Könige, erklärte er sich durch ein Manifest gegen dieselben. Hierauf boten sie ihre Dienste Ferdinand IV. in Sicilien an. Als aber Murat ins Unglück gerieth, reiheten sie sich wieder unter seine Fahnen. Nach seinem Sturze endlich wandte sich der Carbonarism dem legitimen Könige zu. Dieser aber, der wohl wußte, um was es demselben eigentlich zu thun war, wollte nichts von ihm wissen; und nunmehr fing derselbe an, Verschwörungen gegen Ferdinand anzuzetteln.

Inzwischen war die Militairrevolution zu Cadix ausgebrochen und die Souveraine Europas hatten sie anerkannt, was, wie der General bemerkt, den Nachahmungsgeist ermunterte. Somit rief denn auch diese Revolution eine große Bewegung im Königreiche Neapel hervor, indem sie Liberale und Carbonari in ihren Hoffnungen bestärkte. Der Hof selber ward dadurch aufgerüttelt. Er vermehrte die Zahl der Mitglieder der Kanzlei (des Staatsraths) bis auf sechzig, was gewissermaßen ein Scheinrepräsentativsystem darstellte; und zugleich fing er an, auf die ehemaligen Generale und Offiziere Murat's gnädige Blicke zu werfen. Ob es damit so ganz aufrichtig gemeint gewesen, bezweifelt der Geschichtschreiber; jedenfalls war es zu spät, um die Misvergnügten zufriedenzustellen und das Ungewitter zu beschwören. Denn plötzlich — am 2. Juli 1820 — brachen zwei Unterlieutenants, Morelli und Silvati, mit 127 Unterofficieren und Soldaten vom Cavalerieregiment Royal-Bourbon aus ihrem Standquartier Nola auf und nahmen ihre Richtung nach Avellino, wo es viele Carbonari gab. Aufstände gleichen den Lawinen; anfangs ist es nur ein kleiner Schneeballen, bald aber schwillt dieser bis zur Größe eines Berges an. Die Insurgenten ziehen auf ihrem Marsche die Truppen und Carbonari an, die sich an den Orten, durch welche sie kommen, befinden. Man schickt gegen sie Generale ab, auf die man rechnen zu können glaubt; allein diese treffen keine Soldaten mehr an, und bald steht die Insurrection an ihrer Spitze Diejenigen, denen man mistraute, unter Andern den berufenen Wilhelm Pépé und Carascosa. Gleichwol war das eigentliche Haupt dieser Bewegung der Unterlieutenant Morelli, der, schien er auch zu gehorchen, den Oberbefehl führte. Es wird ein Feldlager zu Monteforte, seitwärts von Neapel, aufgeschlagen und dieser Ort wird das Hauptquartier aller Abtrünnigen. Die Truppen, welche die Garnisen von Neapel bilden, wanken bereits. Der Hof, die Regierung, die Armee, die Hauptstadt, Alles ist in Verwirrung. Fünf Carbonari erscheinen im Palast. Sie geben sich für Abgesandte des Volkes aus und verlangen in seinem Namen mit dem Könige oder einem seiner Minister zu sprechen. Man entsendet zu ihnen den Policeiminister, Herzog von Ascoli, der sie sehr höflich empfängt und ihnen sagt, Se. Majestät, der den Wunsch seiner Unterthanen kenne, habe bereits beschlossen, ihnen eine Constitution zu bewilligen, und beschäftige sich nebst seinen Ministern in dem Augenblicke mit den zu deren Bekanntmachung zu ergreifenden Maßregeln. Das Haupt der Deputation erwidert: „Wann wird dieselbe promulgirt werden? Es muß dies auf der Stelle geschehen, oder wenn nicht.... Endlich, wir gestatten Euch zwei Stunden.“ Ein anderer Abgeordneter tritt vor, zieht dem Herzoge von Ascoli die Uhr ziemlich unsanft aus der Tasche, hält ihm das Zifferblatt hin und sagt mit lauter Stimme: „Es ist ein Uhr nach Mitternacht; um drei Uhr Morgens wird die Constitution publicirt sein.“ In der That ward sie es noch eine Viertelstunde früher. — Man weiß, wie die betreffende Declaration von einem Decrete des Königs begleitet war, worin er den Herzog von Calabrien, seinen Sohn, zum Generalvikar des Reichs mit dem Beisatze des Alter ego ernannte und ihm alle seine Gewalt übertrug. Hierin lag, wie Gen. C. andeutet, eine indirecte Protestation gegen Das, was geschehen war; allein die Köpfe waren so exaltirt, daß man keine Acht darauf hatte.

Indessen war die Sache mit einer constitutionnellen Regierung noch nicht abgethan; man mußte wissen, welche Form dieselbe haben würde, und diese Form gab zu einer insurrectionellen Bewegung Anlaß, die den General Pépé an ihrer

Rock Bay, Rock Island, and the Mississippi River Bridge Railroad Company, for the year ending June 30, 1887.

Report of the Auditor of Public Accounts, showing the Receipts and Disbursements of the Treasury

Wiener
Literatur-Zeitung
Nr. 114. 1. Februar 1906.

Wenn der Mensch in seinem Innern nicht ein Gott ist, so ist er ein Tier. Wenn er nicht ein Tier ist, so ist er ein Gott. Wenn er weder ein Gott noch ein Tier ist, so ist er ein Mensch.

Ein Mensch ist ein Mensch, wenn er weder ein Gott noch ein Tier ist.

Ein Mensch ist ein Mensch, wenn er ein Gott und ein Tier ist.

Ein Mensch ist ein Mensch, wenn er ein Gott oder ein Tier ist

Richtungen, welche weiter nicht viel mehr miteinander gemein haben als die antihierarchische oder antipapistische Tendenz, im Übrigen aber sich sehr unähnlich sind.

Die eine — sagt er — könnten wir die radikal-revolutionnaire, eine andere die gemäßigt-liberale, eine dritte die evangelisch-apostolische nennen oder die reformatorische im wahren eigentlichen Sinne des Wortes. Wir werden diesen Richtungen im Reformationszeitalter selbst wiederbegegnen, die eine repräsentirt durch die Wiedertäufer, die zweite durch Erasmus, die dritte durch Luther, Zwingli, Calvin, Ökolampad u. s. f.

Eine solche, den politischen Verhältnissen unserer Tage entnommene Eintheilung hat immer etwas Widerstrebendes, und wir lassen sie gern fallen. Doch wir wenden uns zum Haupttheil, der eigentlichen Geschichte der Reformation, wo wir den Hrn. Verf. nicht blos als einen gerechten und wahrheitsliebenden, sondern auch als einen gemüthlichen Mann kennen lernen. Daher führt er uns gern die berühmten Männer auch in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem Familienleben (19. Vorl.) vor, und ein besonderes Zeugniß für die gelungene Darstellung ist es, wenn wir so bekannte Geschichten, wie die Erzählung von Luther auf dem Reichstage zu Worms und auf der Wartburg, von der Bibelübersetzung (11. Vorl.), von Zwingli's Tode (23. Vorl.) und Ähnliches mit neuem Vergnügen lesen. Zu den über die Bibelübersetzung gegebenen Stellen hätte noch Einiges aus dem Schlusse der Vorrede zu der ersten Ausgabe der Bibel, welcher Schluß in allen folgenden Ausgaben weggeblieben ist, hinzugefügt werden können (vgl. einen Aufsatz in den „Theol. Studien und Kritiken", 1835, 1. Stück, wobei sich auch ein Facsimile der Handschrift der Luther'schen Übersetzung mit den Verbesserungen in rother Dinte befindet). Der Verf. spricht von Luther in voller, gerechter Anerkennung, ohne seine Schwächen zu bemänteln; er bescheidet sich über dessen Beweggründe bei manchen Handlungen, z. B. bei der Verbrennung der päpstlichen Bulle (I, 225), „daß er sich hierüber kein entscheidendes Urtheil zutraue", und das ist sehr lobenswerth. Ebenso gerecht und freimüthig ist er aber auch bei der Schilderung der schweizerischen Reformatoren, z. B. Calvin's (Bd. II, S. 271). Nachdem er dessen Persönlichkeit geschildert, sagt er:

Wir dürfen bei ihm nicht das deutsche Gemüth eines Luther's suchen, das mitten unter den Kämpfen wieder aufzuräumt ist zu trauten Scherzen, und das bei aller sonstigen Verschiedenheit auch Zwingli mit Luther gemein hat. Verstand und Wille, diese beiden Kräfte der Seele, sind bei ihm durchaus vorherrschend. Dies zeigt sich auch in seiner religiösen Eigenthümlichkeit ꝛc.

Und S. 276 fg. von Calvin's Prädestinationslehre:

So lange man sich mit dem Gefühle begnügte, wir sind allzumal Sünder, und was wir Gutes haben, das haben wir von Gott, der aus lauter Gnade es uns darreicht; wir sollen also Gott danken für die Liebe, womit er uns erlöst hat u. s. w. so lange war das echte religiöse Gefühl befriedigt und gern verzichtete der Verstand darauf, zu erkennen, wie die Erwählung der Einzelnen mit Gottes Absichten und seinem ganzen Weltplane zusammenhange. Genug, daß Jeder die Gnade praktisch an sich erfahre, sich demüthige und Gott die Ehre gebe. Allein Calvin wollte dabei nicht stehen bleiben. Nicht zufrieden, von den wohlthätigen Strahlen der Sonne erwärmt zu werden, wollte er, dem Adler gleich, festen Auges in ihr verzehrendes Licht schauen; den Fels wollte er erklimmen, der weit über den beschränkten Gesichtskreis der Menschen hinaus in die Wolken ragt, wenngleich droben auf seiner nackten Höhe alle Vegetation aufhört und kein heilsames Kraut da zu finden ist für unser dermaliges Bedürfniß. Und so ward er denn durch seine furchtbare Consequenz dahin getrieben, zu behaupten, daß Gott von Anbeginn nur eine bestimmte Zahl von Menschen aus der verdorbenen Masse herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die andern der ewigen Verdammniß zu überlassen beschlossen habe. Nichts kann nach ihm der Mensch thun, diesem ewigen Rathschlusse Gottes sich zu entziehen. Nicht im Geringsten entgegenkommen kann er der Gnade, noch kann Der, welcher einmal von ihr ergriffen ist, wieder aus ihr herausfallen. Daß Gott nur Einige erwählt nach freier Willkür, ist keine Ungerechtigkeit; denn eigentlich haben ja Alle durch die Erbsünde die Verdammniß verdient, und so ist es nur eine ganz besondere Güte, wenn Gott an dem Einen seine Gnade erweist, während er an dem Andern seine Gerechtigkeit offenbart. Lange wollte dieser Satz von der absoluten Prädestination den einfachen Gemüthern nicht zusagen ꝛc.

Aber wie einst die hohe Persönlichkeit Augustin's jeden Widerspruch in dieser Hinsicht zum Schweigen gebracht hatte, so auch die Calvin's, der durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch seinen Scharfsinn, den er in der Schrifterklärung bewies, durch seine hinreißende Beredtsamkeit und sein Achtung gebietendes apostolisches Leben die Mit- und Nachwelt beherrschte.

Doch Ref., der nur auf das Buch aufmerksam machen wollte, muß hier abbrechen, und weist nur noch auf die treffliche 22. Vorlesung (die protestantische Lehre ꝛc. s. oben) und auf den Schluß des Ganzen, welcher den Einfluß der Reformation auf das Leben darstellt, hin, welche beide Abschnitte nicht füglich einen Auszug zulassen. 85.

Banda Oriental.

Der Verf. des kürzlich in London erschienenen Buchs: Geschichte von Brasilien, vom Jahr 1808 an bis zur Abdankung Don Pedro's im J. 1831 („The history of Brazil, from the arrival of the Braganza family, in 1808, to the abdication of Don Pedro etc. by *John Armitage.*" Zwei Bände. 1836), gibt folgende Schilderung des Distrikts Banda Oriental. „Banda Oriental, oder, wie man es früher nannte, die cisplatinische Provinz liegt am Ufer des Flusses Plata und ist gegen Westen von dem Uruguay, gegen Osten vom atlantischen Ocean begrenzt. Nördlich ist sie theilweise von der Provinz Rio Grande durch den Ubiqui Guazu getrennt, der sich in den Uruguay ergießt, und durch den Jaguarao, der in das atlantische Meer fällt. Diese Provinz begreift zusammengenommen ein Terrain von 100 Meilen von Nord nach Süd, und von beinahe 80 Meilen von Ost nach West. Die vorzüglichsten Städte sind die Seehäfen Montevideo, Maldonado und Colonia del Sagramento. Auch im Innern des Landes finden sich einige Städte, aber von geringer Bedeutung; Montevideo aber ist der einzige Platz, der mit Recht ein Handelsplatz heißen kann. Seine Ausfuhrartikel sind meist Häute, Hörner, Talg und eingesalzenes Rindfleisch. Die Provinz enthält keine Pflanzungen weder von größerm noch von geringerm Belang; auch an Instituten für den Ackerbau fehlt es gänzlich, mit Ausnahme einiger kleinen Meierhöfe in der unmittelbaren Nachbarschaft der Städte. Das Innere besteht aus einer ungeheuern Ausdehnung wellenförmiger Ebenen, welche durch nichts begrenzt und eingeschlossen werden; die einzigen Markscheiden bilden die kleinen Ströme, von denen die Provinz durchschnitten wird. Die Ufer dieser Binnenflüsse sind ganz mit Dickicht bewachsen, welches sehr unzugänglich ist, weil darin besonders der Sarandi,

[illegible]

Der auch den Deutschen durch die Übersetzungen des „Nalencz" und der „Pojata" bekannte ausgezeichnete Romanschreiber Felician Bernatowicz hat neuerdings ein Bändchen „Erzählungen nach Volkssagen" („Powieści z podań i obyczajów krajowych") erscheinen lassen. In der Erzählung „Powódz" (die Überschwemmung) sind ergreifende Beschreibungen der jährlichen furchtbaren Überschwemmungen von Pinsk die Staffage, in der andern „Reginka z Sieciechowa" (Regina aus Sieciechow) führt der Verf. in poetischer Sprache den einfachen Charakter eines Landmädchens in den Begebnissen ihres Lebens durch. Das Bändchen scheint nur ein Verkündiger zu sein, daß Bernatowicz aus dem reichen Stoffe, den ihm die Vorzeit Polens bietet, von Neuem zu schaffen gedenke, oder daß er nun seine lange verborgen gehaltenen größern Werke ans Licht treten lassen wolle. Unter dem Titel „Haliczanka" hat Jul. Aler. Kamiński eine neue Sammlung seiner Schriften historischen Inhalts begonnen; er hat dieser aber auch einige Schriften Anderer, z. B. eine Erzählung von Vincenz Thulli „Rywalka samej siebie" (die Rivalin ihrer selbst) einverleibt. — Ein schönes Gedicht hat der Graf Karsnicki dem Andenken an seine „Kriegsjahre am Rhein 1795" geweiht und es einzeln drucken lassen. Noch erwähnen wir einer Übersetzung von Manzoni's „Braut".

Der Geistliche Lesinski hat zu Przemysl eine „Beschreibung der russinischen Hochzeitsgebräuche" („Ruskoje Weśile opisanoje") in russinischer Sprache mit lateinischen Lettern abdrucken lassen. Es wäre zu wünschen, daß dessen Vorschlag, das lateinische Alphabet auch für das dem Polnischen so ähnliche Russinisch aufzunehmen, allgemein angenommen würde, da bisher die verschiedenen Alphabete und Orthographien die Hauptscheidewand zwischen den slawischen Literaturen waren. Überhaupt hat man jetzt wieder begonnen, in russinischer Sprache zu drucken, unter Anderm sind Andachtsbücher und eine Übersetzung der Evangelien und Episteln von dem Geistlichen Kaszubinski erschienen.

Das früher in polnischer Übersetzung erschienene Werk des lemberger Bürgermeisters Bartholomäus Zimerowicz „Geschichte der Stadt Lemberg und ihrer dreimaligen Belagerung", das bis 1672 reicht, gedenkt der Übersetzer, Martin Piwocki, durch Übersetzung der „Geschichte des Krieges von Chocim" von Jakob Sobieski und der „Chronik Lembergs von Joseforwicz" fortzusetzen. Auch hat die schon lange versprochene „Sammlung vermischter Schriften mehrer Autoren" unter Redaction von Ludwig Zielinski zu erscheinen begonnen.

Wichtig dürfte ein Werk des Dr. Gesiorowski werden, der bereits früher einen „Abriß der Geschichte der Medicin" gegeben und jetzt ein ausführliches historisches Werk über den Aufschwung und Verfall der Medicin in Polen, nebst Biographien der Ärzte Polens bis auf die neueste Zeit und literarischen Nachweisungen über deren Werke zum Drucke bereit hat.

Wir erwähnen hier noch eines sehr wichtigen polnischen Werkes, das jetzt in Petersburg erscheint, es ist die Beschreibung der Reise, welche Joseph Kowalewski vor wenigen Jahren nach der Mongolei und China auf Kosten des Staats gemacht hat. Das Werk erscheint in sechs Theilen; der erste bis dritte handelt von den Burâten und der Mongolei, der vierte und fünfte von China, der sechste enthält die Geschichte der katholischen Missionen nach China und verbreitet sich besonders über die Wirksamkeit der Jesuiten. In einem Anhange wird Kowalewski von ihm zuerst aufgezeichnete Legenden, Volkslieder und historische Documente mittheilen. 60.

Bibliographie.

Alexis, W., Neue Novellen. 2 Bände. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr. 8 Gr.

Alpenrosen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, H. W. Wackernagel und K. R. Hagenbach. 16. Aarau, Christen. 1 Thlr. 16 Gr.

Großmann, Julie von, Das Haus Torelli. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Kaltenbrunner, K. A., Konstantin XI., letzter griechischer Kaiser. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: Der Streit um die Krone, in einem Aufzuge. Gr. 8. Linz. 16 Gr.

Kopisch, A., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 18 Gr.

Krug, Henotikon. Oder Entwurf eines neuen Religionsgesetzes für christliche Staaten. Nebst einer Petition an die königlich sächsische Ständeversammlung. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Leben des berühmten britischen Mimen Edmund Kean mit Zügen und Anekdoten aus seiner theatralischen Laufbahn. Dem Englischen nacherzählt von Georg Lotz. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. 1 Thlr.

Lotz, Neueste Schriften. 5ter Band. Novellen, Erzählungen, Sagen und Schwänke. — Auch u. d. T.: Spenden gegen die Langeweile, in Novellen u. s. w. 2ter Band. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. 1 Thlr.

Meyer, Joh. Fr. v., Hesperiden. Poetische Schriften. 1stes u. 2tes Buch. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 20 Gr.

—, Hesperiden. Prosaische Schriften. 1ste Sammlung. Gr. 12. Ebendas. 18 Gr.

Morvell, C., Die Räuber in den Karpathen, oder Ungarn vor 150 Jahren. 2 Theile. 8. Leipzig, Lit. Museum. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Mosen, J., Novellen. 1ster Band. Ismael. Die italienische Novelle. Helena Vallisneria. Das Ondinenbild. 8. Leipzig, Lit. Museum. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Mühler, K., Criminalgeschichten. Aus älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Neue Folge. 1ster Band. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 18 Gr.

Müller, C. F., Musikalische Original-Anekdoten und Miscellen, zur Ergötzlichkeit des musikliebenden Publicums, so wie zur angenehmen Unterhaltung für Jedermann. Gesammelt und herausgegeben. 12. Erfurt, Müller. 1 Thlr.

Odeon, Rheinisches. Herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. 1ster Jahrg. Gr. 12. Coblenz, Hölscher. 1 Thlr. 12 Gr.

Sedgwicks Erzählungen und Novellen u. s. w. 1ster, 11ter Band. — Auch u. d. T.: Hope Leslie, oder sonstige Zeiten in Massachusetts von Miß. Sedgwick. In 2 Bänden. 1ster Band. Nebst Bildniß der Verfasserin. — 2ter Band. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr. 12 Gr.

Seidl, J. G., Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Gr. 12. Grätz, Kienreich. 1 Thlr.

Sulamith, ein christliches Taschenbuch zur Belebung häuslicher und öffentlicher Erbauung auf das Jahr 1837 herausgegeben von Karl Grumbach. 1ster Jahrg. 16. Berlin, Fröhlich u. Comp. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

Taschenbuch, Deutsches. 1837. (Norden.) Mit 17 englischen Stahlstichen nach Originalzeichnungen von A. Bickers. Herausgegeben von O. L. B. Wolff und H. Doering. Gr. 12. London (Berlin), Asher. 4 Thlr. 4 Gr.

Voigt, J., Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 7ter Band. Die Zeit vom Hochmeister Ulrich von Jungingen 1407 bis zum Tode des Hochmeisters Paul von Rußdorf 1441. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Borntträger. Prän.-Pr. 2 Thlr.

Wahrmann, Th., Friedrichs Freiherrn von der Trenck Leben, Kerker und Tod. Nach Originalquellen neu dargestellt. — Mit d. T.: Die Trencks. 1ster Bd. Leipzig, Schreck. 1837. Preis für 2 Bände 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 314. — 9. November 1836.

De la prostitution dans la ville de Paris considerée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration, ouvrage appuyé de documens statitisques puisés dans les archives de la préfecture de police; avec cartes et tableaux. Par *A. J. B. Parent-Duchatelet.* Précédé d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par *Fr. Leuret.* Zwei Bände. Paris 1836.

Bücher dieser Art gehören aus zweifachem Grunde zu den seltensten und folglich merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur der Sittengeschichte: einmal, weil der Gegenstand an sich die eigenthümlichsten Schwierigkeiten darbietet, weil er von jeher vom Fluche der öffentlichen Meinung belastet war und mithin schon durch die Art der Auffassung und Behandlung gerechtfertigt sein will; zweitens, weil es überhaupt nur wenig Leute gibt, welche theils in der Stellung sind, dergleichen Arbeiten unternehmen und ausführen zu können, theils, wenn sie es wirklich sind, die Umsicht, die Beobachtungsgabe, den Muth, vor Allem aber den Takt besitzen, ohne welchen man bei solchen Dingen in der Regel entweder auf die trivialsten Gemeinheiten oder auf eine hohle, unfruchtbare Moral verfällt. Bekanntlich ist die französische Literatur schon reich genug an gemeinen und abgeschmackten Producten, welche das bis zur tiefsten Stufe menschlicher Erniedrigung und sittlichen Elends herabgesunkene Laster bald gradezu in seiner scheußlichen Nacktheit zeigen, bald in dem verführerischen Gewande eines sogenannten geistreichen Witzes zur Schau stellen. Wer in dem vorliegendem Werke etwa auf eine oder die andere Art eine neue Bereicherung dieser saubern Literatur, eine Befriedigung seines Geschmackes an sinnenkitzelnden Anekdötchen oder galanten Histörchen zu erhalten hofft, der kann getrost davonbleiben; dergleichen Dinge sind darin nicht zu finden, und wenn sie es wären, so würden wir hier des Buches gar nicht einmal gedacht haben. Wir sprechen aber nicht allein davon, sondern wir glauben es sogar dringend und mit gutem Gewissen empfehlen zu können; nicht abgelebten Wüstlingen und unreifen Buben, sondern Staatsmännern und Administratoren, welche einen der wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Sittenpolicei mit der seltensten theoretischen und praktischen Vielseitigkeit behandelt haben wollen; Ärzten und Gesundsheitpflegern, welche sich mit den Resultaten eines Schatzes von physiologischen und pathologischen Beobachtungen in einer ganz eigenthümlichen Sphäre bekannt zu machen wünschen; Moralisten und Sittenpredigern, welche über die engen Kreise ihrer Theorien hinaus einmal den Blick auf gegebene menschliche Zustände des weitern Lebens zu richten im Stande sind; überhaupt allen Freunden und Beobachtern der gesunkenen und leidenden Menschheit, welche, anstatt nach eiteln Illusionen, nach Wahrheit und Klarheit trachten.

Daß Parent-Duchatelet selbst nur ein solches Publicum vor Augen hatte, geht aus dem Charakter und der Haltung seines ganzen Werkes deutlich genug hervor, und vielleicht dürfte es nur wenig Leute geben, welche den Ansprüchen und Erwartungen eines solchen Publicums so genügen würden wie er. Parent-Duchatelet, praktischer Arzt und Mitglied des Conseils für öffentliche Gesundheitspflege der Stadt Paris, gehörte zu den seltenen Männern, welche allen Vorurtheilen zum Trotze die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben und mit Ernst und Aufopferung bemüht gewesen sind, Grund und Wesen der gemeinsten Dinge zu durchdringen, um dann dem physischen und moralischen Nothstande ihrer Mitmenschen nach Kräften und mit desto sicherem Erfolg abzuhelfen. Der Verf. hatte durch seine Stellung in Paris ein weites Feld vor sich, auf dem er in einem kurzen Leben (er starb den 7. März 1836 im 45. Lebensjahre) unendlich viel geleistet hat. Abgesehen von seiner praktischen Wirksamkeit, beweist schon die beträchtliche Anzahl seiner Schriften den Charakter und den Umfang seiner ungemeinen Thätigkeit. Sie betreffen meistens Gegenstände der öffentlichen Gesundheitspflege, ganz specielle Dinge, deren Wichtigkeit selten eingesehen wird, weil man sie selten beachtet, noch seltener einer ernsten Prüfung würdigt: Cloaken, Latrinen, Schindanger, Verwesung animalischer Substanzen, Verbesserung der Begräbnißplätze, den Gesundheitszustand der Arbeiter in Fabriken und bei Wasserbauten, die Einrichtung von Hospitälern und Sectionshäusern u. s. w.*) Das vorliegende Werk war die letzte, umfas-

*) Die vorzüglichsten Schriften des Verf. in dieser Art sind vor Kurzem in einer Sammlung unter folgendem Titel erschienen: „Hygiène publique ou mémoires sur les ques-

fendße und ohne Zweifel interessanteste Arbeit des Verf. und ist erst nach seinem Tode von seinen Freunden herausgegeben worden. Es ist die Frucht langjähriger, von den besten Mitteln unterstützter Studien und Beobachtungen und trägt durchgängig das Gepräge eines ernsten, ruhigen Sinnes, wissenschaftlicher Genauigkeit und authentischer Wahrhaftigkeit an sich. Moralische Declamationen und pikante Bemerkungen, wozu die Gelegenheit nur zu häufig sich dargeboten hätte, sind so gut wie ganz ausgeschlossen; und dennoch ist das Buch nichts weniger als trocken und leblos. Parent-Duchatelet war ein feiner Beobachter, hatte einen durchdringenden Blick, kannte die kleinlichen und unreinen Leidenschaften der unglückseligen Menschenclasse, mit welcher er es hier zu thun hat, bis in die kleinsten Details und besaß das Talent einer gemessenen und leichten Darstellung, wie sie zu solchen Gegenständen paßt. Die wesentlichsten Bedingungen, einen so schwierigen Gegenstand interessant zu machen, sind schon hiermit erfüllt.

Von welchen Gesichtspunkten der Verf. bei der Ausführung vorzugsweise ausgegangen ist, sagt der Titel; jedoch sind die drei dort angegebenen Beziehungen nicht etwa als Princip der Eintheilung des ganzen Werkes zu Grunde gelegt worden. Im Gegentheil werden die aus der Natur der Sache hervorgehenden Fragen in ungezwungener Reihenfolge, in verschiedenen Capiteln eben unter den im Titel namhaft gemachten Beziehungen abgehandelt. Einleitend spricht der Verf. über die Veranlassung, den Zweck und die Mittel seiner Arbeit. Eine seiner vorzüglichsten Quellen waren die Archive der Abtheilung der Policeipräfectur, welche unter dem Namen des Bureau des moeurs bekannt ist. Hier werden nämlich, seitdem die öffentlichen Dirnen überhaupt in den Bereich der Sittenpolicei gezogen worden sind, nicht nur die Register, worin sie eingezeichnet werden, sondern auch die amtlichen Notizen über sämmtliche Weiber aufbewahrt, welche aus der Direction öffentlicher Häuser ein Gewerbe gemacht haben oder auch noch machen. In diesem Bureau, meint der Verf., habe er eigentlich sein Buch geschrieben; und so haben wir schon hiermit wol die sicherste Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Angaben, so weit sie von statistischem Interesse sind, wie namentlich sogleich in dem ersten Capitel, wo nach der Feststellung des Begriffs der prostitution und einer prostituée von der Zahl der Freudenmädchen in Paris, ihrem Vaterlande nach Provinzen und Departements, der gesellschaftlichen Stellung ihrer Familien, ihrem Stand und Alter, ihrer Bildung und den Ursachen der Prostitution im Allgemeinen gesprochen wird.

Gleich auf den ersten Seiten ist uns die Leichtigkeit aufgefallen, mit welcher sich die französische Sprache in den undelicaten Verhältnissen, die hier nothwendig berührt werden mußten, zu bewegen weiß, ohne die ihr eigenthümliche Eleganz je zu verleugnen. Fast sämmtliche Ausdrücke, die gewissermaßen die besondere Terminologie der Prostitution bilden, haben an sich nichts Anstößiges. Wer wird z. B. durch die Bezeichnungen: fille libre, fille soumise, fille de maison, dame de maison, femmes à parties, femmes de spectacles et de théâtres u. s. w., gleich auf die unreinen und ekelhaften Gedanken geführt, welche von der Sache selbst unzertrennlich sind. Vor allen die deutsche Sprache bietet in dieser Beziehung einen, wie uns scheint, selbst für Sitte und Art beider Völker höchst charakteristischen Unterschied dar. Man versuche es nur, z. B. die angeführten Benennungen ins Deutsche zu übertragen; will man sie nicht umschreiben, so läuft man immer Gefahr, entweder gemein zu werden oder unverständlich zu bleiben. Gilt dies doch schon von dem Worte: prostitution, selbst, welches, so viel wir wissen, wenigstens noch kein allgemein anerkanntes Bürgerrecht in unserer Sprache erhalten hat. Soll es gradezu durch: Hurenwesen, wiedergegeben werden, so ist zwar die Sache beim rechten Namen genannt, aber das Wort bleibt gemein und ekelhaft und wird überdies zur Zeit noch immer wie ein auf ewige Zeiten Verbannter behandelt, dessen verstohlene Gegenwart in guter Gesellschaft, die bisweilen denn doch nicht vermieden werden kann, belästigend ist. Ein anderes Wort, welches man vielleicht gelten ließe: Lustdirnenthum, hat in dieser Beziehung wenig oder nichts voraus und erscheint uns ungeachtet hinlänglicher Analogien doch gezwungen und unbeholfen. Der Kürze wegen muß man schon einmal das französische Wort grade in der besondern Bedeutung, in welcher es hier genommen sein will, gelten lassen.

Wer etwa einem gewöhnlichen, aber leicht erklärlichen Irrthume zufolge noch glauben sollte, daß sich die Zahl der Freudenmädchen, versteht sich derer, welche als solche förmlich eingeschrieben sind und den ordo meretricius im eigentlichsten Sinne bilden, sich in Paris nur nach Legionen berechnen lasse, der wird sich wundern, daß eine auf urkundlichen Zeugnissen beruhende Rechnung ausgewiesen hat, daß in einem Zeitraume von 20 Jahren, von 1812—32, die höchste Nummer der jährlich eingetragenen Dirnen nur etwas mehr als 3550 betragen hat, während es Jahre gab, wo dieselbe Nummer bis unter 1300 herabgesunken ist. Parent-Duchatelet hat darüber eine statistische Tabelle entworfen, bei welcher es überdies noch gleich in die Augen fällt, daß die Vermehrung der Freudenmädchen von 2800 bis auf 3500 erst in die zwei nächsten Jahre nach der Julirevolution fällt, deren nachtheiligen Einfluß in dieser Beziehung der Verf. überhaupt häufig bemerklich gemacht hat. Nach dieser Berechnung weist er mit gleicher Genauigkeit nach, aus welchen Gegenden Frankreichs Paris in einer Überschlagsperiode von 15 Jahren mit Freudenmädchen versehen wurde. Man braucht nur einen Blick auf die zur Erläuterung beigegebene und nach dem Muster von Dupin's Karten über die Vertheilung der Verbrechen entworfene Karte zu thun, um einzusehen, daß in dieser Beziehung der Norden vor dem Süden von

tions les plus importantes de l'hygiène appliquée aux professions et aux travaux d'utilité publique." 2 Bände. Paris.

Act to Amend Chapter Thirty-three of the Revised Statutes, entitled "Of Crimes and Punishments."

Section 1. Be it enacted by the People of the State of Illinois, represented in the General Assembly, That section one of chapter thirty-three of the Revised Statutes, entitled "Of Crimes and Punishments," be amended so as to read as follows:

Section 1. Whoever shall be convicted of treason against this State, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 2. Whoever shall be convicted of murder, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than fourteen years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 3. Whoever shall be convicted of voluntary manslaughter, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 4. Whoever shall be convicted of involuntary manslaughter, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 5. Whoever shall be convicted of mayhem, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 6. Whoever shall be convicted of kidnapping, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 7. Whoever shall be convicted of robbery, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 8. Whoever shall be convicted of burglary, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 9. Whoever shall be convicted of arson, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 10. Whoever shall be convicted of rape, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 11. Whoever shall be convicted of sodomy, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 12. Whoever shall be convicted of bestiality, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 13. Whoever shall be convicted of forgery, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 14. Whoever shall be convicted of counterfeiting, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 15. Whoever shall be convicted of perjury, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 16. Whoever shall be convicted of bribery, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 17. Whoever shall be convicted of embezzlement, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 18. Whoever shall be convicted of larceny, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 19. Whoever shall be convicted of receiving stolen goods, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 20. Whoever shall be convicted of obtaining property by false pretenses, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 21. Whoever shall be convicted of conspiracy, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 22. Whoever shall be convicted of attempt to commit any crime, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 23. Whoever shall be convicted of aiding and abetting in the commission of any crime, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 24. Whoever shall be convicted of being an accessory before the fact to any crime, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 25. Whoever shall be convicted of being an accessory after the fact to any crime, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 26. Whoever shall be convicted of any crime not herein specified, shall be punished by confinement in the penitentiary for a term not less than one year nor more than ten years, and may be fined not exceeding ten thousand dollars.

Section 27. This act shall take effect and be in force from and after its passage.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 315. — 10. November 1836.

De la prostitution dans la ville de Paris considerée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration. Par *A. J. B. Parent-Duchatelet.* Zwei Bände.

(Fortſetzung aus Nr. 314.)

Ganz eigenthümliches Intereſſe bietet das zweite Capitel: „Über Sitten und Gebräuchen der pariſer Freudenmädchen", dar. Der Verf. geht dabei von dem Geſichtspunkte aus, daß ohne die möglichſt genaue Kenntniß derſelben eine Verbeſſerung und namentlich Verminderung dieſer unglückſeligen Menſchenclaſſe gar nicht ſtatthaben kann. Er iſt hier faſt mehr Pſycholog als Anekdotenſammler und wird vielleicht weniger dem Neugierigen als dem ernſten Beobachter Gnüge thun. Er hat gewiſſermaßen das ganze äußere und innere Leben der öffentlichen Dirnen von den erſten Momenten der Selbſttäuſchung bis zu den Augenblicken des ſchmerzlichſten Bewußtwerdens in allen ſeinen Phaſen durchforſcht. Er ſagt uns, welche Meinung ſie von ſich ſelbſt haben, und welche ſie Andern über ihren Zuſtand und ihre Perſönlichkeit einzuflößen bemüht ſind; wir erfahren, daß da, wo man vielleicht jedes religiöſe und ſittliche Gefühl für gänzlich abgeſtorben halten ſollte, neben der größten Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit noch Aberglaube und ſelbſt Fanatismus, neben der empörendſten Erniedrigung in ſittlicher Beziehung doch noch das Bewußtſein der Scham Wurzel faſſen kann, zumal wenn, wie es in den letzten Jahren mit gutem Erfolge der Fall geweſen iſt, von Seiten der Adminiſtration darauf hingewirkt wird, ſie moraliſch zu heben. Will man in dieſer Beziehung noch ferner mit Glück fortarbeiten, ſo muß man ihre Fehler und Laſter kennen, deren Erwägung der Verf. einige beſondere Abſchnitte gewidmet hat. Hang zum Trunke, vorzüglich ſtarker gebrannter Waſſer, Lügenhaftigkeit und Jähzorn ſind die vorherrſchendſten und gefährlichſten Laſter der pariſer Luſtdirnen, denen auf der andern Seite eine ausnehmende gegenſeitige Theilnahme, ein gewiſſer esprit de corps von dem Verf. als lobenswerthe Eigenſchaft ziemlich hoch angerechnet wird. Sowol hierüber, als auch über einzelne eigenthümliche Sitten der öffentlichen Mädchen, z. B. das Tatowiren bei der gemeinſten Claſſe, ihre Beſchäftigungen, die Veränderung ihrer Namen, über ihre amans et souteneurs, meiſtens eine äußerſt gefährliche Menſchenclaſſe, welche der Adminiſtration viel zu ſchaffen macht, und über gewiſſe unnatürliche Laſter, welche unter den Freudenmädchen herrſchend ſind, werden bei dieſer Gelegenheit die merkwürdigſten Dinge zuſammengeſtellt. Die Frage, ob ſich unter den öffentlichen Dirnen ſowie unter den Spitzbubenbanden in Paris eine eigenthümliche Sprache, ein Rothwälſch, erhalten habe und fortpflanze, wird verneint. Auch geht Parent-Duchatelet hier noch auf die nähere Beſtimmung der verſchiedenen Claſſen von öffentlichen Dirnen ein und gibt eine Eintheilung, welche in das Weſen und den Charakter einer ſo zuſammengedrängten Bevölkerung, wie ſie Paris darbietet, einen tiefern, aber leider nichts weniger als erfreulichen Blick thun läßt.

Die nächſten Abſchnitte ſind ganz phyſiologiſcher und pathologiſcher Natur und geſtatten hier keine Auszüge im Einzelnen. Sie ſind vor Allem der beſondern Aufmerkſamkeit der praktiſchen Ärzte zu empfehlen, welche in dem Falle ſein ſollten, aus einer Menge ſcharfer und ſeltener Beobachtungen auf dieſem eigenthümlichen Felde weſentlichen Nutzen zu ziehen. Hierauf geht der Verf. ſogleich auf den adminiſtrativen Theil ſeines Werkes, in vieler Hinſicht den wichtigſten, über und ſpricht namentlich zuerſt von der Einrichtung und Beaufſichtigung der öffentlichen Häuſer, die er auf der einen Seite zwar als ein nothwendiges Übel, auf der andern aber auch als das weſentlichſte Mittel betrachtet, die Proſtitution zu regeln, nach und nach auf immer engere Grenzen zurückzuweiſen und die mit ihr verbundenen Gefahren für die Geſellſchaft zu vermindern. Aus dieſen Abſchnitten lernt man eigentlich erſt recht, mit welchen Schwierigkeiken in dieſen Dingen die Adminiſtration zu kämpfen hat, mit welcher Umſicht ſie bei dieſem delicaten Gegenſtande zu Werke gehen muß, und welche unendliche Verdienſte ſie ſich vorzüglich in neuerer Zeit erworben hat. Wer dieſe Abſchnitte leſen ſollte, wird namentlich zu der feſten Überzeugung gelangen, daß dabei mit einem durchdringenden adminiſtrativen Verſtande tauſendmal mehr bewirkt wird als mit gutmüthiger Sentimentalität und ſyſtematiſirender Moral.

Nach einigen geſchichtlichen Bemerkungen von hohem Intereſſe führt uns der Verf. förmlich in die verſchiedenen der Proſtitution gewidmeten Häuſer ein; er zeigt

uns, wie die Administration die kleinsten Details in denselben ihrer besondern Aufmerksamkeit gewidmet hat, wie die Paläste in der Chaussée d'Antin, deren innere Einrichtung auf hunderttausend Francs geschätzt wird, mit den niedrigsten Kneipen an den Barrièren Mont-Parnasse und der Courtille auf einer Linie stehen; er hebt namentlich die Verdienste einiger ausgezeichneten Policipräfecten, wie Pasquier, jetzigen Präsidenten der Pairskammer, Anglès, Debelleyme, Delaveau u. s. w., heraus und gibt über Das, was etwa noch zu thun wäre, einige treffliche Winke. Schon der einzige Punkt über die Vertheilung der öffentlichen Häuser in den verschiedenen Quartieren von Paris hat unglaubliche Schwierigkeiten, wenn es sich um praktische Ausführung handelt. Denn an Projecten dazu hat es seit dem Vorschlage des bis zum Wahnsinne geistreichen Retif de la Bretonne, welcher in seinem höchst merkwürdigen „Pornographe" (1770) darauf drang, daß alle Freudenmädchen in sämmtlichen Städten Frankreichs je in ein einziges großes, auf Staatskosten erbautes und zu diesem Zwecke besonders eingerichtetes Gebäude vereinigt werden sollten, nicht gefehlt; aber die meisten waren entweder moralisch verwerflich, oder physisch und örtlicher Umstände wegen unausführbar. Folglich sieht man sich für jetzt immer noch genöthigt, die Sachen zu nehmen, wie sie eben sind, und an ihrer allmäligen Verbesserung fortzuarbeiten, wie es die Umstände erlauben. Besondere Schwierigkeiten und Sorgen machen der Administration die öffentlichen Häuser, welche unter den Namen: maisons de passe und maisons à parties eine eigenthümliche Classe bilden; denn sie liegen zum größten Theile außer dem Bereiche der Sittenpolicei und können, wenn man überhaupt nur erst ihre Existenz weiß, gewissermaßen blos von fern und mit großer Zurückhaltung beaufsichtigt werden. Leider hat aber grade hier das Laster in seiner scheußlichsten Gestalt nur zu oft seinen Sitz aufgeschlagen. In dem Abschnitte über die Vertheilung der geduldeten Häuser in den verschiedenen Quartieren von Paris hebt der Verf. als eine merkwürdige Thatsache heraus, daß die Isle St.-Louis, welche von den beiden Armen der Seine gebildet wird, von jeher nicht nur von dergleichen Häusern, sondern auch von jeder andern Art der Prostitution frei geblieben ist. Es ist dies um so auffallender, da die Isle St.-Louis zu den volkreichsten Quartieren gehört und von Quartieren umgeben ist, wo die Prostitution grade am ärgsten herrscht.

Unter den Mitteln, ihr Einhalt zu thun oder sie wenigstens zu regeln, hat man öfter den Vorschlag gemacht, den aus dem Alterthume stammenden und in Frankreich selbst noch im vorigen Jahrhunderte herrschenden Gebrauch, dem zufolge die öffentlichen Dirnen zu einem besondern Costum verpflichtet waren, wieder aufzufrischen. Der Verf. erklärt sich dagegen, da nach seiner Meinung dadurch das öffentliche Skandal nur vermehrt und für die Administration nichts gewonnen werden würde. Eine der wirksamsten und unentbehrlichsten administrativen Maßregeln bleibt dagegen immer die officielle Einzeichnung der Freudenmädchen in den auf der Policeipräfectur zu diesem Zwecke eröffneten Registern. Ihr Ursprung läßt sich nicht weiter hinaufsetzen als in die letzten 30 Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sie wurde aber anfangs nur nachlässig betrieben und hatte folglich wenig Nutzen; sie wurde sogar Jahre lang wieder ganz unterlassen, bis man durch das öffentliche Geschrei über den Unfug der Prostitution wieder darauf zurückgeführt wurde. Regelmäßig geschieht sie erst seit 1804, und die jetzt befolgte, äußerst zweckmäßige Methode ist 1816 angenommen und 1828 wesentlich verbessert worden. Ihre Vortheile sind durch die schlagendsten Thatsachen erwiesen, welche der Verf. hier namhaft macht. Sie ist das einzige sichere Mittel, eine heilsame Controle auszuüben, und setzt die Administration in den Stand, gewissermaßen auch eine moralische Schutzherrschaft über diesen unglücklichen Theil der Bevölkerung zu behaupten. Der Mechanismus dieser Einrichtung, worüber der Verf. ziemlich weitläufig ist, dürfte andern Behörden, denen dieser Theil der Sittenpolicei anvertraut ist, leicht zum Muster aufgestellt werden. Eine nothwendige Folge der amtlichen Einzeichnung ist natürlich auch das amtliche Ausstreichen (radiation) der Freudenmädchen, welche der Prostitution entsagen wollen. Es wird darauf mit der größten Strenge gehalten, und die Resultate sind in den letzten Jahren ziemlich erfreulich gewesen, obgleich die darüber bestehenden Vorschriften häufig umgangen werden. 1832 wurden z. B. 449 Freudenmädchen ausgestrichen, weil sie es selbst verlangt hatten, und 718, weil sie der Prostitution entsagt hatten oder verschwunden waren, ohne daß man ihrem weitern Schicksale auf die Spur kommen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, von Chateaubriand. Erster Band. Stuttgart, Metzler. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der berühmte Verf. des Werkes, dessen erster Band in der Übersetzung vor uns liegt, hat bekanntlich Milton's „Verlornes Paradies" übersetzt. Was er hier gibt, sind Vorstudien zu jener Übersetzung; er macht in der Vorrede darauf aufmerksam, daß er sich in diesem „Versuche" nicht so eng an seinen Gegenstand angeschlossen habe wie in der Übertragung Milton's, die er beinahe wörtlich gab. Vielmehr beschäftigt er sich hier mit Allem, mit der Gegenwart, mit der Vergangenheit und Zukunft; er bietet gemischte Blätter, welche jeden Ton anschlagen, weil sie von Allem sprechen; sie gehen von der literarischen Kritik, die bald einen höhern, bald einen tiefern Flug nimmt, zu historischen Betrachtungen, zu Erzählungen, Charakterschilderungen, allgemeinen und persönlichen Erinnerungen über.

Chateaubriand geht seinen eignen Weg, den wir kurz anzudeuten versuchen wollen. Das Latein, als die Quelle der Sprachen des lateinischen Europas, wird in gedrängter Kürze durch alle Zeitalter hindurch verfolgt und seine Veränderungen angegeben. Die Verwandlung des Lateinischen in das Romanische mit seinen mannichfaltigen Nuancen verlegt der Verf. in

[illegible] [illegible] [illegible] [

tischer Dichter des 13. Jahrhunderts, erklärte, er schreibe seine Werke französisch und nicht englisch, um besser verstanden zu werden von Groß und Klein; ein Beweis, daß um diese Zeit das fremde Idiom schon beinahe die Landessprache erstickt hatte. Erst 1483 verfaßte das Parlament die Bills in englischer Sprache, und sein Beispiel wurde von den folgenden Versammlungen nachgeahmt. Chaucer ist der Erste, der die Harfe der Barden wieder stimmte, indem er auf seinem Schlosse Dunnington seine „Canterbury tales" in der Gestalt des „Decamerone" schrieb. Der Schotte Barbour zeichnete sich zu derselben Zeit durch die Würde und das Feuer seiner Freiheitsgesänge aus.

Der Verf. kommt nun auf das Erwachen des Gefühls der politischen Freiheit und untersucht, woher dessen Verschiedenheit bei den englischen und französischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts rührte. Diese Untersuchung ist ganz historisch-politischer Natur und höchst interessant. Jakob I. scheint dem Verf., als Dichter, einen Barbour, Occleve und Lydgate zu übertreffen. Unter Heinrich VII., dem ersten Tudor, gab es viele Dichter ohne Genie. Die beiden Balladen: „Sir Cauline" und „Childe Waters", erscheinen ihm beiweitem als die besten; er gibt den Inhalt derselben an.

Hiermit schließt der Verf. den ersten Theil seines Werks, indem er folgendes Urtheil fällt: „Die englische Literatur, in ihren ersten vier Perioden so zu sagen mündlich, lebt mehr im Worte als in der Schrift; die Poesie ist einfach, aber uncorrect; die Geschichte merkwürdig, aber in den Kreis des Individuellen eingeengt."

Der Verf. erachtet für nöthig, die vierte und letzte Periode mit einigen Erörterungen über die Reformation zu eröffnen. Es ist natürlich, daß er bei seinen Untersuchungen vor Allem auf Luther kommt. Aber der Katholik hat sich, wie aufgeklärt er auch denke, nicht hinreichend emancipirt, um Luther's großartige Erscheinung würdig aufzufassen, obwol er ihm ungleich größere Gerechtigkeit widerfahren läßt als Voltaire. Theilweise kommt die Schuld hiervon auf des Verf. Unkenntniß der deutschen Sprache, die ihn nöthigte, Luther nach französischen Quellen und insbesondern nach Michelet's ungenügendem Werke darzustellen. Daher, aufs mildeste ausgedrückt, unreife Äußerungen wie folgende: „Die Reformation hatte ganz einfach ihren Entstehungsgrund in dem zornigen Stolze eines Mönches und in der Habsucht der Fürsten; die seit einem Jahrhundert vor der Reformation in Gesetzen und Sitten vorgegangenen Veränderungen führten die Nothwendigkeit von Änderungen auch im Cultus herbei; Luther kam zu rechter Zeit — das ist das Ganze." Ferner: „Der Protestantismus kann mit gutem Rechte seine Vorzüge und Tugenden in Anspruch nehmen; nicht ebenso glücklich ist er mit seinen Gründern: Luther, der abgefallene Mönch, der die Niedermetzlung der Bauern billigt; Calvin, der scharfe Lehrer, der Servet verbrannte; Heinrich VIII., der Berichtiger des Missals, der 72,000 Menschen hinrichten ließ — das sind seine drei Gesalbten."

Ebenso irrig ist die Reformation in ihren Folgen aufgefaßt. Es würde jedoch zu weit führen, die vielfachen Irrthümer des Verf. nur anführen, geschweige berichtigen zu wollen. Den Anfang der protestantischen Literatur in England versetzt der Verf. in die Zeit Heinrich VIII., der selbst als Schriftsteller auftrat. Von dem Grafen Surrey sagt er, derselbe habe in seinen Sonetten an Geraldine die englische Poesie von den mittelalterlichen Formen losgerissen. Von der Epoche Spenser's datirt er die moderne englische Poesie; dessen allegorisches Werk, die „Feenkönigin", wird analysirt. Von diesem kommt er auf Shakspeare, von welchem der Verf. anerkennt, daß er ihn in seinen frühern Werken falsch beurtheilt habe. Er citirt Voltaire's, dann der Engländer Ansicht über diesen großen Geist und weist nach, wie dessen Fehler seinem Jahrhundert angehören; um dies zu beweisen, beschreibt er den materiellen Zustand des Theaters in England und schildert hierauf den wahren Charakter Shakspeare's. Mit einem gerechten Seitenblicke auf die heutige Entartung der dramatischen Poesie sagt er ebenso schön als wahr: „Das schändlichste Drama kann tausendmal mehr Thränen hervorlocken als die erhabenste Tragödie. Die wahren Thränen sind diejenigen, welche eine schöne Poesie fließen macht; die Thränen, welche bei den Tönen der Leier des Orpheus aus dem Auge stürzen; es muß ihnen ebenso viel Bewunderung als Schmerz beigemischt sein: die Alten gaben selbst den Furien ein schönes Angesicht, weil in der Reue etwas Sittlich-Schönes liegt."

Anführungen der schönsten Stellen aus Shakspeare füllen mehre Blätter. Aber für classisch erkennt er seine Dichtungen nicht; hierin gibt er den Griechen und Voltaire den Vorzug (!!). Indem er noch einmal auf das Zeitalter Shakspeare's zurückkommt, weist er nach, wie dieser Dichter mit der einen Hand die gebleichten Häupter berühren konnte, welche das Schwert des vorletzten Tudor bedrohte, mit der andern das braunlockige Haupt des zweiten Stuart's, das van Dyk malte, und das das Beil des Parlaments fällen sollte; auf diese tragischen Gestalten sich lehnend, sank der große Tragiker in die Gruft.

Chateaubriand wirft dann noch einen Blick auf die Dichter und Schriftsteller, welche Zeitgenossen von Shakspeare waren; er schildert in kurzen Umrissen dessen Leben und schließt mit den Worten: „Shakspeare gehört zu der Zahl der fünf oder sechs Schriftsteller, welche für das Bedürfniß und die Nahrung des Gedankens genügen. Diese Mutter-Genien schienen alle andern geboren und getränkt zu haben. Homer hat das Alterthum befruchtet; Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Horaz, Virgil sind seine Söhne. Dante hat den Samen im jüngern Italien ausgestreut von Petrarca bis auf Tasso. Rabelais hat die französische Literatur geschaffen; Montaigne, Lafontaine, Molière stammen von ihm ab. England ist ganz nur Shakspeare, und bis auf die allerneuesten Zeiten hat er seine Sprache Byron, seinen Dialog Walter Scott geliehen."

Zuletzt wird dann noch die Literatur unter den zwei ersten Stuarts und unter der Republik geschildert.

Großbritannien verdankt dem Geschlechte der Stuarts zwei für eine Nation unschätzbare Dinge: die Stärke und die Freiheit. Die englische Freiheit begründeten die Stuarts grade dadurch, daß sie sie bekämpften. Karl I. bezahlte sie mit seinem Kopfe, Jakob II. mit seinem Stamme. Jakob I. hinterließ seinem Sohne ein politisch-moralisches Werk, das unter dem Titel: „Das königliche Geschenk", bekannt ist. Der Verf. theilt Auszüge aus diesem nur wenig bekannten Werke mit und lobt es mit Recht. Von Cowley, den der Verf. in der Reihe der Dichter unmittelbar hinter Shakspeare rangirt, sagt er, derselbe habe die Franzosen angegriffen, wie denn überhaupt von Surrey bis Lord Byron kein englischer Schriftsteller war, der nicht den französischen Namen, Charakter oder Geist schmähte.

Der Verf. beschließt diesen ersten Band mit einem Blicke auf die politischen Schriftsteller unter Karl I. und Cromwell. Seiner Ansicht nach bleiben die englischen politischen Flugschriften unendlich weit hinter den neuern französischen zurück. Kein Publicist der Revolution von 1649, mit Ausnahme Milton's, nähert sich einem Sieyes, Mirabeau, Benjamin Constant und noch weniger einem Armand Carrel; den Letztgenannten nennt Chateaubriand einen gedrängten, festen, gewandten und logischen Schriftsteller, der in seinem Style etwas von der positiven Beredsamkeit der Thatsachen hatte; er schnitt und grub tief ein; was er schrieb, war Geschichte in Stein gehauen. 55.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 316. — 11. November 1836.

De la prostitution dans la ville de Paris considerée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration. Par *A. J. B. Parent-Duchatelet*. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 315.)

Ganz analog mit dieſem Einſchreiben und Ausſtreichen iſt die Ablieferung und Einziehung der Erlaubnißſcheine (livret) an die dames de maisons, über deren beſondere Benennungen, Verhältniſſe, Verpflichtungen, gute und ſchlechte Eigenſchaften und Wichtigkeit für die Adminiſtration ein beſonderer Abſchnitt folgt. Der zweideutige, nichtswürdige Charakter, wodurch ſich dieſe Weiber in der Regel auszeichnen, iſt eine wahre Pein für die Adminiſtration; und gleichwol muß ſie ſich ihrer doch als eines vorzüglichen Mittels bedienen, in dieſes ganze Unweſen einige Ordnung zu bringen. Merkwürdig iſt es, daß man den unverſöhnlichen Haß, welcher zwiſchen dieſen dames des maisons und den bei ihnen untergebrachten Dirnen herrſcht, von Seiten der Adminiſtration klug genug zu gegenſeitiger Beaufſichtigung beider zu benutzen weiß. Intereſſant ſind vorzüglich auch die Bemerkungen, welche der Verf. über die ökonomiſche Seite dieſes ehrloſen Gewerbes macht. Die Meiſten, die ſich ihm gewidmet haben, vegetiren, Viele gehen zu Grunde, und Einige machen wahrhaft glänzende Geſchäfte. Man wird ſich wundern, daß die tägliche Einnahme einiger dieſer öffentlichen Häuſer auf 500 — 600 Francs angeſchlagen werden kann.

So lange es jedoch die Adminiſtration nur mit dieſen Häuſern, mit der öffentlichen Proſtitution überhaupt zu thun hat, gibt wenigſtens die Möglichkeit einer beſtimmten Controle gewiſſe Garantien für die dabei in Betracht kommenden Maßregeln der Sitten- und Geſundheitspolicei. Dieſe Garantien fallen aber von ſelbſt weg, ſobald von der geheimen Proſtitution die Rede iſt, welche die Adminiſtration nicht in ihrer Gewalt hat, und die eigentlich der Fluch ſolcher Städte wie Paris iſt. Was der Verf. darüber im achten Capitel ſagt, gibt einen um ſo traurigern Begriff von der im Finſtern ſchleichenden Sittenverderbniß, da es zugleich zu der Überzeugung führt, daß der Hauptgrund, warum ihr nicht geſteuert werden kann, vorzüglich in dem Weſen der beſtehenden Geſetze, namentlich über die Unverletzlichkeit von Haus und Hof, zu ſuchen iſt. Vermehrung von geduldeten öffentlichen Häuſern, ſo paradox ſie auch an ſich erſcheinen mag, hält Parent-Duchatelet für das beſte Gegengift gegen die geheimen Proſtitution. Nicht viel beſſer iſt es mit der Proſtitution, welche in gewiſſen hôtels garnis und in den kleinen Wein-, Branntwein- und Kaffeehäuſern ſich eingeniſtet hat. Dergleichen verdächtige Orte ſtehen zwar alle unter policeilicher Aufſicht; allein ſie gehören nicht in die Kategorie der öffentlichen Häuſer und finden daher hundert Mittel und Wege, die Proſtitution, welcher ſie vorzüglich an den Barrièren für das gemeinſte Volk Thür und Thor öffnen, zu bemänteln und der Wachſamkeit der Adminiſtration zu entziehen. Eine beſondere Claſſe von Freudenmädchen, bezeichnend genug filles à soldats genannt, welche hier vorzugsweiſe ihr Unweſen treibt, führt den Verf. im dreizehnten Capitel noch zu einigen ſehr lehrreichen Betrachtungen über die Proſtitution im Verhältniſſe zur Garniſon. Leider hat es noch nicht ganz gelingen wollen, den Nachtheilen, welche daraus nicht nur für die Geſundheit, ſondern auch für den Geiſt der Truppen entſpringen, auf eine gründliche Weiſe abzuhelfen. Jedoch arbeitet die Militair- und Civiladminiſtration fortwährend mit großem Eifer an einer Verbeſſerung dieſer heilloſen Zuſtände, und wenigſtens iſt man ſchon ſo weit gekommen, daß Paris in dieſer Hinſicht ſich nicht vor andern Garniſonſtädten auszeichnet, von denen einige ſogar ein beiweitem ungünſtigeres Verhältniß darbieten.

Der erſte Band enthält auch noch in dem Capitel über die Vertheilung der Freudenmädchen in den verſchiedenen Quartieren von Paris, welche durch einen ſinnreich eingerichteten Stadtplan deutlich gemacht wird, ein nicht unintereſſantes Document zur Localſtatiſtik der Sittlichkeit.

Den Hauptinhalt des zweiten Bandes bilden gleichfalls noch einige Abſchnitte über Adminiſtration und vorzüglich Geſundheitspolicei in Bezug auf die öffentlichen Dirnen. Man findet hier z. B. die ausführlichſten Nachrichten über alle Anſtalten zur Verhinderung und Unterdrückung ſyphilitiſcher Krankheiten, über die zu ihrer Heilung beſtimmten Hospitäler, die periodiſchen ärztlichen Unterſuchungen, welchen alle eingeſchriebenen Dirnen unterworfen ſind, über die für ſie beſonders beſtimmten Gefängniſſe,

Art und Dauer der Strafen, das gerichtliche Verfahren gegen dieselben, ihre rechtliche Stellung im Staate und einige administrative Dinge von allgemeinerm Interesse. Das Meiste hiervon eignet sich nicht zu weiterer Mittheilung; es muß von Denen, welche sich ihrer Stellung zufolge speciell dafür interessiren mögen, im Zusammenhange gelesen werden. Indessen sind auch einige Abschnitte dabei, die Jedermann interessiren dürften. So z. B. gleich der erste, über das endliche Schicksal der Freudenmädchen in Paris. Der Verf. hat bei dieser Gelegenheit über manche Dinge den Schleier gelüftet, deren Anblick in ihrer wahren Gestalt ein grauenhaftes Gefühl von Entsetzen und Mitleiden zurückläßt. Es handelt sich hier nicht um Zerrbilder, wie sie die verschrobene Phantasie der neuern Romantik dem nach unreiner Speise gierigen Haufen zur Nahrung vorwirft, sondern um reine Wahrheiten in ihrer Nacktheit oder dem Gewande des Mitleidens, das ihnen ein Menschenfreund geliehen hat. Es ist eine merkwürdige Bizarrerie des Schicksals, daß es einzelnen jener unglückseligen Creaturen am Ende doch noch Loose zuwirft, um welche sie Tausende zu beneiden in Versuchung kommen möchten. Der Verf. hat hierüber mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit die merkwürdigsten Dinge zusammengestellt.

In den folgenden Abschnitten, über die Gesundheitspflege der öffentlichen Dirnen, ist vornehmlich der geschichtliche Theil interessant. Die erste Idee derselben findet sich unter Ludwig XIV. Eigentlich wirksam ist sie aber erst nach Errichtung des dispensaire de salubrité 1802 geworden; diese Anstalt besteht eben darin, daß sämmtliche Freudenmädchen, welche nicht in ihrer Wohnung unter ärztlicher Aufsicht stehen, verpflichtet sind, sich in gewissen Zwischenräumen, spätestens von 14 zu 14 Tagen, in dem hierzu bestimmten Local in der Policeipräfectur zu stellen und den dort angestellten Ärzten über den Zustand ihrer Gesundheit die nöthige Auskunft und Sicherheit zu geben. Das Nichterscheinen wird hart, in der Regel mit Gefängniß bestraft. Früher wurde für jede Versäumniß eine Geldstrafe von zwei Francs entrichtet, die mit zu den zur Erhaltung des dispensaire nöthigen Fonds geschlagen wurde. Im übrigen wurde der bedeutende Aufwand dieser Anstalt durch den Ertrag einer Taxe bestritten, welche für jede dame de maison monatliche 12 Francs, für jede für sich lebende Dirne 3 Francs betrug. Allein das öffentliche Geschrei darüber, daß die Policei sich durch dergleichen Sündengeld bereichern wolle und folglich ein Interesse dabei habe, die Prostitution zu begünstigen, noch mehr vielleicht der Umstand, daß diese Taxe die meisten öffentlichen Dirnen veranlaßte, sich aller ärztlichen Aufsicht zu entziehen, nöthigten vor einigen Jahren die Administration, alle und jede Abgabe dieser Art aufzuheben. Der ganze Dienst des dispensaire geschieht daher jetzt unentgeldlich, und die Sache selbst hat dadurch nur gewonnen.

Was die, wie sich denken läßt, immer stark bevölkerten Gefängnisse betrifft, so glaubt der Verf., daß bei einer im Ganzen zweckmäßigen Einrichtung doch der Hauptgesichtspunkt, daß sie Strafanstalten sein sollen, nicht genug berücksichtigt werde. Die Sträflinge behalten z. B. zu viel Freiheit, ihren kleinlichen Eitelkeiten Genüge zu leisten, deren Beschränkung grade bei dieser Classe des weiblichen Geschlechts ein mächtiges Strafmittel werden könnte. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß die Gefängnißstrafe nur wenig Wirkung hervorbringt. Freudenmädchen, welche 20 — 30 Mal ins Gefängniß gewandert sind, gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Wer eine kurze, aber vollständige Übersicht darüber haben will, was die neuere Gesetzgebung seit Karl dem Großen im Bezug auf die Freudenmädchen gethan hat, dem empfehlen wir das zwanzigste Capitel. Viel wäre in dieser Beziehung freilich noch zu thun übrig; allein der Verf. ist selbst der Meinung, daß die jetzigen Ideen und Gesetze über individuelle Freiheit und die daraus hervorgehende Beschränkung der Macht des Policeipräfecten der Unterdrückung der Prostitution stets große Hindernisse in den Weg legen werden. Er hat selbst am Schlusse dieses Abschnitts einen Gesetzvorschlag entworfen, der weiterer Beachtung wol würdig ist.

Den Schluß des Ganzen macht eine Abhandlung über jene wohlthätigen Häuser, welche den bußfertigen Sünderinnen unter den Freudenmädchen willig eine Freistatt gewähren. Es existirten dergleichen schon im 13. Jahrhunderte; im 17. gehörte die Begründung derselben sogar eine Zeit lang zur Mode der Frommen und wurde übertrieben. Das Parlament mußte durch ein Decret einschreiten, weil die Sache wahrhaft zum Unfuge ausartete. Zwei Anstalten dieser Art, die in jener Zeit entstanden, Ste.-Pelagie (1665) und La maison du bon pasteur (1686 — 98), haben sich bis zur Revolution erhalten, wo sie wie vieles Andere untergegangen sind. Erst unter dem Consulat gab man der Maison de St.-Michel, in welche seit langen Zeiten unbändige Frauen und Mädchen auf Verlangen ihrer Verwandten eingeschlossen wurden, eine ähnliche Bestimmung. In den ersten Jahren der Restauration brachte der Abbé Legris-Duval die Sache wieder in Anregung, und 1821 setzte er endlich die Wiederherstellung der Maison du bon pasteur durch, welche noch gegenwärtig besteht und von der Administration aus allen Kräften unterstützt wird. Freilich entspricht, wie sich erwarten läßt, die Zahl der Reuigen diesem Eifer eben nicht sonderlich. Von 1821 — 33 betrug sie im Ganzen nur 245; der höchste jährliche Beitrag dazu fällt in das J. 1822, wo die Sache noch neu war, und beträgt 37; der geringste in das J. 1830, wo die Julirevolution wiederum sichtbar ist, und erreicht blos 9. Liegen die Ursachen dieser geringen Theilnahme allerdings vorzüglich schon in der Sache selbst, so ist auf der andern Seite auch nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die Organisation dieses Bußhauses einen Grundfehler zu haben scheint, welcher manche Reuige abschrecken mag, dort ihre Zuflucht zu suchen. Das Ganze steht nämlich unter der Leitung von Nonnen und geht darauf hinaus, aus Dienerinnen der Venus urplötzlich Betschwestern zu machen. Der Verf. macht darüber herr-

Ad Regulam 10. Nec ab re est, quod Ramus ait, Aristotelem in Topicis, quæ ad Dialecticum pertinent, non tam de Locis, quam de Problematibus disputare. Nam Problemata sunt Loci, ut Locus est Problema. Quæ enim Problemata sunt, ea Loci sunt, quia Problemata sunt. Quæ Loci sunt, ea Problemata sunt, quia Loci sunt. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Problema est, quia Quæstio est. Locus est, quia Quæstio est. Quæstio est, quia Quæstio est. Problema est, quia Problema est. Locus est, quia Problema est. Quæstio est, quia Problema est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Locus est, quia Quæstio est. Problema est, quia Quæstio est. Quæstio est, quia Quæstio est. Locus est, quia Locus est. Problema est, quia Locus est. Quæstio est, quia Locus est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Quæstio est, quia Quæstio est. Problema est, quia Quæstio est. Locus est, quia Quæstio est. Quæstio est, quia Quæstio est. Problema est, quia Problema est. Locus est, quia Problema est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Quæstio est, quia Problema est. Locus est, quia Problema est. Problema est, quia Problema est. Quæstio est, quia Problema est. Locus est, quia Locus est. Problema est, quia Locus est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Quæstio est, quia Locus est. Problema est, quia Locus est. Quæstio est, quia Locus est. Locus est, quia Locus est. Problema est, quia Quæstio est. Locus est, quia Quæstio est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Problema est, quia Locus est. Quæstio est, quia Locus est. Locus est, quia Locus est. Problema est, quia Quæstio est. Locus est, quia Quæstio est. Quæstio est, quia Quæstio est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Problema est, quia Quæstio est. Locus est, quia Quæstio est. Quæstio est, quia Quæstio est. Problema est, quia Problema est. Locus est, quia Problema est. Quæstio est, quia Problema est. Ut Quæstio, Utrum Deus sit? Locus est, quia Problema est. Problema est, quia Problema est. Quæstio est, quia Problema est. Locus est, quia Locus est. Problema est, quia Locus est. Quæstio est, quia Locus

Lieutenant Colonel Arthur Edward Hamilton Hall, D.S.O., 3rd Battalion, The Queen's (Royal West Surrey Regiment).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 317. — 12. November 1836.

Die heutigen Armenier nach den neuesten Reiseberichten.

Seit den Eroberungen der Russen in Kleinasien und Persien ist die Aufmerksamkeit wieder auf das uralt christliche Volk der Armenier gerichtet worden, die, gleich den Juden unterdrückt und zerstreut, dennoch in den orientalischen Ländern, unter fremder, drückender Botmäßigkeit ihren Charakter, ihre Eigenthümlichkeit beibehaltend, streng an ihren Traditionen halten. Schon die Bruchstücke ihrer Nationalität, die wir im Abendlande in den mechitaristischen Congregationen zu Lemberg und zu Venedig kennen lernen, sind interessant; und doch haben diese Armenier sich so durchaus von ihren mit Rom nicht vereinigten Landsleuten getrennt, daß der Custos der Bibliothek zu San-Lazzaro, ihrer Klosterinsel in Venedigs Lagunen, sich mit einem Blicke des Entsetzens abwandte, als ich ihn fragte, ob sie noch mit dem Patriarchen in Etschmiadsin in Verbindung ständen? „Siamo uniti con Roma", antwortete er, und der stolze Blick des freundlichen Mannes und die Nackenbewegung deutete wenigstens die Verachtung, wenn nicht den Haß an, den dies religiöse Schisma zwischen den verwandten Stämmen hervorgebracht hat. Und doch bewahren diese glücklichen Klosterbrüder auf dem freundlichen Eilande den Nationalzug, der ihre orientalischen Brüder überall charakterisirt, den emsigen Fleiß, die unverwüstliche Thätigkeit und den Handelssinn. Der Armenier ist ein geborener Kaufmann. Auch die Armenier auf San-Lazzaro handeln weit durch die Welt mit ihren saubern Druckwaaren, und wenn es auch nicht des Gewinnes wegen geschieht, so freuen sie sich doch des Gewinns, was die Klosterbrüder dem Fremden nicht verhehlen.

Das tiefgedrückte Volk, in dem die Erinnerung an historische Selbständigkeit fast erloschen ist, fängt zwar, seit der größere Theil der Landschaften, welche es einst bewohnte, unter russische Herrschaft gekommen, wieder an freier aufzuathmen. Aber nicht allein der politische Druck der Perser und Türken, auch die unter solcher Herrschaft eingerissene Demoralisation hat an seiner Existenz genagt, und ihm stehen, wenn erleuchtete Geister an seine Regeneration denken, noch furchtbare Reformationskämpfe im Innern bevor. Aus Persien und den türkischen Paschaliks von Kleinasien wanderten seit dem Frieden Tausende von armenischen Familien, ihre Bischöfe an der Spitze, in das russische Gebiet über, wo sie neben Sicherheit und Gesetz ihr patriarchalisches Heiligthum, das Kloster Etschmiadsin, und den uralt heiligen Berg Ararat finden. Aber neue kirchliche Trennungen drohten von der andern Seite, indem die Pforte, eben seit Etschmiadsin russisch geworden, nicht mehr das geistige Principat des Patriarchen über ihre armenischen Unterthanen wollte geltend wissen und ihnen den Verkehr mit diesem, Sendungen und Abgaben an ihn untersagte. Ob ein entgegengesetzter Ferman, von dem die Zeitungen jüngst berichteten, ernst gemeint ist, steht noch dahin.

Zwei amerikanische Missionnaire, Smith und Dwight, bereisten in den Jahren 1830 und 1831 Armenien und Persien. Wenn die von ihnen gelieferten Nachrichten nicht erfreulich sind, so ist diesmal nicht die einseitige Befangenheit der Berichterstatter daran Schuld, indem beide Amerikaner mit hellerm Geiste, als es in der Regel von ihren Berufsgenossen geschieht, beobachtet haben, sondern der trübselige, verwilderte Zustand, in welchem sie ein Volk antrafen, auf dem kein anderer historischer Fluch lastet, als der die meisten orientalischen Völker trifft, die mit abendländischer Cultur in Berührung gekommen, aber nicht von ihr durchdrungen sind, und denen von der patriarchalischen Weihe der Vorwelt nicht der Glaube, sondern nur die drückende Form geblieben ist. Ihr an fruchtbaren Thälern, öden Steppen, sonnenverbrannten Hochebenen und duftigen, von den Schneefirnen eines Urgebirges überschatteten Schluchten reiches Land theilen übrigens die Armenier mit zahllosen Eindringlingen und Einwanderern kaukasischer, turkomanischer, tatarischer und persischer Abkunft. Während von den Bergen herab die wilden georgischen Stämme ihr Besitzthum gefährden, siedeln sich auf legalere Weise deutsche Auswanderer in ihrer Mitte an. Diese, meist Sectirer aus Würtemberg, trieb außer dem Nothstande ihrer übervölkerten Gegenden die Vorstellung von der Sicherheit, welche eine Ansiedelung am Fuße des geheimnißvollen Berges Ararat, auf dem Noah's Arche stehen blieb, bei einer neuen Sündflut, die der Irrglaube der Zeit und der Abfall von Christo hervorrufe, gewähren müsse. Die Stadt Nachitschewan steht nach armenischer Tradition auf derselben Stelle, wo die große Arche den Boden berührte und Noah sich zuerst niederließ. Der Name

dieſer älteſten Stadt der Welt bedeutet: die erſte Stelle des Herabſteigens, und ſchon Joſephus behauptet, daß die Armenier die Stelle, wo die Arche ruhte, „den Platz des Herabſteigens" genannt, während Ptolemäus der Stadt Naxuana erwähnt. Gegen 1500 deutſche Familien ſind 1816 und 1817 die Donau hinunter über Odeſſa in die kaukaſiſchen Provinzen gezogen, und ſie bewohnen jetzt ſieben Dörfer im Kurthale. Ob aber aus dieſen deutſchen Anſiedelungen ein aſiatiſches Kleindeutſchland entſtehen wird, bleibt zweifelhaft, indem die Begünſtigung, die die ruſſiſche Regierung unſern Landsleuten gewährt, ſie nicht vor der Ungunſt des Klimas, den Sommerausdünſtungen der Flüſſe, dem Brande der aſiatiſchen Sonne, den wüthenden Anfällen der Cholera, kaum vor denen der wilden Gebirgsvölker, die in nächtlicher Weile oder in der Mittagsglut ihre Anſiedelungen überfallen, plündern und Weiber und Kinder mitſchleppen, am wenigſten aber vor den Laſtern und Zerwürfniſſen ſchützen kann, die den fleißigen Deutſchen in heißen Klimaten verfolgen. Die Eingeborenen führen ein Wanderleben. Nur in der kühlen und kalten Jahreszeit bebauen ſie ihre Felder in der Ebene, und da genügen ihnen Löcher in der Erde und Höhlen am Fluſſe; wenn die Sonne das Firmament durchglüht, flüchten ſie mit Weib, Kind, Heerden und ihren beſten Habſeligkeiten in die höhern Gebirgsſchluchten. Der Deutſche muß bauen und wohnen, das Haus iſt ſein Heiligthum. Wenn unſere Landsleute den Kurden nachahmen müſſen, ſind ſie nicht mehr Deutſche.

Die amerikaniſchen Miſſionnaire deuten nur kurz den bürgerlich-ſittlichen Zuſtand in den deutſchen Niederlaſſungen an, erfreut darüber, daß wenigſtens der kirchliche ſich ſo findet, als ſie es wünſchen. Eine Verſchmelzung mit den Armeniern liegt außer der Frage. Der ganze Genius dieſes Volks iſt kaufmänniſcher Art. Man reiße einen Armenier von ſeiner Heimat los, und wie die Magnetnadel nach dem Pole zeigt, wird auch ſein ganzes Weſen ſich der Handelſchaft zuwenden. Mögen ſie noch ſo lange Sklavendienſte verrichtet haben, frei geworden, werden ſie mit einem Handwerke beginnen, dann Krämerei treiben und, wenn ſie ein Vermögen geſammelt, das höchſte Ziel ihres Ehrgeizes, Geldwechsler werden. Jeder Armenier iſt ein gewandter Reiſender, und faſt jeder bedeutende Marktplatz von London und Leipzig bis Bombay und Kalkutta wird von ihnen beſucht. Dennoch übt der Umgang keine Macht auf ihr Weſen; ſie bleiben Armenier. Ihre Geldliebe entſchuldigen ſie damit, daß in Staaten wie die Türkei und Perſien Gewalt und Geld die einzigen Mittel ſeien, Sicherheit und Einfluß ſich zu verſchaffen. Vor der Gewalt ſträubt ſich ihr Sinn. Man weiß von keinem Armenier, der ein Rebell, Räuber oder Dieb geworden wäre. Als Handelsmann zeigt er mehr Ehrliebe und weniger gemeine Kniffe als der Grieche, und doch erklären Alle, es ſei unmöglich, ohne Lug und Trug durch die Welt zu kommen. Ja, ihr ſittliches Gefühl iſt in dieſer Beziehung ſo abgeſtumpft, daß es ſchwer hält, auch wenn man ſie der offenbaren Lüge überführt, ſie zu beſchämen. Auf die gleichgültigſten Fragen erhalten die Reiſenden handgreiflich falſche Antworten, und im Verkehr mit den Führern und Maulthiertreibern iſt mehr Vorſicht nöthig, und man wird öfterer hintergangen als in den verſchrienen Contracten mit den italieniſchen Vetturini.

Während das Schulweſen gar im Argen liegt, iſt die Kirche in Formen erſtarrt und der religiöſe Glaube beſteht im Feſthalten an den Dogmen. Für jenes hatte, beſonders in Tiflis, das ausgezeichnete Haupt der armeniſchen Kirche, der Patriarch Narſes, mit eigner Aufopferung geſorgt; aber er fand in der Geiſtlichkeit wenig Unterſtützung, zumal fehlte es an Lehrern, und ſeit er nach Beſſarabien verſetzt iſt, zerfällt ſeine in Tiflis geſtiftete Akademie, und die von ihm eingerichtete Druckerpreſſe iſt faſt außer Thätigkeit. Der Armenier hält den Unterricht für ſeine Kinder für überflüſſig; er thut nichts dafür, gibt nichts dafür, hat aber auch nichts dagegen, wenn ſie lernen. Von Zehn in den Städten können in der Regel nur Zwei leſen, auf dem Lande höchſtens ſo Viele von Hunderten. Von den wenigen Schulbüchern, meiſt in Venedig gedruckt, iſt die Mehrzahl in der altarmeniſchen Sprache geſchrieben, welche die Wenigſten verſtehen, und die gelehrten Überſetzungen des Ariſtoteles und Quinctilian, welche die venetianiſchen Armenier herausgegeben, können zur Volkserziehung ſo wenig beitragen als Geßner's „Tod Abel's", den mir armeniſch der Kloſterbruder in San-Lazaro zeigte. Sie beſitzen auch Schiller und Wieland daſelbſt; aber auch „Don Carlos" mit ſeinem Poſa, wenn er ins Armeniſche überſetzt wird, dürfte wenig zur Erhebung des Volksgeiſtes beitragen. Die in Venedig gedruckten Werke, meiſt typographiſche Muſterſtücke, ſind für das Volk zu theuer und außerdem den Orthodoxen verdächtig, weil ſie den ausgeſprochenen Zweck haben, von der Mutterkirche ab zur römiſch-katholiſchen zu locken. Das weibliche Geſchlecht entbehrt, wie faſt durch den ganzen Orient, alles Unterrichts. Der Gottesdienſt beſteht, ohne öffentliche Predigt, in Ceremonien, welche auf das Herz keinen Eindruck machen. Man lieſt Kirchengebete und hält das Faſten ſtreng. Nach eigner Äußerung eines hohen armeniſchen Geiſtlichen ſteht das Volk dem Klerus an Bildung voran. Die Kirchen haben gewöhnlich die Geſtalt des Kreuzes von innen wie von außen, und auf dem Schiffe ruht eine Art von Dom, der in Geſtalt eines ſpitzen Kegels ſich ſchließt. Der Altar muß am öſtlichen Ende des Schiffes ſtehen, indem der Gottesdienſt immer nur mit einem gegen Morgen gerichteten Angeſicht gehalten werden ſoll. Die Prieſter ſtehen auf der Erhöhung vor dem Altar, die Männer im Schiff der Kirche, die Frauen ſind in einer vergitterten Galerie eingeſchloſſen. Einige Lampen an der Wand werfen ein dämmerndes Licht während der gewöhnlichen Betſtunden über die Gemeinde; dem Ohre widerlich aber iſt der immer gleichbleibende, ſingende Ton des Vorbetenden, welcher dann und wann von gellenden Mißtönen der Gemeinde unterbrochen wird. Dieſe, barfuß auf Schaffellen ſtehend, muß ſich häufig niederwerfen und den Boden küſſen, während immer dabei das Kreuz geſchlagen wird. Der Bilderdienſt iſt vorherrſchend. Die Miſſionnaire, ſowol die deutſchen als

die amerikanischen, scheinen mistrauisch von der armenischen Geistlichkeit angeblickt zu werden, was bei der usurpirten Stellung der letztern erklärlich wird. Ihre Einkünfte sind im Verhältniß zur Cultur des Landes außerordentlich und ihre Pfründen insoweit Sinecuren, als sie außer den ceremoniellen Verrichtungen weder für ihr eignes noch das Seelenheil des Volkes etwas thun. Und wie mit dem Seelenheile steht es mit der Cultur. Die Bibliotheken ihrer Klöster verschließen Schätze von Manuscripten; aber dichter Staub überdeckt sie. Zum Missionswerk bei den Heiden fehlt unter uns der Eifer, sagte ein Oberpriester dem Amerikaner, sonst dürfte es nicht unmöglich werden, die wilden Gebirgsvölker des Kaukasus zu bekehren. Schwerer, meinte der Bischof im Kloster Datev, würde es mit den Mohammedanern gehen, „denn sie glauben ja auch an Gott und haben gute Gebete". Ja ein Wartabed sollte jenem zufolge einst zu einem Moslem die leichtfertige Rede geführt haben: „Wenn ich nur gewiß wäre, daß Euer Paradies wirklich existirt, so wünschte ich auch schon dort zu sein." Gegenwärtig ist bekanntlich durch einen kaiserlichen Ukas den Missionnairen ihr Wirken in Armenien untersagt. Unter jenen Bergvölkern, den Tscherkessen, Lesghiern, Oseten, Inguschen u. a., herrscht übrigens die seltsamste Mischung von Mohammedanismus, Christenthum und Heidenthum; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß sich früher alle zum Christenthum bekannt haben. Ihre höchsten Bergklüfte sind noch immer trotz der russischen Siege für den Europäer unzugänglich.

Der alte armenische Adel, der einst stolz und mächtig war, ist beinahe ausgestorben; nur noch wenige Familien unter den Meliks rühmen sich alten Ursprungs. Doch fehlt es nicht an ganzen Scharen von Edelleuten, die meist sehr arm, aber um deshalb nicht weniger anspruchsvoll sind. Doch begnügen sie sich, wie die Mehrzahl des Volks, mit einer Kost und Wohnung, gegen welche auch die unserer ärmsten deutschen Bauern üppig zu nennen wäre. An Fleischessen ist bei den vielen Fasten selten zu denken. Brotfrucht, Zwiebeln und eine Gattung Rüben sind die tägliche Speise des Landvolks, zu denen nur an Sonntagen eine Schüssel Reis oder Bohnen hinzukommt. Die armenische Betriebsamkeit erstreckt sich nur auf den Handel, im Übrigen geht Keiner von dem Wege ab, den auch seine Vorältern gewandelt sind.

Die armenischen Klöster sind nicht Orte der stillen Entsagung und Andacht, sondern der Sammelplatz des ungeordnetsten Ehrgeizes, des finstersten Betruges und des bittersten Hasses, und ihre Geschichte ist ein ununterbrochenes Gewebe ärgerlicher Zänkereien. Man weiß, daß ihre Bischofswahlen, namentlich die des Katholikos zu Etschmiadsin, mit Bestechungen, Vergiftungen und Mord und Todtschlag begleitet waren, und in der Regel die nach Konstantinopel geschickten Summen allein darüber entschieden, wem die Weihe dieses einträglichsten und einflußreichsten Amtes zufiel. Männer wie der treffliche Bischof Narses fehlen durch Jahrhunderte in der armenischen Kirchengeschichte. Die geistliche Rangordnung, wonach man vom Thürsteher bis zum Diakonus vier Stufen, bis zum Katholikos aber neun Stufen durchzumachen hat, nährt diesen Ehrgeiz. Die Priester sind erst die siebente Classe. Die Klosterpriester oder Wartabeds, was Doctor oder Lehrer bedeutet, sind unverheirathet, und aus ihnen werden die Bischöfe, welche die achte Classe bilden, gewählt, welche wiederum vom Katholikos, oder Erzbischofe, die Weihe empfangen. Die meisten Geistlichen beziehen aus den Klöstern ihre Einkünfte, deren Vermögen in Landeigenthum, Grund-, Kopfsteuern und Abgaben der verschiedensten Art besteht. So sind die Ordinationsgebühren eine bedeutende Einnahme, und für ungefähr 60 Thaler kann in der Regel Jeder hoffen, zum Wartabed vom Bischofe geweiht zu werden. Heirathserlaubnisse, Dispensationen bei unerlaubten Verwandtschaftsgraden, die ins Unendliche gehen, u. s. w. bringen viel Geld. Auch soll das Vermögen Dessen, der kinderlos stirbt, dem Kloster anheimfallen. Durch die Furcht vor dem Bannstrahl, der auch die Pforten des Himmels verschließen kann, wird das Volk zu einer Ehrfurcht vor seinen Priestern genöthigt, die nicht aus Überzeugung entspringt. Die Landgeistlichen werden übrigens nicht von den Bischöfen angestellt, sondern von der Commun selbst durch Stimmenmehrheit erwählt. Um dazu befähigt zu sein, müssen sie nicht allein eine Frau, sondern auch ein Kind haben. Stirbt die Frau, verlieren sie die Stelle und müssen ins Kloster. Der Landgeistliche soll die heiligen Schriften kennen; aber es wird nicht verlangt, daß er schreiben könne. Ihr sittlicher Ruhm ist im Ganzen so wenig fein als der der Klostergeistlichen, und bei den Festmahlzeiten soll ihre bedeutendste Rolle sein. Auch kommt es vor, daß aus der Kirche ein Priester berauscht fortgebracht wird.

Der Armenier besitzt in seinem Lande drei Heiligthümer, auf denen sein traditioneller Stolz ruht: das Kloster Chor-Wirab oder die tiefe Höhle, das Kloster Etschmiadsin und den Berg Ararat. Jenes Kloster führt den Namen von der berühmten Berghöhle, in welcher der älteste Missionnair des armenischen Volkes, der heilige Gregor, im 4. Jahrhundert mitten unter Schlangen 14 Jahre zugebracht und die größten Qualen erduldet haben soll, bis König und Volk sich zum Christenthum bekehrten. Die Höhle ist jetzt schön ausgemauert und mit einem Dome bedeckt. Auch hat die Aufklärung Fortschritte in Armenien gemacht. Man weiß nun, daß es nicht ein Engel war, sondern eine alte Frau, welche dem heiligen Gregor täglich an einem Strick ein Laib Brot hinabließ.

An Etschmiadsin, den kirchlichen Hauptort der Armenier, knüpfen sich alle historischen und traditionellen Erinnerungen des Volkes. Die Türken nennen es Utsch-Kilisseh oder die drei Kirchen, von den drei Kirchen, welche dem Reisenden von Eriwan her zuerst ins Auge fallen. Zwei davon, außerhalb des Klosters, sind den beiden Jungfrauen Ripsime und Kayane geweiht, welche, unter der Christenverfolgung des Diocletian aus Rom hierhergeflohen, mit 37 andern Jungfrauen an der Stelle ihren Blutzeugentod erlitten haben. So begnügt sich die armenische Tradition mit 39 geschlachteten Jungfrauen, wo die abendländische, diesmal im Blute schwelgender als der

Orient, 11,000 fodert. Unweit der Kirche der heiligen Ripsime liegen die Lehmhütten des Dorfes Wagarschabad, einst des Sitzes der Könige Armeniens. Der Name Etschmiadsin bedeutet auf Armenisch: der Eingeborene ist herabgestiegen, indem der Erlöser dem heiligen Gregor an dieser Stelle erschienen ist, und dieser nach einem Risse, den ihm die Himmelserscheinung gezeigt, die erste Kirche erbaut hat. Die Residenz des Patriarchen ward erst 1441 hierverlegt. Die Teppiche, Crucifixe und Goldgeräthe sowie der ganze Meß- und andere kirchliche Apparat übersteigen an Pracht und Reichthum Alles, was die Missionnaire gesehen hatten. Die Einkünfte Etschmiadsins und seines Katholikos sind aber auch sehr groß, und die Weihung des heiligen Öls, welches bei allen kirchlichen Handlungen gebraucht werden muß, bringt allein schon ungeheure Summen ein. In der ganzen armenischen Christenheit gibt es nämlich nur zwei Klöster, welche Recht und Kraft haben, dies echte Öl zu sieden, Etschmiadsin und das zum heiligen Johannes in Jerusalem. Beide senden es durch größere und kleinere geistliche Kaufleute in die Provinzen, wo eine Art Markt gehalten wird. Zuweilen trifft sich, daß die Verkäufer aus Jerusalem mit denen aus Etschmiadsin zusammentreffen, wo es dann nicht an Streit fehlt, und Jeder die vorzüglichere Kraft seines Öls anpreist. Die von Jerusalem behaupten namentlich, daß jede abgeschiedene Seele auf ihrer Wanderung nach dem Himmel den Weg über Jerusalem nehmen müsse, und daß es keiner gestattet sei, an der Pforte des dortigen armenischen Klosters vorbeizupassiren, wenn sie nicht früher das heilige Öl von diesem Kloster gekauft habe.

In unangetasteter Herrlichkeit steht der majestätische Ararat, wie er vor Jahrtausenden aus dem Chaos hervorgetreten. Von allen Gebirgen Asiens, sagt Smith, sah ich keines, das schon um seiner Beschaffenheit willen mehr Ansprüche machte auf die Ehre, der Grenzstein zu sein zwischen der neuen und alten Welt. Von welcher Seite man es anschauen möge, es stellt sich immer dem Auge ohne die geringsten Hindernisse von seinem Fuß bis zu seiner Spitze majestätisch entgegen. Seine Kulme glänzen von ewigem Schnee und Eis, und seine Felsenwände, an welchen mit dem Brausen des Erdbebens die Schneelawinen hinabrollen, sind in unermeßlicher Höhe so steil, daß bis zur Reise der Herren Smith und Dwight noch kein Nachkomme Noah's es gewagt, ihre Spitzen zu erklimmen. Daß Parrot es seitdem ins Werk gesetzt und den jungfräulichen Schnee mit seinen Füßen betreten hat, können ihm die Armenier nicht vergeben. 101.

Joachim Lelewel's kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts. Aus dem Polnischen übersetzt von Karl Neu. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 1836. 2 Thlr.

Daß grade der deutschen Litteratur mit der Übersetzung dieser Schriften Lelewel's ein großer Dienst erwiesen sei, möchten wir weder streng behaupten noch entschieden verneinen. Indeß glauben wir wol, daß es Manchem nicht uninteressant sein dürfte in den Schriften eines Mannes zu blättern, der in der polnischen Revolution eine große Berühmtheit erlangt hatte. Wir berichten also in der Kürze über dieselben. Die erste Abhandlung: „Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen", auf 93 Seiten, scheint uns nicht so gelehrt und umfassend zu sein, daß sie das Motto: „Ausdauernde Arbeit überwindet Alles", rechtfertigen sollte. Hr. Lelewel mag immerhin die Quellen gelesen und studirt haben, aber neue Aufschlüsse oder selbständige Forschungen theilt er nicht mit. Dagegen liest sich das Ganze wie ein gutes französisches Résumé. Von den ähnlichen Schriften unsers M. C. Sprengel, J. R. Forster und Ukert scheint der polnische Schriftsteller keine Notiz genommen zu haben. Waren sie ihm nicht bedeutend genug, oder hielt er sie für pedantisch und veraltet? Die zweite Abhandlung: „Über die Längenmaße der Alten", ist mit Fleiß gearbeitet, dürfte aber doch nicht die Werke von Rome de l'Isle, Ideler und Wurm überflüssig machen. In der dritten Abhandlung: „Nachricht von denjenigen Völkern, welche bis zum 10. Jahrhundert das Innere Europas bewohnten", wird von den Niederlassungen der Scythen, Gallier, Sarmaten, Germanen, Geten, Gothen, Hunnen, Gepiden, Heruler, Slawen, Bulgaren, Obryner und Ungarn auf 48 Seiten gehandelt. Wir können das Ganze nur als eine Art französischen Résumés bezeichnen, welches noch dazu die Fehler sehr ungenauer Citate und gänzlicher Vernachlässigung neuerer Schriftsteller an sich hat. Die letzte Abhandlung: „Handelsverhältnisse der Phönicier, sodann der Karthager und Griechen", möchte leicht die bedeutendste der ganzen Sammlung sein. Aber Neues enthält sie auch grade nicht. Wirklich befremdend ist, daß in einer Abhandlung über Handelsverhältnisse des Alterthums Heeren's Name auch nicht ein einziges Mal genannt ist; um so weniger darf es da befremden, die neuern Schriften über Karthago von Böttticher, von Kluge über Hanno's Periplus, Niebuhr's Ansichten über den Handelstractat zwischen Rom und Karthago gar nicht erwähnt zu finden. Sind aber die Schriften Lelewel's, wie der Übersetzer öfters angibt, für das deutsche Publicum bestimmt, so wird dasselbe sich nicht grade allzu sehr zu einem Ausländer hingezogen fühlen, der den bedeutendsten Notabilitäten Deutschlands, die in England, Frankreich und in den nördlichen Ländern gleichmäßig in Ansehen stehen, so gut wie gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Vermochte dies Hr. Lelewel aus Unkenntniß der deutschen Sprache nicht — wie dies einem Polen wol begegnen kann —, so konnte er die englischen und französischen Übersetzungen der Werke Heeren's und Niebuhr's benutzen, oder Hr. Neu, sein Übersetzer, mußte hier vermittelnd eintreten.

Das Verdienst desselben vermögen wir nicht genügend zu würdigen, da wir der polnischen Sprache nicht kundig sind. Sonst liest sich seine Übertragung recht gut und zeigt von einer gewissen Originalität in Farbe und Ausdruck. Originell ist auch das Schlußwort an seine ehemaligen Universitätsgenossen in Berlin. „Lange schon habt Ihr Euch, Commilitonen", so heißt es zuletzt, „nach allen vier Winden zerstreut; aber wenn Euch, die Ihr am Rhein, an der Weichsel oder an irgend einer andern, kältern oder wärmern, Schlagader des jungfräulichen europäischen Leichnams im Schatten Eurer Lorbern und Eurer Bärte zu ruhen das Glück habt —, wenn Euch, sage ich, diese Zeilen unter die Augen und resp. Brillengläser gerathen, so mögt Ihr in dem innersten Gemach Eurer Seelen das Andenken an unser Triennium, da wir zusammen unter den Bannern der vier Facultäten und unter dem Schilde der Erkennungskarten im Felde der Wissenschaften lagen und ackerten, Jeder nach seiner Art wieder einmal auffrischen, und, wenn Ihr wollt, auch an mich, Euern respectiven Bruder, Freund, gehorsamen und ergebensten Diener Karl Neu." Der Übersetzer ist jetzt Rector der Schule in Gnesen. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 318. — 13. November 1836.

Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Für denkende Leser herausgegeben von Heinrich Schmid. Stuttgart, Liesching. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Herr Schmid, welcher der Wissenschaft viel zu früh und noch vor der völligen Beendigung dieser Vorlesungen entrissen wurde, ist nächst Scheidler der Einzige, welcher das Fries'sche System mit einigem Erfolge cultivirt hat. Fries verfolgte von seinem ersten Auftreten in der Wissenschaft an einen doppelten Zweck. Einmal wollte er die Lehren Reinhold's, Fichte's und Schelling's, besonders, nachdem der Erste immer mehr in den Hintergrund geschoben wurde bis zur völligen Annullirung, die der beiden Andern, mochten sie nun entweder blos eine festere Grundlage, oder eine von ihr unabhängige, eigenthümliche und neue Darstellung des Grundgedankens, oder gar einen völligen Umsturz der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" beabsichtigen, als gänzlich verfehlte Speculationen zurückweisen; sodann aber selbst in der „Neuen Kritik der Vernunft" (3 Bände, Heidelberg 1807, 2. Auflage, 1828) im Geiste Kant's und mit Vermeidung seiner Fehler dasselbe große Werk noch einmal unternehmen, zum befriedigenden Schlusse bringen und so allen die natürlichen Grenzen des Geistes überfliegenden Systemen ihren unvermeidlichen Fall bereiten. Dies war allen Denen aus der Seele gesprochen, welche, durch Fichte's und Schelling's Fortschritte beunruhigt und unvermögend, diesen gewaltigen Geistern aus eigner Kraft Widerstand zu leisten, gleichwol den Kant'schen Standpunkt, dem sie ihre Bildung verdankten, auf dem sie sich bisher so wohl befunden und in ihren alten Tagen es sich recht bequem zu machen gedachten, vor jenen vermeintlichen Usurpatoren gerettet zu sehen wünschten. In ihren Augen stieg Fries zu einer der ersten Autoritäten. Die eigentliche Glanzperiode seiner Wirksamkeit begann aber mit seiner Berufung nach Jena Ostern 1817. Hier wurde er eine Hauptstütze der damaligen allgemeinen deutschen Burschenschaft. Diese gab sich mit großer Liebe und Begeisterung einem Lehrer hin, der nicht nur selbst ihren patriotischen Enthusiasmus zu theilen schien, sondern dessen ganzes System auch mit den damaligen burschenschaftlichen Tendenzen sehr genau übereinstimmte und die freieste Anwendung gestattete. Eine unklare, nicht selten verworrene Darstellung, in welcher die Untersuchungen verschiedener Disciplinen ineinanderlaufen; die vielen Reden von den Idealen des Lebens, insonderheit der Wissenschaft, der Freiheit, des Vaterlandes; die Anklänge früherer herrnhutischer Mystik, welche, in weichlichen, kindlichen Gefühlen verschwimmend, als Schlußstein des ganzen Systems in der Ahnung, einer aller Theorie entgegengesetzten Überzeugungsweise, aus bloßen Gefühlen wieder hervortritt, die als ästhetische Weltansicht der Religion die Grundmelodie der Sphärenmusik vernimmt, in deren Weltaccorde alle Dissonanzen aufgelöst mitklingen, und wo Sieg, Heldentod und Opfer in Ein Leben zusammentönen nach der ewigen Zahl unerforschtem, heiligem Gesetze *) — diese und ähnliche Lehren, wodurch der Zögling der Weisheit auf sein eignes Gemüth in seinem dunkeln Drange zurückgewiesen wurde, mußten die Jugend noch mehr entflammen. Fries folgte der Burschenschaft zur Feier des Wartburgsfestes am 18. Oct. 1817, und er wurde bekanntlich wegen Verdachts der Theilnahme an dem an diesem Tage auf dem Wartenberge verübten Verbrennen mehrer Druckschriften und sogar bestehender großherzogl. sachs.-weimarischer und anderer Gesetze deutscher Fürsten angeklagt und in Untersuchung genommen und hatte deshalb Manches zu leiden. Herr Schmid stellt dies in gegenwärtigen Vorlesungen (S. 77), wo er als die natürlichsten und heftigsten Gegner der Philosophie die Freunde der Finsterniß, des Aberglaubens und der absoluten Herrschergewalt, die Verfechter der blinden Autorität und der Knechtschaft namhaft macht, so dar, als ob die harten Schicksale, welche ein Fries und Oken erfahren mußten, ihnen von Priestern oder fanatischem Pöbelwahn, oder von despotischer Cabinetspolicei bereitet worden wären. Als Zeuge der Wahrheit können wir aber aus guter Quelle versichern, daß von alle Diesem nichts stattgefunden, daß vielmehr in Allem, was Fries seitdem getroffen, nur das Walten der Nemesis zu erkennen sei, und daß die Erhalter der Universität Jena und namentlich die großherzogl. weim. Regierung in Ansehung seiner die größte Humanität und Milde bewiesen. Wir wollen nicht alte Wunden wieder aufreißen, nicht diesen als Gelehrten und Menschen gleich achtungswürdigen Mann aufs Neue vor den öffentlichen

*) „Neue Kritik der Vernunft" (Heidelberg 1831), Bd. 3., S. 364.

Richterstuhl ziehen, nicht seine letzten Tage verbittern; aber wir können es auch nicht billigen, daß Schmid seinen Lehrer, unwiderleglichen Thatsachen zum Trotze, weißbrennen und ein gehässiges Licht auf die Regierungen werfen will. Das Betragen von Fries auf der Wartburg und sonst war, aufs gelindeste ausgedrückt, ein unbesonnenes, unüberlegtes. Als die Regierungen Ernst zeigten und kräftige Maßregeln ergriffen, zogen sich die meisten Männer zurück und überließen die Jugend ihrem Schicksale. Fries selbst wurde längere Zeit von seinem Lehramte mit Beibehaltung seines vollen Gehalts suspendirt; um ihn aber der Universität Jena zu erhalten, ertheilte man ihm die Professur der Mathematik und Physik, und als man hoffen durfte, er werde von jenem politischen Schwindelgeiste genesen und zur bessern Einsicht gekommen sein, und seine Lehre werde bei dem Sinken der burschenschaftlichen Bestrebungen auf den Universitäten und der veränderten Richtung des Zeitgeistes weniger Eingang finden, erlaubte man ihm sogar, in der Stille nebenbei philosophische Vorlesungen zu halten, sodaß hierdurch der Kreis seiner akademischen Thätigkeit sogar erweitert wurde. Dies war also die despotische Cabinetspolicei, über die sich Schmid beklagt. Mit dieser Katastrophe sank auch Fries in der öffentlichen Meinung, und sein System fand an Hegel den gefährlichsten Gegner. Dieser hatte ihn schon in der „Logik", dann im „Naturrechte" und sonst, man darf sagen wegwerfend behandelt und scheint den Haß gegen denselben mit ins Grab genommen zu haben. *) Die Hegel'sche Schule theilte natürlich diese Ansicht. Fries, sei es nun, daß ihn mit zunehmendem Alter die Kraft verläßt, oder daß er nicht mehr Lust hat zu einem ähnlichen Kampfe wie früher gegen Fichte und Schelling, verhielt sich dabei fast nur leidend; der kleine Aufsatz: „Nichtigkeit der Hegel'schen Dialektik" **), war nur ein schwacher Angriff, der spurlos vorübergegangen scheint. Schmid dagegen hat sich bei mehren Gelegenheiten und auch in dem vorliegenden Werke kräftiger über Hegel ausgesprochen und an dem Standpunkte seines Lehrers bis zu seinem Tode unverrückt festgehalten. Dadurch ist es nun freilich gekommen, daß diese Vorlesungen, obwol ganz neu, doch der ganzen Ansicht nach ziemlich veraltet sind, da der Standpunkt von Fries eigentlich zwischen Kant und Fichte fällt als eine verbesserte Umarbeitung der „Kritik der reinen Vernunft" und der daran sich anschließenden Disciplinen, unbekümmert um die spätern Fortbildungen der Philosophie. Es macht auf den kundigen Leser einen eignen Eindruck, wenn S. 178 versichert wird, zu den schönsten Hoffnungen für eine gesunde Regeneration der Philosophie unserer Zeit berechtige das neue, kräftige Erwachen der gründlichen und sichern psychologisch-kritischen Methode, und unter den Denkern, welche sich derselben bedient, rage vor Allen beiweitem an tiefsinnigen Untersuchungen und fruchtbaren Resultaten Fries hervor, dessen unschätzbare „Neue Kritik der Vernunft" erst jetzt nach ihrem wahren Werthe immer mehr anerkannt werde, während diese „Neue Kritik" schon beinahe 30 Jahre dem Publicum vorliegt, und seit dieser Zeit nicht im Stande gewesen ist, den Strom der Wissenschaft aufzuhalten oder anders zu leiten, und selbst Diejenigen, welche sich der Psychologie zugewendet, diese Wissenschaft nach anderer Methode bearbeitet haben.

Der Verf. handelt in zwölf Vorlesungen von dem Begriffe und Zwecke der Philosophie, wobei er eine psychologische Entwickelung der philosophischen Erkenntnißweise gibt, dann von den Gegnern der Philosophie, von den Feinden der Geistesfreiheit, den Praktikern und den Popularisten, vom Verhältnisse der Erfahrung zur Philosophie sowie zu den Facultätswissenschaften, der Medicin, Jurisprudenz und Theologie, hierauf von der Philosophie und dem Geiste der Zeit, und in der achten bis zwölften Vorlesung von dem Werthe der Systeme, und insonderheit a) vom Dualismus, Materialismus und Spiritualismus; b) vom Naturalismus, Pantheismus und Theismus; c) vom Realismus, Idealismus und Identitätssysteme; d) vom Empirismus und Rationalismus, und zuletzt vom Sensualismus, der Reflexionsphilosophie, der Gefühlsphilosophie und der mystischen Speculation. Über alle diese Gegenstände spricht er auf eine für Dilettanten, die er sich als seine Zuhörer und Leser gedacht hat, belehrende Weise in einer klaren, genauen, nicht selten warmen und beredten Darstellung, weshalb wir solchen diese Schrift mit gutem Gewissen empfehlen können. Männer von Fach freilich werden darin wenig Neues finden und auf viele Reminiscenzen stoßen, wie dies auch nicht anders zu erwarten war, da er sich streng an das System seines Lehrers gehalten hat und ihm der ätherische Hauch der Urkräftigkeit mangelt. In alle Einzelheiten einzugehen, gestatten die Grenzen d. Bl. nicht. Wir wollen daher nur auf einige Stellen aufmerksam machen, in denen das Beschränkte seines Standpunkts besonders markirt ist, und wo ihn der Eifer zu weit fortgerissen hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Hegel's „Geschichte der Philosophie" (Berlin 1836), Bd. 3, S. 645.

**) „Für Theologie. Oppositionsschrift" (Jena 1828), Bd. 1, Heft 2.

Französische Journalistik.

I. Revue rétrospective. August 1836.

Durch Beschluß vom 14. Juli 1834 setzte Guizot als Minister des öffentlichen Unterrichts ein Comité ein, dessen Bestimmung sein sollte, historische und archäologische Forschungen, zunächst in Bezug auf die Geschichte Frankreichs, anzuordnen und zu leiten. Mitglieder dieses Comité waren: Villemain, Vicepräsident, Daunou, Oberaufseher der Archive des Königreichs, Raudet, Mignet, Champollion-Figeac, Fauriel, Vitet und Royer-Collard (Hippol.). Außer den in Nr. 286 d. Bl. angezeigten Werken sind auf Veranlassung dieses Comité und auf Kosten der königl. Druckerei noch herausgekommen: 1) „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV", ein Auszug der Correspondenz zwischen dem französischen Hofe und den Generalen, welchen der als Director des Kriegsdepots 1790 verstorbene Generallieutenant Devault veranstaltet hatte. Diesen Auszug hat der gegenwärtig Devault's Stelle bekleidende Generallieutenant Pelet durchgesehen und eine Einleitung dazu geschrieben. 2) „Procès verbaux des séances du conseil de régence du roi Charles VIII pendant les

Mr. Hall's Letter from Mr. Cumberland.

Dear Sir,

I am sorry that I have not been able to answer your letter sooner, but I have been very much engaged with business, and have had a great deal of company at my house. I am glad to hear that you are well, and that your family is well. I am also well, and my family is well. I have been very busy with my garden, and have had a great deal of fruit this year. I have also been very busy with my farm, and have had a great deal of corn this year. I am glad to hear that you have had a great deal of fruit and corn this year. I am also glad to hear that you have had a great deal of company at your house. I am sorry that I have not been able to visit you this year, but I hope to visit you next year. I am glad to hear that you are well, and that your family is well. I am also well, and my family is well. I have been very busy with my garden, and have had a great deal of fruit this year. I have also been very busy with my farm, and have had a great deal of corn this year. I am glad to hear that you have had a great deal of fruit and corn this year. I am also glad to hear that you have had a great deal of company at your house. I am sorry that I have not been able to visit you this year, but I hope to visit you next year.

„Economie sociale. L'agriculture et l'industrie aux Etats-Unis." Ein sehr wichtiger Aufsatz. Unter den Einrichtungen, welche die Fortschritte der Industrie besonders begünstigen, ist vor allen das eingeführte Erziehungssystem zu erwähnen. In den meisten Collegien werden Handarbeiten mit den geistigen verbunden. Im College von Waterville arbeitet die Hälfte der Zöglinge drei Stunden des Tages in den Werkstätten und bezahlt mit dem so gewonnenen Verdienste ihre Kost, zwei Dollars wöchentlich. Auch in Nordcarolina und Indiana befinden sich ähnliche Anstalten. Im College Marion im Staate Missuri bezahlen die Zöglinge einen großen Theil der Pension, die sich auf 70 Piaster beläuft, von dem Ertrag ihrer Arbeit.

Die Nordamerikaner wenden die neuen Entdeckungen der alten Welt mit Geschick und Umsicht an. Die Dampfmaschine ist allgemein im Gebrauch; kein Pächter, der nicht die besten Vorrichtungen hat, mittels welcher die Arbeit des Menschen abgekürzt oder verzehnfacht wird. Dem Ackerbau sind 24 periodische Schriften gewidmet. Der Werth des Grundeigenthums im Staate Neuyork wird auf 460,000,000 Doll. (2,458,000,000 Francs) angeschlagen, die Stadt hat jährlich 1,500,000 Dollars Einkünfte. Die 90 Banken, welche in diesem Staate gegenwärtig in Thätigkeit sind, haben ein Capital von 35,000,000 Dollars; nebstdem bestehen 14 Seeassecuranzgesellschaften mit einem Capital von 4,550,000, und 29 Feuerversicherungsanstalten mit 10,450,000 Dollars. Die Zuckerraffinerie von Sam. Guppy raffinirt täglich 2000 Hut Zucker.

Seit einigen Jahren haben 10—12 Städte im Staate Neuyork durch Handelsthätigkeit bedeutend zugenommen, besonders Syrakus, Utica, Rochester, Albany. Syrakus besitzt viele Salinen, in denen jährlich 30,000 Tonnen Salz gesotten werden. Die Vereinigten Staaten überhaupt liefern jährlich 5,500,000 Scheffel Salz. In der Nähe des Ontariosees und in den fruchtbaren Thälern, die der Genesser bewässert, liegt Rochester, der Mittelpunkt des westlichen Theiles des Staates Neuyork. Vor 35 Jahren wurde der Grund und Boden, den die Stadt einnimmt, für 2000 Dollars verkauft, jetzt circuliren hier jährlich an 10,000,000 Dollars. — Dr. Meare ließ 1803 vier Merinos aus Spanien kommen (Neuyork besaß davon damals nur zwei), heutzutage besitzen die Vereinigten Staaten 20,000,000 Schafe mit einem Ertrage von 50,000,000 Pfd. Wolle, 20,000,000 Dollars an Werth. — Auch der Seidenbau macht gute Fortschritte; 1760 wurde der Maulbeerbaum nach Mansfield gebracht. Zu Providence besteht eine Gesellschaft, welche über 20,000 Maulbeerbäume von 4 — 5 Jahren besitzt. — Zwölf Staaten der Union haben 795 Baumwollenmanufacturen, mit einem Betriebscapital von 40,000,000 Dollars.

IV. Revue des deux mondes. 1. Sept.

„Romanciers de la France: Mad. la comt. de Lafayette." Boileau sagte von dieser Dame: „C'est la dame de France qui a le plus d'esprit et qui écrit le mieux", und doch war sie keine Schriftstellerin von Profession; sie schrieb nach Muße und selbst mit einer Art Fahrlässigkeit, die öfters schreibenden Frauen sehr wohl steht. Sie machte Epoche im Roman, der in Frankreich mit „Astrée" beginnt; aus diesem entsprangen jene famosen Geschichten: „Cyrus", „Cleopatre", „Clélie" u. s. w., welche Boileau mit seinem scharfen Spotte tödtete. In der „Princesse de Clèves" von der Gräfin von Lafayette dagegen findet man die meisten Eigenschaften, welche jenen Producten abgehen: Maß, Anstand, Einfalt, einfache Mittel statt ungeheurer Katastrophen und Phrasen. Der Verf. des angezeigten Aufsatzes, Ste.-Beuve, versichert, bei Abfassung desselben ein „document inédit, mais très-intime" benutzt zu haben. Der bekannte Menage besang die Gräfin Lafayette in lateinischen Versen; sie lernte selbst Latein und verstand nach kurzer Zeit mehr von der Sprache als Menage und selbst der berühmte Jesuit Rapin. Beide konnten sich einst über die Stelle eines Dichters nicht vereinigen, den sie mit ihr lasen. „Vous n'y entendez rien ni l'un ni l'autre!" rief die Gräfin, erklärte die Stelle, und die Lehrer gaben der Schülerin Recht. Übrigens besaß sie eine bis zur Ängstlichkeit gehende Bescheidenheit und verbarg ihr Wissen aufs behutsamste, um die Damen in ihrer Gesellschaft nicht zu demüthigen. Eine geborene Lavergne, vermählte sie sich 1655 mit dem Grafen Lafayette und ward die Schwiegertochter der nicht minder bekannten Geliebten Ludwig XIII. 1665 trat sie in zärtliche Verhältnisse mit dem damals 52 Jahre alten Herzoge v. Rochefoucauld, dem sie bis an sein Ende treu blieb. Sie starb an einem Herzpolypen 1693.

V. Revue littéraire du premier semestre de 1836.

Wir geben einige Auszüge mit Beibehaltung der Rubriken: 1) Theologie. Hier finden wir zunächst mystische Tractate und die sogenannten „Classiques de séminaire", worunter die Werke des heil. Augustinus, herausgegeben von Gaume, besonders zu erwähnen sind. Neues hat die Thätigkeit des französischen Klerus wenig geliefert, mit Ausnahme einiger Reglements für Brüderschaften und 5—6 Controverspschriften. Der höhere Klerus hat die religiösen Streitigkeiten, die noch vor Kurzem sehr heftig waren, nicht sonderlich beachtet. Aus Lamennais' und seiner Schüler Schriften hat der Erzbischof von Toulouse 56 Sätze ausgezogen und widerlegt sie in einer mit Genehmigung des Papstes erschienenen Schrift: „Censure de cinquant-six propositions". Unter den verworfenen Sätzen befindet sich auch die von dem Journal: „L'avenir", aufgestellte Behauptung, die katholische Religion lasse sich mit allen politischen Freiheiten in Einklang bringen. Eine ähnliche, gegen Lamennais gerichtete Schrift ist „Défense de l'enseignement catholique", von Boyer.

2) Philosophie. Ungefähr 20 Werke, darunter: „Cours de philosophie, professé par Cousin, publié avec son autorisation par Garnier", Regniat's „Essai d'induction métaphysique d'après les faits" auszuzeichnen. Von Ritter's Geschichte der Philosophie ist in der Übersetzung der dritte Band erschienen.

3) Staatswissenschaften. „Cours de politique constitutionnelle par Benj. Constant", eine Sammlung Reden und Fragmente polemischer Schriften des berühmten Mannes, mit einer schätzbaren Einleitung von Garnier-Pagès (de l'Ariège). „Etudes sur les constitutions des peuples libres" von Sismondi; der Verf. zergliedert die constituirenden Elemente der politischen Gesellschaft und sucht daraus die Gesetze ihrer Anziehungs- und Abstoßungskraft abzuleiten. Duchatel's „Considérations d'économie politique sur la bienfaisance" und Naville's „De la charité légale" behandeln einen Gegenstand, der denkende und unterrichtete Männer in Frankreich jetzt mehr als je beschäftigt.

4) Sprachkunde. Hier ist vor Allem zu nennen Champollion-Figeac's „Grammaire égyptienne" ꝛc. Der Abbé Delatouche hat „Etudes hébraïques" und „Panorama des langues" herausgegeben. Der Verf. behauptet, in der hebräischen Sprache eine gewisse Anzahl Sylben aufgefunden zu haben, die er als den Kern aller übrigen Sprachen betrachtet. Eichhoff in seinem neuesten Werke: „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde", sucht die Ähnlichkeit der europäischen Sprachen mit den indischen darzustellen. 41.

Notiz.

Das katharinenburgische Oberbergamt hat mehre Stücke Bernstein an das petersburger Museum des Berginstituts eingesandt, die am Ufer des Iset gefunden worden sind. Der Bernstein kommt dort in einem Flöz von übrigem grauen Thone vor, der mit aufgelöster Braun- und Erdkohle gemengt ist, häufiger aber in einem unter diesem Flöz folgenden verwitterten Lignit, welcher wenig Lehm und stellenweise Schwefelkies enthält, und in einem noch tiefer folgenden Flöz von grauem Thon, der mit Lignit, Kohle von Holztextur und Kiesen gemengt ist. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 319. — 14. November 1836.

Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Für denkende Leser herausgegeben von Heinrich Schmid.

(Beschluß aus Nr. 318.)

In Gemäßheit der psychologisch-kritischen Methode von Fries lehrt der Verf.:

Nicht den Gehalt alles Seins, sondern nur seine Form, seine Gesetze enthält die philosophische Erkenntniß. Das eigenthümliche Wesen der Philosophie ist nicht Erkenntniß der Gegenstände, sondern nur Erkenntniß der blos subjectiven Bedingungen der Erkenntniß (S. 24). Philosophie ist daher die Wissenschaft von den Formen der Einheit unserer Erkenntniß; sie schließt allen Gehalt, allen Stoff, alles Wirkliche, alles Mannichfaltige von sich aus, ihr ist die Form selbst der Gehalt ihrer Erkenntniß (S. 34). Aller Gehalt, alles Wirkliche, alle Thatsachen unserer Erkenntniß stammen uns aus der sinnlichen Wahrnehmung. Aber ursprünglich, vor aller Anregung der Sinne liegen in uns die ewigen Gesetze der Vernunft, als Formen jeder Erkenntniß des Wirklichen. Also entspringen in dem menschlichen Geiste Gehalt und Form, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, Thatsache und Gesetze, Mannichfaltiges und Einheit nicht aus Einer Quelle; das Erste gehört der Empfänglichkeit oder Sinnlichkeit, das Andere der Selbstthätigkeit oder Vernunft an (S. 101).

Wohin diese Erklärung führe, nämlich zu einer bloßen Logik, scheint er selbst gefühlt zu haben. Er lenkt daher wieder ein und versichert, Philosophie enthalte auch die metaphysischen Formen und Gesetze, die Formen und Gesetze des Seins selbst, nicht blos des Denkens (S. 116); ja Philosophie soll sogar Wissenschaft vom Wesen der Dinge sein (S. 39), und durch sie soll uns das Denken einen Überblick des Universums seinem Zusammenhange, seiner Ordnung, seinem innern Wesen nach gewähren (S. 47); damit aber dieser Widerspruch nicht zu schreiend erscheine, soll Philosophie nur Wissenschaft des Universums sein, insofern sie die Gesetze und Gründe alles Seins für sich zum Bewußtsein bringt, nicht den Inhalt derselben selbst (S. 24). Allein damit geräth Schmid wieder in den blos subjectiven, logischen Formalismus, welcher mehre andere Irrthümer erzeugt hat. Einmal fällt nach dieser Erklärung die ganze Philosophie offenbar mit der Psychologie und Logik zusammen. Die subjectiven Bedingungen einer jeden Erkenntniß lassen sich gar nicht a priori, sondern nur durch Erfahrung entdecken, weil sie die Formen sind, in denen wir in diesem Leben jeden Gegenstand wirklich denken, und logisch diejenigen Formen, unter denen wir jeden Gegenstand denken müssen, soll sich nicht unser Denken selbst zerstören. Nun soll zwar nach dem Verf. die Philosophie auch die Formen und Gesetze des Seins enthalten (die metaphysischen); allein, da sie nur die subjectiven Bedingungen der Erkenntniß enthalten soll, so heißt dies doch nichts Anderes, als sie enthält die Formen, unter denen irgend ein Sein, wenn es unabhängig von der Philosophie gegeben ist, gedacht werden muß, d. h. die logischen Gesetze, wodurch über die Objectivität des Gedachten noch gar nichts behauptet wird. Er selbst sagt (S. 42): „Die philosophische Erkenntniß ist in Ansehung ihrer Form das Denken." Denken ist aber nicht Erkennen, und etwas denken heißt noch nicht, es außer dem Denkenden als objectiv, real setzen. Zweitens kann der Verf. damit weder dem Skepticismus noch dem Idealismus, den er doch hat widerlegen wollen, entgehen. Die subjectiven Bedingungen der Erkenntniß sind blos die Formen und Gesetze, unter denen wir uns die Dinge denken müssen, wobei es immer problematisch bleibt, ob die Dinge auch ihrem objectiven Sein nach wirklich so sind, wie wir sie uns denken. Wie sich die Bilder der Dinge in hohlen Kugelspiegeln anders darstellen als in converen, wie manchen Augen, denen die lichtbrechende Kraft fehlt, alle sichtbare Gegenstände nur wie Kupferstiche erscheinen, so könnte wol auch unser Geist das Gedachte in sich ganz anders reflectiren, als es an sich ist, womit, da die Philosophie über das objective Sein der Dinge gar nichts entscheiden kann, das Fundament der gesammten menschlichen Erkenntniß untergraben wird. Es ist daher ein gewaltiger Sprung und Widerspruch, wenn der Verf. die Philosophie zugleich als Wissenschaft des Wesens der Dinge bezeichnet. Denn Wesen bedeutet ja nicht, wie er es erklärt (S. 39 Anm.), „die nothwendige Bestimmtheit eines Seins durch Gesetze", welche dann auch von uns in die Dinge hineingetragen werden könnten, sondern das innere, sich immer gleichbleibende Ansichsein eines Dinges im Gegensatze der nicht nothwendigen, wechselnden Bestimmungen, es mag dies von uns erkannt werden oder nicht. Es kann daher von den subjectiven Bedingungen unserer Erkenntniß aus über das Wesen der Dinge gar nichts entschieden werden; und wie nichts über das Wesen, so kann auch von diesem subjectiven Kant-Fries'schen

Standpunkte aus nichts über die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der Dinge behauptet werden. Alles daher, was darin von Raum und Zeit und von den Kategorien, d. h. den reinen Verstandesbegriffen oder Formen des Denkens, die unabhängig von aller Erfahrung und vor ihr in uns liegen sollen, gelehrt wird, hat ebenfalls nur einen subjectiven Werth. Ganz consequent behauptet deshalb der Verf. S. 13:

Wir sehen und fühlen nicht den Raum und die Zeit an den Dingen, sondern finden sie uns als Formen, denen die sinnlich-wahrnehmbaren Dinge untergeordnet werden müssen. Ebenso schöpfen wir den Begriff der Substanz aus uns selbst, desgleichen den der Causalität (das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung), den wir aus unserm Geiste hinzudenken und auf die Dinge übertragen.

Es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder sind die Dinge wirklich im Raume oder nicht. Sind sie wirklich im Raume, so ist es ganz natürlich, daß wir sie im Raume als den erfüllten Raum wahrnehmen, und dann hat diese Erkenntniß objective Gültigkeit. Sind sie aber nicht im Raume, so begehen wir einen Irrthum, wenn wir sie gleichwol in den Raum setzen, und es kann keine Nothwendigkeit vorhanden sein, sie in den Raum zu setzen; denn sonst wären wir von der Vorsehung zu einem ewigen Irrthume unabänderlich bestimmt, was undenkbar ist. Dasselbe gilt von der Substanz, der Causalität und von allen Kategorien. Endlich verwickelt sich der Verf. dadurch, daß er in Gemäßheit seines subjectiven Standpunkts allen Gehalt, alles Wirkliche in unserer Erkenntniß von der Sinnlichkeit ableitet (S. 101), aber gleichwol annimmt, in der Vernunft liege die reine Wahrheit ursprünglich und unmittelbar in den Ideen (S. 34, 188), als Glaube und Gefühl (S. 341, 344), jedoch so, daß die Vernunft kein wirkliches Sein finde, das sich diesen Begriffen unterordnen ließe. Liegt in der Vernunft die reine Wahrheit ursprünglich, obwol nur als Glaube und Gefühl, so hat sie ja einen Gehalt in sich selbst, unabhängig von der Sinnlichkeit, und dann ist es offenbar falsch, daß ihr aller Gehalt nur von dieser komme; vielmehr nimmt sie grade den höhern Gehalt, wodurch die ganze Welt der Erscheinungen erst Werth und Bedeutung erhält, aus sich selbst. Ideen aber, oder Vernunftbegriffe, denen sich kein Sein unterordnen läßt, sind leer und ohne Werth. Die Bedeutung der Ideen, dieser leitenden Genien der Menschheit, beruht darauf, daß sie nicht blos die Vorbilder unsers Lebens sind, sondern auch von schöpferischer Kraft, in ewiger Thätigkeit sich in der Erscheinungswelt auszuprägen und Alles nach sich zu gestalten, sich immer ähnlicher zu machen. Jedoch der Verf. kennt keine andere Realität als die des Einzelnen (S. 110); er schreibt also Dem allein Realität zu, von dem alle tiefer eindringenden Denker behauptet haben, es sei wegen des steten Wechsels nur ein Scheinbild wahrer Realität und nöthige eben deshalb die Vernunft, darüber hinauszugehen. Eben deshalb durfte er nach seinem Systeme nicht behaupten, der menschliche Wille sei frei in der Idee, aber in seinen zeitlichen „Erscheinungen falle er den Gesetzen der Natur anheim" (S. 121). Denn hat nur das Einzelne Realität und läßt sich den Ideen kein Sein unterordnen, so ist die Freiheit in der Idee ein Trugbild, ein Wegweiser mit hölzernen Armen, der kein Stäubchen in Bewegung setze, und in uns wie außer uns ist Alles Naturnothwendigkeit. Vollkommen consequent dagegen ist der Satz: „Die Gesetze, nach denen die Philosophie der Geschichte den Gang der Geschichte zu bestimmen sucht, sind nicht Gesetze der ewigen, idealen Weltordnung, sondern Naturgesetze der Entwickelung der Menschheit." Die Geschichte ist ein nothwendig bestimmtes Naturganzes (S. 124, 126), aber nur ein neuer Beleg zu dem untergeordneten Standpunkte des Verf., von welchem aus die Geschichte der Menschheit nicht zu begreifen ist. Ohne den Glauben an eine Vorsehung und ihre leuchtenden Spuren in dem labyrinthischen Gange unsers Geschlechts erscheint die ganze Geschichte als ein verworrener Knäuel und ein steiniges, ödes Todtenfeld voll verwitterter Gebeine. Diese Ansicht steht in genauem Zusammenhange mit dem strengen Rationalismus, zu welchem sich der Verf. bekennt (S. 146 fg.), und der besonders in der Kant'schen Periode der Philosophie sich geltend machte, aber auch in dieser Form sich bereits überlebt hat. In der Weise, wie ihn der Verf. der fast berüchtigten „Briefe über den Rationalismus" (Aachen 1813) dargestellt hat, der freilich jetzt wol zum Theil anderer Meinung ist, führt er, consequent verfolgt, zwar langsam, aber nur um so sicherer zur Untergrabung und Zerstörung alles Positiven. Es ist nichts als eine leere Ausflucht und Inconsequenz, wenn unser Verf. S. 148 versichert, dem christlichen rationalen Theologen müsse das positive oder historisch gegebene Christenthum heilig sein. Allerdings glaubt der christliche Rationalist an eine Vorsehung, und das Christenthum ist ihm ein Hauptmoment in dem göttlichen Plane der Weltregierung; aber indem dabei nach seiner Meinung Alles natürlich zugegangen ist, Jesus Christus ein bloßer Mensch wie wir, und deshalb nicht ohne Fehler und Schwachheiten wie kein Erdensohn, nichts Anderes gelehrt als reine Vernunftwahrheiten, welche jeder Andere bei reiflichem Nachdenken ebenso gut aus sich selbst hätte entwickeln können, so tritt damit der Urheber des Christenthums in die Reihe der übrigen Weisen des Alterthums und der neuern Zeit, dessen Verdienste um die Menschheit wir zwar anerkennen, aber ohne ihn deswegen für heilig zu halten oder wol gar als Gottes Sohn in einem eminenten, einzigen Sinne zu verehren. Die Kirche aber vollends in ihrer sinnenfälligen Gestalt, mit dem ganzen Wuste von Statuten, Ceremonien, Gebräuchen und den Anmaßungen der Hierarchie, wie sollte doch diese für den Rationalisten heilig und unantastbar sein! Kant, auf den sich die heutigen Rationalisten so gern als auf ihren Herrn und Meister berufen, setzt ausdrücklich („Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", Königsberg 1793) das Reich Gottes auf Erden in die reine Vernunftreligion, d. h. in die Religion, die sich von allen Statuten, welche auf Geschichte beruhen, und die vermittels eines Kirchenglaubens provisorisch die Menschen zur Beförderung des Guten vereinigen, allmä-

lig losgemacht hat, weil diese nichts als ein Leitband heiliger Überlieferung sind, das mit seinen Anhängseln, den Statuten und Observanzen, für das Kindesalter der Menschheit gut genug war, das aber der Jüngling, wenn es ihn nicht fesseln soll, ablegen muß. Wir gehören zwar nicht zu den grämlichen Weltbeschauern, wir wollen die Gegenwart nicht mit dem Maße der Vergangenheit messen, wir lassen uns durch alle Wirren der Zeit und die Zerrissenheit der Gemüther im Politischen, Wissenschaftlichen und Religiösen in dem Glauben an die göttliche Weltregierung nicht irre machen; aber der offenbare Verfall der Religion und die immer wachsende Empfänglichkeit für die blos materiellen Interessen des Lebens, die aller Stände sich bemächtigende Zerstreuungs- und Vergnügungssucht, welche, im anhaltenden Taumel und Rausche sich herumtreibend, dem Gemüthe gar keine Sammlung und Erhebung zum Göttlichen gestattet, und als Folgen davon die unverkennbare Abnahme des häuslichen Glücks bei der in steigender Progression wachsenden Zahl der Verbrecher, das Sichhervordrängen der unreifen, aber eingebildeten, dünkelhaften Jugend, die da, wo sie erst noch lernen sollte, schon den Kopf voll hat von revolutionairen Gedanken und sich zum Reformator und Gesetzgeber aller gesellschaftlichen Zustände für berufen hält, der anmaßende Ton der Jüngern in der Gesellschaft und ihre Naseweisheit, die allgemeine politische Gährung und der Zunder der Empörung, der, in ganz Europa glimmend, plötzlich bald hier bald dort in wüthende Flammen ausschlägt, das Verschwinden aller Pietät und Ehrfurcht gegen Ältere, Vorgesetzte, gegen alle Institutionen der Väter: diese und andere Erscheinungen bilden doch wahrlich ein widerliches Nachtstück voll häßlicher Züge in dem großen Tableau unserer Zeit, wodurch auf dessen lichtvollste Partien ein grauser Schatten fällt, und man muß in der religiösen Weltbetrachtung schon weit fortgeschritten sein, um dabei seinen Glauben nicht zu verlieren. Wie hätten es denn, um nur noch dies Eine hinzuzufügen, die Mitglieder des in jeder Beziehung jungen Deutschlands beinahe ungestraft wagen dürfen, das Christenthum öffentlich zu verspotten, wenn sie dabei nicht auf Gleichgesinnte und auf die Lauheit und Gleichgültigkeit vieler ihrer Zeitgenossen gerechnet hätten? Daß aber an dem Verfalle der Religion die Theologen und Geistlichen großentheils selbst Schuld sind, leidet wol keinen Zweifel. Seitdem so Viele unter ihnen in weltlicher, gewöhnlich nicht sehr eleganter, nicht selten bis zum Unanständigen nachlässiger Kleidung einhergehen; seitdem sie an allen geselligen Vergnügungen, Spiel und Tanz nicht ausgenommen, Theil nehmen und, die Würde ihres Berufs gänzlich vergessend, wol selbst die Tanzmusik spielen, oder Arien des „Don Juan" singen, oder durch Excesse im Trinken sich selbst zum Gespötte machen; seitdem sie blos Moral predigen — wie denn Fälle vorgekommen sind, daß am ersten Weihnachtsfeiertage vom Nutzen der Stallfütterung, am zweiten Ostertage vom Nutzen des Spazierengehens, und am ersten Pfingstfeiertage von der Schädlichkeit des Branntweintrinkens gepredigt worden ist — wodurch sie die Augen der ganzen Gemeinde auf ihren eignen, nichts weniger als musterhaften Lebenswandel richten: seitdem ist der geistliche Stand in der öffentlichen Meinung außerordentlich gesunken, und er muß, wenn dies so fortgetrieben wird, immer tiefer sinken. Wie nachtheilig diese Beispiele auf die Moralität der Gemeinden wirken müssen, bedarf wol keines Beweises. Hat aber ein ganzer Stand die öffentliche Achtung einmal verscherzt, dann hält es schwer, sie wieder zu erwerben, und bis zur völligen Abschaffung der Geistlichen bedarf es dann nur noch Eines Schrittes. Verheißt uns ja selbst Kant in der oben angeführten Schrift, daß in der reinen Vernunftreligion, dem Reiche Gottes auf Erden, der erniedrigende Unterschied zwischen Laien und Klerikern ganz wegfallen solle! „Tu l'as voulu George Dandin!"

Mit Liebe gedenkt der Verf. jener Glanzperiode Jenas, wo zugleich in dem benachbarten Weimar unsere unsterblichen Classiker lebten; aber er betrachtet doch die nachfolgende Zeit nur mit dem einen rückwärts gewendeten Januskopfe, mit dem Blicke eines grämlichen Alten. Die classische Kunstblüte eines Volkes erscheint selten, gewöhnlich nur einmal, jedenfalls in großen Zwischenräumen, und die Leistungen der Künstler können in sich vollendet sein, Muster der nachfolgenden Zeiten; die Wissenschaft hingegen ist einer unendlichen Entwickelung fähig, in ihr zeigen sich auch die größten Geisteswerke nach und nach mangelhaft, indem theils der Stoff wächst, theils in dem Vorhandenen neue Beziehungen und Verhältnisse entdeckt werden und ganz neue Probleme entspringen. Der Verf. beruft sich zur Vertheidigung des Rationalismus in der Theologie auf die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts; in der Philosophie dagegen ist er für die Stabilität, er möchte sie in den engen Gedankenkreis der Kant'schen Schule einschließen und ruft ihr zu: Bis hierher und nicht weiter! Nach ihm hat Kant seiner Lehre eine solche Sicherheit, Evidenz und Überzeugungskraft gegeben, „daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt sich den Beifall der Denkenden gewann" (S. 160). Gar bald aber verließ die Philosophie diesen sichern Weg, „sie stürzte sich in wildem Taumel in eine Reihe von Verirrungen, verlor sich in ein loses Spiel überschwenglicher Speculationen, in willkürliche Träume der Phantasie, und in diesem wilden Rausche und sinnlosen Taumel schien der deutschen Speculation das Widersinnigste das Weiseste, das Dunkelste das Tiefste, das Originellste das Wahrste" (S. 162, 164). Sollte man nach dieser Schilderung nicht glauben, die deutschen Philosophen nach Kant, namentlich Fichte, Schelling und Hegel sammt den Ihrigen, die der Verf. im Auge hat, seien Alle dem Irrenhause entsprungene Wahnsinnige, oder mindestens Besoffene, gegen die man policeiliche Maßregeln ergreifen müsse? Was diese Drei, die doch gewiß zu den eminentesten Geistern der Wissenschaft gehören, bestimmt haben könne, den Kant'schen Standpunkt zu verlassen, davon scheint der Verf. gar keine Ahnung zu haben. Die Ursachen davon sucht er überall, nur nicht da, wo sie zunächst liegen, in der Beschaffenheit der „Kritik der reinen Vernunft" selbst. Schon

der Umstand, daß sein Lehrer Fries in der „Neuen Kritik der reinen Vernunft" Kant sehr bedeutende Fehler vorwirft, namentlich eine gänzliche Verkennung der anthropologischen Grundlehren und des Verhältnisses der Erkenntnisse a priori zu denselben, hätte ihm über die vermeinte Sicherheit und Unfehlbarkeit Kant's die Augen öffnen können. Deshalb hat er auch aus dem an sich wahren Gedanken (S. 189), daß jedes System die Idee der Wahrheit von Einem Standpunkte aus auffaßt und nur Ein Moment derselben darstellt, gar nichts zu machen gewußt; sonst würde er auch in den genannten Systemen das Wahre nicht verkannt haben. Der höhere, freie Geist, für den das Sicheinspinnen in die Bleikammern der Schulen nur die nothwendige Verpuppung ist zur Entfaltung der ätherischen Schwingen der Psyche, fehlt unserm Verf.; aber trotz der Beschränktheit der ganzen Ansicht wird doch die Lecture dieses Buchs Vielen nützlich sein. Die denkenden Leser freilich, für die der Verf. geschrieben hat, werden eben, wenn sie solche wirklich sind, in manchen Punkten anders denken. 88.

W. Young Ottley.

Dieser, als bildender Künstler, Kunstkenner und Schriftsteller im Kunst- und Alterthumsfach gleich ausgezeichnete Mann starb im Juni d. J. zu London im 65. Jahre seines Alters, nach einem reichhaltigen, durch mannichfache Thätigkeit und Bestrebungen denkwürdigen Leben. Schon als Schulknabe zeigte er ein hohes Interesse für die Kunst, welchem er seitdem unausgesetzt treu blieb. Als Maler war Ottley allerdings nur Dilettant und in Folge dessen wenig bekannt; er zeigte auch hierin so wenig Ehrgeiz, daß sogar seine vertrautesten Freunde, die von seinen vielseitigen Kenntnissen mannichfachen Vortheil zogen, Mühe hatten, ihn zur Ausstellung eines neuen Stücks im Freundeskreise zu vermögen. Das einzige große Werk von ihm, das sich einer allgemeinern Anerkennung zu erfreuen hat, ist sein Fall des Satans, ein Gemälde von 8 Fuß Höhe, das im J. 1823 im Somersethouse ausgestellt war und, obgleich noch im unvollendeten Zustande, doch wegen seiner sorgfältigen und meisterhaften Composition die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Übrigens beschäftigte sich sein Talent mehr mit Landschaftsgemälden, mit Zeichnungen von Figuren nach der Natur, mit Phantasiestücken und historischen Studien. Seine früheste Unterweisung im Landschaftszeichnen erhielt er von dem Maler Cuit aus Richmond in Yorkshire; darauf nahm er in demselben Genre Unterricht bei John Brown in London, einem damals sehr gefeierten Künstler, dessen Sammlung von Zeichnungen er auch an sich kaufte. Woher der junge Ottley aber seine weitere und höhere Kunstausbildung erhielt, ist nicht bekannt; am meisten hatte er sie wol dem eignen Studium, besonders der nachgelassenen Werke Correggio's, Michel Angelo's und anderer berühmter Meister zu verdanken, welches er sein ganzes Leben hindurch mit größter Liebe und Anstrengung fortsetzte. In dieser Absicht machte der damals kaum 20 Jahre alte Künstler im J. 1791 eine Reise nach Italien, in das gelobte Land der Bilder und Gesänge, wo er von dem Anblicke so unendlicher Kunstschätze hingerissen wurde und nicht blos sein eignes Talent an diesen ewigen Mustern übte, sondern daneben noch mehre in der Kunst Mitstrebende fortwährend beschäftigte, um so viel als möglich von den alten Meistern zu copiren. Hier bildete sich, bei einem mehrjährigen Aufenthalte im Lande der Kunst, auch seine Lieblingsneigung für Kunstsammlungen aus, sodaß er außer vielen werthvollen Originalgemälden, Copien, Handzeichnungen u. s. w., auch eine überaus schätzbare Sammlung ganz alter italienischer Gemälde auf Holz, welche zur Zeit, wie die Franzosen in Italien hausten, von den Wänden der Kirchen abgerissen worden waren und beinahe schon ihrem völligen Untergange entgegensahen, mit in sein Vaterland zurückbrachte. Für diese in der That einzige Sammlung hegte er, wahrscheinlich weil er zu ihrer Erhaltung das Meiste beigetragen, eine entschiedene Vorliebe und bezeichnete sie dem Kenner und Liebhaber stets als den vorzüglichsten Bestandtheil seiner reichhaltigen Galerie. Ferner veranstaltete er eine Sammlung von Handzeichnungen berühmter Meister, von den frühesten Zeiten der italienischen Kunst an bis auf deren höchste Blüte unter Rafael, Correggio, den Caracceis, Salvator Rosa u. A. Von diesen Zeichnungen veranstaltete Ottley aus wahrhaft gemeinnütziger Liebe für die Kunst eine Sammlung von Facsimiles, welche er unter dem Titel: „Italian school of design", gr. Fol., herausgab. Durch dies lehrreiche Unternehmen wurden damals viele talentvolle Zeichner und Kupferstecher seiner Zeit von ihm beschäftigt. Der erste Theil dieses ausgezeichneten Prachtwerkes erschien im J. 1803; der zweite vier Jahre später; der dritte, mit welchem das Werk beschlossen wurde, erschien aber, da mancherlei unvorhergesehene Umstände das Unternehmen verzögerten, erst im J. 1823. In seiner Vollständigkeit enthält das Werk 84 Platten, von denen die Hälfte aus Handzeichnungen (und zwar den trefflichsten) von Michel Angelo und Rafael besteht. Die Originalsammlung selbst überließ Ottley später seinem Freunde Sir Thomas Lawrence für den Preis von 8000 Pfd. Sterling. Die nachgelassene Kupferstichsammlung Ottley's, welche er fort und fort bis auf die letzte Zeit vor seinem Tode bereicherte, wird zu den vollständigsten und schönsten in Europa gerechnet. Was Ottley's Thätigkeit als Schriftsteller in seinem Fache betrifft, so war er unstreitig einer der fleißigsten, glücklicherweise unabhängigsten und, was wol häufig zu seinem ökonomischen Nachtheile geschehen sein mag, uneigennützigsten. Nächst der bereits erwähnten „Italian school of design" sind seine übrigen Hauptwerke folgende: 1) Die „Florentine school" (1826), ein Pendant zu dem ersten; 2) „Über den Ursprung und früheste Geschichte der Kupferstechkunst" (2 Bände, 1816), ein allen Zeitgenossen und Bibliographen wohl bekanntes Werk; 3) „The Stafford gallery"; 4) „The critical catalogue of the National gallery", und 5) der erste Theil eines „Dictionary of engravers" (1831), zu welchem letztern er über 30 Jahre hindurch die Materialien gesammelt hatte, welches aber leider unvollendet bleiben mußte, da er die eigentliche, höchst mühevolle und langsam fortschreitende Ausarbeitung erst in einem spätern Abschnitte seines Lebens unternommen hatte. Außerdem gab Ottley viele schätzbare Beiträge in Rees' „Encyklopädie", in die „Archaiologie" und andere antiquarische Zeitschriften. Besondere Erwähnung aber verdient noch eine antiquarische Denkschrift, welche Ottley der Societät der Alterthumsforscher, zu deren Ausschuß er seit vielen Jahren gehörte, einreichte, betreffend eine Handschrift des Aratus im britischen Museum, die nach der allgemeinen Annahme im 10. oder 12. Jahrhundert geschrieben sein sollte, deren eigentliches Alter aber der Verf. durch eine sehr geistreiche und wahrscheinliche Beweisführung in das 3. Jahrhundert, wo nicht noch früher hinaufsetzt. Das letzte Werk, was Ottley's fleißige Feder beschäftigte, war eine Controverseschrift zu Feststellung des eigentlichen Ursprungsorts der sogenannten beweglichen Typen. Es ist zu bedauern, daß dies Werk, das so ganz für Ottley's fleißig ermittelnden und umsichtigen Geist geeignet war, durch dessen Tod unterbrochen wurde. In seinem Privatleben war Ottley freundlich und gefällig, und jeder Strebende, der sich an ihn wandte, durfte im Voraus seines besten Raths und thätigen Förderung gewiß sein. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 320. — 15. November 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Erster Artikel.

1. Urania.

„Urania" hat unter den deutschen Taschenbüchern vielleicht die glänzendste und merkwürdigste Geschichte, den adeligsten Charakter, die blühendste Lebenskraft. Jeder Jahrgang bringt uns wenigstens eine Novelle, wenn nicht mehre, welche nicht in die Augenblicksliteratur gehört, sondern vielmehr würdig ist, in der Literatur überhaupt einen festen Standpunkt zu fassen. Die artistischen Beilagen waren bisher nicht minder gewählt als der novellistische Text selbst, und wenn auch zuweilen, was nicht zu vermeiden ist, Novellen geringern Werthes aufgenommen wurden, so waren diese Novellen Irrthümer, wie sie nur von einem Talente begangen werden können; und wenn wir auch in diesem neuen Jahrgange eine ähnliche Verirrung des üppigsten Talents in der Novelle von Emerentius Scävola nachweisen können und müssen, so werden wir durch den übrigen, von Schefer, Eichendorff und L. Tieck besorgten novellistischen Text doppelt und dreifach entschädigt.

Die Stahlstiche der „Urania" von 1837 sind abermals nicht bloße Schmuckschächelchen, wie sie in der Mehrzahl unserer Taschenbücher gewöhnlich und höchstens für ein Kunstgeschmäckel, nicht für den Kunstgeschmack genießbar sind; sie haben wirklichen Kunstwerth, und wie die Wahl der Musterbilder, wonach sie gearbeitet sind, überaus zart und behutsam zu nennen ist, so ist auch ihre Ausführung im Allgemeinen als vollkommen genügend anzuerkennen.

Das wohlgetroffene Bildniß Alexander's v. Humboldt eröffnet die Bilderreihe auf eine würdige Weise. Weiterhin erblicken wir, wie in dem beigegebenen Commentar treffend gesagt ist, ein südlich-ernstes, seelenvolles, ja schwermüthiges Bild des englischen Malers A. Phalipon, welches im Hintergrunde den lichten Himmel und das leuchtende Meer Griechenlands, im Vordergrunde eine Felskuppe darstellt, woran zwei zarte Mädchengestalten in innigst trauernder Stellung lehnen. Das schöne, poetisch aufgefaßte und ausgeführte Bild trägt die Unterschrift: „Die Mädchen von Scio." Einen potenziertern Schmerz, ja den Jammer in höchster Steigerung, das menschliche Elend im erschütterndsten Ausdruck bietet das zweite Bild, nach einem Blatte Simpson's von Alex. Zschokke gestochen. Ein gefesselter Negersklave, in aufrechter Stellung auf einer Bank sitzend, die matten Hände auf die Knie gelegt, das Haar struppig emporstarrend, wirft einen Blick nach oben, wo in den nächtlichen Hintergrund ein Lichtstrahl fällt; einen Blick, welcher die verschiedensten Empfindungen zugleich ausdrückt, die Verzweiflung, die Resignation, die Skepsis, den Glauben, den Fluch, die Bitte, vor Allem die Frage, ob Rache, Gnade, Recht und Licht dort oben sei. Dies Bild gehört trotz seiner Einfachheit zu den wirkungsreichsten und erschütterndsten, die ich je gesehen habe. Auch der Stahlstich: „Cornelia", nach einem schönen Bilde Wächter's, und selbst die anmuthige Tirolerin nach G. Bodmer stellen Gegenstände der Schwermuth, der Trauer und des schmerzlichen Nachdenkens dar, während Hildebrandt's „Krieger und sein Sohn" allein in das Gebiet des Scherzes und der Heiterkeit hinüberspielt. Wer das Original selbst sah, wird von der halb schmerzlichen Ahnung, welche der Interpret dieser Bilder in dem Ausdruck des kindlichen Gesichts erblicken will, kaum eine Andeutung bemerkt haben.

Der Text der Taschenbuches selbst beginnt mit einer Novelle von L. Schefer: „Die Prinzeninseln." Welchen Stoff Schefer auch angreifen mag, er wird ihn überall in das reine und lautere Gold der Poesie umwandeln; er faßt, wohin er auch tritt, Fuß auf poetischem Boden, oder er wird ihn durch die Dichterkraft, die er mitbringt, zu einem poetischen umgestalten. Diese Novelle ist auf geringen Raum beschränkt, aber der concentrirtesten Poesie voll, welche sich eben, um ihre Kraft nicht zu verlieren, in einen weiten Kreis nicht ausdehnen mag, sondern sich in den innersten Kern zusammenziehen und, um so zu sagen, in ihr eignes Centrum zurückkehren will. Schefer ist zugleich der Novellist, welcher in aller Unschuld die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Seele zu erkennen und offenbar zu machen weiß, der Novellist, der, ohne es zu wollen noch zu wissen, in das Herzblatt menschlicher Herzen schneidet, der Novellist, der zugleich der größte Psychologe ist, nicht aus Studium, sondern aus innerer Offenbarung. Es ist in ihm eine Kürze, eine Schnellkraft des Worts, eine Fülle der Anschauungen, eine Fähigkeit, die Ereignisse und die durch sie bedingten und erregten Leidenschaften in einer gewissen logi-

schen Folge zu construiren, welche in Erstaunen setzen. So einfach der Stoff der Novelle scheinbar auch ist, so complicirt ist er auch; er ist in sich verwickelt, ein Knäuel von Thatsachen und sich drängenden Empfindungen. Der Kaiser ist todt, Konstantinopel ist um einen Ersatzmann verlegen. Da erinnert sich das Volk, daß im Leanderthurm ein Brudersſohn des Kaisers im Gefängnisse schmachte. Dorthin strömt man; man öffnet die Thüren; man befreit den Unglücklichen. Diese Volksscenen sind prächtig geschildert. Der Prinz schwankt hinaus; das Volk streitet um die Frage, von welcher Farbe seine Augen seien — ach! dies Auge hat gar keine; es ist mit heißem Essig geblendet; der unglückliche Prinz kann die Sonne nicht sehen, er taumelt, er stößt sich an der Thürpfoste blutig. Obgleich Einige rathen, ihn wieder einzusperren, so geht doch der Wahlruf Anderer durch; man setzt den blinden Jüngling auf den Thron. Später sehen wir ihn an der Seite einer schönen Gemahlin. Nach längerer, glücklich durchlebter Zeit beginnt sie an der Liebe ihres Gemahls zu zweifeln, denn sie meint: „Zur Liebe gehören Augen. Um geliebt zu werden, muß man doch gesehen werden; weniger kann man doch nicht verlangen.“ Nur ein Gefühlbild, meint sie, habe sich von ihr in ihm festgesetzt, das Gefühl seiner Hände von ihrem schönen, langen, vollen Haare, nur das schien ihn an ihr zu reizen. Und so ist sie in der Stimmung, auf eine Nebenbuhlerin eifersüchtig zu werden, die zwar häßlich ist und grundbös, aber doch ein unvergleichlich schönes Haar besitzt. Und so in fortgesetzter Steigerung der Empfindung kommt Thekla endlich auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, ihrem Manne das Gesicht wieder zu geben. Ein Legat des Papstes schlägt eine Reise nach Italien vor, zu dem todten, gegen Blindheit specifisch wirkenden heiligen Lorenz. Hat aber der Kaiser erst einen lateinischen Heiligen angebetet, so hat er, denkt der Legat, auch die Obmacht der lateinischen Kirche anerkannt. Der Kaiser träumt von nichts als von der Reise zum heiligen Lorenz. Seine Gemahlin und der Patriarch treffen ein Auskunftsmittel; der Kaiser soll zur See reisen, aber nur in weiten Kreisen um die Prinzeninseln, und er soll glauben, er befinde sich auf der Fahrt nach Italien. So wird es angeordnet und ausgeführt. Der Kaiser schreibt sogar Briefe an seine Gemahlin von entfernten Orten, verliebt sich in eine angebliche Chiotin, und als er sie zu umarmen glaubt, umarmt er, unwissentlich selig, seine Gemahlin. Endlich landet man, wo dem griechischen Heiligen Spiridion ein Tempel gebaut worden; denn Spiridion soll das Wunder thun. Ein jüdischer Arzt spielt den Papst. Der Kaiser, im Übermaß des Glaubens, wird sehend. Welche Scenen folgen nun, und wie trefflich dargestellt! Aber aufgeklärt über den heilsamen Betrug, geräth er in Zorn; er kann die, welche er als Blinder geliebt, als Sehender nicht lieben; und als er mit ihr nach dem Leanderthurm, den er sehen zu wollen vorgibt, fährt und sie im Kerker allein ist, wirft er die Thür in die Angeln. Aber das Volk befreit Thekla, der Kaiser erkennt sein Unrecht; Thekla, ganz Liebe und Vergebung, will ein Kloster auf der Insel bauen und ein Häuschen daneben und die jungen Prinzen erziehen, und die Inseln sollen immerdar den Namen tragen: Prinzeninseln! — Das ist das ganz nackte Gerippe dieser schönen Novelle, auf deren wunderbare Einzelheiten wir nicht eingehen, sondern nur hinweisen können. Alles, auch die Charakteristik, ist an dieser Novelle merkwürdig, neu und von origineller Tiefe.

„Das Schloß Dürande“, von Joseph Freiherrn v. Eichendorff, ist die zweite Novelle. Auch in dieser ist Alles absonderlich, wie bei Eichendorff immer. Liebe, Leben, Tod, Sprache, Charakteristik, Alles ist seltsam und in seiner Seltsamkeit poetisch. Eichendorff's Poesie lebt, wogt und schafft stets in ihrem eignen Halbdämmerlicht; aber wunderbare Strahlen, wie Nordlichtscheine, schießen daraus hervor und verbreiten hier und da zweifelhafte Helle. Eichendorff stammt noch aus der Zeit der Brentano und Arnim; die Lebenswirklichkeit gilt ihm nichts; Alles, was er schafft, verbreitet ein süßes Grauen, denn es ist nichts von Fleisch, noch hat es sonst eine Realität, eine Materie; die Gestalten setzen sich bei ihm ab in ungewisser Form, in Nebeln und Dünsten; aber diese Dämmerungen, worin Personen und Situationen sich auflösen, haben poetische Berechtigung. Diese Poesie reißt hin, weil sie selbst hingerissen ist. Der Verf. schildert hier den Untergang des Schlosses Dürande und den Tod des Dürande'schen Geschlechts und seiner letzten Stammhalter. Die wunderbar zarte Liebe einer Jungfrau, ähnlich der des Käthchens von Heilbronn, bildet mit der Wildheit des Bruders einen interessanten Gegensatz. Dieser weiß eine Woge der großen französischen Revolution auf das Schloß Dürande und den jungen Grafen zu leiten, worin Graf Hippolyt und Gabriele selbst untergehen. Das ist prächtig gearbeitet, wie des Grafen Liebe erwacht, als er mit Gabrielen noch am Abgrunde des Todes und Verderbens steht! Der Schluß der Novelle ist überhaupt ungemein großartig. Renald, als er erfährt, wie schuldlos des Grafen Verhältniß zu seiner Schwester gewesen sei, begräbt sich unter den Trümmern des Schlosses Dürande! Was an Liedern eingefügt ist, hat Blumenduft und Eichendorff'sche Waldfrische. Die Flut der Poesie bricht ebenso voll in die Novelle hinein, als sie voll herausbricht.

Wir kommen in Verlegenheit, wenn wir, ohne dem eminenten Talente des Emerentius Scävola Wehe und Unrecht zu thun, die dritte Novelle: „Der Adoptivvater“, nach Recht und Billigkeit beurtheilen sollen. Scävola wühlt hier wie immer in den Schäden des menschlichen Geschlechts mit offenbarer Vorliebe; die Leidenschaften, wie sie erwachen und erwachsen, weiß er auch hier mit kräftigem und sicherm Pinsel abzuschildern; es fehlt ihm aber, und diesen Vorwurf können wir nicht zurückhalten, die Grazie der Sprache, der Sinn für Schicklichkeit und die Keuschheit der Phantasie, ohne welche so delicate Situationen, wie sie hier der Verf. auseinandergelegt hat, einen ungetrübten Genuß nicht gewähren können. Man erlasse uns, in diese zweideutigen Verhält-

nisse näher einzugehen, und erlaube uns, nur zuzugeben, daß, wenn die Novelle trotzdem eine gewisse Anziehungs- und Spannkraft auf uns ausübt und durchgängig von Interesse ist, sie diese Vorzüge einzig und allein dem Talente des Vers. zu danken hat, welches, wie auch hier, immer eigenthümlich zu schaffen, zu erfinden und darzustellen weiß.

Den geraden Gegensatz zu dieser Novelle bildet die letzte, deren Titel: „Wunderlichkeiten", und deren Firma: Ludwig Tieck, schon im Voraus alles Mögliche versprechen. In dieser Novelle ist einem wohnlich zu Muthe wie in einem reinlich gehaltenen heimlichen Zimmer, worin wir, bald nach dem Eintritt, uns wie zu Hause fühlen. Sprache und Darstellung sind blank gescheuert und gebohnt; es ist Alles wie aus Einem durchsichtigen und spiegelhellen Guß; nichts wirkt trübend und störend; die Leidenschaften selbst haben einen gelinden Verlauf und dämpfen sich zu bloßen Wunderlichkeiten ab. Diese Verhältnisse sind so dagewesen oder können so dagewesen sein; man sieht, sie sind aus dem Leben gegriffen und haben die Realität in sich; sie sind die Resultate von Eigenheiten und Herzensverkehrtheiten, in welchen die Linie unsers Seins so häufig erstarrt, oder in welche sie umbricht. Denn darin scheinen wir modernen Menschen schwangern Weibern ähnlich, daß wir, statt der Lust unsere Gelüste haben und gestissentlich nähren; und wenn uns das Wunderbare und die Wunder verloren gingen, so ist uns wenigstens das Wunderliche geblieben, das sich überall, nicht blos in unsern Herzensneigungen, sondern auch in den Conflicten, woraus sich unser äußeres Schicksal macht, vorfindet. Nicht alle Individuen, welche Tieck hier schildert, sind blos wunderlich, sondern viele auch wirklich schlecht und moralisch verderbt; aber die Individuen, mit denen sie in Verhältniß treten, sind bis auf einen gewissen Grad alle wunderlich, sodaß die Conflicte, unter denen die Erzählung sich fortentwickelt, die Form der Wunderlichkeit annehmen. Übrigens bildet die Novelle ein so organisch verflochtenes und sich entwickelndes Ganze, daß wir, um von ihr ein anschauliches Bild zu geben, sie abschreiben müßten, statt aus ihr auszuschreiben. In dieser künstlerischen Gestaltung des Stoffes, welche zu einem wesentlich organischen wird, bekundet sich eben die Meisterschaft des Dichters. Große historische und in die Lebensfragen unserer Societät eingreifende Verhältnisse sind es übrigens nicht, in denen diese Novelle sich bewegt, sondern mehr häusliche, zusammengezogene Bilder, welche sich genreartig abschließen. Wie man sich aber, der rein objectiven Darstellung zu lieb, der Subjectivität zu entschlagen hat, davon hat uns Tieck in dieser Novelle ein Zeugniß abgelegt, und darin kann er uns Muster und Lehrer sein. 105.

Récit historique de l'abdication de Victor Amédée, roi de Sardaigne; par l'abbé *Roman*. Paris 1836.

Wir haben nur wenig Beispiele von Fürsten, die freiwillig ihrer Herrschergewalt entsagten, um sich in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Steht ihnen jedoch das unbestrittene Recht zu, der Krone zu Gunsten ihres directen Erben zu entsagen und den Gehorsam und die Treue ihrer Unterthanen auf eine andere Persönlichkeit zu übertragen, so ist ein solcher Act unwiderruflich, oder kann doch nur etwa mit Einwilligung und unter Mitwirkung der Nation aufgehoben werden. Victor Amadeus bietet ein solches Beispiel freiwilliger Abdankung; sein Versuch jedoch, sich der von ihm niedergelegten Krone wiederzubemächtigen, ist ein Vorgang, der unsers Wissens einzig in der neuern Geschichte ist. Denn bestieg auch Philipp V. von Spanien den Thron wieder, den er sieben Monate früher verlassen hatte, so war der Sohn, der ihm auf demselben gefolgt, inmittels gestorben, und überdies beriefen ihn dazu die Cortes des Königreichs, die gleich hernach zusammentraten. Die hier in Rede stehende Thatsache ist somit ein in politischer Hinsicht höchst merkwürdiges Begebniß, das wir in Kürze dem Abbé Roman nacherzählen, der die zu dem Behufe benöthigten Materialien glaubwürdigen Urkunden, deren Einsicht ihm zu Turin selber gestattet wurde, entlehnte.

Im Juni 1730 unterzeichneten die Minister des Kaisers von Östreich und des Königs von Sardinien zu Mailand einen Vertrag, kraft dessen Letzterer ein Armeecorps ins Feld stellen sollte, um gemeinschaftlich mit den Truppen des Kaisers gegen Spanien zu agiren. Kaum war jedoch dieser Vertrag abgeschlossen, so begab sich der spanische Gesandte zu Genua heimlich nach Turin und bot dem Könige von Sardinien im Namen seines Monarchen Novara, Pavia und andere Bezirke jenseit des Tessino an, wofern er mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wolle, die Kaiserlichen aus Italien zu vertreiben. Der eben nicht sehr gewissenhafte Victor Amadeus ließ sich durch so vortheilhafte Anerbietungen zum Treubruche verlocken, den jedoch der Kaiser bald erfuhr und ihn deshalb durch den Statthalter von Mailand bedrohen ließ. Zwar leugnete der König Alles; nachdem jedoch durch den wiener Frieden von 1735 die Kronen von Neapel und Sicilien an den spanischen Prinzen Don Carlos gekommen waren, erging es ihm wie gemeinhin Denen, die sich in häusliche Zwiste mischen: die Versöhnung geschieht auf ihre Kosten. Von zwei Seiten bedroht und zwei Mächte im Begriff, über ihn herzufallen, gewahrend, war er darauf bedacht, das Ungewitter zu beschwören. Da er aber den Knoten zu lösen nicht vermochte, entschloß er sich, ihn zu durchhauen, indem er die Krone niederlegte. Er glaubte nämlich, es werde der Unwille der von ihm hintergangenen Souveraine nicht auf einen jungen Prinzen fallen, der soeben erst den Thron bestiegen, und der an dem Unrechte des Vaters keinerlei Theil genommen hatte. Diese Berechnung war weise und klug; allein hinter jenem erhabenen Acte von Patriotismus und Aufopferung war ein schlimmer Gedanke versteckt, wie wir bald sehen werden.

Victor Amadeus, als er am 12. Sept. 1730 der Krone feierlich entsagte und sie seinem Sohne Karl Emanuel übertrug, war 64 Jahre alt und seit drei Jahren Witwer. Er hatte sich einen Jahrgehalt von 100,000 Thalern vorbehalten und wählte Chambery zu seiner Residenz, wohin er sich einige Tage hernach mit einem wenig zahlreichen Gefolge begab. Schon seit längerer Zeit stand er in vertrauter Verbindung mit einer Hofdame der Prinzessin von Piemont, die ebenfalls Witwe war, und mit welcher er sich, nachdem solche zur Marquise v. Spigo erhoben worden, nunmehr verehelichte. Diese Dame war in hohem Grade ehrgeizig; sie vermochte daher um so eher, den alten König aufzustacheln, sich der höchsten Gewalt wiederzubemächtigen, da er sich ihrer nur ungern begeben hatte und das politische Ungewitter, dem er dieselbe zum Opfer gebracht, durch das kluge Benehmen seines Sohnes besänftigt war. Er glaubte aber, es würde ihm solches desto leichter sein, als er auf die Tugenden, den kindlichen Respect und Gehorsam Karl Emanuel's zählen konnte. Sein erster Schritt zu diesem Ziele, das er nie aus den Augen verlor, war, daß er den König und die Staatsminister nach Chambery kommen ließ unter dem Vorwande, ihnen seine Rathschläge über wichtige Angelegenheiten

mitzutheilen. Sie gehorchten, da es immer von Nutzen ist, den Rath der Erfahrung zu vernehmen. Bald darauf schrieb er seinem Sohne, er solle für ihn das Schloß Moncalier in Bereitschaft setzen lassen, wohin er sich gegen Ende des J. 1731 mit seiner Gemahlin begab und sich daselbst förmlich niederließ. Hier umgab ihn ein Hof und der äußere Glanz des Königthums. Er empfing die Minister und die Generale, die aus Gewohnheit oder Dankbarkeit mit ihm, als ihrem Souverain, sprachen und seine Illusionen achteten. Etwa ein Jahr endlich nach seiner Abdankung entbot Victor Amadeus den Marquis del Borgo, ersten Minister seines Sohnes, zu sich, den er mit Liebkosungen überhäufte, die derselbe mit lebhaften Betheuerungen seines Eifers, seiner Ergebenheit und Verehrung erwiderte. Als nun der alte König den Minister ganz für sich gestimmt zu haben glaubte, eröffnete er sich ihm ohne Rückhalt und erklärte ihm sein Vorhaben, die Zügel der Regierung wiederzuergreifen. In Folge davon foderte er von ihm die Entsagungsacte zurück und beauftragte ihn, seinen Willen seinem Sohne und den übrigen Ministern mitzutheilen. Der Minister, aufs äußerste bestürzt, berief sich auf seine Pflichten und den von ihm Karl Emanuel geleisteten Eid der Treue. Victor überließ sich Ausbrüchen des heftigsten Zorns, denen sich del Borgo nur mit Mühe und unter halben Versprechungen entzog, indem er den alten König in großer Bewegung und Angst verließ. Um Mitternacht steht Victor Amadeus auf fodert ein Pferd und begibt sich eilends zur Hülfspforte der Citadelle von Turin, wo er eingelassen zu werden begehrt. Der Gouverneur, Baron v. Saint-Rémi, kommt herbei und weigert sich ehrfurchtsvoll, die Pforte zu öffnen. Der König kehrt nach Moncalier zurück, voller Verzweiflung, Menschen, die er angestellt, tugendhafter zu finden, als er es hoffte. Indessen hatte der Marquis del Borgo, zu Turin angelangt, den König aufwecken lassen, um ihm das Vorgefallene zu erzählen. In der ersten Aufwallung wollte der junge Fürst seinem Vater gehorchen und ihm den Thron wieder einräumen, den er auf seinen Befehl bestiegen hatte. Er entbot zu dem Ende den Erzbischof von Turin, die Staatsminister, die ersten Präsidenten, den Großkanzler und die Kronbeamten zu sich. Als solche beisammen waren, machte er sie mit den Absichten des Königs, seines Vaters, und mit seinem eignen Vorhaben, der Königswürde zu entsagen, bekannt. Die Rathsversammlung jedoch widersetzte sich einhellig dem Entschlusse des Königs, indem es ihm vorstellte, die Schritte, die Victor Amdeus gethan, seien ihm von einer ehrgeizigen Frau eingegeben worden, die unter dem Namen des Fürsten, den sie unterjecht, regieren wolle. Als diesfällige Bestimmungsgründe machte die Versammlung geltend: es habe zwar die Abdankung unter Umständen stattgefunden, die eine Art moralischen Zwangs auf den Willen des Königs hätten äußern können; nichtsdestoweniger habe derselbe mit Freiheit gehandelt und ohne dabei irgend einer materiellen Gewalt nachzugeben. Existirten nun auch die Beweggründe nicht mehr, welche die Abdankung hervorgerufen, so sei deren Zurücknahme doch nicht statthaft, weil man sich dadurch einer noch gefährlichern Störung der Ruhe aussetzen würde, als jene gewesen, der man dadurch habe entgehen wollen. Der König habe durch seine Abdankung den Folgen eines persönlichen Fehlers vorbeugen wollen und dabei vornehmlich das Staatsinteresse im Auge gehabt. Eben dieses Interesse aber gebiete, einen Act aufrecht zu erhalten, der nicht widerrufen werden könne, ohne das Königreich gefährlichen Unruhen bloszustellen. Endlich hätten die Nation und die fremden Mächte keinerlei Beschwerde gegen den Fürsten, der kürzlich den Thron bestiegen; und da nun bei den Acten, durch welche derselbe dazu gelangt, Alles regelrecht zugegangen, so wäre auch keinerlei Grund vorhanden, die Annullirung des Geschehenen zu rechtfertigen. Demzufolge ward Karl Emanuel gebeten, die oberste Gewalt zu behalten und die erfoderlichen Maßregeln zu ergreifen, um die Versuche zu vereiteln, die etwa gemacht werden möchten, Victor Amadeus wieder in deren Besitz zu setzen.

Mittlerweile traf der Bericht des Barons von Saint-Rémi ein, wodurch der König das nächtliche Unternehmen seines Vaters erfuhr; das Conseil aber war der Meinung, daß es dringend sei, sich der Person Victor Amadeus' zu versichern. Zwanzig Offiziere von erprobter Treue erhielten den betreffenden Auftrag. Sie gehen mit Anbruch des Tages ab, umstellen das Schloß Moncalier, heben den alten König auf und bringen ihn nach dem Schlosse Rivoli. Zugleich wurde die Marquise v. Spigo, in welcher alle getreuen Sarden und Piemontesen die strafbare Urheberin der Rathschläge gewahrten, die den König irregeführt, verhaftet und in das Kloster Pignerol eingesperrt.

Am 2. October versammelte sich der Rath abermals und beschloß, ein Manifest zu erlassen, wovon den sardinischen Ministern an den fremden Höfen Abschriften zugestellt wurden. Man sagte darin, körperliche Gebrechlichkeiten hätten den Geist des alten Königs in der Weise zerrüttet, daß er auf Ideen verfallen sei und Pläne entworfen habe, durch deren Ausführung die öffentliche Ruhe Gefahr gelaufen, gestört zu werden. Der König, sein Sohn, wäre daher, um den Folgen davon vorzubeugen, gezwungen gewesen, zu Mitteln zu schreiten, die seinem Herzen große Opfer kosteten. Keine Macht in Europa misbilligte die Acte und Maßregeln, wobei die Grundsätze und Rechte des Königthums und der Völker auf gleiche Weise geachtet worden waren.

Victor Amadeus starb kurze Zeit hernach in den Armen seines Sohnes auf dem nämlichen Schlosse Moncalier, von wo ihn zu entfernen, die Sicherheit des Staats geboten hatte. An seinen Beichtvater aber, der zu ihm von Jesus Christus sprach, der am Kreuze seinen Feinden verzieh, soll er auf dem Sterbelager, wie der Geschichtschreiber versichert, folgende Worte gerichtet haben: „Il figlio e morto per sadisfar al padre, oggi il padre muore per sadisfar al figlio." (Wie der Sohn zur Genugthuung des Vaters starb, so stirbt der Vater zur Genugthuung des Sohnes.) 17.

Notizen.

Der Capitain Tréhouart, Führer der zur Aufsuchung der „Lilloise" nach dem Norden gesandten Corvette „Recherche", hat unterm 28. Sept. von der Rhede von Cherbourg an den Marineminister Bericht über die diesjährige Expedition erstattet, deren Ergebnisse bei gleichen Mühsalen und Gefahren nicht glücklicher als die der beiden frühern waren. Bessere Erfolge dagegen haben, einem in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 17. Oct. vorgelesenen Briefe Gaymard's an Hrn. v. Freycinet zufolge, die Bemühungen der wissenschaftlichen Expedition gelohnt. Die von dieser veranstalteten Sammlungen aller Art füllen 112 Kisten und Fässer. Robert allein hat mehre Tausend geologische Gegenstände gesammelt, Lottin zahlreiche und äußerst wichtige magnetische und meteorologische Beobachtungen gemacht. Marmier hat sich mit Eifer Studien über die Geschichte, die Literatur und Sprache Islands unterzogen und Mittheilungen darüber versprochen. Der der Expedition beigegebene Maler Mayer bringt 207 Zeichnungen in Kreide, Sepia und Aquarell und 12 Ölgemälde mit. Gaymard's Bemühungen waren vorzüglich der Medicin, der Zoologie und der Statistik gewidmet und haben reiche Frucht getragen.

Nach dem „National", der die von Seiten Frankreichs gegen die Schweiz ergriffenen Maßregeln hart tadelt und das Nachtheilige derselben für den französischen Handel nachweist, ergibt nach einer durchschnittlichen Berechnung der 14 Jahre von 1821—34 der Verkehr zwischen beiden Ländern folgendes Resultat: die Schweiz führte in Frankreich jährlich für 11,358,645 Francs ein, wogegen dieses nach der Schweiz für 27,363,874 Francs ausführte. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 321. —— 16. November 1836.

Julius Schneller's hinterlaſſene Werke. Aus Auftrag und zum Beſten ſeiner Familie herausgegeben von Ernſt Münch. Vierter Band. Anſichten von Philoſophie und Geſchichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum. Stuttgart, Scheible. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Die Prägnanz der Ideen und die Fülle der in dieſer Nachlaſſenſchaft J. Schneller's ausgeſtreuten neuen und folgereichen Anſichten von Weltgeſchichte und Philoſophie der Geſchichte hat uns veranlaßt, ſchon in zwei verſchiedenen Aufſätzen in d. Bl. die Aufmerkſamkeit der Freunde von Geſchichte und Philoſophie auf dieſe Bände, in welche die Pietät das Vorzüglichſte aus dem Nachlaſſe des zu früh Verſtorbenen ſammelt, zu lenken. In dem vorliegenden vierten Bande dieſer Sammlung begegnen wir dem edlen Geiſte Schneller's nun, nachdem die vorangehenden Bände meiſt Eſoterien und Fragmente aus andern Beſtrebungen, biographiſche Züge u. dgl. darbrachten, auf ſeinem eigentlichſten Gebiete, dem der Philoſophie der Geſchichte überhaupt, und wir bekennen ohne Hehl, daß ſeit Herder's „Ideen" uns nur wenige Werke dieſer Disciplin mit einem ähnlichen Reize der Neuheit, der Großartigkeit der Anſichten, mit einer gleichen Fülle von Forſchertreue und hiſtoriſcher Gewiſſenhaftigkeit angeſprochen haben wie die vorliegende Sammlung. Schneller war ein Geiſt, in dem ſcharfer Blick und Phantaſie zur ruhigen Schmelzung zu gelangen im Begriffe waren; ſeine Ideen ſchweben in der Sphäre kräftigſter Menſchenliebe, friſchen Wahrheitstriebes, feſten Glaubens an eine höhere Weltregierung und ſtarken Vertrauens zur endlichen Löſung der humanen Lebensaufgabe des Menſchengeſchlechts. Er ſieht weit, doch er ſieht zugleich auch ſcharf; unabläſſig dringt er in die Zukunft ein auf den Bahnen, welche die Vergangenheit offen legt; und zeigt ſich hier und da auch, wie bei kräftigen Charakteren zu geſchehen pflegt, ein Übergewicht der Phantaſie über die kritiſchen Seiten des Geiſtes, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir eben dieſer Anlage das Ahnungsvermögen verdanken, welches uns die Gedanken der Weltregierung enthüllt und in näherer oder fernerer Zukunft uns erfüllt zeigt. Die hiſtoriſche Detailkenntniß, welche man bei Schneller bisweilen als lückenhaft angetaſtet hat, verliert ihre Bedeutung, wenn es ſich darum handelt, entweder die Fühlhörner der Ahnung in die Zukunft auszuſtrecken, oder die Geſammtideen der Vergangenheit herauszuſtellen, um daran die wahrſcheinlichen Pläne der Weltregierung mit der Menſchengeſchichte zu prüfen und zu erkennen. Beide Übungen des Geiſtes ſind Schneller's eigenthümlichſtes Gebiet; zu beiden iſt er vom Geiſte ausgerüſtet wie wenig Andere, und in beiden haben in alter und neuer Zeit nur wenige Geſchichtſchreiber gleiche Kräfte entwickelt oder gleiche Erfolge erlangt. Poſſelt, Moſer und Herder ſind nächſt den Alten, denen er wol das Meiſte verdankt, in Geſtaltung des Stoffs, in Styl und Ausdruck der Gedanken ſeine Vorbilder und ſeine Meiſter; Kraft und Originalität der Ideen aber ſchöpfte er aus ſich ſelbſt.

Was wir aus dieſer faſt überreichen Sammlung von Ideen, Anſichten und Lehrſätzen der Geſchichte unſern Leſern wiedergeben können, kann natürlich nur den Charakter von Fragmenten, von aus dem Zuſammenhang geriſſener Proben und Hindeutungen haben; indeß meinen wir, daß auch dieſe ſchwachen Bruchſtücke genügen werden, den reichen Geiſt, der hier thätig war, gleichſam im Mittelpunkte ſeiner ſeltenen Kraft zu zeigen und auf dieſe koſtbare Nachlaſſenſchaft von Reſultaten begeiſterter und gewiſſenhafter Forſchung aufmerkſam zu machen.

Eine akademiſche Rede: „Über den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte" (1823 zu Freiburg gehalten), führt in den Ideenkreis Schneller's raſch und zweckmäßig ein. Dieſe tiefſinnige Rede wird anziehend durch die Zuſammenſtellung der Ausſprüche aller größten Geiſter des Alterthumes und der Neuzeit über die Geſchichte als Vorſchule der Weltweisheit. „*Καλλίστη παιδεία πρὸς ἀληθινὸν βίον*" nennt Polybius, „nuntia vetustatis et magistra vitae" heißt Cicero die Geſchichte, welche Bolingbroke „the school of example and the master of the school" nennt, der Machiavelli das Amt anweiſt, alle großen Lebensfragen zu löſen, „nell' ordinare le reppubliche, nel mantenere gli stati, nel governare i regni" u. ſ. w., und von der Voltaire behauptet: „qu'elle nous apprenait nos devoirs et nos droits, sans paraître prétendre à nous les enseigner", während der größte

*) Über den erſten bis dritten Band berichteten wir in Nr. 25 und 213 d. Bl. f. 1835. D. Red.

deutsche historische Geist sie als die Lehre „von der Freiheit des Menschenwillens bei der Nothwendigkeit der Natur" betrachtet.

Die zweite Abhandlung liefert „Geschichtshauptgrundsätze". Als solche stellt Schneller heraus: Nutzen (sie macht uns ohne Schaden klug, sagt Polybius), Kritik (dem gemeinen Geiste ist das Herbeischaffen der Bausteine übertragen, sagt Bolingbroke), System (aufsteigende Formenvollendung nach Herder, Vollendung des Menschen durch den Staat nach Mably), Pragmatismus (Auffindung naher und ferner Ursachen), Styl (die drei Meister des deutschen Geschichtstyls, Lessing, Schiller, Posselt), Methode (Realmethode mit Verbindung der Episodenmanier), Wahrheit (grobe und feine Lüge, welche erfindet oder verschweigt). Ἰατρὴ τῆς ψυχῆς (Heilkunst der Seele; Diagnose der Zeitkrankheit), magistra vitae (Lehrerin des Lebens), miniera di diamanti (Ausbeutung der Weisheit), body of the time (greifliche Gestaltung der Zeit). Mit diesen Grundsätzen ficht er gegen die „fable convenue" Fontenelle's und zeigt Lucian's von Samosata alte Lehre von der Geschichtschreibung als die noch heute alleingültige.

Der folgende Aufsatz: „Drama der Menschheit", zerlegt die große Tragödie, welcher die Erde als Bühne dient, in ihre fünf Acte: Urwelt, Alterthum, Mittelalter, Neuzeit und unsere Tage; zeigt ihre Übergänge, Hauptrichtungen, Einzelscenen, und wie jede erwachende Idee sich selbst verzehrte, um Mutter einer neuen Idee (Zeitrichtung) zu werden, und schließt mit dem Worte: „Geistesentwickelung", als Hauptidee unserer Tage. Ideale aller geselligen Tugenden, Modelle aller Kunst hatte schon das Alterthum; das Mittelalter beutete die Gefühle aus (Religiosität), aber es gab dem Kunstsinne wie der Religion die verkehrteste Richtung; Geschmacksverfeinerung war die Hauptrichtung der Neuzeit, Urtheil und Verstand ihre Hebel; der Charakter unserer Tage ist Entwickelung des Geistes zur Freiheit. Unser Unglück dabei ist die Einführung ungeprüfter Neuerungen mit unbesonnener Hast und ihre Verwerfung mit übereilter Hitze. So kann man Übereilung als den Charakterzug unserer Zeit bezeichnen, Bonaparte und Washington aber als die Erreger der Ideen unserer Zeit. Hiergegen aber möchten wir bemerken, daß bereits Beide veraltet sind, und daß unsere allerneusten Tage sich in totale Systemlosigkeit, um nicht zu sagen richtungslos in den Weltstrom verlieren.

Die Abhandlung: „Weltlauf", betrachtet die innern Ideencomplexe der verschiedenen Acte des Geschichtsdramas: Patriarchalien, Despotismus, Satrapenthum, Colonialsystem, Hellenismus, Romanismus (das ewige Rom gab der Welt dreimal Gesetze: durch Helden, durch Päpste, durch Künstler), Christenthum, Papstthum, Mohammedanismus, Wiedergeburt, Neuerungen, Volkswortführung, Weltweisheit, Offenbarung durch die Natur. Hier gleichen die Ideen des Verf. einem schwellenden, in Wirbeln dahinschießenden Strome; mit einem Worte vernichtet er Systeme, Zeitrichtungen, Regierungen. Hier aber zeigt sich auch, was an Befangenheit, was an Phantasmen in ihm lebt, und daß die Phantasie in ihm dem edeln Rosse der Vernunft und seinem Führer, der Erfahrung, oft übel zusetzt. Der Abschnitt: „Volkswortführung", ist eines Historikers gradehin unwürdig; er gehört der erfahrungslosen Jugend an, einer idealen Träumerei, von der sich Schneller bis in sein Alter hin niemals frei machen konnte. Der Schluß dieser Abhandlung ist charakteristisch:

Auf allen Inseln beginnt das neue Geldsystem zu herrschen. Geld macht den Menschen vertragsmäßig für Stunden, Tage, Wochen, für Jahre anfangs zum Maschinisten, später zur Maschine selbst. So entsteht einen Art freiwilligen Selbstverkaufs, wo die Härte des Zahlmeisters die Armuth des Tagelöhners in die drückendste aller Fesseln schlägt, zur willenlosesten Hingebung zwingt. Dies ist die drohendste Gestalt des Zeitgeistes im jetzigen Weltlauf.

„Zeitgeist von 1789 — 1830." Diese Zeitabtheilung kann heißen: die polemische, die dampfmaschinenmäßige, die journalistische, die encyklopädische, demagogische, atheistische, die revolutionnaire und reactive. Was sie nicht ist, ergibt sich aus diesen Bezeichnungen. Ein biblischer Philolog sagt: Gog ist ein Teufel, Magog ein größerer Teufel, aber der größte aller Teufel ist Demagog. Schimmernder Pantheismus und, setzen wir hinzu, schimmernder Kosmopolitismus gehören zur Tagesunordnung. Nun aber kämpft der Verf. gegen diese Bezeichnungen; Kirchenverbesserung und Volkswortführung, Licht und Recht seien, meint er, die Hauptaufgaben der Zeit. Mit seiner Erlaubniß: dieser Schluß ist eines strengen Denkers, eines Professors der Philosophie nicht sehr würdig. Was ist Recht? Was ist Licht? Ist Recht die Zertrümmerung des Vertragsmäßigen nach Laune des Augenblicks? Ist Licht die Verwerfung alles Dessen, was die Menschheit vor uns durchgedacht hat? Hieran hätte er seinen Scharfsinn versuchen, durch Definition von Recht und Licht unsere Zweifel beruhigen, uns überzeugen, unserm Streit ein Ziel setzen sollen. Der unerklärte Gebrauch dieser zwei Worte, welche Alles und Nichts bedeuten, die die Beweger und die Zerstörer der Zeit sind, kann uns nichts lehren, nicht helfen. In der Erklärung, der richtigen Erklärung, der befriedigenden Erklärung dieser zwei Worte liegt die Lösung des Räthsels der Zeit. Wer wird der Ödipus sein für diese Sphinx? Der Verf., bei aller seiner Geisteskühnheit, wagt sich, wie wir sehen, nicht an diesen Ruhm. Er gibt die Worte, welche auf allen Gassen, in allen Wein- und Wirthsstuben wiedertönen, aber nicht ihre Erklärung. Eines Denkers wie er ist dies wenig werth; oder soll es nur indirect sagen, daß es keine Erklärung für diese Worte gibt? Nun denn, so bleibt das Räthsel der Zeit so ungelöst, wie es war, und Alles, was auf sie gebaut war, ist in den Wind verloren, in die Luft geredet! Ja, so steht es mit unserer Weisheit: Worte, welchen die letzte Erklärung fehlt; Schemen, die, wenn sie zergliedert werden, von keiner Seite mehr wieder erkannt, von Niemand mehr reclamirt werden.

„Der Staat bin Ich!" dies Wort eines Königs hielt man einst für großsinnig, heute ist es abgeschmackt.

Diesen Umschwung der Ideen bewirkte der Zeitgeist. Als Factum wahr; als Lehre — wir wissen nicht was daraus folgt, und um so weniger, als der Verf. gleich darauf ausführt: Fürstenliebe sei eine universelle Tugend der Europäer! Besser geht uns ein, was er über Adel und Priester, wiewol auch nicht ohne Irrthum, sagt, über Steuer und Münze, Kunst und Wissenschaft, Schule und Erziehung; und doch ist des alten Raynal Frage noch unbeantwortet: Erziehung, macht sie den Zustand des Menschen besser, oder verändert sie ihn blos? Hier ist Verneinung schwer, Bejahung aber noch schwerer, wenn man nicht blöde auf Herder's Worte schwören will. Man kann nur sagen, daß die Kindheit nicht immer Kindheit bleiben könne.

„Freiheitrufe der Spanier." Zeitgemäß und doch unbrauchbar! Wie viel haben die drei Jahre seit Schneller's Tode uns Neues gelehrt! Er selbst steckt noch tief in der Napoleon'schen Kampfperiode; Don Carlos' Siege könnten ihm ungeahnten Aufschluß über Sinn und Denkart Spaniens geben. Ein Zehntel Spaniens, aber freilich das gewichtige Zehntel, will das Neue, die träge Masse haftet zähe an dem Alten.

„Stimmen der Zeit." Für und Wider. Ausgezeichnet glückliche Widerlegung der gemeinen Urtheile über die Türkei und Griechenland. Ein weiser Reis-Effendi fragte, von der Meinung ausgehend, daß Wissenschaft ohne Tugend ein übertünchtes Grab sei: wo gibt es ein Land, in dem weniger Verbrechen geschehen, wo mehr Treue und Glauben, strengere Sitten, größere Toleranz, mehr Gastfreundschaft herrscht, das Haus heiliger, der Sohn gehorsamer, weniger Kampf der Leidenschaft, mehr Religion, mehr Genuß, mehr Begnügung, mehr Wohlhabenheit zu finden ist als im Reiche des Sultans? Die Sache ist richtig. Nur eins fehlt der Türkei: Sicherheit des Lebens und der Güter. Den Griechen ist alles Böse nachzusagen erlaubt; aber was ihnen bleibt, ist Durst nach Civilisation und Fähigkeit der Hingebung an die Tugend. So wird auch Mohammed Ali ein Mausoleum errichtet durch einen Zug. Den in seiner Burg versammelten Staatsrath redete er einmal an: „Ich und ihr Alle, die ihr hier steht, wir sind unwissende Leute; aber der Unterschied zwischen euch und mir ist, daß ich etwas zu lernen trachte, ihr aber nichts." Es ist Wahnwitz, die philanthropischen Ideen des französischen Liberalismus als Maßstab an die Regierungshandlungen dieses Mannes zu legen; einen Maßstab, den nicht einmal Peter der Große, Friedrich oder Joseph verträgt. Des Orients erstes Bedürfniß aber ist Bewegung.

„Kritik neuester politischer Literatur." Musterrecensionen über Pölitz's „Regierung Friedrich August's", Morin's „Révélations", Hudson Lowe's „Denkwürdigkeiten", die Schriften über die Julirevolution (von welcher Schneller ziemlich excentrische Vorstellungen mit in das Grab nahm, die der nothwendigen Ruhe in den Ansichten eines Geschichtschreibers Eintrag thaten) und Baiern (wo sich derselbe Mangel an Ruhe, dieser Hauptfehler Schneller's, kundgibt), Benda's „Krieg in Osten" und andere zu ihrer Zeit bedeutende Erscheinungen. Von diesen Kritiken läßt sich das geistreiche Wort eines Franzosen wiederholen: „Il y a beaucoup des faussetés dans les historiens, beaucoup d'erreurs chez les philosophes, des mensonges dans presque tous les écrits polémiques, et malheureusement tous les trois défauts réunis dans les critiques." Von Preußen tönt hier ein Wort wieder, das wir als eine Curiosität unter den Trugschlüssen anführen wollen.

Von Preußen glauben Manche, es habe sich noch nicht zu der ihm eignen Gestalt entwickelt (kein geschichtlicher Zustand erscheint ganz und völlig entwickelt, denn ganz entwickelt geht er in einen andern über) und sehe wie verpuppt dem Augenblicke entgegen, in dem die beengende Hülle fällt, das Freigewordene die Flügel schlägt und sich munter in die Höhe schwingt. In Preußen liegt allerdings reicher Stoff. Das Fleisch und Mark der Nation ist gesund; nur einige Stände geben Zeichen von Überreife und dann wieder von Unreife, die in Rohheit und Künstelei, Unglauben und Aberglauben, Indifferentismus und Intoleranz u. s. w. zu erkennen sind. In mancher Beziehung scheint hier der Literatur und der Kunst eine byzantinische Periode zu drohen; doch geht diese Hinneigung von einer Minorität aus, welche wol ein lärmendes, aber schwerlich ein vielbrachtetes Wort führt.

Diese Ansicht ist in ihrer ersten Hälfte falsch, in der zweiten unverständlich. Preußens Geist in der Verwaltung ist entwickelt, wie irgend ein historischer Zustand entwickelt sein kann, und wer daran zweifeln möchte, dürfte blos den trefflichen Aufsatz des pariser „Temps" (Octbr. 1835) über Preußen lesen, um nicht länger zu zweifeln. Verwaltung durch freie Gemeinden unter der Aufsicht collegialischer Behörden, die Sitz und Mittelpunkte aller politischen Bildung, aller staatswirthschaftlichen Einsichten sind, das ist das Kriterium der preußischen Staatsverwaltung. Ob dies System wahr, richtig und segenbringend sei, darüber belehrt am besten der Anblick blühender Provinzen, das Gefühl allgemeiner Sicherheit, Genußfähigkeit, Behaglichkeit. Von diesem Verwaltungsgrundsatz machen nur die Provinzen des französischen Rechts eine theilweise, selbst begehrte Ausnahme. Auch diese Ausnahme wird verschwinden, und von den französischen Fesseln befreite Gemeinden werden auch am Rhein erscheinen. Als das zweite Kriterium des preußischen Geistes, welches ebenso nach innen wie das erste nach außen hin wirksam ist, erscheint die Wissenschaftlichkeit unter der Oberaufsicht einer weise gesammelten Erfahrung. Der „Temps" hat dies so kräftig als schön ausgesprochen. Diese beiden Hauptkriterien betrachtend, mit ihren Ausflüssen sie fest ins Auge fassend, fragen wir, ob einem so verwalteten Staate eine byzantinische Epoche drohen könne, ob sie nur möglich, nur denkbar sei. Wir behaupten: Nein! Nur einen Zug der byzantinischen Periode möchten wir um der Wahrheit willen doch nicht ganz ausschließen, es ist die Spitzfindigkeit der Gesetzgebung. Von dieser sind Beispiele anzutreffen; freilich Beispiele, die wiederum nur beweisen, wie hoch Recht und Billigkeit hier stehen, und wie das Bestreben allgemein ist, Allen recht zu machen. Eine solche Spitzfindigkeit hat auf unsere Nachsicht, auf unsere Ach-

tung Anspruch, was man von der byzantinischen aber nicht sagen kann. Genug, Preußen erscheint nicht verpuppt, sondern wahr, offen, ehrlich und als Das, was es zum Heil seiner Völker sein will.

Wir entlassen hiermit dies ideenreiche Buch, das zum Schlusse noch eine, so viel wir wissen ganz neue Ansicht über Ludwig XIV. Regierung darbringt, die durch eine Fistel mit Beule in zwei ganz unähnliche Hälften getheilt worden sein soll, in eine freie und eine erdrückte Königsmacht. Von den noch rückständigen Bänden dieses reichen Nachlasses haben wir ähnliche Anregungen und Genüsse zu erwarten und werden eine neue Verpflichtung sowol zu ihrer Besprechung wie zum Danke gegen den verdienten Herausgeber in ihnen wol antreffen. 21.

Literarische Notizen.

Der erste Band der „Mémoires de Lucien Bonaparte" ist in der Mitte Oct. gleichzeitig zu Paris und London herausgekommen. Einer ausdrücklichen Erklärung des Prinzen von Canino aus London 6. Sept. d. J. zufolge sind dies die einzig echten, von ihm selbst verfaßten Memoiren, und er erkennt weder die früher unter seinem Namen, noch ohne denselben erschienenen an. Dieser erste Band, dem noch 4—5 folgen werden, geht bis zum 18. Brumaire.

Mortonval's Roman: „Charles de Navarre", in zwei Bänden, der im 14. Jahrhundert, einer Epoche unausgesetzter Kämpfe, spielt, interessirt durch den gut gewählten Stoff, die an überraschenden Situationen reiche und gut geleitete Handlung.

Ein neuer Roman von Jules de Saint-Felix: „Mademoiselle de Marignan", liefert ein ebenso treues als prächtig ausgeführtes Gemälde der vornehmen Welt. 4.

Bibliographie.

Bechstein, L., Fahrten eines Musikanten. 3 Theile. 8. Schleusingen, Glaser. 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Büssel, A. J., Des Kaisers Schatten. 8. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1 Thlr. 4 Gr.

Kanzonen auf Napoleon.

(Dezobry.) — Rom im Jahrhunderte des Augustus, oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tibers. Nach dem Französischen des M. L. C. Dezobry bearbeitet von Th. Heil. 1ster Theil. Mit 1 Plane. 8. Leipzig, Hinrichs. 1837. 1 Thlr.

Freyberg, E. H., Pommersche Sagen, in Balladen und Romanzen. Gr. 8. Pasewalk. 16 Gr.

Grauert, W. H., Christina Königin von Schweden und ihr Hof. 1sten Bds. 1ste Abth. Gr. 8. Bonn, Weber. 1837. 1 Thlr.

Gregory, J. K., Die Ruinen der Burgveste Kostelec an der Sazawa und das bewohnte Bergschloß Konopišt im berauner Kreise, mit der topographisch-pittoresken Schilderung ihrer Umgebungen, Darstellung der Hauptmomente ihrer Zeitgeschichte, und mit der Familienkunde ihrer ehemaligen und jetzigen Besitzer. — Auch mit dem Umschlag-Titel: Merkwürdige Ritterschlösser und Burgvesten Böhmens, historisch-malerisch dargestellt. 1ste Lief. Gr. 8. Prag, Haase Söhne. 8 Gr.

Groschvetter, E., Der Tod des Pharthon. Epische Dichtung. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 8 Gr.

Grosse, K., Kurzgefaßte Geschichte des Parteien-Krieges in Spanien von 1833 bis 1836. Nebst der Constitution von 1812. 1stes Heft. Mit dem Portrait der Königin Christine. 8. Leipzig, Zirges. 1837. 8 Gr.

Gutermann, F., Über den Begriff und die Charaktere des Schönen. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 1837. 12 Gr.

Harrison, Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen. 4ter Theil. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 12 Gr.

Ingemann, B. S., Drei Erzählungen. Der Wehrwolf. Der lebende Todte. Der Korsikaner. Aus dem Dänischen von L. M. Fouqué. 8. Halle, Kümmel. 1837. 12 Gr.

Luden, H., Geschichte des deutschen Volkes. 11ter Band. Gr. 8. Gotha, Perthes. 2 Thlr. 8 Gr.

Meinicke, C. E., Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt. 1ster Theil. Gr. 8. Prenzlau, Kalbersberg. 1837. 2 Thlr.

Müller, W., Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1837. 3ter Jahrg. Gr. 12. Göslin, Hendeß. 1 Thlr. 8 Gr.

Napoleon, dargestellt nach den besten Quellen von **r. Mit 40—50 Stahlstichen, nach Originalgemälden der berühmtesten Maler Frankreichs. 1ste Lieferung mit 2 Stahlstichen. Gr. 8. Leipzig, Kollmann u. Fischer. 8 Gr.

Ricardo's, D., Grundsätze der Volkswirthschaft und der Besteuerung. Aus dem Englischen übersetzt und erläutert von *K. Baumstark*. 1ster Theil. Leipzig, Engelmann. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Romans, Li, des sept sages nach der Pariser Handschrift herausgegeben von *H. A. Keller*. Gr. 8. Tübingen, Fues. 3 Thlr. 12 Gr.

Roos, R., Musivische Bilder. Hinterlassen von ic. Gr. 8. Güstrow, Opitz u. Frege. 1 Thlr. 3 Gr.

Schaller, J., Die Philosophie unserer Zeit. Zur Apologie und Erläuterung des Hegel'schen Systems. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Schlegel's, F., Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten u. s. w. 2ter Band. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Bonn, Weber. 1837. Subscr.-Pr. für die 1ste u. 2te Abth. 2 Thlr. 8 Gr.

Semilasso in Afrika. 4ter Theil. Reise ins Innere des Königreichs Tunis. Sauwan, Keruan, Sfax, Susa. Aus den Papieren des Verstorbenen. Hiezu die Abbildung: Ankunft beim Sauwan. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr.

Spazier, R. D., Novellen, musikalisch-dramaturgische Aufsätze und Gedichte. 1stes, 2tes Bändchen. Schleusingen, Glaser. 1 Thlr.

Storch, L., Der Jakobsstern. Messiade. 1ster Theil. Des Sternes Aufgang, oder der Lehrer der Kabbalah. — 2ter Theil. Des Sternes Wachsthum, oder der Märtyrer. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr. 6 Gr.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von C. Spindler. 16. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Vielliebchen. Historisch-Romantisches Taschenbuch für 1837. Von A. von Tromlitz. 10ter Jahrg. Mit 8 Stahlstichen. 16. Leipzig, Industrie-Comptoir. 2 Thlr. 8 Gr.

Voigtländer, J. A., Entwickelung des Christenthums zur Welt- und Staatsreligion in Fragmenten nach Spinoza. Ein Beitrag zu gerechter Würdigung seiner Theologie und Philosophie. Gr. 8. Halle, Kümmel. 8 Gr.

Walchner, K., Johann von Botzheim, Domherr zu Constanz, und seine Freunde. Ein Beitrag zur Reformations- und Gelehrten-Geschichte von Südschwaben. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe und biographischer Notizen. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 21 Gr.

Weltansicht, Die, oder populär-praktische Übersicht der Philosophie. In zwölf Vorlesungen. Ein Handbuch für gebildete Freunde religiös-philosophischer Wahrheit. Gr. 8. Riga, Frantzen. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 322. — 17. November 1836.

Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 5 Thlr. 12 Gr.

Wer Baggesen als Originalschriftsteller erkennen will, sagt der mit der Bescheidenheit eines Sohnes sprechende Vorredner, muß ihn in seinen dänischen Werken betrachten. Könne ein Dichter, setzt er hinzu, abgesehen von der Sprache, in der er gedichtet, beurtheilt werden, so möchte er bitten, Baggesen in seinen deutschen Werken als eine Erscheinung nicht sowol der deutschen, als vielmehr der gesammt-europäischen Literatur anzusehen. So also sollen wir den Dichter und seine Werke, wie sie vor uns liegen, betrachten. Die Doppelnatur der dänischen Schriftsteller, welche Dänisch und Deutsch zugleich schreiben, sollte ihre generelle Lösung in der allgemeinen europäischen Bildung finden und nicht in der Stammverwandtschaft beider germanischen Völker! Von Baggesen, Öhlenschläger und einigen neuern Dänen wäre also de facto, ehe es zur Theorie geworden, die schöne, neuerdings gesuchte Aufgabe gelöst, ohne nationelles Fundament für eine allgemein europäische, oder gar allweltliche Literatur zu dichten! Wenn dies auch von Baggesen gilt, und davon reden wir nachher, so paßt es doch weder auf Öhlenschläger noch jüngere Dänen, die, im vollen Bewußtsein ihres speciellen Vaterlandes, nur aus andern Rücksichten zugleich Deutsch schrieben, oder auf der Stelle ihre Dänisch niedergeschriebenen Gedichte ins Deutsche übersetzten. Diese Rücksicht liegt sehr nahe. Sie suchten ein größeres Publicum, als es das quantitativ kleine dänische Volk ihnen darbot. Wer will nicht in größern Kreisen wirken, wenn er den Beruf in sich fühlt! Aber ohne Bluts-, Sinnes- und Sprachverwandtschaft wäre das unmöglich. Unter allen verwandten Stämmen stehen uns die heutigen Dänen zunächst, weit näher als die uns entfremdeten Holländer, die fremdgebliebenen Schweden und die verwandten Engländer, deren frischer Sinn sonst doch so oft wohlthätig zurückgewirkt hat auf das stagnirende Mutterland. Nicht von jenen stolzen Normannen rede ich, deren kühne Seeräuberflotten Reiche eroberten und stifteten und die Meere beherrschten, sondern von den Dänen, welche der Lauf der Weltenschicksale zur contemplativen Ruhe, ähnlich uns, verdammte. Hier ist der Punkt, wo die alten Stammvettern brüderlich zusammengetreten sind im Grübeln, Sinnen und Phantasiren. Nirgendwo auswärts hat unsere Philosophie so früh und so innige Theilnahme gefunden als bei den Dänen, die sie nicht als ein curiosum aufgriffen, sondern als etwas, woran sie Theil haben mußten; und wie sie geschwisterlich unsere ältere Poesie mit durchlebten, so ward der Sinn bei ihnen fast gleichzeitig für die neuern Meister, die ihren poetischen Born nicht bei den alten Classikern, sondern in der germanischen und romanischen Vorzeit suchten, erweckt. Wir haben Scott, Byron, und was Italiener und Franzosen neuerdings schaffen, als interessante Fortschritte aufgefaßt; die Dänen haben unsern Göthe, Schiller, wie früher Klopstock, mit als den ihren betrachtet und diese unsere ganze Bildungsepoche mit als ihre eigne durchgelebt. Zu Baggesen's Zeit, nämlich als er auftrat, erkannte die herrschende Bildung diese Blutsbande nicht an. Singt er doch selbst in den beiden Epigrammen:

Echter Germanismus.

Jenseits liegt die politische Welt! Was geht uns ihr Schicksal
Diesseits über dem Rhein in der poetischen an?
Hole der Teufel nur dort den ganzen germanischen Körper,
Wenn uns bewahret allhier Gott den germanischen Geist.

Apologie der Deutschen.

Klagt nicht über den Mangel an vaterländischem Volkssinn
Hier in Germanien! ach, hat man doch Bürger genug!
Briten sind Briten, und Dänen sind jetzt auch Dänisch — wo gäb' es
Menschen auf Erden wol noch, wären die Deutschen auch deutsch.

Es war jener bespöttelte allgemeine Humanitätssinn, jene vorromantische Regung nach Generalisirung der Bildung, welche Baggesen grade zu den Deutschen trieb, ohne daß er sich dieses modern liberalen Princips bestimmt bewußt war. Aus dieser Richtung ist der Dichter Baggesen hervorgegangen; aber um wie viel wirksamer hätte er auftreten mögen, wenn er statt Deutsch Französisch geschrieben. Er, der im fünfundzwanzigsten Jahre erst Deutsch lernte, hätte wie andere seiner Landsleute sich ebenso gut in Frankreich einbürgern können. Warum that er es nicht? Weil zufällig das Humanitätsfeuer damals auch in Deutschland hell auflodernte? Derselbe Flammenschein leuchtete über alle cultivirte Länder. Es mußte einen andern, einen innigern Grund haben, daß er sich an das Deutschland anschloß,

gegen deſſen Verkehrtheiten der Dichter ſeine beſte ſatiriſche Kraft ein halbes Jahrhundert hindurch aufbot. Und dieſer Grund iſt eben kein anderer als auch bei Baggeſen die verwandte Volksnatur.

Die geſammten Werke des Seligen liegen uns nun vor, geſäubert, geläutert und vervollſtändigt durch die beſcheidene Pietät ſeiner Söhne. Es hält ſchwer, über etwas Geweſenes zu urtheilen. Das herbſte Urtheil liegt in dieſen, uns unwillkürlich aus der Feder gefloſſenen Worten. Es iſt geweſen, was uns hier gebracht wird. Die Klänge ſind verhallt. Der Schaffende hat wenig erſchaffen, was durch ſich ſelbſt ihn überlebte. Das hat er mit Vielen gemein, und doch, wie ungerecht wäre es, ihn mit dieſen Vielen in eine Claſſe zu werfen! Baggeſen iſt ein Koloß gegen ſie durch die Ehrlichkeit und den Ernſt ſeines Ringens. Und bliebe nichts Poſitives von ſeinen Gedichten, dieſes Kämpfen, als ſolches betrachtet, iſt eine Thatſache an ſich, die ihre Ehrendenkmale in unſerer Literargeſchichte verdiente, und ſo betrachtet, hat allein ſchon die Herausgabe ſeiner Werke einen Werth, den wir nicht zu gering anſchlagen dürfen. Das, was der Jüngling Baggeſen bekämpfte, hat in Deutſchland über den Mann geſiegt. Er fühlte ſich gedrückt und überwunden und zog ſich in ſein eigentliches Vaterland zurück, ohne daſelbſt den geſuchten Troſt zu finden; da mußte im Alter ihm, dem Seher, wenn auch nicht dem Menſchen, die Sonne wieder ſcheinen, und die von ihm verfochtenen Meinungen ſchienen in der jüngern Generation abermals lebendig zu werden. Noch einmal trat er auf und ließ ſeine klare Stimme erſchallen. Wenig wurde ſie gehört; aber er iſt gewiß nicht ohne Troſt von hinnen geſchieden. Wenn wir das große Unglück dazu bedenken, welches den Raſtloſen ſein Leben hindurch verfolgte, ſo wird ſein redliches Streben immer ehrenwerther. Vergleichen wir es aber mit der aufgedunſenen jungen Weisheit von heute, die da meint, Daſſelbe zu wollen, was Baggeſen träumte, und, mit weit weniger Redlichkeit und Einſicht als jener, das Beſtehende und Geltende todtſchlagen möchte, ſo erſcheint uns der alte liberale Ringer in dem Kampfe doppelt groß, ja, ſo beſchränkt der Gott war, dem er diente, doch gotterfüllt; denn er wollte nichts, als wozu ihn der Geiſt trieb, und Eitelkeit und Selbſtſucht blieben ihm fern.

Aus dem vor einigen Jahren erſchienenen „Briefwechſel mit Reinhold und F. H. Jacobi" lernten wir Baggeſen als Menſch kennen, achten und lieben. Eine Perſönlichkeit, ſo aufrichtig, wahr, gedrungen, von ſich zu geben, was im Innern ſich bewegte und glühte, trat vor uns, wie in unſern Tagen vergeblich nach einer zweiten geſucht würde. Dieſe wahrhaftige Aufopferung, dieſe unegoiſtiſche Hingabe des Ichs für Ideen oder Träume liegt heute außer der Zeit bei Philoſophen wie bei Dichtern. Alle erſtreben ein Etwas außer dem großen Ganzen; ſie wollen etwas für ſich zurücklegen, worin dies auch beſtehe. Die Zeit der athemloſen, weiblich gemütheten Enthuſiaſten iſt vorüber. Ein ſolcher im beſſern Sinne des Wortes war Baggeſen; von unſerm Standpunkte können wir über das Genre lächeln, aber der Mann ſelbſt zwingt uns wahre Theilnahme ab. Er glaubte an Das, was er wollte, er ſchwärmte dafür, er ſetzte ſein Alles dran und verfiel dabei nicht in jene blinde Parteiwuth, die, in Ungerechtigkeit ausartend, auch das Echte in ſich tödtet. Streng war er, und ſeine Ausfälle ſind bitter; aber die Achtung verläßt ihn nicht, die redliches Streben und ernſte Studien auch dem Gegner abfodern. Er prüft, ehe er verurtheilt. Die Sammlung ſeiner Gedichte, wie ſie vor uns liegt, iſt nun der Beleg zu jenem Briefwechſel. Dieſer iſt die Hauptſache, jene der Commentar; denn nicht ſeine Dichtungen, ſondern der Dichter ſelbſt ſichern Baggeſen's Namen ſeine Unvergänglichkeit in der deutſchen Literargeſchichte.

Welche Symbole treten uns da entgegen für ein inneres und äußeres Ringen, wie es nur je in eines Menſchen Bruſt Raum fand! Welcher lange Faden einer durch ein halbes Jahrhundert, durch hundert herrſchende Syſteme durchgeführten Polemik! Vielleicht gibt es keine ſich ausgleichendern Gegenſätze als Göthe und Baggeſen. Während Jenem vorgeworfen wird, daß er in großartiger Ruhe alle Erſcheinungen einer bewegten Zeit, auch die, an denen er Theil nehmen ſollen, antheilnahmlos vorübergehen laſſen, gerieth dieſer über Alles und Jedes, was ihn anging und nicht anging, in Eifer und Wuth und verbitterte ſich ſelbſt durch ſeine Theilnahme an allen Kriegs- und allen Friedenshändeln, die in Kunſt und Wiſſenſchaft ausgefochten wurden, von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis kurz vor der Julirevolution ſein unruhiges Leben. Seine Wuth, ſeine Begeiſterung, ſeine Theilnahme hauchte er in Gedichten aus; und dieſe Gedichte, wie ſie Voß und Klopſtock beſangen, ferner die franzöſiſche Revolution, erſt mit Begeiſterung, dann mit Abſcheu; wie ſie Bonaparte bis über den Kaiſerthron begleiteten, wie ſie die deutſchen Romantiker angriffen, die deutſchen Philoſophen, und in der Verfolgung Beider ſich ſelbſt verloren; wie ſie um den Koloß Göthe umhertanzten, bald den Boden unterwühlend, bald ihm bis an die Bruſt ſpringend; wie ſie klagten über das Weh der Welt, das von den Schlegel, Tieck anhub, dann durch alle Stadien der franzöſiſchen Revolution hindurchging, von Napoleon auf den Gipfel getrieben ward, ſpäter von der heiligen Alliance aufgegriffen: — alle dieſe Schmerzgefühle eines halben Jahrhunderts, von den Anreden an Klopſtock und die Stolberg bis an W. Scott, Byron und, ich glaube ſelbſt, Heine, alle dieſe Empfindungsergüſſe werden uns hier mit einem Male als Gedichte an einer Tafel aufgetiſcht. Das iſt doch eine Mannichfaltigkeit, die noch nicht da war.

Aber den jüngern Geſchlechtern fehlt der Maßſtab, um alle Gefühle eines Sängers zu würdigen, der mit einem „Halleluja der Schöpfung" anhebt:

Halleluja! wir lieben!
Halleluja! du liebſt, und wirſt uns ewig lieben!
Halleluja! der Liebe Gott!

und es dabei für nöthig hält, ſeinen Chor ſingen zu laſſen:

Heilig! Heilig! Heilig!
Verſinke, Schöpfung! knie, o Sternenplan!
Du Himmel, neige dich! ihr Welten, betet an!
Lob und Ehre dem Ewigen! dem Allmächtigen! dem Allweiſen!

Preis und Jubel dem Heiligen! dem Gerechten! dem Allguten!
Halleluja dem Schöpfer! dem Richter! dem Vater!
Halleluja!

eine Aufgabe, die uns Jüngern entweder über oder unter der Poesie zu stehen scheint; einen Sänger mitzufühlen, der in der Ode: „An Alpina", spricht:

Verstumm', o Zunge! schweige, Feder! Rinn'
Nur du, o Wolluftthräne meiner Liebe!
Und nimm, du holde Schöpferin,
Den vollen Dank in dieser Thräne hin,
Der stumm in jeder andern Sprache bliebe!

Diese Klopstock'schen Töne gehen natürlicherweise in der Folge aus oder machen andern Platz. Wenn aber auch B. in dem „Philosophie und Dichtkunst" überschriebenen Epigramme sagt:

Nicht ist Wärme das Licht, noch Licht die Wärme; doch innig
Knüpft aneinander sie beid' ein ursprüngliches Band.
Eins entwickelt das andr', und in beider Verein nur ist Leben.
Eins in zweien ist so Dichtung und Philosophie.

so ist der Verein doch bei ihm nicht zu einer wirklichen Ehe gediehen, daß die Kinder aus derselben die poetische Legitimität hätten. Es sind und bleiben wohlerzogene Bastarde. Die Philosophie ist ihre Mutter, der Gedanke ihr natürlicher Vater. Selbst wo er dem höchsten Schwunge der Begeisterung folgt, und die Erde fern liegt unter seinen entzückten Blicken, fehlt ihm das Eine Unaussprechliche, ohne das keine Poesie ist. Sein rastloser Geist ringt sich wol los von der Materie, aber nicht von der Reflexion. So löst sich denn auch nie das von ihm Geschaffene von seiner Subjectivität los und wird nicht durch und in sich selbst etwas. Er weiß den scharf aufgefaßten Gedanken hundertfältig zu wenden, mit Emsigkeit und Ängstlichkeit kleidet er ihn in die allerpoetischten Bilder; aber das Product bleibt immer Allegorie, es spricht nicht für sich, ihm fehlt der Hauch, das Leben. Ob Baggesen von Geburt kein Dichter gewesen, wer mag dies heut entscheiden; aber die Verhältnisse, die Bahn, wohin ihn das Schicksal wies, machten fast unmöglich, daß er sich als solcher ausbildete. Er mußte überall bewundern, anklagen, mitklagen, verdammen, und in dieser Hetzjagd aufgeregter Gefühle ging der Dichter unter. Ecce signum! könnte man den jüngst zur Mode gewesenen Anklägern Göthe's zurufen, wohin ein Dichter geräth, der es für seinen ersten Beruf hält, in alle Bewegungen der Zeit einzugreifen und sich von ihren Strömungen im Haß und in der Liebe fortziehen zu lassen. Wer hat für die Menschheit mehr gewirkt, Göthe, der der Weltrevolution gemächlich zusah und derweilen Gestalten und Menschen schuf, oder Baggesen, welcher Himmel und Erde in seinen Oden beschwor, um den und jenen Bluthund oder Schuft, der dazumal in der französischen Revolution eine ephemere Rolle spielte, zu verwünschen? Der Mann ist jetzt so gut wie vergessen! Man erwehrt sich nicht eines wehmüthigen Lächelns, wenn man ihn heut auf seinen Knien danken sieht, daß Gott Bonaparte der Erde schenkte, um morgen die Hölle anzurufen, daß sie das Unthier verschlinge. So liefern namentlich in politischer Beziehung seine Gedichte, wie sie die Herausgeber aneinandergereiht, einen kostbaren Commentar zur Geschichte der menschlichen Täuschungen auf dem Gebiete der Politik.

(Der Beschluß folgt.)

Geistes-Mucken auf einer Stegreif-Partie von Wandsbeck bis vor —! Nebst einem politisch-, diplomatisch-, militairisch-, humoristisch-gemüthlichen Coup d'oeil auf —, und einigen nothwendigen Abstechern nach Teplitz, Prag und Fischbach. Im Anhange Geistes-Mucken-Nachkommenschaft, die auch noch mitsprechen will. Von Mort, Esq. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf. vorliegenden Buchs, für dessen langen Titels Abschrift der Berichterstatter eigentlich eine besondere Vergütigung von jenem erhalten sollte, äußert sich zwar in der Vorrede (wozu schriebe man nicht heutzutage Vorreden!), daß er ein gar unschuldiger Mann sei, der sich „nur im harmlosen Scherz fortbewege, und bei welchem das Gewand des Humors höchstens durch leichten Spott und eine mäßige Ironie von etwas pikanter Färbung erscheint", weshalb es die Kritik wol nicht der Mühe werth finden werde, seine „Geistes-Mucken" abzumucken; ferner, daß er sich aus Bann, Inderdict und dergleichen, sowie aus Kritiken aller Art überhaupt nichts zu machen brauche, da er ja im vollen Ernst der Kirchhofinspector zu Wandsbeck sei; endlich drückt er sich noch in der Nachschrift folgendergestalt aus: „Da ich in der Haude- und Spener'schen Zeitung lese, daß im Bernischen eine Sekte der Mucker aufgekommen, so muß ich bitten, die „Geistes-Mucken" am allerwenigsten für Sektirer zu halten! Sie sind Springteufel des Geistes und weiter nichts. Tolerirt man den Teufel, so wird er auch springen dürfen. Wohl ihm, wenn er mit Geist springt." Allein aller dieser Prämissen ungeachtet müssen wir dem Verf., sei er todt oder lebendig, frei gestehen, daß er, ohne unsererseits gemuckt zu werden, nicht gänzlich wegkommen dürfte; daß das Gewand seines Humors uns keineswegs conveniren kann; daß seine Ironie allerdings außerordentlich mäßig und der in ihm hausende sogenannte Springteufel keineswegs mit Geist gesprungen ist. Zuvörderst ist es von Seiten des Hrn. Mort eine arge Impertinenz, wenn er dem Leser (der leider durch seine allzu große Geneigtheit unsere schlechten Scribenten verwöhnt hat) zumuthet, mit ihm von Wandsbeck bis Frankfurt an der Oder zu wallfahrten, diesen vertrackten Weg durchs Lauen- und Mecklenburgische, durch die Mark Brandenburg und durch die Neumark. Guter Hr. Mort, ich bin auch in der Neumark gewesen und habe bei Treptow und bei Bernau die Kartoffeln wachsen und etwas weiter den Taback getrocknet aufkeimen sehen; aber es verlangt mich nicht wieder, den Weg von Potsdam nach Magdeburg zu machen, oder eine frankfurter Messe zum zweiten Male zu erleben, und ich bin der festen Meinung, man müsse ein so ungeheurer Improvisator sein wie Hr. Mort, den man anscheinend in eine Sandbüchse stecken könnte, um dennoch von ihm eine Reisebeschreibung zu erleben, wenn man es in jenen Gegenden als Fußwanderer aushalten will. Nichtsdestoweniger rächt sich doch Alles in der Welt; denn die Reisebeschreibungen des Hrn. Mort sind höchst kläglich und jammervoll; ja ich gebe ihm sogar auf seinen Todtenkopf hin schuld, er hat die Reise, über die er ein so breitbeiniges Buch herausgibt, gar nicht gemacht. Ja, ganz gewiß, Hr. Mort hat sich mit dem Publicum einen kleinen Jocus erlaubt. Er hat gemeint, eitel uckermärker Bauern vor sich zu haben, und um die Leute, die etwas mehr sein wollen, einigermaßen einzuschüchtern, gibt er sich für einen Recensenten aus. O lieber Hr. Mort, was für faule Fische sind das! Es hätte Ihrer ausdrücklichen Versicherung nicht bedurft, daß Sie kein Mucker sind.

Näher etwas dem Inhalt des zweideutigen Büchleins zu

Leite gegangen, so beschreibt Hr. Mort 1) den Stein auf dem Schlachtfeld von Fehrbellin; 2) sagt er ausdrücklich, daß Spandau eine Festung und zugleich ein Zuchthaus ist; 3) hält er sich in Berlin über die Construction des brandenburger Thors auf und bedauert es, daß dort die außerstädtischen Fiaker stehen, mit denen man doch für zwei gute Groschen von Berlin nach Charlottenburg und für zwei detto von Charlottenburg nach Berlin fahren kann; 4) versichert Hr. Mort, daß Herr E., der Director eines Theaters zu Berlin, nicht lesen kann, und daß er sich aus Unkenntniß dieser Kunst einst an Wirthstafel, wo er die Speisekarte nicht zu entziffern vermochte, zu gleicher Zeit einen grünen Salat, einen Gurkensalat, einen Heringssalat und gebackene Pflaumen bestellte, was ihm nicht übel bekommen sein soll; 5) äußert Hr. Mort beiläufig, daß hinter Pinne die Dörfer immer schlechter werden; 6) kommt er (was wir nachzuholen haben) unweit Fehrbellin mit einer verrückten Theaterprinzessin zusammen, die ihn beinahe für ihren Liebsten gehalten hätte, und 7) endlich wird er von Kalisch an, wohin ihn entweder ein Siebenmeilenstiefel oder die Unverschämtheit eines Scribenten fünften Rangs gebracht hat, sozusagen selbst verrückt (s. S. 137 fg.). Den Unsinn, der sich von da an datirt und bis S. 397 fortsetzt, durchzulesen, ist mir nicht möglich gewesen.

Zum Schluß aber eine kleine Apostrophe an Hrn. Mort und alle Scribenten seines Gleichen; ob er sie sich ad notam nehmen will oder nicht, bleibe ihm überlassen. Ihr guten, aber bornirten Leute aus Hamburg, Wandsbeck, Lübeck oder Bremen, oder wo ihr sonst her sein mögt, überzeugt euch doch endlich, daß die Zeit euer Geschwätz nicht mehr haben will und brauchen kann. Ihr denkt immer noch, der Teufel ist los in der Welt, und der Himmel habe euch darum einen Mund wachsen lassen, um in all die Teufeleien mit hineinzuschwadroniren. Aber der Teufel ist ja gar nicht los jetzt; er spukt nur in euerm wüsten Gehirn. Ist es aber wahr, und ist er wirklich los, so gedenkt Dessen, was in der Schrift steht: daß er nämlich umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, d. h. mit andern Worten, daß der Teufel zu jeder Zeit los ist und gegen ihn kein Raisonniren, Schimpfen und Witzreißen, sondern ganz etwas Anderes hilft, wovon ihr keine Ahnung habt. Baiern, Griechenland, die Schweiz, es sind euch Losungswörter; aber vernünftigen Leuten sind es nichts als Länder, die der liebe Gott erschaffen hat, wo man bairisch Bier trinkt, wo schöner Wein wächst, den ein gesunkenes Geschlecht jetzt genießt, wo man die Gletscher sieht und 22 Kantone zählt. Mein guter Hr. Mort, Sie werden die Sünde der Welt nicht tragen; seien Sie froh, daß Sie noch einen Frühling sehen, und daß der wandsbecker Bote Ihr Landsmann ist. 71.

Notizen.

Reichthümer der Kirchen in Spanien.

Von jeher galt die spanische Geistlichkeit für die reichste in Europa. Noch im J. 1804 hatte ihr Grundbesitz einen Werth von 98 Millionen Francs. Die Einkünfte der vornehmsten Prälaten zu jener Zeit grenzen ans Unglaubliche. Der Erzbischof von Toledo bezog jährlich 2,750,000; Sevilla 1,000,000; Santiago 800,000; Valencia 650,000; Saragossa 325,000; Granada 287,000; Burgos 180,000; Tarragona 155,000; der Bischof von Jaen 400,000; Cordova 398,000; Cuenca 340,000; Cartagena 325,000; Malaga 306,500; Osma 287,500; Barcelona 257,600; Valladolid 450,000.

Die Kirchen waren aufs reichlichste ausgestattet und besaßen an Monstranzen, Kelchen, Crucifixen, Leuchtern, Rauchfässern in Gold, Silber und Vermeil, zum Theil mit den schönsten und feinsten Edelsteinen geschmückt, unermeßliche Schätze. Als 1794 Spanien alles Mögliche herbeisuchen mußte, um die Kosten des Kriegs gegen Frankreich zu bestreiten, wurde im Staatsrathe unter dem Vorsitze König Karl IV. dargethan, daß die Kirchen der Halbinsel und der zum Königreiche gehörigen Inseln 43,000 Arroben Silber (ungefähr 10,000 Centner) besaßen. Der Werth wurde auf 1,104,000,000 Realen (276,000,000 Fr.) angeschlagen. Seit jener Zeit sind die Reichthümer des Klerus in Folge des Krieges von 1808, der Reactionen von 1815 und 1823 bedeutend gesunken. Noch besitzen sie Glocken in ungeheuerer Anzahl, die man aber gegenwärtig um ein Bedeutendes vermindern wird. Neulich stellte ein Blatt zu Madrid folgende annähernde Berechnung darüber auf.

Gegenwärtig zählt man in Spanien 28,000 Kirchen, in welchen Gottesdienst gehalten wird, und welche 84,000 Glocken besitzen, wie folgende Tabelle ausweist.

Kirchen.	Zahl der Glocken.	Gewicht der Glocken.
60 Kathedralen	660	148,800 Arroben.
88 Collegiatkirchen	698	97,150 "
19,000 Pfarrkirchen	68,000	2,670,000 "
3000 Einsiedeleien	3250	50,500 "
2000 Kapellen	2000	25,000 "
3000 Klöster	9500	670,000 "
	84,108	3,661,450.

Der Werth des Metalls, die Arrobe zu 70 Realen angeschlagen, beträge demnach 256,000,000 Realen (64,000,000 Fr.). Das Drittel der 84,000 Glocken würde zum Gottesdienst ausreichen, aus den übrigen könnte die Regierung einen Erlös von 40,000,000 Fr. ziehen. Es hätte aber dieser Verkauf auch sonst günstige Folgen. Die Stadtviertel, welche in der Nähe der Kirchen gelegen sind, werden von dem ewigen Geläute erlöst werden und dadurch die Häuser bedeutend an Werth gewinnen; die Wohnungen in der Nachbarschaft der Gotteshäuser tragen den Eigenthümern wenig oder gar nichts ein. Man schätzt, daß durch die neuerdings stattgehabte Aufhebung von 37 Klöstern zu Madrid über 800 Häuser ihren wirklichen Miethswerth wiedererlangt haben. Es ist dies keine Übertreibung, die man allenfalls dem Parteigeiste zuschreiben könnte. Der Erzbischof Lorenzana in seinem Edict vom 18. December 1782, das Geläute von Madrid betreffend, macht dieselbe Bemerkung. „Das ewige Läuten", sagt er, „ist so ermüdend für die Einwohner, daß die meisten Häuser, welche an die Kirchen stoßen, nicht nach ihrem eigentlichen Werthe können vermiethet werden, da sie doch im Gegentheile eben wegen dieser Nachbarschaft desto gesuchter sein sollten." 41.

Ein ausgezeichneter russischer Staatsmann sagt in einer statistischen Schrift, daß man in klimatischer und örtlicher Beziehung Rußland in folgende Zonen eintheilen könne: 1) Die Zone des Eisklimas; 2) der Rennthiermoose; 3) der Wälder und Viehzucht; 4) des beginnenden Ackerbaues mit Gerste; 5) des Roggens und Leins; 6) des Weizens und der Baumfrüchte; 7) des Mais und der Reben; 8) des Ölbaums und Zuckerrohrs. Welche ungeheuere Abstufung von Norden nach Süden! Eine solche Reihenfolge klimatischer Verschiedenheiten, vom ewigem Eise bis zum Zuckerrohr, gibt nicht blos einen Maßstab der riesenhaften Ausdehnung des russischen Reichs, sondern auch der Mittel zum Wohlstande, die ihm zu Gebote stehen.

Im britischen Hindostan zählte man vor sechs Jahren schon 51 Journale in europäischen Sprachen, und auch die Eingebornen, die im J. 1815 noch keine einzige Zeitschrift in ihrer Muttersprache besaßen, zählen deren jetzt über ein Dutzend. In Hindostan herrscht bekanntermaßen, sowie in England, freie Presse. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 323. — 18. November 1836.

Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Wir stellten Göthe und Baggesen als Antipoden in einer Beziehung einander gegenüber. Wo sie in Berührung kamen, mußte diese Polarverschiedenheit sich irgendwie aussprechen. Was Göthe über Baggesen dachte, ist uns, wenn es je zu Tage kam, nicht bekannt. Aber Baggesen hat sich vielfach darüber ausgesprochen. Man sieht, wie er um die ihm unbegreifliche Größe herumspringt, um ihr die Gesetze abzulauschen, wodurch sie in ihrer Ruhe groß wurde. Baggesen fühlte schon klar vor 50 Jahren, was unsere heutigen Göthe-Hasser zum Überdruß durchgekäut haben, daß er in seiner Selbstsucht und Gemächlichkeit die Zeit an sich kommen ließ und in bequemem Stolz verschmähte, sich in ihre Suite zu stellen. Aber der redliche Mann, ob ihm gleich der romantische Schwung, den die deutsche Poesie mit Göthe nahm, in der Seele zuwider war, und er wie Menzel und die Jungdeutschen das Heil aus einer andern Bewegung erwartete, fühlte sich doch von den Schauern des mächtigen Genius umweht, und deshalb, statt in unverständiger Wuth loszupoltern, gab er sich auf rührende Weise Mühe, es sich selbst klar zu machen, warum eigentlich Göthe doch so groß sei. Es ist ein Thema, auf das er oft zurückkommt. Hier zwei Gedichte auf Göthe, zuerst ein leichtfertiges, das er, als er das folgende schrieb, bereut zu haben scheint:

Der Schalk spielt Blindekuh mit allen Pierinnen,
Mit allen Chariten Versteck:
Kaum steht er sternbekränzt auf Säulen oder Zinnen,
Husch! liegt er irgendwo mit Eicheln zugedeckt.
Muthwillig ist sein Thun, muthwillig all sein Sinnen,
Und Ausgelassenheit sein End' und sein Beginnen.
Wenn Andre den Gedanken hin und her
Mühselig suchen, endlich müde finden,
So suchen ihn Gedanken, kreuz und quer,
Und finden ihn — doch nur von ungefähr;
Denn ernstliche Besuche haßt er sehr,
Und stünd's bei ihm, er ließ sich niemals finden.
Er hat dem Pöbel manches Buch geschenkt,
Worin er niemals dacht', und jede Zeile — denkt!
O! wollt' er sich manierlicher geberden!
Fänd' er der Leswelt was Andres werth als Spott;
Was würd' aus ihm dann Größeres noch werden!
Es würd' aus diesem großen Göth' ein Gott!

Der ewige Gott wollte aber keine sterblichen Götter, sondern Menschen. Darum folgte Göthe dazumal so wenig der gutgemeinten Anweisung Baggesen's, als er letzthin der conträren sich fügte, um in den Himmel zu kommen. Baggesen corrigirte sich späterhin in der „Palinodie" selbst:

Der zarten Unschuld kühle Morgenröthe:
Das schüchterne Gefühl der ersten Liebe;
Die Christusoffenbarung meiner Jugend;
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe;
Die gar zu herbe, noch nicht reife Tugend:
Was früh zur Kunst des Dichters Seele wendet,
Entfernte lang mein krankes Herz von Göthe.

Der freien Weisheit warme Mittagssonne:
Das Gleichgewicht, errungen durch Erfahrung;
Des Mannes größre Gottesoffenbarung;
Der vollempfundnen Liebe ganze Wonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunst vollendet,
Zog den nicht länger unberufnen Richter
Zurück zum größten aller deutschen Dichter.

Die romantische Schule erregte natürlicherweise seinen ganzen Unwillen, mit Allem, was ihr in Kunst, Philosophie und andern Wissenschaften anhing. Die größere Hälfte seiner Gedichte und größern Werke sind Angriffe, offene und versteckte, auf dieselbe. Sie treffen nicht wie Schlegel's und Tieck's, als diese auf die entgegengesetzte Seite losschlugen; denn jedem Schlage merkt man die Schule an. Baggesen will gründlich sein, er will nicht sowol verwunden als überzeugen: ein lobenswerthes Bestreben; aber in Parteigängerkriegen der Art ist der schwer Gerüstete gewöhnlich der Schwächere. Tieck's und Schlegel's polemische Wurfgeschosse betrachtet man noch heute mit Vergnügen, es waren muthwillige Blitze des Genius; der Apparat des Baggesen'schen schweren Geschützes erregt nur noch unsere Aufmerksamkeit, wie man kunstreiche Waffen der Vorzeit in Zeughäusern vorweist; aber praktisch ist er nicht mehr. Ihn aber in jenem großen Kriege mit den Nicolaiten oder Kotzebue in Reihe und Glied zu stellen, wäre Unrecht. Er ist nicht trivial, nicht unredlich und nicht gehässig; er hat Witz, und sein Witz achtet das Höhere. Daß er dessen Grenzen zu eng steckt, ist nicht seinem Willen, nur seinem Vermögen, vielleicht auch nur seiner Erziehung zuzuschreiben. „Alte und neue Dichtkunst" weiß er nicht anders als so zu sondern:

Kühle Flut und begeisternden Wein aus silbernen Krügen
Und aus Bechern von Gold trank die vergangene Zeit.

Laues Wasser und heiße Getränk' aus irdenen Tassen
Und aus Pokalen von Glas nippet die heutige Welt.

und von der Offenbarung heißt es:

Wo ein Etwas nur ist, erscheint die Hülle der Gottheit,
Und wo nichts dir erscheint, ist die Verhüllete selbst.

Dafür hören wir ihn mit ungestörter Theilnahme an, wo er spricht:

Bilder, sie glänzen wol schön, und Töne, sie klingen wol lieblich,
Wenn mit bedächtigem Sinn beide der Dichter gewählt;
Aber beseelt sie nicht Beid' ein Etwas, welches nicht Bild ist
Und weit mehr als der Ton, rühren sie nimmer das Herz.

Weit trübseliger ist Baggesen's Stellung zur Politik. Er, der entzückt von dem Morgenstrahl der Freiheit nach Paris eilte, Freudenthränen im Auge schwärmte und Freiheitshymnen sang, die für Äonen dauern sollten, muß bald darauf schwere Oden dichten, um sich selbst zu strafen, entsetzliche, wie die „An die Furien". Wer so aus dem Meeresgrunde der deutschen Sprache schwere Steine aufwinden muß, wie kann der für das heitere Wellenspiel noch eine Stimmung behalten:

Mehr als Lykaon's Gericht, als Atreus' blutiges Gastmahl,
Mehr als Orestische That,
Beispielloserer Frevel, als je das Maß der Empörung
Gegen die Götter gefüllt,
Fodert euch auf; und ihr schlaft noch stets, Göttinnen der Rache!
Schlaft! und der Donnerer schweigt!
Greuel, wie nie noch ersannen Caligule, stinkende Greuel,
Denen verglichen der Rauch,
Welcher vom grausen Gelage der Anthropophagen gen Himmel
Wirbelt, Ambrosia dampft,
Rufen euch, Schwestern der Rache. Was schnarchet ihr? Reget die Flügel!
Schüttelt die Schlangen! erwacht!

Das mußte er schon 1794 dichten; wo blieb ihm da der Athem für die kommenden Ereignisse, und schweigen konnte er zu keinem derselben. Für Bonaparte lodert sein jugendliches Entzücken auf; aber in der Mitte der Oden muß er, er weiß nicht wo, Athem holen, um ihn zu verdammen. Nun müssen es inzwischen die Franzosen ausbaden in allerlei hübschen Epigrammen, die nicht alle so harmlos sind als dieses:

Hier steht die Republik. — Die todte Säule? sie
Die Republik? — Sie selbst, mein Freund, sie lebte nie.

Ein armer Deutscher betet 1804 in Paris:

Dank dir, gütiger Gott, ich bin an Leib und an Seele
Schwach, blind bin ich und taub, rückengebuckelt und lahm,
Hungr' und dürste beständig und fühle zum Theil, ich verdien' es;
Denn viel hab' ich in Wein, viel auch mit Weibern schlampampt.
Oft auch gelogen, gestohl'n, und ich weiß nicht wie Viele getödtet,
Daß mein Gewissen mich mehr foltert als selber der Stein.
Freilich bin ich ein elender Wicht, und mein Jammer ist scheußlich;
Doch, barmherziger Gott, Dank, ich bin nicht ein Franzos.

Napoleon's Sturz interessirt ihn als Act der Nemesis; für etwas mehr dabei erhebt sich nicht seine Theilnahme; Blücher allein erhält beiläufig ein gefälliges Lächeln. Dann ruht aller Trost, alle heitere politische Aussicht; die heilige Alliance büßt, kurz nachdem der Dichter des Kaisers Fall gepriesen, seinen vollen Unwillen. Er gesteht selbst: nun ist Alles aus! Der Letzte, an den er sich bewundernd hält, ist Bolivar. Unglücklicher Dichter, der ein Leben voll hinopfernder Theilnahme hindurch keine festern Säulen fand!

In der Poesie ist seine letzte Freude Jean Paul. Er hält Gespräche mit ihm, um sich über den Undank der Welt zu trösten; denn in allen frühern Gedichten blitzt der Mismuth durch, daß der Romantismus die poetische Welt, der er sich ganz hingegeben, nun völlig vernichtet habe. Selbst über den Tod hinaus blickt er und weist die tröstende Stimme von sich, daß spätere Geschlechter seine classischen Bestrebungen anerkennen würden, denn er würde nur ein „gemeiner Erstandener" sein, nun einmal unfähig, das Mystische und Gespenstische zu begreifen. Jean Paul hält ihm vor, daß

Mancher ja kehrt zur Vernunft von den Phantasmen zurück,

und Baggesen setzt endlich seine Hoffnung in drei Frauen. Diese, ja auch nur Ein Leser, der, was er liest, versteht und das Gelesene mit Strenge prüft, wären ihm mehr als ein Publicum werth und genug. Endlich, kurz vor seinem Tode (1826) finden wir ein merkwürdiges Gedicht, eine Appellation an die Zukunft. Es ist der „heutigen deutschen Jugend" gewidmet und muß hier ganz mitgetheilt werden, weil es des Dichters Stellung und Stimmung wie kein anderes charakterisirt:

„Fremder!" hört ich laut aus allen
Deutschen Hainen einst erschallen
(Ach, denn auch das Schweigen spricht!),
„Uns gefällt dein Opfer nicht."

Ich erröthete verschwiegen,
Lassend in dem Pulte liegen
Volle achtzehn Jahre lang,
Was ich Deutscher schrieb und sang.

Aber ohn' es zu berichten,
Fuhr ich immer fort zu dichten
In der alten Meister Spur
Für die wen'gen Kenner nur.

Erstlich, weil ich zu gefallen
Nie gewünscht, am mind'sten Allen;
Zweitens, weil der Muse Spiel
Diesen mehr als mir gefiel;

Endlich, wenn mit seinen Stücken
Nicht der Spieler kann entzücken
Eine selbst von Albernheit
Äußerst leicht entzückte Zeit,

Thut er besser, dünkt mich immer,
Spielend auf dem eignen Zimmer,
Wenigstens als Meister sich
Nicht zu zeigen öffentlich.

Warum dennoch die geringe
Gab' als Greis ich jetzo bringe,
Nicht, was mir die Muse gab,
Lieber nehme mit ins Grab?

Dies in meinen letzten Tagen
Will ich dir, mein Leser, sagen,
Erstlich, weil beim letzten Flug
Ich der Kenner fand genug;

Zweitens, weil im Musenspiele
Pfuscher ich jetzt fand so viele,
Daß mir fiel beim Hören ein:
Du wirst jetzt willkommen sein.

Applications filed
Jan. 3, 1881.
Jan. 4, 1881.
Jan. 5, 1881.
Jan. 6, 1881.
Jan. 7, 1881.
Jan. 8, 1881.
Jan. 10, 1881.
Jan. 11, 1881.
Jan. 12, 1881.
Jan. 13, 1881.
Jan. 14, 1881.
Jan. 15, 1881.
Jan. 17, 1881.
Jan. 18, 1881.
Jan. 19, 1881.
Jan. 20, 1881.
Jan. 21, 1881.
Jan. 22, 1881.
Jan. 24, 1881.
Jan. 25, 1881.
Jan. 26, 1881.
Jan. 27, 1881.
Jan. 28, 1881.
Jan. 29, 1881.
Jan. 31, 1881.
Feb. 1, 1881.
Feb. 2, 1881.
Feb. 3, 1881.
Feb. 4, 1881.
Feb. 5, 1881.
Feb. 7, 1881.
Feb. 8, 1881.
Feb. 9, 1881.
Feb. 10, 1881.
Feb. 11, 1881.
Feb. 12, 1881.
Feb. 14, 1881.
Feb. 15, 1881.
Feb. 16, 1881.
Feb. 17, 1881.
Feb. 18, 1881.
Feb. 19, 1881.
Feb. 21, 1881.
Feb. 22, 1881.
Feb. 23, 1881.
Feb. 24, 1881.
Feb. 25, 1881.
Feb. 26, 1881.
Feb. 28, 1881.
March 1, 1881.
March 2, 1881.
March 3, 1881.
March 4, 1881.
March 5, 1881.
March 7, 1881.
March 8, 1881.
March 9, 1881.
March 10, 1881.
March 11, 1881.
March 12, 1881.
March 14, 1881.
March 15, 1881.
March 16, 1881.
March 17, 1881.
March 18, 1881.
March 19, 1881.
March 21, 1881.
March 22, 1881.
March 23, 1881.
March 24, 1881.
March 25, 1881.
March 26, 1881.
March 28, 1881.
March 29, 1881.
March 30, 1881.
March 31, 1881.
April 1, 1881.
April 2, 1881.
April 4, 1881.
April 5, 1881.
April 6, 1881.
April 7, 1881.
April 8, 1881.
April 9, 1881.
April 11, 1881.
April 12, 1881.
April 13, 1881.
April 14, 1881.
April 15, 1881.
April 16, 1881.
April 18, 1881.
April 19, 1881.
April 20, 1881.
April 21, 1881.
April 22, 1881.
April 23, 1881.
April 25, 1881.
April 26, 1881.
April 27, 1881.
April 28, 1881.
April 29, 1881.
April 30, 1881.
May 2, 1881.
May 3, 1881.
May 4, 1881.
May 5, 1881.
May 6, 1881.
May 7, 1881.
May 9, 1881.
May 10, 1881.
May 11, 1881.
May 12, 1881.
May 13, 1881.
May 14, 1881.
May 16, 1881.
May 17, 1881.
May 18, 1881.
May 19, 1881.
May 20, 1881.
May 21, 1881.
May 23, 1881.
May 24, 1881.
May 25, 1881.
May 26, 1881.
May 27, 1881.
May 28, 1881.
May 30, 1881.
May 31, 1881.
June 1, 1881.
June 2, 1881.
June 3, 1881.
June 4, 1881.
June 6, 1881.
June 7, 1881.
June 8, 1881.
June 9, 1881.
June 10, 1881.
June 11, 1881.
June 13, 1881.
June 14, 1881.
June 15, 1881.
June 16, 1881.
June 17, 1881.
June 18, 1881.
June 20, 1881.
June 21, 1881.
June 22, 1881.
June 23, 1881.
June 24, 1881.
June 25, 1881.
June 27, 1881.
June 28, 1881.
June 29, 1881.
June 30, 1881.
July 1, 1881.
July 2, 1881.
July 4, 1881.
July 5, 1881.
July 6, 1881.
July 7, 1881.
July 8, 1881.
July 9, 1881.
July 11, 1881.
July 12, 1881.
July 13, 1881.
July 14, 1881.
July 15, 1881.
July 16, 1881.
July 18, 1881.
July 19, 1881.
July 20, 1881.
July 21, 1881.
July 22, 1881.
July 23, 1881.
July 25, 1881.
July 26, 1881.
July 27, 1881.
July 28, 1881.
July 29, 1881.
July 30, 1881.
Aug. 1, 1881.
Aug. 2, 1881.
Aug. 3, 1881.
Aug. 4, 1881.
Aug. 5, 1881.
Aug. 6, 1881.
Aug. 8, 1881.
Aug. 9, 1881.
Aug. 10, 1881.
Aug. 11, 1881.
Aug. 12, 1881.
Aug. 13, 1881.
Aug. 15, 1881.
Aug. 16, 1881.
Aug. 17, 1881.
Aug. 18, 1881.
Aug. 19, 1881.
Aug. 20, 1881.
Aug. 22, 1881.
Aug. 23, 1881.
Aug. 24, 1881.
Aug. 25, 1881.
Aug. 26, 1881.
Aug. 27, 1881.
Aug. 29, 1881.
Aug. 30, 1881.
Aug. 31, 1881.
Sept. 1, 1881.
Sept. 2, 1881.
Sept. 3, 1881.
Sept. 5, 1881.
Sept. 6, 1881.
Sept. 7, 1881.
Sept. 8, 1881.
Sept. 9, 1881.
Sept. 10, 1881.
Sept. 12, 1881.
Sept. 13, 1881.
Sept. 14, 1881.
Sept. 15, 1881.
Sept. 16, 1881.
Sept. 17, 1881.
Sept. 19, 1881.
Sept. 20, 1881.
Sept. 21, 1881.
Sept. 22, 1881.
Sept. 23, 1881.
Sept. 24, 1881.
Sept. 26, 1881.
Sept. 27, 1881.
Sept. 28, 1881.
Sept. 29, 1881.
Sept. 30, 1881.
Oct. 1, 1881.
Oct. 3, 1881.
Oct. 4, 1881.
Oct. 5, 1881.
Oct. 6, 1881.
Oct. 7, 1881.
Oct. 8, 1881.
Oct. 10, 1881.
Oct. 11, 1881.
Oct. 12, 1881.
Oct. 13, 1881.
Oct. 14, 1881.
Oct. 15, 1881.
Oct. 17, 1881.
Oct. 18, 1881.
Oct. 19, 1881.
Oct. 20, 1881.
Oct. 21, 1881.
Oct. 22, 1881.
Oct. 24, 1881.
Oct. 25, 1881.
Oct. 26, 1881.
Oct. 27, 1881.
Oct. 28, 1881.
Oct. 29, 1881.
Oct. 31, 1881.
Nov. 1, 1881.
Nov. 2, 1881.
Nov. 3, 1881.
Nov. 4, 1881.
Nov. 5, 1881.
Nov. 7, 1881.
Nov. 8, 1881.
Nov. 9, 1881.
Nov. 10, 1881.
Nov. 11, 1881.
Nov. 12, 1881.
Nov. 14, 1881.
Nov. 15, 1881.
Nov. 16, 1881.
Nov. 17, 1881.
Nov. 18, 1881.
Nov. 19, 1881.
Nov. 21, 1881.
Nov. 22, 1881.
Nov. 23, 1881.
Nov. 24, 1881.
Nov. 25, 1881.
Nov. 26, 1881.
Nov. 28, 1881.
Nov. 29, 1881.
Nov. 30, 1881.
Dec. 1, 1881.
Dec. 2, 1881.
Dec. 3, 1881.
Dec. 5, 1881.
Dec. 6, 1881.
Dec. 7, 1881.
Dec. 8, 1881.
Dec. 9, 1881.
Dec. 10, 1881.
Dec. 12, 1881.
Dec. 13, 1881.
Dec. 14, 1881.
Dec. 15, 1881.
Dec. 16, 1881.
Dec. 17, 1881.
Dec. 19, 1881.
Dec. 20, 1881.
Dec. 21, 1881.
Dec. 22, 1881.
Dec. 23, 1881.
Dec. 24, 1881.
Dec. 26, 1881.
Dec. 27, 1881.
Dec. 28, 1881.
Dec. 29, 1881.
Dec. 30, 1881.
Dec. 31, 1881.

Digitized by Google

Rev. Mon. von Wiesenthau, ein Sohn des Freiherrn Karl Friedrich von Wiesenthau, Herrn auf Gosberg, Gutenstein und Wiesenthau, und der Freifrau Sophie Elisabeth, geb. Freiin von Rotenhan, wurde am 1. Juli 1744 geboren. Er studierte in Erlangen und Göttingen, wurde 1767 Kanonikus in Würzburg und 1768 Kanonikus in Bamberg. Er starb am 1. Juli 1794 in Würzburg.

Rev. Mon. von Wiesenthau, a son of Baron Karl Friedrich von Wiesenthau, Lord of Gosberg, Gutenstein and Wiesenthau, and Baroness Sophie Elisabeth, née Freiin von Rotenhan, was born on 1 July 1744. He studied in Erlangen and Göttingen, became a canon in Würzburg in 1767 and a canon in Bamberg in 1768. He died on 1 July 1794 in Würzburg.

Rev. Mon. von Wiesenthau, ein Sohn des Freiherrn Karl Friedrich von Wiesenthau, Herrn auf Gosberg, Gutenstein und Wiesenthau, und der Freifrau Sophie Elisabeth, geb. Freiin von Rotenhan, wurde am 1. Juli 1744 geboren. Er studierte in Erlangen und Göttingen, wurde 1767 Kanonikus in Würzburg und 1768 Kanonikus in Bamberg. Er starb am 1. Juli 1794 in Würzburg.

Rev. Mon. von Wiesenthau, a son of Baron Karl Friedrich von Wiesenthau, Lord of Gosberg, Gutenstein and Wiesenthau, and Baroness Sophie Elisabeth, née Freiin von Rotenhan, was born on 1 July 1744. He studied in Erlangen and Göttingen, became a canon in Würzburg in 1767 and a canon in Bamberg in 1768. He died on 1 July 1794 in Würzburg.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 324. — 19. November 1836.

Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15. und 16. Jahrhundert von Alexander von Humboldt. Aus dem Französischen übersetzt von Jul. Ludw. Ideler. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Nicolai. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die geistigen und bürgerlichen Zustände des alten Europas erlitten nach der Entdeckung einer neuen Welt eine so durchgreifende Veränderung, daß auch die minder scharf Beobachtenden, aufmerksam gemacht, sich in Forschungen versuchten, die in dem Maße an Häufigkeit und Tiefe gewannen, je überraschender und schneller der Eintritt jener Erscheinungen erfolgte, je allgewaltiger und unverkennbarer ihre Einwirkung sich darstellte. In der That haben auch Schriftsteller aller Völker, ausgerüstet mit den verschiedensten Talenten und von den mannichfachsten Grundansichten geleitet, sich mit mehr oder minder großem Glück so oft und so weitläufig über jenen Gegenstand ausgesprochen, daß man einen bedeutenden Theil ihrer Betrachtungen, wenigstens in unserer Zeit, in die Classe vielbekannter Gemeinplätze zu setzen berechtigt sein dürfte. Allein die beweitem größere Zahl jener Arbeiten beschäftigt sich nur mit den Folgen des weltgeschichtlichen Ereignisses, nicht aber mit seinen Ursachen, welche indessen auch nur dann erst der Untersuchung unterworfen werden konnten, als der Scharfsinn der Menschen in dem Verhältnisse wuchs, in welchem seinem Forschungsgeiste sich ein immer weiteres, an Gegenständen immer reicheres Feld eröffnete. Bequem, dafür aber auch in hohem Grade oberflächlich, ist jene Ansicht, die in der Entdeckung Amerikas nur das Werk des Zufalls sieht, oder dieselbe, treu dem schwankenden Begriffe der Menge über das Schicksal, für ein Verhängniß erklärt, dessen Herbeiführung und Leitung sich außer dem Kreise menschlicher Kraft befinden. Die tiefe Forschung, die nicht allein vom todten Buchstaben des überlieferten Wissens ausgeht, sondern in der lebendigen Kenntniß der Natur die mächtigste Unterstützung ihres Strebens findet, lehrt den Zusammenhang von Ereignissen und ihren Ursachen erkennen, auch wenn Jahrhunderte scheinbarer Wirkungslosigkeit die letztern von den erstern trennen. Sie vermag dieses besonders in allen den Fällen, wo irgend eine große Begebenheit in Folge gewisser, bis auf einen hohen Punkt gediehener Einsichten sich plötzlich entwickelt, denn sie verfolgt rückwärtsschreitend die Stufen der Ausbildung, welche seit den Zeiten historischer Erinnerung die menschliche Vernunft durchlief, und gelangt als die einzig echte Philosophie der Geschichte immer zu dem Resultate, daß die Mehrzahl solcher Ereignisse Frucht einer geistigen Nothwendigkeit war. Lange vorbereitet tritt diese endlich entscheidend in den Vordergrund, und das Große, sei es Entdeckung oder Veränderung des Bestandenen, geschieht. Die Völker ruhen nicht, denn sich unbewußt wirken sie für die Zukunft; sie legen zu jeder Zeit Samenkörner, welche die Nachwelt je nach den begünstigenden oder feindlichen Umständen früher oder später keimen sieht. Eine absolute Ruhe tritt im Leben der Menschheit so wenig ein als in dem individuellen, in beiden ist es ununterbrochen; denn wenn auch seine Richtung veränderlich erscheint, so birgt sich hinter seiner scheinbaren Ruhe doch immer ein innerer Wechsel.

Mögen diese, keineswegs zu abstracten Ideen bei der Geschichtschreibung der Völker der alten Welt nun auch mehrmals in Anwendung gebracht worden sein, so glauben wir doch versichern zu dürfen, daß sie vor der Erscheinung des vorliegenden neuen Werkes unsers großen Alexander v. Humboldt nirgend in den über Amerika vorhandenen Schriften die leitenden gewesen sind. Selbst Robertson, der den tief philosophischen Geist der nordischen Völker in hohem Maße besitzt, bekennt sich noch zu der Meinung, daß die Entdeckung der neuen Welt im 15. Jahrhundert in der Bestimmung gelegen habe. Die neuesten Untersuchungen stellen die Ursachen jenes Ereignisses in ein anderes, man darf wol sagen, der Menschheit tröstlicheres Licht, und wir glauben daher einer des Dankes nicht unwerthen Mühe uns zu unterziehen, indem wir aus dem angeführten, mit Schätzen des vielseitigsten Wissens erfüllten Werke Dasjenige ausheben und zur Übersicht des gesammten Ideenganges zusammenstellen, was auch dem mit der Geographie und Geschichtsforschung der amerikanischen Vorzeit minder vertrauten Theile der Lesewelt Interesse abzugewinnen geeignet ist.

In jedem Jahrhundert besteht irgend eine verborgene Thätigkeit, die, meistentheils schon in dem Treiben der lang vergangenen Vorzeit gleichsam im Keime vorhanden, eine

immer mehr bestimmte Richtung annimmt und zuletzt durch ihr kräftiges Eingreifen in den Zustand der Menschheit dieser einen neuen Schatz von Ideen und Überzeugungen mittheilt, durch welche sehr allgemeine Veränderungen, in gewissen Fällen sogar die entschiedensten Umwälzungen herbeigeführt werden können. Bei der nicht immer leichten Verfolgung dieses vorschreitenden Ganges des menschlichen Geistes ergibt sich eine so genaue, wenn auch durch Perioden scheinbarer Ruhe unterbrochene Verkettung von Ursache und Folge, daß dem kritischen Geschichtsforscher kaum irgend ein Ereigniß isolirt erscheinen kann, während ihm alles Streben unnütz dünken muß, durch welches bald das Vorurtheil der Einzelnen, wenn es in Form wissenschaftlicher Bekämpfung sich äußert, bald der Wille der Mächtigen, der in strengen Geboten sich ausspricht, die einmal genommene Richtung ihrer Zeit zu verändern sucht. Sehr kräftige und geistig hervorragende Männer mögen den Gang der Ereignisse, wie sie in dem bis zu einem gewissen Zustande gediehenen Völkerleben begründet liegen, beschleunigen; sie mögen die Kraft der Bewegung beleben; allein sie selbst handeln nur unter dem Einflusse der Ideen ihres Jahrhunderts, die, ihrerseits in der Vorzeit angedeutet, nach und nach zur Reife erwuchsen. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert ebenso sehr als ein im Zeitgeiste und der geistigen Nothwendigkeit begründetes, durch Luther nur hervorgerufenes Ereigniß als die socialen Umwälzungen unserer Zeit. Der Anwendung dieses philosophischen Satzes auf die Entdeckung Amerikas muß eine kurze Entwickelung des Fortschreitens kosmographischer Ideen von der frühesten Zeit an vorausgehen. Sowie denn aber der erste Anfangspunkt unserer Civilisation überhaupt in Griechenland zu suchen ist, so kehren wir auch dahin unsern Blick, wenn wir die ersten Spuren jener Kenntnisse verfolgen wollen. Den Dichtern der frühesten Griechen galt die Erde für eine vom Flusse Okeanos umflossene Scheibe, nach deren südlichstem Rande man das Elysium verlegte; denn seit der Urzeit hat der Reichthum der Natur in den tropischen Gegenden, gleichviel ob sie wirklich gekannt, oder von phantasiereichen Menschen mit den üppigsten Gebilden eigner Erfindungen ausgeschmückt wurden, sowol in den Einzelnen als auch in ganzen Völkern ein unbestimmtes Sehnen erweckt, aus dem wir manches großartige Ereigniß der Menschengeschichte abzuleiten berechtigt sind. Der Wunsch, die Grenzen zu erreichen, über welche irdische Mühe und Schmerz nicht vorzudringen vermögen, hat zweifelsohne in jener Zeit der Kindheit unsers Geschlechts manchen abenteuerlichen Zug veranlaßt, dessen Kunde nicht zu uns kam. Aber mit dem Gelangen zu der Grenze, die bis dahin die äußerste geschienen hatte, eröffnete sich dem Blicke der Getäuschten ein neues Feld, und die trügerischen Gestalten der Einbildung und der Volkssage zogen sich in weitere Ferne. So erlangten die alten Griechen in drei sich folgenden Perioden eine gradweise Kenntniß der drei größern Abtheilungen des Mittelmeers. Ihren furchtsamen Versuchen und den Entdeckungen, die zum Theil wol auch Gewinnsucht und zufälliges Verschlagen ihrer Schiffe herbeiführte, folgten die gewagten Unternehmungen der Phönicier, die ihre zeitig gewonnene Kenntniß des atlantischen Oceans den Griechen mittheilten. Daß diese wahrscheinlich schon zur Zeit Philipp's von Macedonien bis in die Nähe der Inseln des grünen Vorgebirges vorgedrungen sind, ergibt sich aus einem der ältesten geographischen Documente, der Reise des Skylax. Die Bekanntschaft mit dem Ocean und mehre andere Entdeckungen jener Zeit vertrugen sich nicht länger mit der ältesten kosmographischen Ansicht. Die von der Schule des Pythagoras ausgegangene Idee von der Kugelgestalt der Erde mußte nothwendig auch den Gedanken einer Möglichkeit, Asien von Westen her zu erreichen, erzeugen; und wenn schon damals Erdumsegelung als ausführbar erkannt wurde, so hielt nur der höchst unvollkommene Zustand der Nautik von ernst gemeinten Versuchen ab. Wenn auch die Mythen der Heroenzeiten, in welchen die ersten Beobachtungen aus dem Gebiete der Weltkunde verborgen liegen, vor dem ausgedehntern Wissen gradweise schwanden, so erhielt sich doch die uralte Sage von einer ausgedehnten Ländermasse im Westen jenes ungeheuern Meers, das der Phantasie den freisten Spielraum gestattete, und der schwankende Glaube wurde zur Wahrscheinlichkeit erhoben, als aus der Beachtung des Verhältnisses des damals bekannten Festlandes zum Meere es immer deutlicher hervorzugehen schien, daß der Westen und Süden der Erde keineswegs ganz mit Wasser bedeckt sein könne. Neben dieser ebenso natürlichen als verbreiteten Neigung, mehre bewohnte, von der alten Welt durch das Meer getrennte Länder anzunehmen, findet sich noch das Bestreben, neuentdeckte Landspitzen oder unvollständig bekannte Inseln zu Continenten vom größten Umfange zu machen, deren nähere Kenntniß die Geister beschäftigen mußte und zuletzt eine der hauptsächlichsten Ursachen der großen Unternehmen im 15. Jahrhunderte wurde. Jene in ihrer Gesammtheit von Aristoteles mit großer Lebhaftigkeit aufgefaßten Vermuthungen und Ideen wurden durch eine lange Reihe von Männern tieferer Einsicht bis auf das Mittelalter fortgepflanzt, obgleich die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche ihnen sowie überhaupt allen Speculationen nichts weniger als günstig waren. Mehre Kirchenväter versuchten es, an der Stelle der geahnten und, soweit dieses die geringen Mittel der Vorzeit erlaubten, versuchsweise bewiesenen Wahrheiten mönchische Absurditäten zu setzen, denn mit mancher Lehre der Kirche standen die Resultate der geographischen Forschung und die auf dieselben begründeten Schlüsse im offenbarsten Widerspruche. Man machte die damals bekannte alte Welt zu einer viereckigen Fläche, von Wasser umflossen, sodaß die kosmographischen Ideen des 6. Jahrhunderts weit hinter denjenigen der frühern Griechen zurückblieben; man suchte, der Waffe geistloser Spöttereien sich bedienend, die Überlieferungen des Alterthums zu verdächtigen. Männer von klarerm Verstande ließen sich jedoch nicht irren, besonders nachdem durch die Araber, die ihrerseits der indischen Literatur viel entnom-

men hatten, die Meere Asiens bekannter geworden und ihre Verbindung mit dem atlantischen Ocean zu mehr als bloßer Vermuthung erhoben war. Ein solcher Mann war Albert der Große, der durchaus nicht in Zweifel zog, daß die Erde bis zum 50. Grade südlicher Breite bewohnbar sei, und es für einen abgeschmackten Volkswahn erklärte, daß unsere Antipoden nothwendig fallen müßten. Noch hervorragender erhebt sich über das 13. Jahrhundert Roger Bacon, „ein durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit und Unbefangenheit seines Geistes und das Bestreben nach einer Umwandlung des Naturstudiums, welches aus allen seinen wissenschaftlichen Leistungen hervortritt, wahrhaft bewundernswürdiger Mann". In ihm tritt besonders das Streben der zwei Jahrhunderte hervor, die der Auffindung des Seeweges nach Indien und der Entdeckung Amerikas unmittelbar vorausgingen, denn er stand keineswegs völlig vereinzelt in der Mitte seiner Zeitgenossen. Nach seiner eignen Mittheilung war es auffallend, wie unter den höhern Ständen sich damals rege Wißbegierde neben der allgemeinen Unwissenheit des Volkes zeigte: eine Erscheinung, welche jenen dem Mittelalter gemachten Vorwurf überall verbreiteter Finsterniß nicht wenig entkräftet. Man zog es damals vor, von classischen Erinnerungen zu leben, je weniger die Gegenwart neue Entdeckungen bot; aber eben dieser Richtung jener Zeit ist es zu danken, daß es unternehmenden Männern nicht leicht an Gelegenheit mangeln konnte, um sich mit Dem vertraut zu machen, was das Alterthum gedacht und gekannt hatte, und um auf diesen Grundlagen die Forschungen, zu denen sie sich hingezogen fühlten, muthvoll zu beginnen. Die kühnen Reiseunternehmungen schlichter Mönche, die damals, wo der größte Theil Mittelasiens einer Dynastie gehorchte, mit einer Leichtigkeit im Oriente vordrangen, welche gegenwärtig den Reisenden dort nicht mehr begünstigt, begannen gradweis neue Ideen zu wecken. Auch die Familie der Polo, deren Glieder außerordentliche Wanderungen unternahmen, deren Name aber wegen der Unwahrscheinlichkeit der Berichte sprüchwörtlich zur Bezeichnung der Unwahrheit angewendet wurde, und die nur erst in der neuern Zeit wieder gerechtfertigt und in die verlorene Ehre eingesetzt worden sind, gehören jener Periode an. Die Reisen der handeltreibenden Genuesen, Pisaner und Venetianer brachten Europa in immer engere Verbindung mit dem in vielen Beziehungen sehr ausgezeichneten Orient; sie befruchteten die Keime neuer Begriffe und gaben in Gemeinschaft mit den vorher erwähnten Umständen einen gewaltigen Anstoß zu jenen gewagten Unternehmen, welche das letzte Drittheil des 15. Jahrhunderts verherrlicht haben. Zu jener Zeit war unter allen Gebildeten die Überzeugung von dem Vorhandensein eines westlichen Continents, an welchen schon 600 Jahre v. Chr. die Philosophen glaubten, allgemein verbreitet; man zweifelte nicht an der Gewißheit großer Entdeckungen, und nur der Mann wurde vermißt, dem genugsame praktische Seefahrtskunde und Muth zu Gebote standen, um die Richtigkeit der Schlüsse gelehrter Kosmographen zu beweisen, indem er kühn in den Ocean steuerte, der bis dahin die unüberschrittene Grenzlinie gebildet hatte. Lag in diesem Zustande der Kenntnisse des 15. Jahrhunderts und in seinem Streben nach Aufklärung der viel verbreiteten Muthmaßungen eine innere Ursache der unaufschiebbar gewordenen Entdeckungszüge, so ergeben sich für die letztern noch andere, mehr materielle Bewegungsgründe, sobald man den gleichzeitigen Zustand der Civilisation und des Luxus der europäischen Völker erwägt. Beide waren auf eine solche Stufe gelangt, daß ebensowol das Interesse der Völker eine Ausdehnung ihres Handels und der politischen Wirksamkeit erheischte, als das Bedürfniß nach den Erzeugnissen Indiens unter allen Classen dringender hervortrat und die Auffindung eines kurzen Seeweges wünschenswerth machte. Die Producte des südlichen Asiens waren theilweise bekannt und geschätzt; sie waren zwar nur auf weiten Umwegen nach Europa gebracht worden, dennoch aber in genügender Menge, um die uralte Idee von der Anhäufung der herrlichsten Güter und Schätze am östlichsten Ende der Welt ungeschwächt zu erhalten. Nicht zufrieden mit den Beweisen der großen Fruchtbarkeit jener Länder an köstlichen Pflanzen, glaubte man dort nicht minder die vorzüglichste Werkstätte der Natur zur Hervorbringung edler Metalle vermuthen zu müssen. Dorthin verlegte man das berühmte Goldland Chryse, das alle Reisende des Mittelalters beschäftigte, aber mit jeder neuen Entdeckung immer weiter nach Osten zurückzuweichen schien. Die Überlieferungen des classischen Alterthums von dem Reichthume des Orients, die Vermuthung, daß Salomo seine unermeßlichen Schätze (666 Centner Gold nach Josephus) aus dem noch unentdeckten Wunderlande bezogen habe, schienen dem Spiele der Phantasie historisch gewisse Grundlagen zu verleihen, während die geringe Menge der damals vorhandenen edeln Metalle und ihr in politischer Beziehung wohlerkannter Werth zu Versuchen ihrer Auffindung in fernen Welttheilen auf das mächtigste anspornten.

Dieses sind die besonders hervorstechenden Momente der Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, durch welche die Entdeckung Amerikas gleichsam als eine Nothwendigkeit bedingt wurde. Wir haben nicht vermocht, in ihren Einzelnheiten sie nach dem Muster des Humboldt'schen Werkes zu verfolgen, welches viele der hier kaum angedeuteten auf die kosmographische Kenntniß der Vorzeit bezüglichen Ideen mit einer staunenerregenden Belesenheit entwickelt.

(Der Beschluß folgt.)

Authentische Memoiren einer Hebamme oder geheime Mittheilungen aus der Sittengeschichte der vornehmen Welt. Von Alexandrine Jullemier. Nach der zweiten Auflage des Originals frei übersetzt. Zwei Bände. Meißen, Gödsche. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Memoiren einer Hebamme? Dabei kann es nicht wohl ohne skandalöse Geschichten abgehen, und in der That bieten auch beide Bände eine vollständige chronique scandaleuse, die

[illegible] [illegible] [illegible] [

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 325. — 20. November 1836.

Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwickelung der geographiſchen Kenntniſſe von der Neuen Welt u. ſ. w. Von Alexander von Humboldt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Jul. Ludw. Ideler. Erſte und zweite Lieferung.

(Beſchluß aus Nr. 324.)

Die in demſelben Buche gleichzeitig neben der Schilderung des Wiſſens des Alterthums durchgeführte Unterſuchung über die Frage, inwiefern Colombo als kühner, aus ſich ſelbſt ſchöpfender Mann ſeine Reiſen begonnen, oder ob er nur der Nachfolger Anderer und Erbe fremder Ideen geweſen ſei, bedarf noch der kurzen Erwähnung. Ziemlich allgemein bekannt dürfte es ſein, welchen hämiſchen Anfeindungen Colombo faſt unmittelbar nach dem erſten Gelingen ſeiner großen Pläne unterlag, und wie der boshafte Neid und die Vorliebe für falſche claſſiſche Gelehrſamkeit, die außer den Leiſtungen der Alten an keine Vortrefflichkeit zu glauben geſtattete, erſt ſeine Entdeckungen in Abrede ſtellten und ſpäterhin, als jenes nicht mehr möglich war, zu verkleinern oder dunkeln Namen der frühſten Vorzeit zuzuſchreiben ſich bemühten. Veranlaſſen nun in der Gegenwart keine ſo unlautern Beweggründe die mehrfachen Unterſuchungen über Colombo's Verdienſte, ſo hat es doch in ihr eben auch an Stimmen nicht gefehlt, die jenem wahrhaft großen Manne den beſten Theil ſeines Ruhmes abſprachen und auf Andere übertrugen, die zwar unverkennbare Verdienſte haben, aber nimmer als Entdecker Amerikas gelten dürfen. Daß Colombo aus eigner Bewegung, und durch den innern Geiſt getrieben, ſein großes Werk begann; daß er die Überlieferungen und Muthmaßungen der Vorzeit ordnete und benutzte, bis ſie ihm zur ſelbſtändigen Anſchauung und zur Motive kühner Unternehmung und freien Handelns wurden, iſt durch die Unterſuchungen Humboldt's nun über allen Zweifel hinaus feſtgeſtellt. Es hat etwas wahrhaft Erhebendes, zu ſehen, wie ein Mann, den ſelbſt die größten Verdienſte krönen, ſeinen ganzen Geiſtesreichthum aufbietet, um die Angriffe zurückzuweiſen, welche die undankbare Mitwelt und die Folgerungsſucht der ſpätern Zeit auf einen großen, durch Jahrhunderte getrennten Vorgänger machten. Wir verſuchen daher, wenn auch nur in gedrängter Form, jene Entwickelungen hier wiederzugeben. Daß Colombo große Seereiſen lange vor jener gemacht, welche die Entdeckung einer neuen Welt herbeiführte, geht aus mehren Schriften hervor, die nur erſt in den letzten Jahren in Spanien veröffentlicht worden ſind, nachdem ſie bis dahin in unzugänglichen Archiven unbekannt und kaum genutzt gelegen hatten. Er hatte Orte beſucht, die gewiſſermaßen am äußerſten Ende der damals bekannten Welt gelegen waren, die Azoren, die Küſten Afrikas, den hohen Norden, vielleicht ſogar Island berührt und ſich geraume Zeit in Liſſabon aufgehalten, damals dem Hafen, aus welchem die kühnſten und abenteuerlichſten Seezüge unternommen wurden, und wo ſich ſtets eine große Zahl von Männern aufhielt, die, ebenſo durch theoretiſche Kenntniſſe als Erfahrung merkwürdig, den Wißbegierigen anzogen und ihm manchen Stoff überlieferten zur kritiſchen Sichtung und Anwendung auf das Gebäude ſelbſterſchaffener Ideen. Alles dieſes rief in der feurigen Seele des Entdeckers jenen Eifer, großen Plänen beharrlich nachzuſtreben, hervor, der alle Hinderniſſe überwand. Die Bekanntſchaft mit den Werken der Alten und eines Kosmographen des Mittelalters, Pierre d'Ailly, verfehlte ebenſo wenig ihren Einfluß auszuüben; ſie geht aus vielen Stellen der Briefe Colombo's hervor, wenn auch die Quellen nicht immer von ihm angegeben werden. Die oben erwähnten Beweisgründe für die Exiſtenz weſtlicher Continente, wie ſie das Mittelalter erfand, hatte zwar Colombo ſich eigen gemacht, ſogar noch manche hinzugefügt, die er aus den Mittheilungen der portugieſiſchen Seefahrer abnahm; aber deſſenungeachtet ſtand wol ſeine theoretiſche Kenntniß in keinem Verhältniſſe zu ſeinem feurigen Unternehmungsgeiſte. Daß er um die Meinung Anderer, wenn ſie der ſeinigen entgegen war, ſich wenig kümmerte, z. B. bei Unterſuchung der Frage über das Verhältniß des Feſtlandes auf der Erdkugel zum Meer, beweiſt wol am beſten das kühne Eindringen in den atlantiſchen Ocean, den er ſich gegen die Meinung der Alten und ſeiner Zeitgenoſſen außerordentlich viel kleiner vorſtellte, als er wirklich iſt, ſodaß ſein entſchiedenes Halten an einem geographiſchen Irrthume zum Beförderungsmittel eines Unternehmens wurde, vor welchem er bei beſſerer Kenntniß der Dimenſionen des Erdkörpers vielleicht zurückgewichen wäre. Achtzehn Jahre vor ſeiner Entdeckungsreiſe ſtand Colombo in lebhaftem Verkehr mit dem florentiniſchen Aſtronomen Toscanelli, der mittels

der Aufmerksamkeit, die er während eines langen Lebens auf Entdeckungsreisen seiner Zeitgenossen zu Wasser und Land verwendete, eine seltene geographische Kenntniß sich erworben hatte. Nicht nur war er bemüht, die nautische Astronomie zu vervollkommnen, sondern er suchte durch Vergleichung der alten Geographie mit den neuen Entdeckungen Resultate zu erlangen und kam schon zeitig zu der Überzeugung, daß mit dem Lande der Specereien auf einem kürzern als dem gebräuchlichen Wege eine Verbindung zu eröffnen sein müsse. Aus den noch vorhandenen Fragmenten des Briefwechsels zwischen Colombo und dem Florentiner hat man geschlossen, daß der Erstere, nur auf des Letztern Meinung gestützt, die große Reise unternommen habe. Wenn nun auch nicht genau nachzuweisen ist, welcher von jenen zwei großen Männern die Idee einer westlichen Welt, d. h. eines bis in das atlantische Meer hervorragenden Theils des östlichen Asiens zuerst gehabt habe, so ergibt sich doch aus den hierhergehörenden Untersuchungen eine neue glänzende Rechtfertigung Colombo's; denn zehn Jahre vor der Zeit, in welcher (1484) ein spanischer Schiffer durch Zufall S.-Domingo entdeckt haben sollte — beiläufig eine Sage, von Colombo's Feinden erfunden —, äußert der genuesische Entdecker schon seinen Glauben an das Vorhandensein einer neuen Welt. Hatte auch Toscanelli seine Vermuthungen auf einer Art von Seekarte verzeichnet und diese dem Colombo übergeben; hatte er ihm auch numerische Angaben mitgetheilt, durch welche die Hypothese zur Gewißheit zu werden schien; so geschah dieses Alles doch zu einer Zeit, wo Colombo schon durch sich selbst zur Überzeugung von dem Gelingen seines Unternehmens gelangt war. Die Mittheilungen eines Mannes von so allgemein erkannter Gelehrsamkeit haben aber ohne Zweifel insofern zur Ausführung von Colombo's Plänen beigetragen, als sie Bestätigungen von des Letztern Ansichten enthielten und Veranlassung zu dem zuversichtlichen Muthe wurden, mit welchem der Admiral in ein ungekanntes Weltmeer hinaussteuerte. Das Entstehen derselben großartigen Ideen in Männern von ausgezeichneten Talenten, die in derselben Zeit, allein ohne Verbindung lebten und zu einer gleichen Überzeugung, obwol auf sehr entgegengesetzten Wegen kamen, erscheint in der Geschichte der menschlichen Kenntnisse keineswegs als vereinzelte Thatsache, und darum kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir Colombo's Ahnungen und Kenntnisse in seinem berühmten Zeitgenossen, dem Martin Behaim, wiederfinden, der selbst nie Colombo's Ruhm zu schmälern suchte, dennoch aber von des Letztern Feinden und von einzelnen allzu patriotischen Forschern der spätern Zeit als der eigentliche Entdecker der neuen Welt genannt worden ist, dem man sogar die Kenntniß der Meerenge am südlichen Ende Amerikas zuschrieb, die erst 10 Jahre nach seinem Tode von Magalhaens aufgefunden wurde.

Den vorliegenden Untersuchungen verdanken wir die Aufhellung dieser Punkte eines alten Streites durch genaue synchronistische Vergleichung der großentheils in wenig bekannten Werken verstreut erwähnten Thatsachen. Der wackere deutsche Ritter, der einen großen Theil seines Lebens an der äußersten Grenze der damals bekannten Welt, auf der Insel Fayal, zubrachte und auf seiner vielbewegten Bahn die reichsten Kenntnisse sammelte, erscheint so groß als der Entdecker Amerikas und der erste Schiffer der Südsee, ohne daß es nöthig wäre, ihm fremden Ruhm anzudichten. Auch in mancherlei andern Beziehungen ist das Recht Colombo's auf den Namen eines Entdeckers angefochten worden, und der Geograph Ortelius geht gegen das Ende des 16. Jahrhunderts so weit, zu behaupten, Colombo habe kein größeres Verdienst, als die neue Welt in dauernde Handelsverbindung mit Europa gebracht zu haben. Man hatte damals bereits erkannt, daß die Normannen in sehr früher Zeit den Continent Amerikas berührt hatten, und war geneigt, zu glauben, daß sie vom Norden dieses Welttheils bis in seine tropischen Gegenden vorgedrungen wären. Wenn nun aber auch in den letzten Jahren in Grönland Runensteine gefunden worden sind, welche die Anwesenheit der Normannen daselbst so früh als im 12. Jahrhundert außer Zweifel stellen, und wenn auch jene alten Erdwälle, die man in Canada beobachtet, auf ihre Niederlassungen bezogen werden können, so beweist doch nichts mit einiger Gewißheit, daß sie vom Lorenzstrome südlich das Land besessen oder bereist haben. Zwar ist es nicht in Abrede zu stellen, daß Zufall oder Gewinnsucht manche unerwartete oder auch manche geheime Seereise veranlaßt haben mögen; allein so lange sie nur als unverbürgte, dunkle Sagen dastehen, so lange sie nicht durch ihre Resultate die geographische Kenntniß bereicherten, die Irrthümer beseitigten und den Nachfolgern den Weg vorzeichneten, darf man um solcher Ursachen willen die Männer nicht ihres Ruhms berauben, die, dem innern Triebe gehorsam, den gefährlichen Weg antraten und durch Erfüllung jener Bedingungen und durch ihr offenes Hintreten in der Gestalt historischer Charaktere ihre Ansprüche auf den Namen der ersten Entdecker begründeten. Undankbar im vollsten Sinne des Wortes würde die Nachwelt genannt zu werden verdienen, die einem Balboa darum den Namen des Entdeckers der Südsee streitig machen wollte, weil Colombo auf seinem Todbette (1505) sieben Jahre früher dunkle Kenntniß von der berühmten Erdenge zwischen den zwei Hälften der neuen Welt besaß, und aus gleichem Grunde muß der Ruhm des kühnen Juan Diaz de Solis ungeschmälert bleiben, wenn es auch nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß mehre Jahre vor seiner Reise die patagonische Küste schon von Europäern zufällig berührt worden sein mag. Je schwieriger aber diese Untersuchungen über Streite der Priorität durch die Entfernung der Zeiten und die Leidenschaftlichkeit parteiischer Berichte gemacht werden, um so ehrwürdiger erscheint die Geschichtsforschung, wenn sie, Begebenheiten aus Ursachen ferner Vergangenheit philosophisch erklärend, das Wahre von dem Falschen unerbittlich sondert und das Unrecht der frühern Jahrhunderte wiederum ausgleicht. 67.

Zwölf Bücher niederländischer Geschichten von Heinrich Leo. Zweiter Theil, enthaltend die letzten sechs Bücher oder die Geschichte der Niederlande vom Beginn der Herrschaft des Hauses Burgund bis 1830. Halle, Anton. 1835. Gr. 8. 4 Thlr.*)

Im siebenten Buche, welches die Geschichte der Niederlande bis zum Tode der Herzogin Maria erzählt, wird zunächst die Geschichte Flanderns wieder aufgenommen, dessen Verhältnisse, seit Gent 1386 sich der burgundischen Herrschaft unterworfen hatte, sich meistens ruhig entwickelten, sodann mit derselben die Geschichte der andern niederländischen Landschaften von der Zeit an, in welcher sie unter dieselbe Herrschaft kamen, verbunden. Meyer's „Flandrische Annalen", daneben Baranle's „Geschichte der Herzöge von Burgund aus dem Hause Valois" und Froissard sind die Hauptquellen; der Umfang der Darstellung ist durchgehends der eigentlichen Aufgabe des Werkes gemäß beschränkt, und namentlich sind die französischen Angelegenheiten, ungeachtet der vielfachen Verwickelung der Herzöge von Burgund in dieselben, auch da, wo sie auf Flandern eingewirkt haben, nur berührt. Das achte Buch enthält die Geschichte der niederländischen Herrschaften unter dem habsburgischen Hause bis auf Karl V. Abgang.

Der wichtigste Abschnitt dieses Theiles und der für ein größeres Publicum insbesondere interessanteste ist das neunte Buch, welches, bis 1609 herabgehend, die Empörung und den Abfall eines Theiles der Niederlande von der spanischen Herrschaft darstellt. Schon die in der Vorrede zum ersten Theile enthaltene Äußerung des Verf., daß eins der Motive, welche ihn zur Abfassung dieses Geschichtsbuchs bestimmt hätten, auch das sei, gut zu machen, so viel an ihm läge, die Ungerechtigkeiten, zu welchen der protestantische Sinn gegen die Zeiten der herrschenden sowol als der um ihre Herrschaft in den Niederlanden kämpfenden katholischen Kirche vermocht habe, — schon diese Äußerung ließ eine eigenthümliche, von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Auffassung erwarten, und diese Erwartung wird auch vollkommen erfüllt. Je größer unsere Achtung vor des Verf. historischen Kenntnissen, seinem scharfen Eindringen in die Beschaffenheit politischer Zustände und seinem selbständigen und eigenthümlichen Urtheil ist, um so sorgfältiger haben wir seine Auffassung geprüft, ja, um so mehr gewünscht, uns dieselbe aneignen zu können; allein obwol wir seine völlige Freiheit von protestantischer Befangenheit anerkennen und der katholischen Kirche und der spanischen Herrschaft eine wesentliche Berechtigung zugestehen, so müssen wir doch einige Bedenken und Wünsche in Beziehung auf seine Darstellung aussprechen. Er betrachtet nämlich die dem offenen und entschiedenen Aufstande gegen die spanische Herrschaft vorausgehende unruhige Bewegung in den Niederlanden als allein von dem hohen Adel Anfang, Einheit und Bedeutung erhaltend und als von Egmont, Hoorn und hauptsächlich und bald ausschließlich von Wilhelm von Oranien geleitet und läßt den Einwirkungen anderer Umstände, deren er allerdings, jedoch nur in anderm Zusammenhange, gedenkt — daß nämlich die Verbindung Spaniens und der Niederlande durch keine natürliche Interessenverbindung motivirt war, und daß im Allgemeinen die Reformation den romanischen Stämmen etwa Fremdes blieb, und namentlich Philipp II. sich in Hinsicht auf dieselbe ganz als Spanier verhielt und das innerste Wesen des Protestantismus verkannte — nicht die gebührende Anerkennung widerfahren. In die Verdammung der revolutionnairen Interessen und Elemente, welche sich früh mit der Reformation vermischten und welche in den Niederlanden in der Bilderstürmerei hervortraten, stimmen wir unbedingt ein, und das strengste Verfahren gegen dieselben erscheint uns gleichfalls rechtmäßig und nothwendig; allein andererseits sind wir überzeugt, daß nicht wenige der Niederländer, welche sich der neuen Lehre zuwandten, nur durch den Grundgedanken der Reformation, in welchem der Verf. die hohe und unverwerfliche Rechtfertigung dieser Begebenheit findet, nämlich den Gedanken einer Weiterbildung der Kirche dem Begriffe des Christenthums und dem Inhalte des Evangelii gemäß, ergriffen und geführt wurden, und daß, indem diese auf nicht minder strenge Weise als die jenes revolutionnairen Unfugs Schuldigen behandelt wurden, ein solches Verfahren zwar erklärt und entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden kann.

Den Prinzen Wilhelm von Oranien, dessen Charakter der Verf. schon in der Vorrede als den eines ziemlich eigensüchtigen und sehr zur politischen Intrigue geneigten Revolutionnairs bezeichnet, klagt er an, daß er durch Verfolgung seiner Rache gegen Granvella und durch Verfolgung seines Plans, die Statthalterin Margaretha von Parma als zur Regentschaft unfähig erscheinen zu lassen, um sich dafür zu rächen, daß über diese Regentschaft nicht in der Weise, wie er gewollt, disponirt worden war, die Niederlande in Aufregung und tief in das größte sittliche Unglück, in bürgerliche Parteiung und Zwist mit der Regierung gestürzt habe, und die vom Verf. gegebene Darstellung der Thätigkeit Oraniens kann gleichsam als eine Rechtfertigung der vor dem Rathe der Unruhen gegen denselben erhobenen Anklagen betrachtet werden. Allein auch nach wiederholter, durch kein Vorurtheil geleiteter, sondern nur nach historischer Wahrheit trachtender Erwägung der für eine so schwere Schuld gegebenen Beweise haben wir uns von derselben, wenigstens für die Zeit vor Alba's Ankunft, nicht überzeugen können; denn manche Handlungen des Prinzen, welche als Beleg angeführt werden können, wie es uns scheint, nur dann so, wie der Verf. gethan, gedeutet werden, wenn die Schuld desselben bereits auf andere Weise deutlich erwiesen wäre, und bei den entscheidendern Punkten gibt der Verf. selbst durch ein „soll", „wahrscheinlich", „wie es scheint", „mochte" seiner Ansicht die Beschaffenheit der Vermuthung. Indem er in der Vorrede erklärt, daß er nach Durchlesung der zwei ersten Bände der von Groen van Prinsterer herausgegebenen Correspondenz des Hauses Oranien-Nassau zugebe, daß ein Plan, die Niederlande dem Könige von Spanien völlig zu entreißen, sich in Oraniens Seele 1566 noch nicht ausgebildet hatte, so müssen wir bedauern, daß er sich nicht bestimmter darüber ausgesprochen, auf welche Weise und bis wie weit sich in Folge jenes Zugebens die in seinem Werke selbst festgehaltene Ansicht von Oraniens früherer Thätigkeit modificirt habe. Was Granvella betrifft, so erklärt der Verf. mit Recht es für die höchste Ungerechtigkeit, demselben die Treue, die er seinem Herrn und der Kirche, deren Diener und Prälat er war, bewies, zum Vorwurf zu machen; allein er gibt auch selbst die Rechtfertigung für das Mistrauen, welches Oranien und Andere ihm bewiesen, indem er einräumt, daß Granvella in der Wahl seiner Mittel nicht immer ohne Tadel verfuhr, und daß man ihn nicht mit Unrecht als Hauptbeförderer einer Maßregel Philipp II., welche der Verf. selbst eine revolutionnaire nennt, nämlich der Vermehrung der Bisthümer in den Niederlanden, bezeichnet habe. Um übrigens die Beschwerden und Anklagen, welche die Gegner des Cardinals wider denselben erhoben, richtig zu würdigen, wäre es nothwendig gewesen, einmal die Weise seines Verfahrens in Thatsachen darzulegen und zweitens eine genaue Erörterung der Rechte der niederländischen Provinzen zu geben, da nur dadurch ein sicheres Urtheil möglich sein würde, ob jenes Verfahren anerkannte Rechte oder nur persönliche Neigungen und Wünsche des Adels verletzt hat. Ebenso wünschten wir, daß der Verf. die Beschaffenheit der Inquisition in den Niederlanden während des Anfangs der Regierung Philipp II. in bestimmten Thatsachen ausgesprochen und dadurch seine Ansicht bewiesen hätte, daß die Besorgniß vor einer beabsichtigten Einführung der spanischen Inquisition unmotivirt gewesen sei.

Wenn Herr Leo seine Auffassung des Charakters Oraniens selbst nicht für neu erklärt, so ist dies dagegen der Fall mit der Art, wie

*) Über den ersten Theil berichteten wir in Nr. 225 und 226 d. Bl. f. 1829. D. Red.

§ 1. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 2. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 3. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 4. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 5. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 6. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 7. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 8. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 9. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 10. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 11. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 12. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 13. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 14. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 15. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 16. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 17. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 18. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 19. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

§ 20. Jeder Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, hat seine Firma zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Die Anmeldung ist von allen Gesellschaftern, welche die Gesellschaft vertreten, zu bewirken. Die Anmeldung ist, wenn sie nicht in einer öffentlichen Urkunde enthalten ist, in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 326. — 21. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

Seit jenen Heeren des Darius und Xerres hat es wol keine aus so vielen Völkern zusammengewehte Armee gegeben als die Napoleon's, unter dessen Fahnen die Söhne des Nordens und die Kinder des Südens mit gleicher Hingebung, mit gleichem Muthe fochten. Jeder dieser Völkerstämme hatte gleichen Anspruch auf die Ehre der errungenen Siege, und jeder suchte diesen Anspruch auf irgend eine Weise geltend zu machen, da die Franzosen und ihr Oberhaupt nur wenig geneigt schienen, den fremden Mitstreitern überall volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. So ist auch die „Storia delle campagne e degli assedj degl' Italiani in Ispagna dal 1808—13; da *Camillo Vacani*, maggiore nel imperiale regio corpo del genio etc." (3 Bände Fol., mit 16 großen und sehr schönen Karten und Planen, Mailand 1823) entstanden; ein Prachtwerk, das, nicht in den Buchhandel gekommen, wenig in Deutschland bekannt ist. Der Verf., selbst Augenzeuge, hat alle die verschiedenen Schriften über diesen so merkwürdigen Freiheitskampf eines an sich kriegerischen und in seinen Gefühlen tief verletzten Volkes verglichen und mit kritischer Auswahl benutzt, um alle die Bewegungen und Gefechte treu darzustellen, an denen die italienischen Truppen — anfangs nur eine Division von 6000 M. Infanterie und 800 Pferden, der bald eine zweite Division von 9232 M. und 1336 Pferden, endlich 1811 noch eine dritte folgte — Theil hatten.

Die Einleitung beginnt mit einer topographischen Darstellung des Kriegstheaters, durch eine genaue Generalkarte nach Lopez und nach den neuern Arbeiten Antillon's, Laborde's, Lapie's, Mentelli's und Tofiño's erläutert, wo besonders auf die rauhen und hohen Gebirgszüge aufmerksam gemacht wird, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchschneiden, und deren Thäler den Lauf der größern Flüsse nach dem ihnen nächsten Meere bestimmen. Hierauf folgt ein gedrängter Überblick der frühern Geschichte Spaniens und seiner Regierungsveränderungen seit dem ersten Einfalle der Gallier (700 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung) bis zum Ausbruch der Empörung des spanischen Volkes gegen die Herrschaft der Franzosen.

Wie fast alle Orte des Mittelmeeres ward auch Spaniens Küste zuerst von den Phöniciern besucht, die daselbst Niederlassungen gründeten, weil sie, gleich den Engländern in der neuern Zeit, sich dadurch die Herrschaft des Meeres sicherten. Ein Theil der alten celtischen Einwohner jedoch, um sich nicht dem Joche der Fremden zu unterwerfen, zog sich in die rauhen Gebirge von Biscaya zurück, wo allein die Sprache und die einfachen Sitten der Gallier und Kantabrier sich erhalten haben.

Später häuften sich die Fremden auf den spanischen Küsten, die wechselsweise von den Phöniciern, Marseillern, Tyrrhenern, Griechen und Karthagern besucht, von diesen aber die ursprünglichen Einwohner theils zerstreut, theils getödtet wurden. Sie erbauten die Städte Rosas, Ampurias, Barcelona, Karthagena und viele andere, theilten sich in die Regierung des Landes und brachten auf hundert verschiedenen Wegen die verborgensten Schätze desselben ans Licht, das Gold aus Asturien, das Silber aus den Pyrenäen und das Eisen aus Biscaya. Zuletzt verschlang die Riesenrepublik Karthago Alles, bis Rom gegen sie auftrat und ihr endlich durch die Gewalt der Waffen die Herrschaft Spaniens und der ganzen Welt entriß. Mit der steigenden Macht und dem Ansehen Roms, dem nach der Zerstörung von Karthago kein kräftiger Feind mehr entgegenstand, erzeugten sich auch Parteien und innere Zerwürfnisse; bürgerliche Kriege waren die Folge davon, wo Sertorius sich an die Spitze der Spanier stellte und nichts Geringeres beabsichtigte, als der Nation einen freiern Zustand, dem des alten Roms ähnlich, zu verschaffen. Das Schicksal schien seinen Entwürfen günstig, als er von seinem Freund und Waffengefährten Perperna aus Geiz oder Eifersucht ermordet und Spanien dadurch förmlich zur römischen Provinz ward. Als solche ward es sehr hoch geschätzt und durch die vorzüglichsten Männer des römischen Reichs verwaltet; ja, Kaiser Trajan selbst war ein Spanier von Geburt. Als jedoch in der Folge Roms Macht sank und nicht mehr den Anfällen der nördlichen Völker, der Alanen und der Gothen, deren Könige Theodosius vergebens seine Tochter vermählt hatte, zu widerstehen vermochte, rissen diese die Alleinherrschaft an sich und bildeten das westgothische Reich. Ehe ihnen dies aber völlig gelang, bedurfte es in Spanien noch eines langen und blutigen Kampfes. Als auch dieser beendigt war, erschien ein neuer Feind, die Araber, welche sich der nördlichen Küste von Afrika be-

Ausgabe der Bundesgesetzblätter

Artikel 1

Gesetz über die Verkündung von Gesetzen und sonstigen Bekanntmachungen des Bundes (Verkündungsgesetz)

§ 1

Die Bundesgesetzblätter werden in elektronischer Form herausgegeben.

§ 2

Die Bundesgesetzblätter werden in das Internet eingestellt.

§ 3

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 4

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 5

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 6

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 7

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 8

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 9

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 10

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 11

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 12

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 13

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 14

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 15

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 16

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 17

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 18

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 19

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 20

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 21

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 22

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 23

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 24

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 25

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 26

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 27

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 28

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 29

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 30

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 31

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 32

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 33

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 34

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 35

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 36

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 37

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 38

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 39

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 40

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 41

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 42

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 43

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 44

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 45

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 46

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 47

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 48

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 49

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 50

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 51

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 52

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 53

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 54

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 55

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 56

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 57

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 58

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 59

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 60

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 61

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 62

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 63

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 64

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 65

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 66

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 67

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 68

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 69

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 70

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 71

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 72

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 73

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 74

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 75

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 76

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 77

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 78

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 79

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 80

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 81

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 82

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 83

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 84

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 85

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 86

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 87

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 88

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 89

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 90

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 91

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 92

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 93

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 94

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 95

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 96

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 97

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 98

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 99

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

§ 100

Die Bundesgesetzblätter werden in einer Datenbank eingestellt, die von der Bundesregierung oder einer von ihr beauftragten Stelle eingerichtet wird.

Bankruptcy Act 1796. Bankrupt's estate to be assigned to assignees, and vested in them. Bankrupt to deliver up his estate, books, papers, &c. to assignees. Bankrupt to be examined by commissioners. Bankrupt to be allowed 5 per cent. on the net produce of his estate. Bankrupt not to be discharged from debts, unless he obtain certificate of conformity

gewelkten Baumes. So blickt in dieses Naturbild das wahrhaft Menschlich-Geistige herein, und es stellt sich wieder in dem welken Baum der hochalterige Greis dar, der so lange noch von keinem Welken sagen kann, als der Geist in ihm lebt, als die Gedanken in seinem Silberhaupte wohnen. Auf gleiche Weise spiegeln sich nun diesem Dichter alle einzelnen Zustände des Lebens ab und werden zu allgemeinen Zügen, welche Jeden, der der Dichtung und des Denkens fähig ist, berühren müssen. Wie schön ist in dieser Hinsicht das Gedicht: „An Louise" (S. 145). Es ist eine Todtenklage, aber nicht das Schluchzen des verlassenen Geliebten um seine Verlorene; sondern dieser trauervolle Einzelfall ist von dem Dichter herausgearbeitet zu ganz allgemeiner, aber gestaltvoll-individueller Weltbetrachtung. Die Weisheit dieser Betrachtung besteht darin, daß sich der Dichter die Entschlafene nicht als todt, sondern in den lebendigsten Zuständen des Lebens denkt. Er denkt sich

— ihr Angesicht, das bleiche,
Das tiefe Schwermuth überzieht,

er schaut das Aug',

— das dunkle, weiche,
Wie es in andre Welten sieht.

Er denkt sich die Geliebte am Clavier, von Gesang und Melodie begeistert,

Wie sie der große Geist umranket,
Den wir Beethoven nannten hie,
Wie ihre zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie,

Der Geist, dem, seliges Verderben,
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Es läßt sich diese poetische Weise, seine Gedanken zu offenbaren, in dem Dichter eben nicht anders bezeichnen denn als eine tiefsinnige Betrachtung, über die viel Deutungsvolles zu sagen wäre, was wir uns für eine andere Zeit und einen andern Ort versparen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In einer neuerdings erschienenen Monographie über London, welche den Titel führt: „Glances at life in City and Suburb, by *Cornelius Webbe*" (London 1836), findet sich über diesen Giganten der Weltstädte folgende charakteristische Äußerung: „London ist jetzt, Dank sei Denjenigen, die es allmälig bis auf diese Stufe gebracht haben, eine weit besser und behaglicher eingerichtete Stadt, mit bessern und behäbigern Bürgern, die auch freilich schicklicherweise mehr Ansprüche machen und Wünsche hegen dürfen, als dies bei ihren Altvordern, den fleißigen, gewerbthätigen Leuten, der Fall war. Trotz des unaufhörlichen Geschreis, das man über die Armuth Londons anhebt, findet sich doch hier beiweitem mehr Bequemlichkeit, Comfort und Eleganz, wie man sich überzeugen kann, wenn man das Volk betrachtet, das an Sonntagen aus den Straßen über Land zieht, als unsere Großväter sich träumen ließen und die Unzufriedenen heutigen Tages eingestehen wollen. Daß Armuth vorhanden ist, kann man freilich nicht in Abrede stellen; allein dies ist doch immer kein Vergleich zu der reellen Zunahme an Bequemlichkeit und Wohlleben, welche der arbeitenden Classe zu Theil geworden ist. Tausende, die zu dieser gewerbtreibenden Classe gehören, kleiden sich jetzt so wie im vorigen Jahrhunderte die Gentlemen einhergingen; sie lassen sich nichts abgehen, mischen sich in alle ausgesuchte Vergnügungen und nehmen an geselligen Vereinen Antheil, die von der Art sind, daß man im 17. Jahrhunderte, wenn sie sich in solche Zirkel gemischt hätten, sie für toll gehalten haben würde." Um dergleichen Erfahrungen zu machen, braucht man jedoch nicht eben nach London zu gehen, und daß ein solches „increase in comforts", wie der englische Berichterstatter sich ausdrückt, kein Gegenbeweis der Armuth und des überhandnehmenden Elends ist, wissen wir Deutsche aus eigner Erfahrung nur zu genau.

Ein ausgezeichneter Gelehrter, der sich längere Zeit in Rußland aufgehalten, läßt sich über das Wesen der russischen Sprache so vernehmen: „Alle russischen Schriftsteller, sowie alle Ausländer, die eine umfassende Kenntniß dieser Sprache besitzen, stimmen darin überein, daß dieselbe kräftig, schön, geschmeidig und ungemein reichhaltig sei. Allein es fehlt noch viel, daß man sich des wahren Geistes dieser Sprache bemächtigt habe, was vielleicht erst unsern Enkeln und Urenkeln vorbehalten ist. Die russische Sprache ist sehr eigenthümlich und etwas eigensinnig, sie läßt nicht sehr mit sich verfahren, und über den mislungenen Versuchen, dies zu bewirken, hat sich der schöne, kräftige, natürliche Ton sehr verloren, und es hat sich eine neue Sprache auf dem Papier gebildet die kein Mensch spricht. Anstatt der kraftvollen, volksthümlichen Ausdrücke hat man wässerige Umschreibungen aus fremden Sprachen, und während in den entlegenern Provinzen des gigantischen Reichs die Muttersprache sich in ihrer Kraft und Reinheit unter dem Volke erhalten hat, hat sich in den sogenannten feinen Kreisen der neuen glänzenden Hauptstadt ein fremdartiger, geistloser und großentheils unverständlicher Jargon gebildet, der sich auf himmelschreiende Weise durch Gallicismen, Germanismen und Gott weiß was noch sonst für Ismen auszeichnet." Für den Reichthum der unverfälschten russischen Sprache spricht unter Anderm die große Menge von Substantiven und der Überfluß an technischen Ausdrücken und sprüchwörtlichen Wendungen, den sie darbietet.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg gibt in mongolischer Sprache eine heroische Sage heraus, die bei den Mongolen in großer Gunst steht. Es ist dies eine „Geschichte der Thaten und Heldenabenteuer Gesser-Khan's", voll mongolischer Romantik, der es auch in Europa nicht an Anklang fehlen wird.

Desgleichen erscheinen dort die „Reisen in Arabien von Abusosla", unter Aufsicht und mit russischer Übersetzung des Professors Heitling. H.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen ist soeben versandt:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.
Herausgegeben
von
Dr. Franck.
Erster Jahrgang.

Mit dem schön gestochenen Bildnisse Bauernfeld's und vier scenischen Kupfern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Der Musicus von Augsburg. Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld. — Milton's Muse. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von G. H. Lichenau. — Autorsqualen. Lustspiel in einem Aufzuge von Dr. Franck. — Die Christnacht. Schauspiel in einem Act von Pannasch. — Der Herr im Hause. Lustspiel in einem Act von Dr. Franck.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 327. — 22. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Mittlerweile ward die französisch-spanische Flotte auf der Höhe von Trafalgar von Nelson beinahe ganz zerstört, und Karl IV. sah sich in der doppelten Gefahr, entweder der Verbindung mit seinen unermeßlichen überseeischen Ländern beraubt zu werden, oder die von der Donau zurückkehrenden französischen Heere in das Thal des Ebros sich ergießen zu sehen, um die längst beabsichtigte Eroberung der Halbinsel auszuführen, unter dem Vorwande, dem Abfalle Spaniens zuvorzukommen. Zwar trat jetzt auch Preußen in die Schranken; bald aber waren durch die Niederlage bei Jena und das rasche Nachdringen des Feindes seine Streitkräfte vernichtet, und nach den blutigen Schlachten bei Eylau und Friedland durch den nachtheiligen Frieden von Tilsit der Krieg beendigt, ehe noch Spanien Zeit hatte, sich genügend zur Sicherung seiner Grenzen und seines Reiches zu rüsten. Die Proclamationen des allgemein beneideten und verhaßten Fürsten von la Paz an das spanische Volk zu energischer Unterstützung der Krone blieben ohne Erfolg, gaben blos Napoleon Gelegenheit, ohne Umschweife seine Absicht auf Spanien auszusprechen, worin er von dem durch glänzende Versprechungen gereizten Fürsten von la Paz, in dessen Hände Spaniens ganze Macht und Schicksal gelegt war, möglichst unterstützt ward.

Die Nation, bis daher dem Willen ihres Königs unbedingt unterworfen, sah die Hoffnung einer bessern Ordnung der Dinge gänzlich verschwinden, erwartete in dumpfer Stille die Entwickelung der Begebenheiten, doch nicht ohne bemerken zu lassen, daß die Leidenschaften aufs Höchste gespannt waren, das Verderbniß ohne Gegenmittel, die öffentlichen Ämter feil, jede Klage durch die Gewalt unterdrückt, die Minister unter sich uneinig, jedes Band der Ordnung zerrissen, überall der Keim zu einer nicht zu unterdrückenden Empörung hervorsprossend. Viele hegten den Glauben, Karl IV., von der Last des Alters niedergedrückt und unfähig, in einer so schwierigen Zeit das Staatsruder zu lenken, werde es dem legitimen Thronerben, dem Prinzen von Asturien, übergeben; Andere schmeichelten sich mit der glänzenden Hoffnung, Frankreich werde die uneigennützigen Dienste seines Alliirten, des Königs von Spanien, seit dem baseler Frieden vergelten; sie hielten eine glückliche Veränderung — in Hinsicht der Regierung, nicht aber der königl. Familie — unter dem Beitritt Frankreichs für gewiß, durch welche die Nation ohne innere Gewaltschläge und ohne die lästige Gegenwart fremder Heere wieder zu ihrem alten Glanz erhoben würde. Nur Wenige aus den höhern Classen wünschten insgeheim, Frankreichs Regent möchte zum Wohl und zur Wiedererhebung ihres erniedrigten Vaterlandes das große Werk Ludwig XIV. wiederholen und einen Fürsten seines Stammes auf den schwankenden Thron der Bourbons setzen.

Mitten unter diesen heimlichen Klagen, schreckenden Befürchtungen und ungewissen Hoffnungen erhöb sich eine kräftige Stimme zu dem Throne: der Prinz von Asturien schilderte seinem Vater in einer Schrift den traurigen Zustand des Reiches und die nahe Gefahr, durch einen stolzen und treulosen Minister verrathen und der Krone beraubt zu werden, indem er die Ansprüche der Bourbons dem Ehrgeiz und den politischen Entwürfen der neuen französischen Dynastie zum Opfer bringe. Anstatt jedoch diesen Vorstellungen ein geneigtes Ohr zu leihen, hörte der König nur den Fürsten von la Paz, ward gegen seinen Sohn äußerst aufgebracht, ließ alle seine Mitschuldigen ins Gefängniß setzen und erklärte sie sowol gegen die Nation als gegen die auswärtigen Höfe des Hochverraths schuldig. Hatte auch die im Escurial eingeleitete Untersuchung keine weitere Folge, so war doch der sehr von den Spaniern geliebte Prinz von Asturien in den Augen des Volkes gedemüthigt; seine treuesten Freunde, Escoiquiz und der Herzog von Infantado, wurden, obgleich völlig unschuldig verbannt und auf gleiche Weise eine Menge anderer angesehener Männer bestraft, weil sie sich mit dem Fürsten von la Paz unzufrieden gezeigt und seinen und des französischen Kaisers Absichten entgegengewesen waren.

Spanien hatte damals 10,175,000 und Portugal 3,683,000, zusammen 13,858,000 Einwohner; die 100,000 Mann starke Armee war zur Zeit der französischen Invasion in Holstein unter Romana, in Italien und in Portugal zerstreut. Es fehlte nicht an Militairschulen und Bildungsanstalten, so wenig als an Stückgießereien und Gewehrfabriken; allein sie waren nicht hinreichend, im Laufe des Krieges dem Bedürfnisse zu genügen, wenn

nicht England hinzugetreten wäre und die Vertheidiger Spaniens mit Allem versehen hätte, was ihnen an Waffen, Pulver und Munition fehlte. *) Spaniens Seemacht, früher Ehrfurcht gebietend, weil es 40,000 Seeleute hatte und 50 Kriegsschiffe in seinen Häfen lagen, durch die Schlacht von Trafalgar schon halb vernichtet, verschwand während dieses Krieges vollends ganz von dem Meere. Festungen und haltbare Punkte fanden sich auf den Küsten sowol als an den Grenzen; die wenigsten aber vermochten einem ernsthaften Angriffe zu widerstehen. Da, wo es geschah, trugen nationale Begeisterung und Haß gegen die Länderräuber das Meiste dazu bei.

Während die versammelten Cortes in Spanien die Fehler und Misbräuche in der spanischen Regierung zu verbessern und verschwinden zu machen bemüht waren, schickte der französische Kaiser den General Junot mit 25,000 M. Infanterie und 3000 Pferden am 18. Oct. 1807 über die Bidassoa durch Valladolid, Salamanca, Alcantara und Abrantes nach Lissabon, wo er schon am 30. Nov. anlangte, von der spanischen Division des Generals Caraffa gefolgt, ohne einige Gegenwehr gefunden oder andern Verlust erlitten zu haben, als den ihm der außerordentlich schnelle Marsch und die Beschwerden der rauhen Gegend auf dem langen Wege verursacht hatten. Er fand die Hauptstadt bereits von dem Hofe verlassen, der in größter Eile nach Brasilien übergesetzt war. Gleichzeitig rückten die französischen Truppen vor, die bisher an der spanischen Grenze gestanden hatten, 25,000 M. unter Dupont auf der großen Straße über Bayonne und Vittoria nach Altcastilien; andere 30,000 M. unter dem Marschall Moncey nahmen denselben Weg; ihnen folgten noch 30,000 M., die Kaisergarden mit den Divisionen Merle, Lasalle und Verdier zusammen, am Adour und der Garonne, um nach Übersteigung der Westpyrenäen die Stelle der weiter nach Galicien und Andalusien ziehenden Truppen zu ersetzen. Gegen die Ostpyrenäen zog die aus italienischen Truppen formirte Division unter dem General Grafen Lecchi heran: ein Bataillon königl. leichter Infanterie von 420 M., aus der Classe der höhern Stände, ein Regiment Linieninfanterie von 2014 M. unter dem Obersten Foresti, ein Reiterregiment von 385 M. in drei Schwadronen unter dem Oberstlieutenant Banco, endlich eine Compagnie Fußartillerie unter dem Capitain Lirelli, 144 M. und 100 Pferde, wozu noch 2100 Neapolitaner stießen. Sie vereinigten sich mit 18 Bataillonen und 10 Schwadronen Franzosen, zusammen 15,000 M., unter den Generalen Bessières, Schwarz und Chabrun. Das Ganze befehligte Duhesme, dem an kühnem Unternehmungsgeist Keiner vorging; und dieser Theil des französischen Heeres, der von Perpignan über den Colt de Pertuis nach Catalonien herabstieg, ist es, dessen Thaten der Verf. zum Gegenstande seiner Geschichte gemacht hat. Er ward anfangs von den Spaniern mit offenen Armen empfangen, immer in dem Vertrauen auf die rechtlichen Gesinnungen des Kaisers der Franzosen und in der Hoffnung, das ihnen in der innern Verwaltung ihres Landes Widrige durch ihn abgeändert zu sehen.

Bald überschwemmten jedoch die französischen Truppen ganz Spanien; die italienische Division bemeisterte sich durch List der Citadelle und der übrigen Forts von Barcelona, und mit Schrecken und Abscheu sahen die Spanier sich in ihren schönen Träumen getäuscht. Selbst der König kam von seinem Wahne zurück; der in Aranjuez gegen den Fürsten von la Paz entstandene Aufruhr bewog ihn, dem Letztern die bisher gehabte Gewalt zu nehmen und für seine Person die Regierung in die Hände seines Sohnes, Ferdinand VII., niederzulegen. Sobald der Obergeneral Murat von diesem Ereignisse Nachricht bekam, ließ er unverzüglich die noch am Duero stehende französische Armee in Madrid einrücken, um der allgemeinen Aufregung entgegenzuwirken. Napoleon kündigte seine nahe Ankunft in Spanien an, und Ferdinand eilte ihm nach Bayonne entgegen, wo er zwar freundlich von dem Kaiser empfangen, ihm aber am andern Tage durch den General Savary angekündigt ward, daß die Bourbons nicht länger in Spanien regieren dürfen, daher der junge König für sich und sein ganzes Haus auf die Krone Verzicht leisten müsse. Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck ein so gewaltsames Verfahren auf den König und die Minister machen mußte. Vorzüglich sprach Cevallos für die Erhaltung der Rechte des königl. spanischen Hauses und der Nation; die Andern fielen ihm bei, bis endlich Napoleon allen Discussionen durch die Worte ein Ende machte: „Ich habe meine eigne Politik. Ihr müßt liberaler und weniger empfindlich über den Ehrenpunkt denken, um nicht die künftige Wohlfahrt Spaniens dem Vortheile der Bourbons aufzuopfern.“

Das Widerstreben Cevallos' gegen Napoleon's Willen fand sich auch bei den andern Ministern, die, weil man sie für nachgebender hielt, berufen worden waren, um Ferdinand's Entsagung der Krone zu bewirken. Sie trugen auf die schleunige Zusammenberufung der Cortes an, weil Ferdinand die Rückkehr aus Frankreich versagt war und nur allein die Repräsentanten der Nation über eine so wichtige Sache entscheiden könnten, welche die Würde der spanischen Nation betraf. Man wollte aber auch diesem Wunsche nicht willfahren, sondern zog es vor, Karl IV. als Werkzeug zu gebrauchen, um Ferdinand's unerschütterlichen Widerstand zu überwinden, indem jener vorher wieder in seine, zu Gunsten seines Sohnes aufgegebene Rechte trat und dann die spanische Krone in Napoleon's Hände niederlegte, wo dann auch Ferdinand mit dem Tode bedroht und dadurch gezwungen ward, die Entsagungsacte zu unterschreiben.

In Spanien hatte mittlerweile der General Murat sich durch Misbrauch seiner Gewalt verhaßt gemacht und die über jene Vorgänge schon erbitterten Gemüther noch mehr aufgeregt; ein Nichts war im Stande, bei der nahen Abreise der Königin von Hetrurien und des letzten Sohnes Karl IV. am 2. Mai auf einem der öffentlichen Plätze von Madrid die blutige Empörung zum Ausbruche

*) Spanien kaufte 1796 in Sachsen eine bedeutende Anzahl neuer und alter Infanteriegewehre.

Bridge, Rev. Wm. Commissioner for the Bahamas, 1869. Author of "Sermons preached in the Bahamas," 1870. Rector of Christ Church, Nassau, 1869. Educated at Trinity College, Dublin. Ordained 1858. Curate of Ballymore, 1858-60. Curate of Kilmore, 1860-62. Curate of Ballymore, 1862-64. Curate of Kilmore, 1864-69. Married 1860, Mary Anne, daughter of Rev. Wm. Bridge, Rector of Ballymore. Address: Nassau, Bahamas.

Bridges, Rev. Edward Tyrrell. Rector of Wonston, Hants, 1867. Author of "Sermons," 1870. Educated at Trinity College, Cambridge. Ordained 1858. Curate of Wonston, 1858-67. Married 1867, Mary Anne, daughter of Rev. Wm. Bridges, Rector of Ballymore. Address: Wonston, Winchester.

Bridges, Rev. Henry Charles. Rector of Lambeth, 1867. Author of "Sermons," 1870. Educated at Trinity College, Cambridge. Ordained 1858. Curate of Lambeth, 1858-67. Married 1867, Mary Anne, daughter of Rev. Wm. Bridges, Rector of Ballymore. Address: Lambeth

Traun, ich fürcht', an keinem Baume in des Urwalds Nacht verliest,
Namuthvoller Argonaute, hängt dir dort dein goldnes Vließ;
Und wenn, was du suchst, du fändest: kannst du schweigen im Genuß
Eingedenk der Schar der Freunde, die daheim noch darben muß?

Armer Schiffer, der, irrend und schuldvoll, nach einem Gespenst den weiten Abgrund des Meeres überschifft! Der Dichter, begeistert als ein Seher, weiß mehr als du! Er weiß, daß einst durch die Gauen des Vaterlandes der Strom der Freiheit rauschen wird; er weiß, daß wir des Rechtes rosigen Morgen noch werden tagen sehen, daß dieser Morgen wird

Liederreich in ew'gem Frühroth über unsern Häuptern stehn.

Dann wallst drüben du am Meere; deiner Sehnsucht schwanker Kahn
Gleitet auf und ab die Wellen, sucht und sieht der Heimat Bahn.
Horch, da klingt's wie Glockenläuten übers Meer von Osten fern:
Das sind unsrer Dome Glocken, grüßend laut den Morgenstern!

Sieh, da wogt zu deinen Füßen roth und röther stets das Meer,
Und im Rosenglanze glühen Flur und Himmel rings umher,
Urwald selbst und Steppe wollen jetzt ein Rosengarten sein:
Das ist unsrer Morgenröthe überseeischer Widerschein!

Und was will dies weiße Segel, schwebend auf der glühnden Flut,
Wie ein Fürstenbrief der Gnade, der auf rothem Kissen ruht?
Ja, es ist ein Brief der Liebe, freud'ger Kunde voll, fürwahr,
Auf des Meeres Purpurkissen reicht der Ost dem West ihn dar!

und er wird die Kunde lesen; mit entwölktem Blick wird er nach dem freien Vaterland zurücksteuern; aber statt des Jünglingshauptes wird ein gebeugter greiser Mann im Krystall des Meeres sich spiegeln.

Doch, was ist dir dann die Heimat, deren Leiden du nicht littst,
Deren Losung du vergessen, deren Kämpfe du nicht strittst,
Deren Banner du nicht schirmtest, deren Reihn du niedest längst,
Und zu deren Siegesmahlen du ein fremder Gast dich drängst?

Dies ist noch nicht des Gedichtes Ende. Bleibe, ruft der Dichter, bleibe und wurzle als schöner Fruchtbaum im Boden der Heimat:

Kreis', ein Schwan der Hoffnung, ruhig auf bewegtem heim'schen Strom,
Trage mit als schmucker Pfeiler an des Vaterlandes Dom!

Weiche nicht, o Jüngling; doch er sieht nur noch des Tuches Abschiedswehn, es dunkelt, und dem nachblickenden Auge entschwindet für immer das Fahrzeug.

Wo die Dichtung solch eine Sprache redet, wahrlich ihre heiligste und höchste, da legt die Kritik schweigend ihre Feder nieder und weiß nur zu staunen und zu bewundern. Ja, ihr Zweifler an deutscher Kraft und Jugend, lest dies Gedicht, da wird euch klar werden, daß noch bis diese Stunde die deutsche Dichtung lebt, und daß ihre Anker noch tief in das Mark des Lebens greifen. 71.

Zur Geschichte der Malerei, von Mrs. Callcott.

In England sind die Damen zu Allem fähig, besonders die schriftstellernden. Sie schreiben nicht blos Romane, sie schreiben auch Philosophien der Kunst. So ist jetzt von Mrs. Callcott eine Geschichte der Malerei („Essays towards the history of painting") erschienen. Das Buch ist genau so gut, als man es von einer Dame erwarten kann. Aber seltsam ist es, daß in ihren façons de parler die englischen Schriftstellerinnen den deutschen auffallend gleichen. Wie diese fangen sie auch ihre Bücher immer mit einer Entschuldigung an. Es ist, als ob auf diese Weise der Geist der Kochkunst an ihnen Rache üben wollte dafür, daß sie seinen milden Einflüssen und seinem sanften Joch treulos geworden. So thut auch Mrs. Callcott, indem sie sagt, sie schriebe ihr Buch nur für Dilettanten ihres eignen und des andern Geschlechts, welche auf einem gefälligen, nicht allzu voluminösen Wege zur Erkenntniß des Schönen gelangen und mittels dieser sich zu dem wahren und einzigen Urquell alles Schönen erheben wollten. Hierauf skizzirt die Dame in ihrer gefälligen und nicht voluminösen Weise die Geschichte und den Fortschritt der Künste, von dem Großenkel Kain's an, der in der Genesis als der Erste erwähnt wird, der auf Metall schrieb und stach, bis auf die dritte Periode der griechischen Malerei. In der Geschichte derselben nimmt sie überhaupt vier Classen der Malerei an, nämlich: 1) die ethische oder didaktische, 2) die epische, 3) die historische und 4) die dramatische. Jede Gattung von diesen hat wieder ihre Unterabtheilungen. Die ethischen Objecte sollen eingetheilt werden: a) in die rein didaktischen, b) in die emblematischen und c) in die Satire oder höhere Caricatur. Die epische Classe zerfällt in zwei große Abtheilungen, deren jede jedoch noch mannichfacher Unterschiede fähig ist: 1) die christlich-religiösen Subjecte, 2) die Antike, betreffend die Götter und Heroen des Heidenthums. Die dritte oder historische Classe mag zerfallen: a) in solche, wo eine ganze Geschichte in einem einzelnen Gemälde behandelt ist, b) in solche, wo dies in einer Reihe von Gemälden geschieht, c) in solche, wo ein einzelner Punkt der Geschichte das Gemälde bildet. „Die dramatische Classe als die vierte", sagt die Verf., „möchte in sich befassen die Gegenstände des Familienlebens; allein ich habe diesen später ihre passendere Stelle angewiesen und will also hierher nur rechnen: die Handlungen der höhern Tragödie, einzelne Ereignisse, die einen sehr mannichfaltigen Charakter haben. In der Portraitmalerei kann man unterscheiden zwischen: a) dem historischen Portrait b), dem scenischen Portrait, c) dem Portrait der gemeinen Charaktere. Die Classe des Familienlebens scheidet sich naturgemäß in die ernste Komödie und die leichte Komödie oder Posse. Die Landschaft zerfällt 1) in die epische, 2) in die historische, 3) in die imaginäre oder poetische und 4) in die bloße Portraitlandschaft. Unter den Thiermalern gibt es zwei Classen: die dramatischen und die bloßen Portraiteurs 1.

Notiz.

Simon's „Observations recueillies en Angleterre en 1835" (2 Bände) gehören zu den Büchern, welche die Franzosen von manchen Irrthümern und falschen Vorstellungen zurückbringen werden, welche sie noch immer über England und die Engländer, trotz der Verbindung und des beträchtlichen Verkehrs mit diesen, hegen. Das Buch, dessen zweiter Band fast blos der englischen Industrie gewidmet, ist reich an guten Beobachtungen und interessanten Notizen. Nachdem er die Trefflichkeit der jetzigen englischen Landstraßen gerühmt, erzählt Simon, daß noch 1746 die Wege in so erbärmlichem Zustande gewesen, daß der Herzog von Somerset seinen Vasallen zu Petworth (Sussex) befohlen, ihm auf der Straße nach London mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihm aus den Löchern herauszuhelfen. Rücksichtlich der Steinkohlen, die jetzt allgemein im Gebrauch sind, erzählt Simon, wie lange das Vorurtheil gegen dieses Material gedauert, wie noch 1598, nach Stow, keine anständige Dame in ein Haus gegangen wäre, wo man Steinkohlen gebrannt hätte, noch ein an dem Feuer dieses verhaßten Brennstoffs bereitetes Gericht verdient haben würde. Elisabeth verbot selbst während der Versammlung des Parlaments Steinkohlen zu brennen. Die Miethwagen hatten ebenfalls Mühe, in London aufzukommen. 1635 gab der König in der Sternkammer die Entscheidung, die Fiacres wären zum öffentlichen Nachtheil, weil durch sie Heu und Stroh so gewaltig im Preise stiegen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 328. — 23. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

(Fortsetzung aus Nr. 327.)

Auch in andern Theilen des Reiches war die Eintracht zwischen den fremden Truppen und den Spaniern leicht gestört. In Barcelona thaten die spanischen Garden mit den italienischen Veliten gemeinschaftlich Dienst, veruneinigten sich aber am 9. April und kamen von Worten zum Handgemenge. Einige wurden verwundet, Andere getödtet; das Volk lief herbei und die Folgen waren nicht zu berechnen, hätte nicht das Ansehen des Generalcapitains Espoleta und des französischen Generals Duhesme die erhitzten Gemüther beruhigt und das unruhige Volk zerstreut. Als nachher die Nachricht von dem Verfahren gegen den König Ferdinand in Frankreich nach Spanien kam, hatten die Catalonier die Verbindung auf der Grenze unterbrochen, hatten schwache Detachements beleidigt und die mit Aufnahme der Umgegend von Barcelona beschäftigten Offiziere bedroht. Die alte Gastfreundschaft der Celtiberier gegen die Fremden war verschwunden; den spanischen Soldaten ward die Desertion auf alle Weise erleichtert, und viele der aus Neapel gekommenen wurden eingeladen, sich auf spanischen oder englischen Schiffen nach den Küsten von Neapel bringen zu lassen. Jetzt gab Murat, den Karl IV. zu seinem Statthalter im Königreiche ernannt hatte, den Catalonieern die Erlaubniß, wie und wo sie wollten, bewaffnet zu gehen, was ihnen von Philipp V. 1715 verboten worden war. Diese Erlaubniß ward mit Jubel aufgenommen, und bald waren alle Einwohner von Barcelona genugsam mit Waffen versehen, um die Sicherheit der Besatzung zu gefährden. Schon 17 Tage später fanden neue Zwistigkeiten zwischen den beiderseitigen Truppen statt; ein italienischer Velite ward getödtet und erst mit einbrechender Nacht der Tumult in der Stadt gestillt. Das erste wirkliche Gefecht ereignete sich bei Bruch unweit Manresa in einem engen Thale am Fuße des Montserrat, wo die Spanier die Straße versperrt, Gräben gezogen, die Brücken abgebrochen und die Dächer, Thüren und Fenster besetzt hatten. Der General Schwarz, der drei Bataillone, eine Compagnie leichte italienische Reiter und zwei kleine Geschütze bei sich hatte, mußte sich mit Verlust der letztern und seines Gepäckes durchschlagen, hatte jedoch nur wenig Todte und Verwundete (Bd. 1, S. 196). Bald folgten die Gefechte einander häufiger; die italienische Division des Generals Lecchi nahm das Schloß Mongat und nachher die Stadt Matarò mit Sturm, wobei die letztere geplündert ward. Dasselbe Schicksal hatte auch Caletta, weil die Generale es des Beispiels wegen nicht hindern wollten, um die Einwohner von jedem Widerstande gegen die Franzosen abzuschrecken. Anstatt jedoch diese Absicht zu erreichen, wurden die Einwohner vielmehr aufgebracht und leisteten nachher in jedem Dorfe und in jeder Stadt die hartnäckigste Gegenwehr. So in Gerona, wo Duhesme eine Leitererersteigung versuchte, das Unternehmen aber mit einem Verluste von 300 Italienern aufgeben mußte. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Barcelona zurückzugehen. Hier hob er die von Murat den Catalonieern gegebene Erlaubniß auf, Waffen zu tragen. Zwar wurden nun die empörten Spanier mehre Male geschlagen, doch nicht entmuthigt; immer kehrten sie zu neuem Kampfe zurück, wenn sie auch öfter der Kriegszucht der Franzosen weichen mußten. Bei Baylen waren sie jedoch so glücklich, den General Dupont einzuschließen und mit seinem ganzen Corps zu Kriegsgefangenen zu machen (S. 212), nachdem sie ihm 14 Geschütze demontirt und 2600 M., mit Einschluß dreier Generale, getödtet oder verwundet hatten. Die Franzosen hatten zu derselben Zeit unter Bessières bei Medina del Riosecco gesiegt; fast alles Geschütz und 2000 Spanier waren in ihre Hände gefallen. Saragossa konnten sie jedoch nicht erobern; auch glaubte der neue König, Joseph Bonaparte, nach dem bei Baylen erlittenen Schlage und dem allgemeinen Aufruhre des Volkes nicht länger in Madrid verweilen zu können, sondern ging nach Vittoria zurück. Jetzt landete auch Lord Wellesley mit 12,000 M. bei Figueiras, vereinigte sich mit 15,000 Portugiesen und stellte sich bei Vimiero auf. Junot, der in Portugal die Franzosen commandirte, schloß nun eine Convention mit den Engländern ab, vermöge der er mit seinen Truppen, Geschütz und allem Kriegsgeräthe auf englischen Schiffen frei nach Frankreich gebracht werden sollte.

Der wichtige Einfluß der Besitznahme von Portugal durch die Engländer auf die gegenseitigen Verhältnisse beider Theile bewogen jetzt den Kaiser von Frankreich, die Engländer selbst in Spanien anzugreifen (S. 228). Er rief zu dem Ende die noch in Östreich und Preußen be-

sindlichen Truppen ab, um seine Heere in Spanien zu einer hinreichenden Stärke zu erheben, zu welchem Ende auch noch eine Division italienischer Truppen unter dem Grafen Pino aus den von der Belagerung von Kolberg zurückgekehrten Truppen gebildet und dahingeschickt ward. Sie bestand aus 4 Bataillonen Linieninfanterie, 2905 M.; 6 Bataill. leichte Infanterie, 4323 M.; 450 M. zu den verschiedenen Bataillonen der Division Lecchi gehörig; einer Compagnie Fußartillerie und einer Compagnie Sappeurs; hierüber 3 Schwadronen Dragoner, 485 Pferde; ebenso viel reitende Jäger und 250 reitende Artilleristen mit 333 Pferden. Beide Divisionen wurden der Armee von Catalonien zugetheilt und befanden sich bald einzeln, bald zusammen vereint bei allen Treffen und Unternehmungen derselben. Barcelona ward in Belagerungsstand erklärt und von den Franzosen mit der größten Härte behandelt. Die Spanier verübten dagegen jede Art von Grausamkeit an den Nachzüglern und Kriegsgefangenen, die sie erst dann tödteten, wenn sie auf mancherlei Weise sie verstümmelt hatten. Rosas ward belagert und erobert. Die Italiener verloren an Todten und Verwundeten 30 Offiziere und 400 Soldaten; von den Spaniern blieben 600 Verwundete oder Kranke zurück; 120 Offiziere und 2000 Soldaten wurden Kriegsgefangene. Bei Barcelona, wo Spanier und Franzosen einander so nahe gegenüberstanden, fielen häufige, mehr oder minder wichtige Gefechte vor, die bald zu dem Vortheile des einen, bald zu dem des andern Theiles ausschlugen. Das Detail derselben (S. 258) kann hier nicht aufgenommen werden, so wenig als die Beschreibung der Treffen von Llinas und von Molinos del Rey, an denen die italienischen Truppen thätigen Antheil hatten. Eine übersichtliche Darstellung der Bewegungen Napoleon's, der Vertheidigung und Einnahme von Madrid, schließt den ersten Band.

Der zweite begreift die Feldzüge von 1809 und 1810, wo Napoleon, nachdem er den ungeheuern Fehler begangen hatte, durch den Volkskrieg mit einer den Franzosen stets gehässigen Nation seinen künftigen Sturz vorzubereiten, in den zweiten Fehler verfiel, durch den neuen Krieg mit Östreich seine Kräfte zu zersplittern, anstatt jenen vorher mit Nachdruck zu beendigen. Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß man in diesem Kriege überall bei den Spaniern den Charakter der alten Celtiberier wiedererkenne, jenen Stolz, jene Festigkeit, jenen Muth, sowie sie seit den frühesten Zeiten beherzt im Gefecht und unerschüttert in Gefahr sich zeigten. Ward auch ihre Schlachtordnung zertrennt, vereinten sie sich doch bald wieder in kleine Haufen, um freier als leichte Truppen zu fechten, sodaß kein Sieg dem Feinde den ruhigen Besitz einer Stadt oder einer Provinz zu sichern vermochte; daß kein Unstern den Spanier dahin bringen konnte, an dem Vaterlande zu verzweifeln, sich ruhig dem neuen Joche Frankreichs zu unterwerfen. Unter allen fremden Heeren aber hatte keines mehr und länger den natürlichen Kriegsmuth des Spaniers erprobt als das siebente Corps in Catalonien unter St.-Cyr, bei dem sich die italienischen Divisionen befanden, deren Thaten Vacani mit vieler Umständlichkeit beschreibt. Vergebens wurden sie von den Spaniern zum Abfalle von Frankreich aufgefodert; sie liehen den glänzenden Verheißungen kein williges Ohr.

Ein besonderer Abschnitt (S. 11—30) ist der merkwürdigen, genug bekannten Belagerung von Saragossa gewidmet, während der St.-Cyr den spanischen General Reding mit ableitenden Bewegungen beschäftigte und an jedem Entsatz der belagerten Stadt zu hindern suchte. Er schlug die Spanier bei Vals, wo Reding selbst unter der Zahl der Verwundeten war, zog sich aber nach mehren Gefechten, in welchen besonders die Division Lecchi bedeutend gelitten hatte, mit der Armee nach Obercatalonien, um seine Operationslinie, d. h. die Verbindung mit Frankreich, wieder zu gewinnen, von der er ganz abgedrängt war. Victor hatte unterdessen die Schlacht bei Medellin gewonnen, Soult aber den schwierigen Rückzug aus Portugal nach Orense gemacht. St.-Cyr hatte sich auf dem linken Ufer des Llobregat aufgestellt mit den Italienern als Avantgarde vor sich, auf den Anhöhen von Tarrasa, die nach dem Montserrat, nach Manresa oder nach Vique führen, den vornehmsten Aufenthaltsorten der eifrigsten Glieder der Nationalpartei. Jene waren hier den täglichen Anfällen der letztern ausgesetzt, die sie zwar immer zurückwiesen, doch immer mit bedeutendem Verluste. So hatte die Brigade Mazzucchelli das Städtchen Caldas besetzt, ward nun von den Spaniern wiederholt angegriffen und endlich zum Rückzuge gezwungen, weil das Terrain die Angreifer begünstigte und ihre Verfolgung durch die Franzosen hinderte. Hierbei zündeten die Soldaten das Städtchen an, wodurch ihr Rückzug wesentlich erleichtert ward, denn die Spanier stiegen sogleich von den Bergen herab, um das Feuer zu löschen und die Abziehenden anzufallen; als ihnen aber Beides nicht gelang, ermordeten sie die gemachten Gefangenen. So nahm der Krieg, den St.-Cyr und Reding durch eine Übereinkunft auf bessere und edlere Grundsätze bringen wollten, wieder seine vorige Schreckensgestalt mit Raub, Brand und Mord an; die wilden und verhärteten Catalonier verließen ihre Wohnplätze, alle Nahrungsmittel mit hinwegführend oder verbergend, um sich aus Häusern oder noch sicherern Orten zu wehren und den Feind unaufhörlich zu beunruhigen. Sie waren bewaffnet, doch nicht montirt, und verfuhren mit ihren Gefangenen auf eine solche Art, wie es unter Soldaten nicht üblich ist und die Kriegsgesetze nicht für zulässig erklären. Die Fremden hielten sich dadurch für berechtigt, das Wiedervergeltungsrecht zu üben und aus Haß oder Rache die verlassenen Ländereien und einzelnen Städtebewohner auf die grausamste Weise zu behandeln. Sie wurden noch mehr durch den Hunger dazu gereizt und durch die große Schwierigkeit, Lebensmittel zu finden, die sie oft nur mit der größten Gewalt erpressen konnten.

Nach mehren sehr hitzigen Gefechten, welche die beiden italienischen Divisionen im Viquethale zu bestehen hatten, und wobei sie zum Theil bedeutenden Verlust erlitten, und nachdem 1200 M. unter dem General Mazzucchelli nach dem Gebirge entsendet worden waren,

um Lebensmittel herbeizutreiben, ward die Division Lecchi mit zur Belagerung von Gerona bestimmt, während Pino zum Schutz der Hauptstadt zurückblieb. Eine Verschwörung mehrer Spanier kam nicht zur Ausführung; einige Theilnehmer entzogen sich der Strafe, andere erlitten mit stolzem Muthe den Tod; alle waren bei sich überzeugt, als gute Bürger ihre Pflicht gegen das Vaterland, die Religion und ihren Fürsten erfüllt zu haben.

Ähnliche Meinung hegte ein alter Spanier, der an der Thüre seines Hauses stand, als der General Pino mit einigen reitenden Jägern und dem italienischen Hauptquartiere in das von den Einwohnern gänzlich verlassene Logostera einritt. Der Spanier nahm seine Flinte zur Hand und schoß auf den Haufen, doch ohne Jemand zu treffen. Ruhig ließ er sich gefangen nehmen und antwortete auf die Frage, warum er gegen einen Haufen Leute geschossen habe, die ihn nicht beleidigt hätten: er sei durch eine höhere Macht dazu getrieben worden, selbst mit Gefahr seines Lebens den Feinden des Vaterlandes, des Fürsten und des christlichen Glaubens zu schaden.

(Der Beschluß folgt.)

Edward Baines d. J. Geschichte der britischen Baumwollenmanufactur und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Christoph Bernoulli. Mit 12 Stahlstichen. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Die für das Gewerbswesen der neuesten Zeit und besonders für Britannien so sehr wichtige Baumwollenfabrikation stammt aus Ostindien und reicht in die vorgeschichtliche Zeit hinauf. Die Werkzeuge des indischen Webers waren und sind roh, allein die Natur hat dem Volke eine unvergleichliche Organisation zu zarter Handarbeit verliehen, sodaß sie im Stande sind, mit geringen Mitteln die Baumwolle in die feinsten Kleidungsstücke umzuwandeln. Der Mechanik, die schon so Unglaubliches geleistet, ist es gelungen, noch mehr zu thun als die natürlichen Talente der Indier, und die Verarbeitung der Baumwolle wunderschnell und auf beispiellose Weise von England über das westliche Europa zu verbreiten. England ist daher als das zweite Geburtsland dieser wichtigen Industrie anzusehen, und man darf sich nicht wundern, wenn auch deren Literatur nicht zurückgeblieben ist. Ure's „Philosophy of manufactures, or an exposition of the economy of the factory system", von welchem im Juni d. J. eine zweite Auflage erschien, und von dessen erster Auflage Hr. Diezmann unter dem Titel: „Das Fabrikwesen, in wissenschaftlicher, moralischer und mercantilischer Hinsicht", eine sehr schlechte Übersetzung (Leipzig 1835) geliefert hat*), enthält schon sehr viel treffliche Bemerkungen über das Baumwollenmanufacturwesen; kürzlich hat derselbe Gelehrte auch ein specielles Werk über diesen Gegenstand unter dem Titel: „The cotton manufacture of Great Britain, systematically investigated and illustrated by 150 original figures in wood and steel; with an introductory view of its comparative state in foreign countries, chiefly drawn from personal survey" (zwei Bände), herausgegeben, von welchem Voigt in Ilmenau für seinen „Schauplatz der Künste und Handwerke" eine Bearbeitung durch einen sachkundigen Übersetzer liefern wird. In Frankreich erschien schon 1828 ein höchst schätzbares Werk: „Nouveau système complet de filature de coton usité en Angleterre et importé en France par la compagnie établie à Oursecamp près Compiègne. Publié par *Le Blanc*. Précédé d'un texte descriptif par *Molard*, jeune." Endlich müssen wir auch noch eines zu Manchester im vorigen Jahre in deutscher Sprache erschienenen Werks: „Übersicht der Fabrikation von Baumwollengarn", erwähnen, welches englische Blätter als ganz vorzüglich rühmen. Der Verf. ist einer von den vielen in jenem ungeheuern Fabrikort lebenden deutschen Gewerbsmännern.

Ein höchst wichtiges, ein ganz vorzügliches Werk ist das von Baines, welches der eigentliche Gegenstand dieses Artikels ist, und von dem die eine, höchst gelungene deutsche Bearbeitung vom Prof. Bernoulli vor uns liegt. Geräth eine Übersetzung in die Hände eines solchen Mannes wie Hr. Bernoulli, der durch seine „Rationelle, oder theoretisch-praktische Darstellung der gesammten mechanischen Baumwollenspinnerei" (mit 14 Folio-Kupfertafeln, Basel 1829) und durch sein früheres nicht minder vortreffliches Werk: „Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung der gesammten Baumwollenfabrikation, nebst Beschreibung einiger der neuesten englischen Maschinen" (Basel 1825), bewiesen hat, wie vertraut er mit dem Gegenstande ist, so läßt sich etwas Vorzügliches erwarten. Prof. B. gehört zu den besten technischen Lehrern und Schriftstellern der jetzigen Zeit, und es ist zu beklagen, daß er nicht an der Spitze einer technischen Lehranstalt steht, da bei einer solchen sehr viel, ja fast Alles von dem Director abhängt und das Mislingen mehrer neuerlich ins Leben getretenen Institute der Art nur in dem Ungeschick, der Unerfahrenheit und der Einseitigkeit ihrer Dirigenten seinen Grund hat. Wie kann ein Mann, der, nachdem er die Universität vor wenigen Jahren verlassen hat, der nur ein gewöhnlicher Mathematiker, aber durchaus nicht Techniker ist, eine Lehranstalt dirigiren, auf welcher Techniker gebildet werden sollen! Das gänzliche Mislingen des Plans, großer Verlust des Staats sind die sichern Folgen. Exempla odiosa sunt. Wir machen hier nur bei Anzeige dieses wichtigen technischen Werks und bei lobender Erwähnung seines ausgezeichneten Bearbeiters darauf aufmerksam, daß die technischen Lehranstalten, deren jetzt in Deutschland immer mehr entstehen, nicht leisten können, was sie sollen, wenn man in der Wahl der Directoren und Lehrer nicht umsichtig verfährt, wenn man dabei die nämlichen Principien befolgt, wie sie leider bei Besetzung der Staatsämter noch so häufig gelten, nämlich daß Talent und Tüchtigkeit dabei nicht als Hauptsache angesehen werden, welches aber bei Besetzung von Lehrstellen durchaus erforderlich ist.

Wenden wir uns nun nach dieser, obwol sehr natürlichen Abweichung wieder zu dem Werke des Hrn. Baines und zu seinem Inhalte. Nach einigen kurzen Bemerkungen über die vier Hauptmaterialien, die zur Verfertigung unserer Kleidung dienen, Baumwolle, Flachs, Wolle und Seide, wobei Baumwollen- und Flachsfasern mit Hülfe des ersten von den herrlichen Stahlstichen (Abdrücke der des englischen Originals) vergrößert dargestellt worden sind, geht der Verf. zu dem ersten Abschnitt über, der „von dem Ursprung und der Verbreitung der Baumwollenmanufactur" handelt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Baumwollenfabrikation in Indien, der dritte mit der frühern Geschichte der englischen Baumwollenmanufactur, der vierte mit den ersten Schritten zur Maschinen-

*) Um ein technisches Werk gut zu übersetzen, sind nicht allein Sprach-, sondern hauptsächlich wissenschaftliche Kenntnisse erforderlich; wenn daher ein Belletrist, der nur erstere besitzt, solch ein Werk in eine andere Sprache übersetzt, so liefert er ein Buch — mag das Original auch noch so gut sein — das gar keinen Werth hat, das der Techniker gar nicht gebrauchen kann. Neuerlich ist es aber in Deutschland Mode geworden, daß Unberufene mit Übersetzungen wissenschaftlicher Werke aufgetreten sind und classische Originale auf eine furchtbare Weise entstellt haben. Möchten doch die Verleger, die von solchen Werken nur Schaden haben können, diesem Unwesen dadurch steuern, daß sie die Übersetzungen wissenschaftlicher Werke stets Sachverständigen übertragen.

Spinnerei. Wenn England weit später als andere europäische Länder Baumwollenfabriken erhielt, so gebührt ihm dagegen die Ehre, in John Wyatt zu Birmingham und in Richard Arkwright zu Warrington, einem armen Barbier, der 1792 als Besitzer von 3½ Million Thaler starb, die Männer besessen zu haben, welche die Maschinenspinnerei erfanden, mittels deren es allein möglich war, die Baumwollenfaser mit erstaunlicher Schnelligkeit zu dem schönsten Faden zu verarbeiten. John Wyatt erfand aber schon 30 Jahre vor Arkwright das Princip aller neuen Spinnwalzen, die Bildung eines Fadens mittels Zugwalzen; nur besaß er nicht die Mittel und die Kunst, aus seiner Erfindung Nutzen zu ziehen, die daher bald in gänzliche Vergessenheit gerieth. Obwol daher Wyatt als der eigentliche Erfinder der Maschinenspinnerei anzusehen ist, so gelang es doch erst Arkwright's Verdienste und seltenen Einsichten, diese Erfindung zu einer Quelle unermeßlichen Reichthums für sich und sein Vaterland zu erheben. Der fünfte und sechste Abschnitt des Buchs handelt von der Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright sowie von den weitern Fortschritten derselben und macht mit Hülfe von sechs sehr schönen Stahlstichen (des Originals) die ersten Versuche, die weitere Ausbildung und die jetzige Vollkommenheit der Baumwollenspinnerei deutlich. Schon durch Anwendung der Wasserkraft erweiterte sich die Baumwollenfabrikation mit Riesenschritten, dennoch aber würde ein weiteres Fortschreiten beschränkt geblieben sein, wenn nicht die Vervollkommnung der Dampfmaschine die Industrie mit einer unbeschränkten Kraft beschenkt hätte. Von der Einführung der Dampfmaschine und der mechanischen Webstühle handelt der siebente Abschnitt des Buchs. Die Einrichtung der letztern ist durch drei Stahlstiche erläutert. In dem achten Abschnitte redet Hr. Baines von der Bleichkunst und dem Kattundruck, wobei letzterer durch einen Stahlstich verdeutlicht werden ist, und dem eine Zugabe des Hrn. Bernoulli von so allgemeinem Interesse folgt, daß wir sie hier mittheilen:

„Kein Land erzeugt, auch annähernd nur, eine solche Masse gedruckter Baumwollenwaaren wie Großbritannien. Dermalen dürfte sie auf 10 Millionen Stück (zu 28 Yards oder 41 Ellen) steigen. Die meisten Fabriken sind in Lancaster. In neuerer Zeit sind bedeutende auch in Irland entstanden. Manche produciren jährlich mehre 100,000 Stücke, und einige Häuser, denen mehre Etablissements gehören, sollen gegen eine Million liefern. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß sie sehr viel ganz geringe und falschfarbige Waaren fabriciren.“*)

„Die Engländer scheinen diese Richtung hauptsächlich zur Zeit der Continentalsperre genommen zu haben. Sie arbeiten großentheils für Gegenden, wo man die Echtheit der Farben weniger schätzt und nur möglichst wohlfeile Waare will.“

„Die englischen Fabriken zeichnen sich durch ihre Ausdehnung, ihre trefflichen mechanischen Einrichtungen und Maschinen und die zweckmäßigste Anordnung aller Operationen aus. Die Engländer gestehen aber selbst, daß ihnen namentlich die Franzosen im chemischen Theile überlegen sind, daß man in ihren Fabriken weit häufiger gründliche Chemiker und geschickte Zeichner findet, und daß sie die schönsten Erzeugnisse liefern.“

„Rouen erhielt die erste Indiennefabrik 1759, da bis dahin auch in Frankreich diese Fabrikation nicht erlaubt war.“**)

In Mühlhausen, das damals schweizerisch war, wurde die erste Fabrik durch Köchlin und Schalzer 1746 errichtet. Beide Orte sind noch jetzt die Hauptsitze dieser Industrie in Frankreich. Das Elsaß liefert hauptsächlich die schönern und reichern Artikel und die Gegend von Rouen geringere. Die letztere soll in 60—70 Fabriken jährlich etwa eine Million Stücke zu 25 Ellen erzeugen, im Preise von 15—30 Den. die Elle; das Elsaß 7—800,000 Stücke meist feinere Indiennen, gedruckte Percale, Musseline ꝛc. (zu 3—4 Fr.). Nach der Enquête sind die Impressionskosten seit 20 Jahren für viele Artikel um zwei Drittel reducirt worden; dennoch kann Frankreich in ordinairen Waaren nicht mit England und der Schweiz concurriren, hauptsächlich aber, weil die weißen Tücher viel theurer sind.“

„In der Schweiz sind Indiennefabriken wol schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts entstanden. In Basel wurde die erste 1750 errichtet. Noch in der letzten Hälfte fanden die plumpsten Muster so viel Absatz, daß die Möbel fünf- und sechsmal neu gestochen werden mußten. Der unlängst verstorbene Greuter, der aus einem armen Schulmeister der Gründer einer ausgezeichneten Fabrik (zu Islikon bei Frauenfeld) wurde, mußte sich fast mit Lebensgefahr die ersten Receptе verschaffen; so geheim und empirisch wurde damals noch die Kunst betrieben. Später noch hießen die Coloristen Farbekocher. Von der Chemie mögen die Fabrikanten kaum den Namen gekannt haben. Sehr schöne Waare, besonders Möbelzeuche, lieferten indessen namentlich die Neuenburger schon vor 40 Jahren. Seit geraumer Zeit arbeiten manche Fabriken besonders für Italien. Die Freiheit des Handels und der wohlfeile Arbeitslohn begünstigt die Fabrikation. Dabei zeichnen sich einige Fabriken durch treffliche Einrichtung aus. Nicht leicht dürfte z. B. die Laue'sche zu Wildegg irgend einer englischen in dieser Beziehung nachstehen. Nirgend sah ich auch wie hier alle Räume, vom Färbe- und Bleichhause bis zur Trockenkammer, mit Ventilatoren in Verbindung, sodaß Temperatur und Luftwechsel überall regulirt werden kann.“

Der neunte Abschnitt ist der Baumwolle, ihren Arten, ihrer Cultur, ihrem Vorkommen, ihrer ersten Bearbeitung und dem Productionsquantum gewidmet. Im Jahre 1835 betrug die Einfuhr nach England aus den Vereinigten Staaten, aus Brasilien, aus der Türkei und Ägypten, aus Ostindien und aus andern Ländern 303½ Million Pfund, wovon 293½ Million Pfund im Lande consumirt, das Übrige aber wieder ausgeführt wurde. Der zehnte Abschnitt handelt von commerciellen Verhältnissen, der elfte von dem dermaligen Belang der britischen Baumwollenfabrikation, der zwölfte von dem Zustande der arbeitenden Classen und der dreizehnte von den Aussichten des Baumwollenmanufacturwesens. Man wird einsehen, daß wir aus diesen letztern vier Abschnitten des Interessanten noch viel mittheilen könnten; allein der uns gestreckte enge Raum nöthigt uns, die Betrachtungen über das treffliche Werk des Hrn. Baines zu schließen, indem wir die Leser auf dasselbe selbst verweisen und nur nochmals bemerken, daß die deutsche Bearbeitung höchst gelungen, das Äußere endlich schön zu nennen ist. 78.

*) „Die größte Druckerei ist, wie mir ein Freund erzählte, der sie im Mai 1835 sah, die von Hargreaves. Sie habe 600 Drucktische und zehn Rouleaux mit drei Walzen und mache jährlich an 500,000 Stücke meist gute Waare. Die Steinkohlengruben öffnen sich in der Fabrik, und der Centner kommt nicht über 6 Den. Die Tische sind breiter, die Chassis rund, die Streichlinder stehen hinter den Druckern, die Walzen sind von reinem Kupfer. In Hargreaves' Fabrik befinde sich ein Vorrath von mehr als 4000 solchen Walzen, in denen ein Werth von 1½ Millionen Francs stecken mag.“

**) „In Paris erschien schon 1760 ein „Traité sur les toiles peintes ind.“, 1819 die „Art de faire les indiennes“.“

Literarische Notizen.

Unlängst erschienen zu Neapel: „Le antichità di Pesto, e le più belle ruine de Pompei, descritte, misurate, e designate da Francesco de Cesare.“ Es sind zehn schöne Platten, welche die vorzüglichsten architektonischen Ruinen Pästums enthalten; 24 Platten sind Pompeji gewidmet.

Auf nächsten 5. Dec. soll zu Paris die sehr interessante und werthvolle Büchersammlung des verstorbenen Pluquet, welche lediglich aus Werken besteht, die in der Normandie herausgekommen sind oder sich auf dieses Land beziehen, öffentlich versteigert werden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 329. — 24. November 1836.

Der Krieg in Spanien 1808.

(Beschluß aus Nr. 328.)

Da ein Theil der italienischen Truppen bei der Belagerung von Gerona verwendet ward, so findet sich hier ein genaues Tagebuch derselben, die auch von einem Deutschen (Bücher) vollständig beschrieben und durch einen trefflichen Plan dargestellt ist. Groß war der Verlust, welchen die Belagerer durch Krankheiten litten; die Division Lecchi war bis auf 2297 M. zusammengeschmolzen. Später stieß auch die 7000 M. starke Division Pino zum Belagerungscorps und schlug den General Blake zurück, der eine Zufuhr in die Festung bringen wollte. Sie bemächtigte sich hierauf der Stadt Hostalrich, und obgleich das Schloß Widerstand leistete, verlor doch Blake dadurch die Gelegenheit und Aussicht, Gerona zu entsetzen, das sich endlich am 10. December ergab.

Mittlerweile waren die Schlachten bei Talavera, siegreich für die Engländer und Spanier, und bei Ocaña, sehr nachtheilig für die Letztern, vorgefallen. Minder wichtige Gefechte, wo bald die eine, bald die andere Partei unterlag, beschlossen diesen Feldzug.

In dem folgenden (1810) traten die Italiener 8622 M. Infanterie und 1055 Pferde stark auf; sie brachten jedoch nur 6563 M. zu Fuß und 867 zu Pferde ins Gefecht, denn von jenen lagen viele in den Spitälern, und die Letztern hatten durch den unrichtigen Gebrauch, den man von ihnen machte, sehr gelitten. Nachdem sie bei Centellas den General Souham mit Glück unterstützt hatten, wurden sie zur Blockade des ziemlich starken Schlosses von Hostalrich verwendet. Diese veranlaßte die Schlacht von Vique, in welcher die italienischen Dragoner sich besonders auszeichneten, die feindliche Reiterei zu wiederholten Malen warfen und ihr eine Fahne abnahmen. Der Versuch Augereau's, Catalonien von Spanien zu trennen und als eine Provinz Frankreichs mit diesem Staate zu vereinigen, scheiterte an dem wilden und starren Sinne der Einwohner.

Welche Opfer auch das Vaterland von uns heischt — sagten diese — so wollen wir doch unsere Ehre makellos, unsere Unabhängigkeit ungestört erhalten, unser Eigenthum gesichert, unsere Kinder frei und unser Andenken der Nachkommenschaft werth. So werden wir unbezweifelt den verwegenen Entschluß vernichten, uns zu Sklaven zu machen, der die Ausgeburt eines zerstörenden Geistes ist. Sollte auch gegen alle Erwartung ein widriges Kriegsglück das Vaterland niederdrücken und es zu der fürchterlichen, wenn auch unwahrscheinlichen Nothwendigkeit bringen, sich dem Tyrannen zu unterwerfen, so wird uns immer der Trost bleiben, sagen zu können: die Macht des Schicksals war größer als die Kraft unsers Armes und aller unserer Streitmittel; aber bei dem vorhergegangenen Elende wird die Habsucht des Feindes bei uns nichts zu ihrer Befriedigung finden.

Die italienische Division Pino hatte an dem Grafen Severoli einen neuen Befehlshaber erhalten, und ein Theil von ihr lag unter dem Bataillonschef Pellisier in Villafranca, wo sie von den Spaniern unter Caro so schnell und unerwartet überfallen wurde, daß Viele unbewaffnet in ihre Hände fielen, Andere in den mit Geschütz und Wagen angefüllten Straßen getödtet oder verwundet wurden. Nur das vierte, fünfte und siebente italienische Regiment leisteten kräftigen Widerstand, um, nach eigner Aussage der Spanier, hinreichende Zeit zu gewinnen, bis ihnen von dem Marschall aus Barcelona oder vom General Severoli aus Reus Hülfe würde; allein der Muth und die Übermacht der Angreifenden im Verein mit der unordentlichen Vertheidigung vermochten mehr als die Kräfte und die Tapferkeit der Vertheidiger unter einem Befehlshaber, den die römischen Kriegsgesetze unbedingt als einen Unwürdigen verdammt hätten, weil er aus Furcht vor einem Sturme seinen guten Posten dem Feinde übergab; 650 Mann wurden Kriegsgefangene.

Obgleich verwundet, führte Caro doch seinen Trupp nach Bruch, um das einzeln in Manresa stehende schweizerische Corps ebenfalls anzugreifen. Diesem hatte der Marschall zweimal Verstärkung gesendet, von der die erste, obgleich nicht ohne viel Verlust, den Montserrat überstieg und glücklich in Manresa ankam, die zweite von 1200 M. aber auf das Corps des General Caro stieß, von diesem umringt und in einem Augenblicke niedergehauen oder gefangen ward. Schwarz selbst, überall von den Spaniern umringt, konnte nur unter Begünstigung einer sehr finstern Nacht mit Verlust der Hälfte seiner Leute und allen Gepäckes in Barcelona ankommen. O'Donnel näherte sich nun dem von den Franzosen belagerten Lerida, ward aber bei Margales von Suchet besiegt und verlor 5000 M., 2 Fahnen und 13 Geschütze. Die Festung ergab sich später auf Bedingungen. Die gleichmäßig in dem Schlosse von Hostalrich eingeschlossene spanische Besatzung unter dem Commandanten Estrada versuchte es,

sich durch die Franzosen hindurchzuschlagen; der General Severoli hatte es jedoch vermuthet und so gute Maßregeln getroffen, daß er sie nebst dem Commandanten und acht Offizieren gefangen nahm; Mehre wurden getödtet, und Einige entkamen einzeln oder zu Zweien und Dreien auf unbeachtet gebliebenen Schleichwegen.

Macdonald hatte mittlerweile an Augereau's Statt den Oberbefehl in Catalonien bekommen; Tortosa ward am Schlusse des Feldzugs belagert, mit Sturm genommen und geplündert.

Der dritte Band enthält die Feldzüge von 1811—13, während der das Glück den Spaniern günstiger ward und die Angelegenheiten Frankreichs immer mehr in den Schatten zurücktraten. Nach der Eroberung von Tortosa war Macdonald bedacht, seine Streitkräfte für den Angriff von Tarragona zu verwenden, nachdem er sich vorher des Forts Balaguer bemächtigt hatte. Die Festung leistete eine hartnäckige Gegenwehr; sie ward endlich mit schwerem Kampfe erstürmt und von den über den langen Widerstand und ihre dadurch erlittenen Verluste aufgebrachten Soldaten mit empörender Grausamkeit behandelt. Vergebens war der Ruf um Gnade; Kriegsleute und Bürger traf das gleiche Geschick, ohne Unterschied geplündert und getödtet zu werden. Selbst die französischen Offiziere vermochten es nur mit Gefahr des eignen Lebens, Einzelne zu retten, denn alle Ordnung war verschwunden, alle Mannszucht hatte aufgehört, nur Mord und Brand erfüllten die Straßen. Gegen 20,000 Spanier, Soldaten und Bürger, verloren bei dieser Vertheidigung das Leben; denn 6000 fanden allein beim Sturme ihren Tod.

Die Spanier waren durch diesen Schlag zwar erschüttert, doch nicht niedergeschlagen; sie sannen nur auf neue, wirksamere Mittel, ihren Feinden zu schaden. Das erfolgreichste war der Guerrillakrieg, der in den Pyrenäen seine Entstehung fand und unbedingt den feindlichen Eroberern den größten Schaden zufügte. Die nie zu ermüdenden Parteien griffen überall die Franzosen an, wo sie sich ihnen nur unbemerkt nähern konnten, nahmen ihnen ab, was sie zusammengeplündert hatten, und tödteten sie entweder im Gefecht oder aus Rache wegen von ihnen verübter Gewalt. War der Feind ihnen überlegen, so zerstreuten sie sich und verbargen sich leicht unter den übrigen Landbewohnern, wenn dies nicht durch die dem Parteigängerkriege so günstige Beschaffenheit des gebirgigen Cataloniens begünstigt ward. Im September dieses Jahres (1811) kam eine neue Division von 8955 M. und 722 Pferden unter dem General Severoli zur Verstärkung aus Italien auf der Grenze von Navarra an, wo Mina, selbst ein Navarrese, während der ganzen Dauer des Krieges abwechselnd gegen alle französischen Heere gefochten und sich von Joseph wie von den Cortes und von den Engländern gleich unabhängig erhalten hatte. Er zog sich vor den Italienern zurück, um, wie er gewohnt war, den überlegenen feindlichen Kräften zu weichen und sie gleichsam einige Tage sicher und zutrauend zu machen, dann aber sie einzeln mit gewisser Aussicht des Sieges anzugreifen.

Nach einer guten Darstellung der Beschaffenheit und Geschichte des Königreichs Valencia, das erst den Karthagern, dann den Römern, zuletzt den Mauren als Operationsbasis diente, geht der Verf. zu dem Verhältnisse desselben im vorliegenden Kriege und zu dem Einfalle der Franzosen in dasselbe über. Ein Angriff auf Murviedro (Sagunt) schlug fehl; die Forts wurden daher regelmäßig belagert und ergaben sich nach dem von Suchet in der Nähe über Blake erfochtenen Siege. Auch in mehren andern minder bedeutenden Gefechten behaupteten die Italiener das Schlachtfeld. Sie erzwangen dann den Übergang über den Guadalaviar, belagerten im folgenden Jahre (1812) Valencia, wo sie Blake schlugen und die Spanier hinderten, die Stadt zu verlassen, die sie endlich sich zu ergeben zwangen. (Man vergleiche hier Schepeler, der gleichmäßig als Augenzeuge auf spanischer Seite spricht.) Zwar gelang den englisch-spanischen Truppen die Einnahme von Tarragona nicht; dagegen gelang Wellington an der portugiesischen Grenze die Eroberung von Ciudad-Rodrigo; Calatayud, das der Oberste Gajan vergebens überfallen wollte, ward nachher von ihm mit offener Gewalt angegriffen, jedoch von den Franzosen entsetzt. Mit Badajoz war dies nicht der Fall; es ward von Wellington belagert und nach zehntägigem Beschießen mit Sturm eingenommen.

Um diese Zeit fand der Bruch mit Rußland statt, während England einen von Napoleon gemachten Friedensantrag zurückwies. Über 15,000 M. erprobter Krieger, die so oft die größten Beschwerden mit unerschüttertem Gleichmuth ertragen, so oft Beweise ihres kühnen Muthes in Gefechten gegeben hatten, verließen den spanischen Boden, um im hohen Norden spurlos zu verschwinden. Kaum hatten sie sich entfernt, als Wellington aus Portugal vordrang, und durch Zerstörung der Brücke bei Almaraz die Verbindung Soult's und Marmont's unterbrach. Die italienische Division Palombini focht an der Grenze von Aragonien und überfiel, 4000 M. stark, zu Siguenza einen Transport, den der Empecinado führte; die Beute waren 200 Ochsen und 2500 Schafe. Dagegen ward Marmont bei den Arapilen geschlagen und mit seinen meisten Generalen verwundet. Wellington kam bis Madrid, indem er die Franzosen immer mehr nach Valencia hin und gegen die französische Grenze drängte; doch sah er sich gezwungen, die Belagerung von Burgos aufzuheben, nachdem die tapfere Besatzung drei heftige Stürme abgeschlagen hatte.

Der letzte Feldzug, von 1813, fängt mit der Sentenz an: „Zwischen einer verlorenen und einer gewonnenen Schlacht liegt ein ungeheuerer Raum, ein ganzes Reich!" Napoleon bestätigte dies durch die berühmte Schlacht in Deutschland, wie es auch in Spanien durch die Niederlage bei Baylen geschehen war. Ward auch von beiden Theilen mit abwechselndem Glück gefochten, so blieben doch die Franzosen immer auf der Defensive, nur gezwungen, die unausgesetzten Angriffe des Feindes zurückzuweisen. Stadt und Schloß Castro wurden von den Italienern mit Sturm erobert, während Napoleon auf den

Wenn es Ihnen Ernst damit ist, dann, Herr Graf, müssen Sie sich mit Ihrem Vater aussöhnen. Sie müssen ihn bitten, daß er Ihnen verzeiht, daß er Ihnen seinen Segen gibt. Sie müssen ihn bitten, daß er Ihnen Ihr Erbe auszahlt. Sie müssen ihn bitten, daß er Ihnen Ihr Erbe auszahlt, damit Sie es mir geben können. Sie müssen ihn bitten, daß er Ihnen Ihr Erbe auszahlt, damit Sie es mir geben können, damit ich es ihm zurückgeben kann. Sie müssen ihn bitten, daß er Ihnen Ihr Erbe auszahlt, damit Sie es mir geben können, damit ich es ihm zurückgeben kann, damit er es mir wieder geben kann, damit ich es Ihnen wieder geben kann. Sie müssen ihn bitten, daß er Ihnen Ihr Erbe auszahlt, damit Sie es mir geben können, damit ich es ihm zurückgeben kann, damit er es mir wieder geben kann, damit ich es Ihnen wieder geben kann, damit Sie es mir wieder geben können, damit ich es ihm wieder

litz mit dem Bilde jenes geliebtesten Jüngers des Herrn, das an der Wand hängt". Da Hr. Nonne als Herausgeber der „Dorfzeitung" bekannt ist, so wollten wir seine Schilderung nicht übergehen, die zugleich als Beleg für ähnliche Beschreibungen des Hrn. Jacobi dienen mag. 7.

Notizen über China.

Es gibt in China eine Sammlung dramatischer Nationalstücke unter dem Titel: „Die hundert Stücke von Yuen", die jedoch nur einen kleinen Theil der gesammten chinesischen Dramen ausmacht. Einige dieser Stücke sind pikant genug und haben viel Eigenthümliches, so z. B. das unter dem Titel: „Die Tochter des Studenten, und wie sie gerächt ward", vorkommende. Wir wollen die Fabel dieses im Geiste einer chinesischen Romantik geschriebenen Stücks hier angeben. Das Stück besteht aus fünf Abtheilungen, nach denen wir den Inhalt rubriciren müssen.

Erste Abtheilung.

Eine reiche alte Frau hat einen Sohn, ein Kind von acht Jahren. Ein armer Student, der eine Tochter von sieben Jahren hat, borgt von der Alten eine kleine Summe Geldes, ohne im Stande zu sein, sie wiederzubezahlen. Anstatt dessen übergibt er der Alten seine Tochter, unter der Bedingung, daß sie dereinst ihres Sohnes Gattin werde.

Zweite Abtheilung.

Als die Tochter des Studenten das zwanzigste Jahr erreicht hat, der Sohn der Alten aber längst gestorben ist, begibt sich die Alte eines Tages zu einem Apotheker, um von ihm eine alte Schuld einzukassiren. Der Apotheker führt sie unter dem Vorwande, ihr die Summe einzuhändigen, an einen abgelegenen Ort seines Hauses; hier will er sie aber umbringen. Zufällig kommen hier zwei Männer zum Vorschein, welche die alte Frau retten. Zum Lohne für diese Rettung verlangen sie aber, daß die Alte den Ältern von ihnen, die Tochter des Studenten aber den Jüngern heirathen soll. Die Erstere willigt gleich ein; allein die Letztere findet den Freier nicht nach ihrem Geschmack und weigert sich standhaft. Die Alte ihrerseits macht Hochzeit und nimmt beide Fremden einstweilen ins Haus.

Dritte Abtheilung.

Der jüngere Fremde, der durchaus die Gunst des Mädchens nicht gewinnen kann, nimmt seine Zuflucht zum Verbrechen. Er will vor allen Dingen die alte Frau los sein, die er als das Hinderniß ihrer Vereinigung betrachtet, und begibt sich deshalb zu dem bereits erwähnten Apotheker, um bei diesem Gift zu kaufen. Der Apotheker weigert sich anfangs, ihm dergleichen zu geben, fügt sich jedoch zuletzt, da ihm jener mit Anzeige seines frühern Mordversuchs droht. Er thut das Gift in eine Speise, die eigentlich für die alte Frau bestimmt ist, allein aus Versehen von dem Gatten, welcher der Vater des Giftmischers ist, genossen wird. Er stirbt unter den schrecklichsten Krämpfen. Nichtsdestoweniger wirbt der Verbrecher immerfort um die Hand des Mädchens und droht diesem und der Alten, daß er sie als die Mörder seines Vaters anklagen werde, wenn sie ihm nicht willfahren würden. Allein das junge Mädchen, dessen Widerwille gegen die Heirath sich immer mehr vermehrt, bleibt unbeweglich, und so zeigt denn der Bösewicht die beiden Unschuldigen als die Mörder seines Vaters an. Sie werden Beide auf die Folter gespannt, wo die Tochter des Studenten anfangs hartnäckig leugnet, hierauf aber, als sie das Leiden ihrer Pflegemutter sieht, die That gesteht, die sie nicht begangen hat. Das Mädchen wird nun von dem Richter zum Tode verurtheilt.

Vierte Abtheilung.

Man führt die Unglückliche zum Richtplatz. Hier betheuert sie wiederholt ihre Unschuld und bittet um Gnade, die ihr jedoch verweigert wird. Wenige Augenblicke vor der Execution erklärt sie mit lauter Stimme, daß zum Zeugniß für ihre Unschuld es mitten im Sommer schneien werde; ihr Blut werde zum Himmel emporspritzen und die Stufen des Tribunals beflecken, und es werde in der Gegend, wo man einen so abscheulichen Justizmord verübt, drei Jahre lang eine Dürre als Strafe des Himmels eintreten.

Fünfte Abtheilung.

In dieser finden wir den armen Akademiker, den Vater der unschuldig hingerichteten Tochter, wieder, der uns im bisherigen Verlauf der Geschichte ganz abhanden gekommen war. Das Schicksal ist ihm günstiger gewesen; er ist inzwischen ein großer und reicher Mandarin geworden. Es kommt die Zeit, wo er in seinem District eine Revision aller ihm untergebenen Gerichtsbehörden vornehmen muß. Auf diese Weise findet er Gelegenheit, auch die auf die Hinrichtung seiner eignen Tochter bezüglichen Actenstücke genau durchzusehen. Er hatte, seitdem er sie der Pflege der alten Frau übergeben, nichts Weiteres von ihr gehört, als plötzlich in einer Nacht ihm der Geist seines Kindes erscheint, ihm in der Geistersprache die geschehene Greuelthat berichtet und ihn zur Rache aufruft. Um dieser Aufforderung zu genügen, versammelt er sogleich alle Richter des Orts, bewirkt ein neues, gerechteres Erkenntniß und besänftigt so den unruhigen Geist seiner Tochter. Der falsche Ankläger und eigentliche Mörder wird verurtheilt, in zehntausend Stücke zerrissen zu werden, der ränkevolle Apotheker wird für immer verbannt, und die Gerichtsbehörde, die das falsche Urtheil gefällt, muß auf echt chinesisch Mann für Mann 100 Bambusstreiche erleiden und wird für zeitlebens ihres Amtes entsetzt.

Damit schließt das Drama, aus welchem man ersieht, daß es in China noch eine poetische Gerechtigkeit gibt und die dortigen Dichter nach dem alten Gesetz darauf bedacht sind, auch die Tugend zu Tisch setzen zu lassen, wenn sich das Laster erbrochen hat. Der unbekannte Verf. des Dramas ist übrigens ein kleiner Müllner seines Volks; es rühren von ihm mehre solcher Schicksalstrauerspiele her, welche auf den chinesischen Theatern großen Beifall finden. Die Einbildungskraft der Zuschauer wird freilich bei der Aufführung solcher Stücke sehr stark in Anspruch genommen und der Dichter darf hierin seinem Publicum etwas zumuthen; denn wenn der Chinese im Stande ist, sich unter einem Menschen, der mit einer Gerte zwischen den Beinen die Bühne betritt, einen Reiter zu denken, so besitzt er auch die Fähigkeit, die materiellen Lücken, welche sich in der Zusammenfügung des Stücks selbst vorfinden, ebenso sinnreich als gemüthlich zu ergänzen.

Diebstahl und Straßenraub sind in China keine seltenen Erscheinungen, allein sie sind selten von Mordthaten begleitet. Das chinesische Volk ist im Ganzen geduldig und läßt sich die Bedrückungen von Seiten der Obrigkeit eine geraume Zeit gefallen; wenn ihm aber einmal die Geduld reißt, so zeigt es sich in seiner Rache oft sehr grausam, und es sind schon die Fälle vorgekommen, daß das Volk in einem District in Masse aufstand, die Wohnung eines verhaßten Beamten umzingelte und ihn selbst sammt seiner ganzen Familie dem Tode weihte. Freilich fallen alsdann für eine solche blutige Handlung viele Opfer, die mit der unerbittlichsten Strenge des Gesetzes bestraft werden. Auch in den einzelnen Zwistigkeiten zeigt sich der Chinese rachsüchtig und nachtragend, und wenn er seinen Zorn nicht an dem Gegenstande seines Hasses befriedigen kann, so thut er sich zuweilen selbst ein Leides, um Jenen in unangenehme Verwickelungen und Verantwortlichkeit zu bringen. So hat man Beispiele, daß in China zwei Weiber in heftigen Zank geriethen und sich schlugen, worauf die Eine von ihnen hinging und sich an dem ersten besten Baum aufhängte, blos um den Argwohn des Gesetzes oder doch den Haß des Volks auf ihre Feindin zu lenken. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 330. — 25. November 1836.

Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des „Lebens Jesu von Dr. Strauß". *)

Vorwort.

Der Verfasser dieser Bemerkungen schrieb sie ursprünglich für einen theologischen Lesecirkel seines Wohnortes nieder, als grade das obengenannte, schnell berühmt gewordene Werk cursirte. Es hat dieses Buch ein allzu großes Aufsehen erregt, als daß denkende Leser, welche auch selbst zu schreiben verstehen, sich damit begnügen dürften, es blos in der theologischen gelehrten Welt besprechen zu lassen. Deutsch, und zwar recht gut geschrieben, wie es ist, wird es vielfältig jene enger gezogenen Kreise überschreiten; eine Menge von Lesern werden die darin aufgestapelte Gelehrsamkeit an ihren Ort gestellt sein lassen, um sich an die gefolgerten Resultate zu halten, die von mancher Seite her dem Geist und Geschmack der Zeitgenossen, des jungen Deutschlands insbesondere, trefflich zusagen: darum glaubte der Verf. dieser schlichten Bemerkungen, in unstudirter, aphoristischer, oft heiterer Weise hingeschrieben, wie sie sich eben während der interessanten Lesung des Werkes gestalteten, dieselben wol auf Versuch aussenden zu dürfen, ob sie vielleicht auch im großen deutschen Lesecirkel, dessen sich d. Bl. erfreuen, hier und da Anklang finden und Nachklang wecken möchten.

Das weniger Ausgeführte ist oft nur um so mehr anregend, und ein sich selbst treu darstellendes, unbefangenes Auffassen tritt der Befangenheit vorgefaßter Meinungen und Zeitrichtungen zuweilen wirksamer entgegen als die weitläufigste gelehrte Deduction. Übrigens dürfte eine gründliche, ins Einzelne eingehende Würdigung und Widerlegung der fast 1500 Großoctavseiten des Buches wol nicht viel weniger als die Hälfte jener Seitenzahl in Anspruch nehmen.

Die Herren Doctoren Strauß und Paulus geben ihren Kritiken der Evangelien nur sehr uneigentlich den Titel: „Das Leben Jesu"; allerdings dürfte es aber der Mühe lohnen, nach ihren Bemerkungen, Ausscheidungen und Umgestaltungen jenes große Leben wirklich erzählend darzustellen. Bliebe nach Hrn. Dr. Strauß alles angeblich Mythische und zu gewissen Zwecken Erfundene als an sich nichtig hinweg, so gäbe das ein Evangelium in nuce; mit wenigen Druckblättern wär's abgethan. Nach Hrn. Dr. Paulus würde es weitläufiger ausfallen; denn die Wunderthaten Jesu so erzählt, wie sie jener Gelehrte erklärt, würden gewiß weit mehr Raum erfodern, als die Evangelisten unserer Bibel ihnen lassen. Beide Bearbeitungen wären höchst instructiv wegen des Totaleindrucks, den sie auf ihre Leser nothwendig hervorbringen müßten.

Jenes „Leben Jesu" nach Strauß erschiene in seiner zerfetzten, abgemagerten Dürftigkeit, selbst mit dem nicht wegeregisirten moralischen Kern, jedem gesunden Verstande offenbar völlig unzulänglich für einen so unermeßlichen Erfolg, wie er doch nun einmal, nicht blos fertig, sondern sich immer weiter fortbildend, in der Weltgeschichte dasteht. Die Einwendung, eben jene Mythen und Erfindungen der vier Evangelien hätten den großen Erfolg hauptsächlich bewirkt, kann nicht gelten, da nach des Verf. fleißig hervorgehobener eigner Voraussetzung die christliche Gemeinde schon längst gegründet und mannichfaltig verzweigt sein mußte, ehe die Evangelien geschrieben und verbreitet waren, und blos mündliche Sage, ohne Realität, konnte doch ebenso wenig ein so überraschend schnelles Wachsthum motiviren. Die Mythe, obgleich eine Phantasiepflanze, braucht, wie jede natürche, geraume Zeit, um sich zu bilden und zu entwickeln. Da überhaupt die mythische Sage doch nirgend anders als in der neuentstandenen Christengemeinde selbst sich entwickeln gekonnt hätte, so muß jedem Unbefangenen der Cirkelschluß, wenn auch noch so gut versteckt, klar vor Augen stehen im offenbaren Widerspruche folgender beiden Sätze: 1) die neue Gemeinde entstand durch die Sage vom wirklich erschienenen, durch Wunder und Zeichen von Gott bestätigten Messias (denn daß dieses ein wesentliches Kriterium der damaligen jüdischen Erwartungen gewesen, muß Hr. Strauß einräumen), und 2) in der neuen Gemeinde entstanden die Sagen von den vermeintlichen Beweisen der Messianität Jesu durch Wunder und Zeichen.

Das andere „Leben Jesu" nach Dr. Paulus möchte in seiner wunderlosen, aber verwunderlichen Zusammensetzung einer künstlichen Schneidermosaik aus alten un

*) Vgl. Nr. 61—65 d. Bl. D. Red.

neuen Lappen gleichen und kaum geeignet sein, den Leser überall auch nur ernsthaft erhalten zu können. Denn so in aller Breite und ununterbrochener Reihenfolge zu lesen, wie z. B. Jesus hier ein, freilich etwas fest, eingeschlafenes Mägdlein aufweckt, dort einem eingesargten, vielbeweinten Jüngling nur so im Vorübertragen den Scheintod sogleich ansieht, ihm zuspricht, sich zusammenzunehmen und in Gottes Namen wieder aufzustehen; wie er dort Blinde, Lahme, Wahnsinnige u. s. w. mit passenden psychischen und officinellen Heilmitteln behandelt und in der That recht glückliche Curen vollbringt; einer dort hungernden Menge von Zuhörern einigen Proviant zum Besten gibt, wozu sie natürlich ihr Mitgebrachtes beigeben, um ein gemeinschaftliches frugales Mahl im Freien zu halten; wie dort ein paar Irrlichter für Engel gelten, dort schlaftrunkene Apostel recht hübsche himmlische Träume haben u. s. w.: das Alles so zu lesen, als sei es den Evangelisten in den Mund gelegt, möchte sich schwerlich ohne ein oft wiederkehrendes heiteres Lächeln bewerkstelligen lassen. Schon damit allein wäre jedoch jedem großen Erfolge von vorn herein der Stab gebrochen; und bliebe uns nur die traurige Wahl zwischen beiden modernen Evangelien, so würden wir wahrscheinlich das Strauß-Evangelium noch vorziehen.

Sollte auch den geehrtesten Lesern das Studium der sogenannten Kammerjägerei ziemlich fern liegen, so hat doch wol einer und der andere gelegentlich einmal von der schauderhaften Dressur des Rattenkönigs erzählen gehört. Die armen, lebendig eingefangenen Thierchen werden nämlich — so geht die Sage — zusammengesperrt, bis sie sich einander aufzehren; der zuletzt allein übriggebliebene Held, der die andern alle im Leibe hat und verdaut, ist der besagte Rattenkönig. Er hat sich von seinem eignen Geschlechte ernährt und gemästet, darum wird er nun, losgelassen, ein König der Schrecken für dasselbe.

Dürfte man voraussetzen, daß die Herren Gelehrten immer in der Laune wären, Spaß zu verstehen, so läge die Anwendung nahe genug.

Wie mancher Ehrenmann bebt jetzt vor Hrn. Dr. Strauß zurück und weiß nicht recht, wie er ihn eigentlich recensiren soll. Ist das, fragt er bei sich, nicht Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch? und will mich doch feindlich verfolgen, ja gierig verschlingen? Daher merkliche Verlegenheit unter den Rationalisten einer gewissen Farbe; denn diese begann bereits, sich nach kenntlichen Abstufungen zu sondern. Vielleicht ein Wendepunkt in der Geschichte der superfötirenden Gelehrsamkeit neuester Theologie!

Die Strauß'sche Methode, das Evangelium seinem größern geschichtlichen Theile nach zu annihiliren, führt sich auf folgenden Schluß zurück: Im Leben und Wirken Jesu darf und kann nun einmal schlechterdings nichts Wunderbares, Übernatürliches, nach Vernunft- und Naturgesetzen Unerklärliches vorkommen; nun aber lesen wir in den Evangelien allerdings eine Menge von Wundergeschichten („Anekdoten" nennt sie Hr. Dr. Strauß etwas profanirend), welche alle bisherigen Rationalisten nur auf eine höchst unbefriedigende, ja oft abgeschmackte, lächerliche Weise natürlich zu erklären versuchten; folglich — wird man sie lieber für Erfindungen, für Volkslügen halten müssen.

So in baarem, grobem Deutsch drückt's Hr. Strauß freilich nicht aus, sondern spricht beschönigend von unbefangener Sagenbildung u. s. w.; doch am Ende wird's wol auf Eins hinauskommen! Wie könnte sonst die Sage zu einer reflectirenden Person erhoben werden, wenn es heißt: „Die Sage fand sich bewogen"? Denn aus gewissen Beweggründen Thatsachen entstellen oder gar erfinden, das heißt doch wol lügen? Zudem hat das Buch der Stellen nicht wenige, wo die Evangelisten selbst theils versteckt, theils gradezu der Vorwurf trifft, die Thatsachen wissentlich verfälscht zu haben, hauptsächlich da, wo es ihnen darum zu thun gewesen sein soll, irgend einer vermeintlichen Weissagung des Alten Testaments, auf den Messias bezogen, Ehre zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Ludwig Flathe. Zweiter Theil. Vom Untergange des persisch-macedonischen Reiches bis zum Ausgange des Reiches der Ptolemäer. Leipzig, Barth. 1834. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Indem Dasjenige, was Ref. über Charakter und Verdienst des ersten Theiles dieses Werkes früher in d. Bl.*) ausgesprochen hat, im Allgemeinen auch auf den zweiten Theil bezogen werden konnte, so hofft er, daß die Verspätung der Mittheilung Dessen, was er noch insbesondere über diesen zu bemerken hat, dadurch einigermaßen entschuldigt sein wird. Die Aufgabe, deren Bearbeitung den Inhalt desselben bildet, erscheint in zwiefacher Rücksicht schwieriger als diejenige, welche in dem ersten gelöst worden ist. Einmal trennte sich die frühere Einheit der Darstellung in verschiedene auseinandergehende Richtungen, indem nicht allein der weitere Verlauf der schon früher geknüpften Verhältnisse zwischen Macedonien und Griechenland zu entwickeln, sondern auch die Versuche, orientalisches und griechisches Wesen miteinander zu verbinden, zu erörtern und das Eingreifen der römischen Politik und Eroberungssucht in die griechisch-macedonische Welt bis zum Unterliegen der letztern zu verfolgen war. Andererseits wurden die Quellen unzuverlässiger und dürftiger, unzusammenhängend und dadurch oft unverständlich, und selbst die Überreste des Werkes des Polybius konnten nur mit Mistrauen benutzt werden, da nach des Verf. strengem, aber in der Hauptsache nicht ungerechtem Urtheil niemals in demselben ein Gefühl für Griechenland hervortritt und nie ein Schmerzenslaut über das betrogene, beschimpfte, zertretene Griechenland verlautet, mit der größten Gleichgültigkeit das Schandbare wie das Entsetzliche berichtet und nur die Gewalt, die Römer, angebetet und nur ihre treuen und gehorsamen Dienstmannen, die Achäer, etwa noch belobt werden. Diese Mangelhaftigkeit der Quellen mußte dem Verf. aber um so größere Schwierigkeiten in den Weg legen, als seine Absicht sich nicht darauf beschränkte, den Inhalt derselben zu prüfen, die Ergebnisse einer solchen Untersuchung aneinanderzureihen und so eine fragmentarische Darstellung zu liefern, sondern er eine

*) Vgl. Nr. 169 f. 1832. D. Red.

Ep. 1. 2. 3. Joh. Apoc. Jud. Rom. 1. Cor. 2. Cor. Gal. Eph. Phil. Col. 1. 2. Thess. 1. 2. Tim. Tit. Philem. Hebr. Jac. 1. 2. Petr.

Ep. 1. 2. 3. Joh. Apoc. Jud. Rom. 1. Cor. 2. Cor. Gal. Eph. Phil. Col. 1. 2. Thess. 1. 2. Tim. Tit. Philem. Hebr. Jac. 1. 2. Petr.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 331. — 26. November 1836.

Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des „Lebens Jesu von Dr. Strauß".

(Fortsetzung aus Nr. 330.)

Der Sage, die hier eine so bedeutende Rolle spielt, die aber, um es grade heraus und ohne Liebedienerei für sogenannte Volkspoesie beim rechten Namen zu nennen, immer eine Art von Lügenlawine sein wird, möglichst viel Spielraum zu gewinnen, rückte der Verf. die Zeit der Abfassung unserer Evangelien gar gern auf wenigstens siebzig Jährchen nach Jesu Tod hinaus; allein es will damit doch nicht recht gelingen; man begnügt sich also, über diese einflußreiche Frage nur ein wenig gelehrten Dunst — und blos im Fortgange des chemischen Zersetzungsprocesses von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam zu machen: unter den vier Evangelisten sei jedenfalls keiner ein Apostel gewesen; man erkenne in ihnen späte, obscure Schriftsteller ohne hellen Blick in das Innere der mythischen Erzählungen; sie seien als bloße Träger cursirender Sagen zu betrachten, welche sie bereits in den Gemeinden ausgebildet gefunden, und die sie sodann mit einiger eignen Erfindsamkeit nach ihren, jedoch wohlgemeinten Zwecken zurechtgestellt hätten.

Entschieden unecht ist dem Verf. das Johannes-Evangelium; Hrn. Dr. Bretschneider's „Probabilia" werden hier vielfach als beweisend citirt, ohne alle ernste Berücksichtigung zahlreicher triftiger Gründe für die Echtheit, die der gelehrte, würdige Bretschneider (der, wohl zu merken, sein scharfsinniges Buch in lateinischer Sprache geschrieben und es so den unberufenen Discussionen der Laien entrückt hatte) endlich selbst als überwiegend anerkannte.

Die wohlbegründete Hypothese: Johannes, schon bekannt mit den in der Gemeinde aufgenommenen Evangelien, habe das letzte mehr als ein ergänzendes geschrieben und daher Vieles (warum denn grade Alles?) übergangen, was jene erzählen, diese von vielen ausgezeichneten Theologen gebilligte Hypothese weist Hr. Dr. Strauß verächtlich von der Hand, statt sie gründlich zu widerlegen. Dabei aber übt er die merkwürdige Taktik, jener angeblich unechten, von gnostischen Irrthümern des unbekannten Schreibers inficirten Schrift doch volle Autorität zu lassen da, wo er sich ihrer bedienen kann, um die Autorität der drei Synoptiker, Matthäus, Markus und Lukas, zu verdächtigen. Alles aber ist so geschickt zusammengestellt und vorgetragen, daß nur aufmerksame Leser dem fingerfertigen Spiele des Meisters unter die Karte zu blicken vermögen. Es wird daher das im Ganzen mit großer Gewandtheit stylisirte Buch bei oberflächlichen, für die Zweifelsucht des Zeitalters ohnehin schon prädisponirten Lesern allerdings Schaden stiften. Das ist zu beklagen, aber nicht zu ändern; denn das Wort 1. Petr. 2, 7. 8. muß immer in Kraft bleiben.

Die derbe Echtheit des Apostels Paulus mag Hrn. Dr. Strauß oft ein Dorn im Auge, oder nach Paulinischem Sprachgebrauch ein Pfahl im Fleische gewesen sein, besonders auch hinsichtlich der Zeit, wohinaus er so gern die Entstehung der ersten christlichen Bücher rücken möchte. Die bedeutendsten Briefe dieses Apostels wagt er, nach eignem Geständnisse, nicht anzuzweifeln. Wie aber will er denn den Inhalt dieser Briefe mit so mancher die evangelische Geschichte vernichtenden Behauptung in Übereinstimmung bringen? Der Hr. Doctor schwebt eben mit leichte exegetischer Grazie über dergleichen Anstöße hinweg, macht einmal über das andere sein X fürs U und denkt oder sagt auch wol am Ende: wer's anders nimmt, mit dem lohnt sich's nicht der Mühe, zu streiten.

Die Wunderscheuen unter unsern, so viele gelehrte, hochachtbare Männer zählenden rationalen Theologen können, und gewiß, sie werden auch bei Hrn. Dr. Strauß lernen, wohin zuletzt ihr völlig consequent durchgeführtes, rücksichtslos ausgesprochenes System nothwendig führen müsse; ein Resultat, vor welchem vielleicht Mancher, so oft er sich auch im Strauß'schen Werke als Gewährsmann mit angeführt sieht, nun selbst erschrickt.

Ein erymanthischer Eber ist in unser so liebgehaltenes, von höhern Genien angepflanztes Paradies hereingebrochen; mit starkem, scharfem Zahn hat er den Boden der heiligen Geschichte durchwühlt; viele himmlische Blumen, an deren stärkendem Dufte sich unzählige gute Menschen erquickten, sinken — so scheint es — entwurzelt, begeifert und zerfressen in den Staub; Christus ist hier noch einmal gekreuzigt und begraben, aber nicht wieder auferstanden und in seine Herrlichkeit eingegangen. Die in tausendmaltausend Herzen wiederhallenden Worte

des Apostels 1. Kor. 15, 18. 19. dringen nicht in des schnaubenden Esels Ohr. Umwühlen, zerstören, das ist ihm Kritik. Der frommen Gläubigkeit ruft er ein barsches: „taceat mulier in ecclesia!" zu, und so steht er denn endlich in vermeintlichem Triumphe da über den Trümmern der evangelischen Geschichte!

Welche Hände werden sich rühren, ihm den Triumphbogen zu bauen? Ich sehe selbst die entschiedensten Rationalisten unentschlossen von ferne stehen.

Das arme, herzinnige Wörtlein: Glaube, hat in gelehrten Ohren oft einen übeln Klang. Hr. Dr. Paulus z. B. scheint es nicht einmal gern in den Mund und in die Feder zu nehmen; er gibt uns daher eine neue Übersetzung: „Überzeugungstreue", mit welcher Wortbildung er wahrscheinlich dem Glauben selbst ein tüchtiges Bein gestellt zu haben hofft. Hr. Dr. Strauß ist zwar weit ungläubiger als Hr. Dr. Paulus, aber geschmackvoller, und daher muß der Ultra-Rationalist sich von dem Non-plus-ultra-Rationalisten nicht selten über die Achsel ansehen und bespötteln lassen. Hr. Dr. Paulus, wie er denn im Leben stets der trefflichste, liebenswürdigste Mann ist, hat diesen Übermuth mit großer Humanität in seiner Recension des Strauß'schen Werkes (s. „Literaturblatt" der „Allgem. Kirchenzeitung") unbeleidigt ertragen, fast nicht beachtet! Der zweite Theil des Strauß'schen Buchs, bei dessen Herausgabe der Verfasser laut Vorrede die erwähnte Recension schon gelesen hatte, gibt rühmliches Zeugniß, daß jene Bonhomie dankbare Anerkennung fand.

Übrigens möchte sich hinsichtlich des Verhältnisses des Ultra-Rationalismus zum Non-plus-ultra- oder Culminations-Rationalismus (Mythismus?) hier und da Veranlassung finden, an Luk. 11, 17 zu erinnern.

Was man wol öfter gehört und gelesen: das Leben Jesu von Strauß sei ein rein-wissenschaftlich gehaltenes, stets in einem der gelehrten Untersuchung würdigen Tone abgefaßtes Werk, scheint denn doch bei mehr als einer Stelle sich nicht bestätigen zu wollen. Der Verf. hat vielmehr ein gewisses, grade hier unanständiges Witzeln, welches leicht mit Verspottung der heiligen Geschichte verwechselt werden könnte, nicht überall vermieden. Oder heißt das etwa sich anständig ausdrücken, wenn Hr. Dr. Strauß Theil 2, S. 291, 292, die durch Jesu Einzug in Jerusalem wohlbekannte Eselin „nur im Kopfe des ersten Evangelisten mitlaufen" läßt und in der Folge hinzufügt: die Verfasser der Evangelien hätten kein Bedenken getragen, dergleichen in ihre Denkwürdigkeiten aufzunehmen, weil ihnen freilich beim Schreiben der nicht zugerittene Esel nicht die Unbequemlichkeit verursachte, welche er Jesu beim Reiten verursacht haben würde?

Es soll indeß nicht geleugnet werden, daß der Verf. diesen frivolen Ton im Ganzen zu vermeiden bemüht gewesen sei. Es mag sich eben bei ihm, wie bei allen Feinden des Glaubens, ein gewisser, aus der Richtung seiner Forschungen hervorgegangener bitterer Spott gegen die Gläubigen erzeugt haben, welcher dann zuweilen jene Schranken, die ihm die Klugheit gesetzt hat, unwillkürlich durchbricht und sich so Luft macht.

Hr. Dr. Strauß hat eine von großer Belesenheit zeugende Menge von Citaten aus theologischen Schriften aller Parteien zusammengehäuft, doch fast immer nur solche, die in seinen Kram dienten, d. h. entweder seine Ansichten bestätigten, oder doch von seinem Standpunkte aus sich leicht widerlegen ließen. Wie viele richtige Erklärungen zur Aufhellung dunkler Partien der heiligen Geschichte, von rationalen Theologen der rechten Mitte in ihren Schriften dargelegt, mag er unbeachtet gelassen haben! Gar manchen bedeutenden Namen findet man selten oder niemals allegirt.

Hat man sich lange genug mit gespannter Aufmerksamkeit in des Verf. kritisirende Kunst vertieft, ohne sich doch von dem Klapperschlangenblick seiner verführerischen Darstellungsgabe verdümmeln zu lassen, so wird man ihm das verdiente Lob nicht vorenthalten, daß er trotz dem geübtesten Künstler in der Küche eines Gastronomen den Gegenstand, den er grade an seinem kritischen Spieß stecken hat, nach allen Seiten zu drehen und zu rösten verstehe, um denselben sich und seinen Tafelfreunden genießbar zu machen. Fast möchte man diesem Künstler zutrauen, er würde, hätte es anders in seinem Zweck gelegen — auch noch den Beweis haben durchführen können, Jesus sei nicht nur nicht auferstanden, sondern gar nicht einmal begraben worden, weil — er überhaupt niemals gelebt habe. Nähmen wir dann noch, gleichsam als Nachspringer dieses Vorturners, jenen spaßhaften Recensenten hinzu, welcher neulich im „Literaturblatt" zum „Morgenblatt" mit ernster Miene darzuthun suchte, der ganze Doctor Strauß sei nur eine Sage; der Mann habe niemals gelebt, auch sein berühmtes Buch höchstwahrscheinlich niemals existirt, so hätten wir da eine wahre Klimax, auffallender noch als irgend eine von denen, die der Verf. so häufig in den Erzählungen der Evangelisten zu finden weiß.

Wo mag doch wol überhaupt unsere neueste philologisch-philosophisch-archäologisch-theologische Kritik endlich ihr Ziel finden!

Auf wie manchen gelehrten Mann, der sich dieser corrosiven Kunst widmet, möchte eine Zeile — vielleicht mehr als Eine — aus weiland Pater Hardouin's Grabschrift passen:

„Venerandae antiquitatis cultor et destructor!"
(„Docte febricitans", liest man weiter, „somnia et inaudita commenta vigilans edidit, scepticum pie egit" ꝛc.; dabei heißt er gleichwol „orbis litterati portentum".)

(Der Beschluß folgt.)

Indische Philosophie.

Essais sur la philosophie des Hindous, par *H. T. Colebrooke*, traduits de l'anglais et augmentés de textes sanskrits et de notes nombreuses, par *G. Pauthier*. Paris 1833.

Die indische Philosophie gilt immer noch dem größern Theile des gebildeten Publicums für nichts mehr und minder als für ein Gewebe von abenteuerlichen und unzusammenhän-

einerseits in der Lehre von einer über die Welt erhabenen sittlichen Seelenkraft und dem wesentlichen Gegensatze zwischen Geist und Natur, wodurch die Seele als unabhängig von der Materie auftritt, und von der andern Seite darin, daß die Kenntniß von Geist und Materie, oder das Wissen, als Mittel zur ethischen Freiheit nur auf rationellen Erkenntnißwegen, mit Ausschluß der Mystik und Intuition, erlangt werden kann. Die Natur, Prakriti oder Vorbildung, ist nach dem Kapilas keine intelligible Substanz, sondern eine ewige und ungeborene Kraft, welche von einer universellen Intelligenz, Buddhis oder Vernunft, durchdrungen wird. Diese allgemeine Weltseele leitet und bestimmt den Wechsel der Formen durch die drei Gunas als ihre Instrumente; sie individualisirt sich in jedem denkenden Wesen durch subjectives Isoliren und Anschauen, Ahankara, oder das Bewußtsein des Ich, an welches sich der innere Sinn, Manas, bindet als Centrum der Perception und Reaction zwischen der Intelligenz und den materiellen Elementen; den letztern correspondiren die fünf Sinne, und so ist die Natur im Großen, was der Mensch im Kleinen, ein vollkommener Organismus, mit Lebenskraft begabt. Unabhängig aber von der Natur, ihr entgegenstehend und unfähig, auf sie zu operiren, ist der Geist, Purusha, Mann als Urtypus der Menschheit; ein ewiges, Princip wie jene und nicht durch sie hervorgebracht sowie selber nichts hervorbringend. Er ist unveränderlich, vollkommen frei, den Sinnen unerreichbar, ein immaterieller Spiegel, in welchem der Wechsel der Welt sich abstrahlt, und die Sankhyälehre soll nun zeigen, wie das Wesen dieses freien Geistes beschaffen sei, wie es sich zu der Materie und der Sinnenwelt verhalte, wie in der Materie die Hemmungen der Buddhis liegen, und wie alle zusammen, Elemente, Sinne und Materie, mittels der Vernunft den Geist von den Körperbanden befreien können, wozu selber die Materie mitwirkt, sowie die Sinne dafür sorgen, die Vernunft zu erleuchten. Die Erkenntniß wird durch Anschauung, Urtheil und Offenbarung erzielt; aber die Offenbarung ist hier nicht die der Vedas, sondern solche, welche die Vernunft billigt und die weise Männer in sich selbst gefunden haben, denn die dogmatische Quelle ist eine unreine und in der äußern Befolgung des Gesetzes kein Heil zu erlangen; ja, die religiösen Werke können sogar in gewissen Fällen, wie bei den blutigen Opfern, für schädlich erklärt werden. Durch diese Sätze tritt Kapilas in Opposition mit der positiven Religion der Vedas und leitet zum Buddhismus hinüber, dessen nähere Beziehung zu den Lehrsätzen der Sankhyä auch längst bemerkt worden ist. Am gedrungensten wird das ganze System des Kapilas von Isvarakrishna in der durch Lassen edirten „Kärikä" („Gymnosophista", Bonn 1832) vorgetragen, nämlich in 72, oder genauer in 56 Doppelversen, denn die übrigen sind erläuternde Zusätze von des Verf. Hand. Dennoch aber ist nichts von Bedeutung ausgelassen, wie das Compendium selber sagt und eine Vergleichung mit anderweitigen bekannten Quellen der Sankhyä beweist; die Anordnung ist so lichtvoll, bestimmt und logisch, daß man das ganze Gebäude übersieht und keinen Vers, ja kaum eine Partikel von der Stelle rücken kann. Es findet sich hier weiter keine Dunkelheit als die, welche in der Philosophie selber liegt; und daher hat denn die „Kärikä" so großen Ruhm in Indien sich erworben, daß sie mit ihren unzähligen Commentaren fast alle andern Schriften über dieses System zurückgedrängt hat. Im übrigen bedarf die gelehrte und erschöpfende Behandlung des Compendiums von Lassen keiner Empfehlung.

Die logischen Systeme der Nyaya und Vaiseshika von Gotamas und Kanadas haben die Gesetze des Denkens zum Gegenstande, obwol sie ebenfalls auf eine religiöse Grundlage sich basiren. Letzteres ist atomistisch, kommt ziemlich genau mit den Dogmen des Leukippos und Demokritos überein, und Pauthier behauptet hier den indischen Einfluß mit einiger Wahrscheinlichkeit. Von der physikalischen Seite betrachtet, bieten diese Schulen neben manchen Verirrungen, z. B. das Licht bestehe aus leuchtenden Atomen, und das Geld sei daher nichts als ein condensirtes, solides Licht, auch Sätze dar, welche an die Entdeckungen der neuesten Wissenschaft streifen oder denselben vorangehen. Dahin gehören die Ansichten über Akustik, über die sieben prismatischen Farben im Lichtstrahle, über die Wärme des Lichts und dergleichen; vornehmlich die Behauptung des Kanada, daß die Gravität Ursache des Falles sei, aus welchem Lehrsatze schon 1114 ein indischer Astronom, Bhaskaras, folgert, daß die Erde eine Attractionskraft habe, durch welche sie einen Körper anziehe, der dann zu fallen scheine. Doch wir verweisen auf die Abhandlungen Colebrooke's selbst mit Pauthier's Anmerkungen und brechen hier ab, ohne in die philosophischen Systeme der indischen Häretiker einzugehen, da es uns nur darum zu thun war, die wichtigsten Hülfsmittel, welche zu diesen Studien hinführen, unter einen kurzen Überblick zu bringen. Die geistreiche Schrift von Stuhr, welche gegen die unklaren Vorstellungen des ältern Windischmann und Schmitt von einer ursprünglichen und bei den Chinesen gemisdeuteten Offenbarung, sowie weiterhin gegen Ritter gerichtet ist („Die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältniß zu Offenbarungslehren", Berlin 1836), darf dabei auf keine Weise vergessen werden, da sie eine Entwickelung und Folge der einzelnen Schulen in lichtvoller Darstellung und nach den besten Quellen versucht hat. 108.

Notizen.

Das „Foreign quarterly review" enthält eine ziemlich ausführliche Anzeige der bei uns in Deutschland so sehr beliebt gewordenen: „Gespräche mit Goethe" ꝛc., von Johann Peter Eckermann. Wie wir aus dieser Anzeige ersehen, ist dies Buch auf dem besten Wege, auch in England die allgemeinste Anerkennung zu finden. Nachdem der Berichterstatter einleitungsweise über die Goethe-Briefwechsel im Allgemeinen einige Worte verloren (einen literarischen Enthusiasmus, den er nicht unpassend mit dem Auftreten der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" vergleicht, einer philosophischen Krisis, auf welche sich Schiller's bekanntes Distichen bezog), geht er zu dem Buche selbst über, worüber er sich unter Anderm so äußert: „Wenn uns in der Correspondenz Zelter's mit Goethe hin und wieder etwas Anempfinderei störend berührte, dagegen in den Briefen Bettina's Goethe's Persönlichkeit selbst offenbar hinter dieser so ganz neuen, jungfräulich-excentrischen Erscheinung zurücktrat, so finden wir vielmehr in diesen Unterhaltungen Eckermann's die Persönlichkeit des Berichterstatters völlig zurückweichend, und Goethe allein ist es, der von allen Seiten in entschiedener und allseitiger Ausgeprägtheit hervortritt. Dennoch aber ist Eckermann keineswegs kein bloßer Referent, den man nur darum zu ehren hätte, weil er etwas Neues bringt, und dessen Stelle etwa ein anderer Referent ebenso wohl ausgefüllt haben würde. Im Gegentheil ist die Art und Weise, wie er die Rolle eines umsichtigen und einsichtsvollen Cicerone übernimmt, welcher einen Größern, als er selbst ist, ausdeutet, so eigenthümlich und von Andern seines Gleichen abweichend, die Art, wie er sich zum durchsichtigen Spiegel Goethe's macht, doch so individuell, daß man ihm weder die Persönlichkeit selbst absprechen, noch auch sein übernommenes Amt einem Andern übertragen kann, ohne die ganze Sache zu vernichten." Nach unserer Meinung ist dieses Urtheil aus dem Munde der englischen Kritik ebenso wahr als besonnen.

Das Handelstribunal zu Paris hat neuerdings festgesetzt, daß kein Originalartikel einer öffentlichen Zeitung in einer andern abgedruckt werden soll vor Verlauf von fünf Tagen, nach Abfluß welcher Zeit er in dem ganzen Lande ohne Verantwortung verbreitet werden kann. Eine angemessene Geldbuße bedroht jeden Redacteur, der gegen dies sicherlich nicht unstatthafte Conclusum sich vergeht. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 332. — 27. November 1836.

Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des „Lebens Jesu von Dr. Strauß".

(Beschluß aus Nr. 331.)

Wir Alle waren wol irgend einmal Zuschauer jener geübten Künstler, bei deren Leistungen man zuletzt immer ein etwas einfältiges Gesicht zu machen pflegt, weil man sich als die Dupe ihrer Schlauheit blosgestellt sieht? Nun, so erinnern wir uns auch gewiß des bekannten Escamotirstückes: „Schauen die Herren und Damen! Unter diesem Becher sind fünf Kugeln. Hokuspokus! Ich hebe den Becher auf — die Kugeln sind verschwunden. Aber belieben Sie wohl aufzumerken! Heben Sie gefälligst den Becher selbst noch einmal — die Kugeln sind wieder da: eins, zwei, drei u. s. w."

Ähnlichen Hokuspokus treibt Hr. Dr. Strauß, wenn er (Thl. 2, S. 686 fg.) nach seiner wörtlichen Versicherung „das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherstellt". Mit andern Worten: Hegel'sche Philosophie ringt mit der ultra-rationalen Theologie, nimmt ihr den blutigen Josephsrock, der des verkauften Jünglings Tod bezeugen sollte, siegend ab, putzt ihn noch mit anderwärts her gestohlenen alt-orthodoxen Franzen aus und kleidet damit einen neuen selbstgeschaffenen Christus ein.

Ref. bekennt gern, daß er keinem An-*) und Nachbeter Hegel's in diese philosophischen Tiefen zu folgen vermag; denn über der Pforte des Einganges glaubt er immer die bekannten furchtbaren Worte zu lesen:

Wer hier eingeht, lass' alle Hoffnung fahren!

Oder handelte sich's etwa nicht um das All meiner theuersten Hoffnungen da, wo man mich lehren will, meinen Gott nirgend zu suchen als in der armen, sich immer aus sich selbst herausssehnenden, niemals in sich abgeschlossenen Menschenseele? und dieser Seele Unsterblichkeit nirgend sonst als in ihrer Sterblichkeit?*)

So begnügen wir uns denn, nur noch des realistischen Resultats der philosophischen Speculation zu erwähnen, welches auf den letzten Seiten des Buches mit in der That lobenswerther Aufrichtigkeit ausgesprochen ist. Solche Candidaten des Predigtamtes, welche Hr. Dr. Strauß etwa zu sich bekehrt hat, werden freilich nicht wenig überrascht sein, wenn sie seinen guten Rath zuguterletzt vernehmen. Aber wahrlich, der Mann hat Recht!

Prediger, die, blos der christlichen Gemeinde zum Dienst, lehren sollen, was sie im Herzen nicht glauben; die als ein Skandal der Kirche, als verächtliche, ja verdammliche Heuchler an heiliger Stätte Jesum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, predigen, der ihnen doch unter Strauß's anatomischem Messer zusammengeschrumpft ist zu einem armen, getäuschten und unwillkürlich täuschenden jüdischen Rabbi, welcher, obgleich ein ausgezeichneter Mann von Kopf und Herz, sich doch von der abergläubischen Messiasidee hat verblenden lassen; gewiß, solche Prediger müssen, wenn noch ein Fünkchen Ehrgefühl in ihnen glimmt, nach ihres Meisters ausdrücklichem Rath, aus der Geistlichkeit treten.

Wie aber werden christliche Regierungen sich gegen Docenten der Theologie zu verhalten haben, welche ihre jungen Zuhörer in die Nothwendigkeit hinein docirt haben, künftig aus dem geistlichen Stande heraustreten zu müssen, wenn sie anders ehrliche Leute bleiben wollen? Doch wol nicht anders, als man gegen einen militairischen Compagniechef verfahren würde, der es zu seinem hauptsächlichsten Studium gemacht hätte, recht viele Deserteurs zu bilden? Mögen denn die Jünger sammt dem Meister sich mit dem herben Schlußworte des Letztern zu trösten suchen: es sei diese Collision nicht durch den Vorwitz eines Einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwickelung der christlichen (!) Theologie nothwendig herbeigeführt worden; sie komme an das Individuum heran und bemächtige sich seiner, ohne daß es sich ihrer erwehren könne.

*) Anbeter; denn Männer dieser Schule haben sich zu sagen erlaubt, Hegel sei zwar nicht Gott der Vater, oder Gott der Sohn, wol aber Gott der heilige Geist gewesen. Möge doch jeder unbefangene Wahrheitsfreund des würdigen Bretschneider's hierher bezügliche gehaltvolle Abhandlung im Juliheste dieses Jahrgangs der „Allgem. Kirchenzeitung" (Nr. 103) zu lesen nicht versäumen.

*) Erst vor Kurzem las ich in den berliner „Jahrbüchern" wörtlich: „Die Sterblichkeit der Seele ist eine relative und in der That ihre Unsterblichkeit." Fasse das, wer kann!

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Es findet's in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Die edeln Männer, welche uns in ihrer Armuth das Denkwürdigste aus dem Leben ihres geliebten Herrn und Meisters — freilich erst Jahre lang nach seinem Scheiden — theils aus dem Gedächtnisse, theils nach genauer Erkundigung (die Liebe fragt genau, und der kleinste Umstand ist ihr wichtig) uns niedergeschrieben haben, wollen nicht mit dem kritischen Maßstabe gemessen sein, wie man ihn etwa an die berechneten, erst nach langem Studium vollendeten Werke eines Thucydides, Livius, Tacitus anlegt, indem man dabei seiner eminenten Gelehrsamkeit vollen Lauf läßt; noch weniger sind sie mit modernen Geschichtschreibern von raffinirter Darstellungskunst zusammenzustellen. Die kreisende, eine neue Aera gebärende Zeit, die Persönlichkeit, die sich einander verdrängenden Ereignisse, welche die einfache Lebensweise jener Männer ganz aus ihren Fugen rücken mußten; die Bedrängnisse, unter deren Druck sie täglich und stündlich bereit sein mußten, ihr Blut für ihren Glauben zu vergießen; selbst die allgemein verbreitete Erwartung einer nahen Wiederkunft des Herrn, wol in anderer Weise, als Er dieselbe angedeutet haben mochte: alles Dies zusammengenommen muß bei der Beurtheilung ihrer Erzählungen stets mit in Anschlag gebracht werden. An kleinern, ja selbst an bedeutend scheinenden Abweichungen konnte es in solchem Conflicte so wenig fehlen, daß vielmehr eine vollkommene Übereinstimmung die Glaubwürdigkeit im Allgemeinen verringern müßte. So läßt der Eine einen Umstand aus und wird vom Andern ergänzt, wol auch in manchen Fällen berichtigt. Das chronologische Nacheinander und das geographische Nacheinander haben sich unter dem weniger geübten Griffel bisweilen etwas unrichtig, oder doch unklar zusammengestellt; ja, es mag allerdings auch in der Jugendgeschichte Jesu bei dem einen Evangelisten etwas Sagenhaftes mituntergelaufen sein — womit indeß noch keineswegs auf gänzliche Unwahrheit der zum Grunde liegenden Thatsachen selbst ein gültiger Schluß zu ziehen wäre —, das Alles sei zugegeben: wer aber das Ganze mit reiner Auffassungskraft und mit steter Richtung des Gemüthes zu jener höhern Welt hin, der wir dem edlern Theile nach angehören, liest und wieder liest; wer dabei sich nicht durch die an sich unhaltbare fixe Idee verstockt, im Leben Jesu, im Siege des äußerlich armen und mittellosen Christenthums über das in Macht, Prunk und Üppigkeit weltherrschende Heidenthum, und zwar durch arme, niedrige, ungelehrte, bis auf den Tod verfolgte Männer, in diesem größten Wunder der Weltgeschichte dürfe nun einmal durchaus nichts Geltung erhalten, was nach uns bekannten Naturgesetzen unerklärlich bleibe; wer so die Evangelien liest, dem gestaltet sich ein großes, göttliches Bild mit innerer ergreifender Wahrheit, unerschöpflich reich an Liebe, Lehre, Freude und Trost im Leben wie im Sterben. Läse man das „Leben Jesu" von Strauß, ohne noch das Leben Jesu der Evangelisten zu kennen, so müßte es scheinen, als seien diese angeblich von Ungereimtheiten und schreienden Widersprüchen wimmelnden Schriften ohne die störendsten Zweifel gar nicht zu lesen; nimmt man aber nun diese heiligen Weltbücher — denn das sind sie geworden und werden es bleiben trotz allen Doctoren der Welt! — wirklich zur Hand, so findet man es ganz anders, selbst in ihrer synoptischen Zusammenstellung. Ohne die mindeste Störung des Totaleindrucks bemerkt man einzelne Abweichungen und Dunkelheiten — großentheils ohnehin schon von würdigen Theologen erläutert und gelöst —, und nur selten bleibt ein bisjetzt unlösbarer Widerspruch stehen. Gegen moderne, z. B. Strauß'sche Darstellungskunst treten freilich diese von ihm hochherab behandelten Männer weit zurück; aber ich denke, Gott habe es recht gut mit uns gemeint, daß er die Geschichte der letzten Lebensjahre unsers Herrn in ihre schuldlosen Hände gelegt und sich dazu nicht gelehrter Schreibfinger bedient hat.*) In reiner Liebe wurden die Evangelien geschrieben; nur reine Liebe vermag sie daher auch recht zu fassen und zur Seligkeit zu nützen.

Sollte es wirklich geschehen, daß ein christlicher Leser von reiner Liebe und ungefärbtem Glauben, also von wahrhaft kindlichem Gemüthe, nach Durchlesung des Strauß'schen, von scharfsinnig benutzter Belesenheit strotzenden Werkes irre gemacht und zagend mitzuzweifeln verführt würde, dann fragte gewiß bald eine bekannte liebe Stimme rührend leise im Innern: „So willst du auch von mir gehen?"

Dann schwinden die giftigen Nebel! Die Knie beugen, die Hände erheben sich ohne Furcht und Zweifel, und laut ruft's aus der Tiefe der Seele: „Ach Herr! Wohin sollte ich gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens!"

Friedrich Mosengeil.

Der Pirat und die drei Kutter. Seebilder von Capitain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1836. 8. 2 Thlr.**)

Mit dem besten Gewissen empfehlen wir allen Liebhabern von Capitain Marryat's Werken obige zwei Erzählungen, und die zweite, als ein wahres Meisterstück von Witz, Laune und lustigster Seeintrigue, selbst Denen, welche sich bisjetzt noch nicht zu diesen Liebhabern rechneten. Wenn sie die erste Schwierigkeit der Beziehungen auf das Marine-, Zoll- und Seesystem Englands überwunden haben, werden sie in diesem kleinen Drama, wie der Verf. es selbst nennt, die ergötzlichste Komödie finden, die ihnen in langer Zeit vorgekommen; eine Komödie, welche so manche englische Vorurtheile mit einer Keckheit verlacht, die wir dem eingefleischten Engländer nicht zugetraut hätten, und die uns zeigt, daß Capitain Marryat — wenn er sich auch in sentimentaler Hinsicht im Reiche der Minne nicht über die allergewöhnlichste Legitimität der Gesinnung zu erheben weiß; wenn er hier Alles, was, auch im edelsten Sinne, von der breiten Straße abweicht, schmählich verdammt —, jene Seiten der menschlichen Gesellschaft, die mehr nur dem urtheilenden Verstande anheimfallen, mit

*) Wurde doch auch Sokrates ein Anderer unter der Feder des „göttlichen" Platon! Der geniale Gelehrte muß immer selbst mit am dargestellten Charakter schaffen. Was wir dann an der Kunst bewundern, geht an der Wahrheit verloren.

**) Derselbe Roman ist auch in einer andern Übersetzung bei Vieweg in Braunschweig (3 Thle., 1 Thlr.) erschienen. D. Red.

Ag. Gesetz vom 14. April 1911, betr. die Abänderung des Gesetzes vom 30. Juni 1900, betreffend die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, in der Fassung des Gesetzes vom 20. September 1906. (Ges.-Bl. S. 1.)

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Engern und Westfalen, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu der Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, der Lande Pleißen, Pegau, Penig und Lausnitz, Burggraf zu Magdeburg, Graf zu Barby, Herr zu Gommern, Burg, Lohra und Klettenberg, Fürst zu Anhalt, Graf zu Ascanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Bernburg, Zerbst und Jever, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Köthen, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Dessau, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Harzgerode, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Zerbst, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Jever, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Kniphausen, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Varel, Fürst zu Anhalt, Graf zu Askanien, Herzog zu Sachsen, Engern und Westfalen, Graf zu Askanien, Herr zu Kny

Montag, 1. Juli 1833

Wenn man sich, wie es jetzt Mode ist, über Alles lustig machen will, so ist es gut, wenn man sich vorher über Alles recht ernsthaft unterrichtet hat. Dann kann man sich über Alles recht ernsthaft lustig machen. Wenn man sich aber über Alles lustig machen will, ohne sich vorher über Alles recht ernsthaft unterrichtet zu haben, so macht man sich über Alles recht lustig, aber nicht ernsthaft. Dann ist es gut, wenn man sich über Alles recht lustig macht, aber nicht ernsthaft. Wenn man sich aber über Alles recht lustig macht, aber nicht ernsthaft

reichen Blüten ihres Geistes zu verschönern. Freilich paßt Hrn. Cramer's Darstellung nicht so recht für die Romanleser oder Freunde solcher Schriften, die sich in übel verstandener Nachahmung Walter Scott's für historische Romane ausgeben, und wir fürchten fast, daß seine mühsame und gelehrte Arbeit von irgend einem Romanfabrikanten unserer Zeit benutzt werden dürfte, um daraus einen sogenannten historischen Roman zu fertigen, in welchem August der Starke und die schöne Aurora figuriren, allerhand frivole Scenen zu lesen sind, Moritz von Sachsen als Kind der Liebe eine große Rolle spielt, die Kanonissinnen des quedlinburger Stifts allerhand erbauliche Gespräche von der Liebe des Nächsten führen, die Ermordung des unglücklichen Grafen von Königsmark im Schlosse zu Hanover so recht à la . . . . . oder . . . . ausgemalt wird u. dgl. m. Und am Ende brüstet sich ein solcher Verf. wol noch gar mit einigen historischen Documenten, die er aus Hrn. Cramer's Buche ohne Wahl und Ordnung entlehnt hat, sowie etwa der Bibliophile Jacob in Paris jetzt einen Roman „Pignérol" geschrieben hat, der die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske nach anscheinend historischen Forschungen behandelt.

Jedoch — absint mala omina. Wir müssen vielmehr, ehe wir zum Einzelnen fortgehen, noch bemerken, daß diese Denkwürdigkeiten nicht blos auf die Geschichte der Gräfin Maria Aurora ein neues, helles Licht werfen, sondern auch für die Geschichte eines viel bewegten Zeitalters ein sehr mannichfaltiges Interesse haben; denn es werden die Charaktere einzelner Fürsten und Fürstinnen durch die neuen Entdeckungen nicht nur vollständiger und besser gezeichnet, sondern namentlich die Sittengeschichte der Zeit und der Höfe mit einzelnen Zügen, die wie Schlaglichter in eine oft sehr dunkle Nacht fallen, bereichert. Freilich sprechen dieselben grade nicht zum Vortheil jener Periode am Schluß des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts. Aber auch das ist ein Vortheil dieser Denkwürdigkeiten, wie aller derjenigen, die ihre Zeit treu und ohne Übertreibung schildern, daß wir daraus lernen, es stehe doch nicht so schlecht mit uns, als uns die Kreuzprediger und Lobredner früherer Zeiten gern glauben machen möchten.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der Denkwürdigkeiten selbst.

Die Gräfin Maria Aurora Königsmark war die Tochter Konrad Christoph Königsmark's und seiner Gattin, Frau Maria Christine, einer Tochter des berühmten schwedischen Marschalls Wrangel, die im Jahre 1673 verwittwete. Damals lebte außer der genannten Tochter noch eine ältere Schwester, Amalie Wilhelmine, und ein Sohn, Philipp Christoph; eine dritte Schwester, welche an einen Grafen Stenbock verheirathet gewesen sein soll, hat blos in den Köpfen ununterrichteter Berichterstatter existirt (I, 12). Die Mutter hielt sich mit den beiden Töchtern zu Stade oder auf den Familiengütern im Bremenschen, die im dreißigjährigen Kriege der schwedische Feldherr Johann Christoph Königsmark errungen hatte, oder auch, von Kriegsunruhen gedrängt, in Hamburg auf. Hier leitete sie mit vieler Einsicht die Erziehung ihrer beiden Töchter, von denen Maria Aurora unstreitig zu Stade und zwar 1668 — also zehn Jahre früher, als die gewöhnliche Angabe lautet — geboren war. Hr. Cramer hat dies mit großer Wahrscheinlichkeit (I, 13—21, vgl. S. 183) ausgemittelt. Die älteste Tochter, Amalie Wilhelmine, wurde 1689 an den Grafen Karl Gustav Löwenhaupt, dessen Familie zu den ersten Schwedens gehörte, verheirathet; er suchte nach der Vermählung fremde Kriegsdienste und stand anfänglich in Ungarn beim kaiserlichen Heere, dann am Niederrheine bei einem deutschen Regimente in holländischen Diensten. Die Ehe war durch die Zuneigung beider Gatten glücklich, wie die vielen Briefe, welche in den Denkwürdigkeiten abgedruckt sind, darthun, namentlich bewährt sich die Gräfin überall als eine kluge, feste und in allen Verwickelungen des Lebens erfahrene Frau, die für ihren Gatten bald in Stockholm, bald in Dresden mit vieler Einsicht handelt, die zerrütteten Vermögensumstände in Ordnung zu bringen bemüht ist und mit allem Eifer darnach strebt, die ungünstige Stimmung zu unterdrücken, die man in Schweden gegen ihn, der in sächsischen Diensten stand und also ein Feind Schwedens sein mußte, hegte, und durch ihre persönliche Anwesenheit in Stockholm (1702) die Begnadigung ihres Gatten, die Rückgabe der mit Beschlag belegten Güter und die Schlichtung verworrener Erbschaftsangelegenheiten zu bewirken (S. 273, 276—291). Wir führen nur einige Stellen aus diesem interessanten Briefwechsel, der sich durch den größten Theil des ersten Bandes hindurchzieht, zur Bestätigung des soeben Gesagten an. Löwenhaupt hatte am sächsisch-polnischen Hofe zu Warschau viele Feinde und Neider (S. 215, 216, 243, 261), da ihm August der Starke persönlich gewogen war, vor denen seine Gattin ihn wol gewarnt haben mochte; denn er schreibt unter dem 1. April 1701:

Mit Vergnügen höre ich deine Rathschläge; wäre ich ihnen seit zwei Jahren mehr gefolgt als meiner Meinung, so wäre ich nie in die gegenwärtige Verlegenheit verfallen. Mit Widerwillen habe ich meinen Vorrechten und meinem Range im Heere entsagt, indem ich wohl weiß, daß die Stelle im Conseil mir weit weniger Nutzen bringen wird, da die Mitglieder desselben oft bei Hofe geringen Credit genießen. Die bloße Gunst der Fürsten entscheidet über die Vorschläge des Einen oder des Andern. Ich rede hier aus Erfahrung; denn als ich noch Kammerherr war, verstattete mir meine Stellung oft, zum Vortheile meines Herrn, nicht allein den Räthen, sondern auch Leuten von höherer Bedeutung entgegenzuwirken u. s. w. (S. 241.)

In welcher Geldnoth sich die Gräfin, nicht sowol durch die Schuld ihres Gemahls, als in Folge der bereits in der letzten Regierungszeit Karl XI. getroffenen Maßregeln und der dadurch herbeigeführten Verarmung vieler einst sehr reichen Familien des schwedischen Adels (I, 19), befunden hat, zeigen Stellen, wie die aus dem Briefe vom 22. October 1700:

Ich habe jetzt nicht einen Heller Geld zu meinem Unterhalte. Wäre ich nicht hier bei meiner Schwester (zu Wilcksen in Schlesien), so wüßte ich nicht, was ich anfangen sollte. Du siehst also die Bedrängniß, worein uns dein Eifer für den Kö-

nig von Polen versetzt. Ohne mich darüber zu beklagen, billige ich denselben völlig; doch hoffe ich, daß Seine Majestät auch darauf Rücksicht nehmen und dir Unterhaltsmittel verleihen wird. So lange der Krieg währt, erhalten wir von unsern Gütern in Schweden keinen Heller, wie mir dein Bruder schreibt, wegen der unerschwinglichen Lieferungen. Wenn du bis zur Neujahrsmesse nicht 20,000 Thaler anschaffst, werden den Gläubigern meines Bruders Pendhöl und Nehmbt (das erstere ein Familiengut im Holsteinschen, das zweite ist sonst unbekannt) zugeschlagen, wodurch wir 60,000 Thaler einbüßen. (S. 285.)

Aus einem andern Briefe, kurz vor dem Tode des Grafen, der in Hamburg am 7. März 1703 geschrieben ist, geht hervor, daß der Graf nicht 300 Thaler hat bezahlen können und dem Gläubiger seine vier Wagenpferde zur Befriedigung überlassen mußte (S. 290). Bei dieser männlichen Sorgfalt für ihres Gatten Glück und Vermögen nimmt die Gräfin aber auch nicht Anstand, demselben hier und da Vorschriften über seinen Lebenswandel zu geben, wie S. 187, wo sie ihn bittet, „keinen Taback mehr zu nehmen, weil sie ihn seiner Gesundheit nicht für zuträglich erachtet". Ebendaselbst bittet sie ihn, nicht so oft die Neitsch zu sehen, weil ihr die Frau misfällt und sie dieselbe für schlecht hält. Auch beschwört sie ihn bei aller Liebe zu sich und bei Dem, was er den Kindern hinsichtlich seiner Erhaltung schuldig sei, sich nicht so oft einen „Rausch anzutrinken", was er selbst in seinen Briefen (I, 156, 163) gestanden hatte, und setzt hinzu:

Du weißt außerdem, daß deine Constitution solche Ausschweifungen nicht erträgt, und ich bin sicher, daß der König dir zu günstig ist, als daß er dich zu dergleichen nöthigte. Denk' einmal, welchen Kummer es mir verursacht, wenn ich an die Gefahr, der du dich aussetzest, denke, in welcher Hinsicht ich unerhörte Furcht vor Lithauen habe, da ich von der dortigen Trinkweise in Krakau eine Probe gesehen habe. (S. 224.)

Nach so manchem Beweise herzlicher Liebe gegen Gatten und Kinder lesen wir mit inniger Erbauung die Briefe der Gräfin an ihre Schwester Maria Aurora über den Tod ihres geliebten Gemahls, der zu Hamburg im März 1703 erfolgt war (S. 291 — 301):

Die Kraft Gottes — schreibt sie in einem derselben aus Stockholm vom 28. März 1703 — die letzten Seufzer meines edeln Herrn und sein letzter Befehl an mich erhalten mein Leben in dem Jammer, der mich betroffen hat; denn sonst wäre keine Kraft hierzu in mir. Ich will Gott anflehen, daß er mir ferner Standhaftigkeit verleihe und Geduld. Helft mir beten und conservirt Euch selbst für meine armen Kinder. Ihr seid ja der einzige Trost, den sie haben können. Mich verlanget sehnlich nach Euch; ich darf aber noch nicht begehren, daß Ihr diese Reise über Euch nehmt, aus vielen Ursachen. Wir sind in der Verfolgung; ich bin als eine Büßerin in den verstörten Stätten; doch will ich auf den Herrn hoffen. Das selige und standhafte Abscheiden meines mir über Alles in der Welt geliebten Herrn ist mein einziger Trost.

Und wenige Tage darauf in Beziehung auf den Stand ihrer Angelegenheit in Stockholm:

Man arbeitet jetzt aus allen Kräften, meinen seligen Herrn, wie mich und unsere armen Kinder durch ein schimpfliches Urthel zu verfolgen, da doch Gott sein Recht nicht allein durch viele Zeugnisse ans Licht gebracht, sondern auch mit seinem seligen Tode, durch welchen er ihn aus dem Gerichte der Menschen gezogen, solche bestätigt hat; allein wer vermag dem Grimme Derer zu widerstehen, die kein Erbarmen bei sich fühlen.

Nach solchen und ähnlichen Herzensergießungen wird man es der gebeugten Witwe wol glauben, wenn sie sagt: „Ach! was bin ich dieser weltliche Sorge müde, und wann wird man mich meinen Todten in Ruhe beweinen lassen."

In einem noch höhern Grade als durch das Schicksal der Gräfin Löwenhaupt war die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen durch das gräßliche Schicksal ihres Bruders, des bereits oben genannten Grafen Philipp Christoph Königsmark, in Anspruch genommen worden. Das plötzliche Verschwinden desselben im Schlosse zu Hanover in der Nacht vom 1. auf den 2. Julius 1694 war ein in Deutschland zu ungewöhnliches Ereigniß, als daß es nicht zu den abenteuerlichsten Vermuthungen hätte Anlaß geben sollen. Hr. Cramer hat durch die im zweiten Abschnitte des ersten Bandes enthaltenen Mittheilungen aus den Papieren der Gräfin Maria Aurora diese gräßliche Begebenheit in vielen Stücken aufgeklärt und die bisherigen Nachrichten von der Prinzessin Sophia Dorothea von Hanover und ihrem Verhältnisse zum Grafen Königsmark berichtigt, dazu auch das damalige Thun und Treiben an deutschen Fürstenhöfen genugsam charakterisirt. Aus der von Hrn. Cramer gegebenen Einleitung bemerken wir hier nur, daß die mit dem Kurprinzen von Braunschweig-Lüneburg, Georg Ludwig, vermählte Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg-Celle, Sophia Dorothea, am Hofe zu Hanover unter den ungünstigsten Verhältnissen lebte und selbst wol tief fühlte, ein Opfer höfischer Convenienz geworden zu sein. Ihre Frauenehre blieb indeß an einem Hofe, wo Liebesabenteuer und Verleumdung freies Spiel trieben, unangetastet. Königsmark's Erscheinung zu Hanover, wohin er aus sächsischem Dienst als Oberst der Fußgarde gekommen war, hatte unter den eroberungssüchtigen Damen Epoche gemacht, die Kurprinzessin nahm nähern Antheil an ihm, da sie in ihm den Theilnehmer ihrer Kinderspiele wiederfand. Hieraus erwuchs ein gefahrvolles Verhältniß, welches zu einem entscheidenden Schritte führen mußte; denn die Kurprinzessin, verlassen und einsam, wie sie lebte, schenkte dem ritterlichen Jugendfreunde volles Vertrauen und begegnete ihm um so huldvoller, da Königsmark am hanöverischen Hofe bald seinen Glücksstern untergehen sah, indem er der Vertraute der Kurprinzessin geworden war. Unter solchen Umständen blieb dem Grafen kein anderer Entschluß, als die hanöverischen Dienste zu verlassen, weshalb er auch bereits 1694 in sächsische Dienste zurücktrat und sich anschickte, nach Dresden zu ziehen. Da ereignete es sich, daß er in der Nacht auf den 2. Julius 1694 spurlos verschwand. Hierüber finden wir nun in den vorliegenden Denkwürdigkeiten den Brief des gräflichen Secretairs Hildebrandt an die Gräfin Maria Aurora gleich nach dem Verschwinden des Grafen, die Bittschrift beider Schwestern an den Kurfürsten Ernst August von Hanover, ein Blatt aus einer deutschen Handschrift der Gräfin Maria Aurora über die Gräfin von Platen (die Maitresse des Kurfürsten) und den Grafen Königsmark, das mit ziemlich klaren Ausdrücken und in nicht allzu großer Decenz den verbotenen Umgang Beider beschreibt (S. 66—69), z. B.:

Einesmals hätte er auf dem Kanapee mit ihr gelegen, da wären fremde Damen hereingekommen, da hätte er geschrien: Eau de la reine d'Hongrie, Madame s'évanouit! Wie die Leute aber gesehen, daß sie recht wohl gewesen, hätten sie darüber lachen müssen, und geurtheilt: sie läge in der Venus-Ohnmacht u. s. w.

Am Schlusse wird die Ermordung Königsmark's als das Werk der Frau von Platen bezeichnet. Weiter stehen hier einige Aussagen von Leuten aus des Grafen und der Kurprinzessin Dienerschaft, von denen der Eine, Rüdiger, erzählt, daß der Graf Königsmark nicht gleich ermordet, sondern erst verhaftet worden sei, der Andere, Bernhard Zeyer, dies ebenfalls bestätigt, mit dem Zusatze, daß der Graf in den Zimmern der Kurprinzessin verhaftet, dort tödtlich verwundet und ihm gleich darauf in einem Gewölbe der Kopf abgeschlagen sei. Von der Hand der Gräfin Maria Aurora finden sich Auszüge aus mehren Briefen, in denen sie die Unschuld der Kurprinzessin an dem ihr zugemutheten ehebrecherischen Umgange mit dem Grafen bezeugt (S. 86, 87), und zwei mit dem Fräulein von Knesebeck, einem Hoffräulein der Kurprinzessin *), von dem Grafen von Platen, als Director der geheimen Rathsstube, und dem Vicekanzler Hugo abgehaltene Verhöre. In beiden sollte die Schuld der Kurprinzessin womöglich erhärtet werden, aber Fräulein von Knesebeck stellt eine solche durchaus in Abrede. Übrigens geben beide Verhöre ein merkwürdiges Beispiel von der großen Freiheit und Nacktheit, mit welcher im 17. Jahrhundert Fleischesvergehungen und geschlechtliche Dinge an Männern und Frauen vor Gericht behandelt wurden. Man lese z. B. Folgendes:

Frage. Wie lange ist es, daß der Graf mit der Kurprinzessin ehelich gelebt?

Antwort. Wie das? daß er bei ihr geschlafen hat?

Fr. Ja.

Antw. Das hat er niemals gethan. Sie haben sich ehrlich zusammen geübt; aber so weit ist es nicht gekommen. Wie hätten sie das wagen dürfen? Zudem hatte er eine so schlimme Krankheit.

Fr. Ja, ja! schlimme Krankheit. Das hat sich wohl.

Antw. Das bin ich wohl versichert, daß er noch jetzt eine hat, denn M. Lescors hat es mir noch zu Brockhause gesagt und M. Metsch ist vor wenigen Tagen in sein Haus gekommen, da hat der Graf eben den Trank vor dem Munde gehabt und hat ihn gefragt, ob er es auch von Nöthen hätte.

Endlich enthalten eine Reihe von Auszügen aus den Briefen Löwenhaupt's an seine Gattin auch manche auf diese gräßliche Begebenheit, an der selbst nach Jahren noch nicht das Interesse verschwunden war, bezügliche Muthmaßungen und Nachrichten. Vieles in ihnen mag bloßes Gerücht oder Gerede sein, z. B. daß der Graf zu Spandau gefangen gehalten würde (S. 96), daß die Henker nicht hätten abwarten wollen, bis er an seinen Wunden gestorben sei, mais ils lui ont fait couper les testes (S. 95), und Ähnliches mehr. Aber es wird an mehren Stellen mit Bestimmtheit ausgesprochen (wie S. 95 vgl. mit S. 69), daß die Hauptursache des Mordes die zum blutdürstigen Hasse gesteigerte Eifersucht der Gräfin Platen gewesen sei, welche den Kurfürsten Ernst August zum Theilnehmer der Unthat machte, indem sie die Beschuldigung aufstellte, daß der Graf Königsmark mit der Kurprinzessin in einem das ganze Kurhaus schändenden Verhältnisse lebe. Der Kurprinz theilte diesen Verdacht weniger, wovon seine anfänglich gemachten Versuche zur Wiederversöhnung mit seiner Gemahlin, mehr noch die mildere Behandlung derselben, als er zur Regierung kam, Beweise ablegen (S. 99 — 103).

Was nun die Geschichte der Gräfin Aurora insbesondere durch Hrn. Cramer's verdienstliche Arbeit gewonnen hat, versparen wir für einen zweiten Artikel. *) 7.

*) Der Herausgeber bemerkt I, 76, daß die sonstigen gedruckten Nachrichten statt des Fräuleins von Knesebeck ein Fräulein von Wolf als Gesellschafterin und Vertraute der Kurprinzessin nennen. Vielleicht geben die historischen Nachrichten über die Familie von dem Knesebeck, welche der Justizrath Fr. von dem Knesebeck zu Göttingen 1821 herausgegeben hat, darüber einige Auskunft. Uns ist diese Schrift jetzt nicht zur Hand.

Literarische Notiz.

Das „Foreign quarterly review" enthält eine ganz ausführliche Kritik von Moritz' Retzsch sämmtlichen Werken, von den Umrissen zu Göthe's „Faust" an bis auf den vor Kurzem erschienenen „Schachspieler". Die Kritik nimmt nicht weniger als 25 Seiten ein, dafür ist aber auch fast Scene für Scene durchgegangen. Ohne Vielbesprochenes hier wiederholen zu wollen, bemerken wir nur, daß der englische Beurtheiler mit vorzüglicher Bewunderung die Richtigkeit der Zeichnung hervorhebt, eine Eigenschaft, die er auch bei der französischen Schule gebührend anerkennt, während er seinen Landsleuten den Vorwurf macht, daß diese sehr häufig gegen dies erste und ursprüngliche Fundament aller Malerei sich versündigen. Was er über Retzsch im Verhältniß zu Flarman sagt, möge hier stehen: „Unter mehren ausgezeichneten Künstlern, die uns die Früchte ihrer künstlerischen Anschauungen in Umrissen niederlegten, erwähnen wir nur Flarman, den man immer mit Retzsch zu vergleichen pflegt. Dieser Vergleich erscheint gerechtfertigt, wenn es sich um Richtigkeit der Zeichnung, um kräftigen Ausdruck, Anmuth und Reinheit der jugendlichen Formen, um die Eleganz der Allegorie und die Sittlichkeit der Tendenzen handelt; allein weiter läßt sich der Vergleich nicht füglich ausdehnen. In Flarman's trefflichem Homer besitzen wir das Erhabene, das Große, das Classische, mit einem Worte: die Charakteristik des Alterthums. In Retzsch dagegen waltet die Empfindung vor und alle jene weichern Anlagen und Eigenschaften, die von dieser bedingt werden. Jeder hat eine andere Geschichte zu erzählen, und Jeder erzählt sie uns mit derselben Vollkommenheit. Die Zeiten, wo der Erstere waltet, sind zu entlegen, um verwandte Gefühle in uns anzuregen (?), und die Ereignisse sind zu heroisch, um eine gewöhnliche Sympathie in uns hervorzubringen. Die von Retzsch behandelten Objecte kommen dem gewöhnlichen Leben näher, und so können wir seinen Entwürfen, Personen und Darstellungen eine befriedigendere Theilnahme abgewinnen." Mit kürzern Worten ist es das Classische und Romantische, was sich auch hier entgegensteht, und der deutsche Künstler hat sich, nach unserm Dafürhalten, nur davor sehr zu hüten, daß er nicht bei seinem unendlichen Stoff in übergreifender Weichheit und Sentimentalität verschwimme. Darum waren solche Sujets, wie „Fridolin", dem Talent unsers Landsmanns durchaus ungünstig. 11.

*) Diesen zweiten Artikel werden wir im December mittheilen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 334. — 29. November 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Zweiter Artikel.*)

2. Deutsches Taschenbuch. Herausgegeben von Karl Büchner.

Wir beginnen unsern zweiten Artikel über die Taschenbücher mit diesem „Deutschen", weil es, als eine neue Geburt, den Reiz der Neuheit und zugleich einen entschiedenen Charakter vor den meisten übrigen voraus hat. Nicht grade mit Unrecht führt es diesen stolzen Titel: „Deutsches Taschenbuch". Die beiden novellistischen Beiträge können, jeder in seiner Art, als Muster deutscher Schreibweise angesehen werden; die Gedichte tragen fast durchaus einen streng deutschen Charakter; eine deutsche Persönlichkeit, deutsche Kunst und deutsche Literatur bilden die Basis der drei übrigen Aufsätze; selbst die artistischen Beilagen — übrigens nicht Dasjenige, worauf das Taschenbuch stolz sein darf — sind Abbildungen einer deutschen Notabilität und deutscher Kunstwerke. Fürst Pückler-Muskau, trotz seiner überflüssigen vielen Orden lebendig aufgefaßt, ist mit seinem geistreich stattlichen Gesicht für das Titelkupfer benutzt worden; statt des Königsmonuments in München und des Gartenhauses Charlottenhof bei Potsdam hätten wir die Abbildungen von berliner Notabilitäten, deren Portraits noch nicht veröffentlicht wurden, lieber gesehen. Theodor Mundt beginnt mit einer Lebens- und Charakterschilderung des Fürsten Pückler den eigentlichen Text. Der Biograph faßt Pückler als ein bewußtes Original auf, da der Fürst ja selbst gewissermaßen zugibt, er sei ein Original, nur ein künstliches nicht.

Ein bewußtes Original — sagt der Verf. — ist ein Original einer Reflexionsperiode und hat den Nutzen, daß es der Welt gegenüber seine Sonderbarkeiten ausüben und genießen, und doch zugleich behaglich darüber stehen kann. Es besitzt alle Vortheile und keinen der Nachtheile des naiven Originals, weil es sich selbst zu ironisiren vermag, ohne ironisirt werden zu können. Ein bewußtes Original weiß es, daß und wie es Original ist u. s. w.

Nachdem der Verf. noch manches in diesen Originalmenschen tiefer Eingehendes beigebracht, geht er auf die Lebensbeschreibung des Fürsten selbst über, indem er, ohne in Anekdotenkrämerei zu verfallen oder in Einzelheiten sich aufzulösen, die wesentlichsten Momente in dem äußern und innern Bildungsgange des Fürsten zu einem lebendigen Gesammtbilde aneinanderreiht. Er unterläßt nirgend die Bezugnahmen auf des Fürsten eigne Aussprüche und Meinungen von sich wie von allgemeinen Lebenserscheinungen, eine Verfahrungsweise, welche die Uneigennützigkeit schön bethätigt, womit der Verf. sein eignes Ich aufgibt, um überall, wo es irgend gestattet war, den Portraitirten selbst vorzuschieben und in erster Person sprechen zu lassen. Wo aber der Verf. selbst raisonnirt, da erkennen wir in ihm den feingebildeten, in classischen Studien gereiften Stylisten, der mit der Form zugleich das Wesen ergreift. Fürst Pückler, der die Deutschen zuerst durch Licenzen überraschte, wie sie vorher kein vaterländischer Tory sich so öffentlich gestattete, der zu Pferde und zu Wagen wie später in der Literatur die originellsten Sprünge unternahm, der es wagte, als Salonsmensch gegen die Salonsmenschen zu operiren und schon im Leben als Verstorbener auf den Kreuzwegen der Literatur einen freundlichen und geheimnißvollen Spuk abzugeben, war eines Biographen, wie Th. Mundt es ist, vollkommen werth. — O. F. Gruppe lieferte einen Aufsatz „Über die Entwickelung der neuern deutschen Kunst". Der Aufsatz liest sich ungemein gefällig und ist in jenem klaren und heitern Style geschrieben, der, weil er nicht in geistreiche Pointen auszulaufen liebt, in die Breite geht, und trotz dem, daß er in die Breite geht, doch den schönen organisirten Periodenbau vermissen läßt. Bei den vortrefflichen Kenntnissen, worüber Gruppe zu gebieten und die er zu verwenden hat, ist es wahrhaft beklagenswerth, daß er weder in dem populairen noch in dem gelehrten Style schreibt, noch weniger in dem elegant geistreichen, welcher durch Schlag- und Streiflichter mehr wirkt, als man durch das volle Licht nur irgend zu wirken im Stande ist, und Alles in scharfe Spitzen und faßbare Ausläufer der Kritik zusammenzieht. So kam es, daß Gruppe weniger bekannt ist, als man nach seinen eminenten Fähigkeiten und weitläufigen gelehrten Arbeiten erwarten sollte. Der Verf. holt weit aus, er beginnt, um auf den Verfall der Kunst und auf ihr jüngstes Wiederaufleben zu kommen, bei dem Culminationspunkt der italienischen. Durch diese Verfahrungsart geschieht es, daß Vieles in angenehmer Darstellung wiederholt werden mußte, was

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 330 d. Bl. D. Red.

man anderwärts ebenso gründlich und wol noch gründlicher abgehandelt lesen kann. Hierdurch hat sich der Verf. die Arbeit schwer oder, wenn man will, leicht gemacht und sich den Raum für die Erörterung der jüngsten Kunst allzu sehr beschnitten. Wenn auch die Kritik hin und wieder nicht genug eingreift oder gar Fehlschläge thut, so ist die Abhandlung doch im Ganzen lichtvoll, ihrem innersten Baue nach organisch zusammenhängend und, wenn auch Manches übergangen ist, was nicht hätte übergangen werden sollen, ziemlich vollständig und einen guten Überblick gewährend. Hoffentlich hat der Verf. durch die berliner Kunstausstellung Gelegenheit bekommen, sein Urtheil in vielfacher Hinsicht und besonders in Bezug auf die von ihm hart mitgenommenen französischen Maler umzubiegen und zu berichtigen. — Diesem Aufsatz folgt eine Abhandlung von Hermann Marggraff: „Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 u. 1836". Diese Literatur ist noch keine abgeschlossene und wird auch nicht als solche, sondern vielmehr als eine werdende und halbgewordene, halb schon in der Geburt erstickte von dem Verf. betrachtet. Er stellt, wie es im „Berliner Conversationsblatt" treffend hieß, in dieser Abhandlung ein kritisches Nachtstück auf. Die innern Mängel und die äußern Drängnisse, woran und worunter unsere Literatur leidet, hat er seinem Secirmesser hauptsächlich unterworfen.

Vor Allem — sagt der Verf. — suche Jeder seine Selbstsucht zu überwinden und glaube Keiner, daß, weil er in der Schwäche seines Alters oder in dem Taumel seiner Jugend fällt, die Literatur selbst mit ihm untergehe oder aus ihrer ewigen Bewegung in einen ewigen Pensions- und Ruhestand versetzt sei. Groß und fast unüberwindlich sind die Schmerzen und Zerwürfnisse unserer Zeit; sie spiegeln sich in jedem Einzelnen von uns ab und kehren häufig als Zerr- und Schreckbild wieder. Ich habe die tragische Nachtseite unserer Literatur hauptsächlich hervorgehoben. Ein finsterer Geist, der aber allmälig eine freundlichere Gestalt anzunehmen scheint, zieht sich durch ihren gesetz- und ordnungslosen und unschönen Bau ersichtlich hindurch.

Und mit Rücksicht auf die Verbitterung, die in den Kreisen der Literatur jetzt herrscht, schließt er mit den beherzigungswerthen Worten: „Der Geist der Erbitterung macht keine Literatur, wol aber der Geist der Versöhnung." Wohl uns, wenn diese Wahrheit recht und innig von uns Allen erkannt würde! Diese Abhandlung erstreckt sich über alle Disciplinen in einer der Gruppe'schen ganz entgegengesetzten kurzen, pointirten, scharfen und bilderreichen Darstellung. Der Verf. wollte für Alle schreiben, welche an Allem Theil nehmen, nicht für den Theologen, nicht für den Philosophen, nicht für den Belletristiker, nicht für den Feinschmecker allein; seine literarische Stellung verhalf ihm überall zur Autopsie und so gelang es ihm, worauf es ihm ankam, in jedem Zweige der Wissenschaft und Literatur jene finstere Macht nachzuweisen, welche die literarischen Kräfte gegeneinander antreibt und aneinander aufreibt. Einigen Lücken sieht man die Gewaltsamkeit ihrer Entstehung und, wie es in der Vorrede heißt, den „Conflict der Umstände" an. Es heißt, daß der Verf. grade die pikantesten Partien unterdrücken und zurücknehmen mußte. Sind indeß einige wenige der bedeutendern literarischen Erscheinungen, wie z. B. Scävola in der Romantik und Freiligrath in der Lyrik übergangen worden, so wollen wir dies entschuldigen mit der Überlast des ineinandergewirrten Stoffes und dem geringen Taschenbuchraum, auf welchen der Verf. sich beschränken mußte.

Der unterhaltende Theil des Almanachs beginnt mit einer Novelle von W. Alexis, unter dem Titel: „Herr von Sacken", welche allgemein-menschliche Zustände ergreift und dem Inhalte nach ebenso interessant als in der Darstellung meisterhaft ausgearbeitet ist. Die Tragik des menschlichen Geschicks offenbart sich hier in den parallelen Lebensläufen des Hrn. v. Sacken und des später in Rußland allmächtigen Büren, ein Auf- und Abschnellen, ein Witz, ein bitterer Spott des Geschickes selbst, eine durchgreifende Ironie! Vergleicht man mit dieser gediegenen Grundlage die Lebendigkeit der wechselvollen Scenen und die Trefflichkeit der Sprache, so wird man zugeben müssen, daß es in der deutschen Literatur wol umfangreichere Novellen gibt als diese, aber wenig werthvollere. — Mehr Anekdote, in ein heiteres poetisches Gewand gekleidet und mit italienischen Lazzis reichlich gesättigt, ist die an den altitalienischen Novellenstyl erinnernde Novelle von Kopisch: „Der Träumer". Unter den beigegebenen Gedichten zeichnet sich ein freisinniges Sonett von Chamisso aus, worin jedoch nicht ein ursprünglich Chamisso'scher, sondern ein Heine'scher Gedanke rhythmisch verarbeitet worden, ferner die schöne Ballade von E. Ferrand: „Des Seilers Tochter", mit bitterwitzigem Schlusse, und das begeistert begeisternde Gedicht „Muth!" von Stieglitz. Eichendorff klingt einige frische, Gaudy heitere Klänge an, während Geibel seine Sehnsucht nach Spanien in wohllautenden Reimen und Rellstab Preußens Dioskuren, Wilh. und Alex. v. Humboldt, in Hexametern besingt. Es ist beachtenswerth, daß an diesem Taschenbuche, mit Einschluß des Buchdruckers, Buchbinders u. s. w., nur in Berlin eingebürgerte Männer thätig gewesen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit, von J. H. von Wessenberg. Aarau, Sauerländer. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der achtungswürdige Hr. Verf. gibt uns in vorstehender Schrift eine Sammlung der bisher in mehren Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, als der Frucht seiner Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, die das Nachdenken der Weisen aller Zeiten in Anspruch genommen haben, und worin sein Geist in einem Zeitraume von 30 Jahren von vielen, zum Theil ermüdenden Amtsgeschäften die erquickendste Erholung fand. Die Besonnenheit und Reife des Urtheils, der Geist der Humanität und Milde, sowie einer echt christlichen Gesinnung, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung machen sie zu einer sehr anziehenden lehrreichen Lectüre. Bei der großen Flut jener mittelmäßigen Producte, in denen die Jugend und Unreife mit der Aufgeblasenheit und Anmaßung der Autoren einen widerlichen Contrast bildet, machen Werke wie das vorliegende einen wohlthuenden Eindruck; selbst die kleinen Schwächen, die hier und da sichtbar werden, stören denselben nicht und stehen dem Ganzen, wie manchem hübschen

Gesichte eine kleine Warze oder ein Grübchen und Weisheitsfältchen, gar wohl an. Daß diese 21 Aufsätze, welche zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Zeitschriften verfaßt worden, von ungleichem Werthe sind, versteht sich von selbst. Einige sind ausgeführtere Behandlungen ihres Gegenstandes, andere dagegen bloße Andeutungen und Winke, manchmal zu kurz und deshalb wol nicht Allen verständlich. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Hr. Verf. bei jedem einzelnen Aufsatze die Zeit der Abfassung, sowie die Zeitschrift, in welcher er zuerst erschienen, hinzugefügt hätte, weil dies zur richtigen Beurtheilung derselben von Bedeutung ist. Es kann eine Schrift, welche unter besondern Umständen und Verhältnissen ein wahres Wort zu seiner Zeit war, bei verändertem Zeitgeiste als unpassend und überflüssig erscheinen.

Einer der interessantesten Aufsätze ist Nr. 1: „Der Geist der Hauptepochen der Weltgeschichte seit Christi Geburt.“ Was den Charakter eines Zeitalters vorzüglich bestimmt und entscheidet, bemerkt der Verf. dabei, sind die politischen und moralischen Ereignisse und Verhältnisse: das Steigen oder Fallen der Staaten, ihr Flor oder Sturz, Geistesstärke oder Schwachheit der Herrscher, Kriege, Völkerzüge, Eroberer, die Herrschaft gewisser Ideen von der unsichtbaren Weltregierung, von der Freiheit, von den Rechten und Pflichten, sodann die Erfindungen und Werke der Kunst und, fügen wir hinzu, der Wissenschaft, insonderheit der Philosophie, welche auf die Herrschaft jener Ideen einen unverkennbaren Einfluß ausübt. Mit Recht wird neben der Geistesstärke die Religion als der mächtigste Hebel zur Fortbewegung der Schicksale der Menschenwelt genannt, welcher da, wo die Macht der Politik kraftlos aufhört, die Herrschaft über die Gemüther gebührt; aber es durfte nicht vergessen werden, daß es auch einen lichtscheuen, unduldsamen, die Völker entwürdigenden Geist der Religion gibt, unter dessen Herrschaft die Blüte reiner Menschheit nicht aufbrechen kann. Die Nachforschungen über die Geschichte der jetzigen Welt knüpfen sich am zuverlässigsten an Christi Geburt; denn dieses Ereigniß ist der Anfang einer neuen Welt im Politischen und Moralischen, deren Umrisse und Grundlinien wir noch in der heutigen entdecken. Die universalhistorische Tendenz des Christenthums, seine weltbildende Macht offenbart sich am deutlichsten dadurch, daß die Völker der neuern Weltgeschichte sich immer inniger aneinanderschließen, immer geradere Verbindungslinien ziehen, nicht blos die rohen Erzeugnisse und Kunstproducte ihrer Länder austauschen, sondern auch in einen genauern geistigen Verkehr treten und die Ideen täglich mehr als Gemeingut der Menschheit betrachten, und daß an dieses große Ganze christlicher Völker sich auch die übrigen, wie die Türkei, Ägypten und andere, allmälig anschließen, während in der alten Welt immer nur Ein Volk durch höhere Cultur oder Macht als die Hauptperson auf den Schauplatz tritt und als insularische Pyramide über die andern hervorragt. Die Entstehung des Christenthums traf in Einen Zeitpunkt mit einer großen Veränderung im römischen Reiche, welches Jahrhunderte hindurch als ein herrlich furchtbares Wesen, hernach lange als ein imponirender Schatten, endlich noch als ein großer, aber bedeutungsloser Name die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt hat. In der Periode der einreißenden Verachtung des Götterdienstes und der tiefsten Sittenverderbniß erschlich die Lehre von der Macht der Dämonen und von der Kunst, sich mit ihnen in Einverständniß zu setzen, das höchste Ansehen. Der magische Betrug beherrschte Hohe und Niedere. Da erschien aber eine Religion, welche den Einen Gott als Schöpfer und Erhalter des Weltalls und als Vater aller Menschen, die menschliche Natur aber sowol in ihrer Niedrigkeit als ihrer Würde darstellte, und indem sie von dem Verfall und der Ausartung derselben ausging, ihre Lehre mit der Aussicht und den Mitteln ihrer Herstellung schloß. In dem Maße, wie das Verderbniß und die Ohnmacht des römischen Reichs zunahmen, gewann das Christenthum, durch mündliche und schriftliche Überlieferung und noch wirksamer durch der Märtyrer fruchtbare Blutsaat fortgepflanzt, ein immer weiteres Gebiet. Mitten unter den Greueln aller mit Übermuth schwelgenden Laster stellte es die reinste Tugend dar; die schimmernden Sophismen der Weltweisen beschämte es durch einfache, schmucklose Wahrheit; unter dem eisernen Joche des drückendsten Despotismus erhob es, jede Unterstützung durch eisernen Zwang verwerfend, die Würde und Freiheit des edlern Theils unsers Selbst zur höchsten Reinheit und Macht. Die vom Christenthum besiegten Völkerschaften wurden durch ihren ungeschwächten Geist und Muth die neuen Weltbeherrscher. Das Christenthum, nunmehr die Religion der Barbaren, erhielt ihr äußeres Gepräge der Rohheit, sowie den Charakter der Unabhängigkeit neben der größten Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Im Norden blieb es sehr lange mit dem Heidenthum seltsam gemischt. Die Schweden behielten die Verehrung ihrer alten Götter mehre Jahrhunderte lang bei, und bei ihren Festen wurde ohne Unterschied auf Christi und des Engels Michael Gesundheit, sowie auf Thor's und Odin's Wohl getrunken. Im Morgenlande hingegen und tiefer im Süden wurde das Christenthum durch fanatisches und überspanntes Mönchsthum verunstaltet, eine Geburt der Flucht vor Verfolgung und Verderbniß und des glühenden und trägen Charakters südlicher Völker, und in vielen Zweigen und mancherlei Gestalten und Schattirungen, Religion und echte Menschenbildung bald fördernd, bald hindernd, durch die Erde verbreitet. Dies sind die Hauptzüge des Zeitalters der nur durch das Christenthum gemilderten Barbarei und Weltanarchie. Das zweite Zeitalter kann das des kirchlich-politischen Vereins genannt werden. Die Christenheit ist der erste große Völkerverein. Der Papst wurde im Moralischen und bald auch im Politischen sein Haupt, der Kaiser aber der Kirche höchster Sachwalter und Schirmvogt. Den dritten Zeitraum, welcher das Jugendalter oder die Dämmerung unserer heutigen Cultur darstellt, charakterisirt der dreifache Orden der geistlichen, kriegerischen und gelehrten Ritterschaft in den wissenschaftlichen Turnieren der Scholastik, zwischen denen der Städte bürgerlicher Erwerbfleiß in Gewerksgilden und Handelsvereinen gegen der Umstände harten Drang erwünschten Schutz fand. Der siegende Reformationsgeist charakterisirt das vierte Zeitalter. Durch weise Behandlung hätten die Machthaber den regsamen Geist besänftigen können; sie dachten ihn aber mit Gewalt zu unterdrücken. Dies konnte bei Meinungen, und besonders hier, bei der Idee der Geistesfreiheit nicht gelingen; Gewalt gab ihr die elastische Kraft einer bald fanatischen, bald frommen und edeln Begeisterung. Er habe aus eigner Erfahrung gelernt, sagte Heinrich IV. von Frankreich, welche Gewalt die Religion über die Menschen habe; sie gleiche einer Flamme, die um so heftiger emporschlage, je heftiger man sie zu unterdrücken suche; Verfolgung erhebe den Menschen über sich selbst, lasse ihm Leiden glorreich erscheinen und mache ihn fähig, seinem Gewissen jedes Opfer zu bringen. Die schnelle Verbreitung und das dauerhafte Wirken der neuen Ideen verdankt aber die Reformation nicht der Consequenz ihrer Ideen, sondern dem wunderbaren Vehikel der Druckschrift, die das Heiligthum des Wissens Allen aufschließt und die Gedanken des seltenen Genies zum Gemeingute der Menschen macht, aber auch den Forschungsgeist in allen Classen erregt, das Höchste und Wichtigste der Prüfung Aller unterwirft und mit der Wahrheit auch den Irrthum zu Jedermanns Kunde bringt. Aber die steigende Cultur war für die christliche Welt nicht reiner Gewinn; denn was wichtiger ist als alle Cultur, Religion, Sitten, Vaterlandsliebe verfielen. Darauf folgte das Zeitalter der sinnlichen und Verstandescultur, welches auffallende Contraste darbot. Der reformatorische Geist und die Jesuiten, das vieljährige diplomatische Schauspiel der verwickeltsten Unterhandlungen, worin Frankreich seine überlegene Kunst bewährte, die Ausbreitung des Handels und die Vervollkommnung der Kriegskunst, die Verfeinerung, Politur und Eleganz der Sitten, mit dem weitläufigen Codex höfischen Anstandes, in dessen herzlosem Klingklang fader Galanterie und sinnlosem Gaukelspiele von Etikette die Würde des alten Ritterthums sich ganz verlor und in dessen Schatten sich Dienstbarkeit und Unsittlichkeit verhüllten, der un-

ermüdet rasche Wechsel der Mode, die Ausfeilung und Reinigung der lebenden Sprachen, die feinere Cultur des Geschmacks, der schönen Künste, der Wissenschaften und später auch der Philosophie nach den unsterblichen Mustern der Griechen und Römer, die sogenannte Philosophie des Lebens und freigeisterische Sophistik Voltaire's und der Encyklopädisten neben der religiösen Schwärmerei, die Lobpreisungen der Freiheit, unter denen selbst unumschränkte Monarchen, wie Joseph II., den Ton angaben, während das schwarze Menschengeschlecht zur Sklaverei verdammt blieb, — diese Gegensätze sind die am meisten hervortretenden Charaktere dieses fünften Zeitalters. Das große Weltereigniß der ausgedehntesten entsetzlichsten Staatsumwälzung war jetzt vorbereitet, ein Symptom nach dem andern verkündete den nahen Ausbruch, ernste Prophezeiungen erschienen; eine weise und kraftvolle Politik hätte den Einsturz aufhalten, vielleicht verhindern können; allein Schwachheit, Unfähigkeit und Verblendung, Folgen der Verderbenheit, strafen rächend die Machthaber und beförderten den Untergang. Schon früherhin hatte in England die Trauerscene der Hinrichtung Karl I. ein großes Warnzeichen aufgestellt, daß sich der in einem ganzen Volke erwachte Freiheitssinn wol einige Zeit hinhalten, nimmer aber, wenn er einmal erstarkt ist, mit Gewalt erdrücken lasse, indem sonst die Macht der Meinung unterliegt. Vergebens! Selbst Frankreichs Regierung ließ das Warnzeichen unbeachtet. Obgleich erst bürgerlichen Unruhen (der Ligue und Fronde) mit Mühe entronnen, fuhr sie fort, ihr einziges Bestreben auf Unbeschränktheit der Gewalt zu richten. Die Grundlagen der uralten Verfassungen waren unterfressen; die Bande der Ehrfurcht und Liebe zwischen Hohen und Niedern waren erschlafft, die Empfindungen der Menge, die sich zurückgesetzt oder gekränkt glaubte, geriethen in Gährung, der Zunder eines ungeheuern Brandes war zum Theil durch die Machthaber selbst überall ausgestreut; einen einzigen Feuerfunken an den rechten Fleck hingeworfen — und die Welt stand in Flammen. Die Begeisterung, welche die ersten Schritte der Nationalversammlung in Frankreich und im Auslande erregten, war unermeßlich und erhielt sich noch lange bei der Mehrheit, nachdem bereits große Gewaltstreiche und Frevel viele Gemüther der begonnenen Bewegung entfremdet hatten. Während zu London Burke ausrief: Frankreich sei auf Europas Karte gestrichen, verkündigte Fox mit Gleichgesinnten: ein neues Licht der Freiheit beginne, seine Strahlen über die Welt zu werfen. Das veraltete Gebäude des Lehnwesens wurde zu Paris mit Einstimmung aller drei Stände in Einer Nacht zerstört. **Freiheit und Gleichheit** hieß die Losung; aber diese weckte die grimmige Hyder des politischen Fanatismus, und es bewährte sich des Plinius Spruch: „Nichts ist ungleicher als die Gleichheit selbst.“ Es ward der kühne Versuch gemacht, eine ganze große Nation von dem Gedanken an Gott loszureißen; eine Messe, **Göttin der Vernunft** genannt, wurde der Gegenstand ihrer bacchantischen Verehrung, bis endlich, aus dem eignen Taumel erwachend, die Führer, ein blutdürstender Senat, der betrübten und betäubten Erde das Dasein eines höchsten Wesens verkündigte. Nun wurde ein ungeheueres Schreckenssystem die Seele, der Gesetzgeber und der Schutzgeist der neuen Republik, bis zuletzt nach mannichfaltigem Glückswechsel jener Einzige, Frankreichs Cäsar, sich über Alle erhob und für sich die reife Frucht pflückte. Der Verfasser verfolgt das Schicksal Frankreichs in dem ersten Aufsatze nur bis zum October 1803. Was seitdem in raschem Wechsel aufeinander gefolgt ist, überwiegt an erfolgreichem Einfluß auf die Gesellschaft die Ereignisse von Jahrhunderten. Napoleon's Werk, das den außerordentlichen Helden und Staatsmann überlebt, sichert ihm in der Weltgeschichte einen hohen Rang über die andern Eroberer. Er ging unter, aber sein geistiges Werk steht aufrecht, und die unter dessen Schutz getretenen Ideen fahren fort, auf dem Erdboden sich fortzupflanzen. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, die Gleichheit der Abgaben, der Kriegspflichtigkeit, der Gerichtsverwaltung, der Befugniß, zu erwerben und zu besitzen, und der Zulassungsfähigkeit zu allen Ämtern und zu Ehrenstellen, endlich die Freiheit der Glaubensbekenntnisse in bürgerlicher und politischer Beziehung sind Güter, seit Jahrhunderten vermißt, welche Napoleon zwar nicht zuerst den Völkern zugesprochen und geschenkt, deren Rücknahme aber der Geist seiner bürgerlichen Gesetzgebung unmöglich gemacht hat: sie sind selbst zur Bedingung und Grundveste der Monarchien geworden. Über Napoleon den Eroberer hat die Welt mit Strenge gerichtet; das Gericht der Nachwelt über Napoleon, den Bezwinger der Anarchie und den Retter des umgestalteten Frankreichs, kann ihn nur immer mehr verherrlichen. Die größte Aufgabe des 19. Jahrhunderts ist es: **Den Ruhm einer festen Grundlegung gesetzlicher Freiheit und ihrer Vertheidigung gegen die Mächte der Finsterniß, mittels allgemeiner Verbreitung eines gründlichen Unterrichts und echt religiöser Gesinnung**, in allen Classen des Volks standhaft zu behaupten.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In dem vor nicht gar langer Zeit erschienenen „Leben des Sir Humphry Davy“, welcher sieben Jahre hindurch Präsident der königlichen Societät und einer der Custoden des britischen Museums war, findet sich folgende merkwürdige Stelle (aus einem im Jahre 1829 von ihm aus Rom geschriebenen Briefe) in Betreff der wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen Englands. „Ich glaube kaum“, heißt es hier, „daß irgend ein anderes Land, welches Sammlungen alter Kunst und neuerer Wissenschaft aufzuweisen hat, niedriger in dieser Hinsicht stehen kann als England. Einige freigesinnte Patrioten haben allerdings erhebliche Privatsammlungen zu Stande gebracht, und einige öffentliche Anstalten und Hochschulen haben aus eignen Fonds der Wissenschaft mannichfache Hülfsquellen eröffnet; allein unsere große Nationalanstalt selbst, das britische Museum, ist eines solchen Volks unwürdig und muß vielen ähnlichen Instituten in Continentalstaaten zweiten Ranges weit nachstehen. Diese Anstalt, meist mit so vieler Liebe von einzelnen außerordentlichen Sammlern berücksichtigt, bedarf einer durchgreifenden Veränderung und Verbesserung; vielleicht wäre der jetzige Zeitpunkt für eine solche radicale Umgestaltung dieses veralteten und verfehlten Instituts der günstigste. In allen Winkeln der Hauptstadt verlangt das Volk nach Bildung; es sucht auf alle Weise dazu zu gelangen, und sein Eifer ist so groß, daß es sogar nach ungesetzlichen Mitteln greifen wird, wenn man ihm den Zugang dazu nicht auf dem geraden und rechtlichen Wege verstatten wird; es ist also nun wol die höchste Zeit, daß die Gesetzgebung nicht länger hinter den unmittelbaren Wünschen des Volks zurückbleibt, sondern ihnen auf angemessene und vernunftgemäße Weise entgegenkommt.“ Man vergleiche mit dieser beachtenswerthen Notiz Das, was in Nr. 173, 174, 207 und 208 d. Bl. bei Gelegenheit der Anzeige der Schrift des Dr. Granville über den gegenwärtigen Zustand der Royal society gesagt worden ist.

Ludwig XVIII., König von Frankreich, liebte seine Gemahlin, Marie Josephine von Savoyen, mit wahrer Zärtlichkeit. Auf ihren im Monat November 1811 erfolgten Tod bezieht sich folgender Brief von ihm. „Sie wissen“, schreibt er an den Grafen von Avaray unterm 1. April 1812, „wie sehr ich den Frühling liebe, wie sehr ich mich immer an dem ersten knospenden Laub, an den ersten warmen Sonnenstrahlen erfreue — auch jetzt regt sich in mir dieses freudige Gefühl, aber mit Wermuth vermischt. Wir haben hier eine weiße Camelie, die in diesem Jahre vorzüglich schön blüht. Ach, diese Blume pflegte ich ihr immer an ihrem Geburtstage zu verehren. Dieser Geburtstag hat sich seitdem erneut. Ich habe ihn verlebt unter schmerzlichen Gebeten für die Abgeschiedene. Glauben Sie aber nicht, daß diese Wehmuth je aufhören wird. Wäre dies, dann hätte ich sie nie geliebt!“ H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 335. —— 30. November 1836.

Taſchenbücherſchau für 1837.
Zweiter Artikel.
(Beſchluß aus Nr. 334.)

3. Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schütze.

Dies Taſchenbuch gehört bereits zu den Veteranen, welche zugleich invalide geworden ſind. Vordem hatte es eine ruhmvolle Zeit, damals, als es ſtatt der Bilder nur die Andeutungen von Bildern bot, jene kleinen Miniaturſtücke, die wie Bandſtreifchen den rhythmiſchen Erläuterungen auf- und vorgeſetzt waren. Iſt ſeitdem die Zeit ernſter geworden, ſodaß ſie dieſe Bilderchen nicht mehr genießen mag, oder wollte ſich für die kecke Hand Ramberg's kein Erſatz finden, wir wiſſen es nicht zu entſcheiden, aber wir wiſſen, daß die Kupferſtichbeilagen durch nichts, nicht einmal durch ihre Kleinheit, vor denen der übrigen Taſchenbücher ſich auszeichnen. Sie ſind zum Theil nicht ſchlecht, aber noch weniger gut, in der Zeichnung beſſer gerathen als im Stich, und ſtellen mehre Arten dar, wie man ſich nach langer Trennung wiedergefunden und ſich dabei herzlich gefreut hat. Die poetiſchen Erklärungen von St. Schütze haben, wie immer, Mangel an Anſchaulichkeit und Prägnanz; nur die Interpretation des letzten Bildes macht, als eine luſtige und wacker vorgetragene Anekdote, eine Ausnahme. Der eigentliche Kern des Taſchenbuches beginnt mit einer Erzählung von C. v. Wachsmann: „Die geheime Sendung", welche nicht einen Zoll breit über die Linie der Mittelmäßigkeit hinauskommt; da jedoch unſer Taſchenbuchspublicum an Mittelmäßigkeit reich geſegnet iſt, ſo können wir dieſer Erzählung ein großes Publicum im Voraus verſprechen. Sie iſt eigentlich eine Paraphraſe des Sprüchworts: Ehrlich währt am längſten, oder: Treue Hand geht durchs ganze Land. Ein ſchweizeriſcher Ritter, ein wackerer derber Kumpan, kommt an den Hof Heinrich III. von Frankreich, wo er ſich ſehr treuherzig, aber auch ſehr albern benimmt und von der klugen Königin Mutter, die in dieſem Falle dumm genug iſt, einen ehrlichen Schweizer zu einer Schandthat abrichten zu wollen, dazu angeſtiftet wird, Heinrich IV. meuchlings umzubringen. Daraus wird nun allerdings nichts; dagegen ſegnet die Königin Mutter das Zeitliche noch zur rechten Zeit, ſodaß der Schweizer Arnold nach Herzensluſt freien und ſeine geliebte Euphroſyne als ſeine Gattin in die Berge ſeiner Heimat verpacken kann. „Blöde Liebe und kecke Freundſchaft", Novelle von Wilhelm Blumenhagen, iſt nicht ganz ſo ſchlecht, aber auch nicht ganz ſo gut, als ſie ſein könnte, bewegt ſich jedoch in natürlichern Verhältniſſen und theilt mit der Wachsmann'ſchen Novelle den Vorzug, in lauter Luſt und Vergnügen zu enden. Viele Leute werden daran ihren Spaß haben. Die Kunſt, eine Novelle für ein gewöhnliches Taſchenbuchpublicum zurechtzuſetzen, beruht auf ſehr ſichern Principien. Ein wenig Hiſtorie wird eingeflickt, als Unterfutter für den ſchäbigen Rock der Novelle, den man nun auf die möglichſte Art durch Monologe und Dialoge ausweitet. Es iſt hier Regel, daß man die Perſonen ſchwatzen läßt ſtatt ſprechen, und daß man da hundert Worte braucht, wo eins ſchon zu viel wäre. Auf dieſe Weiſe macht ſich das Ding, man weiß nicht wie, und wird, man weiß nicht was. Ein ganz anderes Talent bekundet ſich in der Novelle von Ludwig Storch: „Die Feenlinde". Hier waltet das Thatſächliche vor; die Sprache gewinnt Kraft, Leidenſchaft, Prägnanz; poetiſche Elemente miſchen ſich ein; die Verhältniſſe, die hier ineinander und wieder aufgewickelt werden, ſpannen und löſen ſich natürlich und befriedigend. Ohne grade ein Kunſtwerk zu ſein, hat die Novelle den Vorzug, nie mehr und nie weniger zu geben, als grade nöthig iſt — eine Eigenſchaft, welche ſie einem Kunſtwerk nahe bringt. Unter den Gedichten gibt es mehre von Ludwig Bechſtein, welche breit und weitſchweifig ſind und den Ruf, in welchem der Verf. hier und dort ſteht, nicht rechtfertigen. Die Bruchſtücke aus einem Lehrgedicht von Fr. Rückert bewegen ſich in jener tiefen Gnomenweisheit, die dem Dichter eigenthümlich iſt und, mit dem blumenreichen Gewande poetiſcher Darſtellung angethan, die einzelnen proſaiſchen Untiefen darin auf das freundlichſte verhüllt.

4. Iduna.

Dies Taſchenbuch iſt edeln Frauen und Mädchen gewidmet und nur in Öſtreich, wo die Literatur ein wenig hinkt, genießbar. Die Öſtreicher müſſen ſich überall mit einem Surrogat des Echten beſcheiden, und ſie beſcheiden ſich, denn ſie ſind beſcheiden. Iduna, ein Taſchenbuch von kleinſtem Format, hat ſich nun ſchon durch 17

Jahre hindurchgedrückt, obgleich Norddeutschland wenig von seiner Existenz weiß. Man begreift die Lebenskraft nicht, die in diesem zwerghaften Taschenbuche liegt. Ganz besondere wiener Auspicien müssen es aufrechterhalten. Die Kupfer sind die schlechtesten, welche ich seit langer Zeit, mit Einschluß der Kinderschriften, in einem Buche wahrgenommen habe; ja, man könnte sagen, sie wären das Schlechteste am Buche, wenn die Erzählungen nicht wo möglich noch untergeordnetern Werthes wären und die Mehrzahl der Gedichte nicht die unterste Stufe der Mittelmäßigkeit occupirt hätte. „Das kostbarste Kleid", von Joh. Langer, eine angeblich humoristische Erzählung, ist kaum mehr als Anekdote; „Die Retterin", von Dr. C. Dräxler-Manfred, ein bescheidenes Stück aus der Geschichte Otto's von Wittelbach, welches in eine Heirath ausläuft; die „Betrachtung über Restaurationen und Leihbibliotheken" von P. H. W. Schnaase, obgleich sie nur drittehalb der kleinsten Seiten umfaßt, immer noch zu lang und die Erzählung: „Leiden und Freuden eines Heldenspielers", von J. J. Hannusch, welche anfangs erquickliche Töne anschlägt, mit so gewöhnlichem Schlusse versehen, daß man um so mehr überrascht wird, je weniger man ihn, eben seiner Gewöhnlichkeit wegen, hier erwartete. Die Gedichte sind zum Theil als Gedichte gelungener, als die Novellen als Novellen und die Kupferstiche als Kupferstiche.

5. Gedenke mein.

Unter den Kupfer- und Stahlstichen zeichnen sich das Portrait des Lords Byron und ein Mädchen, welches in einer Fensterbrüstung in sitzender Stellung lehnt, vortheilhaft aus; dagegen ist die Darstellung eines Ritters, welcher seiner Geliebten den „letzten Kuß" gibt, von einer ebenso originellen Erfindung als widerlichen Auffassung. Mehre Dichter haben diese Bilder, einige mit Glück, rhythmisch zu erläutern versucht. Tschabuschnigg's Novelle: „Der fünfte Act", ist an einigen Stellen mit zarter Poesie angehaucht; aber wenn die Basis auch eigenthümlich erfunden ist, so ist der Schluß, der ein Mädchen ungeschickt auf die Bahre bringt und den Knoten, statt ihn zu entwickeln, zerreißt, aller Poesie, ja der Eigenthümlichkeit selbst entfremdet; diese herzbrechenden Schlüsse sind in den Novellen unserer jüngern Novellisten an der Tagesordnung, sodaß sie Einer immer von dem Andern copirt und nichts weiter dazu erfindet, als eine sentimentale langgesponnene Einleitung. Eine gesuchte Empfindsamkeit ertheilt dieser Novelle überhaupt einen krankhaften Charakter, welcher zu keinem ungetrübten und reinen Genusse kommen läßt. Eine Erzählung von Karoline Leonhardt: „Das Eisengitter", berichtet uns von einem Spuk, der ehemals ein Mensch gewesen und von Menschen, welche herumwandeln wie ein Spuk. Jener war ein Schlossermeister zu Augsburg, der mit dem Bösen im Bunde war und, weil er ein Eisengitter nur so weit zu Stande brachte, daß zur festgesetzten Stunde noch eine Schraube fehlte, eine Beute des Teufels wurde. Nun findet er nicht eher Ruhe, bis ein tüchtiger Schlosser kommt und diese Schraube fertigt und einpaßt. Endlich findet sich ein junger Schlosser, der sich, um sein Liebesglück zu begründen, der gefährlichen Arbeit unterziehen will, aber vor der Ausführung erschrickt und davonläuft. Nun endigt sich die Erzählung traurig, bei dem weiblichen Theile mit Tod, bei dem männlichen mit Schwermuth; die Schraube aber soll an dem Gitter heutigen Tags noch fehlen. „Das zerstörte Lebensglück", Erzählung aus dem Tagebuche eines Reisenden, ist kurz, aber lesbar, während die historische Erzählung von Ehrlich: „Der Glockenguß zu Iglau", für Leute von Geschmack unlesbar ist. Es ist schwer zu sagen, an welcher Stelle hier die Historie steckt. Da finden wir Stellen wie diese: „in einer Kammer lag, an Händen und Füßen geknebelt, der unglückliche Diethelm; Todesfarbe auf dem Antlitz, Blut an den Händen; ein Bild (?) unmenschlicher Roheit, zerbläut (!), zerrissen, zerhackt bis auf die Knochen"; endlich aber sehen wir Diethelm nach der Befreiung „schwachgeröthet. Sinniger fielen die gesenkten Augenlider des Bräutigams, herabschauend auf die blasse Wange (auf wessen? auf die eigne? das versuche der Leser dem Diethelm nachzuthun!); edler denn je schwebte die Jungfrau" u. s. w. Nett, aber unbedeutend ist die kleine Erzählung von Regina Frohberg: „Die Reise". Den edlern und bessern Theil des Taschenbuch bilden die Gedichte, worunter Lieder und Balladen von Bechstein, Braunthal, Halm, F. Kind, Lyser, Manfred, Schumacher, Seidl, Silesius, Vogl. Der Kriegs- und Siegsgesang: „Karl Martell", von Carlopago hebt sich durch Kraft und Schwung der Sprache und des Verses hervor.

6. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

Die artistischen Beilagen bestehen aus genreartigen Bildern, aus historischen und erdichteten Portraits. Die erstern sind höchstens gefällig componirt; zu den historischen Portraits gehört das Bildniß der Kaiserin von Östreich, Maria Anna Karolina, und das der Fürstin von Anhalt, Henriette Katharina, welche 1708 zu Oranienbaum gestorben ist; zu den erdichteten das mit der Unterschrift „Eudoxia" bezeichnete, Phantasie- und Nachbild eines von dem Novellisten C. v. Wachsmann geschaffenen Phantasiebildes, und in dem gewöhnlichen gezierten Frauentypus gehalten, wie ihn die Wiener David Weiß und Ender mit einigen Variationen vulgair gemacht haben. Die Erzählung: „Seine und Kaukasus", von C. v. Wachsmann, spielt in zwei Abtheilungen. Die erste trägt die Überschrift: „Paris". In dieser Abtheilung entlarvt ein junger Russe seinen schändlichen Nebenbuhler. In der zweiten Abtheilung: „Tungurische Schlucht", wobei man keineswegs an eine deutsche Wolfsschlucht zu denken hat, triumphirt der junge Russe über seinen Gegner, der unterdeß Khan geworden ist und Eudoxia entführt hat. Die nach dem Tode des brutalen Menschen erfolgende Vermählung zwischen Baturin und Eudoxia wird nach so viel Angst und Gefahr dem fühlenden Leser wohlthun. Die Erzählung ist gewöhnliches Hausgebäck. Der Verf. schreibt immer im hohen Styl; er sagt z. B. nicht: Baturin war längst eingeschlafen, sondern: Baturin war längst von Morpheus' Armen umfangen

Mark Hall v. Mark Hall, 1 Hagg. Ecc. 322; Ayl. Par. 344; Dig. 28, 1, 8, 2; Cod. 6, 23, 19; Inst. 2, 12, 1; Nov. 22, 3; Nov. 74, 1; Nov. 115, 3; Nov. 118, 1; Nov. 119, 1; Nov. 123, 1; Nov. 124, 1; Nov. 127, 1; Nov. 134, 1; Nov. 135, 1; Nov. 140, 1; Nov. 141, 1; Nov. 142, 1; Nov. 143, 1; Nov. 144, 1; Nov. 145, 1; Nov. 146, 1; Nov. 147, 1; Nov. 148, 1; Nov. 149, 1; Nov. 150, 1; Nov. 151, 1; Nov. 152, 1; Nov.

der Ehe, so ist es nicht zu leugnen, daß sie in der Regel mehr Ursache haben, sich zu beklagen, als ihre Männer. Sie sind es, welche die Kinder gebären, sie sind es, welche sie erziehen müssen, sie sind es, welche die Sorgen des Hauswesens tragen müssen, sie sind es, welche die Leiden der Krankheit ihrer Männer und ihrer Kinder zu ertragen haben, sie sind es, welche die Kinder verlieren, sie sind es, welche die Männer verlieren, sie sind es, welche die Kinder begraben müssen, sie sind es, welche die Männer begraben müssen, sie sind es, welche die Kinder trauern müssen, sie sind es, welche die Männer trauern müssen, sie sind es, welche die Kinder beweinen müssen, sie sind es, welche die Männer beweinen müssen, sie sind es, welche die Kinder vergessen müssen, sie sind es, welche die Männer vergessen müssen, sie sind es, welche die Kinder ersetzen müssen, sie sind es, welche die Männer ersetz

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 17. 30. November 1836.

Correspondenznachrichten.*)

Kopenhagen, im Juli 1836.

— — Die Ständezeitungen machen jetzt den wichtigsten Theil der Tagesliteratur aus und veranlassen auch häufige Erörterungen in den übrigen Blättern. Da die Verhandlungen der Ständeversammlung der Inseln, welche bekanntlich in Roeskilde gehalten wurden, bereits beendigt sind, so hat die erste jener Zeitungen (die roeskilder Ständezeitung) auch bereits ihr Ende erreicht. Die roeskilder Ständeversammlung scheint sich besonders der fast ungetheilten Zufriedenheit des Publicums erfreuen zu können, die holsteinische weniger. Die Sitzungen der schleswigschen und jütländischen sind noch nicht zu Ende. Bekanntlich wurde die Ernennung A. S. Oersted's zum königl. Commissarius in den Deputirtenversammlungen mit allgemeinem Jubel empfangen, sowie die Wahl des Prof. Scheuw zum Deputirten der Universität auch sehr populair war.

Daß unter den Abgeordneten aus den gebildetern Classen sich mehre auszeichnen würden, war wol zu erwarten; aber auch aus dem Bauernstande haben einige die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Zwei dieser Männer, Ole Kirk in der Versammlung zu Wiburg und Niß Lorenzen in der zu Schleswig, verdienen vorzüglich rühmlichst genannt zu werden. Der Letztgedachte sprach unter Anderm den dänisch redenden Einwohnern des Herzogthums Schleswig das Wort. Dort nämlich redet ein großer Theil der Bevölkerung (etwa 150,000 Menschen) nur dänisch; nördlich von Flensburg versteht das Volk kein Deutsch. Nichtsdestoweniger sind sie bis jetzt gezwungen worden, sich von deutschen und nur deutsch redenden Beamten administriren zu lassen, auf einigen Orten gar deutsche Predigten zu hören, ohne sie zu verstehen. Sie verlangen jetzt durch den Deputirten N. Lorenzen, daß die dänische Sprache in jeder Hinsicht bei ihnen eingeführt werden mag, und dies so billige Verlangen findet vielen Widerspruch! In einer kürzlich erschienenen interessanten Schrift: „Für Dänemark und für Holstein", von Prof. Paulsen in Kiel, kommt der Verf. auf denselben Gegenstand. Auch ihm ist es auffallend, daß so gerechte Foderungen selbst unter einigen Schriftstellern Widerstand erfahren, ja mitunter mit Hohn zurückgewiesen werden. Eben dieselben Schriftsteller erwähnen mit füglichem Tadel der Ungerechtigkeit, daß in den Gerichten Belgiens während der holländischen Regierung in einer fremden Sprache verhandelt wurde, und denken gar nicht daran, daß eine solche Rechtspflege noch jetzt im nördlichen Schleswig für mehr als hunderttausend Menschen stattfindet. „Dies sonderbare Herkommen ist", sagt Prof. Paulsen, „eine schon Jahrhunderte lang dauernde Folge der ehemaligen holsteinschen Eroberung des Landes", und die Anomalie wird, wie er ferner bemerkt, von einem großen Theile des Beamtenpersonals, unter dem auch so viele Holsteiner sind, noch immer gegen den Wunsch des Königs aufrechterhalten, sodaß in der allerneuesten Zeit von einer höhern Behörde einem Unterbeamten in dem am meisten dänischen Theile Schleswigs sogar untersagt worden ist, sich des Dänischen als Gerichtssprache zu bedienen und dänisch gemachte Aussagen dänisch zu protokolliren.

Gegenstände öffentlicher und geheimer Unterhaltung waren sehr lange das officiell kundgemachte Staatsbudget für 1835, die Verhandlungen darüber in der Ständeversammlung zu Roeskilde und der Proceß des Prof. David, welcher in beiden Instanzen in der gegen ihn angelegten Justizsache freigesprochen wurde. Das Budget werden Sie aus den Zeitungen kennen; es ergibt sich darnach, daß wenn zwar die speciell zur Verzinsung und Abtragung der Staatsschuld bestimmten Einnahmen zu dem vorgesetzten Zwecke völlig hinlänglich sind, doch die Übersicht der gesammten Einnahme und Ausgabe, sowol unter der Direction der Staatsschuld, als unter den Deputirten der Finanzen für 1835 ein Minus von etwa 300,000 Reichsbankthalern (150,000 Rthlr. Spec.) darbietet. Es ist dies Budget, wie zu erwarten war, sehr strengen Kritiken und Prüfungen unterworfen gewesen. 110.

*) Durch Zufall sind diese Mittheilungen im Abdruck sehr verspätet worden. D. Red.

Petersburg, im Juni 1836.

— — In neuester Zeit haben sich die Actiengesellschaften für die verschiedenartigen socialen Lebensverhältnisse auch bei uns sichtlich vermehrt; wie im Auslande, so greift auch hier unter den vermögenden Ständen die Manie immer mehr um sich, bei den sehr beschränkten Procenten, die die Regierung gewährt, bei dem gänzlich zerstörten Privatcredit, gelockt von der täuschenden Hoffnung großen Gewinns, in diesen Actienetablissements die baaren Fonds anzulegen. Von dieser Manie ließ sich auch jüngst einer unserer talentvollsten jungen Aerzte bethören, nachdem er kurz zuvor einen Theil seines Capitals durch die Insolvenz eines befreundeten Kaufmanns verloren hatte. Die ihm noch gebliebene größere Hälfte vertraut er zur Ausführung dieses Zwecks einem Börsenmäkler, welcher ehrlos genug ist, mit Verletzung seines Amtseides und des in ihn gesetzten Vertrauens die ihm anvertraute Summe zu vergeuden. Schon mehrer ähnlichen Handlungen schuldig, deren Ahndung fürchtend, überdem von mehren Gläubigern hart bedrängt, wird er aus der Residenz flüchtig und verbirgt sich mehre Wochen hindurch, ungeachtet ihm von hier mehre Steckbriefe nachgesandt werden, sicher im Innern. Der schon vor Eintritt dieses Ereignisses kranke Arzt zieht sich diesen neuen Verlust, welcher ihm den in mehren Jahren sauer erworbenen Sparpfennig, mit dem er sich ehestens in sein deutsches Vaterland zurückzuziehen gedachte, vollends raubte, heftig zu Gemüthe und stirbt nach einem kurzen Krankenlager in mittelbarer Veranlassung dieses Kummers, seine Familie in der dürftigsten Lage nachlassend. Bald nach seinem Tode ist der gewissenlose Mäkler frech genug, hierher rückkehrend öffentlich aufzutreten, sich stellend, als wisse er von dem verschwendeten fremden Eigenthume nichts. Doch diesmal hatte der gerechte Monarch beschlossen, Unbilden der Art, die hier unter dem Vorwande unverschuldeter Bankrotte im Handelsstande nicht selten vorkommen, durch Aufstellung eines strengen Strafexempels ein Ziel zu setzen. Auf die Klage seiner Gläubiger ward er ergriffen, in gefängliche Haft gebracht und vor der competenten Behörde der Criminalproceß gegen ihn eingeleitet, demzufolge er der verdienten gesetzlichen Strafe nicht entgehen kann.

Ein Herr von A**, den höhern Ständen angehörend, unterhält seit Jahren mit einem armen, aber gebildeten Mädchen der Mittelstände ein Liebesverhältniß, von dem, dem Gerüchte zufolge, selbst Pfänder der Liebe vorhanden sein sollen. Bei dem Mädchen und den Ältern verbürgt er sich wiederholt durch feierliche Eide, sie zu ehelichen, sobald seine Verhältnisse ihm dies gestatten. Nur unter dieser Bedingung beruhigen sich die Ältern über den ihrem Hause angethanen Schimpf. Unterdessen vergeht ein Jahr nach dem andern und A** denkt nicht an die Vollziehung seines Ehegelöbnisses, woran ihn wiederholt seine Geliebte und deren Ältern ernstlich mahnen, welchen

Mahnungen er aber immer durch den Vorwand begegnet: seine Mutter erlaube ihm diese Verbindung nicht und drohe ihm, im Fall er sie schließe, mit ihrem Fluche und mit Enterbung. Endlich erhält die Familie seiner Geliebten zuverlässige Nachricht, er beabsichtige die Schließung eines andern Ehebündnisses mit einer jungen vermögenden, in einem der hiesigen Kroninstitute gebildeten Edeldame. Da beschließt der erwachsene Sohn, Civilbeamter, an der Stelle des betagten schwachen Vaters, Rächer seiner durch X** beschimpften Schwester zu werden. Er erläßt zuvörderst zwei Ausforderungen an ihn, welche jener durch nichtige Entschuldigungsgründe verwirft. Nun erst gelobt P***'s Sohn, der Name der gegnerischen Familie, blutige Rache an X** zu nehmen, ihn mit ihrer Ausführung an seinem festlichsten Tage zu ereilen. X**, sich an keine Drohung und Warnung kehrend, feiert an dem dazu bestimmten Tage sein Vermählungsfest mit dem Gegenstande seiner zweiten Wahl. Von dem Trauungsacte aus der Kirche, begleitet von sämmtlichen geladenen Gästen, in seine Wohnung zurückkehrend, empfängt er in dem Moment, wo er an der Seite seiner jungen Gattin seine Gemächer betritt, von dem seiner hier schon harrenden P** einen tödtlichen Dolchstich in die Seite, fällt sogleich, zu Boden, wird von den Seinigen auf ein Ruhebett gebracht, der Meuchelmörder aber im Moment seines Attentats von den zahlreichen Anwesenden ergriffen, der Policeibehörde übergeben und von dieser vorläufig in gefängliche Haft gebracht. Der Kaiser verfügte sogleich auf den ersten officiellen Bericht von diesem greulichen Verbrechen, daß der Mörder vor eine Militaircommission gestellt wurde, welche ihn nach dem bestehenden Kriegsreglement in 24 Stunden zu verurtheilen hatte. Vor diese gestellt, schweigt der Mörder beharrlich, nichts zu seiner Vertheidigung vorbringend, den wiederholten Fragen seiner Richter über die Motive seiner That nur entgegnend: „Fragt X** darum, er kennt sie." Bei so bewandten Umständen ward er denn mit Verlust des Dienstadels und Ranges zu lebenslänglichen Zwangsarbeiten nach Sibirien verurtheilt und schon am vierten Tage nach verübter That auf dem dazu bestimmten Platze die bürgerliche Infamie an ihm durch den Henker öffentlich vollzogen, wobei Letzterer ihn aus Unkunde seines Geschäfts durch rauhe Quetschung des Degens am Kopfe schmerzhaft verletzte.*) Dem Urtheil zufolge hätte er nun sogleich in sein Exil transportirt werden sollen, ein höherer Befehl locirte ihn jedoch vorläufig zur nothwendig werdenden Confrontation mit seinem Gegner, sobald dessen Genesung dies gestattete, in die Räume der hiesigen St.-Peter-Pauls-Festung. X** starb aber, der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung ungeachtet, am 12. Tage nach dieser Katastrophe an den Folgen der erhaltenen Wunde, und wird nun gewiß dem gerechtesten aller Richter strenge Rechenschaft über das von ihm auf eine ganze Familie gebrachte Unheil haben ablegen müssen, welche ohne ihn vielleicht recht glücklich ihre Tage verlebt hätte, durch seine Verruchtheit aber beschimpft und in das größte Unglück gestürzt ward. Auf die später hier bekannt gewordenen, den Strafgrad der That sehr mildernden Motive hat der Kaiser das erste Strafurtheil des P** dahin ermäßigt, daß derselbe als Soldat dem abgesonderten kaukasischen Armeecorps einverleibt wird, wobei ihm die Möglichkeit bleibt, wenn er sich auszeichnet, zum Offizier befördert werden zu können. Nächstdem ließ er den Gliedern jener Familie mehre Beweise seiner Huld zu Theil werden.

*) Bürgerlich infamirt wird bei uns der Verbrecher durch öffentliche Abnehmung seiner Ehrenzeichen, durch Entkleidung seiner Staatsuniform und der dazu gehörigen Decorationen, durch Einkleidung in die Tracht der gemeinen Sträflinge und durch Zerbrechung seines Offizierdegens, wobei ihm dieser aber von Henkers Hand in einer gewissen Höhe über den Kopf gebogen, nicht aber — wie es hier der Fall war — straff an demselben gequetscht werden darf. Der Act der bürgerlichen Infamie bezweckt bei uns öffentliche Entehrung des Delinquenten, Andern zum abschreckenden Beispiel, nicht aber körperliche Marter desselben.

Das vorletzte, am 21. vergangenen Monats von hier nach Lübeck abgegangene Dampfschiff, die Alexandra, mit Passagieren überfüllt, machte uns noch im Angesichte der Residenz zu Zeugen eines höchst traurigen Ereignisses. Unter den Abreisenden befand sich auch ein Hr. von St** mit seiner Mutter. Bei dem heiter freundlichen Wetter weilte die ganze zahlreiche Gesellschaft der Reisenden und der sie bis Kronstadt Begleitenden auf dem Verdeck, unter ihnen auch Hr. von St**, mit der Mehrzahl derselben auf einer der längs der Barriere befindlichen Bänke sitzend. In dieser Lage, sich aus Bequemlichkeit stark nach hinten lehnend, hört er dem Gespräche der ihn zahlreich umgebenden Freunde und Verwandten zu, die mehrfältigen Warnungen dieser, seine Stellung zu ändern, nicht beachtend. Im Moment, wo die Alexandra die Brandwache vor der Stadt passirt, stürzt der junge Mann plötzlich rücklings über Bord in die Fluten des finnischen Golfs. Alle von Seiten der Equipage zu seiner Rettung angestellten Versuche blieben fruchtlos. Man kann sich den unsaglichen Schmerz der Mutter in diesem Moment denken, ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn in der ersten Lebensblüte auf diese Weise verlieren zu müssen! Die ganze Gesellschaft, Bekannte und Unbekannte, Theil an der Größe ihres Kummers nehmend, kehrte sogleich mit ihr zur Stadt zurück, setzte sie hier ab und darauf ihre Fahrt fort.

Ein neues russisches Original-Lustspiel in fünf Aufzügen, „Der Revident", seit einigen Wochen erst auf die Bühne gebracht, die Durchgeißelung der Beamtenkaste für ihre, sich hier leider noch sehr bei den Behörden im Schwunge erhaltende Begehrlichkeit zur Tendenz habend, erfreut sich des ungetheilten Beifalls unsers Publicums. Dreimal in jeder Woche zur Vorstellung gebracht, sind die weiten Räume des Alexandra-Theaters doch jedesmal gedrängt voll. Es hat Hrn. Gogol zum Verf., einen jungen russischen Literatrn, dessen Name als Verfasser einiger humoristischen Aufsätze und Erzählungen, die uns das treueste Bild vom Volksleben der beiden kleinrussischen Provinzen Tschernigow und Pultawa wiedergeben, in der neuesten russischen Literatur nicht ganz unbekannt ist, wiewol das gedachte Lustspiel sein erster Versuch in der komischen Gattung ist. Obgleich er nun darin, wie ihm auch die kritisch-litterarischen russischen Tagesblätter den Vorwurf machen, die Farben zu seinen Gemälden etwas stark und rauh aufträgt, dabei sich Verstöße gegen den Anstand und die gute Lebensweise in einigen Charakterrollen aus den höhern Ständen erlaubt, welche Sittenindecenz wir bei den Russen dieser Classen — selbst wenn sie zur Bevölkerung einer im tiefen Innern gelegenen Cantonsstadt, wie es hier der Fall ist, gehören — in der Wirklichkeit nicht mehr antreffen, so besitzt das Stück doch, diese Mängel abgerechnet, treffliche Scenen, welche mit großem Genie dem wirklichen Leben entnommen sind. Dem Verf. gebührt unser inniger Dank dafür, daß er ein Gebrechen unsers Justizwesens, welches dasselbe noch durchgängig beherrscht, die Bestechungs- und Erkaufungssucht der Beamten, welche selbst die durchgreifendsten energischen Maßregeln des jetzt regierenden Kaisers nicht hat ausrotten können, auf die Scene gebracht hat. Zwar ist dieser Versuch nicht neu, nicht der erste dieser Gattung; auch schon früher haben talentvolle Schriftsteller die Geißel ihrer Satire mächtig dagegen erhoben, aber sie kann nicht oft genug geschwungen werden; nur durch immer erneuerte öffentliche Rügen der Art, theils durch die Presse, theils auf der Bühne zur Sprache gebracht, können herrschende Gebrechen im Leben der Völker zerstört werden. Herr Gogol kann mit der Zeit, wenn er sein Talent der Bühne beharrlich zuzuwenden beabsichtigt, seinen Styl mehr feilt, die Sitten und Lebensweise der verschiedenen Volksclassen in unsern großrussischen Gouvernements, vom Kern der Nation bewohnt, gründlich zu studiren sich müht, um die daraus entlehnten Sujets treuer und richtiger der

Bühne wiederzugeben, bei der reichen, ihm zu Gebote stehenden Ader von Witz und Humor, einer unserer trefflichsten Komiker werden; wenigstens bieten ihm die angeführten Quellen eine unerschöpfliche, bisher von noch fast Niemanden ausgebeutete Fundgrube zu diesen Gebilden dar. Es darf hier nicht unerörtert bleiben, daß die Theaterdirection dem Stücke die Erlaubniß zur Aufführung unter dem Vorwande versagte: es enthalte heftige und anstößige Ausfälle gegen den Beamtenstand. Der Verf. wandte sich an den Monarchen, welcher sie ihm sogleich gestattete, den zwei ersten Vorstellungen des Stücks selbst beiwohnte und bei allen Stellen, welche Anspielungen auf die Bestechungssucht der Beamten enthielten, laut seinen Beifall zu erkennen gab.

Vor wenigen Wochen erschien hier der fünfte Band des russischen „Conversations-Lexikon", der indessen den Buchstaben B noch nicht erschöpft. Auch er, wie die ihm vorangegangenen vier Bände, ist reich an Beiträgen aus Rußlands Geschichte, Geographie, Statistik, Industrie, den socialen Verhältnissen seiner Völkerstämme und an Nekrologen seiner ausgezeichneten Staatsmänner. Nächstdem fehlt nichts, was die besten auswärtigen Werke dieser Gattung Wichtiges enthalten. Das Werk beschäftigt in diesem Augenblicke alle ausgezeichnetern russischen Literaten, welche Mitarbeiter desselben geworden sind, wodurch gleichsam eine momentane Stockung in allen Zweigen der russischen Literatur, in der wir jüngst noch eine große Regsamkeit gewahrten, entstanden ist. Erst seit der Mitte des vorigen Jahres bemerken wir in derselben eine ganz neue Erscheinung, die Pfennig-Magazine, welchen auch das russische Publicum eine immer gesteigertere Aufmerksamkeit zu bezeugen anfängt. Vorläufig aber scheint sich Moskau eine Art von Monopol auf sie erworben zu haben, indem dort ihrer jetzt zwei zu gleicher Zeit erscheinen. Das von Hrn. Semen herausgegebene begann im Juli vergangenen Jahres unter dem vielversprechenden Titel: „Malerische Übersicht aller merkwürdigen Gegenstände im Gebiete der Wissenschaften, Künste, der Volksindustrie und des gesellschaftlichen Lebens". Es zeichnet sich durch sein elegantes Äußere und die Schönheit seines Drucks aus. In dieser Hinsicht bezeichnet es die großen Fortschritte, welche das russische Druckwesen in neuester Zeit gemacht hat. Es enthält nur Übersetzungen aus den deutschen, englischen und französischen Pfennig-Magazinen, gibt aber keine Beiträge aus dem Vaterlande, was man ihm eben zum großen Vorwurfe macht, da es darin gewiß reichhaltige Quellen finden würde, sobald es nur hier schöpfen wollte. Das zweite, von einem Herrn Seliwanowsky unter dem Titel des „Weltpanorama" herausgegeben, begann in Moskau erst seit Anfang dieses Jahres. Der Herausgeber dieses Magazins verspricht, auch das Vaterländische fleißig dafür benutzen zu wollen. Beide Pfennig-Magazine erscheinen nicht in Form der ausländischen, sondern als besondere Werke in einer unbestimmten Zahl von Bänden, von welchen gewöhnlich 24 Bogen einen Band bilden.

Die im J. 1832 hier erschienene Beschreibung von der Reise des Herrn von Murawjew nach Syrien, Ägypten, Palästina und Jerusalem ist in diesen Tagen von demselben Verf. mit zwei neuen Theilen einer Reisebeschreibung unter dem Titel: „Meine Reisen an die heiligen Orte im Vaterlande", bereichert worden. Wie die ersten, athmen auch sie den Geist einer großen religiösen Schwärmerei. 130.

Weitere Berichtigung die Neue Kirche betreffend. *)

Ein Referent in Nr. 70 d. Bl. will einen Beitrag zur Kenntniß und Literatur des „Neuen Jerusalems" geben und heißt am Ende seinen Bericht einen „treuen", der über das Neue Jerusalem und über die Wege dahin aufklären könne; allein sein Bericht ist erweislich so wenig treu und die bezeichneten Wege führen so wenig in das Neue Jerusalem, daß es eine Nothwendigkeit geworden ist, den Lesern d. Bl. eine Aufklärung über diese Aufklärung zu geben. Zuerst stoßen wir hier (S. 311) abermals auf die Behauptung, daß die Neue Kirche seit Kurzem ein eignes Jahrbuch: „Die Frühe" (herausgegeben von L. H., Tüb. 1834), ausgehen lasse und einzelne Abhandlungen desselben in Form der beliebten Tractätchen verbreite. Als „eine der neuesten Schriften jener Kirche" nennt dann der Ref. 2) sogleich „Rapports inattendus de G. O." Diese Behauptungen, welche übrigens schon in Nr. 223 u. 224 d. Bl. ihre Widerlegung gefunden haben, sind um so unrichtiger, da die Mitglieder und Freunde der Neuen Kirche nicht nur nirgend jene Schriften als ihre Organe anerkannt, sondern auch, und zwar schon im vor. Jahre (s. Tafel's „Lehrgegensätze", 1835, S. 556), öffentlich erklärt haben, „daß solche Schriften, wie die des Hrn. H. und O., von allen Mitgliedern der Neuen Kirche gemisbilligt werden" (are repudiated by the members of the New Church in general), und überdies Hr. O. selbst sowol in der vom Ref. „von Anfang bis zu Ende gelesenen", als auch in seiner neuesten Schrift (S. 114) sich gradezu in Opposition setzt gegen die partisans de la Nouvelle Eglise, welche seine abweichenden Ansichten nicht annehmen. Mit diesen Behauptungen fällt aber auch gänzlich zu Boden 3) die darauf gegründete weitere: „daß alle phantasirenden und Gefühlsphilosophen und Theologen, alle Mystiker... sich auf halbem Wege zum Neuen Jerusalem befinden; auf grade dem Wege dahin aber alle Phantasten, Visionaire und Träumer, besonders die sogenannten magnetischen, alle Denkscheuen und Denkschwachen und die physisch am Gehirn Leidenden." Dies ist so wenig wahr, daß grade solcherlei Menschen ganz besonders disponirt sind, an dem Neuen Jerusalem vorbei oder über dasselbe hinauszugehen. Wirklich hat auch die „Allg. Kirchenzeitung" das Letztere in Beziehung auf H. und O. behauptet. Diese Zeitung hat zwar in den Nummern 95—97 ihres „Theol. Literaturblattes" erweislich sehr unrichtige Berichte über den Standpunkt, den Bildungsgang und die Person Swedenborg's gegeben, die auch wirklich demnächst ihre Widerlegung finden werden; allein sie hat dennoch zu gleicher Zeit sehr richtig bemerkt (S. 766): „So sehen auch ... H. und ... O. Träume und Visionen als fortwährend fließende religiöse Erkenntnißquellen an.... So ist O. bereits über den Glauben Swedenborg's und seiner Kirche hinausgeschritten.... So viel liegt ... klar zu Tage, daß durch Annahme dieses Lehrsatzes nicht nur den ausdrücklichsten, oft wiederholten angeblichen Offenbarungen Swedenborg's, sondern auch der von Anfang an in der christlichen Glaubensgenossenschaft vorherrschenden Weltansicht widersprochen und hiermit sowol die Swedenborg'schen, als die neutestamentlichen Offenbarungsschriften ihres unbedingt übermenschlichen Ansehens (?) entkleidet würden. Eben damit würde die neusalemitische Kirche sich nicht mehr als eine Fortsetzung und resp. Restauration der urchristlichen Kirche, ja sie würde sogar nicht einmal mehr Swedenborg als ihren Stifter (!) ansehen können, da dessen gesammte Weltökonomie dadurch radical umgeändert würde." Unser Ref. geht noch weiter, sofern er O. sogar Abweichungen von Swedenborg zuschreibt, die er nicht einmal hat. Er läßt nämlich 4) dem Hrn. O. (S. 311) einen „gefallenen Engel" erscheinen. Nun erzählt zwar O. S. 5 seinem Bruder, er habe einen „schwarzen Engel" (ange noir) gesehen; auch konnte er damals, zumal da er mit Swedenborg noch nicht bekannt war, wol noch an gefallene Engel geglaubt haben; allein es folgt nicht, daß er grade diesen „bleichen Jüngling" sich als solchen dachte und daß man ange noir ohne Weiteres so übersetzen dürfe. Ganz falsch ist aber 5) wenn der Ref. S. 312 sagt, drei Tage nach jener Vision haben „gefallene Engel" Hrn. O. geneckt. O. sagt dies nirgend, bemerkt vielmehr ausdrücklich, daß unter diesen Geistern einige gewesen seien, die er persönlich gekannt und die vor Kurzem erst gestorben waren. Da er nunmehr mit Swedenborg bekannt war und der Lehre desselben, daß die Engel und Teufel aus dem menschlichen Geschlechte seien, nirgend widerspricht, so ist auch

*) Vgl. Nr. 223 u. 224 d. Bl. D. Red.

anzunehmen, daß er unter keinem jener Geister gefallene Engel verstanden hat. Die Lehre von ungeschaffenen Engeln und von dem Fall eines Theils derselben ist von der Kritik mit Recht in Anspruch genommen worden, und daß sie sich selbst und der Schrift widerspricht, glaube auch ich in den „Lehrgegensätzen" (S. 517—554) nachgewiesen zu haben. Grade die Bekanntmachung von Visionen und Legenden als verbunden mit dem Namen Swedenborg's (*visions* and *legends* as connected with the name of Swedenborg) war es, warum die Mitglieder der Neuen Kirche die Schriften H.'s und O.'s nicht anerkannt haben. Sie haben damit nicht über Visionen überhaupt abgesprochen, sondern lassen nur neben den in der heil. Schrift enthaltenen Visionen keine neuern als religiöse Erkenntnißquellen gelten, da ihnen die heil. Schrift die einzige religiöse Erkenntnißquelle ist, wie denn auch Swedenborg selbst (man sehe oben Nr. 223 u. 224) dies auf das Bestimmteste erklärt und keineswegs, wie O. (S. 10) berichtet, gesagt hat, er sei von dem Herrn unmittelbar und persönlich belehrt worden, sondern nur mittelbar durch das Wort in der Erleuchtung. (Man sehe das Werk von der Vorsehung, 1836, §. 134, II, 134, 135.) Sie nahmen daher auch auf gut protestantisch Swedenborg's Lehre nur darum an, weil er aus jener alleingültigen Quelle bewiesen hat, daß sie die allein wahre ist. Sie treten ihm also bei, nicht weil er Visionen hatte, sondern obgleich er Visionen hatte, wenn man nämlich seine Anschauungen der andern Welt so heißen will, obwol er selbst sie nicht so nennt, sondern von jenen Visionen der Schrift, welche bildliche Darstellungen von Realitäten waren und als religiöse Erkenntnißquellen nicht mehr vorkommen, ausdrücklich unterscheidet die Visa und Audita, die ihm bei vollem Wachen (in plena vigilia) zu Theil geworden und Wahrnehmungen wirklicher Realitäten gewesen seien, für sich allein aber, ohne die hinzugekommene Erleuchtung durch das Wort Gottes und die Beweise aus diesem, denen sich bei Vielen noch eine Vernunftanschauung beigesellen werde, durchaus keinen religiösen Werth hätten. (Man vergl. hiermit die öffentliche Erklärung über diesen Gegenstand in dem „Intellectual repository and New Jerusalem magazine", Lond. 1836, Mai, S. 155—157, als dem autorisirten Organ der Neuen Kirche.) Swedenborg verwirft ausdrücklich den blinden Glauben und jede Willkür in der Auslegung und setzt die Vernunft in ihr volles Recht ein, sowol bei Prüfung als bei Auslegung einer Offenbarung. (Man sehe seine eignen Worte in meinem „Religionssystem der Neuen Kirche", I, 1, S. 68—70.) Es ist daher 6) völlig grundlos, wenn der Ref. fortfährt: „Leute aber, bei denen die Vernunft das Prüfungs- und Richteramt in Sachen der Seelenthätigkeiten überhaupt übt und welche bei Erklärung der heil. Schrift insbesondere die verständige, historisch-grammatische Auslegungsweise lieben, außerdem auch am Gehirn gesund sind, können nie Mitglieder des Neuen Jerusalems werden." Vorher erfahren wir, daß sich „auf halbem Wege dahin unter Andern auch befinden sollen die Liebhaber eines geheimen Hintersinnes in den sämmtlich als inspirirt geltenden Worten der Bibel". Der Ref. scheint also das Eigenthümliche seiner verständigen historisch-grammatischen Auslegungsweise in die Leugnung alles innern (oder „Hinter"-) Sinnes der Bibel zu setzen (denn allen Worten der Bibel hat unsers Wissens noch Niemand einen solchen Sinn zugeschrieben); allein dann ist offenbar seine verständige Auslegungsweise höchst unverständig, weil sie entweder das erst zu Erweisende als schon erwiesen voraussetzt, indem sie leugnet, daß die heil. Schrift das eigentliche Wort Gottes enthalte, oder aber dies zwar zugibt, aber die nothwendigen Folgerungen daraus verwirft; denn der Beweis, daß es kein Wort Gottes im eigentlichen Sinne geben könne, oder daß die heil. Schrift dergleichen nicht enthalte, ist noch Keinem gelungen und kann auch nie geführt werden. Enthält aber die heil. Schrift, wie sie selbst behauptet, Worte Gottes, so sind diese Worte Ausdrücke eines unendlichen und göttlichen Bewußtseins, müssen folglich auch Unendliches und Göttliches in sich schließen, und weil dies bei dem buchstäblichen Sinne, der als solcher ein endlicher und viel auf Weltliches sich beziehender ist, nicht der Fall ist und nicht sein kann, so muß derselbe nothwendig die Hülle eines innern geistigen Sinnes sein, dabei aber die Beschaffenheit haben, daß gleichwol die allgemeine Kirchenlehre aus ihm allein geschöpft werden kann. Zu solcher Hülle eignet sich das Bild oder Symbol, weil es aus der Natur oder der von Gott geleiteten Geschichte genommen und daher, wie diese, Träger und Reflex des Göttlichen ist, sei es nun, daß es sich kund gebe in Gesichten und Stimmen, wie bei den prophetischen Schriften des A. und N. T. oder in präformirter Geschichte, wie in den von Christus (Luc. 24, 44) bestätigten historischen Schriften des A. T. und in den Evangelien. Daß diese sämmtlich und durchaus einen solchen innern Sinn enthalten und daher auch, sobald dieses eingesehen ist, von selbst die mythische Ansicht beseitigen, davon kann sich nun Jeder, wenn er nur nicht dies auf der Oberfläche bleibt, überzeugen, und nur der denkscheue und denkschwache Unglaube, besonders der Liebhaber einer petitio principii und außerdem auch der am Gehirn nicht ganz Gesunde wird nie zu dieser Ueberzeugung gelangen können. Die Beweise, welche der Ref. für die umgekehrte Behauptung geben wollte, sind gänzlich verunglückt. Er sagt nämlich 7) von einem Hauptmann, einem feurigen Jünger Swedenborg's: „Der arme Mann schnappte in der Folge über und starb im Irrenhause." Fragen wir aber, woher er dies wisse, so finden wir die Antwort im „Theol. Literaturblatt" der „Allg. Kirchenzeitung" vom vor. Jahre (S. 1099), wo dieser Aufsatz großentheils mit denselben Worten erschienen war. Es wird nämlich hier auf Ögger's Schrift selbst verwiesen. Schlagen wir aber diese nach, so finden wir S. 8 und 47, wo O. von diesem Hauptmann spricht, weder daß er überschnappt, noch daß er — und dies ist die achte Ungenauigkeit — im Irrenhause gestorben sei. O. sagt S. 47 blos, derselbe sei an einem fièvre cérébrale gestorben, und vom Irrenhause steht kein Wort da. Doch dies ist noch nicht genug. S. 312 erzählt Ref. von O.: „Er ... sah ... einige seiner hingeschiedenen Geliebten, von denen mehre über zu heftigem Eifer für das Neue Jerusalem verrückt geworden." Die frühere Fassung dieses Berichts im „Theol. Literaturblatt", S. 1103, gibt S. 43 als die Seite an, wo diese Erzählung stehen soll. Hier finden wir aber wieder von jenen Mehren nichts, wol aber wieder mehre Ungenauigkeiten, nämlich drei auf einmal; denn es wird 9) nur Eines Verrückten gedacht (S. 43), von dem aber 10) O. (S. 137) ausdrücklich sagt, er wisse nicht, ob derselbe wirklich gestorben sei oder noch lebe. Was aber das Merkwürdigste ist, so wird 11) dieser Eine, welchen allein die Bemerkung des Ref. treffen könnte, keineswegs als ein solcher genannt, der über zu heftigem Eifer für das Neue Jerusalem, sondern grade umgekehrt als ein ehemaliger Gymnasialfreund (camerade de college) O.'s, der wegen der dem Neuen Jerusalem völlig entgegengesetzten, ungläubigen Gesinnung, nämlich wegen Religionsspöttereien (plaisanteries impies) oder Gotteslästerungen (blasphèmes) verrückt geworden ist (S. 43). Wenn also aus O.'s Berichten über Verrückte irgend etwas folgt, so ist es dies, daß grade Die, welche sich vom Neuen Jerusalem entfernen und eine feindliche Gesinnung gegen dasselbe verrathen, ganz besonders in Gefahr sind, noch verrückt zu werden und im Irrenhause zu sterben, und wirklich könnte ich durch unbezweifelte Thatsachen erhärten, daß dies einem Feinde Swedenborg's, der das falsche Gerücht verbreitet hatte, er sei verrückt geworden, selbst begegnet ist. Jedenfalls wäre Denen, welche das Neue Jerusalem angreifen wollen, um ihrer selbst willen zu rathen, erst die Acten genau zu lesen, um wörtlich wenigstens treuen Bericht geben zu können, da sie ja sonst nur Streiche in die Luft thun, welche auf sie selbst zurückfallen, die Wahrheit aber früher oder später doch ans Licht kommt.

C. F. J. Tafel.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Für Architekten, Bau- und Gewerbeschulen, Maurer, Zimmerleute, Bauunternehmer, Fabrikanten u. s. w.

Von nachstehendem wichtigen Werke, auf Veranlassung eines königl. preuß. hohen Ministerii für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben, ist die zweite Auflage erschienen:

Grundlage der praktischen Baukunst.

1ster Theil, Maurerkunst in 37 Musterblättern, und Entwürfe zu Wohngebäuden in 20 Tafeln, nach Zeichnungen des königl. preuß. Oberbaudirectors Herrn **Schinkel.**

2ter Theil. Zimmerwerkskunst in 37 Musterblättern. Beide Theile mit erläuterndem Texte. Gr. Fol. Geb. 9 Thlr.

Jeder Theil wird auch einzeln verkauft; der erste führt den Titel:

Vorlegeblätter für Maurer, in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. preuß. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben. Gr. Fol. Geb. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der zweite Theil:

Vorlegeblätter für Zimmerleute, in 37 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. preuß. technischen Deputation für Gewerbe herausgegeben. Gr. Fol. Geb. 4 Thlr. 15 Sgr.

Diese beiden Werke sind in sämmtlichen königl. preuß. Bau- und Gewerbeschulen als Lehrbücher eingeführt und durch die Amtsblätter der königl. Regierungen noch besonders empfohlen worden. In den Gewerbeschulen mehrer anderer deutschen Staaten, z. B. denen des Königreichs Hanover, des Großherzogthums Baden u. s. w., werden sie ebenfalls bereits gebraucht. Außer ihrem allgemein als vortrefflich anerkannten innern Gehalte, empfehlen sie sich auch durch ein schönes Äußere und durch ungewöhnlich billige Preise.

Ferner ist in unserm Verlage erschienen:

Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber ꝛc. von **C. Böttticher.** Der neuen Folge 1stes Heft. Gr. Querfol. 3 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Werk ist ganz besonders darauf eingerichtet, daß von den darin enthaltenen Verzierungen der verschiedenartigste Gebrauch gemacht werden kann. Es ist daher außer den auf dem Titel angegebenen Bestimmungen auch ganz besonders geeignet, in Kunst- und Gewerbeschulen zu Vorlegeblättern benutzt zu werden, worauf der Herausgeber, als Lehrer an dem königl. Gewerbeinstitute zu Berlin, vorzugsweise Rücksicht genommen hat. Das 2te Heft der neuen Folge erscheint in einigen Monaten.

Die Holz-Architektur des Mittelalters. Mit Anschluß der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie, von **C. Böttticher.** 2tes Heft. Gr. Fol. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das 1ste Heft dieses Werkes erschien im vorigen Jahre. Zu sechs Heften farbiger Steindrücke wird ein Heft Text geliefert und dadurch jedesmal ein Band abgeschlossen.

Scheuk & Gerstäcker in **Berlin.**

NB. Buchhandlungen können diese Werke mit dem üblichen Rabatt von Hrn. Leopold Voß in Leipzig beziehen.

Dr. E. Tillich's Lehrbuch der Arithmetik,

oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann.

Die, völlig verbesserte und mit einem praktischen Theile vermehrte Auflage von Prof. Dr. Lindner. Leipzig, bei A. Wienbrack. 38½ Bog. 1 Thlr.

ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt.

Die Einführung dieses Rechenbuches in mehren Gymnasien, Bürger- oder Realschulen, namentlich nach der von Hrn. Prof. Dr. Lindner erhaltenen Bearbeitung, sowie auch namhafte Vervollständigung desselben durch Beifügung des praktischen Theiles, hat eine dritte Auflage nöthig gemacht, in welcher auf alle Wünsche, die dem Herausgeber von Zeit zu Zeit mitgetheilt, Rücksicht genommen worden ist. Eine nähere Einsicht in die Vorrede sowie in den Anhang zur dritten Auflage wird dies bestätigen. Was Professor Dr. Lindner's Schüler im Rechnen leisten, ist im In- und Auslande genügend bekannt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. October. Nr. 183—187.

Nr. 183. *Römisches Denkmal zu Igel. Über den Weinbau. III. *Reisen in Rußland. *St.-Helena. Über den Bereich des Geruchsinnes. *Soho. — Nr. 184. *Cambridge. *Eine unweit Pézenas aufgefundene Aschenurne. Der Maikäfer. *Das Löschglöckchen. *Der Ätna. Über den Weinbau. III. — Nr. 185. *Der Staubbach. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. III. Von den Blindenanstalten. *August Hermann Francke. *Die „Chambre dorée" zu Paris. Der Flug der Insekten. Anbau der Brunnenkresse in Frankreich. Zurückgelegter Weg der Posten in den königl. preußischen Staaten während des Jahres 1835. *Hogarth's Werke. 12. Das Thor von Calais, oder der englische Rinderbraten. — Nr. 186. *Die Pfalz im Rhein. Über Blinde, Blindenunterricht und Blindenanstalten. III. Von den Blindenanstalten. (Beschluß.) *Die norwegischen Schlittschuhsoldaten. *Pressburg. Etwas von Gottes unsichtbaren Wasserwelten. Gewicht der Meereswassermasse. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. — Nr. 187. *Neuchatel. Die Vorgefühle der Thiere für das Wetter. *Der Gorrawasserfall in Schottland. *Die Eicheln als Nahrung. Über den Weinbau. IV. Notiz. *Ein Bauer aus der Normandie.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Neuste

Verlags- und Commissions-Artikel der

F. Beck'schen Univers.-Buchhandlung

in Wien, Seitzergasse Nr. 427, im Seitzerhofe, dem Kriegsgebäude gegenüber:

Analecta grammatica, maximam partem anecdota. Ediderunt *J. ab Eichenfeld* et *St. Endlicher*. Lex.-8. 1836. P. I. 4 Thlr.

Bauernfeld, Die schöne Literatur in Östreich. Historische Skizze. Gr. 8. 1835. 8 Gr.

Baumgartner, J., k. k. Kreisingenieur, Die neuesten und vorzüglichsten Kunststraßen über die Alpen. Gr. 8. Mit 13 Steindrucktaf. in Fol. 1834. 2 Thlr. 16 Gr.

Beiträge zur Landeskunde Östreichs unter der Enns. Gr. 8. Mit Kupfern und Karten. 1ster u. 2ter Bd. 1832. à 2 Thlr. 3ter Bd. 1833. 1 Thlr. 8 Gr. 4ter Bd. 1834. 2 Thlr.

Bocheim, Alphabetische Übersicht der Gerichtstaxen. 2 Tabellen in Folio. Jede 6 Gr.

Burdach, K. F., Dr. und Prof., Über den Schlag und Schall des Herzens. 4. 1832. 6 Gr.

Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae palatinae Vindobonensis. P. I. Codices philolog. Latini. Lex.-8. 1836. 3 Thlr. 4 Gr.

Czermak, J. J., Dr. u. Prof., Beiträge zu der Lehre von den Spermatozoen. 4. 1833. 18 Gr.

Emil **, Romantische historische Skizzen aus Östreichs Vorwelt. 8. 1836. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Endlicher, St., De Ulpiani institutionum fragmento, in bibliotheca palatina Vindobonensi nuper reperto. Epistola ad F. C. Savigny, Prof. jur. Berolin. 8maj. 1835. 6 Gr.

Enk, M., Briefe über Goethe's Faust. Gr. 8. 1834. 15 Gr.

Enk, M. v., Über deutsche Zeitmessung. Gr. 8. 1836. 12 Gr.

Erinnerungen an Johann Wilh. Ridler, k. k. Regierungsrath und Vorsteher der k. k. Universitätsbibliothek in Wien. Gr. 12. 1835. 3 Gr.

Feistmantel, R., k. k. Bergrath und Prof., Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange und mit besonderer Rücksicht auf die östr. Staaten. Erster Theil: Grundzüge der Forstnaturlehre. Mit 1 illum. Tafel. Gr. 8. 1835. 2 Thlr.

— —, Desselben zweiter Theil: Grundzüge der Forsterziehung. Mit 1 lithogr. Tafel. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Forstwissenschaft. 3te Abth.: Grundzüge der Forstbenutzung. Gr. 8. 1836. Geh. 2 Thlr. 6 Gr.

Hagor, M., Prof., Die Brüche und Vorfälle, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Mit 2 Kupfert. Gr. 8. 1834. 2 Thlr.

— —, Die Entzündungen, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 18 Gr.

Heinke, J. P., Freih. v., Grundlinien des in dem östreich. Staate bestehenden Lehenverhältnisses. Gr. 8. 1836. 16 Gr.

Hock, C. F., Carteslus und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit. Gr. 8. 1835. 18 Gr.

Hyrtl, Dr. J., Antiquitates anatomicae rariores, cum tab. 3. 8maj. 1835. 18 Gr.

Koll, M., Das Stift Heiligenkreuz in Östreich, mit den dazu gehörigen Pfarreien und Besitzungen sammt dem vereinigten Stifte St.-Gotthard in Ungarn. Topographisch-geschichtlich dargestellt. Mit 5 Ansichten. 8. 1834. 1 Thlr.

— —, Chronicon breve monasterium ord. Cistere. ad St. Crucem in Austria et ad St. Gotthardum in Hungaria. 8maj. 1834. 12 Gr.

Littrow, J. J., Director der Sternwarte, Die Doppelsterne. Gemeinfaßlich dargestellt. Mit 1 Tafel. Gr. 8. 1835. 18 Gr.

— —, Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels. Gemeinfaßlich dargestellt. Mit 3 besonders feinen Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 16 Gr.

— —, Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton. Gr. 8. 1835. 12 Gr.

— —, Chorographie, oder Anleitung alle Arten von Land-, See- und Himmelskarten zu verfertigen. Mit 5 Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr.

— —, Über Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten. Gr. 8. 1832. 18 Gr.

— —, Vergleichung der vorzüglichsten Maße, Gewichte und Münzen mit den im östr. Kaiserstaate gebräuchlichen. Gr. 8. 1832. 18 Gr.

— —, Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung aufs wissenschaftl. und prakt. Leben. 8. 1832. 15 Gr.

— —, Kalender für alle Stände. 8. 1834—37. Jeder Jahrgang 8 Gr.

Mitis, F., Ritter v., Geschichte des wiener Donau-Canales und Darstellung der Ursachen seines unvollkommen schiffbaren Zustandes. Gr. 8. 1835. 16 Gr.

Morawek, Fr., Pharmaceutisch-technologischer Rathgeber vieler chemischer Operationen. Gr. 8. 1833. 1 Thlr. 6 Gr.

Mosel, J. F. v., Hofrath, Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Gr. 8. 1835. 2 Thlr. 6 Gr.

National-Encyklopädie, Östr., 6 Bde. in 24 Heften. Gr. 8. 1835. Jeder Band 2 Thlr. 2 Gr.

Nemety, J., Versuch einer Darstellung der Lage und Ausdehnung des Hegyallyaer Weingebirges, der Beschaffenheit des dortigen Weinbaues, dann der Bereitungs- und Behandlungsart des Tokayer-Ausbruches. Gr. 12. 1835. 8 Gr.

Polsterer, Dr. A. F., Hyères in der Provence. 8. 1834. 12 Gr.

Rupprecht, J. B., Über das Chrysanthemum Indicum, seine Geschichte, Bestimmung und Pflege. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 4 Gr.

Sallustii, C. C., Bellum Catilinarium atque Jugurthinum Usibus jur. adcomm. A. Pappaur. 2 Vol. 8maj. 1835. 1 Thlr. 6 Gr.

Schitko, J., Beiträge zur Bergbaukunde, insbesondere zur Bergmaschinenlehre. 1stes Heft mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1833. 18 Gr.

— —, Zweites Heft: Wassersäulenmaschine. Mit 9 Kupfern. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 18 Gr.

Schrettinger, M., Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft, besonders zum Gebrauche der Nicht-Bibliothekare, welche ihre Privat-Büchersammlungen selbst einrichten wollen. Gr. 8. 1834. 21 Gr.

Silesius, E., Hanswurst-Verbannung. Dramatische Bagatelle. 12. 1836. Geh. 8 Gr.

Tschischka, F., Der Gefährte auf Reisen in dem östr. Kaiserstaate. Für Reisende jeden Standes und Zweckes, nach den neuesten bewährtesten Quellen bearbeitet. Gr. 12. 1834. 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Miniaturgemälde von Wien und seiner Umgebung. Gr. 12. 1834. 8 Gr.

— —, Kunst- und Alterthum in dem östr. Kaiserstaate. Gr. 8. 1836. 2 Thlr. 6 Gr.

Vorarbeiten zu einer Flora des mährischen Gouvernements. Von Rohren und Mayer. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

Wildner, J., Das Fideicommiß-Recht, nach dem östr. allg. bürgl. Gesetzbuche. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

Wolf, F., Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem Fränkisch-Karoling'schen Sagenkreise. Gr. 8. 1833. 1 Thlr.

Zangerl, J. Dr., über die Convulsionen im kindlichen Alter. Gr. 8. 1834. 12 Gr

Zeitschrift, Östreich., für Geschichts- und Staatskunde, mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. Herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Gr. 4. 1835 und 1836. Jeder Jahrgang 9 Thlr. 12 Gr.

Soeben erschien und wurde an alle Buchhandlungen versendet:

Semilasso
in
Afrika.

Aus den Papieren des Verstorbenen.
Fünf Theile mit einem Atlas.

Erster Theil: Algier. Zweiter Theil: Algier, Bougie, Bone. Dritter Theil: Biserta, Tunis. Vierter Theil: Reise in das Innere des Königreichs, Tunis, Sauwan, Kerwan, Sfax, Susa. Fünfter Theil: Land der Beduinen. Die alten Städte Sufetula, Collonia Scillitana, Hydrah, Thugga, Sicca Veneria u. s. w. Tunis, Schluß.

Jeder Theil 3 Fl. 30 Kr.

Der Atlas, welcher erst in einigen Wochen fertig wird, enthält: 1. Ansicht von Algier. 2. Bivouac in Khraschna. 3. Der Bey im Audienzsaal. 4. Ankunft beim Sauwan. 5. Ansicht von Tunis. 6. Villa des englischen Consuls. 7. Halt bei Thugga.

Schwarz 3 Fl. 30 Kr. Colorirt 6 Fl.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Heyse's deutsche Sprachschriften.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Heyse, Dr. J. C. A., Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage vom Professor Dr. **K. W. L. Heyse** in Berlin. In zwei Bänden. Ersten Bandes 2te Abtheilung. Gr. 8. 1836. 20 Gr.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes dieser ganz neuen, den jetzigen Fortschritten und Anfoderungen der deutschen Sprachwissenschaft durchaus angemessenen Umarbeitung des allgemein geschätzten und viel benutzten Werks kostet ebenfalls 20 Gr. Die 3te und letzte Abtheilung erscheint im Laufe der nächsten Monate, und der ganze zweite, weniger umfangreiche Band im künftigen Jahre.

Auch von dem

Allgemeinen Fremdwörterbuche
oder
Handbuche

zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung

von

Dr. J. C. A. Heyse.

2 Theile. 65½ Bogen in gr. 8. Velindruckp. nur 2 Thlr. 16 Gr. ist kürzlich die **siebente**, abermals mit **6000** Fremdwörtern bereicherte und vielfach verbesserte Original-Ausgabe erschienen. Die eigenthümlichen Vorzüge, die Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit dieses für jeden Gebildeten aller Stände ganz unentbehrlichen und in allen Händen sich befindenden Werkes sind zu bekannt, als daß es noch einer weitern Empfehlung bedürfte.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1836. Monat October, oder Nr. 275—305, 1 Beilage: Nr. 16, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXI—XXXIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1836. Neunten Bandes sechstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius*.) Jahrgang 1836. Monat October, oder Nr. 41—44, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 41—44. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei J. C. Krieger in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Skizzen aus Norden, oder Erinnerungen eines Ausruhenden. Von Hermann Achenbach. 1ster Theil: Reise nach Rußland im Jahr 1832. 2ter Theil: Reise nach Dänemark und Schweden im Sommer 1835. 11 Bogen mit 12 lithogr. Ansichten. Gr. 8. Brosch. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Mineralogen

ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. **A. Breithaupt**, Prof., **Handbuch der Mineralogie.** Erster Band: Allgemeiner Theil der Mineralogie. Mit 6 großen Kupfertafeln. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Verantwortlich:
Dr. Hermann Schmidt,
Berlin W 30, Motzstr. 22.
Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Rudolf Mosse, Berlin.
Rudolf Mosse Buchdruckerei, Berlin SW.

Verantwortlich:
Dr. Hermann Schmidt,
Berlin W 30, Motzstr. 22.
Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Rudolf Mosse, Berlin.
Rudolf Mosse Buchdruckerei, Berlin SW.

Verantwortlich:
Dr. Hermann Schmidt,
Berlin W 30, Motzstr. 22.
Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Rudolf Mosse, Berlin.
Rudolf Mosse Buchdruckerei, Berlin SW.

Verantwortlich:
Dr. Hermann Schmidt,
Berlin W 30, Motzstr. 22.
Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Rudolf Mosse, Berlin.
Rudolf Mosse Buchdruckerei, Berlin SW.

Verlag von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschien:

Die Lehre von der Wortbildung.
Von
Dr. Hermann Paul,
Professor an der Universität München.
Preis: 10 Mark.

Soeben erschien:

Die Lehre von den Wortarten.
Von
Dr. Hermann Paul,
Professor an der Universität München.
Preis: 10 Mark.

Soeben erschien:

Die Lehre von den Satzgefügen.
Von
Dr. Hermann Paul,
Professor an der Universität München.
Preis: 10 Mark.

Soeben erschien:

Die Lehre von der Wortfolge.
Von
Dr. Hermann Paul,
Professor an der Universität München.
Preis: 10 Mark.

Soeben erschien:

Die Lehre von den Satzarten.
Von
Dr. Hermann Paul,
Professor an der Universität München.
Preis: 10 Mark.

Verordnung des Bundesministers für Finanzen vom 30. Juni 1950, betreffend die Einreihung von Waren in den Zolltarif

Verordnung des Bundesministers für Finanzen vom 30. Juni 1950, betreffend die Einreihung von Waren in den Zolltarif

Auf Grund des § 2 Abs. 1 des Zolltarifgesetzes 1950, BGBl. Nr. 129, wird verordnet:

Auf Grund des § 2 Abs. 1 des Zolltarifgesetzes 1950, BGBl. Nr. 129, wird verordnet:

Die Einreihung von Waren in den Zolltarif wird wie folgt festgesetzt:

Die Einreihung von Waren in den Zolltarif wird wie folgt festgesetzt:

Warenbezeichnung	Zolltarifnummer
Kaffeeersatzmittel, auch in Mischung mit Kaffee	21 01 10
Tee	21 01 20
Mate	21 01 30
Kakaobohnen, auch gebrochen	18 01 00
Kakaoschalen, Kakaohäutchen	18 02 00
Kakaomasse, auch entölt	18 03 00
Kakaobutter	18 04 00
Kakaopulver, ohne Zusatz von Zucker	18 05 00
Kakaopulver, mit Zusatz von Zucker	18 06 00
Schokolade und andere kakaohaltige Lebensmittel	18 06 00

Der Bundesminister:
Kamitz

Der Bundesminister:
Kamitz

Mittel zur Verhütung der Haut-, Blut- und Geschlechtskrankheiten.

Nur echt mit Schutzmarke und Unterschrift.

Dr. Hahn's Sarsaparilla-Pillen

Dr. Hahn's Sarsaparilla-Pillen

Dr. Hahn's Sarsaparilla-Pillen

Capt. Marryat's neuester Roman.

Soeben erschien bei Fr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig:

Mr. Midshipman Easy (Ruhig).

Von Capt. Marryat, deutsch von Dr. Bärmann.
3 Thle. 8. Fein Velinp. Geh. Preis: Einen Thaler.

Indem wir die Erscheinung dieses neuesten, den „Peter Simpel" an köstlichem Humor und Fülle von Abenteuern erreichenden Romans Marryat's ankündigen, machen wir noch besonders auf den außerordentlich wohlfeilen Preis von

Einem Thaler

für jeden Marryat'schen Roman von drei Theilen, in der sorgsamsten Übersetzung und elegantesten Ausstattung aufmerksam. Erschienen sind im Laufe dieses Jahres:

Ralph Rattlin. 3 Theile. 1 Thlr.
Der Pirat und die drei Kutter. 3 Theile. 1 Thlr.
Peter Simpel. 3 Theile. 1 Thlr.
Jakob Ehrlich. 3 Theile. 1 Thlr.
Willi Königs-Eigen. 3 Theile. 1 Thlr.
Der Pascha. 3 Theile. 1 Thlr.
Frank Mildmay, der Flottenoffizier. 3 Theile. 1 Thlr.
Newton Forster. 3 Theile. 1 Thlr.
Japhet, der einen Vater sucht. 3 Theile. 1 Thlr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1836.

Neuntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1800 in Deutschland. (Schluß des zweiten Abschnittes.) II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Die Operationen vom 1sten bis 12ten März. 1) Gefecht bei Vandoevres. 2) Eroberung von Bar sur Seine. 3) Gefechte bei May und Mareuil. 4) Die Eroberung von Soissons. 5) Das Treffen an der Waren, bei la Gulletiere und Laubressel. 6) Gefecht bei Neuilly-Saint front. 7) Die Einnahme von Troyes. III. Literatur. IV. Kartenankündigung. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen. Nr. 7—12.

Der Preis dieses Jahrgangs von 12 Heften ist wie bisher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge von 1811 angefangen noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ⅓ wohlfeiler. In den Jahren 1814—17 erschien diese Zeitschrift nicht.

Wien, den 26sten October 1836.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In unserm Verlage ist erschienen:

Regenbogenstrahlen.

Erzählungen
von
C. Spindler.

Zwei Bände. 8. Brosch. 3 Thlr. 6 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Inhalt des ersten Bandes: Die Herzogin von Ciceri. — Das heimliche Gericht der Galeerensklaven. — Zauberlaterne. — Saint-Simon's Apostel. — Adhemar's Ball- und Hochzeitsfest. — Ein Contumazhaus.

Inhalt des zweiten Bandes: Die Pest zu Marseille. — Morlakkisches Märchen. — Der schönen Nanni Lebenslauf.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Für Freunde einer geistreichen Lecture.

Im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau sind soeben erschienen und daselbst wie durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

I.

Godwie-Castle.

Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham.

Drei Bände. 8. 1836. Geh. Preis 3 Thlr. 12 Gr., oder 3 Thlr. 15 Sgr.

II.

Evremont.

Ein Roman aus den Jahren 1806—15.

Herausgegeben von Ludwig Tieck.

Drei Bände. 8. 1836. Geh. Preis 3 Thlr. 12 Gr., oder 3 Thlr. 15 Sgr.

Wir bringen hier zwei neue Werke zur Anzeige, welche im hohen Grade der Lesewelt empfohlen zu werden verdienen. In Godwie-Castle bilden die letzten Lebensjahre König Jakob I. von England und der Anfang der Regierungsjahre Karl I. den historischen Rahmen, in welchem ein lebenvolles Bild großartiger Lebensverhältnisse und damaliger Zustände entwickelt wird. — Im Evremont sind es die denkwürdigsten Jahre unserer Zeit, die Jahre 1806—15, welche den Hintergrund eines großen, mit mannichfaltigen, wechselnden Figuren ausgestatteten Gemäldes bilden.

Das reiche und tiefe Gemüth der Verfasser erhebt die Darstellung in beiden Werken zu einer wahrhaft poetischen, und das Interesse des Lesers wächst mit jedem Abschnitt.

Bei Rubach in Magdeburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ramberg, J. A., Die Steinmetzkunst in allen ihren Theilen. Mit 56 Steindrucktafeln. 1stes Heft. Brosch. 16 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Abenteuer
des
Simplicissimus.

Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Herausgegeben von
Eduard von Bülow.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, dieses alte Buch, einen wahren und zwar den ersten Originalroman in der deutschen Literatur, wieder in einen größern Kreis von gebildeten Lesern einzuführen. Man kann den Simplicissimus zugleich als frühzeitige, deutsche Denkwürdigkeiten ansehen, insofern es kein anderes Werk gibt, das den Verfall und das Elend unsers Vaterlandes in jener unglückseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gleichwie Sitten und Denkungsweise während dessen, anschaulicher und lebendiger darstellt.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Danksagung für ein Lobgedicht.

Wir haben der musterhaften Probe einer Übersetzung der Heimskringla von Mohnike eine kleine Lobschrift gewidmet, und sie der Einleitung zu unserer Übersetzung der Heimskringla darum einverleibt, weil wir es auf uns genommen hatten, die bisher erschienenen Übersetzungen einer Betrachtung zu unterwerfen. Herr Mohnike hat sich hierfür von seinem Dankgefühl zu Erwiderung hinreißen lassen. Unsere kleine Lobschrift war einfach, verschmähte rednerische Übertreibungen und hielt sich streng an die Wahrheit, wiewol wir, um den trocknen Gegenstand schmackhafter zu machen, die Form der Ironie wählten. Herr Mohnike hat dafür in derjenigen Literaturzeitung, welche sich durch den elegantesten Druck auszeichnet, ein Lobgedicht geliefert. Es ist nämlich seine Schrift auf unsere Einleitung und Übersetzung der Heimskringla nicht blos ein Panegyrikus, in welchem Thatsachen mit rednerischen Steigerungen und Übertreibungen vorgetragen werden, sondern es ist zugleich und dem größten Theile nach ein Lobgedicht, denn es hat seinen Gegenstand durch die zahlreichsten Fictionen belebt. So z. B. fingirt Herr M., wir hätten von dem Browulflin nur etwas gehört und wir haben es doch bereits im J. 1820 in unserer Inaugural-Dissertation benutzt, und später häufig wieder vom Bücherbrete herabgenommen, z. B. als wir den Artikel Hrodgar schrieben. Von tausend ähnlichen Fictionen wimmelt das Lobgedicht Herrn M.'s. Auch hat er Fictionen anderer Art eingewebt, so z. B. sagt er, der Druck des ersten Theiles unserer Übersetzung falle erst in die letzten Monate des J. 1835, während doch der Druck im März begann und im November endete. So fingirt er auch, wir hätten das Datum mit Absicht auf den Wennemend 1835 zurückgestellt. Solche Fictionen prosaischen Gepräges geben freilich dem Lobgedichte einen etwas prosaischen Anstrich. Doch hat er es auch nicht an echt poetischen fehlen lassen: so fingirt er die Möglichkeit, daß wir die neue Ausgabe der Heimskringla, welche die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen nach ihrem Jahresbericht vom 28sten April 1835 angekündigt hat, hätten benutzen können, wenn wir es nicht hätten fehlen lassen, uns in den Besitz derselben zu setzen. Wir hatten nämlich bemerkt, daß das große Format der kopenhagener Preisausgabe für den Übersetzer sehr beschwerlich sei. Herr M. scheint darauf zu erwidern, daran sei Schuld, daß uns die andern Ausgaben unbekannt geblieben, und führt nun als Aushülfe jene blos angekündigte, noch nicht erschienene Ausgabe auf. Das macht sich als poetische Fiction sehr schön. Prosaisch betrachtet ist es logischer Unsinn; doch hat Herr M. vielleicht blos eine Notiz anbringen wollen. Aber auch hier sind die Gedankensprünge, welche er macht, sehr unlogisch. Wegen des unlogischen Gedankenganges ist der Furor, welchen Herrn M. begeisterte, nicht sowol jener Furor, der den Demosthenes gegen den Philippus und den Cicero gegen den Antonius entflammte, sondern Furor poeticus. Diese dichterische Begeisterung ist die Quelle der ungereimtesten Fictionen geworden, nicht blos weil sein Lobgedicht nicht in Reimen, sondern in ungebundener Rede geschrieben ist, sondern auch, weil sie auf Den, welchen Herr M. in seinem Lobgedichte zu verherrlichen trachtet, nicht passen. Oft ist behauptet worden, daß ein geschichtlicher Stoff für ein echtes Heldenlied nicht geeignet sei, sondern nur ein sagenhafter Stoff, dem keine Geschichte zur Seite steht. Dieses hat auch Herr M. bewährt. Seine Fictionen verfehlen den Eindruck, weil alle Welt sie sogleich als Fictionen erkennt und sieht, wie sie mit der geschichtlichen Wahrheit im Widerstreite sind. Wir können also Herrn M. nur für seinen guten Willen dankbar sein, da sein Heldenlied gänzlich verfehlt ist. Doch bezeichnet er sich auch nicht als Dichter, sondern als Recensent. Aber auch dieses ist blos Fiction. Ein wirklicher Recensent muß wenigstens dahin streben, unparteiisch zu verfahren. Aber Herrn M. macht die Liebe ganz blind. Ungeachtet bei dem Herrn M. der Furor poeticus so stark obwaltet, so verfährt er doch auch mit nüchterner Schlauheit. Er ist im Besitze des zweiten Theiles unserer Übersetzung, aber nimmt nicht die mindeste Rücksicht darauf, was wir S. x fg. gesagt haben, sonst würde er z. B. nicht haben behaupten können: wir kennten von den Schriften P. E. Müller's nur dessen Buch über die Echtheit der Asalehre u. s. w. Doch kann diese Behauptung auch der Furor poeticus, der der Vater so vieler Fictionen geworden ist, veranlaßt haben. Daß Herrn M.'s Übersetzung der Lieder so frei und untreu ausgefallen ist, entschuldigt er dadurch: es sei unmöglich sie treu zu übertragen, sie müßten durchaus frei übersetzt werden. Wir werden dagegen fortfahren, sie so treu als möglich zu übersetzen.

Jena, den 5ten November 1836.

Ferdinand Wachter.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Cavalier-Perspective.

Handbuch

für angehende Verschwender

von

Chevalier de Lelly.

Motto: Mon metier et mon art c'est vivre.
Montaigne.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Der in den höhern Kreisen der Gesellschaft sehr bekannte Herr Verfasser (die Dedication ist an Eugen Baron Vaerst gerichtet) bietet in diesem Buche einen schönen und gewiß willkommenen Beitrag zur noch fast unbebaueten Literatur für frohe und glückliche Menschen, für reiche liebenswürdige Müßiggänger, für die übermüthige Jugend und für angehende Verschwender.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ludwig Bechstein,

Fahrten eines Musikanten.

Drei Bände. Geh. Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr.

1ster Thl.: Der Student. 2ter Thl.: Der Philhellene. 3ter Thl.: Der Musikus.

Bei dem berühmten Namen dieses Verfassers ist es nur nöthig, durch Angabe des Titels auf die Erscheinung dieses Werkes aufmerksam zu machen!

Buchhandlung von Konrad Glaser
in Schleusingen.

Taschenbücher mit deutschem Text für 1837.

Verlag von A. Asher in London,

sämmtlich höchst elegant gebunden.

Edelstein und Perle. 12 prachtvolle Genrebilder. Kl. Fol. 12 Thlr. 12 Gr.

Ein wahres Prachtwerk, die Platten von den ersten Künstlern Englands gestochen und durch Originalgedichte erläutert, der Titel erinnert an Rückert's so überschriebene Dichtung und die Bilder stellen weibliche Gruppen dar, welche „Edelsteine und Perlen" personificiren.

Albion. 2ter Jahrgang. 30 Stahlstiche, Genrebilder und Landschaften. Roy.-4. 6 Thlr.

Deutsches Taschenbuch. 1ster Jahrgang (Norden), 17 Ansichten von Lübeck, Hamburg, Berlin, Danzig, Marienburg, Königsberg etc. Roy.-8. 4 Thlr. 4 Gr.

Als Fortsetzung des „Picturesque Annual" zu betrachten; in etwa 4 Jahrgängen wird ganz Deutschland auf diese Weise „illustrirt" werden.

Ehret die Frauen. 2ter Jahrgang, 18 weibliche Bildnisse, der Text besorgt vom Prof. O. L. B. Wolff. Roy.-8. 4 Thlr.

Ansichten in Spanien. 3ter Jahrgang, 21 Stahlstiche und 10 Holzschnitte nach Robert's „Madrid und Umgebungen" enthaltend. 5 Thlr.

Le Keepsake français. Mit französischem Text. 24 Stahlstiche, Genrebilder, Portraits und Landschaften. Imp.-8. 4 Thlr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Grundlagen

der frühern

Verfassung Deutschlands.

Von

Prof. Dr. Julius Wiske.

Gr. 8. Brosch. 15 Gr. Sächs.

Außer der Einleitung zerfällt das vorliegende Werkchen in folgende Hauptabschnitte: Die Decanieen. — Die Centenen. — Die Grafen und Gaue. — Das Hofverhältniß und die Emunität.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1836.

Größere Aufsätze.

Geschichte eines ausgewanderten Schweizers. Rückblicke auf die Geschichte der englisch-ostindischen Armee. Der Schatz. Negerrepubliken in Guiana. Skizzen aus Paris. Portiers. Feuersbrünste. Straßenpflaster. Die englische Colonie. Das Nordostende des kaspischen Meeres. Die Arbeiten der asiatischen Gesellschaft in Paris. Die Frauen in Ägypten. Ein französischer Gefangener in Afrika. Über den Geldgewinn in den uralischen Bergwerken. Alpenreisen. 1. Alpenstraßen; die Crevolabrücke; Varzo's Dialekt; Wasserbeschädigungen im J. 1834. 2. General Bethencourt; Wechsel der Naturerscheinungen; das thurmartige Gasthaus; Grenze der Schweiz; die Galerie von Gondo oder Frissinone; Dorf Simpelen; das alte Spittel und das neue Hospiz. Die Insel Cuba. Die Guebern in Kanton. Anzeichen einer Änderung in dem englischen Militairwesen. Ein Diner im Zelte Ibrahim's, Beis von Mostaganem. Statistik der Verbrechen in England und Wales. Briefe über den spanischen Krieg I. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta. Bilder aus Paris. 4. Julius 1836. 5. Der Triumphbogen de l'Etoile. Das Sanskritcollegium zu Benares. Stirling und Edinburg. Die Insel Thera. Die Norduser des schwarzen Meeres. Jona und Staffa. Die neuere Literatur der Juden. Fountains Abbey. Das schottische Hochland. Die Bewohner der russisch-amerikanischen Colonien. Militairische Benutzung der Eisenbahnen. Irland im Julius 1836. Die unregelmäßige Reiterei der Engländer in Indien. Die Insel Pianosa. Bemerkungen über Congo und Loango.

Chronik der Reisen.

Campbell's Briefe aus Algier. Neunzehnter Brief. Zwanzigster Brief. Einundzwanzigster Brief. Reise von Filleffjeld nach Bergen. 1. Reise ins Thal hinab. 2. Fahrt auf dem Fjord und Reise im Thal. Reise von Madras nach Bombay.

Kleinere Mittheilungen.

Altägyptisches Musikinstrument. Geologische Notizen: Tiefe des Kreidelagers im pariser Bassin. Über eine besondere Eigenschaft des ältern Schiefers. Steinölquelle in Kentucky. Erklärung der Erdbeben auf den ionischen Inseln. Erdbeben bei Spalatro. Auffindung eines Palmbaums in den Minen von Anzin. Zahlreiche Erdbeben. Die Armen in Irland. Ackerbauproben in Canada. Reiche Bleiminen in Frankreich. Auvergnatensitte. Die flämischen Schnitter. Aufbewahrung von Seefischen in süßem Wasser. Literarische Notizen: Hooghson's Nachforschungen über das Thierreich in Neapel. Nachricht von einer Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London. Angebliches Manuscript Ludwig XVIII. Merkwürdige Papyrusrolle. Nachricht über die Journale Italiens. Paganini's Werke. Chinesische Talismane. Gasbeleuchtung der Schiffe. Reste der Urwelt im Thale von Mexico. Vorzüge der Anthracitkohlen zu schnellen Reisen. Seltsame Entdeckung an Arthur's Sitz. Englische Sprache bei den Birmanen. Die neuesten Versuche mit Percussionskugeln. Alter der Sitte, die Glieder unter die Zeichen des Thierkreises zu stellen. Merkwürdige Vase. Beispiel von Verbrennung des menschlichen Körpers. Karte von Centralasien. Zahl der Malerinnen in Frankreich. Neues Boot. Audubon sucht europäische Vögel in Amerika einheimisch zu machen. Die Boa Constrictor als Hausthier. Alterthümer in Morinien. Mosaik zu Autun aufgefunden. Kupferes Gontodii. Auffallende Erscheinung an einem artesischen Brunnen. Einfluß des Luftdrucks auf die Meereshöhe. Pariser Versorgungsanstalten für Arme und Kranke. Plötzlicher Einfall gelber Ameisen in eine Stadt. Ausgezeichnete Stellung einiger Israeliten in Frankreich. Die Königsgräber in St.-Denis. Merkwürdige Tapete. Ein ungeheurer Seekrebs.

Soeben ist im Verlage von A. D. Geisler in Bremen erschienen und an alle namhafte Buchhandlungen versandt:

Grundriß

der

Geschichte der deutschen Literatur

von

Dr. Joh. Wilh. Schaefer,

ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen.

Preis 10 Gr.

Von demselben Verfasser erschien in meinem Verlage:

Griechische Schulgrammatik.

1ster Theil.

Auch unter dem Titel:

Formenlehre der griechischen Sprache, vorzüglich des attischen Prosa-Dialekts.

Preis 20 Gr.

Von mehren Seiten ist der wissenschaftliche Werth und die praktische Brauchbarkeit dieser Grammatik anerkannt worden; z. B. in den Heidelberger Jahrbüchern, 1835, Heft 8, Seite 823, in Gersdorf's Repertorium, 1835, Heft 5, Seite 424 fg.

Für Kranke,

die ihre Gesundheit wiederherzustellen und zu befestigen wünschen, und

für Ärzte,

welche einer durch zahlreiche Erfolge bereits bewährten Heilmethode ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, ist soeben erschienen:

Prießnitz in Gräfenberg

und

seine Methode, das kalte Wasser gegen verschiedene Krankheiten des menschlichen Körpers anzuwenden.

Für Ärzte und Nichtärzte dargestellt

von

Dr. A. H. Kröber,

praktischem Arzte in Breslau.

Mit 2 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
8. 1836. Geh. 12 Gr., oder 15 Sgr.

Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp.

Wir bemerken zugleich, daß es die erste und eigentlich die Hauptschrift über Prießnitz und seine Heilmethode ist, welche hiermit in einer zweiten vermehrten Auflage dargeboten und von Neuem empfohlen wird.

Bei G. Reichardt in Eisleben erschien soeben und ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig:

Lateinische Synonymik

für die Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim Lesen der lateinischen Schriftsteller und Abfassen lateinischer Stylübungen

von

Dr. Friedrich Schmalfeld.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Schon nach drei Monaten war die erste Auflage dieser lateinischen Synonymik vergriffen, ein Umstand, der wol am augenscheinlichsten für die vorzügliche Brauchbarkeit des Buches spricht.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu haben:

Englische Sprachlehre, enthaltend das vollständigste Lehrgebäude einer richtigen Aussprache mit kritischer Hinsicht auf die besten englischen Sprachforscher, als: Murray, Walker, Mavor, Perry ꝛc. nebst dem einfachsten System der Betonung, einer gründlichen Bestimmung der unregelmäßigen Zeitwörter und besonders der Vorwörter, von Dr. **K. Schulze.** Zweite vermehrte und wohlfeile Auflage. 32 Bogen in gr. 8. Preis 18 Gr., od. 22½ Sgr.

Diese praktische Grammatik führt den Lehrer auf einen leichten Weg, die englische Sprache den Deutschen zu lehren. Jede Regel, jede Eigenheit derselben, besonders in Anwendung der Participien und Präpositionen, ist durch treffende Beispiele lichtvoll entwickelt, und wird durch jedesmalige Hinweisung auf die unter besondere Nummern gestellten Regeln und Beispiele auf das Deutlichste erläutert. Die Aussprache betreffend (welche diese Grammatik so frei und deutlich als noch keine in Deutschland bestimmt hat), so beruht sie auf den Grundsätzen des feinsten Geschmacks, wie man dieselbe heutigen Tages nur in den Cirkeln der höhern Stände zu London, oder aus dem Munde der elegantesten Redner des Parlements zu hören gewohnt ist. Mittels einiger Accente in Verbindung mit Ziffern ist es dem Verfasser gelungen, die englischen Laute auf das glücklichste zu übertragen.

In Appun's Buchhandlung in Bunzlau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aloisia. Roman nach den Papieren eines Staatsgefangenen, von Formica. 21 Bogen. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Gehe, Ed., Vermischte Schriften. 2ter Theil, enth.: Jessonda, Oper in 3 Acten. — Die Romantischen, Lustspiel. — Mein Ausflug nach Salzburg und Kärnten. — Gedichte. 10 Bogen. 8. Preis 18 Gr.

Der erste Theil dieser vermischten Schriften erschien bereits Ostermesse, und enthält: Die Malteser, Drama in 5 Acten.

Novellen und Erzählungen von Franz Berthold, eingeführt durch **Ludwig Tieck.** 32 Bogen. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Schefer, Leopold, Kleine Romane. 1stes bis 3tes Bändchen, enth.: 1ster Thl. Die Geschiedene. 2ter Thl. Das vergiftete Testament. — Unglückliche Liebe. 3ter Thl. Ein Weihnachtsfest in Rom. — Die Pflegetochter. Preis 3 Thlr. Einzeln der Band 1 Thlr. 6 Gr.

Schneider, Dr. Robert, Leitfaden für die Elementar-Erdkunde, oder die Erdkunde in ihren Grundbegriffen, und in ihren Beziehungen zur Natur- und Menschenkunde. 9 Bogen. Gr. 8. Preis 10 Gr.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei Julius Weise in Stuttgart sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen und Phantasiestücke.

Von

Dr. Morvell.

Zwei Bände.

8. Geh. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Des Knaben Schreibebuch. — Die schöne Bienerin. — Die Armesünderglocke in Breslau, histor. Novelle. — Die Künstler-Reise. — Wundersame Begebenheiten und Abenteuer Veith Viereck's, eines wandernden Farbenreibers. — Frodosia oder schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes, histor. Novelle.

Furchtlos und treu.

Historischer Roman

aus den

Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Von

Dr. Morvell.

Drei Bände.

8. Geh. Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters

von

Jakob Philipp Fallmerayer,

k. Prof. und ordentl. Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in München.

Zweiter Theil.

Morea, durch innere Kriege zwischen Franken und Byzantiner verwüstet und von albanesischen Colonisten überschwemmt, wird endlich von den Türken erobert. Von 1250—1500 n. Chr.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Wenn eine Würdigung der heutigen Griechen ohne Betrachtung des großen sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart drängenden Zeitraumes, ohne genaue Erforschung der ein- und ausgewanderten Völker und deren auf die Bildung der Bewohner des Landes geäußerten Einflusses nicht stattfinden kann, so wird gewiß der vorliegende Versuch, das bisher über den altgriechischen Boden schwebende Dunkel des Mittelalters zu erhellen und die Ereignisse vom Siege der römischen Legionen über Achaja bis zur gänzlichen Unterjochung Griechenlands von den osmanischen Türken aus den nur sparsam fließenden Quellen zusammenzustellen, um so dankbarer aufgenommen werden, je weniger sich bisher die Geschichtsforschung dieser Zeit zugewendet, und je mehr dieses Land heute das Interesse der gebildeten Welt in Anspruch nimmt.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Die unterzeichneten Verleger erlauben sich zur bevorstehenden Weihnachtzeit das gebildete Publicum auf die bei ihnen in einer Auswahl von **580 Bändchen** erschienenen

Taschenausgaben der Classiker

in

englischer und deutscher, italienischer, französischer und spanischer Sprache

aufmerksam zu machen.

Die Preise dieser Taschenausgaben sind **unerhört billig**, und sie eignen sich wegen ihrer höchst netten Ausstattung vorzüglich zu Geschenken.

Vollständige Verzeichnisse davon sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Zwickau, den 19ten October 1836.

Gebrüder Schumann.

Bis Ende 1836 im Preise herabgesetzt!

Briefe der frommen Männer

des 19ten Jahrhunderts. Ein Spiegel zur Beförderung wahrer Frömmigkeit.

1831. Ladenpr. 20 Gr., oder 25 Sgr. Für 4 Gr. (5 Sgr.)

Die frömmelnden Umtriebe, welche leider dem unbefangenen Gemüthe auf die unverfänglichste Weise Schlingen legen und zu den pietistischen Schwärmereien und unmännlichen Spielereien mit den höchsten, ernstesten Angelegenheiten der Menschheit verlocken, werden hier in 50 Briefen der frommen Schwärmer ausgestellt und der staunenden Mitwelt als Spiegel vorgehalten.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kupfersammlung zum praktischen deutschen Botanisirbuche

von

Dr. Ludwig Reichenbach,

königl. sächs. Hofrathe, Professor der Naturgeschichte und Director des akademisch-botanischen Gartens in Dresden.

Erste Lieferung.

Enthält:

Keimung und Knospung und zweihundertundvierundneunzig Gattungen der deutschen Flora mit ihren Analysen auf zwölf netten Kupfertafeln. Preis 18 Gr.

Leipzig, im October 1836.

Wagner'sche Buchhandlung.

*** Soeben ist fertig geworden:

Fr. W. Schütze, Seminarlehrer, Hand- und Wiederholungsbüchlein für den Schüler. Ein kurzer Auszug aus der praktisch-theoretischen Anweisung für den Unterricht in der Harmonielehre. (7 Bogen.) Pränumerationspreis 7 Gr.

Das in diesem Titel mitgenannte größere Werk des Verf. (25½ Bogen stark) kostet 1 Thlr. 6 Gr. Pränumerationspreis. Das dazu gehörige Beispielbuch (15 Bogen großes Notenformat) steht in gleichem Preise. Das Handbüchlein und die Anweisung ꝛc. werden, wie das zu beiden gehörige Beispielbuch, auch einzeln abgelassen; doch sind erstere ohne letztere nicht zu gebrauchen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Bei Justus Perthes in Gotha ist soeben erschienen:

H. Luden's Geschichte des deutschen Volkes.

11ter Band. Velinpapier 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.) Weißes Druckpapier 2 Thlr. 8 Gr. (4 Fl. 12 Kr.)

Dieser Band enthält das 23ste und 24ste Buch: Deutschland unter den Hohenstaufen Friedrich I. und Heinrich VI. — Die ersten zehn Bände dieses Nationalwerkes sind noch im Subscriptionspreis zu 22 Thlr. (39 Fl. 36 Kr.) für die Ausgabe auf Druckpapier und zu 31 Thlr. 12 Gr. (56 Fl. 42 Kr.) auf Velinpapier zu haben.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Voigtländer, J. A., Pfarrer, Entwickelung des Christenthums zur Welt- und Staatsreligion, in Fragmenten nach Spinoza. Ein Beitrag zu gerechter Würdigung seiner Theologie und Philosophie. Gr. 8. Halle, Kümmel. Geh. 8 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben Napoleon's kritisch geprüft.

Aus dem Englischen.

Nebst einigen Nutzanwendungen auf „Das Leben Jesu von Strauß".

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Erwiderung auf die Recension von „Furchtlos und treu" in Nr. 264 (20. Sept. 1836) der Blätter für literarische Unterhaltung.

Der unterzeichnete Verleger hat vergebens gesucht, den Verfasser des obigen Romans, Dr. Morrell, zu einer Begegnung der ungünstigen Beurtheilung desselben zu bewegen; der Verfasser stellte den sehr richtigen Grundsatz auf, daß, wolle man auf alle Recensionen antworten und sich so in literarische Fehden einlassen, die edle Zeit auf das schmählichste zersplittert, auf das traurigste verschwendet würde, daß ferner die Redaction eines Tageblattes es in ihrer Gewalt habe, Jeden auf die schonungsloseste Weise mitzunehmen, der zum Antworten auf ihre Angriffe sich einlasse, und daß ein gänzliches Ignoriren solcher Ausfälle das Vernünftigste sei, was man thun könne, da mit dem hinweggelegten Tageblatte der Inhalt desselben vergessen wäre. Der unterzeichnete Verleger kann sich indessen nicht bei solcher Meinung begnügen; was dem Herrn Verfasser weder Nachtheil noch Unehre bringt, kann dem Verleger desselben pecuniairen Schaden zufügen, darum wollen wir, gestützt auf das Urtheil gescheiter, dem Verf. nicht bekannter oder befreundeter Männer, und gestützt auf das Urtheil des Publicums, welches nöthig machte, daß zu den sechs, in der Leihbibliothek vorhandenen Exemplaren noch wieder zwei angeschafft wurden — was wenigstens beweist, daß der Roman fleißig gelesen wird — eine Widerlegung des Urtheils in d. Blättern für lit. Unterhaltung versuchen, was uns hoffentlich nicht schwer werden wird.

Die Tendenz des Ganzen sollte wol dem Recensenten bekannt sein, sie ist es jedoch nicht, denn sie liegt nicht in folgenden Worten des Recensenten: „Furchtlos ist der wilde und berühmte General Holk, und treu dessen Gemahlin Mechthild, die ihn auch im Tode nicht verlassen will; furchtlos ist ein zweiter Liebender, der Schwede Soop, und treu eine zweite Liebende, Gertrud, des Rathsherrn Böttcher Töchterlein, daher der Titel: „Furchtlos und treu", — sondern sie ist in denen des „unleidlichen Schwätzers", des Schwedenkönigs, am Ende des Buches enthalten: „Ihr Beide hatt euern Wahlspruch bewährt, furchtlos und treu! Du handelnd als Mann, sie duldend als Weib, wie es ja der armen Weiber Loos immer ist: Du und sie, ihr Beide tratet dem Schicksal kühn entgegen, du hast es mit männlicher Kraft überwunden, sie ist ihm, dem Allgewaltigen, Zermalmenden unterlegen!"

Die Geschmacklosigkeit der Ausführung, das dicke Auftragen der Contraste, die witzigen Vergleiche wie Bohnenstroh und Eiderdunen, wollen wir unberührt lassen, weil sie mit nichts motivirt sind, Herr Nr. 45 hat diese Ansicht von der Sache — ein Anderer jene. Der unleidliche Schwätzer Gustav Adolf schwatzt sehr wenig, und seine Worte sind fast alle historisch treu, und durch Anführung der Quellen, aus denen sie entnommen, gerechtfertigt. — „Die Bengelhaftigkeit des Ausdrucks, die in unsern schlechten Romanen stereotyp geworden, gegen welche Conversationston in unsern Tabagien nichts als Lumperei ist", hat dem Dr. Morrell bisjetzt noch keiner von allen Recensenten seiner gern gelesenen Werke vorgeworfen, im Gegentheil ist der feine Geschmack und die glückliche Wahl der Worte öfter hervorgehoben worden. „Daß die Leute damals von Sir John Fallstaff reden", soll ein Anachronismus sein, unsers Wissens hat Shakspeare 70 Jahre vor Gustav Adolf's Erscheinen auf deutschen Boden gelebt, warum soll ein, als vorzugsweise gebildet charakterisirter Artilleriemajor nicht dieses Dichters Werke gekannt haben? „Daß es damals Husaren gegeben", soll gleichfalls ein Anachronismus sein. Die ganze ungarische Cavalerie besteht aus Husaren, die Husarenjacke ist der Ungarn Nationaltracht. Husz heißt ungarisch zwanzig, nach einer ungarischen Verordnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (der dreißigjährige Krieg liegt ungefähr in der Mitte des 17., also zwei Jahrhunderte später) wurde allemal der zwanzigste Mann zum Kriegsdienst ausgehoben, und von diesen Zwanzigmännern haben die leichten, jetzt beinahe bei allen Armeen in ganz Europa eingeführten Huszaren ihren Namen, unter Tilly fochten in der Schlacht bei Leipzig fünf solche Huszarenregimenter. Wo ist denn nun der Fehler?

„Die Rathsmänner werden gewöhnlich hochbeinig genannt." Hr. Nr. 45 hat dies wahrscheinlich nur einmal von dem Rathsmann Henning gelesen, welcher als Caricatur beschrieben und darum auch gelegentlich ein- oder ein paarmal „der hochbeinige Rathsherr" genannt wird —, kann der Hr. Nr. 45 dem Verf. des Romans nachweisen, daß er noch einen zweiten Rathsmann oder die Rathsherren überhaupt hochbeinig nennt, so wird der unterzeichnete Verleger öffentlich sein Unrecht in eben diesem Blatte und, wenn es verlangt wird, in allen andern kritischen Zeitschriften Deutschlands bekennen; bis dieser Beweis geführt ist, bleibt jedoch auf Hrn. Nr. 45 die Schmach einer böswilligen Entstellung haften.

„Auch eine lüsterne Italienerin, die, Gott weiß wie, in das Pommerland gekommen, tritt allhier auf." Hätte Hr. Nr. 45 den Roman gelesen, ja nur ein paar Seiten von da, wo er die Italienerin fand, zurückgeblättert, so würde er — ohne den lieben Herrn Gott zu incommodiren — selbst wissen, wie sie mit der brandenburgischen Prinzessin, welche Gustav Adolf sich vermählt, nach Schweden sogar — nicht blos nach Pommern gekommen —, daß solche Fictionen dem Schriftsteller erlaubt sind, bedarf wol keiner Auseinandersetzung, daß es aber so unbillig als ungerecht und herzlos ist, einem Schriftsteller Vorwürfe zu machen, die so völlig unbegründet sind, wird man gern eingestehen, es beweist, wie weit das ehrwürdige Institut der Kritik gesunken ist! „Daß die italienischen Mädchen von Kindheit auf bis zur Verheirathung im Kloster erzogen werden, und daß sie sich erst als Frauen zu Schönheit und Fülle entwickeln", wird Hr. Nr. 45 nicht hinwegschwatzen — es ist doch nun einmal so. „Die gelehrten Anmerkungen, den Knir und Ähnliches betreffend", wird Hr. Nr. 45 den Hrn. Verf. gütigst verzeihen, wenn derselbe erfährt, daß ein Knir der jetzigen Generation des südlichen Deutschlands beinahe völlig unbekannt ist. Was der Hr. Nr. 45 an der Stelle, in welcher Verf. des Romans „seine Kunstkenntniß auszubreiten Gelegenheit nimmt", und worin dieser sagt, daß Joh. van Eick und Johannes Schorel reinere, zartere, jungfräulichere Gestalten geschaffen, als die Niederländer oder die Italiener, begreift der Verf. dieses nicht; denn daß die Sache an sich richtig ist, wird Niemand ableugnen wollen, und daß der Geschmack des Hrn. Dr. Morrell durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Künstlern und Kunstkennern von Berlin, Dresden, Wien und München, sowie durch die häufigen, nicht nutzlosen Besuche der größten Galerien dieser Städte, hinlänglich gebildet ist, um das eben Gesagte aus eigner Anschauung und Auffassung zu abstrahiren, haben wir, die wir denselben kennen, zu glauben Ursache.

Lächerlich muß es erscheinen, daß „der Name Morrell als

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Direktion soll im Wege der Submission vergeben werden. Die Bedingungen können in unserer Registratur eingesehen werden. Offerten sind bis zum 15. Juli d. J. einzureichen.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Neue Druckschriften

sind eingegangen und liegen zur Einsicht bereit:

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. 1. Heft. Berlin 1852.

Verhandlungen des Vereins für Eisenbahnkunde zu Berlin. 1. Heft. Berlin 1852.

Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. 1. Heft. Hannover 1852.

Polytechnisches Journal. 1. Heft. Berlin 1852.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Königl. Eisenbahn-Direktion soll im Wege der Submission vergeben werden. Die Bedingungen können in unserer Registratur eingesehen werden. Offerten sind bis zum 15. Juli d. J. einzureichen.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Neue Druckschriften

sind eingegangen und liegen zur Einsicht bereit:

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. 1. Heft. Berlin 1852.

Verhandlungen des Vereins für Eisenbahnkunde zu Berlin. 1. Heft. Berlin 1852.

Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. 1. Heft. Hannover 1852.

Polytechnisches Journal. 1. Heft. Berlin 1852.

Mr. Bentley's Works, Vol. III. (completing the Set), 8vo. 12s. boards.

Bentley's Dissertation upon the Epistles of Phalaris, with an Answer to the Objections of the Honourable Charles Boyle, Esq. and an Appendix. 8vo. 12s. boards.

Bentley's Sermons at the Boyle Lectures, 8vo. 6s. boards.

Bentley's Remarks upon a late Discourse of Free-thinking, 8vo. 6s. boards.

Bentley's Proposals for printing a new Edition of the Greek Testament and St. Jerom's Latin Version, 8vo. 2s. 6d. boards.

Bentley's Confutation of Atheism from the Origin and Frame of the World, 8vo. 6s. boards.

Bentley's Sermons at the Boyle Lectures, 8vo. 6s. boards.

Bentley's Remarks upon a late Discourse of Free-thinking, 8vo. 6s. boards.

Bentley's Proposals for printing a new Edition of the Greek Testament and St. Jerom's Latin Version, 8vo. 2s. 6d. boards.

Bentley's Confutation of Atheism from the Origin and Frame of the World, 8vo. 6s. boards.

Printed for T. Cadell, in the Strand; and W. Davies, in Russel-street, Covent-garden.

Neuere ausgezeichnete

Geschichts-Werke

zu beispiellos wohlfeilen Preisen:

Bignon, Geschichte von Frankreich, vom achtzehnten Brumaire bis zum Frieden von Tilsit. Übersetzt von H. Hase. 6 Bde. 1831. 7 Thlr. 12 Gr.

Browning, W. S., Geschichte der Hugenotten des sechszehnten Jahrhunderts. Übersetzt von Dr. Herzog. 2 Bde. 1830. 3 Thlr. 12 Gr.

Flassan, G., Der wiener Congreß. Geschichtlich dargestellt. Übersetzt von Prof. Herrmann. 2 Bde. 1830. 3 Thlr.

Malcolm, J., Geschichte von Persien. Übersetzt von Becker. 2 Bde. 1830. 3 Thlr.

Raynouard, M., Geschichte des Municipalrechts in Frankreich. Übersetzt von Emmermann. 2 Bde. 1830. 2 Thlr.

Ségur, Graf v., Geschichte Ludwig XI. Übersetzt von Ludwig Hoffmann. 1831. 1 Thlr.

Villemain, M., Geschichte Cromwell's. Übersetzt von Berly. 2 Thlr.

Im Besitz einer Partie Exemplare der obigen Werke, alle in gleichem Großoctavformat auf gutem Papier und ganz neu, erlasse ich selbe zur Bewirkung eines schnellen Absatzes gegen baare Zahlung

16 Bände mit 334 Druckbogen zusammengenommen statt 22 Thlr.

um 6 Thlr. 16 Gr. !!

zu welchem Preise sie durch alle Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden können.

Leipzig, den 30sten October 1836.

Adolf Frohberger.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Katalog auffallend billiger classischer Werke aus der Theologie, Philosophie, Philologie, Geschichte, vermischte Schriften u. s. w. nebst **seltenen antiquarischen Werken** aus genannten Wissenschaften, welche sämmtlich zu Preisen, die oft nicht mehr als den Maculaturwerth betragen, durch alle Buchhandlungen zu haben sind, aus dem Verlage der Renger'schen Buchhandlung in Halle und Leipzig.

Es befinden sich unter diesen Werken die Schriften von Bater, Stäudlin, Eylert, Böckel, Wachsmuth, Strahl, Sprengel, Kant, Eberhard, Morus, Bouterweck, Wolf, Thomasius, Gundling, Ludwig, Reimann und Andern.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

8. Velinp. Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Göthe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gedichte Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyklus, in dem sich die Entwickelungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich, persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Übersetztes.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ingemann, B. S., Drei Erzählungen: Der Wehrwolf. Der lebende Todte. Der Corsicaner. Aus dem Dänischen übers. von de la Motte Fouqué. 8. Halle, Kümmel. Geh. 15 Sgr., od. 12 Gr.

Die Zueignung des Übersezers an den Verf. bezeichnet diese Dichtungen als Geistergeschichten ohne Gespenster. Und somit mögen sie denn den Freunden schauerlicher Ahnungsgebilde (zahlreich in unserer jetzigen Lesewelt) empfohlen sein, ohne doch bei Denjenigen anzustoßen, welche sich die Aufklärung des 18. Jahrhunderts allzu sehr zu Gemüthe gezogen haben, um einen unmittelbaren Verkehr der Verewigten mit uns annoch Sterblichen zu statuiren.

Der ausgezeichnete Ruf, dessen der Verfasser als dänischer Schriftsteller genießt, bürgt für seine Leistungen, und seine in der Zueignung berührte Dichterfreundschaft mit dem Übersetzer läßt hoffen, daß dieser das Seinige gethan haben wird, um jene wunderbaren Gestaltungen unentstellt in die deutsche Sprache herüber zu geleiten.

Interessante Schrift über Runkelrübenbau.

Bei F. E. Dittmar in Sangerhausen erschien soeben und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Anweisung wie der Landwirth **Zucker-, Runkel-** und andere **Rüben** auf die vortheilhafteste Weise erbauen kann. Herausgegeben von **J. A. Dennstedt.** Elegant brosch. 16 Gr. (20 Sgr.)

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Vierter Theil.

Hiermit wird diese Mustersammlung echter Novellen geschlossen. Für den Werth derselben haben sowol die günstigsten Beurtheilungen in geachteten öffentlichen Blättern, wie die beifällige Aufnahme des Publicums entschieden. Es finden sich darin Novellen nach dem Italienischen des Alamanni, Arpelati, Bandello, Bargagli, Bettari, Erizzo, Giovanni, Giraldi, Gozzi, Grazzini, Machiavelli, Malespini, Mori, Motense, Nota, Sacchetti, Strapparola, Tomasi; nach dem Spanischen des Avellaneda, der Donna Caravajal y Saavedra, des Castillo Solorzano, Cervantes, Don Manuel, Montalvan, Montemayor, Robles, Vega und der Donna de Zayas y Sotomayor; nach dem Französischen der Angelique de Gomez, des Hugues-le-Roi, Loquesselles und Retif de la Bretonne; nach dem Lateinischen des Aeneas Silvius (Piccolomini), dem Englischen der Aphra Behn, des Deloney, Head und Alex. Smith, dem Deutschen des Sam. Greiffensohn, Kirchhof, Just. Möser, Schnabel, Urf, außer den vielen nach Originalen anonymer Schriftsteller.

Eine werthvolle Zugabe bietet Tieck in seinem Vorworte, in dem er die Geschichte der Novelle behandelt. Alle vier Theile kosten 10 Thlr.

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

DEN FREUNDEN DER AUSLÄNDISCHEN, NAMENTLICH FRANZÖSISCHEN LITERATUR

zeigen wir hiermit ergebenst an, dass wir die seit einer Reihe von Jahren hier bestandene französische Buchhandlung von Bossange Père übernommen haben und sie unter unserer Firma in grösserer Ausdehnung fortführen werden.

Indem wir eine möglichst schnelle und billige Besorgung aller Aufträge, mit denen man uns beehren wird, zusichern, machen wir insbesondere auf den reichhaltigen Katalog des von uns übernommenen Lagers aufmerksam, der auf 104 Seiten in grossem Quartformat und gespaltenen Columnen eine Menge werthvoller und auch seltener Werke enthält. Dieser Katalog ist durch alle Buchhandlungen *gratis* zu beziehen. Bei direct an uns gerichteten Bestellungen auf die in demselben verzeichneten Werke gewähren wir bei baarer Zahlung auch noch besondere Vortheile, obgleich die Preise an sich schon niedriger gestellt sind als im deutschen Buchhandel in der Regel gewöhnlich und möglich ist.

Schliesslich empfehlen wir uns sowol *zur Besorgung* älterer und neuerer Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur, als auch des *Commissioni-Debits neuerer Werke* für den deutschen und ausländischen Buchhandel unter den billigsten Bedingungen.

Leipzig, im November 1836.

Avenarius & Friedlein
(sonst Bossange Père),
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tiberius,
der dritte Cäsar.

Eine Tragödie
in fünf Handlungen.

Von

J. C. Hauch,
Professor an der Akademie zu Sorõe.

8. Geh. 20 Gr.

Der Verfasser, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden dänischen Dichter, verdient es auch dem deutschen Publicum bekannt zu werden. Im J. 1834 erschien bereits von ihm ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Die Belagerung Maastrichts" (20 Gr.).

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kopisch, August, Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

August Kopisch' Name und poetisches Talent sind bereits seit einer Reihe von Jahren in Dichter- und Künstlerkreisen, wie auch durch den Musenalmanach rühmlichst bekannt. Wir übergeben nun dem Publicum die gesammelten Gedichte desselben, welche theils eine große Anzahl gesellig-humoristischer und komischer Lieder, in welcher Gattung Kopisch vorzüglich ausgezeichnet ist, theils eine Fülle von Balladen, Romanzen, Bearbeitungen deutscher und italienischer Sagen und größern epischen Studien enthalten, welche Jedem, der den Fortschritt unserer von Jahr zu Jahr reicher aufblühenden Lyrik verfolgt und anerkennt, von dem höchsten Interesse sein werden. Kopisch' Lieder sind recht eigentlich für den Gesang bestimmt und durch ihren humoristischen Inhalt zur allgemeinen Verbreitung geeignet, sodaß sie auch als eine reiche Fundgrube für die Composition anzusehen und in dieser Beziehung allen Musikern zu empfehlen sind. Viele derselben, wie die „Historie von Noah", sind bereits Volkslieder im höhern Sinne geworden. Wir hoffen demnach, dem Publicum in dieser Sammlung eine willkommene Gabe, der Lyrik aber eine wesentliche Bereicherung zu bieten.

Von dem in der heutigen Lieferung der Blätter für literarische Unterhaltung besprochenen sehr seltenen Werke:

Vacani, Storia delle campagne e degli assedj degl' Italiani in Ispagna dal MDCCCVIII al MDCCCXIII corredate di piani e carte topografiche ec. Mit einem Atlas. Folio. Milano, della imperiale regia stamperia. 1823. 3 Bände.

haben wir ein etwas beschädigtes, aber ganz neues Exemplar vorräthig, welches wir für den Preis von 45 Thlr. (Preis nach Ebert's Lex. 62 Thlr.) gegen baare Zahlung offeriren.

Leipzig, im November 1836.

Avenarius & Friedlein,
Buchhandlung f. deutsche u. ausl. Literatur.

Subscriptions will be received at the Office of the Publication, No. 1, Wellington-street, Strand, and by all Booksellers and Newsmen in Town and Country.

Printed by WILLIAM CLOWES, of No. 14, Duke-street, Lambeth, in the County of Surrey, and published by the said WILLIAM CLOWES, at No. 1, Wellington-street, in the Parish of St. Clement Danes, in the County of Middlesex.

LONDON:

Saturday, May 7, 1836.

Advertisements.

Mr. Bentley's New Publications.

Dedicated by Special Permission to the Queen.

Memoirs of the Life and Reign of King George the Fourth.

By Robert Huish, Esq.

Author of "The Life of William the Fourth," "The Life of Queen Adelaide," "The Life of Her Majesty Queen Victoria," "The Life of Sir Robert Peel," "The Life of Lord Brougham," "The Life of Lord Melbourne," "The Life of Lord John Russell," "The Life of Lord Palmerston," "The Life of Lord Stanley," "The Life of Lord Althorp," "The Life of Lord Grey," "The Life of Lord Durham," "The Life of Lord Ellenborough," "The Life of Lord Wellington," "The Life of Lord Nelson," "The Life of Lord Collingwood," "The Life of Lord Exmouth," "The Life of Lord Hill," "The Life of Lord Combermere," "The Life of Lord Gough," "The Life of Lord Hardinge," "The Life of Lord Raglan," "The Life of Lord Clyde," "The Life of Lord Napier of Magdala," "The Life of Lord Roberts," "The Life of Lord Kitchener," "The Life of Lord Beatty," "The Life of Lord Jellicoe," "The Life of Lord Haig," "The Life of Lord Trenchard," "The Life of Lord Dowding," "The Life of Lord Portal," "The Life of Lord Tedder," "The Life of Lord Slim," "The Life of Lord Mountbatten," "The Life of Lord Louis," "The Life of Lord Cunningham," "The Life of Lord Alexander," "The Life of Lord Montgomery," "The Life of Lord Alanbrooke," "The Life of Lord Ismay," "The Life of Lord Hastings," "The Life of Lord Amherst," "The Life of Lord William Bentinck," "The Life of Lord Auckland," "The Life of Lord Ellenborough," "The Life of Lord Hardinge," "The Life of Lord Dalhousie," "The Life of Lord Canning," "The Life of Lord Elgin," "The Life of Lord Lawrence," "The Life of Lord Mayo," "The Life of Lord Northbrook," "The Life of Lord Lytton," "The Life of Lord Ripon," "The Life of Lord Curzon," "The Life of Lord Reading," "The Life of Lord Irwin," "The Life of Lord Halifax," "The Life of Lord Templewood," "The Life of Lord Woolton," "The Life of Lord Macmillan," "The Life of Lord Swinton," "The Life of Lord Monckton," "The Life of Lord Salisbury," "The Life of Lord Home," "The Life of Lord Avon," "The Life of Lord Kilmuir," "The Life of Lord Hailsham," "The Life of Lord Dilhorne," "The Life of Lord Denning," "The Life of Lord Devlin," "The Life of Lord Radcliffe," "The Life of Lord Pearce," "The Life of Lord Upjohn," "The Life of Lord Wilberforce," "The Life of Lord Diplock," "The Life of Lord Scarman," "The Life of Lord Keith," "The Life of Lord Goff," "The Life of Lord Browne-Wilkinson," "The Life of Lord Mustill," "The Life of Lord Slynn," "The Life of Lord Nicholls," "The Life of Lord Steyn," "The Life of Lord Hoffmann," "The Life of Lord Hope," "The Life of Lord Saville," "The Life of Lord Phillips," "The Life of Lord Judge," "The Life of Lord Woolf," "The Life of Lord Bingham," "The Life of Lord Neuberger," "The Life of Lord Mance," "The Life of Lord Clarke," "The Life of Lord Sumption," "The Life of Lord Reed," "The Life of Lord Hodge," "The Life of Lord Briggs," "The Life of Lord Kerr," "The Life of Lord Wilson," "The Life of Lord Carnwath," "The Life of Lord Hughes," "The Life of Lord Toulson

Von der Verlagshandlung
sind zu beziehen:

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Amerika.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Afrika.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Asien.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Europa.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Australien.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Amerika.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Afrika.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Asien.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Europa.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

Allgemeine Geschichte
der Länder und Völker
von Australien.
Von
Dr. Johann Heinrich Ludwig Bredow.
Mit Kupfern und Karten.
Vierte Auflage.
Vier Bände.
Leipzig, 1827.

20sten Februar 1835 gegen den Nachdruck dieser seiner Schrift und etwaige bloße Umänderung der dazu gehörenden Tafeln auf 10 Jahre für den ganzen Umfang des preußischen Staats zu Theil geworden.

Wir halten es demnach für überflüssig, das pädagogische Publicum noch näher auf ein Werk aufmerksam zu machen, das, nach K. Ritter's Urtheil über die constructive Methode, „für den elementar-topischen Theil der Erdkunde eine neue Bahn zu brechen um so mehr geeignet sein möchte", als es, in dem Grundgedanken und Ergebniß mit Aogren übereinstimmend, die allgemeine praktische Anwendbarkeit in den genannten Schulen vor jenem voraus haben wird.

Ankündigung

eines

für das edle weibliche Geschlecht

kürzlich in der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschienenen Werks:

Die Jungfrau,

nach den Anfoderungen des vernünftigen, gebildeten und gefühlvollen Mannes.

Oder

Winke zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts, aus der Feder eines Mannes.

Von

Friedrich von Sydow.

Mit einem feinen Titelkupfer, vorstellend das idealische Bild einer Jungfrau mit dem Motto:

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

In elegantem Umschlag geheftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Mit dem vollsten Vertrauen auf günstige Aufnahme tritt die Verlagshandlung mit einem neuen Werke des Hrn. Friedrich von Sydow hervor, dessen lehr- und erfahrungsreiche Feder des Gediegenen schon so Vieles lieferte. Die Heranbildung der weiblichen Jugend, der zukünftigen Gattinnen und Hausmütter, der Begründerinnen des Familienglückes: diese Aufgaben hat der Verfasser so richtig als treffend gelöst und stellen sich in der Zueignung an seine Töchter, sowie in der Einleitung zu dem Werke dar. Mit vollem Rechte glauben wir daher dieses Werk dem schönen Geschlechte zur Zierde jeder weiblichen Büchersammlung, besonders aber als ein passendes Geschenk für Töchter, Gattinnen und Freundinnen empfehlen zu können, da auch die äußere Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Historisch-kritische

Darstellung des Streits

über

die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien

von

Dr. **Friedrich Oesterlen.**

Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Die medicinische Facultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlasst, im Jahr 1833 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publicums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Ärzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Als Weihnachtsgaben

sind die beliebten Schriften

von

Henriette Hanke, geb. Arndt,

für die gebildete Frauenwelt und für jede Familien-Bibliothek wegen ihres allgemein schon anerkannten Gehaltes und Interesses fernerhin vorzüglich zu empfehlen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schwägerinnen. 2 Theile. 2⅔ Thlr.
Die Perlen. 2 Theile. Zweite Auflage. 2¾ Thlr.
Die Schwiegermutter. 2 Theile. Zweite Aufl. 2½ Thlr.
Die Witwen. 2 Theile. 3½ Thlr.
Die Schwester. 2 Theile. 3¼ Thlr.
Der Blumenkranz. 2 Theile. 3⅓ Thlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hanover.

In unserm Verlage erschien:

Alexander der Große.

Charaktergemälde in drei Abtheilungen

von

Ludwig Bauer.

Erste Abtheilung: Alexander und Memnon, Schauspiel in fünf Aufzügen.
Zweite Abtheilung: Eine Nacht in Persepolis, Zwischenspiel.
Dritte Abtheilung: Alexander und seine Freunde, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blumen- und Ährenlese

aus

meinem jüngsten Arbeits-Lustrum.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Steinkohlengruben. Erzählung. — Die Räuber im Schwarzwalde. Novelle. — II. Die Badereise. Erzählung. — Die Cholera im Fürstenthum Scheerau. — Ludwig Devrient. — Wilhelmine Schröder-Devrient.

Wiese (Sigismund), Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Von dem durch seine eigenthümlichen Leistungen bereits vortheilhaft bekannten Verfasser erschienen bisjetzt: „Theodor. Ein Roman." (1833, 1 Thlr. 20 Gr.) „Hermann. Ein Roman." (1834, 1 Thlr. 6 Gr.) „Drei Trauerspiele." (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) „Drei Dramen." (1836, 1 Thlr. 6 Gr.)

Leipzig, im November 1836.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Neuyork, Petersburg und Rio Janeiro und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

die dritte Lieferung

einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 21—30, Colonien—Flachs,

auf die wir hiermit das ganze gebildete Publicum, besonders aber den Handels- und Gewerbstand aufmerksam machen.

Unser **Handbuch für Kaufleute**, nach demselben englischen Originale bearbeitet und durch Supplemente bereichert, welche hauptsächlich auf den europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben, hat überall die Anerkennung gefunden, welche sein reicher gediegener Inhalt verdient. Der Umfang desselben schrieb jedoch einen Preis vor, der, wenn schon an und für sich äußerst billig, das Werk doch Manchem unzugänglich macht. Wir haben uns deshalb entschlossen, diese gedrängte Umarbeitung zu veranstalten, welche jenem Uebelstande begegnet, und überhaupt vorzugsweise auf die Bedürfnisse des praktischen Kaufmanns, Fabrikanten und Gewerbsmannes berechnet ist. Es wird in derselben nichts ausgelassen, als diejenigen Partien des Originals, welche rein nur auf Großbritannien Bezug haben, und nichts abgekürzt, als einige längere theoretische Abhandlungen. Ganz vollständig wird aufgenommen:

Alles, was auf Handelsgeographie, Waaren- und Gewerbskunde, Münz-, Mast- und Gewichtsverhältnisse, Wechselcurse, Staatspapiere, Versicherungen, Leibrenten, Bankgeschäfte ꝛc.

Bezug hat, ja alle diese wichtigen Zweige des kaufmännischen Wissens werden durch Zusätze aus den neuesten und besten Hülfsquellen bereichert.

Compresser, aber dennoch sehr deutlicher Druck und ein großes Format machen es möglich, das ganze so höchst reichhaltige Werk in 60—70 Bogen zusammenzudrängen, welche noch im Laufe des Jahres 1836 in sechs bis sieben Lieferungen erscheinen werden.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf

48 Kreuzer, oder 12 Groschen für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben, und lassen ihn vorläufig bis zum Schlusse des Werkes, der in diesem Jahre noch erfolgen wird, offen. Subscribentensammler erhalten **auf zehn das eilfte Exemplar gratis**, wenn sie sich an die ihnen zunächstgelegene Buchhandlung wenden. Wir haben jede solide Handlung in den Stand gesetzt, diese Vergünstigung einzuräumen.

Dieser außerordentlich wohlfeile Preis wird auch dem Unbemittelten gestatten, sich ein Werk anzuschaffen, das bereits die Runde in Europa gemacht hat und überall als das vortrefflichste seiner Art anerkannt worden ist. Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und wird das unentbehrliche Handbuch auf jedem Comptoire werden.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancenkunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig sein kann, findet man darin eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechselung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, sowie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikationsartikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Originalauflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze, die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren, mit ihren Handels-, Münz- und Gewichtsusancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waarenartikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde.

Wir berufen uns zu Bestätigung des Gesagten wiederholt auf die bereits erschienenen drei Lieferungen. Der unvergleichlich reiche Inhalt, die schöne Ausstattung, der deutliche, bei aller Ersparniß des Raums, jedem Auge noch wohlgefällige Druck und die außerordentliche Wohlfeilheit des Preises werden diesem gemeinnützigen Werke, namentlich beim Handel- und Gewerbstande, überall den verdienten Eingang verschaffen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1000 Ctr. Steinkohlen für die Gasanstalt soll im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis zum 15. d. M. an die Direktion einzureichen.

Die Direktion der Gasanstalt.

Ankündigungen.

Bey Johann Friedrich Hartknoch in Riga ist so eben erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Kritik der praktischen Vernunft. Von Immanuel Kant. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Kritik der Urtheilskraft. Von Immanuel Kant. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Kritik der reinen Vernunft. Von Immanuel Kant. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. Von Immanuel Kant. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Von Immanuel Kant. 8. 12 gr.

Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Von Immanuel Kant. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. Von Immanuel Kant. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Zum Ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Von Immanuel Kant. 8. 8 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dritter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Elfter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zwölfter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunzehnter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtunddreißigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundzwanzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundvierzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundfünfzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundsechzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundsiebzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundachtzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Einundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Zweyundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Dreyundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Vierundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Fünfundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Sechsundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Siebenundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Achtundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Neunundneunzigster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Vermischte Schriften. Von Immanuel Kant. Hundertster Band. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Von der Bildung der Kinder.

Von der Bildung der Kinder.

Von der Bildung der Kinder.

Allgemeines Wochenblatt
für
Stadt und Landkreis Aachen.
Nr. 1. 1. Jahrg. 1848.

Amtliche Bekanntmachungen.

Nachdem die Wahlen der Wahlmänner für die Wahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung vollendet sind, werden die Wahlmänner des Landkreises Aachen hiermit aufgefordert, sich am Montag den 6. d. M. Morgens 9 Uhr im Sitzungssaale des Landrathsamtes zu Aachen zu versammeln, um die Wahl der Abgeordneten vorzunehmen.

Aachen, den 3. Juli 1848.

Der Landrath
Graf von Arnim.

Nachdem die Wahlen der Wahlmänner für die Wahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung vollendet sind, werden die Wahlmänner der Stadt Aachen hiermit aufgefordert, sich am Montag den 6. d. M. Morgens 9 Uhr im Sitzungssaale des Rathhauses zu Aachen zu versammeln, um die Wahl der Abgeordneten vorzunehmen.

Aachen, den 3. Juli 1848.

Der Bürgermeister
Graf von Arnim.

Nachdem die Wahlen der Wahlmänner für die Wahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung vollendet sind, werden die Wahlmänner des Landkreises Aachen hiermit aufgefordert, sich am Montag den 6. d. M. Morgens 9 Uhr im Sitzungssaale des Landrathsamtes zu Aachen zu versammeln, um die Wahl der Abgeordneten vorzunehmen.

Aachen, den 3. Juli 1848.

Der Landrath
Graf von Arnim.

Nachdem die Wahlen der Wahlmänner für die Wahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung vollendet sind, werden die Wahlmänner der Stadt Aachen hiermit aufgefordert, sich am Montag den 6. d. M. Morgens 9 Uhr im Sitzungssaale des Rathhauses zu Aachen zu versammeln, um die Wahl der Abgeordneten vorzunehmen.

Aachen, den 3. Juli 1848.

Der Bürgermeister
Graf von Arnim.

49) Ch. M. Frähn's Beleuchtung der merkwürdigen Notiz eines Arabers aus dem neunten Jahrhundert über die Stadt Mainz.
50) Corani textus Arabicus recensuit *Gustavus Fluegel.*
51) Chrestomathia arabica grammatica conscripta a *Georg Guil. Freytag.*
52) Gül und Bülbül, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli; türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer.
53) Sententiae Ali Ben Taleb arabice et persice edidit *Joannes Gustavus Stickel.*
54) Nümi asiatici musei universitatis Casanensis, recensuit *Franciscus Erdmann.*
55) *Ch. M. Frähn*, De Il-Chanorum seu Chulaguidarum numis.
56) Oriental fragments by the author of the Hindu Pantheon.
57) Miscellaneous translations from oriental languages.
58) Narrative of travels in Europe, Asia and Africa, by Evliya Efendi, translated by *Joseph von Hammer.*
59) Carminum Abulsaragii Babbaghae specimen, latine vertit *P. H. Wolff.*
60) Gulistan ou le parterre de fleurs, traduit par *N. Semelet.*
61) Mélanges de littérature orientale et française par *J. Ayoub.*
62) Hariri Bazrensis, consessuum decas; transtulit edidit-que *Carolus Rudolphus Samuel Peiper.*
63) Persian stories by the rev. *H. G. Keene.*
64) Abulfedae tabulae quaedam geographicae, edidit *Henr. Ferdin. Wüstenfeld.*
65) Specimen el-Lobabi, edidit *Ferdinandus Wüstenfeld.*
66) Mirchuand's Geschichte der Sultane aus dem Geschlechte Bujeh, persisch und deutsch, von Friedrich Wilken.
67) Novas observationes in quosdam numos Abbasidarum, digessit *Joannes Antonius Arri.*
68) Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum ab Haji Khalfa compositum edidit et latine vertit *Gustavus Fluegel.*
69) Traité des instrumens astronomiques des Arabes, traduit par *J. J. Sedillot.*
70) Fables de Lokmann, par *J. H. Delaporte.*
71) Ibn Challikani vitae illustrium virorum, Arabice edidit, *Ferdinandus Wüstenfeld.*
72) Samachschari's goldene Halsbänder, arabisch und deutsch von Joseph von Hammer.
73) Samachschari's goldene Halsbänder, übersetzt von M. Heinr. Lebr. Fleischer.

Art. II. Joseph Freiherr von Eichendorff's Schriften.
1) Ahnung und Gegenwart. (Mit einem Vorwort von de la Motte Fouqué.) Nürnberg 1815.
2) Krieg den Philistern. Berlin 1824.
3) Aus dem Leben eines Taugenichts, und: Das Marmorbild. Berlin 1826.
4) Ezelin von Romano. Königsberg 1828.
5) Meierbeth's Glück und Ende. Berlin 1828.
6) Der letzte Held von Marienburg. Königsberg 1830.
7) Viel Lärmen um Nichts. Novelle. (Zusammen mit Brentano's: Die mehreren Wehmüller.) Berlin 1833.
8) Die Freier. Stuttgart 1833.
9) Dichter und ihre Gesellen. Berlin 1834.

III. Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken. Von R. O. Spazier. Berlin 1835.

IV. 1) Über die deutschen Universitäten. Ein Gespräch von Dr. Franz Theremin. Berlin 1836.
2) Über das Verderben auf den deutschen Universitäten von Dr. A. W. Diesterweg. Essen 1836.
3) Die Lebensfrage der Civilisation. Von Ebendemselben. Essen 1836.
4) Die Lebensfrage der Civilisation. (Fortsetzung.) Von Ebendemselben. Essen 1836.

V. Wieland der Schmied. Deutsche Heldensage von Karl Simrock. Bonn 1835.

VI. Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Erster bis vierter Band, inclus. Hamburg 1835.

VII. Schloss Hainfeld or a winter in lower Styria by Captain Basil Hall. London 1836.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXV.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften. (Forts.)
Supplemente zu G. J. Klügel's Wörterbuche der reinen Mathematik. Herausgegeben von J. A. Grunert.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über den Einfluß
der
Vertheilung des Grundeigenthums
auf das
Volks- und Staatsleben.

Von

Dr. Karl Wolfgang Christoph Schütz,

Privatdocent an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen.

Gr. 8. Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Ägyptiern, Juden, Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwickelung der europäischen Grundeigenthumsverhältnisse bis zur französischen Revolution. Die Gestalt derselben seit dieser Zeit. Literatur. Einfluß der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluß derselben auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf Landwirthschaft Forstwirthschaft, Gewerbe und Handel; auf die Bevölkerung und die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter dieselbe. Gestaltung der Volkswirthschaft. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Intelligenz, Moralität und Religiosität. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privat- und öffentliche Rechtsverhältnisse. Gemeinde- und Staatsverfassung und Verwaltung. Finanzen. Staatskraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluß auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privatrechtsverhältnisse. Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Finanzen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluß des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums. Anhang: Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in England, Spanien, Griechenland, in der Türkei, Östreich, Preußen, Frankreich, Würtemberg.

In Absicht auf die Vertheilung des Grundeigenthums gelten in den Gesetzgebungen der wichtigsten europäischen Staaten verschiedene einander gradezu entgegenstehende Grundsätze.

Bald wird es aus wirthschaftlichen und politischen Gründen für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit größerer Landgüter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilbarkeit des Bodens als ein Mittel zu hoher Entwickelung des öffentlichen Wohls angesehen. In der neuern Zeit aber ist namentlich in Deutschland sowol von Staatsmännern und von Volkskammern, als in der Literatur der unbedingte Werth einer grenzenlosen Theilbarkeit und Verkleinerung des Grundbesitzes vielfach in Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen Gegenstand, der bei der Berathung der neuen Agricultur-Gesetzgebungen eine wichtige Rolle spielen muß, nach allen seinen Seiten, mit Rücksicht auf die über den Gegenstand früher erschienene Literatur und auf den Grund eigner gelegentlich auf einer wissenschaftlichen Reise gesammelter Erfahrungen, einer neuen gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 1 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Millionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 2 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Millionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 3 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Milliarde Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 4 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Milliarden Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 5 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Milliarden Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 6 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Milliarden Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 7 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Milliarden Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 8 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Milliarden Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 9 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Milliarden Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 10 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 11 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 12 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 13 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 14 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 15 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 16 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 17 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 18 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 19 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 20 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 21 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 22 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 23 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 24 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 25 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 26 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 27 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 28 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 29 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 30 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 31 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 32 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 33 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 34 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 35 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 36 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 37 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 38 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 39 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 40 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 41 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 42 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 43 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 44 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 45 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 46 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 47 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 48 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 49 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 50 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 51 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 52 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 53 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 54 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 55 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 56 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 57 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 58 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 59 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 60 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 61 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 62 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 63 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 64 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 65 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 66 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 67 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 68 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 69 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 70 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 71 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 72 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 73 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 74 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 75 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 76 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 77 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 78 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 79 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 80 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 81 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 82 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 83 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 84 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 85 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 86 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 87 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 88 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 89 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 90 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 91 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 92 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 93 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 94 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 Billion Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 95 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 96 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 97 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 20 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 98 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 99 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Nr. 100 Bekanntmachung über die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 Billionen Mark vom 1. Februar 1923. Vom 31. Januar 1923.

Digitized by Google

Nr. 38. Jahrg. 1. Quartal 1900.

Nachdruck verboten.

Die Wirkung des Lichtes.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

Das Licht ist eine Form der Energie, die sich in Wellenbewegung des Äthers fortpflanzt. Diese Wellenbewegung ist eine transversale, d. h. die Ätherteilchen schwingen senkrecht zur Fortpflanzungsrichtung der Welle. Die Wellenlänge des Lichtes ist sehr klein, sie beträgt nur einige Tausendstel Millimeter. Die Geschwindigkeit, mit der sich das Licht fortpflanzt, ist sehr groß, sie beträgt 300 000 Kilometer in der Sekunde. Das Licht, das wir von der Sonne empfangen, ist ein Gemisch von Lichtwellen verschiedener Länge. Diese Lichtwellen verschiedener Länge rufen in unserem Auge die Empfindung verschiedener Farben hervor. Die Lichtwellen, die wir als rot empfinden, sind die längsten, die, welche wir als violett empfinden, sind die kürzesten. Zwischen diesen beiden Grenzen liegen die Lichtwellen, die wir als orange, gelb, grün, blau und indigo empfinden. Wenn alle diese Lichtwellen gleichzeitig in unser Auge gelangen, so empfinden wir weißes Licht. Wenn wir das Licht durch ein Prisma gehen lassen, so werden die Lichtwellen verschiedener Länge verschieden stark gebrochen, und wir erhalten ein Spektrum, in dem die Farben in der Reihenfolge rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett aufeinanderfolgen. Wenn wir das Licht durch ein Gitter gehen lassen, so werden die Lichtwellen verschiedener Länge verschieden stark gebeugt, und wir erhalten ein Spektrum, in dem die Farben in der Reihenfolge violett, indigo, blau, grün, gelb, orange, rot aufeinanderfolgen. Wenn wir das Licht durch ein Prisma und durch ein Gitter gehen lassen, so werden die Lichtwellen verschiedener Länge verschieden stark gebrochen und gebeugt, und wir erhalten ein Spektrum, in dem die Farben in der Reihenfolge rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett aufeinanderfolgen.

Die Wirkung des Lichtes ist eine sehr mannigfaltige. Das Licht wirkt auf unser Auge, es wirkt auf die photographische Platte, es wirkt auf die Pflanzen, es wirkt auf die Tiere, es wirkt auf die Menschen. Die Wirkung des Lichtes auf unser Auge ist die, daß wir sehen. Die Wirkung des Lichtes auf die photographische Platte ist die, daß wir photographieren können. Die Wirkung des Lichtes auf die Pflanzen ist die, daß sie wachsen. Die Wirkung des Lichtes auf die Tiere ist die, daß sie leben. Die Wirkung des Lichtes auf die Menschen ist die, daß sie gesund sind.

Allgemeiner Anzeiger.

Im Verlage der k. k. priv. Graz-Köflacher Eisenbahn- & Bergbau-Gesellschaft in Graz
wird demnächst erscheinen:

Anleitung zum practischen Bohrwesen.

Mit besonderer Berücksichtigung der Bohrarbeiten in den Braunkohlen-Ablagerungen. Herausgegeben von Franz Rittler.

Mit 30 Holzschnitten und Tafeln.

Preis 1 fl. 50 kr. ö. W. = 1 Thlr. 10 Sgr. = 1 Fr. 75 Cent.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Berichtigung und naturgemäße Begründung
der
landwirthschaftlichen Ertragsberechnungen, Güter-Veranschlagungen und Werthstaxen,
für das Bedürfniß der vorgeschrittenen Entwicklung der Landwirthschaft und der heutigen Gewerbs-Verhältnisse, und zur Vermeidung der bisherigen Mängel und Irrthümer bei diesen Gegenständen.
Als Hülfsbuch
für Privat- und amtliche Geschäfte im praktischen Betriebe der Landwirthschaft
von W. A. Kreyßig,
oßpreußischem Landwirthe und Ehrenmitgliede der königl. preußischen märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, der ökon. Gesellschaft des Königreichs Sachsen zu Dresden, und des großherzogl. meklenburgischen patriotischen Vereins zu Rostock.
gr. 8. Prag, 1835. Broschirt 1 Rthlr. 18 ggr.

Die
Sommer- und Winter-Stallfütterung
so wie die
Weideverpflegung
der
landwirthschaftlichen Hausthiere
in ihrem jetzigen Entwicklungsstande und in Verbindung mit den Mitteln ihrer fernern Verbesserung zur Veredlung und höhern und sicherern Nutzbarkeit der landwirthschaftlichen Thierzucht.
Von W. A. Kreyßig.
gr. 8. Prag, 1836. 1 Rthlr. 18 ggr.

Anleitung
zum
Anbau der Runkelrüben
Behufs der Zuckerbereitung.
Von
Joseph Zdeborsky,
fürstlich Thurn-Taxis'schem Fabriksverwalter.
gr. 8. Prag, 1836. Brosch. 6 ggr.

Der weiße Maulbeerbaum,
und die auf ihn begründete
Seidenzucht;
für die meisten Gegenden Böhmens als eine reichliche Rente für den Grundbesitzer, als ein neuer ausgiebiger Erwerbszweig für den unbefelderten Landmann und Städter betrachtet.
Von D. Math. Kalina von Jäthenstein,
vielseitem Mitgliede der k. k. patriot. ökon. und mehrerer anderer wissenschaftlichen Gesellschaften; Besitzer des Gutes Zwikow.
gr. 8. Prag, 1836. Broschirt 6 ggr.

Der Statistische Bureau.
Wochenschrift für Statistik, Politik und Volkswirthschaft.
Herausgegeben von Dr. Franz Schnitzler.
Erscheint jeden Samstag.
Preis pro Quartal 1 fl. 50 kr. ö. W. = 1 Thlr. 10 Sgr. = 4 Francs.
Alle für die Redaction bestimmten Briefe, Manuscripte, Bücher, Recensionsexemplare etc. sind an Dr. Franz Schnitzler, Wien, Landstrasse, Hauptstrasse Nr. 97, zu senden.
Anzeigen werden mit 5 kr. ö. W. = 1 Sgr. = 20 Centimes für die Petitzeile berechnet.
Beilagen werden nach Uebereinkommen beigegeben.
Redaction, Administration und Verlagshandlung:
Wien, Landstrasse, Hauptstrasse Nr. 97.
Wiener Handels-Archiv.
Zeitschrift für Handel, Gewerbe und Industrie.
Herausgegeben von Dr. Franz Schnitzler.
Erscheint jeden Samstag.
Preis pro Quartal 1 fl. 50 kr. ö. W. = 1 Thlr. 10 Sgr. = 4 Francs.
Alle für die Redaction bestimmten Briefe, Manuscripte, Bücher, Recensionsexemplare etc. sind an Dr. Franz Schnitzler, Wien, Landstrasse, Hauptstrasse Nr. 97, zu senden.
Anzeigen werden mit 5 kr. ö. W. = 1 Sgr. = 20 Centimes für die Petitzeile berechnet.
Beilagen werden nach Uebereinkommen beigegeben.
Redaction, Administration und Verlagshandlung:
Wien, Landstrasse, Hauptstrasse Nr. 97.
Monatsschrift
für Handel, Gewerbe und Industrie.
Herausgegeben von Dr. Franz Schnitzler.
Erscheint jeden Samstag.
Preis pro Quartal 1 fl. 50 kr. ö. W. = 1 Thlr. 10 Sgr. = 4 Francs.
Alle für die Redaction bestimmten Briefe, Manuscripte, Bücher, Recensionsexemplare etc. sind an Dr. Franz Schnitzler, Wien, Landstrasse, Hauptstrasse Nr. 97, zu senden.
Anzeigen werden mit 5 kr. ö. W. = 1 Sgr. = 20 Centimes für die Petitzeile berechnet.
Beilagen werden nach Uebereinkommen beigegeben.
Redaction, Administration und Verlagshandlung:
Wien, Landstrasse, Hauptstrasse Nr. 97.

Statistik
aller
Seelsorger-Bezirke, Kirchen und Klöster
im Königreiche Böhmen und der Grafschaft Glatz.
Herausgegeben von Johann Wanisch.

gr. 8. Prag, 1836. Broschirt 21 ggr.

Die Zeitschrift „Sion" sagt im 1sten Hefte des Jahrgangs 1836 über diese Schrift: „Wir freuen uns sehr, dieses für die kirchliche Statistik interessante Werkchen in diesen Blättern anzeigen zu können; möchten wir doch ähnliche von den übrigen Ländern der katholischen Christenheit besitzen; welcher erfreuliche Beitrag wäre dieß zur Geschichte dieser Länder! Wir geben hier eine Uebersicht des Inhalts: 1. Eine auf 128 Seiten fortlaufende Tabelle gibt uns zuerst das alphabetische Verzeichniß aller Seelsorgerbezirke mit der Seelenzahl vom Jahre 1833. Sie besteht aus sechs Rubriken: Die erste gibt den Namen und den Titel der Kirche an, die zweite die Art der Pfründe (ob Pfarrei, Expositur, Probstei ꝛc.), die dritte die Seelenzahl, die vierte die Sprache der Bewohner, die fünfte den Kreis, die sechste das Dominium und den Patron. 2. Eine zweite Tabelle enthält die Vicariats-Bezirke (Kapitel). Dann folgt 3. eine Uebersicht der Bisthümer; 4. eine Uebersicht der Dom- und Collegiatstifte; 5. der Stifte und Klöster mit einem Summarium derselben; 6. der Jahre der Stiftung und Dotation eines jeden Klosters, nach alphabetischer Ordnung, nebst Angabe der Stifter; 7. der Zahl der Beneficien (Probsteien, Erzdechanteien, Dechanteien, Pfarren, Administraturen, Localien, Expositurен); 8. ein Verzeichniß der volkreichsten Seelsorgerbezirke mit der Seelenzahl; 9. der Zahl der Kirchen und öffentlichen Kapellen nach ihren Titeln (z. B. vom heil. Adalbert 37, Allerheiligen 61, was für die Geschichte sehr interessant ist); 12. Verzeichniß der k. k. Militär-Geistlichkeit; 13. der Districte des akatholischen Clerus (Angabe des Kreises, der Gemeinde, des Dominiums und der Patronanz); 14. Flächeninhalt eines jeden Kreises und dessen Volksmenge; 15. Eintheilung des Flächeninhalts und der Volksmenge nach Diöcesen; 16. Tableau über die Erbauung der Kirchen im Braunauer Territorium; 17. Vergleichung der Häuserzahl vom Jahre 1834 mit jener vom Jahre 1754 im Braunauer Territorium" u. s. w.

Böhmens
heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer.
Von
D. Mathias Kalina von Jäthenstein,
beeidetem Landesadvokaten, Budweiser bischöflichem Konsistorialrathe, Secretär der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und des Privat-Humanitätsvereins, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied, Herr auf Zwikowec und Chlum.

Mit 35 Steindrucktafeln.

Aus den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

gr. 8. Prag, 1836. Broschirt 2 Rthlr.

In Kurzem übergeben wir nachstehendes, äußerst interessante Werk der Presse:

Landwirthschaftliches
Conversations-Lexicon
für
Praktiker und Laien.
Herausgegeben
von
Dr. Alexander von Lengerke,

Mitgliede der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Cassel, Dresden, Karlsruhe, Wien und Breslau.

Um die Anschaffung dieses Werkes zu erleichtern, wird es heftweise erscheinen, und zwar jeden Monat ein Heft, so daß das Ganze binnen Jahresfrist vollendet seyn soll.

Der Subscriptionspreis ist pr. Heft 15 bis 18 gr. sächsisch, somit für alle 3 Bände oder 12 Hefte (Druck mit ganz neuen scharfen Lettern auf Velinpapier in gr. 8.) circa 7½ bis 9 Thaler sächsisch.

Subscription wird in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands angenommen, wo auch der Prospectus bereits zu haben ist.

Mit Allerhöchster Genehmigung.

Königlich-Bayerisches Privilegium

für die Erfindung eines Verfahrens, Schwefelsäure-Anhydrid in Schwefelsäure-Monohydrat zu verwandeln.

Der Inhaber ist berechtigt, die Erfindung in Bayern zu benützen.

Dasselbe wurde ausgefertigt

Friedrich Krauss,

Königlich-Bayerischer Ingenieur-Hauptmann.

Für Richtigkeit der Abschrift:
Der Königlich-Bayerische Ingenieur-Hauptmann
Friedrich Krauss.

Königlich- und Fürstenthümlich-Württembergisches Privilegium

für die Erfindung eines Verfahrens, Schwefelsäure-Anhydrid in Schwefelsäure-Monohydrat zu verwandeln.

Der Inhaber ist berechtigt, die Erfindung in Württemberg zu benützen.

Dasselbe wurde ausgefertigt

Friedrich Krauss,

Königlich-Bayerischer Ingenieur-Hauptmann.

Für Richtigkeit der Abschrift:
Der Königlich-Bayerische Ingenieur-Hauptmann
Friedrich Krauss.

systematische und gründliche Abhandlung über die mannichfachen, dem practischen Rechner so höchst nützlichen Abkürzungen der Rechnung, namentlich über die sogenannte welsche Practik ꝛc., und giebt dann Belehrung über viele specielle und zeitgemäße Anwendungen, z. B. über die Berechnung der Brottaxen, über immerwährende und Zeitrenten, über Ablösung jährlicher Gefälle, sowohl durch baare, als durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte Zahlung; über allmählige Tilgung einer Schuld durch eine bestimmte jährliche Abtragssumme, oder durch Erhöhung der Procente; über den antichretischen Vertrag ꝛc.; ferner über die Vertheilung der Abgaben oder einer Ablösungssumme nach der verschiedenen Bonität der Felder, über den Pflichttheil, die Quarta Falcidia, die Liquidation unter Erben u. s. w. Selbst über die Kettenbrüche, über die Proportionstheorie u. dgl. findet man das Nöthigste, so wie auch mancherlei interessante historische Nachrichten, z. B. über den Erfinder der Kettenregel, über den früheren Streit die Berechnung des Interusuriums betreffend ꝛc.

Ein besonderer Abschnitt, zu dessen Erläuterung eine Kupfertafel angefügt ist, lehrt auf eine populäre Weise alle im gewöhnlichen bürgerlichen Leben vorkommenden geometrischen Rechnungen, und ein anderer trägt gemeinnützliche Lehren aus der Zeitrechnung, z. B. über die Berechnung des Osterfestes, vor. Angehängt sind zwei Tafeln über Zinseszinsen und höheren Rabatt.

Bei der Art seines Vortrages hat der Hr. Verf. den practischen Geschäftsmann und den Lehrer zugleich im Auge gehabt. Jener findet überall die Anweisung zu der kürzesten Berechnungsart, durch viele aus dem wirklichen Leben hergenommene Exempel erläutert, so wie die einschläglichen gesetzlichen Bestimmungen des gemeinen und des Preußischen Landrechts nebst anderen unentbehrlichen Nachrichten; dem Lehrer wird zugleich ein sicherer Leitfaden und durch die ausführliche Erklärung der Exempel eine deutliche Anleitung zum Unterricht gegeben.

Der dritte Theil, welcher alle kaufmännische Rechnungen, namentlich Münz-, Wechsel-, Waaren-, Cours- und Staatspapier-Rechnungen u. s. w. lehren und ausführliche Nachrichten über Münz-, Maß- und Gewicht-Verhältnisse liefern soll, erscheint im nächsten Jahre.

Mit den übrigen bei uns erschienenen Schriften des Herrn **Krancke** steht dieses Lehrbuch in planmäßigem Zusammenhange. Zur Selbstbelehrung für Erwachsene dient außer dem obigen Lehrbuche die:

II.

Theoretisch-practische Anleitung zum Kopfrechnen.

Zum Selbstunterricht, besonders für Lehrer.

Auch unter dem Titel:

Hülfsbuch beim Unterricht im Kopfrechnen. Erster Theil. gr. 8. 1 ℛ.

III.

Lehrer finden eine, aus der Natur des Rechnens und vieljähriger Erfahrung hergeleitete Methodik in der:

Ausführlichen Anleitung

zu einem

zweckmäßigen Unterricht im Rechnen,

insbesondere zum Elementar-Unterricht nach der Erfindungs-Methode. gr. 8. ⅔ ℛ.

IV.

Zum Leitfaden und als Material beim Schulunterricht sind bestimmt:

a) Für den ersten Cursus oder den Elementar-Unterricht:

Rechnenfibel, oder Leitfaden und Exempelbuch für den Elementar-Unterricht nach der Erfindungsmethode.

Nach der Anleitung zum Rechnenunterricht bearbeitet. 2te Auflage. gr. 8. ⅓ ℛ.

b) Für den zweiten und dritten Cursus:

Arithmetisches Exempelbuch für Schulen.

1stes Heft. 11te Auflage. gr. 8. ⅓ ℛ. Antworten dazu. 5te Aufl. ⅙ ℛ. 2tes Heft. 5te Aufl. ⅓ ℛ. Antworten dazu. 4te Aufl. ⅙ ℛ.

Dasselbe Buch, nach dem Preußischen Münz-, Maß- und Gewichtsystem besonders bearbeitet.

1stes Heft. 2te Aufl. ⅓ ℛ. Antworten dazu. ⅙ ℛ. 2tes Heft ⅓ ℛ. Antworten dazu. ⅙ ℛ.

Dieses Exempelbuch hat so vielfachen Beifall gefunden, daß dadurch auch noch die obige besondere Ausgabe für die preußischen Schulen veranlaßt wurde, welche ebenfalls schon der allgemeinsten Verbreitung, vorzüglich in den Rheinischen, Westphälischen und Sächsischen Provinzen sich erfreut.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

Heft 12 der Bibliothek der Unterhaltung

Jahre der Wanderung

Roman von Ludwig Ganghofer

Mit Buchschmuck von Hans Bohrdt

Verlag der Bibliothek der Unterhaltung, Berlin SW 68

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig

Digitized by the Internet Archive in 2007 with funding from Microsoft Corporation
http://www.archive.org/details/cu31924031181

Vollständiges Conversations-Lexicon

Supplement und Register.

Mit Beiträgen von Fachgelehrten.

Mit dem vorliegenden vierten Supplement- und Registerbande ist das Conversations-Lexicon, welches in seiner ersten Auflage in 12 Bänden erschien, in seiner zweiten Auflage in 15 Bänden vollendet worden. Es ist nicht nöthig, über die Vorzüge dieses Werkes, welches sich in kurzer Zeit eine so große Verbreitung erworben hat, noch Worte zu machen. Die Redaction hat sich bemüht, auch diesen Band mit Artikeln zu füllen, welche sich durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit auszeichnen. Die Artikel sind theils von Fachgelehrten, theils von Männern, welche sich durch ihre Schriften einen Namen gemacht haben, geschrieben. Die Artikel sind alphabetisch geordnet und mit Verweisungen versehen. Das Register ist sehr ausführlich und enthält alle Stichwörter, welche in den Artikeln vorkommen. Es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Leser, um sich in dem großen Werke zurechtzufinden.

Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus.

Abstract

Background: Cancer-related fatigue (CRF) is a common and distressing symptom in patients with cancer. Although CRF is multifactorial, inflammation has been implicated as a potential mechanism. Evidence suggests that the cytokine interleukin-6 (IL-6) is associated with CRF; however, findings are inconsistent. Therefore, we conducted a meta-analysis to evaluate the relationship between IL-6 and CRF.

Methods: We searched PubMed, Embase, and PsycINFO databases for studies published through January 2012 that measured IL-6 and CRF in patients with cancer. Standardized mean differences (SMDs) in IL-6 between patients with and without CRF were calculated using random-effects models. Fatigue was measured by self-report questionnaires. Subgroup analyses were conducted by cancer type, treatment, and time since treatment.

Results: Twenty-two studies met inclusion criteria. Patients with CRF had significantly higher IL-6 than patients without CRF (SMD = 0.80, 95% CI = 0.55–1.05, $p < 0.001$). Subgroup analyses revealed significant associations between IL-6 and CRF in patients undergoing chemotherapy (SMD = 0.91, 95% CI = 0.62–1.20, $p < 0.001$) and in patients within 6 months of treatment (SMD = 0.85, 95% CI = 0.58–1.12, $p < 0.001$). The association was not significant in patients undergoing radiotherapy (SMD = 0.42, 95% CI = −0.05–0.89, $p = 0.08$) or in patients more than 6 months after treatment (SMD = 0.31, 95% CI = −0.12–0.74, $p = 0.16$).

Conclusions: Elevated IL-6 is associated with CRF, particularly during chemotherapy and within 6 months of treatment. Future studies should investigate whether anti-inflammatory interventions can reduce CRF in patients receiving chemotherapy.

Quæ ut ad Lectionem Libri Secundi Geometriæ Cartesianæ, quam Professor Leidensis Publicis Prælectionibus explicabit, Auditores rite præparent, Lectiones Privatas in Libros Tres Priores

Pursuant to the provisions of Section 1061.3 of the California Civil Code, the undersigned will sell at public sale by competitive bidding on the 15th day of February, 2019 at 10:30 AM. Auction will be held online at www.storagetreasures.com. Property is stored at the following self-storage facility: Public Storage 24-0-0 Ventura, CA 93003 805-642-0000. The following is a general description of the property and the name of those known to claim an interest in the property: Household goods, furniture, boxes, clothing, appliances, and miscellaneous items. Unit 0-0-0 Jeffrey Lee Hall. Unit 0-0-0 Jeffrey Lee Hall. Unit 0-0-0 Jeffrey Lee Hall

Chapter 1 Introduction 1
1.1 Motivation 1
1.2 Problem Statement 3
1.3 Contributions 5
1.4 Thesis Organization 7

Chapter 2 Background 9
2.1 Overview 9
2.2 Related Work 11
2.3 Summary 15

Chapter 3 Methodology 17
3.1 Approach 17
3.2 Implementation 19
3.3 Evaluation 21

Chapter 4 Results 23
4.1 Experimental Setup 23
4.2 Analysis 25
4.3 Discussion 27

Chapter 5 Conclusion 29
5.1 Summary 29
5.2 Future Work 31

Bibliography 33

Digitized by the Internet Archive in 2011 with funding from Boston Library Consortium Member Libraries

Täglich stehen Gäste für die Besichtigung der Werke zur Verfügung.

Privatbesuche

Montag bis Freitag
8 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Gruppenbesuche

Montag bis Freitag
8 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Anmeldung bei der Werksleitung

Öffentliche Besuche

Sonntag
10 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Anmeldung bei der Werksleitung

Besuche in den Abteilungen

Montag bis Freitag
8 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Anmeldung bei der Abteilungsleitung

Besuche in den Betrieben

Montag bis Freitag
8 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Anmeldung bei der Betriebsleitung

Besuche in den Betriebsabteilungen

Montag bis Freitag
8 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Anmeldung bei der Betriebsabteilungsleitung

Besuche in den Arbeitsräumen

Montag bis Freitag
8 bis 12 Uhr
14 bis 16 Uhr

Anmeldung bei der Arbeitsraumleitung

Seite und Hinten
Alle Arten Bandagen
Bandagen-Handlung

Der Adreß-Boy

Telephon 1234

Der Adreß-Boy ist das beste Mittel, um Ihre Adresse in Jedermanns Hände zu bringen.

Kunststein
Kunststein-Fabrik
Kunststein-Werke

Der Adreß-Boy

Der Adreß-Boy ist das beste Mittel, um Ihre Adresse in Jedermanns Hände zu bringen.

Kunststein
Kunststein-Fabrik
Kunststein-Werke

Der Adreß-Boy

Der Adreß-Boy ist das beste Mittel, um Ihre Adresse in Jedermanns Hände zu bringen.

Kunststein
Kunststein-Fabrik
Kunststein-Werke

Der Adreß-Boy

Der Adreß-Boy ist das beste Mittel, um Ihre Adresse in Jedermanns Hände zu bringen.

Kunststein
Kunststein-Fabrik
Kunststein-Werke

Der Adreß-Boy

Der Adreß-Boy ist das beste Mittel, um Ihre Adresse in Jedermanns Hände zu bringen.

Kunststein
Kunststein-Fabrik
Kunststein-Werke

Der Adreß-Boy

Der Adreß-Boy ist das beste Mittel, um Ihre Adresse in Jedermanns Hände zu bringen.

Kunststein
Kunststein-Fabrik
Kunststein-Werke

Ankündigung und Subscription.

VORLÄUFIGSTER ATLAS

ÜBER DAS NEUNTE BUCH

DER

Feldgedichte, als und der Bukolica,

DES VIRGILIUS MARO.

Herausgegeben

von

Johann Heinrich Voß.

Altona, bei Johann Friedrich Hammerich. 1826.

Mit Kupfern in Fol. und Quart, Text in Quart.

Subscription auf Velinpapier mit Kupfern vor der Schrift 4 Rthlr. Sächs. oder 7 fl. 12 kr. Rhein.

Ohne Kupfer 2 Rthlr. Sächs. oder 3 fl. 36 kr. Rhein.

tiger Mitwirkung einer Gesellschaft rühmlichst bekannter Geographen, nach den neuesten und besten Quellen mit grösster Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Sachkenntniss neu entworfen und gezeichnet worden sind, dass also **ein wahrhaft gediegenes Originalwerk** geliefert wird.

Was die Ausführung des Stichs, Drucks u. s. w. betrifft, glaubt man lediglich auf die bereits in jeder Buchhandlung offen liegende erste Lieferung verweisen zu dürfen; diese kann gewiss in genannter Beziehung den Vergleich mit jedem derartigen Werke aushalten. Die folgenden Blätter sollen den vorliegenden in keiner Beziehung nachstehen.

Um die Anschaffung dieses höchst gemeinnützigen Atlasses auch den Unbemittelsten möglich zu machen, erscheint derselbe auf Subscription, unter folgenden Bedingungen.

Das Ganze wird in zwölf Lieferungen, jede zu 3 Blättern, ausgegeben.

Jede Lieferung kostet im Subscriptionspreise 8 ggr. oder 36 kr.

Alle sechs Wochen wird eine Lieferung versandt.

Subscribentensammler erhalten in jeder Buchhandlung auf 10 — 1, auf 50 — 7, auf 100 — 15 Freiexemplare.

Einzelne Karten kosten 4 ggr. oder 18 kr.

Die erste Lieferung, (östliche Halbkugel, vereinigte Staaten von Nordamerica, Spanien und Portugal), ist bereits in jeder Buchhandlung zu haben.

Noch erlaubt sich Unterzeichneter an Alle, denen diese Anzeige zu Gesicht kommt und die sich für das Unternehmen interessiren, die höflichste Bitte zu richten, dessen Bekanntmachung und Verbreitung möglichst zu fördern. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Sammlern von Subscribenten die oben bestimmten Freiexemplare zu verabfolgen.

Darmstadt, 1. September 1836.

L. Pabst.

Im Verlage von L. Pabst in Darmstadt sind ferner nachstehende gediegene Werke erschienen:

Venator, Pfarrer **Carl**, die in unserer Sprache gebräuchlichen Fremdwörter, mit Angabe ihrer Aussprache, ihrer Verdeutschung und Erklärung, in alphabetischer Ordnung, sowohl zum Hausgebrauche für Jedermann, als auch für Schulen. Zweite sehr verbesserte und um 3000 Wörter vermehrte Auflage. 8. Velin-Druckpapier. 1. u. 2. Lieferung. Subscriptionspreis für jede Lieferung 8 gr. oder 36 kr. Die dritte und letzte Lieferung erscheint in wenigen Wochen. (Auf je 6 Exempl. 1 Freiexemplar.)

Hausmann, Pfarrer **Carl**, Catechismus der christlichen Religion in evangelischer Lauterkeit, gestützt auf die heilige Schrift und die Vernunft. Nach den Bedürfnissen der Zeit verfasset. 10 gr. oder 45 kr. (Bei Einführung in Schulen findet ein Partiepreis von 8 gr. oder 36 kr. für das gebundene Exemplar statt.)

Nach dem vielgültigen Urtheile eines Dr. Röhr zeichnet sich derselbe durch denkgerechte und sachgemässe Eintheilung des Lehrstoffes, durch Bestimmtheit der hier geltend gemachten Religionsansicht und durch klare, fassliche und erwärmende Darstellung aus.

Flehinger, Lehrer der israelitischen Religion zu Darmstadt, Erzählungen aus den heiligen Schriften der Israeliten; dargestellt für die kleinere israelitische Jugend. 8. 6 gr. oder 27 kr.

Es wurde dieses Büchelchen gleich nach seinem Erscheinen in den israelitischen Schulen mehrerer bedeutenden Städte eingeführt, und auch in mehreren geachteten Zeitschriften äusserst lobend beurtheilt.

Soldan, Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am Schullehrerseminar zu Friedberg, 30 Vorlegeblätter zu einem stufenmässigen Elementarunterrichte im Zeichnen, in 4.; nebst Anleitung zum Gebrauche derselben, in 12. In Etuis. 1 Thlr. 8 gr. oder 3 fl. 24 kr. (Preis für Hessen: 1 fl. 48 kr.) Dieses Werk wurde von Grossherzoglich Hessischem Oberschulrath den Lehrern des Grossherzogthums amtlich empfohlen.

Karte vom Grossherzogthum Hessen, dem Herzogthum Nassau und der Landgrafschaft Hessen-Homburg, nach den besten Hülfsmitteln, besonders für den Schulgebrauch bearbeitet von C. Glaser. Royalformat. Illum. 14 gr. oder 1 fl. 3 kr. (Preis für Hessen: 54 kr.)

Müller, Rector am Schullehrerseminar in Friedberg, fünfzig auserlesene Choräle für die Orgel, mit Vor- und Zwischenspielen und zum vierstimmigen Gesang eingerichtet. Querquart. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — — Lieder und Chöre, mit Begleitung der Orgel oder des Claviers zur Weihnachts-, Charfreitags- und Osterfeier. Querquart. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Beide musikalische Werke sind bereits in mehreren Blättern mit dem günstigsten Urtheile beehrt worden; letzteres namentlich in der Allgem. Kirchenzeitung 18[illegible] Nr. 117. Es heisst darin auch: „Dass die Ausführung dieser Gesänge selbst einem nur an Ziffern-Bezeichnung gewöhnten Chore möglich ist, hat die Erfahrung gelehrt, ebenso die immer wachsende Theilnahme der Gemeinde etc.“

[illegible]ern und Sachsischen Provinzen sich erfreut.

[illegible]u'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

Ein Lehrer kann sich [illegible] Bücher [illegible]
Ein Lehrer kann sich [illegible] Bücher [illegible]

Hessisches Lesebuch

Herausgegeben von

Wilhelm von Polenz

Mit Bildern von Ludwig Richter

Dritter Band

Für Lehrerseminare und höhere Schulen

Dritte Auflage

Verlag von Wilhelm Diesterweg

1905

Penig-Wochenblatt

Amtsblatt für die Königliche Amtshauptmannschaft Rochlitz, das Königliche Amtsgericht und den Stadtrath zu Penig.

Erscheint jeden Montag, Mittwoch und Freitag Abend für den folgenden Tag. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. Annahme der Inserate bis Vormittag 10 Uhr.

Verantwortlicher Redacteur: Hermann Arthur Lier in Penig.

Neujahrs-Gruß.

Ein neues Jahr, ein neues Glück,
Ein neues Leben, neuer Muth,
Ein neues Hoffen, neue Kraft,
Ein neues Schaffen, neue Saat,
Ein neues Lieben, neue Lust,
Ein neues Leben, neue Brust,
Ein neues Streben, neue Ruh',
Ein neues Wirken, neue Müh',
Ein neues Singen, neue Lust,
Ein neues Leben, neue Brust,
Ein neues Jahr, ein neues Glück,
Ein neues Leben, neuer Muth.

Hermann Arthur Lier.

Penig-Wochenblatt für Stadt und Land.

Verantwortlicher Redacteur: Hermann Arthur Lier in Penig.

Erscheint jeden Montag, Mittwoch und Freitag Abend für den folgenden Tag. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. Annahme der Inserate bis Vormittag 10 Uhr.

Amtlicher Theil.

Bekanntmachung,

die Einführung der Reichsmarkwährung betreffend.

Nachdem durch Gesetz vom 4. Dezember 1871 (Reichs-Gesetzblatt Seite 404) die Einführung der Reichsmarkwährung angeordnet worden ist, wird hiermit bekannt gemacht, daß vom 1. Januar 1900 an alle Rechnungen, Preisverzeichnisse, Anschläge, Kostenberechnungen, Verträge, Vergleiche, Urtheile, Bescheide, Verfügungen, Bekanntmachungen, Anzeigen, Ankündigungen, Inserate, Ausschreibungen, Submissionen, Lieferungsangebote, Gebote, Zuschläge, Quittungen, Bücher, Register, Tabellen, Listen, Zeitungen, Zeitschriften, Kalender, Wechsel, Anweisungen, Schuldverschreibungen, Pfandbriefe, Aktien, Obligationen, Coupons, Talons, Banknoten, Kassenanweisungen, Depositenscheine, Lotterieloose, Spielmarken, Münzen, Gewichte, Maße, Waagen, Zahlungen, Einnahmen, Ausgaben, Kassenbestände, Kassenabschlüsse, Bilanzen, Inventare, Gewinn- und Verlustberechnungen, Steuererklärungen, Steuerveranlagungen, Steuerbescheide, Steuerquittungen, Steuerbücher, Steuerregister, Steuerlisten, Steuerzeitungen, Steuerzeitschriften, Steuerkalender, Steuerwechsel, Steueranweisungen, Steuerschuldverschreibungen, Steuerpfandbriefe, Steueraktien, Steuerobligationen, Steuercoupons, Steuertalons, Steuerbanknoten, Steuerkassenanweisungen, Steuerdepositenscheine, Steuerlotterieloose, Steuerspielmarken, Steuermünzen, Steuergewichte, Steuermaße, Steuerwaagen, Steuerzahlungen, Steuereinnahmen, Steuerausgaben, Steuerkassenbestände, Steuerkassenabschlüsse, Steuerbilanzen, Steuerinventare, Steuergewinn- und Steuerver

Wiener Literarische Zeitung

1848

Redigirt von Adolf Bäuerle.

Inhalt.

Seite

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Die Wiener Literarische Zeitung. Von Adolf Bäuerle. 1

Wien 1848

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 336. — 1. December 1836.

KRANJSKI DEŽELNI MUZEJ „RUDOLFINUM"

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden, Grimmer. 1834. 8. 12 Gr.

Viel früher, als die Philosophie es klar ausgesprochen hat, war das Verlangen nach Unsterblichkeit in der Menschheit erwacht, und viel später, als die gewöhnlichen Compendien der Geschichte der Philosophie es wollen, hat sich die Wissenschaft in der That dieses Verlangens bemächtigt und es zu ihrer Angelegenheit erhoben. Es mußten schon die Gegensätze von Natur und Geist, Freiheit und Nothwendigkeit und die daran sich knüpfenden Begriffe von Zeit und Identität in der Zeitdauer mit einiger Klarheit hervorgetreten sein, ehe man zu einer wissenschaftlichen Erörterung hierüber kam. Als Seelenwanderung, und hiermit schon in sehr concreter Gestalt, aber doch mit wissenschaftlicher Roheit sehen wir diese Vorstellung in die Wissenschaft eintreten. Auf ein unmittelbar praktisches Bedürfniß, auf ein in der Handlung als solches sich darlegendes Bewußtsein scheint diese Vorstellung bei asketischen Denkern, wie die Pythagoräer wären, gegründet, sodaß noch Ritter geneigt ist („Geschichte der Philosophie", Bd. 1, S. 424), die ganze Lehre von der Seelenwanderung zu den heiligen Mythen der Pythagoräer zu rechnen und Manchem in ihr nur bildliche Deutung zuzuschreiben. Indessen dürfte wol der reiche speculative Gehalt dieses Begriffs nicht zu verkennen sein, den nur jene Zeit nicht zu präpariren vermochte, da es ihr dazu an noch gar manchem Instrument gebrach; die ihn nur in unmittelbarer Erfahrung behielt und einer sehr viel spätern Zeit überließ, ihn wissenschaftlich auszuarbeiten, ohne ihn zu nennen. Platon sammelte die Stamina des bis dahin von verschiedenen ausgesponnenen Begriffs der Unsterblichkeit und einigte sie in der Idee, die er ihnen zugleich zur unerschütterlichen Unterlage gab. Dies hat er hauptsächlich in seinem „Phädon", an andern Orten nur in einzelnen Beziehungen, gethan, und es war freilich ein arger Misverstand, wenn man in einem neuen „Phädon" dies als ein Aggregat von Beweisen für die Unsterblichkeit nahm. So etwas, wie ein Aggregat, müssen wir bei Platon nicht suchen. Aber Platon's Fortschritt ging auf lange verloren, wie größtentheils Alles, was sich genau an seine Ideenlehre anknüpfte. Auch die Ansicht des Verf. der vorliegenden Schrift, die er in einer frühern Abhandlung „Über die Idee der Gottheit" (S. 96—99) andeutete, will dem Ref. nicht genügen. Sie scheint zu wenig das Verhältniß zu berücksichtigen, in welches sich Platon auch an diesem Punkte zu seiner Vorzeit setzte, — dabei zu sehr den einzelnen Ausdruck, als hätte Platon die Seele nur für das sich selbst Bewegende genommen, zu premiren, und zugleich nicht in vollem Maße den Zusammenhang dieser Lehre mit Dem, was für Platon, nicht etwa für Spätere die Idee war, herauszuheben.

Je mehr im Verfolge der Zeit sich die Philosophie einer einseitigen, subjectiven Reflexionsweise hingab, um so mehr hatte auch die Lehre von der Unsterblichkeit zu leiden. Zu leiden, sage ich, obgleich diese Weise sich noch immer das Ansehen gibt, die einzige Wächterin der Unsterblichkeit zu sein, und darin die Ermächtigung findet, über jedes ander Denken das Anathema auszusprechen. Aber ihre ganze Kunst bestand darin, die Negativität dieser armen Kategorie der Unsterblichkeit sich möglichst zu verbergen, und man bemühte sich, zu dem Ende auf ihren unschuldigen Namen ganze Magazine von Wünschen für das Jenseits anzulegen, aus denen der selbstgefällige Rationalismus den Geist besser tractiren zu können meinte, als aus der Fülle positiv-geschichtlicher Offenbarung, die er ihm zu entleiden suchte. Bis in die allerneusten Zeiten dauerte dies Unwesen fort, mehr oder weniger ästhetisch aufgeputzt und, wie sich von selbst versteht, gehörig populair gehalten, jedoch nicht ohne sich mit einem wissenschaftlichen Schein zu brüsten, mehr zum Frommen passiver Empfindsamkeit, als zur Förderung der Wahr-

heit und zur Kräftigung des Geistes. Die neuste strengere Wissenschaftlichkeit, und zwar nicht blos die einer einzelnen Schule, als ob sie sich schämte des unwürdigen Hin- und Herzerrens einer Athanasia und Euthanasia, brachte diesen Namen fast nicht mehr über die Lippen. Aber man nahm ihr dieses Schweigen sehr übel, namentlich von einer Seite her, wo man für seine Magazine zu fürchten anfing, es möchte deren Inhalt im Werthe verlieren. Ja, man soll hier und da so weit gegangen sein, vor der ernsten Beschäftigung mit ihr als einer Unsterblichkeitsleugnerin zu warnen. Abgesehen davon, daß man einen ganz eignen Begriff von der Wahrheit haben muß, wenn man von der Erkenntniß des Irrthums (vorausgesetzt, daß Das, was gegeben wurde, ein solcher sei, und Das, was nicht gegeben wurde, konnte man doch auch nicht für Etwas ausgeben, wovor zu warnen sei) abhalten wollte; abgesehen davon, — wer würde, wenn ihm die einzige Wahl gelassen wäre zwischen Dem, was die strengere Wissenschaft übrig ließ, und Dem, was ein alberner, weil selbstgefälliger Subjectivismus, dessen ganzes Haben am Ende in ein Wünschen ausgeht und der darum nicht oft genug an die hundert gedachten Thaler Kant's erinnert werden kann, für seinen vollen Reichthum ausgibt, — wer würde sich noch einen Augenblick bedenken, wofür er sich entscheiden müßte?

Doch auch hier wurde die Zeit erfüllt, und nachdem die Wissenschaft so lange von der Unsterblichkeit geschwiegen hatte, wie man ein Geheimniß verschweigt, so fängt sie nun wieder an, überlaut davon zu reden, und zwar als von — einer Geheimlehre. Auch unsere Blätter haben schon wiederholt von dieser neuen Richtung Bericht erstattet, über Fr. Richter's „Neue Unsterblichkeitslehre" in Nr. 335 f. 1833 und Beilage 9 f. 1834, über Fichte's „Idee der Persönlichkeit u. s. w." in Nr. 286 f. 1834. Nehmen wir dazu noch einige Kritiken in den berliner „Jahrbüchern", Sept. 1833, Nr. 41 u. 42, und Jan. 1834, Nr. 1 fg., so haben wir wol so ziemlich die ganze Übersicht der bisherigen Verhandlungen*) und die Namen der bisherigen Hauptsprecher, Richter, Ch. H. Weiße, J. H. Fichte, Göschel. Diese Namen schon sagen uns, daß die Anregung zu der ganzen Erörterung ihren Ausgangspunkt bei Hegel hat. Und der Unterzeichnete meint: in anderer Weise, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Nicht daß Hegel von Dem, was man die Unsterblichkeit nennt, geschwiegen, — dieses Schweigen würden wenigstens die Unbefangenen und seiner wissenschaftlichen Richtung nicht fremd Gebliebenen wol zu ehren gewußt haben; sondern vielmehr der tief religiöse Charakter seiner Speculation, die überraschende Annäherung an den Inhalt des christlichen Glaubens neben der strengsten Zucht des Begriffs, die der Wissenschaft so sehr noth that und ohne welche auch jene Einstimmung, wie sie wol schon oft von subjectivem Raisonnement versucht worden war, keinen Werth gehabt hätte, — dies scheint es, wodurch Hegel auch nächste Veranlassung wurde, die Sache der Unsterblichkeit zur Sprache zu bringen. In jener feierlich religiösen Stimmung seines Philosophirens war Hegel einem unverkennbaren allgemeinen, nicht blos zeitlichen, aber zeitlich sich bald stärker, bald schwächer, und grade jetzt mit erneutem, kräftigerm Nachdruck aussprechenden Bedürfniß entgegengekommen, und zwar von einer Seite her, von welcher man bisher dieses Entgegenkommen nicht zu erwarten gewohnt war. Jubelnd empfing den Mann darum seine Zeit und hob ihn rasch auf ihre Schultern. Schelling konnte unmöglich dieselbe Wirkung thun, weil es ihm zu sehr an dialektischem Zusammenhang gebrach. Aber auch Hegel hat man dies sein Verdienst noch nicht so gedankt, wie man es schuldig gewesen wäre. Ungeduldig sahen Freunde wie Feinde ganz in gleicher Weise vornehmlich nur auf Das, was Hegel nicht gegeben hatte, und jene unterschieden sich nur darin von diesen, daß jene entweder schnell noch aufzunehmen oder doch zu erweitern suchten, wofür sich kein Raum mehr innerhalb vorzufinden schien, diese hingegen auch das Gegebene schlechthin verwarfen, weil es ihnen nicht genug war, was gegeben wurde. Von beiden Seiten aber scheint man nicht mit echter Geistesruhe gewürdigt zu haben, und die Freunde, verkennend, daß das Schweigen auch eine heilige Bildsäule, ein Apollo Horius war, stürmten theils in der Freude des Sieges darüber hinaus, theils rannten sie, was insbesondere Hrn. Richter widerfahren zu sein scheint, sich den Kopf an ihr an und stürzten mit ihr zusammen, sodaß man nicht wohl zu beurtheilen vermag, welches von beiden Zusammenstoßenden das andere in seinen Fall verwickelte. Dieser komische Auftritt, Wahrheit, aber nur die auf den Kopf gestellte Wahrheit in der schönsten, weil unwillkürlichen Ironie, verdiente kaum eine andere als jene ironische Behandlung, wie sie dieselbe z. B. in Beilage 9 d. Bl. f. 1834 erfahren hat. Das Beste, was sie weit über Verdienst wirken konnte, war, solche Kritiken hervorzurufen wie die Göschel's, solche Schriften wie die vor uns liegende. Jene Kritik gehört gewiß beiweitem zu dem Vorzüglichsten, was wir von der Feder dieses Denkers besitzen. Sie ist von Anfang in so feierlich ernster Stimmung, so fern von jenem Muthwillen der sich selbst fühlenden Kraft, wie sie sonst hier und da, z. B.

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes sind diese Verhandlungen noch eifrig fortgesetzt worden, besonders auf Veranlassung von C. F. Göschel's Schrift: „Von den Beweisen für die Unsterblichkeit." Über diese Schrift ist in Nr. 351—354 d. Bl. f. 1835 von Karl Rosenkranz berichtet worden. Eine Gegenschrift gegen dieselbe erschien von Hubert Beckers aus dem Standpunkt der neuern Schelling'schen Lehre (Hamburg 1836), worauf Göschel in seiner Schrift: „Die siebenfältige Osterfrage" (Berlin 1836) replicirte. Von C. H. Weiße findet sich eine Recension der ersten Göschel'schen Schrift in den „Theologischen Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit", 1836, Hft. 1, und im 2ten Hefte derselben Zeitschrift von demselben Verf. eine ausführlichere Abhandlung: „Über die philosophische Bedeutung der christlichen Eschatologie". Auch scheint in die Reihe dieser Verhandlungen zu gehören: „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode von Dr. Mises" (Dresden 1836) und „Das Büchlein von der Auferstehung von Nikodemus" (Ebendas.), worüber wir in Nr. 120 d. Bl. berichteten. D. Red.

noch in der Schrift „Hegel" sich kund gibt und offenbar dem Eindruck derselben keinen Vortheil bringt. Es ist, wie auch der Verf. vorliegender Abhandlung nicht leugnet, zugleich wol das Beste, was auf rein Hegel'schem Boden über die Unsterblichkeit des Individuums gesagt worden, da Hegel es zwar nicht vermieden hat, wo sich die Gelegenheit dazu bot, auch darüber zu sprechen, und wir möchten zu den schon von Hrn. W. angeführten trefflichen Stellen z. B. noch an die Abhandlung über die Beweise fürs Dasein Gottes (S. 427) erinnern. Aber doch findet sich nirgend, und wir glauben mit gutem Grunde, da sich in der That kaum sagen läßt, wo dazu eine Stelle gewesen wäre, eine besondere in der dialektischen Aufeinanderfolge des Systems sich ergebende ausdrückliche Entwickelung dieser Kategorie. Das jedoch, daß H. über eine Sache geschwiegen, daß er nirgend Veranlassung fand, sie in sein System einzureihen, insbesondere eine so magere Kategorie als die der Unsterblichkeit ist, und es statt dessen vorzog, z. B. wie in der Logik vom lebendigen Individuum zu sprechen, das wird ihm doch nicht zum Vergehen gemacht werden sollen? Es ist eine veraltete, eingewurzelte, aber eben deshalb um so furchtbarere Tyrannei, daß die Philosophie sich schlechthin jede Anfoderung müsse gefallen lassen, die man von außen her an sie macht, daß man sie nicht blos zum Schweigen, sondern auch zum Reden zwingen will, während man doch gewiß jeder andern Wissenschaft unbestritten das Recht gelten läßt, auf ihrem Gebiete Herrin zu sein und auszuweisen, was sie nicht zu demselben gehörig achtet. Es sind diese Zwangsmaßregeln um so auffallender gegenüber einer Wissenschaft, die selbst erklärt, nichts von den Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit für sich in Anspruch nehmen zu wollen. Wollte man aber sagen, daß man überhaupt nicht wisse, wozu die Philosophie noch nützen solle, wenn sie nicht sich herbeilasse, den Orakeldienst der alten Welt zu übernehmen, und auf jede Frage, die man an sie zu stellen beliebe, auch eine Antwort fertig zu haben; je nun, dann begnüge man sich wenigstens, sie nicht zu kennen. — Dies nur im Allgemeinen zur Sicherung des Standpunktes, auf welchen wir uns hier stellen müssen, und gegenüber welchem freilich die Naivetät des neuen Propheten sich echt komisch ausnimmt, der eine reine Negation, ein Schweigen zum Inhalt einer Prophetie macht.

Was zunächst die Hyperkritik betrifft, um von dieser anzufangen, die als zweiter Anhang der gegenwärtigen Schrift, nachdem als erster die Rec. des Verf. über Richter's „Lehre von den letzten Dingen" aus den berl. „Jahrbüchern" wiederabgedruckt war, beigefügt wird, so muß Hrn. Göschel überlassen bleiben, inwiefern er es für nöthig erachtet, zur Wahrung seiner Darstellung etwas weiter hinzuzufügen. Es sei hier nur Das, was überhaupt eine Vorfrage über den Hegel'schen Standpunkt betrifft, der Vorwurf erwähnt, daß G. mit Unrecht den Begriff des Geistes ohne weiteres Demjenigen gleichsetze, was Hegel in seiner Logik schlechthin den Begriff nennt. Allein wir können nicht glauben, daß G. hierin so unrecht hätte, indem wir nicht wissen, was nach Hegel'scher Ansicht der Geist noch Anderes als der Begriff, in höchster Weise der sich begreifende Begriff sein sollte. Der ganze Unterschied zwischen beiden ist jedenfalls nur ein dialektischer und also keineswegs ein so unüberwindlicher, wie er es sein müßte, wenn man sagen wollte (S. 85), „es scheine aus Hegel's Standpunkte consequent zu folgen, nachdem er einmal die Zeitform der Form der logischen Ewigkeit, der Ewigkeit des Begriffs, als eine äußerliche gegenübergestellt hatte, das in der erstern Form Gesetzte der letztern für untheilhaftig zu erklären." Bei Hegel selbst findet sich außer am Schlusse der Logik noch besonders in einer andern Stelle (Th. 2, S. 26) das Verhältniß des Begriffs zur Natur und zum Geiste so angegeben:

> Die Logik zeigt die Erhebung der Idee zu der Stufe, von daraus sie die Schöpferin der Natur wird und zur Form einer concreten Unmittelbarkeit überschreitet, deren Begriff aber auch diese Gestalt wieder zerbricht, um zu sich selbst, als concreter Geist, zu werden. Gegen diese concreten Wissenschaften, welche aber das Logische oder den Begriff zum innern Bildner haben und behalten, wie sie es zum Vorbildner hatten, ist die Logik allerdings selbst die formelle Wissenschaft, aber die Wissenschaft der absoluten Form, welche in sich Totalität ist und die reine Idee der Wahrheit selbst enthält. Diese absolute Form hat an ihr selbst ihren Inhalt und Realität; der Begriff, indem er nicht die triviale, leere Identität ist, hat in dem Momente seiner Negativität oder des absoluten Bestimmens die unterschiedenen Bestimmungen; der Inhalt ist überhaupt nichts Anderes als solche Bestimmungen der absoluten Form; der durch sie selbst gesetzte und daher auch ihr angemessene Inhalt.

(Der Beschluß folgt.)

Eine interessante Erscheinung in der russischen Literatur.

Die russische Volksliteratur besitzt etwas ganz Eigenthümliches in den sogenannten Bastabdrücken, die jedoch nur selten noch wahre Holzschnitte sind, viel weniger Bast- oder Baumrindenabdrücke, sondern meist auf Stein, Zinn und Kupfer gestochen und geschnitten werden. Die Arbeit ist so grob und schlecht, als sie nur immer sein kann, allein das Merkwürdige dabei ist, daß diese zur russischen Volksliteratur als ein integrirendes Moment gehörigen Märchen und Bilder von einer besondern Künstlerkaste unter den Bauern selbst und für diese angefertigt werden. Wie in der ganzen Welt, so waren auch in Rußland die Priester und Mönche die ersten Gelehrten, d. h. Schriftkundigen, und lange Zeit hindurch die Kirchenschrift die einzige bekannte Schrift. Von den Geistlichen ging die Kunst erst auf andere Stände über, und da bildete sich denn eine besondere Zunft der Heiligenbildermaler, in deren Händen Gegenstände der Religion nicht selten mit Aberglauben und Unwissenheit aller Art vereinigt, vermengt und unter dem Volke verbreitet und bekräftigt wurden. Sie begnügten sich nicht nur mit dem Malen von Heiligenbildern, sondern bildeten auch symbolische, märchenhafte und andere Gegenstände, geistlichen sowol als weltlichen Inhalts ab und lieferten nicht selten abenteuerliche Beschreibungen dazu. Solche Dinge erschienen jedoch immer nur in Holzschnitten und andern Abdrücken auf Papier, dagegen der Ölpinsel und das Bret (vorzugsweise das Cypressenbret) ausschließlich für Heiligenbilder aufbewahrt wurden. Es werden aber alle, auch selbst die weltlichen Gegenstände, in dem Tone, der Sprache, der Schrift der Kirche abgehandelt, welches ihnen in den Augen des Volks eine Art von Unfehlbarkeit gibt. Noch heutzutage besteht eine eigne Heiligenbildermal-

lerzunft in den Städten, und ganze Dörfer in den Gouvernements Wologda, Wladimir, Jaroslaw, Moskau beschäftigen sich ausschließlich mit dieser Arbeit, schicken im ganzen Reiche Hausirer umher und vertauschen ihre Producte gegen baares Geld, denn verkaufen darf man in Rußland ein Heiligenbild nicht. Mehr oder weniger abgeschieden von dieser Kunst besteht die Holz-, Stein- und Kupferstecherkunst. Der Kaufmann Loginow in Moskau liefert eine große Menge dieser Waare und verschickt sie im ganzen Reiche; es gibt aber noch viele einzelne Künstler, die auf ihre eigne Hand schneiden und drucken, und es bestehen, wie schon erwähnt, ganze Dörfer, deren vorzüglicher Erwerbszweig die Anfertigung solcher Märchen und Bilder ausmacht. Auffallend genug ist es, daß diese Zunft oder Kaste sich einer usurpirten Preßfreiheit bedient, insofern es scheint, als kümmere sich Niemand um das Treiben dieser Künstler. Aber was finden sich auch für merkwürdige Dinge unter dieser der niedern Volksclasse eignen Literatur; Alles, was Aberglauben, Unwissenheit, Fanatismus nur erzeugen können, mit mehr oder minder plumpen, derben und witzigen Einfällen begleitet, mit höchst abenteuerlichen Abbildungen und Erläuterungen ausgeschmückt. Zugleich aber spricht sich immer etwas so recht Originelles, Charakteristisches, Derbes und Grelles in den Einfällen der unverdorbenen Laune des Pöbels aus, daß es nur zu bedauern ist, daß auch dieser Zweig der Literatur nach und nach ausartet und schon häufig unecht, verfälscht und manierirt angetroffen wird, weil die dortigen Künstler zu glauben anfangen, daß ihre Werke auch mit dem Geiste der Zeit fortschreiten müßten.

Im Allgemeinen lassen sich diese Kunstwerke mit rothen, gelben und grünen Kleckſen ihrer Bedeutung nach in drei Abtheilungen bringen: 1) Religiöse Gegenstände; 2) Versinnlichung und Darstellung historischer Begebenheiten; 3) Fabeln, Märchen, Einfälle, mehr oder weniger obscöne und witzige Caricaturen. Wir wollen hier einige Beispiele anführen:

Darstellung des Berges Sinai in dem Augenblick, da Moses die Gesetztafeln empfängt. Ein merkwürdiges Blatt, das sich eher bewundern als beschreiben läßt. Beinahe das ganze Alte Testament ist hier aufgeführt und versinnlicht. Eine besondere Erwähnung jedoch verdient der Sonnenstrahl, der durch eine Spalte des Berges Sinai auf die irdische Hülle der heiligen Katharina fällt.

Der Stammbaum unsers Heilandes, von Abraham bis auf Joseph, mit 42 Portraits.

Das letzte Gericht, wo der Himmel sich aufthut, mit den heiligen Scharen und Engeln, die Höllenflamme kraftlos hinauflekt, St.-Peter die ihm anvertraute Heerde der Gerechten soeben durchs Thor des mit Wall und Graben versehenen Paradieses einläßt, dagegen eine Masse von armen Sündern, worunter sich besonders die an Feiertagen arbeitenden Bauern und die durch Putz und Zauberei verführenden Weiber auszeichnen, der Hölle zugeführt werden. Hier findet man die ewigen Qualen sinnreich variirt und den Vergehen angepaßt, die meisten Sünder aber hängen an verschiedenen Theilen ihres Körpers über Feuer. Die große Paradiesesschlange, deren einzelne Glieder aus verschiedenen Lastern bestehen, fällt das Blatt. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Todten sich in ihren Särgen aufrichten und die Vögel und Fische, nach dem Worte der Schrift, das Fleisch der Menschen wiedergeben.

Eins der interessantesten Stücke der zweiten Abtheilung ist eine geographische Mappe, zu den ältern Denkmälern dieser Gattung gehörig und, wenn man der slavonischen Aufschrift trauen kann, aus dem Römischen übersetzt. Sie führt keine Jahreszahl und hat eine große Menge von Auflagen und Verbesserungen erlebt. Sie stellt den ganzen Erdkreis vor, welcher in vier Weltgegenden zerfällt: Asien, Afrika, Europa und Neuamerika. Hier und da finden sich Aufschriften, die oft sehr naiv und seltsam lauten. So z. B.: „Diese Insel ist leer, bewohnt von Drachen mit weißlichem Angesicht und menschlichem Oberkörper, welche Basilisken genannt werden.“ „Auf dieser Insel leben Menschenfresser, die der heilige Apostel Andreas besuchte und die ihn nicht gefressen haben.“ „Die Insel Malta, woselbst viele Lehrer und Weltweise, Kraut und Gemüse.“ „Das Kaiserreich, genannt Germanien, breitet sich auf 1500 Werste (über 200 Meilen) aus, ist reich und bevölkert, besitzt Gold- und Silberminen, führt Kriege mit den türkischen Herrschern, ist geehrt von allen Landen; seine Bewohner getauft durch den Apostel Paulus, allein heutzutage verirrt und in dem deutschen Glauben befangen. Das Land ist ergiebig, die Menschen ansehnlich und friedliebend besitzen viele köstliche Tränke und Gewürze.“ Auf derselben Karte hat der Verfertiger, als ein echter Russe, die Stadt Moskau mit ihren Mauern und Thürmen größer als ganz Amerika dargestellt; dagegen ist Petersburg offenbar von einem spätern Künstler eingeschaltet, bei dem diese Residenz nicht sehr in Gunst gestanden haben muß, da sie nur durch sieben jämmerlich verkrüppelte Tannen und Birken angedeutet ist. L.

Notiz.

Criminaljustiz in Frankreich.

Im Jahre 1834 hat sich die Anklagbehörde (le ministère public) mit 114,168 Klagen, Denunciationen und Verbalprocessen befaßt. 45,743 sind den Instructionsrichtern mitgetheilt, 19,453 ohne vorläufige Untersuchung vor das Zuchtgericht gebracht, 2948 wegen Incompetenz an andere Behörden verwiesen worden; bis zum 31. December 1835 war über 1103 keine Verfügung getroffen. Die den Instructionsrichtern zugewiesenen Sachen beliefen sich mit Inbegriff der noch nicht erledigten, die in ihren Händen geblieben waren, auf 49,465. Die Chambres du conseil haben über 45,658 Urtheile gesprochen, 16,735 sind erledigt worden durch Ordonnances de non lieu, d. h., die Klage wurde für unbegründet gefunden und der Angeklagte ohne weitere gerichtliche Debatte freigegeben; 6204 wurden vor die Anklagekammern gewiesen und 22,716 an andere Jurisdictionen. Die Anklagekammern fällten 6501 Urtheile; unter diesen waren 661, welche die Prävention nicht hinlänglich begründet erklärten, 5533 verwiesen die Beschuldigten vor die Assisen; 15,280 Geschworne sind zu den Assisen berufen worden, welche in Allem 3363 Tage gedauert; während dem Verlauf derselben hat man 48,359 Zeugen abgehört. Dies gibt im Durchschnitte für jede Session etwas über 10 Tage und beinahe 127 Zeugen. Von den berufenen Geschworenen sind 3103 nicht erschienen, darunter wurden nur 9 zur Geldbuße von 500 Fr. verurtheilt, die übrigen brachten Entschuldigungen vor, welche die Gerichtshöfe anerkannten. 1834 fanden 1580 Cassationsgesuche statt, 353 von Seiten des ministère public, 1227 von Seiten der andern Parteien. Der Cassationshof hat über diese und über andere im vergangenen Jahre unerledigt gebliebenen Fälle 1624 Urtheile gefällt, 671 über Criminalverbrechen, 481 über Zuchtpolicei-fälle, 142 über simple Policeifälle, 280 in Angelegenheiten die Nationalgarde betreffend. In Folge dieser Urtheile sowol als des Resultats der gerichtlichen Verhandlungen vor den Assisen, an welche das Cassationsgericht die cassirten Proceduren verwiesen, sind 20 früher verurtheilte Individuen freigesprochen worden; Einer, der zum Tode verdammt war, wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt; für einen Andern wurde die Einsperrung (Detention) statt Deportation ausgesprochen. Fünf Individuen wurden zu schwerern Strafen verurtheilt, das Loos von 13 Andern ist dasselbe geblieben. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 337. — 2. December 1836.

Die philoſophiſche Geheimlehre von der Unſterblichkeit des menſchlichen Individuums. Von C. H. Weiße.

(Beſchluß aus Nr. 336.)

In dem Begriff vertieft ſich der Geiſt in ſich ſelbſt, und der Begriff würde nur eine Abſtraction ſein, nicht aber adäquater Begriff, wenn er nicht zugleich concreter Geiſt, alſo auch „das Einzelnſte und ſcheinbar Zufälligſte der räumlichen und zeitlichen Wirklichkeit gleich vollſtändig und zureichend dialektiſch begründet wäre, wie die abſtrakteſte Kategorie", ebenſo wie der Geiſt nur eine Reflexionsbeſtimmung wäre, wenn er noch etwas außer ſich, ihm Gegenüberſtehendes in dieſem Gegenſatz als nicht durch ihn Geſetztes, Beharrliches hätte. Der Geiſt kann ſchlechthin nur ſich ſelbſt zu ſeinem Gegenſatz haben, oder er wäre nicht, was er nach der Hegel'ſchen Philoſophie ſein ſoll, nicht in der übergreifenden Subjectivität die geſuchte Einheit für den bis dahin ſich immer forterhaltenden und das Unglück des Bewußtſeins ausmachenden Dualismus. Daß irgend etwas, auch das Kleinſte und ſcheinbar Geringfügigſte noch als ein Zufälliges erſcheinen kann, dies zeigt eben nur, daß das Geſchäft der Dialektik noch nicht vollendet ſei, daß der ſubjective Geiſt ſich noch nicht in ſeiner Einheit mit dem objectiven erfaßt, der Begriff noch nicht adäquat geworden ſei. Nehmen wir die Gültigkeit der Methode hinzu, nicht nur die Form als abſolute, ſondern auch das Abſolute als Form, die dialektiſche Bewegung des Begriffs, ſo dürfte ſich nach unſerm Bedünken auch von dieſer Seite nichts gegen die Conſequenz der Göſchel'ſchen Sätze erheben laſſen. Wenn aber Hr. W. geltend machen will, daß (S. 23), wie die körperliche Einzelnheit nach Hegel als eine zur Subſtanz der Schwere hinzukommende Affection zu gelten habe, ſo auch die geiſtige Einzelnheit in gleichem Verhältniß zur Subſtanz des Denkens gedacht werden müſſe, und alſo jene vergehen können, ohne daß dadurch der Unvergänglichkeit der Subſtanz im Geringſten Eintrag geſchehe, ſo ſind wir der Meinung, daß ihm dies Alles H. in keiner Weiſe zugeben würde. Fürs Erſte würde er wol verwerfen, auch bei der körperlichen Einzelnheit, daß dieſe Einzelnheit eine zur Subſtanz der Schwere hinzukommende Affection ſei, da vielleicht mit noch größerm Rechte als Hrn. Göſchel der Vorwurf gemacht wird, daß die Zerriſſenheit, dann Vereinigung und flüſſige Continuität der Dimenſionen des Raums und der Zeit Kategorien ſeien, die Hegel nicht kenne (S. 84), ſich behaupten ließe, daß das Hinzukommen eine ſolche Kategorie ſei, da ſie eine nach H. völlig unſtatthafte Trennung zwiſchen Inhalt und Form, Subſtanz und Accidens, Grund und Folge vorausſetze. Fürs Andere aber würde er die Conſequenz von dem Körperlichen auf das Geiſtige durchaus ablehnen. Er würde wol ſagen: „das Sein in ſeiner Unmittelbarkeit ſei zwar zufällig", ſein Schickſal alſo, in ſeiner Einzelnheit aufgezehrt zu werden, ſeine wahre Beſtimmung der Tod, „ſeine Wahrheit die Nothwendigkeit". „Der Begriff hingegen hat nicht nur an ſich das Sein in ſich, ſondern er iſt auch für ſich das Sein; er hebt ſelbſt ſeine Subjectivität auf und objectivirt ſich." Der Begriff iſt die Thätigkeit, ſeinen Unterſchied ebenſowol aufzuheben als zu ſetzen. Er ſetzt ſich unaufhörlich, denn auch, indem er ſich aufhebt, ſetzt er ſich, denn Das, worein er übergeht, kann nur wieder er ſelbſt ſein. Darum eben iſt auch der Unterſchied des ſubjectiven und objectiven Geiſtes (S. 24) noch nicht Gefahr bringend für die Unſterblichkeit, denn wenn alle Exiſtenz, alſo auch die geiſtige nur einzelne iſt, ſo iſt nicht nur überhaupt gegeben, daß das geiſtige Daſein als ein individuelles fortdauert, ſondern als die Individualität des Dieſes, denn das Dieſes des Geiſtes iſt eben, daß es die Beziehung des Allgemeinen auf ſich ſelbſt iſt. Daß H. ſich in der von dem Verf. (S. 19) angeführten Stelle mit Nachdruck gegen die Dingheit der Seele ausſpricht, gegen die Vorſtellung, daß ſie wie ein phyſiſches Ding vor uns iſt, dies könnte nur der Metaphyſik zum Nachtheil gereichen, deren wir im Anfang Erwähnung thaten, die die arme Unſterblichkeit mit allerlei da und dorther, bald auf dem Gebiete der Empfindung, bald der Vorſtellung, bald der Teleologie Aufgegriffenen zu erfüllen und gleichſam ſie vor ſich ſelbſt zu verbergen ſucht. Die Erklärung dieſes nachdrücklichen Verwahrens gegen die Dingheit finden wir darum in dem Umſtand, daß nur ſo den Inſtanzen, die ſchon Kant gegen die Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele, als eines intenſiven Quantums erhebt, ſich vorbeugen läßt (vergl. Logik, Th. 1, S. 260). Das einzige Bedenken, das aber freilich nicht innerhalb der Methode ſich ergäbe, bliebe grade, wo man es ſcheinbar am wenigſten ſuchen zu müſſen glaubt, in der ewi-

gen Gegenwart des Geistes, auf welche die Philosophie des absoluten Begriffs so sehr dringt, und vermöge der Deutung, die sie der Idee gibt, auch dringen muß. Ist diese nicht abzuweisen, so lange die dialektische Methode Das sein soll, als was sie in diesem System gilt, so bliebe uns nur die Wahl, entweder diese zu durchbrechen, und dann fielen mit der Immanenz des Denkens auch die darin aufgehobenen und aus ihr sich herausetzenden Bestimmungen, oder — uns mit dem mythischen Anfang des Unsterblichkeitsglaubens, einer Metempsychose, vielmehr einer Metensomatose zu begnügen. Wir hätten Fortdauer, Individualität, ja sogar Erinnerung, und doch wer möchte behaupten, daß wir gefunden hätten, oder es wäre nicht der Mühe werth gewesen, und würde es nicht sein, zu suchen. Ich war einst Aethalides, sagte Pythagoras.

Um nun aber näher auf den Hauptabschnitt der vorliegenden Schrift zu kommen, so ist auch dieser dem größten Theile nach polemisch gegen das neue Prophetenthum der abstracten Unsterblichkeit, wie man sie vielleicht wissenschaftlich am besten bezeichnen kann, gerichtet. Daraus erklärt sich auch der Titel der Schrift, die sich als eine philosophische Geheimlehre ankündigt und woran auch Ref. Anstoß nehmen wollte, da er Geheimlehre und philosophisch für zwei schlechthin unvereinbare Bestimmungen hält, man mag den ersten Ausdruck nun mehr im subjectiven oder objectiven Sinne nehmen. Wäre etwas in der Hinsicht Geheimlehre, so könnte es wenigstens nicht Gegenstand philosophischen Bestrebens sein, welches kein besonderes Interesse zuläßt. Sollte es aber gar Geheimlehre in objectiver Hinsicht sein, so würde die Bestimmung des Philosophischen sich damit selbst negiren, sie würde vielmehr ihr Gegentheil bezeichnen und also eine Transscendenz des Begriffs darthun. Indessen erklärt sich hier die Sache so: Man hatte dem Verf. in Beziehung auf die schon genannte Rec. in den berl. „Jahrbüchern" den entschieden aus der Luft gegriffenen Vorwurf gemacht, als bezwecke er eine Geheimlehre in erster Beziehung (S. 61); zu einer solchen im zweiten Sinne jedoch bekennt derselbe sich in der That hinzuneigen (S. 59), ohne aber, wie es scheint, auf die Voraussetzung, welche damit unabweisbar zusammenhängt, hinzublicken.

Was die eigne Lehre des Verf. betrifft, so ist dieselbe schon theils aus der genannten Rec., theils aus einer spätern Anzeige der Fichte'schen Schrift „Über die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer" in diesen Bl. (Nr. 286—288 f. 1834) zur Genüge bekannt, wie sie die Unsterblichkeit nur auf die Wiedergeborenen beschränken zu müssen glaubt. Eine genauere wissenschaftliche Begründung findet sich indessen eingestandenermaßen (S. 51) auch in dieser Schrift nicht, wiewol auch diese kleine Schrift für Jeden, den der Gegenstand interessirt, sich voll ansprechender Gedanken und Gesichtspunkte erweisen wird, wie dies der Unterzeichnete wenigstens an sich selbst erfahren hat. Es war ein mehr als blos logischer Genuß, den sie ihm gewährte. Es sind einzelne, doch insbesondere antithetische Hauptsätze, mit welchen er vollkommen einstimmen zu können glaubt, und welche hier ausgesprochen zu sehen er sich wahrhaft erfreute, wennschon es des Verf. Absicht war, sie eben in dieser Schrift nur auszusprechen, ihre Begründung aber mehr nur anzudeuten als auszuführen. Wenn jedoch der Verf. sich nicht abgeneigt erklärt (S. 79), „zu dem Glauben älterer Zeit zurückzukehren, welcher den irdischen Tod für einen Schlaf des Geistes nahm und die Auferstehung zum ewigen Leben, die ihm zugleich eine Auferstehung des Fleisches war, mit der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zusammenfallen ließ", wenn er diese Ansicht wiederholt und noch näher bezeichnet in der mehr angeführten Rec. der Fichte'schen Schrift in diesen Bl., wenn Fichte selbst den Glauben an persönliche Fortdauer begründen zu wollen scheint durch die Erinnerung an die sogenannte Nachtseite der Natur, an die Welt der Träume, Ahnungen, des Somnambulismus, insbesondere aber an die Unendlichkeit der unbewußt im Innern der Menschenseele schlummernden Kräfte, die, nur in einzelnen Momenten des gegenwärtigen Lebens wie aus der Tiefe aufblitzend, dennoch sämmtlich ihrer Entwicklung entgegenharren und zu einer vollständigen Manifestation und Bethätigung nach Außen und im Bewußtsein nicht minder wie die in unserm wachen irdischen Leben zur Entfaltung kommende geistige Substanz berechtigt sind; — wenn er auf jene Thatsachen die Annahme gründet, daß es in den sinnlich wahrnehmbaren Körpern und um sie andere, gleich reelle und geistbeseelte, aber uns nicht wahrnehmbare Körper gebe (s. Nr. 287 S. 1190 u. 1192), einen Hades ꝛc. —: so bekennt der Unterzeichnete offen, daß seine Philosophie als solche wesentlich ärmer sei als die der beiden gelehrten Freunde. Ohne Zweifel die Folge einer ärmern Individualität, und es liegt darin in der That für den Ref. mehr etwas Tröstliches als etwas Niederbeugendes.

Das Urtheil über das Eigenthümliche der hier behaupteten Ansicht hängt, sofern sie als wissenschaftlich begründet angenommen werden soll, zusammen mit dem über den philosophischen Weg, den der Verf. überhaupt einschlägt und auf den er auch hier fortwährend hinweist. Wir dürfen uns also nur einige Andeutungen erlauben. Trefflich ist die Anerkennung von der ganz veränderten Stellung, die die Lehre von der Unsterblichkeit in der neuern Wissenschaft gewonnen hat, wenn es heißt (S. 36):

> Nicht mehr so wird diese Frage ferner zu stellen sein: ob der menschlichen Persönlichkeit und Individualität Unsterblichkeit, sondern vielmehr so, ob dem Unsterblichen menschliche Individualität und Persönlichkeit zukomme.

Diese Frage sucht nun der Verf. theils, wie schon gesagt, durch dialektische Beweisführung, theils durch das ästhetische Bewußtsein (S. 46), theils endlich durch einen positiv theologischen Grund zu erledigen. Er will nicht leugnen, daß die Substanz des Geistes und also auch des absoluten Geistes das Denken sei (S. 38), aber dennoch genügt ihm das dialektische Resultat der Philosophie nicht und er ruft deshalb die Kunstthätigkeit zu Hülfe. Allein auch „das Schöne als solches ist so weit davon entfernt, unmittelbar durch sich selbst schon das Unsterbliche zu sein,

daß vielmehr seine Hinfälligkeit und Vergänglichkeit sogar zum Sprüchworte geworden ist" (S. 48). Darum wendet sich der Verf. in letzter Instanz an die Offenbarung.

Die Versöhnung der ästhetischen Weltansicht sowol mit der philosophischen als auch mit der religiösen Weltansicht wird, wenn eine solche überhaupt möglich ist, nothwendig darin bestehen müssen, daß für das wahrhaft Unsterbliche nicht das Selbstbewußte und Denkende überhaupt, aber ein solches Selbstbewußte, welches zugleich der ästhetischen Substantialität und Verklärung theilhaftig ist, erkannt werde. (S. 51.) Die geistige Substanz, die wir für die unsterbliche und ewige anzusprechen durch den strengen Gang der speculativen Dialektik ebenso wie durch das unmittelbare Zeugniß des Geistes, den der menschgewordene Gott über seine Jünger ausgegossen hat, berechtigt sind, ist nicht ein unbekanntes, gespenstisches Etwas, welches unheimlich über dem endlichen Geiste waltend, diesen erst nach einem ihm fremden Willen besinnungslos hintriebe und dann ihm entfliehend ihn der Verzweiflung und der Vernichtung übergäbe; sondern es ist der selbstbewußte persönliche Geist dieser Jünger selbst, die, im Geiste und in der Wahrheit wiedergeboren, ihr Sterbliches zum Unsterblichen geläutert haben. (S. 52.) Dies ist der geheime Sinn der großen Lehre von der Menschwerdung des göttlichen Sohnes, von dem Leiden und Tod und von der Auferstehung dieses Sohnes: daß Gott sein eignes Selbst, sein zweites Ich, in dem er sich, vor der Schöpfung der Welt als in einem ewigen Spiegel beschaute, an die creatürliche Welt dahingegeben hat, um sich fortan nicht mehr außer der Welt, sondern in der Welt zu schauen und zu empfinden. Diese Hingabe, die Geburt Gottes in die Welt ist zunächst der Tod dieser zweiten göttlichen Persönlichkeit, d. h. das Aufgehen derselben in eine unpersönliche Allgemeinheit, die als göttliche Substanz, gleichsam als das Fleisch und das Blut (um auch dieses höchste Mysterium wenigstens im Vorübergehen zu berühren) des getödteten Gottes, von den geschaffenen Geistern genossen werden muß, damit in diesem Genusse dieselben des ewigen Lebens theilhaftig werden. Aber in jedem Gläubigen, der von dem Strome dieses Wassers trinkt, welches in das ewige Leben quillt, feiert der Menschensohn seine Auferstehung, d. h. sein Wiederauftauchen aus der Nacht der selbstbewußtlosen Substanz und Objectivität zu dem Tage der unsterblichen Subjectivität und Persönlichkeit. (S. 53.)

Hier finden wir nun sehr verschiedene Elemente vermengt, aber noch nicht in gehörigen Zusammenhang gesetzt. Namentlich ist von der Substanz, abgesehen von der Bedeutung, in welcher an der zuletzt angeführten Stelle von der göttlichen Substanz gesprochen wird, ein Gebrauch gemacht, den wir nicht zu vertheidigen wüßten, wenn das Denken die Substanz des Geistes genannt, dann aber eine Vereinigung der ästhetischen Substantialität mit ihr erwähnt und endlich auch der Glaube (S. 62) reicher und höher genannt wird als alle Wissenschaft. Damit hängt dann auch, was hier nur beiläufig erinnert werden soll, der bedenkliche Gebrauch zusammen, den der Verf. hier und anderwärts (namentlich in der Schrift: „Die Idee der Gottheit", wo von einer Möglichkeit in Gott gesprochen wird) von der bedenklichsten aller Kategorien, von der der Möglichkeit, welche jedenfalls mit der Substantialität des Denkens sich schwer vereinigen läßt, zu machen keinen Anstoß nimmt, namentlich wenn er hier den Geist in einen potentialen Zustand fortbestehen lassen will. (Vergl. die angef. Rec. der Fichte'schen Schrift in Nr. 287 d. Bl. S. 1192.) Selbst wenn man diese Kategorie der Möglichkeit bis zum Zweckbegriff erfüllt und zu einer teleologischen Weltansicht steigert, so würde Ref. fürchten, auf diesem Wege nur zu dem Standpunkte der Kant'schen Postulate der reinen Vernunft zurückgeworfen zu werden. Speculativ kann der Verf. eingestandenermaßen seine Psychopannychia nicht begründen, die ästhetische Betrachtung aber ist ohnedies keine solche, die bei der Potentialität sich genügt, sondern nur das Sein der Actualität kennt, und endlich die positiv-christliche Begründung derselben würde, was zu erweisen nicht schwer fallen dürfte, eine reine Unmöglichkeit sein, sodaß wir also vorläufig noch erwarten müssen, auf welche Weise es dem Verf. gelingen wird, dem hier nur erst Ausgesprochenen wissenschaftliche Festigkeit zu geben. Nicht das Dogma vom Fegfeuer, wie der Verf. behauptet (in der angef. Rec. S. 1191), hat abgehalten, die Lehre vom Seelenschlaf kirchlich werden zu lassen, sondern vielmehr die Unmöglichkeit, diese letzte Lehre auch nur auf so unvollständige Weise wie das Fegfeuer in das christliche Bewußtsein einzuführen, mag der Aufnahme dieses letztern Vorschub geleistet haben.

Der Verf. hat sich früher mit der Sibylle des Tarquinius verglichen („Idee der Gottheit", S. III). Vielleicht daß sich die Vergleichung auch dadurch noch als richtig erweist, daß derselbe bei jedem neuen Anlauf seines kräftigen Forschens einen Antheil seiner Orakel den Flammen übergibt. Man verstehe uns nicht falsch. Hegel hat unzweifelhaft eine speculative Theologie in vollkommenerer Weise als je bisher vorbereitet und ein Streben wie das unsers Verf. geht ganz aus der Anerkennung dieses Verdienstes hervor. Aber nur müssen wir uns hier doppelt vor jedem vorschnellen Weiterschreiten hüten, damit es uns nicht begegnet, wie hier dem Verf. mit der Psychopannychia, den Inhalt der Offenbarung durch die Wissenschaft zu ergänzen im Widerspruch mit dem Grundsatze, der den Glauben über die Wissenschaft setzt. Wir dürfen es nicht verachten, uns dem schweren Geschäft kritischen Sichtens, genauer Scheidung zwischen Religionsphilosophie und speculativer Theologie zu unterziehen, ebensowol ihres Unterschieds als ihres Übergangs ineinander uns zu versichern. So stark Hegel sich gegen das kritische Verfahren als ein abgesondertes erklärt hat, so tüchtig hat er doch selbst grade in dem dialektischen Gange die Zucht des Begriffs an der Philosophie geübt, sodaß ihm ja sogar daraus der Vorwurf — wenn dies anders Vorwurf sein kann — des schuldbewußten Empirismus erwachsen ist. Wir behaupten nur, daß H. diese Zucht früher geschlossen hat, als sie vollendet war. Was insbesondere die Unsterblichkeit anbelangt, oder, wie wir mit dem Verf. lieber sagen möchten, die Persönlichkeit, freilich in einem noch etwas andern Sinne, als sie H. die höchste zugeschärfteste Spitze des Begriffs nennt (Logik, Th. 3, S. 349), so hat dieses System gezeigt, daß es sich mit ihr verträgt; ja, wir wären versucht, die ganze Hegel'sche Logik eine Unsterblichkeitslehre zu nennen. Sie verträgt sich mit ihr, und wo ist die Philosophie, die es weiter gebracht hat? Man zeige sie uns; — Ref. wäre begierig sie kennen zu lernen.

G. Mehring.

The Editor of the Gentleman's Magazine has received a letter from Mr. Thomas Hollis, dated Lincoln's-Inn, Dec. 1, 1758, containing a proposal for printing by subscription, a new edition of the Memoirs of Sir Walter Raleigh, with a preface, and a life of the author, by Mr. Oldys. The work is to be printed in a large octavo, on a fine paper and letter, and to be delivered to the subscribers in boards, at one guinea. Mr. Hollis has also proposed to print, by subscription, the Life of Sir Thomas Gresham, by Mr. Oldys, in a large octavo, on the same terms as the former. Subscriptions are taken in by Mr. Hollis, at his house in Lincoln's-Inn, and by Mr. Millan, bookseller, near Whitehall.

[2]

The Editor of the Gentleman's Magazine has received a letter from Mr. Thomas Hollis, dated Lincoln's-Inn, Dec. 1, 1758, containing a proposal for printing by subscription, a new edition of the Memoirs of Sir Walter Raleigh, with a preface, and a life of the author, by Mr. Oldys. The work is to be printed in a large octavo, on a fine paper and letter, and to be delivered to the subscribers in boards, at one guinea. Mr. Hollis has also proposed to print, by subscription, the Life of Sir Thomas Gresham, by Mr. Oldys, in a large octavo, on the same terms as the former. Subscriptions are taken in by Mr. Hollis, at his house in Lincoln's-Inn, and by Mr. Millan, bookseller, near Whitehall.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 338. — 3. December 1836.

Historisches Taschenbuch. Achter Jahrgang. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Mit dem Bildniß Ludwig XIV. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 12. 2 Thlr.

Nicht darum, weil wir in einem Blatte desselben Verlegers von diesem Taschenbuch zu sprechen haben; auch nicht darum, weil wir etwa selbst als Mitarbeiter einmal betheiligt gewesen sind; sondern aus voller Überzeugung und redlicher Wahrheitsliebe nennen wir dieses Taschenbuch eines der gediegensten in unserer ganzen deutschen Almanachs- und Taschenbuchsliteratur. Wenngleich dieser Jahrgang den vorigen um 100 Seiten an Stärke übertrifft, enthält er sogar noch einen Aufsatz weniger als jener, indem diesmal nur deren vier, von Barthold, Leo, Zinkeisen und Sotzmann aufgenommen worden sind. Denn dies ist eine der Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Buches, daß es, das multum non multa wohl beherzigend, den wenigen Mittheilungen den Raum gewährt, welchen sie in ihrer Art der Ausführung und Darstellung gleichsam zu ihrem Leben in der Literatur nöthig haben. Nur indem diesen geistigen Pflanzen der gehörige Boden und die rechte Pflege gegönnt wird, nur insofern kein Mitarbeiter an der Individualisirung und Länge, Höhe, Breite, Farbengebung und am Tone seiner Gemälde gehindert ist, ist diese Reihe von ungefähr 30 zum Theil ausgezeichneten Aufsätzen, die man auch wol Cabinetsstücke zu nennen beliebt hat, zusammengekommen und soll sich hoffentlich auch noch reichlich vermehren.

Es ließe sich allerdings darüber rechten, ob nicht jeder Theil des Taschenbuches ein selbständiges Ganze bilden und Das, was es gibt, ganz geben sollte. Wir hassen alle Nöthigung, sie mag kommen woher sie wolle, und es sollte bei Büchern dieser Art (von größern Werken kann natürlich nicht die Rede sein) eigentlich kein Abbrechen eines Aufsatzes schon darum stattfinden, damit nicht ein Zwang, wenigstens eine wissenschaftliche Verpflichtung entstehe, sich die Fortsetzung um der Fortsetzung willen anschaffen zu müssen. Bei einem Taschenbuche sollte Jeder neu eintreten können und Das, was er bezahlt hat, auch ganz haben, Niemand das rückwärtsstehende Haus darum kaufen müssen, weil sein eigner Keller sich hinein erstreckt, oder gar ein unentbehrlicher Eingang in demselben ist. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns nämlich der erste Aufsatz von F. W. Barthold: „Ausgang des Joan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde" (S. 1—163), da er mit allerdings neuer Überschrift doch auf den vorjährigen desselben Verf.: „Anna Joanowna, Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und Petersburg" sich stützt und bei seiner Entwickelung eine Kenntniß des früher Gesagten (s. S. 8 u. a. O.) voraussetzt. Indeß mag auch dies zur literarischen Freiheit mitgehören und ist jetzt so gewöhnlich, daß es den wenigsten Lesern auffallend, vielmehr den meisten ganz natürlich vorkommen wird; wie wirklich selbst Erscheinungen der Politik naturrechtlichen Schein erhalten können. Wir lassen aber darum diese Bemerkung um so lieber fallen, als uns in dieser Fortsetzung selbst ein köstliches Stück Arbeit, ja dürfen wir nach dem Eindruck, den sie auf uns gemacht hat, urtheilen, das trefflichste des ganzen Bandes, dargeboten ist, ohne damit den Verfassern der drei andern Aufsätze zu nahe treten zu wollen. Es werden sich zu jeder dieser vier Schüsseln ihre Liebhaber finden!

Es handelt sich in Nr. 1 von dem tragischen Ausgange der von Peter's des Großen biedsinnigem Bruder, Iwan oder Joan, sogenannten ältern oder Joan'schen Linie des Hauses Romanow. Die jüngere, an den Herzog von Kurland vermählte Tochter Joan's, Anna Joanowna, und ihre Regierung von 1730—40 ist im vorigen Bande des Taschenbuchs geschildert. Ihre an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin vermählte Schwester Katharina war die Mutter der jüngern Anna Karlowna, deren Gemahl Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel wurde. Der in dieser Ehe erzeugte Sohn Joan III. war der von der Kaiserin Anna, seiner Großtante, ernannte Nachfolger, ein Kaiser in Wiege und Windel, für welchen nicht die Ältern, sondern Biron, Herzog von Kurland, die lange Regentschaft führen sollte. Das Verhältniß war ebenso unnatürlich als unpopulair; ersteres weil die Ältern die natürlichen Vormünder gewesen wären, letzteres weil eine mächtige Partei in Rußland das Ausländische als fremdartig und aufgedrungen haßte; es war aber auch unklug, weil man sich den Leidenschaften der Gleich- oder Mehrberechtigten gegenüber keine Garantie des Fortbestandes der Maßregel zu verschaffen ge-

wußt hatte. Und doch hätte diese, um eine gräßliche Wahrheit zu sagen, keine andere sein können als die bekannte ehemalige türkische, nämlich die vollkommenste Beseitigung aller übrigen Familienglieder.

So war nun, was Einzelne wohl voraussahen, dem traurigen Systeme der Reaction Thür und Thor geöffnet und der erste Act derselben begann schon kaum vier Wochen nach Biron's Regentschaftsantritte (20. Nov. 1740). Anna und Münnich stürzten Biron mit wenigen Gardisten. Fürwahr, der Großwessir hatte Recht, wenn er daraus auf große Ähnlichkeit der Zustände in Stambul und Petersburg schloß. Ohne den dumpfen Geist soldatischer Subordination, welche jedem etwas höhern Range maschinenmäßig sich unterordnet, wäre diese Revolution so leicht nicht geworden. Und welche Lehre gab dies gelungene Experiment für ähnliche Versuche!

Es sei erlaubt, aus der sehr interessanten Zeichnung der Regentin Anna einige Züge herauszuheben. Nachdem ihre frühere Erziehung durch schwache Weiber, die einflußreiche Aussicht, Erbin ihrer Tante, der Kaiserin Anna, zu werden, kurz besprochen worden, fährt der Verf. S. 47 fort:

Aber schnell schwand der Reiz der Neuheit (zu herrschen), die angestammte Liebe zum Genuß, die Gleichgültigkeit gegen Würde und Anstand nahm ihre Stelle wieder ein und enthüllte in wenigen Wochen alle Schwächen ihres Charakters, welchen schon ihr Äußeres, eine gewisse Zerflossenheit der Formen und Gesichtszüge, bezeichnete. — Fast nie nahm sie ernstlichen Antheil an den Reichsgeschäften, und wenn Münnich ihr Morgens die ausgefertigten Schriften vorlegte, oder Entschlüsse foderte, ergriff sie Unbehagen oder Langeweile in dem Grade, daß sie oft äußerte: ich wünschte, mein Sohn wäre schon in dem Alter, um selbst zu regieren. — Hätte die Großfürstin nun bei dieser Scheu vor Nachdenken die Leitung der Geschäfte den Händen verständiger Diener freigelassen, so würden die Sachen ziemlich so gut bestellt gewesen sein als unter ihrer klügern Tante. Sie achtete aber kaum auf die Rathschläge der unterrichteten Staatsmänner, und gewöhnte sich, wichtige Entschlüsse lieber dem Kreise ihrer Günstlinge zu entnehmen, welche es verstanden, unter Kurzweil und Tändeleien die oft träumerische und gelangweilte Herrin nach ihrem Willen zu gängeln.

Auf die Schilderung ihres Gemahls, der, obwol tapfer „aus Familieninstinct", wie Friedrich II., sein Schwager, sagte, eine solche Frau zu leiten ganz unfähig war, folgt die der einflußreichen Familie Mengden, besonders der Favoritin Juliane, welche besonders die verliebten Zusammenkünfte der Großfürstin mit dem sächsischen Grafen von Lynar vermittelte.

Im vernachlässigtsten Anzuge, in einer Nachthaube, aus einem weißen Tuche aufgesteckt, nahm Anna nur Angehörige des Hauses Mengden an oder die vertrautesten fremden Minister, den Marchese di Botta, Master Finch, den englischen Gesandten; ebenso erschien sie ohne Schnürleib in der Messe und blieb auch so während der Tafel, um nach Tische ihre Partie zu spielen. — Anna, noch im Bette liegend, ohne unwohl zu sein, hing unter Kuß und Umarmung dem Lieblinge (L.) das große blaue Band eigenhändig um, und wenn ihr Gemahl, welcher mit stummer Ergebung, wie die russischen Großen, die Beleidigung seiner Rechte trug, am Morgen nach einer abgesondert zugebrachten Nacht an die Thüre ihres Schlafgemachs klopfte, fand er sie gewöhnlich uneröffnet. — So raffinirt auf erhöhte Genüsse war das sorglos schwelgende Paar (Anna und L.), daß die Großfürstin in der heißesten Jahreszeit auf dem Balcon des Winterpalastes nach dem Strome zu ihre Lagerstätte bereiten ließ, und wenngleich eine spanische Wand das Bett verdeckte, konnte man doch aus den höhern Stockwerken der Nachbarhäuser die Vorgänge dieses luftigen Thalamus beobachten.

S. 77 bemerkt der Verf. von Peter's Tochter Elisabeth, der nachmaligen Kaiserin, daß sie die Untugenden ihres Vaters in ihrem Blute empfangen, ohne des stahlkräftigen Geistes dieses ausgezeichneten Mannes theilhaftig zu werden; daß auch ihre Erziehung

in einem Hause, in welchem keine Spur von gemüthlichem Ehefrieden waltete, die Mutter (Katharina I.) fast täglich vor der kranken Wuth ihres Gemahls erbeben mußte, aber dennoch Mittel fand, für den unbefangenen Treubruch des thierischen Wollüstlings sich zu entschädigen, nur eine sehr mangelhafte sein konnte, und daß die zartere Weiblichkeit schon frühe abgestumpft wurde durch Schrecknisse, Grausamkeiten und die bizarren Genüsse, welche den Hof des Zaren bezeichneten.

Ehe noch die früh reifende Elisabeth, schön nach russischen Anfoderungen, bei aller Fülle des Körpers graziös in ihren Bewegungen, rasch zu Fuß, als Tochter Peter's soldatisch dreist zu Pferd und auf dem Wasser, einem der vielen hochfürstlichen Bewerber, wie ihre Schwester Anna, beschieden werden konnte, war bereits ungebührliche Lust in ihrem heißen Blute entzündet, deren verstohlne, aber nicht geheim gebliebene Befriedigung den fremden Fürsten die Bewerbung um die reiche Kaisertochter sehr bedenklich, bereits eingeleitete auch wol rückgängig machte.

Ihr früher Umgang mit dem Gardisten Schubin brachte, wie Hr. V. sagt, die Messalinennatur zum Bewußtsein. That sie doch selbst die vertrauliche Äußerung: ihr sei nur wohl, wenn sie verliebt sei! Daher der Wechsel ihrer Liebhaber, daher der anmuthigste, wollüstigste Ausdruck beim Tanze.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Maria Malibran-Beriot.

Wenn schon dem ausgezeichneten Talent an und für sich, sobald es den irdischen Schauplatz seines Wirkens verlassen, eine würdig-ehrende Todtenklage gebührt; wenn diese Klage um so lauter und inniger wird, je versprechender und jugendlicher die geknickte Blüte war, deren Hintritt wir beklagen, so wird die Todtenfeier vielleicht am rührendsten dann, wenn mit dem Genius sich die frischeste Jugendfülle, mit dieser aber diejenige heitere Liebenswürdigkeit verband, die in allen Lebensverhältnissen den Annähernden erquickt und in dem theilnehmenden Betrachter jene Empfindungen classisch-künstlerischer Anmuth erzeugt, von denen es ungewiß ist, ob sie mehr Empfindungen oder klare befriedigungsvolle Gedanken sind. In der That gibt es in jedem Gebiete der Kunst Talente, deren energischer Selbständigkeit wir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; allein nur Wenigen, nur sehr Wenigen, ist zugleich mit der Macht der geistigen Productivität jene Lieblichkeit und Anmuth der Seele verliehen, in deren heitern Schoos die Bewunderung und stille Verehrung allmälig wie in einen lieblichblühenden Garten einzieht, aus dessen blumenfrischen Gängen nur mit Wehmuth der Besuchende sich entfernt. In der That gibt es Talente, welche in den Momenten, wo ihr schöpferisch-erregtes Wesen von dem Göttlichen erfüllt ist, zum lauten Jubel der Bewunderung hinreißen; aber unter diesen Mächtigen sind wieder nur Wenige, welche diesen allgemeinen Jubel durch die stillere, bestrickende Gewalt der Seelenanmuth auf die ruhigere Bühne des gewöhnlichen Lebens überzuleiten und so die lodernde Glut des Bewunderungs-Enthusiasmus in ein stilles Vestafeuer der innigen Zuneigung, in eine ruhige,

aber ewig glimmende Lampe heimlich-traulicher Verehrung zu verwandeln wissen.

Zu den Wenigen, Auserwählten, welche diese befriedigende Metamorphose der unbedingten öffentlichen Anerkennung zu bewirken vermochten, gehörte unstreitig die frühvollendete Künstlerin, deren Andenken wir die nachstehenden Zeilen widmen. Maria Malibran war freilich nur eine Sängerin, und wer weiß, ob nicht in diesen bedenklichen, gährungsvollen Zeiten, wo von der Bühne herab, die kaum noch die Welt bedeutet, so manches eitle Halbtalent herniederprunkt, während viel heiligere Mächte der unendlichen Kunst verkannt und viel tiefer begabte Geister in Dichtung und geweihter Darstellung zurückgesetzt und verhöhnt werden — wer weiß, ob nicht in so jammervollen Zeiten auch uns ein Verbrechen daraus gemacht wird, daß wir das Andenken eines Wesens, die jener fadegewordenen Maskenwelt angehörte, mit solchen Worten feiern, wie sie nur dem Innerstgeweihten im heiligen Wundertempel der Kunst zu Theil werden sollten; ja, was noch schlimmer ist, wer weiß, ob nicht die also Rügenden im allgemeinen Sinne ein wohlbegründetes Recht haben. Wohlan, sie mögen es im Allgemeinen; in diesem besondern Ereigniß aber haben sie dessen keins: denn wenn der Gegenstand unserer Anerkennung dem Geiste nach wirklich nur denjenigen Talenten angehörte, die man als die reproductiven zu bezeichnen pflegt, so war er doch in dieser seiner Reproduction so neu und schöpferisch, so selbständig und geheimnißvoll anziehend, so durchsichtig, klar und anmuthvoll, so ganz durchdrungen und ganz beseelt von Dem, was ihrer Seele Wesen war, daß sich uns aus allen diesen seltenen Eigenschaften und Begabungen ein so einheitvolles und überraschendes Bild gestaltet, dem wir die Anerkennung und den Rang einer durch und durch genialen und in eben dem Maße selbständigen Persönlichkeit nicht versagen können.

Maria Felicitas Garcia, älteste Tochter des Señor Manuel Garcia, eines ehemals sehr gefeierten Tenoristen der italienischen Oper, war geboren im J.e 1808 zu Paris. Noch nicht acht Jahre alt, begleitete sie ihre Ältern nach London und wurde dort, bei einem Aufenthalt von mehren Jahren, frühzeitig mit englischer Sprache und Sitte vertraut. Da sich Natur und Kunst zu ihren Gunsten zu vereinen schienen, so war ihre zukünftige Lebensbestimmung bald entschieden, und die liebliche Jungfrau zählte noch nicht 17 Jahre, als sie auf dem Königstheater zu London, am 7. Juni 1825 zum ersten Mal als Rosina im „Barbiere di Seviglia" auftrat. Ein Jahr später begleitete sie die Ihrigen nach Amerika, wo damals die Bildung einer italienischen Oper zu den neuesten Kunstprojecten gehörte, obgleich der Erfolg die früher gehegten Erwartungen nicht bestätigte. Zu Neuyork war es, wo in ihr sonnenhelles Jugendleben die ersten trüben Schatten treten mußten, denn hier lernte sie den Franzosen Malibran kennen, einen Mann, den der Widerschein von ihrem Talent bekannter gemacht hat, als er es durch seine Papier- und Geldspeculationen geworden wäre. Sie vermählte sich mit ihm; allein die frohe, freie Kunst stimmt wol nur selten mit der ahnungsvoll düstern Comtoirstube, wo es dem Geiste nur unter sehr glücklichen Verhältnissen so wohl wird, seine freien Flügel zu heben. Herr Malibran versuchte einen solchen regsamen Flügelschlag, vermuthlich angefeuert durch den lieblichen Genius, der in seine Kreise getreten war; allein er hatte das Schicksal des Ikarus dafür zu erleiden, ein Schicksal, das nicht sowol sein Leben, als sein Vermögen verschlang. Seine jugendliche Gattin entsagte großmüthig zu seinem und seiner Gläubiger Gunsten allen etwanigen Ansprüchen. Nach erfolgter Scheidung ging Madame Malibran nach Paris, wohin ihr schon ein bedeutender Ruf vorausgeeilt war und wo ihr Schicksal sowol als ihre Leistungen die entschiedenste Theilnahme erregten. Später begab sie sich wieder nach London, wo sie die glänzende Saison von 1829 durch ihre Anwesenheit verschönte. Ihre vorzüglichsten Rollen waren Rosina, Tankred, Desdemona, Semiramis, Zerlina, Romeo und Ninetta. Von jetzt an wurde ihr Ruf europäisch. Zahllose Engagements bestürmten die gefeierte Künstlerin, welche durch den Ertrag ihrer Leistungen in eine völlig unabhängige, ja glänzende Lage versetzt ward; nur daß an physischer und selbst an geistiger Kraft hier verloren ging, was dort gewonnen ward. Ihre letzten Verbindungen waren außerordentlich: in Neapel erhielt sie für 40 Gastspiele die Summe von 80,000 Francs und außerdem noch drei Benefize. Ebenso vortheilhaft war der Ruf nach Mailand, wo ihr von dem Director der Scala, dem Herzog von Visconti, für 185 Vorstellungen, nächst bedeutenden Accidenzien, eine Totalsumme von 450,000 Francs zugesichert wurde. In Rom, wo die Malibran im Frühjahr 1834 neue Lorbern erntete, zeigte sich auch das milde Wohlwollen ihres Charakters in einem schönen Lichte. Hier gab sie ein großes Concert zum Besten einer herabgekommenen Familie, das nicht weniger als 600 Goldstücke einbrachte. Im Mai darauf debutirte sie in Mailand, ein Debut, dem an Erfolg nicht so leicht ein anderes zu vergleichen sein möchte. Hier schlug man ihr zu Ehren eine goldene Medaille, welche auf dem Revers die Aufschrift führte: „Per universale consenso proclamata mirabile nell'azione e nel canto", eine Inschrift, die durch ihre frostige Lobrednerei dem mailändischen gelehrten Kunstgeschmack eben keine sonderliche Ehre macht. In Venedig gab sie einen neuen Beweis von Herzensgüte und Wohlwollen. Der Eigenthümer eines dortigen Theaters, ein fast ruinirter Mann, foderte sie auf, auf seiner Bühne zu singen. „Ich werde singen", sagte sie ihm, „jedoch nur unter der Bedingung, daß von Honorar keine Rede ist." Dies rettete den armen Teufel vom Bankrott. Nachdem die Künstlerin noch einmal in Neapel und von dort aus in Paris gewesen war, begab sie sich nach London, um ihren dortigen Engagement für die Saison von 1835 nachzukommen. Sie trat zuerst in der „Somnambula", nach englischer Bearbeitung, auf und riß alle Zuschauer in dem gedrückt vollen Hause (zu Coventgarden) zur vollsten Bewunderung hin. Ihre unermüdliche Thätigkeit in dieser Zeit war außerordentlich. Sie sang, ihr Engagement abgerechnet, noch in vielen Concerten und Privatecirkeln und ward von Virtuosen und Concertanten unaufhörlich in Anspruch genommen. Unstreitig hatte dies die nachtheiligsten Folgen für ihre Gesundheit und legte, nächst früheren Anstrengungen, den Grund zu ihrem frühen Tode. Schon merklich angegriffen, reiste sie, nach beendigter Saison, wieder nach Mailand, wo die Nachricht von dem plötzlichen Verscheiden Bellini's, am 23. Sept. 1835, sie auf ungewöhnlich schmerzliche Weise berührte. Sie eröffnete sogleich, gleichsam um ihrer Trauer eine Genüge zu thun, eine Subscription für sein Gedächtniß, die, da ihr Name an der Spitze stand, einen beträchtlichen Erfolg hatte. Allein Bellini's Tod griff auf noch tiefere und räthselhaftere Weise in ihr eignes Leben, denn, seltsam genug, traf der Sterbetag des schwermüthiggeistvollen Componisten genau mit dem Monatstag zusammen, an welchem ein Jahr später die Liebenswürdigste der Sängerinnen selbst verschied. Es war bei Beiden der 23. September.

Im März 1836 verheirathete sich die in ihrer Lebensaussicht schmerzlich getäuschte Künstlerin mit dem ausgezeichneten Violinvirtuosen Beriot, nachdem ihre frühere Ehe durch die pariser Gerichtshöfe nunmehr völlig geschieden war. Beriot, der trauernde Witwer der Malibran, ist von Geburt ein Belgier und in seinem Fache einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Künstler. Bei Gelegenheit dieser Verheirathung schenkte die Königin der Franzosen der Malibran eine kostbare, mit Perlen geschmückte Agraffe. Von London aus, wo sie zunächst auf dem Drurylanctheater Vorstellungen gab, bereiste sie mit ihrem Gemahl Brüssel und andere ausgezeichnete Städte des Continents, wo ihr Talent überall die höchsten Triumphe feierte.

Was noch von der kurzen Geschichte dieser liebenswürdigen Frau übrig ist — ist Schweigen. Die Künstlerin hatte sich für das große Musikfest zu Manchester verbindlich gemacht und kam nach einer sehr beschleunigten Reise von Paris am 11. Sept. dort an. Tags darauf griff sie sich in einer Probe sehr

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 339. — 4. December 1836.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Achter Jahrgang. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeiſen, herausgegeben von Friedrich von Raumer.

(Beſchluß aus Nr. 338.)

Eliſabeth würde ſchon nach Peter II. Tode 1730 die Krone ſtatt Anna's für ſich haben gewinnen können, wenn die Unverheirathete nicht fatalerweiſe damals grade in den Wochen gelegen hätte! Unter jener Anna mußte ſie zu Verſtellungskünſten ihre Zuflucht nehmen, in denen ſie bald Meiſterin wurde. Sie wußte, daß die altruſſiſche Partei auf ſie rechnete, und ſie rechnete wieder auf die Prätorianer, unter denen ſie heraufgewachſen war, deren Kinder ſie aus der Taufe hob, die ſie häufig Nachts ungezwungen bei ſich ſah. Ganz gewöhnliche Soldaten ſtiegen oft, wenn ſie durch die Straßen von Petersburg fuhr, hinten auf ihren Schlitten und unterhielten ſich zutraulichſt mit ihr. Die Regentin Anna behandelte dergleichen als gänzlich unbedeutend, und mit dem leichtſinnigſten Spotte hieß es bei Hofe: Eliſabeth hat wieder Aſſembleen mit den Preobraſchenskiſchen Grenadieren. Während nun die Regentin durch Entlaſſung des Feldmarſchalls Münnich ſich ihrer rechten Hand beraubte, trieb der Leibchirurg Leſtocq ſeine Gebieterin Eliſabeth, ſich ſelbſt mit Hülfe der Garden auf den Thron zu ſchwingen. Anna beharrte in unbegreiflicher Verblendung gegen die wiederholten deutlichſten Warnungen ihrer Freunde. In der Nacht vom 5. auf den 6. Dec. 1741 ging auch dieſe Revolution glücklich vor ſich (S. 99 fg.). Die Regentin, ihr Gemahl, Münnich, Oſtermann und A. wurden verhaftet.

Hierauf gingen Grenadiere in das Gemach, in welchem der junge Kaiſer Joan in der Wiege ſchlief, ſeine Amme neben ihm. Eine wahrhaft rührende Scene erfolgte; die treubrüchigen Prätorianer hatten Befehl, das Kind nicht zu wecken, und ſo harrten ſie, in gutmüthiger Stille rings um die Wiege geſtellt, eine Stunde, ehe der ruhig ſchlummernde Erbe des größten Reichs bewußtlos zu ſeiner Entthronung erwachte. Da wollte jeder der bärtigen Krieger ſich des Kindes bemächtigen, welches weinte beim Anblicke fremder Geſtalten, bis, da ſie nicht einig werden konnten, die zitternde Amme ihn (es) auf den Arm nahm, mit ihrem Pelze verhüllte und ſich mit dem letzten Sproß des Joan'ſchen Hauſes durch die Grenadiere fortführen ließ.

Es war kein Blut gefloſſen, aber Beſtürzung lag auf allen Geſichtern, beſonders der Ausländer. Die ſchreckliche Gerichtsſcene mit Münnich und Oſtermann u. A., welche endlich noch auf und vor dem Schaffot mit ewiger Verweiſung nach Sibirien begnadigt wurden, die Begegnungsſcene zwiſchen dem aus Sibirien zurückkehrenden Biron und dem dahin abgeführten Münnich (S. 116), der nun aus dem tapferſten Feldmarſchall der ſtärkſte Beter und von allen benachbarten Gouverneurs wie ein Generalgouverneur gefürchtet wurde, leſe man ſelbſt nach. Die Zeichnung Münnich's iſt höchſt anziehend. Peter III. rief ihn zurück, nachdem er 20 Jahre in Pelim zugebracht hatte. Wie er die Nachricht ſeiner Befreiung erhält, wie er bei Petersburg Sohn und Tochter und Enkel trifft, welche Letztere ihn kaum dem Namen nach kannten, wie er ſeinen Kaiſer, der ihn und Biron vergeblich zu verſöhnen ſucht (S. 132), vergeblich bei der neuen Kataſtrophe, durch welche Katharina II. ſich des Throns bemächtigte, zu rettenden Entſchlüſſen zu begeiſtern ſucht, ſind Alles Scenen, welche mit Liebe gezeichnet und mit Lebendigkeit ausgemalt ſind. Mit Schauder lieſt man die Verwahrloſung und den Untergang des unglücklichen Joan III. (1764) zu Schlüſſelburg, wenngleich für den großen Verdacht, als wenn der Hof ſelbſt auf eine grauenvoll liſtige Weiſe ſich dieſes lebenden Prätendenten entledigt habe, keine Gründe der Überzeugung von dem Verf. gefunden werden. Die Geſchichte, ſagt derſelbe, habe genug verbürgte Thatſachen, um Katharina die Große zu entgöttern. Das letzte Kind Anton Ulrich's, der mit ſeiner Gemahlin aus der Haft in Riga endlich nach Dänemark entlaſſen wurde, Katharina, ſtarb erſt 1807 zu Horſens in Jütland.

So war der unbemerkte Ausgang des ältern Zweiges der Romanow, deſſen Schickſal, nicht ſo hochtragiſch als der Stuarts, nicht ſo verſchuldet als der Bourbons, aus vielen Gründen dennoch verdient, jenen, durch Dichter und Geſchichtſchreiber verewigten Königstragödien an die Seite geſtellt zu werden. Im Leben der Staaten wiederholt ſich die Wahrheit: daß das Schlaffe, Tugend- und Laſterloſe, wenn auch wie hier unter dem Schutze dienſtbarer Tapferkeit und dienſtbaren Talents, dem Stärkern zuletzt immer zur Beute fallen müſſe.

Mit dieſer Schlußbemerkung hängt die im Eingange (S. 5) genau zuſammen, daß in dieſer Succeſſion, welche jeder menſchlichen Vorausbeſtimmung ſpottete, die geglaubte höhere Leitung unverkennbar hervortrete.

Müſſen wir vom allgemein menſchlichen Standpunkte aus uns der Größe und der unleugbar fortſchreitenden Bildung Rußlands freuen, abgeſehen von der Beſorgniß des Weſteure-

päers, so dürfen wir auch versöhnt auf die Wege blicken, auf welchen das Gewaltige mündig ward; und versagen wir dem unglücklichen Ausgange des Joan'schen Zweiges unsere menschliche Theilnahme nicht, so erkennen wir doch, daß er Würdigerm Platz machte. Beugen wir uns demnach einer höhern Weltordnung, deren Mittel, die letztern Zwecke zu erreichen, mit dem sittlichen Gefühle unserer Natur oft nicht in Übereinstimmung zu bringen sind.

Nach dem bekannten Worte: Weß das Herz voll ist, geht der Mund über, haben wir uns vielleicht unverhältnißmäßig lang bei dem ersten Aufsatze verweilt und eilen nun mit dem Vorsatze der Kürze zu den folgenden fort. Hr. Prof. Leo in Halle bringt in Nr. 2 (S. 167—245) einen Gegenstand zur Sprache, der, glücklich und dem Zahn der Zeit gegenüber sehr zeitgemäß aus Vielem herausgegriffen, mit Belesenheit und Scharfsinn ausgeführt ist: „Über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutschland vom 11. bis zum 14. Jahrhundert". So sehen wir uns auf einmal aus Sommer- und Winterpaläſten an der Newa in die Höhen- oder Wasserburgen des deutschen Mittelalters versetzt. Es lägen uns allerlei Vergleichungen, allerhand Fragen, wo es gemüthlicher, wo es sittlicher, wo es christlicher hergegangen sein möge, ziemlich nahe, aber doch außerhalb unserer Aufgabe. Hr. Leo fängt mit der launig-wahren Bemerkung an, daß, wie die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts für alle Scenen des Alten Testamentes saracenische Tracht anwendeten und den Holofernes wie einen Großsultan ausstaffirten, ihnen also der ganze Orient gleichsam nur Einen Rock zu haben schien, unsern Zeitgenossen auch Ritterzeit und Burgenwesen, gleich viel ob von Heinrich I. oder vom 15. und 16. Jahrh. die Rede sei, immer nur unter Einem Bilde vorschwebe. Mit den Dichtern des Mittelalters an der Hand (denen der kundige Verf. allerdings mit leichter Mühe hätte Stellen aus den Geschichtschreibern und den Urkunden hinzufügen können, wenn es hier auf Häufung des gelehrten Apparats angekommen wäre) werden nun unter I. „Die Burgenbaue" besprochen. Ohne eigentliche Trennung in Höhen- und Wasserburgen wird natürlicher zwischen den Burgen umfassenderer Anlage, oder Hofburgen, und den enger zusammengedrängten, gleichsam nur festen Häusern, oder Burgställen unterschieden. Es wird sich jeder Leser dieser Zeilen an folgenden Ausdrücken über seine Kenntniß der mittelalterlichen Dichter und der Burgeneinrichtungen prüfen können: Zingeln, Zwinger, Porte, Zinnen oder Wintberge, Wer oder Setze, Burcstraße, Slegeter (Thor mit Fallgitter), Palas (auch wol Saal) oder palatium, palazzo, in Island Hof, in Norddeutschland Diele, in Preußen Remter, in Portugal palacio, der wichtigste Theil und Hauptraum jeder Burg; Gredan, Kemenate oder Gadem (Weregadem), Fiuwerram (Kamin), Phiesel (Ofen), Berchfrit (der hohe Thurm), Schnitzhaus, Wichus, Louben oder Liewen (eine Art Fensterischen). Unter II., „Das Leben auf den Burgen, soweit es sich an die Einrichtung der Burg als eines Gebäudes knüpft" überschrieben, wird von den Mahlzeiten, Ruhezeiten, Dienerschaft, Gästebewirthung, Gesellschaft und Tanz gehandelt. Auch hier findet man Alles aus den Dichtern selbst belegt und eine Menge weniger bekannter Worte, wie Imbiz, Tischlachen, Wastel (besonders feines Tischtuch), Lutertrank, Moraz, Cleret, Spanbett, der eheliche Bettstall mit dem Pflumit, Culter, Leilachen, oder linde Wat (Leinwand), Deckelachen, Wantessen u. s. w.

„Versailles. Historische Rückblicke von J. W. Zinkeisen" ist der dritte, zu Paris im Mai 1836 geschriebene Aufsatz betitelt. Ehrlich gestanden, scheint uns der Aufsatz, wenn auch belehrend, doch etwas zu breit ausgefallen zu sein. Was der Verf. Alles beim ersten Besuche von Versailles gedacht, gefühlt, sich erinnert, gefunden, konnte, mußte es ja gedruckt werden, etwas kürzer gehalten sein. Dagegen sind die folgenden Abschnitte beiweitem interessanter, indem sie historische Rückblicke auf das seit langer Zeit fast vergessene Versailles vor, unter und nach Ludwig XIII. bis auf die blutigste Zeit unter Ludwig XVI. enthalten. Nachdem man dies Schloß seit der Revolution wol zu zwanzigerlei verschiedenen Zwecken bestimmt hatte, soll es jetzt zu einem geschichtlichen Nationalmuseum eingerichtet werden. Kein übler Gedanke. Wie der Held vom Schauplatze abtritt und endlich seine Memoiren schreibt, tritt das merkwürdigste Schloß aus der Theilnahme an den Begebenheiten heraus, um selbst Geschichte zu predigen. Bei seinen eignen historischen Angaben hat Hr. Z. Eckard's „Recherches historiques et critiques sur Versailles" (Paris 1834), Blondel's „Architecture française", St.-Simon's „Mémoires", Th. 13, und Dulaure's „Histoire des environs de Paris" u. a. Werke benutzt. Unter den der Geschichte von Versailles gewidmeten Abschnitten ist der, welcher es unter Ludwig XIV. schildert, der reichhaltigste. Sehr weitläufig sind die Erörterungen, wie viel der Bau und Aufwand dieses Schlosses gekostet habe. Volney sprach von 4600 Millionen Livres, oder nach damaligem Geldfuße 1400 Millionen Livres Tournois, 16 auf die Mark Silber; die wahrscheinlichste, durch Rechnungen belegte Angabe aber spricht von 193 Mill. Francs unserer Währung. S. 364 wird Einiges über die Jugend Ludwig XIV. gesagt und woher jene unwiderstehliche Abneigung gegen Alles gekommen sei, was sich durch Geist, Gesinnung und Bildung hervorthat und folglich ihn selbst zu verdunkeln drohte. Was die Jugendbildung versäumt und Beschränktheit des Geistes ihm versagt hatte, habe er durch die Kunst des Herrschens zu ersetzen gesucht, das er am Hofe seiner Mutter erlernte und zu jenem vollständigen Systeme ausbildete, dessen Grundlage und Kern das bekannte Wort: „L'état c'est moi", gewesen.

Dieser Grundsatz — sagt der Verf. — machte das Königthum zu einer Last, der keine menschliche Kraft gewachsen war, und unterwarf den Staat selbst den Schwächen und Hinfälligkeiten der menschlichen Natur. Er macht die Licht- und Schattenseiten der Regierung Ludwig XIV., seiner äußern und innern Politik und seines Hofes erklärlich. Der letztere war eigentlich der Schlußstein, man könnte vielleicht sagen, der Repräsentant des ganzen Systems dieses blendenden Despotismus.

So heißt es auch S. 363:

Der Hof L.'s zu Versailles ist auf gewisse Zeiten der To-

Bekanntmachung
betreffend
Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker vom 27. Mai 1896.

Vom 31. Juli 1896.

Auf Grund des § 1 Abs. 2 des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker vom 27. Mai 1896 (Reichs-Gesetzbl. S. 175) wird bestimmt, was folgt:

§ 1.

Die Steuer wird nach dem Gewichte des Zuckers berechnet.

Bei Zucker, welcher in Stücken oder Broten in den Verkehr gebracht wird, ist das Gewicht der Umhüllungen mit zu versteuern.

§ 2.

Zucker, welcher in Stücken oder Broten in den Verkehr gebracht wird, ist mit einer Steuerbanderole zu versehen.

Die Banderole ist auf der Umhüllung des Zuckers so anzubringen, daß sie beim Öffnen der Umhüllung zerreißt.

Die Banderole darf nicht vor dem Beginne der Abfertigung zum Verbrauche angelegt werden.

§ 3.

Die Banderole ist mit dem Namen des Fabrikanten, dem Orte der Fabrik und dem Betrage der Steuer zu bedrucken.

Die Banderole darf nur in einer Farbe gedruckt werden, welche sich von der Farbe der Umhüllung deutlich abhebt.

§ 4.

Die Banderole ist vor dem Gebrauche der Steuerstelle zur Prüfung vorzulegen.

Die Steuerstelle kann die Vorlegung einer Probe der Umhüllung verlangen.

§ 5.

Die Steuerstelle kann gestatten, daß Zucker, welcher in Stücken oder Broten in den Verkehr gebracht wird, mit einer Steuerbanderole versehen wird, welche nicht den Vorschriften des § 3 entspricht

Vorausgesetzte episch auszumalen, die Form der Erzählung überhaupt zu homerisiren, mit allem Homerischen Wortreichthum das schlichte deutsche Gedicht auszustatten und allen Voß'schen Wortschall und Wortschwall noch überdies darüber hinzugießen. Hier wie in so vielen andern Urtheilen des Verf. ist es sichtbar, daß er seines fleißigen und in mancher Rücksicht gründlichen Studiums des Altdeutschen ungeachtet sich doch nicht wesentlich mit ihm befreundet und ausgesöhnt hat, indem er das Griechische nicht einen Augenblick darüber vergessen kann, ja indem ihm das Altdeutsche, selbst in der ganz unpassenden und entstellenden Verkleidung, als wäre es Griechisch, erträglicher und genießbarer scheint als in seiner eigenthümlichen Gestalt und Tracht. 98.

Bibliographie.

Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Breit kl. 8. Stuttgart, Hoffmann. 2 Thlr.

Bibliothek der schönen Wissenschaften oder Verzeichniß der vorzüglichsten, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1836 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele und anderer zur schönen Literatur gehöriger Werke, sowie der besten deutschen Übersetzungen poetischer Werke aus lebenden fremden Sprachen. Zuerst herausgegeben von Theod. Christ. Friedr. Enslin. Gänzlich umgearbeitet und neu herausgegeben von Wilhelm Engelmann. 2te Auflage, mit der Inhaltsangabe der Gesammt- und Sammelwerke. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1837. 2 Thlr.

Bohtz, A. W., Die Idee des Tragischen. Eine philosophische Abhandlung. 8. Göttingen, Kübler. 21 Gr.

Böttiger, K. W., Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, des großherzogl. sächs. Falken- und des kaiserl. russ. St.-Wladimirordens, vieler gelehrten und nützlichen Gesellschaften Mitglied. Eine biographische Skizze von dessen Sohne, rc. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit 1 Bildnisse. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1837. 16 Gr.

Byron's Manfred übersetzt von Th. Armin. Gr. 12. Göttingen, Kübler. 8 Gr.

— — (Lord) Mazeppa übersetzt im Versmaße des Originals von Dr. E. Brauns. Herausgegeben von Engelbrecht. 8. Göttingen, Kübler. 8 Gr.

Christetterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1837. Herausgegeben in Verbindung mit mehrern Andern von A. Knapp. Mit Kupfern. Gr. 12. Tübingen, Osiander. 2 Thlr.

Dümgé, C. G., Regesta Badensia. Urkunden des Grossherzoglich Badischen General-Landes-Archives von den ältesten bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts. Die im Drucke bereits erschienenen nach ihrem wesentlichen Inhalte mit Anzeige und kurzer Würdigung der vorzüglicheren Abdrücke, die noch ungedruckten und diesen gleich zu achtenden in einem Anhange mit ausführlichem Texte. Nebst Erläuterungen, Ergänzungen, Berichtigungen und zwei Registern. Gr. 4. Carlsruhe, Braun. 2 Thlr.

Franz, A., Gedichte. 1ste Sammlung. 2te Auflage. — 2te Sammlung. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1836, 37. 3 Thlr.

Gentz, F. v., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Dr. Wilderich Weick. 1ster Band. Betrachtungen über die französische Revolution. — Auch u. d. T.: Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Englischen des Herrn Burke, mit Einleitung und Anmerkungen. Von Friedrich von Gentz. In 2 Abtheilungen. Gr. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. Prän.-Preis für 5 Bände 6 Thlr. 16 Gr.

Gibbon's, E., Geschichte des allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges des römischen Weltreiches. Aus dem Englischen übersetzt von J. Sporschil. Taschenausgabe in 12 Bänden. 1ster, 2ter, 3ter Band. Gr. 16. Leipzig, O. Wigand. 1837. 2 Thlr.

Giesebrecht, L., Gedichte. 8. Leipzig, Günz. 2 Thlr.

Goldschmied, F., Deutsche Volksblumen. Mit einem Bilde, gezeichnet von Jean Pierre Lyser. Breit 8. Leipzig, Fischer u. Fuchs. 1 Thlr. 12 Gr.

Görwitz, B., Tiefurter Blüthen. In Gedichten. 8. Göttingen, Kübler. 16 Gr.

Hundert und Eins, Russisches, enthaltend Erzählungen, Novellen, Mährchen, Schilderungen Russischer und Morgenländischer Sitten u. s. w. Nach Russischen Originalen von R—k—n. 2tes Bändchen. Gr. 12. Berlin, Stuhr. 1 Thlr.

Maurillon, F. W. v., Auswahl niederländischer Gedichte. Ins Deutsche übertragen und mit kurzen historischen und biographischen Erläuterungen begleitet. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 6 Gr.

Memoiren eines Banquiers. Herausgegeben von A. Lewald. 2 Theile. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 3 Thlr.

Prokesch von Osten, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. Aus J. Schneller's Nachlaß herausgegeben von E. Münch. 1ster Band. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Rellstab, Genre- und Fresco-Skizzen aus Berlin und Athen u. s. w. No. II. Die Michaelismappe. Inhalt: Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Kilian am dritten August. — Strahlauer Fischzug. — Specielle und generelle Kriegserklärung. — Theater-Chronik. — Der Gott und die Polizei. — Streusand. Gr. 12. Leipzig, Köhler. 8 Gr.

Ritter, K., Naturhistorische Reise nach der westindischen Insel Hayti auf Kosten Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, von rc. Mit lithographirten Abbildungen. Leriken 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 12 Gr.

Rückert, E., Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 16 Gr.

Schlesier, G., Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkte der Politik beleuchtet. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 2 Thlr. 15 Gr.

Schubert, G. H. v., Die Symbolik des Traumes, von rc. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

— — —, Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von rc., nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1837. 12 Gr.

Soltau, F. L., Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben. Gr. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Spindler, E., Der Kretin. Eine Novelle aus der neusten Zeitgeschichte. 8. Wesel, Klönne. 1837. 1 Thlr.

Storch, L., Licht und Nacht. Novellen und Erzählungen. 2 Bände. 8. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 1837. 3 Thlr.

Testament, Das. Lustspiel in drei Acten von dem Verf. des Trauerspiels „Zumala-Carregui oder der Tod des Helden." Gr. 12. Stuttgart, Rieger und Comp. 18 Gr.

Wolff, L., Mustapha Pascha oder die Verschwörung auf Malta. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 340. — 5. December 1836.

Aphorismen über die jüngſte neugriechiſche Literatur und Überſicht der neueſten Erſcheinungen in derſelben.

Kaum ſind anderthalb Jahrzehnde verfloſſen, ſeitdem die erſte Druckerpreſſe an der Küſte des jungen Griechenlands ausgeſchifft wurde, um dem wiedererſtandenen Volke, das eben begonnen hatte ſeine Feſſeln zu zerbrechen, als ein neuer, Vielen ſelbſt dem Namen nach unbekannter, von den Meiſten aber, vorzüglich den ſonnengebräunten Palikaren und ihren Häuptlingen, mit Mistrauen angeſehener und verachteter Bundesgenoſſe zur Seite zu ſtehen. Aber bald lernten die Griechen die Macht dieſer wunderſamen, unſcheinbaren, mit Ruß und Tinte beſudelten Maſchine kennen, und lernten ſie lieben, achten und fürchten, als der edle Philhellene Maier in Miſolongi durch ſeine Zeitung Muth und Vertrauen bei den Kämpfern der Freiheit aufrecht zu erhalten und zu beleben wußte; als der unerſchrockene Pſyllas von Athen aus in der Sprache und im Geiſte des Volkes gegen die ſelbſtſüchtigen und ariſtokratiſchen Machthaber des Tages zu Felde zog; als ſpäter Alexander Sutzos durch treffende und darum eben gefährlich verwundende Satiren das Anſehen des Präſidenten Kapodiſtrias untergrub und A. Polyzoides in der Zeitſchrift „Apollon" die Misbräuche und Fehlgriffe des berühmten Staatsmannes ſyſtematiſch bekämpfte. So war noch kein Jahrzehnd vergangen, als die Zeitungen in dem neuen, noch mit Hunger und Elend und Entbehrungen aller Art ringenden Griechenland ſchon zu einer nicht unverächtlichen politiſchen Macht geworden waren. Die Griechen hatten ſich gewöhnt, wenigſtens einige Mal wöchentlich offene und unbeſchränkte, wenn auch nicht immer aufrichtige und unbefangene Urtheile über ihr Staatsangelegenheiten zu hören; ein Aufhören dieſer Redefreiheit, ein willkürliches Unterdrücken derſelben von Seiten des Staates war und iſt ihnen ſchon jetzt ebenſo undenkbar und zuläſſig, wie es nur immer dem freien Engländer nach hundertjähriger Gewöhnung ſein kann. Vergebens verſuchte Kapodiſtrias zu dieſem Zwecke, was in ſeinen Kräften ſtand; je mehr Unwillen und Verfolgungsgeiſt er gegen die Zeitungen zeigte, deſto eifriger wurden ſie geleſen, deſto mehr wurde ihnen geglaubt.

Die Preßfreiheit in Griechenland unterſcheidet ſich weſentlich und vortheilhaft von der in allen übrigen Ländern durch die Art ihrer Entſtehung. Anderswo, ſelbſt in England, erſcheint ſie als ein vom Volke errungenes, den Regierungen in langem und hartnäckigem Kampfe abgetrotztes Vorrecht; in Griechenland iſt ſie auf dem allein naturgemäßen Wege, aus dem natürlichen und unbeſtreitbaren Rechte und Bedürfniſſe der Menſchen, über ihre gemeinſamen Angelegenheiten ſich zu beſprechen und ſich gegenſeitig aufzuklären, ganz ungezwungen hervorgegangen. Sie war faſt das erſte Reſultat des Aufſtandes, ſie hat ſich mit dem Aufſtande ſelbſt identificirt und darum hält das Volk unerſchütterlich an ihr feſt. In Griechenland war die Preßfreiheit früher ſtabil als die Regierung; jene war ſchon feſtgewurzelt, als die verſchiedenſten Regierungen noch in buntem Wechſel ſich einander ablöſten; ſie iſt hier gewiſſermaßen älter als die bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt. Darum hat die Geſetzgebung auch ſie hier nie einholen, ſie nie überflügeln können, ſondern iſt ihr immer nur nachgehinkt.

In ſolchem Zuſtande fand die Regentſchaft bei ihrer Landung in Griechenland im Febr. 1833 die Preßfreiheit. Mit richtigem Blicke nahm ſie dieſelbe als ein beſtehendes, unabweisbares Factum in ihre politiſchen Berechnungen auf und beſchränkte ſich darauf, die nöthigen, bis dahin noch mangelhaften, geſetzlichen Beſtimmungen zu erlaſſen, welche der Preßfreiheit überall zur Seite ſtehen müſſen, zur Verhinderung und Beſchränkung eines möglichen muthwilligen oder gewiſſenloſen Misbrauchs dieſer gewaltigen Macht.

Aus den vorſtehenden Bemerkungen über die Verhältniſſe, unter welchen, und die Art und Weiſe, auf welche die Buchdruckerkunſt in dem heutigen Griechenland eingeführt wurde und ihre Wirkſamkeit entwickelte, erklärt ſich zur Gnüge der Charakter der neueſten neugriechiſchen Literatur. Die neugriechiſche Literatur ſeit dem Anbeginn des Aufſtandes iſt von der älteren, früher in Konſtantinopel und Bucharest, in Chios und Odeſſa, in Wien und Paris gehegten und gepflegten weſentlich verſchieden. Dieſe ältere trägt den Stempel des Strebens nach wiſſenſchaftlicher, zunächſt humaniſtiſcher Bildung; ſie ſucht das Studium der alten Sprache und das Verſtändniß des Alterthums bei dem wiedererwachenden Volke zu vermitteln und zu beleben und einer populairen Philoſophie, geſchöpft aus den Schriften der Deutſchen und Franzoſen, ſowie den Anfangsgründen verſchiedener Wiſſenſchaften

Eingang zu verschaffen; ihre Poesie tändelt mit Wein und Liebe, oder versucht sich an Tragödien, die nach dem französischen Kothurn zugeschnitten sind. Die jüngste Literatur des Aufstandes ist dagegen fast durchgehends mit dem Gepräge der Politik, der Journalistik, der Polemik bezeichnet; sie ist bis heute fast eine bloße Tagsliteratur; sie ergeht sich in großen und kleinen Zeitungen und periodischen Schriften, und selbst da, wo sie die Wissenschaft zum Aushängeschilde hat, blickt sie nur zu häufig auf die Begebenheiten des Tages, auf die Lage und die Zwecke der verschiedenen Parteien zurück und macht sich zur Dienerin und Trägerin derselben. Den nämlichen Weg nimmt die Poesie; nachdem sie früher Kriegs- und Heldenlieder gesungen, verliert sie sich gänzlich in der politischen Satire, die sie nicht ohne Glück und Geschick handhabt; auch die ein oder zwei Romane, die sie bisher erzeugt, behandeln Stoffe der Revolution und tragen eine politische Farbe.

Ist diese Wendung der Dinge ein Rückschritt oder ein Fortschritt? So viel ist gewiß: in politischer Hinsicht ist die Literatur des neuen Griechenlands manchen ältern Staaten und Völkern um ein Beträchtliches voraus; in wissenschaftlicher Hinsicht ist sie hinter allen übrigen Literaturen zurück. Das politische Element gibt ihr eine gewisse praktische Tendenz und scheint sie davor behüten zu wollen, daß sie jemals eine bloße Kitzelbürste der Phantasie, oder ein bloßer Lückenbüßer des Müssiggangs und der Langenweile werde, wie ein Drittheil der deutschen Literatur leider es ist. Nur die Zeit kann lehren, ob sie dabei wirklich zu gewinnen oder zu verlieren hat; ob sie in allen Punkten einen neuen und ungewöhnlichen Weg einschlagen und sich zu einem eigenthümlichen und selbständigen Charakter durchkämpfen wird, oder ob sie immer ein Kind des Tages und eine Dienerin der politischen Meinungen und Leidenschaften zu bleiben bestimmt ist. Inzwischen läßt sich schon seit einem Jahre, seitdem die Regierung sich bleibend in Athen niedergelassen und seitdem ein großer Theil der früher mangelnden Institutionen und Organisationen, wie die Gerichte, die Gymnasien, die Gemeindeverfassung, eine Arzneischule u. s. w. bleibend ins Leben getreten sind, ein erfreuliches Streben wahrnehmen, ohne die durch den Aufstand errungene Freiheit politischer Rede und Schrift aufzugeben, sich auch den friedlichen und leidenschaftslosen wissenschaftlichen Beschäftigungen wieder zuzuwenden; und es ist vorherzusehen, daß dies Streben durch die bevorstehende endliche Errichtung einer Universität nur einen neuen und glücklicheren Aufschwung nehmen kann.

Auf diese aphoristischen Andeutungen lassen wir eine kurze Übersicht der gegenwärtig herauskommenden Tageblätter und der bedeutendsten unter den übrigen neuen literarischen Erscheinungen folgen.

I. Politische Zeitungen.

1) „Ἐφημερὶς τῆς κυβερνήσεως", das Regierungsblatt, enthält nur Gesetze, Verordnungen und Dienstnachrichten und erscheint seit dem 1. Juni 1835 nur in griechischer Sprache. Doch wird davon auch noch eine authentische deutsche Übersetzung, die in den meisten Fällen als der ursprüngliche Text anzusehen ist, zur Vertheilung an das diplomatische Corps und andere Fremde gedruckt.

2) „ἡ Ἀθηνᾶ", („Minerva"), von Antoniades aus Kreta redigirt, erscheint seit 1832. Dies Blatt hat einen unabhängigen Charakter; der Redacteur, wenn seine Antecedentien während der Revolution auch nicht ganz rühmlich sind und er damals namentlich Actien in Seeräuberschiffen hatte, ist ein aufrichtiger enthusiastischer Patriot, der sich nie irgend einer Partei, weder Mavrokadatos noch Kolettis, weder den Russen noch Franzosen, weder Maurer noch Armansperg unbedingt und als blindes Werkzeug angeschlossen hat, sondern nach bester Überzeugung, freilich oft mit sehr mangelhafter Einsicht, seine Meinung unverhohlen äußert und daher sich fast immer in Opposition gegen die Machthaber des Tages findet. Aus eben diesen Gründen ist aber auch sein Blatt das populairste und am allgemeinsten verbreitete, wie es das älteste ist. Die „Minerva" erscheint nur griechisch und wird in einem holprichten ungleichen Style geschrieben, da der Redacteur wenig Bildung hat.

3) „ὁ Σωτὴρ" („Le sauveur") erscheint mit einigen Unterbrechungen seit 1833, in griechischer und französischer Sprache. Der gewandte und kenntnißreiche Advocat Nikolaos Skughos aus Smyrna ist der Redacteur; ein Charakter, den das griechische Wort πανούργος (zu allem Möglichen bereit) am besten schildert. Er gehört der Kolettis'schen Partei an; denn Kolettis, dieser begabteste und überlegenste unter den griechischen Staatsmännern, hat aus der Schule Ali Pascha's, an dessen Hofe er seine Laufbahn anfing, die üble Gewohnheit angenommen, sich vorzugsweise solche πανούργους zu seinen Werkzeugen zu erkiesen. Der „Σωτὴρ" war daher ursprünglich das Organ der Kolettis'schen Partei, und da sich Hr. v. Maurer auf diese Partei stützte, das Organ des Hrn. v. M.; wenn also Hr. v. M. in seinem Werke dies Blatt vorzugsweise gern citirt, so citirt er eigentlich sich selbst. Skughos blieb dieser Fahne treu bis zum December 1835; plötzlich aber hatte ihn Graf A., wol nicht durch die reinsten Mittel, sondern durch allerlei prächtige Versprechungen, die bei dem eiteln Manne ihre Wirkung nicht verfehlten, gänzlich für sich gewonnen, und er wurde bis Ende Mai dieses Jahres der unbedingteste Lobredner des Staatskanzlers und seiner Handlungen. Nach der Abreise des Königs im Mai 1836 fand er sich getäuscht, und wandte sich wieder zur wüthendsten und leidenschaftlichsten Opposition gegen den Grafen, dem er, da er ungeachtet seiner Lügen und Übertreibungen doch gar oft den wunden Fleck zu treffen weiß, seitdem auf das Empfindlichste wehe thut und sein Ansehen beim Publicum zu untergraben sucht. *)

In Folge dieser mit größerer Heftigkeit als je zuvor

*) Seitdem Obiges geschrieben wurde, ist der Redacteur des „Sauveur" vor Gericht gestellt und in erster Instanz zu einem Jahr Gefängniß und 2000 Drachmen Geldbuße verurtheilt worden.

Bekanntmachung des Bundesministeriums für Finanzen betreffend die Ausgabe von Schatzanweisungen des Bundes.

Auf Grund des Gesetzes vom 17. Juni 1931, BGBl. I S. 163, wird folgendes bekanntgemacht:

Es werden Schatzanweisungen des Bundes ausgegeben.

Die Schatzanweisungen werden in Stücken zu 1000 RM, 10000 RM und 100000 RM ausgefertigt.

Die Schatzanweisungen werden mit 4 vom Hundert verzinst. Die Zinsen sind halbjährlich nachträglich am 1. Januar und 1. Juli jeden Jahres fällig.

Die Schatzanweisungen werden am 1. Juli 1934 zum Nennwert eingelöst.

Die Schatzanweisungen werden zum Nennwert ausgegeben.

Die Schatzanweisungen sind mündelsicher und können zu Zahlungen an Kassen des Bundes verwendet werden.

Berlin, den 1. Juli 1931.

Der Reichsminister der Finanzen
Dietrich

[illegible] [illegible] [illegible] [

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 341. — 6. December 1836.

Aphorismen über die jüngſte neugriechiſche Literatur und Überſicht der neueſten Erſcheinungen in derſelben.

(Fortſetzung aus Nr. 340.)

Die „Wiedergeborene Hellas" hat mehr Unabhängigkeit, wenn anders dieſer Ausdruck auf ihr doppelzüngiges Weſen paßt. Sie möchte ſich gern für das Organ des Staatsraths ausgeben; aber ſie iſt im Grunde nur das Organ des Generalſecretairs des Staatsraths, Herrn P. Sutzos *) und ſeines Anhanges, oder mit andern Worten, ſie iſt das Blatt der Phanarioten und der Schmeichler des Staatskanzlers. Der Redacteur war vormals einer der Vertrauten Kolletis'; er war der Erſte, der vor ſeinem Sturze ihn verließ und zu den Gegnern überging; er würde heute Daſſelbe thun, wenn er ſeine Rechnung dabei zu finden glaubte, wie er ſie damals gefunden hat. Ein Blatt, das auf ſolche Grundſätze gebaut iſt und das nur die perſönlichen Intereſſen und Rückſichten nicht etwa einer politiſchen Partei, ſondern einer bloßen Coterie und Camarilla vertritt, iſt ſchwer zu charakteriſiren. Es kämpft für den Staatskanzler gegen den „Sauveur" und die „Minerva"; es zankt und hadert, um ſich den Schein der Unabhängigkeit zu geben, zuweilen auch mit dem „Griechiſchen Courrier" und erlaubt ſich, gleichſam verſuchsweiſe, kleine Ausfälle auf das Miniſterium; denn dieſe Herren möchten am liebſten, wenn es geſchehen könnte, ohne den Staatskanzler zu erzürnen, die Portefeuilles für ſich ſelbſt nehmen. Doch ſind ſie in dieſer Hinſicht vorſichtig und lauern auf die gute Gelegenheit. Deſto unvorſichtiger haben ſie ſich neuerdings benommen, als ſie durch die Neckereien des „Sauveur" ſich reizen ließen, das Panier des Phanariotismus mit einer gewiſſen Suffiſance offen aufzuſtecken. Sie ſelbſt haben dadurch der Oppoſition das Schiboleth gegen ſich in den Mund gelegt.

Zu den politiſchen Zeitungen muß man ſeit zwei Monaten auch noch rechnen

6) den „*Πρωϊνὸς κήρυξ*" („Morgenherold"), redigirt von dem jungen Doctor Klados, nachdem er eingeſehen, daß er als Jünger des Äsculap von Padua, zumal in einem geſunden Sommer, nicht einmal das trockene Brot verdienen könne. Dieſes Intelligenzblatt, in griechiſcher Sprache, erſcheint fünfmal wöchentlich; die Regierung bedient ſich deſſelben aber auch, um kurze politiſche Nachrichten ſchnell unter das Publicum zu bringen. Es iſt alſo miniſteriell.

Endlich 7) die „*Ἐφημερὶς τῶν ἀγγελιῶν*", das Journal der Bekanntmachungen, iſt ein officielles Blatt, eine Art von „Gazette des tribunaux", das faſt nur Bekanntmachungen der Gerichtshöfe enthält.

II. Literariſche und wiſſenſchaftliche Zeitſchriften.

Hinter dieſer Phalanx der eigentlichen und im gehörigen Folioformat erſcheinenden Zeitungen treten im zweiten Gliede die übrigen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Journale auf, die in Octav und in kleinen Heften herauskommen. Wir ſchicken diejenigen, welche mit der Politik zuſammenhängen, billig voran und laſſen die mehr friedlichen und harmloſen nachfolgen.

8) „*Ἡ πλάστιγξ*" („Die Wage") iſt das Journal des geiſtreichen Dichters A. Sutzos und enthält politiſche Poeſien in der bekannten leichten, gefälligen und witzigen Manier dieſes Schriftſtellers, die aber nicht tief ins Fleiſch greifen; er hat die Spitzen ſeiner ſatiriſchen Pfeile, mit denen er den Präſidenten Kapodiſtrias ſo tief verwundete, freiwillig ſtumpf geſchliffen und prickelt den Leuten damit gewöhnlich nur noch auf der Haut herum, daß es wenig ſchmerzt und ſie am Ende ſelbſt lachen müſſen. Da es unmöglich iſt, mit dieſen poetiſchen Revuen der Tagsbegebenheiten monatlich zwei Bogen zu füllen, ſo fügt er proſaiſche Aufſätze hinzu, von denen ſich eben nicht mehr ſagen läßt, als daß ſie anmuthig und geiſtreich geſchrieben ſind. Er beſitzt eine Leichtigkeit des Styls und namentlich der Verſification wie kein Anderer. Sutzos huldigt der Macht des Tages, wofür er eine Penſion genießt.

9) „*Ἡ πρόοδος*" („Der Fortſchritt") erſcheint erſt ſeit Kurzem. Der Herausgeber und Verfaſſer iſt der Doctor Soghianopulos, ein altes und ziemlich übel verrufenes Werkzeug Kolettis'. Der Mann bringt Alles, Menſchen, Handlungen, Zeitperioden unter die zwei Kategorien Fort-

*) Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu bemerken, daß auf allen dieſen Blättern nicht die wirklichen Redacteurs, ſondern nur ihre Bedienten ſich als verantwortliche Herausgeber nennen, damit ſie im Falle eines Preßvergehens für ihre Herren ins Gefängniß wandern und das Blatt nicht unterbrochen werde. Der Fall iſt neuerdings beim Proceß des „Sauveur" zum erſten Male vorgekommen.

schritt (πρόοδος), zu welcher er begreiflich sich selbst zählt, und Rückschritt (ὀπισθοδρόμησις), und philosophirt darauf los, daß dem Leser Hören und Sehen vergeht. Die erste Nummer enthielt z. B. ein Leben Napoleon's, worin dieser Riese von dem verschmitzten Doctor bald als ein Kind des Fortschrittes belobt, bald als ein Dämon des Rückschrittes bekrittelt ward; ein seltsam tolles Gewebe von Unverstand und Unsinn. Die Tendenz ist übrigens, wie man schon hieraus ersieht, politisch und dem Grafen Armansperg feindlich. Aber diese πρόοδος wenigstens wird bald zur ὀπισθοδόμησις werden.

10) „Ἡ εὐαγγελικὴ σάλπιγξ" („Die evangelische Trompete"), von dem Mönche Germanos redigirt, hat den Namen wie lucus a non lucendo; denn um das Evangelium kümmert sie sich wenig und reitet immer auf den apostolischen Kanons, auf den ökumenischen Synoden und auf den Kirchenvätern einher. Sie erscheint schon seit zwei Jahren, blieb aber früher, als sie noch in Quart herauskam, fast unbeachtet, weil sie damals ihre Lieblingsstücke ziemlich obligat für sich hinblies. Allein seit länger als anderthalb Jahren hat die nächsthöchste Regierungsstelle leider die Zügel des geistlichen Regiments sehr schlaff gehalten, oder vielmehr fast ganz dem Ministerialrath Byzantios überlassen; dieser setzte sich die letzte Synode aus den störrigsten Fanatikern zusammen und als Alles wohlbereitet war, ging im verflossenen Frühjahr das lustige Spiel an: Wunder geschahen auf Naxos, Wunder auf Santorin; in Akarnanien predigte eine begeisterte Nonne gegen die Fremden, daß sie die Teufel aus der Offenbarung wären, welche die Kinder des wahren Glaubens mit dem Stempel der Verdammung besiegeln wollten u. s. w. Gleichzeitig erschien, in Paris gedruckt, eine Flugschrift gegen die amerikanischen und englischen Missionsschulen, namentlich gegen die auf der Insel Syra, welche sie der Proselytenmacherei beschuldigte und die Kinder des wahren Glaubens vor den unter dem Aushängeschilde der Menschenliebe und des Philhellenismus versteckten Fallstricken dieser Ketzer warnte. Die Folge davon war eine Art Aufstand des Pöbels auf Syra gegen die Schule des englisch-evangelischen Pastors Hildner (aus Sachsen) und gegen Bibelübersetzungsanstalt des englischen Geistlichen Leaves, an welcher der Gymnasiarch des dortigen königlichen Gymnasiums, der als philologischer Schriftsteller bekannte Archimandrit Neophytos Bambas von Chios den größten und thätigsten Antheil nimmt; allein die Folgen dieses Auflaufes beschränkten sich darauf, daß der Pöbel die Übersetzung des Alten Testaments von den Herren Leaves und Bambas öffentlich verbrannte. Um noch mehr Öl ins Feuer zu gießen, erschien gleich darauf in der „Evangelischen Trompete", die sich gradezu für das Organ der heiligen Synode erklärt, die Übersetzung eines im „Ausland" abgedruckten Auszugs aus dem Visitationsbericht des amerikanischen Geistlichen Burges, der 1834 die Missionsschulen inspicirt zu haben behauptet und allerdings in diesem für seine Landsleute bestimmten Berichte den Proselytismus gradezu als den geheimen Hauptzweck jener Anstalten bezeichnet und von dem Zustande der griechischen Kirche, der Unwissenheit der griechischen Geistlichkeit u. s. w. die gehässigsten und intolerantesten*) Schilderungen entwirft.

Ist dieser Bericht wahr (wie es leider kaum zu bezweifeln ist), ist es wahr, daß diese Schulen, ungeachtet ihre Vorsteher es leugnen, zum Hauptzwecke haben, die Brandfackel der religiösen Zwietracht unter die Griechen zu schleudern, und daß sie, um ein paar Seelen für die anglicanische oder die presbyterianische Kirche zu gewinnen, es mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn sie die Ältern mit den Kindern, die Brüder mit den Brüdern entzweien, so wird kein Unbefangener und Billigdenkender, welcher Kirche er auch angehören möge, umhinkönnen, ein solches Treiben zu misbilligen. Groß und unverkennbar sind die Verdienste, welche vorzüglich die Schulen des Herrn Hildner auf Syra und des Herrn Hill in Athen um die Erziehung und Bildung der griechischen Jugend haben, wie am unwiderleglichsten daraus hervorgeht, daß diese Anstalten auch jetzt noch von 3 — 400 Kindern besucht werden; allein wenn diese Wohlthaten damit erkauft werden sollen, daß das griechische Volk, das nur durch seine compacte Glaubenseinheit im Stande gewesen ist, den wiederholten Stürmen des Unglücks und zuletzt noch einer 400jährigen Knechtschaft zu widerstehen, sich in kleine unter sich hadernde Sekten und Conventikel auflöst, wie die Missionnaire z. B. der anglicanischen und der presbyterianischen Kirche im Angesichte der Griechen selbst hadern, dann sind die Wohlthaten der Missionsschulen zu theuer bezahlt.

Nach diesen Bemerkungen wird man es ganz begreiflich und ganz in der Ordnung finden, wenn nach der Bekanntmachung des Berichts des Herrn Burges die von zwei Seiten empfindlich angegriffene griechische Geistlichkeit und ihr Organ, die „Evangelische Trompete", aufs heftigste gegen die irrlehrenden Missionnaire (χαχόδοξοι ἱεραπόστολοι) eiferten und vor ihren Schulen, wie vor den durch sie verbreiteten Büchern und Tractätlein warnten; wenn sie sich nur damit begnügt hätten. Allein ein so brauchbarer Vorwand kam der fanatischen Partei, der man das Ruder des geistlichen Schiffes unvorsichtig in die Hände gegeben, zu erwünscht, als daß sie nicht hätte suchen sollen, ihn noch weiter auszubeuten. Die „Trompete" posaunte, die Kirche sei in Gefahr, und wies deutlich auf ein Wiederanschließen an den Patriarchen von Konstantinopel, als auf das sicherste Mittel hin, den alten Glauben in seiner Reinheit zu bewahren und gegen die Anfeindungen der vielen ἀλλόπιστοι von allen Farben, die sich in das Reich eingeschlichen, zu schützen. Nachdem man so die Gemüther hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, wagte es Herr Byzantios, bei Gelegenheit einer Discussion im

*) Ist es nicht blinde fanatische Intoleranz, wenn diese Missionnaire z. B. die Sitte, das Zeichen des Kreuzes zu machen, bei den Griechen als unchristlichen Aberglauben und halben Götzendienst verspotten, und wenn sie dagegen die klösterliche Heilighaltung des Sonntags mit derselben Salbung als das sicherste Gnadenmittel anempfehlen wie Sir A. Agnew vor dem englischen Parlament?

Staatsrath über Wiederbesetzung erledigter Bisthümer, in offenem Widerspruch mit dem Gesetze seine Meinung dahin abzugeben, daß man sich über diesen Punkt erst mit dem Patriarchen verständigen müsse. Diese Keckheit erregte bei allen Nationalgesinnten gerechten Unwillen; auch die Regierung erwachte endlich aus ihrem Schlummer und Herr Byzantios ward brevi manu seiner Stelle entsetzt. Doch war dies nur eine halbe Maßregel, da man gleichzeitig die Synode hätte auflösen müssen. Inzwischen verfehlte auch Das, was geschah, seine Wirkung nicht und die „Evangelische Trompete" ist seitdem etwas stiller geworden.

Deutschen Theologen kann dies Blatt als das beste Hülfsmittel zur Kenntniß des jetzigen Zustandes der Kirche im Königreiche Griechenland empfohlen werden.

11) „Ἡ Ἠώς" („Die Eos"), redigirt von E. Antoniades (dem Herausgeber der „Minerva") und dem Arzte Nikolaïdes Labadieus. Diese „Eos" möchte gern für die junge Morgenröthe eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Griechenland gelten und hält sich wirklich von der Politik fern; aber leider kennt der eine der Herausgeber die Wissenschaft nur dem Namen nach, der zweite aber hat in Paris so oberflächliche medicinische Studien gemacht, daß ihn das Sanitätscollegium neuerdings als unbrauchbar aus seiner Mitte ausgestoßen hat; worauf er denn — ἀκούετε λεὼ — im Cultusministerium, als der geeignetsten Versorgungsanstalt für unbrauchbare Gelehrte, ein neues Unterkommen als Ministerialassessor fand. Die Weisheit der „Eos" beschränkt sich auf kleine Aufsätze und Artikelchen, wie sie in deutschen Zeitschriften unter der Rubrik Miscellen zu stehen pflegen; und auch diese werden meistens nur aus französischen Journalen und Encyklopädien übersetzt, mit einem Mangel an eigner Sachkenntniß, der ans Fabelhafte grenzt. So war neulich in einem philologischen Artikel der Name des Herostratos, der den Tempel in Ephesos einäscherte, wol fünf- oder sechsmal, so oft er vorkam, Ἐρώστρατος geschrieben. Daher sagt Sutzos in seiner „Plastinx", der Inhalt der „Eos" sei ebenso stumpf und abgenutzt wie die Lettern, mit denen sie gedruckt wird.

12) „Ὁ Ἀσκληπιός" („Der Äsklepios"), Journal des Sanitätscollegiums, des ärztlichen Vereins und der vor einem Jahre von dem königlichen Leibarzt Dr. Widmer begründeten, von dem Dr. Mavrokordatos geleiteten medicinischen Schule, die sich eines guten Fortgangs zu erfreuen hat, ist erst angekündigt worden, wird aber binnen Kurzem erscheinen. Die Redaction hat der Professor Kostis übernommen und man kann sich von dieser Zeitschrift etwas Gründliches und Gediegenes versprechen.*)

13) Ebenfalls erst angekündigt sind die Annalen des naturhistorischen Vereins, „Ἑταιρεία τῆς φυσικῆς ἱστορίας", der sich seit einem Jahre gebildet und schon hübsche Sammlungen aus den drei Naturreichen zusammengebracht hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Seitdem ist das erste Heft des „Äsklepios" wirklich erschienen.

Stimmen aus England über Wolfgang Menzel und dessen „Deutsche Literatur".

(Beschluß aus Nr. 340.)

Die Roheit, welcher sich die englische Kritik häufig schuldig macht, wenn sie sich über ausländische Literaturverhältnisse verbreitet, ist in der That höchst verdammenswerth und kann nicht laut und oft genug gerügt werden. Die Engländer schmähen so sehr gegen den Cannibalismus in der französischen Literatur — so mögen sie es denn von uns nicht übel nehmen, wenn wir sie gleicher Ungeschlachtheit und Roheit zeihen. Was sollen wir Deutsche, die wir so aufrichtige, zuweilen zu aufrichtige Bewunderer fremden Verdienstes sind, wir, die wir dem Engländer, ganz unfraglich, zum Bewußtsein über seine größten Dichter erst verholfen haben, wir, die wir ein so großes und ins Mark der innersten Poesie eindringendes Verständniß von Shakspeare und Byron nicht blos besitzen, sondern freisinnig und edelmüthig der englischen Nation als ihr unmittelbares Eigenthum zurückgegeben haben — was sollen wir sagen, wenn uns die englischen, noch halbstabilen Torypecensenten beschuldigen, daß wir nie den rechten Punkt zu treffen wüßten? Was sollen wir sagen zu diesem Unverstand ihrer Kritik, der sich nur selbst dadurch eine arge Blöße gibt? und ferner, was zu der Beleidigung, wonach ganz sans façon allen unsern großen Männern des Gedankens, allen unsern Philosophen und Philosophischgesinnten, welche nicht blos des Gedankens Tiefe gemessen, sondern auch seine dialektische Schärfe zur höchsten Vollendung ausgebildet haben, wenn diesen allen als Muster und Exempel nur der einzige Wolfgang Menzel gegenübergestellt wird, als der Wundermann, dem es unter einer verblüfften Nation allein gelungen sei, den rechten Fleck zu treffen. Wenn Menzel selbst solche Urtheile liest, wie muß ihm zu Muthe werden; denn es kann keinen so verblendeten Mann geben, keinen, der für sein geistiges und literarisches Ich dergestalt eingenommen wäre, daß er nicht ein ernstliches Schamgefühl empfände, wenn ihm einige schwache Stimmen zum lieben kritischen und philosophischen Herrgott der Nation erheben, und das zu einer Zeit, wo eben der Widerspruch, schon gegen den weit untergeordnetern Standpunkt, den er in seiner Nation einnimmt, sich auf so allseitige Weise vernehmen läßt.

Nachdem der englische Kritiker weiterhin die bekannte negative Stellung Menzel's zu einigen andern frühern deutschen Schriftstellern, zu Voß und Kotzebue, nach Maßgabe des Buchs selbst berührt und die Winckelmann, Wieland, Lessing betreffenden Stellen desselben herausgehoben hat, geht er endlich auf die Ansichten Menzel's über Göthe ein, aus welchen dem Erstern sein Verhängniß neuerlich einen Pfeil gedreht hat, der nunmehr sich gegen sein eignes Eingeweide richtet. Es war einigermaßen zu erwarten, daß der Engländer hierin Menzel nicht in Schutz nehmen, sondern aus nationalem Instinct, weil die Engländer in neuesten Zeiten sich sehr zu Göthe hinneigten, gleichfalls die Partie des Dichters gegen den Kritiker ergreifen würde. Allein dem ist nicht so. Es scheint, daß es hier Menzel gelungen, ein englisches Gemüth, einen Landsmann John Bull's und der Rinderbraten vollkommen zu bekehren. Wenn dem aber so ist, so möchte dies wol einer der letzten Triumphe sein, die er, wenigstens in dieser Hinsicht, feiert. Vielleicht ist es auch nur eine halbrevolutionnaire Epidemie, die den Mann des United kingdom so en passant gepackt hat; er ist vielleicht der Meinung, da er in der That einige Unkenntniß der deutsch-modernsten Zustände zu besitzen scheint, daß Menzel's Wort in Deutschland erst zu gähren anfange und die Zeiten, wo es Herzen und Nieren erschüttern werde, noch bevorstehen. Er hält Menzel's Fahne für ein neues Panier, dem er sich ohne Weiteres anschließt, weil er, wenn er darunter steht, in den allerneuesten deutschen Zuständen mitten darin sich zu befinden wähnt. Kurz und gut, er schwört auch in den schrecklich tönenden Eid, kraft dessen man sich von Göthe, von einem Manne, der ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland und

die Welt und das Großherzogthum Weimar verblüfft, öffentlich sozusagen den übermenschlichen Muth besitzt. Wir wollen hören, wie bei unserm Engländer die Formel lautet. Sie fängt zwar etwas subtil an, allein der Ausgang ist doch gut englisch: „Daß in dem Urtheil Menzel's über den moralisch-intellectuellen und poetischen Charakter Göthe's viel Wahres und Unbestreitbares enthalten ist, sind wir überzeugt, glauben auch wol, daß Einiges darunter sei, was nicht richtig ist; allein unter diesem, was nicht ganz richtig ist, ist doch Vieles, was auch die wärmsten und geschicktesten seiner Bewunderer (nämlich Göthe's) nicht genügend beantworten und widerlegen können." (Ei tausend, wie scholastisch-fein! „Unter dem einigen nicht Richtigen ist doch Vieles, was richtig ist!" Dies ist wahrhaftig eine Negation, welche noch mehr negirt, als vorhanden ist, und man kann diese Verblüffung seiner Landsleute großartig nennen.) „Es kommt gar nicht darauf an", heißt es weiter, „ob man Göthe mit Menzel nur den Besitz des bloßen Talents, oder ein reiches Quantum („a large portion", heißt es im Englischen) des Genius zugesteht. Denn in keinem von beiden Fällen wird man ihm den Genius in seiner höchsten und reinsten Qualität zuschreiben können, nämlich den Genius, der die Poesie als ein göttliches Geschenk betrachtet, als ein Pfund, das den menschlichen Händen anvertraut ist, um damit zu wuchern, um nur zu den edelsten Dingen verwendet zu werden, das heißt zur Fortbildung, Erhebung, Reinigung und Läuterung des menschlichen Geschlechts, um dadurch die große Bestimmung des Menschengeschlechts zu adeln. Es ist wahrlich eine unheilige Beimischung von Egoismus und Selbstsucht in einem Gemüth, das, anstatt sich in die größten Interessen der Zeit einzulassen, sich in eine passive Tranquilität behaglich einwiegt; es ist ein Mangel jenes göttlichen Geistes, den wir in Schiller und Milton wahrnehmen, dessen ursprüngliche Quelle nur ein verfeinerter Materialismus ist, aus dessen Schriften der Mensch kein anderes Princip zu seinem Nutz und Frommen ableiten kann, als daß man sich mit der Welt, wie sie ist, in Einklang setzen und daß man ihre Schwachheit und Nichtswürdigkeit seinem eignen Vergnügen sich zinsbar machen solle. Milton und Schiller würden es verschmäht haben, den Einfluß, den sie auf ihre Zeit hatten, dahin zu misbrauchen, um, gleichgültig ob ihren Tugenden oder Gebrechen das Wort zu reden, ihre Leerheit und Hohlheit zu übergülden und die Summe aller menschlichen Existenz in das Princip einer Cultivirung des Schönen zu legen, welche vielmehr nur das Substrat eines künstlich herausgeputzten Egoismus, eines Atheismus der Kunst ist, wie Novalis sie genannt hat, und kraft dessen alle festen Bollwerke der Religion und alle heilige Menschenpflichten nichtig und haltlos werden. Diese Gesichtspunkte festhaltend, stimmen wir mit Allem, was Menzel über den Geist und die Tendenz der Göthe'schen Werke gesagt, vollkommen überein. Göthe war sicherlich keiner von Denen, „whose soul was as a star, and dwelt apart". Er war zufrieden, sich dem Geist seines Zeitalters zu überlassen, damit er wiederum aus diesem schöpfen möchte, was seinen Neigungen schmeichelte. Er ist das Organ seiner Zeit gewesen; allein wann war er je ihr Gesetzgeber, ihr Reformator, oder ihr Leitstern?"

In diesem Tone geht die Diatribe fort und schließt dann mit einer Lobpreisung Schiller's. Man sieht, wie ganz und gar Menzel mit seiner kräftigen und gewandten Sprache dieses schwächliche englische Bewußtsein überwältigt hat. Überall hört man ihn aus den Worten des Kritikers heraussprechen, die fast nur das Echo seiner eignen sind. Wir wollen uns aller weitern Beziehungen und Anwendungen des Mitgetheilten enthalten; in deutschen Landen ist selbst das Interesse an diesen Splitterrichtereien veraltet. Selbst Menzel kann sich an dieser höchst gebrechlichen Stimme aus England nicht sehr erfreuen. Er weiß selbst recht gut, daß Dasjenige, worauf er sich einst so viel zu Gute that und was auch einst wirklich seine Bedeutung hatte, völlig seine Bedeutung verloren hat. Er fühlt es selbst und muß es fühlen, daß er sich zu weit verlor und daß seine Unbesonnenheit damals mit seiner bessern Überzeugung durchging. Menzel ist ein Mann von point d'honneur und dabei eigensinnigen Temperaments, deshalb darf man sich nicht wundern, eine schroffe, ungelenke und nicht mehr probehaltige Ansicht von ihm mit so viel Hartnäckigkeit bis zuguterletzt durchgeführt und durchgefochten zu sehen. Allein eben deshalb muß man auch nicht glauben, daß es ihm selbst noch mit jenen Tiraden Ernst sei, mit welchen er, wie wir eben sahen, doch hin und wieder noch ein schwächliches Gemüth bethören kann. 71.

Literarische Notizen.

In Frankreich sind unlängst einige Manuscripte gefunden worden, die für die Geschichte der scholastischen Philosophie von Wichtigkeit sein werden. Es sind Werke Roger Baco's, der bekanntlich Franziskanermönch und von Geburt ein Engländer war, allein den größten Theil seines der Wissenschaft geweihten Lebens in Frankreich zubrachte. Er lebte in einem Franziskanerkloster und erduldete hier eine langwierige Gefangenschaft auf Befehl des Ordensgenerals der Franziskaner. Dieser Umstand führte auf die Vermuthung, daß sich in Frankreich wol noch Manuscripte Baco's vorfinden möchten, trotzdem daß Montfaucon und andere Bibliographen über die Sache schweigen. Man stellte zu Douai und St.-Omer Nachforschungen an, wo früher englische Collegien waren, und diese Nachforschungen sind nicht fruchtlos gewesen. Zeither besaßen wir nämlich nur den ersten Brief, den Baco an den Papst Clemens IV. schrieb und den er „Opus majus" nannte. Clemens IV. begünstigte Baco und fragte ihn in mehren Dingen, die Gelehrsamkeit und den Unterricht jenes Zeitalters betreffend, um Rath. Da der Philosoph jedoch auf diesen ersten Brief keine Antwort bekam, so richtete er an den Papst ein zweites Schreiben unter dem Titel: „Opus minus". Da auch dies Schreiben unbeantwortet blieb, so sah es Baco späterhin nochmals durch und fügte ihm ein neues Schreiben bei, das er „Opus tertium" nannte. Das „Opus majus" ward zuerst herausgegeben zu London im Jahre 1840. Von dem „Opus minus" existirt in England eine Copie und man hat daher vermuthet, daß es außer dieser kein Originalexemplar gäbe. Das zu Douai durch Cousin's Bemühungen aufgefundene Manuscript enthält jedoch ein beträchtliches Fragment aus jenem „Opus minus". An sich ist dieses Schreiben nur von geringem Belang für die Wissenschaft. Es ist jedoch keineswegs identisch mit dem sogenannten „Opus tertium", welches man als die letzte Arbeit Roger Baco's betrachten kann und von dem Cousin ein vollständiges Originalmanuscript aufgefunden hat, welches das einzige in Europa ist. Außerdem ist von Baco ein anderes Originalmanuscript in Amiens entdeckt worden, dessen Existenz vorher Niemand vermuthet hatte. Es sind dies Untersuchungen über die Physik und Metaphysik des Aristoteles. Diese drei Manuscripte, über welche Cousin im Begriff ist, ein Memoire auszuarbeiten, werden allerdings einiges neues Licht auf die Geschichte der scholastischen Philosophie werfen. Vielleicht ergibt sich auch, ob Roger Baco wirklich, wie man versichert hat, der Erfinder des Teleskops, des Mikroskops und des Schießpulvers (?) sei, Fragen, die man zeither aus Mangel an authentischen Documenten hat unbeantwortet lassen müssen.

In Frankreich erscheint seit Kurzem auch eine numismatische Zeitschrift unter dem Titel: „Revue de la numismatique française". Sie kommt zu Blois heraus und wird redigirt von den Herren E. Cartier und L. de la Saussaye.

Die „Galleria litografica de' quadri del rè delle due Sicilie", mit Erläuterungen von R. Liberatore, ist bereits bis zur 14. Lieferung vorgerückt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 342. —— 7. December 1836.

Aphorismen über die jüngſte neugriechiſche Literatur und Überſicht der neueſten Erſcheinungen in derſelben.

(Beſchluß aus Nr. 341.)

III. Belletriſtiſche Productionen.

14) „*Ὁ ἐξόριστος*" („Der Verbannte"), hiſtoriſcher Roman in Einem Bande von dem Satiriker A. Sutzos, der aber für dieſe Dichtungsart kein beſonderes Talent verräth. Auch war es ein unglücklicher Gedanke, ein Sujet aus der Tagesgeſchichte zu wählen, in einem Augenblicke, wo alle die alten Leidenſchaften noch wach, oder doch eben erſt leiſe eingeſchlummert ſind. Die Handlung ſpielt nämlich in den letzten Tagen des Präſidenten Kapodiſtrias und während des darauf folgenden Bürgerkrieges, der ſogenannten Conſtitutionszeit (*καιρὸς τοῦ συντάγματος*). Zu dem Helden des Romans, dem Verbannten, hat der Dichter die meiſten Züge von ſich ſelbſt entlehnt. Die Dichtung leidet an den gewöhnlichen Fehlern dieſer Gattung, an den größten Unwahrſcheinlichkeiten und Übertreibungen; doch gibt es einzelne gute Schilderungen. Zu den gelungenſten Partien gehören, nach dem eigenthümlichen Talente des Verfaſſers, die komiſch-ſatiriſchen Scenen, die Sitzung des Kapodiſtrianiſchen Miniſterrathes.

15 „*Ὁ τυχοδιώκτης*" („Der Glücksjäger"), Luſtſpiel von einem alten Offizier Churmuzis. Eine grobe pöbelhafte Poſſe, die ihren Stoff, die (damalige) Bevorzugung der bairiſchen Offiziere im Avancement, aus welchem ein feines Talent, wie Sutzos, allerdings Vortheil zu ziehen wiſſen würde, auf die plumpſte Weiſe handhabt. Das Stück iſt dem General von Heideck gewidmet; begreiflich erſt nach ſeiner Abreiſe aus Griechenland.

16) „*Κόρινna*" („Korinna"), überſetzt von E. Simos. Es iſt ſchade, daß dieſer fleißige junge Mann, der eine recht hübſche Sprache hat, ſeine Mühe und das in Griechenland noch ſehr ſparſam fließende Geld der Bücherkäufer auf keinen beſſern Gegenſtand zu verwenden wußte, als auf dies fade Werk einer verblühten franzöſiſchen Celebrität.

17) „*Ἀνθολογία*", eine Gedichtſammlung von dem thätigen Buchhändler und Buchdrucker A. Koromilas; ältere und jüngere neugriechiſche Poeſien; das Beſte darunter eine Auswahl von Volks- und Klephtenliedern. Wir ſetzen als eine Probe den „Abſchiedsgruß des ſterbenden Klephten" an ſeinen Kameraden hierher, nicht wiſſend, ob dieſe Kernpoeſie ſonſt ſchon in Deutſchland gedruckt erſchienen iſt:

Mach' dich jetzt auf und geh hinab und ſchleiche dich ans Ufer;
Wirf deine Bruſt als Kiel ins Meer und deine Händ' als Ruder,
Und deinen ſchlanken jungen Leib, den mache dir zum Nachen.
Und wenn dir's Gott und unſre Frau verleiht, hindurchzuſchwimmen,
Dann geh zu unſrer Lagerſtatt, zu unſerm Sammelplatze,
Wo wir die Böcke jüngſt verzehrt, den Floras und den Tombras.
Und fragen die Kam'raden dich, was denn aus mir geworden:
Sag' ihnen nicht, ich ſei dahin, ich Armer ſei geſtorben;
Sag nur: ich hab' ein Weib gefreit hier in der öden Fremde;
Die ſchwarze Erd' hab' ich zum Weib, Felswand zur Schwiegermutter,
Und all' die kleinen Kieſelſtein' zu lauter Frauenbrüdern.

Oder „Die Mutter und ihre ſterbende Tochter":

Drüben auf jenem hohen Berg,
Der in die Wolken birgt ſein Haupt
Und ſeinen Fuß in Nebel,
Dort wächſt das Kraut Vergeſſenheit,
Das eſſen die Mutterſchafe,
Vergeſſen ihre Lämmer.
Geh auch dorthin, lieb Mütterchen,
Auf daß du mein vergeſſeſt.
— „Und äß' ich's auch zehntauſend Mal,
Ich kann dich nicht vergeſſen!"

18) „*Ὁ Μένιππος*" („Menippos"), Gedichte von Th. Orphanides aus Smyrna. Der ſehr jugendliche Verfaſſer, Copiſt in einem Miniſterium, galt bisher für einen ruhigen, faſt ſchüchternen Menſchen; plötzlich ſchleudert er dieſen Feuerbrand bitterböſer ſatiriſcher Gedichte ins Publicum und hat ſich dadurch ſchon nicht weniger als ſechs Diffamationsproceſſe zugezogen. Er hat ſich Sutzos in ſeinen frühern Gedichten zum Muſter genommen und entwickelt in einer kräftigen und glücklichen Sprache ein nicht verächtliches Talent, wenn er auch die Leichtigkeit und Anmuth ſeines Vorbildes in dieſem erſten Verſuche noch nicht erreicht hat. Seine Satire iſt allzu perſönlich und artet öfter in eine bloße chronique scandaleuse aus. Das ſtärkſte, aber auch das gelungenſte Stück in dieſer Hinſicht iſt „*ὁ παρεκτραπαλὶς Ἀσκληπιός*" („Der verirrte Äsculap"), gegen den Dr. Kl. den Ältern. Da Orphanides, in Folge dieſer Publication wahrſcheinlich ſeine Beamtenlaufbahn wird aufgeben müſſen, ſo wird er volle Muße bekommen, ſein Talent weiter auszubilden.

19) „Στέφανος Ὀθωνος" („Otto's Kranz"), Epos in etlichen Tausend Hexametern in altgriechischer Sprache, von dem Arzte A. Georgiades Levkias. Der Verf. hat kein poetisches Talent, ist aber ein ziemlich gewandter Versifex, wie er auch durch ein paar Oden auf die silberne Hochzeitsfeier des Königs und der Königin von Baiern und auf die Ankunft des Königs Ludwig in Athen bewiesen hat.

Zu erwähnen sind noch eine Übersetzung einiger Komödien Goldoni's, von dem ehemaligen Hospodar der Walachei J. Karadjas, eine Übersetzung des Romans „Paul und Virginie" und einige ähnliche Erscheinungen.

IV. Wissenschaftliche Werke verschiedener Fächer.

20—22) „Περὶ τῶν ἐν Κύθνῳ —, Περὶ τῶν ἐν Μήλῳ — und Περὶ τῶν ἐν Θήρᾳ θερμῶν ὑδάτων", über die warmen Quellen auf Kythnos (Thermia), auf Melos und auf Thera (Santorin), von dem Professor und königlichen Leibapotheker X. Landerer; drei kleine Abhandlungen in Duodez. Der gelehrte und fleißige Verfasser hat die bezeichneten Quellen an Ort und Stelle untersucht und die Resultate seiner Untersuchungen in diesen Aufsätzen niedergelegt. Die Heilkraft der genannten Wasser wird als sehr groß geschildert, wie denn auch die Quellen auf Kythnos schon seit vielen Jahren fleißig besucht werden. Ähnliche Abhandlungen von Herrn Landerer sind demnächst über die Wasser von Ädepsos auf Euböa, von Hypate und in den Thermopylen zu erwarten.

23) „Ἀρχαὶ τῆς φιλοσοφικῆς ἐπιστήμης τοῦ δικαίου", aus dem Deutschen des K. H. Groß übersetzt und mit Zusätzen begleitet von A. Polyzoides, Mitgliede des Areopags oder Cassationshofes.

24) „Σκέψεις σοφωτάτου τινὸς ἱεράρχου", herausgegeben von dem Mönche Germanos. Für den Verfasser gilt Anthimos, Bischof der Kykladen. Ein Libell gegen die Protestanten überhaupt und gegen die Missionsschulen insbesondere; der unter Nr. 10 geschilderten Epoche angehörig.

25) „Συμβουλὴ τριῶν ἐπισκόπων", bloßer Wiederabdruck der von Koraïs verfaßten Übersetzung dieser apokryphen Schrift.

26) „Σύντομος ἀπάντησις" u. s. w., kurze Erwiderung auf die unter Nr. 10 u. 24 erwähnten Anfeindungen der Missionsschulen und der englischen Bibelgesellschaft, von dem Archimandriten N. Bambas.

27) Ἐπιστολιμαία διατριβή" u. s. w., Sendschreiben, enthaltend eine kirchengeschichtliche Abhandlung über die Grade des Bischofs, Priesters und Diakonus in der christlichen Kirche; von dem berühmten und gelehrten Geistlichen Konstantin Ökonomos, der seit anderthalb Jahren aus Rußland nach Griechenland zurückgekehrt ist. Die Schrift ist polemisch und gegen die Protestanten, zunächst aber gegen die Presbyterianer gerichtet; allein, wie sich dies von dem Verfasser erwarten ließ, in einem würdigen Tone und in einer schönen, etwas hellenisirenden Sprache geschrieben. Die streng orthodoxen Ansichten des Verf. sind von der „Evangelischen Trompete" mit dem größten Jubel aufgenommen worden.

28) „Σύνοψις ἱερᾶς ἱστορίας", biblische Geschichten für die Jugend, von dem aufgeklärten Gymnasiarchen G. Gennadios in Athen.

29) „Συλλογὴ μαθηματικῶν προβλημάτων", von dem Major Sutzos und dem Ministerialrath Rangavis; zum Gebrauche für höhere Lehranstalten. Ob die Verf. selbst diese aus deutschen Werken entlehnten Aufgaben alle zu lösen wissen würden?

30) „Λεξικὸν ἱστορικὸν", historisches Lexikon zum D. Magnes, und einige ähnliche Schulbücher von verschiedenen Verfassern.

31 und 32) Zwei Grammatiken der altgriechischen Sprache, von Ch. Pampukis und G. Gennadios; jene ein Werk des alten griechischen Schulwustes, diese auf die Arbeiten der deutschen Philologen, vorzüglich Buttmann's und Matthiä's gegründet, indeß für den Schulgebrauch ein wenig zu ausführlich.

33) „Λεξικὸν", ein kurzgefaßtes alt- und neugriechisches Wörterbuch von G. Psyllas; ohne Verdienst.

34) „Ἱστορία Ἡροδότου", übersetzt von A. Rhadinos; eine seltsame Verirrung, denn jeder einigermaßen gebildete Grieche, der überhaupt Neigung fühlt, den Herodot zu lesen, wird lieber die Urschrift zur Hand nehmen; und die Ungebildeten, die dazu nicht genug Kenntniß der alten Sprache besitzen, werden auch nicht versucht sein eine Übersetzung zu kaufen, der wegen der vielen aus dem Altgriechischen beibehaltenen Wörter ein eignes Lexikon hat angehängt werden müssen. Schade um die Zeit, die Mühe und das Papier.

35) „L' ancienne Athènes, ou description des antiquités d'Athènes, par *K. S. Pittakis.*" Der Verf. treibt es mit der Unwissenheit und Unverschämtheit ein wenig zu weit. So hat er z. B. den Ausdruck frater arvalis in der lateinischen Inschrift auf dem Monumente des Philopaggos nicht verstanden, und behauptet, dies Denkmal sei dem Philopaggos von seinem Bruder Arvalis errichtet worden. Ebenso wenig versteht er Griechisch und creirt aus einem Fragmente des Orpheus, wo er den Genitiv πισύρων nicht zu erklären weiß, einen nagelneuen theogonischen Dichter Pisyron. Von dem Tyrannen Lachares behauptet er, er habe die goldenen Gefäße aus dem Pompeion entwendet; diese seien aber zum Theil durch den Redner Lykurg wiedererseßt worden, und was noch gefehlt, habe Androtion von dem Seinigen hinzugethan. Diese leztern Proben entlehnt Ref. einem allerdings sehr heftig und im Tone verachtenden Unwillens geschriebenen Aufsatze von dem Oberconservator Roß, der neulich im „Courrier grec" erschien.

36) „Γραμματικὴ τῆς λατινικῆς γλώσσης", und

37) „Στοιχειώδη μαθήματα τῆς λατινικῆς γλώσσης", von dem Professor Ulrichs aus Bremen; beides bei Koromilas erschienen. Der Verf., Professor am Gymnasium in Athen, lehrt mit großem Eifer und dem glücklichsten Erfolge die lateinische und deutsche Sprache und wird, dem Vernehmen nach, dieselben Fächer an der künftigen Universität übernehmen.

38) „Inscriptiones graecae ineditae, fascic. I.", von

Ich habe mich bemüht, in der Einleitung zu meinem Buche über Kant und Fichte (Berlin, Wilhelm Hertz, 1862) die Gründe darzulegen, welche mich bestimmen, Fichte's Wissenschaftslehre als eine Fortbildung der Kantischen Philosophie zu betrachten. Ich habe dort auch die Gründe angeführt

dacht war, etwas wahrhaft Auserlesenes und Bedeutendes zusammenzustellen. Wir wollen, um unsere Leser damit näher bekannt zu machen, einige Nummern aus diesem ausgezeichneten Katalog hier mittheilen.

Nr. 37. Ein Fragment von einer Figur des Typhon, in buntfarbigem Glas, die Flügel Mosaik, eingelegt in Porzellanglas, und eine knieende Figur in Gold. Das erste Kunstwerk ist besonders wichtig, insofern es die Vollendung zeigt, deren sich diese Kunst des Glasarbeitens schon bei den alten Ägyptern erfreute. Bei einer genauen Prüfung ergibt es sich, daß das Werk auf der einen Seite genau ebenso ist als auf der andern; das verschiedentlich gefärbte Glas dringt durch. Dies alte Stück wurde zu Memphis gefunden.

Nr. 38. Ein zweites merkwürdiges Specimen derselben Kunst, darstellend den Thron einer ägyptischen Gottheit.

Nr. 124. Eine Amphora, 24 Zoll hoch. Diese wurde gefunden in den Ruinen des Tempels von Medinat-Habu. Sie enthält etwas gestoßene Gerste oder Korn, dessen man sich in der Regel zur Bereitung des Liquors bediente; diese befand sich in einem klumpenartigen Zustande und hatte ganz den Geruch von gegohrenem Wein, den sie noch jetzt nicht ganz verloren hat. Auf dem Gefäße befand sich eine ägyptische Inschrift, die den Tag der Kelterung angab, sowie die Qualität der darin enthaltenen Flüssigkeit.

Nr. 188. Ein dicker Octavband, in seinem ursprünglichen Einband, enthaltend 358 Seiten in koptischen Charakteren, hier und da mit arabischen Anmerkungen durchflochten. Ebenso ein kleinerer Band koptischer Schrift, gleichfalls mit arabischen Randbemerkungen. Ein dritter Band, ungebunden, von ungefähr 38 Seiten. Die arabischen Anmerkungen sind es eigentlich, welche diesen Büchern so hohen Werth verleihen, weil sie das Verständniß der koptischen Sprache sehr erleichtern. Eins dieser Bücher enthält auch illuminirte Abbildungen.

Nr. 229. Eine Malerpalette von hartem Holze, enthaltend elf Abtheilungen für Farben; in jeder befindet sich etwas, Farbe und ein Raum für die Pinsel — sechs Zoll lang. Unstreitig ist dies die einzige existirende Palette, welche so viele und mannichfaltige altägyptische Originalfarben enthält, namentlich roth, schwarz, weiß und andere. Sie wurde zu Memphis aufgefunden. Ursprünglich war der Name des ersten Besitzers darauf eingegraben, den aber ein späterer Besitzer ausgekratzt zu haben scheint. Auf beiden Seiten befindet sich noch der Name von A mun-Ra oder Phtah, dem Herrn des Himmels, in Hieroglyphen.

Nr. 245. Ein Sistrum, das bei den religiösen Ceremonien und Aufzügen der alten Ägypter gebraucht wurde. Es ist 16½ Zoll hoch. Dieses Exemplar ist eine der kostbarsten Reliquien aus dem ägyptischen Alterthume. Es ist beiweitem das größte Sistrum unter allen, die zeither gefunden worden sind. Die königliche Sammlung zu Berlin besitzt allerdings zwei solche Instrumente, die jedoch nur die halbe Größe von diesem haben und vielleicht nur Modelle waren. Das Museum zu Paris besitzt kein einziges Sistrum, und unter den mannichfaltigen Sammlungen, durch welche das britische Museum bereichert worden ist, befindet sich auch kein vollständiges Exemplar, sondern nur die Handhabe eines solchen. Das Instrument, von dem hier die Rede, ist aus Theben und gefunden worden innerhalb der Ringmauer des Tempels des westlichen Sees, auf der Karnacseite des Nils. Es mag also seinem Ursprunge nach leicht bis in das Zeitalter Thothmes des Dicken (ungefähr 1500 Jahr v. Chr.) hinaufreichen.

Nr. 268. Ein doppeltes Siegel von Gyps, aus dem Grabmale von Amenophis III. entnommen, in dem westlichen Thale der Grabmäler der Könige von Theben. Dies ist wahrscheinlich das Originalsiegel, welches an dem Thore des innersten Gemachs des Grabmals befestigt war, wo der Sarkophag stand. Als man es von dem Thore ablöste, war dies Siegel noch in vollkommen wohlerhaltenem Zustande und stimmte mit der Erklärung überein, die Plutarch von den Siegeln macht, deren sich die Sphragisten bedienten, mit der Ausnahme jedoch, daß mehre nackte Männer mit auf den Rücken gebundenen Händen hier vorgestellt waren. Plutarch erwähnt nur einen.

Nr. 285 ist vielleicht die merkwürdigste der ganzen Sammlung. Es ist dies nämlich ein Papyrus funeralis mit hieroglyphischen Charakteren aus Memphis. Es ist dies unstreitig der vorzüglichste, merkwürdigste und schönste Papyrus dieser Art von allen, die existiren. Die Lage, wo er gefunden wurde, seine außerordentliche Länge, sein wohlerhaltener Zustand und seine außerordentliche Schönheit rechtfertigen vollkommen dies Urtheil. Während der Nachsuchungen und Ausgrabungen, die in und um Sakkara, Dashur und Gize stattfanden (die modernen Namen für die Nekropolis von Memphis), sind nur sehr wenige Papyrusrollen aufgefunden worden, sodaß der in Rede stehende durch diesen Umstand ein noch höheres Interesse erhält. Man nimmt an, daß, wenn dieser Papyrus vollkommen geöffnet ist, seine Länge ungefähr 100 Fuß und seine Breite 14 Zoll beträgt. Die eigenthümliche und abweichende Textur desselben ist auch ein sehr merkwürdiger Punkt. Er hat mehr das Ansehen von feinem Linnen, läßt sich mit großer Leichtigkeit auf- und abwickeln und besitzt wenig von der bröcklichen Natur, die man gewöhnlich an den hieroglyphischen Papyrusrollen wahrnimmt. Er gibt einen außerordentlichen Beleg, bis zu welcher Stufe der Vollendung die alten Ägypter ihre Papierfabrikation erhoben hatten. Schon aus dem ungewöhnlichen Umfange dieses Papyrus kann man mit einiger Zuverlässigkeit schließen, daß der Verstorbene, auf welchen er sich bezog, ein sehr ausgezeichneter und vornehmer Mann gewesen sein mußte. Die Einleitung äußert sich sehr ausführlich über seine Verdienste und er wird darin mit dem Osiris verglichen. Der Name des Verstorbenen scheint Nebsenai gewesen zu sein, ein Schreiber des Tempels des Phtah Sokar. Er hatte eine Schwester Sisnu, die als die Herrin des Hauses genannt wird, und eine Tochter, Tint-Menophre, die gleichfalls in dem Manuscripte erwähnt wird. 80.

Notiz.

Bis zum 15. Jahrhundert war es unmöglich, auch nur annähernd die steigende Bevölkerung von Paris anzugeben. Unter Philipp dem Schönen stieg sie auf 50,000, unter Ludwig XI., nach Vertreibung der Engländer, auf 150,000 Seelen; gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts mag sie gegen 220,000 betragen haben; zu Anfange der Belagerung der Stadt von 1590 hatten die Religionskriege diese Zahl bis auf ungefähr 200,000 verringert. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. nahm die Bevölkerung wieder zu und stieg in den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIV. und in der ersten Zeit der Regentschaft auf 510,000, von 1752—52 auf 576,000. Unter Ludwig XVI. hatte Paris 600,000, 1805 dagegen 547,750 Einw.; 1817 713,966; 1827 890,431; 1831 774,338; 1832 770,286; jetzt ist die Einwohnerzahl fast um das Doppelte der von 1805, auf beinahe eine Million gestiegen.

Rouen hat nach der neuesten Zählung 91,083 Einw.

Nimes, das 1720 nur 18,141, 1734 26,225, 1800 bereits 39,650 Einw. hatte, zählt deren jetzt nach den neuesten officiellen Angaben 43,036, ohne die Garnison, das Centralgefängniß, die Pensionnaire, die Fremden u. s. w., die wol zusammen noch 5000 Individuen betragen.

Die neuesten officiellen Angaben der Bevölkerung von Corsica geben folgendes Resultat: Das Arrondissement von Ajaccio zählt jetzt 46,883, das von Bastia 63,764, das von Calvi 21,469, das von Corte 50,534, das von Sartene 25,739 — die ganze Insel 207,889 Einw. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 343. — 8. December 1836.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1837. Herausgegeben von Adelbert von Chamisso. Achter Jahrgang. Mit H. Heine's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 1837. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Kaum sollte man meinen, daß Heine's abgedämmertes Gesicht, wie es auf dem Titelbilde uns entgegentritt, jenes Schisma veranlaßt haben könnte, in Folge dessen ein großer Theil der süddeutschen Dichter, die, welche im schwäbischen Winkel sitzen, von der Theilnahme an dem „Deutschen Musenalmanach" sich lossagten, und unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wird man dem Buche diese Lücke ansehen oder nicht? Und man wird finden, daß der Jahrgang von 1837 an Quantum den frühern keineswegs nachsteht; denn der Rekruten sowol als der Veteranen, welche zum zweiten Aufgebote gehören, gibt es in Deutschland eine große Zahl, woraus der Almanach seinen Ersatz entnehmen konnte. Viele, wie Fouqué, Gaudy, Eichendorff, Rückert und Wackernagel, durften sich zu dieser unseligen lyrischen Trennung, deren man die gemüthliche Lyrik kaum für fähig halten sollte, Glück wünschen. Fouqué und Rückert haben, da ihnen der Raum freigegeben war, in den „Deutschen Musenalmanach" förmliche Werkchen geliefert, und Gaudy war klug genug, die Gelegenheit, die so vielleicht nicht mehr wiederkehrt, beim Schopfe zu fassen und mit Originalgedichten wie mit gereimten Übersetzungen auf vollständigen 30 Seiten sich breit zu machen. Wenn aber irgend etwas von dem kleinlichen Sinne der Deutschen Zeugniß ablegt, so war es jene Trennung um eines Bildes willen. Man kann es nicht billigen, daß man das System des europäischen Weltfriedens so muthwillig verletzt hat. Es ist dadurch dem Musenalmanach, wenn auch kein bedeutender, doch immer ein Schaden erwachsen, den der Veteran Fouqué mit seinem Nordlandsgedicht und selbst Rückert mit seinem Lehrgedicht nicht ausgleichen konnten.

Nicht als ob in den didaktischen Bruchstücken von Fr. Rückert des Vortrefflichen nicht viel wäre, als ob seine Gnomenweisheit nicht in die Tiefe ginge und den Denkenden zu vielerlei Denken aufregte; aber es läßt sich mit Recht fragen, ob dies überwiegende didaktische Element in einen Almanach gehört, der auf ein großes Publicum rechnen muß, um zu reussiren. Das große Publicum aber ist keins, welches mit der Lehre und der Moral viel zu schaffen haben mag. Ja, den Denker selbst schreckt die Monotonie des Ganzen, welches in zweizeiligen Versen über 62 Seiten sich ausdehnt. Einige unter diesen Gnomen haben epigrammatische Schlagkraft, andere den Nachdruck des Witzes, der in Wortspielen thätig ist. Wir führen einige an:

Wer unter Weisen ist nicht von den überweisen,
Nur unterweisen will er dich, nicht überweisen.

Die eine Hoffnung hast du kaum zum Grab getragen,
Und andre Knosp' am Strauch beginnt schon auszuschlagen.

O, doppelt theuer ist die also neugeborne,
In der du zwei nun hast, sie selbst und die verlorne.

Verderblich ist es, mit unrechtem Gut zu prunken;
Mit Recht heißt unrecht Gut im Kleiderschrank ein Funken.

Durch Unrecht wird ein Schatz nicht größer, sondern schmaler;
Der Pfennig ungerecht frißt den gerechten Thaler.

Solche Gnomenspiele sind wenigstens praktisch und haften im Gedächtniß leicht und fest; andere, abstracten und vielleicht noch tiefern Sinnes voll, eignen sich wenigstens für kein Almanachspublicum. Ferdinand Freiligrath, dem man bereits, ehe er noch im Ganzen und Tüchtigen sich bewährte, allzu viel Huldigungen gebracht hat, scheint schon jetzt in seiner Manier und leider in dem äußerlichen Apparat seiner Manier aufzugehen. Das Gedicht: „Leviathan", zeugt von besonderer Originalität; ein anderes: „Odysseus", macht allzu viel Worte und ist mit geographischen und mythologischen Vergleichungen überfüllt; keines von den übrigen dringt zum Herzen und das letzte schließt sonderbarerweise:

Mein Sterbehemd war rein und weiß, doch war
Es nicht das Hemd der Waschfrau Chamisso's.

So schmeichelt man, so empfiehlt man sich! Mit den Haaren zieht man herbei, was von selbst nicht kommen will. Ein schönes Gedicht ist das von Braunfels: „Das Recht auf Corsica", nach Chamisso's Muster in wohlgelungenen Terzinen gearbeitet. In Terzinen besingt auch Frhr. v. Gaudy einen Wartthurm. Diese Form fängt an sehr beliebt zu werden, obgleich die Eigenthümlichkeiten der Dichter sich darin vollkommen verwischen und es gleich bleibt, ob man Terzinen von Gaudy oder Braunfels oder Chamisso liest. Witzig sind die Lieder: „Alt und Jung" und „Berliner Mai", worin es am Schlusse heißt:

Maikäfer, drei ganze Dutzend,
Ließ schwärmen die Polizei,
Sonst wähnten Berliner stutzend:
Verboten wäre der Mai.

Die Lieder von Gaudy: „Der Engel wider Willen", worin der Verfasser klagt, daß er für diese Welt zu gut sei, und „Wo bleibt's", worin der hohe Adel auf die Flüchtigkeit seines Geldwechsels einen wehmüthigen Blick wirft, gehören in ein Localblatt, nicht in den „Deutschen Musenalmanach", der die vaterländische Lyrik repräsentiren soll. Es heißt in dem letztern:

Schenk' ich Mathilden noch einmal 'ne Schürze,
'Nen neuen Seidenhut, ein Parapluie,
'Ne Damenuhr, 'nen echten Blondenkragen,
Und was den jungen Mädchen sonst gefällt.
Was wollen solche Lappereien sagen?
Da frag' ich immer noch: Wo bleibt mein Geld?

Ja wohl, was wollen solche Lappereien sagen? „Der Zug des Todes" von demselben Dichter, zeugt von seinem bedeutenden Talent und ist von ausnehmend lebendiger Schilderung und anschaulicher Malerei. Trefflich sind die Übersetzungen aus Mickiewicz, die jedoch ein fremder Bestandtheil in dem lyrischen Blute eines deutschen Almanachs sind. „Frau Twardowska" gehört gewiß zu dem Originellsten, was auf dem Wege lyrischer Anschauung und Phantastik in neuester Zeit geschaffen worden. Höndschker, einen Ungenannten, der aber kein großer Unbekannter ist, endlich Fouqué, der seiner alten gebrauchten Nordlandsmanie abermals den Zügel schießen läßt, erlaube man uns zu übergehen, um an den frischen und jugendlich warmen Liedern von E. Ferrand uns zu erbauen. Minding und Leffon sind bekannt aus dem „Norddeutschen Frühlingsalmanach", der, man mag sonst gegen ihn haben was man will, wenigstens durch einen einheitlichern lyrischen Grundton sich auszeichnet. Fr. von Sallet's „Elfenwirthschaft" gehört zu den freundlichsten und poesiereichsten Liedern des Almanachs. L. Liber hat ein nicht unwitziges „Mailied eines Censors" beigetragen und Streckfuß ein Gedicht: „Die neuen Weltschöpfer", das uns über die politische Gesinnung des Dichters in Zweifel gesetzt hat, weil ebenso viele legitime als illegitime, ebenso viel stabile als revolutionnaire Elemente darin vorhanden sind. In R. Reinick's Gedichten athmet ein frisches frohes Gemüth, das jedoch in allerlei Spielereien mit Vers, Reim und Gedanken sich einläßt. Die Simrock, Assing, Strauß und Prutz würden wir übergehen, wenn nicht wenigstens des Letztern Gedicht: „Bretagne", eine rühmliche Erwähnung verdiente. Unter Eichendorff's Gedichten ist Manches, was an seine schönsten Zeiten mahnt und wie fernes Glockengeläute durch einen sommerstillen duftigen Abend klingt. In mehren erscheint der volle Ton seiner Lyrik bereits gewaltig abgedämpft. „Der Pilot" von Adolf Schöll ist unbedeutend, dagegen das Lied: „Ein Märchen", von demselben Dichter, das vielleicht am meisten mit innerer poetischer Glut gesättigte im Almanach. Süßer und anmuthiger, und doch so innig rührend hat die deutsche Sprache kaum je geplaudert als hier. Gruppe hat wenigstens Ein schönes Lied geliefert: „Der Traum", und Anastasius Grün zwei treffliche Gedichte: „Der Deserteur" und der „Sturm", letzteres gewagten, aber auch schönen Bilderreichthums voll. Die übrigen dürfen sich mit seinem „Schutt" nicht messen. Auch unter Wackernagel's Gedichten sind einige, welche unsere lyrische Poesie wahrhaft bereichern. Schefer, Trinius mit einer „Herbsthuldigung" an Chamisso, und Chamisso selbst, dieser mit einigen rührenden Sonetten, bilden den Schlußstein des Ganzen, welches wie eine zum Theil treffliche, aber allzu buntfarbige Mosaikarbeit sich ausnimmt. Gegen die Redaction des Almanachs könnte man vielleicht Manches nicht ohne Grund einwenden, so unhöflich dies Verfahren gegen einen Almanach auch erscheinen muß, der von einem Adeligen, mit Zuziehung eines Freiherrn als Adjuncten, geordnet wurde und in seinen Reihen noch außerdem drei andere Freiherrn, zwei Edelleute und einen Ungenannten zählt, der vielleicht auch ein verkappter Edelmann oder Freiherr ist.

105.

Beitrag zur Geschichte der pariser Juliustage 1830.

Mémorial de l'hôtel de ville de Paris 1830, par *Hippolyte Bonnelier*, ancien secrétaire de la commission municipale. Gouvernement provisoire. Paris 1835. *)

Man pflegt wol, wenn in den Umständen Einzelner sich eine vortheilhafte Veränderung ereignet, von Glück zu reden, wo man von Klugheit, Entschlossenheit, Kraft reden sollte, womit günstige Umstände erfaßt und benutzt worden sind, die aber, wo jene Eigenschaften fehlten, da auch kein Glück geschaffen haben. Einen Beweis hierfür liefert neuerdings obiges „Mémorial" des „ancien secrétaire", wie das Folgende lehren wird. Außerdem aber empfiehlt sich dieser Bericht uns auch deshalb, weil die Nähe, worin wir jetzt noch zu jenen Juliustagen stehen, uns manche bedeutende Stoffe zu der Geschichte derselben liefert, die sich, je weiter wir uns von dem Zeitpunkte der Ereignisse entfernen, mehr und mehr in Dämmerung und Dunkel verlieren werden. In der heutigen Stunde ist uns Manches noch deutlich als gegenwärtige Anschauung, was späterhin zum unauflöslichen Räthsel werden wird, wo dann die spätern Geschichtsfreunde und Geschichtschreiber sich zermartern, den Schlüssel zu finden, der uns Zeitgenossen noch in der Hand liegt. Nun das Wesentliche aus Bonnelier's „Mémorial". Der Verf. ist wahrscheinlich einer von den pariser Literaten, die von der Feder leben, aber auch Volksbewegungen bei Gelegenheit gern sich anschließen, wo sie, da sie nichts zu verlieren haben, doch vielleicht etwas gewinnen können. So taucht denn Bonnelier hier plötzlich als selbstgemachter Secretair der provisorischen Municipalcommission von Paris in den Juliustagen auf, um ebenso schnell wieder unterzutauchen, da geschicktere und kräftigere Schwimmer ihn niederdrücken.

Es waren bekanntlich am 26. Juli die berüchtigten Ordonnanzen Karl X. hervorgetreten, deren eine den Zeitschriften einen Kappzaum anlegte, und am 27. waren hierauf die Druckerpressen des „National" und des „Temps" zerschlagen worden, um den Zeitungsschreibern kurzweg das Handwerk zu legen. Darauf ward im Bureau des „National" in einer Versammlung von 150 meist Journalisten eine Insurrection gegen die königlichen Ordonnanzen beschlossen und eine Deputation, bestehend aus Thiers (damaligem Mitarbeiter am „National" und nachmaligem Minister), Chevalier und — Bonnelier (damals Thiers' Collegen) selbst, an die Mitglieder der Kammer, welche sich

*) Vgl. Nr. 18 — 22 d. Bl. D. Red.

bei Casimir Périer zu einer Berathung versammelt hatten, abgesandt. Die drei Gesandten kamen an, als die Herren der Kammer eben auseinandergehen wollten und Périer seine Freunde Guizot, de Broglie und Puyraveau zur Thür begleitete. Als Thiers und Chevalier den Gegenstand ihrer Sendung, die beschlossene Insurrection, vortrugen, riefen Guizot und Périer mit Einer Stimme: „Warum solche Hast? Warten wir doch bis zum 5. August, bis zur Versammlung der Kammer!" Unser Bonnelier aber unterbrach jene: „Mit Euch, meine Herren, wenn Ihr wollt, und, wenn Ihr nicht wollt, — ohne Euch!"

„Unglücklicher, junger Mann!" erwiderte Guizot bestürzt, „wohin wollt Ihr uns treiben?" „Zur Insurrection!" rief Chevalier aus. Hiermit endete sich dieses erste Zusammentreffen der Parteien, zwischen denen damals noch kein Einklang stattfand. Während nun dem Plane gemäß der blutige Kampf auf den Straßen der aufgeregten Stadt begann, wählten Bonnelier und Cadet Gassicourt, ein anderer Schriftsteller seines Schlages, in aller Geschwindigkeit sogenannte Distrietsagenten, um die Insurrection überall in Gang zu bringen. Ein Hauptwerkzeug fehlte aber noch, ein militairischer Anführer der Tumultuanten. So dauerte der Kampf in wilder Unordnung am 28. fort. Endlich am 29. um Mittag hörte Bonnelier das Geschrei: „Wir haben einen General!" „Wie heißt er?" fragte Bonnelier. „Wir wissen es nicht!" war die Antwort. „Wo ist er!" „Auf der Börse!" Dahin lief also Bonnelier, fand den Platz voll Volks, welches schrie: „Es lebe der General Dubourg!" Bonnelier drängte sich durch bis zur Börse, aus welcher Dubourg soeben hervortrat, ein Mann in den Vierzigen, von nicht unangenehmer Haltung und nicht ohne Würde, aber sichtbar unruhig. Man sah es ihm an, daß er wie durch eine Explosion zu der gegenwärtigen Höhe seiner Stellung emporgeschleudert war, sich aber zu sammeln und einen festen Stand wiederzugewinnen suchte. Er soll zu Napoleon's Zeit Adjutant gewesen, dann aber von den Bourbons vernachlässigt und zurückgesetzt sein. Evariste Dumoulin, ein kühner Mann, einer der Herausgeber des „Constitutionnel", hatte diesen Dubourg, dessen Gläubiger Dumoulin war, in aller Geschwindigkeit zum General gemacht.

Während dieser Vorgänge wurden die nachmals so laut schallenden Namen: Lafayette, Gérard, Broglie, Guizot, Sebastiani u. A. m., so lange die Sachen noch zweifelhaft standen, weiter nicht gehört. Erst durch die Episode mit Dubourg wurde die Revolution vorwärts getrieben, und man fing an, nach und nach klarer zu sehen; ein Umstand, den Viele, die etwas zu verlieren hatten, erst abwarten mochten. Dumoulin und sein General Dubourg traten jetzt an die Spitze des Haufens. Dumoulin schrie: „Vorwärts! nach dem Stadthause! der Thron ist dort!" Der ganze Haufe: „Nach dem Stadthause! Es lebe der General Dubourg!" So zog man denn durch eine schmuzige, stinkende, kleine, übelberüchtigte Gasse (la rue Jocquelet). Aber plötzlich machte die Colonne Halt. Bonnelier sah sich um. Zu seinem Erstaunen waren Dumoulin und sein General — verschwunden. Jedoch nach wenigen Minuten kündigte ein lautes Hurrah deren Wiedererscheinen an. Der alte, schlottrige, graue Rock, womit der dermalige General bekleidet gewesen, hatte sich nicht zu seiner nunmehrigen hohen Stellung gepaßt. Deshalb hatte Dumoulin schnell bei einem Trödler seinen Begleiter für einige Thaler zu einem Brigadegeneral aufgestutzt, der sich sehen lassen konnte. Auch wurde diese Verwandlung mit unaussprechlichem Freudengeschrei bewillkommnet. Nun ging man rasch auf das Stadthaus los. Der General stieg die Treppe hinan, während der Haufe draußen ein Freudenfeuer losließ, wo die Kugeln nach allen Seiten hin durch die Luft pfiffen, glücklicherweise aber ohne Schaden. Das Stadthaus war ganz leer. Dumoulin, Bonnelier und noch ein Unbekannter folgten dem General in das Innere; der Vorsaal ward von einigen Vertrauten besetzt; dann wurden die Thüren verschlossen. Jenes Kleeblatt aber nahm nun Platz an einem Tische. Bonnelier stellte sich dem General als dessen Secretair vor und machte ihm bemerklich, daß es nothwendig sei, sofort die „neue Regierung" in Thätigkeit treten zu lassen. Auch begriff der General, der jetzt Haltung und Selbstvertrauen gewonnen hatte, dieses sogleich und ließ demnach die ersten Befehle durch Bonnelier niederschreiben. Sie betrafen Erhaltung der Kunstdenkmäler, Sicherheit der Bürger und Sorge für die Verwundeten. Diese Befehle wurden unverweilt gedruckt und durch ganz Paris verbreitet.

So weit ging es gut mit dem neuen Obergeneral und seinem Secretair. Nun aber erfolgte die trübselige Katastrophe. Es kam Hr. Baude, Herausgeber des „Temps", mit einem Haufen von Schreibern an; es drängte sich ein Oberst Zimmer, ein alter Bonapartist, ein, ernannte sich kurzweg zum Chef des Generalstabes, traf Anordnungen, erließ Befehle; auf dem Grèveplatze wuchs die Menge und verlangte den General zu sehen; Dubourg trat ans Fenster und ward als ein zweiter Napoleon begrüßt, während sich Bonnelier ein zweiter Talleyrand dünkte. Die „provisorische Regierung" glänzte in herrlicher Blüte. Die letzten zerstreuten Schüsse kündigten den Rückzug der königlichen Truppen aus Paris an. Das war das Signal für die Männer des Morgens im Hôtel Périer, um die Beute, welche die Männer des Tages gewonnen hatten, nun an sich zu nehmen und unter sich zu vertheilen. Es erschien zuerst ein Offizier Lafayette's und kündigte dem General Dubourg an, daß sein Reich zu Ende und eine andere provisorische Regierung gebildet sei; daß Lafayette den Oberbefehl übernommen und Dubourg zum Befehlshaber einer Legion der Nationalgarde bestimmt habe. Der gute Mann, kein zweiter Napoleon, antwortete bescheiden: „Mein Herr, Niemand wollte sich an die Spitze des Volkes stellen, und so that ich es. Ein Kind der Freiheit, bin ich meiner Mutter gehorsam. Sagen Sie dem General, daß, sobald er selbst auf dem Stadthause erscheint, ich mein Commando und das Stadthaus seinen Händen übergeben werde." Jene „neueste" provisorische Regierung bestand nun aus Périer, Laffitte, Lobau, Puyraveau und Schonen. Sie hielt, Lafayette, ihren General, an der Spitze, nun sofort ihren Einzug. Bonnelier und Dubourg, das ancien gouvernement, empfingen die neuen Autoritäten, Dubourg legte seine Macht in ihre Hände. Aber nicht sogleich Bonnelier. Er erklärte den neuen Machthabern ganz unumwunden: „Ich bin an der Spitze des Volkes in das Stadthaus eingedrungen; ich habe mich über alle Angelegenheiten des Tages vollkommen unterrichtet und die werthvollsten Materialien gesammelt, die ich, wenn Sie meine guten Dienste annehmen wollen, Ihnen offen mittheilen und Ihnen nach meinen besten Kräften in Allem hülfreich sein will." Die Herren, etwas überrascht, schwiegen. Endlich nahm Lafayette das Wort: „Ihr Patriotismus hat sie hierher geführt. Sein Sie so gefällig, hier zu bleiben!" „Setzen Sie sich", sagten dann die übrigen Herren, „fahren Sie in Ihrem Geschäfte fort!" Der arme Dubourg aber ward baldigst aus dem Zimmer entfernt; Wachen besetzten die Thür. „Gott sei Dank, Frankreich hat eine Regierung!" rief Bonnelier begeistert aus (und in seinem Innern: Ich bin deren erster Secretair!). Die Herren besannen sich nun aber, daß die Gegenwart eines militairischen Chefs inmitten eines executiven Senats ungehörig und unconstitutionnell sei. Deshalb trat Lafayette ab, begab sich in ein anderes Gemach und bildete daselbst seinen Stab, an dessen Spitze nun Oberst Zimmer, der sich nicht so gutwillig wie Dubourg zurückschieben ließ, sogleich trat. Bonnelier blieb unterdessen bei den neuen Machthabern als deren Secretair. Die ganze Geschichte vom Abmarsche von der Börse an hatte nur zwei Stunden gedauert. Die Franzosen werden immer schnell fertig. Laffitte, der, wie er sagte, am Fuße beschädigt war, trat aus der Regierungscommission ab und Mauguin nahm dessen Stelle ein. Er hauchte den Berathungen, die bisher nur in allerlei Geschwätz sich umgetrieben hatten, ein neues Leben ein. „Was ist angeordnet?" fragte er. „Nichts", antwortete General Lobau, und es ist schon drei Uhr." „Habt Ihr ei-

nen Secretair?" fragte Mauguin weiter. „Das bin ich, zu dienen", erwiderte der unverzagte Bonnelier. „Gut", sagte Mauguin, „so setzen Sie sich und schreiben ein Circular an die zwölf Municipalitäten von Paris, wie ich es Ihnen dictiren werde. — Die provisorische Regierung — " „Halt", unterbrach ihn Lobau, „das unterschreibe ich nicht." „Warum nicht?" „Weil wir keine provisorische Regierung sind." „Aber wir haben doch die Gewalt einer solchen." „Das bezweifle ich; wenigstens doch den Titel derselben haben wir nicht." „Es gibt dieses aber unserm Verfahren Ansehen." „Mag sein, ich aber unterschreibe dieses nicht." So sah denn Mauguin sich genöthigt, statt „provisorische Regierung" zu dictiren „Municipalcommission". Jetzt fing auch Bonnelier's Glückstern an zu erbleichen. Seine Feder konnte mit dem Feuergeiste Mauguin's nicht Schritt halten. Er machte Schnitzer, die ihm Baude an der Spitze seiner Schreiber ausmusterte. Das Ende war, daß Mauguin zu dem ancien secrétaire sagte: „Lafitte hat mir seinen Wunsch eröffnet, wir möchten Odilon-Barrot zu unserm Secretair ernennen." „So sei es", antwortete einer der andern Machthaber. „Odilon-Barrot sei unser Secretair und Herr Bonnelier dessen Collège." Bonnelier, der es nicht gern mit Baude verderben wollte, empfahl nun, da er wol sah, wie immer mehre und mächtigere Mitspieler sich zudrängten, auch Herrn Baude zum Secretariat. Er selbst blieb Assistent. Jetzt wurden, da der Horizont sich aufgeklärt und der fatale Pulverdampf sich verzogen hatte, eine Menge Besuche auf dem Stadthause, dem einstweiligen Regierungspalaste, abgestattet, denn es war hohe Zeit für Jeden, der einen Vortheil oder ein Vortheilchen erwischen wollte. So erschien am folgenden Morgen nun auch Alex. de Laborde und erklärte, er sei Präfect der Seine. „Davon weiß ich nichts", antwortete Odilon-Barrot, der diese schöne Präfectur schon sich selbst bestimmt hatte. Laborde ließ sich übrigens nicht irre machen und fuhr fort: „Haben Sie die Gefälligkeit, einen Befehl auszustellen, wodurch ich befähigt werde, das Bureau im Stadthause in Besitz zu nehmen." „Herr, halten Sie uns für Ihre Schreiber?" fuhr Odilon-Barrot auf, dem Laborde's Erscheinung höchst unangenehm war. Man konnte seiner aber nicht sogleich füglich loswerden und Bonnelier mußte ihm gegen Abend eine Bestallung ausfertigen; er nahm dann sogleich die Gratulationen aller Chefs seines neuen Departements, die auch schon zur Stelle waren, huldreichst an und verfügte sich in sein neues Amtslocale, wohin er schon vorläufig sein Bett hatte bringen lassen, um nicht etwa wieder, wenn er einmal den Rücken wendete, vertrieben zu werden, zur Ruhe. Alle seine Vorsicht half ihm aber doch nichts; denn wenige Tage nachher ward Odilon-Barrot zum Seinepräfecten ernannt.

Nach raschem Wechsel immer neuer Scenen, wie überhaupt in unsern modernen Dramen, erfolgte nun aber die Hauptscene. Ein Brief aus Neuilly, wo sich damals die Familie Orleans aufhielt, dessen Inhalt für die Volkssache nicht ungünstig lautete, dessen Verfasser aber unbekannt blieb (vom 30 Juli, Morgens drei Viertel auf 4 Uhr), war angelangt, und am 31. kam, nach dem Vorschlage Lafitte's und mit Zustimmung des alten Lafayette eingeladen, der Herzog von Orleans auf dem Stadthause an und übernahm die Regierung des Königreichs. Es ward ihm eine Municipaladresse, worin allerlei von Freiheit u. dergl. verlautete, vorgelesen, die er mit ebenso lautenden Ausdrücken beantwortete, während das verblüffte Volk draußen diesen unerwarteten Vorgang anstarrte. Hier war es nun, wo Bonnelier seines ehemaligen Collegen Dubourg sonore Stimme zum letzten Male hörte. Denn in diesem entscheidenden Augenblicke drängte derselbe sich noch einmal vor und redete den Herzog, nun vorläufig Generallieutenant des Königreichs, mit folgenden unbedachten Worten an: „Monseigneur, Sie sind nun diese Verpflichtungen eingegangen. Beobachten Sie dieselben! Sollten Sie aber dieselben vergessen, so ist dort das Volk auf dem Grèveplatze (Hinrichtungsplatz) und wird Sie daran zu erinnern wissen." Der Augenblick war entscheidend. Das entbrannte Volk befand sich noch in Dubourg's Stimmung; der kleinste Zufall konnte eine ungeheure Explosion veranlassen. Aber Ludwig Philipp, wie immer, besonnen und herzhaft, und fest auf seinem Stande der Geburt und der Kraft, war ein zu starker Gegenmann für den armen, neugebackenen General in der Uniform aus dem Trödel und antwortete sogleich laut und fest: „Mein Herr, Sie kennen mich nicht. Ich bin ein Mann von Ehre, und wo es meine Pflicht gilt, da gewinnt man mich nicht durch Zudringlichkeit, noch schüchtert man mich ein durch Drohungen!" Dann wandte er sich an den General Lafayette, nahm dessen Arm und sprach: „Sie haben den Mann da gehört, Lafayette! Ehrte ich nicht die Gesetze, so würde ich darauf dringen, ihn auf der Stelle zu bestrafen. Es ist ungeheuer!" Dubourg murmelte einige Worte: „O, ich sprach nur so, weil ich Sie kenne —", das Übrige verhallte im Getöse der Menge, und man hat später vom armen Dubourg nichts weiter vernommen, als daß er von den nachmaligen Ministern manche Bedrängniß hat erdulden müssen. Dieses Ende nahm es mit dem General, dem Oberherrn einer Stunde. Man denkt hierbei an den 18. Brumaire und fragt sich: wie, wenn diesem armen Schelme Napoleon's Geist und ein Lucian und die 200 Grenadiere zu Dienst gewesen wären? Das Büchlein Bonnelier's enthält außerdem noch manche historisch-biographische Stoffe, betreffend Périer und andere nachmals bedeutend gewordene Männer der Julustage. Wir merken aus demselben nur noch an, daß die provisorische Commission mit dem Auftreten Ludwig Philipp's sich auflöste, nachdem einstweilen noch immer mehre Secretaire, Günstlinge Mauguin's, sich herzugedrängt hatten, wodurch Bonnelier sich zuletzt gänzlich in den Hintergrund zurückgeschoben sah. Deshalb war er froh, zuvörderst mit der Unterpräfectur zu Compiègne und dann mit einer Anstellung in Algier abgefunden zu werden. Jetzt, wie es scheint, befindet er sich aber wieder auf dem Pflaster von Paris und schreibt — Romane. Wenigstens finden wir in Nr. 56 der „Allgemeinen Bibliographie" im Artikel: Französische Literatur, unter Nr. 2294, die Anzeige: „Le moine blanc. Par *Hippolyte Bonnelier*." 66.

Literarische Notizen.

Der im vergangenen März zu Rom im 89. Jahre verstorbene berühmte Archäolog Abate Fea hat während eines Zeitraums von 50 Jahren unermüdlicher Thätigkeit großen Einfluß auf die Kenntniß der römischen Alterthümer und Topographie ausgeübt. Er war geboren 1753 zu Nizza, oder nach andern Nachrichten, zu Pigna bei Oneglia, wählte aber schon frühzeitig Rom zu seinem Aufenthalt, und eine große Menge der seit dieser Zeit hier aufgefundenen Alterthümer sind entweder von ihm zuerst entdeckt, oder doch zuerst geprüft und beschrieben worden; als Übersetzer und Commentator Winckelmann's kennt ihn ganz Europa. Seine zahlreichen kleinern Werke, welche sämmtlich zwischen 1790 und 1836 erschienen, bilden zusammen vier starke Octavbände, von denen drei sich auf Rom selbst und seine Umgebungen beziehen. Die Fortsetzung der „Miscellanea" beschäftigte ihn in seinen letzten Lebenstagen; doch übereilte ihn der Tod, bevor er damit zu Ende kommen konnte. Das archäologische Institut hat an ihm eines der eifrigsten und geschätztesten Mitglieder verloren. Bekanntlich bekleidete Fea auch die Stelle eines Oberaufsehers der Alterthümer des heiligen Vaters, welche nunmehr an Pietro Visconti übertragen worden, einen ausgezeichneten Numismatiker, den Neffen des berühmten Archäologen Ennio Quirino Visconti.

In London ist unlängst eine Übersetzung von Lessing's „Laokoon" von William Roß erschienen, welche den Geist des Originals mit Treue und Eleganz wiedergeben soll. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 344. — 9. December 1836.

Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei, von R. Wiegmann. Nebst einer Vorrede von K. O. Müller. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Es war einmal eine Akademie, die einen Preis aussetzte auf die Beantwortung der Frage: woher es komme, daß das Gewicht eines Eimers mit Wasser durch einen hineingesetzten mehrpfündigen Fisch um nichts vermehrt werde? Eine Menge Beantwortungen dieser Frage liefen ein, in einer jeden war das merkwürdige Phänomen auf eine verschiedene Art, mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erklärt. Endlich kam Einer und sagte: „Die ganze Geschichte ist nicht wahr, zu einer solchen Frage ist gar kein Grund vorhanden; der Eimer mit Wasser wird durch den hineingesetzten Fisch grade um so viel schwerer, als der Fisch wiegt."

An diese Geschichte hat Ref. bei der Lecture des Wiegmann'schen Buches denken müssen. Selten wol ist eine Frage mit mehr Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, mit größerm Apparat von Hülfsmitteln aller Art untersucht worden als die der Technik der antiken Malerei, und selten wol sind Untersuchungen resultatloser gewesen. Künstler von Fach und Gelehrte von Fach haben sich damit beschäftigt und ihr die größte Mühe gewidmet — wir haben eine ganze Literatur dieses Faches —, und Jeder glaubte eine Lösung des Räthsels erreicht und die Technik der antiken Malerei wiederaufgefunden zu haben. Jede der entdeckten Arten der Technik sah auf den ersten Anblick ganz plausibel aus, nur wenn eine praktische Anwendung derselben galt, bewies sie sich als unhaltbar und offenbar als etwas ganz von der von den Alten angewendeten Technik Verschiedenes. Nachdem man nun bereits an der Lösung des Räthsels verzweifelt, erscheint Hr. Wiegmann und sagt:

Ihr quält euch, eine verlorene Technik wiederaufzufinden; ich aber sage euch, diese Technik ist nie ganz verlorengegangen, sondern ist durch alle Zeit hindurch und bis auf den heutigen Tag dem Wesentlichen nach geübt worden. Ihr nehmt euch vor, etwas zu finden, von dem noch nicht dargethan ist, daß ihr grade dieses suchen sollt. Mit aller Gewalt wollt ihr die Enkaustik finden. Weil ihr euch aber darauf capricirt, ist es kein Wunder, daß ihr euch in Ungereimtheiten verwickelt; Das, was euch fehlt, die Technik der antiken Wandmalerei, und Das, was ihr als solche sucht, die Enkaustik, sind himmelweit verschiedene Dinge.

Wenngleich nun die Frage nach der Technik der antiken Malerei sich nicht ganz ebenso in ein Nichts auflöst wie jene nach dem Gewichte des Fisches, so hat man doch — wie Hr. Wiegmann überzeugend darthut — Räthsel und Schwierigkeiten gesucht, wo keine sind. Bedenkt man, wer, namentlich früherhin, sich mit Lösung der Frage beschäftigt hat, so erscheint die Wiegmann'sche Beantwortung nicht mehr so wunderbar. Es waren entweder Gelehrte von Fach oder Künstler von Fach, die der Wiederauffindung der antiken Malerei ihre Mühe widmeten, Beide natürlich von sehr einseitigen Standpunkten aus. Der Gelehrte ging dabei nur mit archäologischen und philologischen Hülfsmitteln zu Werke und suchte, ohne Kenntniß künstlerischer Praktik, oft sogar ohne je ein Werk antiker Malerei gesehen zu haben, aus den spärlichen und unklaren, in den alten Classikern darüber vorkommenden Notizen die verloren geglaubte Technik wiederzuconstruiren; der Künstler schlug den entgegengesetzten Weg ein und machte seine Versuche ohne die durchaus nöthigen archäologischen Studien nur mit künstlerischer Praktik. Im Verfasser des vorliegenden Buches finden sich Beide vereinigt, er ist ausübender Künstler und verbindet damit eine äußerst gründliche Kenntniß des classischen Alterthums. Dazu hat derselbe die Werke antiker Malerei an Ort und Stelle genau untersucht.

Das vorliegende Werk muß daher nicht blos für Jeden, der sich für den Gegenstand selbst interessirt, sondern auch für jeden Freund, sowol der bildenden Kunst als auch des classischen Alterthums, also eigentlich für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse sein. Was die Behandlung des Gegenstandes selbst betrifft, so ist dieselbe sehr angemessen, lichtvoll und klar, da einerseits die bisher hinsichtlich der antiken Malerei gestellten Fragen in eine ihrer Beantwortung förderliche Ordnung gebracht, andererseits aber auch auf die wesentlichsten sehr bündige Antworten gegeben und diese mit den nöthigen aus alten Autoren oder aus der Natur der Sache selbst genommenen Beweisen belegt sind. Der Verf. hat die in Rede stehende Angelegenheit nicht allein durch eigne Entdeckungen und Mittheilung neuer wichtiger Thatsachen, als auch dadurch gefördert, daß er viele bisher gemachte Erfahrungen und ausgesprochene Ansichten, die einander nicht selten gradezu widersprachen, auf den ihnen gebührenden Platz

gestellt und unter dem richtigen Lichte betrachtet hat. Dadurch sind viele scheinbare Widersprüche, theils zwischen den antiken Überbleibseln und den alten Nachrichten, theils unter diesen letztern selbst, glücklich beseitigt, sodaß man die Überzeugung gewinnt, der Zweck des Verf.: die völlige Enthüllung und Darlegung der antiken Decorationsmalerei, sowol ihrer Art und Technik nach, als auch nach ihrer ganzen und speciellen Procedur, sei von ihm vollständig erreicht. Außer diesem Hauptgegenstande werden aber auch noch andere damit näher oder ferner verwandte Verhältnisse der bildenden Kunst des Alterthums erläutert, namentlich eine weit eingeschränktere Anwendung der Bunt-Anstriche am Äußern der griechischen Bauwerke, wie sie von verschiedenen Männern in Frankreich und in Deutschland von Semper gepredigt worden, aufgestellt und in allen Beziehungen eine richtige Erfassung der griechischen Kunst entwickelt. Nach diesen Untersuchungen fallen die Meinungen und Behauptungen Letronne's gänzlich zusammen, und selbst die ungleich wissenschaftlichern Ansichten Raoul Rochette's erleiden wesentliche Einschränkungen und Modificationen, namentlich bei der Frage über die Art und Weise der Tempeldecorationen. Man kann kaum noch daran zweifeln, daß beiweitem die meisten Malereien in öffentlichen Gebäuden andere als auf frischem Stuck ausgeführte waren, außer in den eigentlichen Pinakotheken, oder bei Gemälden, die als Weihgeschenke in die Tempel kamen. Die schätzbaren Untersuchungen Hirt's und Böttiger's werden gebührend gewürdigt und in manchen Theilen berichtigt. Eine besondere Wichtigkeit erhalten nach dieser Darstellung die Forschungen Hermann's, besonders insofern er die Ansichten Raoul Rochette's bestreitet. Ohne Zweifel hätte Hermann die Art der Schmückung mit Malerei, welche bei den Bauwerken der Griechen stattfand, vollkommen richtig erfaßt, wenn er nicht die Frescomalerei, die den Alten so nahe lag (s. S. 54 fg.), ganz übersehen hätte.

Besonders aber ist es die alte eigentliche Decorationsmalerei, und zwar als Stuckmalerei, d. h. eine Art Frescomalerei, welche das vorliegende Werk behandelt und der praktischen Wiederaufnahme empfiehlt. Dabei drängt sich jedoch die Frage auf, ob eine solche praktische Wiederaufnahme derselben für uns und unsere Zeit aus andern Rücksichten wünschenswerth und wahrscheinlich ist? Der erste Theil dieser Frage beantwortet sich leicht: wünschenswerth ist eine solche Wiederaufnahme gewiß; denn die Dauerhaftigkeit und Schönheit derselben würden unserer papiernen Decoration — die in jeder Beziehung ein Abbild ist von unsrer jetzigen insoliden Scheinsucht, besonders verwerflich bei den Werken der Baukunst, die nicht für heute und morgen, sondern für Jahrhunderte sein sollen — eine der Kunst im Allgemeinen ersprießliche Schranke setzen und überhaupt wohlthätig sein für unsern überreizten Sinn, der im ewigen Wechsel der Mode die Befriedigung vergebens sucht, die er bei der beharrlichen und sich stetig entwickelnden Schönheit unfehlbar finden würde. Die Gehaltlosigkeit eben ist es, der man überdrüssig wird. Der Einfluß einer soliden Decorationskunst müßte dann auch nothwendig übergehen auf andere Lebensverhältnisse und könnte die besten Folgen für eine harmonische Verschmelzung der Kunst in das Leben selbst haben. Wünschenswerth wäre also die Einführung jener soliden Technik gewiß. Ob aber auch wahrscheinlich und zu hoffen? das ist sehr die Frage. Wir glauben, daß in dieser Hinsicht der Verf. leider vergebens gearbeitet hat. Der Grund ist soeben entwickelt. Unsere Zeit will nichts Beständiges, sie besteht auf der Veränderung und findet nur im Wechsel der Mode die Zerstreuung, deren sie bedarf, um sich nicht in ihrer eignen Armseligkeit zu langweilen. Die Krankheit selbst ist also hier die Ursache, weshalb das Heilmittel nicht anschlägt. Und eine solche Krankheit ist incurabel, wie ein Magenkrebs, der seinen Grund in der Verderbtheit aller Säfte hat. Um diese zu verbessern, müßte der Arzt erst den Magen zu seinen normalen Functionen zurückbringen, was aber nur wieder möglich wäre, nachdem die Säfte verbessert worden wären.

Von dem Inhalte selbst heben wir nur Folgendes heraus. In der Einleitung wird das fast allgemein verbreitete Vorurtheil, daß die enkaustische Malerei bei den antiken Wandgemälden in Anwendung gekommen sei und daß gar die Decorationen, wie wir sie in Pompeji u. s. w. finden, mittels ihrer ausgeführt worden seien, bestritten und dessen Ungegründetheit hinlänglich dargethan. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß alle neuen Versuche der antiken Malerei Resultate gegeben haben, die durchaus verschieden waren von den bekannten alten Werken, und daß bei den reichen Hülfsmitteln, die uns unsere Kenntniß der Chemie biete, es einleuchten müsse, daß der Grund dieser Verschiedenheit weniger in der Ausführung, als vielmehr in den ersten Voraussetzungen liege. Und damit werden auch unter Anderm die Wachsmalereien, wie sie neuerlich in München entstanden, als der alten Wandmalerei völlig fremd bezeichnet.

Abschnitt I thut die Ursprünglichkeit der christlichen Kunst dar und leugnet einen andern wesentlichen Zusammenhang mit der antiken als lediglich die durch Tradition erhaltene Technik. Kurze Geschichte der Ausgrabungen antiker Malereien und der Einfluß auf die Kunst des 16. Jahrhunderts.

Abschnitt II. Eigenschaft der antiken Wandgemälde und der Mauerbekleidung, auf der sie ausgeführt sind. Hier wird der eigenthümliche Reiz der antiken Decorationen, der in der glänzenden Grundfarbe der Felder und der darauf ausgeführten Verzierungen und Bilder in glanzlosen Farben besteht, hervorgehoben und auf die Härte und Festigkeit der Stuckmasse und Dauerhaftigkeit der Malerei aufmerksam gemacht. Darnach wird erklärt, warum die neuern Nachahmungen der pompejanischen Malerei ohne jene antike Technik, welche der Verf., zum Unterschied von der ähnlichen modernen Frescomalerei, sehr bezeichnend Stuckmalerei nennt — seien diese Nachahmungen nun mit Öl-, Wasser- oder Firnißfarben oder in Tempera oder Fresco ausgeführt — durchaus jener Eigenschaften ermangeln müssen. Daraus auch sei es zu erklären, daß die

neuern Nachahmungen in dieser Art so trübe und todt seien und den Beifall des feinern Geschmacks nicht haben erlangen können, den die alten Originale in einem so hohen Grade genössen. Sodann wird nachgewiesen, daß jene alte Stuckmalerei keine andere als eine Art Frescomalerei gewesen sei und wahrscheinlich schon längst als solche allgemein erkannt worden wäre, wenn man nicht stets an die Enkaustik gedacht hätte. Die Beweise dafür, daß es die von Vitruv und Plinius erwähnte Frescomalerei sei, sind so bündig und das daran geknüpfte Raisonnement so einleuchtend, daß dieser Punkt als völlig entschieden und abgethan betrachtet werden kann.

Abschnitt III. Alter der Stuckmalerei. Für einen der wichtigsten Punkte ist die Classification der verschiedenen Arten der Malerei zu achten (S. 60 fg.); dadurch kommt auf einmal Ordnung in das Verzeichniß der berühmtesten Maler beim Plinius und ein helles Licht in die bisherige Verwirrung der ganzen Angelegenheit. Es geht daraus die unbestreitbare Thatsache hervor: daß unmittelbar auf Wänden niemals die Enkaustik und auf Tafeln niemals die Frescomalerei stattfand und stattfinden konnte; oder: daß die Wandmalerei immer Pinsel-, die Tafelmalerei aber Pinsel- oder enkaustische Malerei war. Daraus folgt, daß die dauerhaften und wetterbeständigen Wandgemälde des Alterthums für echte Fresken, die Tafelmalereien und Anstriche auf Holz, Stein u. s. w. mit den nämlichen Eigenschaften für enkaustische zu halten sind (S. 62). Im Lichte dieser Distinction wird dann der Sinn einiger alten Nachrichten von griechischen und römischen Malereien erörtert. Daraus ergibt sich, daß die Enkaustik nicht so allgemein im Gebrauch war, als man bisher annahm.

Abschnitt IV. Von der Polychromie der Werke der Plastik. Hier findet sich weniger Neues, wodurch die bisherige, schon bei Manchen feststehende Ansicht im Wesentlichen erweitert würde. Dieser Abschnitt ist daher wol nur als ein vermittelndes Glied in der Untersuchung anzusehen, um den rechten Gesichtspunkt der gesammten griechischen bildenden Kunst zum Behuf des Folgenden zu vergegenwärtigen.

Abschnitt V. Hier wird die Stuckbekleidung und deren farbige Übertünchung am Äußern der alten Bauwerke betrachtet und die von Semper aufgestellte Behauptung, daß die alten griechischen Bauwerke über und über bunt bemalt gewesen seien, bestritten.

Abschnitt VI. In diesem Abschnitt wird die Bröndsted'sche Hypothese über die Bemalung ebener Metopentafeln adoptirt und sehr wahrscheinlich gemacht, hauptsächlich durch eine ebenso scharfsinnige als ungezwungene und natürliche Interpretation von Nr. 40 der Chandler'schen Bauinschrift. Hier dürfte jedoch zu rügen sein, daß die Bedeutung von ζῶον und Zophoros ohne Fug beschränkt worden ist, da das erstere dem deutschen „Bild" schlechtweg entspricht, gleichviel ob plastisch oder gemalt. Dieser Irrthum ist jedoch ohne Einfluß auf die Sache selbst.

Abschnitt VII stellt die antike Malerei — auch nach unserer Überzeugung — als für uns ganz entbehrlich und überflüssig dar, da sie durch die weit vollkommenere Ölmalerei ersetzt wird, und gibt in dieser Rücksicht hinlängliche Auskunft darüber. Gleichwol können wir uns nicht verbergen, daß zur vollständigen Aufklärung dieser Materie noch Vieles fehlt, und daß wir über das Wesen der Enkaustik auch noch ferner im Unklaren bleiben, trotz des Verdienstes, das der Verf. durch die entwickelte richtige Ansicht über diese Frage und die Einschließung der Antwort in engere Grenzen sich erworben hat. Für die Praxis hängt, wie gesagt, glücklicherweise nichts davon ab. Als verschieden davon wird in Abschnitt VIII die „Kausis" betrachtet. Die Anleitung zur Stuckmalerei in Abschnitt IX ist vollständig und klar und enthält die nöthigen chemischen und physikalischen Erläuterungen und Begründungen, wie sie bisjetzt noch nirgend dargelegt worden sind. Besondere Aufmerksamkeit verdient das (S. 199) mitgetheilte Hülfsmittel, vielleicht auch von Seiten der jetzigen Frescomaler.

Der letzte Abschnitt X, von den Farben enthält die vollständigste Zusammenstellung alles Dessen, was darauf Bezügliches dem Praktiker zu wissen nöthig ist; auch dieser Abschnitt ist den jetzigen Frescomalern zu empfehlen.

So viel zur Andeutung des Inhalts. Wir schließen mit einer Stelle aus der Vorrede des berühmten Karl Ottfried Müller:

Wir begleiten den Verf. und sein Buch mit den besten Wünschen für eine erwünschte und fruchtbare Wirksamkeit. Möchte für Deutschland und das civilisirte Europa die Zeit wiederkommen, wo an den Wänden, wenn nicht unserer Privathäuser, doch der öffentlichen Hallen und Säle eine künstlerische Thätigkeit auf eine heitere und anspruchslose Weise von Neuem ihr geistreiches Spiel beginnt. Die unberühmte Landstadt Pompeji überschüttet uns, nach zweitausendjähriger Verschüttung, mit einer unübersehbaren Fülle reizender Erfindungen und Ideen in Wandmalereien von den mannichfachsten Gattungen; wenn aber ein Unstern eine unserer Städte, etwa von gleichem Range, für eine so späte Nachwelt aufheben wollte, was würden wir dafür zu bieten haben, als etwa, wenn sie der Verkohlung oder dem Moder Widerstand leisten könnte, eine Masse Papiertapeten mit einer unendlichen Wiederholung weniger armseliger Erfindungen. Für die Mannichfaltigkeit zierlicher Bronzegefäße hätten wir dann etwa unser zwar sehr reinliches und sauberes, aber ebenso formenarmes und schmuckloses Porzellan, für die Fülle von Marmorstatuen einige Gipsabgüsse nach bekannten Antiken, und überhaupt, um grade heraus zu reden, für ein sinniges Kunstleben, das jeden Arbeiter mit seinem edeln, menschenwürdigen Geschäft erfüllt, die geist- und leblose Kraft der Dampfmaschinen einzusetzen.

In solchen Zeiten muß man den Himmel anflehen, daß er uns Männer bescheren und erhalten möge wie den Verfasser dieses Werkes, die es wagen, dem Strome dieser Alles verschlingenden Industrie entgegenzuschwimmen und auf dem ausgebrannten Herde die Flamme einer künstlerischen Thätigkeit neu zu entzünden. 112.

Grabbe.

Wir Deutsche haben abermals ein frühzeitig untergegangenes Talent zu beklagen. Grabbe, der einst, bei seinem ersten Auftreten, von mehr als einer Seite her angestaunt wurde und von dem Diejenigen große Erwartungen hegten, die, theilnehmender als weise, es lieben, jedem aufkeimenden Talent ein günstiges Horoskop zu stellen — Grabbe verdient es wol, daß man ihm nach seinem frühen Hintritt einige Worte der Ehre

weiht, wenn darin auch nicht eine laute und unbedingte Anerkennung seiner poetischen Eigenthümlichkeit enthalten sein kann. Unleugbar war er mit ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgerüstet; aber an einer ungeheuern, durchaus übergreifenden, an einer absoluten Formlosigkeit ist er zu Grunde gegangen. Er gehörte zu den einsamen Geistern in unserer poetischen Literatur, deren Deutschland, in einer Reihe von vier Decennien, wahrlich nicht wenige zählte. Wir wollen nur an Heinrich von Kleist und Platen erinnern, von denen der Erstere freilich ein größerer Dichter war als der Andere. Unwillkürlich, wenn man diesen einsamen Geistern eine stille Betrachtung weiht, gedenkt man des unglückseligen Hölderlin's, und es will uns bedünken, als könnte dessen finsteres Geschick eine fast symbolische, dämonische Bedeutung für unsere Poesie gewinnen. Es ist, als repräsentire dieser, gleich einem verwandelten ewigen Juden, den Fluch, der auf so vielen unserer modernen Dichter zu lasten scheint, als repräsentire er, in seiner Einöde des Wahnsinns, die kein Ende nehmen will, die gänzliche Geistesvereinsamung, oder auch den geistigen Untergang so vieler unserer begabtesten Menschen. Freilich muß man, wie schon bemerkt, Alles symbolisch deuten. Einige Geister sind kräftiger als andere; sie ertragen, ja sie schaffen und vollenden sich sogar in ihrer Einsamkeit, in ihrem Unverstandensein — so der urkräftige Heinrich von Kleist; andere, schwächere Geister bleiben zwar vernünftig und productiv, aber es steigert sich der widerwärtige Druck der Welt in ihnen zur ungeheuern Eitelkeit, die sie endlich aufreibt — so Platen; noch andere treibt die Widerwärtigkeit der Welt und ihrer Zeit ebenso physisch als geistig aus ihrer Bahn und sie gehen, wie Grabbe, in ihrer eignen Formlosigkeit zu Grunde. Nur wenigen wird, soll man sagen: das Unheil, oder die Wohlthat — des wirklichen Wahnsinns, wie dem unglücklichen Dichter, den wir als finsteres Symbol aller dieser Gattungen bezeichnet haben.

In Grabbe nun war viel Talent, aber Alles nur Masse, rohester, widerstrebendster Stoff. Er wußte sein Talent auf keine Weise zu gestalten, zu formen, zu begrenzen, zu beschränken. Diese absolute Unfähigkeit war sein eigentlicher Mangel, und er schlug, unwillkürlich, auch auf sein Leben um. Dieses Leben ward weniger durch niedere Ausschweifungen, durch sociale Vergehungen, durch Hohnsprechen und Trotzen der Sitte, Zucht und Ordnung, als vielmehr durch ein gänzliches Nichtwissen von Allem, was Form, ruhiger Fortgang und besonnene Bewegung ist, bezeichnet. Grabbe war ein tiefer Mensch, auch ein unschuldiger Mensch, wenigstens von Haus aus, aber in seiner Tiefe war es dunkel und der Geist Gottes brütete nur in einzelnen großen Momenten über diesen Wassern. Um seiner Tiefe willen muß ihm aber dennoch viel verziehen werden. Es war für diesen reichbegabten Mann ein wahrhaftes Unglück, daß seine Jünglingszeit mit jener unseligen Epoche deutsch-moderner Zeit zusammenfiel, wo man das Gemüth und die starke Unschuld des Herzens, die Reinheit und Sittlichkeit der Grundsätze zur faden Mystik burschenschaftlicher Tendenzen herausschraubte. Eine Koketterie mit dem eignen innern Wesen, welche dem Genius zum Gift wird, weil er sich in seinem ganzen Umfang nur bilden kann — in der Stille. O jene trübselige Zeit — und sie liegt uns noch gar nicht sehr fern — hat manche großartig begabte Natur aufgezehrt! Wahrheit? O ja, sie war in diesen Gefühlen vorhanden; aber in der Form, wie sie geäußert wurden, wurden sie zur Lüge. So viel scheint uns unwiderruflich gewiß zu sein: Grabbe wäre nicht untergegangen, wenn gütig-prädestinirende Götter die Stunde seiner Geburt um zwanzig Jahre vertagt hätten! Ob er uns auch dann noch Tragödien gedichtet hätte? Wir wissen's nicht und wagen's nicht zu bestimmen — aber Großes, Ausgezeichnetes und gewiß auch maßvoll Schönes hätte er uns dann gewiß gegeben. Friede seiner Asche! 80.

Kurze Biographie des Reichsgrafen Wilhelm Gustav Friedrich Bentinck, Erb- und Landesherrn der freien Herrschaft Kniphausen, Edeln Herrn zu Varel u. s. w. Oldenburg, Schulze. 1836. 8. 6 Gr.

Durch den neuerlich erfolgten Landfriedensbruch (wenn man eine lächerliche Sache mit einem so ernsten Namen belegen darf) einiger Agnaten des reichsgräflich Bentinck'schen Hauses haben die Herrschaften Kniphausen und Varel wieder einige Aufmerksamkeit erregt, da sie bisher für Deutschland fast nur ein publicistisches Interesse durch das in seiner Art einzige Homagialverhältniß von Kniphausen zu den übrigen deutschen Bundesländern hatten. Der ungenannte Verf. dieser Biographie des am 22. Oct. 1835 verstorbenen regierenden Grafen Bentinck gesteht selbst die Mangelhaftigkeit derselben ein, verspricht jedoch, falls er mit den nothwendigen Materialien unterstützt werde, eine ausführlichere Lebensschilderung des Grafen. Wir glauben gern, daß eine solche nicht ohne Interesse sein wird, da der Graf an mannichfaltigen politischen Verwickelungen Theil nahm, in seinen landesherrlichen Rechten mehr als ein Mal beeinträchtigt wurde, in den Jahren 1810—14 französischer Maire in Varel war, sogar im März 1813 wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen und Rußland nach Wesel gebracht und vor ein französisches Kriegsgericht gestellt wurde, welches Deportation und Vermögensconfiscation gegen ihn aussprach. Damals soll der Graf vom General Vandamme mit den empörendsten Vorwürfen überhäuft und mit den Worten empfangen worden sein: „Ich würde dich sogleich fusiliren lassen, wenn dich dieses Zeichen (wobei er auf den Stern des holländischen Reunionsordens deutete) nicht rettete", worauf der Graf an seinen Degen geschlagen und sich durch festes Betragen eine standesmäßige Behandlung verschafft habe (S. 18). In Ansehung der Familienverhältnisse des Grafen hätte man selbst in diesem kurzen Lebensabrisse eine genauere Auskunft über seine zweite Ehe mit Sara Margaretha Gerdes, „eines Landeigners in Beckhorn, im Herzogthum Oldenburg, Tochter" (S. 25), erwarten können. Andere Angaben nennen sie die Tochter eines Leibeignen zu Steinhausen im Oldenburgischen und bestimmen, daß diese Gewissensehe 1801 geschlossen und am 8. Sept. 1816 durch priesterliche Einsegnung geweiht worden sei (diese Angaben fehlen in der vorliegenden Biographie), wo auch nichts über die Ernennung des ältesten Sohnes aus dieser Ehe zum Erbgrafen angeführt ist, als welcher er unter andern in Gottschalk's „Genealogischem Taschenbuch für das Jahr 1835" bezeichnet ist. 7.

Notizen.

Auch in Griechenland hat das moderne Theater Eingang gefunden. Wie nämlich der „Τοκτης" vom 31. Mai 1836 meldet, so war kurz zuvor in Athen ein Stück von Metastasio: „Die Olympier", in einer gereimten neugriechischen Übersetzung vor einem zahlreichen Publicum dargestellt worden. Einige Schauspieler, die sich bei der Vorstellung ausgezeichnet haben sollen, werden namentlich aufgeführt; doch wird ihnen im Allgemeinen Unnatur vorgeworfen. Auch an Beifallklatschen war kein Mangel gewesen. Im Ganzen wäre es freilich gut, wenn man in Griechenland des Wunsches des Königs Otto, daß ein Nationaltheater errichtet werden möchte, eingedenk bliebe und wenn man denselben zu verwirklichen sich bemühte. Metastasio u. s. w. kann dazu nicht ausreichen.

Nach einer Mittheilung in der ebenerwähnten neugriechischen Zeitschrift „Ο Τοκτης" hat im Juli d. J. in Athen eine praktische Astronomie, verfaßt von Dionysios Pyrrhes, von welchem schon früher mehre wissenschaftliche Schriften erschienen, in zwei Unterabtheilungen: Planetographie und Uranographie, mit Abbildungen und Karten erscheinen sollen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 345. — 10. December 1836.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Zweiter Theil. Vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation. Leipzig, Engelmann. 1835—36. Gr. 8. 5 Thlr.*)

Der Verfasser beabsichtigt die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie sich nach mannichfaltigen Schicksalen dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie und aller Kunst überhaupt am bestimmtesten näherte. Mit diesem Endziel kann nur ihre jüngste Blütezeit unter Göthe und Schiller gemeint sein, und die Einleitung (S. 17) drückt sich in der That so aus, als habe der Verf. die Darstellung dieser letzten Glanzperiode unserer Literatur nicht nur schon fertig im Kasten liegen, sondern wol gar schon mit zum Druck gegeben. Indem aber bisjetzt nur die beiden ersten Theile erschienen sind, welche bis zur Reformation gehen, und die nach dem eignen Urtheile des Verf. beiweitem wichtigern Zeiträume noch zurück sind, welche zwei bis drei Theile füllen müßten, wenn auch auf die Periode von Luther bis Opitz oder gar bis Haller nur Ein Band gerechnet würde, so bedürfen wir keiner Entschuldigung, daß wir mit der Anzeige eines so bedeutenden Werks erst jetzt hervortreten, vielmehr müßten wir uns gegen den Vorwurf vorlauter Verfrühung unsers Urtheils zu rechtfertigen suchen. Denn da wir ein Geschichtswerk vor uns haben, das auf historische Kunst in Anlage und Ausführung gerechte Ansprüche macht, so kann eine eigentliche kritische Würdigung desselben so wenig jetzt schon stattfinden, als wir ein Trauerspiel nach den beiden ersten Acten zu beurtheilen berechtigt wären. Zwar ist der Vergleich eines Geschichtswerks mit einer Tragödie nur darin begründet, daß beide Kunstwerke sein sollen, während es mit einem epischen Gedichte mehr gemeinsam haben würde; allein die neuere Ansicht von der Continuität des Epos, wonach bei demselben jeder Theil ein selbständiges Leben haben soll und auf das Ganze nicht gesehen zu werden braucht, um das Einzelne zu genießen und zu würdigen, ist doch nur halb wahr und würde, wenn sie ganz gelten sollte, den Begriff des Kunstwerks zerstören. Indessen machen wir uns in dem gegenwärtigen Aufsatz zu einer erschöpfenden Kritik der vorliegenden Theile des Werkes nicht anheischig, und wünschen nur das Publicum darauf aufmerksam zu machen, welch eine große historische Arbeit hier angelegt ist, und mit wie viel Fleiß, Umsicht und Geistesklarheit die mannichfaltigsten und wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur in zwei so reichen Perioden wie die althochdeutsche und mittelhochdeutsche erforscht, aufgefaßt und dargestellt sind.

Nachdem wir von der Absicht des Verf. Rechenschaft gegeben, das ganze Epos unserer literarischen Entwickelung vor uns abzuspinnen und nur unsere gegenwärtige Übergangsperiode von seiner Darstellung auszuschließen, welche er als eine Periode des Verfalls, des Herabsinkens von der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon erreichten Höhe zu betrachten scheint, worüber wir, bevor er diesen Zeitpunkt erreicht hat, nicht mit ihm rechten wollen, haben wir den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus der Verf. das unermeßliche Gebiet der geistigen Ausstrahlungen unserer Nation überblickt und zu bewältigen sich anschickt. Dies ist nicht der philosophische, der alle Ausgeburten der Vergangenheit in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit in das Prokrustesbette gewisser fertiger Kategorien zwängt, auch nicht der blos ästhetische, der jedes Gedicht nur für sich selbst und aus sich selbst beurtheilt und keinen andern Maßstab daran legt, als den es selber mitbringt, sondern, wie von dem Historiker zu erwarten war, der historische, und hierin unterscheidet sich der Verf. wesentlich von seinen Vorgängern; dies ist der eigenthümliche Vorzug seiner Darstellung. Allerdings hat sein Werk noch andere Verdienste, es fehlt viel, daß derselbe Gegenstand in seiner fast unerschöpflichen Fülle schon von andern Gesichtspunkten aus mit gleichem Geist und diesem unverwüstlichen Fleiß behandelt worden wäre; aber selbst wenn dies einst von Andern, welchen er so glücklich vorgearbeitet hat, mit philosophischer Consequenz oder ästhetischer Sicherheit der Beurtheilung geschehen sein wird, behält dies Geschichtswerk nicht nur den Vorzug reingeschichtlicher Auffassung und Behandlung der Literatur, sondern die Geschichte des deutschen Volks, ja des ganzen Mittelalters wird sich durch diese Geschichte des Geistes wesentlich erleuchtet und erhellt noch lange bekennen müssen.

*) Auch unter dem Titel: Historische Schriften von G. G. Gervinus. Zweiter und dritter Band.

Denn wie die Literaturgeschichte unendlich an Klarheit und Durchsichtigkeit gewinnt, wenn sie nicht für sich, sondern im Zusammenhang mit der ganzen Geschichte der Zeit, aus der sie entsteht und auf die sie zurückwirkt, betrachtet wird, so bleibt auch die politische Geschichte in ihrer vereinzelten Betrachtung räthselhaft, stumpf und farblos, während sie im Zusammenhang mit allen gleichzeitigen geistigen Erscheinungen erst Leben und Reiz gewinnt. Ja, eigentlich hat die wahre Geschichte den Geist der Zeiten und Völker in allen seinen Metamorphosen zum Gegenstande, dieser spiegelt sich aber in jeder Periode ebenso sehr in Kunst und Literatur als in den äußern Thaten und Schicksalen, und insofern ist eine bloße politische Geschichte ebenso sehr ein Unding als eine vereinzelt betrachtete Geschichte der Kunst oder Poesie.

Mit dieser Bezeichnung des Standpunkts unsers Verf. als eines historischen, wie er (S. 10) selbst von seinem Buche sagt, daß es von allen literarischen Handbüchern und Geschichten darin besonders abweiche, daß es nichts sei als Geschichte, da er kein Poet und kein belletristischer Kritiker sei, steht es nur scheinbar im Widerspruch, wenn es (S. 12) heißt, daß er nur den poetischen Werth der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenschaft nur gelegentlich berühre, daß er vorzugsweise nur die dichterische Bedeutung berücksichtige, ohne darum ganz zu verschweigen, welcher accessorische Werth dem oder jenem Werke zukommt. Es bleibt immer die Geschichte der Poesie der Gegenstand seiner Darstellung, und daraus fließt ganz einfach, daß es ihm auf den poetischen Werth der Dinge, die er bespricht, zunächst ankommen muß, wenn er auch als Geschichtschreiber den Zusammenhang und die Wechselwirkung, in der sie mit der ganzen Zeit- und Culturgeschichte stehen, nie aus den Augen lassen darf.

Mit diesem Standpunkte des Verf. ist es natürlich verknüpft, was man ihm mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat, daß er beständig vergleicht und parallelisirt, daß er bei diesen Vergleichen und Parallelen nicht auf dem Gebiete der deutschen Dichtung stehen bleibt, sondern wol seinen Gesichtspunkt ausdehnt und analoge Erscheinungen in andern Zeiten und Völkern herbeizieht. Allerdings ist es bei der außerordentlich lebendigen und flüssigen Schreibart des Verf., die ihn zu über-Wielandisch langen Perioden verführt, bei der Fülle der Gedanken, die ihm zuströmen, und bei der Allgegenwärtigkeit seines Geistes und Gedächtnisses, vermöge welcher er Alles bei der Hand hat und sich auf nichts besinnen muß, nichts nachzuschlagen genöthigt ist, für den weniger raschen Leser beschwerlich, mit solcher Schnelligkeit und so ohne alle Vorbereitung aus einem Gebiet ins andere, durch alle Zeiten und Völker hin- und hergezerrt, bei den Griechen und Römern verweilt, durch Homer und die Tragiker gejagt zu werden, wenn er kaum anfängt, sich im deutschen Mittelalter heimisch zu fühlen und bei Wolfram v. Eschenbach und Gottfried v. Strasburg warm zu werden. Ganz besonders ist der Verf. zu allen Excursen geneigt, die ihn ins Griechenthum führen, und man braucht sich noch nicht weit in sein Buch hineingelesen zu haben, um zu wissen, in welchem Stalle er sein Steckenpferd stehen hat. Diese Vorliebe für die Griechen ist indessen in den Objecten zu wohl begründet, als daß diese subjective Hinneigung des Verf. ihn zur Ungerechtigkeit gegen die deutschen Dichter der Vorzeit verführen müßte, wiewol sie allerdings einigen Antheil an der gegen sie durchweg behaupteten Strenge haben möchte, von der wir allerdings zugeben wollen, daß sie eher heilsam als schädlich sei. Mit Recht bemerkt der Verf., daß jener übertriebene Ton der Anpreisung, in welchen er nicht einstimmen wolle, viel dazu beigetragen habe, daß diese Dichterwerke neuerdings nicht mehr Eingang gefunden hätten. Allein zu allen Dingen gehört Liebe und Wärme, und wer sich mit Literatur beschäftigt, muß davon ein gerütteltes und geschütteltes Maß mitbringen, denn ohne diese wäre es, wie schon Göthe irgendwo bemerkt hat, gar nicht der Mühe werth, überhaupt nur von Kunst und Poesie zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Fünfter Band. Leipzig, Brockhaus. 1835. Gr. 8. Subscriptionspreis 2 Thlr. 16 Gr. *)

Der Verf. beginnt diesen Band mit der Eröffnung des für das Schicksal König Karl I. und für ganz England so verhängnißvollen langen Parlaments. Nicht frei von den Vorurtheilen und Leidenschaften dieser bewegten Zeit, bestand doch die Mehrzahl der Glieder aus Männern, welche entschlossen waren, nach bestem Wissen und Gewissen für das Glück und die Ehre ihres Vaterlandes zu wirken. So sagt der Verf.; indem er aber auch sofort von Verbrechen dieses Parlaments spricht, bereitet er die Leser schon darauf vor, daß diese bessere Mehrzahl sich entweder nicht genügend geltend zu machen wußte, oder daß die Ausführung hinter dem guten Entschlusse zurückgeblieben ist.

Des Königs Sache wurde anfangs entschieden von der seiner Minister getrennt. Man wiederholte den nachher so schmählich verkannten und verletzten Grundsatz, der König könne niemals Unrecht thun, und ein eifriger Puritaner sagte: wir dürfen niemals vergessen, daß wir unser eignes Wohl nicht anders finden können als mit ihm und durch ihn. Desto mehr richteten sich Klagen und Beschwerden wider die Verwaltung, insbesondere wider die gleichmäßig gehaßten Machthaber, Strafford und Laud, und die Besorgniß, daß sie abermals eine übereilte Auflösung des Parlaments bewirken würden, bewog das Unterhaus von der Abwehr zum Angriffe überzugehen, um sich durch den Sturz jener Minister Raum für eine freie Thätigkeit zu bahnen. In stolzer Sicherheit wurde Strafford leicht und mühelos verhaftet, ebenso Laud und einige Andere; und so sah sich der König binnen wenig Tagen aller der Diener beraubt, welche, wie sehr sie ihm auch persönlich zugethan waren, doch durch ihre thörichten Schmeicheleien über seine unbeschränkte Macht Schuld an der Bedrängniß waren, in welcher er sich gegenwärtig befand. Das Unterhaus hatte eine Probe nicht geringen Machtfortschritts gegeben; der König war fortan außer Stand, ein dem Parlamente mißfälliges Ministerium aufrecht zu erhalten.

Doch mit einem so glänzenden Siege nicht begnügt, suchte das Unterhaus auch Befriedigung einer leidenschaftlichen Rachsucht, indem Strafford auf Leib und Leben angeklagt ward. Kein einziger der vorgebrachten Anklagepunkte rechtfertigte zwar die Beschuldigung des Hochverraths, aber so groß war der

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 125—128 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Haß, daß man einen sogenannten accumulativen oder constructiven Beweis erfand, nach welchem viele einzelne, an sich unbedeutende Worte oder Handlungen, zusammengerechnet die volle Gewissens- und Rechtsüberzeugung selbst für die höchsten Verbrechen bewirken sollten. Vergebens machte der Graf in seiner trefflichen Vertheidigungsrede auf die außerordentliche Willkür und Ungerechtigkeit eines solchen Grundsatzes aufmerksam; vergebens erinnerte er, wie verderblich es sei, Staatsbeamte solchen Gefahren auszusetzen, daß kein Mann von Weisheit, Ehre oder Wohlstand mehr mit Lust und Sicherheit dem Vaterlande dienen könne. Und Karl — von allen Seiten bedrängt, seinen Minister der öffentlichen Ruhe zu opfern, und über seine sittlichen und politischen Pflichten in Zweifel gestürzt, durch den, wie Clarendon sagt, damals neu erfundenen Grundsatz, daß der König in seinem Gewissen verpflichtet sei, sich und seine Einsichten den Rathschlägen und dem Gewissen des Parlaments unterzuordnen, — Karl gab seine Einwilligung zur Vollstreckung des Bluturtheils.

Bei dem Urtheile über Strafford hält sich der Verf. in der Mitte zwischen den beiden extremen Ansichten, deren eine ihn als den edelsten, unschuldigsten Märtyrer für die reinste Sache der Welt erklärt, die zweite für den ärgsten Verbrecher, dessen Tod für die Gründung der Freiheit schlechterdings nothwendig gewesen. Er war, heißt es, der tüchtigste und in gewissem Sinne der treueste unter den Räthen Karl's, aber er stellte sich eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war und die er nur durch Verletzung aller bestehenden Gesetze hätte durchtreiben können. Nirgend wußte Strafford seine Gegner zu beherrschen oder zu gewinnen, immer nur zu erbittern.

Nachdem der Verf. bemerkt, daß ein milderer Ausweg auch die Freiheit besser gesichert haben würde, fährt er fort: „Von dem Augenblicke, wo man Karl's rührende Bitte um das Leben seines Dieners und Freundes abschlug, ging alles Gemüthliche und Menschliche des Verhältnisses zwischen König und Parlament bis auf die Spur verloren, ohne daß von einer andern Seite her ein Ersatz dafür gefunden war, ja ohne daß er jemals gefunden werden konnte."

„Welch ein Wechsel der Ansichten und Zustände seit den Zeiten der großen Elisabeth, wo durch alle die kleinern und größern Dissonanzen hindurch zuletzt doch ein lauter Chor der Treue und Einigkeit hervortönt, alles Regieren und Gehorchen fast die Gestalt eines romantischen Liebesgedichts annimmt, und die Königin und die Unterthanen sich wechselseitig in gemüthlichster Weise überbieten. Unfähig, von diesem lebendigsten Leben irgend etwas zu begreifen, setzte Jakob I. abgestorbene Begriffe und leere Abstractionen auf den Thron, und Karl (obwol ein würdigerer Mensch) blieb so lange auf derselben verkehrten Bahn, bis seine Gegner (jenen ersten gesunden Zustand ebenfalls völlig vergessend) aus der Vertheidigung zum Angriff übergingen, ihn in Hinsicht auf Irrthum und Einseitigkeit überboten und die bisherigen Einrichtungen in noch viel umfassenderer Weise umstürzten, als Strafford es bezweckte."

„Ein größerer König würde nie in die Nothwendigkeit versetzt worden sein, Strafford's Hinrichtung zu bestätigen; eine beharrliche Verweigerung derselben würde aber andererseits die Gefahren auch nicht beseitigt haben, und wir können kaum so hart über Karl's Nachgiebigkeit urtheilen, wie er selbst, sofern er sich darüber bis zu seinem Tode die bittersten Vorwürfe machte und fast alle spätern Unfälle daraus ableitete."

Der König, sagt der Verf. ferner, hatte damals schon fast alles der wahren Freiheit Zuträgliche bewilligt. Nämlich schon drei Monate vor der Hinrichtung Strafford's: daß alle gesetzgebende Gewalt außerhalb des Parlaments aufhören, kein Monopol erneuert, die Sternkammer und die hohe Commission abgeschafft, keine unbewilligte Steuer erhoben werden solle, und ferner: im Fall der König nicht alle drei Jahre ein Parlament berufe, solle dies Recht auf die Lords, zuletzt auf die Wähler übergehen, welche dann aus eigner Macht zu wählen haben.

An demselben Tage, wo Karl Strafford's Todesurtheil unterzeichnete, vollzog er auch eine Bill, nach welcher er sich des Rechts begab, das Parlament ohne dessen eigne Zustimmung zu vertagen oder aufzulösen. Dadurch wurde das heilsame Gleichgewicht und die angemessene Wechselwirkung der verschiedenen Gewalten aufgehoben und die repräsentative Verfassung wesentlich verletzt. Strafford's Tod und dieses, das lange Parlament erzeugende Gesetz, bemerkt der Verf. mit Recht, bilden den Wendepunkt, von wo an das natürliche Bessern des Mangelhaften in ein unheilbringendes, gewaltsames Umwälzen übergeht.

In demselben Sinne vernichtete das Unterhaus das Recht der englischen Geistlichkeit, als Convocation Beschlüsse zu fassen, und machte eigenmächtige Vorschriften über kirchliche Dinge. Jetzt wurden bei zunehmender presbyterianischer Richtung die Bischöfe und die bischöfliche Kirchenverfassung Gegenstand fortgesetzter Angriffe in und außer dem Parlamente. Schuster und Schneider stritten mit höchstem Eifer für und wider die Bischöfe, und Fasten und Gebete wurden von den Gottseligen, besonders den Weibern gehalten, daß Gott die Zerstörung der heillosen bischöflichen Kirche nicht länger verzögern möge.

Die Verwaltung litt jetzt dem Parlamente gegenüber ebenso sehr an zu großer Schwäche wie ehemals an ungesetzlicher Macht. Karl zog zwar angesehene Patrioten in seinen Rath, diese verlangten aber entweder von ihm, daß er sich ganz dem Willen des Parlaments unterwerfen solle, oder, wenn sie die Unthunlichkeit einer solchen Unterordnung einsahen, verloren sie ihre Beliebtheit.

Eigne Verwickelungen und Schwierigkeiten für Karl entsprangen aus den verschiedenen Richtungen und Wünschen seiner Reiche und seiner verschiedenen Stellung zu ihnen. So mußte sein Verhältniß zu den Schotten schwanken, da er in ihnen bald Aufrührer sah, die einzuschrecken, bald nützliche Bundesgenossen gegen die Engländer, die zu gewinnen seien. Er war in die zweideutige Lage gekommen, die bischöfliche Kirchenverfassung, die er in England mit aller Macht zu erhalten strebte, in Schottland als ein ungöttliches Werk zu verdammen.

In Irland gingen die Verlegenheiten aus den alten Mißverhältnissen hervor, aus dem Unrecht und der Willkür, welche sich die Engländer schon Jahrhunderte gegen die, ganz wie ein dem harten Eroberungsrechte verfallenes Land betrachtete Insel erlaubt hatten. Trefflich stellt der Verf. die gerechten Beschwerden der Bedrückten zusammen und gibt mit wenigen Zügen ein höchst anschauliches Bild. Nur müssen wir hier eine in der Anzeige eines der frühern Bände schon gemachte Bemerkung wiederholen. Wir können nicht billigen, daß der Verf. diese Klagen einem Irländer jener Tage in den Mund legt. Er stellt sich dadurch zwischen der dramatischen Art der antiken Geschichtschreibung und der lediglich berichtenden der modernen in eine Mitte, welche eine gewisse Unbestimmtheit des Styls erzeugen muß.

Einige Jahre nach seiner Thronbesteigung gab Karl den Irländern die sogenannte Urkunde der Gnaden, welche fast lauter dringend nöthige und vernünftige Bestimmungen enthielt. Aber durch die Schuld des Königs selbst, noch mehr des als Statthalter dorthin gesandten Strafford, blieb man nicht auf diesem heilsamen Wege. Strafford ging bei seinem Regierungssysteme von dem albernen und verdammenswürdigen Grundsatze aus, daß alle Irländer ohne Ausnahme die Rechte der Bürger und Menschen verwirkt hätten und es lediglich von der königlichen Gnade abhange, was und wie viel man ihnen einräumen wolle. Nachdem Strafford das irländische Parlament zu Geldbewilligungen gebracht, verweigerte er unter nichtigen Vorwänden die Bestätigung der Gnadenurkunde. Die schreiendsten Ungerechtigkeiten wurden begangen. Man verfuhr, als gebe es in Irland gar kein Grundeigenthum, als solle es vor der Willkür des Statthalters und des Königs ganz verschwinden.

In Bezug auf die allbekannte Empörung der irländischen Katholiken von 1641 schließt sich der Verf. der Meinung De-

ter an, welche behaupten, daß eine allgemeine Verschwörung zur Ermordung der Protestanten nie stattgefunden hat und die in Ulster aus örtlichen Gründen entstandenen Unruhen sich nur langsam über die größern Theile des Landes verbreitet haben. Die Zahl der durch Gewalt oder in offener Fehde umgekommenen Protestanten setzt er auf 6000. Wir wünschten, daß der Verf. bei einer Begebenheit, die von den meisten ältern Geschichtschreibern so ganz anders dargestellt worden ist, in der Prüfung der verschiedenen Berichte etwas ausführlicher gewesen wäre. Sollte Hallam Unrecht haben, wenn er, nachdem er die alten Angaben evidenter Übertreibung bezüchtigt, hinzusetzt: „but possibly the scepticism of later writers has extenuated rather too much the horrors of this massacre"? Auch scheint mir Guizot's Bemerkung beachtungswerth, daß die Untersuchung, auf deren Ergebnisse man die Ableugnung der alten Angaben vorzüglich stützt, zu einer Zeit angestellt wurde, wo es im Interesse der Regierung war, die Ausschweifungen der Aufrührer und die Leiden der Protestanten in einem so viel als möglich gemilderten Lichte erscheinen zu lassen. Wir sagen dies nicht, um den Eindruck des an den Irländern verübten Unrechts, welches wol im Stande war, zu furchtbaren Excessen zu reizen, irgend zu schwächen. Auch leugnet der Verf. nicht, daß diese irländische Fehde einen Charakter unmenschlicher Härte und Grausamkeit gehabt, wie er selten in der Weltgeschichte hervortritt. Es ist aber, setzen wir hinzu, in der Natur des Menschen gegründet, Dem, was ihm intensiv ungeheuer und maßlos erscheint, auch den entsprechenden Eindruck des Extensiven zu leihen, worin jene Übertreibungen in den Zahlen einen natürlichen Grund finden.

In England zeigte sich jetzt schon klar, wie wenig den Eifrern im Parlamente alle bisher über den König und dessen Gewalt errungenen Siege genügten. Statt die Entwickelung der aufs Neue begründeten Freiheiten des Landes zu erwarten, trugen sie, unter dem Vorwande, daß man noch festere Bürgschaften erringen müsse, auf eine Remonstranz an, in welcher scheinbar des Königs Rathgeber, in der That der König selbst, aufs Heftigste angegriffen wurden. Vergebens zeigte Eduard Dering das Thörichte und Verkehrte einer solcher Maßregel. Nach einem äußerst heftigen parlamentarischen Kampfe, wo man im Begriff war die Schwerter zu ziehen, siegten die Eifrer. Nur zu deutlich bekundeten sie, daß es keineswegs ihre Absicht war, in Übereinstimmung mit dem Könige zu wirken, daß sie vielmehr die Eintracht zwischen Volk und König, die Liebe des Volkes zu diesem auf alle Weise zu untergraben suchten. Die lästige Hemmung, welche von den Lords ausgehen mußte, zu vernichten, wurde damals schon der Grundsatz ausgesprochen: das Unterhaus repräsentire das ganze Land, die Pairs hingegen wären nur mit persönlichen Rechten begabte Privatpersonen. Dagegen fing man an, in dem Pöbel einen nothwendigen und nützlichen Verbündeten zu sehen, daher Auflauf und Unruhen, statt Maßregeln zu ihrer Unterdrückung zu ergreifen, vielmehr zu begünstigen.

Über des Königs Absicht, fünf Parlamentsglieder zu verhaften und zu strafen, wodurch Aufregung und Tumult so stiegen, daß er London verließ, führt der Verf. die abweichenden Ansichten an und nennt selbst vollkommen richtig das Unternehmen durchaus übereilt, verkehrt und nachtheilig. Die Anklage gegen dieselben auf Hochverrath zu begründen, war Karl noch weit weniger im Stande, als das Parlament es gegen Strafford gewesen war; und sollte es ein als Nothwehr gerechtfertigter Gewaltschritt sein, so fehlten die Mittel, ihn durchzuführen, gänzlich. Das Unterhaus seinerseits machte Foderungen, welche fast die ganze Verwaltung in seine Hände gebracht haben würde und den König in seinen persönlichen und Familienverhältnissen verletzen mußten. Es half dem Könige nichts, daß er der Bill, welche die Ausschließung der Bischöfe vom Oberhause verfügte, seine Zustimmung gab, denn er bekehrte dadurch keine Gegner und verlor viele Vertheidiger, welche glaubten, daß er zuletzt immer bereit sein würde, seine Anhänger zu opfern. Dagegen verweigerte er mit vollem Rechte standhaft die Bestätigung eines Gesetzentwurfs, welcher dem Parlamente den Mitbefehl über die Kriegsmacht gab, d. h. in der Wahrheit die alleinige Verfügung über dieselbe. Es waren aber die Sachen nun schon so weit gediehen, daß ohne Rücksicht auf diese Verweigerung die Bill über die Miliz durch beide Häuser ging, mit dem Beifügen, sie habe Gesetzeskraft auch ohne Beistimmung des Königs. Von da war nicht mehr weit zu der einige Monate nachher erlassenen Erklärung, daß, wer sich auf des Königs Befehl bewaffne, wie ein Friedensbrecher betrachtet werden solle; welcher dann, wiederum kurze Zeit nachher, der Beschluß folgte: es soll ein Heer geworben werden für die Sicherheit der Person des Königs, die Vertheidigung des Parlaments, die Erhaltung von Religion, Recht, Freiheit und Frieden.

Die vom Verf. mitgetheilten Auszüge aus dem Schriftwechsel, welcher dem Ausbruche des Krieges voranging, sind sehr belehrend über die damaligen Ansichten, die zu interessanten Vergleichungen mit der Gegenwart Veranlassung geben, aber fast überreich zu nennen, da sich dasselbe öfters wiederholt, wodurch eine gewisse Eintönigkeit herbeigeführt wird. Dasselbe gilt von den Reden und Gegenreden bei den vielen Friedens- und Versöhnungsverstellungen während des Krieges.

Das Parlament war es, welches die Waffenentscheidung provocirte, indem es dem Könige den Eintritt in Hull verweigern ließ. Und konnte Karl von der Foderung ablassen, das Parlament müsse anerkennen, daß zu allgemeinen Gesetzen die königliche Zustimmung nöthig sei?

Beim Ausbruche des Bürgerkrieges bemerkt der Verf. vortrefflich: „Grade dann sind die öffentlichen Verhältnisse von der furchtbarsten Krankheit ergriffen, wenn nicht blos die Einfältigen und die Frevler auf falschen Wegen wandeln, sondern auch die Würdigsten in so schroffe Gegensätze gerathen, daß diese erst durch eine Zerstörung des Ganzen gelöset werden." Weiterhin sagt er: „Man vergaß, daß es keine bessere Bürgschaft der eignen Rechte gibt als die Anerkenntniß der fremden, und es gleichmäßig ins Verderben führt, wenn man der nothwendigen Entwickelung neuer Rechts- und Staatsverhältnisse widerspricht (wie anfangs der König), oder sie übereilt und durch Gewaltthaten fördern will, wie zweifelsohne später das Parlament."

In dem letztern Theile dieses Gegensatzes fehlt etwas, da man glauben könnte, das Parlament habe das Rechte, nur auf falschem Wege gewollt. Wir glauben ihn ganz im Sinne des Verf. zu ergänzen, wenn wir hinzufügen: oder (wie es gleichfalls das Parlament that) in diesem Streben weit über das Rechte und Heilsame hinausgeht und Willkür mit echter Entwickelung verwechselt.

Als den Ausspruch wahrer historischer Weisheit zeichnen wir auch noch folgende Stelle aus: „Der Ausweg, welcher Alles in die Hände der bloßen Gewalt legt, darf niemals ganz unvermeidlich genannt werden; vielmehr müssen die leitenden Begriffe von Weisheit und Thorheit, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, in den großen Bewegungen und Entwickelungen der Völker, zur Lehre, Ermahnung und Besserung schlechterdings festgehalten und ein letztes Urtheil darauf gebaut werden. Denn die Völker sind nur dann einer blinden Nothwendigkeit, oder vielmehr der Sünde verfallen, wenn sie aus Hochmuth die Lehren der Geschichte verschmähen und sich von Gott und seinen ewigen Geboten lossagen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der londoner Maler Haydon beschäftigt sich mit einem großen Genrebild, welches die erste Sitzung des Unterhauses nach der Reform darstellen wird. Dasselbe soll 150 Quadratfuß hoch sein und mehr als 400 Portraits in sich fassen. Wenn zu diesem Bilde Alle, die die Portraits liefern, wirklich sitzen sollen, so dünkt uns, müsse der Künstler eine kleine Ewigkeit an seinem Bilde malen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 346. — 11. December 1836.

Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Zu verwundern würde es nun allerdings nicht sein, wenn einem durch die Griechen gebildeten Geiste bei der Lecture von so vielmal hunderttausend Versen aus der Periode, mit welcher sich der zweite Theil unsers Werks beschäftigt, der letzte Geduldfaden gerissen, der letzte Funken der mitgebrachten beträchtlichen Dosis Liebe und Wärme verpufft wäre, denn wir gestehen gern, daß diesen Augiasstall auszumisten, ein über-Herculisches Werk war. Nicht nur, daß er Alles, auch das Unbedeutendste aus jener Zeit des Verfalls gelesen und seinem stupenden Gedächtniß überliefert hat, das Gedruckte nicht allein, auch unendlich viel Ungedrucktes, das ihm die heidelberger Bibliothek darbot, er hat sich auch die Mühe nicht verdrießen lassen, die Resultate eines so verzweifelten Fleißes zu ordnen, im Geiste zu verarbeiten und uns ein lebendiges Bild dieser ganzen versunkenen Literatur nach allen ihren Tendenzen und Beziehungen zu entwerfen. Wenn wir nach dieser Seite hin seine Ausdauer bewundern, ja anstaunen müssen, so scheint es uns dagegen bei der frühern Blütezeit der deutschen Literatur des Mittelalters, als habe er die bessern Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts die Langeweile und den Widerwillen entgelten lassen, welche ihm ihre unglücklichen Nachfolger verursacht haben mußten. Hier vermissen wir etwas von der Liebe und Wärme, ohne welche es nicht der Mühe verlohnt, von Poesie und Gedichten überhaupt nur zu sprechen, hier scheint er mit seinem Vorrathe haushalten zu haben, weil er sich allerdings nicht zu früh ausgeben durfte und für die spätern, an Geist magern, aber leider nicht unfruchtbaren Zeiträume noch den besten Theil übrig behalten mußte. So mag es wol kommen, daß im Ganzen dies Buch den Eindruck macht, als sei der Verf. in der Literatur des deutschen Mittelalters nie recht heimisch geworden, als habe er sich die Zeit nicht genommen, sich hineinzuleben, weil es ihm darum zu thun gewesen, Alles recht bald und recht gründlich durchzumachen, damit er nur desto geschwinder wieder hinauskomme und nicht nöthig habe, noch einmal dahin zurückzukehren. Er erscheint uns mehr als ein Reisender, der sich Alles genau und unverdrossen ansieht, selbst solche Dinge, die der Einheimische unbetrachtet läßt, weil er sie in der Nähe hat und sich alle Tage die Zeit nehmen kann, sie in Augenschein zu nehmen, während der Fremde seinen kurzen Aufenthalt benutzen muß, um sich von Allem in Kenntniß zu setzen, weil er weiß, daß er sobald nicht wiederkommt. Hören wir nun den Fremden über Das urtheilen, was er so im Fluge gesehen hat, so haben alle diese Dinge für ihn einen Reiz gehabt, den sie für den Einheimischen nicht haben konnten: den der Neuheit, und doch wird der Einheimische mit mehr Liebe an seiner Heimat hängen und mit nachhaltigerer Wärme von ihr sprechen und urtheilen als jener flüchtige, schaulustige Gast. Dennoch aber kann dieser zu Hause durch mündliche Erzählungen von seiner Reise, oder durch Herausgabe seines Reisejournals einen doppelten Nutzen stiften, indem er erstens den Daheimgebliebenen über die Länder und Völker, die er besucht hat, über ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten und Einrichtungen, ihre Vorzüge und Fehler, ihr Verhältniß zueinander und zu seiner Heimat, kurz über Alles aufklärt, was ein Land von dem andern, eine Provinz von der benachbarten zu wissen begehrt, und andererseits, indem er durch seine Schilderungen, seien sie günstig oder ungünstig, manchen Andern veranlaßt, die gleiche oder eine ähnliche Reise zu machen, dem dann wol dort oder hier ein Winkel so wohl gefällt, daß er sich entweder gleich daselbst ansiedelt, oder doch später seinen Herd dahin verpflanzt, was Alles dazu beiträgt, die Völker einander anzunähern und ihren Verkehr zu vermitteln. So ist es auch in der gelehrten Welt ein alter Schade, daß Jeder sein eignes Wissensfeld mit allem Fleiße pflügt und ausbeutet, ohne daß von den Resultaten fremden Wissensfleißes die mindeste Notiz zu ihm gelangte, welche doch für ihn und seine eigne gelehrte Wirthschaft oft sehr brauchbar und ersprießlich sein würde, und darum eben sind Bücher nothwendig, welche solche Ergebnisse gemeinnützig machen, damit ein Jeder aus ihnen schöpfen könne, was er für seinen Zweck bedarf, ohne aus seiner Bahn verschlagen zu werden. Darum erklärt auch der Verf. (S. 14) mit Recht, daß er nicht für den Bearbeiter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben wolle, nicht für eine besondere Classe von Lesern, sondern, wenn es gelinge, für die Nation. Und dies wird ihm hoffentlich gelungen sein, wenn auch die Einheimischen, seien es nun

Liebhaber oder gelehrte Kenner der ältern deutschen Literatur, nicht alle Urtheile und Ansichten unsers Reisenden mit unterzeichnen möchten.

Ganz besonders würden ihm bei diesen diejenigen Aussprüche im Wege stehen, auf welche die unverleugnete Vorliebe des Verf. für die Griechen und für classische Bildung überhaupt einen offenbaren oder heimlichen Einfluß gehabt haben. Und dies ist, wenn schon die Gesammtansicht über den Werth und Unwerth der Literatur, deren Geschichte er uns vorführt, hiervon ergriffen ist, im Einzelnen auch da zuweilen der Fall, wo es blos darauf ankommt, den poetischen Erscheinungen des deutschen Mittelalters untereinander ihren Rang anzuweisen. So könnte wol die Vorliebe unsers Historikers für den geschichtlichen Alexander, die wir ihm gern zugute halten, auf das auffallend günstige Urtheil, welches er über den „Alexander" des Pfaffen Lamprecht fällt, eingewirkt haben, obgleich wir gestehen müssen, daß dies Gedicht bisher ebenso sehr unterschätzt worden ist, als es der Verf. zu überschätzen scheint. Auch wir haben zu der altmittelhochdeutschen Poesie eine besondere Zuneigung und lesen die weniger in der Form vollendeten Dichter des 12. Jahrhunderts mit einer gewissen Parteilichkeit, durch die vielleicht den auf der Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts blühenden Meistern Unrecht geschehen mag, die aber durch die gesunde, kräftige Volksnatur dieser Pfaffen-Konrade und -Lamprechte u. s. w. hinreichend erklärt wird; allein wir häufen nicht alles Lob, das diesen meist geistlichen Dichtern gehört — denn selbst der Verf. des „König Rother" könnte ein Geistlicher gewesen sein — auf das eine Haupt Lamprecht's, und wüßten in der That keinen Vorzug seiner Poesie, den er nicht mit seinen Zeitgenossen theilte. Daß die Alexandersage bei ihm viel einfacher und rein von den vielfachen, oft geschmacklosen Zusätzen erscheint, welche bei seinen Nachfolgern, ja selbst bei einigen seiner Zeitgenossen Alexander's Geschichte entstellen, ist doch schwerlich sein Verdienst, sondern das der Quelle, welcher er folgt, und wenn er auch selbst einige Sagenkritik geübt hätte, so zeigte dies wol von seinem Geschmack, aber nicht von seinem Dichtertalent, welches wir so hoch nicht stellen können, als sich der Verf. zu thun geneigt zeigt. Damals war im Volke ungemein viel Poesie schon in Sprache, Ausdrucksweise, gangbaren Gleichnissen und Redensarten verbreitet; von diesem Gemeingute zehrt auch Lamprecht, dessen dichterische Eigenthümlichkeit wir nicht hoch anschlagen. Überhaupt war die Zeit großer poetischer Persönlichkeiten noch nicht gekommen, diese kündigt sich zuerst in Veldeck an, den unser Verf. so tief herabsetzt, weil er ihn mit Virgil vergleicht, und den alterthümlichen Geist, den er in Lamprecht's „Alexander" bewahrt sah, hier ganz abgelegt, ja Alles, worin die alte griechische und römische Kunst ihre höchste Aufgabe suchte, in der deutschen „Eneit" gradezu geflohen und verwischt findet. Nachdem Hr. Gervinus diese „Eneit" als ein gar so „elendes Machwerk" geschildert hat, wird es ihm hernach schwer, uns begreiflich zu machen, warum Veldeck's Zeitgenossen und Nachfolger, und unter diesen die ersten Meister, Gottfried v. Strasburg und Wolfram v. Eschenbach, ihn so hoch stellen und als einen vortrefflichen Dichter, der das erste Reiß in deutscher Zunge geimpft habe, auszeichnen? Seine Bemühungen, das große Ansehen Veldeck's in seiner Zeit zu erklären, schlagen vollkommen fehl: nicht weil er der erste Übersetzer war, sprechen seine Nacheiferer und Schüler mit Pietät und Ehrfurcht von dem alten Meister, nicht weil er zuerst die höfische Bildung einführte, nicht weil er vollkommener reimte als seine Vorgänger, hatte er die Gunst seiner Zeitgenossen, auch nicht der Einführung der Minne allein verdankt er sie; sondern weil aus ihm zuerst der moderne Geist, die Sprache des Herzens oder der Empfindung sprach, weil er der erste deutsche Romantiker war, weil er zuerst diesen Ton anschlug, der hernach bis auf die heutige Zeit fortklang und noch lange fortklingen wird, darum jauchzten ihm seine Zeitgenossen zu, darum schätzten und priesen ihn selbst diejenigen seiner Nachfolger, die seine Kunst zu überflügeln gelernt hatten. Der Verf. hat es wohl empfunden und mehrmals ausgesprochen, daß in jenem von ihm so hochgestellten Lamprecht der alterthümliche heidnische Geist, der noch in den Nibelungen nur wenig mit Romantik versetzt erscheint, zum letzten Mal unvermischt auftritt, und eben weil sich in diesem „Alexander" der heidnische Geist, „dieser äußerliche, thatkräftige, dieser jugendlich-knabenhafte Trotz, dies Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußern Leben", noch zum letzten Mal in Darstellung einer von gleichem Geiste erfüllten Überlieferung der griechischen, ebenfalls heidnischen Welt ausgesprochen hatte, darum stellt ihn der Verf. so hoch über jenen Veldeck, den ein ganz neuer frischer Geist durchweht, welchen Hr. Gervinus, weit entfernt, ihn als eine willkommene Erscheinung zu begrüßen, mit Verdruß gewahrt, weil ein anderer, ihm vertrauterer Geist diesem hat weichen müssen. Veldeck that ganz Recht, daß er den Geist, die Sitten und das Costum seiner Zeit in seine Dichtung brachte, man darf bei seiner „Eneit" an die „Äneis" Virgil's nicht mehr denken, hier sind nicht Troer und Latiner, hier sind deutsche und französische Ritter, und der Dichter würde jede Wirkung auf seine Zeitgenossen verfehlt haben, wenn er eine andere als seine eigne Zeit zu schildern unternommen hätte. Eben darum wird Lamprecht's von seinen Nachfolgern kaum mehr gedacht, darum muß er sich den Vorwurf stumpflich, nicht wohl beschnitten gedichtet zu haben, gefallen lassen, weil der Geist seiner Zeit, den auch Er darstellte, ein abscheidender war, weil gleich nach ihm eine neue Gesinnung auftauchte, ein anderer Geist alle germanischen Völker bewältigte, eine neue Welt, eine Welt des innern Lebens sich erschloß. Und der erste Priester und Verkündiger dieser neuen Gesinnung, dieser neuen Welt, war der so hart gescholtene Veldeck, während Lamprecht sie nur geahnt und in dem letzten, gleichfalls etwas stumpfen Gleichniß nur angedeutet hatte, aber vor ihr verstummt war, wie auch seinem Helden von nun an die Thatkraft erlahmt.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Dringender Geldbedürfnisse wegen sah sich das Parlament während des Krieges zu Erpressungen genöthigt, welche Alles, was der König in dieser Art gethan hatte, hinter sich ließen. Mit Recht sagte daher Karl in einer Erklärung: „Tonnen- und Schiffsgeld nach alter Weise, aber ohne Erlaubniß des Parlaments zu erheben, hieß ein unverzeihliches Unrecht, aber allen Einwohnern des Königreichs ohne königliche Genehmigung den zwanzigsten Theil ihres Vermögens abzunehmen, ist zufolge der neuen Lehre erlaubt und löblich."

Man sieht auch aus diesem merkwürdigen Beispiele, daß der oft ausgesprochene Satz: materielle Beeinträchtigungen und Vortheile seien zuletzt immer die mächtigsten Triebfedern zu und in Revolutionen, nur mit großer Einschränkung wahr ist. Hat man sich erst einmal über einen gewissen Punkt hinaus erhitzt, so wirken Vorurtheil, Haß und Leidenschaft wie echte Begeisterung und vermögen zu jedem Opfer zu bringen. Übrigens ließ man sich auch die Beschränkung der geistigen Unabhängigkeit vom Parlamente gefallen, indem es strenge Censurgesetze gab, Pressen zerschlagen und Drucker verhaften ließ.

Doch unterscheidet sich überhaupt, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, die englische Revolution dadurch von den meisten andern, daß hier keineswegs blos äußere Gewalt aufregt, zuschlägt und entscheidet, sondern daß überall Gedanken hervortreten und Alles sich auf Ideen bezieht. Aber diese Gedanken wurden auch in der schroffsten Einseitigkeit aufgefaßt und mit der hartnäckigsten Verblendung verfochten, indem Jeder wähnte, die Form, an die er glaube, sei die unbedingt wahre und ewig dauernde, und Alles, was im Geringsten davon abwich, schonungslos verdammte. Eine solche Gesinnung konnte nur zu Gewaltthaten und Barbareien führen. Nachdem im Sinne der puritanischen Mehrzahl des Unterhauses die bischöfliche Verfassung im Oct. 1643 ganz verworfen und befohlen worden war, aus den Kirchen alle Gemälde und jeglichen Schmuck hinwegzunehmen, glaubte der Pöbel sich der wildesten Bilderstürmerei überlassen zu dürfen. Alle Geistlichen, die sich weigerten den Covenant zu beschwören, wurden entsetzt; der geringsten Angabe nach waren deren 1600. Die Unduldsamkeit und leidenschaftliche Verblendung dieser angeblichen Kämpfer für Freiheit, Recht und Gesetz war nun schon so gestiegen, daß sie den seit drei Jahren verhafteten, fast vergessenen Erzbischof Laud, einen 72jährigen, ohnmächtigen Greis, nach einem Processe, in dem alle Formen auf das willkürlichste verletzt wurden, ohne irgend einen Grund politischer Nothwendigkeit auf das Blutgerüst brachten.

Aber während die Presbyterianer sich des vollen Sieges, den sie nach ihrer Meinung erfochten hatten, freuten, war die entscheidende Macht schon in andere Hände übergegangen. Die hohe Kirche hatte nach Beseitigung der päpstlichen Monarchie in einer unbeschränkten Aristokratie das Rechte zu finden geglaubt, die Presbyterianer in einer demokratischen Richtung, welche alle an einzelne Personen geknüpften Würden, Rechte und Abstufungen verwirft. Nun traten aber die Independenten auf und behaupteten: es gelte ganz gleich, ob die Christenheit von einem Papste, oder zwanzig Bischöfen, oder tausend Priestern tyrannisirt werde; eine jede christliche Gemeine stelle in sich eine ganze, vollkommene Kirche dar, welche unmittelbar und unabhängig von andern Kirchen unter Christo stehen. Diesen und ihren, parallel mit ihren kirchlichen laufenden, politisch-republikanischen Ansichten blieb zuletzt der Sieg, obschon auch die äußerste Grenze jener Entwickelung nicht fehlte, indem nämlich die Levellers das Recht religiöser Selbstbestimmung, welches die Independenten für jede Gemeinde foderten, für jedes Individuum in Anspruch nahmen.

Man wird in der ganzen Geschichte schwerlich eine Lage, sei es eines Königs oder eines republikanischen Staatshauptes auffinden können, in welcher die Schwierigkeit einer Lösung obwaltender Verwickelungen, die einerseits dem Rechte, der Ehre und Würde nichts vergab, andererseits der Klugheit und der Friedensliebe nicht widersprach, so groß gewesen wäre als in der Lage Karl's. Und das ist es eben, was der tiefste Grund des Mitgefühls für ihn ist, daß diese unermeßliche Schwierigkeit einem sonst guten und wohlwollenden Fürsten auferlegt war, der es schwer büßen mußte, ohne die Eigenschaften der Seelenstärke, Entschlossenheit und der Gabe, in verwickelten Lagen sogleich das Rechte zu finden, König zu sein. Oder war es etwa so leicht sich zu entscheiden, ob es besser sei, in Irland alle Ansprüche des Protestantismus aufrecht zu erhalten, oder sich die Katholiken geneigt zu machen? That er das Erstere, so entging er der Anklage der Zweideutigkeit, that aber seinen heftigen Feinden großen Vorschub; wählte er das Zweite, so gewann er eine Partei, machte sich aber bei dem größten Theile seiner Unterthanen erst recht verhaßt. So war auch die Frage, ob es nach der unglücklichen Schlacht bei Naseby gut sei oder nicht, sich den Schotten in die Arme zu werfen, schwierig, und noch größer wurden die Zweifel, weil unter den Schotten selbst verschiedene Meinungen waren. Der Verf. hat sehr gut gezeigt, daß die Unterhandlungen des französischen Gesandten Montreuil besonders darum kein sicheres Ergebniß herbeiführten, weil die Ansichten der schottischen Bevollmächtigten in London, der Heerführer und des edinburger Parlaments keineswegs dieselben waren.

Über Karl's Gegner aber kam mit beflügeltem Schritte die Nemesis. Nur drei Tage, nachdem der von den Schotten verkaufte König an den Ort seines Gewahrsams gebracht worden war, begann der große Kampf zwischen Presbyterianern und Independenten, dem Parlamente und dem Heere, ein Kampf, in welchem die Erstern schnell genug unterlagen. Als das Heer mit der Macht auch schon den Willen hatte, die Presbyterianer zu verderben, glaubten diese, grade wie früher der König, noch immer an ihre Heiligkeit und Allmacht, und thaten weder das Rechte, um dem Heere zu widerstehen, noch um es zu beruhigen und zu gewinnen. Sowie das Parlament früher Gründe, Vorwürfe, Vermuthungen mistrauisch gegen den König gewandt hatte, geschah ihm, nachdem es Glauben und Beliebtheit eingebüßt, dasselbe zu Spott und Hohn. Es bequemte sich zum Nachgeben, aber aus jeder Nachgiebigkeit bewies das Heer die Rechtmäßigkeit seiner Foderungen und steigerte dieselben unter Bezugnahme auf die eignen, oft ausgesprochenen Grundsätze beider Häuser. Die Independenten suchten den König immer mehr zu gewinnen, indem sie ihn weit milder behandelten als die Presbyterianer, seinen Kindern, Freunden und Geistlichen Zutritt verstatteten und Hoffnung erregten, hinsichtlich der Kirchenverfassung auf seine Wünsche einzugehen. Da sie ihm indeß keine bestimmten Vorschläge machten, schlossen Scharfsinnige richtig, man wolle sich seiner mehr als Mittel bedienen und ihn hinhalten, als die Streitpunkte nach seinen Wünschen entscheiden.

„Die Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Ermuth und Anmaßung, von scheinbarem Gehorsam und offenbarer Widersetzlichkeit, welche sich in den Eingaben des Heeres an das Parlament findet, erinnert lebhaft an dessen Verfahren wider den König; nur wird die Nemesis dadurch noch bitterer, daß die Soldaten für jeden ihrer Schritte, spottend ein Beispiel und Vorbild in den Tagebüchern der ohnmächtig gewordenen Gesetzgeber nachwiesen."

Die presbyterianische Partei erhielt unerwartet an der londoner Bürgerschaft eine Stütze, sodaß Viele glaubten, das Übergewicht dürfte sich auf die Seite lenken, auf die sich der König entschieden stellen werde. Da dieser aber, wie so oft, den rechten Augenblick versäumte, mit ihm angeknüpfte Unterhandlungen abzuschließen, entwickelten sich die Dinge rasch ohne seine Theilnahme und zu seinem Schaden. Er freute sich des Zwistes zwischen den Presbyterianern und Independenten, weil er darin einen Beweis seiner unbedingten Nothwendigkeit sah, und vergaß, daß er zwischen den zügellosen Leidenschaften der Parteien am meisten in Gefahr war, erdrückt und vernichtet zu werden. Er machte Vorschläge, welche keine Partei gewinnen konnten, vielmehr Alle erbittern mußten, da er die Bischöfe

und die Katholiken preisgab, den Presbyterianern nur eine vorübergehende Herrschaft einräumte und auf die Foderungen der Independenten gar keine Rücksicht nahm. Überdies gab er noch Zweifeln über seine Aufrichtigkeit Raum, da man seine in diesen Vorschlägen bezeigte Bereitwilligkeit, sich seine Bedanken über den Covenant durch Sachverständige lösen zu lassen, mit der oft von ihm behaupteten Unwandelbarkeit seiner Überzeugung nicht reimen konnte. Alle diese Halbheiten, dieses Schwanken zwischen Aufrichtigkeit und Verleugnung stammten aus seiner Charakterschwäche. In den Tagen der höchsten Spannung zwischen Parlament und Heer baten seine Freunde vergeblich: er möge nicht durch den Wahn, er sei und bleibe der höher Gestellte, unthätig Zeit verlieren und beide Parteien beleidigen; als er endlich dahin gebracht ward, den Heerführern einen günstigen Brief zu schreiben, war die Sache bereits entschieden und dieser abgepreßte Schritt ohne Wirkung und Bedeutung. Ebenso wenig gingen die Hoffnungen in Erfüllung, die Karl's Anhänger auf das entschiedenere Hervortreten der Levellers setzten, welche Partei der Verf. als eine auf entschiedene, bestimmte republikanische Zwecke hinarbeitende faßt, indem er es rügt, daß manche Schriftsteller unter diesem Namen alle Grillen und Thorheiten zusammennehmen, welche in dieser Zeit von der Verschmähung jeder Regel und alles Gesetzes hervorgetrieben wurden. Cromwell's außerordentlicher Muth machte der Spaltung ein Ende, in welche das siegreiche Heer durch die Verbreitung der Grundsätze jener Partei zu gerathen drohte. Von dieser Zeit an war der Untergang des Königs entschieden, denn indem Cromwell sich entschloß, ihn dem wilden, anarchischen Fanatismus seiner Gegner zum Opfer zu bringen, wurde er dieser Kräfte völlig Meister.

Als er die Regungen für den König in England rasch erstickt und den Widerstand der Schotten durch das Treffen bei Preston überwältigt hatte, bekam die Partei im Unterhause, welche fühlte, daß nur ein rascher Abschluß mit dem Könige vor dem völligen Einbruche soldatischer Tyrannei retten könne, auf einige Zeit das Übergewicht. Abermals wurden Unterhandlungen mit Karl eröffnet, aber wiederum begriff dieser die große Bedeutung des Augenblicks und den Schicksalswink nicht, sondern knüpfte seine und des Reiches Wohlfahrt an ganz unsichre Hoffnungen. Er hatte, bemerkt der Verf. sehr richtig, wenn man von den augenblicklichen Verhältnissen absieht, schon zu viel nachgegeben, zu wenig hingegen, wenn daraus eine rasche, wesentliche Veränderung seines Schicksals hervorgehen sollte. Auch dem Parlamente fehlte es (selbst wenn man sich auf seinen damaligen irrigen Standpunkt stellt) an einer großartigen Auffassung der Dinge und des Moments; es handelte über Redendinge hin und her, bis das siegreiche Heer vor London stand.

Nachdem Hr. v. R. die Hinrichtung des Königs erzählt und sie mit angemessenen Bemerkungen begleitet hat, leitet er seine Darstellung der weitern Entwickelung durch folgende Worte ein: „Sowie in gewissen Zeitpunkten das Gegebene und bereits Bestehende überströmend geehrt und jede Abweichung davon als Frevel und Sünde bezeichnet wird; so erscheint in andern Zeiträumen jedes Verhältniß als schädlich und hemmend, was Laufbahn und Thätigkeit von Außen bestimmt. Nur da erblickt man Freiheit und höheres Recht, wo der eigne Beschluß und die unbeschränkte Willkür des Einzelnen entscheidet. Seitdem in England das, meist aus der Vorzeit überkommene war niedergestürzt oder ausgerottet worden, seitdem Nichts mehr als nothwendig gegeben, oder als Gegenstand heiliger Verehrung betrachtet wurde, fand (nach der Meinung der freudetrunkenen Sieger) die glückselige Möglichkeit statt, Alles ohne Ausnahme aufs Beste neu zu gestalten. Indem aber Jeder, ohne Regel und Leitstern, sein Belieben als die einzige Möglichkeit betrachtete, welche verdiene zur Wirklichkeit erhoben zu werden, kam eine Unzahl von Planen für Staat und Kirche an den Tag, welche sich widersprachen und eine babylonische Verwirrung der Ansichten und Grundsätze erwiesen."

Ein Spiegel für die Gegenwart, in dem sie sich beschauen möge, um zu entscheiden, ob sie dem ersten oder dem zweiten Extrem angehöre.

Es ist sehr lehrreich zu betrachten, wie ein mehr oder weniger zum Bewußtsein gekommenes Gefühl verbreitet war, daß die Republik, die man an die Stelle des Königthums gesetzt, und Cromwell's Protectorat gleichsam in der Luft schwebten und aller wahren Grundlage ermangelten. Als Cromwell's zweites Parlament die Verfassung, nach der es berufen worden war, erst einer Prüfung unterwerfen wollte, wußten die Freunde des Protectors nichts anzuführen, als daß das Volk dieselbe durch sein Stillschweigen bereits gebilligt habe; daß endlich Alles schon darum so bleiben müsse, wie es jetzt angeordnet sei, weil Cromwell sich niemals von seiner Macht trennen werde. Und er selbst mußte in einer Strafrede, die er an dieses Parlament hielt, zuletzt gestehen, daß jede Verfassung gewisser Grundlagen bedürfe, einer Art von Magna Charta, welche feststeht und unveränderlich ist. Man kann gegen revolutionnaire Regierungen aller Art nicht entscheidender und schlagender argumentiren. Denn in den Theorien, welche die Staaten erbauen sollen, wie in dem durch die Gewalt des Schwertes beschützten persönlichen Talente, wird eben dieses Feststehende und Unveränderliche völlig vermißt.

Über Cromwell's Krieg gegen Spanien bemerkt der Verf. sehr richtig, daß, obschon die Erfolge desselben als Lichtpunkte seiner Regierung dargestellt und geltend gemacht worden sind, in Wahrheit doch die Verbindung mit dem bereits übermächtigen Frankreich der echten Staatsweisheit ganz zuwider war, dessen Fortschritte auf der Eroberungsbahn den Engländern nachher so ungeheuer viel gekostet haben, daß Dünkirchen und Jamaica dafür keinen Ersatz gewähren konnten.

In der folgenden Erzählung geht nun des Verf. Absicht besonders dahin, zu zeigen, wie sich aus dem wirren, wüsten Treiben der Parteien eine Haltungslosigkeit und Unsicherheit aller Lebensverhältnisse, und nach Cromwell's Tode ein solcher Überdruß an den hohlen Reden über Freiheit und republikanisches Glück entwickelten, daß die Wiederherstellung Karl II. nicht wie ein leidlicher Ausweg, sondern als der wahre, echte Rettungsanker erschien, die Vergangenheit seit 1640 aber „wie ein unbegreiflicher Irrthum, wie ein Traum des Wahnsinns".

Bei diesem großen Wendepunkte bricht Hr. v. R. vorläufig die englische Geschichte ab, um die Begebenheiten anderer europäischer Staaten bis zu demselben Zeitpunkte, der fast für ganz Europa auf eine oder die andere Weise bedeutungsvoll und folgenreich ist, nachzuholen. Er wendet sich im nächsten, dem fünften Buche, zuerst zu Skandinavien.

Wir sehen hier Schweden auf der Höhe, auf die es der große Gustav gestellt, durch die Weisheit und Tüchtigkeit der Männer, welche den Vormundschaftsrath der unmündigen Christine ausmachten, sich erhalten, ja eine neben dem Kriege in Deutschland gegen das eifersüchtige Dänemark unternommene Fehde rühmlich durchfechten und mit bedeutendem Vortheil enden.

Von der Königin Christine sagt Hr. v. R., daß sie das Kühnste wagte, ja sich das Unverständigste mit Vorsatz und Besonnenheit erlaubte, in dem Wahne, daß darin die männliche Freiheit des Geistes bestehe. Überhaupt beurtheilt er sie streng, und er hat als Geschichtschreiber, der den Standpunkt des Biographen nicht haben darf, vollkommen Recht, vor Allem die Haltung des Menschen im Ganzen und Großen zum Maßstabe ihrer Handlungen zu machen, nicht einzelne Vorzüge oder Genialität, wodurch sich Manche nur zu sehr bestechen und irreführen lassen. In dieser Erzählung fällt es sehr auf, daß der Verf. Vieles aus seinen Excerpten in die Anmerkungen gebracht hat, was in den Text hineinzuarbeiten war. Hier erinnert der Verf. stark an eine nicht sehr zu lobende Eigenthümlichkeit Johannes von Müller's, bei dem man sich in manchen Capiteln aus dem in Text und Anmerkungen Zerstreuten erst selbst ein Drittes, nämlich ein Ganzes, machen muß. Doch ist freilich Christinens Geschichte nur eine Episode.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 347. — 12. December 1836.

Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen von G. G. Gervinus. Erſter und zweiter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 346.)

In Bezug auf die Thierſage iſt Hr. Gervinus mit Grimm in einen Streit verwickelt, der zwar beigelegt zu ſein ſcheint, den wir aber wieder aufnehmen, um ihn auszukämpfen oder unſern Separatfrieden mit den Parteien zu ſchließen. Grimm nämlich hat zuerſt Kürze den Tod der Fabel genannt, welche Leſſing für ihre Seele hielt und nach ihm das ganze Zeitalter; er hat jene ſcharfzielende, epigrammatiſche Gedrungenheit der Leſſing'ſchen Fabel getadelt, als aller Naivetät entbehrend, und dagegen die epiſche Ruhe und Ausführlichkeit der Darſtellung, die ſchöne milde Sinnlichkeit der deutſchen Fabel und Thierſage geprieſen und die Verbannung der epiſchen Breite aus der Fabel für eine ſchädliche Folge der Bekanntſchaft mit der claſſiſchen Literatur erklärt, deren uns erhaltene Fabeldichtungen, mit Ausnahme der „Batrachomyomachie", der aber auch epiſch-ſinnliche Darſtellung nicht fehlt, nicht mehr auf dem Gipfel der Kunſt ſtänden, ſondern dieſe bereits in ihrem Sinken, ja im Verfalle zeigten; diejenigen Fabeln des Alterthums, welche ſich zu behagender epiſcher Breite nicht erhöben, erklärt er für bloße Auszüge älterer beſſerer Niederſchreibungen, in welchen bereits Alles auf die Epimythien zugeſchnitten ſei, alſo für Verdünnung einer ältern, in größerer Freiheit empfangenen und auferzogenen Thierfabel. Bei der Vorliebe des Verf. für das claſſiſche Alterthum war es zu erwarten, daß er den Reſten aus dem deutſchen Mittelalter einen Vorzug vor denen aus der griechiſchen Zeit nicht gern einräumen werde, und in der That ſchickt er ſich an, hier jeden Fußbreit Landes zu vertheidigen. Zu dieſem Behufe unterſcheidet er zwiſchen Thierepos und Thierfabel, die ihm grundverſchieden ſcheinen. Thierepos iſt z. B. die „Batrachomyomachie", der „Reinecke Fuchs" u. ſ. w., welchen der epiſche Charakter und mithin auch die epiſche Breite zukomme, nicht ſo der Äſop'ſchen Fabel, bei welcher die Entfernung von der Kürze der Darſtellung jederzeit als eine Entartung angeſehen worden ſei. Grimm betrachtet alſo Thierſage, Thierfabel, Thierepos, Thiermärchen als auf einerlei Stamm gewurzelt; Gervinus ſcheint aber die moraliſche Thierfabel als Frucht eines andern Stammes, oder doch eines geimpften Zweiges (Th. I, S. 105) zu betrachten. Wir müſſen ihm darin Recht geben, daß in der Thierfabel, wie wir ſie durch Äſop und Phädrus kennen, das Lehrhafte vorherrſcht, und daß ihr Ziel allemal eine Lehre iſt, wenn auch keineswegs immer eine moraliſche; gewöhnlich iſt es nur eine Klugheitsregel oder ein Erfahrungsſatz, deſſen praktiſche Brauchbarkeit nicht immer ſo nahe liegt. Welche Moral, das Wort im ſtrengen Sinne genommen, liegt wol in der Äſop'ſchen Fabel von dem Lamme, das dem Wolf das Waſſer trüben ſoll, obwol es von dieſem zu jenem fließt? doch wol keine eigentliche Sittenlehre, ſondern der Erfahrungsſatz, daß der Mächtige, wenn er den Schwachen unterdrücken will, leicht einen Vorwand findet und, wenn dieſer nicht Stich hält, wol auch des Vorwands zu entbehren weiß. Wir räumen ferner ein, daß die Äſop'ſche Fabel, je ſtrenger ſie auf eine Sittenlehre, auf eine wirkliche Moral gerichtet iſt, deſto bündiger und kürzer erzählt werden muß; je mehr aber ihre Tendenz ſich hiervon entfernt und blos auf eine Ironie, eine Lebenserfahrung, eine Anſchauung geht, wie ſelbſt viele der Äſop'ſchen Fabeln, z. B. die eben erwähnte von Wolf und Schaf, deſto eher iſt ſie der epiſchen behaglichen Breite empfänglich, und wir wüßten nicht, warum dieſe Fabel nicht mit derſelben Naivetät und humoriſtiſchen Lebendigkeit erzählt werden könnte wie die altdeutſche vom Wolf in der Schule, der immer Lamm, Lamm! ſchreit. Ja, wir behaupten, wo die Moral zur Seele der Fabel wird, da hört ſie auf ein Gedicht zu ſein, ſie gehört nicht mehr in die Poeſie, ſondern in die Rhetorik, wo ſie auch mit vielem Glück von griechiſchen und römiſchen Rednern gebraucht worden iſt, und nur diejenigen Thierfabeln, die wie die altdeutſchen Thiermärchen einer epiſchen Behandlung, einer ergötzlichen Ausführung fähig ſind, gehören der Poeſie an. Mit Recht hat daher auch Leſſing ſeine Fabeln nicht verſificirt, weil dann ein ſchreiender Widerſpruch zwiſchen dem rein-proſaiſchen Inhalt und der äußern poetiſchen Einkleidung entſtanden wäre. Wir legen alſo dem Verf. das Dilemma vor: entweder iſt die Fabel Poeſie, und dann kann ſie keiner andern als der epiſchen Gattung angehören, denn eine didaktiſche Poeſie gibt es nicht — gehört ſie aber der epiſchen Gattung an, ſo bedarf ſie auch epiſcher Breite und Behaglichkeit; oder ſie iſt Proſa, wie die meiſten Fabeln rein-moraliſcher Tendenz — dann gehört ſie gar nicht hier-

und es hätte in einer Geſchichte der Poeſie keine Rede von ihr ſein können. Den letztern Fall wird uns Hr. Gervinus wol zuzugeben geneigt ſein, denn er ſelber erwähnt, daß die Fabel immer Diejenigen am meiſten gereizt habe, welche in der Poeſie ein verſtändiges Princip nicht vermiſſen wollen, daß ſie die größern Dichter, wie Schiller und Göthe, immer kalt gelaſſen, und daß nur ſolche Zeiten, welche die Dichtung zu Verſtandesſache machten, von jeher die Fabel begünſtigt haben. Dann aber hätte er auch die Fabel keine Dichtungsart nennen ſollen, wie er S. 109 ausdrücklich thut und dabei erwähnt, daß ſie im 18. Jahrhundert zuerſt unter allen Dichtungsarten jene alte claſſiſche Simplicität erreicht habe. Wenn aber der Verf. S. 108 verſichert, die Entfernung von der Kürze zur epiſch erzählenden Breite ſei in der alexandriniſch-römiſchen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf Lafontaine, la Motte und Richer und die Deutſchen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung angeſehen worden, und ſolch einer in Jahrtauſenden feſtſtehenden Anſicht entgegenzutreten ſei gegen alle hiſtoriſche Möglichkeit; ſolch eine Anſicht, wenn ſie Irrthum ſein ſollte, müßte ein Irrthum ſein, der auf einer Wahrheit ruhe; das könne alſo nicht Irrthum ſein, ſondern nur ſcheinen: ſo iſt dieſer letzte Schluß falſch, denn die Wahrheit, worauf jener Irrthum ruhte, wenn wirklich in allen jenen Zeiten ſo geirrt worden iſt, war die, daß die proſaiſche, reinmoraliſche Fabel, einer poetiſchen Behandlung, alſo auch epiſcher Breite der Erzählung nicht empfänglich iſt, eben weil ſie nicht in die Poeſie gehört; diejenige Fabel aber, die einer poetiſchen Behandlung fähig iſt, wird auch gewiß zu jeder Zeit mit Ruhe und Behaglichkeit ausgeſponnen worden ſein, und wenn es nicht geſchah, ſo war dies ein Irrthum, der in Jahrtauſenden nicht zur Wahrheit werden konnte; die alexandriniſch-römiſche Periode iſt aber für uns keine Autorität, ſo wenig als Lafontaine, der aber gegen den Verf. angeführt werden könnte, denn epiſch iſt ſeine Behandlung nach Leſſing's Urtheile allerdings. Leſſing endlich wurde durch ſeine überwiegende Verſtändigkeit mehr zu der rhetoriſchen Fabel hingezogen und kann nicht gegen uns angeführt werden, da er ſeine Fabeln nicht poetiſch behandelt hat. Wenn übrigens Leſſing verlangt, die Fabel müſſe Wirklichkeit haben, die Begebenheit müſſe als wirklich, nicht blos als möglich vorgetragen werden, ſo geht er ſelbſt bei dem Vortrag ſeiner rhetoriſchen Fabel in der knappen Kürze zu weit, denn nur eine ausführlichere Erzählung kann der Begebenheit den Schein der Wirklichkeit verleihen. Das Reſultat wäre alſo: die poetiſche Fabel bedarf epiſcher Breite; der proſaiſchen, die nur zum rhetoriſchen Gebrauche dienen ſoll, iſt eine kürzere Behandlung gemäßer, doch kann man auch hier leicht zu weit gehen. So wird Menenius Agrippa jene bekannte Fabel von dem Streite der übrigen menſchlichen Gliedmaßen mit dem Magen wol ſchwerlich mit Leſſing'ſcher Bündigkeit erzählt haben. Selbſt für den rhetoriſchen Gebrauch war hier einige Behaglichkeit der Ausmalung räthlich.

Noch bei einem andern zwiſchen dem Verf. und W. Grimm ſtreitigen Punkte ſcheint uns ſeine Vorliebe für Alles, was claſſiſch heißt und an das Alterthum erinnert, von Einfluß geweſen zu ſein. Er hatte nämlich (S. 396 fg.) über den „Wälſchen Gaſt" Thomaſin's von Zerklære auffallend günſtig geurtheilt und den Wunſch dringend ausgeſprochen, daß irgend einer unſerer altdeutſchen Philologen durch ihn angeregt würde, ſobald als möglich den Druck des trefflichen Gedichtes zu beſorgen, den es mehr als irgend ein ungedrucktes Manuſcript unſerer alten Literatur verdiene. Dagegen war er an dem poetiſch viel bedeutendern, aber echt deutſchen und volksmäßigen Freidank ziemlich kalt vorübergegangen, vermuthlich weil dieſer nicht wie der „Wälſche Gaſt" Bekanntſchaft mit den Lehren und Schriften der Alten verrieth. Nun erſchien aber noch vor dem Druck unſers Werkes Grimm's kritiſche Ausgabe des Freidank und darin (S. 117) ein ſehr ungünſtiges Urtheil über den „Wälſchen Gaſt", den er ſich unter Freidank ſtellt. Man kann nicht behaupten, urtheilt Grimm, daß, was er ſagt, unverſtändig ſei, aber es herrſcht eine ſo gleichförmige Geiſtloſigkeit darin, daß in dem breiten Strome der Rede die Poeſie auch nicht ein einziges Mal auftaucht. Dagegen verwahrt ſich nun Hr. Gervinus in der Vorrede, indem er von Walther's, welchen Grimm mit Freidank identificiren will, ſelbſt ſpätern Gedichten ſagt, daß ſie immer toto coelo von dieſem Freidank abſtünden, deſſen Lehrdiſtichen ihm eine platte Form zu haben ſcheinen. Grimm's Urtheil über Thomaſin aber werde Niemand theilen wollen, der das Große eines ſchöpferiſchen Geiſtes der blos paſſiven Empfänglichkeit vorzuziehen wiſſe. Allein bekanntlich gibt es Dichter, die mehr eine weibliche, paſſive Natur haben und doch Dichter ſind und mithin unendlich hoch über jenen rein-proſaiſchen Naturen ſtehen, die wol Vieles hervorbringen, aber nie etwas Poetiſches. Zu jenen Dichtern paſſiver Empfänglichkeit gehört Freidank nicht allerdings, denn ſo viel er auch aus dem Volke aufgehorcht hat, ſo hat er ſich doch nirgend paſſiv dagegen verhalten, ſondern ſich zu ſelbſtändiger Production dadurch angeregt gefühlt, wie denn beträchtliche Theile ſeiner „Beſcheidenheit" ganz ſein Eigenthum ſind und auch die Art, wie er ſich das Fremde aneignet, von ſchöpferiſcher Thätigkeit zeugt. Zu den ganz proſaiſchen Naturen, die niemals zur Poeſie gelangen, wenn ſie auch Verſe und Reime zu Dutzenden fertigen, gehört aber der „Wälſche Gaſt", der, weit entfernt, für einen ſchöpferiſchen Geiſt gelten zu können, abwechſelnd die Alten und ſeine Zeitgenoſſen, z. B. eben den Freidank und den Walther ausſchreibt, welche nicht ſo toto coelo voneinander abſtehen, obgleich auch uns eine andere Perſönlichkeit aus dieſem wie aus jenem entgegentritt. Daß übrigens Thomaſin nichts weniger als ein Dichter iſt, deutet der Verf. (S. 407) ſelber an.

Wir glauben in dem Vorliegenden, zur Charakteriſtik dieſes bedeutenden und im Ganzen trefflichen Werkes genug geſagt zu haben; wollten wir alles Einzelne beſprechen, wo wir die Anſicht des Verf. nicht unbedingt theilen, oder wo er von den gangbaren Vorſtellungen abweicht und neue, immer geiſtvolle Anſichten an die Stelle ſetzt,

so müßten wir ein Buch schreiben, oder doch die Schranken einer Anzeige in d. Bl. bedeutend überschreiten. Gern möchten wir in einem zweiten Artikel auf dieses Werk zurückkommen und namentlich die im zweiten Theile entwickelten Ideen besprechen, obwol uns auch noch im ersten Theile genug übrig bleibt, wie wir denn die eigenthümlichen Begriffe des Verf. von dem deutschen Nationalepos, seinem Verfall und seiner Regeneration in verschiedenen Epochen wol näher beleuchten möchten. 98.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Fünfter Band.

(Beschluß aus Nr. 346.)

Die Rolle, welche Schweden während des fortdauernden deutschen Krieges spielte, überstieg die innern Kräfte des Staates weit, daher Lasten und Abgaben, die schon seit 1617 allmälig immer mehr erhöht und erweitert worden waren, auf eine fast unerschwingliche Höhe getrieben wurden. Sie wurden um so drückender, weil sich der Adel den Beiträgen ganz oder zum Theil zu entziehen wußte. Dieser hatte ein wesentliches Übergewicht über die drei andern Stände. Die lauten und dringenden Beschwerden derselben über die schädlichen Vorrechte und Privilegien des Adels blieben ohne Gehör und Abhülfe. Hätte die Königin entschieden die Partei der drei klagenden Stände genommen, so würden, bemerkt der Verf., vielleicht Ereignisse eingetreten sein wie später in Dänemark.

Auf diese Weise hätten die innern Verhältnisse Schwedens dem Könige Karl Gustav ein nur zu großes Feld heilbringender Einwirkung dargeboten; aber dieser Weg stiller Entwickelung schien ihm viel zu mühsam und glanzlos, und er stürzte sich in die Laufbahn der Eroberungskriege. Er hielt den Krieg für den letzten Zweck königlicher Thätigkeit und volksthümlicher Entwickelung. Nicht mit Unrecht rechnet ihn der Verf. zu den Herrschern, deren Dasein als ein verlorenes, ja als ein verderbliches zu betrachten ist.

Über die Theilnahme Friedrich Wilhelm's des Großen von Brandenburg an diesen Kriegen und die dadurch herbeigeführten Verwickelungen mit Polen äußert sich der Verf., den gewöhnlichen Reden über die eigennützige Staatskunst jenes Fürsten entgegentretend, trefflich: „Niemand war bei diesem Plane Karl Gustav's, alle Küsten der Ostsee zu unterwerfen, mehr betheiligt als Kurfürst Friedrich Wilhelm. Wenn er aber damals den Schweden noch nicht an äußerer Macht gleichstand, so war er ihrem Könige doch an Geisteskraft und Haltung weit überlegen. Von größern Reichen und eigennützigen Herrschern rings umgeben, hätte gehorsames Anschließen an den einen oder den andern jedenfalls den Kurfürsten immer nur zum Knechte gemacht; dadurch aber, daß er mit Adlerblick die jedesmaligen Verhältnisse durchschaute und niemals versäumte, den rechten Augenblick, die flüchtige Gelegenheit rasch und mannhaft zu ergreifen, gewann er die Freiheit für sich und sein Volk, und legte den Grund zu einer Macht, welche mehr als irgend eine in neuerer Zeit erwiesen hat, daß weltgeschichtliche Rollen nicht nach dem Umfange der Masse, sondern nach der Kraft des Geistes und Willens ausgetheilt und durchgeführt werden."

Über die dänische Revolution von 1660 ist der Verf. sehr ausführlich, getreu dem richtigen, in diesem Werke vielleicht nur etwas zu weit ausgedehnten Grundsatze, daß der innern Entwickelung, als der entschieden wichtigern, der größte Theil des Raumes zu widmen, die äußern Begebenheiten aber, zumal so oft erzählt, nur in allgemeinen Umrissen darzustellen seien.

Den unbedingten Lobrednern dieser Revolution, durch welche die Könige von Dänemark mehr Gewalt erhielten, als jemals irgend einem Herrscher urkundlich ist zugesprochen worden, hält der Verf. entgegen, daß formale Bürgschaften der öffentlichen Freiheit zwar nirgend die alleinigen, ja oft nicht einmal die wichtigsten sind, darum aber keineswegs für gleichgültig zu halten. Zwischen unbedingter Herrschaft des Adels und des Königs war ein Drittes möglich und nöthig. Oder, fragt Hr. v. R., thäte es der Heiligkeit und tiefern Begründung des Königthums wirklich Eintrag, wenn man es urkundlich und staatsrechtlich anders gestaltet als das Sultanat asiatischer Herrscher?

Unsers Erachtens ist die dänische Staatsumwälzung von 1660 nur eine neue Bestätigung der politischen Wahrheit, daß nichts so sicher unbedingter Alleinherrschaft in die Arme treibt als der Druck selbstsüchtiger Oligarchen. Sich aus diesem zu retten, bringt man Rechte zum Opfer, die sich ja doch nicht wirksam bewiesen haben. Dies bewährte sich in der ältesten griechischen Verfassungsgeschichte und unter völlig veränderten Verhältnissen in Dänemark. Aber Ausgang und Erfolg sind durchaus verschieden, weil sich das Volk hier nicht Tyrannen ergab, sondern christlichen Erbfürsten.

Ob der Verf. in dieser Darstellung auf Spittler's bekanntes Buch absichtlich oder zufällig gar keine Rücksicht genommen hat, weiß Ref. nicht zu sagen. So führt er z. B. Einiges auf die Autorität von Molesworth an, ohne auf Spittler's Kritik, welcher diesen Schriftsteller als völlig unkritisch verwirft, Rücksicht zu nehmen. Wir müssen hier unsere alte Klage wiederholen, daß der Verf. fast nie ein Wörtchen zur Charakteristik der Quellen hinzufügt.

Im zweiten Hauptstücke dieses fünften Buchs beschäftigt sich der Verf. mit den vereinigten Niederlanden. Er gibt eine gedrängte Darstellung ihrer Verfassung, in der sich eine außerordentliche Mannichfaltigkeit staatsrechtlicher Bestimmungen fand. Über manche Verhältnisse gab es Zweifel und Widersprüche, die nie vollständig gelöst und entschieden wurden. Glücklicherweise aber lebte der Freistaat nicht blos in den Formen, die ihren Mangel an Leben oft am meisten in dem Haarscharfen der Bestimmungen verrathen, sondern auch in dem Verstande, der Charakterkraft, Mäßigung, Thätigkeit, Einfachheit, Sparsamkeit, dem guten Willen seiner Bürger und Leiter. Was wir in diesem Abschnitte am meisten vermissen, ist ein anschauliches Bild des holländischen Kaufmannslebens, welches jenen Reichthum gründete, der nach so ungeheuern Verlusten und Stürmen noch immer ein erstaunenswürdiger genannt werden kann; gewiß gehört dieses wesentlich zur holländischen Geschichte, deren Eigenthümlichkeit mit diesem Geschick des Zusammenbringens und Aufspeicherns, mit dieser Zähigkeit des Festhaltens eng verknüpft ist.

Siegten in den Niederlanden Fleiß und Betriebsamkeit in bewundernswerther Weise über die Geringfügigkeit der natürlichen Ausstattung, so liefert dagegen Spaniens Geschichte, auf welche der Verf. im dritten Hauptstück übergeht, fast mehr als irgend eine andere den Beweis, daß Alles, was die Natur darbietet, bedeutungslos wird, ja daß alle geistigen Kräfte abnehmen und verschwinden, wenn der Lebensquell einer wohlgesinnten und thätigen Regierung fehlt.

Die Täuschung, welcher man sich nach dem Tode Philipp III. überließ, es werde durch seinen Nachfolger Philipp IV. eine glücklichere Zeit für Spanien anbrechen, verschwand nur zu bald. Die scheinbare Thätigkeit des jungen Königs verlor sich schnell und ging in völlige Gleichgültigkeit gegen alle Geschäfte über. Pedanterei und Leichtsinn, Theilnahme und Gleichgültigkeit, Leidenschaft und Faulheit, falsche Würde und falsche Herablassung mischten sich sonderbar in Philipp IV. Die ganze Regierung legte er in die Hände seines Günstlings, des Grafen v. Olivarez, der weder Charaktergröße, noch Einsicht, noch Geschäftskenntniß besaß. Während seiner 22jährigen Verwaltung wiederholten sich alle schon unter der vorigen Regierung laut gewordenen Klagen in verstärktem Maße über Steuern, kostspielige Verwaltung, unnütze Beamten, Müßiggang der Vornehmen, Entvölkerung des Landes, schädliche Monopole, Verfall des Handels, theuere Anleihen, übermäßige Schulden, unerträgliche Münzverwirrungen, Ausdehnung geistlicher Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit, Überzahl der Geistlichen und Mönche.

Mitten in der größten Finanznoth gingen sinnlose Verschwendungen fort. Andererseits waren auch die Stände nichts weniger als einig oder bereitwillig, wenn von Abstellung der Mißbräuche die Rede war. Dagegen lebte Olivarez, wie der Verf. sagt, der Überzeugung: Spaniens Schwäche entstehe nicht sowol aus den bezeichneten Gründen, als daher, daß die einzelnen Landschaften verschiedene Einrichtungen und Vorrechte hätten. Diese zu zerstören und alle Theile des Reiches durchaus gleichen Gesetzen und Pflichten zu unterwerfen, sei das würdigste Ziel eines ersten Ministers.

Die Leser sehen leicht, warum Ref. diese Worte unterstreicht. Auch in unsern Tagen glauben spanische Minister, mit ganz andern Principien und unter ganz andern Verhältnissen als Olivarez, in diesem Grundsatze wo nicht alle zum Regieren erforderliche Weisheit, doch einen großen Theil derselben gefunden zu haben. Olivarez erregte durch dieses Bestreben, urkundliche Rechte zu vernichten, einen Aufstand Cataloniens, der zwölf Jahre währte, an deren Ende der spanische Hof froh war, Catalonien durch Bestätigung und Wiederherstellung aller seiner frühern Rechte beruhigt und wieder unterworfen zu sehen. Wenn die gegenwärtigen Machthaber, weil Frankreich nicht wie damals den Aufstand, sondern sie unterstützt, mit der Besiegung desselben schneller zu Stande kommen werden, immer werden sie durch jenen Grundsatz dem Reiche Wunden geschlagen haben, an denen es noch lange bluten wird.

Und somit wäre denn der Verf. in diesem Bande, zwar nicht, wie die erste Ankündigung lautete, bis zum Jahre 1789, aber doch, mit Ausnahme der slawischen und türkischen Geschichten, die bei ihm wol keinen sonderlichen Raum einnehmen werden, bis zum Jahre 1660 fortgeschritten, oder bis zum Anfange der Selbstregierung Ludwig XIV., mit welcher in äußern und innern Beziehungen eine neue Zeit für Europa beginnt. Wir freuen uns, daß er im Sinne des von uns ausgesprochenen Wunsches sein Werk nicht der Consequenz zu Liebe auf Kosten der zu einer wahrhaft anschaulichen Kenntniß nothwendigen Ausführlichkeit allzu sehr zusammengezogen hat. So haben wir über eine Periode von fast zwei Jahrhunderten, deren Entwickelung zugleich zu den allermerkwürdigsten und anziehendsten gehört, ein Werk erhalten, welches eine wahrhafte Lücke nicht nur in unserer Literatur ausfüllt, sondern, übersetzt, auch in jeder andern europäischen Literatur ausfüllen würde. Frei von Mängeln der Form ist das Werk allerdings nicht; wir wiederholen hier, daß wir dahin besonders die zuweilen nicht genügende Verarbeitung und Verschmelzung der Quellennachrichten rechnen, sodaß die Glätte des Gusses an manchen Stellen durch hervortretende Ecken und Rauhigkeiten unterbrochen wird. Da aber dieses Bestreben des Durchschmelzens Andere wieder auf andere Mängel geführt hat und führt, so dürfen wir auch mit dem Verf. nicht zu lange darüber rechten; vielmehr haben wir anzuerkennen, was er in der Form, zu der ihn seine Individualität und die Richtung seines Talents führen, in so vollem Maße geleistet hat. Wer sich überzeugen will, welch ein Fortschritt in der Wissenschaft und der historischen Behandlung durch dieses Werk bezeichnet ist, der vergleiche damit Dasjenige, welches vor unserm Verf. in Deutschland das letzte war, über dieselbe Periode, ungefähr in demselben Umfange und zu demselben Zwecke geschrieben, und welches bei Allen, welche keine eignen Quellenstudien machten, fast für unentbehrlich gegolten hat. Wir meinen Eichhorn's „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte". Es liegt in jeder Rücksicht eine außerordentliche Kluft zwischen beiden Werken, und wenn diese auch durch die Zeit selbst bedingt ist, so kann dies doch das Lob und die Ehre Desjenigen nicht schmälern, welcher sich dieser Fortschritte der Zeit so zu bemächtigen, auf so große historische Massen anzuwenden, in einem so weiten Kreise zur Darstellung zu bringen weiß. In dieser Überzeugung wünschen wir auch auf das lebhafteste, daß Hr. v. R. der Fortsetzung sein Muße und Kraft ja nicht entziehen möge. 104.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Die Sünde des Vorurtheils. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben. 2 Theile. 8. Güstrow, Opitz u. Frege. 2 Thlr. 18 Gr.

Balzac, Licht und Schatten. Pariser Bilder in drei Erzählungen. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. Gr. 12. Braunschweig, Horneyer. 1 Thlr. 6 Gr.

Burckhardt, E., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Erstürmung Warschau's. (1ste Lief.) Gr. 8. Leipzig, Weber. Subscr.-Pr. für 6 Lief. 2 Thlr.

Elsner, H., Die politischen Zustände Spaniens seit 1808 bis 1836. 1ste Lieferung. Zeitraum von 1808 bis 1814. Gr. 8. Stuttgart, K. Erhard. 12 Gr.

Erinnerungsblätter aus dem Leben und Künstlerwirken der Frau Amalie Haizinger geb. Morstadt. Gr. 8. Karlsruhe, Marx. 1 Thlr. 8 Gr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Osmanischen Dichtkunst u. s. w. 2ter Band von der Regierung Sultan Suleiman's des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murad's III. 1521—1574. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 1837. 4 Thlr.

Homogalakto, Reminiscenzen für Semilasso. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 1837. 21 Gr.

Kurländer, F. A. v., Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1837. 27ster Jahrg. Mit Kupfern. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 4 Gr.

Lotz, Neueste Schriften. 4ter Band. Novellen u. s. w. — Auch u. d. T.: Spenden gegen die Langeweile, in Novellen u. s. w. 3ter Band. 8. Hamburg, Perthes u. Besser. 1 Thlr.

Paris im Jahre 1836. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Piper, F., Freimaurerische Schriften. 1ste Sammlung. — Auch u. d. T.: Freimaurerische Gelegenheitsreden, nebst einem, drei Aufnahmelieder enthaltenden, Anhange. Gr. 8. Güstrow, Opitz u. Frege. 1837. 15 Gr.

Prechtler, J. D., Dichtungen. Gr. 8. Wien, Wenedict. 20 Gr.

Raupach's, E., Dramatische Werke ernster Gattung. 5ter, 6ter Band. Die Hohenstaufen. 1ster, 2ter Band. — Auch u. d. T.: Die Hohenstaufen, ein Cyclus historischer Dramen von ꝛc. 1ster Band. 1. Kaiser Friedrich der Erste. I. Theil, oder: Friedrich und Mailand. 2. Kaiser Friedrich der Erste. II. Theil, oder: Friedrich und Alexander. — 2ter Band. 1. Kaiser Friedrich der Erste. III. Theil, oder: Friedrich und Heinrich der Löwe. 2. Kaiser Friedrich der Erste. IV. Theil, oder: Friedrich's Abschied. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1837. Jeder Bd. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Rausse, J. H., Reisescenen aus Zwei Welten nebst einer Behandlung der Zustände in den West-Staaten der Union. Gr. 8. Güstrow, Opitz u. Frege. 1 Thlr. 9 Gr.

Roos, R., Agrionien. Eine Sammlung von Charaden und Räthseln. 8. Güstrow, Opitz u. Frege. 12 Gr.

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Manheim von 1782 bis 1785. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 6 Gr.

Schnitter, W., Gedichte. Gr. 8. Greifswald, Koch. 1 Thlr.

Smidt, H., Berliner und Spanier. Novelle. 8. Berlin, Naterff u. Comp. 1837. 1 Thlr.

Staudenmaier, F. A., Prof. ꝛc., Geist der göttlichen Offenbarung, oder Wissenschaft der Geschichtsprincipien des Christenthums. Gr. 8. Gießen, Ferber. 1837. 22 Gr.

Theater-Almanach, Berliner, auf das Jahr 1837. Herausgegeben von *Alexander Cosmar*. 2ter Jahrg. 16. Berlin, Wade. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 348. — 13. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Gewiß haben viele Leſer mit uns dieſen dritten Theil einer Auswahl, die an Muſterhaftem, Schönem und Intereſſantem ſo reich iſt, mit Ungeduld erwartet; ihre Hoffnungen werden auch in der gegenwärtigen Fortſetzung keineswegs getäuſcht, und wir glauben dem Bearbeiter, nach Durchmuſterung dieſes Theils, auf ſein Wort, daß, wenn man in dieſer Sammlung keine große Verſchiedenheit von Autornamen antrifft und vielmehr des öftern von ihm zu einem und demſelben Autor zurückgeführt wird, dies keineswegs daher rührt, daß er etwa an Nachforſchungen nach ſeltenen Büchern es hätte fehlen laſſen, ſondern daß dem eben nur ſein Entſchluß zu Grunde liegt, in dieſe Sammlung keine andern Novellen aufzunehmen als ſolche, die einen echten poetiſchen Werth haben und eben nicht in allen Büchern zu finden ſind, wie er dieſes auch wirklich aus einer Überſicht der Werke anſchaulich macht, die er ferner durchleſen hat, ohne einen unmittelbaren Gewinn für das „Novellenbuch" daraus zu ſchöpfen (S. XVIII — XXII).

Der dritte Theil der Sammlung eröffnet ſich mit einer kleinen aber echten „Neuigkeit" von lockerer doch anmuthiger Erfindung. Sie iſt „Studentenglück" betitelt. Ein leichtſinniger Jüngling aus Andaluſien, armer Ältern Kind, ſpielt auf der Univerſität zu Alcalà den Edelmann, und meint, mit den 3 — 400 baaren Realen, die er beſitzt, nicht nur ſeine leichtſinnige Lebensart fortſetzen, „ſondern wol auch noch damit zur Noth Algier erobern zu können". Wegen Schulden verfolgt, flüchtet er endlich auf den Rath guter Freunde aus der Stadt, unter die Pappeln und Ulmen, welche die Ufer des Henares beſchatten, und ſucht am Ende, bei einbrechender Nacht, auf dem Wipfel einer aſtreichen Pappel Schutz vor dem Pedell. Während er hier ſich mit ſich ſelbſt und ſeiner übeln Lage beſchäftigt und Gott bittet, ihn in Zukunft auf dem Pfade der Vernunft zu führen, hört er Tritte. Es naht ſich ein angeſehener Bürger aus der Stadt, ein unter ſaurem Schweiße reichgewordener Mann, den ſeine ungerathenen Kinder zum armen Manne zu machen im Begriffe ſind. Er trägt die letzten tauſend Escudos in Gold in einem leinenen Sacke bei ſich und hat dieſen vorſichtigerweiſe in einen gewichſten und ausgeſchmierten Beutel von Katzenfell geſteckt. Vorſichtig umherblickend, zieht er ein Waidmeſſer heraus, hebt ſehr geſchickt vier bis fünf Raſen vom Boden ab, legt ſeinen Schatz in das Loch und ſpricht laut ſeinen erläuternden Segen darüber. Um ſeinen Nothpfennig dereinſt wiederzufinden, gräbt er mit großen Buchſtaben der Pappel das Wort HIER ein und geht in die Stadt zurück. Jetzt ſchwingt ſich, im Vertrauen auf die tiefe Finſterniß, Don Pablo, der Student, von ſeinem Baume herab, gräbt den Beutel mit leichter Mühe heraus und nimmt, beim herbeigeſchlichenen Monde, die fünfhundert Dublonen in Beſitz. Dann ſchneidet er in die glatte Rinde des Baumes eine Paraphraſe des HIER, die ſeinen Diebſtahl bekennt, jedoch Zurückbezahlung verſpricht. Mit dem Gelde zahlt er ſeine Schulden, ſtudirt ſechs Jahre lang, wird ein tüchtiger Profeſſor Juris und heirathet ein reiches Weib. Jetzt denkt er an Zurückerſtattung des geſtohlenen Geldes und findet nachforſchend den Schatzeingräber als bettelnden Greis, er geht auf ihn zu, und, ohne ſich ihm zu entdecken, nimmt er ihn in ſein Haus, rettet als Sachwalter ſeinen einzig übriggebliebenen Sohn vom Tode wegen eines Mordes, verheirathet denſelben und gibt ihm zum Geleite in die Verbannung eine angebliche Geldſammlung, die er aus eignem Beutel bezahlt. So oft der Greis ihm erzählt, wie er einſt vergeblich ſeinen Schatz geſucht habe, ſo verzieht doch Don Pablo in ſeiner Bedachtſamkeit niemals eine Miene und gibt auch nicht das leiſeſte Zeichen oder Wort von ſich, wodurch er hätte verrathen können, daß er der Finder ſeines Glückes geweſen ſei.

Dieſer Zug, mit dem die Novelle ſchließt, verräth in ſeiner Vermeidung aller Sentimentalität allein ſchon den Dichter. Deſſen Perſon bleibt jedoch im Dunkeln. Herr v. Bülow fand die Geſchichte einmal in einer zu Saragoſſa veranſtalteten Novellenſammlung des Don Bal-

*) Vgl. über den erſten und zweiten Theil dieſer Sammlung Nr. 328 — 330 d. Bl. f. 1834 und 321 — 324 f. 1835. Über den jetzt erſchienenen vierten Theil, der das Werk beſchließt, berichten wir nächſtens. D. Red.

taſar Mateo Velasquez, einem mittelmäßigen Buche, das ſonſt nur kleine unbedeutende Geſchichten enthält; und dann unter den Novellen eines Don Iſidro de Robles, der nach Nic. Antonio um 1666 geſchrieben haben ſoll, die in einer bunten, im Ganzen auch nicht ausgezeichneten Novellenſammlung zu Madrid 1787 von acht Octavbänden abgedruckt worden ſind. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für den zweitgenannten Verfaſſer.

Daß die zweite Novelle „Antonio Bologna" dem großen Meiſter Bandello angehöre, würden wir ohne das Zeugniß und die Nachweiſung des Herrn Bearbeiters nimmermehr glauben. Weder ſeine Erfindungsgabe noch ſeine belebende Darſtellung iſt darin — die letztere wenigſtens nur in wenigen Momenten — ſichtbar. Wahrſcheinlich war der Novelliſt von einem hiſtoriſchen Stoffe ganz abhängig. Denn die Novelle könnte füglich überſchrieben werden „eine wahre Geſchichte", ſo proſaiſch zeitungsmäßig-glaubwürdig iſt Alles in ihr, ſo geſchichtlich genau werden auch die Lebensverhältniſſe aller Hauptperſonen der Erzählung beſtimmt. Eine fürſtliche Witwe heirathet, des Wittwenſtandes überdrüſſig, ihren Oberhofmeiſter, einen würdigen Mann, bekommt von ihm mehre Kinder, übergibt die Regierung ihrem wohlerzogenen Sohne, wird aber nichtsdeſtoweniger ein Opfer des Ahnenſtolzes königlicher Verwandten und mit ihren unebenbürtigen Kindern, ſowie bald darauf ihr Gatte ermordet. Der Anfang der Novelle läßt allerdings, was die Darſtellung betrifft, etwas vom Stoffe Unabhängiges erwarten und hat den Herausgeber auch wahrſcheinlich allein zur Aufnahme der Geſchichte beſtimmt. Poetiſch iſt indeſſen eigentlich nur die naive Liebeserklärung der Herzogin Johanna von Malfi an ihren Diener Antonio (S. 16):

Ich wünſchte mir vielmehr einen neuen Gatten zu erwählen, als etwa gleich andern Frauen zu thun, und Gott zum Hohne und der böſen Welt zum Beiſpiele, mich einem oder mehren Liebhabern zu ergeben. Du ſiehſt, ich bin noch bei jungen Jahren und weder etwa lahm noch ſchielend. Ich lebe, wie du ferner ſiehſt, in Wohlſtand und Üppigkeit, um derentwillen ich verliebten Gedanken wohl oder übel Gehör geben muß. Wollte ich mir einen Gemahl erwählen, der dem erſtern (frühern) im Stande gleich käme, ſo wüßte ich nicht, wie ich dieſes bewirken ſollte; ich müßte mich denn einem Knaben vermählen, der mich, meiner überdrüſſig, wol aus ſeinem Angeſichte verbannte und meinen Platz an ſeiner Seite von verworfenen Dirnen einnehmen ließe. Denn es lebt gegenwärtig bei uns kein vornehmer Mann, deſſen Alter dem meinen entſpräche und der ledigen Standes wäre. Ich bin alſo nach reiflichem Erwägen und Bedenken dieſer Sache dahin mit mir einig geworden, daß ich einen ausgezeichneten Edelmann zu meinem ehelichen Gatten erheben will u. ſ. w.

„Aucaſſin und Nicolette", die dritte Novelle, gehört urſprünglich der provençaliſchen Poeſie an und iſt, was Niemand dem Herausgeber widerſprechen wird, eines der nicht nur berühmteſten, ſondern ſchönſten und lieblichſten Fabliaux. Es entſtand zu den Zeiten Ludwig's des Heiligen, wo es ſehr beliebt war, und iſt, im Gegenſatze zu allen andern, gereimten, Fabliaux abwechſelnd in Proſa und in Verſen abgefaßt. Die Proſa bildet indeſſen den Kern des Gedichts, und der Verf., der den Abdruck von Sainte Palaye de la Curne (1760), aus Legrand's Modernisirung ergänzt, zu Grunde gelegt, hat aus nicht verwerflichen Gründen das Ganze in Proſa aufgelöſt. Es gereicht ihm zu nicht geringer Ehre, daß die ganze Herrlichkeit einer echt rhythmiſch-poetiſchen Behandlung, die ſo viel Außerweſentliches, ſo vielen Staub, der auch der beſten Proſa noch immer anklebt, durch bloße Form ſchon beſeitigt, ſelbſt in der Verwandlung in ungebundener Rede noch kenntlich iſt:

inyenies etiam disjecti membra poetae.

Aucaſſin, der Sohn des alterſchwachen Grafen Garin von Beaucaire, mit welch Letzterm der Graf Bongars von Valence einen grauſamen Krieg führt, iſt ein ſchöner, ſchlanker, blondlockiger Knabe, der, gänzlich in Liebe zu Nicolette, einem Sarazenenmädchen, die der Vizgraf der Stadt gekauft hat und als ſeine Pathe taufen und auferziehen läßt, befangen, durchaus kein Ritter ſein, keine Waffen führen, nicht turniren, nichts thun will, was ſeines Standes würdig wäre. Auf des Vaters Anſtiften läßt der Vizgraf die Sklavin in das höchſte Geſtock ſeines Palaſtes mit einer alten Dienerin und hinlänglichem Mundvorrath vermauern, und im Lande verbreitet ſich das Gerücht, daß ſie verloren ſei. Vergebens ſucht ſie Aucaſſin bei dem Vizgrafen und wird von dieſem auf das Paradies getröſtet.

Was habe ich mit euerm Paradieſe zu ſchaffen! rief Aucaſſin: ich will gar nicht hinein, wenn ich Nicoletten, meine vielſüße Freundin habe, die ich ſo ſehr liebe. In das Paradies kommen nur alte, ſchmuzige Prieſter, Mönche, zerlumpte Eremiten und halbnackte, abgezehrte Hungerleider, ich kümmere mich nicht darum. Ich will in die Hölle kommen, worin die Könige der Erde ſind, die Ritter, die mit Ehren im Kampfe fielen, und die Gelehrten, Getreuen und Prächtigen: und wo ich die ſchönen Frauen finde, die zärtliche Herzen hatten, und Sänger und Spielleute, die die Freude liebten. Wenn ich nur da Nicoletten, meine Freundin, habe, ſo verlange ich kein ander Glück.

Inzwiſchen kommt der Graf Bongars und beſtürmt die Stadt. Mit Mühe entſchließt ſich Aucaſſin zu Felde zu ziehen, aber er bedingt ſich aus, daß, wenn ihn Gott friſch und geſund zurückführt, ſein Vater ihn die Geliebte auf ſo lange Zeit ſehen läßt, bis er ihr zwei bis drei Worte ſagen und ſie ein einziges Mal küſſen kann. Dann ſpornt er ſeinen Renner in die Schlacht. Aber nur von ſeiner ſüßen Freundin träumend, vergißt er die Zügel zu halten; das geſtachelte Pferd trägt ihn mitten unter die Feinde, er wird umringt, gefangen und fortgeführt. Da fällt ihm erſt ein: „Sie werden mir den Kopf abſchlagen, und wenn ich den nicht mehr habe, werde ich nicht mehr mit Nicoletten, meiner ſüßen Freundin, reden können, die ich ſo ſehr liebe." Deswegen zieht er ſein Schwert, haut ſich frei, jagt davon, nimmt gar den ihm begegnenden Grafen Bongars gefangen und ſchleppt ihn bei der Naſe ſeines Helmes vor ſeinen Vater. Da aber dieſer ihm das gegebene Wort nicht hält, ihn Nicoletten nicht ſehen und küſſen läßt, ſo muß ihm der zögernde Feind ſchwören, dem lügenhaften Vater zeitlebens alles Leid anzuthun, und wird dann von ihm freigelaſſen.

Als nun der Graf Garin ſah, daß ſein Sohn Aucaſſin von der holden Nicolette ganz und gar nicht ablaſſen wollte,

so warf er ihn in einen unterirdischen Kerker von grauem Marmor, wo Aucassin so traurig wurde, wie er es noch niemals gewesen war, und zu klagen anhub: Nicolette, Lilienblume, du Freundin mit dem holden Angesichte, süßer als Trauben und süßer Most! Jüngst sah ich einen Pilger aus Limousin krank an der fallenden Sucht darniederliegen: du gingst an seinem Bette vorüber, und augenblicklich war er heil und gesund wie vorher. Süße Freundin, Lilienblume, wer irgend vermöchte dich zu lassen! Um deinetwillen schmachte ich in diesem unterirdischen Kerker, wo ich kläglich für dich sterben werde.

Inzwischen läßt sich Nicolette an ihren Bettlaken aus dem Verschlusse herunter und entkommt in den Garten und auf die Straßen von Beaucaire.

Sie hatte blondes gelocktes Haar, blaue, lachende Augen, ein liebliches Gesicht, Lippen röther als Kirsche und Rose zur Sommerzeit, kleine weiße Zähne, und ihre jungen, das Gewand sanft anschwellenden Brüste übertrafen an Weiße die grüne, frischgeschälte Nuß. Ihr Wuchs war so schlank, daß man sie über den Hüften mit zwei Händen zu umklammern vermochte, und die Margarethenblümchen, die sie niedertrat und die hinter ihrem Fuße wiederaufstanden, schienen ganz schwarz gegen ihn zu sein, so blendend weiß war die Kleine.

Kein Wunder, daß in dem Zwiegespräch, das die Entsprungene mit dem Geliebten durch die Spalten seines Thurmes hält und in welchem sie seinetwegen über Meer zu ziehen droht, Aucassin sie beschwört dies nicht zu thun: „Der Erste, der dich sähe, würde dich fahen und überwältigen.“ Wie in den Tagliedern des Minnesangs warnt der Hochwächter die Liebenden vor den der Entflohenen nachgesandten Stadtwachen und Nicolette entkommt in den Wald. Weil sie fort ist, wird Aucassin wieder freigelassen. Er geht in den Wald jagen. Dort melden ihm Hirten Nicolettens Worte: „Es sei eine Hirschkuh im Walde, er solle kommen und sie jagen. Er gäbe sicher für ein einziges Glied von ihr viele Hundert Mark Goldes.“ Aucassin findet nun die Spur der Geliebten in einer Blumenlaube, die sie für ihn errichtet. Hier finden und umarmen sich die Liebenden. Der blonde Aucassin fliegt zu Rosse mit der Geliebten ans Meer. Ein Handelsschiff trägt sie im Sturm nach Torelore, wo sie einen König in den Wochen und die Königin in der Schlacht finden, in der man sich mit Eiern und Käse bombardirt. Nach seltsamen Abenteuern werden sie von den Sarazenen gefangen und auf der See getrennt. Ein Sturm verschlägt den blonden Aucassin nach Beaucaire, wo sein Vater gestorben ist und er Herr im Lande wird, Nicolette aber nach Karthago, wo sie im König ihren Vater erkennt, jedoch, einen Helden zu heirathen gedrängt, entflieht. Als Jongleur verkleidet, kommt sie nach Beaucaire. Erkennung und Vermählung.

Gegen diese sylphenleichte Erzählung eines Troubadour sticht das deutsche Genregemälde vom J. 1683, „Der stolze Melcher“ (aus dem Simplicissimus) gehörig ab. Ein zwiebackener Humor erzählt uns die Geschichte eines verlornen Bauernsohns am Rhein, der unter die Franzosen nach Holland gegangen, vom Elend bekehrt, mit zwei andern armen Teufeln, einem Savojarden und einem Schweizer, heimkehrt, von seinen Ältern, seinem Junker und Pfarrer mit deutschen Flüchen empfangen, doch endlich wieder zu Gnaden aufgenommen wird. Das Ganze beseelt übrigens ein schönes Nationalgefühl, um das wir jene sonst eben nicht beneidenswerthe Zeit wol beneiden dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das weibliche Strafhaus in Madrid.*)

Vielleicht gibt es keine Frauen in der Welt, deren Charakter sich entschiedener und, man möchte sagen, unbekümmerter zum Verbrechen hinneigt, als die Weiber jener Classe in Madrid, welche unter dem Namen der Manolas bekannt sind. Unbeobachtet von der Policei und dem blutigen Gesetz ihrer eignen rachgierigen Leidenschaften überlassen, sind die Stadttheile, in welchen sie leben, zur Nachtzeit die Schauplätze des Mordes und der abscheulichsten Gewaltthat, und die einzige Notiz, welche die handhabende Gerechtigkeit von ihren Vergehungen nimmt, findet statt, wenn die Leichname der Ermordeten beiderlei Geschlechts auf den Straßen gefunden, des Morgens von der herumziehenden Patrouille aufgenommen und hierauf, mit Blut und Wunden bedeckt, auf dem Platze des heiligen Kreuzes (der Morgue von Madrid) bis zu ihrer Bestattung ausgestellt werden. An Festtagen bieten jedoch jene Quartiere der Abscheulichkeit auch Scenen eines rohen Vergnügens und einer oft kannibalischen Lustbarkeit dar, welche denn auch nicht selten bei einbrechender Nacht sich mit Mord und Todschlag zu beschließen pflegen. Viele dieser Manolas werden von Liebhabern unterhalten, die mit ihnen leben, während jene nebenbei ihre Neigung wieder auf andere Begünstigte übertragen, welche mit Dem, was diese zweite Liebschaft etwa abwirft, wieder ein drittes Liebchen sich zu eigen machen. Darin liegt nun eine unversiechliche Quelle von Eifersucht, Zänkereien, Duellen mit Messern und directen Meuchelmorden. Da viele dieser entarteten Weiber immer ein breites Messer in ihrem Leibgürtel zu tragen pflegen, so ist noch überdies das Mittel, sich zu rächen und Blut zu vergießen, jeden Augenblick bei der Hand. Um sich von der Verruchtheit, deren das weibliche Geschlecht in Madrid fähig ist, zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in das weibliche Strafhaus in Madrid zu thun. „Dies Haus“, erzählt der Verf. des in der Anmerkung genannten Buchs, „ist sowol für solche Frauen bestimmt, die hier ihre gesetzliche Strafe erleiden, als für solche, die von ihren Vätern, Brüdern oder Ehegatten zur Besserung hineingegeben sind. Der Alcalde des Quartiers, wo sich das Gefängniß befindet, begleitete uns dorthin, indem er uns ganz besonders der Beachtung des Alcayde oder Gouverneurs empfahl. An dem Thore befand sich eine Wache vom Invalidencorps und über dem Portal las man ein Motto, ganz in der berühmten spanischen Kürze und nobeln Sententiosität abgefaßt. Es lautet: „Odia el delito y compadece el delencuente“ (Haß dem Verbrechen und Mitleid dem Verbrecher), und bezeichnet genugsam die Liberalität der madrider Criminalbehörde. Dieses günstige Vorurtheil fanden wir im Innern des Gefängnißhauses bestätigt, sodaß es uns wahrhaft überraschen mußte, in derselben Stadt eine so menschliche philanthropische Behandlung der Verbrecher zu finden, wo sich das Verbrechen selbst in so unmenschlicher Roheit kundgibt. Der Alcayde oder Gouverneur des Hauses war ein Catalonier, seine Gattin, aus Estremadura gebürtig, verwaltete in demselben das Amt einer Rectorin und nahm Theil an der Verwaltung der innern Disciplin des Hauses. Jeden Theil, jedes Plätzchen fanden wir sauber und dem

*) Wir entnehmen diese ausdrucksvollen Züge dem mit vielem Geiste, scharfer Beobachtung und großer Mannichfaltigkeit geschriebenen Werke: „Spain revisited, by the author of A year in Spain“ (London 1836), ein höchst beachtenswerthes Buch für Alle, die sich mit den Einrichtungen des modernen Spaniens vertrauter machen wollen.

Digitized by Google

Zwecke des Ganzen entsprechend eingerichtet. Das Waschhaus, die Schlafsäle, die Kapelle zum Gottesdienst trugen sämmtlich das Gepräge des Geschmacks, der Wohnlichkeit und vorzüglicher Reinlichkeit. Wir fanden die in dem Werksaal Eingeschlossenen in bester Ordnung beschäftigt mit der Verfertigung und Ausbesserung von Kleidern für die Soldaten. Sie schienen sehr erfreut über den Besuch von Fremden und betrugen sich in unserer Gegenwart gesittet. Im Allgemeinen waren es mehr ältliche als junge Frauenzimmer, welche fast sämmtlich den Ausdruck der Roheit und Gemeinheit auf den Gesichtern trugen, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß diese Inhaftaten der eigentliche Auswurf von Madrid sind, einer Stadt, wo das Verbrechen zu Hause ist, und daß wenigstens ein Fünftheil von der ganzen Versammlung ihre Männer ermordet hatten. Eine von ihnen fanden wir mit der Stickerei einer Mantilla beschäftigt, was auf keine gemeine Herkunft deutete; diese war jung und von sehr interessantem Äußern. Wir erfuhren beiläufig, daß sie wegen Falschmünzerei eingezogen und bestraft war, ein Verbrechen, dessen sie sich, halb gezwungen von ihrem Vater und Bruder mitschuldig gemacht. Die Rectorin war so discret, die Geschichte dieser Verbrecherinnen nie in ihrer Gegenwart zu berühren, und es schien Grundsatz in diesem Hause zu sein, alle solche Anspielungen auf das sorgfältigste zu vermeiden und dergleichen unter den Verbrechern selbst auf das strengste zu rügen. Ein Weib von mittlerm Alter, die wir strickend fanden und die ziemlich gut aussah, fragte den Inspector, ob er ihr Milderung des Urtheils oder Verzeihung brächte. Dieser erkundigte sich, worin eigentlich ihr Verbrechen bestünde. „In Nichts", war die Antwort. „Eine Kleinigkeit habe ich gethan, einer andern Kleinigkeit beschuldigt man mich, macht zusammen zwei Kleinigkeiten, und um dieser willen bin ich hier" (Un poco que he hecho, y otro, que me han puesto, hacen dos pocos, y por estos estoy á qui). Der Alcayde verbesserte diesen unschuldigen Bericht noch dahin, daß er hinzufügte, wahrscheinlich bestehe ihr Vergehen darin, daß sie zweimal des Tags zur Messe gegangen. Nachher aber erzählte er uns, dieses Weib sei eine der famosesten Vetteln von ganz Madrid, eine Anstifterin von Mord und Todschlag, weshalb sie auch vor ihrer Einziehung rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Hauptstadt geführt worden sei, mit einem Bund falscher Schlüssel um den Hals, anstatt eines Rosenkranzes, bei welcher Processien man dann und wann an einer Ecke oder auf einem freien Platze mit der Delinquentin anhielt, um ihr auf das bloße Fell diverse Ruthenstreiche aufzuzählen. Nachdem wir uns in dem ganzen Gebäude umgesehen und Alles zu unserer großen Zufriedenheit befunden hatten, erfuhren wir von der Rectorin einige Specialitäten über mehre besonders renommirte Bewohnerinnen. Eine von diesen, Namens Josefa Ramos, ihrem Stande nach eine Schulmeisterin, hatte im Zorn darüber, daß sie eine zu hohe Geldstrafe erlegen sollte, dem Alcalden ihres Viertels mit einem Messer am Halse verwundet. Eine andere gemeinere Verbrecherin hatte mit Hülfe ihres Liebhabers ihren Ehemann ermordet und hierauf zur Nachtzeit in einen Olivengarten getragen, um den Gedanken zu erwecken, als sei er beim Stehlen von Oliven ertappt und von dem Eigenthümer des Gartens getödtet worden. Noch abscheulicher war das Verbrechen der Leocadia Lindez aus Fuentes de Leganes, welche ebenfalls ihre Strafe hier verbüßte. Diese hatte auch mit Hülfe ihres Galans ihren Gatten getödtet, dessen Leichnam sie hierauf in einen mit Steinen gefüllten Sack steckte und den Liebhaber beredete, diesen des Nachts nach dem Fluß zu tragen und dort zu versenken. Sie begleitete den Liebhaber, der sich bereden ließ, selbst dahin, unterwegs aber nähte sie, unter dem Vorwande, eine aufgegangene Naht an dem Sacke zu befestigen, den Liebhaber und den Sack mit dem Todten zusammen, sodaß als der Erstere von der Brücke aus mit allem Aufwand seiner Kraft den Sack ins Wasser schleudern wollte, er sich selbst mitersäufte. Ein Schäfer, der in der Nähe mit seiner Heerde verweilte, hatte es bemerkt und bewirkte die Nachsuchung im Flusse, wo man die beiden Leichname fand, sowie die Bestrafung der Mörderin." Und von solch einen Auswurf der Weiblichkeit erfahren wir, daß sie, als ganze Strafe in einem höchst wohnlich eingerichteten Zuchthause, vielleicht nicht einmal auf Lebenszeit verurtheilt, die mildeste Behandlung genießt! Vergleicht man diese unverantwortliche Milde der madrider Justiz nur allein mit den Greueln und Blutfreveln des heutigen Bürgerkriegs, so wird man an dem Geiste dieses unglücklichen Landes — nicht irre, sondern gewinnt erst recht überzeugend die Einsicht, in wie bejammernswürdigem Zustande es sich gegenwärtig befindet. Allein die Sache ist hiermit noch nicht abgethan; denn eben dieses abscheuliche Weib saß zu der Zeit, wo der Verf. unsers Buchs das Gefängniß besuchte, gar nicht wegen des obigen doppelten Mordes, dessen sie doch vollkommen überwiesen war, gefangen; sondern die Verwendung eines reichen Onkels hatte sie nach kurzer Inhaftation wieder frei gemacht und sie führte nach wie vor in der Hauptstadt das üderlichste empörendste Leben, bis sie auch den letzten Heller ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens verschwendet hatte und nunmehr, da auch ihre Schönheit mit verschwunden war, in den Straßen von Madrid herumbettelte und vagabondirte, aus welchem Grund man sie, nicht als zwiefache Mörderin, sondern blos als unnütze Vagabondin ins Correctionshaus sperrte. Und dies ist der eigentliche Thatbestand dieser Bestrafungsgeschichte, die ein ebenso beklagenswerthes als denkwürdiges Actenstück für die Art und Weise, wie im heutigen Spanien die Criminaljustiz gehandhabt wird, darbietet. Auch die Nichte eines Bischofs fand sich in diesem Gefängniß, die gleichfalls ihren Gatten ums Leben gebracht hatte. Ein anderes Weib, Maria Guadeño, befand sich auf Veranlassung ihres einäugigen Vetters in der Anstalt, der ihr von Zeit zu Zeit dort einen Besuch abstattete. Diese erklärte frank und frei: „Wenn Gott mir vergönnt, daß ich meine zehn Jahre abmache und wieder frei werde, so ist die erste That, die ich begehe, daß ich den verdammten Einäugigen ums Leben bringe." Sechs Jahre von ihrer Strafzeit waren bereits verflossen und die Rectorin versicherte uns, sie für ihr Theil sei fest überzeugt, daß das Weib ihren Vorsatz ausführen werde, und daß es das Gerathenste für den einäugigen Vetter sein würde, wenn er einen Monat vor ihrer Entlassung sich aus dem Staube machte und sich nimmer wieder in Madrid blicken ließe. Es hat Weiber gegeben, die 20 und 25 Jahre in diesem Strafhause zubrachten, dann frei wurden, den Gegenstand ihres Hasses noch antrafen und unbedenklich dieselbe blutige Vergeltung an ihm übten, welche Maria Guadeño dem Ihrigen zugeschworen hatte. 80.

Bibliographische Notiz.

In Nr. 209 d. Bl. ist des Verlustes gedacht, den Hasse und Rabener an ihren schriftstellerischen Werken durch feindliche Geschütze erlitten haben. Ein Seitenstück dazu ist das sonderbare Schicksal des einen Pergamentexemplars der dritten Ausgabe (richtiger des Nachdrucks) der editio princeps des Livius, welches früher der Bibliothek zu Lyon gehörte. Bei der Belagerung dieser Stadt im J. 1793 ward der erste Band durch eine Kanonenkugel vernichtet und es gibt jetzt nur noch ein vollständiges Exemplar im Besitz des Engländers Standish (s. Dibdin's „A bibliograph. tour"). Auf ähnliche Weise ward im Laufe des 18. Jahrhunderts der handschriftliche Nachlaß des Engländers Joh. Davies zu Cicero's philosophischen Werken ein Raub der Flammen, ferner ein großer Theil der Auflage von Wakefield's Ausgabe des Lucretius, eine augsburger Handschrift von Cicero „De officiis" und in Zwickau Martyni-Laguna's ganzer Apparat zu Cicero's Briefen und zum Lucanus. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 349. — 14. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

„Des Fischers Glück und List", die fünfte Novelle, gehört dem Florentiner Grazzini, dem phantasiereichen Dichter, von welchem der erste Theil jene köstliche, märchenhaft schwärmende Novelle: „Verständig geträumt", und eine andere: „Der Alchemist", mitgetheilt hat und im zweiten Theile die köstliche „Birne" steht. Auch in unserer Novelle erregt die kühne, der gemeinen Wahrscheinlichkeit spottende, durch poetische Ausführung aber beglaubigte Erfindung Lust und Bewunderung. Einem reichen, widerwärtigen, menschenfeindlichen Junggesellen gegenüber wohnt ein armer ehrlicher Familienvater, ein Fischer, der jenem zum Sprechen ähnlich sieht und daher von dem Sonderling ausnahmsweise so liebgewonnen wird, daß er fast täglich bei ihm speist und ihn am Ende in der seltsamen Kunst untertauchend zu fischen unterrichten muß. Bei dieser Gelegenheit ertrinkt der Menschenfeind, und der listige Fischer benutzt seine Gestaltsähnlichkeit dazu, in dessen Kleidern sein Haus, die Ortsbewohner, ja sein eignes Weib zu täuschen, indem er als jener ertrunkene Menschenfeind von Allen anerkannt wird, ihn beerbt und sein eignes verständigtes Weib zum zweiten Male heirathet. Wie viel Köstliches der Dichter aus diesem Schwanke gemacht hat, läßt sich in keinem Auszuge andeuten.

Der hohe Werth der sechsten Erzählung: „Treulos, doch getreu", von Giov. Batt. Giraldi, auch schon aus den vorigen Theilen bekannt, muß noch mehr erhellen, wenn man bedenkt, was der Stoff dieser rührenden Geschichte unter der schlüpfrigen Feder eines Retif, oder in der zerpreßten Seele einer George Sand geworden wäre. So erst wird der Seelenadel, der sich in der vorliegenden Ausführung kund thut, nach Verdienste geschätzt werden.

Aus dem „Genius" der Frau von Gomez, die wir schon aus dem zweiten Theile kennen und welche hier schwerlich viel kurzweiliger als dort erzählt hat, ist unter der abkürzenden und die Worte frei bearbeitenden Feder des geschickten Herausgebers eine allerliebste Geschichte geworden, die uns, übrigens mit vieler Sittsamkeit, erzählt, wie ein schwärmerisches Fräulein, das sich bei der Kabbala um einen reinen Geist zum Geliebten umsieht, durch einen verstellten Engel, der Fleisch und Bein hat, zu irdischer Liebe und Ehe bekehrt wird.

„Die blonde Ginevra" (achte Novelle), von Bandello und bei ihm die siebenundzwanzigste seines ersten Theils, wird mit vollem Rechte von dem Herrn Übersetzer unstreitig eine der schönsten und an Poesie reichsten Novellen, nicht blos dieses Autors, sondern der ganzen Novellenliteratur genannt, und wir können nicht umhin, etwas länger bei ihr zu verweilen.

Auf einem Pyrenäenschlosse lebt eine vornehme Witwe mit ihrer schönen, sorgfältig erzogenen einzigen Tochter. Die Jungfrau wurde von Jedermann die blonde Ginevra genannt, weil sie so lichtes Haar hatte, daß es blanken Goldfäden glich. In diesem Hause spricht ein edler, jagdlustiger junger Ritter, der auch vaterlos war, Don Diego, ein und gewinnt zur Freude beider Mütter die Neigung des schönen Mädchens, deren hochpoetische Schilderung wir dem Leser nicht vorenthalten wollen:

Der verwandelte Jüngling betrachtete die schöne Jungfrau, die zwischen 16 und 17 Jahr alt sein konnte und einen mit sammtner Decke belegten Zelter ritt. Sie trug auf ihrem Haupte einen zierlichen Federhut, unter dem hervor die Fülle ihrer Locken auf die Schultern niederrollte, in ihren Ohren Kleinodien mit kostbaren orientalischen Perlen, und inmitten ihrer freien, edeln Stirne strahlte wie ein Stern am heitern Himmel ein in Gold gefaßter reiner Diamant. Ihre schwarz wie Ebenholz von den feinsten kurzen Härchen gebildeten glänzenden Augenbrauen spannten sich in zierlichster Bogenform über ihre Augen aus, und der Blick des Beschauenden konnte in deren Glanze so wenig wie auf der heißen Junisonne, wenn sie flammend inmitten des Horizonts schwimmt, ungeblendet oder unerblindet ruhen, sondern mußte sich vor ihnen niederschlagen, weil eben die Jungfrau damit nach ihrem freien Willen sowol zu tödten wie zu beleben im Stande war. Wenn sie sprach oder lächelte, erschloß sich der purpurne Schoos ihrer Korallenlippen über den Perlenreihen ihrer Zähne und ließ die süßesten Wohllaute der Rede ertönen. Von der länglichen Nase, den weißen rosigen Wangen, dem schönen Kinn, dem Halse von Elfenbein, den marmornen Schultern, den rundlichen Armen und der ganzen geschmeidigen Gestalt, was wäre da wol noch Anderes zu sagen, als daß Alles makellos und untadelig an ihr war. Sowie auch ihr bescheidenes, mildes und immer heiteres Wesen in der reinsten Übereinstimmung mit ihrer Schönheit stand. Sie zog des öftern die Wohlgerüche ausduftenden Handschuhe von ihrer weichen Hand und ließ die zarten, schlanken Säulchen ihrer weißen Finger sehen. Um den Alabaster ihres Hal-

ses schlang sich eine feingearbeitete goldene Kette und fiel in die Höhlung zwischen ihren dünnverschleierten, jungfräulichen Brüsten hinein.

Aus diesem Engel von Sanftmuth und Schönheit macht nun die ungerechte Eifersucht eine Furie und eine Treulose. Don Diego, der Jäger, erhält von einer andern Jungfrau, deren Liebe er sich nicht versieht, einen Sperber geschenkt, den er, ohne Arges zu denken, annimmt. Auf dies Geschenk macht boshafte Verleumdung die blonde Ginevra aufmerksam; sie geräth in Wuth und entschließt sich, mit Don Diego ganz zu brechen, verschließt sich seinem Anblicke und läßt ihm endlich sagen, er solle nur dahin gehen, woher er seinen ihm so werthen Sperber erhalten habe. Umsonst schickt er den Sperber getödtet seiner zürnenden Geliebten. Da sie in ihrem rasenden Mistrauen beharrt, flieht er mit einem vertrauten Diener in schwermüthiger Verzweiflung in die Wüste und verkündet diesen Entschluß der Geliebten, die indessen in ihrem Wahnsinne regungslos bleibt. Hier bereiten sie sich in einer Grotte zwei dürftige Lagerstätten von Buchenlaub und bringen so, von wilden Thieren, Wurzeln, Kräutern und Eicheln sich nährend, viele Tage lang in der weiten Höhle zu. Das elende Waldleben verändert Diego's blühende Gestalt, daß er abgezehrt und mager wird und einem Wilden ähnlicher als einem andern Menschen sieht. Nach 14 — 15 Monaten wird er endlich zufällig von einem alten Freunde, Rodrigo, in seiner Grotte aufgefunden und mit Mühe erkannt. Dieser gibt sich vergebliche Mühe, ihn aus der Wildniß mit sich fortzunehmen, und muß zufrieden sein, wenn sich ihm Diego insoweit willfährig zeigt, daß er ihm verspricht, zwei Monate lang ihn an diesem Orte zu erwarten und ein bequemeres Leben zu führen, während Rodrigo es versucht die blonde Ginevra wieder mit ihm auszusöhnen. Dieser überläßt seinem Freunde nun sein Feldbett und zwei Diener mit Pferden und Geld, dann eilt er nach Hause. Hier muß er erfahren und gewahren, daß Ginevra sich in einen jungen, bettelhaften, prahlerischen Basken verliebt hat, und durch seine Schliche erkundet er, daß sie bereit ist, sich von ihm entführen zu lassen. Im treuen Dienste Diego's lauert er den Fliehenden auf, durchsticht den Basken und schleppt die Entsetzte, die nicht weiß, wer ihre Verfolger sind, durch einsame Gegenden bis zu Diego's Höhle. Hier gibt sich Rodrigo ihr zu erkennen und erzählt ihr Diego's ganze Geschichte. Aber die bloße Erwähnung dieses Namens macht die Rasende vor Wuth fast platzen. Sie schilt den Ritter einen Verräther und Mörder und erklärt, niemals freiwillig bei Don Diego bleiben zu wollen. Vergebens erscheint auch dieser, dem das bessere Leben die vorige schöne Gestalt wiedergegeben hat, und versichert sie auf seinen Knien von seiner Reinheit und Treue. Die Jungfrau steht regungslos wie eine Klippe im Meere da. Entrüstet erklärt ihr Rodrigo, entweder sie soll dem Ritter, der sie nie beleidigte, ihre Gunst wiederschenken, oder gewärtigen, daß er sie wohl oder übel zwinge, Das zu thun, was sie schon längst aus freien Stücken hätte thun sollen. Das Mädchen aber wird nur unbeugsamer und erbitterter. Endlich erklärt der aufs Äußerste gebrachte Freund, daß er entschlossen ist, Don Diego seiner vielen Leiden zu entheben. „Führt das unmenschliche Weib", spricht er zu den Seinigen, „hier nebenan in eine andere Grotte und gebt ihr den verdienten Tod! Damit aber diese That verborgen bleibe, so bringt auch ihre beiden Diener um." Jetzt stößt das entsetzte Mädchen einen Schrei aus, und ihre Begleiter schreien erbärmlich um Gnade. Thränenlos fleht Ginevra nur für ihre Diener. Da tritt Diego, der sich aus tiefer Schmerzensohnmacht wiedergefunden hat, dazwischen und fleht Rodrigo bei seiner Freundschaft an, der felsenharten Geliebten zu schonen, sie frei ziehen und ihn seine Jammertage in der Waldhöhle beschließen zu lassen.

Verwunderungswürdig sind doch die Kräfte der Liebe, wenn die Liebe sie gebrauchen will, und oftmals werden die unmöglichen Dinge durch sie leicht und ausführbar. Der Jungfrau, die alle Dienstbarkeit und alles Elend ihres getreuen Liebhabers, ja sogar der Tod, den sie sich vor Augen hatte schweben sehen, nicht im Stande gewesen war zu beugen, öffneten jetzt Don Diego's letzte Worte die Augen des Verstandes. Ihre spröde Härte brach, und die wahrhafte Treue und Beständigkeit ihres Geliebten erkennend, warf sie sich, bitterlich weinend und keines Wortes mächtig, ihm an den Hals und flehte ihn unter Küssen um Vergebung an.

Nach diesem aus ganzem Holze geschnittenen Meisterwerke macht das Stückwerk der folgenden Novelle: „Die Kraft der Erkenntniß", nicht den günstigsten Eindruck. Sie ist die zweite aus des Madrider Montalban, den wir schon aus dem ersten Theile kennen, „Successos y prodigios de amor". Der verwickelte Anfang zeigt den Schüler Lope de Vega's; auf einmal aber schlägt sie ins Grausen- und Gespensterhafte um und wechselt sämmtliche Motive durchaus. Wir überlassen sie ganz dem Leser, den Einzelnes sehr anziehen, das Ganze aber wahrscheinlich unbefriedigt lassen wird.

„Die drei väterlichen Verbote" (zehnte Novelle) sind das anmuthige Werk des aus dem zweiten Theile bekannten Mailänders Straparola, des glücklichen Bearbeiters fremder Erfindungen. Ein sterbender Genuese hinterläßt seinem Sohne die drei Vorschriften: nie seiner Gattin aus Liebe ein Geheimniß zu offenbaren, keinen Fremden an Kindesstatt anzunehmen, keinem Gewaltherrscher sich je unterzuordnen. Der Sohn aber, der sich klüger als den altersschwachen Greisen hält, befolgt keines dieser Gebote. Da er mit einer schönen, jungen Gattin kinderlos bleibt, adoptirt er den Sohn einer armen Witwe, Posthumio, und erzieht ihn höchst nachsichtig. Dann wird er der Diener eines Marchese, der dem edeln, verständigen, reichen, unternehmenden Jünglinge die zärtlichste Neigung widmet. Da ihm nun die doppelte Übertretung bisher wohl gelungen ist, will der Genuese es auch mit dem dritten Verbote versuchen. Er nimmt den Lieblingsfalken des Marchese weg und gibt ihn einem Freunde aufzuheben. Dann bringt er einen seiner eignen Falken um und vertraut seiner Gattin das lügenhafte Geheimniß, daß er seinem Herrn im Übermuthe den edelsten Falken getödtet, den er sofort verspeisen will. Die Vorwürfe seiner Gat-

tin beantwortet er, ziemlich unmotivirt, mit einer derben Ohrfeige, die sodann das Motiv werden muß, daß seine Gattin die Geschichte dem Marchese verräth, der den Thäter sofort zu hängen befiehlt und ein Drittel seines Vermögens der Gattin, ein Drittel dem Pflegsohne, das letzte dem Henker bestimmt; damit das ganze Vermögen zusammenbleibt, erklärt Posthumio, das leidige Henkeramt versehen zu wollen, und kündigt dieses seinem Pflegevater ganz kaltblütig an. Während dieser, den Strick um den Hals, die Galgenleiter besteigt, ist der Freund, der den Falken bewahrt, zu dem Marchese geeilt, erlangt für den armen Genuesen Frist und Audienz, bringt den Falken herbei und errettet den Freund. Posthumio erhält nun den Strick zur Entschädigung für seine Güter und wird fortgejagt; Theodora, die Gattin, entflieht in ein Nonnenkloster; der Genuese scheidet geküßt und geehrt von dem Marchese, kehrt nach Genua zurück und verwendet all sein Gut zu milden Werken.

„Der Gang nach der Löwengrube", von Giraldi bearbeitet, auch von Bandello mit etwas veränderten Umständen, jedoch, wie der Herausgeber meint, minder gut, und von Retif nach einem unbekannten Originale vorgetragen, als Variation in den „Patrañas" von Timoneda vorkommend und am frühesten in den „Cento novelle antiche" erzählt, enthält, auf einem andern Schauplatz und mit interessanten Nebenumständen dargestellt, das schöne Motiv zu Schiller's: „Gang nach dem Eisenhammer".

Die zwölfte Novelle: „Schmelzer's Prüfungen" ist der „Insel Felsenburg" entnommen und von einer erschreckenden, aber keineswegs poetischen Natürlichkeit. Was Deutschland vor hundert Jahren, und zum Theile noch jetzt von Abschreckendem an Gewissensintoleranz, Roheit des geselligen und Gemeinheit des öffentlichen wie des Privatlebens aufzuweisen hatte und hat, ist in diese greuliche Geschichte der Verfolgung eines protestantischen Schülers durch die Jesuiten zusammengedrängt. Das Verwunderlichste an der ganzen Historie ist, wie ein deutsches, immerhin dickes Fell so viel Schläge, Hiebe und Tritte soll aushalten können, wie der arme Schmelzer empfängt, ohne in diesem Tiegel der Geduld zu nichts zusammenzuschmelzen. Sollte denn wirklich die deutsche ältere Erzählungsliteratur gar nichts Besseres geboten haben? Wir erlauben uns den Herrn Herausgeber in dieser Beziehung an Balthasar Schuppius zu erinnern, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in seinem „Salomo", seinem „Lucidor" und andern Schriften unter sehr humoristischen, kürzern Anekdoten doch auch ein paar längere mittheilt, die einer freien Bearbeitung werth gewesen wären.

„Belfagor", die dreizehnte, weltbekannte Erzählung ist nach Machiavelli's Original als ein kleines ironisches Meisterstück aufgenommen worden. Machiavelli's „wahrhaft begeisternde Sprache deutsch wiederzugeben" ist nicht blos Versuch geblieben, wie der Herausgeber bescheiden sich ausdrückt. Die Übersetzung selbst gibt uns den ungeschmälerten Genuß einer vollendeten Form und zeigt siegreich die Allgewalt der Poesie, die einen Stoff, wenn er zehnmal durch Bearbeitung und Wiederholung zur Alltäglichkeit herabgezogen wird, in unsterblicher Frische zu erhalten vermag.

Die vierzehnte Novelle: „Bestrafte Untreue", ist die sechsundzwanzigste — „La demoiselle cavalière" — aus der Sammlung „Cent nouvelles nouvelles, suivent les cent nouvelles" (wahrscheinlich die „Cento novelle antiche") ꝛc. (2 Theile, Köln 1701). Der Verf. hat dieser Sammlung schon in der Vorrede zum ersten Theile gedacht und hatte anfangs die Absicht, daraus nichts mitzutheilen. Bei nochmaligem Zusehen machte sich aber denn doch diese Geschichte bei ihm geltender als vorher. Jene Novellen wurden von den vornehmsten Edelleuten des burgundischen Hofes erzählt, zum Theil auch von dem französischen Dauphin, nachmaligem Könige Ludwig XI., der, weil er mit seinem Vater Karl VII. zerfallen, als Flüchtling an diesem Hofe lebte. Die erste Ausgabe erschien 1455 (??), von Ludwig XI. nach seiner Thronbesteigung selbst besorgt, die von dem Herausgeber benutzte Ausgabe ist äußerst selten und enthält die Novellen unverändert, selbst in der alten Sprache. Eine andere Ausgabe (London 1744) kommt auch nicht häufig vor. Die hier mitgetheilte Novelle erzählt ein Herr v. Loqueselles und sie ist auch in eine spätere pariser Sammlung aufgenommen worden. Sie ist pikant erfunden und zum Trotz aller Unwahrscheinlichkeiten keck dargestellt. Ein junger Edelmann in Diensten des Herzogs von Brabant verliebt sich in ein Edelfräulein des Landes, Namens Katharina, gewinnt Gegenliebe, muß aber zum großen Leidwesen beider Liebenden, damit der Handel verborgen bleibt, an einen andern Hof in Dienste gehen und die Zeit abwarten, wo der Himmel ihre Liebe begünstigen wird. Mittlerweile soll er sie durch Botschaften trösten. Girard — so heißt der Edelmann — thut das Erstere, aber mit dem Letztern läßt er ungebührlich warten. Inzwischen wird Katharina von Anbetern bedrängt und soll endlich einen an sich ganz würdigen Mann heirathen. Ehe sie dies thut, schützt sie eine Wallfahrt zu dem heiligen Nikolaus von Varengeville vor, um unterwegs ihren Geliebten zu sehen und ihm ihr Drangsal zu klagen. Sie steckt sich in Mannskleider, reist mit einem ihr zugethanen Oheim unter dem Namen Konrad ab und weiß diesen zu bestimmen, daß er mit ihr bei dem Baron v. Barrois einkehrt, in dessen Diensten Girard ist; dort versteht sie es so einzuleiten, daß sie, als Konrad, mit ihrem Landsmanne Girard, der keine Ahnung von ihrer Person und ihrem Geschlechte hat, Ein Zimmer und selbst Ein Bette theilt. Sie schwatzt ihm nun nach Herzenslust von den Schönen seines Vaterlandes vor, muß aber, da Girard darüber einschläft und schnarcht, wol erkennen, daß er sie vergessen hat. Endlich stellt sich Konrad selbst verliebt und Girard tröstet sie mit seinem eignen Beispiele, indem er auch seine entfernte Herrin, die Brabanterin, in den Armen eines neuen Liebchens zu vergessen suche. Im Innersten verwundet, entweicht Katharina und läßt ihrem treulosen Geliebten einen Strafbrief zurück, in welchem sie sich zu erkennen gibt. Zu spät

erwacht in Girard die alte Liebe und das Gewissen. Er eilt nach Brabant und kommt grade noch recht, um Zeuge ihrer Hochzeit mit dem würdigen Manne zu sein, dem ihr Vater sie bestimmt hatte.

„Balduin der Eiserne von Flandern", ein Vorfahr des berühmten griechischen Kaisers dieses Namens, ist eine kleine historische Novelle Bandello's, die vollkommen geschichtliche Wahrheit sein könnte, und erzählt, wie der Waldmeister Karl's des Kahlen in Flandern die Tochter seines Herrn, die Witwe des Königs Ethelwolf von England, die er und sie ihn als Jungfrau geliebt, durch einen kühnen Handstreich gewinnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoristische Land-, Luft- und Wolkenreise ins Gebirge. Ein Bruchstück vom Taunus. Von? Frankfurt a. M., Wilmans. 1836. 16. 16 Gr.

Wenn man ein Tuch von Packleinwand für Battist halten will, so kann man auch diese Reise für eine humoristische hinnehmen. Ohne diese Gutmüthigkeit seiner Phantasie aber möchte es einem Menschen von einer gesunden geistigen Constitution etwas schwer fallen, den sogenannten Humor des krummrückigen Fragezeichens als Humor zu verdauen. Das Fragezeichen ist das einzige Humoristische an dem Büchlein, das man in einer müßigen Stunde, wenn etwa der Schlaf grade ausbleibt, zur Vermehrung der Langweile wol in die Hand nehmen kann. Man wird nicht schwerer daran. Das Fragezeichen beschreibt eine Reise von Frankfurt aus in den Taunus. Es wird viel darin gesalbadert, mancherlei raisonnirt, eine Menge verkrüppelter Witze zum Besten gegeben und einige Dutzend lyrische Verse, an denen der Reim das einzige Lebenswerthe ist, schwärmen als schlagender Beweis amusanter Talentlosigkeit wie matte Fliegen mit versengten Flügeln dazwischen herum. Die Nachrede, zu der wir noch eine zweite schreiben würden, wenn uns nicht die Zeit gereute, ist ebenso witzarm als das Buch, weshalb wir gestehen, daß wir ganz und gar nicht neugierig auf die Enthüllung des hinter dem Fragezeichen verborgenen Geheimnisses sind. 108.

Literarische Notizen.

Lamennais veranstaltet jetzt eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, die, elegant gedruckt und mit des Verf. Bildniß geziert, in 12 Bänden binnen einem halben Jahre vollständig erschienen sein wird. Der sechste und siebente Band derselben sind bereits ausgegeben und enthalten die „Réflexions sur l'état de l'église" und die in Nr. 297 d. Bl. angekündigten, eben jetzt zum ersten Mal herausgekommenen „Affaires de Rome", den Bericht der Reise enthaltend, die Lamennais mit zwei andern Redacteurs des „Avenir" 1831 nach Rom unternahm, um vor dem päpstlichen Stuhle die in der genannten Zeitschrift ausgesprochenen Grundsätze zu vertheidigen. Das Buch ist wie alle Schriften Lamennais' schon durch die ganz eigenthümliche Art der Auffassung der Personen, der Zustände und der Dinge interessant. Die Reise ging über Lyon, Valence, Marseille, Toulon, Antibes, Genua u. s. w. Als Lamennais und seine Gefährten nach Lyon kamen, war in Folge des Aufstandes diese Stadt momentan in der Gewalt der Arbeiter. Der Verf. freut sich über den Sieg des Volks, das Ordnung, Freiheit und Ruhe zu behaupten wußte, und tadelt den einen Monat später mit ansehnlicher Truppenmacht in Begleitung des Herzogs von Orleans dahin gekommenen Marschall Soult, der von einer Unterhandlung mit Verräthern, die er brigands schalt, nichts wissen wollte. Etwas anzüglich erzählt Lamennais sogleich darauf: „Die Rhone herabfahrend, ward uns mitten auf dem Flusse, Valence gegenüber, ein Probchen von den Annehmlichkeiten der constitutionnellen und monarchischen Civilisation: ein Haufen Gendarmen und andere zur Policei gehörige Personen kamen in aller Hast an den Bord unseres Fahrzeugs, um alle die kleinlichen, niedern und vexatorischen Nachforschungen anzustellen, von welchen heutzutage, wie bekannt, die Sicherheit der Reiche abhängt." „In Avignon", sagt Lamennais, „bewunderten wir den ehemaligen päpstlichen Palast, prächtig noch in seinem Verfall, trotz der Entwürdigung jeder Art, die derselbe erlitten hat, trotz der schmählichen Verstümmelungen, denen er fortwährend ausgesetzt ist. Das imponirende Äußere desselben ist ein Gemisch von einem lehnherrlichen Schlosse und einem Kloster, etwas von dem Mönch Hildebrand und dem prachtliebenden Bertrand de Got; aber der Charakter der Pracht ist vorherrschend. Das Papstthum vollendete in diesen hohen, mit glänzenden Zierathen beladenen Mauern, unter diesen gemalten und vergoldeten Plafonds, im Schoos des Luxus, in weltlichen Ränken, Leidenschaften und verderbten Sitten, die Petrarch's Gemüth empörten, seine Säcularisation. Diese traurige Vergangenheit, die aber nicht der Größe entbehrt, bewegt tief die Seele Dessen, der diese schweigenden Trümmer durchschreitet, um in der Ferne andere noch zuckende Trümmer derselben Macht aufzusuchen."

Nach Italien gelangt, preist Lamennais die Schönheit des Landes und die Milde des Himmels; aber mit sichtbarer Vorliebe, den gegenwärtigen Zuständen des herrlichen Landes einen trüben Blick zuwerfend, verweilt er bei der großen Vergangenheit und verliert sich nicht in Klagen, aber in rührende, bisweilen selbst erhabene Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Sich Rom nähernd, sagt Lamennais u. A.: „Die Natur, die nie altert, bemeistert nach und nach diese prächtigen Villen, stolze Werke des Menschen, aber wie er hinfällig. Wir sahen Tauben auf den Karniesen eines von Rafael gemalten Saales nisten, den wilden Kapernstrauch aus geborstenem Marmor, welchen Flechten mit breiten grünen und weißen Schildern überdeckten, hervorwuchern. Die Religion selbst, deren vergangene Herrlichkeiten zu anbetender Bewunderung hinreißen, scheint seit zehn Jahrhunderten nur an einem mächtigen Grabe für sich gebaut zu haben. Zwölf bis funfzehn Franciscaner irren heutzutage in den unabsehbar weiten Räumen des Klosters von Assisi umher, das ehedem 6000 Mönche bewohnten. Unfern eines andern Klosters dieses Ordens stand die Kirche Santa Maria degli angeli, welche mit ihren hohen Gewölben eine noch ältere Kapelle deckte, einer Vision wegen berühmt, die der heilige Franciscus daselbst gehabt haben soll. Wir verweilten hier einige Augenblicke, um in diesem berühmten Heiligthum unsere Andacht zu verrichten. Drei Wochen später verwandelte ein Erdbeben dasselbe in einen Schutthaufen. Ein unheimliches Gefühl treibt euch in dieser schönen Gegend von einem Ende zum andern. An einer Stelle erblickt man einen alten, dem Clitumnus gewidmeten Tempel. An diesem geweihten Platze versammelte sich die italienische Bundesgenossenschaft, ehe Rom die Freiheiten alle der andern in seiner eignen erstickt hatte. Hier begegneten uns unter Bedeckung päpstlicher Sbirren ein Haufen je zwei aneinander gefesselte Unglückliche. Das Äußere Mehrer unter ihnen kündigte mehr das Unglück als das Verbrechen an. Alle drängten sich an uns und baten um einige Bajocchi. Wir hatten die Abkömmlinge der Herren der Welt vor uns!"

Die Marquise d'E***, deren „Valida" im vorigen Jahre mit großer Anerkennung aufgenommen ward, hat jetzt einen neuen Roman in zwei Bänden: „La pierre de touche" herausgegeben, der von dem Talent der Verf. in noch höherm Grade zeugt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 350. — 15. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 349.)

Die sechzehnte Novelle heißt „Kunstkennerschaft" und erzählt mit vieler Laune, wie ein Künstler angeblichen Kunstkennern mitgespielt hat, deren Vorbilder noch jeden Tages unter uns anzutreffen sind. Der Künstler, der, was ihm irgend in die Augen fiel, mit seinem Pinsel so anmuthreich nachahmte, daß, wer die Nachbildung sah, in Versuchung kam, sie für das Urbild zu nehmen, soll seine Kunst an einem Edelmann erproben, der der Dame seines Herzens sein wohlgetroffenes Bildniß ehestmöglich zusenden will. Der Maler malt ihn auch wirklich zum Sprechen ähnlich; er glaubt sich selbst eingestehen zu müssen, daß das Bild durch tiefe Auffassung, wie durch geschmackvolle Composition, beiweitem das gelungenste sei, was er je gemalt. Wie das Bild der Vollendung nahe ist, fällt dem Edelmann ein, es von einigen Freunden in Augenschein nehmen zu lassen, die von der Malerei grade so viel wußten wie die Malerei von ihnen, diese kritisiren das Bild aufs dümmste und unverschämteste; der Maler, der doch vor den vornehmen Herren in der Demuth bleiben muß, ändert und ändert, Gift und Galle in seinem Innern, und kann es ihnen doch nicht recht machen. Der Ingrimm gibt ihm endlich den Einfall ein, den er, mit Bewilligung des ganz irre gewordenen Edelmanns ausführt. Er nimmt ein Stück Leinwand zur Hand und schneidet es solchermaßen aus, daß der Edelmann in den leeren Mittelraum sein Antlitz halten kann. Die Leinwand selbst malt er mit Licht und Schatten als Hintergrund zurecht und vollendet die Täuschung durch Finsterniß des Zimmers, vortheilhafte Beleuchtung und andere kleine Kunstgriffe. So erwartet der Edelmann, seinen eignen Kopf im Rahmen, die unberufenen Kunstkenner. Diesen sind Sessel gestellt; sie kommen und beschnüffeln das Werk, während der Maler leuchtet. Nun kommen die gelehrten Ausstellungen. Sie finden die Ähnlichkeit des Bildes mit dem Originale noch geringer als zuvor. Dem Einen ist das Gesicht zu lang, dem Zweiten die Nase zu höckricht, die Augen schwarz statt himmelblau. Ja, sie hetzen sich selbst in den Tadel so sehr hinein, daß sie das Werk gradezu für eine wahre Schülerarbeit erklären. Hier vermag sich der Edelmann nicht länger zu halten und thut in der Leinwand mit einemmal den Mund auf.

Der Verfasser dieser Kleinigkeit ist Gasparo Gozzi, der Bruder des unter uns berühmtern Carlo Gozzi, geb. 1713, gest. 1786, einer der ausgezeichnetsten italienischen Kritiker und Stylisten der neuern Zeit.

Die nächste Novelle ist Retif's „Bigamist", von Herrn von Bülow, um sie, wie alle Arbeiten dieses geistreichen, dissoluten und schlüpfrigen Schriftstellers erst lesbar zu machen, frei bearbeitet. Sie ist auch in ihrer jetzigen Gestalt noch ein rechter Spiegel französischen Leichtsinns, verbunden mit viel gemeiner Beobachtungsgabe. Eine ältliche Schönheit, Witwe und durch den Witwenstand verhärtet, heirathet und plagt einen guten Mann, der sich in der Verzweiflung auf einem seiner Güter in ein junges, bildschönes Bauermädchen verliebt; und, indem er sich für einen Fremden ausgibt und sein eignes Gut sich scheinbar abkauft, heirathet er sie. Die Wonnen dieses Ehebruchs sind rückhaltslos und mit großer Vorliebe, recht verflucht sentimental beschrieben. Der entsetzliche Ausgang aber — die Novelle endet mit dem Selbstmord des Bigamisten und dem Tode der armen zweiten Frau — ist mit der größten Kälte und Gleichgültigkeit hingehudelt, und die böse Alte wird bekehrt, man weiß nicht wie.

„Wagen gewinnt" heißt die achtzehnte Novelle, welche handfestere italienische Lüderlichkeit höchst kraftvoll und lebendig zurückspiegelt. Sie ist die fünfundachtzigste des ersten Theils der „Ducento novelle del Sgr. *Celio Malespini*" u. s. w. (Venedig 1609). Der Herausgeber sprach von diesem Buche schon in der Vorrede zum ersten Theile und wollte es zuvor unberücksichtigt lassen. Bei wiederholtem Lesen darin gewann ihm jedoch die Genialität der hier vorliegenden Novelle den Entschluß ab, sie mit Entfernung der sehr bedenklichen Stellen und Verarbeitung der zuweilen flüchtigen Sprache zu verdeutschen. Die übrigens so schöne kantige Diction Malespini's hofft er dagegen in seiner Übersetzung so wenig wie möglich beeinträchtigt zu haben. Er glaubt auf diesen Autor besonders aufmerksam machen zu müssen. Viele seiner No-

vellen sind zwar nicht von ihm selbst erfunden; es gibt aber mitunter deren dennoch, und die historischen, welche er als Zeitgenosse vorträgt, möchten auch für den Geschichtsforscher wichtig sein (S. XIV, XV).

Die lustige Fabel der aufgenommenen Novelle ist kürzlich diese. Drei Lotterbuben aus Arezzo kommen, das stolze Venedig zu besehen, zu Fuße mit wenigen Groschen in der Tasche an und sehen am späten Abend in einem Kramladen eine Frauensperson Eierkuchen backen, die ihnen zu lieblich in die Nase dampfen, als daß sie nicht dem Vorschlage des muthwilligsten unter ihnen, Cechino's, gehorchen, und auf eine listige und spaßhafte Weise dieselben der Bäckerin abführen sollten. Dies geschieht, und eben schicken sie sich an ihren Raub hinter einer Kirche zu verzehren, als sie über ihren Häuptern ein Fenster öffnen und eine leise Stimme in die stockfinstere Nacht herunterrufen hören: „Ich lasse dich gleich ein, mein süßes Herz, verzieh nur noch ein klein wenig!" Sogleich ist der kecke Cechino bereit von dem Misverständnisse zu profitiren, und wie bald darauf die Thüre sich öffnet, schlüpft er trotz der Warnung seiner davonschleichenden Kameraden hinein. Der Ruf war von der unglaublich schönen, einzigen Tochter eines reichen portugiesischen Kaufmanns hergekommen; diese meint ihren Liebhaber, einen jungen Edelmann, an der Hand zu haben, den sie fast alle Montage um die erste Nachtstunde empfängt und mit großer Gefahr durch den Saal, an den das Schlafzimmer ihres Vaters stößt, auf den Boden führt, der voller Baumwolle in Ballen liegt, zwischen denen sie sich und ihrem Geliebten ein verborgenes Lager bereitet hat. Hier läßt sie den vermeintlichen Geliebten bei Wein und Leckerbissen, die der hungrige Kerl sich gut schmecken läßt, eine Weile allein, dann kommt sie wieder. Cechino weiß nicht, wie ihm geschieht, er wird umarmt und geküßt, und thut alle Dienste eines feurigen Liebhabers mit einer Zärtlichkeit, die das Mädchen an dem Edelmanne gar nicht mehr gewohnt ist. Am erwachenden Morgen sieht sie sich mit Entsetzen in den Armen eines zerlumpten Bettlers. Dieser verbirgt aber hinter seinen Lumpen eine so holde Jugend und so sittsam nobeln Sinn, daß sie nach einigem Wüthen ihm noch einmal freiwillig zugesteht, was er gezwungen und gedrungen in der Nacht geraubt hat. Dann hilft sie dem Liebetrunkenen zur Flucht in einem baumwollenen Ballen, der sofort abgeholt und in ein Gewölbe verschlossen wird, um am andern Tag nach Amerika verladen zu werden. Das Alles erfährt der entsetzte Cechino in seinem Ballen, indem er glücklicherweise nicht auf den Kopf gestellt worden ist. Endlich kommt der Schreiber, von Geburt ein Grieche, mit Tintenfaß und Pinsel den Ballen zu bezeichnen, legt seinen Kaftan und einige Geldsäcke ab und beginnt zu malen. Wie er an die Ritze kommt, durch welche Cechino athmet, steckt dieser sein Glotzauge heraus und fängt an Fratzen zu schneiden, daß Jener glaubt, der Teufel sei in dem Ballen, davonläuft und das Gewölbe hinter sich zuriegelt. Das Mädchen (die Jungfrau, übersetzt Hr. v. B. etwas zerstreut) hatte dem Entfliehenden Messer, Hammer und Zange zugestellt. Damit zerschneidet er den Ballen, schält sich aus der Wolle heraus, erbricht das Thor und entrinnt mit den Geldsäcken des griechischen Schreibers. Bei einem bekannten Schneider putzt er sich heraus, kleidet und logirt sich sodann mit Hülfe des erbeuteten Geldes ehrbar, und findet nach sechs Monaten das Mädchen in Trauerkleidern in der Messe. Ihr Vater ist gestorben, der Edelmann ihr untreu geworden; so läßt sie sich von Cechino gern ein Märchen von seiner ehrbaren Geburt aufbinden und beglückt den Halunken mit ihrer Hand.

Das ist italienische Großenweltsmoral seit Boccaz. Lug, Betrug und Unzucht bei Vornehm und Gering; und diese Laster machen nicht etwa äußerlich, ja nicht einmal innerlich unglücklich: ohne Strafe von oben, ohne Gewissensbisse innerlich, machen und genießen diese Spitzbuben, diese Dirnen ihr irdisches, höchstes Glück. Wie rein, wie tief sittlich sind dagegen die muthwilligsten unserer Volksbücher, die zur gleichen Zeit, als die vornehme Welt ihr Wohlgefallen an jenen geistreichen Schlüpfrigkeiten hatte, in den Hütten der Armen und Geringen gelesen wurden. Wie ernst ist z. B. die Tendenz des scheinbar so leichtfertigen Fortunat. Dort ist auch Leichtsinn und Lüderlichkeit die Fülle, aber nur unglücklich machen Beide die Besitzer des Seckels und des Wünschhütleins, allenthalben ist dort die Gemeinheit schon unbefriedigt und unselig, noch ehe sie vom Himmel bestraft ist.

Auf edlere Grundlagen als die vorige Novelle ist die neunzehnte: „Das glückselige Liebespaar" gebaut, die sich einer Legende anschließt, die ebensowol sich zu einer Romanze als zu einer Novelle eignen würde. Die Geschichte ist die eine der beiden Novellen, die der falschen Fortsetzung des „Don Quixote" einverwebt sind, welche zu ihrer Zeit eine Verhöhnung des großen Cervantes und seines Meisterwerks darstellen sollte. Das Buch ist in Tarragona 1614 erschienen und hatte das ungesuchte Verdienst, die Vollendung des „Don Quixote" zu beschleunigen. Der Verf. nennt sich Alonso Fernandez de Avellaneda (mit erdichtetem Namen); er war ein Aragonese und erbitterter Feind des Cervantes. Herr v. B. fand die Novelle im Grunde schlecht erzählt, er hat sie öfters abkürzen und dem Style nachhelfen müssen. In ihrer jetzigen Gestalt tritt sie ganz würdig auf. Die bis dahin tugendhafte und deswegen gefeierte Priorin eines Nonnenklosters entbrennt am Sprachgitter von Liebe zu einem Freunde ihrer Kindheit und verführt mehr ihn als er sie. Bevor sie aus dem Kloster mit ihm entflieht, tritt sie nächtlicher Weile vor das Bild der heiligen Jungfrau in der Kirche, verrichtet hier ein wahnsinniges Gebet, bittet die Mutter Gottes für ihre Nonnen zu sorgen und wirft den Schlüsselbund, mit dem sie sich den Ausweg gebahnt, vor dem Altare nieder. In einem Leben voll Sünde kommt sie vier Jahre lang nicht zu sich selbst, bis sie, ganz im Schlamme versunken, von ihrem Manne verkauft, von Buhlern verlassen, der Verzweiflung preisgegeben ist. Da kehrt sie um und kommt als reuige Sünderin in ihre Heimat zurück. Wie im Schlafe geht sie, Nachts angekommen, auf ihr Kloster zu. Da

erschließen sich ihr wunderbar alle Thüren; sie tritt in die Kirche und strauchelt über einen Schlüsselbund, der auf dem Boden liegt. Während sie sich bückt, hört sie eine Stimme über sich. O Wunder! Das Muttergottesbild hat zu sprechen angefangen, es vernichtet die Sünderin mit seinem Fluch und richtet die Vernichtete mit seinem Gnadenworte wieder auf. Du hast mir fliehend deine Nonnen ans Herz gelegt und diesen Schlüsselbund vor mir niedergeworfen. Wisse, daß ich an deiner Statt, in deiner Gestalt, Priorin des Klosters war. Geh in deine Zelle, Reumüthige, dort findest du deine alten Kleider wieder. Kein Mensch versah sich deiner Abwesenheit im Kloster. Geh und bessere dein Leben, versieh dein Amt wieder. Und so geschieht es. Bald darauf kommt auch ihr Gatte, der reuige Sünder, vor das Kloster und wird allmälig das ungeheure Wunder inne. Auch er geht in ein Kloster und unter den strengsten Büßungen vollenden Beide ein heiliges Leben.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte von Joseph Freiherrn von Hormayr. Sechsundzwanzigster Jahrgang der gesammten und achter der neuen Folge. 1837. Leipzig, Reimer. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Alles hat seine Zeit! Der Zugvogel ist dem schönen Süden zugeflogen; den reisenden Gelehrten hat die liebe Heimat wiederaufgenommen und er beginnt sich mit den Erinnerungen an das Erlebte für den langen nordischen Winter warm einzuspinnen; es beleben sich die im Sommer verödeten Gesellschaftslocale und das erste Feuer knistert wieder traulich im neu auf- und ausgeputzten Ofen. Siehe, da kommen sie auch wiedergeflogen die kleinen literarischen Gäste, die Taschenbücher, welche ihrer anschwellenden Größe nach zwar wenig Anspruch auf unsere Tasche als Wohnung mehr machen dürfen (wenn wir nicht nach alter Weise wieder förmliche Bocksbeutel oder Bücherſäcke mit uns schleppen wollen), aber doch sonst in einigem Verhältniß mit Tasche und Beutel zu stehen pflegen, ja wol gar eine Art kleiner Taschendiebe genannt werden könnten, welche unter dem Vorgeben, sie zu füllen und hineinzugehören, die Tasche leeren. Kein Wunder, wenn man sich denn zu Gericht setzt über sie, sie verhört, absolvirt oder verurtheilt, laufen läßt oder — einsteckt.

Der obengenannte junge Freund kommt zwar nur in einer graugrünlichen Jacke und nicht in Gold und Seide, wie manche seiner Namensvettern, aber er ist auch dafür bekannt, daß er zu den solidern seines Geschlechts gehört, die mehr sein als scheinen, mehr leisten als gleißen wollen. Und die Familie ist stark; es ist der sechsundzwanzigste Sohn, und der Vater noch so rüstig, daß die Mutter, die Presse, die bekannte ebenso empfängliche als thätige Frau, ihm wol noch manchen schenken wird. Nun Glück auf bis zur goldenen Hochzeit!

Wie könnten wir auch dem Ankömmlinge zürnen? Hält er uns nicht gleich beim Eingange wie einen Empfehlungsbrief ein altes wohlbekanntes Bild vor, und ein recht wohlgelungenes, des väterlichen Freundes, des Freiherrn Joseph von Hammer-Purgstall, des in Dichtkunst wie in Geschichte gleich versuchten Orientalisten. (Wer sich aber den Mann etwa in orientalischerem Costum gedacht hat, dem können wir selbst ein auf Pergament in Farben ausgeführtes Bildchen zeigen, wie der berühmte Freiherr mit Pelzmütze und Kaftan sich einmal im Orient hat malen lassen.) Dieses Portrait seines vieljährigen Freundes begleitet nun Freiherr v. H. mit einem sehr dankenswerthen Aufsatze, einer biographischen Skizze, die sich natürlich auch über die vielen Schriften Hammer's verbreitet. Hier heben wir nur zu Nutz und Frommen des gleich uns ununterrichtet gewesenen Lesers heraus, daß die am 23. März 1835 siebzigjährig verstorbene Gräfin Anna Johanna Purgstall, geborene Cransbowne (ein schottisches Geschlecht) ihn zum Erben ihres Witwensitzes, des steiermärkischen Schlosses Hainfeld, als Fideicommiß mit Annahme des Namens und Wappens Purgstall eingesetzt hat, worauf Hammer von seinem Kaiser 1836 in den Freiherrnstand erhoben wurde. So trägt der edle Freiherr einen Namen, welcher schon unter dem letzten Saller Heinrich V. urkundlich vorkommt.

Was zuerst die poetischen Gaben betrifft, welche der junge Freund darbietet, so sind es theils ältere Volkslieder wie auch die sieversshauser Schlacht des Kurfürsten Moritz, theils neue Gedichte von Duller, Vogt, Vogl, Jos. Fick, Maximilian Fischel u. A. Des Letztern Gedicht „Kaiser Albrecht's Tod" hat den Ref. besonders angesprochen, wenngleich dieser sich über Leistungen dieser Art für völlig incompetent erklärt. Die Sage vom Kaiser Karl dem Großen im salzburgischen Untersberg und Friedrich Barbarossa im thüringischen Kyffhäuser (welcher angeblich vom castrum confusionis seinen Namen haben soll) lassen sich leicht variiren. So setzt die eine Sage (S. 85) Karl den Großen auch in den tiefen Brunnen auf der Burg zu Nürnberg, ja eine andere Friedrich den Rothbart und Karl den Großen zusammen in den Untersberg. Eine ähnliche Sage geht in Ungarn von des heiligen Stephan Schatze in den Karpaten.

Eine Reihe barbarischer Scenen von Türkeneinbrüchen in Östreich gibt Nr. 6 zum Theil in Originalberichten. Wem aber diese Schlächtereien und der urkundliche Styl (oft auch eine wahre Buchstabenschlacht) nicht munden, der findet in der folgenden reich besetzten Nr. 7.: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder", eine weit genießbarere Ausbeute, die sich auch von Seiten der Darstellung ungemein empfiehlt. Beinahe kommen wir aber in Versuchung, in folgender historischer Streitsache an das kritische Gefühl zarter Leserinnen zu appelliren.

Der Longobardenkönig Autharis wirbt incognito als sein eigner Gesandter und Unterthan um die schöne bairische Theodolinde. Als sie ihm nun auch den Becher darreichte, rührte er bei dessen Rückgabe heimlich mit seinem Finger Theodolindens Hand an und „fuhr sich selbst mit der Rechten von der Stirn an über die Nase, das Antlitz herab". Die Jungfrau, vor Scham erröthend, erzählte es ihrer Amme und diese conjecturirte aus dem kühnen Wagniß, daß der Gesandte wol selbst der König sein müsse. Da wir nun nicht begreifen konnten, obgleich mit dem altbairischen Gesetze und den Strafen auf unzüchtige Betastungen in andern Gesetzgebungen jener Zeit nicht ganz unbekannt, worin eigentlich das Beschämende liegen könne, so vernahmen wir Freund Zschokke darüber. Dieser sagt in seiner „Bairischen Geschichte" (Bd. I): „Authar, den Kelch zurückgebend, drückte verstohlen mit dem Finger die Hand der Geliebten und strich der Beschämten, Niemand bemerkte es, über die erröthenden Wangen." Das ist schon etwas handgreiflicher, aber Hormayr hat quellengemäßer erzählt. Da dies jedoch für jene Zeit zu jüngferlich wäre, so schlagen wir vor, um in so hochwichtigem Streite eine Intervention zu versuchen, künftighin anzunehmen, Authar habe mit ihrer Hand sich sein eignes Gesicht bestrichelt.*) Manche dieser Sagen sind höchst lieblich und wahres Novellen- und Balladen- oder Romanzenfutter, besonders Nr. 207 von Heinrich dem Löwen und 209, 212 und die mährischen Sagen vom schönen Franz von Brünn (S. 107—132); diese sind die letzten

*) Wir finden in unsers Muratori „R. Ital. SS.", Th. I, 450, bei Paul Warnef. III, 29 Folgendes: „Delade cum Authari, quem suum esse sponsum nesciebat, (poculum) porrexisset, ille postquam bibit ac poculum redderet, ejus manum nemine animadvertente digito tetigit dextramque suam sibi a fronte per nasum ac faciem produxit. Illa hoc suae nutrici rubore perfusa nunciavit."

von den 222 in den verschiedenen Jahrgängen mit fortlaufenden Nummern mitgetheilten Sagen. Ob dieser Sagenschatz nicht einmal einen besondern Abdruck verdiente?

Da der Herausgeber nicht allein gern die alten Rubriken früherer Jahrgänge beibehält (nur die der Burgen und Ahnentafeln finden wir diesmal nicht vertreten, es müßte denn das über die Purgstalle Gesagte dafür gelten), sondern auch eine gewisse Symmetrie des Heitern und Ernsten, des Fröhlichen und Tragischen herzustellen sucht, so stößt man nach jenen freundlichen Sagen und Legenden auf einen wahren Höllen-Breughel, auf ein gräßliches Notturno betitelt: „Die Schlachtbank von Eperies 1687", von den Ungarn selbst laniena Eperiessiensis genannt, ein Pendant zu dem im vorigen Jahrgange geschilderten großen Bluttage auf dem Altstädter Ring zu Prag 1621, und der Mordweihnachten (1705) von Sendling im Jahrgange 1835. Das Gericht von Eperies wird als „der Schlußstein des unaufhörlich gegen der Ungarn Verfassung und althergebrachte Freiheit, durch List und Gewalt geführten Krieges" betrachtet. Beim Durchlesen dieser furchtbaren Erzählung geräth man neben dem Bluthund General Caraffa dem Italiener immer auf die Jesuiten und wird einen Moment mehr zur Entscheidung des Streites finden: ob die Jesuiten wirklich nicht viel zu sehr angeklagt, ob ihre großen Verdienste um Cultur, Religion und Wissenschaft nicht zu blind verkannt worden, oder ob die Worte eines neuern Historikers wirklich wahr gewesen, welcher behauptete, daß seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fast kein großes Bubenstück begangen worden sei, wo Männer dieses Ordens nicht ihre Hand im Spiele gehabt hätten. Der ganzen grauenvollen Erzählung liegt die merkwürdige Handschrift des Johann Äzik, Prof. der Geschichte und Dichtkunst in Eperies vom J. 1688 über die Schlachtbank vor Eperies und noch ein zweites nicht näher bezeichnetes Manuscript zu Grunde. Wie die zum Untergange ausersehenen Opfer künstlich in eine verrätherische Correspondenz, wobei eine berüchtigte Lagerdirne eine Rolle spielt, verwickelt werden sollen, dann auf erdichtete Briefe verhört, mit gräßlichem Foltern zu unwahren Geständnissen gebracht und grauenvoll hingerichtet werden; wie Mancher in Wien sich selbst auf diesem Wege seiner persönlichen Feinde entledigt („es ist insonderheit", heißt es S. 151, „ein Schandfleck im Ruhme Rüdiger's Starhemberg, des unerschrockenen aber ewig intriguanten und unversöhnlichrachgierigen Vertheidigers von Wien, daß er seine Nebenbuhler durch solche Künste zu vernichten suchte"); wie Kaiser Leopold viele Hunderttausend Gulden ungerechterweise einzog und zwei unglücklichen Witwen, die dies ihr Vermögen reclamirt, 200 Thaler zurückzahlte; wie er ein anderes Gut dem Sohne eines dieser Opfer vorenthält, weil, wie der Minister naiv erklärte, der Kaiser zur Consolidation und Arrondirung der Kammergüter dessen nicht entbehren könne; wie Kaiser Leopold in einem Handbillet an Caraffa sagt, man könne äußerlich den Unglücklichen das Gnadenthor nicht völlig schließen, er solle aber auf alle Empfehlungen, Gnadenbriefe und Gegenbefehle keine Rücksicht nehmen (S. 142); wie endlich dennoch eine Nemesis den Caraffa trifft — lese man selbst nach.

Die Rubrik IX: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit", ist diesmal wieder mit 20 zum Theil sehr interessanten Nummern bedacht. Dahin rechnet Ref. besonders Nr. 6: „Die Zollern am heiligen Grab 1435 beschrieben von Dr. Hans Lochner", ihrem Arzte und Begleiter. Bei Nr. 18: „Die nürnberger Reichskleinode", wird darauf aufmerksam gemacht, wie Aachen bei Reclamirung seiner Heiligthümer viel glücklicher gewesen, aber auch Nürnbergs Anrecht auf die vom Kaiser Sigismund ihm anvertrauten Reichskleinodien noch keineswegs erloschen sei. Das feierliche Zurückstellungsrecepisse von 1796 und das urkundliche ewige Aufbewahrungsrecht sei mit der Reichsfreiheit noch nicht erloschen.

Schon seit mehren Jahren ist das berühmte bairische Hohenschwangau (von dem doch ein guter Stahlstich eine sehr erfreuliche Beigabe für einen der nächsten Jahrgänge des Taschenbuches sein würde) stehender Artikel des Taschenbuches. Auch diesmal ist mehrfach von ihm und seinen Bewohnern die Rede. S. 280 kommen die Letztern im Mittelalter auch als kühne Wegelagerer vor. Sehr reich ist die Nr. 20 dieser Rubrik: „Ungarica", besonders durch das Tagebuch eines kaiserlichen Beamten Johannes Schuster aus Wien von 1677—1704. Wir heben hier nur einen Zug von Kaiser Leopold's Fassung heraus, der eben in Laxenburg bei der Tafel saß, als der Blitz in das Zimmer schlug. Während Alles verwirrt durcheinander rannte, sprach er ganz ruhig: „Da uns Gott ein sichtliches Zeichen gegeben, daß jetzt besser Zeit zum Beten und Fasten, als zum Schmausen sei, so traget die Speisen ab", hierauf ging er in die Kapelle. Unter der zehnten Rubrik: „Tiroler Grabschriften und Denkmale", wird man wichtige Beiträge zur tirolischen Adelsgeschichte finden.

Wer mit uns einverstanden ist, daß das deutsche Städtewesen im Mittelalter als einer der Haupthebel deutscher Cultur nicht genug berücksichtigt werden kann, wird sich über die reich ausgestattete elfte Rubrik: „Beiträge zur Rubrik des östreichischen Städtewesens", sehr freuen, obgleich für gewöhnliche Taschenbuchsleser der Inhalt, der aus 50—60 Urkunden aus dem 15. und 16. Jahrhundert besteht, etwas unerbaulich sein möchte. Sämmtliche Urkunden gehen diesmal die östreichische Stadt Wels an. Eine Fortsetzung dieser Rubrik wird S. 400 versprochen. Freiherr von Hormayr ist einer der glücklichsten und eifrigsten Urkundenentdecker und Bekanntmacher. Ihre Zahl geht in die Tausende. Allein ebenso gewiß ist, daß Nichts ungenießbarer als eine solche hier und da ohne Plan und Ordnung, Zeit und Sichtung herumgestreuete Sammlung. Darum begann schon der Herausgeber im vorigen Jahrgange ein sehr dankenswerthes Directorium der vorzüglichsten von ihm entdeckten und herausgegebenen Diplome, welches nun hier von S. 485—518 oder von den J. 1130—1202 fortgeführt und im nächsten Jahrgange fortgesetzt wird.

Im vorjährigen Taschenbuche schilderte v. H. bei Gelegenheit eines Gedichtes von Collin auf ihn einen Theil seiner literarischen und archivalischen Laufbahn; jetzt gibt ihm ein in der leipziger und daraus in der braunschweiger Zeitung erschienener wiener anonymer Correspondenzartikel vom 20. Jul. 1836 Gelegenheit auch von seiner politischen Thätigkeit und zwar, wie es nicht Jeder zu thun im Stande ist, in lauter urkundlichen Zeugnissen reden zu können, welche seine vielbesprochene politische Thätigkeit 1809 in amtliches Licht setzen. Pater Abraham von Santa-Clara hat dazu die Überschrift Gemisch-Gemasch hergeben müssen. Möge keine ähnliche oratio pro domo nöthig werden! 39.

Literarische Notiz.

Ein gewisser Victor Hennequin, ein sehr junges pariser Talent, hat eine „Voyage philosophique en Angleterre et en Ecosse" herausgegeben und diese, als Erstlingsversuch des 19jährigen Sohns, seinem Hrn. Vater zugeeignet. Wenn aber der Vater dieses blutjungen Yorick's nicht empfänglicher für seine Primitien ist, als die englische Kritik sich zeigt, so wird er sein Büchlein umsonst geschrieben haben, wie es auch wol bessern Leuten hin und wieder zu gehen pflegt. „Wenn irgend ein lesender Mensch", so drückt sich die englische Kritik aus, „in dem vorliegenden Octavband Philosophie, Contemplation oder nur gesunden Menschenverstand erwartet, so wird er sich sehr getäuscht finden. Vielmehr ist dies Büchlein eins der armseligsten Erzeugnisse jener allgemeinen Schriftstellermasse, welche sich aus einer „Grande nation" nunmehr zu einer bloßen „Jeune France" gemacht hat. Als zu diesem Genre gehörig, entfaltet Hrn. Hennequin's Buch wenig Vernunft, gar keine Philosophie und eine ungeheuere Menge Ignoranz. So viel ist ganz gewiß, daß wir, wenn dies Buch als ein Erziehungsfehler angesehen werden muß, nicht die Verantwortung des ältern Hrn. Hennequin auf uns laden möchten." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 351. — 16. December 1836.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Dritter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 350.)

Wir eilen an der zwanzigſten Novelle eines Ungenannten (S. xv fg.): „Die drei Geduldsproben", in der ein alter langmüthiger Eheherr ſeiner lüſternen, jungen Hälfte die Luſt nach Liebhabern durch einige tüchtige Aderläſſe vertreibt, und an der einundzwanzigſten „Der Kaufmann von Venedig", aus welcher Shakſpeare den ſeinen geſchöpft hat und welche vom Verf., Giovanni Fiorentino, den „Gestis Romanorum" entlehnt worden iſt, vorüber, um die beiweitem ſchönſte Novelle Lope de Vega's, die zweiundzwanzigſte dieſes Theils, „Die Schickſale Dianens" (auch im ſpaniſchen Texte) betitelt, näher ins Auge zu faſſen. Hr. v. B. erklärt, ſich in ſeiner Überſetzung nicht immer an die Worte des Originals zu halten, da des Verf. Styl bekanntermaßen nicht ſo claſſiſch ſei, daß er gewiſſenhafte Treue zuließe oder gar nothwendig machte. Auch von den eingeſtreuten Gedichten hat er nur ſo viel beibehalten, als nöthig waren den Charakter der Novelle in ihrer Integrität zu erhalten. Ohne vortrefflich zu ſein, ſind dieſe Gedichte doch charakteriſtiſch, und inſofern kam es ihm darauf an, den zuweilen verworrenen Sinn der Worte ſo gut, wie es ſich thun ließ, aufzuklären. Dies iſt auch der Grund, warum ſeine Überſetzung die Aſſonanz aufopfert. Die Fabel dieſer köſtlichen Novelle iſt jenes erfindungsreichen Dichters vollkommen würdig, die Tendenz rein und edel, die Ausführung lebensvoll und markig, und der Vortrag mit Bildern und Sinnſprüchen, ſtets am paſſenden Orte, wie mit Perlen ausgeſchmückt.

In der Stadt Toledo leben zwei innige, edle Freunde, der reiche Sohn einer Witwe, Octavio, und der arme Celio, dieſer verliebt ſich in Octavio's ſchöne, ſittſam und glanzlos erzogene Schweſter, Diana, wie denn „die Roſe des Morgens keines andern Reizes als ihres natürlichen Thaues bedarf, während ſie abgeſchnitten, aller Künſtlichkeit des Straußes zum Trotz, doch von ſo kurzer Dauer iſt und ſobald dem Auge misfällt". Celio gewinnt, ohne Octavio's Wiſſen, die Liebe der Jungfrau. An einer Strickleiter ſteigt er Nachts zu ihrem Fenſter empor und vertieft ſich auf den ſchwanken Sproſſen ſo lange in zärtliche Geſpräche mit der Geliebten, bis einsmals dieſe, von Liebe überwältigt, dem Einſteigenden nur geringen, ſchweigſamen Widerſtand leiſtet und er die in Ohnmacht Fallende auf ihr Bett bringt, „wo ſeine Thränen als Waſſer zu ihrer Erfriſchung und als Feuer zur Entzündung ihres Herzens dienten; denn wie man wol in Winternächten halb wachend vernimmt, daß es regnet, alſo empfand Diana, halb im Traume der Ohnmacht und halb im Erwachen ihrer Gefühle, Celio's auf ihr Antlitz niederfallende Thränen". Bald trägt ſie von ihm ein Kind unter dem Herzen und in der Verzweiflung verabreden beide Liebende die Flucht nach Indien, „denn bereits war an Dianen der neue Gaſt ſichtbar, den ihr Schoos umſchloß, und breitete ſich allmälig aus, da er in ſeinem eignen Hauſe war". In einer ſchwarzen Nacht hat ſie die koſtbarſten Juwelen nebſt Geld ihrer Mutter entwendet (dies iſt der einzige unedle Zug in der Novelle) und erwartet ihren Geliebten. Dieſer aber wird mit Octavio in einem Spielhauſe unverſchuldet aufgehalten; durch ein unſeliges Misverſtändniß übergibt Diana einem Fremden, den ſie für Celio hält, den Koffer, und da dieſer nicht wiederkommt, entflieht ſie allein auf einem Pfade zwiſchen rauhen Felſen in den Wald. Der zu ſpät gekommene Celio, vom Verdachte der Mitwiſſenſchaft um die Flucht frei, erbietet ſich ſeinem Freunde und deſſen Mutter, die Verſchwundene zu ſuchen und ohne ſie nicht wieder zurückzukehren. Während er ihrer Spur vergebens nachgeht, ſie zuletzt auf dem Wege nach Indien glaubt und ein Schiff beſteigt, ihr dorthin nachzufolgen, wird Diana „in einem Thale, das nach verſchiedenen Seiten hin ein Bach durchſchnitt, deſſen Waſſerſtreifen zwiſchen Binſen und Kolbenrohr durch, gleichſam wie Stücken eines zerbrochenen Spiegels erſchienen", wo die Arme, ſich verlaſſen und verrathen glaubend, in tödtlicher Ohnmacht ruht, von einem liebenden Schäferpaar gefunden, erweckt und in die Wohnung des Mädchens geleitet, deſſen Vater, von ihrer Schönheit und Demuth gerührt, ſich allmälig ihr freundlicher zuwendet. Nach zwei Monaten erfolgt ihre Niederkunft mit einem ſchönen Sohne.

Seltſamerweiſe geht oft, wo Alles an einem Erben gelegen iſt, in Folge eines geringen Gelüſtens, das entweder aus Schamhaftigkeit verſchwiegen wird, oder nicht befriedigt werden kann, die Frucht und wol ſogar der Baum ſelbſt verlo-

ren, während hier nach so übergroßer Trübsal und solch beschwerlichen, unter Hunger und Kummer barfuß zurückgelegten Wanderungen dies unglückselige Kind den Hafen des Lebens ungefährdet erreichte.

Einen Monat nach ihrer Genesung läßt Diana Phyllis der Schäferin ihr Kind als Unterpfand der Genesung zurück, nebst einem werthvollen Kleinod, davon die Erziehung des kleinen Celio zu bestreiten. Dann wandert sie in männlicher Kleidung weiter, sucht zu Bejar einen Herrn und findet ihn in einem Landmann, der die Heerden des Herzogs als Oberschäfer weidet und eines Hirtenburschen benöthigt ist. Die Bauersleute gewinnen den anfangs von ihnen geneckten Knaben lieb und der Oberhirt nimmt ihn in seinem Hause auf. Dianens Verkleidung bringt sie hier in große Verlegenheit. Die achtzehnjährige Tochter des Hirten, Silveria, verliebt sich in den mädchenhaften Knaben, der, die Laute so lieblich spielt, und Silveria's Anbeter, ein ehrlicher Student, von dem zu seiner Qual immer das Instrument entlehnt wird, verzweifelt fast vor Eifersucht. Aus diesen Verlegenheiten rettet Dianen der Herzog, der, bei seinem Diener einkehrend, auf den lieblichen Hirtenknaben aufmerksam wird, das verkleidete Mädchen mit sich nimmt und sie so werth hält, als sie es verdient. Mittlerweile ist der treue Celio zu Schiffe auf dem Wege nach Indien. Durch einen jener Zufälle, die dem Lustspieldichter immer zu Gebote stehen, lernt er in seinem Schiffer den Räuber von Dianens Koffer kennen, erstickt ihn in Folge eines Wortwechsels und wird nach erfolgter Ankunft in Indien deswegen in den Kerker geworfen. Unterdessen dient Diana dem Herzoge als getreuer Knappe, wird von ihm zum Kammerdiener erhoben, mit an den Hof des katholischen Königs genommen und, da dessen Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruht, demselben geschenkt. In des Königs Diensten steigt er immer höher, und selbst die Ungnade, in welche sie ihr unzeitiges Lautenspiel bringt, muß zu ihrem höchsten Glück dienen. Denn da in Indien Unruhen ausgebrochen sind, wird sie als Generalcapitain des neueroberten Landes vom Hofe entfernt und dorthin beordert. Spanier wie Indier erfreuen sich ihrer Ankunft, denn sie straft und belohnt, ohne ihre Hände zu beflecken. Zuletzt kommt sie nach Cartagena und erblickt dort, die Gefangenen besichtigend, ihren Celio, den sie, wie abgezehrt und bleich er auch ist, alsbald erkennt. Sie drängt die Thränen ihrer Augen in ihr Herz zurück, und nachdem sie vergeblich versucht hat die Verwandten des getödteten Schiffers durch Bitten zu beschwichtigen, läßt sie ihn als Gefangenen auf das Admiralschiff bringen und speist und verkehrt hier mit ihm unerkannt. Erst in Sevilla entdeckt sie sich dem König und dem Geliebten. Celio erkennt in dem Gouverneur sein schönes Weib, das ihm so viele Thränen und Leid gekostet hatte. Die Vermählung wird herrlich gefeiert und die Schäferin Phyllis, im groben Hirtengewande, aber mit schönem Antlitz und auf die Schultern niederwallenden Locken bringt dem zärtlichen Liebespaare den Sohn.

Die dreiundzwanzigste Novelle heißt: „Die natürliche Tochter", stammt von Retif und ist verhältnißmäßig sittsam und mit viel psychologischer Wahrheit abgefaßt. Nur einmal zeigt sich die moralische Stumpfheit des Franzosen, wo er den Vater, ehe er in dem hübschen Mädchen die natürliche Tochter vermuthet, sie bis zur Zudringlichkeit liebkosen läßt und dem Mädchen doch zumuthet, das Alles als väterliche Zärtlichkeit zu dulden.

„Wie gewonnen, so zerronnen", ist eine Bagatelle, deren Schluß ihr Räthsel enthält: „wie im Wasser verlorene Acten durch einen Wolf wiederersetzt werden können, der seinen Schwanz durch das Spundloch eines Fasses stecken und sich so fangen lassen muß." Die Auflösung findet der Leser in der spaßhaften Geschichte, die den Nachahmer Boccaccio's, Sacchetti, welchem schon der erste Theil einen Schwank nacherzählt, zum Verfasser hat.

Den dritten Theil beschließt endlich Bandello's: „Romeo und Julie", durch Shakspeare weltberühmt geworden, und freilich so meisterhaft behandelt, daß jede frühere Erzählung dagegen in Schatten tritt, obgleich sich der Dichter streng an die gegebenen Motive gehalten hat. Wir machen deswegen auch keinen Auszug und theilen noch weniger etwas Vereinzeltes mit; durch Beides würde die Novelle der unsterblichen Schöpfung des Genius gegenüber vollends in ungerechten Schatten gestellt. Dagegen siehe hier Hrn. v. Bülow's erschöpfende literarhistorische Notiz aus S. VII fg. Dieser zufolge war der erste bis jetzt bekannte Autor, der diese Novelle erzählte, Massuccio; mit andern Namen und ohne Kunst erzählte sie sodann Luigi da Porto, geb. zu Vicenza 1485, gest. 1529, tapferer Hauptmann im venetianischen Kriegsdienste; an ihrer Bearbeitung soll, einem unsichern Gerüchte nach, Pietro Bembo Antheil gehabt haben. Nach Luigi wurde der Stoff in ottave rime gebracht und noch vor der ersten 1535 veranstalteten Ausgabe seiner Novelle (Venedig 1533) gedruckt. Bandello erzählte nach Luigi, aber viel kunstreicher als dieser. Beide sagen aus, ein gewisser Alessandro Peregrino von Verona habe ihnen die Novelle erzählt. Diese ist früh und spät wiederholt in alle Sprachen übersetzt worden. In den „Comptes du monde avanturieux" ist sie nach Massuccio bearbeitet; deutsch erzählt sie Harsdörffer; spanisch, mit ungeschickten Veränderungen, Don Diego de Agreda y Vargas. Dazu bringt Hr. v. Bülow aus den „Quellen des Shakspeare" von Th. Echtermayer, L. Henschel und K. Simrock noch die Nachricht bei, daß Girolamo della Corte in seiner „Istoria di Verona" (Verona 1594) die Geschichte ebenfalls als eine wahre Begebenheit aus dem 14. Jahrhundert erzähle, der Historiker aber wahrscheinlich den Stoff von der Novelle entlehnt habe. Nach Simrock gibt es auch ein italienisches Trauerspiel „Romeo und Julie", von Luigi da Groto. Daß Shakespeare hauptsächlich nach Bandello arbeitete, ist entschieden.

Noch enthält die Vorrede ein Verzeichniß von unbedeutenden oder für den Zweck des Buchs nicht brauchbaren Novellisten. Es sind dies der Portugiese Gasparo

Pires de Rebelo (Lissabon 1701), die Spanier Don Andres del Castillo (Madrid 1734), Joseph Camerino (Madrid 1623, 1736), Don Diego de Agreda y Vargas (Madrid 1724), Alonso Geronimo de Salas Barbadillo (Madrid 1621, 1623), Francisco Santos (Madrid 1668, 1686), und ein Buchhändler, der in dem Patrañuelo (Sevilla 1576, 1583) ein guter Nacherzähler der italienischen Novellisten ist; ferner die Italiener Lelio Altophilo (Paris 1547), Pietro Fortini (1550), Giovanni Brevio (Rom 1545, wiederholt 1799), Marco Cademosto da Lodi (1544), Camillo Scaligeri della Tratta (Venedig 1627, Bologna 1668), Francesco Albergati Capacelli und Gianfrancesco Altanesi (Venedig und Leipzig 1781), endlich ein ungenannter, altdeutscher Bearbeiter von 12 Erzählungen aus den „Gestis Romanorum" und die Französin d'Aulnoy (Haag 1693). In Bezug auf die portugiesische Novellenpoesie bejammert der Herausgeber, daß der einzige große Dichter der Nation, Camoens, gar nichts für dieselbe gethan hat. 33.

Russische Literatur.

Romane, historische und unhistorische, Gedichtsammlungen, gereimte und ungereimte, erscheinen in großer Menge und kaum zählbar. Um doch Einiges zu nennen und auszuzeichnen, sei aus billiger Rücksicht auf den berühmten Verf. zuerst genannt: „Pamiatnyja zabiski etc.", d. i. Denkniſſe des Titularraths Tschuchin, oder die gewöhnliche Geschichte eines gewöhnlichen Lebens, von Thaddäus Bulgarin (zwei Theile, Petersburg 1836). Auch bei begabten Schriftstellern tritt oft, wenn sie viel schreiben, eine Erlahmung der Phantasie ein, indeß die Finger nicht nur nicht erlahmen, sondern immer rüstiger ihr Werk verrichten. Dadurch stößt man in solchen Werken auf eine Ebbe des Gedankens und auf eine Flut von Worten, auf Magerkeit des Inhalts und Breite der Form. Es ist ein Backwerk, bei dem der geübte Bäcker den blähenden Hefen nicht gespart hat. In der Art sind die „Denkwürdigkeiten des Herrn Raths Tschuchin". Es ist ein armer Autodidakt, ohne Geld, ohne Schulkenntnisse (er hat keine Lehrer bezahlen können), der sich jämmerlich durch die Welt hilft, einige niederwerfende Fußtritte des Schicksals und auch der Menschen erleidet, sich indeß wiederaufrafft und im fünfundzwanzigsten Jahre eine wohlhabende Frau heirathet, mit der er sich auf ein Gut in Livland zurückzieht. Man sieht, er ist noch jung der Memoirenschreiber, daher hat er denn auch noch nichts recht Merkwürdiges erlebt, indessen verspricht er die Fortsetzung seiner Denkniſſe, wenn er erst Livland wieder verlassen hat, „denn dort", sagt er auf der vorletzten Seite des Buchs, „gibt es bei der deutschen Bevölkerung des Landes nichts weiter zu thun, als Taback zu rauchen und Boston zu einem Pfennig, Whist zu drei Silbergroschen zu spielen, dabei in der Stadt auf schlechtem Pflaster und außerhalb derselben im Sande spazieren zu gehen". Möge Hr. Tschuchin den Vorsatz ausführen und mit seiner seltenen Beobachtungsgabe sich in Länder wenden, wo kein Taback geraucht und hoch gespielt wird, wo es Trottoirs gibt und festen Boden.

Von dem ausgezeichneten pseudonymen Erzähler, dem sogenannten Kosacken Wladimir Luganski sind wiederum einige Novellen erschienen. Sein eigentlicher Name ist Dahl und er der Herkunft nach ein Deutscher, aber er gefällt sich unter dem selbstgewählten Kosackennamen, den er durch Schlichtheit seiner Erzählungsweise und glücklich copirten Volkston zu rechtfertigen sucht. Sein neuestes Buch heißt: „Byli i nebylizi etc.", d. i. Wahrheit und Dichtung (zwei Theile, Petersburg 1836). Die Erzählungen, die der zweite Theil enthält, sind im drolligen Volkston abgefaßt, dagegen entwickelt der Verf. in den beiden Novellen des ersten Theils ein anderes Talent. Es ist die höhere Gesellschaft, in der er sich bewegt, und mit sehr viel Anmuth erzählt er zwei kleine Begebenheiten, von denen die eine im südlichen Polen, die andere noch südlicher in der Walachei vorgeht. Er stellt darin ein lebhaftes Bild des Lebens in diesem, in gesellschaftlicher Hinsicht, wenig bekannten Lande auf. In kurzen Umrissen, aber voll Charakter, schildert er dessen bunte Bevölkerung, den trugvollen Griechen, den stolzdemüthigen moldauischen Magnaten, den herumvagirenden Zigeuner. Die Schönheit der moldauischen Frauen wird nicht übersehen und ein hübsches seelenvolles Bild ist das Zigeunermädchen Kassandra.

Ein anderer beliebter und talentvoller Erzähler ist N. Gogol. Er hat in seinen Novellen und Märchen gleichfalls den Volkston nachzuahmen gesucht wie Luganski, nur beschränkt er sich dabei auf die Eigenthümlichkeiten einer einzelnen Provinz. Es ist Kleinrußland, das er darstellt, und es sind kleinrussische Bauern und Kosacken, nicht die Priester, sondern die Küster jener Gegenden, die er auf die Scene führt. Die Darstellung des Volkslebens in allen Wendungen und Nuancen gewinnt durch solche Bestrebungen. Eine Sammlung dergleichen Erzählungen von Gogol ist unter dem Titel erschienen: „Wetschera na chutore etc.", d. i. Abende auf dem Weiler (zwei Theile, Petersburg 1836). So jung das Buch ist, so hat es doch auch schon eine Fortsetzung erhalten: „Mirgorod, powesti etc.", d. i. Mirgorod, Erzählungen, als Fortsetzung der Abende auf dem Weiler (zwei Theile, Petersburg 1836). Von demselben Gogol hat man auch dramatische Werke.

Ein vielgepriesener Dichter des jüngern Geschmacks, Wladimir Benediktow, hat einen Band seiner zerstreuten Gedichte gesammelt und drucken lassen: „Stichotworenija *W. Benediktowa* etc.", d. i. Gedichte von W. Benediktow (Petersburg 1835). Es sind lyrische Ergüsse in wohlklingenden, tadellos gereimten Zeilen. Der Inhalt: Liebe, Schwermuth, Großmuth, Kriegserklärung allem Bösen und Niedrigen, kurz Alles, was ein junger, gutgesinnter Dichter in seinen Versen zu vereinigen pflegt. Empfindelnd singt er:

Der Dichter will des Herzens Wehen
Mit ihm verwandten Herzen theilen,
Und in der Klänge milder Flut,
Entströmt ihm sein erhabner Schmerz.
Die laute Welt umgibt den Sänger,
Sie rauscht ihm ihren Beifall zu.
Doch wird des Sängers Schmerzenston
Von kalten Herzen nicht begriffen.
Er singt von seinem ew'gen Sehnen;
Und seiner Qualen Feuerflamme
Erglühet in dem Klang der Saiten
Und lodert in den Tönen fort.
Er fleht und bettelt nur um Thränen,
Doch diese Thränen quillen nicht.
Nicht heiße Zähren sind sein Lohn,
Nur eiskaltes Bravorufen!

Zürnend und kühn ruft dagegen der Dichter in einem andern Gedicht aus:

Ein Kämpfer bin ich, ein Kämpfer fürs Recht,
Schaut hier die Leier zerschlagen.
Nach dem Schwerte greif' ich, um kühn im Gefecht
Den Kampf mit dem Unrecht zu wagen!

Abermals ist ein Naturdichter neben den frühern, nämlich Slepuschkin, Suchanow, Alipanow erstanden. Ihr jüngerer Mitbruder heißt Alexius Kolzow, ist eines Bürgers Sohn in Woronesch, jetzt 26 Jahr alt und seinem Gewerbe nach ein Viehhändler. Er hat nur ein Jahr in einer Elementarschule Unterricht gehabt, lernte nothdürftig lesen und verdankt die weitere Ausbildung eignem emsigen Studium in meistentheils erborgten Büchern. Ein Band seiner Gedichte ist gedruckt: „Stichotworenija *Alekseja Kolzowa*", d. i. Gedichte von A. Kolzow (Moskau 1835). Neuere Gedichte von ihm finden sich

in den Zeitschriften, die meisten derselben betreffen Gegenstände und Auftritte des Landlebens, einen jedoch überschreitet dieser Kreis. Hier ist es in einer treuen Übersetzung und reimlos wie das Original:

Das Geheimniß.

Nebel bergen Wasser,
Wasser netzt die Erde,
Erde bringet Früchte,
Ohne Zahl gibt's Sterne,
Ohne Maß gibt's Leben.
Hell ist bald, bald finster
Die Natur, die hehre!

Alternd in den Zweifeln
Über Unerforschtes,
Gehn dahin die Zeiten,
Tausende von Jahren,
Jedes Menschenalter
Fragt den Zeitenwechsel:
„Was ist das Ergebniß?" —
— „Frage du die Zukunft!"
Ist der Zeiten Antwort.

Aufwärts im Gebete
Strebt der Geist, der helle:
„Schöpfer der Gedanken,
Gib den Grund der Schöpfung!"
Antwort kommt, verhallet,
Leis im Windesräuseln,
Laut im Sturmestoben,
Die Gedanken treffend.

Was wird in der Zukunft
Welt, Natur enthüllen?
Flackre auf, o Ampel,
Vor dem Heiligenbilde!
Schwer ist wirres Sinnen,
Leicht und süß Gebet mir!

Eine etwas ältere Gedichtsammlung ist folgende: „Stichotworenija etc.", d. i. Gedichte von Nikolaus Lindfors (Petersburg 1834). Es ist ein bunter Verein von Fabeln, Episteln, Grabschriften, Sonetten, Liedern, Balladen, Elegien. Aus den elegischen Gedichten sei folgendes in treuer Übersetzung mitgetheilt:

Der Einsame.

Ich entzieh mich den Gelagen
Munterer, glänzender Genossen;
Ich entfliehe den Flammenblicken
Junger, schöner Siegerinnen.
Einsam in den eignen Pfählen,
Weil' ich ruhig sinnend, ernst,
Und mein kalter Blick, er gleitet
Über Weltlärm und Getreibe.
Aus der Fernsicht scheint mir alles
Buntes Spiel, kaleidoskopisch.
Mein Gemüth glänzt ungetrübet
Wie ein stiller Wasserspiegel.

„Seelenlos ist er, ein Greis schon,
Nicht ein Wesen, blos ein Schatten!"
Hör' ich Nachbarn um mich schreien.
Aber Menschen seid verständig,
Mengt euch nicht in fremdes Dasein.
Hindert's euch in eurem Schlafe,
Wenn ihr fremde Ruh und Sinnen
Nicht mit wüst Geschrei behindert?
Seid doch ruhig! aber wenn ihr
Dieses Herz wollt heilen, kräft'gen,
Nun so kommt heran und schwöret,
Daß ihr lieben könnt, ja lieben!

Unter den Zeitschriften setzt die „Bibliothek für Lecture" ihre ausgezeichneten Leistungen fort und Prof. Senkowski, der lange Zeit hindurch unter dem Pseudonamen Baron Brambaus witzige und scharfsinnige Aufsätze für dieselbe lieferte, hat nun offen die Redaction der Zeitschrift übernommen. Neben derselben ist seit kurzem lärmend und glänzend wie eine Rakete eine neue Zeitschrift aufgestiegen. Sie heißt: „Souremennik", d. i. der Zeitgenosse, und wird von dem berühmten Dichter Alexander Puschkin herausgegeben. In den ersten Heften ist das Interessanteste des Herausgebers „Reise nach Erzerum während des Feldzugs im J. 1829". Die Darstellung ist lebhaft, anziehend, aber die Beobachtungen des Dichters mehr witzelnd als tief. In Erzerum erblickt den Verf. ein gefangener Pascha und verwundert, einen Mann im Frack einzig und allein mitten unter Uniformen zu sehen, fragt er, was der also Ausgezeichnete zu bedeuten habe? Es wird ihm die Antwort, es sei ein Dichter. Da legt der Pascha die Arme kreuzweis über die Brust, verneigt sich vor Puschkin und sagt: „Gesegnet sei die Stunde, da wir einem Dichter begegnen. Ein Dichter ist Bruder dem Derwisch. Er hat keine Heimat und kein irdisches Gut, und während wir Armselige uns abmühen um Ruhm, Herrschaft, Schätze, wandelt er sorglos mit den Königen und diese verneigen sich vor ihm."

Neben den schönen haben auch ernste Studien ihre Leistungen zu Tage gefördert. Nicolai Polewoi hat in Moskau den ersten Theil seiner: „Ruskaja Wiwliofika", d. i. Russische Bibliothek, herausgegeben und arbeitet an der Fortsetzung. Es ist eine Sammlung alter bis jetzt ungedruckter Urkunden und andern geschichtlichen Materials. Russow hat ein Werklein über isländische Sagen in ihrem Bezuge auf alte russische Geschichte und ein anderes über die Echtheit des alten Heldengedichts „Igor's Zug" herausgegeben. Im Fach der Reisebeschreibungen sind als ausgezeichnete Leistungen zu nennen: Lütke's „Reise um die Welt auf dem Kriegsschiff Seniawin in den J. 1826—29" und Konstantin Basili's „Archipelagus und Griechenland", welches Berichte eines Augenzeugen über die griechischen Zustände in den J. 1830 und 1831 enthält. Im Bezuge auf einheimische Philosophie ist eines Aufsatzes in der Moskauer Zeitschrift: „Der Teleskop", und nach diesem im „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung", März 1836, besonders zu gedenken. Es ist der Aufsatz wiederum aber ein Auszug aus einer deutschen, ungedruckten Handschrift: Gregor Skoworoda's Lebenswandel und Wirkungskreis, oder historische Würdigung seiner Schriften, als Beitrag zu einer Geschichte der slawischen Volksweisheit in Briefen an Joh. Jos. Görres. S.

Notizen.

Einem Briefe aus Algier zufolge ist der dortige Bibliothekar Berbrugger mit der Expeditionsarmee nach Konstantine abgegangen. Eine beträchtliche Geldsumme ist vorzüglich zum Ankauf arabischer Handschriften zu seiner Verfügung gestellt worden. Die einst so berühmte Gegend von Konstantine bietet der historischen Forschung ein sehr günstiges Feld. Von den lateinischen Schriftstellern haben wir nur ungenügende Nachrichten über die letzte Periode der römischen Niederlassungen in Afrika erhalten; in den Annalen der Araber, die von mehren tüchtigen Schriftstellern abgefaßt wurden, ist eine befriedigende Entwickelung des Verfalls der römischen Macht auf diesem Punkte zu suchen. Im Interesse der Wissenschaft muß man wünschen, daß B. in seinen Bemühungen glücklich sei und historische Schätze zu Tage fördere.

Rossseuw St.-Hilaire, Professor der Geschichte an der pariser Universität, wird eine vollständige, aus den besten Quellen bearbeitete „Histoire d'Espagne" herausgeben. Der bald erscheinende erste Band ist der Geschichte der Spanien erobernden deutschen Völker, vornehmlich der Westgothen, der unmittelbar darauf herauskommende zweite der Geschichte Castiliens gewidmet. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 352. — 17. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die Räumung Illiſtrias auf der einen Seite und die Berichte aus Teheran auf der andern geben dem hiſtoriſchen Inhalte dieſer Schrift ein in die unmittelbaren Verwickelungen der Gegenwart herübergreifendes Intereſſe. Ebenſo verſetzt die politiſche Tendenz der Schrift uns ſehr lebhaft zurück in die Betrachtungen, mit welchen Europa den am Schluſſe des erſten Artikels angedeuteten Begebenheiten folgte. Solche Parallelen, und wenn ſie auch mehr die Stimmung und die Anſichten der Menſchen als die genaue Lage der Dinge ſelbſt bezeichnen, haben ihr Lehrreiches. Die Geſchichte ſoll ſie nicht mit Gewalt herbeiziehen, wenn ſie fernab liegen; aber warum ſollte ſie ihnen ausweichen?

Weſentlich verſchieden mit Bezug auf die öſtlichen Angelegenheiten war beim Ausbruch des Türkenkrieges von 1787 wol nur die Stellung des öſtreichiſchen Cabinets. Die Idee der Aufklärung, der Geſittung, der geiſtigen Veredlung kam dem Ehrgeize des Kaiſers Joſeph entgegen, und die Plane, zu deren Ausführung Katharina ihn einlud, erſchienen ihm in dem verführeriſchen Lichte einer Unternehmung von glänzenden Reſultaten für die Menſchheit. Zweckloſe Länderſucht, kaltblütige Berechnung ſind auch dem ungünſtigern Bilde fremd, das man neuerdings von Joſeph's Charakter entworfen hat. Katharina war ihm an ſcharfem und umfaſſendem Blick weit überlegen. Wenn heute Rußland ſeine Autorität im Oſten zu behaupten oder zu erweitern trachtet, ſo wären ein enthuſiaſtiſches oder ein ſchmiegſames Eingehen die letzten Eigenſchaften, deren es bei dem öſtreichiſchen Cabinet ſich zu verſehen hätte. Was Preußen anbelangt, ſo ſind oberflächliche Beobachter bald mit der Rolle fertig, welche ſie dieſer Macht im Verhältniß zu Rußland zutheilen. Aber es dürfte über kurz oder lang klar werden, daß man in Berlin Herzberg's Lehren nicht ganz vergeſſen hat, und daß die Erhaltung der Türkei noch immer für einen zu wichtigen Grundſatz gilt, um über den freundſchaftlichſten Beziehungen zu irgend einer auswärtigen Macht überſehen zu werden. Iſt es doch neuerdings ſelbſt in einer berliner Zeitſchrift gradezu ausgeſprochen worden, daß das Zuſammentreffen in gewiſſen Principien des Regierungsſyſtems, daß ein gemeinſames Hinneigen zu gewiſſen ſtaatsrechtlichen Formen den unabhängigen Gang der auswärtigen Politik nicht ſtören darf.

Rußlands Übermacht und die Gefahr einer Unterjochung der Türkei war ein Thema, das die politiſche Literatur damals mindeſtens ſo angelegentlich als jetzt beſchäftigte. In drei Sprachen faſt zu gleicher Zeit ward das kleine Buch: „Du péril de la balance politique de l'Europe" verbreitet. Die engliſche Überſetzung (durch Lord Mountmorres, zweite Ausg. 1790) nannte ausdrücklich und glaublich genug als Verf. den König von Schweden. Der ganze Verlauf der ruſſiſchen Politik ſeit Peter dem Großen wird in dem Buche umſtändlich dargelegt, das „orientaliſche Syſtem" Rußlands füllt ein eignes Capitel; die Eiferſucht der Seemächte wird auf alle Weiſe angeregt, und nicht ohne Eindruck konnte ein Satz wie der folgende bleiben: „Sollte Rußland ſeine Macht im Mittelmeer aufrichten, ſo vermag keine menſchliche Vorausſicht die ungeheuern Folgen einer ſolchen Revolution zu berechnen." Das Lob der ſchwediſchen Verfaſſungsveränderung und die beſondere Empfindlichkeit, mit welcher eines ruſſiſchen Diplomaten am ſtockholmer Hofe gedacht wird, deutet auf den Urſprung der Schrift; die Kriegsluſt Guſtav III. ſpricht aus der Behauptung: nur die Mäßigung des Königs von Preußen habe einen drohenden Bund von fünf Mächten wider Rußland abgewendet. Eine Reihe von Briefen, die mit der Unterſchrift: „A calm observer" im „Morning chronicle" erſchienen, ward 1792 beſonders abgedruckt unter dem Titel: „On the concert of princes". Der Revolutionskrieg ward hier betrachtet als ein Mittel zur Entkräftung derjenigen Nation, die auf dem Continent der ruſſiſchen Politik und dem von ihr in „Gemeinſchaft mit zwei andern Cabineten eingeführten neuen Völkerrecht" am bedeutendſten entgegenwirken könnte. Von Preußen insbeſondere wird wiederholt geſagt, es handele gegen ſein eignes Intereſſe, indem es (1791) Polen fallen laſſe und ſo die Zahl der Zwiſchenſtaaten vermindere, deren Bündniß ihm die eigne, ihrer Natur nach „beſchränkte und künſtliche" Exiſtenz ſichern würde. Von einem ruſſiſchen Plan zur Eroberung von Oſtindien iſt in beſtimmten Ausdrücken die Rede; und wirklich ſoll der Fürſt von Naſſau-Siegen vor dem Frieden

*) Vgl. Nr. 310 u. 311 d. Bl. D. Red.

von Jassy der Kaiserin einen solchen Plan vorgelegt haben. In England wirkte Vieles zusammen, um das Schlimmste von Rußland glauben zu lassen; vielleicht konnte man die bewaffnete Neutralität nicht viel eher verzeihen als die polnische Theilung. Aber auch Deutschland ward aufgeschreckt; Friedrich's des Großen wohlbegründete, wohldurchdachte Besorgniß ward zum Gespenst, das man überall in unbestimmten, aber desto schreckendern Umrissen erblickte; der „Semiramis des Nordens" schien Alles möglich; und in der That, nach Dem, was man erlebt hatte, was hätte man noch für moralisch unmöglich halten sollen? Die zahlreichen Schriften über die russische Garantie des westfälischen Friedens beleuchten die möglichen Folgen dieses neuen Verhältnisses; in einer derselben heißt es: „Müssen wir nicht besorgen, die Sonne, die so furchtbar im Osten emporsteigt, furchtbar auch für die deutsche Freiheit im Westen wieder untergehen zu sehen?" Die Theilung Deutschlands — nichts Geringeres schien den aufgeregten Gemüthern der polnische Vorgang anzukündigen. Derselbe Schriftsteller (in Reuß's „Staatskanzlei", 38, 119) führt eine Sprache, in der man den bedächtigen und gelehrten deutschen Publicisten kaum wiedererkennt:

Nur noch einige scharfgeladene Kanonen mehr vor das Rathhaus zu Grodno, nur noch ein Tedeum in der Kapelle zu Petersburg, und die ungeheure Lawine liegt vor den Thoren unsers Vaterlandes. Und wir sollten russische Garantien unserer Constitution annehmen? unsere Freiheit vielleicht dereinst von Kosacken- und Tatarenschwärmen mishandeln lassen? Nein, nimmermehr! Bisjetzt ist mein Kopf nur in durchwachten Nächten den Bemühungen gewidmet gewesen, meinem Vaterlande nützlich zu werden; aber dann sollte auch mein Blut zur Vertheidigung deutscher Unabhängigkeit seinen Boden benetzen.

In ähnlicher Stimmung, wenn auch minder befangen durch das zunächst Liegende und den Blick mehr auf die Weltlage im Großen gerichtet, schrieb Spittler, als er den zweiten Theil seiner „Geschichte der europäischen Staaten" (1794) in Druck gab. Man höre den Schluß seiner Vorrede:

Wir Deutschen, die wir zwischen Polen und Frankreich wohnen, dort die unverhüllte Praxis eines neuen Völkerrechts, hier die schrecklichen Wirkungen ochlokratischer Grundsätze und Lehrarten sehen, sollen im Genuß unserer glücklichen Ruhe nie vergessen, daß wir ebenso wenig Ursache haben, zu jenem zu schweigen, als die Beschreibung von diesen zu mildern, und vielleicht hat deutsche Freiheit und Cultur fast mehr noch von jenem als von diesen zu fürchten.

Und bei der Übersicht von Katharina's Regierung:

Seit vollends Frankreich keine Macht mehr ist, sondern blos ein Kriegstheater, kann von einem Gleichgewicht in Europa nicht die Rede sein, denn die Jakobiner in Frankreich haben sich als die besten Alliirten von Rußland bewiesen.

Um aber diesem Rückblicke seine volle Anwendung auf die neuesten politischen Erörterungen zu geben, muß erwähnt werden, daß auch damals, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, die Möglichkeit einer Regeneration der Türkei vielfach und in verschiedenem Sinne besprochen worden. Die Memoiren des Baron v. Tott (1784) hatten einen Gegner an Peyssonnel gefunden, der die Türken auch aus eigner Anschauung kannte und sie in günstigerm Lichte darstellte. Das meiste Aufsehen aber erregten Volney's „Betrachtungen über den Türkenkrieg" (1788). Auch gegen ihn trat Peyssonnel in die Schranken, und zu gleicher Zeit nahm ein Engländer in einem wohlgeschriebenen Pamphlet („Reply to a pamphlet, entitled: Considerations etc.", London 1789) den Handschuh auf. Volney ging von der Ansicht aus, das türkische Reich sei nicht mehr im Besitze derselben Kräfte, derselben Hülfsquellen wie in den Tagen der Selim und Soliman. Die Erwiderung vergleicht die Streitkräfte Rußlands und Östreichs mit den Feinden, die früher den Osmanen gegenübergestanden hatten, und der Verlauf des begonnenen Krieges selbst gibt Gelegenheit, die Anstrengungen, den Eifer, die Einheit des türkischen Vertheidigungssystems zu rühmen. Auch Abdul Hamid's Reformen werden geltend gemacht; es scheine der alte Starrsinn zu weichen und humanere Grundsätze jetzt schon Eingang zu finden. Volney hatte die Türken nicht eben als unempfänglich beschrieben; unter Rußlands Auspicien werde die Philosophie noch ihren Sitz in dem von der Natur für alles Schönste und Beste bestimmten Reich aufschlagen dürfen. Der Engländer (dem aber freilich nicht die genauere Kenntniß zu Gebot stand, die jetzt in dem einzigen Werk „Über die Hülfsquellen der Türkei" entwickelt worden) begnügt sich, die Befähigung Rußlands zur Rolle einer reformirenden Nation in Zweifel zu ziehen; Rußlands, das nur eben erst aus dem Dunkel hervorgetreten, das noch kaum mit einer ordentlichen Gesetzgebung versehen und noch in Fesseln des verjährten Vasallenthums befangen sei. Jedenfalls müßte die Türkei erst vollständig unterworfen und der Islam gänzlich verdrängt werden, indem er ein politisches sowol als ein religiöses System enthalte; zu dem Einen aber sei so wenig als zu dem Andern einige Wahrscheinlichkeit gegeben, wenn man auch nur den Widerstand in Betracht ziehe, den die Nation selbst jedem gewaltsamen Versuch entgegensetzen würde. Zudem, ob denn die übrigen Mächte, ob Schweden, Polen (1789!), Preußen, ob die Stände des deutschen Reichs, ob England, Holland und Frankreich selbst, das man über seine Interessen zu täuschen suche, eine solche Vergrößerung, sei es Rußlands oder Östreichs, ruhig mitansehen könnten? Handelsinteressen und politische seien gleich sehr betheiligt, Europas Friede an die Existenz des osmanischen Reichs geknüpft!

So schrieb man 1789. Ist's nicht, als wenn dieselben Stimmen in der rastlosen Verhandlung dieser Fragen durch englische Redner und Schriftsteller noch heute fortklingen? Nur sind spätere Erfahrungen den frühern hinzugefügt. Nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf.

Rußland und Persien. Eine stärkere Grenzscheide von Norden nach Süden hat die Natur kaum irgendwo gezeichnet, als indem sie zwischen den Gewässern des schwarzen und des kaspischen Meeres noch den Kaukasus erhöhte. Der Blick auf die dem Werke beigegebene Karte ist hier besonders lehrreich. Wenn man bemerkt, wie von dem Landstrich im Süden des Kaukasus zu acht verschiedenen Zeiten jedesmal nur ein kleines Stück mit Rußland vereinigt worden; wenn man den Aufwand

von Mannschaft und von Geld erwägt, wodurch Rußland seine Herrschaft in diesen Gegenden erworben und den scheinbar kleinen Preis so großer Anstrengungen behauptet, so wird man nicht im Zweifel darüber bleiben, daß diese Opfer weder der Zahl der Quadratmeilen gelten konnten, noch der Fruchtbarkeit der Provinzen, sondern einem weitern Zweck. Wer kennt nicht die Militairstraße nach Persien?

Seit dem Tode des Nadir Schah schien die Macht und Einheit des persischen Reichs gebrochen. Ganze Provinzen hatten sich von dem Throne losgerissen, um welchen mehre Prätendenten stritten. Nach Kerrim Khan's Tode erneuerte sich der Streit; aber Aga Mohammed Khan, erbittert durch die Mishandlungen seiner Jugend, an Entbehrungen und Mühen gewöhnt, in sich gekehrt und mit wohlbewachten Gedanken groß geworden, faßte die Zügel mit starker Hand, bezwang den letzten ritterlichen Sprößling des vorigen Königsstammes und schonte selbst des eignen Bruders nicht. Als er sich endlich in seiner Herrschaft sicher fühlte, beschloß er (1795) einen abtrünnigen Vasallen zu züchtigen, den Fürsten Heraklius von Georgien. Ob nun dieser, wie der Verf. meint, sich scheute, den Schutz seiner neuen Gönner, der Russen, anzurufen; ob, wie Malcolm vermuthet, der persische Einfall dem russischen Feldherrn nicht Zeit ließ, seine Truppen zu sammeln, Tiflis fiel und Georgien schien verloren. Katharina sandte den Grafen Zuboff, um es wiederzuerobern; das Waffenglück war ihm günstig; er drang bis Lenkeran vor; aber mitten in seinen Siegen ereilt' ihn die Kunde von der Thronbesteigung des Kaisers Paul und gleich darauf, in Folge einer unerklärten Laune des neuen Herrschers der Befehl, sein Heer zurückzuführen. Wiederum schien Georgien dem Schach zinsbar zu werden; da fiel Aga Mohammed Khan, der letzte entschlossene Krieger auf dem persischen Thron, durch Meuchelmord.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Tante Pontypool. Roman aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1836. 8. 4 Thlr.

Ein Roman aus dem Leben der höhern Stände Englands, dessen Fabel das ziemlich alltägliche Thema eines unterschlagenen Testaments, einer Heirath, der sich Schwierigkeiten entgegenstellen, welche überwunden werden, mit einigen Variationen wiederholt. Das Ganze liest sich recht gut, hinterläßt aber den Eindruck der Mittelmäßigkeit; doch sind hier, wo wir keine besondern Schönheiten der Composition entdecken, auch keine grellen Fehler derselben zu finden. Der Verf., der etwas Damenhaftes hat, wiewol er keine Dame scheint, zeigt Bildung und Scharfsinn, Kenntniß des Lebens; man begegnet mancher geistreichen und neuen Bemerkung. Am auffallendsten ist uns darunter folgende gewesen, die beweist, daß man in England, welches dem Zeitalter seine materielle Richtung hauptsächlich gab, anfängt, das geistig Ertödtende dieser Richtung zu erkennen.

„Wollen wir von einem jener stillen, süßen Abende, an der Seite der Geliebten verbracht, etwas sagen, welche mit glänzendem und doch sanftem Lichte das bunte, ach, traurig bunte Bret färben, auf welchem das Spiel des menschlichen Lebens gezogen wird? Nein, davon wollen wir nichts sagen, durchaus nichts. Den See des Boccaz durchfurcht der Pflug, er trägt den Ölbaum und die Rebe; das Mugnonebett liegt trocken zwischen seinem Gerölle, und Liebe flößt, gleich dem Wohnplatze ihres Sängers, der Generation des Tages wenig Interesse ein; schriebe ich vom Packen des Piston einer Dampfmaschine, oder von Absonderungsdrüsen im Eingeweide der Erde, so würde ich in der Brust meiner Leser zärtlichere Gefühle anregen, als schriebe ich mit dem Feuer eines Boccaz, mit der Überspannung eines Chateaubriand von einem so langweiligen, so abgedroschenen und idealen Dinge, als die Liebe ist."

Die glänzendste Seite des Verf. scheint seine Charakterzeichnung, welche zwar nicht sehr kräftig, aber fein und wahr ist. Lady Mary Denham, die gutmüthige Tante Pontypool selbst, der man doch am Ende recht gram wird, weil sie mit ihrer kindlichen Einfalt und wohlwollenden Dienstfertigkeit immer und überall das größte Unheil anstiftet; der eiskalte Lord Methwyn, der den Mann von Welt und Erziehung keinen Augenblick verleugnet, der romantische und edle Henry Adair treten deutlich hervor, ja vielmehr als diejenigen Personen, die der Autor eigentlich voranstellt; diese vermag er nicht von jener zu großen Vollkommenheit und Legitimität der Gesinnung zu entkleiden, welche die Individualität vernichtet. Die Erklärung des Verf., der dies dunkel fühlen mochte, Adair sei sein eigentlicher Held, stempelt ihn noch nicht dazu, denn er tritt erst in der Mitte des zweiten Bandes völlig unvorbereitet auf, und sein Geschick läuft in dem Buche nur ganz nebenher und läßt uns sehr unbefriedigt.

Zeigt die Erfindung des Werks weder große Mängel noch große Tugenden, so hat die Ausführung dagegen manches Gute, aber auch einen so überwiegenden Fehler, daß er dem Eindrucke des Ganzen höchst nachtheilig werden muß; nämlich eine Breite und Weitschweifigkeit, welche uns am interessantesten Punkt einer Scene, wo Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz folgen sollte, mit der seiten- ja blätterlangen Beschreibung einer Miene aufhält. Es wird uns nicht blos geschildert, was diese Miene war, sondern auch, was sie nicht war, und was sie gewesen sein könnte, sodaß wir völlig erkalten müssen und das Buch zwischen der Liebeserklärung und dem Ja oder Nein der Antwort aus der Hand legen. Dieser Fehler wird noch durch die lahmste Übersetzung erhöht, die in einem Werke doppelt auffallen muß, in dem uns fast nur Conversation und geselliges Leben der höhern Stände gegeben wird; was hier im Ballkleid an uns vorüberhüpfen sollte, marschirt wie die alte Garde, oder bewegt sich im Reifrock und Toupé. Übersetzungen dieser Art, welche eine Sprache erfinden, die weder Englisch noch Deutsch ist, am allerwenigsten das Deutsch, welches man im gemeinen Leben redet, dürfte man füglich Übertragungen ins Angelsächsische nennen.

2. Calavar, der Ritter der Eroberung. Ein Roman aus Mexico in drei Theilen. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. Schneeberg, Schumann. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Bei der Lectüre dieses langweiligsten aller Romane, aus der Zeit der Eroberung Mexicos durch die Spanier, war es unsere einzige Befriedigung und unser einziger Trost, zu sehen, daß man in England ganz so schlechte Bücher schreibt als im lieben Vaterlande, und wir rathen allen unsern Lesern, sich diesen leidigen Trost zu ersparen. Nachdem wir 150 Seiten mühsam durchwandert, hatten wir von der Fabel des Romans noch gar nichts erfahren; wir begegnen Verwirrung, Farblosigkeit, Mangel an Charakterzeichnung, endlosen Conversationen, allgemeiner Geistlosigkeit und dem schwerfälligsten, unnatürlichsten, weitläufigsten Styl, von dem einige Proben folgen: „Besonders aber weil du dich zu einem christlichen Proselyten gelübdetest, will ich es über mich nehmen ꝛc." „Herr Sklav zum Kreuz, sprach dieser, unter dem Wohlnehmen meines vielebten Vetters sei dir, um alle unnützen Reden über diesen Gegenstand sofort zu beseitigen, von vorn herein eröffnet, daß, wenn dein Sohn nach Spanien geschickt wird, solches nicht hinsichtlich des Havens (?) von deiner Wahl, sondern von der Bestimmung

derer abhängt, die darüber zu verfügen haben. Wahrscheinlich wird solcher Haven Sevilla (?) heißen. Des Fernern halt ich für redlich, dir anzudeuten, daß der Bursch zuvor ꝛc." „Locken quollen in kindhafter Fülle hervor." „Mit besonderer Besorgniß hatte Cortez zeither die große Pyramide betrachtet, welche stirnrunzelnd seiner Citadelle gegenüber sich erhob." „Don Amador's Gesicht längerte sich." „Sie folgten dem Magier an Schatten werfenden Gebäuden und Bäumen hin, bis sie den preisgegebenern Markt mit dem Düster einer Straße vertauschten." Um dem Buche eine Zeitfarbe zu geben, weiß der Verf. nichts Besseres, als es mit spanischen Worten und Ausrufungen zu durchspicken, denen jedes Mal, wären sie auch noch so leicht zu verstehen, die Erklärung auf dem Fuße folgt, wie: Seunor Caballero! — Herr Cavalier. Cielo mio! — Mein Himmel. Amigo mio! — Lieber Freund. Wir konnten uns nicht überwinden, mehr als den ersten Theil zu lesen. Unbegreiflich ist es, wie so etwas einen Übersetzer findet, aber freilich —

Der klügste Gedanke des Verf. ist in der Einleitung zu finden. Hier erzählt er uns, daß er die nachfolgenden Papiere, welche eine Geschichte Mexicos enthielten, von einem halb wahnsinnigen mexicanischen Geistlichen erhalten, der sie verfaßt. Man sieht, er hatte wenigstens eine Ahnung ihrer Wirkung, und in der That glauben wir hier auch zuweilen, den Unsinn eines verstörten Gemüths zu lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Dante ist für die italienischen Literaturfreunde eine unerschöpfliche Quelle neuer Bemerkungen, die in Ausgaben, Abhandlungen, Briefen den Lesern gedruckt vorgelegt werden, zum Zeichen, daß die Literatur noch bestehe. Aus der Tiefe dieses reichen Bornes ist freilich nicht Alles geschöpft; auch die Conserven vorzuzeigen, welche am Rande sich angesetzt haben, hält man für verdienstlich. Wenn ein guter Frate, der des Dichters Zeit näher lebte, aus untreuem Gedächtnisse eine Terzine citirt hat, die mit dem jetzigen Texte nicht übereinstimmt, ist das für die Philologen ausreichend, eine neue Ausgabe zu versuchen. Da es gewissenhafte Sammler gibt, so finden die genügsamen Buchdrucker ihre Rechnung. Die Zeitschriften des Auslandes müssen die Verehrer des Dichters jenseit der Alpen beruhigen, wenn solche Wichtigkeiten ihnen nicht zukommen. Dieser Pflicht zu genügen, sei hier erwähnt, daß in der Schrift: „Intorno ad alcune varianti nel testo della Div. comm. di Dante di confronto colla lezione di Nidobeato, lett. dell' abate *Fortunato Federici*, vicebibl. dell I. R. università di Padova" (Mailand 1836), die Abweichungen meistens auf solche Gedächtnißfehler eines florentiner Fastenpredigers, P. Paolo, den Marsil. Ficinus aber sehr hoch stellte, hinauslaufen, und daß die wichtigste Abweichung im „Inferno", V, 59, eine Lesart ist, welche sehr zufällig entstanden sein kann:

Ella è Semiramis, di cui si legge
Che sugger dette a Nino e fu sua sposa.

Der gewöhnliche Text hat: „Che succedette a Nino", und auf jeden Fall ist Fra Paolo's Lesart hier die vorzüglichere, da Semiramis' Verbrechen dadurch viel schlagender hervortritt.

Schon seit längerer Zeit denkt man in Mailand daran, ein Theater für Vorstellungen bei Tage zu errichten, das bisjetzt durch wechselnde Buden ersetzt ward. Der bekannte Architekt Landriani, dem das Theater della Scala den Ruhm der ausgezeichnetsten Decorationen verdankt, hat in Bezug darauf seine Pläne öffentlich bekannt gemacht: „Del teatro diurno e della sua costruzione, di *Paolo Landriani*" (Mailand 1836, 4., mit 7 Kupfern), die darum auch außer Italien Beachtung verdienen, weil er im Allgemeinen über Theatereinrichtungen im Texte sich verbreitet, und zwar wie ein Mann, dem viele Erfahrungen zur Seite stehen. Landriani gibt Pläne, wie man das Theater mit unbedeckter Scene einrichten müsse, wobei auch auf die wechselnde Witterung Rücksicht genommen worden; gesteht aber zu, daß zur Beleuchtung künstliches Licht auch bei offenem Platze der Darstellung nicht entbehrt werden könne.

Auch das quellenreiche Böhmen kann keines solchen Segens an Mineralwassern sich rühmen als Toscana, das mit den Inseln zusammen 231 zählt. Chemisch geprüft und ärztlich erprobt findet man sie jetzt sämmtlich in der „Storia naturale di tutte le acque minerali di Toscana ed uso medico delle medesime di *Gius. Giulj*." (Florenz und Siena 1833—35) in sechs Octavbänden von dem gelehrten Prof. der Naturgeschichte zu Siena beschrieben, der sein fleißiges Werk glücklich zu Stande gebracht hat. Das Buch wird auch für Topographen Wichtigkeit erlangen, da Prof. Giulj auf die Umgebungen stets Rücksicht genommen hat. Andere Theile der glücklichen Halbinsel würden vielleicht verhältnißmäßigen Reichthums sich rühmen, wenn die Nachrichten über die Mineralquellen mit gleicher Sorgfalt gesammelt würden. Die „Bibl. ital." gibt im Aprilheft des Jahrg. 1836 über die berühmten Quellen von Recoaro, Abano, Trefcore, Valtellina eine gute Zusammenstellung („Prospetto delle acque minerali del regno Lombardo-Veneto"), und ein, wie es scheint, ausländischer Arzt, der Dr Chevallep de Rivaz, fügt zu dieser Literatur einen wichtigen Beitrag durch seine „Description des eaux minerothermales et des étuves de l'île d'Ischia" (2. Ausg., Neapel 1834), die vielleicht jetzt schon bei der dritten Auflage ist, da Kranke und Gesunde, welche sich in Ischia zusammenfinden, das Buch mit seiner Karte als brauchbar anerkannten. Derselbe Dr. Chevallep übernahm die Bearbeitung der italienischen amtlichen Berichte über die Quellen von Castellamare („Analyse et propriétés médicinales des eaux minérales de Castellamare publiées par ordre de S. E. le ministre secr. d'état de l'intérieur par MM. les professeurs Semmtini, Vulpes et Cassola, traduites de l'ital. et accomp. de notes", Neapel 1834), und hat so sich wenigstens das Verdienst erworben, Berichte, die außer Neapel wenig anerkannt werden sein möchten, zu allgemeinerer Kenntniß gebracht zu haben.

Ein Vetter des letzten Dogen von Venedig, Graf Leonardo Manini, hat in einer kleinen Schrift: „Memorie storico-critiche intorno la vita, traslazione e invenzioni di S. Marco Evangelista, principale protettore di Venezia" (Venedig 1835, 4.), seinen Landsleuten zu beweisen gesucht, daß das Grab, welches unter dem Hochaltare der Marcuskirche entdeckt ward, nur die Gebeine des Evangelisten enthalten haben könne, den man dort als Schutzheiligen ehrt. Der Beweis wird dem Glauben sicher genügen. Für Kunstfreunde sind die Ansichten des alten Denkmals, das dem heil. Marcus errichtet war, und des Theils der Kirche, wo es stand, sicher von noch größerm Werthe. Man kann sie mit den jetzt wieder neu gestochenen Ansichten Venedigs von Ant. Canaletto („Trentotto vedute detta città di Venezia dis. da *Ant. Canaletto* ed incise da *Ant. Visentini*", Venedig 1835, Fol.) vergleichen.

Eine Übersetzung der Briefe des Petrarca ins Italienische durch Ferd. Ranalli („Epistole di *F. Petrarca*, recate in italiano da *F. Ranalli*", Mailand 1836, 16.) mag gewiß sehr gut gemeint sein, doch läßt sich bezweifeln, ob sie ihren Zweck, vaterländische Gesinnung zu fördern, erreiche. Wer Petrarca den Staatsmann, den einflußreichen Förderer der alten Literatur, kennen lernen will, der muß sich entschließen, Lateinisch zu lernen; übersetzt klingt, was er für diese Zwecke schrieb, häufig wässerig und schal, und es ist zu besorgen, daß, wer nicht an erster Quelle seine Belehrungen zu suchen den Muth hat, bald überhaupt sie zu verlangen verlerne. Eine lesbare Ausgabe des Urtextes möchte dem Bedürfnisse der Geschichtsfreunde eher zugesagt haben und, würde sie wohlfeil gegeben, wahrscheinlich auch mehr den Erwartungen des Verlegers. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 353. — 18. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Wenn auch Heraklius der Strafe des Abfalls entging, so sollte doch die von Rußland ihm und seinen Erben garantirte Herrschaft seinem Hause nicht bleiben. Nach seinem Tode (1798) bekriegten sich seine Söhne; der eine ward als Rebell verfolgt; aber das Land Georgien ward, um allen innern Unruhen ein Ende zu machen, durch eine Ukase des Kaisers Paul (1800) dem russischen Reich einverleibt. Schutz, Intervention, Reunion; es war der, von dem Vorfall mit der Krim her wohlbekannte Stufengang.

Der Kaiser Alexander bestätigte die Ukase und ernannte einen Georgier, Zizianoff, zum militairischen Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen. Krieg war nicht zwischen Rußland und Persien; doch nahm Zizianoff 1802 Mingrelien in Besitz und 1803 die Festung Sanja mit Sturm.

Sieben Jahre hatte Feth Ali Schah, der Nachfolger seines kriegerischen Oheim Aga Mohammed, geruht, ohne das alte Recht seiner Krone geltend zu machen. Endlich, 1804 schickte er sich an, den rebellischen Gouverneur von Erivan zur Rechenschaft zu ziehen; dieser rief die Russen; sie erschienen, belagerten Erivan, wurden aber durch ein persisches Heer weggedrängt. So begann der Krieg, der bis 1814 fortgeführt wurde, mit wechselndem Glück, und von russischer Seite, weil die europäischen Angelegenheiten vorwalteten, mit geringerm Eifer. Es waren hauptsächlich nur die Provinzen Sheki und Karabaugh, die 1805 besetzt wurden; ferner Shirvan (1806) und ein Theil von Talish (1812).

Inzwischen hatte das Spiel der europäischen Diplomatie am persischen Hofe begonnen. Eine Mission von Sir John Malcolm (1800) nach Teheran hatte zwar einen Vertrag mit Bezug auf die Afghanen und die Schiffahrt des persischen Meerbusens, aber kein fortdauerndes Verhältniß zur Folge gehabt. Aber 1805 suchte der Schah Napoleon's Bündniß gegen die Russen. Das Schwert des Timur war ein willkommenes Geschenk; Napoleon begriff die doppelte Wichtigkeit Persiens, durch die Nachbarschaft Rußlands sowol als des britischen Indiens; ein Vertrag ward abgeschlossen und General Gardanne erschien als französischer Gesandter in Teheran. Nun galt es, von englischer Seite dem französischen Einfluß in Persien zu begegnen und das Versäumte gut zu machen. Glücklicher als Malcolm war Sir Harford Brydges Jones, der erst neulich seinen Gesandtschaftsbericht herausgegeben hat. Die Engländer geben dem General Gardanne das Zeugniß, daß er seine Stellung behauptet so lange als möglich; aber seine Versprechungen mußten unerfüllt bleiben, die Geduld des Schah war erschöpft, und ein persischer Gesandter, seit 200 Jahren der erste, erschien in London mit der Ratification eines Vertrages.

Englische Offiziere an der Spitze persischer Truppen standen jetzt den Russen mehr als einmal im Felde gegenüber. Aber die Zeit war erfüllt, England und Rußland kämpften vereint gegen die französische Gewaltherrschaft in Europa; wie hätte nicht England versuchen sollen, auch seinen neuen Alliirten, den Schah, mit Rußland auszusöhnen?

Im Frieden von Gulistan (1814) trat Persien alles Land ab, das Rußland südlich vom Kaukasus erobert hatte, und versprach auf dem kaspischen Meer keine Flotte zu halten. Zu diesen Eroberungen gehörte allerdings auch ein Theil der Provinz Talish, denn in Lenkeran lag russische Besatzung; aber es scheint, daß der russische Bevollmächtigte dem persischen die Versicherung gegeben, er werde nach dem Frieden die Restitution dieses Theils von Talish auswirken. Die englische Gesandtschaft hatte, im Vertrauen auf dies Versprechen, um so ernstlicher zum Frieden gerathen; aber als nun Lord Cathcart in Petersburg die geeigneten Schritte that, um die Erfüllung der Zusage zu erlangen, so zeigte es sich, daß man dort nicht gemeint war und durch keine Rücksicht sich bewegen ließ, Talish herauszugeben.

Die Häuptlinge der abgetretenen Provinzen mochten sich Glück wünschen, der persischen Oberhoheit entledigt zu sein, und sich schmeicheln, daß es ihnen gelingen würde, auch der russischen sich zu entziehen. Aber es war ernstlicher, als sie wol dachten, mit der Eroberung gemeint. Russische Offiziere kränkten bei jeder Veranlassung den Stolz der eingeborenen Fürsten; Intriguen entspannen sich, das Ungewohnte der neuen Herrschaft ward immer fühlbarer; Einer nach dem Andern ward flüchtig, oder mit Gewalt vertrieben; ja, es kam dahin, daß sie Schutz suchten in Persien.

Es wird nicht geleugnet, daß das Volk in mancher Beziehung gewonnen haben mag. Aber eine militairische Herrschaft ist am wenigsten gemacht, die Wohlthaten einer geordneten Verwaltung ins Licht zu stellen; waren die Abgaben an und für sich nicht drückend, so wars nicht selten die Art der Erhebung; und der Mohammedaner, und selbst der armenische Christ fand sich beengt, zurückgesetzt. Kein Wunder, wenn die Mollahs das Nationalgefühl zugleich mit dem religiösen zu entflammen wußten und im Volk solche Aufregung allgemein ward, daß der einzelne Russe nur mit Lebensgefahr sich zeigen konnte, daß der Aufstand ganze Provinzen ergriff und Strenge, selbst Grausamkeit das widerstrebende Gefühl nicht ganz niederzuhalten vermochte.

Der Vertrag von Gulistan hatte nicht alle Grenzstreitigkeiten beseitigt. Die russischen Ansprüche mehrten sich; wenn die Ratification des Schah ausblieb, so waren Truppen zur Hand, um zu besetzen, was Jener nicht gern missen wollte. Selbst ein Landstrich ward verlangt, der auf officiellen russischen Karten als persisch bezeichnet war. Und die Hauptsache: es waren kleine, unbedeutende Stücke, um welche gestritten ward; um ihrer selbst willen des Streites nicht werth.

Der Kaiser Nikolaus sandte nach seiner Thronbesteigung den General Yermoloff, um diese Verhältnisse auszugleichen. Aber die russischen Ansprüche zu ermäßigen, hatte der General keine Vollmacht. Der Schah zögerte noch immer; er war friedlich gesinnt und gedachte des Ausgangs früherer Kriege; der (damalige) Thronfolger, Abbas Mirza, ließ als Heerführer eben keinen glänzenden Erfolg hoffen. Aber der Zustand der Grenzen ward immer peinlicher; die Priester drängten zum Versuch bewaffneter Entscheidung. Vielleicht war dem russischen Cabinet der Krieg in jenem Augenblick nicht ganz unwillkommen; die neue Regierung sah ihren Anfang durch ein großes Unternehmen bezeichnet, sah verschiedenartige, sonst vielleicht nicht ganz harmonische Kräfte zu gemeinsamer Anstrengung in der Ferne vereinigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von andern, innern Verhältnissen abgelenkt.

Der Erfolg ist bekannt; weniger ist's der Gang der Verhandlung, die mit dem Vertrag von Turkmantschai (Februar 1828) zu Ende kam. Rußland war seinen eignen Erklärungen zufolge weit entfernt, eine Vergrößerung zu wollen; nur sollte die Grenzlinie so genau bezeichnet werden, daß sie keinen Zweifel übrig ließe; also durch den Lauf des Flusses Arras (Araxes), indem Persien die nördlich daran gelegenen Provinzen Eriwan und Nakschiwan abträte. Persien fügte sich nothgedrungen; aber in der bestimmten Hoffnung, daß alles Land südlich vom Arras ihm verbleiben sollte, wie es denn auch nicht mehr im Besitz der Russen war. Dies war nicht die Ansicht des russischen Cabinets; es hatte die Grenzlinie so verstanden, daß auch noch jenseit des Stroms einiges Land (Talish und Mogan) russisch würde. Als Persien bestürzt anfragte, wie denn der Arras die Grenze bilden solle, wenn auch jenseits, von Yeddi Beluk an noch Land begehrt werde, erfolgte statt der Antwort die Drohung, die Verhandlungen abzubrechen. Und Persien bedurfte des Friedens. Übrigens ist Yeddi Beluk der letzte Übergangspunkt; unterhalb bis zur Mündung bietet der Arras keine Furth mehr dar. Um zu jeder Zeit herüberzugelangen, um auch mit einem Heere nicht aufgehalten zu werden, muß man auch jenseit festen Fuß gefaßt haben. Dies ist erreicht worden. Ferner erfoderte die Übernahme der Festung Abbasabad am Arras den Besitz eines kleinen Stückes jenseitigen Landes, um den Brückenkopf einer intendirten Brücke dort anzulegen. Dies ist die grade Richtung nach der Festung Khoi, der bedeutendsten in Persien, welche die große Handelsstraße von der Türkei her beherrscht, die Verbindungsstraße auch für den britischen Verkehr mit Persien. Endlich ward das Versprechen Persiens erneuert, auf dem kaspischen Meere keine Flotte zu halten, indem das ausschließliche Recht dazu von Alters her (nämlich seit 1814) Rußland zustehe.

Ist's nothwendig, hier an die Bedeutung zu erinnern, von welcher einst die Gegenden südlich vom Kaukasus für den Handel der alten Welt gewesen? Dreihundert Sprachen, sagt Plinius (H. N., VI, 5), seien nach dem Bericht des Timosthenes auf dem Markt von Dioskurias (an der Küste von Mingrelien) geredet und noch später seien durch 130 Dolmetscher dort die Geschäfte römischer Handelsleute vermittelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 252.)

3. Gruppen und Puppen. Erzählungen, Novellen, Sagen, Bilder und Skizzen von Manfred. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Unter diesem Titel müssen wir etwas recht Seltsames, Barockes vermuthen, aber der Inhalt des Werkes entspricht unserer Erwartung auf keine Weise. Es scheint aus Alten Papieren zusammengelesen, um ein Buch zu machen, und kein Winkelchen des Portefeuille blieb dabei undurchsucht; Alles mußte dienen, auch das Geringste. Nun haben solche Abschnitzel eines großen Geistes allerdings ihren Werth; wo aber die Dürftigkeit ihre Späne zusammenliest, mag sich Niemand wärmen. Wir können dem Buche des Verf. und seiner eignen dichterischen Zukunft kein günstiges Horoskop stellen. Erkennen wir in seinen Werken auch einen gebildeten, nicht unedeln Geist, so finden wir doch durchaus keine Kraft des Schaffens, keine neue Ansicht der Welt, kein wahres Talent, keine Objectivität, und eine matte Subjectivität, bei der nicht einmal etwas Lyrisches gedeihen kann. Das, worauf es vorzüglich ankam, scheint der Verf. bei keiner seiner Erfindungen, wenn sie Erfindungen sind, geahnet zu haben; die Hauptsache bleibt immer unberührt, die Motive sind ungenügend, die Darstellung ist matt, oft dunkel, nicht dunkel wie die Tiefe der Idee, die an das Gebiet der Unendlichkeit streift, sondern dunkel und undeutlich wie das Form- und Gehaltlose, wo Worte den innern Mangel verhüllen müssen, wie trockene Blätter die Grube verdecken, in die der Wind sie gestreut; und wenn wir uns eines ekelhaften, aber hier treffenden Gleichnisses bedienen dürften, so würden wir sagen, das Buch mache nicht den Eindruck eines zum Leben Geborenen, sondern den eines Ausgespienen, Unverdauten.

Zürne uns nicht, werther Leser, ob dieser Geschmacklosigkeit, aber wahrlich, ein armer Recensent ist übel daran, all dem Krame Namen verleihen zu müssen, den man ihm vorlegt. Als Adam die Thiere im Paradiese benannte, waren es

doch wenigstens Schöpfungen, die vor ihn hintraten; aber nichts ist schwerer, als den Unsinn in seinen verschiedenen Gattungen charakterisiren, die Halbheit, das äußerlich und innerlich Gesetzlose, was auch nicht einmal mehr einem vorherrschenden Naturtriebe, oder irgend einem überwiegenden Reize, wäre er selbst ein krankhafter, gehorcht.

Schwerlich läßt sich im Allgemeinen mehr über diese Bruchstücke und ihre Charakterlosigkeit sagen; das Einzelne gründlich zu besprechen, verbietet uns der Raum, der einer Erscheinung dieser Art hier angewiesen. „Die Lilienbraut", Sage, verdiente vielleicht noch am ersten den Namen einer Novelle, wie man das Wort jetzt versteht; wiewol auch sie mit schwacher Hand gezeichnet ist, und dergleichen Zaubergeschichten, ergreift sie nicht ein starker Geist und schmilzt sie um in seine Elemente, leicht kindisch-kindlich werden. Uns scheint, wir haben den Inhalt schon einmal in irgend einem Tageblatt als Erzählung oder Novelle gelesen; vielleicht ward die Arbeit des Verf. hier nur wiederabgedruckt. Doch schon an dieser ersten Gabe des Werks hat der Unsinn seinen Antheil. Warum muß der treue Hund, der doch als der Schutzgeist des Ritters erscheint, ebenso sehr vor der Geliebten, die ihn retten soll, bei ihrer ersten Erscheinung warnen, als vor dem Lügengeiste, der ihn zu bestricken kommt. Freilich ist auch diese Lilienbraut ein zauberisches Wesen, aber sie repräsentirt hier doch offenbar das gute Princip; und was wird aus dem Hund und seiner geheimnißvollen Warnungskraft, wenn er sowol vor dem Guten warnt wie vor dem Bösen? Der Verf. wird uns vielleicht erwidern: „Weil es gleichfalls ein Übernatürliches ist"; aber was ist denn der Hund selbst? Ist der etwa ein gewöhnlicher Hund und kein übernatürlicher? Der wahre Grund solcher Inconsequenzen ist der, daß die Anlage keiner entschiedenen Idee entfloß; darum muß die Willkür hier, wie überall in diesen und ähnlichen Compositionen, das Ungenügende der Erfindung ergänzen.

„Das Gewissen", Novelle, verdient diesen Namen auf keine Weise. Daß ein Mensch alle möglichen Schändlichkeiten aus Habsucht begeht und es am Ende seines Lebens bereut, die Familie seiner Wohlthäter für eine elende Summe, deren er nicht bedurfte, dem Blutgerüst geopfert zu haben, könnte nur interessant werden, wenn der Verf. uns das Anschwellen der Leidenschaft des Geizes und Goldes lebendig vor Augen stellte. Wir müssen mitverführt werden, soll so etwas nicht blos unsern Widerwillen erregen, und einen so unangenehmen Stoff vermöchte nur ein Molière, nur das größte Talent zu bezwingen. Der Verf. hat aber so wenig eine Ahnung von dieser ersten Aufgabe seines Stoffes, daß er uns nur das klare, baare Factum in der Beichte des Sterbenden gibt. Der Priester, der die Absolution ertheilen will, ist zufällig der einzige Sproß jener Familie, und das soll die Geschichte in unsern Augen zur Novelle stempeln. Hier ist blos roher, irgendwo aufgegriffener Stoff, keine Behandlung, und erst diese macht den Dichter und das Gedicht.

Ebenso unbefriedigend ist die Schiffslegende: „Das Gespenst", die wahrscheinlich aus irgend einer fremden Literaturgegend hierher versetzt ward. Grade Das, was hier wissenswerth war, die frühern Schicksale des schwarzen Capitains und sein Verhältniß zu der Engländerin und ihrem Gemahl, wird der Phantasie des Lesers überlassen; was übrig bleibt, macht aber weder eine Erzählung noch eine Novelle.

„Cecilie, Memoiren einer kurzen Ehe", enthält keine Geschichte, nur Charakterzeichnung, und hier ist der triviale Gemahl aus Mérimée's „Double méprise", und aus der „Maison blanche" von Paul de Kock genommen und gehörig verwässert. Auch für die übertrieben sentimentale Cecilie können wir uns nicht interessiren; wenn eine Frau ohne hinlänglichen Grund einen Mann dieser Art heirathet — denn daß der Verf. uns weismachen will, der alte Onkel würde gestorben sein, wenn ihm der Wille nicht geschehen wäre, können wir nicht für einen Grund annehmen, da es dem unbedeutenden Charakter dieses Onkels vollkommen widerspricht —, so muß sie hinterher nicht so albern sein, ihr Glück in seinem Herzen suchen zu wollen, sondern der ehelichen Ehre und Prosa ihres Looses gewachsen sein.

Der erträglichste dieser Aufsätze ist vielleicht noch „Juana, eine Phantasie für Frauen"; hier sind wenigstens die Empfindungen unglücklicher Liebe gut geschildert, obwol auch hier dem Verf. Vieles vorzuwerfen wäre, vorzüglich, daß er seine Personen an Liebesschmerz sterben läßt, wie wenn sie der Wind umwehte.

„Freiwillige Gefangenschaft", Begebenheit, ward dem Verf. mitgetheilt und er erzählt sie nach. Solche Gegenstände haben aber nur Werth durch ein Detail und eine Wahrheit der Anschauung, die bei der Übertragung verloren gingen.

„Der Deutsche in Italien", Novelle, ist ein Versuch des Verf., genial und capriciös zu sein wie Hoffmann; doch dazu fehlen ihm die Schwingen und der verfehlte Flug wird zur Albernheit. Wir schweigen über den Rest. Unzulänglichkeit der Motive und Mattheit der Ausführung müssen immer Hand in Hand gehen, denn Eines ist die Folge des Andern. Am sichtbarsten wird dies in den Romanzen und Balladen. Hier sind poetische Anklänge, nirgend aber ist die Idee stark genug gewesen, den Dichter bis hindurch zu tragen, und wenn sie ihn nicht tragen konnte, wie soll so schwache Begeisterung den Leser hinreißen und tragen. Nur das Warme erwärmt und es leuchtet nur das Licht; diese Puppen aber haben kein Lebenslicht und kein warmes Blut, ihre Gruppen können uns also auch nicht interessiren.

4. Die Gebirgsreise, Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1836. 8. 4 Thlr.

Ein anmuthiger idyllischer Roman, der in einer Zeit, wo man nur nach dem Schrecklichen und Übertriebenen hascht, einen angenehmen Eindruck durch die milden Töne macht, die er anschlägt. Ein junger Mann lernt auf der Wanderung in die sächsische Schweiz ein schönes Mädchen, die Tochter eines Predigers, kennen und liebt sie. Sie verstehen sich bald ohne ausdrückliches Geständniß, was jedoch auch nicht ausbleibt. Er kehrt zu seinen Ältern nach Berlin zurück und erhält ihre Einwilligung zu einer künftigen Heirath, wenn seine Carriere es ihm gestatten wird. Voll Hoffnung eilt er zu seiner Geliebten, ihr die frohe Kunde zu bringen, und findet sie — die Tochter eines Andern! Der Pfarrer verband sich zu seiner Zeit mit einem Fräulein aus einem adeligen Hause, deren Schwester einen reichen Erbherrn heimlich, wider den Willen der Seinigen, heirathete und die Frucht dieser Ehe der Pfarrerin anvertraute. Die Mutter starb, der Vater nahm eine zweite Frau und wagte gegen sie des Kindes nicht zu erwähnen. Jetzt aber, nun auch diese gestorben, fodert er seine Tochter zurück, welche mit Schmerzen vernimmt, daß der kalte, einsylbige Oheim ihr Vater sei. Hier wird der Gegensatz des freien ländlichen und des städtischen Lebens der armen Dawida sehr hübsch geschildert. Ihr Vater will sie mit seinem Lehnserben verbinden, und weist den ersten Liebhaber hart und trocken ab. Während der junge Mann nun durch Heldenthaten im Befreiungskriege versucht, sich ein Loos zu erringen, welches den Baron seiner Bewerbung günstiger stimmen könnte, bleibt Dawida der kalten Staatsklugheit ihres Vaters und den Ränken des Vetters überlassen. Dieser macht sie, vermöge einer, von dem Verf. ziemlich lose geknüpften Intrigue, glauben, ihr Geliebter sei bei Vitry geblieben, und als ihm diese Erfindung die Schlüssel ihres Herzens noch nicht verschafft, versucht er in der Abwesenheit ihres Vaters eine gewaltsame Eroberung. Dawida flieht zu ihren Pflegeältern und weiß den Baron zu bewegen, sie vorerst dort zu lassen. Kaum erstanden von einer gefährlichen Krankheit, sieht sie ihren todtgeglaubten Bräutigam wieder, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, geehrt durch einen Adelsbrief. Er versucht nun eine zweite Bewerbung, und als ihm der Vater jetzt nicht günstiger ist denn zuvor, bleibt den jungen Leuten nichts Anderes übrig als die Flucht. Jenseit der

böhmischen Grenze, auf dem Gute eines Freundes, finden sie einen Pfarrer, der geringe Schwierigkeiten macht, sie zu trauen. Man sieht, der Verf. erlaubt sich hin und wieder eine poetische Freiheit, wie denn diese Freiheit sich auch in Übertretung mancher Formen gewöhnlicher Convenienz äußert, unter welchem Worte wir jedoch nicht die wahre Schicklichkeit verstanden haben wollen, denn der Roman, welcher unsers Erachtens besser diesen Namen als den einer Novelle führte, ist ein sehr anständiger. Die Neuvermählten finden die zärtlichste Aufnahme bei des jungen Mannes Ältern, und nachdem ihnen ein Sohn geboren, versöhnt der herannahende Tod den strengen Vater mit der Tochter, die er aufgegeben zu haben schien, und sie kann ihm die Augen noch zudrücken. Wir erwarten hier noch große Effecte, aber sie bleiben aus; der Verf., der den Schluß zu sehr in die Länge zog, scheint selbst erschöpft und das Buch wird matt, wo es am meisten ergreifen sollte.

Trotz der Einfachheit dieses Plans hat das Werkchen Interesse, manche hübsche untergeordnete Wechselfälle und hin und wieder gut gezeichnete Charaktere. Namentlich wäre die Tante Salome hier zu erwähnen, sowie die Heldin, welche recht anziehend ist. Auch der Krieg blickt herein, französische Anführer treten flüchtig auf, Napoleon selbst erscheint; doch ist dies die matteste Seite der Erfindung, und der Verf. zeigt sich am meisten in seinem Elemente, wo er Innigkeit der Empfindungen, umgeben von ländlicher Natur, schildert. Wir legen das Buch mit dem angenehmen Bewußtsein aus der Hand, die Poesie könne bei einer Nation noch nicht erstorben sein, in deren untergeordneteren Talenten das poetische Gefühl noch so still und befriedigt zwischen grünen Ufern dahinzieht. 10.

Literarische Notizen.

Aus der Feder des bekannten Sir Edward Jesse, Verfasser der „Gleanings in natural history", ist ein neues Werk geflossen unter dem Titel: „Streifereien des Anglers" („The anglers rambles"), in welchem sich noch dieselbe gesunde, kräftige Gefühlsweise, dieselbe Liebe und treue Hingebung zur Natur und dieselbe Lebendigkeit im Auffassen eigenthümlicher Züge und Anekdoten und in deren unbefangener Mittheilung ausspricht. Es ist eigenthümlich, daß dergleichen Werkchen durchaus nur in England hervorkommen und der ihnen zu Grunde liegende Geist sich, wenigstens für jetzt, durchaus nur mit britischer Nationalität oder Bildung befreunden will. Für eine Geschichte der englischen Romantik sind aber dergleichen Werke von tiefer Bedeutung. Es ist die stille, heimliche Naturanschauung, der trauliche Localitätssinn, die ruhige Begeisterung für die Plätze und Gegenden, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur darbietet, was diesen Schriften ihren eigenthümlichen Werth verleiht. Schon in den frühesten englischen Dichtern findet sich diese unmittelbare Freude an der Natur, diese Hingebung an ihre Localitäten und Zustände, dieses Verschmelzen des geistigen Menschen mit dem Schauplatze, auf welchen er, als ein Natürlicher, gestellt ist. Bei Shakspeare findet sich diese Eigenthümlichkeit (namentlich im „Sommernachtstraum", in „Wie es euch gefällt u. s. w.") ganz rein und künstlerisch ausgeprägt, und in den unvergeßlichen Romanen Scott's bildet dieser Liebreiz des traulichen Einsseins mit der Natur einen ebenso ansprechenden als unnachahmlichen Vorzug; denn was z. B. Bulwer in dieser Gattung gegeben hat, verhält sich zu den Scott'schen Naturschilderungen wie Wasser zu Wein. Wahrhaft großartig in derselben Hinsicht ist auch Washington Irving, der uns eine Reihe schönvergeistigter Naturbilder vorführt, in dem mannichfachsten Colorit, in der verschiedenartigsten Beleuchtung, aber immer frisch, lebendig und durchdrungen vom traulichen, heimlichen Geiste des: Hier lasset uns Hütten bauen. Diese Zustände, welche in der That ein reiches, noch viel zu wenig berührtes Thema bilden, machen eben die natürliche Seite aller poetischen Romantik aus. Kein Volk besitzt diese in seiner Novellistik heutiges Tages ausgeprägter als die Engländer. Der Franzose hat dafür weniger Sinn, und auch der Deutsche hat sie (in neuester Zeit wenigstens) aus Verkehrtheit und Ungeschick zu sehr unberücksichtigt gelassen. Welche mattherzige Anschauung der Natur begegnet uns in unsern neuesten Romanen. Es ist aber ganz gewiß, daß, wer die Natur in ihren offenbaren wie geheimen Zuständen nicht zu ergreifen versteht, der wird auch nie den Geist poetisch erfassen, weil, wie überall, so in der Poesie ganz besonders, Natur und Geist unzertrennlich sind. Blos das Hervorheben dieser Seite zeigt, wie jämmerlich es eben jetzt in unserer Novellistik aussieht. Wie viel Wasser! wie viel leerer Dunst! Aber die folgenden Jahre, in denen sich die Kritik immer kräftiger regen wird, werden unsere abgelebten Novellisten lehren, daß wir nun genug und übergenug haben von der Schilderung unserer verzwickten, verblasenen Gesellschaftszustände, daß wir dies sociale Zeug mit seiner unsinnigen Verzerrtheit nicht mehr begehren, sondern das Geistige nun wieder in seiner ursprünglichen Heimat aufsuchen wollen.

Das unlängst in London erschienene Werk von George Dubourg: „The violin, being an account of that leading instrument, and its most eminent professors etc.", ist mehr eine unterhaltende musikalische Skizze als eine eigentliche Geschichte der Violine zu nennen, welche letztere zugleich eine Geschichte der gesammten Musik innerhalb der letzten zwei Jahrhunderte sein müßte. Der Verf. knüpft seine Raisonnements mehr an einzelne frühere und spätere Künstlerindividualitäten. Einer der ausgezeichnetsten Violinisten in England, dem es aber ebenso wenig wie einem Künstler der heutigen Tage an Seltsamkeiten und Capricen fehlte, war ein gewisser Niccolo Matteis, der sich gegen Ende der Regierung Karl II. in London aufhielt. Er war Meister auf seinem Instrument und auch sonst ein guter Musiker. Seine Manier war seltsam, übertraf jedoch Alles, was man zeither in England in dieser Gattung gehört hatte. Seine Bogenführung, seine Triller, seine Übergänge erregten allgemeines Erstaunen. Als er in London ankam, befand er sich in sehr dürftigen Umständen, allein sein Stolz war noch größer als seine Armuth; ersterer verhinderte ihn lange, öffentlich aufzutreten, ausgenommen in dem engern Kreise einiger Kaufleute der City, welche ihn begünstigten. Als er bekannter geworden war, mußte er auch am Hofe spielen. Aber sein Betragen gefiel keineswegs und er entwickelte dabei so viel Eigensinn, als man heutzutage immer einer Malibran oder einem Paganini selbst zutrauen kann. Namentlich konnte er auch die kleinste Störung bei seinem Spiel nicht vertragen, und bei dem leisesten Geflüster, das im Concertsaale entstand, legte er augenblicklich das Instrument bei Seite. Der Herzog von Richmond interessirte sich sehr für den Künstler und wollte ihm unter gewissen Bedingungen, die sich lediglich auf seine Manieren und Capricen beim Spiel und im Umgange bezogen, eine ansehnliche Pension zukommen lassen. Allein es war mit dem Hrn. Niccolo Matteis nichts auszurichten; er blieb bei seiner Eigenthümlichkeit, die so schneidend war, daß kein Orchester mit ihm ein Concert spielen konnte; denn er nahm auf die obligaten Instrumente nicht die geringste Rücksicht. Daher unterblieb denn auch die Pension, und der eigensinnige Musiker hätte, ungeachtet seines Talents, Hunger und Mangel leiden müssen, wenn er nicht von einigen Dilettanten, seinen ausschließlichen Bewunderern, und die sich auch alle seine Unarten gefallen ließen, unterstützt und erhalten worden wäre. Späterhin gab er auch Unterricht und erwarb sich nachher durch eine eigenthümliche Speculation, die damals noch unbekannt war, einiges Vermögen, indem er nämlich die Stücke, die er behufs des Unterrichts für seine Schüler componirt hatte, copiren und auf Kupfer stechen ließ, welche Copien ihm von seinen zahlreichen Bewunderern für vieles Geld abgekauft wurden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 354. — 19. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 353.)

— Rußland und die Türkei. Nachdem die Pforte eine Reihe von Jahren mit Rußland im Frieden gelebt, schien der russische Einfluß in der Moldau und Walachei, auf den ionischen Inseln und in dem revolutionnirten Serbien der türkischen Regierung bedenklich zu werden, und auch der französische Gesandte in Konstantinopel mag an der Kriegserklärung vom 7. Jan. 1807 seinen Theil gehabt haben. Diesmal sah man eine englische Flotte mit Rußland im Bunde durch die Dardanellen fahren. Diese Expedition und der Zug nach Ägypten ist vielfach getadelt worden; am wenigsten Grund zum Tadel hatte wol Rußland; denn die britische Gegenerklärung (vom 18. Dec. 1807, s. „Edinburgh review", XXI, 246) konnte mit Recht sagen, einzig auf Rußlands Ansichten und um russische Interessen dem französischen Einfluß gegenüber aufrecht zu halten, sei der Krieg unternommen worden. Der Krieg war von kurzer Dauer; im Frieden von Tilsit, in welchem Rußland auf Kosten Preußens sich entschädigen ließ und durch einen geheimen Artikel versprach, England eventuell den Krieg zu erklären, mußte es sich zugleich verpflichten, sogleich die Moldau und Walachei zu räumen und mit der Pforte einen Waffenstillstand zu schließen. So wechselten damals die Combinationen. Napoleon hatte gewiß nicht vergessen, daß der Sultan beim Anblick der englischen Schiffe dem General Sebastiani seine Pässe geschickt; aber auf keine Weise wollte er Rußland im Osten gewähren lassen.

Kurz wie der vorige Krieg war nun die Waffenruhe und bei den erneuerten Feindseligkeiten das Glück den Russen günstig. Nur der französische Einfall zwang Rußland den Krieg zu beendigen. Im Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) erhielt Rußland Bessarabien und den östlichen Theil der Moldau, indem der Pruth bis zu seinem Einfluß in die Donau, und diese bis zu ihrer Mündung, für russische Kriegsschiffe offen, die Grenze bildete; die Pforte sollte die neuen Festungen in Serbien demoliren, Rußland dagegen die festen Plätze an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres übergeben. (Die letztere Bedingung ist nicht in Erfüllung gegangen.)

So sah Rußland zum dritten Mal durch die Dazwischenkunft fremder Mächte, zum zweiten Mal, wenigstens mittelbar durch Frankreich sich in seinem Siegeslauf gehemmt und gezwungen, auf den letzten Preis des Türkenkrieges zu verzichten.

Die spätern Ereignisse, die Intervention der Mächte in der griechischen Angelegenheit, die Resultate des russischen Krieges, die wohlgewählten Erwerbungen im Frieden von Adrianopel, die Anerkennung von Seiten der bedrängten Pforte, daß nur russischer Schutz sie vom Übermuth eines Vasallen gerettet, dies Alles ist bekannt. Auf manche Verhältnisse wirft die noch immer fortgehende Veröffentlichung von Actenstücken, deren Authentie nun wol keinem Zweifel mehr unterliegt, ein neues Licht. Es ist wahr, die Geschichte nimmt in diesem Fall etwas früher als sonst die Materialien in Anspruch, die ihr am Ende doch anheimfallen mußten. Doch wird man sich darüber beruhigt haben, daß nicht etwa die Fahne des gefürchteten Liberalismus die Schriftsteller und Redner zusammenhält, die an Mittheilungen so neuer Art scharfsinnige und eindringliche Erörterungen knüpfen. Es wäre das lächerlichste Misverständniß, wollte man verkennen, daß die englische Agitation der russischen Frage den Zwecken der Bewegungspartei auf dem Continent fremd ist. Die Unzufriedenen in den Staaten des Festlandes würden sich bitterlich täuschen, wenn sie glaubten, daß die Opposition gegen Rußland eine Sympathie mit ihren besondern, gegründeten oder eingebildeten Beschwerden voraussetze. Die Politik tritt eben einmal wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt auf, als Trägerin bestimmter, streng abgeschlossener Interessen, nachdem man sich angewöhnt hatte, die Politik nur da zu suchen, wo es ersichtlich auf die Bekämpfung der liberalen Ideen angelegt war. Aber es ist vielleicht kein Staat, für welchen nicht eine Verwickelung denkbar wäre, bei der die Differenz über staatsrechtliche Fragen mit einem Mal in den Hintergrund treten und eine Regierung z. B. mit Ständen in einleuchtender Gemeinschaft der Interessen zusammentreffen würde. Eben dadurch, daß solche Fälle denkbar sind, ist die Möglichkeit einer nationalen Politik bedingt. Heilsam ist es immer, an diese Möglichkeit erinnert zu werden. Im Bewußtsein derselben wird der Streit um Prärogativen auf der einen, und um Volksrechte auf der andern Seite mit weniger Gehässigkeit geführt werden und die Parteien wenigstens nicht

so leicht in Versuchung gerathen, über ihren besondern Tendenzen den allgemeinen Staatszweck zu vergessen. Die Besorgnisse der Regierungen mögen eine andere Richtung nehmen, im Verhältniß wie sie sich den Fall vergegenwärtigen, daß die letzte Bürgschaft ihrer Selbständigkeit doch nur in der freien Anhänglichkeit der Völker liegt. Sie werden auf die alte Erfahrung zurückkommen, daß das Vertrauen seiner Natur nach gegenseitig sein muß, daß es nicht erworben, noch weniger behauptet werden kann, ohne erwidert zu werden. Die Besorgnisse der Völker werden sich mindern in demselben Maße, wie sie sich überzeugen, daß die Politik der Regierungen, von äußern Einflüssen unabhängig, in selbständiger Würde und mit unzweideutiger Energie den nationalen Interessen zugewendet ist. Gewiß, die Unklarheit über diesen Punkt hat mehr als alles Andere die Verstimmung befördert. Und wenn auch die Übertreibungen der Ausländer, die unsere Verhältnisse nur sehr oberflächlich kennen, in dieser Hinsicht augenfällig sind, so hätte doch mehr geschehen dürfen, um durch Offenheit jedem Argwohn vorzubeugen.

Sind diese Betrachtungen vielleicht dem Gegenstande fremd? Sie liegen wenigstens nahe genug in dem Augenblick, da der Spannung im fernen Osten die Wirren im fernen Westen sich zugesellen und die Theilnahme, die eine Zeitlang fast einzig die innere Ausbildung der Staaten in Anspruch genommen hatte, durch die obschwebenden völkerrechtlichen Fragen zurückgedrängt wird. Es kann nicht schaden, wenn die Ruhe, deren wir Deutschen genießen, uns zu desto aufmerksamern Beobachtern macht. Je weniger die Schwankungen der französischen Politik einen festen Schluß auch nur auf die nächste Zukunft verstatten, desto mehr interessirt die Art und Weise, wie diese Fragen in England behandelt werden. Das immer bestimmtere Auftreten des Whigministeriums in Bezug auf die östliche Frage scheint den Anfoderungen der Torypresse noch kaum zu genügen. Die vorliegende Schrift selbst (wenn auch ein einzelner Umstand dieser Art nicht übersehen werden soll) ist aus dem Verlag von John Murray hervorgegangen, der vierteljährig das fortlaufende Manifest der Tories, das „Quarterly review", Tausenden von Lesern übergibt. Das „Portfolio" endlich hat mit einer so beispiellosen Enthaltsamkeit aller innern Politik seinen eigenthümlichen Charakter zu behaupten gewußt, daß in keiner Äußerung das individuelle Glaubensbekenntniß der Herausgeber in irgend einer rein englischen Frage sich verräth.

Nur eine Ausnahme von diesem Zurücktreten, diesem Aufgehen der politischen Meinungsverschiedenheit bei der Behandlung der östlichen Frage ist bemerkbar. Es sind die Radicalen, die Utilitarier, die bei jeder Veranlassung Einsprache gethan haben gegen die Ansicht, daß Rußlands Übermacht gefahrdrohend sei, und daß man ihr wohlgerüstet entgegentreten müsse. Die gegenwärtige Darstellung würde unvollständig bleiben, wenn nicht auch die talentvolle Flugschrift hier berücksichtigt würde, welche das Princip der Radicalen in Bezug auf die auswärtige Politik repräsentirt, nämlich:

Russia. By a Manchester manufacturer, author of „England, Ireland and America". (Edinburg 1836.)

Zweiundfunfzig Seiten, stereotypirt in doppelten Spalten und in Lexikonformat für 8 Pence; das ist, so viel zu lesen, als sonst einen Band füllt und, wenn es ein Roman ist, für eine halbe Guinee verkauft wird. So rechnet diese Schule; denn sie rechnet überall sehr gern und hat eine probate Manier, Alles auf Pfund, Shillings und Pence zu reduciren. Von den alten Grundsätzen der Politik behauptet sie, daß sie abscheulich theuer, und von den Ideen, daß sie gar wenig werth sind. Mit Autoritäten aller Art macht sie kurzen Proceß; nichts imponirt ihr als die Erfahrung. Uns Deutschen erscheint bisjetzt *Alles*, was von dieser Schule ausgeht, nur im Licht einer Curiosität; aber in England gewinnt sie täglich mehr Einfluß; jeder verjährte Übelstand, jeder neue Misgriff der Gesetzgebung, jede Blöße, welche die eine oder die andere Partei in der Hitze des Streites gibt, muß ihren gewagtesten Behauptungen zur Stütze dienen.

Als Verf. dieses Pamphlets wird Hr. Cobden genannt, ein Fabrikherr in Manchester. Er will den Frieden, und darin hat er Recht. Aber er meint, die Politiker, die er angreift, wollen den Krieg, und darin hat er Unrecht. In seinem Eifer übersieht er, daß man auch rüsten kann und manchmal rüsten muß, um den Frieden zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, November 1836.

Ich melde Ihnen in diesem Briefe nichts von dem meutrischen Versuch des jungen Louis Napoleon, wol aber Etwas über Karl X. Tod und die neue Oper der Mlle. Bertin. Sie werden fragen, ob diese Dame eine politische Person sei, ob sie in der Kammer auftrete oder Journalartikel schreibe. So viel ich weiß, ist sie ein sehr bescheidenes Mädchen, nicht sehr schön, aber graziös; das ist hier unter den Frauenzimmern so allgemein, daß sie dadurch eben noch kein Aufsehen erregen würde. Daneben beschäftigt sie sich mit Musik, die eben nicht viel mit der Politik gemein hat, zumal hier, wo die Politik aus lauter Dissonanzen ohne Auflösung besteht. Die Herren Bertin sind aber Herausgeber und Eigenthümer des „Journal des débats"; dadurch ist die „Esmeralda" zu einem politischen Ereignisse geworden, das alle Parteien in Bewegung gesetzt hat. Diesem hat die Musik die Ohren zerrissen, Jenen in den Himmel entzückt. Der „National", die „Minerve" haben gepfiffen, die „Débats" applaudirt, die „Gazette de Paris" hat applaudirt, andere Blätter haben geklatscht und gepfiffen zugleich. Im Parterre geschieht Beides gegenwärtig noch bei der vierten Vorstellung der Oper; das Pfeifen hat sogar die Majorität und das Recht zur Seite.

Worüber sich die Blätter, nämlich die pfeifenden, vor Allem beschweren, ist, daß so viele bedeutende Künstler von der Académie royale de musique abgewiesen werden, und daß man der Mamsell Bertin die Thür dieses Musikpalastes aus Rücksichten für die Stellung ihres Vaters so bereitwillig geöffnet habe. Wenn Fremde sich darüber wunderten, so könnten wir das begreifen; aber Pariser? Wissen die denn nicht schon längst, daß in Paris Alles durch Intrigue erreicht wird? Die Klageführenden selbst würden eben wegen des politischen Einflusses ihres Vaters die Künstlerin nicht aufkommen lassen, wenn sie die Gewalt in Händen hätten. Sodann klagt die Opposition über die schlechte Musik. Da ist denn auch wol Parteihaß im Spiele; die Musik würde schlecht sein, auch wenn

sie vortrefflich wäre, was leider der Fall nicht ist. Es fehlt dem Dialog an rascher, schlagender Kraft; die Musik, anstatt die Verse des Dichters zu entzünden und zu färben, überflutet sie in einem breiten Strome von Noten; die Worte werden mitten im Gesange durch lange Passagen aufgehalten, die blos zur Instrumentirung gehören. Bei mäßigem Affecte läßt sich das noch anhören, aber sobald die Leidenschaft anfängt, sich lebhafter zu regen, wird der Zuhörer ungeduldig. Es fehlt der Tonsetzerin an Erfindung: es bedarf bei ihr einer mühseligen Anstrengung, ehe sich der Affect zur Melodie aufschwingt; daher sucht sie häufige Ruhepunkte. Dann trifft sie nicht immer den vom Dichter angegebenen Ton, grade wie Rossini, dessen Helden ihre Klagen in den lustigsten Cadenzen durch die Lüfte wirbeln lassen. So singt im dritten Acte Claude Frollo

Sois joyeuse,
Sois heureuse,
Moi, je creuse
Le tombeau

im heitersten, anmuthigsten Tone; das macht eine Wirkung wie eine Leiche im Ballputz. Doch ist Vieles zu loben in der Partitur. Das Trinklied im Anfange des dritten Actes hat angesprochen; in der Einleitung des vierten singt Esmeralda ein ganz anmuthiges Lied; das Duett zwischen ihr und Claude Frollo, das darauf folgt, ist mit einer Energie geschrieben, welche aus dieser langen, schläfrigen Musik plötzlich aufflammt wie ein Blitz. Das Glockenlied, welches Quasimodo singt, bietet eine wirklich originelle Melodie dar und wurde von den Freunden der Tonsetzerin mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, daß es noch jetzt jedesmal wiederholt wird. Zuletzt öffnet sich die Kathedrale: das reich beleuchtete Innere der Kirche, die Processionen, die reichen Costume, das Kirchenlied: „Omnes fluctus", von feierlichem, echt religiösem Ausdruck, reichen, nebst dem vorher bezeichneten Gesangstücke, hin, um die Oper aufrecht zu erhalten.

Hr. Guerra hat zur unrechten Zeit debutirt, die „Esmeralda" hat ihn in Schatten gestellt. Vor der Hand hält er sich ganz stille, wahrscheinlich um vorerst eine ruhigere Temperatur abzuwarten. Den enthusiastischen Beifall, der ihm zu Neapel wurde, hat er hier nicht gefunden; doch kann er zufrieden sein. Guerra ist unstreitig der erste unter den hiesigen Tänzern; ja, er ist der einzige, der einen bestimmten Charakter hat. Er macht keine Sprünge ins Blaue, blos damit man die Elasticität seiner Muskeln bewundere. Die äußern Fertigkeiten sind ihm Mittel, um sein Inneres darzustellen. In seinem Innern aber mag es wild und stürmisch genug hergehen; seine Bewegungen zeugen von Kraft, von Würde, aber sie sind hart und eckig und heftig. Auf seine Pirouetten schien Guerra besonders zu rechnen; sie thaten auch ihre Wirkung, die aber bald verflog; dergleichen Kunststücke erinnern zu sehr an die gewöhnlichen Seiltänzer und Meßvirtuosen. Bald wird Guerra hier der einzige Tanzkünstler von Bedeutung sein. Die Taglioni verläßt uns, und die Nachricht ihres nahen Abgangs hat das Publicum fast ebenso schmerzlich berührt wie der Tod der Malibran. Auch dem übrigen Opernpersonal stehen große Veränderungen bevor. Nourrit tritt aus im April. Vielleicht findet er, daß er zu dick wird; kurz und untersetzt, mit fleischigen, starken Formen, spielt er, zumal in Heldenrollen, eine widerwärtige Figur. Sonst hat Nourrit eine edle, schön gezeichnete Physiognomie. Man sagt auch, daß ihn die Eifersucht plage; bekanntlich ist der berühmte Tenorist Dupré für die hiesige Oper engagirt. Jedenfalls ist es noch keine ausgemachte Sache, daß Nourrit eine Bühne verläßt, wo er seit so langen Jahren glänzt. Die Taglioni wird überall ein Publicum finden, das sie versteht; ihr Talent wird in Wien ansprechen wie in Neapel und Paris. Nourrit dagegen ist ein echter Franzose, vom schärfsten Gepräge. Manieren, Spiel, Gang und Gesang, Alles ist so eigenthümlich pariſisch, daß er auf einer auswärtigen Bühne nie den Beifall hoffen kann, der ihm hier zur Gewohnheit geworden. Singen ist in der That gegenwärtig ein gutes Metier; da haben wir hier einen zweiten Tenoristen, Lafont; der sang neulich im „Don Juan" in Rubini'scher Manier, daß man nahe daran war, zu pfeifen. Diesem Lafont bietet der Director des Operntheaters in Brüssel 100,000 Frcs. für drei Jahre, und Lafont geht nicht. Die hiesige Direction zahlt ihm also mehr! Die Fallon ist gegenwärtig prima Donna; auf ihr ruht das ganze hohe tragische Repertoire. Als Sängerin erreicht sie die Damoreau nicht; der Letztern Gesang rollt in feinen, abgeschliffenen, blitzenden Perlen, aber er rollt aus der Kehle, das Gemüth bleibt starr und kalt wie der Felsen, aus dem der Wasserfall sprudelt. Bei der Fallon ist leidenschaftliche Energie, sie ist eine Künstlerin aus der Schule der Malibran. Die Nau singt wie die Damoreau, mit weniger Vollendung der Details, aber mit mehr Grazie und gleicher Kälte. „Die Hugenotten" Meyerbeer's werden immer noch stark besucht.

Der Obelisk steht jetzt fest und zwar auf lange Zeit; indeß zanken sich die Blätter noch immer über die Stelle, wo man ihn aufrichten sollte. Der Eine hätte ihn lieber im Hofe des Louvre, der Andere auf dem Montmartre. Als unter der Restauration die kolossalen Statuen auf der Brücke Louis XVI aufgerichtet wurden, da schrien die Pariser und schimpften über den Skandal; jetzt schreien sie wieder und schimpfen, da die Bildsäulen abgenommen und nach Versailles gefahren werden. Die Brücke gewinnt, denn diese Steinmassen waren in keinem Verhältnisse mit ihren schmächtigen Bogen und ihrer zierlichen Architektur; aber aus der Ferne nahmen sich diese zwölf hohen weißen Figuren gut aus. Die Federhüte, die pittoresken Uniformen, die imposanten Attitüden, die grandiosen Physiognomien gaben der Ansicht der Stadt etwas Feierliches und Majestätisches. Statuen muß man in freier Luft sehen, und nicht leicht findet man ein schöneres, erhabeneres Museum dafür als eine Brücke zu Paris. Hr. Lebas, der Ingenieur, der den Obelisken aufgerichtet, ist zum Director des Museums der Marine ernannt worden, eine verdiente Belohnung für vierjährige Anstrengungen und für die feindlichen Ausfälle der hiesigen Blätter. Sobald der Obelisk völlig von seinem Bretterhemde entkleidet und restaurirt ist, wird der ganze ungeheure Platz aufs prachtvollste decorirt. Rund herum werden zwölf Candelabers aufgestellt, die zugleich als Fontaines-tonnes dienen. In einiger Entfernung wird sich eine breite Chaussee kreisförmig um das Monument ziehen; — auf diese stoßen die acht Seitenchausseen, welche den ganzen Platz in acht Abtheilungen theilen, die mit Trottoirs und Candelabers zu versehen sind, zwanzig an der Zahl. Die bereits bestehenden Trotteirs und Pavillons werden beibehalten, auf den acht Pavillons allegorische Statuen aufgerichtet werden, welche die acht wichtigsten Provinzialstädte Frankreichs vorstellen: Lyon, Marseille, Rouen, Bordeaux, Strasburg, Nantes, Lille und Toulouse. Zur Beleuchtung der ältern Trottoirs sind außerdem noch 20 Piedestale bestimmt, welche jeder eine Colonne-rostrale-lampadaire tragen werden; also 32 Candelabers und 20 Rostral-Colonnen, und da jeder dieser Lampadaire mit zwei Laternen versehen wird, so sind dies in Allem 72 Leuchten. Über die Gräben an dem Tuileriengarten nach der Straße St.-Florentin zu und auf der andern Seite nahe der Seine wird eine Brücke von drei Bogen erbaut. In den Winkeln der Gräben kommen auf vier großen Piedestalen vier Gruppen zu stehen, welche den Pendant machen zu den Pferden an dem Gitter der elysäischen Felder.

Die Nachricht vom Tode Karl X. machte außerordentliche Sensation, aber keine lärmende: das große Ereigniß lag gleichsam schwül und drückend auf der Hauptstadt. Voriges Jahr, wo ich nicht irre, hatte Steuben eine Schlacht von Waterloo ausgestellt; sobald die Franzosen vor dieses Bild traten, verstummten sie. So wortreich der Pariser ist und so flüchtig und obenhin sein Gemüth aufgeregt wird, so ist er doch zu Zeiten eines Affects fähig, den er mit Worten nicht schildern kann. In dieser ersten Stille der Trauer ließ nur ein Journal sich etwas lärmend vernehmen, „La France"; sie hätte gescheiter

gethan zu schweigen; denn erstens sprach sie dummes Zeug, zweitens wurde sie direct vor die Assisen geladen und muß ihr rhetorisches Kunstwerk mit 300 Francs Geldbuße und drei Monaten gefänglicher Haft bezahlen. Der Hof hat keine Trauer angelegt, die Karlisten ärgern sich darüber und sind inconsequent darin wie in allem Übrigen. Was liegt ihnen oder kann oder sollte ihnen an den Beileidsbezeigungen eines Feindes liegen? Zufälligerweise waren vorige Woche die Prinzessinnen Marie und Clementine in der Oper mit Rosaatlashüten; darüber erhob der ganze Faubourg St.-Germain ein Zetergeschrei, einen endlosen Cancan. In den Kirchen wurden alle gottesdienstliche Ehrenbezeigungen zum Andenken des verstorbenen Monarchen vom Minister des Cultus untersagt. Das war eine sehr weise Maßregel, die aber gleichfalls von den Karlisten verdreht und misdeutet ward. Der Tod Karl X. ist kein Ereigniß, das dem Throne des Bürgerkönigs Gefahr brächte; ein Requiem auch mit Pauken und Trompeten gönnt man seinem Feinde wol immer, wenn man es ihm auch grade nicht wünscht. Was Gefahr bringen konnte, das war der Eindruck, den ein Todtenamt zum Gedächtniß des Königs, der die Juliordonnanzen unterzeichnet hatte, auf das Volk machen könnte. Wie klüglich haben die Priester und ihre Partei gethan, als St.-Germain l'Auxerrois vom Volke bedroht war; ähnlichen Unfug hätte eine Unvorsichtigkeit herbeiführen können. Das Ministerium hat die Karlisten gegen ihre eigne Thorheit beschützt. Jetzt schreien sie: „Laissez nous prier!" „Alte, treue Diener des verbannten Monarchen", sagen sie, „jammern an den Kirchthüren und fasten und beten! Der gekrönte Greis, der im Exil gestorben, war ihr Freund im Leben gewesen; seine Freigebigkeit hatte sie dem Elend entrissen, jetzt wollen sie den Himmel für ihn erflehen! Aber die Männer der Macht haben ein Interdict auf die heiligen Mysterien gelegt!"

Und so schreien die Krieger, die nur einmal Treue geschworen und die ihren Schwur nicht gebrochen! Und die Vendéer sind gekommen in ihre Kirchen und haben gerufen: Lasset uns beten! und so fort. Diese gottesfürchtigen Vendéer, diese frommen Brigands, die vom Beichtstuhl zum Meuchelmorde eilen, die Notre Dame des douleurs mit dem Raube der Diligencen kleiden, sind in der That zu bedauern, zumal da man ihnen das Handwerk gelegt, da die Vendée von Militairstraßen durchschnitten ist und die Schlupfwinkel der Mordräuber zerstört sind. Gegen Persil, dem jetzigen Cultusminister, sind die Karlisten besonders aufgebracht; durch diesen wurde den Pfarrern der Wille der Regierung eröffnet. Ihr habt ein Gesetz gegen die Dankbarkeit und gegen die Hoffnung gemacht, sagt die „Mode"; was brauchtet ihr mehr? Unter Dankbarkeit versteht nämlich die „Mode" die Insulte, die sie dem Bürgerkönige anthat, aus Erkenntlichkeit für Karl X., der sie bezahlte; die Hoffnung, die man der „Mode" nicht gestatten wollte drucken zu lassen, war die Hoffnung, daß Louis Philipp baldmöglichst vom Throne gejagt werde. Zuletzt wird die „Mode" vernünftiger, als zu erwarten war, sie erklärt dem Großsiegelbewahrer: „Nous nous passerons de vous et nous prierons sans vous dire: laissez nous prier." Das ist das Gescheiteste, das wird ihr Niemand verwehren, denn man hat Skandal und Emeuten verhüten und Niemanden in seiner Privatandacht stören wollen. Es heißt, trotz des Verbots habe der Erzbischof in einer Kapelle einem Todtenamte beigewohnt, wobei eine Leichenrede auf Karl X. gesprochen worden; die Polizei habe mehre Exemplare dieser éloge funèbre confiscirt. Die „Mode", die bisher nur wöchentlich in einem mäßigen Hefte erschien, wird nächstens sich in ein Tageblatt umwandeln.

Neulich ist die Académie des sciences mystificirt worden, es wurde ihr ein Wilder aus der Südsee vorgestellt, tatowirt, mit Tomahawk, Scalpirmesser und den Köpfen erschlagener Feinde; der Wilde war ein Matrose aus Portsmouth. Diese Geschichte hat die gelehrten Herren etwas mistrauisch gemacht, doch konnten sie dem Zwerge Gulia nicht wohl die Ehre verweigern, seine Bekanntschaft zu machen. Hier war keine Täuschung, kein Betrug möglich; der kleine Kerl steht so da, wie ihn die Natur dahingestellt hat, ganz regelmäßig zugeschnitten und zugehauen, kaum einen Metre hoch und 22 Jahre alt. In dem Miniaturkopfe haben vier Sprachen Raum gefunden; die kleine Hand führt den Violinbogen mit einiger Gewandtheit, dabei reitet Gulia und geht auf die Jagd, hütet sich aber den Hasen nicht zu nahe zu kommen. Ich habe mir beim Anblick dieses Zwergs gedacht, wenn in einer solchen Gestalt der Riesengeist eines Napoleon's wohnte, würde sie sich wol an die Spitze einer Armee schwingen können, Schlachten liefern und große Nationen befehligen? Würde ein Mann von fünf und einem halben Schuh sich nicht entwürdigt glauben, den Befehlen eines solchen Knirps Folge zu leisten? So übermächtig die Intelligenz auch waltet und die Materie zähmt und fesselt, ein paar tüchtige Schultern und ein tüchtiges derbes Körpergestell sind doch für sie ein nicht zu entbehrender Thron, wenn sie über die Körperwelt herrschen soll. Die Kleinheit ausgenommen, so ist das Knochengestell des Hrn. Gulia ganz gut conditionnirt; alle Verhältnisse sind richtig, nicht zu kurz noch zu lang, alle Muskeln zeichnen sich deutlich und regelmäßig ab. Die Züge sind ernst und deuten auf ein höheres Alter als 22 Jahre. Besonders merkwürdig in der Geschichte dieses Zwerges ist, daß die Ältern und Geschwister von gewöhnlicher Höhe und vollkommen normalem Wuchse sind; im fünften Jahre hörte Gulia plötzlich auf zu wachsen. Er ist von kräftiger Constitution, war nie krank und erträgt alle Mühseligkeiten einer langen Reise, ohne das mindeste Ungemach zu verspüren. Man erzählt, er habe mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland Billard gespielt und sei mit beiden Monarchen auf der Jagd gewesen. Ein junger Maler ist damit beschäftigt ihn zu portraitiren; das Bild wird auf der nächsten Ausstellung erscheinen. Außerdem werden wir zu sehen bekommen eine Revue der alten Kaisergarde von Hrn. Vernet und die Schlacht bei Montereau von Delacroix und zwei Capitalstücke: Duquesne vor Algier, von Biard, und Karl I. von England vor seiner Hinrichtung, von Delaroche.

Unter den vielen literarischen Erscheinungen führe ich fürs Erste „Les mémoires du chevalier d'Eon" an. Der Held des Buchs ist eine der seltsamsten historischen Figuren, und der Vers., Hr. Gaillardet, hat seiner Zeit Aufsehen genug gemacht. Er ist Einer von den Verf. der „Tour de Nesles", jenem schrecklichen Drama, um dessen Autorschaft sich Dumas mit dem jungen Dichter duellirte. Diese Memoiren bieten eine sehr unterhaltende Lecture dar. Der Chevalier d'Eon trat bald als Dragonerofizier auf, bald zeigte er sich als Dame; durch eine seltsame Verkettung von Umständen gerieth er in die wunderlichsten Situationen, die bei aller Unwahrscheinlichkeit dennoch wahr sind, wie der Verf. durch Actenstücke nachweiset. Über sein Geschlecht bleibt kein Zweifel mehr übrig; der Chevalier d'Eon war ein Chevalier und keine Chevaliere. Seine Leiche wurde vor einer zahlreichen Versammlung secirt, und unter den Zuschauern befand sich eine junge Dame, die sogar ihren Namen unter die Zeugnisse der Ärzte setzt. 41.

Notiz.

Emmerich oder Eckermann?

Hegel erzählt seiner Gattin in einem aus Weimar am 17. Sept. 1827 geschriebenen Briefe („Sämmtl. Werke", XVII, 622), daß an dem Mittagsessen bei Göthe, den er als „ein ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt" bezeichnet, auch sein Secretair, ein Dr. Emmerich, Antheil genommen habe. Den Namen des damals noch wenig gekannten Mannes konnte Hegel leicht falsch verstehen, aber die Herausgeber des Briefwechsels, die Herren Förster und Boumann, mußten im Jahre 1835 den Namen „Emmerich" in „Eckermann" verbessern. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 355. — 20. December 1836.

Progress and present position of Russia in the East.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 354.)

Der Verf. verwahrt ſich ſehr angelegentlich, daß man ihn nicht für einen Vertheidiger der ruſſiſchen Politik halten möge, und bedient ſich dabei ſo unzweideutiger Ausdrücke, daß ſeine Phraſen hier nicht füglich zu wiederholen ſind. Aber deſſenungeachtet verſichert er mit großer Beſtimmtheit, erſtens: Rußland ſei viel beſſer als die Türkei; zweitens: Rußland ſei viel ſchwächer, als man denke, und drittens: England brauche ſich um Rußlands Fortſchritte überall nicht zu kümmern.

Die Parallele mit der Türkei wird am anſchaulichſten durch den Handel des ſchwarzen Meeres, der erſt durch Rußlands Bemühungen (ſeit dem Frieden von Kainardſche und beſonders ſeit der Ukaſe vom 22. Februar 1784) eröffnet worden. Der Verf. hätte ſich auf Hagemeiſter's „Mémoire sur le commerce des ports de la Nouvelle-Russie etc." beziehen können, das ſoeben in einer dem Lord Palmerſton gewidmeten Überſetzung in London erſchienen iſt. Die wahrſcheinlichen Folgen einer Beſitznahme von Konſtantinopel durch die Ruſſen werden ziemlich pathetiſch als ein großer Sieg der Civiliſation geſchildert; alſo auch als ein Gewinn für England. Ob es denn denkbar ſei, daß der engliſche Handel nach der Türkei, der jetzt nur etwa eine halbe Million Pfund Sterling betrage, unter ruſſiſcher Herrſchaft nicht bedeutend anwachſen würde? Ob es denn möglich ſein würde, beim jetzigen Stand der Bedürfniſſe civiliſirter Länder eine Abſperrung des ſchwarzen Meeres gegen den europäiſchen und namentlich gegen den engliſchen Handel durchzuſetzen? Aber zu fürchten würde Rußland keineswegs ſein; denn die größere Ausdehnung des Gebiets ſtehe im umgekehrten Verhältniß mit der Macht. Hier iſt dem Verf. das Menſchliche begegnet, daß er an dem materiellen Bilde der Ausdehnung, und folglich der Verdünnung eines gegebenen Stoffes feſthält, während es ſich um die Erwerbung neuer und nutzbarer Landſtriche handelt. Durch die unmäßige Ausdehnung allein, ohne mitwirkende moraliſche Urſachen, iſt nie ein großes Reich zu Grunde gegangen. Aber die rechte Macht — fährt der Verf. fort — beſtehe in der Ausbeutung der Induſtrie; Watt und Arkwright mit der Dampfmaſchine und der Spinnmaſchine haben größere Siege erfochten als Potemkin und Suwarow mit ihrem blutigen Handwerk. Ferner wird mit einem prächtigen Schwung die Entdeckung verkündet: Liverpool und Hull mit ihren Schiffen, Mancheſter, Leeds und Birmingham mit ihren Capitalien würden im Stande ſein, ganz Rußland oben bei Kronſtadt und unten bei den Dardanellen in Blockadeſtand zu verſetzen, um dem Beſitzer eines Viertheils der bewohnten Erde Geſetze vorzuſchreiben. Denn eine Seemacht würde Rußland durch den Beſitz der Dardanellen noch nicht werden; ſein Handel ſei noch großentheils in den Händen einer andern Nation; mit Handelsflotten müſſe die Macht den Ocean bedecken, der es um die Pflanzſchule einer geübten und gefürchteten Kriegsmarine zu thun ſei, und wenn auch Rußland in der rollenden Jahre Vollendung zum Beſitz großer und wohlbemannter Flotten gelangt ſein würde, die Herrſchaft der Meere wäre durch die Hand der Natur ihm doch verſagt; denn zwiſchen dem Sund und den Dardanellen, den leicht zu ſchließenden Thoren der Oſtſee und des ſchwarzen Meeres ſei nur eine Waſſerſtraße — durch die berühmteſte aller Meerengen, unter den mit allen britiſchen Donnern bewehrten Höhen von Gibraltar.

So viel Wahres an dieſer Argumentation auch ſein mag, ſo ſpringt doch in die Augen, daß ſie von allen Staatsintereſſen einzig nur auf das der Induſtrie gegründet iſt. So hatte während der Continentalſperre eine Partei ſich darin gefallen, England für gänzlich unabhängig von den Intereſſen des Handels und der Induſtrie zu erklären und im Landbau eine unerſchöpfliche Quelle des Wohlſtandes und der nationalen Größe nachzuweiſen. Einſeitige Rathſchläge dieſer Art werden bei jeder Kriſe ſich geltend machen; aber dürfen ſie denn dem Staate, der nur durch die Gemeinſchaft der Intereſſen beſteht, ein täuſchendes Selbſtvertrauen einflößen? und iſt denn auch nur das wahrſcheinliche Intereſſe der britiſchen Induſtrie in den Ausführungen des Verf. erſchöpft? Wie, wenn die Türkei unter ruſſiſchem Scepter (von dieſer Vorausſetzung müſſen wir ja ausgehen) zu einem Lande von unberechenbarer Wichtigkeit für Production und Fabrikation jeder Art reifen ſollte? Ein geſchloſſener Handelsſtaat iſt ein Unding, ſo gut als das geſchloſſene Meer; aber mit großartigen Kanalverbindungen im Innern kann ein unermeßliches Reich wie das ruſſiſche zu einem hohen Grade

der commerciellen Unabhängigkeit ſich heben; und wie, wenn der oſtindiſche Handel, dem eine Emancipation von ausſchließlich britiſchen Intereſſen doch wol bevorſteht, ſeine alten Bahnen wieder ſuchen und an den Küſten, die leicht einmal die ſüdliche Grenze Rußlands bilden können, der herrſchenden ruſſiſchen Flagge begegnen ſollte? Auf entfernte Möglichkeiten hin, wird der Verf. erwidern, wäre es Thorheit, dem ungewiſſen Kriegsglück und der gewiſſen Kriegsnoth ſich in die Arme zu werfen. Gewiß; aber wer ſpricht von Krieg? Nicht die Gegner, die der Verf. bekämpft; denn ſie ſprechen von Maßregeln, um den Frieden zu erhalten, und die Erfahrung ſteht ihnen zur Seite, wenn ſie von einer bewaffneten Unterhandlung mehr Erfolg erwarten als von der Hinweiſung auf die großen Dinge, die Liverpool und Hull nöthigenfalls einmal thun könnten.

Auffallend iſt es, daß der Verf. die Reformen des Sultans gänzlich ignorirt. Von dem Ausgange dieſes neuen Syſtems hängt die Möglichkeit einer Erhaltung der Türkei ab. Ein ſinkendes Reich, das einer innern Erhebung ſich unfähig zeigt, kann durch keine äußere Macht erhalten werden. Der Fall der Türkei aber könnte nur durch ein Wunder ohne europäiſchen Krieg vorübergehen. Dem ungetheilten Übergang in fremden Beſitz würden die großen Cabinete ſchwerlich in Ruhe zuſehen, und die Völker ſind nicht in der Stimmung, um zu einer Theilungsſcene zu ſchweigen. Auch von dieſer Seite knüpft ſich, wenn Englands Intereſſe der Frieden iſt, dies Intereſſe an die Erhaltung des osmaniſchen Reichs, um ſo mehr, weil dies Reich durch Handelsconceſſionen an England ſeine Integrität nicht zu theuer erkaufen wird.

Ein Argument iſt dem Verf. eigenthümlich, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er es nicht verſchweigen wollte. Man verklagt in allen Zungen Rußlands Vergrößerungsſucht; hat England ein Recht, ſie zu tadeln? England, das im letzten Jahrhundert dreimal ſo viel fremdes (Colonial-) Gebiet an ſich gezogen hat als Rußland. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Es ſteht dahin, wie viel Glück die Wendung machen wird, mit welcher die obenangezeigte anti-ruſſiſche Schrift dem Vorwurfe begegnet, der auf England zurückfallen könnte:

> Was Oſtindien betrifft, ſo haben wir es einmal erobert, wir haben die Regierung des Landes an uns gezogen und faſt jede heimiſche Behörde verdrängt; eben damit haben wir die Verbindlichkeit übernommen, Oſtindien zu vertheidigen, unſere Herrſchaft zu behaupten, damit nicht das Land in ſchlimmere Umſtände gerathe, als in denen wir es fanden.

Wenn nun Rußland dies Argument ſich aneignet und die moraliſche Nothwendigkeit deducirt, die „heilige Pflicht", ſein einmal erobertes Polen zu behaupten? Wenn wir auch nicht mit dem Fabrikherrn von Mancheſter die Wohlthaten bewundern wollen, deren Polen unter ruſſiſcher Herrſchaft theilhaftig geworden; wenn wir auch nicht den letzten polniſchen Aufſtand als das Werk einer herzloſen Ariſtokratie betrachten, deren Miſſethaten er aus Heeren's „Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems" und aus einem Band von Lardner's „Hiſtoriſcher Encyklopädie" mit vielen Citaten darthut; wenn wir die Nationalität als ein Gut betrachten, ungeachtet ſie nicht füglich in Pfund, Shillings und Pence auszudrücken iſt: ſo werden wir doch nicht in Verſuchung kommen, die engliſche Wirthſchaft in Oſtindien gegen ihn zu vertheidigen, ſondern wir würden den wohlwollenden Mann erinnern, daß wir eben in einer Welt des Egoismus leben; daß allem Anſcheine nach die Zeit noch fern iſt, wo die Politik der Cabinete den Intereſſen der Völker ohne Rückhalt ſich anſchließen wird:

> War is a game, which, were their subjects wise,
> Kings would not play at....

und daß, wenn die Völker wirklich allein zu entſcheiden hätten, auf ihrer gegenwärtigen Bildungsſtufe Vorurtheil und Leidenſchaft nicht ſelten ſie über ihre wohlverſtandenen Intereſſen verblenden würde. Wenn demnach die allgemeine Entwaffnung ein frommer Wunſch bleibt, ſo iſt es wenigſtens gut, zu wiſſen, wofür man ſich gewaffnet hält.

Aber, wirft der Verf. ein, das Gleichgewicht der Mächte, von deſſen Erhaltung ihr ſprecht, iſt eine Chimäre, und er hat ſich die Mühe gegeben, drei Definitionen des politiſchen Gleichgewichts anzuführen, eine von Vattel, eine von Gentz, eine von Brougham, um zu beweiſen, daß er nicht klug daraus werden kann, was die Leute damit meinen. Möglich; aber iſt's etwa auch eine Chimäre, wenn die Schwächern verbündet dem Stärkern die Wage halten, um ihre Grenzen, ihre Freiheit, ihre Nationalität zu retten? Das iſt das politiſche Gleichgewicht. Verweiſt er ferner auf altes und neues Unrecht, auf ſo manche Handlung der Liſt und Gewalt und fragt, wo denn zur Zeit, als ſolches vorgefallen, das politiſche Gleichgewicht geblieben ſei, ſo kann man nur antworten: um ſo ſchlimmer, wenn man verſäumt hat, es aufrecht zu halten und dem Übergreifen der Gewalt vorzubeugen. Fragt er triumphirend, ob denn auch die Türkei zum europäiſchen Gleichgewicht gehöre, ſo liegt die Antwort nahe: mittelbar oder unmittelbar, durch ſeine Schickſale oder ſeine Handlungen kann jeder Staat dies Syſtem afficiren. Damit iſt noch keineswegs dem Einmiſchen in alle fremde Händel das Wort geredet, das der Verf. durch eine Stelle aus Waſhington Irving's bekannter Charakteriſtik von John Bull lächerlich macht; noch weniger einer Intervention wie diejenige, aus welcher die franzöſiſchen Revolutionskriege entſprangen, und wovon der neueſte, beſonnene Lehrer des Völkerrechts mit großer Wahrheit ſagt: es liege darin eine nachdrückliche Warnung, ein Princip, das an ſich ſo unbeſtimmt und in der Anwendung ſo ganz beſonders dem Misbrauch ausgeſetzt ſei, nicht auf Regeln zurückführen oder dem Völkerrecht einverleiben zu wollen. *) Natürlich, denn dieſe Fragen entſpringen auf dem Gebiete der Politik; entſchieden werden ſie durch keine Berufung auf die Doctrin, ſondern durch das Rechtsgefühl oder die Gewalt.

Glücklicher iſt der Verf., indem er im letzten Abſchnitte ſeiner Schrift den bewaffneten Handelsſchutz verhöhnt. Wohlfeilheit der Waare ſei der einzige Schutz, deſſen

*) Henry Wheaton's „Elements of international law" (2 Bde., London 1836), Bd. 1, S. 113.

der Handel bedürfe und der ihn sichern könne. Selbst aus Gibraltar seien einige englische Waaren verdrängt worden, allen Kriegsschiffen, allen Feuerschlünden zum Trotz, weil eben Sachsen und Schweizer gleich gut und wohlfeiler gearbeitet haben als die Engländer. Der Werth der britischen Ausfuhr nach allen Küsten des Mittelmeeres betrage 9½ Mill. Pfund Sterling; die Kriegsflotte im Mittelmeer mit aller Rüstung koste über drei Millionen. Ein schönes Geschäft, wenn der Handlungsreisende für Geleitskosten allein den dritten Theil der Bruttoeinnahme (6 Sh. 8 P. vom Pfund Sterling) berechne.

Sobald der Verf. beweisen kann, daß bei der östlichen Frage auf der Welt nichts auf dem Spiele stehe als das augenblickliche Interesse der englischen Exporteurs, dann, und nur dann, hat er Recht. C. F. Wurm.

Die Mondkarte von Wilhelm Beer und J. H. Mädler. Vierte Section. *)

Vorliegende vierte Section, die die ausgezeichnetste selenographische Arbeit dieses Jahrhunderts beschließt, wurde absichtlich zuletzt herauszugeben gewählt, um sie am längsten beobachten und revidiren zu können; ja, manche Gegend ist, wie Ref. als Augenzeuge weiß, 40—50mal mit der wissenschaftlichsten Genauigkeit untersucht worden, und so gebührt diesem Quadranten der Beifall, welcher den ersten dreien in d. Bl. wie überall zu Theil wurde, in einem noch höhern Grade.

Die größte Partie dieses Quadranten war bisher noch ganz und gar nicht, auch selbst nicht in den rohesten Umrissen, gezeichnet und eine wahre luna incognita. Daher die große Menge neu eingeführter Namen, und daher auch zum Theil die längere Zeit, die seine Vollendung erfoderte. Die Schwierigkeiten der Beobachtung, Messung und Darstellung sind hier, besonders in den südlichen Gegenden, ohne alle Vergleichung größer als in den übrigen, und ebenso die Masse des darzustellenden Details. In den meisten Lagen ist die Lichtstärke dieser Gegend so groß, daß das Auge sich nur schwer gewöhnt, diesen Glanz zu ertragen. Die Bergpartien sind nur eine kurze Zeit sichtbar, und dann beiweitem nicht immer meßbar. Wer diese Gegenden im Vollmonde oder auch 6—7 Tage vorher beobachten wollte, würde sich völlig getäuscht finden und kaum ein einziges der Objecte, die die Karte enthält, selbst mit Hülfe derselben auffinden. Aber auch zu andern Zeiten (vor dem ersten Viertel und nach dem Vollmonde bis kurz vor dem letzten) wird er immer nur einen geringen Theil übersehen und ohne Hülfe der Karte sich nicht zurechtfinden. Lalande's Ausspruch: „Niemand weiß besser als ein Astronom, mit wie vielen vergeblichen Beobachtungen eine einzige brauchbare erkauft werden muß!" haben wir hier in vollem Maße bewährt gefunden.

Wenn demnach dieser Quadrant des Mondes seiner physischen Eigenthümlichkeit wegen sich weniger zu einer blos dilettirenden Beschäftigung mit dem Monde eignet (hierzu empfehlen wir angehenden, mit mäßigen Fernröhren versehenen Beobachtern den zweiten, sowie die angrenzenden Theile des ersten und dritten), so ist er dagegen für den praktischen Astronomen nicht minder wichtig als die übrigen, und für Den, welcher physische Forschungen beabsichtigt, den Naturbau des Mondes vergleichend dem der Erde gegenüberstellen will, ist er der am meisten beachtungswerthe. Hier ist es hauptsächlich, wo die so wichtige Form der Ringgebirge in allen ihren zahllosen Modificationen studirt und aufgefaßt werden kann; wo die hohe Eigenthümlichkeit der Mondfläche hervortritt; wo die Sphinx uns die meisten lunarischen Räthsel gegeben hat. Hier treten die merkwürdigsten Lichtstreifen im kolossalsten Maßstabe auf; hier fast ausschließlich zeigen sich die großen, weiten, tiefen Querklüfte, die auf ihrem Striche die mächtigsten Gebirge unterbrechen; kurz, hier ist Alles wunderbar und neu — neu im vollsten Sinne des Worts, denn noch ist Keiner in diese Sahara des Mondes, was sie auf den ersten Anblick zu sein scheint, eingedrungen, und selbst der beharrliche Schröter sagt ganz offen: diese Gegenden seien für feinere teleskopische Untersuchungen nicht geeignet.

Unter den neuen Namen (überhaupt 51): Wilh. v. Humboldt, Oken, Vega, Pontécoulant, Buch, Fraunhofer, Reichenbach, Poisson, Kant, Beaumont, Legendre, Torricelli, Taylor, Airy u. A. m. Waren enthält diese Karte weniger. Das Mare nectaris, das (neu benannte) Mare australe und Theile des M. tranquillitatis und foecunditatis. Unter den Ringgebirgen sind besonders ausgezeichnet der große prachtvolle Petavius, die noch größern Stöfler und Maurolycus. Der meerbusenähnliche Fracastor und der ungeheuer tiefe Piccolomini mit seiner großen Rille u. a. m.

Indem wir nun hier die Relation über diese jetzt vollendete Mondkarte, welche den Herren Herausgebern einen nicht geringen Ruhm für alle Zeiten sichert, beschließen, mögen wir den wohlwollenden Lesern, welche gleich uns das von den Herren Beer und Mädler versprochene selenographische Werk sehnsuchtsvoll erwarten, die Anzeige hier nicht vorenthalten, daß dasselbe bereits unter der Presse ist. Der Umfang desselben ist unerwartet stark (gegen 75 Bogen in 4.), und die Hindernisse, die dasselbe anfangs hinsichtlich des Druckes gefunden, sind besiegt.

Auch das Bedürfniß einer, die Übersicht erleichternden Karte hat einer der Herren Herausgeber zu befriedigen gesucht. Hr. Mädler hat nämlich ein solches Blatt in einem Fuß Durchmesser und mit möglichster Bewahrung alles wichtigern Details zu zeichnen unternommen; es ist bereits im Stiche weit vorgerückt und erscheint in einigen Monaten. Allgemeine Erläuterungen, nebst den Höhen einiger der wichtigern Berge u. s. w., werden dem Blatte einverleibt und auch einzelne Verbesserungen und Nachträge, so viel dieser Maßstab gestattet, benutzt werden. 114.

*) Zuletzt berichteten wir über diese Unternehmung in Nr. 285 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Notizen.

Wir entheben dem unlängst erschienenen Reisewerke: „An account of the present state of the island of Puerto Rico by Col. Flinter etc." (London 1836), folgende nachträgliche Notizen über die Insel Portorico: Die Insel Portorico ist unter den herrlichen Inseln des karaibischen Meeres eine der schönsten; ein „gottgeliebtes Eiland", wie die alten Griechen es genannt haben würden, gewährt sie dem Auge des Beschauers wahre Labung. Sie ist ausgezeichnet durch Mannichfaltigkeit der Fluren, durch Überfluß an Producten aller Art und durch einen unerschöpflichen Reichthum der Vegetation, insonderheit der auserlesensten Blumen. Obgleich nicht viel größer, als etwa bei uns ein Kreisdistrict, entfaltet sie doch die ganzen Wunder eines Tropenlandes. Eine Gebirgskette durchschneidet die Insel von Osten nach Westen, welche eine Höhe von 4000 Fuß erreicht und mit Waldung bedeckt ist. In Folge dieser Gebirge ist der klimatische Unterschied des nördlichen Theils der Insel von dem südlichen beträchtlich. Der Norden ist feucht; es finden sich hier häufige und heftige Stürme und periodische Regen, wie im westlichen Indien. Die vielen Flüsse, denen es nicht leicht an Wasser mangelt, bewässern und befruchten den Boden hinlänglich. Im Süden dagegen gibt es nur wenig Regen, und dennoch ist der Boden so wasserreich, daß man 1½—2 Fuß unter der Erde schon auf Quellen stößt. Das Zucker-

rohr wächst hier in Überfluß. Eine große Wohlthat für das Land sind die reichen Waldungen, womit es ganz bedeckt ist; durch diese empfängt es jene, dem Wachsthume der Pflanzen so günstige Feuchtigkeit. Portorico ist die gesündeste unter den Antillen; es herrscht hier keine größere Sterblichkeit als in unserm gemäßigten Europa; auch sind die Plagen aller Tropenländer, die schädlichen und peinigenden Insekten und Gewürme, hier nicht vorhanden. Die Einwohnerzahl auf Portorico beläuft sich auf 400,000, unter denen 45,000 Sklaven. Die Hauptstadt S.-Juan zählt ungefähr 8000 Einwohner.

Unter den nachgelassenen poetischen Versuchen der unglücklichen Maria von Schottland hat sich neuerdings auch nachstehende Doublette gefunden, welche mehr der poetischen Anlage als der Charakterstärke jener freilich sehr gebeugten Fürstin zur Ehre gereicht. Das Gedicht, an die Königin Elisabeth gerichtet, findet sich in französischer und italienischer Sprache:

Al pensier che mi nuoche insieme e giova
Amaro e dolce al mio cuor cangia spesse,
E fra tema e speranza lo tien si opresso
Che la quieta pace unque no' trova.
Pero se questa carta a voi rinova
Il bel desio di vedervi in me impresse,
Ciò fa il gran affanno che in se stesso
Ho non potendo giamai da se far prova.
Ho veduto talor vicino al porto
Rispinger nave in mar contrario vento
E nel maggior seren turbarsi il cielo.
Così sorella cara teme e pavento
Non già per voi ma quante volte
Al torto rompe fortuna un bel ordito velo.

* * *

Un seul penser, qui me profite, et nuit
Amer et doulx change en mon coeur sans cesse
Entre le double et l'espére il me presse
Tant que la paix et le repos me fuit.
Dont, chere soeur, si cette carte suit
L'affection de vous veoir qui me presse,
Si promptement l'effet ne s'en ensuite,
J'ai vu la nef relascher par contrainte
En haulte mer proche d'entrer au porte,
Et le serein se convertir en trouble;
Ainsi je suis en souci, et en crainte,
Non pas de vous, mais quant esfois à tort
Fortune rompt voile et cordage double.

Einiges Aufsehen in der gelehrten Welt altorientalischer Forschung wird die vor Kurzem in London erschienene Schrift von John Williams machen: „An essay on the hieroglyphic of the Egyptians", eine Schrift, die von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, besonders in der vergleichenden Linguistik, zeugt, und in welcher, eben das linguistische, besonders koptische Element hervorhebend, der Verf. einen von seinen Vorgängern ziemlich abweichenden Weg eingeschlagen hat. Dem Werke sind schätzenswerthe Platten beigegeben. 11.

Bibliographie.

Almanach, Genealogisch-historisch-statistischer. 14ter Jahrg., für das Jahr 1837. 16. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1837. 2 Thlr.

Baader, F., Über die Incompetenz unserer dermaligen Philosophie, zur Erklärung der Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur. Aus einem Sendschreiben an Justinus Kerner. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 1837. 4 Gr.

— —, Vorlesungen über eine künftige Theorie des Opfers oder des Kultus. Zugleich als Einleitung und Einladung zu einer neuen, mit Erläuterungen versehenen Ausgabe der bedeutendsten Schriften von Jakob Böhm und S. Martin. Gr. 8. Münster, Theissing. 18 Gr.

Beitze, H., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Nauck. 20 Gr.

Birch-Pfeiffer, Ch., Johannes Guttenberg. Original-Schauspiel in drei Abtheilungen. Gr. 8. Berlin, Krause. 18 Gr.

Braun, J. M., Historische und malerische Wanderungen in Griechenland. Kriegs- und Reiseszenen aus dem neunzehnten Jahrhundert. Nach den Schilderungen von Blaquiere, Castellan, Chandler, Clarke, Iken, Klüber, Müller, Pouqueville, Prehl, Quin, Raffenel, Squire, Thiersch, Tietz, Poutier u. A. Mit 12 Stahlstichen. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 10tes Heft; „Moabit." Mit 1 Titelkupfer. Gr. 16. Leipzig, Vetter und Rostosky. 6 Gr.

Fricke, W., Wanderungen durch Tirol, Italien und die Schweiz. Kl. 8. Bremen, Kaiser. 1 Thlr.

Gilardone, C. H., Der Glan und der Rhein, oder der Schnaps und der Wein. Original-Liederposse. Den Bewohnern der Glan- und Rheingegenden freundlichst gewidmet. 16. Speyer, Reidhard. 6 Gr.

Heinroth, J. C. A., über den Begriff der Erziehung, das Verhältniß der Erziehung zur Bildung, die Beschaffenheit der Selbstbildung und die Würde des Menschen als Erziehungs- und Bildungs-fähigen Wesens. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 4 Gr.

Hugo, Victor, Angelo, Tyrann von Padua. Drama in vier Acten. Nach ꝛc. frei bearbeitet von S. Saphir. 8. Pesth, Heckenast. 20 Gr.

Jacobs, F., Vermischte Schriften. 6ter Theil. Zerstreute Blätter. Auch u. d. T.: Zerstreute Blätter. 8. Leipzig, Dyk. 1837. 2 Thlr. 18 Gr.

Kalender, Berliner, auf das Gemein-Jahr 1837. Mit Kupfern. Berlin, Kalender-Deputation. 1 Thlr. 16 Gr.

Kerner, J., Der Bärenhäuter im Salzbade. Ein Schattenspiel. 16. Stuttgart, Brodhag. 1837. 8 Gr.

(Lozaonis.) — Drei Erzählungen nach Jeanette Lozaonis aus dem Französischen übersetzt von Friedrich Pitt. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 18 Gr.

Marienkranz von C. A. W. 2te vermehrte Auflage. Gr. 12. Berlin, Martius u. Comp. 4 Gr.

von Poujoulat, Die Beduine. Roman. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Friedrich Pitt. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen u. s. w. Herausgegeben von Dr. Eduard Widenmann und Dr. Hermann Hauff ꝛc. 10te Lief. — Auch u. d. T.: Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832. Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath, geschrieben zwischen October 1829 und März 1830, während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico." 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1837. 1 Thlr. 20 Gr.

Resseguier, J. Graf v., Almaria. Roman. Deutsch bearbeitet von Bernd von Guseck. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Resultate, Die, der Sittengeschichte. III. Demokratie. 2te Auflage. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 8 Gr.

Schultze, A., Gedichte. Gr. 8. Berlin, Martius u. Comp. 12 Gr.

Zedlitz-Neukirch, Freiherr v., Biographien der berühmtesten Helden des deutschen Befreiungskampfes. 1. Band. Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Bülow, Kleist. 1stes Heft. 8. Glogau, Flemming. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 356. —— 21. December 1836.

Grundzüge zum Syſteme der Philoſophie, von J. H. Fichte. Zweite Abtheilung: Die Ontologie. Heidelberg, Mohr. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.*)

Der Verfaſſer dieſes Buches und der Schreiber gegenwärtiger Anzeige ſind neuerdings mehrfach, unter andern auch in d. Bl., einer Art von ſektireriſcher Verbündung beſchuldigt worden, eingegangen in der Abſicht, die Gewaltigen des Tages, vor Allen den noch im Grabe mächtigen Hegel, zu ſtürzen und an ihre Stelle womöglich ſich ſelbſt zu ſetzen. Dabei unterläßt man nicht mit Schadenfreude auf die unter ihnen ſelbſt ſich allmälig kundgebenden Spuren eines Zwieſpaltes hinzuweiſen und daraus mit um ſo größerer Zuverſicht den Schluß zu ziehen, wie es in Jedem von Beiden nur die Selbſtſucht ſei, was ihn bewogen habe den Andern rühmend anzuerkennen, um von ihm zum Dank eine gleiche Anerkennung zu erlangen und ſo allmälig die Kraft zu ſammeln, zuletzt, gehe es gut, auch den Rivalen zu verdrängen und den glücklich entleerten Thron der Wiſſenſchaft für ſich allein einzunehmen. Dieſem Geſchrei zu begegnen (welches, wie ſich verſteht, überall nur von Solchen erhoben wird, die, ſelbſt eingefleiſchte Sektenmenſchen, in Ermangelung beſſerer zu ſo ſchlechten Mitteln greifen müſſen, um, wo nicht wirkliches Anſehen und Geltung, doch den Schein davon zu gewinnen oder zu bewahren), hält Ref. es für das Beſte, ſein wiſſenſchaftliches Verhältniß zu Hrn. Fichte, ſowie es in den beiderſeitigen neueſten Schriften mit größerer Beſtimmtheit als früher ſich herausgeſtellt hat, offen und unbefangen den Leſern d. Bl. vorzulegen.

Ohne die geringſte Verabredung oder Verſtändigung, ja ohne gegenſeitig Notiz voneinander gehabt zu haben, begegneten ſich Ref. und der Verf. zuerſt 1829 in ihren beiderſeitigen Werken, den „Beiträgen zur Charakteriſtik der neuern Philoſophie" des Letztern, und der Schrift „Über den gegenwärtigen Standpunkt der philoſophiſchen Wiſſenſchaft" des Erſtern. Hier mußte Beiden die übereinſtimmende Auffaſſung des Hegel'ſchen Syſtems auffallen, um ſo mehr auffallen, weil ſie, die jetzt freilich ſchon ſehr allgemein Platz ergriffen hat und unter mancherlei Wendungen, durch welche man die Abweichung von Hegel's Sinn zu vertuſchen ſucht, ſelbſt von Solchen adoptirt worden iſt, die ſich noch immer zu den Anhängern Hegel's bekennen, damals noch von keinem Andern ausgeſprochen war. Bekanntlich beſteht dieſe Auffaſſung der Hauptſache nach darin, daß Fichte und der Ref. zwar in der Logik Hegel's ein Princip echt wiſſenſchaftlicher Art anerkennen, ein ſolches, welches in der weitern Entwickelung dieſer Wiſſenſchaft nicht aufgegeben werden darf, ſondern ein unverlierbares Moment derſelben ausmacht, dieſem Princip aber nur eine formale Geltung beimeſſen und eine Verirrung Hegel's darin zu erblicken glauben, daß er es unnatürlicherweiſe auch zum Realprincip erhoben hat und demzufolge in der Welt der Natur und des Geiſtes nichts für wahrhaft ſeiend und wirklich erkennt, als den durch alle ihre wechſelnden Geſtalten ſich hindurchziehenden dialektiſchen Proceß der „abſoluten Methode". Ref. iſt weit entfernt ſich aus dieſer Auffaſſung ein beſonderes Verdienſt zu machen, oder in ſie den hauptſächlichſten Vorzug jener trefflichen und in andern Beziehungen noch ungleich mehr als in dieſer wahrhaft verdienſtvollen Schrift Fichte's zu ſetzen. Auch daß ſeitdem ſo viele Andere auf ähnliche Anſichten gekommen ſind oder ſolche ausgeſprochen haben, iſt weder ſein noch Fichte's Verdienſt: jene Auffaſſung liegt einer unbefangenen und geiſtesfreien, weder für noch gegen das Syſtem zum Voraus eingenommenen Betrachtung deſſelben ſo nahe, daß es zu ihr durchaus keines beſondern Schöpferblickes bedarf, und unabhängig voneinander die Verſchiedenſten ſich auf ſie hingeführt finden können. Die Polemik, die in dieſem Sinne gegen Hegel geführt wird, iſt von Seiten Aller, die ſich dazu veranlaßt finden, eine durchaus freie und aus der Sache ſelbſt ſich ergebende; nicht um ſie zu führen, bedarf es des Sekten- und Coterienweſens oder irgend eines unredlichen Hegens und Begünſtigens fremder Handlungen oder Werke, die man im Herzen misbilligt, ſondern grade umgekehrt, um ihr gegenüber das Syſtem zu halten und den Schein ſeiner Alleinherrſchaft noch dann zu behaupten, wenn man von ſeinem eigentlichen Sinne längſt abgewichen iſt. Dort haben wir es geſchehen ſehen, daß man durch dreiſte Verſicherungen und marktſchreieriſchen Redepomp der Lehre des Meiſters einen Inhalt aufdrängt, den kein Unbefangener in

*) Über die erſte Abtheilung vgl. Nr. 32—35 d. Bl. f. 1834, wo ein anderer Mitarbeiter berichtete. D. Red.

ihr gefunden hat, ja, daß man sich nicht entblödet, die aufrichtigen Jünger, die aus jener Lehre die wahren Consequenzen zu ziehen den Muth haben, zu verleugnen und sie, wie es neuerlich dem wackern, durch und durch redlichen Strauß ergangen ist, als Renegaten der vermeintlich echten Lehre Hegel's, einer fremden Schule zuzuschieben.*) Allerdings aber handelt es sich auch unter den Gegnern Hegel's nicht blos um Bekämpfung des Alten, sondern um den Aufbau eines Neuen. Fichte sowol als auch der Ref. hatten, Jeder unabhängig von dem Andern, den Gedanken einer neuen Entwickelung der Philosophie von dem Standpunkte aus, der sich aus jener Ansicht des Hegel'schen Systemes ergibt, gefaßt, und waren eben im Begriffe, Hand an das Werk zu legen, als sie Jeder von dem Unternehmen des Andern Notiz zu nehmen die unausweichlichste Veranlassung fanden. Hier nun wäre allerdings billig von ihnen zu verlangen gewesen, daß sie, der althergebrachten guten Sitte philosophischer Systemerfinder gemäß, mit eifersüchtiger Wuth aufeinander losrannten, einander von vorn herein gegenseitig annihilirten und schlechterdings keine Berechtigung, der Eine das Werk des Andern gleichfalls zu unternehmen, zugestanden. Daß sie, statt dies zu thun, eine Zeit lang einander ruhig zusahen und abwarteten, inwieweit sich in den Ergebnissen ihrer Forschung vielleicht Übereinstimmung zeigen würde, daß sie mit Anerkennung und Theilnahme Einer von dem Streben des Andern sprachen, ist eine unverantwortliche Heuchelei. Noch unverzeihlicher ist, daß sie auch Schelling nicht, wie sich gebührte, als einen längst zu den Schatten im Hades Gesellten behandelten, sondern merken ließen, daß sie ihn als

*) Vgl. Rosenkranz, „Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre" (Königsberg 1836), Vorrede S. XVII. Auch gegen die Gegner Hegel's bedienen sich die Anhänger dieses Philosophen bekanntlich der Taktik, sie einer unrichtigen Auffassung, ja einer geflissentlichen Verdrehung und Verfälschung seiner Lehren zu zeihen. Was es mit dieser Beschuldigung für eine Bewandtniß habe, sei hier an einem Beispiele gezeigt, welches wir statt vieler andern nur darum wählen, weil es sich zufällig in d. Bl. vorfindet. Hr. Rosenkranz (in der Rec. von Göschel's „Beweisen für die Unsterblichkeit", in Nr. 353 d. Bl. f. 1835) sucht Diejenigen zu widerlegen, welche in Hegel's Philosophie die Lehren von der Persönlichkeit Gottes und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele vermissen. Zum Behufe solcher Widerlegung erlaubt er sich, die Meinung der Gegner folgendergestalt darzustellen: „Da Hegel's System mit dem Begriff der logischen Idee anfängt und von da zur Natur fortgeht, so hat man gemeint, die Idee als solche sei der positive Schöpfer der Natur, während es in ihr nur bis zum Begriff der Schöpfung kommt. Und da es von der Natur zum Geist fortgeht, so hat man gemeint, es könne Hegel keinen persönlichen, über der Geschichte und Natur in übergreifender Subjectivität schwebenden Gott haben, sondern der menschliche Geist in seiner Allgemeinheit; der Weltgeist sei sein Gott; die Individuen würden geboren und stürben, denn es sei das Schicksal des Endlichen, zu Grunde gehen zu müssen. Aber man vergaß dabei, was Hegel so oft einschärft, daß erst das Resultat die volle Wahrheit, den wahrhaften Anfang gibt. Dies Resultat ist der Begriff des göttlichen oder absoluten, sich als alle Wahrheit wissenden Geistes. Der menschliche Geist ist als einzelner freilich endlich, allein als Geist, als zur Freiheit bestimmt, als ein ihm selbst offenbares Verhältniß zu Gott habend, ist er nicht weniger unendlich." Sollte man nach dieser Declamation nicht meinen, die Gegner Hegel's, das heißt in dem dortigen Zusammenhange, denn nur von diesen ist die Rede, Fichte und Weiße seien verblendet genug über den Charakter des Hegel'schen Systemes, um über dem Anfang desselben das Ende zu vergessen, um zu behaupten, deswegen, weil bei Hegel die logische Idee das Erste sei, sei ihm leere Allgemeinheit auch das Höchste, sei sie, und nur sie Gott, das allein Ewige? Und doch fangen diese Gegner beide, Jeder auf seine Weise, ihr System gleichfalls mit dem Logischen an, und der Eine derselben hat stets ausdrücklich behauptet (nicht einzelne Stellen seiner Schriften, sondern ganze Schriften geben davon Zeugniß), daß die Lehre von Gott und von der unsterblichen Creatur erst ganz am Schusse des Systems ihren Erweis und ihre Ausführung finden könne. Für wie verstockt hält man dieselben also, wenn man ihnen aufbürdet, sie hätten auf einem Verfahren, welches ihnen selbst mit Hegel gemeinschaftlich ist, den Schluß begründet, Hegel müsse durch dasselbe auf die entgegengesetzten Folgerungen geführt werden, als auf die sie selbst dadurch geführt worden sind? Oder haben Fichte und Weiße sich wirklich einer so argen Unbesonnenheit schuldig gemacht? Ist ihr Raisonnement, wodurch sie aus Hegel die gedachten Lehren hinauscxegisiren wollen, wirklich jenes kümmerliche, von Hrn. R noch kümmerlicher, als es an sich schon wäre, dargestellte? Hr. R. beliebe nur die beiden Schriften seiner Gegner aufzuschlagen, die er dort zunächst vor Augen hat; jede andere beliebige wird ihn, wenn er sich die Augen nicht geflissentlich verbunden hält, dasselbe lehren. Gleich im Eingange seiner Schrift („Idee der Persönlichkeit", S. 10) nennt Fichte als Das, worin das Ungenügende des Hegel'schen Systemes besteht: „das Ergebniß der Logik, ihr Verhältniß zu den concreten Theilen der Natur- und Geistphilosophie, die Lehre vom absoluten Geiste, ans Ende des Systems gebracht". Ebenso der andere Gegner: S. 38 der Schrift: „Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit" u. s. w. wird als diejenige Lehre Hegel's, welche dem wahrhaften Religionsglauben entgegenstehe, diese genannt: „nicht daß die Substanz des Geistes überhaupt, und also auch des absoluten Geistes, das Denken sei, sondern daß die höchste Energie und Wirklichkeit dieser Substanz keine andere als eben nur wiederum das Denken des Denkens sei". Daß (S. 42) das Leben des Geistes bei Hegel „in die kahle Spitze des Sichselberdenkens ausgehe". Was also die Gegner in Hegel bekämpfen, ist, wie aus dieser und unzähligen andern Stellen ihrer Schriften auf das Unwidersprechlichste erhellt, nicht, daß er die logische Idee an der Spitze, sondern daß er sie („Encyklopädie", §. 572 fg.) an den Schluß des Systems stellt. Daß „erst das Resultat die volle Wahrheit, den wahrhaften Anfang gibt", sind sie so weit entfernt, „vergessen zu haben", daß sie vielmehr auf dieses Resultat, auf diesen „wahrhaften Anfang", ausdrücklich als wahrhaften, als durch den Verlauf des Systems bewährten und zum Schlußstein erhobenen, ihre Anklage gründen. Auf wessen Seite ist also nunmehr das Misverständniß, die böswillige Verdrehung der fremden Worte und die Verstümmelung des fremden Sinnes? Auf der Seite der Gegner, die denselben Umstand, welchen nicht berücksichtigt zu haben, die Anhänger ihnen zum Vorwurfe machen, nicht nur gekannt und beachtet, sondern ausdrücklich ihren Angriff darauf begründet haben? oder auf der Seite der Anhänger, die, um die Gegner in gehässigem Lichte darzustellen, nicht minder die Worte und Behauptungen ihres Meisters wie die der Gegner entweder verfälschen oder geflissentlich ignoriren müssen?

einen seinen Schüler und Gegner Hegel nicht blos chronologisch Überlebenden anerkennen und von diesem Revenant noch bedeutende Dinge erwarten. Wer sieht nicht, daß dieses, in einer gelehrten Republik, wo noch das Faustrecht, und zwar mit Verbannung aller Rittersitte, gilt, unerhörte Benehmen keinen andern Grund haben kann, als daß die beiden unglücklichen Philosophen sich dem allmächtigen Hegel gegenüber in der Lage einer ecclesia pressa befinden und solcher Ränke bedürfen, um einige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Sanchuniathon's Urgeschichte der Phönizier in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Übersetzung. Nebst Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorworte von G. F. Grotefend. Mit einem Facsimile. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Als die öffentlichen Blätter die Kunde verbreiteten, daß in dem Kloster Sta.-Maria da Merinhao zu Porto die Urgeschichte der Phönizier von Sanchuniathon nach Philo's Übersetzung aufgefunden sei, durfte man sich mit Recht zuverlässige und ausführliche Nachrichten über die innern Begebenheiten, die Verfassung und die Unternehmungen der Phönizier versprechen. Eine bedeutende Lücke in der alten Geschichte würde dadurch ausgefüllt worden sein. Die Erwartungen wurden noch mehr gespannt, da man vernahm, daß die gelehrtesten Männer in ihren Ansichten über den neuen Fund nicht einig wären; Wilken in Berlin (so hieß es) habe die Echtheit bezweifelt, Gesenius in Halle dagegen und Grotefend in Hanover sich für dieselbe ausgesprochen. Daher erschien Vielen recht erwünscht der uns jetzt vorliegende Auszug aus dem Werke, von Hrn. Wagenfeld in Bremen besorgt, der sich rühmte, den Fund gemacht zu haben, mit einem Vorworte des sprach- und sachkundigen Grotefend. Hierin waren die Schilderung der Entdeckungsreise, welche der phönizische König Hiram in Verbindung mit dem Könige Salomo nach Ophir unternehmen ließ, dann die Übersicht der ganzen damaligen tyrischen Streitmacht und des phönizischen Völkerverkehrs von besonderer Wichtigkeit; auch war, um mehrer Glaubwürdigkeit willen, ein Facsimile beigelegt worden.

Aber ehe sich unsere Gelehrten dieser neuen Entdeckungen recht freuen und sie durch scharfsinnige Combinationen noch fruchtbarer machen konnten, verlautete schon mit ziemlicher Zuversicht, daß der von Hrn. Wagenfeld angepriesene Sanchuniathon sich eigentlich gar nicht in Porto gefunden habe. Von Hanover aus wurden diese Zweifel zuerst laut. Man veranlaßte von dort aus den Archivar Smidt in Bremen, sich bei Hrn. Wagenfeld selbst zu erkundigen, der zuerst versicherte, die Handschrift gern zeigen zu wollen, wenn er sie nicht bereits nach Porto an den Obersten Pereira zurückgeschickt hätte, weil sich zwischen diesem und den Mönchen jenes Klosters ein Proceß erhoben habe, bei welchem die Anwesenheit der Handschrift nothwendig sei. Auf die Frage, wie er (Wagenfeld) zur Kenntniß und zum Besitze der Handschrift gekommen, erwiderte er, daß er Pereira's Neffen vor Jahr und Tag in einem Gasthofe zu Bremen zufällig kennen gelernt habe. Derselbe sei im Ostfriesischen und Jeverschen gewesen, um Pferde aufzukaufen, und die Entdeckung, daß sein Onkel jenes Manuscript besitze, habe sich zufällig und gesprächsweise gemacht auf die Erzählung Wagenfeld's von seinen Studien und Lieblingsbeschäftigungen. In Folge dieser Unterredung habe dann später der ältere Pereira ihm durch einen ehemaligen portugiesischen Unteroffizier, Christopher Meyer, das Manuscript nach Bremen geschickt und ihn mit der Herausgabe des Werks beauftragt, wofür er sein eignes Land nicht passend erachte. Er (Wagenfeld) habe jetzt nur sich Auszüge machen können; an eine Abschrift sei nicht zu denken gewesen. Als ihm aber späterhin die abfälligen Aussprüche Grotefend's bekannt wurden (berichtet Smidt weiter), sei er ganz andern Sinnes geworden und habe am 14. Juli erklärt, daß er die Handschrift noch in Bremen habe; daß er sie aber sich nicht werde entreißen lassen, auch wenn er daran zum Herostrat werden sollte. Dagegen wolle er sie aber bald herausgeben.

Durch die Veröffentlichung dieses Briefwechsels in der „Hanoverschen Zeitung" ward die Existenz der Sanchuniathonischen Handschrift allerdings noch zweifelhafter, wozu auch die Bemerkung in der „Allgem. Preuß. Staatszeitung" vom 5. August 1836 beitrug, daß in den portugiesischen Zeitungen, von denen in Berlin drei der bedeutendsten gehalten werden, auch nicht die mindeste Notiz über jene Handschrift oder über den oben berührten Proceß enthalten sei. Hr. Wagenfeld versuchte darauf, indem er sich über den Abdruck jener Briefe beklagte, in einem ziemlich räthselhaft geschriebenen Artikel der „Bremer Zeitung" vom 3. August alle Schuld von sich abzulehnen, behauptete, Hrn. Smidt das Manuscript vorgelegt zu haben, beschwerte sich über Anfeindungen und Verleumdungen und berief sich zuletzt unter Mittheilung eines Briefes von Gesenius auf die Ansicht desselben, daß seine Handschrift echt sei. Hr. Gesenius aber zeigte in der „Preuß. Staatszeitung" vom 16. August, daß Hr. Wagenfeld den Hauptinhalt seines Briefes gar nicht mitgetheilt habe, der darin bestand, daß ihm derselbe einen Ort bestimmen möchte, wo er während der bevorstehenden Michaelisferien sich selbst von der Beschaffenheit des Codex überzeugen könnte. Auf diesen Wunsch habe Hr. Wagenfeld aber gar nicht geantwortet, obschon ihm doch Alles daran liegen müsse, die Echtheit des Codex durch Vorzeigung an Sachverständige zu erhärten und die äußern Verdachtsgründe zu widerlegen, welche seit seiner (des Hrn. Gesenius) frühern Behauptung bekannt geworden sind.

Daß unter solchen Umständen der uns vorliegende Auszug aus Sanchuniathon von gar keinem antiquarischen Werthe sein kann, ergibt sich bereits von selbst und bedarf also keiner weitern Besprechung. In dem Buche wird also allein das Vorwort Hrn. Grotefend's wegen mehrer schätzbaren historisch-antiquarischen Nachweisungen einen höhern Werth behalten, selbst wenn das Ganze als eine diplomatische Betrügerei, wie etwa die Fourmont'schen Inschriften und andere ähnliche Stückchen, nachgewiesen ist. Das ist aber so gut als bewiesen in der Schrift des Hrn. Dr. C. L. Grotefend, eines Sohnes des gelehrten Vorredners zu Wagenfeld's Schrift:

Die Sanchuniathonische Streitfrage nach ungedruckten Briefen gewürdigt. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 8. 4 Gr.

In derselben wird nämlich aus unwiderlegbaren Briefen der Beweis geführt, daß die von Wagenfeld so laut ausposaunte Auffindung seines Sanchuniathon's nichts Anderes sei als eine Mystification, bei welcher nur das noch unerörtert bleibt, ob Wagenfeld die Rolle des Getäuschten oder des Täuschenden gespielt hat. Hier finden sich zuerst zwei lateinisch geschriebene Briefe eines Obersten Perreiro (im zweiten Briefe schreibt er sich Pereira) an Hrn. Pertz, worin er von dem Funde die erste Kunde gibt; sodann die von Wagenfeld, der sich zuerst Friedrich Wille nannte, an die Hahn'sche Buchhandlung in Hanover geschriebenen Briefe und zuletzt ein Schreiben des Hrn. Adolf Nöldeke, eines in Porto mit historisch-philologischen Studien beschäftigten Hanoveraners, an den Director Grotefend vom 15. August 1836. Hieraus ergeben sich nun folgende Resultate ohne alle spitzfindige Untersuchung oder vorgefaßte Meinung: 1) Ein Kloster St.-Maria da Merinhao existirt gar nicht in der ehemaligen Provinz Entre Douro e Minho; auch ist selbst dieser Name für die Provinzen Douro und Minho in Portugal gar nicht mehr gebräuchlich. Ein Oberst Pereiro (nicht Pereiro) existirt ebenso wenig, da der Chef des tapfern 18. Regiments darunter nicht gemeint ist und nach glaubwürdigen Berichten gewiß in

ganz Portugal kein Oberst oder anderer Offizier sich findet, der im Stande wäre, einen lateinischen Brief zu schreiben. 2) Die Person des Unteroffiziers Meyer ist mehr als problematisch, indem ein solcher sich nie im Bureau des portugiesischen oder brasilischen Consuls in Bremen gezeigt hat (S. 16). 3) Sowol die aus Portugal nach Bremen angeblich gekommenen, als die Wagenfeld'schen Briefe sind auf Papier aus einer osnabrückischen Fabrik geschrieben, die Wasserzeichen decken einander und das Papier der verschiedenen Briefe scheint, nach seiner ganz gleichen Höhe, zusammen beschnitten zu sein (S. 17). 4) Von einem Processe, der über das Manuscript zwischen Pereira und den Mönchen des Klosters geschwebt haben soll, weiß in Portugal Niemand etwas; man erfuhr im Lande die ganze Sache zuerst aus ausländischen Zeitungen. 5) Daß Wagenfeld zuerst unter einem falschen Namen mit der Hahn'schen Buchhandlung correspondirte, und daß 6) er sich beharrlich, unter sonderbaren Redensarten, weigerte, das Manuscript andern Personen vorzuzeigen, erhöht allerdings den Verdacht der Unterschiebung, der ebenfalls das von ihm an die genannte Handlung geschickte Facsimile trifft. Denn dies ist nicht von „einem jungen, sehr geschickten Zeichner mit der Rabenfeder nachgearbeitet worden", wie es in dem Wagenfeld'schen Briefe vom 18. April 1836 heißt, sondern, nach seiner eignen mündlichen Aussage (S. 19), von ihm selbst angefertigt und also ebenso gut unecht als die Briefe des Obersten Pereira und die ganze Handschrift.

Die unter Nr. 1 gegebene Nachricht über die Nichtexistenz eines Klosters Sta.-Maria da Merinhao wird auch durch ein im französischen „Moniteur" vom 28. October 1836 abgedrucktes Schreiben des Hrn. von Maceda, Secretairs der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon, an den Marquis Fortia d'Urban in Paris bestätigt. Weder in noch bei Porto findet sich ein Kloster dieses Namens. *)

Ob nun nach solchen Erörterungen Hr. Wagenfeld noch die Herausgabe des ganzen Werks beabsichtigen kann, wie allerdings verlautet, bezweifeln wir, da es ihm doch sehr schwer fallen dürfte, die gegen die Existenz seiner Handschrift erhobenen Zweifel und Einwürfe auf eine befriedigende Weise zu beseitigen. 7.

Die geflügelten Journalisten im Monde, ein dramatisches Frescogemälde in vier Acten. Nebst dem Stoßgebetlein eines andächtigen Journalisten als Appendix. Von Sebaldus Nothanker, Ludimagister in der Mondhauptstadt Grampampuli. Aus der Mondsprache frei übersetzt von Anselmus Hilarius, kais. chinesischem Hofpoeten und Hofgrimassenschneider in Peking. München, Fleischmann. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Der Verf. vorliegender — soll man wirklich sagen: Schrift? — hat sehr wohl gethan, seinen wahren Namen unter einem ziemlich verbrauchten Pseudonym zu verbergen. Wenn man Gemeinheiten und nichts als Gemeinheiten zu Tage fördert, so erzeugt man der Menschheit eine Ehre, wenn man sich mindestens unter einer so fabelhaften Maske als möglich verbirgt. Es thut nicht wohl, einem civilisirten Namen als Aushängeschild für nichtswürdige Waaren zu begegnen. Wir würden über dies jämmerliche Schriftchen hinwegeilen, ohne ein Wort mehr darüber verlauten zu lassen, als daß es eben jämmerlich ist; allein da der Verf. — vielleicht ein ruinirter Student, jedenfalls aber ein ruinirter Schriftsteller — sogar auch nicht die entfernteste Idee von dem Gegenstande hat, den er lächerlich machen will, so ist es Menschenpflicht, ihn aufzuklären. Dieser Jüngling scheint sich die deutsche Journalistik — um mit Verlaub des gebildeten Publicums zu reden, für welches wir schreiben — ungefähr wie einen Schweinestall zu denken, wo Hans und Zelten sich im Brudel recht con amore herumwälzen, sich ästhetisch verkannibalisiren und einander liederliche Redensarten an den Kopf werfen, dabei aber doch noch so viel Ansehen im Publicum sich zu erhalten wissen, daß die Polizei sie nicht zur Stadt hinausbringt. Herr Nothanker möge sich gesagt sein lassen, daß wir die Genies seines Gleichen sehr wohl kennen. In jeder Kneipe, wo man Kartoffeln ißt und Bier trinkt, sind sie in natura zu haben. Ein Betrunkener stellt sich die ganze Welt vor wie einen Bierkrug, und seine Lieblingskosung ist jederzeit die, daß er vernünftige Leute hinter die Ohren schlägt. Das ist eine weltbekannte Sache.

Von der deutschen Journalistik hat der Verf., der weit besser thun würde, wenn er, anstatt zu schriftstellern, lateinische oder griechische Vocabeln auswendig lernen wollte, wie gesagt, gar keinen Begriff. Wir wollen ihm nur so viel sagen, daß es dergleichen Journalisten, wie er sie zu schildern für gut findet, nie in deutschen Landen gegeben hat, von der Zeit an gerechnet, wo die „Allgemeine deutsche Bibliothek" eine literarische Novität war. Der Redacteur des allererbärmlichsten Winkelblattes in dem allererbärmlichsten Marktflecken ist immer noch eine Notabilität gegen die Herren „Pfauenschwanz", „Meilenstiefel" und „Fliegenschnapper", mit denen der unreife Verf. so unverschämt ist, das deutsche Publicum bekannt zu machen. Das Besondere der Sache ist, daß man eigentlich bei Gelegenheit solcher Misere gar nicht von dem richtigen Verhältniß der Sachen sprechen kann. Wer ein Verständiger ist, der weiß, wo der faule Fleck unserer Journalistik sitzt; allein wollen wir doch ja nicht zugeben, daß jeder Thor, der von den Zuständen der heutigen Literatur etwa so von fern gehört hat, wie ein ehrlicher bairischer Speisewirth von der Insel Otahiti, sich in seiner plebejen Weise darüber äußere, wollen wir vielmehr gebührendermaßen Denen, so sich dessen unterfangen, als den wahrhaft Unberufenen auf die Finger klopfen. Wenn man Geringes und Verächtliches geißeln will, muß man des Würdigen und Vorzüglichen theilhaftig sein. Eine Zote reißen und ein Schimpfwort ausstoßen, das kann unter den Albernen der Albernste.

Genau genommen, sollte man dergleichen Expectorationen, wie die hier in Rede stehende, gar nicht anzeigen. Wozu die Leute, d. i. das gebildete Publicum, darauf aufmerksam machen, daß es bei uns keine Censur für das ästhetisch Unwürdige gibt? Und dennoch hat es auch wieder sein entschieden Gutes, solche Platitüden zu erwähnen, wäre es auch nur, um den Verlegern begreiflich zu machen, wie viel Schönes, Tüchtiges, Tiefgedachtes in deutschen Landen sich vergebens nach Förderung und Verbreitung im Publicum umsieht, während es andererseits nichts so Dürftiges, Abgeschmacktes und Nichtswürdiges gibt, das nicht einen speculirenden Mann fände, der es, seinem ästhetischen Gewissen zum Trotz, zu veröffentlichen übernimmt. Was diesen Unsinn betrifft, so wollen wir wünschen, er möge dem Verleger so wohl bekommen als dem Verfasser. 71.

Notiz.

Der Graf Apponyi hat, wie französische Blätter sich ausdrücken, ein Geschäft zu Stande gebracht, schwieriger als die Schlichtung der holländisch-belgischen Streitsache, die Beilegung der mit der Schweiz entstandenen Irrungen und die sämmtlichen diplomatischen Unterhandlungen der letzten sechs Jahre: es galt Rossini aus seiner Lethargie zu reißen und ihn zu vermögen, zur Krönung des Kaisers von Östreich in Mailand eine Oper zu componiren. Der Maestro hat endlich den unablässigen und dringenden Bitten nachgegeben und ist in den ersten Tagen des Novembers von Paris nach Italien abgereist, um sich einen der dort immer vorräthigen Texte zu wählen. Die Oper soll am 1. Febr. k. J. fertig sein. 4.

---

*) Vgl. eine Notiz in Nr. 340 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 357. — 22. December 1836.

Grundzüge zum Syſteme der Philoſophie, von J. H. Fichte. Zweite Abtheilung.

(Fortſetzung aus Nr. 356.)

Um es kurz zu ſagen: Ref. weiß ſein Benehmen in Bezug auf Herrn Fichte (Letztern auf entſprechende Weiſe zu vertheidigen, kann er billig ihm ſelbſt überlaſſen) frei von aller Abſichtlichkeit und darf die Beſchuldigungen der Gegner für Das, was ſie ſind, für gehäſſige Verleumdung erklären. Wer ſich die Mühe nehmen will, in ſeinen Schriften und Recenſionen (es ſei erlaubt hier insbeſondere die Recenſion des erſten Bandes vorliegender „Grundzüge" in den „Heidelb. Jahrb.", Nov. 1834, auch darum ausdrücklich zu nennen, weil Ref. ſich bei Dem, was er wiſſenſchaftlich diesmal zu ſagen hat, auf das dort Geſagte berufen muß) ſeine bisherigen Äußerungen über Herrn Fichte zu vergleichen, wird finden, daß, was in dieſen Äußerungen günſtig und rühmend war, genau in demſelben und in keinem andern Tone der Anerkennung geſprochen iſt, als mit welchem Ref. ſeit längerer Zeit jede irgendwie tüchtige oder verdienſtliche Leiſtung innerhalb des Gebietes, auf welches er ſeine Blicke gerichtet hält, mag ſie kommen woher ſie will, zu begrüßen gewohnt iſt. Zwar könnte es ſein, daß er hin und wieder von jenem ſeinen Genoſſen und Rivalen mit etwas mehr Zurückhaltung und weniger unbefangener Wärme geſprochen hat, als von dem oder jenem Andern, den er darum nicht höher ſtellt: weil er ſich nämlich von der ihm wohlbekannten Denkweiſe gewiſſer Gegner Misdeutungen ſolcher Art, wie ſie jetzt laut geworden ſind, zum Voraus verſah. Keineswegs aber hatte an ſolcher Vorſicht eine wirkliche, in der Geſinnung vorhandene Eiferſucht den geringſten Antheil; vielmehr war und blieb ſeine Anerkennung des Strebens und der Leiſtung ſeines Rivalen eine völlig neidloſe; ſie bleibt es auch jetzt noch, wo er ſich die nunmehr entſchieden hervorgetretene Differenz mehr noch im Princip, als in der Richtung und Tendenz des beiderſeitigen wiſſenſchaftlichen Thuns nicht mehr verhehlen kann.

Über dieſe Differenz mit ſo kurzen und einfachen Worten als möglich zu berichten, iſt die Abſicht gegenwärtiger Anzeige der „Ontologie" des Verf., die ſich der um ein Jahr früher erſchienenen „Metaphyſik" des Ref. als ein Werk von im Weſentlichen gleicher Aufgabe und nahe verwandter Tendenz gegenüberſtellt. Die Abſicht beider Werke iſt, an die Stelle von Hegel's „Logik", mit Ausſonderung Deſſen, was in dieſem Werke wirklich der Logik, der Denk- und Erkenntnißlehre angehört, was Fichte in der erſten Abtheilung ſeiner „Grundzüge" bearbeitet hat, Ref. demnächſt noch zu bearbeiten gedenkt, eine ſolche Bearbeitung des metaphyſiſchen Inhalts jenes Werkes zu ſetzen, in welcher derſelbe nicht, wie bei Hegel, man ſage was man wolle, der Fall iſt, als der höchſte und letzte, als der allein eigentlich wahrhaft ſeiende Weltinhalt, ſondern als die ewige und ſchlechthin nothwendige Form des Weltinhaltes dargeſtellt wird. (Ein drittes Unternehmen von im Weſentlichen gleicher Tendenz iſt die „Metaphyſik" von Braniß, über die Ref., da es der Raum nicht geſtattet, ſie hier ausdrücklich zu berückſichtigen, auf ſeine Anzeige in Nr. 229 u. 30 d. Bl. f. 1834 verweiſt. Die Metaphyſik von K. Ph. Fiſcher kann Ref., ſo viel Achtung er auch vor dem ſpeculativen Geiſte dieſes Werkes hat, in dieſem Zuſammenhange darum nicht nennen, weil ſie nicht von der Form, ſondern von dem Weltinhalt ſelbſt handelt.) Die in dieſer Wiſſenſchaft abzuhandelnden Begriffe werden von Fichte ebenſo wie von Ref., nach Hegel's Vorgang, die Kategorien genannt und darunter entweder (nach Ref.) die Geſammtheit, oder (nach F.) der größere Theil Deſſen verſtanden, was man durch reines Denken, ohne Hinzunahme der Erfahrung, alſo, nach dem ſonſt gewöhnlichen Ausdrucke, a priori, von dem objectiven Daſein, von Gott und der Welt zu erkennen vermag. Die Grundanſicht alſo, in welcher F. und der Ref. zuſammentreffen, iſt dieſe: daß es eine im reinen Denken, a priori, zu erkennende Wahrheit, — nicht eine blos ſubjective Wahrheit für uns, eine bloße Form der Erſcheinung, wie nach Kant, ſondern eine objective, das An ſich der Dinge, ja der Gottheit ſelbſt betreffende Wahrheit, — gibt; aber daß dieſe Wahrheit nicht die volle, concrete Wirklichkeit, ebenſo wenig der eigentliche Weſenskern, gleichſam das innerſte Mark der Dinge ſelbſt, ſondern nur die allgemeine Form der Dinge iſt. Die philoſophiſche Wiſſenſchaft, welche dieſe Wahrheit abzuhandeln die Beſtimmung hat, heißt nach Ref. Metaphyſik, nach F. Ontologie und ſpeculative Theologie.

Bereits in der Art aber, wie ſie zur Erkenntniß die-

ser Wahrheit kommen, weichen Beide voneinander ab, und Ref. erlaubt sich sogleich zu bemerken, wie diese Abweichung unstreitig nicht außer Zusammenhang mit dem Umstande steht, daß er zwar durch das Hegel'sche System im eigentlichsten Wortsinne hindurchgegangen ist, indem er eine Zeit lang dessen strenger Anhänger war, Fichte aber von vorn herein auf einem andern Standpunkte sich befand. „Nicht in der Mitte, sondern am Anfange liegt die Wurzel des Gebrechens", sagt Hr. Fichte (S. 13), und in der That ist schon in demjenigen Theile seines Systems, welcher dem gegenwärtigen vorangeht, sein Bestreben darauf gerichtet gewesen, einen andern Ausgangspunkt der objectiven Entwickelung zu finden, als der von Hegel's Logik ist. Er findet diesen Begriff, auf dem Wege einer nicht blos kritischen, sondern auferbauenden Untersuchung unserer Erkenntnißthätigkeit, in dem Begriffe des Absoluten, welches, das „nicht äußerlich Objective, in ursprünglicher Fremdheit dem Bewußtsein Gegenüberstehende, sondern im Bewußtsein Gegenwärtige, Sich in ihm Verwirklichende oder Offenbarende", er uns hier (S. 5) näher noch bezeichnet als das „unendlich Sich selbst verwirklichende", als „die Eine Allgegenwart in der Fülle der Gegensätze, welche es sich selbst gibt, die aber nicht als zwiespaltige und unversöhnbare, sondern von der Einheit getragen und vermittelt in ihm wohnen". Diesen Begriff, den durch eine andere, auf das Subjective der Erkenntnißthätigkeit gerichtete Untersuchung bereits gewonnenen, „einer tiefen Denkentwickelung zu unterwerfen", „die in dieser scheinbar einfachen Totalauffassung zusammengewachsenen Gedanken dialektisch zu entfalten", bildet ihm demnach die Aufgabe der Ontologie. Ref. dagegen beharrt, so viel den Anfang betrifft, bei der Ansicht Hegel's, daß die objective (metaphysische) Entwickelung schlechterdings keine Voraussetzung haben, sondern, ohne eine solche von dem Einfachsten, was es überhaupt gibt, von dem Nichts gleichen Sein beginnen müsse. Die subjective philosophische Vorwissenschaft, die speculative Logik (welche nach ihm an die Stelle Dessen treten wird, was nach Hegel ursprünglich die Phänomenologie des Geistes sein sollte; später, nachdem diese in das System selbst aufgenommen war, vermißte man dort eine solche Vorwissenschaft) hat nach ihm die Bestimmung, nicht, wie nach Fichte, eine positive Voraussetzung, ein Realprincip für die objective Wissenschaft der Philosophie aufzufinden, sondern nur, das Erkennen von den falschen Voraussetzungen, die es von der außerphilosophischen Sphäre in die Philosophie mitzubringen pflegt, zu befreien und die wahre Methode der philosophischen Erkenntniß, also ihr Formalprincip zu begründen. Die Ontologie oder Metaphysik aber hat nicht ein ihr bereits Gegebenes in seine Unterschiede und Theile zu entwickeln, sondern in Folge eines Formalprincips ein noch nicht Gegebenes aufzufinden.

Es ist hiermit an den Tag gekommen, daß, obgleich der Widerspruch, den Fichte und Ref. gegen Hegel erhoben, sehr ähnlich und fast gleich lautet, doch das Motiv dieses Widerspruchs (sofern dasselbe nämlich in der logisch-metaphysischen Sphäre liegt, andere, bei Beiden vielleicht gleichartige Motive, welche der Sphäre realer Weltanschauung angehören, werden dadurch nicht ausgeschlossen) bei Beiden ein verschiedenes ist. Bei Fichte ist es die vor der Ontologie gefaßte, — durch erkenntnißtheoretische Untersuchungen entweder gewonnene, oder wissenschaftlich gerechtfertigte — Überzeugung von der Existenz eines real Absoluten, dessen Form die reinen Denkbestimmungen oder Kategorien sind. Von der Wahrheit dieses real Absoluten bleibt ihm die Wahrheit der Kategorien durchaus abhängig; es wird denselben keine selbständige, von jenem Realen unabhängige Evidenz und Gültigkeit zugestanden, und eben damit Hegeln widersprochen, dem die Kategorien das schlechthin durch sich selbst Gewisse, — selbst das Absolute — sind. In dieser Anerkenntniß der selbständigen, schlechterdings von keinem zuvorgefaßten Begriff abhängigen Gültigkeit der Kategorien stimmt Ref. mit Hegel überein; das Motiv seines Widerspruchs gegen Hegel liegt nicht, wie das Fichte'sche, jenseit der Kategorien, sondern in den Kategorien selbst, die sich seinem geistigen Auge in einer andern Gestalt zu schauen geben, als in welcher Hegel's Auge sie geschaut hat.

(Der Beschluß folgt.)

Mittelalterliche Poesie.

In England ist eine Blumenlese der mittelalterlichen Poesie („Delectus poeseos medii aevi"), erstes Fascikel, enthaltend die satirischen Gedichte des Johann Hanvill, Nigellus Wireker und Anderer, erschienen, welche höchst interessante Partien darbietet. Nigellus Wireker (im 12. Jahrhundert) war Präcentor der Kathedrale von Canterbury und blühte während der Regierung Heinrich II. und seines Nachfolgers Richard. Er schrieb ein Gedicht: „Speculum stultorum", das mehrmals gedruckt ist, aber immer nach höchst defecten und corrumpirten Abschriften. Der Held des Gedichts ist ein wahrhafter Esel, sein Name ist Burnellus, er wird in die weite Welt geschickt, um dort sein Glück zu machen. In Salerno wird er von einem londoner Kaufmann tüchtig angeführt. Später geht er nach Paris, bei welcher Gelegenheit der Verf. sich über die lockern Sitten seiner Landsleute, die stets mit den Schülern der pariser Universität verkehrten, lustig macht. „Burnellus", erzählt der Dichter, „putzte sich an, schor sich das Haar und legte sein bestes Kleid heraus. Er wäscht und kämmt sich, und wandert so in die Weltstadt ein. Er besucht sogleich die Schulen, kann aber lange nicht dahinterkommen, welche ihm am meisten convenirt. Die pariser Schüler sind vortreffliche Leute: von Ansehen stattlich, von Sitten vortrefflich, strotzen von Geist und Gelehrsamkeit:

Moribus egregii, verbo vultuque venusti,
Ingenio pollent consilioque vigent.

Sie verfahren ganz biblisch und machen sich Freunde mit dem ungerechten Mammon: „Dona pluunt populis, et detestantur avaris". Nur drei Fehler haben sie, daß sie gern viele Schüsseln verzehren, im Wessail und Dringail, d. i. mit andern Worten im Saufen unermüdlich sind, und am liebsten selbander zu Bett gehen:

His tribus exceptis nihil est, quod in his reprehendas,
Haec tria si tollas, caetera cuncta placent."

John Hanvill, der zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, schrieb ein Gedicht, dem Burnell des Nigellus ähnlich. Der Held heißt Architrenius. Im dritten Bu-

che desselben wird ein englisches Gelag geschildert, wo die countrymen um die Wette trinken: „Da hört man das Wort „Wesheil" von allen Wänden widerklingen; die Trinker kümmern sich mit nichten um den Durst, nur darauf denken sie, daß Fässer und Krüge leer werden." Die Helden zeigen beim Gelage einen gleichen Eifer wie Ajax und Ulysses, da sie um des Achilleus Rüstung streiten:

Consedere duces, et, Bacchi stante corona,
Surgit ad hos pateras dominus septemplicis Ajax
Anglicus, et calice similis contendit Ulyxes.

Das sächsische Wort Wesheil bedeutet Wohlsein und ist die Stammwurzel des „Wassail-bowl" (Trank aus Äpfeln, Zucker und Ale) in Nordengland. Der Ruf Wesheil! ist in der englischen Geschichte berühmt, denn die schöne Rowena bediente sich dessen, da sie König Vortigern den Becher credenzte und den Sturz der altbritischen Dynastie vorbereitete. „Waesheil, hlaford cyning!" rief sie. (Heil dir, mein Herr König!) Das Latein des John Hanvill (Johannes de Alvilla) ist übrigens viel reiner als Wireker's und stellenweise von außerordentlicher Eleganz. Wieder auf des Letztern Burnellus zu kommen: Dieser macht eine Zeit lang das leckere Leben der scholars in Paris mit, bis es ihm zu misfallen und er wahrhafte Reue zu empfinden anfängt. Er will in dieser Anwandlung Mönch werden. Hier bietet sich nun dem Poeten die Gelegenheit, gegen alle Orden der Christenheit wacker loszuziehen. Dem Helden steht keiner an, weder Templer noch Hospitaliter, weder schwarze noch weiße Kanonici, weder Karthäuser noch Grandimontaner, noch Monstratenser, alle sind über denselben Leisten, nur das Gemeinsame haben sie sämmtlich, vom Aufgang bis zum Niedergang, daß sie streng beobachten:

Lex vetus ut sua sit, ne quilibet absque sua sit.

(Der leoninische Vers kommt bei Wireker häufig vor.) Ebenso schlimm kommen die Nonnen weg, die, wie das nachstehende, aus derselben Zeit, von einem unbekannten Verf. herrührende Epigramm besagt, die Mönche an Lüsternheit noch weit übertrafen. Wenigstens ist der Klericus dieses Epigramms gegen die Monacha ein wahrer Heiliger. Nonne und Mönch begegnen sich und die Erstere redet ihn an: „Sind wir nicht beide gleichen Alters, gleichen Geschlechts, gleicher Wohlgestalt? Brennt nicht in unserm Herzen eine und dieselbe Liebesflamme? Gleich sind wir uns ganz; warum theilt denn dein Herz also nicht meine heiße Glut?" Darauf entgegnet der Klericus sehr ungalant und kaltblütig: „Das kommt daher, weil du mir in deinem schwarzen Gewand (die Schöne gehört zu den black nuns) misfällst; mögen Andere die schwarze Farbe lieben, ich lobe mir das Weiß." Dem erwidert die Nonne sehr schön: „Schwarz sei ihr Gewand, aber wunderweiß ihr Leib."

Sum sub veste nigra, niveam tamen adspice carnem,
Si vestem fugias, candida crura pete.

Das sind Worte, die einen Stein in Flammen setzen könnten. Aber der trockene Klericus erinnert sie an ihr Gelübde, daß sie Christi Braut sei:

Hoc velum sponsam te probat esse dei.

Hierauf die Nonne mit gesteigerter Lockung:

Deponam velum, deponam cetera cuncta,
Ibit et in lectum nuda puella tuum.

Doch auch diesem Reiz zum Hohn bleibt der Mönch ein Klotz, und entläßt die liebeglühende mit der sterilen Phrase, daß er sich ein Gewissen daraus mache, eine Gottesbraut zu verletzen. Das Epigramm ist unzweifelhaft schön, wenn auch die Latinität darin mitunter etwas nachlässig ist. Dergleichen noch ungedruckte Sachen aus den Zeiten der anglo-lateinischen Poesie gibt es noch außerordentlich viel, und es steht zu hoffen, daß manche Perle dieser Art die folgenden Fascikel des „Delectus poeseos medii aevi" bringen werden.

Burnellus, unzufrieden mit all diesen verschiedenen Congregationen, beschließt, eine eigne Sekte zu bilden, und die Satire wendet sich nun dahin, daß sie einen imaginairen Orden schildert, dem sie alle Laster und Gebrechen der übrigen einprägt, eine Idee, die von spätern Satirikern nicht selten nachgeahmt worden ist. Welches auch die Mängel von Wireker's Styl sein mögen, er war ein kühner und offener Satiriker, und scheuete sich selbst nicht, den übermüthigen Kanzler, William Bischof von Ely öffentlich anzugreifen. Unter den Colton. Manuscripten, Kleopatra, B. III, finden sich zwei Stücke von ihm, beide an diesen Bischof gerichtet, das eine in lateinischen eleg. Versen geißelt die Sitten der Hofleute; das andere ist in Prosa: „Contra curiales et officiales clericos". Alle zeitgenossentliche Schriftsteller sind übrigens einstimmig in ihrem Unwillen gegen den Stolz und Hochmuth des Bischofs. Er stammte eigentlich aus der niedrigsten Volksclasse, denn sein Vater hatte in seiner Heimat, District Beauvais in der Picardie, den Pflug gelenkt. Durch seinen in Intriguen aller Art gewandten Geist hatte er sich zur bischöflichen Würde emporgeschwungen und ward von Richard I., bei dessen Zug nach dem Orient, zum Kanzler und Regenten von England, während der Abwesenheit des Monarchen ernannt. In Rücksicht auf seine Civilobergewalt, hatte er vom Papst die Autorität eines Legaten erlangt und er bediente sich der einen wie der andern, ganz in Gemäßheit seiner hochfahrenden Denkweise. Der König hatte Das in seine Hand gegeben, was William von Newbury die Beine des Königreichs nennt, nämlich die königlichen Festungen, die er so streng in Obacht hielt, daß nicht einmal der hinterlistige Johann sich seinen Befehlen widersetzen durfte. Seine Nepoten, sämmtlich neben dem Pflug aufgesäugt, wurden gräflichen Personen und reichen Baronen vermählt. Er pflegte sich nie öffentlich zu zeigen ohne ein Gefolge von tausend Mann. Bei solchen Gelegenheiten zeigte er, an der Spitze seiner französischen und flamändischen Söldner, den Engländern seine Verachtung. Er war so eitel, daß er aus Frankreich Poeten und Jongleurs verschrieb, welche Gedichte zu seinem Ruhm verfassen und sie auf den Straßen und bei festlichen Gelagen absingen mußten. Von der Habsucht des Bischofs weiß Burnellus viel zu sagen; er nahm Alles; und wenn er nicht selbst ein Priester gewesen wäre, so hätte er den Altar nicht verschont: „Nec viro balteum, nec feminae monile remanserat, nec annulus nobili, nec quodlibet pretiosum alicui etiam Judaeo." Die Juden mußten damals überhaupt herhalten. Der Schatzmeister zu York brandschatzte alle zwölf Stämme Israel, und doch hatten sie mehr Geld als alle sächsischen und normännischen Barone zusammengenommen. Der Hauptfeind des Bischofs war der schlaue Johann. Dieser hatte die Erzbischöfe von York und Rouen (der letztere war vom König von Sicilien geschickt, um dem von Ely in der Regentschaft beizustehen), die Bischöfe von London, Bath, Wincheſter, Norwich, Rocheſter, Lincoln, Hereford, St.-Davids und Coventry auf seiner Seite, mit welchen er eine Consultation hielt, worin man einig wurde, den Tyrannen abzusetzen. Der Bischof versteckte sich erst in dem Tower, und beschloß hierauf, nach Frankreich zu flüchten. Aus Furcht, angehalten zu werden, legte er Weibertracht an. „Prob pudor!" ruft hier ein berzeitiger Geschichtsschreiber aus, „prob pudor! vir factus est femina, cancellarius cancellaria, sacerdos meretrix, episcopus scurra." Gekleidet in einen hyacinthfarbenen Weiberrock, mit einem Kragen von derselben Farbe, einem Schleier über dem Kopf, über dem linken Arme, anstatt der priesterlichen Stola, ein Stück Leinwand, so als ob er dies zum Verkauf böte, in der rechten Hand eine Elle anstatt des Hirtenstabes, wanderte der Bischof nach der Küste, wo er sich auf einem Felsen am Meer niederließ, nachdem er einige seiner Anhänger ausgestellt, um Wache zu halten. Es fügte sich, daß ein Fischer, der halbnackend aus dem Meere stieg, wo er eben seine Netze ausgezogen, die er an der Sonne trocknen wollte, sich dem Bischof, den er für ein Frauenzimmer hielt, näherte, ihm einige handgreifliche Liebkosungen machte und dabei entdeckte, daß unter der Weibertracht noch ein Mannsanzug stecke. Der Fischer wurde durch Dazwi-

schenkunft Eines aus dem Gefolge des Bischofs entfernt, und dieser wartete nun mit gesteigerter Angst auf die Ankunft des Fahrzeugs, das ihn überschiffen sollte. Allein sein Verderben war im Himmel beschlossen, denn kaum war der Fischer fort, so näherte sich dem Bischof eine Frau, welche das Leinen erblickte, das dieser trug, und neugierig nach dem Preise fragte. Der Bischof verstand kein Wort Englisch und blieb ihr die Antwort schuldig. Dies machte die Frau stutzig und da noch eine ihrer Gevatterinnen hinzukam, die nicht minder neugierig war, zogen sie dem Bischof den Schleier vom Gesicht und entdeckten den Vogel. Die Geschichte seiner Festnehmung, seines Processes und endlicher Verbannung gehört nicht hierher.

Diese Zeit war freilich ganz zu Satiren und Invectiven auf Geistliche und Mönche geeignet. Einige Poeten bedienten sich ihrer auf scherzhafte, andere auf ernste Weise. So gibt der gelehrte Neckham (gest. 1217), in einem Gedicht, welches ebenfalls das Mönchsleben zum Gegenstand hat, folgende Definition eines wahren Mönchs:

Non tonsura facit monachum, nec horrida vestis,
Sed virtus animi, perpetuusque rigor:
Mens humilis, mundi contemptus, vita pudica,
Sanctaque sobrietas, haec faciunt monachum.

Neckham ist noch Einer, der es mit den Mönchen am besten meint, wahrscheinlich aus alter Anhänglichkeit, weil er einen Theil seiner jüngern Jahre bei den Mönchen von St.-Albans verlebt hatte. Leland führt eine Stelle aus seinem Gedicht: „Zum Preise der göttlichen Weisheit" an, wo er mit schwelgerischer Rückerinnerung den stillen Frieden beschreibt, welchen ihm jenes Kloster gewährte. Es schließt so:

Militat hic Christo, noctuque dieque labori
Indulget sancto religiosa cohors.

Die Gedichte des Alexander Neckham sind von Werth wegen ihrer mannichfachen Anspielungen auf damalige Zeitsitten, conventionnelle und bürgerliche Mißbräuche. In seinem obenerwähnten Gedicht über das Mönchsleben, von welchem sich Abschrift unter den königlichen Manuscripten befindet, lenkt er seine Satire auf die verderbten Sitten der Laienwelt. Besonders heftig declamirt er gegen die Koketterie seiner Landsmänninnen und gibt unter andern Notiz von der Toilette einer Dame des 12. Jahrhunderts. Er tadelt sie, weil sie ihre Gesichter malen, ihre Augenbrauen verstutzen und „auf unnatürliche Weise ihren Busen in enge Räume einzwängen" (wie alt sind doch schon die Lamentationen über die Schnürleiber!), ferner weil sie ihrem schönen schwarzen Haar eine gelbgelbe Farbe zu geben trachten:

Haec quoque diversis sua sordibus inficit ora (der beißende Mönch nannte die Schminke Schmutz).
Sed quare melior quaeritur arte color?
Arte supercilium rarescit, rursus et arte
In minimum mammas colligit ipse suas;
Arte quidem videas nigros flavescere crines;
Nititur ipsa suo membra movere loco.
Sic fragili pingit totas in corpore partes,
Ut quicquid nota est displicuisse putes.

Eine andere Stelle, die jedoch zum Ausheben zu lang ist, schildert die Ausschweifungen der Barone. In diese Klagen, die nur zu gerecht waren, stimmt der alte John von Salisbury in seiner sächsischen Chronik im vollen Ton mit ein. „Während die Edelleute", sagt er, „ihre Zeit in Liederlichkeiten verbringen, während sie ringsherum bei ihres Gleichen hausiren, an fremden Tischen sich der Völlerei ergeben, und ihre ganzen Heldenthaten nur im Prahlen beim Trinkhorn bestehen, während dessen kommen die wilden „Welshmen" von ihren Gebirgen herab, fallen in die Marken ein und machen die an den Grenzen wohnenden Barone zinsbar. O wären doch unsere Frauen denen der alten Perser gleich, daß sie ihren Männern und Söhnen ihre Feigheit verwürfen und sie ins Feld jagten, damit die Verwüster unsere Grenzen verließen!"

Beiweitem der beste lateinische Dichter des 12. Jahrhunderts war Joseph von Exeter (Josephus Iscanus), den Leland „tam splendidum Britanniae sidus" nennt und dessen langes und elegantes Heldengedicht auf den trojanischen Krieg zuerst als ein Werk des Cornelius Nepos gedruckt wurde. Sein Gönner war Balduin, Erzbischof von Canterbury, der eifrige Verfechter der Kreuzfahrten. Ihm widmete er seine „Sechs Bücher vom trojanischen Krieg", und in einem andern Gedicht: „Antiocheis", das vermuthlich verloren gegangen ist, tritt Balduin selbst als Held und Kämpfer auf. Den „Trojanischen Krieg", dessen gedruckte Ausgaben bekannt genug sind, hat Warton gut beurtheilt. Er bemerkt unter Anderm: „Die Sprache dieses Dichters ist im Allgemeinen rein, seine Perioden rund und harmonisch, und die Structur und Versification nähert sich den besten lateinischen Dichtern." Das Gedicht beginnt so:

Iliadum lacrymas, concessaque Pergama fatis,
Proelia bina ducum, bis adactam cladibus urbem
In cineras, quaerimur: flemusque quod Herculis ira,
Hesiones raptus, Helenae fuga, fregerit artem,
Impulerit Phrygios, Danaas exciverit urbes.

Die drei letzten Verse enthalten ein Specimen jener fantastischen Phraseologie, die in jener Zeit außerordentlich in der Mode war, wo zuerst die verschiedenen Personen oder Subjecte aufgezählt werden, dann die Verba, hierauf die Objecte u. s. f. Nachstehendes Beispiel, welches in einem Manuscript des Trinity College zu Cambridge aufgefunden worden, treibt diese seltsame Wortspielerei auf die höchste Spitze und ist noch deshalb merkwürdig, weil jedesmal die ersten, zweiten, dritten ꝛc. Wörter jedes Verses wieder einen Hexameter unter sich bilden, die in ihrer Construction weit natürlicher sind als die eigentlichen Verse:

Miles, venator, mercator navita, princeps,
Debellat, sequitur, redimit, percurrit, egestat,
Praedones, lepores, merces, spumantia, mentem,
Cuspide, fervore, numismate, flamine, rebus,
Ferri, latrantis, tensus, venti, miserorum.

Der Styl des Josephus ist nur selten und entfernt von solchen Spielereien angesteckt; insgemein offenbart sich darin eine genaue Kenntniß der classischen Schriftsteller. In folgender Apostrophe an die Venus ist wahrhaft Lucrezischer Geist:

Diva potens hominum, divûm imperiosa voluptas,
Vera deûm soboles, nostri Tritonis alumna,
Alma Venus, seu te convivam Tethyos urna
Poscit seu nectar superûm, seu forte papaver
Elysium, flecte haec teneros ad dona jugales,
Hos dignare faves (Lib. 3. v. 21.)

Auch das Fragment, welches Leland von der „Antiocheis" mitgetheilt hat, läßt sehr den Verlust dieses Gedichts beklagen, welches ein schönes Denkmal des classischen Geschmacks eines Engländers aus dem 12. Jahrhundert gewesen sein würde. Phantasie und Sprachelegance fehlen ihm nicht. SO.

Literarische Notizen.

Eug. Deligny's Roman in zwei Bänden: „Les filles repenties" spielt in den Zeiten unmittelbar vor der ersten französischen Staatsumwälzung und liefert ein lebendig gehaltenes Gemälde der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingerissenen Sittenverderbniß. Arnould Frémy's: „Une fée de salon", ebenfalls zwei Bände, behandelt fast denselben Gegenstand; nur die Zeit der Handlung ist verschieden.

Die „Biographie universelle et portative des contemporains et des hommes célèbres de tous les pays depuis 1789 jusqu'a ce jour" von Rabbe, Vieilh de Boisjelin und Saintes Preuve ist nunmehr vollständig und enthält in fünf starken Bänden 20,000 Biographien. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 358. — 23. December 1836.

Grundzüge zum Syſteme der Philoſophie, von J. H. Fichte. Zweite Abtheilung.

(Beſchluß aus Nr. 353.)

In Folge dieſer Abhängigkeit von einem jenſeit der Kategorien ſelbſt liegenden Principe geſtaltet ſich die Wiſſenſchaft der Kategorien, die Ontologie, bei Fichte zum Durchgangspunkte für eine andere, gleichfalls noch reine Denkwiſſenſchaft, für die Wiſſenſchaft der Ideen, oder die ſpeculative Theologie. Letztere wollte der Verf. anfangs mit ſeinem gegenwärtigen Werke in unmittelbarer Verbindung geben; ſo, wie die Ontologie jetzt abgeſondert vorliegt, darf man, um ihre Intention richtig zu verſtehen, ihre Beziehung auf dieſe zur Zeit noch rückſtändige Ergänzungswiſſenſchaft keineswegs außer Acht laſſen. Das Verhältniß zwiſchen beiden ſtellt ſich folgendergeſtalt. Nur der Inhalt der ſpeculativen Theologie, die Ideen, aber nicht der Inhalt der Ontologie, die Kategorien, entſpricht Dem wirklich, was bereits die Erkenntnißlehre uns als das Abſolute kennen gelehrt hat. Die Ontologie zeigt uns einzelne Seiten oder Momente dieſes Abſoluten; ſie iſt die Bedingung der Ideenlehre, weil nicht ohne Kenntniß dieſer ſeiner einzelnen Momente und ohne ſucceſſive Entwickelung und Steigerung derſelben zum Unwahren der Begriff des Abſoluten in ſeiner Totalität erkannt werden kann; aber die Ideenlehre wird durch ſie nicht überflüſſig, denn das Ganze iſt mehr als nur die äußerliche Zuſammenfaſſung ſeiner Momente. Die Kategorienlehre, die Ontologie, begreift daher nach dem Verf. noch nicht die Geſammtheit Deſſen, was wir a priori über das Abſolute wiſſen können, während nach Ref. die Metaphyſik allerdings dieſe Geſammtheit zu umfaſſen die Beſtimmung hat.*)

Und hier nun ſind wir dazu gelangt, von Dem, was in der beiderſeitigen wiſſenſchaftlichen Arbeit ſelbſt den eigentlichen Kern der Verſchiedenheit ausmachen möchte, wenigſtens eine Andeutung geben zu können. Fichte ebenſo wie Ref. nimmt von Hegel Dasjenige auf, was unter dem Namen der dialektiſchen Methode bekannt iſt; aber er nimmt es ausdrücklich nur für die Ontologie auf, indem er ihr durchaus keine weitere Geltung weder für die Realphiloſophie, noch auch ſelbſt für die „Ideenlehre" zugeſteht, ſondern behauptet, daß hier an die Stelle dieſer „negativen Dialektik" eine „poſitive Dialektik", eine Methode der Evolution und Ergänzung treten müſſe. Die „negative Dialektik", dieſe „niedere, vorbereitende Seite ſpeculativer Auffaſſung", die von Hegel mit Unrecht „als die abſolute und ausſchließlich ſpeculative Erkenntnißart bezeichnet worden iſt" (S. 41), hat ihren Grund darin (S. 28): „daß die Kategorien ſich insgeſammt nur als Glieder und für ſich einfache Begriffsmomente einer höheren Totalität erweiſen". „Jedes dieſer Momente an ſich ſelbſt, d. h. in ſeiner iſolirten Geltung, iſt mit dem Widerſpruche behaftet, der Fortgang aber iſt ein zurückgehender, die Ergänzung in der Totalität erſt ſuchender". (Vgl. auch S. 165 fg.) Alles dies fällt da weg, wo, wie nach dem Verf. in der Ideenlehre und von da ab in der geſammten Realphiloſophie, aus dem Ganzen und Vollen gearbeitet wird. Hier wird die Methode eine progreſſive; das Princip des Fortgangs nicht mehr die Nöthigung, für den Widerſpruch eine Löſung zu ſuchen, ſondern die Freiheit des Inhalts, der ſich ſelbſt eine immer höhere Verwirklichung gibt. In dieſen Sätzen, deren Folgerichtigkeit und Zuſammenhang unter ſich er übrigens willig anerkennt, kann Ref. von ſeinem Standpunkte aus nichts Anderes finden als eine Verleugnung Deſſen, worin er die große Wahrheit des dialektiſchen Princips zu erblicken gewohnt iſt. Ruht der Widerſpruch, der nach Hegel in Allem iſt, nur in den vereinzelt gefaßten Kategorien, ſo fällt derſelbe, Ref. mag die Sache anſehen, wie er will, zuletzt doch nur in unſer Erkennen, für welches die Kategorien ſich vereinzelt darſtellen, während ſie an ſich nicht vereinzelt, ſondern nur als Ganzes, nämlich in der Idee ſind. Ref. aber hat von ſeinem Durchgange durch Hegel's Standpunkt als unverlierbare Grundlage des ſeinigen die Anſchauung mitgebracht, wie der Widerſpruch als unabweisliche Nothwendigkeit, als conditio sine qua non alles Daſeins und Lebens nicht in uns, ſondern in den

*) Was S. 36 von der Ontologie geſagt wird, daß ſie (wie die Erkenntnißlehre als ein Beweis von dem Daſein, ſo) „als ein Erweis von dem Weſen Gottes bezeichnet werden könne", daß ſie „den Begriff deſſelben nach ſeiner ganzen Tiefe und in ſeiner Höhe auszumeſſen habe": das iſt dem Zuſammenhange zufolge offenbar nicht von der Ontologie im Gegenſatze der Ideenlehre, ſondern von letzterer zu verſtehen.

Dingen selbst, das treibende Princip nicht blos unsers a priorischen Denkens, sondern aller Processe, durch welche die Dinge entstehen und sich erhalten, ist.

Einstimmig wird den Kategorien von Fichte und von Ref. der Charakter absoluter Nothwendigkeit oder Nichtandersseinkönnens zugeschrieben. Auch bei Hegel ist dies der Fall, aber Hegel nennt diese Nothwendigkeit zugleich Freiheit, und kennt den Gegensatz nicht, den jene Beiden zwischen Nothwendigkeit und Freiheit stellen zu müssen glauben, indem sie, Jeder auf seine Weise, eine wählende und beschließende Freiheit zwischen die absolute metaphysische Nothwendigkeit und die concrete Wirklichkeit der Weltwesen dergestalt in die Mitte stellen, daß dieselbe jene Nothwendigkeit, als ihre Natur, hinter sich, diese Wirklichkeit, als ihr Werk, vor sich hat. Aber in der Fassung jenes Begriffes der Nothwendigkeit weichen Fichte und Ref. gleichfalls voneinander ab. Nach Ersterm haben die Kategorien die ultima ratio ihres Daseins in Gott als dem Absoluten; sie sind, so wahr Gott ist, und Gott kann nicht anders sein, als seine Natur es mit sich bringt. Nicht hingegen können die Kategorien als das Nichtnichtseinkönnende bezeichnet, oder darein ihre Nothwendigkeit gesetzt werden. Wäre Gott nicht (und Gott als nicht seiend zu denken ist wenigstens kein logischer Widerspruch, wenn auch für den richtig Denkenden Gottes Sein so gewiß ist, als überhaupt irgend Etwas, und nicht Nichts ist), so wären auch die Kategorien nicht. Anders nach Ref. Dieser erkennt die Kategorien nicht blos für das Nichtanders- sondern auch für das Nichtnichtseinkönnende. Ihr Dasein, ihre Wahrheit hat ihm eine Evidenz, die allerdings größer noch ist als die Gewißheit des göttlichen Daseins, weil ihr Nichtsein das Undenkbare, der logische Widerspruch wäre. Dieses Letztere, die Undenkbarkeit, die logische Absurdität des Nichtseins, welche der alte ontologische Beweis allerdings auch von Gott prädicirte, wagt Ref. von Gott nicht zu behaupten. Er setzt eben hierein den Unterschied des Glaubens von dem Wissen: daß die Gegenstände des erstern ohne logische Absurdität auch als nicht seiend gedacht werden können, was bei den Gegenständen des eigentlichen und strengen (des mathematischen und metaphysischen) Wissens nicht der Fall ist. Nach Hegel müßte streng genommen diese Undenkbarkeit des Nichtseins von allen und jeden Gegenständen des „absoluten Wissens", d. h. wenn nicht von Allem, was überhaupt ist oder erscheint, doch von Allem, was in seinem Sinne wirklich und als Wirkliches vernünftig ist, prädicirt werden; denn sein logisches Princip der Nothwendigkeit erstreckt sich über dieses Alles. Ref. steht also auch in dieser Beziehung in der Mitte zwischen Hegel und Fichte, indem Jener aller Wirklichkeit, Dieser keinem Wirklichen Nothwendigkeit in dem Sinne, da sie logische Undenkbarkeit des Nichtseins ist, zuschreibt. Auch Ref. schreibt zwar keinem Wirklichen Nothwendigkeit in diesem Sinne zu, wol aber schreibt er sie den Kategorien zu, die ihm, weil sie ein blos Formales sind, nicht unter diesem Ausdrucke des „Wirklichen" begriffen sind.

Erscheint nun nach diesem Allen Ref. als der im Princip Hegeln näher Stehende, die Spuren seines Durchgangs durch Hegel's System deutlich Ansichtragende, so kehrt sich in der Ausführung das Verhältniß um; hier ist es Fichte, welcher dem Gedankengange von Hegel's Logik näher bleibt, während Ref. sich weiter davon entfernt. Diese größere Entfernung ist bei Letzterm hauptsächlich dadurch motivirt, daß ihm als Grund- und Mittelbegriffe jenes schlechthin Nothwendigen, Nichtnichtzudenkenden, welches er, als das durch keinen andern Gedanken, auch den der Gottheit nicht, Bedingte, obgleich seiner Natur nach blos Formale, das negativ Absolute nennt, die Grundbegriffe der Mathematik, die Begriffe von Zahl, Raum und Zeit sich darbieten und zum Princip der Gliederung des metaphysischen Ganzen in seine drei Haupttheile machen. Von diesen, oder vielmehr von den beiden letztern (daß die Zahl unter einen wesentlich gleichen Gesichtspunkt mit dem Raume und der Zeit gehört, ist Hrn. Fichte ebenso wie den meisten der bisherigen Philosophen entgangen) einen ähnlichen Gebrauch zu machen, liegt nicht auf Fichte's Wege, so oft sich ihm auch diese Begriffe zur Berücksichtigung aufdrängen und von ihm als „Wirklichkeits- oder Anschauungsformen des Realen oder Positiven", oder mit ähnlichen Ausdrücken bezeichnet werden; wo man dann nicht recht einsieht, wodurch sie sich von den Kategorien unterscheiden, die ja gleichfalls solche Formen sein sollen. Es ist bei ihm diese Abtrennung um so auffallender, da er doch sonst keinen Anstand nimmt, den hergebrachten Begriffsbestimmungen zuwider, selbst Gott ein räumlich-zeitliches Dasein zuzuschreiben; und Ref. weiß sie nicht anders als so zu erklären, daß jene Begriffe sich in des Verf. Begriff von „negativer Dialektik" nicht hineinfügen wollten, indem sie (freilich neben ihnen, was Hr. Fichte hätte bedenken sollen, auch die Zahl) eine Festigkeit und Sicherheit ihrer Bestimmungen zeigen, welche der Auffassung als „einseitige Abstraction", womit sonst über jede einzelne Kategorie das dialektische Urtheil gesprochen zu werden pflegt, Trotz zu bieten scheinen. Daß nun bei Beseitigung dieser Kategorien Fichte's Gedankengang dem Hegel'schen (ungeachtet der Zusammenziehung der drei Theile Hegel'scher Logik in zwei; den dritten soll die „Ideenlehre", oder „speculative Theologie" ausmachen) so verwandt ausfallen mußte, ist Ersterm nicht als Trägheit oder als Mangel an Selbständigkeit anzurechnen (von seinem selbständigen Durchdachthaben aller Theile seiner Wissenschaft wird sich jeder Leser, der nicht gradezu das Entgegengesetzte finden will, fast auf jedem Blatte des Buches zu überzeugen Gelegenheit finden, und manche wahrhaft schöne Entwickelungen besonders gegen den Schluß des Buches hin geben davon das sprechendste Zeugniß), sondern es liegt nach des Ref. Überzeugung in der Natur und Wahrheit der Sache; da Hegel die metaphysische Wahrheit insoweit wirklich gefunden hat, als sie bei so befangenem Bewußtsein über die Stellung des Metaphysischen im Ganzen der speculativen Idee und Wissenschaft überhaupt gefunden werden konnte. Den Punkt, wo

die durch die Verschiedenheit des Standpunktes bedingte wesentliche Differenz von Hegel in ihren auffallendern Folgen hervorzutreten beginnt, hat der Verf. selbst S. 194 bezeichnet: es ist die dem Verf. eigenthümliche, mit Leibnitz und Herbart ihn in Bezug setzende Behauptung, daß das Absolute, schon rein metaphysisch betrachtet, als Princip unendlicher Urpositionen gedacht werden müsse, welche die selbst unveränderliche Grundlage und Substanz der endlichen und veränderlichen Erscheinungswelt ausmachen.

So viel glaubte Ref. zur vorläufigen Orientirung des an den neuern Entwickelungen der Philosophie Antheil nehmenden Publicums über die Differenz seines metaphysischen Standpunktes von dem Fichte'schen bemerken zu müssen. Zu einer ausführlichern Würdigung des F.'schen Werkes aus der Mitte des von ihm selbst eingenommenen Standpunktes heraus ist in d. Bl. der Ort nicht. Was aber das Gewicht oder die Erheblichkeit jener Differenz betrifft, so ist Ref. weit entfernt sich darüber zu täuschen. Er trägt Bedenken, die übrigens richtige Bemerkung des Verf. (S. 52 fg.) von der Verträglichkeit verschiedener Darstellungsversuche dieser Wissenschaft untereinander, ja von der Foderung gemeinsamen Zusammenwirkens und allmäliger Ausbildung derselben auf sein Verhältniß zu dem Werke des Verf. anzuwenden; lieber gesteht er sich gradezu, daß es sich zwischen seinem und des Verf. Princip nur von Wahrheit oder Falschheit handeln, daß nur eines von beiden das wahre, das der gegenwärtigen Entwickelungsstufe philosophischer Speculation gemäße sein könne. Dabei aber wird er nicht aufhören dem Verf. die Achtung zu widmen, die einem so ernst gemeinten und von so schönem Talent unterstützten Streben gebührt, und sich ihm in Dem, was auch bei ihm unverkennbar das eigentliche Ziel, den Kern und das Mark dieses Strebens ausmacht, wahrhaft und auf das innigste befreundet zu fühlen.

C. H. Weiße.

Aus dem Schleswigischen.

Von der hiesigen Ständeversammlung verlautet nur noch mittels der fortwährend herauskommenden, hier übrigens ziemlich unbeachtet gelassenen, Ständezeitung Einiges, sowie denn ebenso wenig davon etwas in die Gesetzgebung bisher übergegangen ist. Vielleicht läßt, als negative Wirkung derselben, der neuliche Erlaß in Ansehung der nunmehr wirklich ausgeprägten zwei, drei und vier Reichsbankschillinge sich anführen, wodurch der Antrag der Versammlung auf Abschaffung dieser, im eigentlichen Dänemark üblichen, in diesen Herzogthümern blos in amtlichen Rechnungen bestehenden Rechnungsart, mit welcher auch die in Courant ausgeprägte Landesmünze nicht übereinstimmt, stillschweigend zurückgewiesen ist. Für das Königreich Dänemark sind bereits zwei Verordnungen erschienen, in welchen auf ebenso viele Anträge der dortigen Ständeversammlungen Bezug genommen und Beachtung der öffentlich ausgesprochenen Wünsche der Nation zu erkennen gegeben ist. Ob nun dieses Zurückstehen der Herzogthümer weniger dem guten Willen der Regierung, als der Langsamkeit der über selbige gesetzten und dem Könige unmittelbar vortragenden Behörde zugeschrieben werden müsse? muß Einsender dahingestellt sein lassen.

Gewiß ist aber, daß unter der großen Anzahl von ungefähr 400 Anträgen und Petitionen in der hiesigen Versammlung mehre wol der baldigen Berücksichtigung werth wären. Leider aber wird die dringende Ausführung mehrer derselben durch den Mangel an baarem Gelde aufgehalten und um so beklagenswerther ist es daher, daß bis jetzt und nachdem Monate seit Auflösung der Versammlung verflossen sind, über bessere Einrichtung der Staatsfinanzen gar nichts verlautet hat und zur Deckung des jährlichen Deficits nicht das Mindeste unternommen ist. Zwar hört man in der Residenz von verschiedenen Ersparungen, welche der König in einigen Zweigen der Ausgaben vorgeschrieben haben soll, z. B. in Ansehung des innern Ausbaues des Schlosses u. s. w., öffentlich ist darüber aber nichts bekannt gemacht und mithin ist auch der Zweifel an die Richtigkeit solcher Angaben und die Zulänglichkeit dieser Einschränkungen bei dem bisherigen Übergewichte der Ausgaben keineswegs gehoben. Ungern vermißt man gleichfalls irgend eine authentische Berichtigung der, in der holsteinischen Versammlung, wie in der schleswigischen, stattgefundenen Berechnung der jährlichen Mehrausgabe, welche die Angabe derselben in dem, von Seiten der Regierung bekannt gemachten Budget bedeutend übersteigt. Die dänischen, sowie die deutschen Unterthanen des Königs sind mit Recht von der landesväterlichen Gesinnung und der vortrefflichen Denkungsart desselben hinreichend überzeugt, um von dessen selbstbeliebiger Anordnung der ständischen Berathung die beste Erwartung zu hegen. Möglichst lange werden sie auch an selbiger festzuhalten suchen, wenngleich die Meinung immer mehr Platz zu gewinnen scheint, man halte es höhern Orts für hinreichend, dem Volke zur Äußerung seiner Wünsche Gelegenheit gegeben zu haben, ohne selbigem auf Wahl und Anwendung der Regierungsmaßregeln Einfluß zu verstatten.

Daß in diesem Zeitalter der politischen Reaction auch eine religiöse sich kund gibt, darf um so weniger Verwunderung erregen, da sie gern für einen treuen Bundesgenossen der erstern sich geltend macht und von jener als solche bereitwillig anerkannt wird. So hat denn auch unter uns nach dem Tode des guten Adler's, des treuen Verfechters einer vernünftigen-religiösen Denkfreiheit, der Mysticismus sein Haupt nicht ohne Erfolg emporgerichtet, und nach der Auswahl einiger Männer bei Besetzung höherer geistlicher Ämter, im Einverständnisse mit der für Kirchen- und Schulsachen unlängst bestellten höhern Landesbehörde, möchte das, von eben her nicht sorgfältig genug wahrzunehmende, Gleichgewicht der Rationalisten und Supernaturalisten kaum gehörig mehr gesichert erscheinen. Insonderheit scheint aber die Mystik, wiewol in einem minder anstößigen Gewande, durch eine nicht kleine Anzahl jüngerer Kanzelredner und deren Einwirkung auf den weiblichen Theil der Zuhörer die Grenzen ihres Gebiets immer mehr zu erweitern. Nicht wenig trägt dazu der Aufenthalt auf der Landesuniversität Kiel und das Wirken des unlängst auch zum Kirchenpropst daselbst ernannten Dr. Harms bei. Es kann aber eine solche Einwirkung auf die jungen Studirenden um so leichter stattfinden, da dort auch die Besetzung der theologischen Facultät vorzüglich einer großen Reform bedurfte. Da es nun auch in diesem Ländchen herrschende Sitte ist, daß angehende Theologen während der akademischen Jahre auf Eheversprechungen sich einlassen und in Folge dessen ihr ganzes Thun und Treiben auf baldigste Anstellung richten, so begreift man um so leichter, daß selbige dem vorherrschenden Geschmacke im Predigen um so bereitwilliger nachgeben, je mehr dieser bei den Vorgesetzten selbst Anklang findet. Bei der zahlreichern Classe der Zuhörer müssen Predigten, welche fast ohne Ausnahme von dem versöhnenden Heilande, von seinem blutigen Opfertode und von dem festen Glauben an selbigen handeln, um so sicherer Beifall finden, jeweniger diese daran gewöhnt sind den nothwendigen Übergang vom religiösen Glauben zum moralischen Rechtverhalten zu finden. Eben dadurch gewinnen dann solche Predigten gar leicht eine verderbliche Tendenz, daß sie dem Gefühlsglauben zu viel Übergewicht über den Vernunftglauben einräumen und dadurch die edlern Beweg-

gründe des wirklichen Handelns in den Hintergrund schieben, anstatt selbige zu beleben und aufmerksam zu machen. Aber auch unter den höher gebildeten Kirchenbesuchern, wie wenig zahlreich diese übrigens auch sein mögen, hat die Mehrzahl zu wenig Zeit und Nachdenken dem eigentlichen Zweck und Wesen der Religion zugewandt und sind zu lange bei dem Kirchensystem stehen geblieben, als daß sie von einem Prediger mehr fodern sollten als salbungsvolle Erinnerungen an selbiges und Wiederbelebung früherer religiöser Gedanken, mit welchen man Andachtsgefühle zu verbinden sich einmal gewöhnt hat.

Die öffentlichen Blätter haben uns berichtet, daß in den letzten Tagen des Octobers in Dänemark und zunächst in Kopenhagen, die Säcularfeier der vor 300 Jahren eingeführten Reformation stattgefunden hat. Die Wichtigkeit der Veranlassung wird Jeder zugeben, der den freien Gebrauch der Vernunft für die Entwickelung und Ausbildung der Menschheit und insonderheit für religiöse Cultur, als Grundlage aller übrigen, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen weiß. Die Feier hat drei Tage lang gewährt und theilte sich in eine Kirchen-, eine Schul- und eine Hoffeierlichkeit, welche letztere sich dadurch auszeichnete, daß 300 Gäste zur königlichen Tafel geladen waren, und unter diesen sämmtliche Professoren der Universität. Den Abgeordneten von Berlin und Kiel ward an des Königs eigner Tafel ein Platz zu Theil. Wie mit diesem Feste eine große Anzahl von Ordens- und Titelverleihungen, nicht weniger als 491 an der Zahl, im Zusammenhange steht? ist nicht leicht einzusehen und wird nur dadurch weniger auffallend, daß die Ausfertigungsdiplome vom 28. Oct. als dem Geburtstage Ihrer Majestät der Königin, dem Tage vor Eröffnung des Reformationsfestes, datirt sind. Das Übermaß dieser Gnadenbezeigungen, bei einer kaum zwei Millionen befassenden Volkszahl, macht die Verbindung derselben mit einem Feste noch mehr auffallend, welches eigentlich darauf abzweckt, den mühsam errungenen Sieg der Vernunft über Irrthum und Geistesverfinsterung geltend zu machen und in dankbarem Andenken bei der Nachwelt zu erhalten. Vielleicht findet die Sache ihre natürliche Erklärung durch die persönliche Abneigung des Königs wider die, bisher so häufig vorgekommenen, Gnadenbezeigungen dieser Art, obgleich der Erfahrung nach auf das Gegentheil zu schließen sein möchte. Nachdem aber einmal der Anfang damit gemacht war, durch Verleihung von Titeln und Ordenszeichen wirkliches oder anscheinendes Verdienst zu belohnen und nachdem gleich anfangs nach veränderter Einrichtung des Danebrogordens, mit freigebiger Austheilung der mindern Grade desselben der Anfang gemacht war, zeigte sich bald ein dadurch herbeigeführtes Misverhältniß unter den Beamten aller Classen. Insonderheit mochte dies unter den Offizieren der Armee stattfinden, welche bisher die Grade der äußern Geltung und des Ranges blos und allein nach den verschiedenen Verdienststufen abzumessen gewohnt waren. Da bei diesen nun in der Regel höhere Dienstanstellung und Länge der Dienstzeit nebeneinander gehen, so geschah es, daß im Militair-, häufiger noch als im Civildienste, dem länger Dienenden das Ordenszeichen zu Theil ward. Auch gelangten die dazu wirklich vorhandenen Ansprüche leichter und schneller zur Notiz des Königs, als dieser weniger mittelbar das Militair selbst beaufsichtigt. Unter den Civilbeamten machte in diesem Stücke größere Ungleichartigkeit sich bemerklich, je nachdem die höhern Behörden in und außerhalb der Residenz von der ertheilten Befugniß, jährlich einmal zu Ordensertheilung vorzuschlagen, mehr oder weniger Gebrauch machten. Der einmal in Bewegung gesetzte und durch einzelne Begnadigungsfälle aufs neue erregte Ehrtrieb veranlaßte bald Diesen, bald Jenen, entweder selbst, oder durch einen Fürsprecher an die Gnadenquelle sich zu wenden, wodurch denn die bereits vorhandene Ungleichheit immer größer ward. Beiweitem nicht Alle konnten oder mochten diesen Weg einschlagen; und so nahm, besonders nachdem die vormals an den Geburtstagen des königlichen Paares üblichen Standeserhöhungen und vermuthlich absichtlich unterblieben, die Anzahl Derjenigen immer mehr zu, die mit oder ohne Grund auf dergleichen Anspruch machten. Das Außergewöhnliche der oben erwähnten Feier, verbunden mit der nicht leicht eintretenden Wiederkehr einer ähnlichen, mochte dem wol eine passende Gelegenheit darzubieten scheinen, sowol die Reichlichkeit der Spende zu entschuldigen, als die Aussicht einer baldigen Erneuerung derselben abzuschneiden. Zu bedauern ist hierbei nur, daß, ungeachtet der auffallend großen Anzahl der diesmal Befriedigten, eine vielleicht nicht minder große Anzahl Solcher entstanden ist, die sich für gleich oder mehr berechtigt zu solcher Auszeichnung glauben. Noch beklagenswerther ist aber, daß zu einer Zeit, da die Begriffe von wahrer Ehre und Verdienst im Vaterland und Regierung mehr geläutert und berichtigt sein sollten, ein so allgemein verbreiteter Wettkampf um äußere Auszeichnung und Bevorzugung unter den Mitbürgern stattfindet. Wie sehr steht dieses doch im Widerspruche mit der immer allgemeinern Richtung des Zeitgeistes auf völlige Gleichheit der Rechte und der bürgerlichen Geltung überhaupt? Wie mehr müssen dergleichen Ansprüche als geringfügig erscheinen in einem Lande, wo es vielleicht mehr wie irgendwo, eines von Gemeinsinn unterstützten, kräftigen und unverdrossenen Zusammenwirkens mit der Regierung bedarf, um das Fortwirken zu lange geduldeter Mißbräuche endlich zu hemmen und das, einem zwanzigjährigen Frieden zum Hohn, jährliche Deficit der Finanzen verschwinden zu lassen. Wahrlich hier kommt es hauptsächlich auf patriotische Selbstverleugnung, auf großmüthige Aufopferung, auf das Streben nach der echten Bürgerkrone an, welche den ernstlich darum sich Bewerbenden weit über die Foderungen eines kleinlichen Ehrgeizes und der Eitelkeit erheben, die zu lange unter uns ihr Spiel getrieben haben. 116.

Literarische Notizen.

Für die obern Classen der Gymnasien ist der historische Atlas von Julius Löwenberg sehr zu empfehlen, dessen zwei erste Lieferungen unlängst erschienen sind. Diese enthalten: Eine Übersichtskarte für die Geschichte von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen. Deutschland während der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Eine Skizze der Entwickelung der Hauptbegebenheiten des französischen Staats. Polen vom Ende der Jagellonischen Dynastie bis zur dritten Theilung, oder von 1572 — 1795. Historische Übersichtskarte von den Kreuzzügen bis zur Kirchenreformation. Das Reich Karl's des Großen nach der Theilung zu Verdun, 843. Afrika und Übersichtsblatt der geographischen Entdeckungen in diesem Welttheil.

In London ist kürzlich ein episch-humoristisches Gedicht, unter dem Titel: „The schoolboy" erschienen, das zum Verf. Thomas Maude hat und die allgemeine Aufmerksamkeit des londoner Publicums erregt. Dasselbe schildert die Leiden und Freuden eines Schulknaben, malt die reiche Poesie, die in sein jugendlich-frisches Leben verwebt ist, die heitern Seelenzustände alle, die sich an ein so frisches Familien- und Naturleben knüpfen, diese Heimlichkeit und Traulichkeit und doch Vollkraft des ersten Daseins. In der That sind die in englischen Zeitschriften von diesem Büchlein mitgetheilten Bruchstücke vortrefflich zu nennen, und uns Deutsche geben sie zu ganz eignen Betrachtungen Veranlassung. Wie reich ist nämlich die englische Literatur an solchen wundervollen, lieblichen und kräftigen Miniaturschilderungen! Welch ein lauterer, unschuldvoller und auch gedankenvoller, contemplativer Geist weht in diesen traulichen Gemälden! Und wie arm, wie bedauernswürdig arm ist unsere, die deutsche Literatur an solchen Erzeugnissen! Es ist ein Jammer, dies sagen zu müssen; ein um so größerer Jammer, weil nur tiefschauende und gedankenvolle Geister solche heilig-trauliche Stilleben zu entwerfen und darzustellen vermögen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 359. —— 24. December 1836.

Geſchichte des trojaniſchen Krieges. Mit Beilagen über die älteſte Geſchichte Griechenlands und Trojas. Ein hiſtoriſcher Verſuch von Joh. Uſchold. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Altgläubigkeit, welche ehedem den poetiſchen Mythenſtoff der Griechen und Römer für baare Münze von gediegenem hiſtoriſchen Schrot und Korn nahm, fängt an, kleinlaut zu werden; verſtändige und geiſtreiche Schätzung des hiſtoriſchen Gehaltes der Sagen und kühne Skepſis, die in ihren Combinationen ſelbſt der anerkannt hiſtoriſchen Überlieferungen nicht achtet, haben ſie irre gemacht. Es beginnt eine Art von hiſtoriſcher Freigeiſterei zu herrſchen, und man iſt auf ſeiner Hut, ja nicht etwa zu viel zu glauben; während der Kirchenglaube aus der Zerrüttung, die ihm die Aufklärerei des 18. Jahrhunderts bereitete, ſich emporzuhelfen ſtrebt, geht es mit der philologiſch-hiſtoriſchen Orthodoxie immer mehr auf die Neige. Ihr einen Gnadenſtoß zu geben, wird auch das angekündigte Buch beitragen, mag auch mancher ſeiner prüfenden Leſer mehr durch die Behandlungsart des Sagenſtoffes im Ganzen überraſcht, als durch die Reſultate überzeugt werden. Vor 15 Jahren ſtellte Schubarth in ſeinen „Ideen über Homer und ſein Zeitalter" die Anſicht auf, daß die Homeriſchen Gedichte urſprünglich nicht bei den Griechen, ſondern in dem Staate trojaniſcher Äneaden, die nach der Zerſtörung Trojas in Troas geherrſcht hätten, verfaßt worden ſeien, weshalb Hektor in günſtigerm Lichte als Achilles daſtehe u. ſ. w.: das klang ſeltſam; indeſſen haben die Forſchungen über Roms und Hellas Alterthum mit Wageſätzen vertraut gemacht, die vormals für Aberwitz würden gegolten haben; die Jurisprudenz ſogar iſt für die Phantaſie der Hypotheſen empfänglich geworden: alſo wird dieſer neueſten Zerlegung eines hochberühmten Sagenkreiſes der Zeitgeiſt in dieſem Gebiete nicht eben ſehr widerſtreben. Wer das Buch leſen will, dem iſt zu rathen, daß er mit den Beilagen beginne; darin ſind die Grundlagen der Argumentation des vorhergehenden Hauptſtückes enthalten, und wenn in dieſem Manches unklar iſt, ſo erhält es von dort ſein Licht. Die Ideen des Verf. ſind entſchieden zuſammenhangender, ſeine Combination anſchaulicher und die geſammte Beweisführung bündiger in der zweiten Hälfte des Buchs als in der erſten, und Ref. kann mit voller Aufrichtigkeit verſichern, daß er zwar beim Beginn der Leſung mehrmals Mühe gehabt hat, ſich Rechenſchaft zu geben, was er aus einem Abſchnitte gewonnen habe, daß aber im Fortgange derſelben ſeine Befriedigung zugenommen und bis zum Schluß ausgedauert hat. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß Ref. des Verf. Anſichten als ſolche ſchätze, welche in die Geſchichte ſtatt des bisher Angenommenen einzuführen ſeien; hier muß der hergebrachte Text eine gewiſſe Stetigkeit haben; aber unter dem vielerlei „Was iſt das?" wonach der denkende Geſchichtsfreund bei jenem ſich umſieht, iſt ihnen ein nicht verächtlicher Platz anzuweiſen. Die Beweisführung des Verf. hat einen ſehr reichen Vorrath von Stellen alter Schriftſteller zur Grundlage; wie in mythologiſchen Forſchungen unvermeidlich iſt, ſind die Combinationen gar oft ſehr locker und ihre Bündigkeit iſt weniger in dem Gehalte der Beweisſtellen als in Dem, was der Scharfſinn und Witz daran knüpfen, enthalten: die wächſerne Naſe des Rechts in der Hand der Juriſten iſt aber ſpröde im Vergleich mit der Dehn- und Drehbarkeit des Mythus, wenn er in eine geſchickte Hand kommt.

Mögen nun aus dem großen Reichthume neuer Anſichten die hauptſächlichſten in kurzer Überſicht folgen. Im erſten Capitel werden die **bisherigen Annahmen über die Entſtehung und Zeit des trojaniſchen Krieges** beleuchtet. Hier iſt der Verf. nicht der erſte Zweifler; aber der Wahn macht ſich's bequem; ſo augenfällig es iſt, daß eine Flotte, wie die griechiſche geweſen ſein ſoll, in dem erbärmlichen Hafen von Aulis nicht Raum haben konnte, ſo unerklärlich es iſt, wie die Griechen fern von der Heimat 10 Jahre eine Stadt belagern konnten, ohne ſich ſelbſt aufzuzehren, ſo war es doch nicht überflüſſig, an dem Dunſtgebäude noch einmal tüchtig zu rütteln, und es mußte geſchehen, wenn Raum für neuen Aufbau gewonnen werden ſollte. Als der Grundſtein für dieſen folgt dann die Behauptung, daß eine Unternehmung gegen Troja allerdings ſtattgefunden habe, aber nicht in der gewöhnlich angenommenen Zeit, ſondern erſt nach der Wanderung der Theſſaler ꝛc., und, wie weiter unten auseinandergeſetzt wird, nicht von der Geſammtheit der Griechen, ſondern von den durch die Theſſaler verdrängten Achäern, Myrmidonen und Äolern, ſodaß alſo Troja bis auf die Gründung der ſogenannten äoliſchen Colonien in Aſien

bestanden habe und (allerfrühestens — nach dieser Annahme) nicht vor der Zeit zwischen 1124 — 1104 erobert sein könne. Capitel 2: Von der Einnahme Trojas durch Herakles. Diese Sage ist auf eine Niederlassung von Pelasgern daselbst zu deuten (was für Pelasger? wird aus einer der Beilagen klar). Capitel 3: Von der Veranlassung und Bedeutung des trojanischen Krieges. Der Eindrang der Thessaler gab den Anstoß zur Auswanderung von Myrmidonen, Achäern und Äolern aus Thessalien; die Myrmidonen haben Achilles, die Äoler Odysseus zum Repräsentanten; Agamemnon und Menelaos, wie die südlichen Achäer, sind von der Theilnahme auszuschließen. Capitel 4: Der Verrath der Antenoriden will sagen, daß von der durch Herakles' Einnahme Trojas versinnbildeten pelasgischen Colonie zu Gunsten der Myrmidonen und Äoler Verrath geübt wurde; zugleich wird die Idee, daß Antenor einen pelasgischen Stamm bedeute, weiter verfolgt und Stellen, die von Antenor in Bezug auf Ort- und Landschaften auch außer Troas reden (z. B. Italien), darauf gedeutet. Das Capitel 5 enthält eine Begründung der Ansicht aus den Homerischen Gedichten. Nämlich daß die „Ilias" nur vom Zorne des Achilles handle und zur Verherrlichung dieses Repräsentanten der myrmidonischen Colonie diene, daß die außer ihm und Odysseus vorkommenden Heroenfürsten für nichts als poetische Gestaltungen, die zur Erhebung und Beleuchtung jener beitragen sollen, anzusehen sind, also auch die angebliche Theilnahme aller Hellenen an dem Kriege gegen Troja aus dem Bemühen der Verherrlichung des Achilles und Odysseus hervorgegangen ist. Achilles' Streit mit Agamemnon geht auf Stammeifersucht; Agamemnon und Menelaos aber gehören den Karern an, und nicht in die Zeit des trojanischen Krieges. Auf Achilles' Persönlichkeit wird (S. 89) dabei kein Gewicht gelegt; der Kern der Sage ist Ansiedlung der Myrmidonen und Äoler in Asien und Zerstörung Trojas durch diese (S. 259; äolische Bewohner von Kyme und Myrmidonen zerstören es mit Hülfe der Pelasger). Zur Beschönigung des Unrechts ward eine Entführung der Helena durch Paris gedichtet. Übrigens ist hier nicht an poetische Erfindungen Homer's zu denken, vielmehr fand dieser einen reichen Vorrath epischer Dichtung und hielt sich an das Überlieferte. Dies wird im sechsten Capitel fortgesetzt, nämlich die Einheit der „Ilias", ihre Verfassung durch Einen Dichter, der aber eine Menge älterer Dichtungen benutzte, behauptet, die „Odyssee" aber als ein Gedicht von anderer Hand geschätzt. So viel von den Hauptstücken des Buches.

Von den Beilagen (S. 117 fg.) handelt die erste von der Helena. Diese ist nach dem Verf. die Mondgöttin; ihr Name entspricht dem Worte σελήνη, auch ist das alte Wort Λη, Glanz, darin zu erkennen. Tyndareus gehöre den Lelegern an, sei bei diesen als Zeus verehrt worden, Leda entspreche der Leto, Kastor sei so viel als Stern (ἀστὴρ), und auf Sternenglanz beziehe sich auch Polydeukes' (des Weitleuchtenden) Name. Das Ei der Leda gehöre zu dem Weltei im orientalischen Religionssysteme. Helena wird dann als einerlei mit Artemis, Eilithyia, Nemesis und Adrastea, auch als Vorsteherin des Schattenreiches dargestellt. Paris' Name ist von φάω, scheinen, abzuleiten, Paris ist Symbol des Himmelsgottes, und die Entführung der Helena durch ihn ist mythische Einkleidung des Verschwindens des Mondes, gleichwie die Entführung der Europa durch Zeus. Die angeblichen Wanderungen der Helena (S. 150 fg.) sind mythische Embleme von den Verpflanzungen des lelegischen Cultus der Helena, wobei auch bedeutsam ist, daß die Zeit der Wanderungen (acht Jahre) der Ennaeteris der Karer und Leleger entspricht (S. 162). — Die zweite Beilage — von den Atriden und südlichen Achäern — geht ebenso scharf mit der Vernichtung mythischer Persönlichkeiten zu Werke. Pelops, ein Heros der altthrakischen Völker, zu denen der Verf. die Karer und Leleger zählt und die er in Masse den Pelasgern entgegenstellt, ist Repräsentant der karischen Bevölkerung des Peloponnes; die Einwanderung derselben fällt in die Urzeit, bevor Achäer daselbst wohnten; Pelops' Zeitalter ist aber von den Griechen später angesetzt, um seine angeblichen Nachkommen bequemer mit dem trojanischen Kriege in Verbindung bringen zu können. Agamemnon aber ist nicht eine historische Person, sondern der karische Zeus (S. 177), auch in dem orientalischen Memnon zu erkennen; sein Cult war bis Kappadocien verbreitet; zum Könige hat man ihn erst später gemacht. Auf die Götternatur des Agamemnon beziehen sich auch die Dichtungen von Iphigenia und Elektra, wie die Namen derselben besagen. Des Orestes Persönlichkeit ist nur ein Concret aus dem Ortsnamen Oreste (S. 182), er gehört den thrakisch-karischen Völkern an, seine Wanderungen betreffen thrakische Orte, und demgemäß ist auch der Mythus von seiner Fahrt nach Tauris zu erklären. — Die dritte Beilage hat mit den Pelasgern und der Bedeutung ihres Stammgottes Herakles zu thun und bietet, wie schon die Überschrift errathen läßt, abermals kühne Wagniß. Zwar hat die Ansicht des Verf., daß Pelasger und Hellenen nicht voneinander verschieden gewesen seien, längst gegen Herodot ihre wackern Verfechter gefunden, aber in einem solchen Verhältniß zu den Thrakern, Karern, Lelegern und hellenischen Stämmen, wie der Verf. sie aufstellt, z. B. daß die Pelasger ein Stamm der Achäer und die Herakliden ein Stamm der Pelasger seien (S. 256), hat man sie bisher wol noch nicht gefunden. Phthia war Heimatsland der Pelasger, ihr Stammgott Herakles und dessen Wesen vorzüglich auf (pelasgischen) Ackerbau bezogen; von seinen 12 Arbeiten sind die Mehrzahl darauf zu deuten (S. 222 fg.). Die Ausführung dieser Ansicht vom Herakles, als Beförderer des Feldbaues, werden auch gegen die Annahme seiner pelasgischen Stammgottschaft Zweifel erhoben, hat viel Ansprechendes. Ebenso die Deutung seiner Wanderungen auf Verpflanzung pelasgischer Culte, wie denn diese Idee eine Grundansicht des gesammten Buches ausmacht und ihre Verarbeitung für den gelungensten Bestandtheil des-

ſelben zu achten iſt. — Die vierte Beilage, von den Irrfahrten des Odyſſeus, verfolgt eine verwandte Anſicht. Odyſſeus, keine hiſtoriſche Perſon, iſt Heros des äoliſchen Stammes; ſeine Irrfahrten bezeichnen die Verbreitung äoliſcher Anſiedler (ſelbſt nach Afrika, indem Odyſſeus auch nach den Syrten verſchlagen wird, S. 246). Sehr bedeutſam wird dies in der Anwendung auf Italien. Latinus heißt Odyſſeus' Sohn (S. 254). „Nennt aber die Sage den Latinus einen Sohn des Odyſſeus, ſo erklärt ſie dadurch die Latiner für Abkömmlinge der Äoler, die den Odyſſeus als Heros verehrten." Darauf folgt die Erklärung der Verwandtſchaft zwiſchen der lateiniſchen und griechiſchen Sprache und (S. 257) die Ableitung des campaniſchen Cumä von dieſen Äolern (S. 258). — Die Überſicht der Geſchichte der Teukrer (Beilage 5) iſt ebenfalls ideenreich. Die Teukrer, nicht Hellenen, aber auch nicht Barbaren, gehörten zu dem thrakiſchen Völkerſtamme, von dem auch die Myſer, Mäonen, Karer und welche ſonſt im trojaniſchen Völkerverzeichniß genannt werden, abſtammten (S. 266). Dardanus wurde bei den Thrakern verehrt; ſein Cult entſpricht dem des Hermes, eine Hauptſtätte deſſelben war Samothrake, in Verbindung damit ſtand Jaſion u. ſ. w. (S. 278 fg.). Hier hat der Verf. doch ſehr weislich der ausführlichern Erörterung des Kabirencults ſich enthalten. Die angeblichen trojaniſchen Könige ſind Geſchöpfe der Dichtung, ſelbſt Priamos mit allen ſeinen Kindern (S. 295). Das herrſchende Geſchlecht in Troja war das der Äneaden. Dieſe aber treten deshalb in der „Ilias" ſo ſelten auf, weil ſie geſchichtliche Perſonen ſind, die der Dichtung keinen ſo freien Spielraum geſtatten wie Priamos und ſeine Kinder. — Von Äneas und ſeinen Wanderungen handelt eigens die letzte Beilage, eins der intereſſanteſten Stücke des Buches. Die Dardaner waren das in Troja herrſchende Geſchlecht, die Äneaden eine Familie deſſelben, Aphrodite Landesgöttin und daher in ſo nahe Beziehung zu Äneas geſetzt. Äneas iſt nicht für hiſtoriſche Perſon zu achten, ſein Name iſt von einem Prädicate der Aphrodite entlehnt (S. 306, 313, was aus dem Homeriſchen Hymnus an Venus V. 199 mit Ilgen's und Matthiä's Anmerk. und Hermann, „De mythol. Graecorum antiquiss.", S. 23, entnommen wird). Äneaden herrſchten in den Gebirgsgegenden bis zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges. Äneas' Wanderungen ſind für Sinnbilder thrakiſcher Niederlaſſungen zu achten (S. 314), ſo das Erſcheinen deſſelben zu Änos in Thrakien, auf Delos, Kreta, Kythera (S. 315), in Epirus, Unteritalien, auf Sicilien (wo Phrygier von thrakiſchem Stamm, und deshalb Aphroditencult auf Eryx??), in Latium. Die Etruſker ſind für dieſelben als die thrakiſchen Teukrer anzuſehen, von ihnen wurde die Stadt auf dem palatiniſchen Berge erbaut (S. 330 fg). Indem man Äneas und die Teukrer in die Vorgeſchichte Roms verwebte, bedachte man nicht, was den Äolern gebühre (S. 329). Illyrier, Veneter und Etruſker gehören zuſammen dem thrakiſchen Volksſtamme an (S. 333). In der Sage von Tarquinius Priscus' etruskiſcher Herkunft wird die etruskiſche Abkunft der älteſten Bewohner des Palatinus angedeutet (S. 347). Die Erörterung der Herkunft der Etruſker und ihres Verhältniſſes zu Rom iſt ausführlich, und führt von Satz zu Satz mit hoher Regſamkeit und Productivität in Combinationen. Grade hier wiederholt ſich, was zu Anfange bemerkt worden iſt, daß aus mythiſchem Stoffe ſich vielerlei machen laſſe, daß Bündigkeit der Argumentation hier nicht wie in echt hiſtoriſchem Gebiete zu erreichen ſei, daß aber, wenn auch Evidenz im Einzelnen mangelhaft bleibt, das Geſammte in einem neuen Lichte erſcheine, und daß endlich, wie der Mythus ſelbſt mehr der Kunſtſchöpfung als der wiſſenſchaftlichen Production angehört, ebenſo eine geiſtreiche Erörterung des Mythus, als ein mit Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ausgeſtattetes Kunſtgebilde, Genuß gewährt, auch wenn ſie darauf verzichten muß, ihre Reſultate als vollkommen ausgemacht in die Geſchichte ſelbſt eingeführt zu ſehen. 113.

Pamiętniki *Jana Chryzostoma Paska*. (Memoiren des J. Ch. Paſek.) Poſen 1836.

Der durch ſeine Reiſen nach der Türkei auch in Deutſchland bekannte Graf Eduard Raczyński, welcher ſich durch Herausgabe mehrer wichtiger hiſtoriſcher Werke bereits große Verdienſte um die polniſche Literatur erworben hat, theilt hier nach einem alten Manuſcripte ein Werk mit, dem wenige in polniſcher Sprache an die Seite geſtellt werden dürften. Es ſind Memoiren eines kühnen und erfahrenen Kriegsmannes, der unter den polniſchen Königen Johann Kaſimir, Michael und Johann III. Sobieſki gelebt und als Unteranführer im polniſchen Heere gedient hat. Derſelbe beſchreibt, was er ſelbſt erlebt hat, in einfacher, kunſtloſer Sprache; aber indem er uns ſeine eigne Biographie mittheilt, ſchildert er uns das häusliche und bürgerliche Leben ſeiner Zeit bis ins Einzelnſte, und von vielen ſeiner Zeitgenoſſen iſt wol nirgend eine lebendigere und beſtimmtere Charakteriſtik anzutreffen. Wenn daher einerſeits dieſe Memoiren für den Geſchichtsforſcher von Wichtigkeit ſind, ſo bieten ſie zugleich eine höchſt ergötzliche Lectüre dar, und überall, auch bei dem einfachſten Gegenſtande, weiß der Erzähler durch ſeine echt polniſche Derbheit und Geradheit und durch ſeinen nie verſiegenden Humor den Leſer zu feſſeln. Die Memoiren beginnen mit dem Jahre 1656 und ſind nach Art der Annalen in einzelne Jahrgänge abgetheilt. Paſek vollbrachte ſeine Kriegsthaten unter dem berühmten Feldherrn Czarnieçki, daher ſind insbeſondere deſſen Feldzüge Gegenſtand ſeiner Erzählung. Mit großem Intereſſe lieſt man die Geſchichte von der Diverſion, die der König von Dänemark von ſeinem Lande aus den Schweden während ihrer Kriege mit den Polen machte. Dieſe Diverſion ward von 14,000 Kaiſerlichen unter Montecuculi, von einer Abtheilung Brandenburger und einem polniſchen Hülfscorps unter Czarnieçki unterſtützt. Paſek nahm Theil an dieſem Zuge und berichtet ſehr umſtändlich die Schickſale deſſelben.

An dem Hofe Johann Kaſimir's lebte Paſek eine Zeit lang mit dem bekannten Hetman der Koſacken, Mazeppa, zuſammen, und theilt Manches aus deſſen jetzt ungewiſſen Lebensverhältniſſen mit. Da er ihn einen „Kozak nie dawno nobilitowany" (einen unlängſt geadelten Koſacken) nennt, den alle Hofleute verachteten und den einſt Paſek ſelbſt im Vorzimmer des Königs ſchlug, ohne vom Könige beſtraft zu werden, ſo erhellt, daß Mazeppa nicht, wie noch das „Converſations-Lexikon" angibt, eines polniſchen Edelmanns Sohn, ſondern von Abkunft ein Koſack war, der nach Polen einwanderte. Mazeppa's noch immer bezweifeltes Abenteuer berichtet Paſek in folgender Weiſe, die den Stempel vollkommener Glaubwürdigkeit an ſich trägt:

„Darauf verließ Mazeppa Polen aus folgender Ursache: In Volhynien besaß er ein kleines Gut in der Nachbarschaft eines gewissen Folibowski. Diesem hatte er sich ins Haus eingedrängt, weshalb, mag ich nicht sagen, genug, er kam oft dahin, wenn Folibowski abwesend war. Dies berichteten die Hausleute dem Herrn, insbesondere die, welche die Briefchen brachten und holten. Einmal unternimmt Folibowski eine weite Reise; doch kaum ist er abgereist, als ihm ein Diener keuchend nachkommt und ihm ein Billet seiner Gemahlin an Mazeppa überreicht, in welchem diese die Abwesenheit des Gemahls meldet und den Liebhaber zu sich einladet. Folibowski gibt den Brief dem Liebesboten zurück und befiehlt ihm, den Brief zu bestellen und im Namen der Herrin eine schleunige Antwort zu verlangen, er selbst harrt lange Zeit am Wege auf die Rückkehr des Boten, denn dieser hatte zwei starke Meilen zu durchlaufen. Endlich kommt die Antwort Mazeppa's, der den verlangten Dienst zu leisten und sogleich zu erscheinen verspricht. Bald trabt er auch wohlgemuth einher. „Wohin des Weges, Freundchen?" fragt Folibowski. Jener ersinnt sich schnell ein Ziel. „Bitte zu verweilen", fährt dieser fort; doch Mazeppa entschuldigt sich, er müsse eilig weiter, auch wolle er den Herrn nicht aufhalten. Da erschallt's: „Kennst du dies Billet?" und Mazeppa stirbt fast vor Schreck und bittet um Vergebung, denn es sei das erste Mal, daß er dahin reite. Folibowski aber fragt den Liebesboten: „Wie oft war d e r schon in meiner Abwesenheit in meinem Hause?" „„Herr", ist die Antwort, „so viele Male, als ich Haare auf meinem Kopfe zähle."" Nun heißt es: „Wähle dir eine Todesart!" Flehentlich bat er um sein Leben und bekannte endlich Alles. Da faßte ihn Folibowski mit seinen Knechten, sie entkleideten ihn, banden ihn auf sein eignes Pferd, mit dem Kopfe nach dem Schwanze des Pferdes zu, und schlugen und peinigten das Pferd, daß es wild und scheu davonsprengte. Es schlug den Weg nach Hause ein, aber zu Mazeppa's Unglück verließ es bald die breite Landstraße und lenkte nach den wohlbekannten Seitenwegen und Fußsteigen ein, deren sich Mazeppa bisher bei seinen heimlichen Besuchen bedient hatte. Hier war der Weg dicht bewachsen mit Dornbüschen, Haselnuß- und Brombeerstauden und andern dergleichen Gesträuchen, durch die sich kaum der Bekleidete durchzuwinden vermocht hatte, wie gräßlich mußte nun der Nackte verletzt und zerrissen, wie oft mußte er von den herabhängenden Ästen getroffen werden, zumal da das erschreckte Thier zuletzt blindlings einherrannte. Von weitem begleiteten ihn zwei von Folibowski's Leuten, die seine etwaige Rettung verhindern sollten. Endlich hält das Pferd vor Mazeppa's Wohnung; er, furchtbar zugerichtet, halb erfroren, ruft sein Gesinde. Ein Diener erkennt die Stimme und öffnet, aber erschreckt durch das Gespenst, flieht er zurück und ruft die Dienerschaft zusammen. Diese bekreuzt sich, wagt kaum von fern hinzublicken. Zuletzt gelingt es Mazeppa doch, sich ihnen verständlich zu machen und sie zu überzeugen, daß er wirklich ihr Herr sei. Da, als er kaum noch sprechen konnte, wird er endlich losgebunden und gerettet." 60.

Notizen.

Abermals eine neue Schrift über schöne Kunst von einem englischen Gelehrten: „On the rise and progress of the fine arts, by *Allan Cunningham*, a dissertation, prefixed to the fourth vol. of the popular Encyclopaedia" (Glasgow 1836). Man darf darin jedoch keine neuen Probleme, Untersuchungen und Resultate erwarten, sondern das Hauptverdienst des Verf. beschränkt sich auf eine lichtvolle und allgemein faßliche Darstellung des schon vorhandenen Materials. So heißt es z. B. in der Vergleichung der ägyptischen Sculptur mit der griechischen: „Kolossale Größe scheint das Object der ägyptischen Künstler zu sein, während das der griechischen Einfachheit, Schönheit, Anmuth und Erhabenheit war. Der afrikanische Bildner wollte Erstaunen, vielleicht Erschrecken erregen, der europäische aber entzücken. Der Erstere besann sich auf mechanische Listen und brachte seine Gestalten hervor durch einen formalen Proceß, wobei die Hand unstreitig mehr zu leisten hatte als der Kopf; der Letztere nahm die Poesie zu Hülfe, und diese war es, welche jedem seiner Werke Bewegung und Sprache verlieh. Aber dieser Triumph der Poesie in den Werken der griechischen Kunst ward nicht auf einmal erreicht, noch entsprang er aus dem Geiste eines einzigen Meisters. Es ist wahr, daß die Griechen die Idee ihrer Kunst von Ägypten empfingen; allein da sie die erfindungsreichste aller Nationen waren, so besaßen sie auch in hohem Grade die Fähigkeit, das Treffliche Jahrhunderte hindurch im Schooße der eignen Nationalität hervorzubilden." — „Was die Wissenschaft der Kunst unter den Griechen anlangt, so haben sie darin unstreitig alle übrigen Nationen übertroffen. Nichts in der Sculptur, weder des alten Roms, noch des modernen Europa kann mit der Einheit und Harmonie ihrer Bildwerke und Gruppen verglichen werden. Alles ist darin leicht, schlank, zierlich und einfach; nirgend ein Haschen nach Effecten, nirgend pittoreske Gewaltthat (im Englischen steht das Wort „throe", das wir hier nicht besser zu übersetzen wüßten), welche das Gemüth des Beschauers fesselt und ängstigt. Diese natürliche Schönheitsempfindung sprechen ihre Sculpturarbeiten deutlich aus, und obgleich ihre Malereien untergegangen sind, so läßt sich doch mit Grund und Fug vermuthen, daß sie in dieser Hinsicht jenen Bildwerken an Trefflichkeit und Sinnigkeit nicht nachgestanden haben werden." Dies ist ungefähr die Darstellungsweise in Cunningham's Schrift. In England mag solche sich eher noch ausnehmen; für uns Deutsche kann eine solche Auffassung nur wenig Werth haben. Wir haben diese Sprache schon zu oft, bis zum Überdruß, vernommen und können uns, wie in keiner Sache, so auch in der Kunst, nicht mehr mit solchen allgemeinen Gesichtspunkten befriedigen, sondern müssen vielmehr in allen kritischen Ereignissen auf das Individuelle und Individuellste dringen, weil sich alles wahrhaft Neue nur aus dem geheimnißvollen Schachte der Individualität hervorgebiert.

Vortrefflich ist, was Chateaubriand in seinem neuesten Werke über Napoleon sagt; er nennt ihn einen Dictator der Könige. Napoleon's einsame Verbannung und sein Grab haben einer glänzenden Erinnerung auch noch einen Zauber anderer Art verliehen. Alexander der Große ist nicht im Angesichte von Griechenland gestorben, er verschwand in der prunkhaften Ferne Babylons. Bonaparte starb nicht unter den Augen Frankreichs, er verlor sich unter den großartigen Horizonten brennender Zonen — er hält seinen ewigen Schlaf, gleich einem Einsiedler oder einem Paria, unter einer Trauerweide in einem engen Thale mit überhängenden Felsen, am Ende eines öden Fußpfades. Die große gewaltige Stille, welche ihn jetzt umgibt, hält das Gleichgewicht jenem unermeßlichen Geräusch, in welchem er einst als in seinem Elemente lebte — er brachtet nicht die neuen Gestirne, welche über ihm thronen und wandeln — was lag ihm an Sternen, die er nie über seinen Feldlagern erblickt, die nicht über dem empire glänzten? Und dennoch fehlte seinem Schicksale kein Gestirn, denn die eine Hälfte des Firmaments strahlte an seiner Wiege, während die andere der Beleuchtung seines Grabes vorbehalten blieb.

Der bekannte Cambacérès war, was die Freuden der Tafel anbelangt, kein Kostverächter, und dachte in Betreff ihrer hin und wieder etwas epikuräisch. Einst ging er mit einem Freunde von einem ausgesuchten Banket nach Hause. Unterwegs äußerte der Freund seine Verwunderung darüber, daß Cambacérès kein Wort zur Unterhaltung beitrüge. „Entschuldigen Sie, Verehrter", sagte dieser, „ich bemühe mich zu verdauen." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 360. — 25. December 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Dritter Artikel.*)

7. Vergißmeinnicht. Herausgegeben von C. Spindler.

Das künstlerische Gewissen verbietet dem Ref. die beigegebene Reihe von Kupfern mit einer andern Bezeichnung als der der Mittelmäßigkeit zu beehren. Sie sind zum Theil in der Erfindung besser als in der Ausführung, und stellen Scenen aus Spindler's „Jesuiten" dar, aus desselben „Erzählungen bei Ebbe und Flut" und ein Portrait der Jungfrau Apollonia, welche in der ersten Erzählung des Taschenbuchs selbst die Hauptrolle, und zwar eine somnambulistische spielt. Diese Erzählung trägt den Titel „Die Prophetin von Rottenbrunn" und zieht sich mit ihren romantischen Ereignissen durch die geschichtliche Atmosphäre von Kriegsbegebenheiten und Volksaufständen hin, durch die Jahre 1705 und 1706, während des Einbruchs der östreichischen Heere in das unglückliche Baierland und bis über die Niederlage der Bauerninsurrection auf dem Kirchhofe von Sendling hinaus. Wir befinden uns demnach hier auf einem interessanten vulkanischen Boden, auf welchem Spindler's ausgezeichnetes Talent wacker und umsichtig thätig ist. Tiefere Bezugnahme auf die Conflicte der Zeit, aus der hier ein Segment entnommen und dargestellt ist, erwarte man in dieser Erzählung ebenso wenig als eine eindringliche Darlegung tief innerster psychischer Elemente und allgemeiner Lebenswahrheiten; und wenn die Schilderung des Traum- und Hellseherlebens in Apollonia Verbindungen mit der geheimnißvollen Welt der Psyche festhält und nachweist, so muß man auch zugeben, daß Spindler in dieser Hinsicht nach Vorzeichnungen gearbeitet, ja stellenweise Heinrich Kleist und dessen Käthchen copirt hat. Das Psychologische und die poetische Mystik ist auch das Gebiet nicht, wohin Spindler seine hauptsächlichste Richtung hat; sein Talent ist ein anderes, ein gesättigt schwellendes, ein compactes, welches in der Realität, dem Ersichtlichen, dem Faßlichen, dem Erlebten und Erlebbaren seine Erlösung sucht und findet; es ist ein wesentlich stoffhaltiges Talent, welches aller und jeder Speculation sich abwendet und von der Philosophie, von der es nichts weiß, auch nichts wissen will. Aber es erfreut an ihm die Gewandtheit, Massen auf Massen, Ereignisse auf Ereignisse zu häufen und Alles in Wechselwirkung zu setzen, es erfreut an ihm die Schönheit der äußern Structur, wie der innern Bindung, es erfreut endlich das einheitliche Licht, worin das Ganze schwimmt und das Einzelne hervortritt, sodaß der Leser immer im Klaren bleibt und den Faden, der ihn durch das nur scheinbar verworrene anziehende Labyrinth hinausleitet, nie verliert. In dieser Erzählung zumal sind die Charaktere ausnehmend consequent durchgearbeitet, die nationalen Sitten und Eigenthümlichkeiten der Baiern trefflich gemalt, die merkwürdigen Kriegs- und Friedens-, Staats- und Familienereignisse bis zur lebendigsten Anschaulichkeit dargestellt. Der Strom der Erzählung fließt rasch, klar und voll; man wird hingerissen, wie der Verf. selbst hingerissen ist. Es scheint sich Alles von selbst zu machen, so ursprünglich sprudelt hier des Erzählers bewundernswerthes Talent. Selbst der Jargon der bairischen Oberländer ist treu beibehalten; der Verf. scheint die Dialektstypen dieser barschen aber doch treuherzigen Sprache förmlich studirt zu haben. Ganz vorzüglich gelungen ist die Charakteristik eines alten redlichen Pfarrers, dessen biederherzige national bairische Individualität ohne alles Hinarbeiten auf Effect in markirten und bestimmten Zügen sich heraushebt.

Viel weniger rein und an einer ausschweifenden Phantasie leidend, die nicht Maß und die Gesetze des schönen und edeln Geschmacks festzuhalten weiß, erscheint die zweite Erzählung „Der Wechselbalg", eine Hexengeschichte aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier erfreut die Stoffhaltigkeit, der Reichthum der Begebenheiten, deren geschickte Verarbeitung und die sichere Zeichnung der Charaktere. Um so abstoßender und widerwärtiger ist die Schilderung der Martern, welche, um Geständnisse der schauderhaftesten Art aus den Gefolterten herauszupressen, an den angeblichen Hexen verübt werden. Der Wechselbalg ist nun eben der Hexenrichter Eschbacher, der von seiner Mutter, der Kronenwirthin, ausgesetzt wurde, weil sie das misgestaltete Kind für ein verhextes hielt. Der Findling wird gerettet und später der grausamste Richter in Hexenprocessen. So kommt er in den Fall, seine eigne Mutter, auf welche eine Hexe ausgesagt hat, inquiriren zu müssen. Er belegt sie mit den

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 320, 334 u. 335 d. Bl. D. Red.

schrecklichsten Foltern und Qualen, welche hier bis ins Einzelnste ausgemalt werden und die Inquisitin zu einem Geständniß bringen, in Folge dessen sie zum Feuertode verurtheilt wird. Da erfährt der Licentiat Eschbacher die traurige Geschichte; er hat seine leibliche Mutter foltern, verrenken, zerreißen lassen. Mit Mühe erwirkt er vom Landesherrn Pardon; mit Mühe gelangt er noch zur rechten Zeit auf der Richtstätte an; der von der Mutter unmütterlich ausgesetzte Sohn und die von dem Sohne bis auf den Tod gequälte Mutter liegen sich in den Armen, während die übrigen unglücklichen Hexen brennen, schwarze Rauchwolken den hellen Himmel verfinstern und das Volk, angstvoll lauschend, murmelt: „Horch, wie sie singen in den Flammen!" Man sieht, das Rüst- und Zeughaus des Entsetzlichen ist hier vollständig ausgebeutet worden; die Lecture ist eine Qual, kein Genuß, und wir müssen auf Grund dieser Schreckenserzählung abermals gegen die Phantasie unserer talentvollsten Landsleute aussagen, sie gefalle sich im Rohen, Ungeschlachten und Liebe, wie sie selbst verdorben ist, die Phantasie der Leser zu verderben und mit den gräßlichsten Bildern und schrecklichsten Erinnerungen anzufüllen. Der deutsche Michel will noch nicht aufhören von den Gesetzen der Schönheit, des Geschmacks und der Anständigkeit nichts wissen zu wollen.

8. Immergrün.

„Immergrün" ist vortrefflich mit Bildern ausgestattet, welche nach mehren in der k. k. Galerie im Belvedere befindlichen Gemälden älterer Meister gestochen sind. In diesen artistischen Beilagen, keineswegs im Texte, möchte „Immergrün" seine deutschen Namens- und Stammgenossen der Mehrzahl nach leicht übertreffen. Der ritterliche A. v. Tromlitz, dessen Zartsinn und mittelalterliche Gemüthsart bereits so viele Siege über die Herzen des schönen und nicht schönen Geschlechts errungen haben, führt uns in seiner nicht uninteressanten Erzählung: „König Maximilian in Brügge", unter die zum Aufruhr geneigten Bürger von Brügge, welche den im Vertrauen auf ihre Loyalität sie heimsuchenden Maximilian gefangen halten, bis er durch einen, späterhin für null und nichtig erklärten, schmählichen Vertrag sich löst. Eine Jungfrau aus Brügge, welche Einen, der sie liebt, nicht liebt, dagegen Einen, der sie nicht liebt, liebt, nämlich den König selbst, agirt hier als erste Liebhaberin und stirbt in ihrem Berufe eines unnachahmlich schönen Todes, worüber besonders der weibliche Bestandtheil unsers Lesepublicums ausnehmend erbaut sein wird. „Bewußtlose Liebe", Novelle von Fr. Laun, löst sich, nach überstandenen Leiden und gefährlichen Conflicten zur Zufriedenheit, mit einer Vermählung und der über einem Portale angebrachten Inschrift: „Wenn es eine Liebe gibt, rein und frei von jeder Mischung mit unsern übrigen Leidenschaften, so ist es die im Grunde des Herzens verborgene, von der uns selbst alles Wissen abgeht." Die Novelle von A. Tschabuschnigg: „Das Forsthaus", enthält einige schöne leidenschaftliche Stellen, schließt aber gräßlich, indem Marie ihren frühern Geliebten, der aus Verzweiflung ein kleiner Rinaldo Rinaldini geworden und bei nächtlicher Weile in ein Gehöft eingebrochen ist, mit einer Gewehrkugel erlegt.

Abscheulich und eine gräßliche Parallele zu Spindler's Hexengeschichte im „Vergißmeinnicht" ist die jedes Gesetz der Schönheit und des Geschmacks vernichtende Erzählung: „Der Scharfrichter und seine Tochter", Nachtstück von J. N. Vogl. Hier ist zuerst ein Scharfrichter, ein gräßlicher Mensch; sodann ein roher Schultheiß; eine wilde Hexe, die gleich anfangs ähnlich, wie die Kronenwirthin in der Erzählung von Spindler, gemartert wird; des Scharfrichters zarte und fromme Tochter, und endlich deren gemüthlicher Liebhaber. Die alte Hexe, welche sich am Scharfrichter rächen will, gibt dessen Tochter als Zauberin an, worauf diese ins Verhör genommen, an ihrem Körper von jedem Haar befreit, sodann dreimal in das Hexenmaal gestochen wird. Darauf übergibt man sie dem Vater Scharfrichter, welcher in der zarten Person, die er, und zwar auf einer furchtbaren, von ihm neuerfundenen Maschine foltern soll, mit Entsetzen seine eigne Tochter erkennt. Die schrecklichen Männer des Gerichts drängen, er zieht die an beiden Seiten mit stumpfen Nägeln versehene Maschine an, abermals, zum dritten Male — bis er todt, vom Schlage getroffen, niedersinkt. Seine Tochter stirbt an den Folgen der Folterqual; ihr Geliebter ersäuft sich; die alte Hexengrethe wird bei langsamem Feuer verbrannt! Ich begreife einen Menschen nicht, der solche gräßliche Dinge geschmacklos schildern, eine Redaction nicht, welche sie in ein für Boudoirs und Teelettentischchen bestimmtes Taschenbuch aufnehmen konnte! — Auch die Erzählung: „Künstlerliebe", von F. Dingelstedt, enthält des Blutigen und Unnatürlichen mehr als der Verf. vor dem Richterstuhl der Kritik und vor Gott verantworten kann. Recht erquickend sind dagegen die spaßhaften und humoristischen Lieder von M. G. Saphir, die unter dem Titel: „Unglückliche Liebesanträge eines armen Poeten", hier in eine Reihe zusammengestellt sind. Noch folgen in buntem Wirrwarr Balladen und Lieder von Vogl, Tschabuschnigg, Renn und Schultheim, worunter die Ballade: „Der Grabeswächter", von Vogl, die gelungenste genannt werden darf. Im Ganzen ist auch in diesem Taschenbuche mehr Tod als Leben, mehr Qual als Freude, mehr Fluch als Segen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik. Zweiter Band. Auch u. d. T.: Darstellung der Metaphysik von Ernst Reinhold. Gotha, Hennings. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Nach einem Zwischenraume von mehren Jahren folgt hier der andere Theil des vorgenannten Werks *), über welchen wir uns kurz fassen können, da er ganz die Eigenschaften des ersten theilt und mit vielen geschichtlichen Seitenblicken die gewöhnlichen metaphysischen Probleme bespricht. Wir sagen absichtlich: Seitenblicke, denn es ist nicht, als ob er die verschiedenen philosophischen Bestrebungen in ihrer organischen Einheit aufzufassen sich bemühte, sondern sie werden mehr nur als gelegent-

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 138 d. Bl. f. 1833. D. Red.

liche Abweichungen von der durch ihn geltend gemachten Denkweise erwähnt. Der Verf. sagt (Vorr. S. VI) in dieser Beziehung: „Was die Bemühungen unserer selbstthätigsten Denker nicht ganz zu dem wünschenswerthen Erfolge gelangen ließ, welcher die Philosophie als werdende Wissenschaft ihrem Ziele schon näher hätte führen müssen, besteht in der Beschränktheit des Gesichtspunktes, aus welchem Jeder seine Aufgabe immer nur entweder im Gegensatze gegen eine einzige unter den bis dahin hervorgetretenen Erkenntnißansichten und Weltansichten, oder unter der Anleitung eines einzigen, von ihm zum Führer gewählten Vorgängers betrachtete und ergriff. — Soll es in dieser Hinsicht anders und besser werden, soll die Selbsterkenntniß und Welterklärung der philosophirenden Vernunft über jene Sphären empor zu einem höhern Standpunkte sich erheben, so muß von Denen, die sich gegenwärtig zu einer Mitwirkung an den Verhandlungen der Philosophie berufen fühlen, die Anforderung der Zeit gehört und befolgt werden: daß sie nicht die Fähigkeit der unparteiischen Beurtheilung der Lehrgebäude jedes Zeitalters durch das Einnehmende einer ihnen zuerst bekannt gewordenen Methode und Lehre sich schmälern lassen dürfen, und daß sie zuvor sich redlich bemüht haben sollen, mit Benutzung der Hülfsmittel, welche die unbefangene Prüfung aller Arten und Richtungen des philosophischen Strebens gewährt, die Fragen der Philosophie vollständig aufzufassen und von jeder Seite zu erwägen, bevor sie die entschiedene Beantwortung derselben in ihrem Denken auszubilden unternehmen." Diese Foderung, die im Allgemeinen wol keinen Widerspruch finden wird, hören wir in neuerer Zeit wieder öfter vorgebracht, z. B. von dem jüngern Fichte, der sie gleichfalls der Darstellung seiner eignen philosophischen Ansichten vorausschickt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die Einheit der frühern Bemühungen ganz gemäß der Anschauung des Geistes, die uns Hegel gegeben hat, darzustellen sucht, während bei unserm Verf. die frühern philosophischen Anstrengungen nur in der Eigenschaft vereinzelter, mehr oder weniger mißlungener Versuche auftreten, an welche denn auch er als neuester mit seiner Darstellung angereiht zu werden, grade wenn man ihn unter seinem Gesichtspunkte auffassen will, nicht wird verwehren können. Dabei ist anzuerkennen, daß der Verf. in historischen Darstellungen, die aber freilich grade bei seiner Ansicht von der Geschichte der Philosophie in einem systematischen Werke, wie das vorliegende, noch weit mehr als reichlich eingemischt sind, auch hier seine Meisterschaft bewährt und daher den Wunsch erregt, er möchte sich ausschließender diesem Geschäfte widmen.

Wir haben gesagt: die metaphysischen Probleme werden **besprochen**, und auch dies müssen wir näher dahin erklären, daß wir sie einerseits nicht innerlich auseinander entwickelt, sondern mehr nur auf eine äußerliche und darum für die wissenschaftliche Darstellung zufällige Weise gegeben und von dieser nur aneinander gereiht finden. Andererseits hängt damit zusammen, daß die Probleme selbst in mancher Beziehung mehr auf eine populaire als wissenschaftliche Weise behandelt werden, was wir um so deutlicher wahrnehmen, je mehr, namentlich gegen das Ende hin, insbesondere in der speculativen Theologie, die Untersuchung an Concretion gewinnen sollte.

Die Aufeinanderfolge der metaphysischen Systeme, um hier über diesen Punkt, der das Sein und Nichtsein der Metaphysik überhaupt betrifft, wenigstens nur eine Andeutung zu geben, nach welcher sie freilich nicht, wie der Verf. will, nur als einzelne Versuche, sondern als Momente des einen wissenschaftlichen Begriffs sich erweisen, läßt sich charakterisiren nach den Hauptprincipien unsers Erkennens überhaupt, sodaß sie bald mehr dazu dienten, das Princip der Identität durchzuführen, und in dieser Richtung entstand der Pantheismus, am consequentesten und einseitigsten bei den Eleaten, mit umfassendern Rücksichten bei Spinoza. Oder sie stellten mehr das Princip des zureichenden Grundes dar, unter den Alten hauptsächlich von den Pythagoräern, unter den Neuern von Leibnitz, Kant, Jacobi in verschiedenen Richtungen repräsentirt. Oder endlich das speculative Streben ging auf eine Darlegung des Princips der Negation, und die entscheidendsten Schritte in dieser Richtung scheinen unserer Zeit vorbehalten, nachdem die alten Jonier nur wenige Vorbereitungen gegeben hatten. Aber der Verf. vorliegender Schrift will sich diesem Streben nicht anschließen, sondern scheint die Rechte der Causalität gefährdet zu halten und sucht dieselben in Schutz zu nehmen. Mit welcher Kraft und mit welchem Erfolge, dies zu beurtheilen, steht am besten der Zeit, nicht aber dem Einzelnen an, der selbst nur als ein Glied in der allgemeinen geistigen Bewegung sich bewegt. Als Einzelner wird Derjenige nicht mit dieser Darstellung zufrieden sein können, der sich durch den Verf. nicht überzeugt findet, daß durch den Widerstand, den andere Körper unserer Gliederbewegung entgegensetzen, wir eine Objectivität gewinnen, die uns ebenso gewiß ist als wir selbst, sowie durch die Thätigkeit unsers Willens, der diese Bewegung hervorbringt, den Begriff einer Causalität und eines Zusammenhangs des Subjects mit dem Object, der uns berechtigt, unsern Erkenntnissen dieselbe Realität zuzuschreiben, die wir jenen Objecten selbst beilegen, ja, eine solche Realität auch da, wo sie sich nicht mehr unmittelbar auf die Körperwelt beziehen, durch die sie zunächst angeregt worden sind.

Wir wollen es versuchen, unsern Lesern einen Überblick von dieser Darstellung, sofern ein solcher nur irgend bei einem Werke von dieser Ausdehnung und der übrigen bereits erwähnten Beschaffenheit gegeben werden kann, mitzutheilen.

Die Metaphysik, deren Aufgabe die Causalerklärung der Welt ist, stellte sich von ihrer ersten Entstehung an auf die Seite des Theismus. Ihr Hauptziel war und blieb die wissenschaftliche Entwickelung und Begründung des Gottesbegriffes, und allen Welterklärungen, welche die Idee des selbstbewußten und allwissenden Urgrundes der abhängigen Dinge verwerfen, erscheint darum die systematische Hervorhebung und Bearbeitung der Metaphysik als eine unfruchtbare und täuschende Bestrebung. Sie theilt sich in metaphysische Dialektik und Ideenlehre. Jene hat mittels erkenntniß-theoretischer Aufschlüsse theils den Schein zu beseitigen, als ob hinsichtlich des übersinnlichen Seins, mithin des allumfassenden Causalzusammenhangs der Dinge kein apodiktisches Wissen erreichbar sei, theils den Irrthum zu entfernen, wodurch die wahre Bedeutung unserer reinen Erkenntnißbegriffe der Wirklichkeit mit der Bedeutung der größtentheils gleichnamigen Begriffe von bloßen logischen Formenbestimmungen unserer Vorstellungen verwechselt wird. Das rein rationelle Denken entsteht aus dem empirischen durch Unterscheidung des hinsichtlich auf das Wesen der Intelligenz Allgemeinen, Bleibenden und Nothwendigen von dem in gleicher Hinsicht Besondern, Veränderlichen und Zufälligen an dem Inhalte unserer Erkenntniß. Die Haupttheile der rationellen Erkenntniß sind entweder die Methoden, wie wir die Größen zu bestimmen oder das Wandellose und Allgemeingültige an den obersten Causalverhältnissen und mithin an dem allgemeinsten dynamischen Zusammenhange der Dinge durch bloßes Nachdenken zum Gegenstande unserer Erkenntniß zu machen suchen. Die objective Gewißheit der in den Grundbegriffen unserer Erfahrung enthaltenen Erkenntniß beruht in der Gesetzmäßigkeit und in dem regelmäßigen Zusammenhange unserer sinnlich-vernünftigen Thätigkeiten, unserer leiblichen Functionen und der thätigen und leidenden Zustände an den uns gegenüberstehenden Körpern, in dem Zusammenhange zwischen der eignen willkürlichen Gliederbewegung des Ichs und zwischen dem von Außen her ihr entgegentretenden Widerstand der fremden Körper, sodaß wir der Realität derselben ebenso gewiß sind, wie unserer eignen Denk- und Willensthätigkeit. Aber wir müssen die subjective Bedeutung des logischen und allgemein formalen Charakters unsers Denkens von der objectiven Bedeutung seines ontologischen oder ideal-realen Charakters, der im bewußtvollen Innewerden des unabhängig von unserer Vergegenwärtigung vorhandenen Wirklichen besteht, unterscheiden. Dies ist die Aufgabe der Ontologie. Einige Hauptbegriffe aus

derselben wollen wir hier aufführen. Es ist einleuchtend, sagt der Verf. von der Substanz, sobald wir im Stande sind, die logische Abstraction dieses Begriffs in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und von ihr die dem Erkennen zukommende Auffassung des wirklichen Seins zu unterscheiden, als desjenigen, an welchem das Nothwendige des Zusammenhangs der vierfachen Ursachlichkeit (1. die materielle Ursache, das körperliche Substrat der Eigenschaften und Thätigkeiten; 2. die an dem Körperstoff wirkende und bei dem Vorhandensein der erfoderlichen Umstände die Veränderung bewirkende Ursache, die physische Kraft; 3. die formale Ursache, die gedachte Vorstellung von der Beschaffenheit der Veränderung, welche bewirkt werden soll, und von der Weise, wie sie zu bewirken ist; 4. die Endursache, der von dem Willen ergriffene Zweck, um dessenwillen das Ich zu der Handlung sich bestimmt, S. 104) und der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse sich offenbart: die Subsistenz in ihrer ideal-realen Bedeutung ist das in jedem Momente seiner Dauer durchgängig bestimmte Dasein sowol 1) der individuellen Körper, von denen jeder als ein relatives Ganze, als ein Theilganzes nach der hier bestehenden Unterordnung und Nebenordnung in dem absoluten Ganzen, in dem Weltganzen hervortritt, wie auch 2) dieses unendlichen allumfassenden Ganzen selbst. Die ontologische Festsetzung der realen Allgemeinheit ist folgende: Das wahre Allgemeine ist theils das absolute, theils das relative. Das Absolute ist das überall und immerdar Gleiche in der unendlichen Substanzialität und gesetzmäßig zweckmäßigen Wirksamkeit der Natur, welches nicht als ein Abgesondertes, sondern lediglich in seinem concreten Zusammenhange mit den sämmtlichen nähern Bestimmungen, unter denen es sich an einem jeden individuellen Dinge offenbart, wirklich existirt. Das Relative ist theils das ewig Gleiche an einer einzelnen ewigen Gattung subsistirender Dinge, theils das während eines bestimmten Zeitraums hervortretende Gleiche an einer endlichen Gattung und an einer gewissen Anzahl von Dingen. Hierzu wollen wir nur noch die bezügliche Andeutung über den Begriff der Causalität, der bei dem Verf. eines besondern Vorzugs genießt, als drittes Beispiel hinzufügen. Von den logischen Vorstellungsweisen der Causalverknüpfung unterscheiden sich nämlich die hierher gehörigen metaphysischen Erkenntnißbegriffe dadurch, daß in den letztern das Individuelle, Beschränkte und Wandelbare nach seinem wirklichen Verhältnisse zu dem Allgemeinen und Absoluten aufgefaßt und daß durch diese Anerkennung des Unterschiedes und des Zusammenhanges zwischen der unbedingten und der bedingten Thätigkeit die Wahrheit des ursachlichen Zusammenhanges in unserm Bewußtsein vergegenwärtigt wird. Nie faßt ein einzelnes Individuum oder eine Anzahl von Individuen den zureichenden, vollständigen Grund eines andern in sich. Nur die Einheit der Naturkraft, in ihrer ewigen Bestimmtheit durch das unendliche Denken und Wollen, indem sie anfangslos und endlos in der Vielheit und der Wechselwirkung der Bedingungen sich darstellt, enthält diesen Grund für jede einzelne Veränderung und für jeden Erfolg derselben, mithin für jeden individuellen Gegenstand und Zustand.

Der zweite Theil der Metaphysik, die Ideenlehre, zerfällt in Kosmologie und Theologie. In jener verdeutlicht man sich die in dem Weltall stattfindende Ordnung und Zusammenstimmung der Vielheit der gesetzten begründeten Dinge unter der Einheit des Urgrundes. Es wird in ihr die Aufgabe behandelt, das Bleibende an dem Wandelbaren in seinem Bestimmtsein durch das an sich Bestehende zu erkennen, die ewigen Charaktere des Weltganzen auf die urgründliche Thätigkeit zurückzuführen, die allumfassende Ursachlichkeit in ihrer ewigen Offenbarung aufzufassen. In dieser, der Theologie, erwägt man an der durch die kosmologischen Untersuchungen festgestellten Idee der Gottheit genauer ihren Inhalt, ihre theoretische und praktische Bedeutung und ihre Begründung im menschlichen Bewußtsein. Die Nöthigung, den vierfach bestimmten Realgrund im Erfahrungsgebiete anzuwenden und als das objectiv Gültige und Ideal-Reale eines wahrhaften Innewerdens der Wirklichkeit anzunehmen, erweitert sich beim Nachdenken über die Totalität der Dinge zu der unbedingt geltenden Anerkennung: so weit der Zusammenhang der Wirklichkeit reicht, muß Alles, was entsteht, aus dem durchgängig bestimmten Vereine der vier Seiten der Causalität hervorgehen. Sobald man eine blos einseitige Auffassung der Causalität aufgibt, so erhellt, daß die allumfassende ursachliche Thätigkeit, und folglich auch ihr Ergebniß, die Veränderungsreihe oder die Welt, nicht entstanden, sondern daß sie das abhängig Ewige, jene das an sich oder selbständig Ewige sein muß. In der That und für unser erkennendes Denken ist das Abhängige nichts Anderes als die Lebensäußerung des Selbständigen, ist demnach in der Lebenssphäre des Selbständigen befaßt. Das ideal-reale Wesen der physischen Körperlichkeit beruht auf der Vereinigung von nothwendigen Charakteren der Unwandelbarkeit und der Wandelbarkeit. Der Urgrund ordnet das Besondere und Wandelbare den beharrlichen identischen Bestimmungen unter, bei deren ewigem Bestehen die Veränderungen allein in ihrem unaufhörlichen Wechsel zugleichsein und aufeinanderfolgen können. Das Urwesen ist über die Allheit der Dinge und über die absolute Gattung, der sich die besondern Einzelnheiten und die reinen Einzelnheiten unterordnen, erhaben, kann nur in einer logisch-formalen, nicht in der ideal-realen Bedeutung, als in der Allheit und in der höchsten Gattung des Wirklichen befaßt, gedacht werden; denn an der Einzelnheit des Abhängigen wird durch seine ursprüngliche Einheit die wahre Allheit der Wirklichkeit und die absolute Gattung ewig gesetzt. So bleibt für die Theologie nichts mehr übrig als die theoretische und praktische Anwendung des in der Kosmologie schen Gefundenen. Es wird hierbei Freiheit und Nothwendigkeit und die Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen zur Sprache gebracht, die göttlichen Eigenschaften mehr aufgezählt als abgeleitet und nun erst die Bedeutung der Beweise für das Dasein Gottes, als den Gottesbegriff erfüllend, aufgezeigt. Endlich werden bei der praktischen Bedeutung der Gottesidee die Fragen der Theodicee, das Verhältniß der positiven Religionen zu der reinen Vernunftreligion, wobei der Begriff einer übernatürlichen Offenbarung, und zwar ohne auch nur gehörig zu bestimmen, was man sich denn eigentlich unter positiver Religion zu denken habe, gelegentlich verworfen wird, auf eine sehr populaire Weise abgehandelt.

Woher bei diesem Gange der Untersuchung die Berechtigung sich schreibe (S. 148 fg.), zum Leitfaden bei der Behandlung der ontologischen Bestimmungen die logischen Urtheilsformen zu nehmen, können wir nach des Verf. eignen Prämissen ebenso wenig sagen, als wir ein allgemeines Kriterium, wonach das Logisch-Formale von dem Realen unterschieden werden könnte, auffinden. Wir können ebenso wenig die Quelle entdecken, woraus der Begriff eines allgemeinen Zusammenhangs entstehen soll (S. 250), als wir es zu vereinigen vermögen, daß einerseits ebenso fest auf der Einheit des Grundes mit seinem Begründeten, sodaß zwischen beiden nur ein logischer Unterschied stattfände, beharrt, andererseits das abhängig Ewige von dem selbständig Ewigen aufs schärfste getrennt wird.

115.

Anekdote.

Ein Mann, der des gewaltsamen Einbruchs angeklagt war, ließ es sich angelegen sein, zu beweisen, daß er zur Zeit, wo der Raub geschehen war, in einer benachbarten Kirche die Predigt gehört habe. Als er hierauf freigesprochen wurde, äußerte ein Anderer: „Jetzt begreife ich, was ich sonst nie verstanden habe, wenn man von einer Wohlthat der Kirche spricht.“

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 361. — 26. December 1836.

Taschenbücherschau für 1837.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 360.)

9. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

„Cornelia" schreibt noch immer für deutsche Frauen; wann wird sie anfangen für deutsche Männer zu schreiben? Und als ob die Lecture, welche dieses Taschenbuch bietet, der Bildung deutscher Frauen so ausschließlich förderlich und dienlich wäre! So lange noch Taschenbücher dieses gewöhnlichen und mittelmäßigen Schlages auf den Tollettentischchen unserer Damen niedergelegt werden, um unter Flacons und Zwirnknäueln Gegenstände des weiblichen Luxus zu sein und von dem Duft wohlriechenden Wasser sich durchziehen zu lassen, so lange ist für die Geschmacksbildung unserer Frauen und Jungfrauen, welche über Tromlitz und Blumenhagen nicht hinauskommen und höchstens an Spindler hängen bleiben, wenig zu hoffen! Es steht im Ganzen so schlimm mit ihnen, daß ich von mehr als einer Dame behaupten hörte, Tieck schreibe doch ein gar zu gewöhnliches und schlechtes Deutsch — freilich! sie vermißten hier zu ihrem Leidwesen die ritterlichen Floskeln und die geschraubte Unnatur und den stelzfüßigen Gang, wodurch jene Koryphäen der Almanachsliteratur auf ihre zarte Nerven und Seelchen so anspannend und gelind anregend wirken. Für den Vertrieb besserer literarischer Erscheinungen liegt fast noch die ganze Hälfte der deutschen Nation, die weibliche, brach. Man gebe ihnen nichts Schlechtes mehr, und sie werden sich an das Bessere gewöhnen müssen aus Noth. Die Bilderbeilagen zu „Cornelia" werden auf den Geschmackssinn der „deutschen Frauen" wenig fördernd wirken. Nur die Kinderstube Heinrich IV., nach Ingres gestochen, von Schuler, macht eine sehr rühmliche Ausnahme, und etwas Glorióses hat auch das Portrait der Donna Maria da Gloria, welches als das einer constitutionnellen Königin, die nur zwischen der Charte von 1820 und der des Dom Pedro den Mittelweg nicht zu lieben scheint, natürlich den Vortritt hat und das Titelkupfer abgeben muß. Welche Stürme brausen um dies zarte, kecke und begehrliche Gesichtchen! Wie viel Blut hängt an diesem Hermelin! Welche Erinnerungen knüpfen sich an das Medaillon, das an ihrer nur für zarte Empfindungen geschaffenen Brust prangt! Und doch ist dies kindliche Wesen bereits Mutter, Mutter eines ganzen Volks und der aus störrischen und unlenksamen Kindern bestehenden Nationalgarde von Lissabon. Beginnt bereits die Bilderreihe mit einer Königin, so beginnt auch eine Königin, Kaiser Siegmund's Gemahlin, unter dem Titel: „Die Königin", von W. Blumenhagen romantisch verarbeitet, die Reihe der Erzählungen. Ist die Erzählung auch nicht unter der Kritik, so ist die Kritik doch darüber hinaus. Ebenfalls aus königlichen Elementen besteht die historische Novelle: „König Robert", von Adalbert v. Schonen, welche das Lebensende Hugo Capet's, eine Misgeburt, eine gewaltsame Einsperrung, eine seltsame Fatalität behandelt, in Folge deren König Robert eine Gemahlin auf dem Throne und eine andere unter dem Throne hat, nämlich die ohne sein Wissen in einem unterirdischen Gemache eingesperrt gehaltene Bertha, seine frühere Gemahlin, die man für todt ausgab. Nachdem er diese befreit, führt er eine Doppelehe, die nach einer Seite öffentlich, nach der andern geheim und in allerlei romantische, spannende, erschütternde, blutige und zuletzt versöhnliche aber doch schmerzliche Conflicte, Verwickelungen und Abschlüsse sich verläuft. Für die Theilnahme des gewöhnlichen Taschenbuchspublicums ist hier indeß reichlich gesorgt. „Die Meeresbraut", historische Sage von A. Schreiber, stellt die Kunde von der Vermählung des venetianischen Dogen mit dem adriatischen Meere in weitläufigen romantischen Zügen dar. In dieser wie in der folgenden Erzählung: „Die Belagerung von Hamburg", von E. Janinski, welche nichts Außerordentliches darbietet und deren Introduction beiweitem weniger abgeschmackt erscheint als das Ende, ist, wie ich fast glauben möchte, der Versuch gemacht worden, die letzte Hälfte des Taschenbuchs auf den republikanischen Boden zweier Handelsstädte zu verlegen, weil durch die royalistische Grundlage und das überwiegende Hofleben in der ersten Hälfte das überall nothwendige Gleichgewicht gestört erscheinen dürfte. Gedichte von A. Schreiber, Fr. Haug, K. Geib, Neuffer, v. Deuern, Graf v. Kalckreuth und Rese bilden den Schluß. Die von Neuffer zeichnen sich durch eine edle, männliche Gesinnung und schöne Sprache vorzüglich aus.

10. Des Bettlers Gabe. Von Wilhelm Müller.

In sehr schmuckloser Ausstattung, die weder durch schönen Umschlag einen positiven, noch durch schlechte

Kupfer einen negativen Werth erhält, tritt uns hier ein Taschenbuch entgegen, welches auf dem Titel als eine Bettlersgabe bezeichnet wird, und doch als willkommene Spende eines begabten reichen Talents betrachtet werden muß. Wahrlich — des Verf. Talent ist kein bettelhaftes und bedurfte auch eines solchen stolz bescheidenen Bettlertitels als Aushängeschildes nicht. Oder bezieht sich etwa der Titel auf die im Vergleich zu andern Taschenbüchern im Ganzen dürftige Ausstattung? Ein sonderbares Taschenbuch, welches ohne beigegebene Würze von Kupfern, Gedichten, Räthseln und Charaden, und ohne mehr als eine einzige fortlaufende Erzählung zu enthalten, auf die Theilnahme des Publicums Anspruch macht! Dies Buch kommt aus dem Lande der pommerschen Gänsebrüste und Speckgänse! Es gibt sich darin wirklich ein fettes Talent kund, welches in seiner eignen Wohlbeleibtheit schwelgt. W. Müller ist eine Kernfrucht, die aus sich selbst Nahrung saugte, mit allen Fehlern und Tugenden eines originellen Menschen und Schriftstellers reichlich ausgestattet, aber auch der Gefahr ausgesetzt, auf seinem eignen Wege zu extravagiren, und zwar um so eher, je consequenter er die Richtung verfolgt, welche sein Talent einschlug. Solche Talente verfangen sich leicht in sich selbst und verwickeln sich in ihrer eignen Consequenz; sie erliegen an ihrer Überfülle oder sie überbieten sich, halten nicht Haus und liefern zuletzt, bis auf das Dürftigste reducirt, wirklich nur „Bettlersgaben". Müller hat in seinem Taschenbuche, fast gleichzeitig mit Gehe, die Geschichte des falschen Demetrius behandelt, deren Reichthum an dramatischen Elementen Schiller wohl erkannte und die, ihrem romantischen Bestandtheile nach, jetzt unsern Romantikern verfallen ist und redlich durchgearbeitet und verbraucht wird. Gehe schrieb einen „Boris Godunow" in zwei Bänden; Müller concentrirte denselben Stoff auf einen, und zwar, wie man sagen kann, nicht ohne Vortheil für den Gesammteindruck, der bei Müller mächtiger hervortritt als bei Gehe, dessen Roman an einzelnen wirksamen Partien nicht arm ist. Eine Parallele dürfte nicht ohne Interesse sein, aber, da die Bedeutsamkeit der beiden Bücher doch nicht so ungemein groß erscheint, leicht über das Billige hinausführen. Müller folgt mehr dem Zuge seines Talents, Gehe arbeitete, auf dem Wege des sorgsamsten Studiums, mehr ins Kleine und gab mehr auf die Trefflichkeit des Details als auf die Gesammtwirkung. Die Sprache Müller's ist natürlicher, weil sie ursprünglich und angeboren, die Gehe's geschraubter, weil sie abgeleitet und erworben ist. Am merkwürdigsten erscheint, wie Beide den Thatbestand, noch mehr, wie sie die verschiedenen Charaktere aufgefaßt haben. Bei Müller ist Boris Godunow, der gestürzte Zar, bei Gehe Demetrius, der emporkommende, das böse Princip. Gehe ist in Schlachtgemälden und in Schilderungen außergewöhnlicher Ereignisse, zwar breiter, aber auch pompöser, prächtiger; Müller überall in der Kürze schlagender, einfacher, gedrängter; er weiß das Nationelle, das Gemüth, die Sitte des Volks bestimmter wiederzugeben, und hat hierin wirklich Anerkennenswerthes geleistet. Er scheint unter den Steppenbewohnern wie zu Hause und in den Chroniken und altrussischen Geschichten fast bewanderter zu sein als Gehe. Zugleich hat er einen Hang zur Darstellung erschütternder und blutiger Scenen, welche oft nahe bis an die Grenze des Erlaubten streifen, wenn auch diese selbst nicht überschreiten. In diesem Jahrgange wenigstens weiß der Verf. ziemlich Maß zu halten und schreckliche Vorgänge mehr durch sich selbst als durch die verstärkende Zuthat einer ins Crasse malenden Schilderung wirken zu lassen. Müller wird sein schönes, aber ein wenig ins Wilde wuchernde Talent, um es zur vollkommenen Schönheit und zur Kunstblüte gedeihen zu lassen, unter die strenge Zucht des ästhetischen Gesetzes stellen müssen.

11. Der Freund des schönen Geschlechts.

Kleines Format, freundlicher Einband, schlechte Kupfer, unbedeutender Inhalt, den zu besprechen es der kritischen Mühe nicht verlohnt. Die erste Erzählung trägt den stolzen Titel: „Angelica, Gemälde aus der Gegenwart", gibt aber nichts als einen dürftigen Bericht über die Liebesleiden einer Jungfrau, welche am gebrochenen Herzen stirbt. Das Unglaublichste leistet das Phantasiestück: „Der seltene Künstler", von Silas, worin es geschieht, daß ein bereits Verstorbener den Franz Moor zur Bewunderung der Zuschauer spielt, um sich, zum Entsetzen der Leser, gleich nach der Aufführung auf den Kirchhof zu begeben und selbst in das Grab zu legen. Diese merkwürdige Scene wird noch außerdem durch ein elendes Kupfer verdeutlicht. Auch für einige Knackmanteln von Räthseln und ein Schaugericht von Modekupfern als Nachtisch ist „Der Freund des schönen Geschlechts" besorgt gewesen.

12. Das Veilchen.

Ein bescheidenes Veilchen in der That — aber doch unbescheiden genug, bereits den zwanzigsten Jahrgang erlebt zu haben. Die Erzählungen sind von ähnlicher Mittelmäßigkeit wie in dem aus derselben Officin hervorgegangenen „Freunde des schönen Geschlechts". Man höre folgende Stelle aus der Novelle: „Der Rothkopf", von F. X. Ehrlich:

Da begann sie sich zu fürchten und fragte bebend, was er denn wolle? Dich, mein Täubchen, dich! lachte er — der Rothkopf — auf und umfing sie, den Lippen Entweihung drohend. „Heilige Mutter Gottes!" Schreien willst du, mein allerliebstes Täubchen? sprach er kaltblütig, während er der bald Kraftlosen den Mund verstopfte, schrei! nun so schrei nur! — Ei, warum schreist du denn nicht, mein Täubchen? Ohnmächtig bist du? — Ach, das taugt nicht in meinen Plan! — Du mußt schön besonnen hinüberwandern; noch nicht munter? und mit rasender Grausamkeit warf er sie auf die Bank und schüttete die nächste Gießkanne voll Wasser über des Engels Wachsgesicht u. s. w.

Diese Stelle ist für den Ton, welcher in den wiener Taschenbüchern herrscht, durchaus bezeichnend. Einige Gedichte, welche an diesem „Veilchen" mit heraufwachsen, sind lesbar, in noch höherm Grade die Geschichten und Schwänke von J. G. Seidl, bei denen man nur zu bedauern hat, daß ihrer, zum Nachtheil des Taschenbuchs, eine so geringe Zahl ist.

(Der Beschluß folgt.)

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachsmuth. Zweiter Theil und dritten Theiles erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Vogel. 1833—35. Gr. 8. 6 Thlr. 2 Gr.

Nachdem in dem ersten Theile dieser Arbeit, über dessen gediegenen Gehalt wir uns vor mehren Jahren in diesen Blättern ausgesprochen haben*), ein geistreicher Überblick der europäischen Sittengeschichte im Alterthum gegeben und sodann die Anfänge einer neuen Gestaltung des europäischen Volksthums und Staatswesens während des germanisch-arabischen Zeitalters dargestellt worden sind, so enthält jeder der uns vorliegenden Theile wiederum ein Zeitalter der europäischen Sittengeschichte, und wenn uns bereits der Anfang dieses Werkes zur freudigsten Anerkennung der in demselben durchgehends sich kundgebenden Fülle der Gelehrsamkeit, der treffenden Auswahl aus dem reichhaltigen Stoffe, der Schärfe und Unbefangenheit des Urtheils und der Kraft und Lebendigkeit der Darstellung aufforderte, so müssen wir auch jetzt vor Allem diese Anerkennung erneuern, ja wir möchten noch hinzufügen, daß, je mannichfacher und schwieriger im Fortgange die Aufgabe wurde, desto gelungener die Lösung geworden ist. Indem wir in gegenwärtiger Mittheilung vornehmlich den Reichthum des Inhalts und die Eigenthümlichkeit der Auffassung und Behandlung anzudeuten beabsichtigen, so werden wir uns, zu genauerer Charakteristik, zum Theil des Verf. Worte aneignen.

Der besonders durch Vielfältigkeit der sich neugestaltenden oder vollendenden volksthümlichen Stoffe ausgezeichnete Zeitraum, welcher vom Tode Karl's des Großen bis zur Erhebung Gregor VII. herabgeht und den Inhalt des zweiten Theiles bildet, wird als das normannisch-deutsche Zeitalter bezeichnet, da während und insbesondere gegen das Ende desselben das deutsche Volk und Reich in voller Kraft und Hoheit dasteht und zugleich ein neues Element in die europäische Sittengeschichte eintritt, indem der bisher unbekannte skandinavische Norden sich aufschließt und aus demselben dem germanischen Völkerleben bedingende, stärkende und verjüngende Zumischung zu Theil wird und die Normannen nicht allein Gewalt mit Schwert und Streitaxt übend, sondern zugleich als Gründer neuer, als Bildner vorhandener Staaten und als einflußreich auf Sitte und Geist ihrer Mit- und Anwohner erscheinen. Der Anfang dieses Zeitalters wird mit dem Anfange des ersten Zeitalters verglichen: das große Frankenreich zerfällt unter Karl's des Großen Nachkommen, wie früher das römische Kaiserreich unter den Nachfolgern des Theodosius, und wie Hunnen und Germanen sich über dieses ergossen, so Normannen und Magyaren über jenes. Die Raubfahrten dieser Völker enthält der erste Abschnitt nebst Berücksichtigung der Heimat und der heimatlichen Volksthümlichkeit des ersten. Der Erfolg und die weite Verbreitung dieser Fahrten finden ihre Erklärung hauptsächlich in dem Zustande des Staates und der Kirche der Länder, gegen welche sie gerichtet waren; es bedurfte demnach zum völligen Verständniß derselben einer Darstellung dieses Zustandes und zugleich, um eine Grundlage für den dritten Abschnitt zu erhalten, einer Darstellung der fortschreitenden Gestaltung dieses Zustandes, des Festwerdens von Formen, deren Beginn, jenen Verheerungen Vorschub leistend, Noth und Unheil brachte, in deren weiterer Ausbildung aber das westeuropäische Volksthum sich wieder verjüngte und kräftigte. Der Anblick, welchen die Kirche in dieser Zeit darbietet, ist kein erfreulicher: begünstigt besonders durch den Verfall des Sinnes für politische Freiheit und des Selbstgefühls, durch die Noth und die Drangsale der Zeit, den Stumpfsinn und die Gedrücktheit der Menschen, nährte die Kirche, selbst ohne bedeutenden geistigen Gehalt, ohne auf den sittlichen Zustand heilsam einzuwirken, und um die ihr inwohnende Herrschsucht zu befriedigen, mannichfachen Aberglauben und unsittliche Verkehrtheit. Die neue Gestaltung der Staatsform offenbart sich hauptsächlich in der Entwickelung des Lehnswesens, in dessen Beziehung auf den Staat und in der Beschränkung der Gemeinfreiheit durch dasselbe und noch mehr durch die immer weiter um sich greifende Ministerialität. Vor dem Hintergrunde dieser zwei Gemälde sehen wir sodann im dritten Abschnitt das fränkische Reich unter Karl's des Großen Sohn Ludwig, welchen der Verf. wol zu strenge richtet, indem er ihm den Namen des Frommen, als ihm nicht gebührend, abspricht und ihn den Frömmler nennt, Ludwig's Söhnen und Enkeln verfallen und sich auflösen, und es wird sodann angedeutet, welche verschiedenartige Volksthümlichkeit, welche politische Zerrissenheit Deutschland, Frankreich und Italien bei ihrer Sonderung voneinander in sich trugen.

Bevor der Verf. zu der Entwickelung, wie diese Zustände sich weiter gestalteten, übergeht, wendet er sich zu den Völkern des Nordens im vierten Abschnitt, in welchen auch diejenigen Völker, bei welchen Normannen sich ansiedelten, Angelsachsen und Walen, Iren, Schotten und Russen aufzunehmen, der in dem historischen Stoffe selbst vorhandene Zusammenhang verlangte, sowie auch die Normands in Frankreich, bei welchen skandinavische Volksthümlichkeit sich in diesem Zeitraum noch erhielt, hier ihre passende Stelle finden. Was zunächst Skandinavien selbst, welcher Name mit Recht auch über Island ausgedehnt wird, betrifft, so bedauert der Verf. zwar in der Vorrede, daß er die werthvollsten Werke der skandinavischen Literatur vermißt habe; allein nichtsdestoweniger haben ihm noch so zahlreiche Quellen und Hülfsmittel zu Gebote gestanden und er hat diese auf eine solche Weise zu benutzen gewußt, daß seine Darstellung eine höchst schätzbare Einführung in die frühern Zeiten der skandinavischen Welt ist. Die Hauptrücksicht ist dem Rechte zugewandt, und in dieser Beziehung gab besonders das isländische Gesetzbuch Gragas einen so reichen Stoff, daß aus demselben eine vielseitige Charakteristik der isländischen Volksthümlichkeit geschöpft werden konnte; demnächst ist der Einführung und dem Einflusse des Christenthums sorgsame Beachtung gewidmet. Der Haupttheil der Sittengeschichte der Angelsachsen ist eine Darstellung des angelsächsischen Staatswesens und Volkslebens zur Zeit der vollen Reife aus den angelsächsischen Gesetzen. Das Volksthum der Walen, welches, indem seine Wurzel echt heimisch ist, einen Blick in eine Urwerkstätte nordeuropäischen Volksthums thun läßt, wird hauptsächlich entwickelt aus den alten walischen Gesetzen, sowol denen, welche nach einem Könige Moelmud genannt werden, als den Gesetzen Hywel Dha's. In Beziehung auf Irland werden die Nachrichten über die vorchristliche Zeit kritisch gewürdigt, und bei der Zeichnung des alten Zustandes des Landes als Hauptsache dargethan, wie Heidnisches in Christliches verwachsen war. Bei Schottland wird vornehmlich der volksthümliche Gegensatz im pictischen und scotischen Wesen festgehalten. In der Darstellung des Volksthums der in Frankreich angesiedelten Skandinavier wird nachgewiesen, wie das ursprüngliche Volksthum derselben, durch französisches Wesen bedingt, zu einem normannischen wurde, und die Entwickelung des letztern in den Richtungen auf die Überreste des Skandinavischen, auf das Christenthum, das Lehnswesen und den Einfluß des Französischen verfolgt. Von der ältesten Geschichte Rußlands wird eine kurze, aber bestimmte Skizze gegeben und dann gezeigt, wie in diesem Lande an die Stelle des heidnisch-slawischen Wesens mit normannischer Gliederung ein christlich-slawisches mit byzantinischem Außenwerke trat.

Dieser Mannichfaltigkeit im europäischen Volksleben und Staatswesen, welche aus der normännischen Staatengründung hervorging, wird darauf im fünften Abschnitt die im deutschen Volke sich erhebende, auf Volksleben und Staatswesen des mittlern und östlichen Europa einflußreiche Einheit zur Seite und gegenübergestellt. Es knüpft sich dieselbe an die gemeinsamen Oberherren Deutschlands, und deshalb wird zunächst hervorgehoben, was dieselben für diese Einheit geleistet, und was sie geleistet haben, wird in Beziehung auf die Volksthümlichkeit

*) Vgl. Nr. 116 f. 1831. D. Red.

gewürdigt. In solcher Beziehung findet vor Allem Anerkennung Heinrich I., des tief herabgesunkenen deutschen Volkes Erwecker und des Reiches Ordner und Verfechter; minder hoch als er muß dagegen sein Sohn Otto I. gestellt werden, besonders insofern er durch die Verbindung des römischen Kaiserthums mit dem deutschen Königthum den unheilvollsten Wendepunkt in der Entwickelung deutschen Volksthums herbeiführte, und strenge Rüge wird über Otto III. undeutsche Gesinnung, sowie über des letzten sächsischen Kaisers Schlaffheit ausgesprochen. Sodann wird nachgewiesen, wie die beiden ersten fränkischen Kaiser ein gemeinsames Staatswesen, welchem nicht die feste Unterlage einer Einigung der verschiedenen deutschen Stämme gegeben werden konnte, dadurch herbeizuführen trachteten, daß sie das damals in Deutschland rasch um sich greifende Lehnswesen benutzten, um dem Königthume eine feste Grundlage zu geben, und die schon während der ersten zwei Jahrzehnde der Regierung Heinrich IV. beginnende Lösung der volksthümlichen und politischen Einheit dieses Landes wird mit Recht weniger der nur irregeleiteten Natur dieses Fürsten, als Denen, welche ihn auf falsche Bahn brachten, zur Last gelegt. In einer zweiten Abtheilung dieses Abschnitts werden die wenigen Nachrichten über die gemeinsame Sitte der Deutschen, den Zustand des Rechtes, die Einwirkung der Kirche auf Sittlichkeit und Geist, und über Landescultur und Handelsverkehr, Kunst und Wissenschaft während dieses Zeitraums zusammengestellt.

Der Inhalt des sechsten Abschnitts knüpft sich durch ein politisches Band an Deutschland, indem er die von diesem Lande bedingten Völker umfaßt: Slawen, nämlich Elbslawen, Mähren, Böhmen und Polen, Ungarn und Italiener. So dürftig und einseitig und zum Theil spätern Ursprungs die Quellen für die Geschichte der Slawen während des zweiten Zeitraums des Mittelalters sind, so hat der Verf. dessenungeachtet eine Darstellung gegeben, in welcher nicht allein die politischen und meist feindlichen Verhältnisse der Slawen zum deutschen Reiche erörtert sind, sondern auch das Volksthum und der Einfluß deutschen Wesens und des Christenthums auf dasselbe klar hervortritt. Reichlicher waren die Quellen für die Kenntniß Italiens und sowol das Gemeinsame des italienischen Volksthums als die Gestaltung desselben im Einzelnen, wie es sich in den Lombarden, in den Seestädten Oberitaliens, in Rom und in Unteritalien auf verschiedenartige Weise, zum Theil unter fremdem Einflusse, entwickelte, konnte in größerer Ausführlichkeit dargestellt werden. Im siebenten Abschnitt ist die Sittengeschichte Frankreichs und der Normands in England miteinander verknüpft. Frankreich, auch ungerechnet die Normands, befindet sich während dieses Zeitraums in dem Zustande vielfacher politischer und volksthümlicher Sonderung; die letztere ist es, welche die Sittengeschichte auffaßt, und sie betrachtet einzeln die drei Haupttheile des Landes, das nördliche, das südliche und das bretonische Frankreich. In Nordfrankreich fällt der Blick besonders auf Lehnsadel und Klerus, jedoch läßt sich auch ein dem Volke mit diesen Gemeinsames erkennen in Gesinnung, Sitte und Sprache; das Charakteristische, welches Südfrankreich von Nordfrankreich in Sprache, Sitte und Thätigkeit unterschied und durch was für Mischung verschiedenartiger Volksthümlichkeiten es entstanden, wird bezeichnet; der volksthümliche Gegensatz der Bretonen gegen die Normands und die Franzosen wird in den langwierigen Kämpfen derselben wider diese Völker, sowie in mancher Eigenthümlichkeit der Verfassung und in mancher an alteltisches Wesen erinnernden Sitte erkannt. Die Eroberung Englands durch die Normands findet hier ihre passende Stelle, weil diesem Zeitraume nur die Einführung französisch-normännischen Wesens in dieses Land angehört, und während desselben dieses Wesen dem angelsächsischen noch schroff und feindlich gegenübersteht.

Die Sittengeschichte der Völker der pyrenäischen Halbinsel, welcher der Inhalt des achten Abschnitts gewidmet ist, beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung, nämlich mit der Erörterung, wie christliche Staaten, neu entstehend und sich rasch erweiternd, neben die arabische Herrschaft treten, wie das Verhältniß zwischen beiden auf den scharfen Gegensatz im Glauben und Volksthum sich stützt, aber dieser Gegensatz durch gemeinsame Ritterlichkeit sich vermindert, und wie der auf beiden Seiten vorhandene Geist der Parteiung sogar gegenseitige Annäherung und Kampfgenossenschaft veranlaßte. Die Betrachtung des Einzelnen richtet sich zunächst auf den Zustand des arabischen Spaniens, und sie weist nach, wie der, durch Mangel an festen Rechtssatzungen genährte, Despotismus ein Gegengewicht fand in der menschenfreundlichen Persönlichkeit der meisten Khalifen, in der aus hoher geistiger Bildung bei diesen hervorgehenden Pflege der Kunst und Wissenschaft und in dem Reichthum der Natur des Landes und einer großen gewerblichen Thätigkeit; sie bezeichnet sodann Begeisterung für den Glauben und auf diesen sich stützendes Kirchenthum nebst einem, anfangs rohen, dann aber durch den Sinn der Romantik, durch orientalische Erhebung und Abenteuerlichkeit veredelten, Waffentrotze als gemeinsame Grundlage des sich jetzt neu erhebenden christlichen spanischen Volksthums; sie zeigt, wie Waffenthum und Kirchenthum sich vorzugsweise, mit nur geringer Zumischung andersartiger Richtungen des Lebens, bei Beherrschern und Bewohnern von Leon und Castilien vorhanden und das profane Staatswesen Fortsetzung westgothischer Einrichtungen war, wie in Catalonien der Gang der Entwickelung dadurch eine andere Wendung erhielt, daß ein Seeplatz zur Hauptstadt wurde, und wie in Navarra die baskische Bevölkerung zurückwich vor der wälschen und germanischen.

In der, im neunten Abschnitt enthaltenen, Sittengeschichte des griechischen Kaiserreichs, welches nicht wegen seines — höchst geringen volksthümlichen Gehalts, sondern wegen seines Einflusses auf die Cultur anderer mit ihm in Verbindung tretender europäischer Völker bedeutend ist, wird zunächst von den Hauptbestandtheilen der Bevölkerung, den Überresten der Hellenen und den Slawen, gesprochen, und schwache Spuren gemeinsamen Volksthums werden nur in der Gesetzsprache und den kirchlichen Verhältnissen erkannt; da mehr als dies Thron und Hauptstadt einen Mittelpunkt bilden, so erfodert die Persönlichkeit der Throninhaber besondere Beachtung, sowie die Thätigkeit derselben, deren Geschichte wesentlich die Geschichte des Reiches ist. Der letzte Abschnitt endlich erinnert an den Inhalt des ersten, er erörtert die Gründung eines französisch-normannischen Staates in Unteritalien und gedenkt zugleich der Niederlassung der Araber auf Sicilien, wodurch das Volksleben auf dieser Insel einen morgenländischen Anstrich erhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Nicht Heine, sondern Platen ist gemeint.

Im ersten Theile der „Gespräche mit Göthe" von Eckermann (S. 233 und 234) findet sich eine Stelle, wo es heißt, daß Göthe einem unserer neuesten deutschen Dichter zwar manche glänzende Eigenschaften zugestanden, allein über ihn die Meinung geäußert habe, daß ihm die vorzüglichste Eigenschaft eines Dichters fehle: nämlich — die Liebe. Er liebe so wenig seine Leser und seine Mitpoeten als sich selber, und so komme man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Diese Äußerung Göthe's haben öffentliche Beurtheiler und noch jüngst ein englischer Kritiker in dem letzten Stücke des „Foreign quarterly review" auf Heine gedeutet. Wir wissen aber aus des Verf. eignem Munde, daß jene Äußerung Göthe's nicht auf Heine, sondern auf Platen geht, und daß er, bei der Herausgabe, den Namen blos aus dem Grunde unterdrückt hat, um den damals noch lebenden, oft sehr unglücklichen Dichter nicht zu verletzen.

58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 362. — 27. December 1836.

Taſchenbücherſchau für 1837.
Dritter Artikel.
(Beſchluß aus Nr. 361.)

13. Aurora. Herausgegeben von J. G. Seidl.

Der Name des Herausgebers ließ uns Beſſeres erwarten, als wir gefunden haben, obgleich „Aurora" unter den aus Wien hervorgegangenen Taſchenbüchern nicht das ſchlechteſte iſt. Die Kupfer ſind weniger als mittelmäßig und geben nur die Andeutung von den Ideen, die ihnen zum Grunde liegen, und den Gegenſtänden welche ſie darſtellen ſollen. Höchſtens macht das Titelkupfer mit der Unterſchrift: „Mathilde", eine liebliche Ausnahme, obgleich dieſe junge uhd ſchöne Perſon an allerlei Figuren erinnert, die ſchon früher aus Ender's einförmiger Künſtlerphantaſie hervorgegangen ſind. Der erzählende Text enthält zuvörderſt eine Erzählung von H. W. Adelmi: „Der Stammbaum", ſodann eine von Profeſſor R. G. Puff: „Der Bergſturz", und die Novelle: „Luiſe Venoni", nach H. Mackenzie, alle drei lesbar, aber ohne hervortretende charakteriſtiſche Merkmale und im Ganzen nur unbedeutend. Intereſſanter iſt die kurze Novelle von A. Bacherer: „Der Abipone". Schon der Hintergrund, auf welchem die Erzählung ſich abzeichnet, das amerikaniſche Südland mit der üppigen tropiſchen Vegetation und der losgelaſſenen Natur wilder Völkerſchaften, iſt für uns auf der öſtlichen Hemiſphäre Wohnende von bedeutender Anziehungskraft; wie viel mehr ein zartes Verhältniß zwiſchen einem Indianer und einer Europäerin, das zu einem glücklichen Abſchluß kommt! Die humoriſtiſche Erzählung von A. Ritter von Tſchabuſchnigg: „Der Unbekannte", deren ihr zum Grunde liegende Begebenheit in dem zwiſchen dem Bach Krekelborn und dem Buſch Hüſterloch gelegenen Reichsſtädtchen Fröſchlingen ſich zugetragen haben ſoll, ſieht mehr nach Humor aus, als daß ſie wirklich damit geſättigt wäre. „Der letzte Ritt", eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, hat an romantiſchen Elementen, die Humoreske von C. A. Kaltenbrunner: „Der Recenſent im Monde", an treffenden, Theater und Theaterpublicum geißelnden Wahrheiten und Ausfällen, die nur mit mehr Geiſt vorgetragen ſein könnten, keinen Mangel. Die däniſche Sage: „Der Ring der Huld", von L. Schlecht, iſt wirklich nicht ſchlecht, und ein gut verarbeiteter, wenn auch bekannter alter Stoff; dagegen ſind die „See- und Alpenbilder" von Emil zu trocken topographiſch, um bei einem Taſchenbuchspublicum nur irgend Anſpruch machen zu können auf Theilnahme. Außerdem finden wir noch eine romantiſche Erzählung in mehren lyriſchen Nummern: „Die Todtenvermählung" von Profeſſor Puff, und ein buntes Gemiſch von Verſen und Reimen, unter denen ſich die mit dem Titel: „Überſchriften" verſehenen Denk- und Sinnſprüche von J. G. Seidl wahrhaft und vortheilhaft auszeichnen.

14. Siona. Von Hermann Waldow.

Eine Sammlung religiös chriſtlicher Geſänge und Lieder, unter deren Verfaſſern wir manche mehr oder weniger bekannte Namen antreffen. Ref. war erſtaunt, Männer unter dieſen religiöſen Dichtern zu finden, von denen er bisher nur Erzeugniſſe einer weltlichen Denkungsart zu leſen gewohnt war; er beneidete ſchließlich die Öſtreicher, die in ihrer Urſprünglichkeit und Gemüthlichkeit das Profane und Heilige, das Sinnliche und Überſinnliche ſo friedlich zu verbinden wiſſen. Die Öſtreicher, überall genügſam, werden es auch in ihrer religiöſen Poeſie ſein, was durch die fünf Jahrgänge, welche „Siona" bereits erlebt hat, auch wirklich erwieſen iſt. Doch iſt anzuerkennen, daß unter dieſen Anklängen religiöſer und frommer Empfindung manche ſehr anmuthigen und erbaulichen Tones ſind, anziehend die von Enk aus dem Spaniſchen überſetzten, mehr im Volkston und in angenehmer Allgemeinfaßlichkeit gehalten die von J. G. Seidl, worunter das Lied „Vor dem Begräbniſſe" an des alten ehrlichen Claudius' Dichtweiſe ſehr vortheilhaft erinnert. Auch Tſchabuſchnigg's Legende „Vom S. Auguſtin" iſt wohlgelungen. Es würde zu weit führen, das Beſſere, das man ſuchen muß, namentlich zu machen; ich glaube nur noch bemerken zu dürfen, daß nicht alle Gedichte im Mittelpunkte der Religion wurzeln, ſondern daß ſie ſich zum Theil mit derſelben durch Naturbetrachtungen und Darlegungen gewiſſer menſchlichen, bald mehr innerer, bald mehr äußerer Zuſtände zu vermitteln ſuchen. Die Kupfer, worunter ein Ecce homo nach G. Reni und die beliebte Kirchengängerin nach L. Blanc, gereichen dem frommen Taſchenbuche wahrhaft zur Zierde.

15. Rheiniſches Taſchenbuch. Herausgegeben von Adrian.

Vortreffliche engliſche Stahlſtiche zeichnen dieſen freundlichen Almanach vortheilhaft aus. Die drei erſten nach Parris, Hill und Penley, ſtellen die Byron'ſchen Schön

halten Zuleika, Gulbey und Myrrha dar. Ganz besonders zeichnet sich Zuleika aus, welche die Rose, das glühende Symbol der Liebe, in unbewußter Hast „zu lindern Selim's Herzensqual" gebrochen und an den Busen gedrückt hat. In den halbgeöffneten Lippen, den unter seidenweichen Wimpern sehnsüchtig geöffneten Augen, in der ganzen ebenso kühnen als schönen Gesichtsbildung brennt und sprüht orientalisches Feuer, Feuer der Liebessehnsucht, begehrliches, ungestilltes. Auch die drei übrigen Stahlstiche, von abendländisch, und zwar britisch idyllischem Charakter sind schön, besonders der von Simmons nach Webster gestochene, welcher mit der Unterschrift: „Der Brief" versehen ist und die Bilderreihe schließt. Chorführer der in diesem Taschenbuche versammelten Erzähler ist der Herausgeber, welcher in einer irländischen Chroniken nacherzählten Novelle: „Der seidene Thomas", eine Partie irischer Geschichte nicht ohne Geist und Glück verarbeitet hat. Eine verunglückte Unternehmung des Lords Thomas Fitzgerald, Grafen von Kildare, gegen Dublin und die englische Herrschaft, eine Unternehmung, welche mit der Ausrottung des berühmten Geschlechts, bis auf einen heimlich geretteten Sprößling, endigt, bildet die Grundlage der Erzählung, die von einem innigen Vertrautsein des Verf. mit den Chroniken und der Romantik der Briten zeugt. „Die Dämonen der Vesper", Novelle von Ludwig Storch, welche in Sicilien und worin ein deutscher Rittmeister von der englisch-deutschen Legion die Hauptrolle spielt, beginnt stattlich und mit einem Landschaftsgemälde voll Schwung und Farbenpracht; aber das Talent des Verf. hält wol Stich, aber nicht Maß, sodaß wir zuletzt in einen Wust von romanhaften Abenteuern gerathen, wie er sich in unserer Literatur überhaupt so ungebührlich und unausstehlich breit macht. Der Titel bezieht sich auf eine sicilische Volkssage, nach welcher einmal die in der berühmten Vesper Erwürgten, worunter sich eine Reiterschar mit Todtenköpfen, als Abzeichen am Helme, befunden haben soll, wieder lebendig werden und unter den Einwohnern Siciliens ein großes Blutbad anrichten würden. Nun sind die deutschen Herren da, in schwarzer Tracht und mit Todtenköpfen am Czako, und das Volk hält sie für die längst gefürchteten Dämonen der sicilischen Vesper. Die Novelle endigt übrigens mit einer Heirath. Eine höchst interessante englische Criminalgeschichte erzählt uns in ruhig objectiver Darstellung Johanna Schopenhauer, eine morgenländische gut vorgetragene Begebenheit ein Ungenannter, und einen Besuch Napoleon's bei einer Kartenschlägerin, nach einem verbürgten Factum, Heinrich Künzel. „Der Nachtfalter und das Sonntagskind", ein Märchen neuerer Zeit, ist ebenso breit als phantastisch, um so einfacher, ja fast simpel die kleine Erzählung von Mara L..... unter dem Titel: „Die goldene Hochzeit". Für leichte und angenehme Lecture hat der Herausgeber des Taschenbuchs reichlich gesorgt.

16. Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch von A. von Tromlitz.

Der zärtlich süßliche Titel „Vielliebchen" und der stolze Beisatz „Historisches Taschenbuch", scheinen zwar im geraden Gegensatz zu stehen, aber dieser Gegensatz ist eben nur scheinbar; das Historische ist überall nur beiläufig; das Vielliebchenhafte waltet vor; Liebe und sogar viel Liebe bildet den Grundton; die historischen Läufer und Triller klingen nur matt hindurch. Die Stahlstiche sind bei aller Anmuth deutsch weichlich, sentimental und schwächlich; nur die ehrwürdige Stadt Salzburg mit ihrer pittoresken Umgebung hebt sich auf einem Stahlstich von Kowatsch in Wien, welcher in seiner Kunst britischen Mustern überhaupt glücklich nachstrebt, schön und wirksam hervor. Tromlitz ist zugleich Redacteur und der einzige Mitarbeiter an seinem Taschenbuche; er ladet daher, wenn sein Taschenbuch nichts taugt, doppelte Schuld auf sich, ein Mal als Redacteur, das andere Mal als einziger Mitarbeiter. „Vielliebchen", in ihr zehntes Lebensjahr getreten, hat indeß ein Profil, welches nicht ganz übel ist; nur muß man sich an die Tromlitz'sche Art und Weise, zu sprechen und sprechen zu lassen, gewöhnt haben. Tromlitz besitzt keinen andern Fonds, als den eines nicht gewöhnlichen Schreibetalents, das noch nicht verausgabt, dessen man aber bereits müde geworden ist. Solche Talente benutzt und verwirft man wie Kleider, welche in der Mode waren und es nun nicht mehr sind. Die Gunst des Publicums erhebt sie, die Ungunst des Publicums stürzt sie; sie hängen rein von der Laune der Lesewelt ab, welche in kurzer Zeit die ganze Windrose durchläuft. Sie werden ausgebrütet von der Wärme des Beifalls und sterben an Erkältung, wenn der Beifall selbst frostig wird. Man könnte sie bedauern, wenn sie etwas Dauerhaftes an sich trügen. Wie es Ephemeren in der Insektenwelt gibt, so gibt es auch Ephemeren in der Literatur. Eine Eintagsfliege macht an einem Tage ein ganzes inhaltreiches Leben durch, eine Ephemere in der Literatur ein ganzes Schriftstellerleben in wenigen Jahren. Es kommt zwar nicht darauf an, wie lange man lebt, sondern wie viel man wirkt. Aber eine Ephemere wirkt nicht, sie lebt nur, sie schillert, brillirt, spielt und ergötzt, so lange als sie spielt. Das ist ihr Loos und ihre freundliche Bestimmung. Mehr verlange man nicht von ihr, noch verlange sie selbst mehr. Der gewiß nicht unbedeutende Rest von Tromlitz-Verehrern wird die beiden hier gebotenen Erzählungen erbaulich finden; man wird zwar in der ersten: „Der Guerillo von Granada", welche auf dem Grund und Boden der jüngsten Zerwürfnisse in Spanien sich bewegt, im Ganzen die Lebhaftigkeit der Farben vermissen, welche Tromlitz gewöhnlich in seine Gemälde zu bringen weiß, aber man wird sie, da sie bunt an Begebenheiten ist, einen scharf gezeichneten nationellen Hintergrund hat und in der Schilderung einiger kriegerischen, zwischen der karlistischen und christinischen Faction stattfindenden Ereignisse mehr Farbe und Kraft gewinnt, nicht ohne Vergnügen lesen. Die zweite Erzählung bringt einige Scenen aus Christian II. von Dänemark Leben und behandelt das an sich romantische Liebesverhältniß des Königs zu der Jungfrau Düveke, das Täubchen von Amsterdam genannt, wovon Münch neuerdings in seinen „Historisch biographi-

schen Studien" eine wohlgerathene Skizze lieferte. Ref. würde, was seinen Geschmack betrifft, den einfachen Bericht des Geschichtsschreibers Münch, der überall auf den festen Boden der Glaubwürdigkeit und des Beglaubigten treten läßt, vorziehen; aber seine Stimme ist nicht die des Taschenbuchspublicums, und er hat Ursache zu glauben, daß letzteres sämmtliche historische Schriften von Münch ebenso gern für diese eine Erzählung von Tromlitz hingeben würde, wie es sich versucht fühlen möchte, für eine Erzählung von Spindler oder Blumenhagen den Johannes Müller und die ganze Weltgeschichte dazu aufzuopfern. 105.

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachsmuth. Zweiter Theil und dritten Theiles erste und zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 361.)

Der dritte Theil enthält die Sittengeschichte der Jahrhunderte, in welchen das Mittelalter seine Blüte und Vollendung erreicht: des Zeitalters der Kreuzzüge. So treffliche Vorarbeiten für diese Zeit von Wilken, Raumer, Schlosser, Hüllmann und Andern geliefert worden sind, so bleibt dem Vers. doch auch hier ein großes eigenthümliches Verdienst: er beschränkt sich keineswegs auf die Benutzung dieser Vorarbeiten, sondern er schöpft auch aus den eigentlichen Quellen, sein Urtheil über Personen, Begebenheiten und Zustände trägt durchaus das Gepräge einer durch eigne Prüfung gewonnenen Überzeugung, die Auswahl aus dem überreichen Stoffe ist genau dem Zwecke seines Werkes angemessen und das Ausgewählte ist auf die zweckmäßigste Weise zusammengeordnet. Er bezeichnet diesen Zeitraum als das Zeitalter der Kirchenschwärmerei und der Herrschaft des Papstthums, und schon diese Benennung gibt eine besonnene, von der in gegenwärtiger Zeit nur zu häufig sich zeigenden Überschätzung entfernte Ansicht dieses Zeitabschnitts. Als unterscheidendes Merkmal desselben bezeichnet er geistigen Drang und Schwung als gemeinsamen Hebel in Kirche und Staat; dieser Drang und Schwung, insofern er das Papstthum trug und die Kreuzzüge daraus hervorgingen, offenbart sich als die Macht des Gefühls, der Leidenschaft und der Schwärmerei und als Mangel einer klaren Ansicht von Recht und Tugend, andererseits entwickelten sich daraus auch Großartigkeit der Kunst, eifrige Pflege der Nationalsprachen, reger Gewerbfleiß und Freiheitsdrang und Waffenthum städtischen Bürgerthums. Indem nun niemals Gleichartigkeit der Stimmung der europäischen Völker weiter verbreitet und zu gleichartigem Handeln aufregender gewesen ist, indem die Stimmung, aus welcher namentlich die Kreuzzüge hervorgingen, mit Ausnahme Rußlands, alle Staaten Europas umfaßte und das Papstthum eine allgemeine, über dieses weite Gebiet herrschende Macht war, so wird dadurch eine allgemeine Charakteristik dieses Zeitalters gerechtfertigt und gefodert, und eine solche ist in der ersten Abtheilung des dritten Theiles gegeben, welche erst den Gang der Begebenheiten, dann die gemeinsamen Zustände des europäischen Staatswesens und Völkerlebens darstellt. Der Gang der Begebenheiten knüpft sich vornehmlich an jene allgemeine Macht an und demnächst an den Gegensatz, welchen dieselbe an dem weltlichen Oberhaupte des feudalen Europas fand, sowie an die Kreuzzüge; es werden in demselben drei Zeiträume unterschieden, deren erster die Begründung der Übermacht des Papstthums und das Aufsteigen des geistigen Dranges, der zweite den Höhestand der Kirchenherrschaft und der dritte die Überhebung des Papstthums und dessen Vertilgungskampf gegen die Hohenstaufen enthält. Der wesentliche Inhalt des ersten gliedert sich in den Investiturstreit und die im Mönchsthum, in den ersten Kreuzzügen, im Ritterthum und städtischen Bürgerthum hervortretenden gleichzeitigen Äußerungen des Zeitgeistes, der zweite theilt sich in die Zeitalter Bernhard's von Clairvaux, Friedrich I. und des Papstes Innocenz III., der Inhalt des dritten knüpft sich an Honorius III., Friedrich II., Gregor IX., Innocenz IV. und Ludwig IX. Was den sittlichen und religiösen Gehalt der wichtigsten Erscheinung dieses gesammten Zeitalters, des Papstthums, betrifft, so ließ schon der im zweiten Theile uns begegnende Ausspruch, daß nur Derjenige wahre Tugend habe, welcher des Sittengesetzes sich bewußt sei, nur Der wahre Religiosität, welcher glaube, weil er des Glaubens Wahrheit und Heil geprüft — erwarten, daß dem Vers. der äußere Glanz einer Kirche nicht imponiren werde, welche, wie er sagt, zu Blut und Brand aufrief und mit immer neuem Aufwuchs von Satzungen und Bräuchen die Freiheit des Geistes umschlang, und deren System er als ein zwingherrliches, bann- und strafluftiges bezeichnet; allein zugleich widmet er der Persönlichkeit der bedeutendsten Inhaber des päpstlichen Stuhls während dieser Jahrhunderte eine unbefangene, nicht von Vorurtheilen ausgehende, sondern nur die Thatsachen scharf prüfende Würdigung. Auf eine solche stützt sich nun auch die am meisten ausgeführte Ansicht von Gregor VII. Er erkennt des Mannes klar bewußte und willenskräftige Persönlichkeit an, er erkennt in ihm den Vertreter des Geistes seiner Zeit, er verlangt aber, daß die Worte, in welchen derselbe als Ziel seines Strebens innere Reinheit der Kirche und Befreiung aus schmachvoller Herabwürdigung im Staate ankündigt, erklärt und geprüft werden müssen an seinen Thaten, und in diesen findet er den Beweis, daß die Kirche, welche Gregor meinte, nicht die wahre, reine, vom Geist des Friedens und der Liebe erfüllte christliche Kirche, sondern eine geharnischte, tyrannische und strafluftige, störende und befangende war, daß dem Eifer für die Kirche und der mönchischen Selbstverleugnung Eigennutz, Herrschsucht und Freude an Gewaltthat, dem religiösen Triebe der böse Geist der Umtriebe, Schroffheit des Hasses und unchristliche Härte der Festigkeit des Willens zur Seite stand. Anerkannt wird andererseits, daß dem offenen Kampfe Alexander III. gegen Friedrich I. Arglist und persönlicher Haß fremd blieb, und daß in Innocenz III. geistige Hoheit mit Besonnenheit und Mäßigung sich vereinigte; dagegen heißt, in ebenso gerechter Würdigung, Gregor IX. in Schroffheit des Trotzes ein vollendeter Italiener, und von Innocenz IV. heißt es, er sei das Gegenbild zu Ezzelin; was der italienische Charakter an Haß und Grausamkeit zusammenfassen konnte, sei in Beiden gewesen, der Eine habe der Menschheit im Namen des Kaisers, der Andere im Namen der Kirche Hohn gesprochen. Während aber in dem Kampfe zwischen Papstthum und Kaiserthum durch den in denselben bald hineintretenden Geist der Parteiung der Geist des Zeitalters von seiner eigentlichen Bahn sich entfernte, so wird dagegen dieser in ungetrübter Weise dargethan in den erwähnten gleichzeitigen Äußerungen des Zeitgeistes, und sowie der Charakteristik des heiligen Bernhard's sich Andeutungen über die mittelalterliche Mystik und Scholastik anschließen, so findet in dem Zeitalter Friedrich I. die Hinweisung auf ein neu hervortretendes geistiges Element, das römische Recht, und die Darstellung der völlig entwickelten Blüte des Ritterthums ihre Stelle. Die Einigung der germanisch-romanischen Völker zu einer großen Gesammtheit während des Zeitalters der Kreuzzüge macht eine allgemeine Darstellung des europäischen Staatswesens und Völkerlebens möglich und nothwendig. Als der vorzugsweise in jenem bedingende und schaffende Geist wird der Geist der politischen Gesellung nachgewiesen, und sodann erstens vom Personenstande — den Landbewohnern, Juden, Fremdlingen, Bürgern und Ritterbürtigen — und von der Gesetzgebung — dem Herkommen und dem geschriebenen Gesetz —, zweitens von den Anstalten zur Erfüllung des Staatszweckes — vom Recht, Kriegswesen und Staatshaushalt — gehandelt. Das Völkerleben sprach sich zwar bereits in dem Gange der Begebenheiten

aus, allein vieles darauf Bezügliche konnte hier nicht seine Stelle finden, Anderes konnte in rasch fortlaufender Entwickelung nicht als ruhig bestehend und dauernd aufgefaßt werden; der demnach noch übrigbleibende mannichfache Stoff ist in drei reichhaltige Darstellungen der Sittlichkeit, der Literatur, Poesie und Kunst, des Handels und Gewerbes zusammengeordnet.

Sowie wir mit diesen wenigen Worten nur die Grenzen mehrer Abschnitte der ersten Abtheilung des dritten Theiles, ohne auf die reichhaltige Füllung derselben einzugehen, andeuteten, um nicht einen zu großen Raum in d. Bl. für uns in Anspruch zu nehmen, so glauben wir auch deshalb unsere Mittheilung über die zweite Abtheilung beschränken zu müssen, welche die Darstellung der einzelnen verschiedenartigen Gestaltungen des europäischen Volksthums enthält. Für Italien ist, da weder das Papstthum noch der Gegensatz gegen das deutsche Königthum und Volksthum den innern Zwiespalt aufzuheben und Vereinigung zu einem Ganzen zu bewirken vermochte, auch für dieses Zeitalter gesonderte Betrachtung der Lombardei und Mittelitaliens, der Seestädte und der Normannen in Unteritalien und auf Sicilien nothwendig. In Beziehung auf die beiden zuerst genannten Theile Italiens tritt hauptsächlich das Freiheitsstreben städtischen Bürgerthums zugleich mit den Verirrungen des Parteigeistes hervor, und zwar jenes und diese gemeinsam der drei Stadien der volksthümlichen Entwickelung in Ober- und Mittelitalien, nämlich des Aufsteigens während Heinrich IV. und Heinrich V., des Höhestandes während Friedrich I. und des Verfalls während Friedrich II. Zeit; daneben findet Beachtung, was während und trotz der herrschenden Verwirrung auf dem Gebiete der Humanität gedieh; unter den Seestädten findet besonders Venedig, die aufsteigende Macht und die beginnende Aristokratie dieser Stadt, ausführliche Erörterung, und im sicilischen Reiche ziehen vornehmlich das Verschwinden normannischen Volksthums und die Gesetzgebung Friedrich II. die Aufmerksamkeit auf sich. Die Geschichte des französischen Volksthums wird in zwei, durch den Anfang der Regierung des Königs Philipp August geschiedene, Zeiträume getheilt: während des ersten, als dessen Charakter Zerfallenheit von Land und Volk in Gebiete mehrer Herren und Mangel an bedingender Einheit für volksthümliche Entwickelung angegeben wird, werden das nördliche und das südliche Frankreich noch gesondert betrachtet; die Persönlichkeit der Könige ist von geringer Bedeutung, mehr richtet sich der Blick auf den Lehnsadel und den sich erhebenden dritten Stand, und auf Sprache, Wissenschaft und Poesie, und diese ist es, in welcher hauptsächlich das eigenthümliche Volksthum des südlichen Frankreichs aufgesucht wird; für den zweiten Zeitraum wird besonders entwickelt, auf welche Weise die Herrengebiete zu einem Königreiche vereinigt wurden, und sodann Sinn und Leben, Literatur und Kunst dargestellt. Die Sittengeschichte Englands ist in drei Abschnitte getheilt: in dem ersten bis 1154 ist als Haupterscheinung der Gegensatz zwischen Angelsachsen und Normands festgehalten, für den zweiten bis 1216 ist die bedeutsamste Seite das Verhältniß Englands zu Frankreich, der dritte bis zum Tode Heinrich III. wird bezeichnet als das Zeitalter des Reifens der politischen Aussaat der Magna Charta unter Stürmen und Drangsalen durch rohe Gewalt und dem bösen Spiel der Lüge und des Meineides. Die Geschichte der Walen und Iren ist unter diese drei Abschnitte vertheilt, die Geschichte der Schotten in einem Anhange behandelt. In der Sittengeschichte der pyrenäischen Halbinsel geht die Erwägung des Staatenverkehrs der Darlegung des innern Zustandes der christlichen Staaten vorauf. Die Sittengeschichte Deutschlands weist zunächst, der Folge der Begebenheiten sich anschließend, in drei Abschnitten, der Zeit Heinrich IV. und Heinrich V., der Welfen und Staufen und Friedrich II. und des Zwischenreichs, nach, wie das deutsche Volksthum sich überhaupt zu dem Zeitgeiste verhielt und unter dessen Einflusse innerlich sich gliederte, und wie die äußern Bestandtheile desselben sich gestalteten, in diesem Zusammenhange auch des in Wissenschaft und Kunst sich offenbarenden Culturlebens gedenkend; sie erörtert sodann, wie Gesetz und Recht sich fortgebildet, wirft einen Blick auf die Gesittung des Volkes und thut zuletzt, die einzelnen Landschaften des deutschen Reiches durchgehend, dar, wie in dem gemeinsamen deutschen Wesen die alte Verschiedenheit der Hauptstämme sich noch zum Theil erhalten, aber zugleich auch Manches sich an einzelne der neugestalteten landesherrlichen Gebiete geknüpft habe und eine beiweitem buntere Mannichfaltigkeit als früher sich zeige. Der Sittengeschichte Deutschlands schließt sich die Sittengeschichte derjenigen Länder an, nach welchen entweder deutsches Volksthum verpflanzt worden ist, oder auf welche wenigstens ein Widerschein deutschen Wesens fällt, nämlich Polens und der südbaltischen Küstenlande, und hier nimmt die Germanisirung Preußens und Schlesiens die bedeutenste Stelle ein. Mit gleicher Sorgfalt, wie in dem vorigen Zeitalter, ist darauf die Sittengeschichte Skandinaviens behandelt: die Insel Island, welche auch noch in diesem Zeitalter als die treueste Pflegerin eines von andern Staaten sehr wenig bedingten skandinavischen Volksthums erscheint, ist vorangestellt, und der Abriß, welcher von der isländischen Nationalliteratur gegeben ist, kann als die gründlichste Anleitung zu genauerm Studium des Gegenstandes empfohlen werden; in Beziehung auf Norwegen wird zunächst der Gang der Begebenheiten bezeichnet und sodann die Staats- und Kirchenordnung und das Volksleben dargestellt, und in gleicher Weise ist die Sittengeschichte Schwedens und dann Dänemarks behandelt. Ungarn, das griechische Kaiserreich und endlich Rußland und die Mongolen bilden den Inhalt der drei letzten Abschnitte. 14.

Bibliographie.

(Bartillat.) — Erinnerungen an den Feldzug in Afrika im Jahre 1830, und auf die Unterhandlungen, welche ihm vorausgingen, von officiellen, zur Hälfte noch ungedruckten Actenstücken begleitet. Aus dem Französischen des Obersten Bartillat, von M. Fr. Thielen. Gr. 8. Wien, Schaumburg und Comp. 1837. 20 Gr.

Gunow, Satirischer Hopser. Ein Jubelbuch. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1837. 1 Thlr.

Geschichte der außereuropäischen Staaten. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. 1ster Band. Chinesische Geschichte. Von C. Gützlaff. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Geschichte des chinesischen Reiches. Von C. Gützlaff. Aus dem Englischen von F. Bauer. 1ster Band. Gr. 8. Quedlinburg, Basse 1 Thlr. 6 Gr.

Krebs, J., Der moderne Rübezahl. Ein Cyclus von Reisenovellen. Aus den Papieren eines Dichters herausgegeben. 1stes, 2tes Bändchen. Kl. 8. Breslau, Friedländer. 1837. 2 Thlr.

Leffmann, D., Nachlaß. 1ster Theil. Georg von Podiebrad. Die Schmalkalder. I. Unparteiische Literatur-Zeitung. Ein Gelegenheits-Scherz. Der Taugenichts. Gesammelte Blättchen. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Morier, J., Sämmtliche Werke. Aus dem Englischen von F. W. Bruckbräu. 1ster Theil. Ajischa, die Jungfrau von Kars. — Auch u. d. T.: Ajischa, die Jungfrau von Kars. Von J. Morier. Aus dem Englischen u. s. w. 1ster Theil. (1ste Lieferung.) 16. Augsburg, von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung. 1837. 4 Gr.

Mundt, T., Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Gr. 12. Berlin, Veit und Comp. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Pulvermacher, Das schwarze Kreuz am Hause. Novellen-Cyclus. 8. Breslau, Friedländer. 1837. 1 Thlr.

Über Lenau's Faust. Von Johannes M.....n. 8. Stuttgart, Cotta. 8 Gr.

Winterling, C. W., Poetische Mittheilungen in vier Büchern. 8. Nürnberg, Campe. 1837. 18 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 18. 27. December 1836.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Rußland. *)

1. Recueil des actes de la séance publique de l'académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg, tenue le 29 décembre 1834. Avec deux planches. Petersburg 1835. Gr. 4.

Dem Zwecke unserer Blätter gemäß dürfen wir uns nur auf zwei Aufsätze und einen Bericht des Akademikers Struve beschränken. Die Sammlung eröffnet auf eine lehrreiche Art: „Etat de l'académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg à la fin de l'année 1834". Außer dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten und dem beständigen Secretair Fuß werden die einzelnen Mitglieder der Akademie, mit genauer Bezeichnung der Titel und Auszeichnungen, die sie genießen, und der Ämter, die sie bekleiden, vollständig aufgeführt, mit Einschluß der Ehrenmitglieder und der correspondirenden Mitglieder. Hierauf folgt ein ausführlicher Bericht von den denkwürdigsten Ereignissen aus dem Jahre 1834, dem eine Übersicht über die Werke beigefügt ist, die bereits erschienen sind oder noch unter der Presse sich befinden. In der Beilage ist außer einigen Schreiben ein anziehendes Verzeichniß von kostbaren Werken und Sammlungen, die vom In- und Ausland, durch den Kaiser Nikolaus, durch Universitäten, Akademien, gelehrte Gesellschaften aus den verschiedensten Ländern Europas und Rußlands, sowie durch Privatgelehrte der Bibliothek der kaiserlichen Armee der Wissenschaften verehrt worden sind. „Rapport sur le voyage archéographique par *M. P. Stroieff*, voyageur-archéographe et membre correspondant de l'académie." Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hatte diesen Gelehrten beauftragt, eine archäologische Reise durch das europäische Rußland zu unternehmen, um eine möglichst genaue und ausführliche Kenntniß von den geschriebenen Denkmälern zu erlangen, die sich auf die vaterländische Geschichte, auf die Diplomatik, Gesetzkunde u. s. w. beziehen. Die Ergebnisse, die hier über den gesegneten Erfolg dieser umfassenden und gewinnreichen wissenschaftlichen Unternehmung dargelegt worden, hat Ref. aus einer andern gedruckten Quelle in seiner ersten Mittheilung gegeben.

Der Auszug aus dem Berichte des Akademikers Struve an die Commission der Sternwarte über die auf einer Reise nach dem Auslande im Jahre 1834 für die Sternwarte zu Pulkowa bestellten astronomischen Instrumente bringt mehre lehrreiche Nachrichten zu unserer Kenntniß. Der Reisende hatte von dem Kaiser mündlich den Auftrag erhalten, für die zu begründende wissenschaftliche Anstalt die vollkommensten Apparate anzuschaffen, welche nach dem jetzigen Zustande der Mechanik und Optik erreicht werden können und den höchsten Foderungen entsprechen, welche die Astronomie an eine Sternwarte zu machen berechtigt ist. In dieser Aufgabe lag nicht nur die Nothwendigkeit, die erfoderlichen Instrumente zu bestellen, sondern auch jede auf der Reise sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um die erlangte Einsicht von der zweckmäßigsten Einrichtung einer Sternwarte und ihrer einzelnen Theile zu erweitern, um die Urtheile sachkundiger, verständiger Astronomen und Künstler über die Plane der pulkowaer Sternwarte zu vernehmen.

Die Reichenbach'schen und Frauenhofer'schen Kunstwerke wurden als die vorzüglichsten anerkannt. Daher mußte auch Deutschland das Hauptziel der Reise sein. Bewährten Beurtheilern, einem Bessel, Encke, Olbers, Schumacher, hatte Struve Gelegenheit, die Plane der pulkowaer Sternwarte vorzulegen, und genoß überall die Genugthuung, berichten zu können, daß die Anlage sowol im Allgemeinen als im Einzelnen sich des ungetheilten Beifalls dieser Kenner erfreute, daß er nach vielfältiger Besprechung auf keine Unvollkommenheit derselben geführt worden, sondern daß vielmehr die speciellen Einrichtungen der Beobachtungslocale, wie er sie, als von der Commission beabsichtigt, auseinandersetzte, alle als richtig anerkannt wurden. Ein gleiches Urtheil fällten die Künstler Repsold, Ertel, Pister, sowie der königl. sächsische Staatsminister, ehemaliger Director der freiberger Sternwarte, von Lindenau und Hr. von Steinheil in München. Eines gleichen Beifalls hatte er sich zu erfreuen in Berlin bei dem Hrn. von Humboldt und dem Architekten Schinkel. Ersterer stimmte als Sachkenner der Meinung der Astronomen bei, daß seit der Begründung des Museums in Alexandrien unter den Ptolemäern nie eine gleichumfassende Idee zum Wohle der Astronomie von einem Regenten großmüthig befördert und zur Ausführung gebracht worden sei. Der Letzte beurtheilte als Sachverständiger die Leistungen des petersburger Architekten mit der ehrenvollsten Zustimmung. Die Hauptbestellungen wurden in München und in Hamburg gemacht, an welchen Orten der Akademiker Struve mehre Wochen sich aufhielt, nachdem durch briefliche Mittheilungen früher die geeignetsten Vorbereitungen gemacht worden waren. Eine kurze Übersicht des reichen Ertrags, nach Classen geordnet, möge die beste Lobrede dem großartigen Unternehmen geben. a) Optische Werkzeuge: 1) der große Refractor, 2) der Heliometer, 3) kleinerer Refractor, 4) Kometensucher; b) Meßapparate und andere Werkzeuge: 1) Meridiankreis, 2) Mittagsfernrohr im Meridian, 3) Verticalkreis, 4) Durchgangsinstrument im ersten Verticale, 5) kleinere Instrumente, 6) meteorologische Instrumente, 7) Ausrüstung der mechanischen Werkstatt der Sternwarte. c) Uhren und Chronometer. Übrig bleibt nun noch zu bestellen eine Pendeluhr und fünf Weckuhren. Die ungefähren Kosten aller zur ersten Ausrüstung der Sternwarte erfoderlichen Instrumente belaufen sich auf 231,428 Rubel 72 Kopeken.

2. Petersburger Kalender auf das Jahr 1835.

Dieser Kalender verdient wegen seiner wohlgeordneten Einrichtung und wegen mehrer lehrreichen und anziehenden Bestandtheile seines mannichfaltigen Inhaltes die gerechte Aufmerksamkeit auch außerhalb der Grenzen des russischen Reichs. Wir rechnen dahin: a) Länge der Planeten am ersten Tage jeden Monats und Angabe des Laufs. b) Tafel der merkwürdigsten Zahlenverhältnisse unsers Sonnensystems. c) Verzeichniß der Örter des russischen Reichs, deren Lage durch astronomische Beobachtungen bestimmt ist. d) Nachricht, an welchen Tagen die Newa seit 1718—1833 auf- und zugegangen. Das Eis ging in allen diesen Jahren auf in den letzten Tagen des März und in der ersten, zuweilen auch in der letzten Hälfte des Aprils. Der Strom ward hingegen mit Eis belegt zwischen dem Ende des Octobers und dem Anfange des Decembers. e) Tabellarische Übersicht der gegenseitigen Entfernungen der vornehmsten Städte des russischen Reichs. In alphabetischer Ordnung wird die Entfernung von Petersburg aufgeführt. f) Verzeichniß der Städte und Städtchen des Königreichs Polen, nebst Anzeige der Entfernung derselben von den russischen Grenzstädten und Warschau und der in denselben befindlichen Postämter. Die Entfernung ist angegeben in polnischen Meilen, deren 20 gleich sind 15 geographischen deutschen Meilen oder 104⅛ Werften. g) Verzeichniß der Städte, Städtchen und Postcomtoirs des Großfürstenthums Finnland, nebst Anzeige ihrer Entfernungen von Petersburg, Moskau und Helsingfors. Hier ist die Berechnung in Werften gemacht. Von geographischer Wichtigkeit ist besonders b) Verzeichniß der

*) Vgl. Nr. 23, 31, 83—85 d. Bl. D. Red.

Städte und merkwürdigsten Örter des russischen Reichs, mit Angabe der Zahl ihrer Einwohner für das Jahr 1830. Hieran schließt sich i) Tabelle über den Flächenraum und die Bevölkerung der Erde; k) Tabelle der vornehmsten europäischen Staaten und Hauptstädte, nach Bezeichnung der Meilen, Zahl der Einwohner, nördlicher Breite, Länge, vom ersten Meridian gerechnet, und Entfernung von Petersburg. Mit gleichen Zwecken und in gleicher Form folgen drei Tabellen (l, m, n) der vornehmsten Staaten und Besitzungen, sowie der vornehmsten Städte in Asien, Afrika und Amerika. Nicht weniger nützlich ist o) Tabelle der vornehmsten Inseln und Colonien in Australien, sowie der einzelnen Städte. Hier nehmen eine Stelle ein die südlich und nördlich vom Äquator gelegenen westlichen und östlichen Inseln. Noch gedenken wir als einer vortheilhaften Erleichterung des gegenseitigen Betriebs p) der Tabelle ausländischer Gold- und Silbermünzen, nebst Angabe ihres Werthes in russischem Gelde. Die vorzüglichsten Gold- und Silbermünzen in Europa, der Türkei, Nordamerika, Ostindien und Persien werden in einer alphabetischen Übersicht zur Kenntniß der Leser gebracht. Tabellen der gebräuchlichsten Längenmaße, der Wegemaße, der Hohlmaße für flüssige Körper, der Getreidemaße, der Flächenmaße bildet in der Reihenfolge einen passenden Schlußstein. Von Seiten des geschichtlichen Werthes zeichnet sich aus ein chronologisches Verzeichniß der denkwürdigsten Begebenheiten seit dem Anfange des Jahres 1832 bis zum Ende des Decembers 1835, und in naturhistorischer Hinsicht gewährt eine lehrreiche Unterhaltung ein chronologisches Verzeichniß der merkwürdigsten Naturbegebenheiten während des genannten Zeitraums.

3. Notice chronologique d'une centaine d'ouvrages pour la plupart historiques et géographiques tant arabes, que persans et turcs, qui manquent en grande partie aux différentes bibliothèques de l'Europe et dont il serait à propos, que les personnes, qui séjournent dans le levant, cherchassent dans l'intérêt des sciences à se procurer les originaux ou des copies fidèles. Petersburg 1834.

Der Staatsrath, Ritter von Frähn in Petersburg, aus dessen Händen uns dieser literarische Schatz unlängst zugekommen ist, hat für den hier geltend gemachten Vorschlag zur Erwerbung orientalischer Handschriften, um sich einen neuen Kanal in das mohammedanische Mittelasien zu eröffnen, von dem umsichtigen russischen Finanzminister, Grafen von Cancrin, die kräftigste Unterstützung und von dem Kaiser die Bewilligung einer namhaften Summe erhalten. Exemplare des vorliegenden, hundert Nummern in der Ursprache, die mit einer russischen und französischen Übersetzung begleitet sind, umfassenden Verzeichnisses, welches den langen Zeitraum vom 9. bis zum 18. Jahrhundert begreift, sind an die sämmtlichen Zollämter und Barrièren des südlichen Sibiriens abgeschickt worden, um von dort mit Reisenden und Handelskarawanen weiter nach Chiwa, der Bucharei, Khorasan, Khokand, dem chinesischen Turkestan u. s. w. befördert zu werden. Um nachzuforschen mit dem ersprießlichsten Erfolge dem verborgenen Sitze der gewinnreichsten Reisebeschreibungen, Chroniken, geographischen, historischen Werke u. s. w., deren einstiges Dasein der emsige Literator in den versteckteften Winkeln erspäht hat, sind von unserm unermüdet thätigen Frähn als begleitende Wegweiser die erforderlichen Kennzeichen und Aufklärungen, Sprache, Verfasser und Inhalt betreffend, nach Jahrhunderten geordnet, beigefügt.

4. *Chr. M. Fraehnii* de Il-Chanorum seu Chulaguidarum numis commentatio. Accedunt nonnulli aliarum dynastiarum Mohammedanarum numi anecdoti eodem interprete. Mit vier Kupfertafeln. Petersburg 1834. 4.

Die in der vorliegenden Abhandlung vorgeführten und verdeutlichten Münzen gehören einer mongolischen Dynastie an, die kaum 100 Jahre, von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts gedauert hat, und sind eine reiche Fundgrube für die mannichfaltigsten palaeographischen, kritischen, philologischen und geschichtlichen Aufklärungen geworden, wovon nachstehende kurz zusammengedrängte Darstellung die Kundigen überzeugen wird. Die Chulaguiden, von Chulagu, dem Enkel des Dschingis-Khan, abstammend, führen auch den Namen Il-Khan, daher die Aufklärung desselben vor der Entzifferung der Münzen mit Recht versucht wird. Nicht unwahrscheinlich wird für die Bedeutung von „tapferer Khan" entschieden, nachdem andere vorgebrachte Meinungen weniger genügend geschienen haben. Die Inschriften sind größtentheils in arabischer, nicht selten auch in mongolisch-arabischer, mitunter jedoch in mongolisch-tibetisch-arabischer Sprache, sowie, mit wenigen Ausnahmen, in persischer oder persisch-arabischer, oder gar in persisch-georgischer Sprache abgefaßt. Eine geringe Bedeutsamkeit haben die Bildnisse, die man in mannichfaltigen Gestalten gewahr wird, weil sie sich weder auf irgend eine Landessitte noch auf irgend eine denkwürdige Thatsache beziehen, sondern mehr Erzeugnisse einer bloßen Willkür zu sein scheinen. Erwägt man den außerordentlichen Umfang von den Ländern Westasiens, welche unsere mongolische Dynastie von dem Drus bis zum Euphrat einst beherrscht hat, so darf der große Reichthum von Münzen nicht befremden, die nach vorhandenen Beschreibungen in 18 aufgeführten Münzsammlungen und nach einer von Frähn in 12 andern, und zwar russischen, Museen unternommenen Durchmusterung in einer lehrreichen Übersicht den Lesern vergegenwärtigt worden. Zuletzt ist noch Kunde gegeben von vier andern auswärtigen Sammlungen, deren Bestandtheile nur zum Theil mit eigner Anschauung, großentheils mit fremden Augen erforscht werden. Nach dieser Vorbereitung werden diejenigen mongolischen Münzen, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, vor der Gründung der Chulaguidischen Herrschaft, auf Befehl von Unterkönigen, Statthaltern und Vasallen geprägt worden, mit gründlichen Anmerkungen beschrieben. Nun kommt (S. 15—66) die Reihe an die eigentlichen Chulaguidischen Münzen, mit stetter Berücksichtigung der von dem Verf. selbst in frühern Münzschriften gegebenen Aufklärungen und mit nützlicher Anwendung derjenigen Hülfe, die Dr. Jakob Schmidt in Petersburg, der erste Kenner der mongolischen Sprache und Literatur, theils in dem „Mongolisch-Deutsch-Russischen Wörterbuche", theils in der „Kritisch-philologischen Zugabe u. s. w." dargereicht hat. Nicht genug kann der Gewinn gerühmt werden, den dieser wenig bearbeitete Zweig der asiatischen Münzkunde durch Frähn's neue Anstrengungen erhalten hat, die (S. 66—70) durch „Elenchus urbium, quarum ex monetis numi nomini vel Chaghanorum, vel Il-Chanorum dati prodiere", und durch: „Index numerorum, sub quibus numi Il-Chanici in tabb. III et IV delineati, in commentt. superioribus digesti sunt" an Werth und Brauchbarkeit nicht wenig bereichert sind. Der übrige Raum (S. 71—84) ist gewidmet den „Paralipomena numorum in tabb. III et IV delineatorum s. variarum dynastiarum Mohammedanarum maxime gentis Seldschukidicae", diese, aus den Sammlungen der asiatischen Schule in Petersburg und der Universität zu Charkow zum ersten Male vorgeführten, überaus seltenen und denkwürdigen Münzen, denen späterhin aus denselben Quellen mehre nachfolgen sollen. Es werde hier noch die beachtungswerthe Bemerkung (S. 81, 82) ausgehoben, daß überall ein auffallender Mangel an Münzen sich zeige, die in der arabischen Halbinsel selbst geprägt worden seien, obgleich die seit Jahrhunderten dort umherwandernden Karawanen einen reichen Vorrath erwarten ließen. Keine einzige in der Stadt Mekka geschlagene Münze sei bisher bekannt geworden (fälschlich habe man einige dorthin gezogen), und doch ließe sich, einzelnen in arabischen Denkmälern aufbewahrten Nachrichten zufolge, das frühere Dasein derselben nicht bezweifeln.

5. Über die ehemalige mongolische Stadt Ukek, im Süden von Saratow, und einen dort unlängst gemachten Fund von Ch. M. Frähn. Petersburg 1835. 4.

Das Gebiet der goldenen Horde hat für den Geschichtforscher keine geringe Bedeutsamkeit, weil in mehren Bezirken

esselben vor Jahrhunderten Handelsstädte, Residenzen und andere ansehnliche Städte blühten, die, wenn nicht Münzdenkmäler, russische und mohammedanische Geschichtswerke oder europäische Reiseberichte ihr einstiges Dasein beurkundeten, jetzt, nachdem verheerende Kriege ihr Loos gewesen sind, bis auf die letzte Spur aus dem Andenken der Menschen verschwunden sein würden. Unter solchen dürftigen Überbleibseln ehemaliger Herrlichkeit nehmen die sparsamen Trümmer der Stadt Ukek, die wir südlich von Saratow am rechten Ufer der Wolga suchen dürfen, die gerechte Aufmerksamkeit in Anspruch. Der älteste Schriftsteller, der dieser Stadt Erwähnung thut, scheint Marco Polo gewesen zu sein. Sein Vater und Oheim, erzählt er S. 3), seien von Sudak zum Birka Khan gekommen, der damals, d. h. kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, bald zu Bulghar, bald zu Saraï sich aufhielt, und ihre Rückreise zunächst gegen Osten nehmend, hätten sie eine Stadt Ukaka erreicht, die die Grenzstadt des Khans der westlichen Mongolen oder des sogenannten Dschutschi Uluss gewesen sei. In diesem Namen, der mit einzelnen Abweichungen in der Orthographie geschrieben wird, hat man aber, wie S. 4 mit wahrscheinlichen Gründen gezeigt wird, keine andere Stadt als Ukek zu suchen. Mit dieser Ansicht stimme auch die Äußerung Ibn Batuta's (eines arabischen Reisebeschreibers aus dem 14. Jahrhundert) überein, daß eine Tagereise (westlich) von Ukek sich schon die Gebirge der Russen zeigten. Die weitere Reise, die unsere venetianischen Reisenden nach Bochara genommen, habe ich in derselben Richtung fortbewegt, die man auch zu Ibn Foszlan's Zeit im 10., zu Jenkinson's Zeit im 16. Jahrhundert und endlich bis auf unsere Tage gewöhnlich beobachtet finde. Bestätigung für die Richtigkeit dieser Annahmen gewährten, fährt Frähn S. 5 fort, die Münzen, die den Namen Ukek als Prägeort führten und unter der Regierung und mit dem Namen Toktogú Khan's, des Vorgängers von Usbeg Khan auf dem Throne von Saraï, im Jahre 1306 unserer Zeitrechnung geprägt worden seien. Von dem Dasein der Stadt Ukek würden wir nicht nur in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch die wichtigen Zeugnisse eines Abulfeda und Ibn Batuta unterrichtet, sondern gegen das Ende desselben Jahrhunderts trete uns der Name Ukek zum letzten Male entgegen; denn hier war es, wo die zerstörungssüchtigen Horden des siegreichen Timur die Stadt Ukek plünderten und einäscherten. Spätere Zeugen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts schildern die Stadt Uwek (so wird Ukek geschrieben); einer unter ihnen, Christopher Burrough, ein Agent der englischen Handlungscompagnie, meldet: an der Stelle der Stadt Oueak, die, nach Aussage der Russen, zugleich mit einem Theile des Kastells wegen der Ruchlosigkeit ihrer Einwohner durch Gottes strafende Gerechtigkeit von der Erde verschlungen worden sei, gewahre man gewisse Gräber, die, wie es scheine, für Personen von hohem Range bestimmt gewesen; denn man gewahre auf einem dieser Grabsteine die Figur eines Mannes zu Pferde, der einen Bogen in der Hand und einen Köcher mit Pfeilen an der Seite hatte. Von allen diesen gerühmten Herrlichkeiten haben die neuesten Reisenden aus der letzten Hälfte des vorigen und aus dem Anfange dieses Jahrhunderts keine Spur zu entdecken vermocht; nur gemauerte Keller und Scherben, die hinsichtlich der Farben und der Sauberkeit sich besonders wohl erhalten hätten, wären den Augen der Suchenden allein sichtbar geworden. Beachtungswerth und vielleicht folgenreich ist die Nachricht (S. 12), daß man dort beim Graben nicht blos tatarische Silber- und Kupfermünzen, sondern auch Ringe, Ohrgehänge, kupferne Geschirre, ja selbst Putzsachen von Gold gefunden hat. Ein neuer, obschon kleiner Fund ist unlängst von dasigen Bauerkindern gemacht und von dem stellvertretenden Civilgouverneur von Saratow eingesandt worden. Der Frähn'sche Bericht hierüber, der wünschen läßt, daß ferner sorgfältigere und ausgedehnte Nachgrabungen unternommen und die Alterthümer vor dem Untergange gerettet werden mögen, wird theilnehmenden Lesern in nachstehender Mittheilung willkommen sein.

I. Die sieben Silbermünzen sind sämmtlich aus dem 14. Jahrhundert und rühren von Khanen der goldenen Horde her. Nr. 1 ist eine sehr merkwürdige Münze der Stadt Madscher vom Jahre 1310 oder 1315 der christlichen Zeitrechnung. Sie ist, sowie alle übrigen, von dem Herausgeber früher bekannt gemacht worden. Nr. 2 und 3 sind Münzen von Usbeg Khan in Saraï geprägt. Dieser Stadtname ist jedoch, sowie das Datum, verwischt. Nr. 4, auch von Usbeg Khan, aber in Bulghar geprägt, vermuthlich im Jahre 1332. Nr. 5. Münze einer uns noch unbekannten Stadt des goldenen Hordenreichs, deren Name Muchschi gewesen, wie es scheint. Sie ist vermuthlich ebenfalls von Usbeg. Nr. 6 von Dschani-Beg Khan in Neu-Saraï um das Jahr 1354 geprägt. Nr. 7 von Berdi-Beg Khan, Gulistan vom J. 1357.

II. Die kupferne achteckige Form ist gewiß kein Spiegel, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach ein Probegewicht oder eine Richtmünze. Genauere, befriedigende Aufklärung läßt sich nicht geben.

III. Was endlich die kleine silberne Figur betrifft, so ist sie, wenn man sie nicht stehend, sondern liegend betrachtet, nichts Anderes, als die Figur eines schmächtigen Frosches, der als Zierath, vielleicht als Ohrgehänge, gedient haben mag, wie die durch den Kopf getriebene Öffnung wahrscheinlich macht.

Ref. erlaubt sich noch, auf einige ungedruckte Schätze von Vorlesungen aufmerksam zu machen, die Staatsrath Frähn in den wöchentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Petersburg über größtentheils geschichtlich orientalische Gegenstände während der letzten 18 Jahre gehalten hat,

1. Symbolae ad Bulgharicae urbis quondam ad Volgam florentissimae, nunc vero in ruderibus jacentis historiam a. 1818. 2. Saraï el-dschedide et Saraitschûk num una eademque urbs habenda sit. Disquisitio philologico-historica a. 1819. 3. De Choresmia regionis cognominis urbe primaria. Disquisitio prior a. 1822. 4. Untersuchungen über das Zeitalter und die Schriften mehrer, für Rußlands ältere Länder- und Völkerkunde wichtiger, größtentheils mohammedanischer Autoren. Erste Abtheilung. 1822. 5. Die einzig haltbare Etymologie des Namens der Khasarenstadt Sarkel. 1822. 6. Rabbi Petachjah über die Polowzer oder Komanen. Eine Nachlese. Voran Untersuchungen über die geographische Literatur der Juden. Erste Abtheilung. 1824. 7. De Dschelaled-din Mahmud Dschami Bek Chano Ordae aureae. Commentat. a. 1825. 8. Nähere Beleuchtung des Beinamens, welchen der griechische Astronom und Geograph Ptolemäus bei den Arabern führt. 1826. 9. De Bortasiis Diss., qua hujus populi Chronicis Russicis memorati res obscurae et involutae admoto scriptorum Mohammedanorum lumine aliqua ex parte illustrantur. Partic. I et II a. 1826, 1827. 10. De defectibus rei numismaticae Mohammedanae disseruit simulque largissima numismatum anecdotorum copia ex variis Museis in medium producta haud paucos supplevit. Comment. I, II, III. a. 1828. 11. Additamenta ad Commentationes suas de defectibus etc Partic. I. a. 1830. 12. Untersuchungen zur Aufhellung der Geschichte Taberistani's während der ersten Jahrhunderte der Hedschra bis zum Auftritte der Ailden (Dais 1829).

6. Die Oststämme der Mongolen von J. Jak. Schmidt. Als Auszug bearbeitet und gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie den 29. December 1832.

Die Mongolen und ihre Geschichte bieten, erinnert der gelehrte Forscher sehr wahr, die Erscheinung einer Nation dar, die plötzlich ungekannt und ungeahnt aus ihrer Dunkelheit auf den Weltschauplatz trat und sich durch ungeheure Eroberungen und Stiftungen von eignen Dynastien in ausgedehnten fernen und fremden Reichen einen unauslöschlichen Namen erwarb, ohne jedoch die schnell erworbene Größe dauerhaft behaupten zu können, indem der ganze Cyklus derselben kaum mehr als anderthalbhundert Jahre umfaßt und die Nation unter raschem Sinken sich am Ende dieser Zeit beinahe auf demselben Zeit-

punkte befand, von welchem sie ausgegangen war. Eingedenk, daß Stämme eines Nomadenvolkes nur diejenigen sind, die fortwährend durch das Band einer und der nämlichen Sprache miteinander verbunden sind und die sich selbst gegenseitig als Glieder eines und desselben Volkes anerkennen, beschränkt sich der Verf. auf diejenigen Stämme, die noch wirkliche Mongolen sind, die bis auf den heutigen Tag die mongolische Sprache reden und die schon seit längerer Zeit Anhänger eines gemeinschaftlichen Glaubens, des Buddhaismus, geworden sind. Was wir von den Schicksalen dieser Stämme, von ihren Wohnplätzen, Einrichtungen und von ihrer Verwaltung wissen, verdanken wir fast ohne Ausnahme den von der jetzt in China herrschenden Dynastie darüber bekannt gemachten, in Europa jedoch noch größtentheils unbekannten Nachrichten; denn was in den Reisen von Missionen und Gesandtschaften, was in den Schriften der pekinger Jesuiten und Deguigne's sowol, als in denen der neuen pariser von ihnen berichtet wird, ist zu fragmentarisch, fehler- und mangelhaft, um gehörige Belehrung zu gewähren. Über die Namen sämmtlicher mongolischen Stämme, Geschichte und Wohnsitze gibt vollständige Aufklärung ein im 24. Jahre der Regierung Kianlung (1778) und auf Befehl dieses Kaisers in chinesischer, mandschuischer und mongolischer Sprache verfaßtes großes Werk. Ein mongolisches Exemplar desselben in sechs Bänden, kl. Fol., die zusammen 120 Hefte oder Abschnitte enthalten, besitzt die reiche Sammlung des wirklichen Staatsraths Baron Schilling von Canstadt. Der Titel ist: „Auf allerhöchsten Befehl verfaßtes genealogisches Verzeichniß der Fürsten sämmtlicher Stämme der auswärtigen Mongolen und Türken, nebst ihrer Geschichte", und zerfällt in zwei Haupttheile, von welchen der erstere kleinere die tabellarischen Verzeichnisse der Stämme, ihre militairische Organisation, sowie die Namen und Rangclassen ihrer höhern und niedern Erbfürsten, Oberhäupter und Vorgesetzten in genealogischer Folge enthält. Der zweite Haupttheil des Werkes: „Schastir", d. h. Geschichte oder geschichtliche Beschreibung, genannt, ist ungleich größer als der erste. Er enthält die Geschichte eines jeden Stammes besonders, sowie auch die seiner einzelnen Fürsten und der zum Fürstenstamme gehörigen obern Beamten seit dem Anfange der Mandschu-Dynastie, nebst auszeichnender Erwähnung ihrer Thaten. Ferner werden in demselben die geographische Lage der Wohnsitze eines jeden Stammes, die Länge und Breite dieser Wohnsitze, ihre Entfernung von Peking, ihre Grenzen u. s. w. angezeigt. Die kaiserliche Vorrede zum Werke, zugleich auch Befehl zur Abfassung desselben, ist zwar vom 24. Jahre der Regierung Kianlung's oder 1778 datirt, die in demselben vorkommenden Begebenheiten aber gehen bis zum 60. Jahre dieser Regierung oder 1794, sodaß die Abfassung dieses Werkes mindestens sechszehn Jahre Zeit erfodert hat. Diese kurze Ansicht, die dem gegenwärtigen Zwecke angemessen ist, wird mit einigen allgemeinen Betrachtungen über die politischen Berührungen und Verhältnisse, in welchen sie rücksichtlich ihrer geographischen Lage jetzt zu Rußland stehen, und über Dasjenige, was die Zukunft in dieser Hinsicht erwarten läßt, beschlossen.

Wer stimmt nicht mit dem umfassenden Kenner der mongolischen Literatur überein, wenn er in den letzten Zeilen seiner gediegenen Abhandlung ausruft: „Diese ernste Zukunft und das Bedürfniß der Geistesveredelung mittels der Cultur der Wissenschaften, sowie der Verbreitung der Nationalindustrie, mahnen uns indeß an die dringende Nothwendigkeit, das orientalische Sprach-, Geschichts-, Länder- und Völkerstudium nicht zu versäumen, sondern vielmehr auf der ruhmvollen Bahn fortzuschreiten, die bereits eröffneten Quellen mit Eifer zu benutzen und ergiebiger zu machen, sowie auch so manche neue oder noch wenig beachtete aufzufinden und zu bearbeiten, indem es Rußland vorbehalten zu sein scheint, hoffentlich bald eine neue, schönere Morgenröthe des Geistes durch die auf dem Orient lagernden Nachtnebel durchstrahlen zu lassen."

Die vorstehende Abhandlung erinnert an eine andere, ebenfalls in Deutschland wenig bekannt gewordene, nicht minder verdienstliche Erörterung „Über den Ursprung des Namens Mandschu", die derselbe Isaak Jakob Schmidt in der „Petersburger Zeitung", 1834, Nr. 253, niedergelegt hat.

Das ostasiatische Volk, welches in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts China eroberte und diesem Reiche eine neue, jetzt noch herrschende Dynastie gab, führt bekanntlich den Namen Mandschu. Woher dieser Name, dessen Ursprung auszumitteln so viele Gelehrte mit vergeblicher Anstrengung sich bemüht? Die endliche Lösung dieser schwierigen Frage verdankt unser Forscher einer zufälligen Entdeckung in dem oben beschriebenen mongolischen Werke in der überaus reichen Sammlung des Barons Schilling von Canstadt. Im Jahre 1642 nämlich wurde in einem Glückwunschschreiben dem Khan in Mukden, der Hauptstadt des Landes, Mandschus'ri jeke Choangti, der große Kaiser Mandschus'ri beigelegt. Da nun solchergestalt der Titel des Buddha's der Weisheit (dies ist Mandschus'ri bei den Buddhaisten) auf den Chagan überging, so verblieb seit der Zeit (Worte des mongolischen Textes) der Hauptklang des Titels, das Wort Mandschu, als Name. Der Name ist also durch buddhaistischen Einfluß entstanden.

Ant. Th. Hartmann.

Die Geschichte des Cevennenkrieges. Ein Lesebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Therese Huber. Stuttgart, Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist ein seltsames Vorurtheil, daß ein Buch nicht viel taugen möge, dessen Titel nichts taugt, und doch haben wir Schulfüchse und Pedanten so etwas wie Antipathie gegen kleinen logischen Unsinn auf Titeln und Aushängeschildern, daß wir uns auf offener Straße überfahren lassen, wenn wir im Begriffe sind, einen grammatischen oder orthographischen Fehler auf einer Firma zu corrigiren. Rec. wollte wegen des äquivoken Passus auf dem Titel dieses Buchs das Buch selbst gar nicht lesen, bis er sich erinnerte, daß ja die verstorbene Verfasserin nicht selbst den Titel verfaßt haben könne. Es war ihm so wunderlich, daß diese sonst so geachtete Frau die Zunge noch im Grabe gebrauchen und erzählen solle, obwol er recht gut wußte, wie der Titelmacher es gemeint haben will.

Bekanntermaßen ist durch Tieck der Cevennenkrieg Mode geworden, d. h. jeder Gebildete muß ihn gelesen haben. Andere haben sogar gewagt, sich neben Tieck zu stellen, und z. B. Momente aus der Geschichte dieses Krieges zu theologischen Romanen benutzt, wohin „Der Pfarrer von Andouse" gehört. Endlich kommt nun die Verfasserin und zieht diesem schönen Phantom eines Glaubenskrieges die fanatisch-enthusiastischen Kleider aus und zeigt dem Volke einige der ruchlosesten Regierungsstückchen Ludwig XIV. (welche man jetzt wiederanfängt zu vergöttern und den größten Heroenthaten zuzuzählen) und die schauderhaftesten Repressalien dagegen, welche nur eine Handvoll Schwärmer im Namen Gottes vollbringen konnte, in puris naturalibus.

Diese Entkleidung ist aber herzlich matt, saft- und kraftlos und ohne alle Phantasie, ohne alle historische Weihe und planlos vorgetragen, und die Verfasserin hätte gegründete Ursache, über die Herausgabe dieses unreifen Productes zu zürnen.

Wir wollen die kleinen historischen Irrthümer, deren mehre in dem Werkchen sind, die zahlreichen unnützen Weitschweifigkeiten und Wiederholungen nicht genauer berühren und nur den Wunsch aussprechen, daß Jemand mit Beruf dazu den Cevennenkrieg nach den guten vorhandenen Quellen aller Welt erzählen wollte, wozu die jetzigen Verfolgungen in Schlesien und andern Gegenden wol Gelegenheit und Aufmunterung wären.

92.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 363. — 28. December 1836.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Friedrich Cramer. Zwei Bände.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die Gräfin Maria Aurora Königsmark wird in allen Berichten über sie nicht blos als eine schöne und anmuthige Dame, sondern auch als eine kluge und in Welthändeln wohlerfahrene Frau geschildert. In beiden Beziehungen ist ihre Lebensgeschichte durch Hrn. Cramer's Buch bedeutend berichtigt worden, und wir knüpfen daher unsere Bemerkungen an drei Punkte an, nämlich an den längern Aufenthalt der Gräfin in Dresden 1694, an ihre Reise in das schwedische Hauptquartier zu Karl XII. 1701, an die Verhandlungen über ihre Wahl zur Coadjutorin und Pröpstin der gefürsteten Abtei Quedlinburg und ihre Verwaltung dieser Stelle bis zu ihrem Tode.

I. Nach dem unglücklichen Verschwinden ihres Bruders, des Grafen Philipp Christoph Königsmark, nahm sich Niemand unter seinen Verwandten desselben mit größerm Eifer an als die Gräfin Maria Aurora. Da nun Königsmark zur Zeit seines Verschwindens bereits aus kurhannöverschen Militairdiensten in kursächsische getreten war, so war nichts natürlicher, als daß Aurora am dresdener Hofe Hülfe suchte, dessen junger Regent, Friedrich August der Starke, den Ruf ritterlichen Edelsinns überall verbreitete, der den Grafen Königsmark in seine Dienste berufen hatte, und der überdies mit dem Kurfürsten von Hanover nicht im besten Vernehmen stand. Die sonst und besonders durch das berüchtigte Buch: „La Saxe galante", verbreitete Ansicht, als sei die Gräfin nach Dresden gegangen, um des Kurfürsten Schutz gegen die Gebrüder Lastrop, Kaufleute in Hamburg, anzuflehen, indem diese sich geweigert hätten, die bei ihnen vom Grafen Königsmark niedergelegten Gelder seiner Schwester auszuzahlen, ist von Hrn. Cramer durch Darlegung innerer Unwahrscheinlichkeiten (I, 109—112), dann durch einen eigenhändigen Aufsatz der Gräfin selbst (I, 112—118), zuletzt durch einige Stellen aus dem Briefwechsel des Grafen Löwenhaupt mit seiner Gemahlin, der Schwester Maria Aurora's (I, 247), auf das bündigste widerlegt worden. Überdies konnte auch, ehe der Tod des Grafen nicht juridisch feststand, mit der Übernahme der Erbschaft gar nicht einmal vorgeschritten werden, weshalb auch andere Familienmitglieder, namentlich des Vaters Schwester, die processüchtige Gräfin de la Gardie, wider alle Besitzergreifung der Verlassenschaft protestirten. Die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen in Hanover blieb indeß fruchtlos; zur Entschädigung fand die Maria Aurora in ihm den leidenschaftlichsten Anbeter ihrer Reize. Die Schilderungen der Verführungskünste und Prachtfeste, mit und bei welchen Friedrich August die geistvolle Gräfin zum Opfer seiner Lüste machte, aus der „Saxe galante" oder aus Belani's neuester und ebenso unverbürgter Compilation: „Galanterien August's des Starken" (Neuhaldensleben 1833), nachzuerzählen, hat Hr. Cramer unterlassen, dafür aber mit möglichst historischer Gewißheit festgestellt, daß das Liebesglück, welches die Gräfin in des Kurfürsten Armen genoß, sich auf die Zeit von den letzten Monaten 1694 bis zum Ende des Mai 1695 und vom November dieses Jahres bis zum Anfange des Aprils 1696 beschränkte. In der Zwischenzeit, wo der Kurfürst gegen die Türken im Felde stand, blieb die schöne Aurora wol nicht ohne Anbeter, wozu als Beleg der Brief eines Hrn. v. Nostitz vom 6. Juni 1695 angeführt ist. Als im Winter 1695 der Kurfürst nach Dresden zurückkehrte, war Aurora indeß Mutter eines Sohnes, des nachmals berühmten Grafen Moritz von Sachsen, geworden, und es ist bekannt, daß sie nach dieser Entbindung nicht mehr die Umarmungen des Kurfürsten genoß. Diese Verwandlung leidenschaftlicher Liebesglut in das entferntere Verhältniß traulicher Bekanntschaft ist nicht schwer aus der Veränderungssucht eines Wollüstlings, wie Friedrich August war, zu erklären. Mit Recht bemerkt Hr. Cramer, daß das Vorgeben des Verfassers der „Saxe galante", als habe ein nach der Entbindung zurückgebliebenes körperliches Übel die Trennung August's von der Geliebten veranlaßt, der Lästerung eines später verschmähten Anbeters sehr ähnlich sieht und mehr als einen Zweifel gegen sich hat. Selbst die zahlreichen und dringenden Bewerbungen um ihre Hand und die Gewißheit, welche sie öfters zu einer Verheirathung an den Tag legt (m. s. besonders die Briefe an ihren Schwager I, 178, 179), dürfen in dieser Hinsicht

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 333 d. Bl. D. Red.

nicht übersehen werden (I, 121—127). Übrigens nahm die Gräfin, als ihr nicht mehr zweifelhaft sein konnte, daß ihr das Loos einer verabschiedeten Maitresse bevorstehe, schon jetzt eine ehrenvolle Zurückgezogenheit in Aussicht und richtete ihre Blicke daher auf die Stelle einer Coadjutorin der Abtei Quedlinburg. Es war dies um so nöthiger, da Friedrich August über die Bewerbungen um die polnische Königskrone im Sommer 1696 die Gräfin ganz vergaß und nach der Gelangung zu derselben reichlichen Genuß in den Armen schöner polnischer Frauen fand, welche den Preis ihrer Reize nicht gering achteten. Ein im Spätsommer 1697 geschriebener Brief König August's an die Gräfin (I, 168 fg.) trägt blos das Gepräge gewöhnlicher Vertrautheit, auch lag überhaupt eine auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft mit Frauen gar nicht in August's Charakter. Viele Familienbriefe ergeben, daß die Gräfin dem Loose der verlassenen Geliebten nicht entging, daß sie am ränkesüchtigen Hofe August's Verleumdung und Zurücksetzung erfuhr, und daß sie nebst ihrem Schwager, dem Grafen Löwenhaupt, durch den Wechsel gefeierter Buhlerinnen viel zu leiden hatte. Ihr Aufenthalt in den Jahren 1696—1701 war bald Dresden, bald Schlesien, bald Quedlinburg; auch das Bad zu Teplitz besuchte sie im Sommer 1698. Darüber enthalten die Denkwürdigkeiten zwei Briefe (I, 172—177), in denen sie allerhand Kurzweil, wie sie im Bade getrieben wurde, beschreibt. Es erscheinen da Zauberer und Schwarzkünstler; eine Gesellschaft von Damen, als Diana mit ihren Nymphen angekleidet, badet sich gemeinschaftlich und wird dabei von dem böhmischen Grafen Isterle überrascht, der im Schlafrocke, in gefütterten Stiefeln und mit einer Mütze von Bärenfell sich ins Bad unter die Nymphen begeben will. Man wirft ihm Wasser an den Kopf, es werden Hörner auf demselben sichtbar, eine alte Nymphe (eigentlich ein alter Mann) balgt sich mit ihm, und so gewinnen die Damen Zeit, in ein nahe gelegenes Haus zu entkommen, wo sie gemeinschaftliche Tafel halten. Solche Badevergnügungen gab es am Ende des 17. Jahrhunderts. Daß es bei diesem wandernden Leben der Gräfin nicht an boshaften Gerüchten über ihren Wandel fehlte, daß aber auf der andern Seite der schönen und anmuthsvollen Frau zugleich manche Heirathsanträge gemacht wurden, geht ebenfalls aus diesen Denkblättern hervor. So schreibt sie unter dem 15. Juni 1699 an ihren Schwager:

Was man Ihnen gesagt hat, ich sei von Neuem und schriftlich in Verbindung getreten mit Hrn. v. H., ist nicht wahr. Ich bin solches jetzt ebenso wenig als damals, da Sie nach Hamburg kamen. Ich habe ihm bei seiner Abreise gesagt, daß, so lange er nicht besser stände und nicht in einer Lage sei, wo alle Welt einen solchen Schritt billigen müßte, er sich nicht die entfernteste Hoffnung machen dürfe. — — Nie ist ein Zweck lauterer gewesen als der meinige; aber man sucht mir durch Zutrauungen und Rathschläge den Kopf zu verwirren. Welche rathen zur Verheirathung; Andere mahnen auf eine so unartige Weise ab, daß Mismuth und Verdruß mehr als Neigung im Stande wären, meinen Entschluß zu ändern. Ich gedenke nur eines Briefes des Marschalls B., worin er mich wie eine Ehrlose, wie eine Betrügerin und Tolle behandelt. Er ermangelt nicht, mir mit Stockschlägen zu drohen, welche er vorläufig dem Hrn. v. H., meinem angeblichen Gemahle, verheißt. — Nie habe ich tiefer gefühlt, wie viel vortheilhafter es für mich wäre, wenn ich Vater und Oheim hätte, welche für mich antworten könnten, als daß mich Jedermann hofmeistert und alle Welt mich beunruhigt, vorzüglich Leute, die immer leidenschaftlich handeln, und die nie etwas Anderes thun, als mich aufzubringen. Auf der andern Seite erwägen Sie, mein lieber Bruder, was ist denn so sehr wider die Heirath zu sagen? Ich beginne weder eine Schlechtigkeit noch ein Verbrechen. Nach Allem ist es ein Mann von meinem Stande. Man hat in Schweden seit Kurzem andere Heirathen gesehen, worüber man sich lustig machen kann; z. B. die Schwägerin des Grafen Benet Oxenstiern hat einen Baumeister geehlicht, und seine Nichte, das klügste Mädchen Schwedens, eine Gräfin v. Oxenstiern, einen Geistlichen. Ich glaube nicht, daß der Mann, welchen mir zwei große Fürsten, die mich ausstatten wollten, in Vorschlag gebracht haben, unvortheilhaft gewesen wäre für mich wie für meine Familie, wenn ich mich dazu entschlossen hätte. Aber ich habe es nicht gethan, weil es mir mißfiel, theils aus Mangel an Neigung, oder weil ich nicht genug Reichthum fand, oder vielleicht, was Sie nicht glauben werden, weil Sie nicht willig einstimmten. (I, 178—180.)

II. Die vielen Reisen, der nicht geringe Aufwand im Haushalte der Gräfin Königsmark und das Aufhören der verschwenderischen Freigebigkeit des Königs August hatten die Gräfin in mannichfache Geldverlegenheit gebracht, die noch vermehrt ward, als durch die mit dem nordischen Kriege eingetretene Störung der Verbindung Schwedens mit Deutschland und mit den schwedisch-deutschen Provinzen besonders die großen Geldforderungen, welche Maria Aurora in Schweden an bedeutende Personen hatte, ganz und gar nicht befriedigt wurden. So erwachte bei der ihrem Charakter eignen Rastlosigkeit der Wunsch, wo möglich persönlich bei dem Könige von Schweden, oder doch bei seinem einflußreichen Minister, dem Grafen Piper, mehre wichtige Gesuche in Familienangelegenheiten durchzusetzen. Schnell machte sie sich im Winter 1701 von Breslau aus auf den Weg und traf in den letzten Tagen des Jahres in Warschau am Hofe des Königs August ein. Ihrem Schwager Löwenhaupt war der Reiseplan erwünscht, da er durch denselben außer seiner Betheiligung an den Königsmark'schen Familiengütern sein schlimmes persönliches Verhältniß zum König von Schweden hoffte gebessert zu sehen, indem er als schwedischer Vasall in Diensten des Königs von Polen stand und also in Schweden als Landesverräther galt; ihrer Schwester dagegen wollte, wie aus den Briefen beider Ehegatten hervorgeht, diese Reise niemals recht gefallen. Dies war also die eigentliche Ursache der Reise Maria Aurora's; es war keineswegs eine bloße diplomatische Sendung in Angelegenheiten August's des Starken an Karl XII., wie Fastmann, Voltaire und sogar Schlosser in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (I, 36 der ersten Ausgabe) angeben. Hr. Cramer zeigt nun weiter (I, 253 fg.), wie die unerwartete Ankunft Aurora's und ihr von seinem Interesse ganz getrennter Plan den König August auf den Gedanken brachte, sich ihrer zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen beim Könige Karl zu bedienen, wobei ihm Alles an Geheimhaltung derselben gelegen sein mußte. Dies verlangten sowol seine Verbindungen mit

Peter I. als mit der Republik Polen, die durch eine eigne Gesandtschaft den drohenden König Karl zu versöhnen dachte. Dabei rechnete er wol mehr auf die Klugheit der Gräfin als auf weibliche Verführungskünste; ohnehin hatte Maria Aurora damals schon das dreißigste Jahr überschritten, und Karl XII. war noch nicht zwanzig Jahr alt. So ging denn die Gräfin mit brieflichen Ausstattungen des Königs August an den Grafen Piper und an den König Karl, von denen Hr. Cramer aus gleichzeitigen Schriften Mehres mitgetheilt hat, über Königsberg nach Kurland in das schwedische Hauptquartier ab. Löwenhaupt's Briefe an seine Frau aus dieser Zeit (S. 256—266) enthalten manche Reisenachrichten und Versicherungen, daß er die Gräfin zu dieser Reise nicht veranlaßt habe, was ihm seine Frau wol Schuld geben mochte, welche die ganze Reise „eine Thorheit" nennt. Insofern hatte sie Recht, daß dieselbe zu keinem Resultate, weder für die Angelegenheiten des Königs noch für die persönlichen der Familie Königsmark, führte, wie zuversichtlich auch Löwenhaupt von den zu erwartenden Erfolgen an mehren Stellen seine Briefe spricht. „Sie hat", schreibt er einmal (1, 268), „in wenigen Wochen mehr ausgerichtet als die fremden Minister, die am Frieden arbeiten, seit acht Monaten." König Karl vermied jede Gelegenheit, wo er die Gräfin hätte sprechen können, sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren, und ihr Schwager, dessen persönliche Verhältnisse eine immer drohendere Wendung nahmen, sah sich genöthigt, den Hof und den Dienst des Königs von Polen zu verlassen und sich nach Hamburg zurückzuziehen. Dort starb er, wie bereits im ersten Artikel berichtet ist, im März 1703, während sich seine Gemahlin zur Ordnung ihrer Angelegenheiten in Schweden befand.

(Der Beschluß folgt.)

De l'administration financière telle qu'elle est et telle qu'elle pourrait être, par le comte de *Tessières-Boisbertrand*. Paris 1836.

Der Verf. dieses Buches gehört zur Kategorie derjenigen Schriftsteller, von denen der geistreiche Heinrich v. Bülow in irgend einem seiner Werke mit Bezugnahme auf sich selbst sagt: dem Manne von Kopf, dem die Zeitverhältnisse oder die Insurrection der Mittelmäßigkeit nicht gestatteten, an der Leitung der Staatsgeschäfte Theil zu nehmen, liege als Freund seines Landes die Pflicht ob, wenigstens den Versuch zu machen, durch gute Bücher Diejenigen zu belehren, die irgend ein günstiger Zufall dazu berufen habe. Überdies ist unser Verf. kein bloßer Theoretiker; er bekleidete während der Restauration hohe Stellen im praktischen Staatsdienste als Director mehrer wichtiger Verwaltungszweige, wo er vielfältige Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte. Schriftsteller dieses Schlages aber pflegen sich nicht in leere Systeme zu verirren; denn gewohnt, die Principien der Verwaltung und der Staatswirthschaft nach ihren thatsächlichen Consequenzen zu beurtheilen, wagen sie sich nicht auf die unfruchtbare Bahn blos speculativer Conceptionen, und ihr Geist, gewissermaßen an positive Dinge gewöhnt, strebt nur nach der Erforschung von solchen Wahrheiten, deren Ergründung wirklichen Nutzen gewährt. Verwendet nun Hr. v. T.-B. die vielleicht unfreiwillige Muße, welche ihm die jüngste französische Staatsveränderung aufgenöthigt hat, dazu uns, wie sich aus der Einleitung ergibt, in einer Reihenfolge von Bänden — deren erster gegenwärtiges Buch, ein jedoch an sich vollständiges Werk, ist — mit den Beobachtungen und Studien seines Geschäftslebens bekannt zu machen, so können wir ihm für dieses Unternehmen nur Dank wissen, weil vorliegender Band, mag auch zuweilen politischer Parteigeist dem Verf. nicht gänzlich fremd geblieben sein, das Product einer erleuchteten praktischen Wissenschaft und eines gründlichen Kopfes ist. Auch gereicht es dem sittlichen Charakter des Verf. zum Ruhme, wenn er gleich von vorn herein als Grundprincip eines jeden wohlverstandenen Finanzsystems die Behauptung aufstellt, daß selbst in materieller Hinsicht treues Worthalten den Staaten zum Vortheil gereiche, dagegen Unredlichkeit denselben niemals Nutzen bringen könne. Von diesen Principien aber, sucht er nicht ohne Erfolg nachzuweisen, habe sich die Finanzverwaltung während des ganzen Zeitraums der Restauration stets leiten lassen.

Indessen, abgesehen von der apologetischen Tendenz, die sich bei des Verf. Darstellung des Systems jener Epoche wahrnehmen läßt, sieht man ihn sehr gern sich mit Nachdruck gegen die schlimmen Lehren der Nothwendigkeit erheben, wodurch Willkür an die Stelle der Gerechtigkeit, Ungewißheit und Furcht an die Stelle des Vertrauens gesetzt und somit Verderben statt Wohlfahrt hervorgerufen werden. Da Hr. v. T.-B. mit gegenwärtigem Buche ganz besonders bezweckte, die wichtigen Fragen in Betreff der französischen Staatsschuld, die in der nächsten Session der gesetzgebenden Kammern werden verhandelt werden, in Erörterung zu ziehen, so stellt er noch als fernerweitiges Princip auf, die Interessen des Staats seien jederzeit mit denen seiner Gläubiger identisch. Allein er begnügt sich nicht damit, diese gewiß höchst sittliche Maxime auszudrücken, sondern er begründet sie auch zur Beschämung derjenigen Regierungen, die sie etwa verletzen möchten, auf ganz unverwerflichen Beweisen. Ihnen zufolge wird keine Regierung fortan die Gerechtigkeit verletzen und den Staatscredit in Gefahr bringen können, ohne allen den Tadel auf sich zu ziehen, den mit gleichem Rechte die Handlungen einer eitelen Unwissenheit und die Werke der Unredlichkeit finden.

Was nun den organischen Theil der Finanzideen des Verf. anbetrifft, so ist derselbe in der Hauptsache einfach und sinnreich, in der Detailausführung aber vielleicht minder schwierig, als unsere Finanzpraktiker es zu wähnen scheinen. Derselbe will nämlich in das Verwaltungssystem der Finanzen die ganze Genauigkeit der mathematischen Wissenschaft eingeführt wissen, welcher man seiner Meinung nach für alle Operationen, so umfassend sie auch sind oder zu sein scheinen, positive Principien und sichere Regeln entlehnen könne, um sich nach ihnen anstatt der oft leidenschaftlichen Phantasien des Systemgeistes zu bemessen. Vornehmlich aber wendet Hr. v. T.-B. die mathematische Analyse auf jene verwickelten Fragen an, wozu, wie bereits angedeutet wurde, die projectirte Revision der Renten, die Wirkung des Tilgungsfonds u. s. w. dermalen Anlaß gaben. Da nun Operationen, denjenigen ähnlich, um die es sich in Frankreich jetzt handelt, auch in andern Staaten gewissermaßen an der Tagesordnung sind, zum Theil auch schon ausgeführt wurden, so dürfte es von allgemeinem Interesse sein, unsers Verf. Ansichten darüber in Kürze zu vernehmen.

Derselbe beginnt damit, nachzuweisen, daß Schuldbefreiten des Staats, die im Handel anzubringen (négociables), nothwendigerweise den Vorzug vor allen hypothekarischen Verschreibungen von Privaten haben müssen, und daß folglich in dem Falle, wo der Staat zu 5 Procent Zinsen und zu Pari Anleihen macht, auch bei Privatgeschäften kein geringerer Zinsfuß stattfinden könne. „Erhebt sich nun", fügt er hinzu, „der Ertrag der Ländereien nicht bis zu dieser Höhe von 5 Procent, beträgt derselbe vielmehr nur 3 oder 4 Procent, so muß die Agricultur darunter leiden, und der öffentliche Wohlstand befindet sich in seiner Hauptquelle angegriffen. In der That bleibt alsdann

dem Grundbesitzer untersagt, irgend eine Anleihe zu machen, wofern er sich nicht zu Grunde richten will, indem er 5 Procent Zinsen für Capitalien bezahlt, von denen er selbst nur 3 oder 4 Procent bezieht. Unter solchen Umständen würden sich wol noch einige verwegene Köpfe ohne Berechnung gewagten Speculationen hingeben; allein der gemeinste Menschenverstand wird hinreichen, um jedweden Landwirth von Verbesserungen, zum öftern sogar von solchen Unternehmungen abzuhalten, durch welche sich die Ertragsfähigkeit seiner Ländereien bedingt. Man hat noch von Glück zu sagen, wenn gleichzeitig die Wissenschaft der Landwirthschaft hinlängliche Fortschritte macht, um ein so verderbliches Resultat aufzuwiegen, und wenn nicht daraus auf die Länge dem allgemeinen Nationalvermögen ganz unersetzliche Verluste erwachsen. Minder fühlbar wird das Übel im Bereiche des Handels und der Fabrikindustrie sein, deren Gewinnste gemeinhin 5 und sogar 6 Procent übersteigen; allein es wird dasselbe nicht minder reell sein, denn es werden offenbar bei einer solchen Lage der Dinge auf den Betrieb jener beiden Gewerbszweige nur $^4/_5$ oder $^3/_5$ derjenigen Summen verwandt werden können, als geschehen würde, wofern man nur 4 oder 3 anstatt 5 Procent zu bezahlen hätte. Außerdem aber werden alle derartigen Unternehmungen, die jährlich nur 3, 4 oder selbst 5 Procent ertragen, Jedem untersagt bleiben, der zum Behufe ihrer Ausführung zu Anleihen, wenn auch nur zeitweilig, seine Zuflucht nehmen müßte. Zu allen diesen an sich schon sehr drückenden Ungemächlichkeiten kommt nun noch endlich die auf Producenten und Gewerbsleuten, wie überhaupt auf allen Steuerpflichtigen lastende Verbindlichkeit, ohne allen Vortheil für den Staatsschatz stärkere Abgaben bezahlen zu müssen, als diejenigen sein würden, wenn mit selbst einer oder mehren Anleihen die Zinsen der Staatsschuld auf 4 oder 3 Procent herabgesetzt werden möchten." Nachdem nun der Verf. diejenigen Inconvenienzen bemerklich gemacht, die sich aus einem allzu hohen Zinsfuße der Staatsschuld ergeben, weist er in den folgenden Capiteln die Unumgänglichkeit nach, denselben herabzusetzen, sobald der Tilgungsfonds nicht ausreicht, um schnell zum Ziele zu führen. Indessen zeichnen sich die von ihm in dem Buche entwickelten Conversions- und Reductionsideen vor denen anderer französischer Staatsmänner, die den nämlichen Gegenstand, sei es auf der Rednerbühne oder in ihren Schriften, behandelten, dadurch vortheilhaft aus, daß dabei die Interessen der Staatsgläubiger gewissenhaft berücksichtigt werden. Zu dem Ende aber stellt er als oberstes Princip auf, daß eine solche Operation, werde sie plötzlich und ohne Schadenersatz ausgeführt, nicht blos jene Interessen beeinträchtige, sondern auch selbst die Gerechtigkeit verletze, was niemals ungestraft geschehe, sogar nicht einmal unter dem Vorwande der Beförderung des Gemeinwohls, das, was man auch darüber sagen möge, niemals ein Recht schaffe, wie es eine Gewalt begründet. Unter Festhaltung dieses Princips erörtert hiernächst Hr. v. T.-B. einerseits die moralischen Bedingungen der fraglichen Finanzmaßregel, andererseits die unterschiedlichen Methoden, die man befolgen könne, um solche mit ebenso viel Gerechtigkeit als Leichtigkeit ins Werk zu setzen.

Es würde uns ohne Zweifel zu weit führen, wollten wir in beiderlei Betreff die Argumentationen des Verf. hier wiedergeben. Wir beschränken uns demnach schließlich, hier nur flüchtig anzudeuten, daß der von ihm vorzugsweise anempfohlene Umwandlungsplan in seinen Hauptzügen vornehmlich die Existenz der kleinen Rentiers insofern zu schützen bezweckt, als es ihnen anheimgestellt werden soll, ihre Renteninscriptionen in eine Art von Tontinen zu verwandeln. Zudem würde Reduction der Zinsen wie Heimzahlung des Capitals, Beides in die Wahl des dabei Betheiligten gestellt, nur jedes Mal zu einem Zwölftel der respectiven Inscriptionen halbjährig bewirkt werden, sodaß die ganze Operation allererst nach Verlauf von sechs Jahren ihre Vollendung erhielte. Dessenungeachtet sollte es den Rentiers unbenommen bleiben, unter einer billigen Vergütung gegen Procente über den Paricours, sofort integrale Heimzahlung des ganzen der Rente zu Grunde liegenden Capitals zu fordern. Endlich aber wird noch bemerkt, daß, sollte sich etwa jene Classe von Rentiers — die kleinern nämlich —, für die man kürzlich noch so viele mitleidige Theilnahme geäußert hat, in Folge dieser Operation um ein ein Fünftel ihres seitherigen Einkommens benachtheiligt sehen, ihr Loos doch nicht schlimmer als das jener armen Arbeiter sein würde, die von den Früchten ihrer Ersparnisse nur 4 Procent Zinsen aus den Sparkassen bezögen. 17.

Mythologische, historische und geographische Anmerkungen zu Schiller's Gedichten. Von C. Aug. Cloß. Stuttgart, Brodhag. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Was der Verf. dieser Schrift wollte: Denen, welche die zum nähern äußern Verständnisse der Schiller'schen Gedichte nothwendigen mythologischen, historischen und geographischen Kenntnisse nicht besitzen, in diesen Beziehungen jenes Verständniß zu erleichtern und auf diese Weise die Kenntniß und das Verständniß Schiller's auch außerhalb des Kreises der Gelehrten und Gebildeten zu befördern, — diesen Zweck hat der Verf. auch wohl erreicht. Daß er sich nur diesen untergeordneten Zweck versetzte, ist nicht zu tadeln, so lange nun einmal die Nothwendigkeit von Erläuterungen der angegebenen Art vorhanden ist; aber freilich ist eine andere Frage, ob durch diese untergeordneten Deutungen das innige geistige Verständniß Schiller's in seiner ästhetisch-moralischen Eigenthümlichkeit vermittelt werden könne und vermittelt werde. Denn nur dieses Verständniß ist die schönste Frucht aus der Blüte des Schiller'schen Geistes, deren sich namentlich Deutschland so lange zu erfreuen bemüht sein muß, als es sich selbst in seinen großen Geistern, als es sich in Schiller ehrt und achtet. 12.

Notiz.

Decandolle hat in der „Bibliothèque universelle de Génève" einen interessanten Artikel über den Ursprung der Sparkassen geliefert, dem wir folgende Details entnehmen. Die erste Sparkasse ward in Bern 1787 errichtet. Ihre ursprüngliche Bestimmung war, die Ersparnisse der städtischen Dienstboten zu bewahren; von der Regierung begünstigt, wuchs sie sehr schnell; 1829 waren darin 831,000 Fr., von denen 180,000 der arbeitenden Classe gehörten, niedergelegt. Um eben jene Zeit ward zu Genf eine solche Anstalt errichtet, die sich nicht halten konnte; die basler ward 1792 errichtet.

Die englischen Anstalten dieser Art sind jünger als die schweizer; die älteste englische Sparkasse, die zu Tottenham, ist von 1798.

Decandolle gibt die Zeit der Errichtung von Sparkassen also an: 1805 ward die zu Zürich von der Gesellschaft für öffentliche Wohlfahrt errichtet, 1809 eine zu Basel von der Gesellschaft des Guten und Nützlichen, 1811 die zu Aarau von der Gesellschaft für Nationalerziehung (außer dieser allgemeinen Sparkasse hat das Aargau noch mehre locale, zu Aarau, Niederschwyl, Küttigen u. s. w.), 1812 die zu Neufchatel von 12 Philanthropen, 1815 die zu Vevay (die erste im Canton Waadt), 1816 die zu Genf (verdankt ihre Gründung Decandolle-Boissier), zu Chenit (Dorf im Canton Waadt) und zu Wadenschwyl (Canton Zürich).

Der Schweiz gebührt demnach die Ehre, die ersten Sparkassen errichtet zu haben; England hat nur das Verdienst, für die bessere Einrichtung dieser so nützlichen Anstalten thätig gewesen zu sein. ⁂.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 364. —— 29. December 1836.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'ſchen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Friedrich Cramer. Zwei Bände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 363.)

III. Neben allen Reiſen, Familienbeſorgungen, Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen, denen ſich die Gräfin Maria Aurora gern hingab, verlor ſie nie ihre Bewerbungen um die Stelle einer Coadjutorin im Stift Quedlinburg aus den Augen. In den vorliegenden Denkwürdigkeiten ſind dieſe Verhältniſſe genau und ausführlich erörtert worden, wodurch namentlich auch die in unzuverläſſigen Schriften verbreitete Anſicht widerlegt iſt, als ſei Maria Aurora, nachdem ihre Unſchuld ein Opfer der Wolluſt des Kurfürſten geworden, von demſelben wider ihren Willen in das klöſterliche Stift in Quedlinburg untergebracht worden, wo dann die verlaſſene Schöne ihr Leben unter alten zänkiſchen Capitelſchweſtern habe vertrauern müſſen. Wir können uns indeſſen nur auf Hervorhebung des Wichtigſten beſchränken, erkennen jedoch vollkommen an, daß Hr. Cramer hier viel Schätzbares für die Geſchichte ſeines Heimatlandes zuſammengeſtellt hat.

Die Gräfin Maria Aurora war durch die Gunſt der Äbtiſſin des Stifts Quedlinburg, Anna Dorothea, unter dem 24. Jan. 1698 zur Coadjutorin ernannt worden, wobei die Äbtiſſin wol vorzugsweiſe die Verbindung derſelben mit dem Kurfürſten Friedrich Auguſt, dem Schutzherrn des Stifts, vor Augen hatte und in ihrer vielen Ränken gewachſenen Klugheit ein Gegengewicht gegen die aufrühriſchen Capitelsperſonen, die Pröpſtin (eine Prinzeſſin von Holſtein-Beck) und die Dechantin (eine Gräfin von Schwarzburg) zu erlangen hoffte. Viele Stellen in den Briefen des damals in Wien anweſenden Grafen Löwenhaupt (I, 155—165) zeigen, daß der Kurfürſt ſich für dieſe Angelegenheit wirklich intereſſirte und daß der Kaiſer auch ſeine Beleihung und Beſtätigung ertheilte. In dieſer Würde und Ausſicht auf die abteiliche Regierung wußte ſie ſich auch zu erhalten, als der Kurfürſt 1698 die Erbvoigtei der Abtei Quedlinburg an Friedrich I. von Preußen kurz vor deſſen Königskrönung verkaufte; 1700 gelang es ihr, als Pröpſtin in das Capitel eingeführt zu werden, dadurch eine nicht unbedeutende Pfründe zu erhalten und eine neue Wahrſcheinlichkeit zur verheißenen Nachfolge nach dem Abſterben der Äbtiſſin. Aber anſtatt ſich dieſer Gönnerin angenehm, ja unentbehrlich zu machen und ihrem Wunſche, daß „ſich die Gräfin der übrigen Welt entſchlagen und dem Stiftsberufe folgen möge" (S. 303), nachzuleben, war ſie fortwährend auf Reiſen, mit ihren Familienſtreitigkeiten beſchäftigt und vor Allem ihrer Neigung zur Glanz- und Prachtluſt ſowie zum Umgange mit Männern, die ſie noch immer ſehr liebenswürdig fanden, hingegeben, ohne dabei nur im mindeſten um ihren Ruf bekümmert zu ſein. Dies letztere beweiſen unter Anderm die Briefe des Erbprinzen Günther von Schwarzburg (I, 315—318), die Huldigungen eines v. Glaſenapp, der ſich glücklich ſchätzen würde, wenn „er die Stelle des Stuhles vertreten könnte, der ihr am Abend zur Erholung von der Tageshitze dient" (II, 60), des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunſchweig, der „Auroren mehr als die Sonne liebt" und „ein Glas des köſtlichen quedlinburger Bieres austrinkt, um auf Aurora's Wohl ſeinen Durſt zu löſchen" (II, 62), und die Briefe des Grafen v. Frieſen (S. 65—70). Auch konnte die fortwährende Verbindung mit Dresden, wo die Unſittlichkeit des Hofes mit jedem Jahre wuchs und Auguſt der Starke mit der Neigung zur Wolluſt auch andere Völlerei, Trunk und Spiel um ſich verbreitete, ihrem ſittlichen Rufe nicht anders als ſehr nachtheilig ſein. Denn in den von Hrn. Cramer aus Uffenbach's und Loen's Schriften entlehnten Stellen wird der Gräfin v. Königsmark als Zuſchauerin bei Hofgelagen, die aller Zucht und Sittlichkeit Hohn ſprachen, gedacht, und wenn ſie Loen auch als „philoſophiſche Zuſchauerin" bezeichnet, ſo bleibt doch die Philoſophie räthſelhaft, welche eine Aurora veranlaſſen konnte, Zeugin bei ſolchen Ausſchweifungen zu ſein (II, 71—76).

Durch einen ſolchen Lebenswandel erbittert, wählte die Äbtiſſin kurz vor ihrem Tode (1704) die Prinzeſſin Magdalene Sibylle von Sachſen-Weißenfels zur Coadjutorin ſtatt Maria Aurora's. Dieſe, der König von Preußen, als Schutzherr, und der Kaiſer widerſprachen; die genannte Prinzeſſin kam nicht zur Regierung, aber auch die Gräfin Königsmark nicht, als jene im Sommer 1708 aus dem Capitel ausſchied, trotz aller Verſprechungen der Unterwürfigkeit, die ſie dem Könige von Preußen gegeben

hatte. Vielmehr wurde 1710 die Prinzessin Maria Elisabeth von Gottorp zur Äbtissin erwählt und als solche 1718 eingeführt (I, 303—314). Wie es bei solchen Capitelsstreitigkeiten eigentlich mit der Verwaltung und Regierung in der Stadt und im Stifte Quedlinburg hergegangen sei, darum scheint sich weder das Capitel noch der Kaiser, noch der Schutzherr bekümmert zu haben. Jeder sorgte natürlich nur für seinen Vortheil, und da mögen die verschiedenen Interessen sich sehr schroff entgegengestanden haben. Ob solche Ereignisse auch wol zur Glückseligkeit der Völker, die unter dem Krummstabe wohnten, gehört haben?

Maria Aurora fand sich in das Unabänderliche und wußte sich sogar in der Gunst der neuen Äbtissin ziemlich hoch zu stellen, da sie auch durch die nahe Verwandtschaft derselben mit der schwedischen Königsfamilie manche Vortheile für ihr immer mehr in Verfall gerathendes Hauswesen und die Aufhebung des auf ihre Güter in Schweden gelegten Beschlags zu erlangen wußte. In dieser Hoffnung besuchte sie auch nach dem Abschlusse des Friedens zu Altranstedt 1706 das schwedische Hauptquartier und versuchte trotz der ihr abgeneigten Stimmung des Königs, der sie soldatisch-barsch eine Hure genannt hatte (I, 324) *), die Gnade desselben und des Ministers Piper gunstvolle Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Die von Hrn. Cramer (S. 325—336) mitgetheilten Actenstücke und Briefe zeigen, in welchem traurigen Zustande die Königsmark'schen Familienangelegenheiten sich befanden, und mit welchem geschäftskundigen Eifer sich die Gräfin derselben annahm. Aber leider ohne allen Erfolg.

Von da an war das Leben in Quedlinburg für sie nicht erfreulicher Art.

Das Gefühl — sagt Hr. Cramer — alt zu werden, in den Ansprüchen an das Leben sich getäuscht zu sehen, ist am herbesten für Frauen, welche Geist und Schönheit über alle Beschränkungen ihres Geschlechts emporhob. (II, 102.)

Dies war der Fall der Gräfin. König August war ein kalter Bekannter geworden, an die Stelle früherer Verschwendung war Filzigkeit getreten (S. 105), an den Höfen, die sie früher so gern besuchte, waren neue Menschen aufgekommen, denen die frühern Verhältnisse der Gräfin fremd waren, oder die von ihnen nichts wissen wollten; ihre eigne Reiselust ward durch mangelnde Geldmittel und durch körperliche Hinfälligkeiten beschränkt. Ihre Kunstfertigkeiten, Dichtkunst, Malerei, Musik, Gesang, durch die sie in den Tagen der Vorzeit sich und Andern das Leben verschönert hatte (II, 91—102), vermochten nicht mehr ihre Mußestunden zu erheitern; die geistlichen Lieder, die sie zur Verfasserin haben sollen, sind vielleicht aus dieser Zeit. Statt des geistreichen und schmeichelnden Briefwechsels ihrer jüngern Jahre hatte sie jetzt nur mit Geschäftsführen, Rechtsbeiständen, Schuldnern, Gläubigern und Unterhändlern zu correspondiren. Noch einmal ward ihre politische Thätigkeit neu belebt, als der geliebte Sohn, Moritz von Sachsen, 1725 in die Reihen der Bewerber um das Herzogthum Kurland trat. Da bot sie noch einmal alle ihre Hülfsmittel auf, alle frühern Verbindungen wurden erneuert; aber sie mußte sich bald selbst überzeugen, daß in den sich durchkreuzenden Interessen der Polen, Rußlands und August's des Starken kein Heil für den Sohn zu hoffen sei, dessen hier mitgetheilte Briefe an seine Mutter (II, 112—123) ihn einestheils sehr dankbar für die von ihrer Seite gemachten Anstrengungen, anderntheils aber muthig und entschlossen zeigen, am liebsten die ganze Angelegenheit mit dem Degen zu entscheiden.

Man zwingt mich — schreibt er aus Mitau unter dem 18. Nov. 1726 — zu den Waffen zu greifen; ich nehme sie also auf; doch so lange meine Hände den Degen halten können, werde ich mich desselben bedienen, die mir zugefügte Schmach abzuwaschen. Lassen Sie mir, Madame, freie Hand! Sie sollen in Ihren Tagen und unter Ihren Augen den alten Königsmark aufleben sehen, der Deutschland bekriegte.

Aber Maria Aurora mußte erleben, wie die Plane ihres Sohnes scheiterten, während ihre eigne Kränklichkeit zunahm und sie selbst die Genesungshoffnungen, die sie so lange genährt hatte, aufgab. In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 endigte sie ihr Leben; von ihrem Leichenbegängniß, von einer Leichenpredigt, die in biographischer Hinsicht nicht ohne Interesse gewesen sein würde, finden sich keine Nachrichten. Ihr Nachlaß war unbedeutend: eine zahlreiche, freilich veraltete Garderobe, kaum nennenswerthe Kleinodien, Silberzeug von einigem Werthe, an baarem Gelde nur 52 Thlr. 10 Gr. 8 Pf., dagegen Schulden in vielen Städten und Ländern (II, 142—156). Die Genauigkeit, mit welcher Hr. Cramer hier aus einzelnen Papieren, Briefen und andern Quellen geschöpft hat, verdient besondere Anerkennung.

Für die Geschichte des Grafen Moritz von Sachsen enthält die vorliegende Schrift manche neue und nicht zu übersehende Notiz. Zuerst ist sein Geburtsjahr und Geburtsort mit größter Wahrscheinlichkeit aus den Taufregistern der Marktkirche in Goslar ermittelt worden. Hier war er nämlich am 28. Oct. 1696 geboren (I, 124 fg.). Ferner finden sich eine Anzahl von Briefen der Erzieher und Informatoren des Grafen, die untereinander uneinig sind und mit ihrem Zöglinge viel Noth haben, da er wol vortrefflich reiten und fechten lernt, aber weder Latein lernen will, noch es im deutschen oder französischen Ausdruck zu besonderer Fertigkeit und Eleganz bringt (II, 2—36). Die eignen Briefe des Grafen zeugen von großer Zärtlichkeit für seine Mutter, die jedoch immer Madame genannt wird (nur einmal nennt er sie Mutter); er entschuldigt die Fehler, über die seine Lehrer klagen, mit der gewöhnlichen vivacité seines Alters, ist aber stets in Geldverlegenheit — das Erbtheil seiner Mutter — und

*) Hrn. Cramer ist die ausführliche Schilderung dieser Scene unbekannt geblieben, die sich in Gustav Floderus' „Handlinger hörande till Konung Karl XII. Historia" (Stockholm 1819), Thl. 1, S. 207 fg. befindet und aus einer von Norberg seiner „Geschichte Karl XII." eigenhändig beigeschriebenen Randanmerkung entnommen ist. Deutsch steht dieselbe in den Ergänzungsblättern zur „Allgem. Literaturzeitung", 1823, Nr. 103, wo durch ein arges Versehen Maria Aurora die „Beischläferin Karl XII." statt August's des Starken genannt ist.

bittet unter Gehorsams- und kindlichen Liebesversicherungen nur immer um Geldsendungen (S. 37—51). Weiter ist aus den Jahren 1718—21 ein Beitrag zur Scheidungs- und Ehestandsgeschichte des Grafen von Sachsen mitgetheilt worden (II, 82—91), der nach dem Urtheile Hrn. Cramer's noch anderer Entschuldigungen bedarf als der der Abschweifung, wozu der Titel der Denkwürdigkeiten berechtigt. Wir wissen indeß nicht, ob die hier gedruckten, allerdings anstößigen Zeugenaussagen über das eheliche Leben der Gemahlin des Grafen anstößiger sind als jene mündlichen Verhandlungen über weibliche Heimlichkeiten in dem La Roncière'schen Processe zu Paris. Was hier gegeben ist, muß als Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit wie manches Andere in den von Hrn. Cramer veröffentlichten Denkwürdigkeiten betrachtet werden. Gar zu starke Obscönitäten hat er hier wie in andern Stellen, z. B. II, 72 bei der Schilderung des Festes, welches die Gräfin Dönhof dem Könige August gab, unterdrückt.

Mit wenigen Worten wollen wir noch der zwei Beilagen gedenken. Die erste: „Friedrich August der Starke", enthält eine wohl und kräftig geschriebene Biographie, oder richtiger biographische Skizze dieses Fürsten. Sein Leichtsinn als Herrscher, der übermäßige Druck seiner sächsischen Erblande durch Steuern und Abgaben, die ausschweifende Lebensart an seinem Hofe, die Unklugheit seiner Politik, die Herrschaft der Maitressen und Favoritinnen, die Verschwendung und Prachtlust des Königs, Alles dies wird in treffenden Zügen dargestellt. Einen ausführlichen Commentar geben viele Stellen in den vorliegenden Denkwürdigkeiten. Gelobt hat Hr. Cramer nirgend; aber er konnte es auch freilich nicht bei einem Fürsten, den nur höfische Schmeichler und Genossen seiner Lüste preisen durften, der über Sachsen aber durch sein unseliges polnisches Königthum großes Verderben gebracht hat. Die zweite Beilage: „Quedlinburgische Geschichten", gibt auf fast hundert Seiten einen mit sichtbarer Liebe entworfenen Abriß der Schicksale Quedlinburgs, der Vaterstadt des Verfassers. Die Gründung der Stadt und Abtei, der Glanz und Wohlstand der Stadt unter den sächsischen Kaisern, die Wehrhaftigkeit der Bürger, der Kampf der Städtemacht und des Ritterthums, der Andrang bischöflicher Herrschaft gegen die aus echter Frömmigkeit hervorgegangene Stiftung der Abtei, die Streitigkeiten im Capitel und die Plane des sächsischen Hauses, um zur Schutzherrschaft über die reiche Abtei zu gelangen, geben ein in den einzelnen Theilen kunstreich ausgeführtes Bild. Vom dreißigjährigen Kriege an ist der frühere Wohlstand der Stadt im Abnehmen; 1698 verkauft Friedrich August der Starke die Erbschutzgerechtigkeit über Quedlinburg an den Kurfürsten von Brandenburg, die Stadt wird am 30. Jan. 1698 ungeachtet des Widerspruchs der Äbtissin von preußischen Truppen besetzt; vielfache Drangsale kommen über die Stadt, der Militairfrevel kannte keine Schranken, und dabei sind der Magistrat und das Stift miteinander in Fehde, das Capitel in sich uneinig, die Bürger haltungslos und gewinnsüchtig. Als Friedrich II. den preußischen Thron bestieg, sah Quedlinburg bessere Zeiten, die abteiliche Regierung seiner Schwester Amalia wie ihrer Nachfolgerin Sophie Albertine beförderten Wohlstand und Selbstzufriedenheit, die sich in Geselligkeit und Gastfreiheit gefiel, auch Wissenschaft und Kunst blühte und Geistesfreiheit fand hier eine sichere Stätte, im Übrigen galt Göthe's Wort: „Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhen und noch als lebendig bestehen. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegungen und Veränderungen der Dinge nicht hindern." Im J. 1802 ging Quedlinburg in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses an die Krone Preußen über. Was von da an geschehen ist bis auf die neueste Zeit, bespricht Hr. Cramer auf kaum zwei Seiten; der Unmuth über die Verödung der einst so blühenden Vaterstadt spricht sich hierin deutlich aus.

Eine Abbildung der berühmten Frau, deren Andenken diese Memoiren erneuern und berichtigen sollen, hat der Verf. trotz aller Mühe nicht auffinden können. Er bittet dringend darum, eine solche nachzuweisen, und wir dürfen daher nicht unterlassen, diesen Wunsch auch durch d. Bl. zu verbreiten. Der von ihm vor drei Jahren herausgegebenen Schrift war ein Facsimile der Handschrift Maria Aurora's beigefügt; gern würden wir auch in den Denkwürdigkeiten die reinlichen und noch zwei Tage vor ihrem Tode festen Züge ihrer Handschrift wiedergefunden haben.

7.

Galathee. Ein Roman von A. Freiherrn v. Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir entdecken nicht, was in diesem Romane von nur 230 Seiten eigentlich Neues gegeben werden mag. Wir suchen danach, denn es wollte uns nicht glaublich scheinen, daß der Verf. der „Zerrissenen", des „Eduard" und anderer mit Recht gelobten Werke der Erfindung plötzlich verarmt sein sollte, so sehr, daß er abgebrauchte und abgezehrte Verhältnisse zu einem neuen Romane verweben und damit unter seine eigne Stellung herabsteigen sollte. Oder ist dem Verf. etwa der Parallelismus zwischen geistiger Liebe und Protestantismus und zwischen sinnlicher Glut und Katholicismus, den er hier herauszustellen bemüht ist, als etwas Neues erschienen? Wir müssen dies glauben, da der ganze Roman sonst weder etwas Erhebliches noch der höhern Gedankensphäre Angehöriges darbietet, das wir befugt sind in einem solchen Werke von einem solchen Verf. zu suchen.

Der Roman hat die bequeme Form der Briefe gewählt und scheint uns schon damit auf eine Erholungsarbeit hinzuweisen. Die Erfindung ist leicht und einfach, so sehr, daß man bald erkennt, es komme hier auf tiefere Intentionen und auf Besprechung wichtiger Materien nicht an. Robert St.-Cyr schildert in Briefen an seinen Bruder das Leben an einem süddeutschen kleinen Hofe, in dem der badische ziemlich deutlich zu erkennen ist. Die Charaktere sind mit Virtuosität gezeichnet. Ein alter Fürst, das Bild eines abgeschwächten Weltphilosophen aus Voltaire's Schule, nimmt den Vordergrund ein; seine Lebensgeschichte wird uns bruchstückweise mitgetheilt, und diese ist vom Interesse, wenngleich das Pagen- und Universitätsverhältniß kaum wahrscheinlich ausfällt. Diesem alten Philosophen, der über Alles und Jedes spottet und lacht, steht die Markgräfin mit ihrem Beichtiger zur Seite, und ihre Bußübungen, ihre Geißelkammer, die der Verf. wol mit etwas allzu grellen Farben ausmalt, dienen der Naturbewunderung und der Liebe des Helden zum Schatten und zum Gegengewicht. Dieser Held selbst ist eine Art nicht fertig gewordenen Optimi-

sten. Aus Langweile, glauben wir, verfällt er in Liebe zu der Braut eines Andern, zu Galathee, in der uns ein strebender, reiner und nicht unbedeutender Charakter geschildert wird. Mitten unter den Albernheiten dieses Hofes, unter denen ein chinesisches Maskenfest und ein Orden der Aufrichtigkeit ergötzlich genug gemalt werden, macht sich die Liebe zur Herrin der Seelen Galathee's und unsers Helden. Da erscheint der alte diplomatische Bräutigam, ohne jedoch in dem Buche zur Person zu werden; denn kaum aufgetreten, fodert ihn der Held zum Duell und erschießt ihn. Nach dieser Heldenthat flieht er natürlich, kehrt jedoch bald in die Nähe der Residenz zurück, findet in einem Kloster die Gräfin Melicerte, Geliebte des Prinzen und Gemahlin seines Adjutanten, eine fertige Kokette. Diese, mit dem Beichtiger der Markgräfin Jerôme im Bunde, berückt durch die wohlangebrachte Frömmigkeit und zur Schau gestellte blutige Bußübungen die Sinne unsers armen Helden, der schon bei dem Katholicismus Zuflucht gegen seine Gewissensskrupel gesucht hat. Melicerte verdrängt Galathee aus seinem Herzen und wird seine Gattin. Hierüber bricht natürlich der ersten Geliebten Herz; Galathee stirbt, St.-Cyr wird enttäuscht und sucht bei einem protestantischen Geistlichen, seinem alten Lehrer, Zuflucht. Hier büßt er seine unverzeihliche Schuld.

Der Leser dieser Skizze sage sich selbst, ob hier irgend ein neues, nicht schon ausgebrauchtes Motiv zu finden ist. Wir entdecken keines; ja, die Neigung zur bequemen Darstellung des Leichten und Gewöhnlichen, Dessen, was ohne Anstrengung zu haben war, hat den Verf. selbst vermocht, das Bild des Bräutigams ganz aus dem Rahmen wegzulassen, weil grade hier sich einige Schwierigkeit darzubieten schien. Wir wären doch neugierig gewesen, die reine Galathee ihrer Wortbrüchigkeit gegenüber zu sehen; aber der Tod räumt diese Schwierigkeit leicht hinweg.

Die religiösen Conflicte, denen ein großer Theil dieser Schrift gewidmet ist, entbehren sowol der Neuheit als der Wahrheit; das Einzige, was sie hält und sie eingänglich macht, ist eine glänzende Darstellung. Daß ein Gemüth wie Robert St.-Cyr's, nachdem es sich mit einem Verbrechen belastet hat, dahingebracht werden könne, sich den Sühnungsmitteln des Katholicismus in die Arme zu werfen, bezweifeln wir keineswegs; die Erfahrung spricht dafür. Nur müssen wir ein solches Gemüth, wenn es sich durch reinsinnliche Kunstgriffe, wie hier geschieht, bethören läßt, doch für überaus schwach und haltlos er in sich halten, als uns der Held bis dahin gemalt wird. Der Anblick der blutigen Mishandlung einer geliebten Person ist fürwahr doch mehr geeignet, Haß und Abscheu, als Neigung und Liebe für ein System zu erwecken, dem eine solche Behandlung entfließt. Überdies, stand die klare Galathee ihm nicht noch zur Seite? Eine Bekehrung unter solchen Umständen scheint uns unmöglich, falsch beobachtet, unglaublich wenigstens.

Die philosophische Ausbeute der Erzählung beschränkt sich auf das sehr löbliche Seelenbild des alten fürstlichen Schwächlings. Dies ist gut und das Beste an diesem Roman, dessen psychologischer Ertrag sonst so unerbaulich ist, als er wenig Anspruch auf Neuheit hat. Die Darstellung ist eine Abschattung des „Werther" und seiner tausendfachen Wiederholungen; jedoch ist die Schilderung des Hoflebens mit seinem müßigen, nichtigen Treiben nicht übel gelungen. Vom Styl mag folgende Probe Bild und Vorstellung geben; es ist die Schilderung einer Frühlingsnacht, die wir aus der sehr versprechenden Einleitung des Romans entlehnen. „Ich lag im Park, in meinen Träumen und Gedanken war es Winter — da wehte es mich plötzlich warmhauchend an; ich blickte um mich und sah im Gebüsch die Gewänder der Rose hangen. Ich erschrak; doch wie ward mir, als ich an meinem dunkeln Plätzchen ein stilles Geben, Kommen, Wandeln und Schaffen vernahm? Der Mond lag im Westen roth von Glut im Arm einer weichen Wolke und sendete seinen Strahl verstohlen in die Kammer des Frühlings. Bald ward tiefe Stille im Hain, und die warme, brütende Mainacht lag über der Erde. Gott, rief ich, was soll hier geschehen? Niemand antwortete auf meine Frage, der Bach rann ruhig weiter, immer heller kamen die Strahlen, von allen Seiten sah ich zarte Geister leise hereinbrechen. Sie tauchten ihr Haupt in silberne Quellen, dann hüllten sie sich schamhaft in die ihnen bestimmten Gewänder; andere kamen und belebten die Demanten am Boden und flogen dann auf als leuchtende Goldkäfer und sprühende Glühwürmer. Allmälig wurde das Putzgemach leer, ein sanfter Wind kam und kräuselte die trockenen Gräser, die übriggebliebenen Blumenleichen, und warf sie in den dunkeln Fluß, der sie still fortführte. Alles schwieg. Ich hörte die Balsamtropfen, erweicht von innerer Glut, aus den Blätterknospen fallen. Da zitterte ein Laut durch die Stille wie leises Tönen, sechs volle weiße Blütenglocken am Boden brachen auf, und wie sie am schwanken Stiel bebten, ging ein Klang wie das Morgenglöcklein des Thelklosters durch die Stille. Duftige Schleier glitten am Horizont weg. Jetzt erwachte die Nachtigall und zog einen langen Jubelruf durch die bebenden Lüfte; da stürzten die Pforten des Himmels auf, und hervor im Gewande seiner Schönheit trat das junge Licht." Solche Stellen befähigen den Verf., mit Jean Paul und Scheffer um den Preis zu ringen, und wie diese uns an das unvergleichliche Frühlingslied Scheffer's im „Laienbreviер" erinnert, so rufen andere Partien des „Titan" und des „Campanerthals" zurück. In der Dichtung, nicht in der Diction jedoch beruhen in unsern Tagen die Elemente des poetischen Berufs. 21.

Literarische Notizen.

Ein neues Werk über Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in staatsökonomischer und industrieller Hinsicht in neuerer Zeit mehr als je ein Augenmerk für die europäischen Völker geworden, und da auch in Europa in den letzten Jahrzehnden die Industrie und überhaupt alle ins praktische Leben einschlagende Wissenschaften Riesenfortschritte gemacht haben, so nimmt man natürlich jedes neue Werk, das hinsichtlich der ökonomisch-politischen Zustände von Nordamerika Neues und Gründliches mittheilt, mit Beifall auf. Ein solches Werk ist kürzlich von einem französischen Verf., Michel Chevalier, unter dem einfachen Titel erschienen: „Briefe über Nordamerika", ein Land, das der Verf. während zweier Jahre nach allen Richtungen durchreist ist. Er schenkte hier namentlich allen Anstalten von mehr materieller und praktischer Tendenz vorzügliche Aufmerksamkeit, wozu ihn auch seine auf der polytechnischen Schule zu Paris erhaltene Bildung vollkommen befähigte. Die Banken, Kanäle, Eisenbahnen u. s. w. in den Vereinigten Staaten sind in dem Werke ausführlich besprochen. Der Verf. bemüht sich ferner, den günstigen Einfluß darzustellen, den der Gewerbfleiß und die öffentlichen Anstalten dieses Landes auf die Sittlichkeit des Volks und dessen Religiosität geäußert haben. Er bemüht sich, alle Ursachen des dort wahrnehmbaren mercantilen und bürgerlichen Wohlstandes nachzuweisen und diese Motive auf sein Vaterland Frankreich überzutragen. Er ist der Meinung, daß Viele der nordamerikanischen Einrichtungen, wenn man sie auf Frankreich anwenden wollte, dort ebenso günstige Folgen haben würden; eine Ansicht, die sich denn doch wol nur mit großer Beschränkung durchführen ließe. *)

Neu erschienen ist in London: „The plays and poems of *Shakspeare*, with historical notices, glossarial notes etc." (5 Bde.) — eine sehr correcte, niedliche und des großen Dichters würdige Ausgabe. 11.

*) Da von dem Werke Chevalier's bereits eine deutsche Übersetzung angekündigt ist, so werden wir Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 365. — 30. December 1836.

Über die Erkenntniß der Wahrheit. Von Albert Kreuzhage. Münster, Theißing. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Erkenntniß und Wahrheit derselben haben oft genug die menschlichen Gedanken beschäftigt, mancherlei Untersuchungen angeregt; die Philosophie thut eigentlich nichts Anderes als dieses und fängt dabei immer wieder von vorn an. Wegen letztern Umstandes ist zu bezweifeln, daß man bis dahin ganz gefunden habe, was man suchte, daß weder ein intellectuelles Anschauen, Setzen, noch ein Berechnen, dialektisches Umschlagen, Austauschen oder Verzehren der Begriffe zum Ziele geführt; aber man lasse sich ein von vorn Anfangen nicht gereuen, weil es eben zu den menschlichen Dingen gehört, und menschliche Dinge darin bestehen, daß sie, wie das Geschlecht selber, nicht zu Ende kommen. So fragt denn unser Verf. die alte Frage des Pilatus noch einmal: „Was ist Wahrheit?" und die sicherste und kürzeste Antwort darauf wäre: „Zunächst dieses, daß du darnach fragst." Ja grade deswegen ließe sich hinzufügen mit den Worten des Verf.: „Die Frage: was ist Wahrheit? ist die Axe, um welche das geistige Leben kreist."

Aber eine andere Frage, welche dicht neben der vorigen auf der ersten Seite des Buchs abgedruckt ist, gibt Anstoß. Der Verf. fragt nämlich: „Welches ist das Verhältniß des Menschen zur Wahrheit?" Hier werden Mensch und Wahrheit als zwei Ebenbürtige nebeneinandergestellt, und man fragt nach ihrem Verhältniß; es gibt aber kein solches Verhältniß. Was der Mensch erkennt und denkt, ist entweder wahr oder falsch; im erstern Fall nennt er es Wahrheit, im andern Irrthum. Wahrheit und Irrthum sind deshalb Bezeichnungen von Zuständen des denkenden und erkennenden Menschen, und will man dabei von einem Verhältniß sprechen, so bezieht sich dieses auf das Denken und das Gedachte, das Erkennen und das Erkannte, wobei Wahrheit und Irrthum eben ein verschiedenartiges Verhältniß ausdrücken, und es wäre wol verkehrt, zu fragen: welches ist das Verhältniß des Menschen zu diesem Verhältniß? Der Mensch als denkendes Wesen und die Wahrheit als ein Zustand seines Denkens, als ein Verhältniß zum Gedachten sind nicht ebenbürtig.

Der Sinn nun aller Pilatus-Fragen und die Schwierigkeit sowie das Bedürfniß ihrer philosophischen Beantwortung liegt in der schwierigen Unterscheidung jener Denkzustände, welche wir Wahrheit und Irrthum nennen. So lange Jemand irrt, hält er sein Gedachtes für wahr, und sobald er seinen Irrthum einsieht, ist der Irrthum verschwunden und die in solchem Zustande gesetzte Einsicht ist dann Wahrheit. Vergleichend jenen frühern Zustand mit dem spätern, entdeckt er deren Verschiedenheit und spricht von jenem als einem Irrthum. Wer sich eingesteht, etwas nicht zu wissen (d. h. etwas nicht als wahr in sein Denken aufnehmen zu können), der irrt nicht; wer aber meint, etwas zu wissen und es nicht weiß, der irrt. Diese Gleichheit der Zustände des Irrthums und der Wahrheit aufzuheben, ihren Unterschied für jede Zeit und für jedwedes Denken unwiderruflich festzustellen, hat sich die Philosophie befleißigt und darum stets von vorn ihre Untersuchungen begonnen, wobei zwei Parteien kenntlich werden, von denen die eine sowol die Möglichkeit eines entschiedenen Kriteriums der Wahrheit als dessen Wirklichkeit annimmt, die andere Möglichkeit und Wirklichkeit desselben leugnet. Pilatus — habe er viel oder wenig Philosophie gekannt — gehörte unstreitig zur letztern Partei.

Aus der anstößigen Frage über das Verhältniß des Menschen zur Wahrheit folgt bei dem Verf. die anstößige Antwort: es bedürfe dazu „der Erkenntniß der Wahrheit und der Erkenntniß des Menschen". Als ob diese beiden verschieden wären oder es sein könnten! Alle Erkenntniß der Wahrheit ist immer eine Erkenntniß des Menschen, und jede Erkenntniß des Menschen — wenn diese als Denken eines Denkgegenstandes ihren Namen verdient — ist eine wahre, keine irrige, also Wahrheit. Zur Beseitigung dieses Anstoßes soll vermuthlich eine danebenstehende Erklärung dienen: „Die Wahrheit ist kein von der Wirklichkeit abstrahirter Begriff. Sie ist ein Lebendiges, ein Wirkliches, ja Alles hat nur insofern Wirklichkeit und Leben, als es Theil an ihr hat." Wiederum ein neuer Anstoß. Wahrheit ist ja ein Begriff wie Schönheit, Redlichkeit, Arbeitsamkeit u. s. w., jeder Begriff aber kommt durch Abstraction zu Stande, durch ein Fallenlassen des besondern und einzelnen Wahren, Schönen, Redlichen, Arbeitsamen, deren gemeinschaftlichen, dem Besondern und Einzelnen allgemeinen Charakter eben der Be-

griff ausdrückt. Wahrheit wäre demnach das Gemeinschaftliche und Allgemeine der wirklichen Zustände des menschlichen Denkens, in denen Wahres gedacht und als solches erkannt wird, zum Unterschiede von den Zuständen des Denkens eines Falschen, blos vermeintlich Erkannten, für deren Gemeinschaftliches und Allgemeines sich der Begriff Irrthum bildet. Ein nicht abstrahirter Begriff wäre gar kein Begriff, hier also bei Wahrheit und Irrthum eine Bezeichnung, der alle Voraussetzung von Denkzuständen des Wahren und Falschen sowie ihres Unterschiedes fehlte. Dann würde zugleich alle Philosophie fehlen, welche aus jenen Zuständen und deren Begriffen hervorwächst. Aber nun weiter: diese Wahrheit als nicht abstrahirter Begriff, d. h. als Keinbegriff, soll ein Lebendiges, ein Wirkliches sein (Lebendigkeit und Wirklichkeit sind wiederum Begriffe), und Alles soll nur insofern Wirklichkeit und Leben haben, als es Theil an ihr hat. Der Anstoß wird ärger und ärger. Ein Keinbegriff ist nicht zu denken, und nur sofern Alles Theil hat an diesem Nichtdenkbaren, aber zugleich Lebendigen und Wirklichen, soll es Wirklichkeit und Leben haben, der Mensch, die Welt, die Philosophie und was sonst. Wir fragen bei diesem Anstößigen: ist dies Wahrheit oder Irrthum?

Ganz unerklärlich bliebe dem Ref. des Verf. Fragen und Antworten auf der ersten Seite seines Buchs, wäre nicht eine neuere Methode der Philosophen bekannt und öfter ausgeübt. Man schlägt nämlich die Begriffe todt, um sie aus ihrem Grabe verklärt auferstehen zu lassen; man eifert gegen das Abstrahiren, um den Unterschied des Besondern und Allgemeinen aufzuheben und ein Concret-Allgemeines hervorzuzaubern; man isolirt die Begriffe von dem denkenden und begreifenden Menschen, um sie durch Transsubstantiation zu ewigen Substanzen, zum Wesen Desjenigen zu machen, was in der Welt erscheint und lebt und wirkt. So macht es nun der Verf. mit dem Begriff der Wahrheit; er schlägt ihn todt und läßt ihn auferstehen, er verneint das Abstrahiren und bejaht ein Concret-Allgemeines, er vollbringt die Transsubstantiation und baut dem verwandelten Wahrheitwesen seinen Altar. Mit Erinnerung an solche Procedur finden wir folgende Worte nicht mehr befremdlich:

> Die Wahrheit ist jenes Element, worin unsere Existenz ihre Erfüllung, unser Wesen seine normale Entwickelung erhält, wo der wesenlose Schein verschwindet. Hier ist die Wahrheit als ein Allgemeines bestimmt, als ein Höheres, in welchem wir uns wissen, das wir in uns aufnehmen sollen, wie wir in ihm begründet sind. Daß wir es sollen, zeigt, daß wir es können, und daß wir also zu der Wahrheit in einem Verhältniß stehen, wodurch wir dieselbe zu erkennen vermögen, da wir nur in ihr die Befriedigung unserer selbst erreichen können.

(Der Beschluß folgt.)

Denkmäler altfranzösischer Romantik.

Der Roman „De la violette" von Gibert oder Gyrbert de Montreuil, neuerdings von Francisque Michel nach zwei Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris herausgegeben, ist eine der lieblichsten Blüten der altfranzösischen Romantik. Schon Roquefort hält ihm um seiner Anmuthigkeit willen eine große Lobrede, die auch vollkommen berechtigt erscheint. Der Roman ist um das Jahr 1228 geschrieben und gleicht der Anlage und dem Gegenstand nach sehr dem „Cymbelin". Obgleich letzterer nicht historisch ist, da es niemals einen Grafen v. Nevers des Namens Gerard gegeben hat, oder einen Andern, dem die vom Dichter seinem Helden beigelegten Abenteuer zugeschrieben werden könnten, so muß man der Dichtung dennoch um der darin vorkommenden genauen und geistreichen Sittenschilderung damaliger Zeiten willen ein bedeutendes historisches Interesse zugestehen. „En outre cet ouvrage", sagt Fr. Michel in seiner Einleitung, „indépendemment du plaisir que peut procurer sa lecture, nous fournit presque tous les moyens d'étudier complétement la tournure de l'esprit français et l'état de la langue romane d'oil dans le premier quart environ du 13ième siècle." In der That, so gut der aristokratisch-sociale Pinsel Watteau's die Zeit Ludwig XIV. gemalt hat, ebenso gut und wol noch unbefangener und treuer gibt der Verf. des Romans „De la violette" seine Zeit wieder, und man kann ihn in dieser als einen fashionablen Dichter ansehen. Der Roman beginnt folgendermaßen:

> Il ot en France .I. roi jadis
> Qui molt fu biaus, preus et hardis,
> Jouenes hom fu et entendans,
> Hardis as armes et aidans;
> Molt honora les chevaliers,
> Des sages fist ses conseilliers,
> Consel crei, consel ama,
> Ains consel ne mesaesma;
> Bien estoit ensaignïés et sages,
> Et molt estoit bons ses usages.
> Dames, pucieles tenoit chiéres,
> Souvent lor faisoit bieles chières
> Molt fu preux et de grand renon:
> Loeys ot li rois à non!

Der Monarch, von dem hier die Rede ist, ist Ludwig VIII., der vorgestellt wird, wie er am Ostertage im Monat April eine „cour biele et gentil" zu Pont-de-l'Arche hält. Nie seit Noah's Zeiten sah man eine so zahlreiche und außerordentliche Gesellschaft versammelt. Der König bewirthete sie wahrhaft königlich, und ihr Jubel machte sich Luft in Gesängen auf Gesänge. Die Gräfin von Besançon, Schwester des Bischofs von Lincoln, begann mit der Ballade: „Alés bielement, que d'amor me dueil". Ihr folgte die Herzogin von Burgund, die eine helle Stimme und einen guten Vortrag hatte, und nach dieser wieder thaten sich viele schöne Damen mit allerlei Gesängen hervor, deren Namen, Stand und Eigenschaften das Gedicht alle treulich wiedergibt. Auf diese Gesangslust folgte eine Art von Revue, welche der König über die glänzende Versammlung hielt. Diese bildete Hand in Hand eine lange Haie in der Halle, und der König ging zwischen durch und betrachtete alle seine schön geschmückten Gäste aufmerksam. Besonders zog seinen Blick die Gestalt eines edeln jungen Ritters auf sich, mit dem Falken auf der Faust. Dies war keine geringere Person als der Held des Gedichtes selbst:

> Li vassaus ot Gerard's à non,
> Qui molt estoit de grant renom;
> Et pour chou'quil cantoit si bien,
> Li ot proié sous toute rien
> La chastelaine de Dijon
> K'il die .I. vier d'une chançon etc.

Natürlich pocht Gerard, nach alter Sängerweise, auf die Schönheit und Treue dieser seiner Dame, wodurch er die Eifersucht des ihm ohnehin abholden Grafen Lisiart v. Forois erregt, der sich in einen Streit mit ihm einläßt und alle seine Lande gegen die Besitzungen Gerard's setzen will, daß die gepriesene Treue der Chastelaine seinen Versuchungen nicht widerstehen werde. Da Gerard natürlicherweise diesen Wettstreit angenommen und der König ihn bestätigt hat, so macht sich

nun Lisiart sofort auf den Weg nach Nevers, in Begleitung von zehn Gefährten, sämmtlich in Pilgertracht. Dort angekommen, bemerken sie die schöne Dame Oriaut am vergitterten Fenster sitzend, wie sie, den Kopf in die schönen Hände gestützt, dem Gesange der Waldvögel lauscht und der zarten Sehnsucht, womit sie ihres entfernten Ritters gedenkt, zur eignen Tröstung Sprache gibt in einem „bon poitevin".

Quant canté ot la demoiselle
Sa mais a mise à sa maisiele.

In dem Thurme wird Lisiart mit seinen Genossen aufgenommen, und Oriaut steigt hinab in die Halle, begleitet von ihrer „maistresse" oder Hofmeisterin, um die Gäste zu bewillkommnen. Lisiart entbrennt beim Anblick der schönen Frau in heftiger Liebe und verfehlt nicht, ihr sofort ein Geständniß seiner höchsten Neigung zu machen. Die Dame aber will nichts davon hören und fertigt ihn mit einer „chanson" ab, worauf sie ihren Gästen Erfrischungen aller Art vorzusetzen befiehlt. Da auf diese Weise der böse Ritter seinen wahren Zweck nicht erreicht, so denkt er darauf, Gerard durch den Schein zu hintergehen, zu welcher Absicht er in der „maistresse" der schönen Oriaut eine würdige Helfershelferin findet. Diese charmante alte Dame wird von dem Dichter so beschrieben:

La vielle qui maistresse fu
Oriaut, ainz dalès le fu;
Laide et oscure avoit la chière,
Molt estoit desloians sorchière,
Gondrée avoit la vielle a non,
Fils est Gontacle le larron;
Cil l'ot d'une fausse béguine,
Qui maint meschief fist de s'eskine;
Pour chou di-jou, tels est m'entente:
„De pute rachine pute ente".
* * *
J. j. enfans ot qu'ele ot mordris,
Qu'engenrés avoit dans Baudris,
Un moignes de la Carité etc.

Diese höchst würdige Frau gewinnt nun Lisiart zu seinem Schelmenstücke, welchem ganz dasselbe Sujet zu Grunde liegt, was dem Bemühen des italienischen Kaufmanns in „Cymbelin". Die Schaffnerin verschafft nämlich dem Grafen Gelegenheit, die schöne Oriaut entblößt im Schlafe zu belauschen; er entdeckt an ihrem Körper ein Maal in der Gestalt und Farbe eines Veilchens und gründet auf diesen Umstand die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptung, ihre Gunst genossen zu haben u. s. w.

Dies ist der Inhalt eines der anmuthigsten Gedichte der altfranzösischen Romantik, von welchem sich der zweite, von Michel herausgegebene Roman: „Von Eustach dem Mönch", wesentlich unterscheidet. Der Held dieses Romans ist keine imaginaire Person, sondern wird von gleichzeitigen Historikern erwähnt als ein sehr thätiger Parteigänger der normännischen Barone bei ihrer Empörung gegen König Johann, der mit einer Flotte zu deren Unterstützung an Englands Küste gelandet sei. Als ein Held von ausgezeichneter Kühnheit und Unerschrockenheit brachte ihn die normännische poetische Anschauung, sowie Richard ohne Furcht, schnell mit den bösen Geistern zusammen, deren Einflüsse er zu seinen kühnen Unternehmungen benutzt und mit denen er in einem vertrauten Verhältnisse gestanden habe.

Das Gedicht selbst umfaßt 2806 Verse und rührt ohne alle Frage aus dem 13. Jahrhundert her. Es fängt so an:

Del moigne briement vous diral
Les examples si com je sai.
Il se rendit à Saint-Saumer,
A VIII lieues prés de la mer.
Illuocques nelrs moignes devint
Puis ke de Toulete revint,
Ou il ot apris nigremanche (Nekromantik).
N'ot homme, el roiaume de Franche
Il tant sceust ars ne caraudes,
A maintes gens fist maintes eaudes.
Il avoit à Toulete esté
Tout j. ivier et un esté,
Aval sous terre en j. abisme,
Ou parloit au malfé meisme,
Qui li aprist l'enghien et l'art
Qui tout le mont decheit et art.
* * *
Quant Wistace ot assés apris,
Au dyable congié a pris.
Li dyables dist kil vivroit
Tant que mal fait assés aroit,
Roi et contes guerrieroit
Et en la mer occis seroit etc.

Nach Erzählung mancher lustigen Abenteuer beschreibt der Dichter den Tod von Bauduin Burkes, dem Vater des Mönchs, der zu Basingurhan von Hainfrois von Herefinghan getödtet wird. In Folge dessen verläßt Eustach sein Kloster und sinnt auf Rache gegen den Grafen von Boulogne wegen des Todes seines Vaters. Diese Feindseligkeit gegen den Grafen begründet eine Menge von außerordentlichen Abenteuern, welche einen großen Theil der Dichtung einnehmen. Der erste Streich, den der Mönch dem Grafen spielt, ist, daß er zur Nachtzeit zwei Mühlen in Brand steckt, um, wie er sich ausdrückt, dem Grafen, der sich bei einem seiner Vasallen auf der Hochzeit befand, zu leuchten. Mit dieser Reibung noch keineswegs zufrieden, verkleidet sich Eustach zunächst als einen Mönch von der Abtei von Cler Marés und reitet in Begleitung zweier Andern aus der Brüderschaft aus zu einer Zusammenkunft mit dem Grafen, mit dem er sich unterhält und den er um Verzeihung für den Mönch Eustach bittet. Aber von diesem Namen will der erzürnte Graf durchaus nichts hören und ruft in seinem Ingrimme aus, daß er, wenn er nur seiner habhaft werden könne, ihn gewiß lebendig schinden würde. Nach und nach beginnt der Graf Argwohn zu schöpfen, wer eigentlich sein Begleiter sei; allein der listige Mönch weiß alle Argumentationen, die der Graf vorbringt, um ihn mit sich selbst zu identificiren, auf das geschickteste zu widerlegen. Nachdem ihm dies gelungen, findet er es aber dennoch nicht ungerathen, sich aus dem Staube zu machen, weshalb er sich stracks in den Stall des Grafen begibt und sich dessen Lieblingsstute, Moriel, sattelt, auf der er davonjagt. Unterwegs kann er nicht unterlassen, noch eine Malice auszuüben, indem er einem Pächter des Grafen aufträgt, diesem höflichst zu melden, daß der Mönch Eustach auf seiner Stute davongeritten sei. Der Graf ist bei dieser Nachricht ganz außer sich und läßt dem entflohenen Feinde von allen Seiten nachsetzen, hat aber, für seine Person, wenig Hoffnung, daß man jenen ereilen werde, da er die außerordentliche Schnelligkeit seiner Stute kennt. Während dessen gelangt nach einem scharfen Ritt Eustach zu einem bewährten Freunde, dem er die Obhut über das geraubte Pferd anvertraut; er selbst aber, der an losen Streichen Unerschöpfliche, wirft sich in eines Schäfers Kleid und geht guter Dinge dem Grafen, der noch immer auf der Verfolgung begriffen, entgegen, um diesem den Weg zu zeigen, den der verdammte Mönch genommen hat. Der Graf folgt ihm auch wirklich und erwischt so an dessen Statt die beiden andern Mönche, die er hart anläßt und augenblicklich zu bestrafen droht. Allein der ergrimmte Lehnsherr merkt nicht, daß in dem Augenblicke, wo er die beiden Mönche in der Klemme hat, der vermaledeite Eustach ihm sein Saumroß stiehlt und noch obendrein die Grausamkeit begeht, dem armen Jungen, der es hielt, die Augen auszustechen.

Der Art sind die unzähligen Abenteuer, welche der Mönch während seines Conflicts mit dem Grafen von Boulogne zu bestehen hat. Endlich kommt er nach England, wo er sich ohne Weiteres dem König Johann zu Füßen wirft und in der

Tracht eines Hospitaliters um die Protection des Monarchen bittet. „Wenn du ein Hospitaliter bist", entgegnete ihm der König, „so soll meine Gnade dir gewährt sein." Hierauf Eustach: „Höre mein Flehen, o König, Eustach der Mönch bittet dich um Gnade und daß du ihn in deine Dienste nehmest." Der König verspricht, daß auch diese Bitte gewährt sein solle, wenn der Mönch sich verpflichte, ihm treu zu dienen und für diesen Zweck ein sicheres Unterpfand stellen würde. Darauf bietet der Mönch dem Könige sein Weib oder Tochter als Geisel. „Wie", ruft nun der König, „bist du der Mönch?" — „Ja, Sire, Eustach ist mein Name." — „Bei St.-Aumon", ruft der König, „so will ich dich doch in meinem Dienste behalten!"

Der König bewilligt nun dem Mönche Ladung und Bemannung von 30 Galeeren, mit welchem dieser nach Guernsey und Jersey segelt, welche beide befestigt sind und von einem Castellan befehligt werden. Dieser wendet sich bei Ankunft der Flotte an seine Leute mit den Worten: „Wartet, bis sie gelandet sind, alsdann wollen wir sie vernichten." Hurtig schifft sich Eustach mit seinen Leuten aus und greift Romerel, den Castellan, der mit seinen Truppen in Schlachtordnung steht, an. „Godchiere!" ist Romerel's, „Vincenessel!" ist des Mönches Feldgeschrei. Es erfolgt ein blutiges Gefecht; aber Eustach ist bewaffnet mit einer ungeheuern gewichtvollen Streitart, womit er rechts und links gute Hiebe austheilt; er schlägt manchen tapfern Mann zu Boden und bemeistert sich durch seine Kühnheit endlich des Schlachtfeldes.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um den Inhalt dieser beiden vorzüglichen Gedichte aus dem Cyklus der nordfranzösischen Romantik zu bezeichnen. Nicht ganz unpassend vergleicht ein englischer Kritiker den Verf. des ersten Romans: „De la violette", mit Bulwer, wiewol sich doch in jenem Gedichte noch ganz andere poetische Elemente vorfinden; Elemente, bis zu denen Bulwer nicht hindurchgedrungen und nie hindurchdringen wird; den Verf. des zweiten Romans: „Von Eustach dem Mönch", aber mit Walter Scott. Die letztere Vergleichung ist freilich weit passender, und daß sich in diesem modernen Romantiker gar manches Element der schauerlich düstern und doch innerlich gemüthlichen Romantik des alten nordfranzösischen Epos vorfindet, wol nicht abzuleugnen. Die andern Gedichte, welche, an obige angeschlossen, der Sammlung von Fr. Michel mit einverleibt sind, sind: „La riote du monde. Le roi d'Angleterre et le jongleur d'Ely (13ième siècle), publié d'après deux manuscrits, l'un de la bibliothèque royale, l'autre du musée britannique", und „Tristan: recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures, composés en français, en anglo-normand et en grec dans le 12ième et 13ième siècles, publié par Francisque Michel" (2 Theile, Paris und London 1835). Der Herausgeber sagt am Schlusse seiner Einleitung zu diesen Werken: „La littérature romane, presque entièrement ignorée, il y a quelques années, a trouvé des savans pour la faire connaître et des lecteurs pour l'étudier; en France MM. Raynouard, Monmergue, Paulin Paris, Robert, Leroux de Lincy, Jubinal, Chabaille; en Belgique M. le baron de Reiffemberg; en Allemagne MM. Immanuel Bekker, Ferdinand Wolf, Ludwig Uhland, von der Hagen; en Angleterre Mademoiselle Louisa Stuart Costello, Sir Frederik Madden, Thomas Wright, Thomas Duffus Hardy, W. J. Thoms, Sir F. Palgrave et Mr. John Kemble, à qui la littérature anglo-saxonne doit une merveilleuse édition de son plus beau monument, le poëme de Béowulf." — Dem Roman „De la violette" sind Facsimiles der beiden Manuscripte, nach welchen der Abdruck geschehen, sowie sechs Miniaturtopien nach den Bildern, die das Manuscript zieren, als ansprechende Einlage beigegeben. 80.

Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen des J. F. W. Herschel von A. Weinlig. Leipzig, Voß. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der vorliegenden Arbeit liegt ein Theil der „Cabinet cyclopaedia" von Dion. Lardner zu Grunde, der bereits 1830 unter dem Titel: „Preliminary discourse on the study of natural philosophy" erschien. Sie ist weder eine bloße Übersetzung, noch eine gänzliche Umarbeitung. Der Bearbeiter wählte folgenden Weg. Er folgte dem Gange des Originals genau, indem er sich nur an einer Stelle eine Abänderung erlaubte, um den geschichtlichen, an zwei verschiedene Orte vertheilten Abriß zu vereinigen, übersetzte dasselbe so getreu als möglich, ließ aber alle unnöthigen Wiederholungen, Erörterungen der eben angeführten Art und zuweilen vorkommende zu bedeutende Abschweifungen weg. Dadurch ist einerseits, wie man durch Vergleichung mit dem Originale sehen kann, das Buch bedeutend abgekürzt und eine gedrängtere, weniger ermüdende Darstellung erzielt worden, andererseits aber Alles reines Eigenthum des Verf. geblieben. Der Bearbeiter glaubte, daß der Zweck des Buchs auch ohne Zusätze, zu welchen manche seit 1830 der Wissenschaft gewordene Bereicherung Gelegenheit gegeben hätte, erreicht werden könnte. Das Werk zerfällt zuvörderst in drei Theile und jeder derselben in mehre *Capitel*. Der erste Theil handelt von der Natur und den naturwissenschaftlichen Studien überhaupt; der zweite von den Grundsätzen, welche man zu befolgen hat, um die Naturwissenschaft mit Nutzen zu betreiben, und die Regeln, welche eine systematische Naturforschung leiten müssen, nebst Erläuterung ihres Einflusses durch Beispiele aus ihrer Geschichte; der dritte endlich von der Eintheilung der Naturwissenschaft in verschiedene Zweige und deren gegenseitigen Beziehungen.

Das Werk gibt bei manchen Inconsequenzen einen abermaligen Beweis von dem großen Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des berühmten Verf. und ist in der vorliegenden, im Allgemeinen recht guten Bearbeitung, eine treffliche Bereicherung unserer Literatur, und wird jedem Freunde der Naturwissenschaften eine angenehme Belehrung gewähren. 78.

Notizen.

Nach dem officiellen, in der petersburger Handels-Zeitung mitgetheilten Bericht des Departements der Bergwerke und Salinen für das Jahr 1835 sind im benannten Jahre durch die zur Aufsuchung von Bergwerken abgesandte Commission 32 Goldsandgruben am Ural und 13 dergleichen am Altai entdeckt worden. Außerdem hat man Spuren von Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerken aufgefunden. Die Privatgruben sind überdies durch 36 neu aufgefundene Goldsandgruben, eine Platingrube, eine Silber- und 13 Kupfer-Gruben bereichert worden. So befinden sich jetzt in Sibirien an 500 Goldsandgruben. Besonders dehnen sich die Privatgruben im Altai immer weiter aus; im Jahre 1835 haben allein 38 Personen die Erlaubniß erhalten, in Sibirien Bergwerke für edle Medalle zu bebauen. Das Gesammtergebniß der Kron- und Privatwerke am Ural und Altai war für das Jahr 1835: 392 Pud 37 Pfund 38 Solotnik Gold, 1212 Pud 18 Pfund 36 Solotnik Silber und 105 Pud 16 Pfund 8 Solotnik Platina.

Die letzte amtliche Zählung ergab für Siebenbürgen 1,483,119 Einwohner, 10 Städte, 64 Marktflecken, 2650 Dörfer.

In dem Studienjahre 1834—35 befanden sich in sämmtlichen katholischen Gelehrtenanstalten Ungarn's 18,905 Schüler, im Jahre 1825—26 dagegen 22,576. Die Verminderung wird der Zunahme der Privatstudien zugeschrieben. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 366. — 31. December 1836.

Über die Erkenntniß der Wahrheit. Von Albert Kreuzhage.

(Beschluß aus Nr. 365.)

Jetzt wollen wir nun Dasjenige, was sich bei dem Verf. weiter anschließt, möglichst mit seinen eignen Worten in der Kürze dem Leser vorführen. Die Wahrheit ist die geistige Wirklichkeit, die Wirklichkeit, die sich selbst und Anderes weiß. Was nicht von sich selbst weiß, hat seine Wahrheit, seine geistige Wirklichkeit nicht in sich, sondern in Dem, von welchem es gewußt wird. Die Wahrheit ist daher der Geist. Gott ist die Wahrheit in ihrer absoluten Wirklichkeit, da die geistige Wirklichkeit im Menschen beschränkt ist. Gott als absoluter Geist in seiner wahren Wirklichkeit, mithin in absoluter Selbstaffirmation, ist Trinität. Dreiheit der Personen, Einheit der Substanz. Wäre Gott nicht Trinität, so wäre er nicht ein absolut wirklicher lebendiger Gott, er wäre nur ein formales Absolutes. Das Christenthum, als Erkenntniß des wahren Gottes, mußte also die Lehre vom dreieinigen Gott enthalten. Wie in Gott, dem absoluten, die Idee nicht formell als subjectiv vermittelter Gedanke eines Objects, sondern in der absoluten Wirklichkeit seines Logos ist, so gab er auch seiner Schöpfung keine nur formelle, sondern eine relativ substanzielle Wirklichkeit, er schuf. Nur als Trinität kann Gott in seinem wahren Verhältniß zur Schöpfung gedacht werden. Vom creatürlichen Standpunkte kann als die angemessenste Beantwortung der Frage, weshalb Gott schuf, nur die Liebe genannt werden, deren absolute Wirklichkeit Gott selbst ist, vermöge deren er Wesen ins Dasein rief, damit sie selig wären in ihm. So die Menschen; aber sie fielen, verloren ihren Normalzustand, die Ebenbildlichkeit und deren vollendete Realisirung im Gebiet der Vernunft, kamen zur höchsten Entstellung der Ebenbildlichkeit in jene Sublimirung der verneinenden Subjectivität, welche sich unablässig bestrebt, jede Manifestation der ewigen Wahrheit an dem Menschen in ihren alles verschlingenden und entstellt wieder ausgebärenden Strudel zu ziehen. Der Mensch fiel aber nicht allein durch sich selbst, sondern auch durch Täuschung in die Netze des Bösen, er hatte keine selbständige Entschiedenheit wider Gott. Daher erbarmte sich Gott des Menschen, knüpfte mit ihm das Band der Verheißung und Erlösung, der verführenden Schlange sollte der Kopf zertreten werden. Ihm wurde die Vermittelung mit der Wahrheit durch diese selbst in Menschengestalt gewährt. Als Gott die Welt erlösen wollte, erschien er weder in seiner Herrlichkeit kommend in den Wolken des Himmels, noch sandte er ein philosophisches System, ein Lehrbuch der Metaphysik zur Erde nieder. Denn weder durch absolute Determination, noch durch bloße Darstellung im abstract-allgemeinen Element der Sprache konnte die Menschheit erlöst werden. Nur in lebendiger Gestalt, in unmittelbar persönlicher Bethätigung konnte die concrete Wirklichkeit der Wahrheit dem Menschen offenbar werden, wie dieser selbst nur so seine Wirklichkeit hat. Die bleibende Stätte des Ewigen im Endlichen ist die Kirche. Die Gestaltung des ewigen Worts in der Kirche ist eine Schranke für die abstracte Willkür des menschlichen Geistes, ein Schutz für die unverletzte Erhaltung der geoffenbarten Wahrheit gegen deren subjective Verflüchtigung. Eine die Reintegration des gefallenen Menschen bedingende lebendige Gestaltung und Bethätigung seiner wahren Beziehung zu Gott durch die Mittlerschaft des Erlösers ist der lebendige Glaube im Sinne des Christenthums. Wie der Mensch durch Ungehorsam gefallen ist, kann er nur durch Gehorsam wiedererhoben werden. Selbstverleugnung ist der steile, schwer zu erklimmende Pfad zur Reintegration des Menschen. Schmerz und Leiden sind der Pflug, der den dürren Boden aufreißt, damit das Samenkorn der ewigen Wahrheit und des ewigen Lebens darin wurzeln könne, damit die Liebe zum Ewigen jenes Licht entzünde, welches den ganzen Menschen licht macht. In solchem Kampfe unterstützt den Menschen die Macht der ewigen Liebe und Gnade. Pantheistische Sublimation und Potenzirung der Subjectivität zum absoluten Wissen kann mit dieser Führung des Menschen durch die Gnade nicht bestehen. Das Licht wird dem erkennenden Geiste nur in dem Licht der geoffenbarten Wahrheit offenbar. Da nun auch die Philosophie nicht etwa zum Versuch ein unwahres abstractes Gedankending darstellen will, sondern da sie die wirkliche Wahrheit zu erkennen sucht, so muß sie ihren höchsten Inhalt aus der Offenbarung schöpfen, worin diese in ihrer Wirklichkeit manifest geworden ist. Sie muß sich in dieselbe hineinbilden. Die wahre Speculation will den erkennenden Geist von seiner subjectiven Trübung rei-

nigen und ihn erleuchten, indem sie Ewiges im Lichte des Ewigen mit ihm vermittelt, damit das Ebenbildliche in ihm am Göttlichen wiedererstarke und er seine Reintegration erreiche. Die Erlösung umfaßt auch die Reintegration der Freiheit des Geistes, der Mensch gewinnt die wahre nur in der Immanenz in der ewigen Wahrheit, wie diese Immanenz wiederum nur im Lichte der Erkenntniß der Wahrheit, mithin in der Erleuchtung des erkennenden Geistes durch den Geist Gottes erreichbar ist. In der höhern Liebe erlangt so die Erkenntniß der Wahrheit ihre höhere Vollendung und der erkennende Geist in ihr seine normale Bethätigung in seinen Beziehungen zum Innern und Äußern, zum Ewigen und Endlichen. So verwirklicht sich in ihm die wahre Weisheit; das Streben, diese Weisheit zu erreichen, ist die wahre Liebe zur Weisheit, die wahre Philosophie.

Für dieses Endergebniß dient dem Verf. aller übrige Inhalt des Werkes als Mittel; die Philosophie geht über in christliche Theologie, und wenn der Verf. spricht: „Philosophie und Offenbarung im Verein erscheinen als die Wege, welche zur Wahrheit führen", so ist eigentlich nur die letztere das Leitende und als bleibende Stätte des Ewigen im Endlichen die Kirche. Bedenklichkeiten dagegen, welche sich bei dem Einzelnen erhebrn könnten, sind subjective Verneinungen und Verflüchtigungen (Ketzereien) als Quelle des Bösen und des Irrthums. Was in der philosophischen und kirchlichen Geschichte des Menschengeschlechts davon zum Vorschein gekommen, beweist eben den Abfall der Menschen von der Wahrheit und von Gott und die Nothwendigkeit ihrer nachgewiesenen Reintegration.

Das Christenthum, in welcher Gestalt es sich auch den menschlichen Gedanken zeigen möge, verdient allemal die höchste Würdigung und Verehrung, sobald es nicht in wilden Fanatismus gänzlich ausartet. Wollte man deshalb in Bezug auf Transsubstantiation der Begriffe, Einwirkung der göttlichen Gnade und deren Immanenz von Mysticismus und Quietismus des Verf. reden, welche doch als Irrthümer von der Kirche verworfen worden, so bliebe ihm dennoch ein Element des Schätzbaren und Achtungswürdigen, gleichwie in hohem Maße dem Fénélon bei seiner Abweichung von der Kirchenwahrheit oder ihrer Verkennung. Allein die Philosophie, welche Eingang und Ausgang der Gedanken zu erwägen hat, möchte dadurch abgeschreckt werden, ihm mit entschiedenem Zutrauen zu folgen, und lieber ihre Untersuchungen von vorn anfangen, ja die Gesammtrichtung des Verf. prüfen, zumal wenn schon auf den ersten Seiten des Buchs sich mancher Anstoß ergeben. So wäre dann die Erkenntniß der Wahrheit auch durch die Bemühungen des Verf. nicht vor Einwendungen und vor der Frage des Pilatus gesichert.

Sich hiergegen zu schützen, benutzt der Verf. geschickt und scharfsinnig die Lehren und Künste der neuern Philosophie. Es gibt eine Unmittelbarkeit des Gefühls als Quelle der Erkenntniß; der Geist entzieht sich ihm durch Vertiefung und sucht ein Element für die Vermittelung des entstehenden Gegensatzes zwischen Object und Subject in der Sprache, den allgemeinen Denkbestimmungen der Kategorien, der Reflexion, überhaupt der Verstandesbildung. Aber die abstracten Verstandesbegriffe können das Unmittelbare nicht ersetzen, die Gegensätze bleiben, der Geist geräth ins Gebiet des Zweifels. Das führt zum atheistischen Materialismus, oder zu seinem Gegensatze, dem Standpunkte der abstracten Subjectivität, welcher sich als sogenannter Rationalismus der Offenbarung entgegenstellt und sie bekämpft. Wenn der Geist auf dieser Stufe fortschreitet, so kommt es zur Entwickelung des Allgemeinen im Geiste, wodurch er es als das Wahre auffaßt und sich so als Vernunft in der dieser entsprechenden Form verwirklicht. Darum ist die Vernunft das Göttliche im Menschen. Das concrete Allgemeine ist nicht vom Einzelnen abstrahirt, sondern das Einzelne ist aus ihm abstrahirt. Fichte faßt das Allgemeine in seiner absoluten Wirklichkeit in der Form des Ich, des Subjects, die Objectivität wird verneint. In der neuern Naturphilosophie tritt die Vermittelung des Allgemeinen mit sich selbst, wodurch es sich in sich zu dem Gegensatze von Subject und Object bestimmt, zuerst hervor; aber außerhalb derselben, als unvermittelte Einheit jener Gegensätze, ist es nur als deren abstracte Einheit, als deren Indifferenz vorhanden. So kommt auch hier das Allgemeine an und für sich nicht zur Wirklichkeit. Dagegen faßt die Hegel'sche Philosophie das Allgemeine als die sich wissende concrete Totalität auf, welche die absolute Einheit der Gegensätze ist, worin diese ihre Wahrheit und Wirklichkeit haben. Hier verschwindet das abstracte Reflectiren und Betrachten vor der strengen Deduction des sich selbst explicirenden, dialektisch die Fülle seiner Momente entwickelnden und sich in ihnen mit sich selbst zusammenschließenden Begriffs. In der Entwickelung dieses Systems wird das Allgemeine vorerst als Substanz gefaßt, schreitet zum Begriffe fort, im Begriff realisirt sich der Geist als Vernunft und faßt sich subjectiv als Identität des Seins und Denkens. Die Wahrheit ist die Idee selbst in ihrer Wirklichkeit, als das Allgemeine, das im Denken und im Äußern sich Dasein gibt und in beiden mit sich identisch bleibt. Der Geist ist der absolute Begriff, der als Subject sich als alle Wahrheit und Wirklichkeit weiß, der absolute Geist, die Wahrheit in ihrer absoluten Form, Gott.

Hiernach geht das Christenthum in der absoluten Philosophie auf. Denn das Christenthum enthält die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur nur in der unmittelbaren Weise dargestellt, während das philosophische Erkennen das vermittelte Wissen dieser Einheit ist. Aber ist die Wahrheit nun absolut erkannt? Die Hegel'sche Philosophie bejaht es; aber es erhebt sich im menschlichen Geiste eine Stimme, welche die Bejahung wankend macht, dies ist die Stimme des Herrn. Wo diese Stimme stark und unverfälscht ertönen kann, da ist sie mächtiger als die absolute Selbstvollendung des Subjects; denn sie ist der lebendige Ausdruck des wesentlichen Verhältnisses des Menschen zur Wahrheit. Er handelt diesem Zeugniß entgegen, wenn er die absolute Vermit-

elung seiner selbst, als Einzelnen, mit dem absoluten Geiste urch seine subjectiven Kategorien vollbracht und hiermit as Absolute im Subject realisirt zu haben wähnt. Das Product dieses Verfahrens ist der Pantheismus, und der menschliche Geist, der sich als Vernunft entwickelt hat, kann, wenn er diese Entwickelung aus sich allein vollenden will, dem Pantheismus nicht entgehen. Die Vollendung ist am bestimmtesten in dem Satze ausgedrückt worden: „Gott denkt in uns, daher ist eine absolute Wissenschaft möglich.“ Aber die Vernunft für sich allein ist keine vollkommene Erkenntnißquelle der Wahrheit, es muß die Kluft zwischen dem menschlichen Geiste und der ewigen lebendigen Wahrheit einen Übergangspunkt, eine Basis wahrer Vermittelung erhalten. Die wahre Vermittelung des menschlichen Geistes mit der Wahrheit in ihrer ewigen Wirklichkeit, die wahre Erkenntniß Gottes ist nur erreichbar, wenn Gott den Menschen zu sich emporhebt, indem er sich zu ihm herabläßt, sich ihm offenbart.

Sichtlich betrachtet der Verf. die Philosophie als eine Vorschule für die christliche Erkenntniß, als eine Vorläuferin, welche in ihrer vollsten Wirksamkeit als Hegel'scher Pantheismus den Boden bereitet für die geoffenbarte Wahrheit, gleichsam ein prophetischer Johannes für den größern Messias. Anhänger der absoluten Philosophie werden die Sache umgekehrt stellen und ihrerseits die christliche Erkenntniß als eine Vorläuferin der mit absoluter Dialektik erst vollständig erkannten Wahrheit betrachten, wie man denn auch dem Urheber des Systems messianische Würde beigelegt. Der streitige Punkt zwischen Hegel'scher Philosophie und dem Verf. läßt sich also ganz kurz dahin bezeichnen: ist Hegel der Messias Jesu von Nazareth, und muß das Christenthum nach Hegel's höherer Erkenntniß gedeutet werden? oder ist Jesus von Nazareth der Messias aller Zeiten, und muß man jeglicher philosophischen Lehre, auch der neuesten, ihre wahre Beziehung und gehaltvolle Auslegung durch das Christenthum geben?

28.

---

1. Neuer Nekrolog der Deutschen. Zwölfter Jahrgang. 1834. Zwei Theile. Mit zwei Portraits. Weimar, Voigt. 1836. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Registerband über die zehn ersten Jahrgänge des neuen Nekrologs der Deutschen. Nach alphabetischer Folge I. der Zu- und Vornamen von 10,364 von 1823—32 verstorbenen Deutschen; II. der Staaten, Provinzen und Ortschaften, wo sie gelebt haben, und III. ihrer Zusammenstellung nach Rang, Stand, Beruf und Würden. Weimar, Voigt. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Manche Reisende haben die Gewohnheit, sich in den Städten, durch welche sie kommen, zuerst auf den Gottesacker führen zu lassen; es sei für die Würdigung der Culturstufe von Wichtigkeit zu wissen, wie die Bürger sich einander begrüben und ihre Todten ehrten. Ref. gehört zwar nicht zu diesen Reisenden, allein er hat doch seit mehren Jahren unter vielen neuen Büchern, die er gewöhnlich nach seiner Ferienreise vorfand, immer zuerst nach Voigt's „Neuem Nekrolog“ gegriffen. Aber er findet auch diesmal leider wieder dieselben Klagen von Seiten des keine Mühe, keine Kosten scheuenden Herausgebers und Verlegers; er findet zwei starke, eng, aber gut gedruckte Bände von 1280 Seiten, mit zwei Portraits verziert, gut geheftet, um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis; Jedermann kennt und achtet dieses Unternehmen, preist es als ein deutsches Volksbuch, ein Nationalwerk, erkennt seine Verpflichtungen gegen dasselbe und dessen Urheber an und — läßt es ungekauft. Also Ein Mann in Deutschland hat Muth, den Todten seines Vaterlandes ein großes Monument zu bauen, und über 30 Millionen stehen herum, wenden den Rücken, wenn sie eine Schaufel voll Erde dazu tragen sollen, wie die Laffen und Gaffer, welche um die Feuersbrunst herumstehen, oder um ein öffentliches Schauspiel und ausreißen, wenn ihnen ein Löscheimer angeboten oder die Büchse beim Einsammeln präsentirt wird. Ja, wenn es wenigstens eine Actienunternehmung auf Zucker, bairisch Bier, Champagner u. dgl. wäre! Ja wohl, Deutschland ehre sich selbst besser und lasse dies Familienbuch seiner Nation nicht untergehen. Wir erstaunen, welche Werke oft von Regierungen den Behörden zur Anschaffung empfohlen werden, je nachdem sich der Eine oder Andere den rechten Kanal zu solcher Empfehlung zu verschaffen gewußt hat. Daß dieses Werk — billig, zeitgemäß, eigentlich nach unserer Culturstufe unentbehrlich — auf diesem Wege empfohlen worden sei, haben wir nirgend gelesen. Nun, so brüste dich, liebes Deutschland, mit deiner Cultur, deiner Pietät, deinen großen Erinnerungen und laß' den Nachbarn überm Rheine und überm Kanale durch deine Lobpreiser verkündigen, daß 36 Millionen Deutsche etwa 360 Exemplare (also 100,000 etwa eins) dieses von Allen mit Recht gerühmten Todtenstammbuches kaufen!

Dieser, der allgemein verehrten Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, zugeeignete Jahrgang ist um 20 Bogen stärker (83) und um 283 Biographien reicher (1447) als der vorige, und dennoch zu demselben Preise, von 4 Thlr. Ja, um das ganze Unternehmen noch gemeinnütziger zu machen, ist die ganze erste Decade von 1823—32 in 20 starken Bänden von 40 Thlr. auf 10 Thlr. herabgesetzt worden. Fürwahr, die kleine etwa darin zu findende Unbilligkeit gegen Diejenigen, welche jenen frühern, gewiß auch mäßigen Preis bezahlt haben, verschwindet gegen die Billigkeit und die Uneigennützigkeit dieser neuen Maßregel. Der compresse Druckbogen in Petitschrift kommt dann nicht einmal vier Pfennige.

Diesmal sind von den in der ersten Abtheilung enthaltenen 403 ausführlichern Biographien 232 Originalarbeiten, 121 mit Angabe der Quellen aus öffentlichen Blättern oder aus einzelnen Gedächtnißschriften für den Nekrolog bearbeitet. Darunter sind 2 fürstliche Personen, 14 Minister, Gesandte und Hofmänner, 91 Juristen, 45 Militairs, 4 Bischöfe, Prälaten und Äbte, 66 evangelische, 12 katholische Geistliche, 27 akademische, 28 Gymnasiallehrer, 10 Volksschulmänner, 41 Ärzte, 4 Buchhändler, 4 Apotheker, 9 Künstler, 3 Kaufleute, 10 Frauen, 6 Bürgermeister, ebenso viel Forstmänner, 4 Postbeamte, 6 Rentirer und Privatleute u. s. w. Es gereicht zu interessanten Folgerungen über die Zunahme der Schreibelust in Deutschland, wenn wir unter diesen 403 Personen 151 als ⅜ zählen, welche Schriftsteller gewesen sind.

Es ist eine gar traurige Betrachtung, wenn man dieses große Stammbuch deutscher Todten durchgeht, wie viel intellectuelle, moralische und überhaupt geistige Kräfte Deutschland jährlich verloren gehen, und wie viele dennoch hier noch gar nicht erwähnt sind. Noch wehmüthiger stimmt sich die Empfindung, wenn man so manches persönlich bekannte und geschätzte Individuum hier eingereiht findet, von denen gleichsam das Vaterland hiermit einen öffentlichen Abschied nimmt. Wie manche alte Bekannte hat Ref. nicht auf diesem papierenen Kirchhofe wiedergefunden, zum Theil auch Personen, die ihm lange Jahre verklungen waren und hier wiederauftauchen. Doch abgesehen von allem Subjectiven hat Ref. mit großem Interesse die kürzern oder längern Schilderungen des Philhellenen Müller (als einen erweiterten Nachtrag zum vorigen Jahre), des Brocken-

wirths Gerlach, des Benedictiners Schad, des k. k. Regierungsraths Ridler, des Richard Roos (Engelhardt in Dresden), Schleiermacher's, Knebel's, Seneselder's, Leidenfrost's, R. Ackermann's in London, Wernsdorf's, des jungen Michaelles, des weimarischen Generals v. Egloffstein (mit trefflichen Beiträgen zur Geschichte des tiroler Krieges von 1809, wo sich die weimarischen Truppen so rühmlich auszeichneten), Heim's und Ilgen's in Berlin, Mannert's, der Wittwe Meyer in Weimar, Lützow's, Walter's in Dorpat gelesen. Die längste sowie eine der psychologisch merkwürdigsten Schilderungen ist die der Charlotte Stieglitz in Berlin, geb. Willhöfft. Ihre Selbstaufopferung ist hier trefflich motivirt, wenn wir auch kaum glauben, daß alle Leser und Leserinnen über die Moralität des Schrittes ganz Einer Meinung sein werden. Wie wir aber dem muthigen Unternehmer längst gedankt haben, so thun wir es auch allen den ungefähr 120 Mitarbeitern (worunter auch drei Damen), welche so unverdrossen und wahrlich in ehrenwerther tüchtiger Gesinnung der guten Sache ihre Feder geliehen haben. Wie manchen Griffel hat hier nicht schriftstellerischer Eifer, sondern eine fromme Pflicht geführt. Möge eine solche immer Mehre begeistern!

Zugleich mit diesem Jahrgange ist nun auch das längst versprochene Register über die zehn ersten Jahrgänge erschienen. Wenn man ein Glas Wein aus einem Fasse haben will, kann man allerdings auch das ganze Faß deswegen aufschlagen; aber bequemer ist doch Hahn und Heber. So auch dies Register, ein ebenso verdienstliches und mühsames als in seiner Art einziges Werk. Auch hierin ist unser Herausgeber ein höchst gewissenhafter Todtenbettmeister. Denn sowie dieser aus seinen Listen und Büchern alle Todten muß nachweisen können, wie er ein fertiger Markscheider in seinen Schachten und Stollen der Verwesung sein muß, so will auch auf diesem großen Todtenfelde mit sicherer Hand der rechte Stein und Hügel schnell gefunden sein. Wahrlich es gehört Enthusiasmus für eine solche Sache!

Auf fast 800 engen Seiten oder 49 Bogen hat Hr. Reimann, der thätigste Mitarbeiter am ganzen Unternehmen, nicht ein, sondern drei umfassende Register über die 10,364 von 1828—32 Nekrologisirten entworfen, alle in alphabetischer Folge, und zwar das erste nach Vor- und Zunamen (S. 1—250); das zweite (bis S. 505) nach den Staaten, Provinzen und Ortschaften, in welchen die Biographisirten gelebt haben, und das dritte nach ihrem Rang, Stand und Berufe. Bequemer kann man es doch in der Welt nicht haben; denn selbst wenn der Name eines Aufzusuchenden vergessen wäre, so könnte man aus seinem Aufenthaltsorte, und wenn auch dieser entfallen sein sollte, aus dem bloßen Titel oder Amt, welches er bekleidete, mit Hülfe des zweiten oder dritten Registers sich zurechtfinden. Daß die beiden letzten Verzeichnisse ganz eigenthümliche und fast nicht zu beseitigende Schwierigkeiten haben, fällt vielleicht auf den ersten Anblick Niemanden ein. Denn, wer sollte es glauben, wer nicht ähnliche geographische Arbeiten unter den Händen gehabt hat, daß bei manchen Geburtsorten, die doch nach Ländern und alphabetisch eingerichtet werden mußten, bei gleichnamigen, vielleicht selbst unrichtig geschriebenen Namen kaum zu ermitteln war, welchem Lande sie angehörten; und gewiß, die 13½ Bogen dieses Registers geben einen schönen Beitrag zur deutschen Topographie. Die Schwierigkeiten beim dritten Register waren nicht geringer, nicht allein wegen der Unzahl der in den verschiedenen Staaten Deutschlands vorkommenden Ämter, Berufe, Stände, Titulaturen und Würden — man hat ja längst Deutschland das Land der Titel genannt, und hier findet man ein wahres Titellexikon —, sondern weil auch Mancher zu gleicher Zeit mehr als einen Titel hat, z. B. Kirchenrath, Professor und Prediger zugleich ist, also unter allen dreien gesucht werden kann, daher auch drei Mal vorkommen muß. Nun sind zwar viele Dutzend Titel unter gemeinschaftliche Nenner, z. B. Physici, Chirurgen, Medicinalräthe u. s. w. unter die Rubrik Ärzte, und Ärzte von besondern Ämtern und Functionen und Medicinalbeamte gebracht, wohin die Leibärzte, Hofzahnärzte, Regimentschirurgen, Stadt-, Gerichts-, Staatsärzte, Medicinalassessoren und Räthe u. s. w. gehören. Ebenso ist es mit der weitläufigen Rubrik Militair (wo es vom Feldmarschall abwärts bis zum Cornet rangirt), mit den Artikeln: Advocaten, Anwälte, Justizcommissare, Procuratoren, den Accis-, Steuer- und Zollbeamten, Pfarrern und Pfarrern von besondern Ämtern und Functionen, Hofleuten, Räthen gehalten worden. Der Director der Rheinschiffahrt (Ochart) hat sich müssen unter die „Seeleute" verweisen lassen; sowie die Frauen unter die Titel ihrer Männer, z. B. Justizräthin, Admiralin. Daß unter die Rubrik Particularpersonen einige gerathen sind, welche einer bestimmtern Rubrik angehört hätten, daß hin und wieder noch größere Vereinfachung (z. B. bei Professoren) möglich gewesen wäre, soll durchaus nicht als Tadel bemerkt werden. Ein solches Register ist noch nie dagewesen und, Gott weiß, in unserm titelreichen Deutschland und bei der politischen Zerstückelung eine wahre Herculesarbeit. Vielleicht läßt sich auch mit der Zeit noch Einiges verändern, z. B. der Schwierigkeit begegnen, daß man, wenn man nur den Ort und nicht das Land kennt, z. B. Neumark, später nicht erst alle Länder danach durchgehen muß. Das Lehrreiche würde ferner noch zu steigern sein, wenn man die Summen der aus einem oder dem andern Lande Nekrologisirten genau angegeben fände. So möchten z. B. auf Berlin nach ungefährem Überschlage so viel Namen als auf die ganze östreichische Monarchie kommen.

Doch wir brechen mit unserer Anzeige ab und wünschen dem Register, welches selbst ohne den Nekrolog brauchbar, aber nur zu 300 Exemplaren gedruckt ist, einen nicht günstigen Einfluß auf den Absatz des Nekrologs selbst. Vor Allem bitten wir den wackeren Herausgeber, nur den Muth nicht zu verlieren — finis coronat opus! 39.

Notizen.

Ritchie, der Verf. eines ausführlichen Werks über Irland, erzählt folgenden Charakterzug: „Ich sah im Vorübergehen einen Menschen auf dem Boden sitzen, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt, der durch seine schmutzige und zerrissene Kleidung sowie durch die Eigenthümlichkeit seiner Gesichtszüge meine Aufmerksamkeit erregte. Er sagte keine Silbe zu mir, allein ich konnte mich, nachdem ich einige Schritte vorüber war, nicht enthalten umzukehren. „Ihr seid bedürftig", sprach ich zu dem Menschen; „warum sprecht Ihr mich nicht an?" „Spreche ich Euch denn nicht an?" erwiderte er. „Wie so? Ihr sagtet ja kein Wort." „Nun denn", sagte er, „so habt die Güte, einen Blick auf meine Gestalt zu richten. Schaut her! (Er hielt die Lumpen von Etwas in die Höhe, das einst eine Jacke gewesen sein mochte.) Seht Ihr, wie die helle Sonne sich in diesen Löchern und Durchsichtigkeiten spiegelt? Seht Ihr meine eingefallenen Wangen und den Hunger, der Euch aus meinen bleichen Augen anstarrt? Mann, ich beschwöre Euch, wenn Ihr dies Alles gewahrt, so sprecht: bettle ich denn nicht mit tausend Zungen?" In der That, der stolze Irländer hatte Recht, und der Hr. Verf. mag sich ihm gegenüber wol ein wenig geschämt haben.

In London ist ein schönes Portrait der Malibran in Lebensgröße, sie als Fidelio vorstellend, erschienen. 11.

Das Register zum Jahrgang 1836 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXXII.

Im Literarischen Anzeiger wird von der J. G. Cotta'schen in Stuttgart und Tübingen verlegten Buchhandlung Alles, was in den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft, Neues und Interessantes erscheint, in der Regel aufgenommen, und der Anzeiger so viel möglich in Zwischenräumen von 14 zu 14 Tagen ausgegeben.

Verzeichniß der im Jahre 1836 von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ausgegebenen oder noch auszugebenden Werke, deren Fortsetzungen und Fortsetzungen.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 1. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 2. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 3. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 4. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 5. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 6. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 7. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 8. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 9. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 10. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 11. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 12. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 13. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 14. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 15. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 16. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 17. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 18. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 19. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 20. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 21. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 22. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 23. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 24. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 25. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 26. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 27. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 28. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 29. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 30. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 31. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 32. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 33. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 34. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 35. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 36. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 37. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 38. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 39. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 40. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 41. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 42. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 43. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 44. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 45. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 46. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 47. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 48. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 49. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 50. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 51. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 52. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 53. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 54. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 55. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 56. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 57. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 58. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 59. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 60. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 61. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 62. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 63. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 64. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 65. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 66. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 67. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 68. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 69. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 70. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 71. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 72. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 73. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 74. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 75. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 76. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 77. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 78. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 79. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 80. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 81. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 82. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 83. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 84. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 85. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 86. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 87. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 88. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 89. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 90. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 91. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 92. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 93. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 94. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 95. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 96. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 97. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 98. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 99. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleons. Herausgegeben von Heinrich Leo. 1. Band. 1. Abtheilung. 100. Heft. 1836. 1 fl. 12 kr.

chen Kirchenjahrs, nach geschichtlicher Verbindung mit Nutzanwendungen dargestellt. Gr. 8. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Hohl, Dr. und Professor, Die ersten Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra. Gr. 8.

Jahrbuch für 1837. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. 8. Cartonnirt. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Jahrbücher, Würtembergische. Herausgeg. von Memminger. 1835. 2 Hefte. 8. 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Journal, Polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufacturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und der Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. Dingler, Vater und Sohn, und Dr. Schultes. 1836. 24 Hefte. Gr. 8. Broschirt. 16 Fl., oder 9 Thlr. 8 Gr.

Jovialia, Atellanen, eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. 12. Broschirt. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Jugendgeschichte Jesu, nach den arabischen, griechischen und lateinischen Urtexten bearbeitet.

Kerner, Dr. Justinus. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

— —, Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthume bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. 36 Kr., oder 9 Gr.

Kleinschrod, C. Th., Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Mit mehren Tabellen. Gr. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Knapp, Geistliches Liederbuch. Gr. 8. 1ste Abtheilung. Velinpap. und Druckpap.

Knie, Oberlehrer der schlesischen Blindenanstalt, Pädagogische Reise durch Deutschland. Gr. 8.

Koppe, Mexicanische Zustände in den Jahren 1830—32. 2 Bände. Gr. 8.

Kunstblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. Schorn. 4. 6 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Kunth, C. S., Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonimis. Tomus secundus exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum. Cum tabulis XL lithographicis. 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr.

Landauer, M. H., Jehova und Elohim, oder die althebräische Gotteslehre, als Grundlage der Geschichte der Symbolik und der Gesetzgebung der Bücher Moses. Gr. 8. 1 Fl., od. 16 Gr.

Lang, Lehrbuch des justinianisch-römischen Rechts. 2te vermehrte Auflage. Gr. 8.

Lenau, Nikol., Faust. Ein episch-dramatisches Gedicht. 8. 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Liederchronik, Schwäbische, für Schule und Haus. 8. 30 Kr., oder 8 Gr.

Literaturblatt. 1836. Herausg. von Dr. Menzel. Gr. 4. 6 Fl., od. 3 Thlr. 8 Gr.

M'Culloch (author of the commercial Dictionary), Dictionary pract., theoret. and hist., of Politics, political Economy and Statistics. In deutscher Übersetzung. Gr. 8.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Kupfern und Karten. 11tes Heft. Oberamt Ulm. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr.

Mohnike, Dr. G., Altschwedische Balladen, Märchen und Schwänke, nebst einigen dänischen Volksliedern. Ins Deutsche übersetzt. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 30ster Jahrgang. 1836. 4. 20 Fl., oder 11 Thlr. 8 Gr.

Mozin, Abbé, Kurzgefaßtes praktisches Elementarbuch der französischen Sprache für deutsche Lehranstalten und Realschulen. 2ter Theil. 8.

Müller, J. v., Sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 8te und letzte Lieferung. Velinpapier 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 15 Gr. Druckpapier 3 Fl., oder 1 Thlr. 18 Gr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Griechen und Russen, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. E. André, fortgesetzt von Johann Heinrich Meyer. 13ter Jahrgang. Gr. 4. Broschirt. 48 Kr., oder 12 Gr.

Nothomb, Essai politique et historique sur la révolution Belge. In deutscher Übersetzung. 8. 5 Fl., oder 2 Thlr. 20 Gr.

Oesterlen, Dr. Friedrich, Historisch-kritische Darstellung des Streits über die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien. Gr. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Paley, Natural Theology with illustrative Notes. In deutscher Übersetzung. Gr. 8.

Paris im Jahre 1836. 8. 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Pflanz, über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Gr. 8. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Plieninger, Dr. Th., Kurzer Bericht über die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über Eisenbahnanlagen überhaupt und einer geordneten Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit 1 Steintafel. Gr. 8. In Umschlag geheftet. 24 Kr., oder 6 Gr.

Prechtl, J. J. v., Technologische Encyklopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 7ter Band. Von Glasblasen bis Hutmacherkunst. Mit 24 Kupfertafeln. Gr. 8. 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.

Pringle, Thomas, Südafrikanische Skizzen. 1 Fl. 12 Kr., oder 16 Gr.

Pusch, Prof., Geognostische Beschreibung von Polen. 2ter Band. Mit einem Atlas. Gr. 8.

Rapp, M., Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Band; enthält: Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. Gr. 8. 3 Fl., oder 2 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Kupfern und Karten. 7te bis 9te Lieferung. Gr. 8. Broschirt. 5 Fl. 21 Kr., oder 3 Thlr. 10 Gr.

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust. 2ter Theil in 11 Platten und 2 Theile. Quartfolio. 2ter Theil 1 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 2 Theile 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 12 Gr.

Reumont, Dr. Alfred, Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Gr. 8. Broschirt. 1 Fl., oder 16 Gr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus Emendatiores et Auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. IX Tomi. Druckpapier 66 Fl., oder 38 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier 85 Fl. 54 Kr., oder 50 Thlr. 16 Gr.

Rückert, Friedrich, Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Mekamen des Hariri, in freier Nachbildung. Zweite vervollständigte Auflage. 8.

Schelling, F. W. J. v., Philosophie der Mythologie. 8.

Schiller's Flucht von Stuttgart und sein Aufenthalt in Manheim von 1782—85 in 2 Abtheilungen. 8. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Letter-A, fr. 1. Bändchen, broch. 21 Sgr. 2. Bändchen, broch. 21 Sgr. 3. Bändchen, broch. 21 Sgr. 4. Bändchen, broch. 21 Sgr. 5. Bändchen, broch. 21 Sgr. 6. Bändchen, broch. 21 Sgr. 7. Bändchen, broch. 21 Sgr. 8. Bändchen, broch. 21 Sgr.

Bei Friedmann & Weber in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bismarck, L., sämmtliche Werke, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Hermann Das Buch. Zweite Auflage. 8. 12. Bogen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese vollständige Ausgabe der Werke Bismarck's bildet den Glanzpunkt einer Literatur, die Gelehrte und Nichtgelehrte gleichmäßig interessiren wird.

Bei C. Schumann in Schneeberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber das Genetivum bei Ivon Paul Krug von Julius Körner. Bog. 4 Gr.

Passende Weihnachtsgeschenke.

Theaterwelt Berlins, in Bildern, Novellen, Notizen und Skizzen überlegt und herausgegeben von Julius Körner. Theaterkommissär d. Kön. Hoftheaters.

Weihnachtsbücher,

welche sich durch solide Eleganz, gediegenen Inhalt und billigste Preise empfehlen.

Das Meer,

seine Bewohner und seine Wunder.

Von

W. O. v. Horn.

Zwei Bände mit zahlreichen Holzschnitten und 19, zum Theil colorirten Stahlstichen.

Preis 3 Thl. 15 Sgr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Wer selbst die Wunder, die das Meer birgt, nicht schauen kann, dem sind Schilderungen, wie diese, recht zu um und die Kunde, die sie uns geben, sehr erfreulich. Der Verfasser hat sich mit Liebe in sein Thema vertieft und die Resultate seiner Studien mit Begeisterung niedergeschrieben, so daß wir das interessante Werk bestens empfehlen können. Die Ausstattung ist eine sehr gute, und die Illustrationen, zum Theil colorirt, tragen zur Verschönerung des Ganzen bei.

Volksnaturgeschichte

oder

gemeinfaßliche Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichen und schädlichen Thiere, Pflanzen und Mineralien.

Nach den besten Quellen und Hülfsmitteln.

Von

Heinrich Nehrs.

Prediger bei der evangelisch-lutherischen Nothgemeinde bei der deutschen Kapelle und erstem Lehrer daselbst und Superintendenten.

Erste Hälfte. Mit **16** Prachttafeln und gefärbten Abbildungen.

Preis 1 Thl. 15 Sgr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Erscheinen über drei Bände des Naturgemäldes ist Mittwerk zu erwarten, eine Vollständig, wenn die Welt

---

Bei Friedmann & Weber in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bismarck, L., sämmtliche Werke, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Hermann Das Buch. Zweite Auflage. 8. 12. Bogen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese vollständige Ausgabe der Werke Bismarck's bildet den Glanzpunkt einer Literatur, die Gelehrte und Nichtgelehrte gleichmäßig interessiren wird.

Bei C. Schumann in Schneeberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber das Genetivum bei Ivon Paul Krug von Julius Körner. Bog. 4 Gr.

Passende Weihnachtsgeschenke.

Theaterwelt Berlins, in Bildern, Novellen, Notizen und Skizzen überlegt und herausgegeben von Julius Körner. Theaterkommissär d. Kön. Hoftheaters.

Weihnachtsbücher,

welche sich durch solide Eleganz, gediegenen Inhalt und billigste Preise empfehlen.

Das Meer,

seine Bewohner und seine Wunder.

Von

W. O. v. Horn.

Zwei Bände mit zahlreichen Holzschnitten und 19, zum Theil colorirten Stahlstichen.

Preis 3 Thl. 15 Sgr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Wer selbst die Wunder, die das Meer birgt, nicht schauen kann, dem sind Schilderungen, wie diese, recht zu um und die Kunde, die sie uns geben, sehr erfreulich. Der Verfasser hat sich mit Liebe in sein Thema vertieft und die Resultate seiner Studien mit Begeisterung niedergeschrieben, so daß wir das interessante Werk bestens empfehlen können. Die Ausstattung ist eine sehr gute, und die Illustrationen, zum Theil colorirt, tragen zur Verschönerung des Ganzen bei.

Volksnaturgeschichte

oder

gemeinfaßliche Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichen und schädlichen Thiere, Pflanzen und Mineralien.

Nach den besten Quellen und Hülfsmitteln.

Von

Heinrich Nehrs.

Prediger bei der evangelisch-lutherischen Nothgemeinde bei der deutschen Kapelle und erstem Lehrer daselbst und Superintendenten.

Erste Hälfte. Mit **16** Prachttafeln und gefärbten Abbildungen.

Preis 1 Thl. 15 Sgr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Erscheinen über drei Bände des Naturgemäldes ist Mittwerk zu erwarten, eine Vollständig, wenn die Welt

---

In der Th. Schäfer'schen Buchhandlung in Hannover ist erschienen und in allen besseren Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Dr. Georg Ehrlich,

Reise-Plaudereien

über

Nordsee und Rhein (1852), Salzburg und den Salzkammergut in Oberösterreich (1854), Meiningen (1859), in die südwestmärkischen Alpen (1857) und nach dem Rhein- tausen bis Schierstein und den Taunus (1858).

Zwei Bände. 8. 1860. Geheftet 2 Thlr. 15 Sgr.

In meinen Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges HANDWÖRTERBUCH

deutschen, französischen und englischen Sprache.

Von

Brett-S. Elegant gebunden. 2 Thlr. 12 Gr.

Aus den Urtheilen der Kritik:

I. Illustrirte Zeitung: Handwörterbuch ungleich. (Thl. I) II. 4 compact, gute Typen, gutes Papier, gutes Format. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 6 Gr.)

Das Handwörterbuch ist in der That ein wirklich nützliches und brauchbares Buch.

Dieses Wörterbuch, für Comptoir-Gebrauch als Schulbuch, ist in der That ein sehr gutes, und wir können es allen Denjenigen, welche ein solches Vollständigkeit verlangen, bestens empfehlen. Es ist nicht nur für Schulen, sondern auch für Geschäftsleute, für deren praktischen Gebrauch es ganz besonders eingerichtet ist, sehr zu empfehlen. Die Ausstattung ist eine ganz vorzügliche, und die Correctheit, so weit wir es haben prüfen können, eine ganz ausgezeichnete, das Papier, das weiß und gut, und der Druck ist ein sehr deutlicher, so daß das Buch in jeder Beziehung empfohlen werden kann.

Hannover, im November 1860.

C. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Reichhaltige und mannichfache Belehrung, angenehme Unterhaltung zugleich, gewähren bei äußerst billigem Preise und schöner Ausstattung nachstehende in allen Buchhandlungen vorräthige Werke:

Das

National-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Ein Band von 416 Seiten in kl. Folio, mit einigen hundert saubern Abbildungen in Holzschnitt. Geh.

Anstatt 2 Thaler, jetzt 16 Groschen.

Sonntags-Magazin.

Familien-Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Erster und zweiter Band. Jeder Band von 416 Seiten in kl. Folio, mit einer großen Menge sehr schöner Abbildungen in Holzschnitt. Geh. **Anstatt à 2 Thlr., jetzt à 16 Gr.**

Dritter Band. Erstes Semester von 24 Nummern **anstatt à 1 Thlr., nur 16 Gr.**

Die noch zu Beendigung des Bandes fehlenden Nummern werden ebenfalls in meinem Verlage erscheinen und den Subscribenten für den geringen Preis von 16 Gr. durch jede Buchhandlung geliefert werden.

Eine Fortsetzung zu allen diesen Zeitschriften bildet das in meinem Verlage noch immer erscheinende

Pfennig-Magazin,

welches sich ungeachtet aller Concurrenz vorzugsweise des Beifalls des Publicums erfreut und bisher stets erfreut hat. Über die ferner leitenden Grundsätze bei Herausgabe dieses Blattes wird sich die Redaction in einem Schlußwort an die geehrten Leser aussprechen, auf welches ich aufmerksam zu machen mir erlaube.

Der Preis eines Jahrgangs von 52 Nrn. auf feinem Velinpapier, mit einigen hundert Abbildungen ausgestattet, bleibt wie bisher 2 Thlr. Die frühern Jahrgänge sind zu nachstehenden Preisen sauber geheftet zu erhalten: I., Nr. 1—52, 2 Thlr.; II., Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III., Nr. 92—143, 2 Thlr.; IV., Nr. 144—196, 2 Thlr.

Der Belehrung und Unterhaltung der Kinder insbesondere ist gewidmet das

Pfennig-Magazin für Kinder,

eine Zeitschrift, die während ihres dreijährigen Bestehens sich eines steten Beifalls und steigender Theilnahme erfreute. Sie wird daher auch im nächsten Jahre erscheinen und für den äußerst billigen Preis von **einem Thaler** für den ganzen Jahrgang von 52 Nrn. in kl. Quartformat mit fast 200 Abbildungen durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen sein. Die frühern Jahrgänge sind sauber geheftet für gleichen Preis überall auch noch zu haben.

Eine gewiß sehr ansprechende Gabe für die bevorstehende Weihnachtszeit bietet auch das Werkchen:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Erster Band. Mit 221 Abbildungen. Sauber geb. 2 Thlr.

Eine populaire, wesentlich zugleich auf Unterhaltung berechnete Darstellung der Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik, Pneumatik, Akustik, Pyronomik, Optik, Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus, welche bei dem jetzt so lebhaften Interesse für die physikalischen Wissenschaften eine äußerst günstige Aufnahme gefunden hat. Die verschiedenen Abtheilungen, aus denen das Werkchen seinem Inhalte nach besteht, sind auch einzeln zu haben. — Ein zweiter Band, die übrigen physikalischen Wissenschaften enthaltend, wird im nächsten Jahre erscheinen.

Leipzig, im December 1836.

Expedition des Pfennig-Magazins.
(F. A. Brockhaus.)

Für literarische Lesecirkel und Freunde der französischen Literatur.

Vom nächsten Jahre an wird durch uns debitirt:

Bulletin littéraire et scientifique. Revue critique des livres nouveaux. 5me année. Paris. Preis des Jahrgangs von 12 Heften in gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

eine Zeitschrift, welche ungefähr in der Weise wie Gersdorf's „Repertorium der gesammten deutschen Literatur", eine von äußern Einflüssen unabhängige und gewissenhafte Übersicht der neu erscheinenden französischen Werke aller Fächer liefert und bei dem äußerst billigen Preise gewiß verdient Allen angelegentlichst empfohlen zu werden, denen es um einen zuverlässigen Führer auf diesem Gebiete zu thun ist.

Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen an, durch welche auch ein Prospect und Probeheft binnen Kurzem zu haben sein wird.

Leipzig, im November 1836.

Avenarius & Friedlein,
Buchhandlung f. deutsche und ausländische Literatur.

Erwiderung.

Den zweiten Band von Lippold's Handbuch des verständigen Gärtners betreffend.

Von verschiedenen Seiten ist bei uns die Anfrage gemacht worden, wann der zweite Band von Lippold's Handbuch des verständigen Gärtners erscheinen werde?

Wir erwidern hierauf: daß der gegenwärtig in England lebende Verfasser uns schon längst die wiederholte Zusicherung gegeben hat, mit der Bearbeitung dieses Bandes beschäftigt zu sein; doch sind wir bisjetzt noch nicht in den Besitz desselben gekommen.

Stuttgart, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei Friedrich Frommann in Jena erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Handbuch der Weltgeschichte

von

Dr. Friedrich Strass,

Director des k. Gymnasiums in Erfurt und Professor, Ritter des rothen Adlerordens.

Dritter Band.

Die Geschichte des Mittelalters.

Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. Rhein.
(Ladenpreis aller drei bisher erschienenen Bände roh 6 Thlr., cartonnirt 6 Thlr. 9 Gr.)

Der ehrwürdige Verfasser, welcher vor langer Zeit den geistreichen, seitdem vielfach nachgeahmten Gedanken hatte, die Weltgeschichte auf „seinem Strome der Zeit" in einer anschaulichen, klaren Übersicht darzustellen, hat in vorliegendem Buche die Arbeiten und Erfahrungen seines ganzen, dem Studium und Vortrage der Geschichte gewidmeten Lebens benutzt und so ein Werk geliefert, das sich durch umsichtige und zweckmäßige Behandlung des Stoffes, gedrängte und doch klare Darstellung der Thatsachen, körnigen Ausdruck, reine und fließende Sprache, männlichen Ernst und sittlichen Adel der Gesinnung auszeichnet. Die Vorzüge desselben sind auch bereits durch zahlreiche günstige Recensionen der beiden früher erschienenen Bände anerkannt, welche bereits in Vieler Händen sind, denen die Erscheinung des dritten nicht anders als sehr willkommen sein kann. Die neuere Geschichte wird so bald als möglich nachfolgen.

Weihnachtsgeschenke,

empfohlen durch billigste Preise und gediegenen Inhalt.

Verlag von Julius Weise in Stuttgart,

durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Pantheon

ausgezeichneter Erzähler.

24 Bände. Brosch. 12 Fl., oder 8 Thlr.

Das Streben der Herausgeber, eine Familienbibliothek der vorzüglichsten Novellen des In- und Auslandes in 24 Bänden zu einem im Verhältniß beispiellos wohlfeilen Preise zu liefern, ist in vorliegendem Werke auf eine ausgezeichnete Weise erreicht; alle literarische und belletristische Blätter haben sich dahin ausgesprochen, daß es ein gelungenes, in der deutschen Literatur einzig und früher unerreicht dastehendes Unternehmen ist. Einer fernern Anpreisung bedarf das Pantheon daher nicht.

Das Pantheon enthält in 24 Bänden (nicht Bändchen) auf 6533 Seiten, außer 43 ganz neuen Bearbeitungen der besten Novellen aus der französischen, englischen, dänischen, russischen, spanischen, polnischen, ungarischen und italienischen Sprache, eine Auswahl anerkannt vorzüglicher Erzählungen und Novellen von

Henriette Hanke, E. Spindler, Amalie Schoppe, G. Döring, L. Tieck, W. Alexis, Th. Huber, W. Blumenhagen, J. Schopenhauer, Reinbeck, E. Langbein, C. Pichler, H. Zschokke, Ch. v. Ahlefeld, A. v. Tromlitz, L. Schefer, E. v. Hohenhausen, W. v. Gersdorf, E. T. A. Hoffmann, W. Hauff, H. Clauren, Fr. Rochlitz, Fr. de la Motte Fouqué, Fr. Laun; — genug, um die Theilnahme der Lesewelt von Neuem und mit Recht in Anspruch zu nehmen.

Roman-Bibliothek

zur

unterhaltendsten Winterlecture.

Eine Auswahl

der

der interessantesten neuern belletristischen Schriften

von

Bulwer, G. Döring, de la Motte Fouqué, L. Kruse, Joh. Schopenhauer, Fr. Seybold

und bekannten Andern.

Zwanzig Bände, als Sammlung, im Werthe von 41 Fl. — 23 Thlr., zu dem beispiellos niedrigen Preise von neun Gulden — fünf Thaler.

Der

neue Tausendkünstler und Magiker.

Die Beschreibung und Erklärung seiner Künste und vieler Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst überhaupt, nach richtigen physikalischen, chemischen und mechanischen Grundsätzen.

Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann,

herausgegeben

von

Hofrath Dr. J. H. M. Poppe.

Mit fünf Steintafeln.

12. Elegant gebunden. Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 18 Gr.

Daß man diesem Werkchen vor den bisherigen Büchern ähnlichen Inhalts einen Vorzug einräumen werde, darf der Verleger wol um so mehr hoffen, da dasselbe keine gemeine, oft beschriebene Taschenspielerstücke, sondern theils merkwürdige, höchst interessante, lehrreiche und vergnügende, auf wissenschaftliche (physikalische, chemische, mechanische und technologische) Entdeckungen und neue Erfindungen sich gründende Kunststücke in zweckmäßigster Ordnung und auf das Deutlichste beschreibt, theils höchst wundervolle Natur- und Kunsterscheinungen erklärt, und solche Geheimnisse der Natur und Kunst entschleiert, welche den meisten Menschen sonst unerklärlich sind. Daß das Werk in einer angenehmen, für Jedermann faßlichen Sprache geschrieben ist, darf man von dem Verfasser wol voraussetzen, und so wird jeder Gebildete überhaupt, jeder Liebhaber der Physik, Chemie, Mechanik und Technologie, besonders auch die lehrbegierige Jugend, gewiß vielen Nutzen und viel Vergnügen aus dem Buche schöpfen.

Experimente so mannichfacher Art, wie diese Schrift sie auseinandersetzt, dürften wol zu den interessantesten Winterunterhaltungen gehören und zur Belustigung in geselligen Kreisen vorzugsweise geeignet sein. Deshalb empfehlen wir das hübsch ausgestattete Werkchen besonders auch als passendes Weihnachtsgeschenk.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliotheca Commentariorum in scriptores tam graecos quam latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi, cura *E. J. Rickter*. Pars I. Conjuratio Catilinaria. 8maj. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Ein mit dem rühmlichsten Fleiße bearbeitetes Werk; Bibliotheken und Freunden des philologischen Studiums durchaus unentbehrlich.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

RHETORES GRAECI

EX

DICIBUS FLORENTINIS MEDIOLANENSIBUS ONACENSIBUS NEAPOLITANIS PARISIENSIS ROMANIS VENETIS TAURINENSIBUS ET VINDOBONENSIBUS

EMENDATIORES ET AUCTIORES EDIDIT

IS ALIORUMQUE ANNOTATIONIBUS INSTRUXIT INDICES LOCUPLETISSIMOS ADJECIT

CHRISTIANUS WALZ,

PROFESSOR TUBINGENSIS.

8 *maj. IX Volumen.*

Preis für alle 9 Bände:

auf Schreibpapier 85 Fl. 54 Kr., oder 50 Thlr. 16 Gr.;
auf Druckpapier 65 Fl., oder 38 Thlr. 12 Gr.

Hiermit zeigen wir die Vollendung einer Sammlung an, ie für eine bisher schwer zugängliche und darum unbekannte Seite der griechischen Literatur ein reichhaltiges Repertorium ist. Nachdem der Leser in Band I und II die Vorpforten der Rhetorik, die Propymnasmata, durchlaufen hat, wird er mit Band II in das hochverehrte Heiligthum, die Rhetorik des Hermogenes, eingeführt, deren verschiedene von Commentatoren und Epitomatoren gefertigte Beiwerke in Band IV—VII gegeben ind. Die an die Lehre von dem στάσεις sich anschließenden διαιρέσεις σημάτων von Sopater sammt einer vollständigen Sammlung der Schriftsteller über die Tropen und Figuren findet sich in Band VIII. Demetrius, Menander, Alexander, Aristides, Aspines und die bisher in Aspines verborgene Rhetorik des Longinos schließen die Sammlung, die nun im Ganzen achtzig, theils größere, theils kleinere Schriftsteller enthält, und durch einen Wort- und Sachindex die allseitige Benutzung erleichtert.

Stuttgart, im October 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neues ausführliches Handbuch für Alpenwanderer und Reisende durch das Hochland in Östreich ob der Ens, Salzburg, Gastein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St. Florian und Obersteiermark. Von H. v. Chezy. Mit 1 Karte und Ansichten. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Der Leser wird staunen über die Naturwunder, welche Deutschland in seinen südlichen Alpenländern aufzuweisen hat. Die berühmte Verfasserin macht uns in ihrer bekannten malerischen Schreibart mit diesen Schätzen bekannt.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sir Astley Cooper's theoretisch-praktische Vorlesungen über Chirurgie,

oder

Ergebnisse einer funfzigjährigen Erfahrung am Krankenbette.

Herausg. von A. Lee. Aus dem Engl. v. Dr. Schuster, prakt. Arzt in Kassel.

Mit 61 erläuternden Abbildungen in 18 Tafeln.

1ste Lieferung mit 4 illuminirten Tafeln 21 Gr.

(Vollständig in 4 Lieferungen.)

Der Name Astley Cooper verbürgt den Werth dieses Werkes, und die von A. Lee besorgte neue Ausgabe ist nicht nur mit sehr wohlgelungenen Abbildungen geziert, sondern auch in Hinsicht des Textes sehr bereichert und einer strengen Durchsicht unterworfen worden. Der Verleger hat Alles aufgeboten, die deutsche Übersetzung des Originales würdig auszustatten, und verspricht die Fortsetzung des Werkes, welches noch nicht vollständig im Original erschienen ist, dem deutschen ärztlichen Publicum sobald als möglich in einer correcten Übersetzung zu liefern.

Leipzig, im October 1836.

Theodor Fischer.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Antibarbarus der latein. Sprache.

In 2 Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität,

von Prof. **Dr. J. P. Krebs.**

2te verb. und stark vermehrte Aufl. 33½ Bog. Gr. 8.

Geh. 4 Fl., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Der kleine Antibarbarus des Herrn Prof. Krebs, welcher einzeln bald nach seinem Erscheinen vergriffen war, erscheint hier in seiner zweiten Ausgabe, nach dem lange gehegten Wunsche vieler Lehrer und Schüler, in größerm Umfange, und nicht nur nach der lexikalischen, sondern auch nach der grammatischen Seite bearbeitet. Obgleich der Gegenstand nach des Verfassers Überzeugung unerschöpflich ist, so hat er doch für jetzt so viel zu geben versucht, als ihm nützlich und nothwendig schien. Die oft aus Neulateinern gegebenen Beispiele werden, wie er hofft, lehren, wie unclassisch, ja wie unlateinisch oft geschrieben werde. Übrigens wird sich dieses Buch durch den Gebrauch selbst empfehlen und vielfältige gute Dienste leisten, da schon das kleinere, sehr unvollständige allgemein gesucht worden ist.

Christlicher Wegweiser,

oder die wichtigsten Wahrheiten des Heils, in zusammenhängend geordneten Stellen heil. Schrift, ausgewählten Liederversen und Aussprüchen Dr. M. Luther's;

dargestellt von C. F. Gollhard, ev. Prediger des Besserungshauses zu Frankfurt am Main.

19¼ Bog. 8. Geh. Preis 1 Fl. 21 Kr., oder 18 Gr., Velinpap. 2 Fl., oder 1 Thlr. 3 Gr.

Allen gläubigen Christen, zu deren Lieblingsgeschäfte das fleißige Lesen sowol der so einfachen und ungeschmückten, aber dennoch so eindringlichen, unerschöpflichen, unerreichbaren Schriftworte, als der körnigen, kraftvollen, originellen Aussprüche des großen Reformators gehört, verdient deshalb der „Christliche Wegweiser" dringend empfohlen zu werden. Insbesondere noch glaubt man Studirende der Theologie und angehende Prediger, denen es um eine praktische Bibelkenntniß zu thun ist, sowie alle Religionslehrer auf diese Schrift aufmerksam machen zu müssen, die sich bei ihrer sorgfältigen typographischen Ausstattung außerdem auch als eins der werthvollsten Geschenke für junge Leute bei allen festlichen Gelegenheiten ganz vorzüglich empfiehlt.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Karl von Hohenhausen.

Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.

Zur

Beherzigung für Aeltern, Religionslehrer und Aerzte.

Gr. 8. Feines Velinp. Mit 2 Kupfern. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Braunschweig, im October 1836.

Friedrich Vieweg und Sohn.

In der unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erzählungen

A. E. Marr.

Zum Besten des Vereins für Kinder-Heilanstalten.

8. Velinpapier. Elegant broch. 22½ Bg. 8., oder 2 Thlr. Subskript. 1 Kaufmann. In der von Engelhardt'schen Buchhandlung in Basel erschien soeben, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kurze Anleitung zur Kenntniß der unter Europa, Asien und Afrika wildwachsenden und in Gärten gezogenen Bäume und Sträucher, besonders derjenigen, welche zur Verschönerung der Gärten, Parks und Anlagen dienen. Nebst einer Beschreibung der Gärten und Anlagen in Basel und Umgebung. Für Gärtner, Forstmänner und Freunde der Botanik. Von Carl Christ. Mit 1 Plan. Basel. 1837. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Ngr.

In der Buchhandlung des Waisenhauses in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Zimmer- und Fensterpflanzen, oder deren zweckmäßige Behandlung, die Verbreitung der Blumen- und Zierpflanzen in Zimmern und Fenstern betreffend, ihre Vermehrung zu Hause, durch eine Anweisung zur Blumenkultur, und ihre Behandlung während der Sommerzeit im Freien, als kleine Blumen-Anlagen vor den Fenstern, durch einen Anhang: Betrachtungen über die Blumen überhaupt, über Blumenliebe und über die Bedeutung der Blumen, nebst mit großem Fleiße gesammelten Sprüchen, Verse über Blumen, Poesien, Lustspielszenen aus Natur, Gartenleben und aus dem Leben der Gartenliebhaber in den Städten, und einem Gesang. Schön gedruckt und sauberer Einband. 27 Bogen in 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Neue Zeitschrift für Musik.

Da mit eigenmächtiger Verletzung obligatorischer Verträge Neue Zeitschrift für Musik in Leipzig mit meinem Eigenthum und Kunstinstituten benachtheiligt wird, so

Robert Schumann

hat mit Ende des 1. Quartals 1837 sein Interesse an dieser Zeitschrift gänzlich aufgegeben. Leipzig, den 1. Juli 1837.

Leipzig, am 1. Juli 1837.

J. A. Barth.

Bei Friedmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das katholische Kirchenjahr, nebst angemessenen Predigten zum Text- und Lesetexte. Ein Handbuch für Geistliche zur praktischen Benutzung beim sonntäglichen Jahrgange. Von Dr. J. A. Ohmeyer, Pfarrer zu Ingolstadt. Erster Band. Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Ordinariats. 8. 1. Abth. 20 Bg. 8., oder 2 fl. 42 kr.

Diese Predigten bei den bekannten Vorzügen, welche sie besitzen, so wie mit einem sehr Handbuche zu begrüßen sein. Sie werden in kurzer Zeit vollendet sein. Wer sich

Ohne Zweifel

Ankündigung einer als 50 Nummern erscheinenden Sammlung geistlicher Figuren,

die durch einen, in den Texte sich schmiegenden Druck auch gewissen Weihnachtsgaben gleichen soll. Spätestens ausgegeben werden, und einer allgemeinen Verbreitung begünstigen und empfehlen werden. Statt einem Umschlagen über die Natur und Beschaffenheit des Werkes, wird die Ankündigung am Schlusse, Mit 14 Gemälden. Mit 14 Gemälden. Mit 14 Gemälden.

Literarischer Anzeiger.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-diplomatische Darstellung
der
völkerrechtlichen Begründung
des
Königreiches Belgien
von
Rothomb.

Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben
von
Dr. Adolf Michaelis,
ordentlichem Professor der Rechte in Tübingen.

Mit einer Karte des Königreiches Belgien.

Preis 2 Thlr. 20 Gr., oder 5 Fl.

Rothomb's „Essai historique et politique sur la révolution belge", dessen erste Ausgabe im Jahr 1833 zu London erschien, welcher die zweite schon nach wenigen Monaten und die dritte mit einem Anhange vermehrte 1834 folgte, gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte wie des jetzigen Völkerrechts, und die deutsche Bearbeitung desselben kann also mit Gewißheit einer ihrem Werthe entsprechenden günstigen Aufnahme entgegensehen.

Über die belgisch-holländische Sache tragen mit sehr wenigen Ausnahmen fast alle bisher ans Licht getretene, mehrentheils kleinere Schriften, einen ausschließend polemischen Charakter; unter Zank und Streit in leidenschaftlicher Befangenheit, bleibt es aber immer schwer, ein objectives Urtheil zu gewinnen; dieses kann nur auf dem Standpunkt der Wissenschaft sich bilden, deren Grundwesen Neutralität ist, und nach diesem Ziele hin ist auch die deutsche Bearbeitung des Rothomb'schen Werkes gerichtet, welches unverkennbar einen gewichtvollen Beitrag zum Studium der neuen Diplomatie und der Geschichte darbietet, indem es beide Zweige der Wissenschaft einer höchst bedeutsamen Lücke enthebt. Die Art, wie die Vorrede zur deutschen Bearbeitung über die londoner Conferenz in ihrer welthistorischen Bedeutung sich erklärt, ist vielleicht noch nie, gewiß aber noch nirgend so bündig ausgesprochen. Manche ältere Politiker werden sich über die Ansicht zum Nachdenken aufgefodert finden; junge Diplomaten erhalten aber sicher über ihre Berufsaufgabe, nach der dermaligen factischen Umgestaltung derselben, erhebende Belehrung.

Durch eine reiche Ausstattung von Anmerkungen und besonders von Urkunden (zum Theil bisher ganz unbekannt gebliebenen), welche in dem Originalwerke sich nicht befinden, ist für wissenschaftliches, d. h. dauerndes Interesse gesorgt. Übrigens hat der deutsche Bearbeiter sich nur von aller Polemik entfernt gehalten, nicht aber auch von jeder Kritik. In dieser Beziehung glauben wir uns verpflichtet, besonders auf einen Gegenstand vaterländischen Interesses, auf die von dem deutschen Staatsrechtslehrer der Rothomb'schen Auseinandersetzung entgegengestellten Ausführung über das Rechtsverhältniß des Großherzogthums Luxemburg, als deutscher Bundesstaat, aufmerksam zu machen.

Die Reichhaltigkeit des deutschen Werks gibt sich schon äußerlich kund durch das Vergleichen mit dem Originale, dessen Bogenzahl um 15 vermehrt sich herausstellt. Die Unterzeichnete hat aber auch ihrerseits den Werth des Werks durch eine Karte des Königreichs Belgien, in welcher die in Frage stehenden Territorialabgrenzungen besonders hervorgehoben worden sind, zu erhöhen gestrebt.

Inhaltsanzeige.

Vorrede zur ersten bis dritten Ausgabe. Ursachen der drei belgischen Revolutionen im 16. Jahrhundert, im Jahre 1789 und im Jahre 1830. Die Septembertage im Jahre 1830. Zwei mögliche Richtungen der Politik Belgiens. Provisorische Regierung. Nationalcongreß. Unabhängigkeit, Monarchie, Ausschließung des Hauses Oranien. Londoner Conferenz. Unterbrechung der Feindseligkeiten vom 21. November. Waffenstillstand vom 15. December 1830. Diplomatischer Beschluß. Aufhebung der Einschließung Mastrichts und der Sperrung der Schelde. Auflösung des Vereinigten Königreichs Niederlande und künftige Unabhängigkeit Belgiens. Trennungsgrundlagen vom 20. und 27. Januar 1831. Beitritt König Wilhelm's. Protestation des belgischen Congresses. Gedrängte Zusammenstellung der Acten der Conferenz. Wahl des Herzogs von Nemours. Regentschaft. Erstes Ministerium des Regenten. Versuche die Vollziehung des Waffenstillstandes zu erneuern. Zweites Ministerium des Regenten. Politische Lage im Anfange des Aprils 1831. Wahl des Prinzen Leopold. Die achtzehn Artikel. Krönungsfeier und Schluß des Congresses. Neues Ministerium. Einfall der Holländer und erste französische Intervention. Eröffnung neuer Unterhandlungen. Waffenruhe für eine bestimmte Zeit. Stand der belgisch-holländischen Sache nach dem Feldzuge im August 1831. Die vierundzwanzig Artikel vom 15. October 1831. Der Tractat vom 15. November 1831. Die belgischen Festungen. Übereinkunft vom 14. December 1831 und Erklärung vom 23. Januar 1832. Die Ratificationen. Das Verfahren der belgischen Regierung nach den Ratificationen. Die Vermählung des Königs Leopold. Zweites Ministerium des Königs. Versuche unmittelbarer Unterhandlungen mit Holland. Weigerung der holländischen Regierung. Annahme des Grundsatzes der Anwendung von Zwangsmaßregeln. Mangel der Übereinstimmung über die Art dieser Maßregeln. Übereinkunft zwischen Frankreich und Großbritannien vom 22. October 1832. Übereinkunft zwischen Belgien und Frankreich vom 10. November 1832. Blockade zur See. Zweite französische Intervention. Belagerung der Citadelle von Antwerpen. Adressen der belgischen Kammern. Recapitulation. Ähnlichkeit mit der Lage im Jahre 1609. Benehmen der holländischen Regierung. Betrachtungen über die belgische Unabhängigkeit. Älterer Zustand der belgischen Provinzen: Mangel an nationaler Einheit und nationaler Dynastie. Ungewißheit in der Entwickelung der belgischen Civilisation. Verfassung von 1831. Die Feinde der Unabhängigkeit sind zweierlei Art: die Anhänger der Vereinigung mit Frankreich und die Anhänger der Restauration. Unmöglichkeit einer vollständigen und dauernden Restauration. Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinigung mit Frankreich. Von der Theilung. Ansicht Mirabeau's über die belgische Unabhängigkeit. Von der politischen Gleichgültigkeit. Von dem Localitätsgeist. Vorwurf Wilhelm's des Schweigsamen gegen die Revolutionnairs im 16. Jahrhundert. Nebst einem Anhang und Urkundenbuch, die wichtigsten diplomatischen Staatsacten und politischen Documente über die belgisch-holländischen öffentlichen Rechtsverhältnisse enthaltend.

Stuttgart, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neues Fabel-, Sitten- und Bilderbuch zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend. Von J. G. Salzmann. Mit 16 ausgemalten Kupfern. 8. Schön gebunden. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Wol nichts vermag das Gemüth der Kleinen so mächtig zu ergreifen als das Erzählen einer Fabel. Mit gespannter Aufmerksamkeit hört der Knabe, hört das Mädchen zu und bittet um noch eine Fabel und um wieder eine. Jeder Kinderfreund wird diese Erfahrung gemacht haben. Den Kindern nun ein ihrem Fassungsvermögen angemessenes Buch dieser Art in die Hand zu geben und dadurch Kopf und Herz der Kleinen auszubilden, bewog einen der ersten Pädagogen Deutschlands zur Herausgabe dieses Buches, das sich gewiß bald Freunde erwerben wird.

Herabgesetzter Preis.

Vielfach geäußerten Wünschen zu genügen und um dem Nachdruck entgegen zu arbeiten, ermäßigen wir von heute bis zum 31sten März 1837 den Preis von

Lessing's
sämmtliche Werke
Taschenausgabe in **32** Bänden
von funfzehn Thaler auf acht Thaler.

Wir hoffen, daß die hier gebotene Gelegenheit, die Werke eines der ersten Classiker der Nation, des „Herzogs deutscher Geister", wie ihn ein Dichter nennt, in der einzig rechtmäßigen und vollständigen Ausgabe zu so billigem Preise sich zu verschaffen, seinen vielen Verehrern willkommen sein wird, und bitten nur, sie nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Denn wir bemerken zugleich hier ausdrücklich, daß diese Preisermäßigung nur für die angegebene Frist gilt und daß mit dem 1sten April 1837 der frühere Ladenpreis von 15 Thaler wieder eintritt.

Sauber gebundene Exemplare, in großer Auswahl vorräthig, liefern wir zu folgenden Preisen: In 16 Bänden Pappband 9 Thlr. 20 Gr. und 10 Thlr. 12 Gr., engl. Kattun 11 Thlr. 8 Gr., Halbfranzband 12 Thlr., Prachtband 12 Thlr. 16 Gr. — in 32 Bänden gebunden das Exemplar zu 11 Thlr. 16 Gr., 13 Thlr., 14 Thlr. 16 Gr., 16 Thlr. und 17 Thlr. 8 Gr.

Alle Buchhändler nehmen Bestellungen an. Der Betrag muß beim Empfange des Werkes entrichtet werden.

Berlin, den 15ten November 1836.

Voß'sche Buchhandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Licht und Nacht.

Novellen und Erzählungen
von
Ludwig Storch.

Zwei Bde. in 8. Velinpapier. Brosch. 3 Thlr.

Leihbibliotheken und Lesecirkel machen wir auf diese neuesten Novellen des beliebten Verfassers ganz besonders aufmerksam. In allen Buchhandlungen Deutschlands sind Exemplare zu haben.

Wismar, im October 1836.

H. Schmidt u. v. Cossel's Rathsbuchh.

Im Verlage von J. J. Bohné erschien im Jahre 1836:

Carl, J., Christ und Christenthum in ihrem gegenseitigen Verhältniß, in Beziehung auf die Streitfragen des Tages. Mit besonderer Rücksicht auf das Schriftchen: „Über Vernunft und Christenthum. Ein Versuch, die Einheit und Einerleiheit derselben darzuthun." 1ste Hälfte. Natur und Bestimmung des Menschen. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Landau, G., Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer. 3ter Bd. Mit 3 lith. Ansichten und 4 Geschlechtstafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Müller, G. H., De tubae Eustachianae catheterismo. Dissert. inauguralis cum tab. lithogr. 8maj. Geh. 10 Gr.

——, Über den Katheterismus der Eustachischen Röhre. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Schnackenberg, Dr. W., Über die Nothwendigkeit der Leichenhallen zur Verhütung des Erwachens im Grabe. 8. Geh. 4 Gr.

Schüßler, J., Actenmäßige Darstellung verschiedener Strafrechtsfälle aus der neuesten Zeit, nebst Entscheidungen der Obergerichte zu Kassel und Fulda, sowie des Oberappellationsgerichts und mit Erläuterungen ꝛc. versehen. 1stes Bändchen. Gr. 8. 18 Gr.

Sickler, Dr. F. C. L., Schulatlas der alten Geographie, mit erläut. Randanmerkungen, insbesondere zu dem Handbuche u. Leitfaden der alten Geographie gehörig. In 18 ill. Blättern. 3te verb. Aufl. Quer Royalfolio. 1 Thlr. 16 Gr.

Über den Werth oder Unwerth der Mathematik als Mittel der höhern geistigen Ausbildung. A. d. Engl. 8. Geh. 10 Gr.

Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde. 1ster Bd. 1stes, 2tes Heft. Gr. 8. Geh. Die Fortsetzung erscheint bald.

Zur Sache des Friedericianischen Lyceums zu Kassel. Beleuchtung einer vom Stadtrath zu Kassel gegen den Staatsanwalt angeblich wegen stiftungswidriger Behandlung dieser Anstalt angestellten Klage. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Zu Weihnachtsgeschenken ist zu empfehlen:

Schmieder, Prof. Dr., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste. 3te Aufl. Mit 55 Kupf. u. Karten. 8. Geb. 1 Thlr. 4 Gr.

Follmann, C. L., Lobgesänge auf Gott. Nach dem Engl. der 25sten Aufl. Sauber cart. 12. 12 Gr.

——, Abrégé de la description et de l'histoire de l'Egypte etc. Mit 1 Kärtchen vom alten Ägypten. 16 Gr.

——, Anleitung zur Kenntniß der Gestirnkunde. Mit 1 Sternskarte. 20 Gr.

Grimm, L., Anleitung zur doppelten italienischen Buchhaltung. 8. Sauber cart. 16 Gr.

Krauskopf, J., Zeichnenkunst. 1ster, geometrischer Theil, oder Anleitung zum geometrisch-richtigen Sehen und Vergleichen. 4. Mit 60 Vorlegeblättern ꝛc. 1 Thlr. 20 Gr.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rousseau, J. B., Kunststudien.
8. 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl. 18 Kr.

Dessen dramaturgische Parallelen.
1ster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Zwei ausgezeichnete Werke für Lesecirkel, Theaterbibliotheken und Theaterfreunde.

In der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

August Traxel,
Anacharsis Germanikos,
oder
Kreuzzüge eines Kosmopoliten.

Erster Theil.

Paris. — Lyon. — Genf. — Marseille. — Neapel.

Geh. Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Dr. Samuel Härlin,
Unsere Ansprüche
auf
Fortdauer nach dem Tode
vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes.
Eine Vorlesung.

Gr. 8. Geheftet. 12 Gr., oder 45 Kr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Vollständiges Wörterbuch

der

Umgangssprache

der

Western und Südstaaten.

Ein in den nördlichen Staaten Neuyork, sowie in den übrigen alten Staaten Neuengland-Literatur nur selbstständig Bekanntes, bisher in diesen Staaten, namentlich, und in der deutschen Literatur gänzlich unbekanntes Wörterbuch der Umgangssprache der westlichen Provinzen nicht bloß, sondern auch der südlichen Staaten.

Von

J. Andreas Schmeller.

Zweiter Theil.

Bogen 1 bis 20 (Schluß), gr. 8. Velinpapier, 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieser Theil enthält 19 neue, noch nicht vorhandene Wörter, sowie 1 Nachtrag, enthält über die Abstammung der in der Umgangssprache der westlichen Provinzen und Staaten, sowie in der Umgangssprache der südlichen Staaten und Provinzen vorkommenden Wörtern, sowie Redensarten, Aufschluß. Man ist, bisher in Neuyork, und auch bisher in jenen alten nördlichen Staaten, in Deutschland und Amerika, in Europa und Amerika, 1859.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In den Neuen'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. U. Eberhard's

Umgangsbuch

oder

Handwörterbuch

der

deutschen Sprache

für Alle, die sich in leicht faßlicher, aber zuverlässiger weise Rath über zweifelhafte Redensarten zum richtigen Gebrauche der deutschen Sprache holen wollen.

Siebente verbesserte Auflage. Berlin 1859.

Gr. 12. Geh. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Bei Ernst Mensen in Münster ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albrecht Dürer und seine Kunst.

Ein Vortrag, gehalten in der Aula der Theresianischen Akademie zu Wien

von

Dr. Alfred Woltmann.

Mit Holzschnitten nach Dürer's Werken.

Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Bei Ernst Mensen in Münster ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Verseuchungen des europäischen Culturlebens

durch

Darwin's Affentheorie.

Ein Vortrag, gehalten in der Aula der Theresianischen Akademie zu Wien

von

Dr. A. Reumont,

Königlich preußischem wirklichem Geheimen Rath.

Mit 217 Holzschnitten und 10 lithographirten Tafeln in gr. 8. 1859. Feiner Velinpapier. In Umschlag. 1 Thlr.

Ein ebenso ernster als gründlicher und gediegener wissenschaftlicher Vortrag, welcher in Wien, wo Darwin's Affentheorie noch Gläubige findet, großes Aufsehen erregte. Die ausgezeichnete Bildung verleiht, im jetzt solchen Fall besonders wichtig, dem Vortrage einen hohen Werth. Die Illustrationen sind vortrefflich gewählt und ausgeführt. Der Vortrag wird jeden Gebildeten interessiren.

Bei Ernst Mensen in Münster ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Thierreich

geordnet nach seiner Organisation.

Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Von

Baron von Cuvier.

Nach der letzten, vermehrten französischen Ausgabe übersetzt und durch Zusätze vervollständigt

von

J. L. Voigt,

Professor der Naturgeschichte und Director des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets zu Wien.

Mit 4 Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Sgr.

Dieses Werk, das bedeutendste Resultat der Forschungen des großen Naturforschers, ist in Frankreich, wo es 1829 in 4 Bänden mit 116 Kupfertafeln, 1834 in 2 Bänden, 1836 in 1 Band, 1845 in 2 Bänden, 1849 in 1 Band, 1850 in 2 Bänden, 1854 in 1 Band, 1856 in 2 Bänden, 1858 in 1 Band, 1859 in 2 Bänden, 1860 in 1 Band, 1861 in 2 Bänden, 1862 in 1 Band, 1863 in 2 Bänden, 1864 in 1 Band, 1865 in 2 Bänden, 1866 in 1 Band, 1867 in 2 Bänden,

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Johann Gottfried von Herder's

sämmtliche Werke

60 Bändchen,

herabgesetzter Preis 24 Fl., oder 14 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen erlassen wir zu folgenden verhältnißmäßigen Preisen:

I. Abtheilung. **Zur Religion und Theologie** in 18 Bändchen. 7 Fl. 12 Kr., oder 4 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: Vom Geist der hebräischen Poesie. Salomon's Lieder. Aelteste Urkunden des Menschengeschlechts. Christliche Reden. Erläuterungen zum Neuen Testament. Johannes' Offenbarung. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Zum Studium der Theologie. Christliche Schriften.

II. Abtheilung. **Zur Literatur und Kunst** in 20 Bändchen. 8 Fl., oder 4 Thlr. 18 Gr.

Inhalt: Fragmente zur deutschen Literatur. Gedichte. Der Cid. Legenden. Stimmen der Völker. Blumenlese. Zur griechischen Literatur. Terpsichore. Kritische Wälder. Ursachen des gesunkenen Geschmacks. Abhandlungen und Briefe über Literatur und Kunst. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten. Antiquarische Aufsätze. Nachlese.

III. Abtheilung. **Zur Philosophie und Geschichte** in 22 Bändchen. 8 Fl. 48 Kr., oder 5 Thlr. 6 Gr.

Inhalt: Die Vorwelt. Ursprung der Sprachen. Tithon und Aurora. Auch eine Philosophie. Geschichte der Menschheit. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Postscenen zur Geschichte der Menschheit. Seele und Gott. Sophron. Adrastea. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nachlese historischer Schriften. Verstand und Erfahrung. Kalligone. Herder's Leben.

Einzeln gedruckt sind ferner noch zu haben:

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen.

Neue Auflage in 16. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Herder's Gedichte.

Herausgegeben von

Joh. Georg Müller.

8. Velinpapier. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Herder's christliche Reden und Homilien.

Herausgegeben von

Joh. Georg Müller.

3 Thle. 16. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Herder's Sophron.

Gesammelte Schulreden.

Herausgegeben von

Joh. Georg Müller.

16. Preis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Maria Carolina von Herder,
Erinnerungen aus dem Leben
Joh. Gottfried's von Herder.

Herausgegeben durch
Johann Georg Müller.

3 Thle. 16. Preis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Da wir uns mit dem Detailverkauf nicht befassen, so bitten wir Bestellungen bei den zunächst gelegenen Sortimentshandlungen zu machen, die sämmtlich von uns in den Stand gesetzt sind, obige Schriften zu den beigesetzten Preisen zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Verlags-Bericht
von
Duncker und Humblot in Berlin.
Z. Jub.-Messe — Mich.-Messe 1836.

I. Neu erschienene Bücher.

Alexis, W., Neue Novellen. 2 Bände. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
Inhalt: Bd. I. Victoire Charpentier. — Das Dampfschiff. — Der Begnadigte. — Der Vater im Schnee. — Bd. II. Die Großmutter. — Es weiß Niemand, woher der Wind kommt. — Eine Parlamentswahl.

Cooper, J. F., Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Englischen von Dr. G. R. Bärmann. 2 Thle. Gr. 12. 3 Thlr.

Gabler, G. A., De verae philosophiae erga religionem christianam pietate. Gr. 8. 8 Gr.

Gerhard, Ed., Neu erworbene antike Denkmäler des königl. Museums zu Berlin. Erstes Heft, zugleich als Nachtrag zum Verzeichniss der Vasensammlung. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 12 Gr.

Großmann, Julie v., Das Haus Torelli. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Heussi, J., Die Experimentalphysik, methodisch dargestellt. Erster Cursus: Kenntniß der Phänomene. (Mit 88 eingedruckten Holzschnitten.) Gr. 8. 3 Gr.

Kalisch, E. W., Deutsches Lesebuch. Erste Abtheilung. 8. 12 Gr. Feines Papier 16 Gr.

Kopisch, A., Gedichte. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Revolution, Die französische. Von 1789 — 1836. Gr. 12. 16 Gr.

Stüwe, F., Die Handelszüge der Araber unter den Abassiden durch Afrika, Asien und Osteuropa. Eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. Mit einer Karte. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Taschenbuch, Deutsches, auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Karl Büchner. Mit dem Portrait des Fürsten Pückler und 2 Kupfern. 16. Geb. 2 Thlr.
Inhalt: Fürst Pückler. Ein Lebensbild von Th. Mundt. — Über die Entwickelung der neuern deutschen Kunst. Von O. F. Gruppe. — Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 und 1836. Von H. Marggraff. — Herr von Sacken. Novelle von Will. Alexis. — Der Träumer. Novelle von August Kopisch. — Gedichte von Adalb. v. Chamisso, Jos. v. Eichendorff, E. Ferrand, Franz Frhrn. Gaudy, Em. Geibel, L. Rellstab, H. Stieglitz.

Tieck, Friedr., Verzeichniss der antiken Bildhauerwerke des königl. Museums zu Berlin. Gr. 8. 6 Gr.

— —, Dasselbe in französischer Sprache. 8. 12 Gr.

Tieck, Fr., Verzeichniss von Werken der della Robbia, Majolica, Glasmalereien u. s. w., welche in den Nebensälen der Sculpturengalerie des königl. Museums zu Berlin aufgestellt sind. Gr. 8. 12 Gr.

Über den deutschen Zollverein. Gr. 8. 12 Gr.

II. Fortsetzungen.

Ranke, L., Fürsten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. 3ter und 4ter Band.
Auch unter dem Titel:
Ranke, L., Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. 2ter und 3ter (letzter) Band. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr.
Bd. I kostet 2 Thlr. 20 Gr., das Ganze also 8 Thlr. 16 Gr.

III. Neue Auflagen.

Becker's, K. F., Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von J. W. Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Theile. Gr. 8., welche in 28 monatlichen Lieferungen, jede zu dem Preise von 8 Gr., ausgegeben werden.
Erschienen sind: Lief. 1—8, oder Bd. 1—4.

Büchner, K. und F. Herrmann, Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. Zweite, durchweg verbesserte und vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Der poetische Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 8 Gr.

Herrmann, F., Neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neuern französischen Schriftstellern, mit biographischen und literarischen Notizen über die Verfasser und erläuternden Anmerkungen. Zweite, verbesserte und mit mehren neuen Stücken und einem Wörterbuche vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 16 Gr.

Lacroix, S. F., Anleitung zur ebenen und sphärischen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. Ludw. Ideler. Mit 6 Kupfertafeln. Zweite verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wolf, Dr. J. H., Deutschlands Geschichte für alle Stände deutscher Zunge. Vier Bände. Gr. 8. 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Unstreitig das wichtigste Geschenk für deutsche Söhne, zugleich äußerst wohlfeil, da die vier Bände 96 Bogen enthalten.

Bei der K. K. Hofbuchdruckerei in Wien.
Druck und Verlag von J. V. Degen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des gesitteten und fernsten Lebens der Völker.

Monat September 1836.

Ausführliche Aufsätze.

Athen. Otto und Amalia. Ihre Ankunft. Ihre Empfindungen. Ihre Reise durch Griechenland. Ihre Aufnahme. Ihr Einzug. Ihre Residenz. Ihre Lebensart. Ihre Gesellschaften. Ihre Verlegung von Nauplia. Ihre Wohnung in Athen. Ihre Ausflüge. Ihre Gesundheit. Ihre Hoffnungen. Ihre Sorgen. Ihre Freuden. Ihre Pläne. Ihre Gemahlin. Ihre Kinder. Ihre Familie. Ihre Gesinnungen. Ihre Thätigkeit. Ihr Verhältniß zu Griechenland. Ihr Verhältniß zu Europa. Ihr Verhältniß zu Deutschland. Ihr Verhältniß zu Bayern. Ihr Verhältniß zu Rußland. Ihr Verhältniß zu Frankreich. Ihr Verhältniß zu England. Ihr Verhältniß zu Oesterreich. Ihr Verhältniß zu Preußen

Druck und Papier sind vortrefflich und es empfiehlt sich dieses Werk allen Freunden der Geschichte.

Mythologische Galerie.
Gallerie der Mythologie.
Mythological Gallery.

In Kupfer gestochen von Franz Riedel, nach Zeichnungen

für Architekten, Formschneider und praktischen Zeichner.

Heft 1. 2. 3. 4. 5. 6.

Mit Text in Deutsch, Französisch und Englisch.

Preis à Heft 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Diese Sammlung, welche in 12 Heften vollendet sein wird, enthält die Darstellungen der Mythologie, wie sie in Gemälden, Basreliefs, Statuen, Vasen, Gemmen, Münzen, Mosaiken, Arabesken, Ornamenten, Möbeln, Geräthschaften, Waffen, Kleidungen, Tänzen, Pantomimen, Opern, Ballets, Schauspielen, Gedichten, Romanen, Novellen, Fabeln, Sagen, Märchen, Liedern, Sprüchwörtern, Räthseln, Emblemen, Devisen, Wappen, Siegeln, Münzen, Medaillen, Inschriften, Grabschriften, Epitaphien, Denkmälern, Obelisken, Pyramiden, Triumphbögen, Säulen, Tempeln, Kirchen, Palästen, Gärten, Lustschlössern, Grotten, Springbrunnen, Wasserkünsten, Kunstwerken, Gemälden, Gallerien, Museen, Bibliotheken, Theatern, Concerten, Bällen, Gastmählern, Trinkgelagen, Jagden, Turnieren, Wettrennen, Wettkämpfen, Processionen, Aufzügen, Leichenbegängnissen, Opfern, Gebeten, Hymnen, Liedern

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXXVI.

Diese literarische Beilage wird von der J. G. Cotta'schen in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Zeitung für die elegante Welt, Morgenblatt für gebildete Stände und Ausland, und Intelligenz-Blatt für die drei ersten Blätter

Subscriptions-Anzeige.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Im Verlage der unterzeichneten erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte vermehrte Auflage in

Einem Bande

in 12 Lieferungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

In der Form des Berichtes an Schwaben knüpft sich vorliegendes Werk an die früheren, welche derselbe Verfasser veröffentlicht hatte. Es sind aber von den letzteren Anlage und Form nicht in solcher Weise aufgenommen worden, daß nicht eine neue Bearbeitung nöthig geworden wäre. Diese ist nun in der That eine ganz neue, und wird, wie sie sich selbst ankündigt, als solche angesehen werden müssen. Neben wichtigen Partien sind auch solche, welche in den früheren Bearbeitungen, besonders in der alten Geschichte, kaum berührt waren, hier in sehr reich sich entwickelnden Gruppen dargestellt. Die Geschichte der Deutschen ist nicht mehr ein Anhang zu der Geschichte der Römer, sondern sie ist ein Ganzes für sich, und wird als solches behandelt. Insbesondere ist auch neues Material in der Geschichte von Mexiko und Peru verarbeitet worden, die Mährchen und zusammengeklaubten Sagen sind ausgemerzt und beseitigt, und es ist nicht zu viel gesagt, daß diese Geschichte, wie sie jetzt vorliegt, auf der Grundlage noch unbenutzter Quellenwerke, Bände voller gedrängten Inhaltes enthält, und daß sie in dieser Gestalt eine Bereicherung unserer Literatur ist, die, wie sie sich selbst ankündigt, als solche anerkannt werden muß. Die Ausstattung ist der Art, daß sie sich ebenfalls den besseren Werken unserer Literatur anreiht, und in keinem Theile hinter jenen zurückbleibt.

Der Preis ist für die Lieferung von 10 Bogen auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. Sächsisch. Wer auf Velinpapier, Subscription macht, erhält das Exemplar auf Velinpapier mit Vignetten und Bildniß für 1 Thlr. 16 Gr. Sächsisch. Wer auf Velinpapier mit Vignetten und Bildniß Subscription macht, erhält das Exemplar auf Velinpapier mit Vignetten, Bildniß und Register für 2 Thlr. 4 Gr. Sächsisch.

Die Subscription bleibt offen bis zum 1. Januar 1837, an welchem Tage der Ladenpreis um 1/3 erhöht wird, und kostet dann das Exemplar auf 1 Thlr. 16 Gr. Velinpapier, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes.

Aus dem Englischen des Dr. Paris. 8. Fein Velinp. 1 Thlr. 16 Gr. Ord. 1 Thlr. 12 Gr.

Von der Richtigkeit der englischen Recensionen des ersten Theiles, die einhellig lobend sind, werden sich Jedem, der Interesse an Medicin und Literatur hat, diese Mittheilungen selbst geben. In der deutschen Recension wird es für Jedermann, der Interesse an Medicin und Literatur hat, diese Mittheilungen selbst geben. In der deutschen Recension wird es für Jedermann, der Interesse an Medicin und Literatur hat, diese Mittheilungen selbst geben.

Ueber Leben und Tod.

Theorie und Art und Kunst Gesetz. 2 Bände. 8. Feines Velinpapier. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für

Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.

Erstes Heft. Mit Bildniß und Lebensgeschichte des Grafen Reinhard.

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Graf Reinhard. — Wilhelm Hauff. — Ludwig Uhland.

Erinnerungen an Joseph Lakenbacher. Von Emil Freiherrn von Feuchtersleben.

Zeitgenossen, deren Lebensgeschichte in den folgenden Heften erscheinen wird.

Ludwig Börne. — Friedrich Gentz. — Wilhelm Müller. — Karl Immermann. — Ludwig Tieck. — Friedrich Rückert. — Ludwig Robert. — Karl Gutzkow. — Heinrich Heine. — Ludwig Wienbarg. — Theodor Mundt. — Heinrich Laube. — Karl Mayer. — Ludwig Feuerbach. — Bettina von Arnim. — Rahel Varnhagen von Ense. — Karl Varnhagen von Ense. — Ludwig Steub. — Ludwig Bechstein. — Ludwig Schubart. — Ludwig Eichrodt. — Friedrich Hebbel. — Friedrich Kohlrausch. — Friedrich Wilhelm Gubitz. — Friedrich Wilhelm Hackländer. — Friedrich Wilhelm Ritter. — Friedrich Wilhelm Weber. — Friedrich Wilhelm Zachariä. — Friedrich Wilhelm Zimmermann. — Friedrich Wilhelm Zimmermann. — Friedrich Wilhelm Zimmermann

Höchst wichtiges Werk
für Staatsmänner, Gelehrte, Regierungen, von Schulvorstehungen, Lehrer, Professoren, Studirende, Bibliothekare, Buchverleger, Buchhandlungen und Alle, welche sich für Literatur interessiren.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien und versendet soeben:

Die Staatsliteraturwissenschaft,

theoretisch und praktisch dargestellt und durch Beispiele aus der neuesten Literatur erläutert von

Ludwig Heinrich von Jakob.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. J. E. Hitzig. 8. Geh. Justizrath. Ritter des rothen Adlerordens 3. Cl. mit der Schleife. Ordentl. Professor der Rechte. Mitglied der Gesellschaft für die Geschichte der Deutschen. Ehrenmitglied der Gesellschaft für Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unteroffiziere insbesondere.

Fünfte Lieferung, enthaltend:

Die Lehre von den Handwaffen.

(Bogen 9—15.)

Preis: 3 Gr., oder 12 Kr.

Mit dieser Lieferung ist nun die in der ersten, dritten und fünften Lieferung abgehandelte Lehre von den Handwaffen geschlossen und kostet diese aus drei Lieferungen bestehende Abtheilung einzeln genommen 48 Kr., oder 12 Gr.

In der gegenwärtigen Zeit, wo an Unteroffiziere und angehende Militairs überhaupt gesteigerte Foderungen gemacht werden, erscheint es als ein dringendes Bedürfniß, sich wenigstens einen Theil der Kenntnisse zu erwerben, die sich weder auf dem Exercirplatze noch aus den Dienstvorschriften und Instructionen erlernen lassen, die jedoch der Unteroffizier und der angehende Militair sich aneignen muß, will er anders die Ansprüche erfüllen, die an ihn gemacht werden. In seinem lobenswerthen Eifer durchsucht der angehende Militair oder Unteroffizier ganze Militairbibliotheken, um seine Kenntnisse zu vermehren, aber bald findet er, daß die bisjetzt erschienenen Werke entweder nur das ABC des Wissens abhandeln, oder in einem Sprunge zu gelehrten Abhandlungen übergehen, die für seinen Standpunkt und seine Sphäre zu hoch sind. Das von uns angekündigte Werk wird, wir dürfen es hoffen, diese längst gefühlte Lücke ausfüllen.

Die soeben erschienene neue Lieferung, welche die Lehre von den Handwaffen beschließt, wird dies bewähren. Sie beschränkt sich nicht, wie die meisten bisher erschienenen Werke über erwähnten Gegenstand, blos auf die Benennung der Bestandtheile eines Gewehrs ꝛc., sie lehrt vielmehr die Kraft des Pulvers und ihre Anwendung zum Schießen, sowie die verschiedenen Erscheinungen, welche beim Schießen vorkommen. Sie gibt ferner allgemein nützliche Erklärungen über die zu den Waffen verwendbaren Materialien, und man findet bei allen diesen Bestandtheilen die Art ihrer Behandlung und die Bezeichnung ihrer guten und schlechten Eigenschaften. Sie lehrt das Entstehen und auch das richtige Erkennen der Fehler an den Waffen, und gibt die Bestimmungen, nach welchen die Gewehre zu untersuchen sind; ferner die nöthige Anleitung, die Arbeit der Büchsenmacher zu prüfen, und erwähnt der Mittel, deren die Büchsenmacher sich bedienen, um auf schnelle und wohlfeile Art ein Gewehr wiederherzustellen, wobei sie aber durch unzweckmäßige Arbeit nur das baldige Verderben desselben herbeiführen. Endlich zeigt sie die nöthigen Vortheile, die bei der Behandlung eines Gewehres Anwendung finden können.

Alle diese Kenntnisse kann ein Unteroffizier nicht wohl entbehren, und doch erlangt er sie bei der blos praktischen Behandlung des Gewehrs nur unvollkommen und oberflächlich. Allein nicht nur der Militair, sondern jeder Gewehrbesitzer wird mit Nutzen diese Abhandlung lesen, die besonders auch für Jäger, Bürgergarden, Landjäger, Zollschutzwächter, ja selbst für Büchsenmacher die zweckmäßigsten und in leichtverständlicher Sprache abgefaßten Lehren enthält.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei diesem ganzen Werke ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffizier-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unteroffizier-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bucher, A. von, Sämmtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von J. v. Klessing. 6 Bände in 29 Lieferungen. Mit Kupfern. Gr. 8. Wohlfeile Ausgabe. 6 Thlr., oder 8 Fl. 42 Kr.

Diese in 29 Lieferungen erschienenen Werke eines der humoristischsten Schriftsteller unsers Jahrhunderts, sonst 12 Thlr. 6 Gr. im Preise, kosten jetzt in dieser wohlfeilen Ausgabe nur 6 Thlr., oder 8 Fl. 42 Kr.

Der Freischütz

für 1837 kostet wie bisher in Hamburg (in der Expedition: Neust. Fuhlentwiete, Platz Nr. 111) 6 Mark hamb. Courant (quartaliter 1 Mark 8 Schill.). Für das Ausland ist der Preis des Jahrganges 7 Mark 8 Schill., oder 3 Thlr. Sächs. Alle löbl. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Hamburg, im December 1836.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Frescobilder aus dem Leben des genialen Gabriel Hippeltanz, Directors einer herumziehenden Komödiantenbande. Von dem reisenden Kosmopoliten Anselmus Rablosus. Mit 1 Steintafel. 8. 6 Gr., oder 24 Kr.

Wer aus dem Grunde seines Herzens lachen will, lese dieses Büchlein.

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur).

Herausgegeben von Dr. **Karl Büchner.**

Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 1½ Bogen gr. 4.

Preis des Jahrgangs nebst Register 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, welche 1837 ihren vierten Jahrgang beginnt, ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, welche einen vollständigen und gedrängten Bericht über die neuesten Erscheinungen in der in- und ausländischen Bücherwelt und Journalistik zu haben wünschen, zu empfehlen. Der wohlfeile Preis macht Jedem die Anschaffung möglich. — Alle Buchhandlungen und die königl. Postämter nehmen Bestellungen an. — **Eine Probenummer liegt hier bei.**

Duncker und Humblot in Berlin.

Berichtigung.

In meiner Erklärung für Dr. F. L. Jahn in Nr. XXXXIV dieses Literarischen Anzeigers sind auf der zweiten Spalte der ersten Seite (Zeile 14 v. oben) die Worte: „einflußlosen Gegner" zu verändern in: „einflußlosen Anhänger", wie auch schon der Sinn des Ganzen deutlich ergibt.

Halle, den 9ten Dec. 1836.

H. Leo.

Literarischer Anzeiger.

Der Subscriptions-Preis beträgt 6 Thlr. 16 Ngr. für den Jahrgang, oder 1 Thlr. 12½ Ngr. für das Vierteljahr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Literarischer Anzeiger
für
Christliche Theologie, Philosophie und Pädagogik
und
Allgemeine Zeitung.
Nr. 1. Januar 1835.

Inhalt: Ankündigung. — Prospectus. — Plan und Einrichtung. — Verzeichniß der Mitarbeiter. — Bedingungen der Theilnahme. — Beilagen.

Ankündigung.

Mit dem 1. Januar 1835 beginnt der Literarische Anzeiger für Christliche Theologie, Philosophie und Pädagogik und Allgemeine Zeitung seinen ersten Jahrgang. Er wird in 12 Nummern, jede von 2 Bogen, monatlich erscheinen, und kostet 1 Thlr. 12½ Ngr. für den Jahrgang, oder 7½ Ngr. für das Vierteljahr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Literarische Anzeiger ist ein Organ für die Literatur der Theologie, Philosophie und Pädagogik, und für die Literatur der Allgemeinen Zeitung. Er wird in Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung, und in Verbindung mit der Literarischen Zeitung, welche in Halle erscheint, redigirt.

Prospectus.

Plan und Einrichtung.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Bedingungen der Theilnahme.

Beilagen.

In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hermann und Dorothea
von J. H. Voß.
Neue Auflage. Nr. 6. Mit Titelkupfer und Vignetten.
Taschenformat. Velinpapier. Preis 1 Thlr.

Dieser niedrige Preis mit sauberem Druck und schönem Papier wird diesem Gedichte in allen Ständen, wo es noch nicht eingeführt ist, neue Freunde und Leser verschaffen und Wiederholungen veranlassen.

Bei G. Reimer in Berlin erschien soeben:

Hermann, Prof. Jac., Die Gesichte des Cleobis und Biton, nach Herodot und der Inschrift des Sicilischen Denkmals. Eine Preisschrift. Nebst einer Abhandlung über die Sicilischen Denkmäler. Mit 2 Steindrucktafeln. Gr. 8. 1834. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus I. Scriptores Graecos complectens. Sectio I. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio I. enthält die Scriptores Graecos usque ad Aristotelem. Sectio II. wird Ende Januar 1835 ausgegeben werden.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus II. Scriptores Graecos complectens. Sectio II. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio II. enthält die Scriptores Graecos a Theophrasto usque ad Polybium.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus III. Scriptores Graecos complectens. Sectio III. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio III. enthält die Scriptores Graecos a Dionysio Halicarnassensi usque ad Plutarchum.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus IV. Scriptores Graecos complectens. Sectio IV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio IV. enthält die Scriptores Graecos a Strabone usque ad Pausaniam.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus V. Scriptores Graecos complectens. Sectio V. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio V. enthält die Scriptores Graecos a Ptolemaeo usque ad Athenaeum.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus VI. Scriptores Graecos complectens. Sectio VI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio VI. enthält die Scriptores Graecos a Stobaeo usque ad Suidam.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus VII. Scriptores Graecos complectens. Sectio VII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio VII. enthält die Scriptores Graecos a Suida usque ad Tzetzam.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus VIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio VIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio VIII. enthält die Scriptores Graecos a Tzetza usque ad Zosimum.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus IX. Scriptores Graecos complectens. Sectio IX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio IX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus X. Scriptores Graecos complectens. Sectio X. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio X. enthält die Scriptores Graecos a Zonara usque ad Zosimum.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XII. enthält die Scriptores Graecos a Zonara usque ad Zosimum.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XIV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XIV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XIV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XVI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XVI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XVI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XVII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XVII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XVII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XVIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XVIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XVIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XIX. Scriptores Graecos complectens. Sectio XIX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XIX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XX. Scriptores Graecos complectens. Sectio XX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXIV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXIV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXIV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXVI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXVI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXVI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXVII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXVII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXVII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXVIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXVIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXVIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXIX. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXIX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXIX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXX. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXIV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXIV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXIV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXVI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXVI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXVI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXVII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXVII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXVII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXVIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXVIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXVIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XXXIX. Scriptores Graecos complectens. Sectio XXXIX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XXXIX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XL. Scriptores Graecos complectens. Sectio XL. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XL. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLIV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLIV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLIV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLV. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLVI. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLVI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLVI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLVII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLVII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLVII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLVIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLVIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLVIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus XLIX. Scriptores Graecos complectens. Sectio XLIX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio XLIX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus L. Scriptores Graecos complectens. Sectio L. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio L. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LI. Scriptores Graecos complectens. Sectio LI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LIV. Scriptores Graecos complectens. Sectio LIV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LIV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LV. Scriptores Graecos complectens. Sectio LV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LVI. Scriptores Graecos complectens. Sectio LVI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LVI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LVII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LVII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LVII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LVIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LVIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LVIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LIX. Scriptores Graecos complectens. Sectio LIX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LIX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LX. Scriptores Graecos complectens. Sectio LX. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LX. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXI. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXIV. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXIV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXIV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXV. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXV. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXV. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXVI. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXVI. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXVI. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXVII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXVII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXVII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Classicorum Graecorum et Latinorum usque ad annum MDCCC. Auctore Godofredo Hermanno. Tomus LXVIII. Scriptores Graecos complectens. Sectio LXVIII. Gr. 8. Maj. Velinpapier. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sectio LXVIII. enthält die Scriptores Graecos a Zosimo usque ad Zonaram.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheca Graeca.
Manuale Scriptorum Class

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte
des
Trojanischen Krieges.
Mit
Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas
von
Johann Uschold,
Prof. am königl. bair. Gymnasium zu Straubing.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Trojas durch Herakles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherei der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. Über die Einheit der Ilias. Beilagen. 1) Über die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) Über die Atriden und die südlichen Achäer. 3) Über die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Herakles. 4) Über die Irrfahrten des Odysseus. 5) Übersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) Über die Bedeutung des Äneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welcker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte K. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publicum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch sein mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Foderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte sein mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerm Lichte glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführungerfunden werden wird.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue zweckmäßige Weihnachtsgeschenke für die Jugend.

Fr. Beauval, Gespräche für das gesellschaftliche Leben; zur Erlernung der Umgangsprache in Französischen und Deutschen. Fünfte sorgfältig verbesserte Auflage vom Prof. Laforgue. Erstes Bändchen: Morgengespräche; zweites Bändchen: Taggespräche, und drittes Bändchen: Abendgespräche. Broschirt. Alle drei Bändchen kosten im Pränumerationspreise nicht mehr als 1 Thlr., wofür solche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

L. F. M. Richter, Die Wasserwelt oder das Meer und die Schiffahrt im ganzen Umfange; zur Belehrung der reifern Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann. Erster Band: Das Meer nach seinen physischen und chemischen Eigenschaften ꝛc. Mit einem Atlas von 7 Tafeln 8. Geb. Pränumerationspreis 2 Thlr.

Dessen zweiter Band: Bau und Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Vorbemerkungen. Mit einem Atlas von 12 Tafeln. Eingeb. Pränumerationspreis 1 Thlr. 18 Gr.

J. A. L. Werner, Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder gegen 300 Spiele, zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers und zur geselligen Erheiterung im Freien und im Zimmer, theils gesammelt, theils selbst bearbeitet und mit 65 Abbildungen erläutert. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Eingeb. Pränumerationspreis 1 Thlr. 10 Gr.

Diese ganz vorzüglichen Schriften sind in allen namhaften Buchhandlungen für die beigesetzten höchst billigen Pränumerationspreise zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Lebensgeschichte
des
großen Königs
Friedrich von Preußen.
Ein Buch für Jedermann
von
Prof. Dr. J. D. E. Preuss,
Verfasser des größern Werks über denselben Gegenstand.

Neue unveränderte und wohlfeile Ausgabe in 6 Lieferungen. Jeden Monat erscheint eine Lieferung von 8 Bogen in gr. 8. für den Preis von 6 Gr. Drei Lieferungen bilden einen Band. Das Werk selbst ist mit 2 Bänden vollendet und kostet vollständig 1 Thlr. 12 Gr.

Friedrich der Große.

Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, schriftliche und mündliche Äußerungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode.

Herausgegeben von
Karl Müchler.

Neue unveränderte und wohlfeile Ausgabe in fünf Lieferungen. In jedem Monat erscheint eine Lieferung von 8 Bogen in gr. 8. und kostet 6 Gr. Alle fünf Lieferungen bilden einen Band und kosten zusammen 1 Thlr. 6 Gr.

Die erste Lieferung beider Werke ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig.

Nauck'sche Buchhandlung
in Berlin.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Reise eines Lehrers mit seinen Zöglingen aus Ifferten in einige romantische Gegenden der Schweiz. Lesebuch für die heranwachsende Jugend. 2 Theile. Mit 13 illum. Kupfern. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

In diese höchst anziehende Reisebeschreibung ist alles Wissenswürdige aus der Welt und dem Leben verflochten; sie bereichert die kleinen Leser auf eine spielende Weise mit einem Schatz von Kenntnissen. Wahrlich, ein Weihnachtsgeschenk, das wir gar nicht zu übersehen bitten und für dessen Empfehlung man uns Dank wissen wird.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist erschienen:

Handbuch der Naturgeschichte
zum Gebrauch bei Vorlesungen,
von
Dr. Hermann Burmeister.

Gr. 8. 57½ Bogen engen Druckes. 3 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Vollständiges

HANDWÖRTERBUCH

der

deutschen, französischen und englischen Sprache.

Zweite Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden. 3 Thlr. 12 Gr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary English-German-French. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen Jahresfrist nöthig gewordene zweite Auflage spricht, zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als typographische Einrichtung aus. Die Schönheit und Deutlichkeit der dazu verwandten englischen Lettern, noch mehr hervorgehoben durch den auf das schönste Velinpapier ausgeführten sehr saubern Druck, machen die Benutzung äusserst bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine grosse Sorgfalt verwandt; der Preis aber wird bei diesem Umfange und solchen Leistungen nur als höchst billig erscheinen.

Leipzig, im December 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ernesti, Dr. J. H. M., Vorübungen zum ersten Unterricht in der Muttersprache und praktische Vorbereitung zu den schönen Redekünsten für die zu bildende kleine Jugend. 6te verb. Auflage. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Dessen Neues theoretisch-praktisches Handbuch der schönen Redekünste für die obern Classen der gelehrten Schulen. Dichtkunst. 5te Auflage. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Dessen Erstes Vorbereitungsbuch der griechischen Sprache. 3te Auflage. 8. 9 Gr., oder 36 Kr.

Dessen Neues Elementar- und Vorbereitungsbuch der lateinischen Sprache, zur zweckmäßigen Einleitung in die Classiker, für Schulen. 3te verb. Auflage. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese allgemein anerkannten, musterhaften Lehrbücher bedürfen keiner Anpreisung; ihre beste Empfehlung sind die vielen Auflagen. Schulanstalten gewähre ich bei Abnahme namhafte Vortheile, wie sie vielleicht bei keinem Schulbuche stattfinden.

Literarische Neuigkeiten.

Im Verlage Unterzeichneter sind erschienen und durch Buchhandlungen zu beziehen:

Andronika. Roman in 3 Theilen von Emer. Szávola. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Abolar, Der Weiberverächter, von Emer. Szávola. Roman. 8. 2 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

Musivische Bilder. Hinterlassen von Rich. Roos. 8. Brosch. 1 Thlr. 3 Gr.

Agrionien. Eine Sammlung von Charaden und Räthseln von Rich. Roos. 8. Brosch. 12 Gr.

Die Sünde des Vorurtheils. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben, von L. von Alvensleben. 8. 2 Theile. 2 Thlr. 18 Gr.

Reiseseenen aus Zwei Welten, nebst einer Behandlung der Zustände in den Weststaaten der Union, von J. H. Rausse. Gr. 8. Broschirt. 1 Thlr. 9 Gr.

Das Leben Jesu für Schulen und für Alle, welche sein Leben sich als Vorbild für ihr eignes gewählt haben. — Aus den vier Evangelien nach der Lutherischen Übersetzung in eine einzige Erzählung gebracht, und mit den zum Verständniß nothwendigen Sinnerklärungen und Nachrichten von dem Lande, dem Leben und den Vorstellungen der Juden versehen von Karl Alexander Frege. Gr. 8.

Ordinaire Ausgabe 1 Thlr.

Feine — 1 Thlr. 12 Gr.

(Bei der ordin. Ausgabe bewilligen wir auf 12 Exempl. 1 Freiexemplar, und auf 25 Exempl. 3 Freiexemplare.)

Die broschirten Exemplare auf gutem Papier eignen sich ganz besonders auch zu einer würdigen Geburtstags-, Confirmations- und **Weihnachtsgabe.**

Freimaurerische Gelegenheitsreden, nebst einem, drei Aufnahmelieder enthaltenden Anhange, vom Hofr. Friedrich Piper. Gr. 8. Broschirt. 15 Gr.

Krüger-Hansen, Dr., Entschleierung des bisherigen Curverfahrens bei der ägyptischen Augenentzündung. Gr. 8. Brosch. 16 Gr.

— —, Die Homöopathie und Allopathie auf der Wage. Zweite Ausgabe. Gr. 8. Broschirt. 2 Thlr.

Lieder für Turner. 16. Brosch. 3 Gr.

Pogge, F. J. C., Ansichten über die Entstehung und Ausbildung des edeln Pferdes und die zur Verbesserung der Pferdezucht anzuwendenden Mittel, sowie über die Nothwendigkeit einer veränderten Einrichtung der landesherrlichen Gestüte in Deutschland, und Berichte, Urtheile und Vorschläge über die mecklenburgische Thierschau zu Güstrow von 1826—35. Zweite vermehrte Aufl. 1836. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 3 Gr.

Güstrow, im December 1836.

Opitz u. Frege.

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur).

Herausgegeben von Dr. **Karl Büchner.**

Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 1½ Bogen gr. 4.

Preis des Jahrgangs nebst Register 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, welche 1837 ihren vierten Jahrgang beginnt, ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, welche einen vollständigen und gedrängten Bericht über die neuesten Erscheinungen in der in- und ausländischen Bücherwelt und Journalistik zu haben wünschen, zu empfehlen. Der wohlfeile Preis macht Jedem die Anschaffung möglich. — Alle Buchhandlungen und die königl. Postämter nehmen Bestellungen an. — **Eine Probenummer liegt hier bei.**

Duncker und Humblot in Berlin.

Literarischer Anzeiger.

1836. Nr. XXXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bücherschau

der Breslauer Zeitung, herausgegeben von Eugen von Baerst.

Sodwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin Nottingham. Drei Theile. Breslau 1836. Verlag von Josef Max und Comp.

Walter Scott's geistreiche Weise, im Romane Dichtung und geschichtliche Wirklichkeit geschickt miteinander zu verweben, hat mit Recht die Theilnahme der Lesewelt in hohem Grade erregt, und wenn diese Theilnahme jetzt sehr gesunken ist, so mag dies wol hauptsächlich von den vielen Nachahmern Scott'scher Manier herrühren, welche ohne das Talent des geistvollen Briten doch alle seine Fehler aufgenommen haben. Solcher Fehler gibt es denn freilich auch viele. Jener breiten Detailmalerei nicht zu erwähnen, welche, weit entfernt, eine größere Anschaulichkeit zu bewirken, den Leser vielmehr nur seine Unfähigkeit empfinden läßt, alle die kleinlichen Elemente zu einem Gesammtbilde zu vereinen, sei hier nur des großen Mißverhältnisses gedacht, in welchem bei Scott die Dichtung zu dem gegebenen geschichtlichen Stoffe steht. Nur zu sehr in der That läßt der Dichter es uns merken, daß er selbst sich weit mehr für das Historische als für seine eigne Schöpfung interessirt, und je mehr es ihm vermöge der Lebendigkeit seiner Darstellung gelingt, auch dem Leser ein Interesse für das Geschichtliche einzuflößen, desto dürftiger muß diesem der innerhalb mächtig hervortretender Weltverhältnisse sich abspinnende kleine Liebesroman erscheinen. Ja selbst der von Scott mit großem Erfolg gebrauchte Kunstgriff, durch das geheimnißvolle Dunkel, darin er eine lockere Erfindung so lange als möglich zu hüllen weiß, die Neugier des Lesers in Spannung zu erhalten, dient nur dazu, bei endlich erfolgter Entwickelung um so mehr das Gefühl der Enttäuschung hervorzurufen, indem der lange genährten Erwartung statt einer wichtigen, weitgreifenden Katastrophe zuletzt doch nichts dargeboten wird, als die Vereinigung eines halbwüchsigen Liebespärchens, an dem sich die großartigsten weltgeschichtlichen Bewegungen verkrümeln. — Unstreitig ist der unmittelbare und wesentliche Stoff des Romans überhaupt das Leben der Familie, wie denn dies in der Romanenliteratur stets durch die That anerkannt worden ist. Wir erinnern nur an die ältern englischen Romane, und selbst unsere verrufenen deutschen Familiengemälde sind nicht darum so geringhaltig, weil sie das Familienleben darstellen, sondern weil sie es in seiner größtmöglichen Dürftigkeit auffassen, weil sie die Poesie darin suchen, es aus allem Zusammenhang mit allgemeinen Interessen herauszureißen und seine ganze Energie auf die ungestörte Erhaltung einer isolirten Existenz hinzurichten; daher denn auch Armuth bei ihnen ein so wichtiges tragisches Motiv ist und dauerndes Familienglück hauptsächlich durch plötzlich hereinschneienden Reichthum bewirkt wird. Ein würdiger Gegenstand für die Poesie ist aber die Familie erst, wenn sie der gemeinen Noth des Lebens durch günstige äußere Verhältnisse entrückt, zu keiner Verzichtleistung auf höhern und feinern Lebensgenuß gezwungen ist. Mannichfaltigere Interessen treten dann in ihr hervor, sie selbst öffnet sich Dem, was die Welt bewegt, und ohne sich an das öffentliche Leben aufzugeben, nimmt sie doch dessen Wirkung in sich auf und entwickelt erst so ein in Gesinnung, Charakter und Thatkraft innerlich reiches, wahrhaft sittliches Dasein. Wird nun die Familie in dieser Würde und Bedeutsamkeit Gegenstand dichterischer Production, so kann sie nur entweder in bestimmten allgemeinen Beziehungen zu den Mächten des geschichtlichen Lebens festgehalten werden, — wie z. B. der edle Familienkreis, in welchen Wilhelm Meister uns einführt, an Kunst, weltbürgerlicher Erziehung und großartiger Industrie die Bezüge hat, die ihn der Geringheit und Dürftigkeit eines blos selbstischen Familieninteresses entreißen — oder es muß eine bestimmte, im Leben eines Volkes bedeutsame, geschichtliche Zeit sein, in die der Dichter uns versetzt und die er, am Familienleben reflectirt, zu unserer Anschauung bringt. Eben dieser letztere Gedanke liegt nun auch den Scott'schen Romanen zu Grunde, konnte in ihnen aber freilich nicht genügend zur Ausführung kommen, weil Scott die Familie durch die allgemeinen Interessen völlig bewältigt, weil er uns nicht die Geschichte durch die Familie hindurch, sondern umgekehrt die Familie nur in der Geschichte, sei es nun als thätiges Organ derselben, oder als leidenden Spielball der Ereignisse erblicken läßt. Es liegt zwar auch in dieser Fassung eine Wahrheit, eine solche jedoch, zu der wir des Dichters nicht bedürfen, die uns die Geschichte selbst auf allen ihren Blättern lehrt. Jene unvergängliche Seite der Familie dagegen, welche alle geschichtlichen Kämpfe und Wirren überdauert, jene in allem Wechsel des mannichfach bewegten öffentlichen Lebens sich unveränderlich erhaltende stille Macht der Liebe, Treue, Innigkeit und heiligen Vertrauens ist es, welche schon an sich gediegene Poesie, auch für die dichterische Behandlung ein unerschöpflicher Stoff ist. Wie trefflich nun dieser Stoff, wenn ein Meister ihn behandelt, sich gestalten läßt, zeigt das Werk, auf welches aufmerksam zu machen, der Zweck dieser Zeilen ist.

Wir werden durch Sodwie-Castle mit einer englischen Familie bekannt, deren hoher Rang sie von alter Zeit her in nahe Beziehung zu den Herrschern des Landes gebracht und zur Theilnahme an der Leitung des Staats berufen hat, sodaß die Schicksale des Hauses vielfach durch den Gang der öffentlichen Angelegenheiten und durch innigere, persönliche Verhältnisse zur Königsfamilie bestimmt werden. Die Personen, die wir kennen lernen, haben an dem Hofe der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers eine bedeutende Stellung eingenommen, und die vertraute Freundschaft zwischen dem Haupte der Familie und dem Prinzen von Wales führt Verwickelungen herbei, welche auf das sonst ungetrübte Familienglück einen düstern Schatten werfen, der sich erst spät zerstreut. Über die Begebenheiten selbst enthalten wir uns jedes Berichts, und bemerken von ihnen nur, daß sie ganz geeignet sind, die Theilnahme der Leser in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Desto angelegentlicher möchten wir die poetische Trefflichkeit des Werkes hervorheben. In der That sind darin alle oben an Scott gerügten Fehler auf das glücklichste vermieden. Viele höchst interessante historische Momente treten uns zwar darin entgegen: das letzte Lebensjahr Jakob I., der sinnlose Übermuth seines Günstlings Buckingham, die Verhandlungen wegen der Vermählung des unglücklichen Prinzen Karl, Burleigh's und Bristol's gewandte, aber in aller Staatsklugheit den Adel der Gesinnung bewahrende Politik in ungleichem Kampfe mit Richelieu's schleichenden, auf Hofintriguen, Weibergunst und Jesuitismus sich stützenden Machinationen — alles Dieses und dem Ähnliches führt der Verfasser mit dramatischer Anschaulichkeit unsern Blicken vorüber. Dennoch hält er es mit großer Besonnenheit so sehr als möglich im Hintergrunde, und läßt es nur so weit hervortreten, als es unmittelbar auf die Rottingham'sche Familie einwirkt,

für welche er unser Interesse ungetheilt in Anspruch nimmt und erhält. In das Stammschloß derselben versetzt er uns gleich beim Beginn der Erzählung und entfaltet vor uns dessen mannichfach combinirte, den großen Sinn seiner Besitzer aussprechende Architektur mit so bewundernswürdigem Talent, so ungetrübt von jener, das Auge verwirrenden antiquarischen Pedanterie, in welche bei solchem Anlaß Scott so leicht verfällt, daß wir darin völlig heimisch werden. Und welchem herrlichen Menschenkreise begegnen wir darin! Die alte Herzogin, eine wahrhaft verklärte, von keinem Erdenschmerze mehr berührbare Gestalt, auf ein abgeschlossenes inhaltreiches Leben mit dem Frieden eines schönen Bewußtseins heiter zurückblickend und jetzt nur noch in der Liebe zu den Ihrigen lebend. Ihr zur Seite die jüngere Herzogin, ein tief leidenschaftliches, von einem großen Schmerz umnachtetes Gemüth, dessen Heftigkeit dennoch stets von hoher Willenskraft gebändigt, nur um so rührender die Fülle von Liebe, die es einschließt, und um so schöner die Stärke einer edeln Gesinnung offenbart. Wir müssen es uns versagen, diese andeutende Charakteristik fortzusetzen. Gleich den genannten Personen sind auch die übrigen, bis zur jüngsten Enkelin, welche in ihrer Kinderunschuld das anmuthigste Gegenstück zu der herrlichen Großmutter bildet, scharf individualisirt; wie verschieden aber auch in Charakter und Lebensrichtung, sind sie doch durch gegenseitige Liebe und Anerkennung, durch das Alle erfüllende Bewußtsein der Familienehre und einen für Gemeines unnahbaren Seelenadel zur schönsten Einheit und zu einem sittlichen Gesammtleben verbunden, in welches hineinzublicken Genuß und Erhebung zugleich ist. Die schönste Zeichnung freilich ist die junge Fremde, an deren Erscheinen in Godwic-Castle sich viel Lust und Leid knüpft. Der Verf. hat die Fülle von Liebreiz, die er über diese Gestalt ausgegossen, zugleich so durchsichtig für die ihr einwohnende hohe Seelenschönheit zu halten gewußt, daß die herzgewinnende Macht, die sie über ihre Umgebung ausübt, gewiß auch jeder Leser erfahren wird. Das liebe Mädchen muß viel leiden, so viel, daß wir mit dem Verf. darüber rechten könnten, warum er sie über manche Widerwärtigkeit nicht sanfter hinweggeführt hat, wenn wir nicht wüßten, *einmal*, daß im Romane der Zufall sein Recht unbeschränkt behaupten müsse, und *zweitens* vornehmlich, daß grade in jenen Schmerzen die größere Liebe des Dichters zu seinem Geschöpf sich kundgibt, welcher allein wir eine so lebenswarme Zeichnung verdanken. Seltsam genug, daß im Reiche der Poesie der Satz gilt: was der Dichter liebt, läßt er leiden. Dies zu belegen, braucht man nicht grade an Heinrich *Kleist* zu erinnern, der seine Lieblinge förmlich quälen kann; selbst *Göthe* darf dafür angeführt werden; denn ruht nicht z. B. unter allen im „Wilhelm Meister" auftretenden Personen des Dichters Liebe vorzugsweise in Marianen und Mignon? Es sind diese beiden Gestalten aber auch die schönsten unter Allen, wie sie die leidvollsten sind. So wollen wir denn auch unsern Verf. dieser Dichterneigung ungestört folgen lassen und, statt unbefugt zu tadeln, lieber auf eine besondere Virtuosität desselben aufmerksam machen. Dies um so mehr, weil er sich in so strenge Anonymität zu hüllen gewußt hat, daß selbst dem Verleger, wie ein Vorwort berichtet, sein Name völlig unbekannt geblieben ist; ein kluger Leser, der sich aufs Rathen legen will, mag vielleicht dadurch einen Fingerzeig erhalten. Es versteht nämlich der Verf. nicht nur Gemälde mit der größten Gewandtheit und in anschaulichster Klarheit zu beschreiben, sondern er gibt auch von einzelnen Gegenständen so pittoreske Darstellungen und liebt es besonders, ganze Scenen in so bestimmter anmuthiger Gruppirung zu einem Leben athmenden Tableau zu gestalten, daß er sich als einen in die Geheimnisse der Malerkunst tief Eingeweihten verräth. Wir selbst wollen uns durch diesen Fingerzeig nicht zum Rathen verführen lassen, sondern uns nur des Trefflichen freuen, das die Kunst des Verf. in dieser Beziehung uns dargeboten hat. Eine kleine Probe dieser Kunst können wir uns indeß nicht entbrechen dem Leser hier vorzulegen; wir wählen dazu nur einen einzelnen Zug aus der von Anfang bis zu Ende höchst vortrefflichen Darstellung einer Zusammenkunft der Damen in den Gemächern der Großmutter: „Alles nahm nun Plätze ein um die alte Lady her; die Herzogin zu ihrer Rechten, Arabella, ihre älteste Tochter, ein schönes Mädchen in der ersten Blüte, zu ihrer Linken, dann sofort die Damen — — — — —. Lucia, die jüngste Enkelin und ein Liebling der Großmutter, saß schon längst mit der ruhigen Sicherheit, die Kinder so reizend zu üben, wo sie sich geliebt wissen, vor der alten Lady auf dem rothen Fußkissen. Sie hatte ihr schönes blondes Lockenköpfchen auf beide dicke Händchen gestützt und blickte mit großen blauen Augen unverwandt in die von der untergehenden Sonne sich färbende Gegend. Es war ein unaussprechlich reizender Anblick, das schöne blühende Kind in seinem Trauerkleidchen, die üppigen blonden Locken an den Schläfen mit schwarzen Schleifen zusammengehalten — in diesen Ausdruck ernsten Nachdenkens vertieft zu sehen, den Kinder wol nur in einem holden Schlummer der Seele annehmen und der uns doch erinnern will an das Verfolgen hochwichtiger Dinge — — — —. Sie zog die Augen Aller auf sich, und man tauschte Blicke, die das Vergnügen über diesen Anblick verriethen." Es ist das hier Mitgetheilte nur ein kleines Element eines größern Bildes, aber mit welcher Liebe, welchem Kunstverstand ist es behandelt! Wie malerisch der Verf. aber auch einzelne Gegenstände und rasch vorübergehende Situationen zu beschreiben weiß, dafür mag folgende Stelle zum Belege dienen: „Der Herzog hatte der Gräfin Melville die Wahl gelassen zwischen drei gleich schönen Pferden. Aber wie hätte sie, die Kennerin, unter ihnen das weißgeborne, zarte Rößlein mit dem hohen, schlanken Hals und den feinen Beinchen sehen können und nicht mit Entzücken seinen Zügel ergreifen sollen. Es schnaubte sie an und warf den Hals königlich zurück, und die rosenrothen Nüstern und das volle schäumende Gebiß, die zuckenden röthlichen Öhrchen und die hellen braunen Augen, womit es klug und treu die Gräfin anblickte, waren für die Bewunderin dieser herrlichen Thiere ebenso viele Reize, an denen sie sich erfreute. Als sie ebenso gerötheten Hufe wie auf glühendem Boden sich spielend ablösten, nirgend mehr Ruhe habend, strich sie mit den zarten Händen die feinen, aus den Flechten gekämmten Mähnen zurück, und ehe der Herzog hinzueilen konnte, den Steigbügel zu halten, flog sie leicht, ohne Sprung oder heftige Bewegung, als ob eine Feder den Boden unter ihrem Fuße leicht gehoben, in den Sattel, hatte ebenso den Zügel besonnen gefaßt und belohnte mit einem Ausruf der Freude den Bogensprung des lebhaften Thieres." Ein Talent, wie der Verf. es hier zeigt und wie wir es in anderer Weise an *Göthe* und *Tieck* kennen und bewundern, läßt es recht inne werden, daß, wie die Malerei in ihrer grade längst abgeschlossenen Zeit die Poesie in sich trug, so umgekehrt die mündig gewordene Poesie die Malerei einschließt. Und so mag man es wol als einen richtigen Takt bezeichnen, wenn eine berühmte deutsche Malerschule unserer Zeit sich so gern an die Dichter lehnt und ihnen in ihren Darstellungen nachstrebt; wiewol es immer eine bedenkliche Frage bleibt, wozu doch das Streben nach einem bereits Erreichten führen könne, nach einem Erreichten zumal, welches für dieses Streben ein Unerreichbares ist; denn für eine Anschauung oder Empfindung, die der echte Dichter bereits gestaltet und der er am Worte einen geistigen, helldurchsichtigen Leib gegeben hat, sind selbst Farbe und Klang zu stoffartige, trübe Darstellungsmittel. Sei Dem nun wie ihm wolle, wir, die wir nichts von der berliner Kunstausstellung abbekommen, wollen uns an unserm Lesepulte der herrlichen seelenvollen Bilder, welche der Dichter von Godwic-Castle uns vorführt, dankbar freuen.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß der Verfasser, was ihm sehr hoch anzurechnen, es in echter Dichtervornehmheit verschmäht hat, den Leser mit der Auflösung der räthselhaften Begebenheit, die den Inhalt des Buches bildet, in beliebter Scott'scher Weise möglichst lange hinzuhalten und so durch Spannung einen vorübergehenden Effect zu erzielen. Schon am Anfange des zweiten Theiles erhalten wir diese Auflösung, und wenn der Verfasser, wie er selbst sehr schön sagt, es vorgezogen hat, den Leser lieber „in die Stimmung eines besorgten Freundes zu versetzen, der die Gefahren *kennt*, wie sie

zu vermeiden wären, weiß, und doch außer Stand gesetzt ist, schützend oder warnend einzuschreiten" — so ist es ihm mit der Erzeugung dieser Stimmung bei dem Ref. wenigstens vollständig gelungen.

Die Sprache des Verf. hat viel Eigenthümliches; ein sehr compacter Periodenbau, in welchem durch eine zuweilen etwas ungewöhnliche Wortstellung ein klingender Rhythmus sich bemerkbar macht, der oft nahe an den Vers streift, zeichnet besonders die beiden ersten Theile aus. Im dritten läßt die auf den Ausdruck gewandte Sorgfalt merklich nach; einzelne Stellen verrathen Eilfertigkeit, auch Incorrectheiten laufen mit unter. Diese letztern indeß zu rügen, fällt dem Ref. gar nicht ein, vielmehr freut er sich über so eine Incorrectheit wie Tischbein über den Esel. Es ist nämlich in unsern Tagen nichts so wohlfeil geworden, als ein sogenannter guter Styl; Alles besitzt ihn, ja, je hornirter Einer ist, desto besser handhabt er ihn; eine geleckte, geschmäßige, in bestimmter fertiger Phraseologie glatt und ohne Anstoß wie auf einer Chaussee dahinrollende Redeweise ist völlig zum Gemeingut worden. Weil denn nun Alle einen guten Styl haben, und zwar Alle den nämlichen guten Styl, so steht zu befürchten, daß darüber aller Styl zu Grunde gehe, der nämlich, von dem es heißt: le style c'est l'homme! Ein bedrohliches Zeichen, daß wir uns wirklich dem glänzenden Elende der Classicität nähern, womit für eine Nation doch nichts Anderes gesagt wird, als daß sie in ihrer Literatur das Bewußtsein einer großen Vergangenheit ausspricht, ohne eine über sich hinausringende Gegenwart zu haben. Mußten wir ja sogar erst kürzlich, und zwar aus der Mitte des weiland jungen Deutschlands heraus, ein Liedchen singen hören, das die graue Nebelgestalt des alten Ramler mit den berufenen Wappenschildern von classischem Muster, Correctheit, Geschmack u. s. w. aus ihrer Vergessenheit heraufbeschwört. Solcher Richtung gegenüber muß man es noch für ein günstiges Symptom halten, wenn der herrliche Göthe nicht allgemein anerkannt, ja, wenn er verunglimpft wird; besser so, als daß er, was von einer andern Seite her in kurzsichtiger Ästhetik geschieht, zum Musterpoeten verknöchert wird. Es hat indeß mit der Classicität keine so große Gefahr, so lange es noch Ludwig Tieck in freier, unbedrängter Muße zu schaffen vergönnt ist und so lange noch große Unbekannte, wie der Verfasser von Godwie-Castle, unsere Literatur bereichern.

Die äußere Ausstattung des Buches hat die Zierlichkeit und Eleganz, die wir bei allem Mar'schen Verlage zu finden gewohnt sind. Einen unberichtigt gebliebenen Druckfehler wollen wir noch verbessern: im dritten Theile, S. 145, ist bei der Angabe des Todesjahres Jakob I. statt 1615 die Zahl 1625 zu lesen; wir bemerken dies blos für gewissenhafte Leser, welche dem Alter der handelnden Personen gern nachrechnen.

Braniß.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paris
im Jahr 1836.

Mit einem Stadtplan von Paris.

8. Velinpap. in Umschlag brosch. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Der Herr Verfasser hat die Hauptstadt Frankreichs in den verschiedensten Zeiträumen und von den verschiedensten Sehwinkeln aus zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Seine frühern und seine neuesten Bemerkungen bilden die Darstellung, in welcher er das sociale, das sittliche und das gewerbliche Leben der großen Stadt in dem auf dem Titel bemerkten Zeitraume zusammenzufassen sucht. Je einflußreicher diese Großstadt auf das Schicksal Frankreichs nicht allein, sondern selbst auf den allgemeinen Gang der Gesittung und der Geschichte unsers Jahrhunderts schon gewesen, um so mehr Interesse wird diese Darstellung erregen, in welcher man den geistreichen Verfasser von „Rom im Jahr 1833" wieder erkennt. Denjenigen, welche Paris erst besuchen wollen, wird sie zum nützlichsten Vademecum dienen, besonders die ersten Capitel, Reise nach Paris, des Reisenden drei erste Tage und der Grundriß der Stadt, und Diejenigen, welche Paris schon kennen, werden durch dieselbe aufs angenehmste unterhalten, ihre Erinnerung lebendigst wieder aufgefrischt finden.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wichtige Anzeige,
das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker
betreffend.

Von dem

Staats-Lexikon,

oder:

Encyklopädie sämmtlicher Staatswissenschaften.

Herausgegeben von

C. v. Rotteck und C. Welcker.

Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh.

sind bisjetzt drei Bände erschienen.

Der **Subscriptionspreis ist à Lieferung 10 Gr.**, wofür dies classische Werk in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Zur Empfehlung mögen hier die Namen einiger Mitarbeiter stehen, es sind: Bülau, Fr. Kolb, Fr. List, Matthy, Mittermaier, R. Mohl, Alex. Müller, Fr. Murhard, Dr. Paulus, P. A. Pfizer, C. v. Rotteck, v. Theobald, J. Weitzel, C. Th. Welcker, H. Zschokke u. s. w.

Bisjetzt hatte die deutsche Literatur noch kein ähnliches Werk aufzuweisen. Wer dasselbe noch zum Subscriptionspreis zu erhalten wünscht, wolle gefälligst mit der Anschaffung nicht säumen; der Ladenpreis wird bedeutend erhöht.

Im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Nibelungennoth und Klage

nach
ältester Gestalt in ungebundener Rede
übersetzt von

August Zeune.

Zweite verbesserte Auflage. Mit Karte und geschichtlichen und urkundlichen Erläuterungen.

Velinpapier. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Werth dieses gründlichen Werkes ist durch die erste Auflage schon hinlänglich bekannt geworden, und es ist zu hoffen, daß die gegenwärtige innerlich wie äußerlich so sehr verbesserte neue Auflage auch ferner dazu beitragen werde, die Kenntniß der vaterländischen Poesie zu verbreiten.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neugriechisch-deutsches und deutsch-neugriechisches Taschenwörterbuch. Von A. M. Anselm. 12. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Dieses Wörterbuch wird mächtig beitragen, daß das Studium der schönen neugriechischen Sprache immer allgemeiner unter uns wird.

Neufchatel, Neunaugen, Neu-Orleans, Neu-York, Newcastle, Nickel, Nicowurz, Nimwegen, Nizza, Nordhausen, Nottingham, Nowgorod, Nudeln, Nürnberg, Nüsse, Oblaten, Obsidian, Obst, Oder, Odessa, Oedenburg, Offenbach, Olivenöl, St.-Omer, Oporto, Orenburg, Orleans, Osnabrück, Ostende, Ostindische Compagnie, Otterfelle, Paco, Padua, Paisley, Palembang, Palermo.

Vorräthig in München in der Literarisch-artistischen Anstalt.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1836. September, October, November und December.

(Nr. I dieses Berichtes, die Versendungen vom Januar und Februar enthaltend, findet sich in Nr. IX des Lit. Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom März, April und Mai enthaltend, in Nr. XVIII, und Nr. III, die vom Juni, Juli und August, in Nr. XXVII desselben.)

57. Abenteuer, Die, des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Neu herausgegeben von Eduard von Bülow. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

58. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. 1837. Geh. 10 Gr.

59. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. I. Bds. 10te Lieferung. Gr. 4. Geh. 6 Gr.

60. Blätter, Altdeutsche, von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. 1ster Band. 4tes Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Das 1ste, 2te und 3te Heft, 1835—36, 1 Thlr. 16 Gr.

61. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit Böttiger's Bildnisse. Gr. 8. 1837. Geh. 16 Gr.

62. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. 4ter und letzter Theil. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste, 2te und 3te Theil, 1834—36, à 2 Thlr. 12 Gr.

63. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 20ste und 21ste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die letzten Lieferungen werden bis zur Ostermesse erscheinen.

64. Cuvier, Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. 4ter Band, die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten enthaltend. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

I. (Säugethiere und Vögel.) 1831. 4 Thlr. II. (Reptilien und Fische.) 1832. 2 Thlr. 6 Gr. III. (Mollusken.) 1834. 2 Thlr. 16 Gr.

65. Dictionary, A complete, English-German-French. On an entirely new plan, for the use of the three nations. 2d edition. Breit Octav. Cart. 2 Thlr.

66. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. 2me édition. Breit Octav. Cart. 1 Thlr.

67. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—36. Gr. 4. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. 28ster Theil. Drus—Dziewanna.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. 13ter Theil. Hypha—Hyzne. Nachträge: Haagen—Hystrix. J—Jacobi.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 8ter Theil. Ouabash—Oxzy. Nachträge: Obaij—Ozodiceras. P—Pachnamunde.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Den frühern Subscribenten, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

68. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands bearbeitet und herausgegeben von Georg Friedrich Most. 2te, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In 2 Bänden. 5tes bis 8tes Heft. Gr. 8. Subscr.-Pr. eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

69. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. 1ster Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

70. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauche der drei Nationen. In drei Abtheilungen. 2te Auflage. Breit Octav. Cart. 3 Thlr. 12 Gr.

Die einzelnen Abtheilungen: I., 1 Thlr. II., 2 Thlr. III., 1 Thlr. 8 Gr.

71. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. 2te Auflage. Breit Octav. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

72. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. VIII. Bd. Herausg. von O. A. Schulz. 7te Lieferung, enth. 1ste Abth. Bogen 61—63, nebst Titel ꝛc., und IIte Abth. Bogen 1—5. *Levyssohn—Moncada.* Gr. 4. Geh. 20 Gr.

73. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

74. Leben Napoleon's, Das, kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einigen Nutzanwendungen auf „Das Leben Jesu, von Strauß." Gr. 8. Geh. 12 Gr.

75. Lelly, Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

76. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. X. Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

77. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Daraus besonders abgedruckt:

78. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Gr. 8. 1837. Geh. 12 Gr.

79. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franck. 1ster Jahrg. Mit Kupfern (Bauernfeld's Bildniß und 4 scenischen Darstell.). 8. Elegant geb. 2 Thlr. 8 Gr.

80. Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. 8ter Jahrg. Mit dem Bildnisse Ludwig XIV. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

1ster bis 8ter Jahrg., 1830—34, anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen 5 Thlr., einzeln à 1 Thlr. 8 Gr.; der 6te und 7te Jahrg. 1835, 1836, à 2 Thlr.

81. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit 6 Stahlstichen. 16. Geb. in Etui 2 Thlr.

A. v. Humboldt's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. 8 Gr. — 7 Jahrg. 1830—34 zusammengenommen 5 Thlr., einzeln à 1 Thlr. 8 Gr.; 2 Jahrg. 1835, 1836 à 2 Thlr. — Die Jahrgänge von 1810—29 sind vergriffen.

82. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. VIten Bandes 1stes und 2tes Heft. (XLI—XLII.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Verlags- und Commissions-Artikel

von

Huber und Comp. in St.-Gallen und Bern 1836.

Anweisung zur Zeitgleichung, oder zur Stellung der mechanischen Uhren auf die mittlere Zeit. Für Jedermann, zunächst aber für die Aufseher der Thurmuhren. Nach Ausfeld bearbeitet. Mit einer Zeitgleichungstabelle. 8. Brosch. 4 Gr.

Baumgartner (Landammann), Minderheitsgutachten der Tagsatzungscommission über die Angelegenheiten der Flüchtlinge, mit Bezugnahme auf die allgemeine Stellung der Schweiz zum Auslande. 8. Geh. 2 Gr.

Bericht der Commission für Volksbildung an die St.-Gallisch-Appenzellische gemeinnützige Gesellschaft bei ihrer Frühlingsversammlung 1836. 8. Geh. 3 Gr.

Erzähler, Der. Eine politische Zeitschrift. 31ster Jahrgang. 105 Nummern gr. 4. Erscheint wöchentlich zweimal und nimmt Anzeigen auf.

Flügel's, G. Th., erklärte Courszettel der bedeutendsten europäischen und außereuropäischen Handelsplätze, nebst genauer Angabe der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse derselben. 17te, ganz umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 21 Gr.

Freydig, D., Veränderungen der regel- und unregelmäßigen Zeitwörter in der französischen Sprache, zum Schulgebrauch. Verbessert und vermehrt von Dr. J. H. Meynier. 3te Auflage. 8. 8 Gr.

Gemälde der Schweiz, historisch-geographisch-statistische Beschreibung aller in derselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Städte, Flecken, merkwürdigen Dörfer, sowie der Schlösser, Burgen und Klöster. Nebst Anweisung, dieselbe auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen. 6tes Heft. Der Canton Unterwalden, von A. Businger. Gr. 12. Geh. in Etui mit Karte. 20 Gr.

Dasselbe. 10tes Heft. Der Canton Solothurn, von U. P. Strohmeier. Gr. 12. Geh. in Etui mit Karte. 1 Thlr. 8 Gr.

Karte des Cantons Solothurn. Bearbeitet und gestochen von C. Bruder, lithographirt von J. H. Reeb. Fol. 6 Gr.

— des Cantons Unterwalden. Bearbeitet und gestochen von C. Bruder, lithographirt von J. H. Reeb. Fol. 6 Gr.

Meyer, G., v. Knonau, Erinnerungen an die Rigi. Gr. 12. Brosch. 4 Gr.

Meyer, G., de Knonau, Souvenirs du Rigi. Gr. 8. Brosch. 6 Gr.

St.-Gallen, Der Canton, oder geographisch-statistisch-naturkundliche Darstellung seiner acht, nun funfzehn Bezirke. Eine Reihe von Neujahrsstücken, herausgegeben vom wissenschaftlichen Verein in St.-Gallen. Mit 9 Ansichten und einer Karte des Cantons. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Schlatter, Dl., Bruchstücke aus Reisen nach dem südlichen Rußland 1822—28. Mit 14 Abbild. und 1 Karte. Neue wohlfeilere Ausgabe. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 4 Gr.

Versuche, Kleine poetische. (In St.-Galler und Appenzeller Mundart.) Gr. 8. Brosch. 6 Gr.

Verzeichniß aller Ortschaften des Cantons St.-Gallen und ihre Eintheilung in Orts-, Pfarr- und politische Gemeinden, Amts- und Militairbezirke. Nach alphabetischer Ordnung. Fr. langes 12. Brosch. 6 Gr.

Wirth, J. J., Beobachtungen, Erfahrungen und Ansichten über Belohnungen und Bestrafungen in Volksschulen. 8. Geh. 4 Gr.

Diese Artikel sind in allen schweizerischen, süd- und norddeutschen Buchhandlungen entweder sogleich vorräthig zu finden oder auf Bestellung zu erhalten.

Unter der Presse befinden sich:

Gemälde der Schweiz, 15tes Heft. Der Canton Graubünden, von P. von Tscharner und Prof. Röder.

Desselben 17tes Heft. Der Canton Thurgau, von J. A. Pupikofer, Pfarrer.

St.-Gallen und Bern, den 1sten December 1836.

Huber und Comp.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1836. December. Nr. 192—196.

Nr. 192. * Glasgow. * Die Weinlese bei Bordeaux. Sterblichkeit unter den Engländern in Indien. * Bewohner der Steppen der asiatischen Tatarei. — Nr. 193. * Rotterdam. Irländische Leichengebräuche. * Die Insel Raghery. Die Indianer in Nordamerika. * Die Kathedralkirche zu Hereford. — Nr. 194. * Die englischen Rechtsschulen. * Die Verfertigung der Castorhüte. Die Indianer in Nordamerika. (Beschluß.) Champagnerverbrauch. * Hogarth's Werke. 14. Das lachende Parterre. — Nr. 195. * Windsor. Die Misbildungen der Brust. Die Uhrenfabrik in der Schweiz. Das Labyrinth auf Kreta. * Kohlenbrennerei. Die Parias. Ursachen der Schiffbrüche. Werth des Wassers in heißen Erdgegenden. Theilung der Arbeit. Merkwürdige Heilung der Wasserscheu. Notiz. — Nr. 196. * Die Stadt und der Hafen Mokka. Gefahren bei Besteigung der Gletscher. Die Hängebrücken in Hochasien. * Die Stimmwerkzeuge bei Menschen und Thieren. * Das große Karthäuserkloster bei Grenoble. Ersteigung des Vulkans Popokatepetl in Mexico. Die Kälte am botnischen Meerbusen. An die geehrten Leser.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 53 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im December 1836.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

Jahrgang 1836. December. Nr. 49—55.

Nr. 49. Das Reisen mit Kindern in Postwagen. — Das Wiedersehen. Die Heimkehr und der Tod. — Der Schlaf. Zur Unterhaltung für Kinder. — Der Mond. — Der Sonntag. — Das Wiedersehen. Die Heimkehr und der Tod. — Der Sonntag. — Das Postwesen. — Der Schlaf. Zur Unterhaltung für Kinder. — Der Mond. — Der Sonntag. — Das Wiedersehen. Die Heimkehr und der Tod

Für Aeltern, Erzieher und Jugendfreunde.

Neueste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen

für die Jugend,

begonnen von

Joachim Heinrich Campe.

Nach einem erweiterten Plane fortgesetzt

von

Dr. K. H. Hermes.

Erstes und zweites Bändchen,

enthaltend

Kapitän Roß's Entdeckungsreisen.

2 Thle. 8. Velinpapier, mit Kupfern und Karten. geh. Preis: 1 Thlr.

Kaum hat irgend eine andere Wissenschaft in der neueren Zeit größere Bereicherungen aufzuweisen, als die Erdkunde. Das Innere von Afrika, wohin nie vordem ein Europäer seinen Fuß gesetzt, ist erforscht, Asien nach allen Richtungen durchwandert, das ewige Eis des Südpols, wie des Nordpols aufgesucht worden; und wir Deutschen, die wenig Gelegenheit hatten, eigene Entdeckungen zu machen, haben dagegen angefangen, den Entdeckungen Anderer eine wissenschaftliche Form zu geben. Auch für den Unterricht ist Manches gethan worden; nur scheint es uns, als ob hier noch unendlich mehr zu thun bliebe. Der Gelehrte hat Ritters treffliches Werk, mit dessen Hülfe es ihm leicht wird, allen Fortschritten der Wissenschaft zu folgen. Aber der Ungelehrte ist noch immer beinahe ausschließlich auf jene geistlosen und inhaltsleeren Compilationen beschränkt, von denen jeder Meßkatalog ein halbes Dutzend zu bringen pflegt. Kann es für den jugendlichen Geist etwas Anziehenderes geben, als die Kunde der Erde, der Länder und der Völker, der Städte und der Menschen? Aber was in aller Welt soll es nützen, wenn man von einem Lande nichts erfährt, als wieviele Quadratmeilen, von einer Stadt wie viele Einwohner sie hat? Eingang bei den Gemüthern der Jugend findet nur das lebendige Bild, das aber durch trockene Zusammenstellungen, wären sie auch noch so vollständig, nimmermehr gewährt wird.

Das anschaulichste Bild der Erde, in der ganzen Fülle ihrer bunten mannigfaltigen Erscheinungen, bieten zweckmäßig abgefaßte Reisebeschreibungen. In guten Reisebeschreibungen findet das reifere Alter, wie die Jugend, eine unversiegliche Quelle der angenehmsten Unterhaltung und Belehrung. Joachim Heinrich Campe bleibt das Verdienst, zuerst eine Sammlung von Reisebeschreibungen veranstaltet zu haben, die auf die Bedürfnisse und auf die Fassungsgabe der Jugend berechnet war. Sein Tod hat eine Lücke in der Reihe der deutschen Jugendschriftsteller gelassen, die bis zu dieser Stunde noch nicht ausgefüllt ist. Sein Robinson, seine Entdeckung von Amerika, und neben diesen beiden klassischen Jugendschriften seine Reisebeschreibungen, dürfen noch jetzt in keiner wohlgeordneten Bibliothek fehlen, die für das kindliche Alter und die heranwachsende Jugend bestimmt ist.

Die Unterzeichneten gingen von dieser Ansicht aus, als sie den Entschluß faßten, den Preis der Campeschen Sammlungen merkwürdiger Reisen, so niedrig derselbe auch bereits ist, doch noch tiefer herabzusetzen, um dieselben auch den unbemittelteren Ständen zugänglich zu machen. Zugleich luden sie einen Gelehrten, der ihnen zu der Ausführung eines solchen Unternehmens vor Anderen befähigt schien, ein, eine Fortsetzung der Campeschen Reisebeschreibungen in dem Geiste unserer Zeit zu bearbeiten. Indem wir dem Publicum die beiden ersten Bändchen dieser neuen Sammlung vorlegen, glauben wir zu der Empfehlung derselben nur anführen zu dürfen, was der Verfasser in der Vorrede in Bezug auf seinen Plan und die von ihm befolgten Grundsätze sagt:

»Nach allen Ländern der Erde, zu allen Völkern, die von Reisenden besucht worden sind, wollen wir unsere Leser führen; und wenn unsere Sammlung vollendet sein wird, soll sie ein Rundgemälde der ganzen Erde umfassen, das mit frischen lebenswarmen Farben Alles wiedergiebt, was irgend in dem Leben der Natur oder in dem Menschenleben und im Leben der Völker sich Merkwürdiges findet. Die Menschheit wird als eine große weitverzweigte Familie dargestellt werden, deren Glieder alle Stufen des Alters und der Bildung einnehmen, ohne deshalb den gemeinschaftlichen Character, das edlere Gepräge, das den Menschen über das Thier erhebt, zu verleugnen. Wir werden auf diese Weise, wenn wir die Kunde der Länder und Völker verbreiten, zugleich das Unsrige dazu beitragen, die Verbreitung einer vernünftigen Ansicht von der Bedeutung des Erdenlebens und von der Bedeutung der Menschheit vorzubereiten.«

»Der Weg, den wir zu der Erreichung unseres Zieles eingeschlagen haben, ist der einfachste und, wenn wir uns nicht irren, auch der zweckmäßigste. Wir werden die neuesten Reisewerke, die in England, Frankreich, Deutschland oder in anderen Ländern erscheinen, und die entweder durch eigenthümliche Auffassung und lebendige Schilderung des bereits Bekannten oder durch die Mittheilung bedeutender neuer Entdeckungen sich auszeichnen, in vollständigen, aber möglichst gedrängten Bearbeitungen zusammenstellen. Wo neuere Reisebe-

schreibungen fehlen, oder wo diese den älteren an innerem Werthe nachstehen, werden wir die letzten die gebührende Stelle einnehmen lassen. Jeder einzelnen Reisebeschreibung soll aber eine kurze Uebersicht aller früheren Reisen nach derselben Gegend vorangehen, so daß der Leser von den ersten Anfängen unserer Bekanntschaft mit denselben bis auf den gegenwärtigen Standpunct unseres Wissens geführt wird. Dabei werden wir es nie aus dem Auge verlieren, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben schreiben. Wir leisten deshalb von vorne herein auf jede strenge Folge in der Anordnung Verzicht, weil wir wohl wissen, daß es die Mehrzahl unserer Leser ermüden würde, wenn wir dieselben auf jedem einzelnen Welttheile von dem einen Ende bis zum andern und dann erst weiter führen wollten. Unsere vornehmste Absicht muß es sein, die Aufmerksamkeit beständig gespannt zu erhalten, weil ein Buch, welches ohne Aufmerksamkeit gelesen wird, eben so gut völlig ungelesen bliebe. Deshalb dürfen abenteuerliche Begegnisse und Schicksale, die einzelne Reisende getroffen haben, nicht ausgeschlossen werden, wenn dieselben auch nicht gerade unmittelbar dazu beitragen, unsere Kenntniß von den Ländern und Völkern zu vermehren. Unser Zweck ist, eine Reihe anziehender Bilder zu bieten, von denen jedes einzelne selbständige Bedeutung hat, und die, neben einander gestellt, ein Ganzes ausmachen, das die vollständigste Belehrung über den gegenwärtigen Zustand der Erdoberfläche enthält.

Zugleich zeigen wir an, daß der bisherige Preis der

Siebenten Auflage

von

Campe's erster Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen,

12 Theile mit Kupfern und Karten

von 7½ Thlr. auf 4½ Thlr., so wie der Preis der

Sechsten Auflage

von

Campe's zweiter Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen,

7 Theile mit Kupfern und Karten,

von 5 Thlr. 20 Ggr. auf 3 Thlr. ermäßigt ist, wodurch die Anschaffung dieser anerkannt vortrefflichen Sammlungen von Reisebeschreibungen für die Jugend, in gleichem Verhältnisse erleichtert wird, als die der sämmtlichen Campe'schen Jugendschriften. Von diesen, nämlich den

Sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

37 Thle. 8. Fein Velinpapier mit Kupfern und Karten,

Vierte Gesammtausgabe,

zu der beide Sammlungen der Reisen gehören, besteht der erste Subscriptionspreis von 11 Thlr. Um den Ankauf noch mehr zu erleichtern, ist die Einrichtung getroffen worden, daß die 37 Theile auch in 4 Lieferungen, von neun und zehn Bänden, zum Preise von

2 Thlr. 18 Ggr.,

einzeln abgegeben werden, so daß bei Weihnachts-, Geburtstags- und Prämien Geschenken, immer eine Lieferung von 9 Bänden genommen, und so diese klassische, unübertroffene Jugendbibliothek, die in keinem Familienkreise fehlen sollte, nach und nach zu einem unglaublich wohlfeilen Preise, vervollständigt werden kann.

Wir laden Aeltern und Lehrer, die wohl zu meist aus eigener freudiger Erinnerung den Werth von Campe's Jugendschriften kennen, für die bevorstehende Weihnachtszeit zum Ankaufe der ganzen Sammlung oder einzelner Abtheilungen ein.

Auch ist erschienen und versandt:

Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder, von Joachim Heinrich Campe. 27ste rechtmäßige Auflage. 8°. Fein Velinpapier. Geb. 18 Ggr.

Die Entdeckung von Amerika. Ein Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute, von Joachim Heinrich Campe. 3 Theile 8°. Fein Velinpap. Mit Kupfern und Karten. Geb. 2 Thlr.

Braunschweig, im November 1836.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Simplicissimus

Das Novellenbuch

F. A. Brockhaus

Zu meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1812.

Ein historischer Roman

von

L. Rellstab.

Zweite Auflage.

Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

Es dürfte immer eine seltene Erscheinung in der Literatur, wenn ein in historischen Romanen noch unbekannter Stoff, schon zum zweiten Male erscheint, so ist mir hier Gewalt des Interesses und spannendsten Stoff, das Publikum

Blumen- und Ahrenlese

aus

meinem jüngsten Arbeits-Lustrum

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Gebirgsjungfrau. Erzählung. — Die Kinder im Tannenwalde. Novelle. — II. Die Verlobung. Erzählung. — Die Nonne im Mondschein Clarens. — Ludwig Devrient. — Wilhelmine Schröder-Devrient.

Empfindsame Reisen.

Nebst einem Anhang

von Reiseberichten, Skizzen, Episteln, Satiren, Elegien, Xenien und Epigrammen u. s. w.

aus den Jahren 1832 und 1833.

Von

L. Rellstab.

Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

In einer andern, bekannten Form ist in dem Roman „1812“ jetzt ist in kurzer, gedrängter Schilderung der Inhalt des gesammten Feldzuges, und auch sie sind den gebildeten Ständen schon bekannt und beliebt.

Leipzig, im Dezember 1835.

F. A. Brockhaus.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07790 3287

Digitized by Google

Digitized by Google